image
not
available

Digitized by Google

2. Ex.

Monatblätter

zur Ergänzung

der

Allgemeinen Zeitung.

1845.

Januar.

Bayerische Staatsbibliothek München
MDCXI
MUSEUM BERN
BERNENSIS ✠ BIBLIOTHECA

Im Verlage und unter Verantwortlichkeit
der
J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Per. 56/425
Digitized by Google

Inhalt.

Zur Einleitung. Einſt und Jetzt III
Edmund Burke 1
Rückblicke und Ausſichten auf dem Gebiete der ſchönen Litteratur 11
Fragmente aus Theſſalien 20
Die Petersburger Deutſchen 28
Ueber den Stand der Litteratur und der Gebildeten zu den Parteien in den Vereinigten Staaten 31
Blicke auf die philoſophiſchen Zuſtände der Gegenwart 35
Weil's Einleitung in den Koran 42
Reſultate des deutſchen Zollvereins 46
Die Handelsbeziehungen zwiſchen Deutſchland und Niederland 50

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Bayeriſche
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Zur Einleitung.

Einſt und Jetzt.

Siebenundvierzig Jahre ſind verfloſſen ſeit die *Allgemeine Zeitung*, zuerſt unter dem Titel *Neueſte Weltkunde*, ihren Platz in der deutſchen Preſſe eingenommen hat. Ihr Anfang fällt in eine der kurzen Pauſen des großen Revolutionskriegs, es waren die Tage des Raſtadter Congreſſes, einer der unglücklichſten Abſchnitte unſerer Geſchichte. Das heilige römiſche Reich deutſcher Nation lag in den letzten Zügen. Zwar wurde das Princip einer Integritat noch auf dem Congreß ſelbſt feierlich verkündet, aber ſchon war in geheimen Vertragsartikeln das linke Rheinufer abgetreten, und die verſchämte Diplomatie, die mehr vor dem Wort erröthete als vor der That, ſorgte durch Schutzloslaſſung der Rheinfeſtungen für den Vollzug. Für die deutſche Ehre war genug gethan, wenn etwa der Schein vermieden wurde daß man eigenhandig die ſchönſten Landſchaften an den Feind habe ausliefern können; für das Geſchehenlaſſen, den Vorſchub in der Stille war man nicht verantwortlich. Wie mußte es um den öffentlichen Geiſt beſtellt ſeyn, wo ein ſolches Poſſenſpiel aufgeführt werden durfte als eine Art Rechtfertigung der Zerſtückelung des Vaterlands! Der hiſtoriſche Griffel des Verfaſſers der *Lebensbilder aus dem Befreiungskrieg* hat jüngſt mit dramatiſcher Wahrheit jene dunkle Epoche *) mitten in die Gegenwart herein verſetzt und einen Theil des ſie noch umhüllenden blutigen Schleiers von ihr abgezogen. Damals nahmen die Völker Deutſchlands ſchweigend ihr Schickſal hin. Sie wechſelten ihre Herren und murrten nicht. Sie ſahen nicht allein viele ihrer Gaue und Stadte an das mächtige Frankreich übergehen, ſondern ſelbſt inner der erhaltenen Grenzen Fürſten walſcher Zunge eingeſetzt, zur Entſchädignng für Kriegsverluſte in fremden Landern. Sie ſahen über das Erbe der Kaiſer den Concurs erkannt, und wer bei dem politiſchen Bankrott des alten Europa Forderungen zu machen, Vergrößerung oder Ausgleichung zu hoffen hatte, meldete ſich zur Hinterlaſſenſchaft. Der Name Deutſchland ſollte bald hernach für längere Zeit gänzlich von der Weltkarte, ja faſt aus dem Andenken der zertrümmerten Nation ſelbſt verſchwinden; die abgeriſſenen Glieder, behaftet mit dem Wahn eines ſelbſtändigen Daſeyns, verloren ſich in der Geſchichte des neuen Univerſalreichs; was noch von einiger Bedeutung übrig geblieben war rang ſich ab in ehrenvollen, aber fruchtloſen Kämpfen.

Dieſe Zeit, die nun weit hinter uns liegt, beſtimmte nothwendig auch den Charakter eines Blatts das ihr Organ ſeyn wollte, und ſo wurde die *Allgemeine Zeitung* nach ihrer urſprünglichen Anlage überwiegend *kosmopolitiſch*. Denn vergeſſen wir es nicht, dieſe Zeit hatte zwei Seiten. So troſtlos unheimlich ſie uns als Deutſchen jetzt erſcheint, ſo großartig war der Strom der Ereigniſſe die ſich in ihr Well' auf Welle drängten, ſo erhaben das Schauſpiel der Titanenkräfte die ſie hervorgerufen, ſo furchtbar der Untergang der alten Staatsformen die donnernd zuſammenſtürzten. Das Zürnen des Patrioten preßte ſie in ſeine Bruſt, die Wiſſenſchaft ließ ſie ideale Reiche bauen und die Dichter träumen, aber vor dem Auge des Beobachters entrollte ſie tauſend Wunder einer thatenreichen Wirklichkeit, und der tiefer Blickende erkannte freudig in ihren Leiden die Geburtswehen einer beſſern Zukunft. Die Weltanſchauung wurde objectiver, unperſönlicher: aus der Armuth daheim flüchtete ſie ſich an den Buſen der Menſchheit. Der Nationalſinn ging im Humanitätsſinn auf. Freilich ermangelte der Humanitatsſinn darum einer rechten Baſis und wurde nur gar zu oft zu einem leeren Gefühlsſpiel. Doch wurde er, weil ſein Kern, durchaus geſund, auch umgekehrt eine Quelle geiſtiger Veredlung, ſittlicher Kräftignng: je entwickelter er ward, deſto mehr ſteigerte ſich die Empfänglichkeit der deutſchen Natur, was ſie bei den andern Völkern Gutes fand, nahm ſie bereitwillig in ſich auf, pflegte es mit Liebe und verwandelte es in Saft und Blut. Das war kein mechaniſches Aneignen fremder Errungenſchaft, ſondern ein innerlichſtes Verarbeiten aller Aufgaben der Zeit, ein ſtetes Hinzuthun aus der Fülle des eigenen Geiſtes und Gemüths. Dieſes Schaffen, Formen und Bilden brachte wohl nicht unmittelbaren ſichtbaren Gewinn, aber die Deutſchen lebten darin den ganzen Verjüngungsproceß des Jahrhunderts gewiſſermaßen mit, und wenn auch, oberflächlich betrachtet, der Umſchwung der Dinge ſie bloß nachtheilig zu berühren, ihre Unmacht zu zeitgemäßen Reorganiſationen aufzudecken ſchien, wenn ſie ſich's deßhalb

*) Dritte Abtheilung S. 79 ff. 125 f.

Digitized by Google

nicht ſelten gefallen laſſen mußten als müſſige träge Zuſchauer, wo nicht als unſchuldige Narren und gutmüthige Schwärmer verlacht zu werden, ſo reiften ſie doch inzwiſchen eine vielſeitige Tüchtigkeit, und warteten nur des Augenblicks da der Samenkeim die Schaale ſprengen würde, um auch als Nation hochachtbar daſtehen. Wo ſo viel des Herrlichſten aller Zeiten und aller Länder in der Bruſt eines Volkes Raum hat, da kann dieſes Alles nicht ewig als ein bloß beſchauliches Element erſcheinen, ein Geſtaltungstrieb drängt ſich hervor, das Schattenhafte will ſich verkörpern, der Gedanke zur That werden, alle Burgen des Geiſtes thun ſich auf und die entſendeten Streiter erkennen ſich als Waffenbrüder. Wie ſie auch heißen mögen, die Symbole der Nationalität und des Vaterlandes, ohne die kein würdiges Indieſchrankentreten möglich iſt, ſind auf ihre Banner geſchrieben. Der Kosmopolitismus iſt zu einer Vorſchule des Patriotismus geworden.

Schiller hatte, im vertrauten Verkehr mit dem verſtorbenen Cotta, die erſte Idee zur Herausgabe der Allgemeinen Zeitung gefaßt, der Hiſtoriker und Publiciſt Poſſelt übernahm die Ausführung. Cotta, mit einem ſcharfen Auge für die Phaſen der Zeit begabt, unermüdlich Verbindungen anzuknüpfen und vor keinen Schwierigkeiten zurückweichend, griff durch perſönliche Thätigkeit fördernd ein. Später war die Allgemeine Zeitung in den Händen Zahn's, des nachmaligen vieljährigen Vicepräſidenten der württembergiſchen Abgeordnetenkammer, ſodann einige Jahre unter Huber's Leitung; Stegmann hatte ſich, von der Schweiz aus, als Berichterſtatter über die Schlacht von Zürich bei ihr eingeführt. Schiller war der Mann ſeiner Nation wie Wenige, und iſt es heute noch. Wer könnte glauben daß ſeinem Plan der nationale, der deutſche Geſichtspunkt fremd geweſen? Auch für Poſſelt war er nicht fremd, aber die hohen Geſtalten eines Friedrich und Joſeph ſchritten nicht mehr über die Weltbühne, die kleinliche Politik der Höfe und die Thaten der Reichsarmee weckten keine Begeiſterung, und in wie Vielen das in ſich zuſammenbrechende Gerüſte des Feudalweſens nur Bedauern, wenn man die zunächſt Betroffenen ausnimmt? Es war ein finſterer Geiſt der durch Deutſchland ſchlich, der Dämon des Mißtrauens und der Zwietracht der jede Willenskraft lähmte, dem vor der Erhebung des eignen Volkes bangte, ob ſie ſchon der einzige Rettungsanker war. Noch tagten ſie in Regensburg, aber kein Parlament ſondern eine Kanzlei — ſo ſtill und würdelos daß ihre Wirkſamkeit oft Jahre lang unbemerkt geblieben wäre wenn ſich nicht hie und da ein verſtohlener Seufzer über erlittenen Landſchaden aus den Actenbündeln ins Publicum geflüchtet hätte — kein Reichsrath der die Geſchicke der Nation in ſeinen Händen wog, in deſſen Händen die Nation ruhig ihre Geſchicke wußte! Was half es den Deutſchen daß ſie noch immer ein tapferes, geiſtreiches, ſehr gelehrtes, ſehr tugendhaftes und ſentimentales Volk waren? Ihre politiſche Verkümmerung, ihre Selbſtvergeſſenheit als Nation konnte ſich nur an fremder Größe wieder emporrichten! Und dazu war die Zeit auf gutem Wege — die Zeit Bonaparte's und Pitts, die Zeit der Heerfahrt nach Aegypten und der unerhörten Anſtrengungen der brittiſchen Nation, der ſo eben des gefeierten Chathams größerer Sohn zu den ungeheuerſten Taxen und Anlehen die allgemeine Einkommenſteuer von ſieben Millionen Pfund Sterling aufgelegt hatte, die Zeit des Rieſenkampfes um die Weltherrſchaft zwiſchen einer jungen Demokratie, welche die Völker mit dem Zauberbild der Freiheit lockte, aber ſchon dem neuen Cäſar Krone und Scepter bereit hielt, und einer ſtolzen aber mit ihrer Nation geiſtig und leiblich verbundenen und darum mächtigen Ariſtokratie, die — ſelber einſt ein Hort der Volksrechte — das Erhaltungsprincip (es war zugleich das Princip ihrer Macht) auf ihre Fahne ſchrieb, entſchloſſen, wie es ſchien, den im Haſchen nach populären Inſtitutionen ausgebrochenen Weltbrand zu löſchen und nöthigen Falls den letzten Thaler und die letzte Karte auszuſpielen. Wie tobte der Thatenſturm, wie ſproßte die Männerſaat auf dem blutgedüngten Boden der Revolution! Wo war ein Winkel der Erde der nicht vom Schlachtengeräuſch erdröhnte, wo nicht die brittiſche Orlogsflagge trotzig über die Meere wehte?

Dieß war der Moment in welchem Poſſelt ſein Programm zur Allgemeinen Zeitung entwarf. Daß darin das deutſche Element nur ſchwach hervortritt, weder als krankhafte Deutſchthümelei noch als derbe Deutſchheit, darüber wird ſich unter dieſen Umſtänden Niemand verwundern. Die Preſſe in Deutſchland war vorerſt noch eine ganz kleine harmloſe Macht, noch nicht die Rednerbühne vor der jetzt alle Fragen des öffentlichen Rechts, alle Anliegen der Geſellſchaft verhandelt werden, noch weniger ſchon in dieſen Flegeljahren der Publiciſtik wo irgendein Gelbſchnabel von einem Journaliſten, dem das Rad der Zeit ſich zu langſam dreht, einen leitenden Artikel mit Weltverbeſſerungsplanen improviſirt, oder ein Pamphletiſt den politiſchen Meſſias und den Staatsmann ſpielt. Die Tagespreſſe damals folgte der Zeit und begleitete ſie, wollte ihr nicht auf Dampfflügeln vorauseilen. War doch die Bewegung der Zeit ſelbſt nicht die des Fortſchritts, ſondern ein athemloſer Dauerlauf, ein Wettrennen nach einem ungeſteckten Ziel. Die Tagesgeſchichte hatte Etwas von einem großen epiſchen Gedicht, ſie erklang wie ein Bruchſtück aus einem alten Sagenkreis: ſo geſpannt war das Intereſſe, ſo überraſchend der Scenenwechſel, ſo wunderbar oft die Epiſoden. Mitten in den mit aller Kunſt moderner Kriegswiſſenſchaft vorbereiteten Heereszügen erſchien doch mehr das freie Walten der Einbildungskraft, als der ordnende und berechnende Verſtand. Natürlich daher daß jenes Programm mehr oder weniger auch die Farbe dieſer Zeit trug; und ſo das Blatt. Dem deutſchen Publiciſten mußte die beſcheidene Rolle des Beobachters und Erzählers genügen, er konnte nicht in philippiſchen Reden aufbrauſen für das alte ehrwürdige Reich, nicht um Elſaß und Lothringen hadern — er der die Beſten ſeines Volks von einer fataliſtiſchen Reſignation ergriffen ſah, die im Begriff war den Rhein aufzugeben ohne Schwertſtreich! Wer hätte eine ſolche Sprache patriotiſchen Eifers nur verſtanden, wer ſie ungeſtraft geredet? So gleichſam genöthigt ſich perſönlich als unbetheiligt zu betrachten und jede leidenſchaftliche Stimmung zu überwinden, hatte er keinen Standpunkt zu wählen als den allgemein menſchlichen, ſein Horizont entwölkte ſich, ſein Blick über den Jammer der Gegenwart, über Pfahl und Scholle hinweg auf das große Ganze gerichtet wurde freier, unbefangener, fand den Frieden einer moraliſchen Weltordnung und eine heiterere Vertheilung von Licht und Schatten. Dieſe univerſelle Auffaſſungsweiſe iſt ſo ſehr dem ſittlichen Grundton des deutſchen Genius angemeſſen, daß kein anderes Volk ein ähnliches Inſtitut beſitzt, das mit demjenigen die Vergleichung aushielte welches ſie in Deutſchland vorzugsweiſe repräſentirt; und Poſſelt hat den Plan dafür

Digitized by Google

ſo ſicher und zugleich ſo elaſtiſch gezeichnet, daß der Rahmen deſſelben im Lauf der Zeiten wohl immer mehr ausgefüllt worden iſt, kaum aber ſeine Form eigentlich verändert hat.

Und doch — welch unermeßlicher Unterſchied zwiſchen der Allgemeinen Zeitung damals und jetzt! Ein damaliger Jahrgang machte nicht den vierten Theil eines jetzigen aus, und nun gar noch Ergänzungsblätter! Dieß alles iſt aber organiſch erwachſen aus dem urſprünglichen Plan, der weit genug war um all der nach und nach vordringenden neuen Momente der Zeit ſich zu bemächtigen und ſie in ſich aufzunehmen, als ein Theil der Hegemonie des öffentlichen Lebens von den Franzoſen und Engländern zu den Deutſchen kam. Andere Blätter haben ſeitdem die Mode der ſogenannten leitenden Artikel und des Feuilleton eingeführt. Die Allgemeine Zeitung bedurfte deſſen nicht. Sie zerfiel von jeher, neben dem zeitgeſchichtlichen, in einen räſonnirenden und kritiſchen Theil. Dieſe drei Theile waren allerdings im Anfang ungetrennt beiſammen, und ſchieden ſich erſt ſpäter in Hauptblatt und Beilage aus, aber ſelbſt die Litteratur war ſchon eine Rubrik bei Poſſelt, zwar auf Erſcheinungen im Gebiet der Politik und Geſchichte noch beſchränkt, woraus jedoch der Uebergang leicht war zu umfaſſenderen Darſtellungen aus der Litteratur überhaupt, nachdem Künſte und Wiſſenſchaften nicht mehr als Fachgelehrſamkeit getrieben wurden, ſondern die Reſultate des geiſtigen Schaffens anfingen Gemeingut zu werden. Damit hatte man ein Feuilleton, freilich keines zu bloßer Unterhaltung; der Feuilleton-Roman wurde verſchmäht. Auch leitende Artikel als ſtehende Rubrik, als premier Augsburg lagen außer dem Zweck der Allgemeinen Zeitung; das paßt wohl an ſich mehr für ein Journal von London oder Paris, deren jedes ſeine politiſche Partei hinter ſich hat, die von ihm täglich das Loſungswort erwartet, es paßt für Länder wo volle Preßfreiheit iſt. Ein deutſches Journal iſt in jeder Hinſicht in einer ganz verſchiedenen Lage, zumal eins wie die Allgemeine Zeitung die keine Parteiſtellung und ein ſehr gemiſchtes Publikum hat, das ihr ſchlechten Dank wiſſen würde für ſolche Kinder der Laune wie ſie unter jenem prunkenden Namen häufig zu Tage gefördert werden, das aber gründliche Erörterungen aller wichtigen Vorkommenheiten mit Recht erwarten darf. Eine andere Eigenthümlichkeit des deutſchen Zeitungsweſens iſt das Vorherrſchen der Correſpondenz. Die engliſche und die franzöſiſche Preſſe hat ihre Mitarbeiter zum größten Theil in einer Stadt vereinigt, die deutſche, ohne politiſchen Centralpunkt, bei der Mannichfaltigkeit der Verhältniſſe daheim und der größern Beachtung die ſie den auswärtigen Zuſtänden ſchenkt, ſelbſt wo ſie bloß hiſtoriſches Intereſſe haben, muß ihre Arbeiter aus Nähe und Ferne zuſammenſuchen. Die Allgemeine Zeitung iſt darin der ganzen deutſchen Preſſe mit gutem Beiſpiel vorangegangen; gleich in einer der erſten Nummern zeigte Poſſelt an, es laufen ſo viele Correſpondenzen ein daß er ſie fortan mit einem Sternchen bezeichnen werde, und aus dieſem Sternchen iſt allmälig eine ganze Hieroglyphik geworden.

Was werden Politiker von heute ſagen, wenn ſie einen flüchtigen Blick auf das Tirocinium der deutſchen Preſſe in der Allgemeinen Zeitung werfen? Werden ſie lächeln, wenn der gute Poſſelt ſich noch vor der großen Thatſache der neufränkiſchen Republik zu beugen ſcheint, indeß der Mann ſchon auf der Scene iſt der ſie ſammt ihrem Gefolge von neugebackenen Freiſtäätchen an die Degenſpitze ſtecken wird? Werden ſie lachen, wenn er in dieſen Freiſtäätchen, cisalpiniſche, liguriſche, parthenopeiſche, bataviſche, lemaniſche Republik genannt, den ephemeren Geſchöpfen des Schwerts des Siegers und deſſen willenloſen Trabanten, eine Ausbreitung des Repräſentativſyſtems ſah, wenn er ſich von ihren Kammerdebatten eine neue Quelle der Staatswiſſenſchaft verſprach, daher ſie Gegenſtand der Berichterſtattung ſeyn ſollten, wie die Parlamentsverhandlungen von England und Frankreich? Werden ſie die Achſeln zucken über den Lärmbläſer, der ängſtlich auf den aſiatiſchen Coloß und ſein Vorrücken an die Weichſel hinweist, da doch damals noch ein preußiſcher Statthalter in Warſchau ſaß und wir unterdeſſen ohne ſolche Schreckhaftigkeit dieſen Coloß an der deutſchen Grenze ankommen ſahen? Werden ſie es eine politiſche Blasphemie nennen daß er die Theilung Polens und die Revolution aus dem Geſichtspunkt der Gerechtigkeit in Parallele ſtellte als die Verſinnlichung zweier Syſteme, von denen das eine hieß: „Einer darf gegen Alle was er will," das andere: „Alle dürfen gegen Einen was ſie wollen?" Damals wie heute huldigte die Allgemeine Zeitung (um das von der Times nachmals erfundene Schlagwort zu anticipiren) conſervativen Grundſätzen, aber ſie verſtand und verſteht ſie nicht im excluſiven oder reactionären Sinn. Sie hielt und hält nichts auf die Weisheit der Conſtitutionen auf dem Papier, ſie iſt noch jetzt, wie es Poſſelt war, von der Wahrheit durchdrungen „daß nicht das noch ungeprüfte wenn auch ſchimmernde Neue nothwendig das Beſſere ſey, dem das gewiſſe wenn auch minder vollkommene Gute geopfert werden müſſe;" ſie erblickt mit ihm die Aufgabe der Staatskunſt darin „nicht dem Geiſt der Zeit durch einen ohnehin unmächtigen, immer nur im entgegengeſetzten Sinn wirkenden Widerſtand in Weg zu treten, wohl aber ihm eine Richtung zu geben daß er nicht in Revolutionen, das größte und den Inbegriff aller Arten von Unglück, ausſchlage;" ſie glaubt endlich wie er „daß es mit einer Welt von lauter Republiken faſt nicht beſſer als mit einer Welt von lauter Philoſophen ſeyn würde, und daß die Menſchheit dann erſt glücklich ſeyn wird, wenn alle Staatsverfaſſungen neben einander exiſtiren, und jede Regierung den edeln und weiſen Ehrgeiz hat die ihrige am beſten zu verwalten."

Alſo der politiſche Indifferentismus oder der aufgeklärte Despotismus iſt euer Glaubensbekenntniß? hören wir fragen. Keineswegs. Die Allgemeine Zeitung mißkennt den Werth ſtaatsrechtlicher Bürgſchaften nicht, ſie weiß daß es da wo ſie mangeln, Mißbräuche gibt die beim beſten Willen der Regierenden unvermeidlich ſind, und ſie erinnert ſich daß ein edelſinniger Herrſcher, dem das Compliment gemacht wurde ſeine „Perſönlichkeit ſey die beſte Verfaſſung", den Wohldiener mit der Bemerkung abwies: „das hieße das Staatswohl auf einen glücklichen Zufall bauen;" aber ſie weiß auch daß Verfaſſungsurkunden, Landtage und Staatsredner allein, ſelbſt gegen grobe Unfüge, die umſtändlichſten Budjetberathungen gegen unredliche Verwaltung nicht ſchützen, daß die Künſte der Corruption, der „Ziffergruppirungen" die freiſinnigſte Verfaſſung zum todten Buchſtaben machen können, ſie lebt daher der Ueberzeugung daß der conſtitutionelle Liberalismus keine Univerſalarznei ſey, daß die Erziehung zur Freiheit mehr tauge als die Stegreifdichtungen der Freiheit, und daß nicht Alles für

Digitized by Google

Alle paſſe. Die Allgemeine Zeitung muß abermals dem alten Poſſelt Recht geben, wenn er bemerkt es gebe eine „Contagion in der moraliſchen Welt, im guten und im böſen Sinn, eine Contagion der Meinungen wogegen ſich kein Cordon ziehen, keine Quarantänen anordnen laſſen," wenn er von einem „ſehr inconſequenten, aber ſehr furchtbaren Ding" ſpricht, das er an Ungeduld, Schnelle und Veränderlichkeit mit Virgils Fama vergleicht und das er dann in Benjamin Conſtants Worten alſo beſchreibt: „daß es Einrichtungen die es verworfen, fordert, und Einrichtungen die es gefordert, verwirft; daß es gelehriges Werkzeug Aller die ihm ſchmeicheln, wär's auch um es in dem entgegengeſetzteſten Sinn zu leiten; daß es Alles was es befiehlt, für gerecht hält, als wär's allgemeiner Wille, und mit einer Gewalt vollzieht, als wär's nur der Wille einer Faction; daß es klagt als ob man es unterdrückte, und droht als ob es allmächtig wäre." Errathet ihr, was das iſt? Die öffentliche Meinung! Ja, ſie iſt es, nach dem Leben gezeichnet, die Unholdin der ſchon Römer und Griechen ſo viel Uebles nachgeſagt, der Demos mit dem Gerber Kleon und dem Wurſtmacher Agorakritos zur Seite die ihm das Orakel auslegen *), derſelbe dem zu lieb Alkibiades ſeinem Hund den Schwanz abgehauen, und mit deſſen Revenant Benjamin Conſtant in Paris Bekanntſchaft machte, als Se. Majeſtät das ſouveräne Volk den Commandoſtab zu höchſt eigenen Handen nahm.

Dieſe gefährliche grillenhafte Macht in der die Gewitterſtürme des Forums und die Kämpfe der Marier und Gracchen wieder aufzuleben ſchienen, ſie ließ ſich nicht durch Ignoriren, nicht durch Spott beſeitigen, die Hoffnung daß ſie wie jede Uebertreibung ſich ſelbſt vernichten werde ließ allzu lange auf Erfüllung warten, die Vermeſſenheit, das Frankreich der Revolution eine „ungeheure Lücke in der Karte von Europa" zu nennen, war vorerſt zur Lüge geworden. Doch mußte Rath geſchaffen werden. Die Kanonen hatten Frankreichs Stimme zum Schweigen bringen ſollen, ſie hatten es nicht vermocht, ſie erhob ſich nur um ſo gewaltiger aus dem Mund ſeiner Millionen. Nun galt es einen Verſuch mit den Waffen des Geiſtes, es galt Preſſe gegen Preſſe, Tribüne gegen Tribüne aufzurichten, der Leidenſchaft die Vernunft, dem verblendeten überſpannten Urtheil eine geſunde beſonnene öffentliche Meinung entgegen zu ſetzen — eine öffentliche Meinung die kein Staat, ſelbſt der patriarchaliſche des Czaars, des Großſultans und des Himmelsſohns nicht, ungeſtraft entbehrt, ohne die es keine Volkskraft und öffentliche Tugend giebt, und von der die oben geſchilderte nur das Zerrbild iſt. Um nicht der anarchiſchen Preſſe (wie man heut zu Tage ſagen würde) allein das große Wort zu laſſen wurde die Allgemeine Zeitung gegründet. Poſſelt drückte das etwas behutſamer ſo aus: „die Friction mit den Republiken, und die Publicität welche dieſe ihren Verhandlungen geben, empfiehlt oder erzwingt auch auf der andern Seite eine gewiſſe Erwiederung." Es war keine Zeit zum ſchroffen Entgegentreten, aber die Zeit der Vermittlung der Gegenſätze hatte begonnen und bei aller Abwehr konnte es nicht an Annäherungen, auch mancher Anerkennung des andern Theiles fehlen. Hätte es nicht die Sache mit ſich gebracht, ſo mußte es aus Politik geſchehen. Werden deſſenungeachtet einige patriotiſche Eiferer unſerer Tage es Poſſelt zu gut halten daß er kein Franzoſenfreſſer war, und der Allgemeinen Zeitung daß in ihrer damaligen Gallerie berühmter Zeitgenoſſen die Bonaparte, Kleber, Marceau, Deſaix, Hoche, Pichegru, Moreau und ſo viele andere hiſtoriſche Namen dieſer Nation häufiger vorkommen als Namen aus dem deutſchen Adreßkalender, und ſelbſt mitunter in claſſiſchen Chronoſtichen, Lapidarſtylinſchriften, Bardenchören, nach dem Geſchmack der damaligen Tendenzpoeſie, verherrlicht werden. Waren doch viele jener Männer nicht bloß Helden des Tages ſondern des Jahrhunderts, und traf hier die kosmopolitiſche Bewunderung zugleich ſolche die das unwillkürliche Verdienſt hatten die Lehrmeiſter der Deutſchen zu ſeyn in der Kunſt zu ſiegen, leider zuerſt gegen ihre Brüder, hernach fürs Vaterland. Auch Suwaroff gehört zu dieſen. Hormayr (warum ſollte man ihn nicht nennen, er hat ja ſelbſt das Incognito abgelegt) hat in den Lebensbildern auch das Andenken an dieſen ſcythiſchen Hannibal wieder aufgefriſcht. *) Wie iſt der Ausgang dieſes ruhmbekränzten Lebens doch ſelbſt ein Zeugniß der mächtigen Wirkung des Zeitalters auch auf ſeine Feinde, und wie konnte ihr Kampf gegen daſſelbe ein glücklicher ſeyn! Mochten immerhin die Gleichheitsideen welche die ganze Geſellſchaft auf ein Niveau herabdrücken, im Staatsoberhaupt nur den erſten Diener erkennen wollten, zurückgewieſen werden, eine unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Selbſtherrſchers ſtand auch im Staatsrecht dieſes Ruſſen nicht, auch er wagte es ſein Dienſtverhältniß als ein Verhältniß des Rechts und der Achtung, der Pflicht und der Ehre anzuſehen. Als Suwaroff, kaum noch von dem Kaiſer Paul faſt vergöttert, mit Gunſtbezeugungen überhäuft, auf der Rückkehr aus Italien und Deutſchland, ſchon krank, wegen einer geringfügigen Urſache in Ungnade fiel und man ihn, ſtatt des vorher zugedachten altrömiſchen Triumphs, einſam und verlaſſen in der Dämmerung in Petersburg einziehen ließ, nicht nach dem früher für ihn bereiteten Kaiſerpalaſt, ſondern in das Dunkel eines entlegenen Stadtviertels, in eine beſcheidene Privatwohnung, wo er ſich ſogleich zu Bette legte, um nie wieder aufzuſtehen, befahl er dieſe Inſchrift auf ſein Grab zu ſetzen: „Hier liegt Suwaroff. Iſt das das Glück und die Sicherheit, wofür das ganze Leben eines freigebornen Mannes bereitwillig hingegeben zu werden verdient? Wenn Jeder nur allein das iſt, wozu der Fürſt ihn machen, und was ſeine Laune, gutes oder ſchlechtes Befinden, wieder wegnehmen kann, daß er in dieſer Minute noch von Allen umkrochen, in der nächſten darauf von Allen geflohen iſt, wo bleibt da das Vaterland und die wahre Ehre?" Wahrlich, das lautet wie von einem Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts, das verräth das Vordringen der neuen Grundſätze bis nach Rußland. Wo iſt der alte Abſolutismus geblieben, wenn Suwaroff als Liberaler ſtirbt! Zwar hätte es ein Mährchen aus der verkehrten Welt geſchienen, wenn die Allgemeine Zeitung eines Tags einen Nekrolog von der Newa angefangen hätte: „Ein Liberaler im ächten Sinne des Worts, und zugleich einer der größten Männer unſerer Zeit, der Erſtürmer von Praga und Iſmail, der Eroberer Italiens, Fürſt Suwaroff-Italinsky, iſt um Mitter-

*) Ariſtophanes in den Rittern.

*) Lebensbilder am a. O. S. 121 ff.

Digitized by Google

nacht des 18ten Mai 1800 mit Tod abgegangen! Die Leſer werden ſich freilich einigermaßen wundern wie der Fürſt gerade das Prädikat als Liberale erhält, und dieſe noch wenig bekannte, aber höchſt merkwürdig, wenn auch ſpäte Umwandlung ſeiner politiſchen Anſichten bedarf eer Erklärung die zumal eine pſychologiſche und eine hiſtoriſche ſey muß . . . .“

In Handelsſyen war die Allgemeine Zeitung antienglisch ſchon vedem Nationalſyſtem des Dr. Liſt (der ihr das nicht übel nehme wird), ſie war es unter Poſſelt bis auf Stegmann, wie es noch unter der jetzigen Redaction iſt. Poſſelt, unter d erſten Vorzeichen des Continentalſyſtems, da man bereits anhenglische Waaren zu confiſciren, erhob ſich gegen die Anmaßurer Britten aus dem Welthandel ein Monopol zu machen für ſicr beſchrieb in großartigen Zügen wie ihre Schiffahrt und ihPolitik beide Hemiſphären umſpannt, ihre Herrſchaft auf einrategiſchen Linie gutgewählter feſter Punkte beruht womit ſie dchlüſſel zu allen Ländern und allen Meeren von einem Pol zundern haben (doch hatten ſie damals noch nicht Helgoland alta, Corfu, Mauritius, Hongkong), wie „ihre Aaſter, gefährlicher als die Jeſuiten, triumphirend in Peking hen, wo ſie ein Handelsverbot gegen alle Völker zu bewirken n.“ Macartney's Abzug war nicht ſo triumphirend, und nd ſie ſo großmüthig geweſen allen Völkern die Häfen des ſchen Reichs zu öffnen. Wie unermeßlich muß die Macht und eichthum ſeyn, wenn eine Nation durch die freie Concurrenz be zu erreichen hoffen darf, was früher durch das Monopol Continentalſyſtem, das die Völker und natürlich auch die Pr eine vollends ganz feindſelige Stellung gegen England verſetzte, wenn auch ſeiner Zeit wegen der damit verbundenen maßregeln und der darin verhüllten politiſchen Vorwände werer Druck gefühlt, wenigſtens das Verdienſt daß es dn Keime einer heimiſchen Induſtrie pflegte und den Uebereinem mäßigen Schutzſyſtem anbahnte, welche Lehre denn aAllgemeine Zeitung ausbreiten half, wenn ſie, ſcho zwanziger Jahren, als Cannings Freund Huskiſſon en Mal das Princip des freien Handels officiell verkimit der dieſem Reformminiſter anhängenden Times ie der nationalen Induſtrie manche Lanze brach, um von wart gar nicht zu reden, wo ohnehin dieſes Intereſſe coeſtgehalten wird. Dieſe Handelspolitik hindert jedoch dieine Zeitung nicht im Uebrigen gegen die brittiſche Nat zu ſeyn. Sie iſt nicht von denen welche dieſe Monomanarfſinns haben in allen Schritten und Tritten engliſcher uner den abgefeimteſten Macchiavellismus zu wittern, der Negeremancipation ſchlechterdings nichts als die vicht die andern europäiſchen Colonien zu Grund zu rieue unmöglich zu machen, oder die Vereinigten Staatrdamerika durch das Geſpenſt eines Sklavenkriegs zu e in den Beſtrebungen der engliſchen Philanthropenard, Wilberforce nur Verſuche eigennütziger Uti in den engliſchen Miſſions- und Bibelgeſellſchane andere Art von Handelscomptoirs ſehen wollbezu behaupten wenn die Engländer liberale Theorienen ſie nur erfunden als eine Speculation auf die Gunderer Völker, damit ſie ihnen in Erlangung des Poſitiven, des Mammons, weniger im Weg ſtünden. Die allgemeine Zeitung thut dem Charakter einer edeln hochherzigen Nation nicht dieſe Schmach an, ſie bewundert und beneidet ſie um jene Durchbildung des öffentlichen Lebens wo die Regierung ſtark und die Bürger mächtig ſind, wo die Freiheit die raſcheſten Pulsſchläge ſchlägt und die Ordnung doch den Compaß nie verliert, ſie iſt ſogar ſtolz auf ihre Verwandtſchaft mit der deutſchen Nation, der ſie in manchen Dingen als Vorbild dienen kann, wie ſie in der Entwicklung ihres hiſtoriſchen Rechts, in ihrer naturwüchſigen Verfaſſung, in ihrem Volksgericht die Bewahrerin urgermaniſcher Inſtitutionen iſt.

Daß ein Journal eine Art Individuum iſt das ſeine Beſonderheiten in Neigung und Abneigung hat, wer will ihm daraus ein Verbrechen machen, ſofern das nationale Intereſſe damit nicht in Colliſion kommt, oder gar dann wenn ſie ſich an dieſes anlehnen und es wenigſtens mittelbar unterſtützen? Die Allgemeine Zeitung hat gegen Napoleon die Rückſichten der Achtung bewahrt auch nach ſeinem Sturz, und noch ſpäter ſeinem Andenken. Sie hat es nicht für anſtändig gehalten den Mann der eben noch von der Menge als ein übermenſchliches Weſen angeſtaunt ward, nun ihn das Glück der Schlachten verlaſſen hatte, in den Koth zu ziehen, ſie hat dieſen doch nur flüchtigen Moment der Volksleidenſchaft an ſich vorüber gehen laſſen, dieſe Mäßigung lag theils in ihrer politiſchen Stellung und hat wohl auch für ihren hiſtoriſchen Tact gezeugt. Den gefallenen Feind ehren, inſonderheit wenn er ſo lange ſiegreich war, iſt eine Pflicht der Selbſtachtung, daher denn auch die Rehabilitation Napoleons in Deutſchland ſchnell genug erfolgen konnte und ſein Name jetzt vielleicht nirgends populärer iſt als in Oeſterreich. Schon Poſſelt hat der Allgemeinen Zeitung die Regel vorgezeichnet nach der Unparteilichkeit und der Würde der Geſchichte zu trachten, ſoweit es auf dem Standpunkt eines Tagblattes möglich iſt, das die Zeit im Flug erhaſcht und Sandkorn an Sandkorn reiht, (während der eigentlichen Geſchichte Alles im Zuſammenhang, der Proceß der Zeit ſpruchreif vorliegt, ſo daß dort mehr durch Voreiligkeit des Urtheils bei unvollſtändiger Acteneinſicht, hier mehr durch ſubjective Einſeitigkeit in der Zuſammenfaſſung und Verknüpfung der Thatſachen geſündigt werden kann), er hat namentlich unter den Dingen die man nicht in der Allgemeinen Zeitung ſuchen dürfe, Klatſchereien, Anekdotenkram und Scandalchronik aufgezählt, und müſſen wir uns nicht geſtehen daß, als „die wilde Jagd auf den Korſen“ anging, neben den Aufwallungen ächt patriotiſcher Begeiſterung doch auch viel triviales Gebahren, philiſterhaftes Schimpfen und Schmähen, ein tölpiſches Fußtreten auf den todten Löwen war, worüber man nachmals ſelbſt erröthet iſt? Gleichwohl iſt es der Allgemeinen Zeitung von manchen Seiten ſehr verübelt worden daß ſie ſich vor dieſer Klippe bewahrt hat, man hat ihr Parteilichkeit für Napoleon, Ueberſchätzung des bonapartiſchen Frankreichs vorgeworfen, und ſelbſt Männer auf deren Meinung ſie einen hohen Werth legt, wie Niebuhr*), haben nicht ohne Bitterkeit in dieſen Ton geſtimmt. Neuerdings iſt man eher geneigt von einer andern Seite ihr einen entgegengeſetzten Vorwurf zu machen — nehmlich Unterſchätzung des katho-

*) In den Briefen aus Rom, im zweiten Band ſeiner Denkwürdigkeiten.

Digitized by Google

liſchen Frankreichs. Die Allgemeine Zeitung glaubt dieſe beiden Vorwürfe ablehnen zu können. Was den letztern anlangt, ſo iſt ſie der Bewegung der Geiſter zur Regeneration der franzöſiſchen Kirche mit unausgeſetzter Theilnahme gefolgt, denn das iſt ein hochwichtiges Ereigniß, nur treibt ſie allerdings keine confeſſionelle Politik, dieſe liegt außer ihrem Geſichtskreis. Was iſt es nun aber mit dem andern Vorwurf? Wie man über Napoleon und ſein Zeitalter, das unmittelbare und das nachwirkende, urtheilen mag, das läßt ſich nicht läugnen daß ſeine Erhebung und ſein Fall auch in der deutſchen Geſchichte Epoche machen. Einige werden kurzweg ſagen daß er ein gränzenlos Ehrgeiziger, ein Tyrann, ein Weltſtürmer war ohne höhere Idee als die Völker in Feſſeln zu ſchlagen und ſeinem Stolz immer neue Orgien zu bereiten; aber wie viele reden noch ſo? Einige werden ihn eine nicht bloß zerſtörende ſondern auch ſchaffende Naturkraft nennen, ein gottgeſendetes Werkzeug zur Erneuerung des Menſchengeſchlechts, einen Geiſtesbrand der zündend in eine erſchlaffte Zeit fiel. Andere werden aber auch von ſeinen großen Planen reden, was er als Geſetzgeber und Rechtsordner war, daß er die Freiheit der Meere erkämpfen wollte, ſie werden ihn darum loben daß er die wurmſtichig gewordene Vergangenheit vollends zertrümmerte und dadurch neuen Schöpfungen Platz machte, ſie werden es nicht allzuſehr beklagen (wie viele ſeiner alten Waffengefährten ſind in dieſem Fall?) daß er — ein neuer Kaiſer Karl — das alte Germanien in ſeine Heerfolge nahm und das ſich ſträubende zur höchſten Thatkraft aufreizte, ſie werden ſagen daß er doch ein ganz anderer Fürſtenſpiegel war als die Ludwige in Verſailles und im Hirſchpark. Am beſten werden ihn diejenigen Krieger und Staatsmänner zu würdigen wiſſen, und am wenigſten werden ſie ihn verkleinern laſſen wollen, deren glanzendſte Jugenderinnerungen erwachen wenn ſie ſich in die Zeit zurückdenken da ſie ſelber dem Mann des Jahrhunderts gegenüber ſtanden und — als Männer beſtanden. Man muß es dem Herausgeber der Lebensbilder aus dem Befreiungskrieg danken daß, nachdem er uns früher einen ſo tiefen Blick in den Charakter mehrerer Staatsmänner des deutſchen Nordens, eines Münſter, Stein, Gneiſenau, eröffnet hat, er nun mit reichlicheren Mittheilungen aus dem Land dem er damals ſelbſt angehörte, aufgetreten iſt. Seine vergleichenden Excurſe über die Politik der Häuſer Habsburg, Lothringen und Wittelsbach mit den Tendenzen herüber und hinüber mögen auf ſich beruhen (wiewohl ſie dem hiſtoriſchen Scharfſinn des Verfaſſers zu aller Ehre gereichen, wenn man in dieſer Gelehrſamkeit nicht etwa zu viel Advokatenkunſt findet), aber in ſeiner „muſiviſchen Arbeit über die öſterreichiſchen Erklärungen und Aeußerungen vom Gottesgericht in Rußland bis zum Pleiſchwitzer Waffenſtillſtand und zum todtgebornen Prager Congreß" iſt wohl das ehrendſte Denkmal der Geiſtesmächtigkeit des deutſchen Diplomatenfürſten das, wo nachgewieſen iſt wie er „Napoleon mit ſehenden Augen blind gemacht hat." *)

Die Anſtöße die von den Napoleoniſchen Kämpfen ausgegangen waren, wirkten in dem nächſtfolgenden Zeitraum in doppelter Richtung fort, zuerſt heftig und ungeſtüm, dann langſamer und immer langſamer — der Wellenſchlag nach einem Sturm. Auf der einen Seite die Freiheitsregungen der Völker, noch linkiſch und ungeſchickt, überſpannte Erwartungen, abwechſelnd ſchüchterne und herzhafte Anläufe die meiſt abprallten, unpraktiſche Formen und Theorien, viel liberale Redſeligkeit, weni politiſcher Geiſt. Auf der andern Seite das leicht erklärliche Mißtrauen der Regierungen, der unſichere Gang auf dem neubetretenen conſtitutionellen Weg, die noch ungezogene Grenze zwiſch landesherrlichen und parlamentariſchen Rechten, gemachte un zurückgenommene Conceſſionen, Unbehaglichkeit nach unten un nach oben. Bald darauf die Controverſe zwiſchen altſtändiſchen und Repräſentativverfaſſungen, die Oppoſition der beiden deutſch Großmächte gegen gemiſchte Verfaſſungen überhaupt, und wiedm die oratoriſche Schaubühne des Frankreichs der Reſtauratio das Beiſpiel eines großen Volks das mit Glück und Talent ſei Verfaſſungskämpfe focht, die erſten Aufzüge der „Komödie von fehn Jahren", von der Viele gerne das Maß genommen ha um es auf den Mikrokosmus der deutſchen Ständekammer erzutragen. Das durfte und konnte nicht ſeyn, aber es war natürliche Folge des Mangels einer ſolchen Verfaſſung des d en Gemeinweſens die den mancherlei allgemeinen Fragen welc Geiſter bewegten, einigen Spielraum gab. Dazu hatte die ſtellte alte Reichsverfaſſung nicht gedient, und diente auch di Bundesverfaſſung nicht, dieſe ein Werk der Eile und der N mehr Entwurf als ſchon fertiger Bau, äußere Umriſſe die ihr üllung, die wohnliche Einrichtung von der Zeit erwarteten erſöhnenden Ausgleicherin aller Dinge. Mißverſtändniſſe, uth und Verſtimmung ſind das unvermeidliche Verhangniß lebergangsperiode; an ihnen konnte es alſo damals nicht f und die Urſachen waren nicht über Nacht entfernt. Ns Abtreten vom Schauplatz hatte mehr als eine Lücke Durch ihn war Europa in eine ledhaftere Staaten- und Aeinſchaft gebracht worden, und empfing, bald folgſam ba ſtrebend, die Impulſe ſeiner allgewaltigen Perſönlichkeit. Dictatur bei den hin und wieder bemerkbaren Gährunge eben ſchien nicht rathſam, ſie wurde, da ſchon die Pflicelbſterhaltung um die ſo theuer erkaufte Weltruhe nicht aufs Spiel zu ſetzen größere Wachſamkeit gebot, von d rchie der Großmächte fortgeſetzt und nahm nur in i en eine Art conſtitutioneller Geſtalt an ſofern ſie ni das Product des Einzelwillens ſondern gemeinſchaftlich ng und Beſchlußnahme war. Napoleon hatte die Wel crete und Machtgebote regiert, die Pentarchie, in ni absoluter Form, that ihre Geſetze auf Monarchencongr Miniſterconferenzen kund. Das Bedürfniß des Aug rſchte in der Politik. So wenig hatte man eine A dem was die Zeit demnächſt als unabweisbare Fragen erwachenden nationalen, politiſchen und religiöſen an die Staatenlenker bringen würde, daß ein Syſ Gegentheils von dieſem allem, das Syſtem der natio ſchen und religiöſen Indifferenz, der Kosmopoli r Stabilität, einen Augenblick durch die vielgedeut edeutete heilige Allianz zu Anſehen kommen konnt man ſich beſonders angelegentlich ein Geſchäft daraus üſſen glaubte der Jugend, was ſie noch von nationa rungen bewahrte, als unnützen und gefährlichen Wuſt fen zu treiben.

*) Lebensbilder am a. O. S. 453 — 504. 613 ff

Das iſt jetzt anders geworden. Die Bewegung der Geiſter, ſtätig und geordnet, braucht keine heilige Allianz mehr „die ihr ein: „bis hieher und nicht weiter“ entgegenhält. Das nationale Element hat ſich frei gemacht, und der Kosmopolitismus der Stabilität iſt verwandelt in einen Kosmopolitismus des Fortſchritts, des Wetteifers Aller mit Allen. Dieß iſt der Kosmopolitismus Poſſelts, zu einem andern wird ſich die Allgemeine Zeitung nie bekennen, und ſie wird ihn nie aufgeben, denn er iſt das offene Weltauge des deutſchen Volks das die gelehrte Brille abgelegt hat. Jetzt iſt auch der Napoleoniſche Zauber gelöst und der Schatten der noch unter uns wandelte hat ſeine Ruhe gefunden. Jetzt erſt haben die Völker ſich freudig auf die Bahn des Friedens geſtürzt, und auch die Deutſchen zählen zu Rath und That, ſtehen hinter Keinen zurück. Sie haben eine große That ihrer Geſchichte gefeiert, ſie ſehen ihren Namen wieder geehrt, ihre Freundſchaft geſucht, ihre Fürſten haben ein Syſtem deutſcher Volkswirthſchaft gegründet, Deutſchland zu einer Handelsmacht erhoben. Die Zeit iſt vorüber wo ſie bloß nach außen blickten, dort den Barometer verſtohlener Wünſche und Hoffnungen ſahen. Sie haben an ſich ſelbſt glauben gelernt, und welche Früchte hat dieſer Glaube nicht ſchon getragen! Weht nicht ein friſcher Hauch durch ihre Gränzen, bedecken ſich nicht ihre Länder mit Eiſenbahnen, ihre Flüſſe mit Dampfſchiffen? Sind nicht ihre Städte voll des Geräuſches der Mühlen und Werkhäuſer? Iſt nicht die Bauhütte zu Köln am Rhein aufgeſchlagen, um das unterbrochene Werk der Jahrhunderte zu vollenden? Und iſt nicht der Ludwigcanal ein noch älterer Entwurf, der jetzt der Vollendung nahe iſt? Iſt nicht, von dem Geiſt eines Medicäers gepflegt, eine vaterländiſche Kunſt aufgeblüht, welche die öffentlichen Plätze mit Denkmälern des Ruhms, Tempel und Paläſte und ſelbſt die beſcheidene Wohnung des Bürgers mit edeln Gebilden ſchmückt? Und iſt nicht auch das ein ſchönes Zeichen unſerer Zeit, die man ſo gerne die egoiſtiſche der Börſen nennt, daß ſie nicht allein coloſſalen Reichthum ſich anhäufen, ſondern auch nicht ſelten einen Theil großer Vermögen gemeinnützigen Zwecken zufließen ſieht, wie das neueſte Beiſpiel das Teſtament des Iſraeliten Salomon Heine iſt? Was war Deutſchland, und was iſt es jetzt? Noch iſt nicht das ganze Deutſchland in dem Verein dem die Nation einen großen Theil ihres Aufſchwungs verdankt, einige der Diſſidenten ſind durch ihre eigenthümliche Lage noch abgehalten oder haben erſt annähernde Schritte gethan, andere ſperren ſich gewaltſam. Aber ein deutſches Geſammtgefühl iſt über Alle gekommen, Deutſchland iſt eine Großmacht geworden, die wie jede andere ihren ſchutzgenoſſenſchaftlichen Kreis um ſich zieht. Von der Nordſee und dem Belt an das adriatiſche Meer, vom Rhein an die Alpen und an die Gränzen von Rußland und Polen iſt ein ſchönes deutſches Leben erwacht, Freude an der Gegenwart, Vertrauen zur Zukunft, ſchaffende Kraft — die entfremdeten oder abgeriſſenen Glieder fühlen einen ſympathetiſchen Zug zur alten Heimath, fünf Millionen Deutſche ſchauen theilnehmend über den Ocean herüber dieſen Entwicklungen zu, ſchon iſt es ein Lieblingsgedanke der Nation aus dem Ueberfluß ihrer Kinder Pflanzſtaaten zu gründen die dem Vaterlande nicht verloren gehen, und ſie durch eine deutſche Flagge zu beſchützen, ſchon ſchweifen forſchend die Blicke durch beide Amerika und nach Kleinaſien, doch nicht mehr nach Warrakauri. Denn das war eine burleske Myſtification, und die Welterfahrenheit iſt unterdeſſen gewachſen.

Am merkwürdigſten iſt der Einfluß den dieſe neueſte Phaſe der deutſchen Zuſtände auf die Wiſſenſchaft gehabt hat. Allen geiſtigen Strebungen iſt jetzt der Charakter aufgedrückt daß ſie den Schulſtaub abſchütteln und ſich in unmittelbaren Verkehr mit dem Leben ſetzen. Allenthalben hat ſich der Kampf entſponnen zwiſchen altem und neuem Recht, zwiſchen Schriftlichkeit und Mündlichkeit, öffentlichem und geheimem Verfahren, und dabei haben wir die glückliche Entdeckung gemacht es handle ſich eigentlich nicht um Einführung eines neuen Rechts ſondern um Herſtellung des alten, um Tauſch eines volksthümlichen heimiſchen gegen ein fremdes gelehrtes Recht. Die Univerſitäten haben aufgehört Orakel zu ſeyn, die Graduirten beſitzen nicht mehr das Monopol der Bildung, ſie müſſen ſich die Concurrenz eines in guten Volksſchulen erzogenen, in Geſchäften tüchtig gewordenen, nach Geltung in Gemeinde und Staat ringenden Bürgerſtands gefallen laſſen. Die Litteraturblätter haben die großen Litteraturzeitungen verdrängt, ſie ſelbſt ſind von dem Feuilleton bedroht, das Publicum erkennt keine regierenden Ariſtarchen mehr, es hat zu dem Uebermüthigſten von ihnen geſagt:

Leſſing glaubſt du zu ſeyn der Olympier, Schatten von Gottſched,
Der auf die Geiſter ſchwingt wie auf Lakaien den Stock.

Schriftſteller wenden ſich nicht mehr an die „gute Geſellſchaft,“ ſondern ehrerbietig an den Beifall des Volks oder bilden litterariſche Kameradſchaften, Schutzbündniſſe für Lob und Tadel und erklären ſich ſelbſt für das Volk. Die Dichter und Philoſophen haben ihren Sonnenflug zur Erde geſenkt, ſie haben ſich herabgelaſſen unſern zeitlichen Angelegenheiten einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Die Dichter ſingen und ſagen ſeltener mehr von Genovefen und Kaiſer Octavian, ſie ſingen vom Erwachen des alten Barbaroſſa, von der deutſchen Flotte und dem deutſchen Rhein. Die Männer des reinen Denkens haben einige ihrer Hieroglyphen in die Vulgärſprache übertragen, wir haben ihren neuen Staat, ihre neue Moral, ihre neue Religion, den Sieg des von allem Endlichen befreiten Geiſtes, wir haben ſie als Künſtler und Schaffner an der ſich ſelbſt begreifenden Zeit geſehen, Schade nur daß die wirkliche Zeit zu gemein war um ſie zu begreifen und daß der göttliche Wiſſensſtrom zum Theil in Voltaire’ſchem Sand zerrann! Selbſt die Sprache iſt in einer Umbildung begriffen, der Sprachſchatz vermehrt und reinigt ſich aus den alten Nationaldenkmälern, aus dem Studium der Mundarten, der oberdeutſchen und der niederdeutſchen, wie aus Sprüchwörtern und Bildern in der Ueberlieferung des Volks.

Tiefer aber als auf jedem andern Zweig des Wiſſens iſt wohl jene Einwirkung auf die Vervolksthümlichung der deutſchen Geſchichte. Die Nationalgeſchichte iſt gegen die Provinzialgeſchichten wieder in den Vordergrund getreten. Die Zeit iſt vorüber, wo Deutſchland in Lehrbüchern der allgemeinen Geſchichte für Gymnaſien und Univerſitäten — ſey es aus Scham oder aus Gleichgültigkeit — zuletzt kein eignes Capitel mehr hatte, ſondern nur noch beiläufig erwähnt wurde. Jetzt gehört ſogar die übertriebene Beſcheidenheit nicht mehr zu den Nationalfehlern. Der Deutſche, abſonderlich das junge Deutſchland, tritt nicht nur keck neben jedes andere Volk, ſondern der Geiſteshochmuth hat uns ſchon manchmal

Digitized by Google

zu einem Ton der Selbſtvergötterung verleitet, die nicht minder wegen ihrer Täuſchungen gefährlich als an ſich lächerlich iſt. Gab es doch Eiſenfreſſer von der Feder die ſich vor dem großen Slavenreich auf die Zehenſpitzen ſtellten als ob ſie es zum Frühſtück verzehren wollten, und politiſche Augurn die von den Franzoſen, den romaniſchen Völkern überhaupt ſprachen als ob ſie den Deutſchen in keiner Beziehung nur das Waſſer reichen dürften, ſondern im Grund todt wären wie die Türkei, und nur die Deutſchen fortan noch Raum in der Weltgeſchichte hätten. Das iſt die Sprache des Philiſters der Haar auf der Zunge hat, der den Zopf abgelegt zu haben glaubt und ihn als Schnurrbart trägt — Kannegießereien, deren ſich auch die *Allgemeine Zeitung* vielleicht nicht immer erwehren konnte, aber es iſt gut wenn man es manchmal ſagt. Dieſer Philiſterhaftigkeit des öffentlichen Urtheils kann am beſten begegnet werden, wenn die Zeitgenoſſen, die in der Welt etwas zu bedeuten gehabt haben, ſich mehr und mehr jenes löblichen Brauchs befleißen welcher in England und Frankreich ſo alt iſt als ihre Litteratur, und neuerdings auch in Deutſchland häufigere Nachahmung findet. *Schiller* und *Goethe* ſind dem deutſchen Volk durch die Herausgabe ihres *Briefwechſels* nur um ſo theurer geworden. Dieſes Volk liebt es diejenigen die es hoch hält, nicht bloß in ihrem officiellen Erſcheinen in ihren Werken zu kennen, es ſieht ſie gerne auch wie ſie als Menſchen ſind, bei den Freuden und Mühen ihrer Arbeiten, unter den Sorgen des Lebens, im Hauskleid. Wenn ein Volk von Staatshandlungen nichts inne wird als was ſchon in Form vollendeter Thatſachen in Beſchlüſſen und Decreten vorliegt, wenn ihm jede Einſicht in die Urſachen und Triebfedern der Begebenheiten verſagt iſt, ſo ſollte es freilich bei ſo beſchränkter Oeffentlichkeit ſich beſcheiden über dergleichen etwas eine Meinung zu haben, wo jedoch ein ſo großer Vorrath von allgemeinen Begriffen, Grundſätzen und Theorien, kurz von allgemeiner Bildung verbreitet iſt wie in Deutſchland, wird man ſich deßwegen nicht begnügen zu ſagen: ich weiß nicht, man wird vielmehr auch ſo alles wiſſen, aber nur manches oberflächlich, pedantiſch verkehrt, zum Nachtheil beſonders ſolcher leitenden Perſonen die ſich mit einer herrſchenden Richtung in Widerſpruch ſetzen. Hier iſt alſo nicht die bloße Neugierde oder der Geſchmack an litterariſch-pſychologiſchen Feinſchmeckereien, es iſt das Bedürfniß des Verſtändniſſes der Gegenwart, der Bedingungen und Grundlagen der ganzen geſellſchaftlichen Verfaſſung zu befriedigen — ein Bedürfniß wie das tägliche Brod. Was der Preſſe noth thut iſt nicht allein die freiere Bewegung an ſich, ſondern damit ſie weniger gezwungen ſey ſich auf dem dürren Felde der Abſtractionen herumzutreiben und mehr *poſitiv* werde, muß ſie auch mit gutem politiſchen Stoff verſehen und ihr eine ſolche lebendige Anſchauung der Staats- und Volksgeſchichten dargeboten ſeyn, wie ſie aus den gegebenen Umſtänden und Verhältniſſen, aus den ſittlichen und Rechtsanſichten der Staatsmänner und anderer einflußreichen Perſonen erwachſen. Sind erſt die Vorderſätze der Thatſachen beſſer bekannt, ſo werden auch die Schlußſätze billiger und gerechter ſeyn; manches wird was ſonſt als Zufall, Willkür oder Verſäumniß erſchien, ſeine Entſchuldigung oder Rechtfertigung erhalten und dem ächten Charakter die verdiente Anerkennung nicht fehlen; wenn Männer wie *Stein*, *Niebuhr*, *Arndt*, *Varnhagen*, *Genz*, *Hormayr* ihre Erinnerungen und Erlebniſſe dem Volk vermachen, ſo wird bald auch die vorlaute Menge einſehen daß mehr hinter dem Berg iſt als ſie ſich einbildet, und daß die Staatsſachen ſich nicht mit kleinen oder großen Redensarten abthun laſſen.

Sollten wir uns zu viel verſprechen von dieſem Beiſpiel? Vielleicht! Doch kommt das in Deutſchland auch in den höhern Kreiſen eingedrungene Modebedürfniß litterariſcher Thätigkeit unſerm Wunſch zu Hülfe. Hat ja die Liebhaberei für *Memoirenlitteratur* vor kurzem ſelbſt diplomatiſche Reliquien des achtzehnten Jahrhunderts aus Familienarchiven ans Licht gezogen, und gewiß iſt noch mancher Schatz zu heben. Aber allzu ſanguiniſch dürfen die Hoffnungen nicht ſeyn. Die Papiere derjenigen unſerer Nation von denen die bedeutendſten Aufſchlüſſe zu erwarten wären, ſind als Staatsgeheimniſſe ihrer Höfe unter Siegel gelegt. Die franzöſiſche Regierung hat die Archive des Königreichs zu einer großen Memoirenſammlung aus dem Nachlaß der Staatsmänner des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts geöffnet, und die Politik Richelieu's mit all ihren verſchlungenen Fäden und Winkelzügen liegt jetzt in authentiſcher Form vor dem großen Publicum; werden aber in Deutſchland fünfzig, werden hundert Jahre hinreichen alle jene Geſchichtsquellen zu einem Gemeingut der Nation zu machen? Viele derſelben ſind wohl auch für immer verloren, beſonders Papiere ſolcher Deutſchen die in auswärtigen Kriegs- und Staatsdienſten auf die Weltgeſchicke eingewirkt haben. *Hormayr* erzählt, Auguſt Levin von *Benningſen*, der ruſſiſche Oberfeldherr von 1807, habe in ſeinem Geburtsland Hannover, wo er ſeine Tage beſchloß, bei zunehmender Erblindung Denkwürdigkeiten dictirt, aber ſie ſeyen nach ſeinem Ableben drohend abgefordert worden, doch ſey eine Abſchrift gerettet *). Alle Culturländer Europa's, Frankreich, England, Italien, haben ſolche *Kosmopolitiker des Staatsdienſtes* geliefert, mehr und größere Virtuoſen in der Kunſt der Entäuſſerung ihrer nationalen Perſönlichkeit keines als Deutſchland — und Rußland, damals als es daſelbſt noch keine anſpruchvolle *Nativiſtenpartei* gab, war ihr Eldorado. Es waren *fahrende Miniſterialen*, die nach Gelegenheit oder Ausſicht auf Gunſt in fremden Sold traten, unter Umſtänden wieder ihren Abſchied nahmen und weiter zogen um anderswo ihr Glück zu machen, des Grundſatzes lebend: ubi bene, ibi patria. Dieſe Gattung iſt jetzt ſelten geworden, aber ſo arglos war das Zeitalter und ſo unentwickelt das öffentliche Bewußtſeyn, daß die Völker eher ſtolz darauf waren einzelne ihrer Söhne in auswärtigen Staaten hoher Ehren theilhaftig zu wiſſen, als daß ihnen Bedenklichkeiten aufſtiegen ob es wohlgethan ſey daß ſie andern als den Landesintereſſen dienten. Einige fanden draußen ein zweites Vaterland, wenige behielten das geiſtige Band mit dem Vaterland wie *Klinger*, hatten aber auch das Gefühl von Verbannten; das Loos Anderer hatte Aehnlichkeit mit dem der Beamten der oſtindiſchen Compagnie, ſie ſuchten ſich dort bloß Vermögen zu erwerben um es nachher daheim zu verzehren. Wenn ſie aber auch zurückkehrten, ſo hatte doch Deutſchland von ihren Erfahrungen wenig Gewinn.

Da ſind vor etlichen Jahren Denkwürdigkeiten des Freiherrn Achaz Ferdinand von der *Aſſeburg* erſchienen. Er war keiner der undeutſch gewordenen, *Schloſſer* rühmt ſeine Anhänglichkeit an

*) Lebensbilder a. a. O. S. 252 f.

Digitized by Google

ſeinen Lehnsherrn Friedrich den Großen, Varnhagen hat das Buch bevorwortet und erſt neulich in der Allgemeinen Zeitung deſſelben mit Lob gedacht. Aſſeburg war achtzehn Jahre im däniſchen, über dreißig Jahre im ruſſiſchen Dienſt. Er hat den Dänen ihren Sundzoll*) retten helfen von dem ſich die Kaiſerin Katharina emancipiren wollte, er hat die Reiſe drei heſſiſcher Prinzeſſinnen zur Brautſchau nach Petersburg unterhandelt**), und im Auftrag des Königs von Dänemark als eines der Gewährleiſter der württembergiſchen Verfaſſung — des alten Rechts — Reiſen nach Stuttgart gemacht***) um die Streitigkeiten des Herzogs Karl mit ſeiner Landſchaft beizulegen, über dieſe Staatsverrichtungen ſind einige Originalurkunden mitgetheilt, woraus die Bearbeiter der däniſchen, darmſtädtiſchen und württembergiſchen Specialgeſchichte Nutzen ziehen mögen. Doch ja, er war auch als däniſcher Geſandter am ruſſiſchen Hof, beim Austauſch des Herzogthums Holſtein-Gottorp gegen die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt†) thätig und unterſtützte die ruſſiſche Politik in Bezug auf die Diſſidenten in Polen, erkannte übrigens (wozu freilich kein Wunder von Scharfſinn nöthig war) ſchon damals, ſechs Jahre vor der Theilung, und ſprach es in einer Depeſche aus daß die ruſſiſche Politik keinen andern Zweck hatte als Polen ſchwach und uneinig zu erhalten, was ſo ſchwer nicht ſeyn konnte wenn ſelbſt die polniſchen Geſandten in Rußland von der Kaiſerin einen monatlichen Gehalt von 1000 Silberrubeln empfingen††). Wie intereſſant wäre es nun geweſen von ihm auch aus Regensburg Etwas zu hören, wo Aſſeburg lange Jahre am Reichstag als Bevollmächtigter der Czaarin beglaubigt war? Es waren daſelbſt ſchon die ehrwürdigen Perücken wie zu Poſſelt's Zeit, und es iſt nicht zu zweifeln daß man von der polniſchen Praxis auch einigen Gebrauch gemacht hat — die moskowitiſchen Protectoratsideen ſind bekanntlich nicht von geſtern und ehegeſtern. Allein darüber hält Aſſeburg reinen Mund.

Gott ſey Dank daß Deutſchland jetzt den Ehrgeiz ſeiner Söhne ſelbſt beſchäftigen, ihnen Verſorgung und Ausſichten gewähren kann! Söhne des Vaterlands, warum wollt ihr fremdem Brod nachlaufen? Die regenerirte Schweiz hat den Reislauf abgeſchafft; es gibt einen Radicalismus der Ehre den man nachahmen muß. Denkt an die königliche Jungfrau der deutſchen Heldenſage, die, von den Feinden in ſchmählicher Knechtſchaft gehalten, als ſie die Befreier nahe weiß, die ganze fremde Hofwäſche ins Meer wirft:

Nun will ich dieſe Kleider tragen zu dee Flut.
„Sie ſollen wohl eefaheen," ſprach das Mägdlein gut,
„Daß ich mich vergleichen dürfe Königinnen:
Ich werfe ſie ins Waſſee, daß ich ſie luſtig fließen ſeh von hinnen."
Was auch Hildburg redete, Gudrun trug hindann
Gerlindens edles Linnen, zu zürnen hub ſie an:
Sie ſchwang ſie aus den Händen weit in die Wogen.
Sie ſchweblen eine Weile, ich weiß nicht ob ſie je heeaus ſie zogen†††).

Manchen wird dieß Alles viel zu roſenfarben erſcheinen, und wir bekennen daß es uns bald ſelbſt ſo vorkäme, wenn wir uns verſagen müßten auch Schattenpartien zu erwähnen. Man hat dieſer Zeit ſo viel Schlimmes nachgeſagt, warum ſollte man nicht auch einmal vorzugsweiſe ihre gute Seite herauskehren? Aber man braucht deßwegen kein Optimiſt zu ſeyn, weil man kein Peſſimiſt iſt. Ja, das Zeitalter ſchon hat ſeine trüben Miſchungen, die wir mit aller Abſolutheit der Wiſſenſchaft nicht plötzlich fortſchaffen werden, da ohnehin Charakter und ſittliche Kraft weit mehr als aller Nimbus geiſtiger Bildung die Welt regieren — dieſe ſelbſtgefällige kalte, für gute und böſe Reize empfängliche, für ſpeculative Ideen nur auf Umwegen nahbare Welt! Dieſe Welt, die uns heute ein lenkſames Kind, morgen ein unbeſonnener trotziger Jüngling, bald ein verſtändiger Mann oder ein abgelebter Greis dünkt, jetzt ein rüſtiger Baumeiſter, jetzt ein muthwilliger Zerſtörer, jetzt träge Maſſe und wiederum ein aufgeſchlagenes Buch neue Thaten einzuſchreiben, ein ewig wechſelnder Proteus, und doch ein Bild in welchem Jeder gerne ſeine eigenen Züge, ſich als Schöpfer und Geſchöpf erkennt! Oft folgt ſie, trotz aller Launenhaftigkeit, längere Zeit einer beſtimmten herrſchenden Richtung, um dann vielleicht mit einemmal auf das Gegentheil überzuſpringen, wie jene Richtung das rechte Maß verloren. So hat einſt der Fanatismus die Religion fortgeſchreckt und die Aufklärung herbeigerufen. Als dieſe in Unglauben ausgeartet war, iſt die Welt zum Glauben zurückgekehrt. Die Extreme berührten ſich, ſie rächten ſich auch. Auf die Zeiten der Religionskriege und der Verfolgung kamen die Zeiten der Freigeiſter und der Revolution — Zeiten, reich an menſchlicher Größe, aber voll neuer Leiden für die Menſchheit, denn der Leitſtern des Ewigen war von ihr gewichen. Die Völker ſuchten wieder den unbekannten Gott, und ſiehe — das Chriſtenthum war, gekräftigt und geläutert, eine jugendliche Macht unter wirren Streiten hervorgegangen. Mit kindlichem Gemüth hängen jetzt wieder Millionen an ihrem alten Glauben, es bringt keine Ehre mehr das Heilige zu verhöhnen, und wenn auch das Geſchlecht der Spötter nicht ausgeſtorben iſt, wenn der Menſchengeiſt fort und fort ſich abmüht die Räthſel des Daſeyns in ſeiner Weiſe zu löſen, ſo iſt da keine Gefahr. Legt doch dieſer Forſchungsdrang ſelbſt das ſprechendſte Zeugniß ab daß die Erkenntniß der göttlichen Dinge der Gipfel aller Weisheit iſt.

Aber während der Beſitzſtand der Religion in Kirche und Staat von keiner Seite ernſtliche Gefahr zu fürchten hat, vielmehr in der Glaubenstreue der Völker und in der Achtung der Regierungen für die Rechte der Gewiſſen die ſicherſte Bürgſchaft findet, gibt es unberufene Sachwalter der Religion, die ſich gar gerne hinter den ſchützenden Namen von Conſervativen verſtecken, die aber, wenn es auf ſie ankäme, Proteſtanten gegen Katholiken und Katholiken gegen Proteſtanten in Harniſch jagen und das Vaterland in Feuer und Flammen ſetzen würden. Dieſe confeſſionellen Hetzereien ſind ſehr zu beklagen, und es iſt ein Glück daß das Geſetz der allgemeinen Bruderliebe noch mächtiger iſt. Fort mit dem Religions- und Sektenhaß, von dem ein unbeſonnener Zelotismus überfließt, als ob es gälte mit aller Gewalt das blutige Geſpenſt des Fanatismus in unſer Jahrhundert hereinzuführen. Keine dogmatiſche Partei hat das Recht die ſo nicht mit ihr gehen als eine Partei der Lüge zu brandmarken; die Wahrheit wandelt unter vielen Fahnen und ſendet

*) Aſſeburgs Denkwürdigkeiten S. 181 ff.
**) Am a. O. S. 244—270.
***) Am a. O. S. 201—243.
†) Am a. O. 114 ff.
††) Am a. O. S. 147—157.
†††) Gudrun 25ſtes Abenteuer, Ueberſetzung von Dr. K. Simrock.

Digitized by Google

in mannigfaltigen Strahlenbrechungen ihr Licht. Und wem wäre auch mit dieſem Wegwerfen der Andersgläubigen gedient? Wo iſt ein katholiſcher Fürſt in Deutſchland der nicht proteſtantiſche, wo ein proteſtantiſcher Fürſt der nicht katholiſche Unterthanen hat? Da eine Reviſion der Verträge von 1815 zu einer confeſſionellen Anordnung der Territorialverhältniſſe der Völker und der Dynaſtien auch unter die unmöglichen Wünſche gehört, ſo bleibt vernünftigerweiſe nichts übrig als freie Anerkennung des gegenſeitigen Rechts. Wollt ihr den Frieden erhalten, wollt ihr ein großes und einiges Deutſchland, wollt ihr nicht daß eure heimlichen Feinde im innerſten Grund ihrer Seele jauchzen, ſo tretet mit Ehrfurcht Einer in des Andern Gotteshaus, ſtellt nicht die heißköpfigen Uebertreter ins Vordertreffen und laßt ihnen nicht das große Wort, betrachtet nicht ihr Einen die Andern als ſolche die ſich überlebt haben, und ihr Andern wiederholt jenen nicht zum Ueberdruß daß es mit ihnen gar aus ſey, laßt endlich einmal ihr von der alten Kirche die neue Kirche als jüngere Schweſter auch etwas gelten, behandelt ſie nicht als Abtrünnige, verlacht nicht zum voraus jeden ihrer Verſuche ſich eine beſſere Kirchenverfaſſung zu geben. Ueber den Werth einzelner Glaubensmeinungen mag jeder Theil ſein eigenes Urtheil haben, nur überlaßt die Erörterungen darüber den Theologen und Schriftgelehrten, die Controverspredigten in Zeitungen laßt!

Die Allgemeine Zeitung iſt ein Blatt des Friedens, ſie iſt es in politiſchen, ſie iſt es auch in confeſſionellen Dingen. So weit die letztern als Momente der Zeitgeſchichte in den Bereich der politiſchen Preſſe fallen, hält ſie ihnen ihre Spalten offen, aber die Beſprechung muß eine ruhige ſeyn, in Bezug auf die Thatſachen unparteiiſch, in Bezug auf die Gegenſätze verſöhnend und vermittelnd. Darum pflegt ſie an der Regel feſtzuhalten über katholiſche Angelegenheiten nur Katholiken, über proteſtantiſche Angelegenheiten nur Proteſtanten, über beide nur gemäßigte und beſonnene Männer zu Berichterſtattern zu nehmen. Aus dieſem Grund mag es wohl geſchehen ſeyn daß Stegmann im J. 1836 die Einmiſchung eines proteſtantiſchen Geiſtlichen in den argauiſchen Kloſterſtreit und eine Einſendung deſſelben zur Aufnahme in die Allgemeine Zeitung nicht geeignet fand. Freilich war dieſer Geiſtliche Dr. Hurter, aber acht Jahre vor ſeinem Uebertritt. Sollte man glauben daß nun dieſe alte Geſchichte in einer neuſten Schrift zur Erbauung des großen Publicums aufgewärmt wird, und der Allgemeinen Zeitung darin in einem beſondern Kapitel: „Lüge, Richtung der Zeit" ihre Stelle angewieſen iſt? Die Allgemeine Zeitung hat dem Geiſt und den Talenten des berühmten Biographen Innocenz III allzeit Rechnung getragen, iſt ihm nie feindſelig gegenüber geſtanden (iſt er doch ſogar mehr als einmal ihr Mitarbeiter geweſen), aber ſie darf fragen: wo war hier die Lüge? Bei der Allgemeinen Zeitung die einen proteſtantiſchen Geiſtlichen als Sachwalter einer Kirche die nicht die ſeinige iſt, nicht zulaßt, oder bei dieſem Geiſtlichen der es mit ſeiner Politik vereinbar hält insgeheim jener vertraute Sachwalter und öffentlich proteſtantiſcher Antiſtes zu ſeyn! Nein, das war kein Tellsſchuß, das ſind Pfeile mit denen der Schütze Niemanden weh thut als ſich ſelbſt. Doch wir nennen auch das nicht Lüge, Lüge iſt ein hartes plumpes Wort, wir glauben daß Dr. Hurter aus Ueberzeugung handelte, daß er in ſeinem Intereſſe für das Kloſtereigenthum durch bloßes Rechtsgefühl beſtimmt wurde, noch nicht vor ſeinem Gewiſſen von ſeiner Kirche abgefallen war; wenn es aber auch den Beſtwollenden ſchwer iſt immer den falſchen Schein zu vermeiden, warum dann eine ſo leichtfertige Anklage gegen die Allgemeine Zeitung? Wo die Bahnen der Geiſter ſo vielfach auseinander laufen und ſich durchkreuzen, kann der Kampf nicht ausbleiben, mögen die Waffen ſtets redliche ſeyn! Was wir alle bekampfen, ſey das Reich der Sykophanten und Sophiſten!

C. A. Mebold.

Digitized by Google

Edmund Burke.

Correspondence of the right honourable Edmond Burke, between the year 1744 and the period of his decease in 1797; edited by Charles William, Earl Fitzwilliam and Lieutenant-General Sir Richard Burke, K. C. B. 4 Vol. 8. London, Francis & John Rivington. 1844.

Der Erbe jener Grundſätze, welche während des amerikaniſchen Unabhängigkeitskriegs die politiſche Ehre Englands aufrecht erhielten, und was mehr iſt, der Fortbildner jener freiſinnigen Whiggrundſätze, wie ſie die Rockingham'ſche Partei im vorigen Jahrhundert aufgeſtellt hatte, der Earl Fitzwilliam, iſt der Herausgeber dieſer nicht bloß intereſſanten, ſondern für die Politik und Geſchichte des 18ten Jahrhunderts höchſt wichtigen Sammlung von Briefen des berühmten Burke. Kaum hätte die Sammlung und Herausgabe ſo wie die Erklärung und Commentirung durch Noten in treuere und beſſere Hände jemals gelangen können, da jener edle Lord nicht nur der Deſcendent des politiſchen Schützers Burke's, des Marquis von Rockingham iſt, ſondern ſich auch zugleich in der Korngeſetzfrage, in der Katholikenemancipationsfrage und in den iriſchen Kirchenfragen als der wahre und tüchtige Nachkomme Burke's und Rockinghams bewieſen hat. Wir ſehen in dieſem Herausgeber wieder eins jener merkwürdigen Beiſpiele der engliſchen Ariſtokratie, in welchem ſich das Familienheiligthum politiſcher Grundſätze von Vater auf Sohn und Enkel in treuer Ueberlieferung fortgepflanzt hat, bei welcher es nicht bloß die höchſte perſönliche Ehre iſt den großen Lehren der Väter getreu dieſe gegen alle Anfechtung zu vertheidigen und zu bewahren, ſondern ſie auch den Umſtänden und Sachen gemaß weiter zu bilden und ſie der Gegenwart gerecht zu machen.

Edmund Burke wurde am 12 Januar 1728 in Dublin geboren; er ſtarb am 8 Julius 1797. Sein Leben durchlief alſo jenen Zeitraum von großen Weltbegebenheiten, deren Reſultate unſere Gegenwart begründeten, der Kämpfe des ſiebenjährigen Krieges, der Ausbreitung des engliſchen Welthandels, der engliſchen Meerherrſchaft, des heutigen Syſtems der Großmächte auf dem Continente und deſſen lange anhaltende Zerſtörung durch die Theilung Polens und die Erſchütterungen der franzöſiſchen Revolution. Nur die Reſtaurationszeiten ſah er nicht mehr, auch nicht das aufſtrebende Leben der Volksfreiheiten, außer in Amerika. Mitten im Kampfe ſtehend und fallend bewahrte ihn die Hand der gütigen Gottheit vor den Freuden der großen Thaten und den Leiden halber Siege unſeres Jahrhunderts. Sein Leben hatte mit dem von William Pitt und Charles Fox etwas Tragiſches gemein: den Untergang vor dem Ende, das Dahinſcheiden vor der Möglichkeit ihrer Verſöhnung. Es wäre eine herrliche Aufgabe für den hiſtoriſchen Politiker aus ſo reichen Materialien, wie ſie jetzt über Burke vorliegen, auch den Charakter und die Laufbahn ſeiner großen Freunde und Gegner, Pitt und Fox, ſchildern zu können, und ſich in dieſen Perſönlichkeiten die Strahlen ihres Jahrhunderts brechen zu laſſen; aber dazu fehlt es noch immer an genügenden Quellen, namentlich bei Pitt an ſolchen die Geheimniſſe des Herzens und der Anſichten entſchleiernden Briefen, wie ſie uns hier geboten ſind.

Burke iſt eines von den wenigen Beiſpielen aus der Geſchichte engliſcher Staatsmänner, daß es doch auch dort unbemittelten Talenten möglich iſt aus dem Staube der Gelehrtenſtube zu den höchſten politiſchen Ehren außerhalb der heiligen Pforte der Staatskirche aufzuſteigen. Vermögen beſaß und erbte er wenig. Sein Vater, aus einer alten normänniſchen Familie abſtammend, hinterließ ihm als proteſtantiſcher Gutsbeſitzer und Anwalt ein kleines Landgut von etwa 300 Pf. St. jährlicher Einkünfte; und obwohl dieß immer beträchtlicher war als man ſonſt wohl in den Lebensbeſchreibungen Burke's deſſen Vermögen anſchlug, ſo war er doch in der früheren Jugend gezwungen den Hoffnungen auf irgend eine höhere Laufbahn als freier und unabhängiger Staatsmann zu entſagen. Auch dieſe Briefe geben den ſchon bekannten Umſtand an, daß der junge Edmund entſchloſſen war ſich der Litteratur und den juriſtiſchen Studien zu widmen, aus Neigung aber ſich den mehr äſthetiſchen Richtungen der Zeit als den praktiſchen Anwendungen juriſtiſcher Kenntniſſe hingab. Wir bekommen hier wieder (wie in Prior's life of Burke) einige Proben ſeiner jugendlichen Poeſien, die er brieflich ſeinem Freunde Shackleton, dem Sohne des Quäkers bei welchem Burke ſeinen erſten Schulunterricht genoß, mittheilt. Auch in dieſen Proben ſieht man den ſtärkſten Zug des Burke'ſchen Charakters, Phantaſie und Gefühl, ſchon hervortreten, den er Zeitlebens bewahrte. Bald ſah er jedoch daß es mit den Naturſchilderungen und Empfindungen der Nymphen, mit dieſen Anrufungen der Aurora, des Morpheus und der mythologiſchen Perſonificationen für ihn nicht gethan ſey; er verließ den Gemeinplatz mittelmäßiger Talente, den Boden des Verſemachens, um ſich in dem Reiche der Wiſſenſchaft, in welchem auch der Fleiß des mittleren Talentes ſeine Anerkennung findet, zu bethätigen.

Auf dem Boden der praktiſchen Philoſophie mußte ein Talent wie das ſeinige bald einen tüchtigen Namen gewinnen, weil ſeine Natur und ſeine Neigungen ihn gerade dafür außerordentlich

Digitized by Google

befähigten, wie ſeine erſten Verſuche den Beweis liefern. Uebrigens muß man die Bemerkungen Lord Broughams *) über Burke's Studien und Kenntniſſe, die ziemlich beſchränkend ausgefallen ſind, ſehr cum grano salis aufnehmen. Burke war zwar kein grammatiſcher Kopf, kein eigentliches Sprachtalent, er erhob ſich auf der Schule und Univerſität nicht zu den Preisgewinnern in der mechaniſchen Anwendung eingepfropfter Fertigkeiten; aber er war durchdrungen von dem Geiſt und Inhalte des Alterthums, ein begeiſterter Leſer derjenigen Claſſiker die ihm gerade zuſagten, lebend in der politiſchen großen Geſchichte der Römer und Griechen. Wie gut er die Staatsalterthümer, die Seele der römiſchen Inſtitute, verſtand, lehren ſeine ſpäteren treffenden Vergleichungen, beſonders römiſcher und engliſcher Inſtitute. Vielleicht waren nie zwei große Staatsmänner und Redner Einer Nation in ihren Naturanlagen verſchiedener als er und der jüngere Pitt. Während dieſer ſich beſonders durch ein ſehr früh hervortretendes kritiſches und philologiſches Talent auszeichnete, warf ſich Burke, der ein treues und weites Gedächtniß beſaß, mit gründlicher Heftigkeit nacheinander auf die Zweige der engliſchen Unterrichtsdisciplinen, und ergab ſich, wie er ſelbſt ſeinem Schulfreunde Shackleton erzählt, nacheinander dem furor mathematicus, dem furor logicus, dem furor historicus und dem furor poëticus. Man kann aber hinzufügen daß, als bei ihm die Zeit der Wuth in wiſſenſchaftlichen Studien vorüber war, er auch gezeigt habe daß er die wahrhaften Principien der Volkswirthſchaft und Staatsökonomie ſich in einem Grade zu eigen gemacht hatte, wie ſie kaum Einer der gleichzeitigen Staatsmänner, die ihm als ebenbürtige an die Seite geſetzt werden können, beſaß. Er war ein verſtändiger, gemäßigter und feſter Anhänger des Syſtems der Handelsfreiheit, zu einer Zeit als noch die meiſten Staatsmänner ſich in den Feſſeln des Mercantilismus bewegten, oder ſich gar in dem Halbdunkel der phyſiokratiſchen Kühnheiten oder in den Irrgängen der Finanzroutine verloren.

Von allen dieſen Studien iſt nun ohne Zweifel etwas in Burke's Geiſt, in ſeinen Werken und Reden geblieben; ſelbſt in der Geſchichtſchreibung ſtellte er die philoſophiſch-ſententiöſe Manier und den ernſten Pomp des Salluſtius am höchſten, die Reden des Cicero liebte er vor allen; ſeine Anlage zu phantaſiereicher Wortfülle wurde durch die langen Studien poetiſcher Werke wie durch ſeine eignen Verſuche geſteigert; der conciſe, trockne, kalte Styl hatte ebenſo wenig Anziehungskraft für ihn, wie der einfache, kurze, ſchlagende, und wenn er die Metrik ſo weit vernachläſſigte, daß er ſich im Parlament öfters Schnitzer und Verſtöße gegen die lateiniſche Proſodie in ſeinen Citaten claſſiſcher Stellen vorwerfen laſſen mußte, ſo hatten ihn Natur und Fleiß doch ſchon ſehr frühe mit einer ungemeinen Kraft ausgerüſtet in beſonders ſchwierigen, tiefliegenden und abſtracten Gegenſtänden mit erſtaunenswerther Leichtigkeit die bezeichnenden Ausdrücke zu finden, philoſophiſche Grundſätze praktiſch hinzuſtellen und abſtracte Themata mit der Fülle erregender Lebendigkeit zu beſeelen.

Dieſe Lebhaftigkeit des Geiſtes war es denn auch wohl, die ihm bei ſeinen erſten litterariſchen Verſuchen, einen politiſchen Pillendreher der den Demagogen ſpielte, durch Nachahmung ſeines Styls lächerlich zu machen, beſonders zu Statten kam; in höherem Grade zeigte er dieß merkwürdige Talent noch ſpäter in der mehr ironiſchen als ſatyriſchen Schrift gegen Lord Bolingbroke's Anſichten von Religion und von dem Leben im Naturzuſtande, die er in ſo fein parodirender Schreibart angriff, daß viele Litteratoren dieſes Werk wirklich für ein nachgelaſſenes des edlen Lords nahmen. Zur Charakteriſtik der urſprünglichen Geſinnung Burke's ſind beide Verſuche deßhalb ſehr merkwürdig, weil ſie den ſpäter ſo entſchieden von ihm verfolgten Zweck an der Stirne tragen, anarchiſche oder auflöſende Principien, die allem Staatsleben und aller poſitiven Volksreligion in den Weg treten und dadurch die politiſche wie religiöſe Freiheit vernichten, zu bekämpfen.

Burke ging im J. 1750 nach London, um die Rechte zu ſtudiren, und bezog deßhalb den mittleren Temple. Es begann hier für ihn jenes mannigfaltige, freudige, litterariſch öffentliche Treiben, das bei uns Deutſchen durch den bloßen Namen der Univerſitätsjahre ſchon Jeden der es durchgemacht hat, an die ſchönſten Zeiten ſeines Lebens erinnert. Unter jüngeren und älteren Freunden in anregenden Geſprächen und Mittheilungen über die verſchiedenſten Zweige des menſchlichen Wiſſens empfand er, der in ſeinen äußern Mitteln noch ziemlich beſchränkt war, zuerſt hier in höherem Grade die wohlthuenden Wirkungen einer Freundſchaft mit litterariſchen Geiſtern, die ſich auch bei den verſchiedenſten Richtungen und Beſtrebungen durch die gleichwürdigen Zwecke der Wiſſenſchaften und Künſte verwandt fühlten. Die Mannigfaltigkeit und Freiheit die ſich, bis zu den litterariſchen Kaffeehäuſern hinab, in dem Umgange mit einem Garrick, Johnſon, Goldſmith zeigen und entwickeln konnten, haben auf Burke's ganzes Leben einen wohlthuenden Einfluß geübt. Unter den anſtrengendſten Geſchäften politiſcher Art finden wir ihn bis zu ſeinem Tode in eifriger Correſpondenz mit den erſten Gelehrten ſeines Vaterlandes, welche er ſchon in jenen Studienjahren im Temple oder bald darauf kennen gelernt hatte. Burke war einer von jenen intereſſanten, feinen und lebhaften Geſellſchaftsmännern des 18ten Jahrhunderts die unſeren Zeiten ſo gut wie ganz unbekannt geworden ſind, unſeren Zeiten in denen man ſich ſo häufig durch naive Arroganz, burleskes Betragen oder ein auffallendes Hinwegſetzen über alle Duldung untergeordneter Naturen als ein beſonderer Löwe der Geſellſchaft bemerklich zu machen pflegt. In den litterariſchen Geſellſchaften des 18ten Jahrhunderts galt es vor allen Dingen, neben dem Witz und Humor den man wohl auf eine feine und natürliche Weiſe ſpielen laſſen konnte, in leichter und unbemerklicher Art dasjenige belehrend zu bieten was Einem durch die Weite oder Tiefe der individuellen Erfahrungen und Kenntniſſe als Eigenthum zuſtand. Man ſuchte in den Geſellſchaften der Litteratur eine Verbindung der Wiſſenſchaft mit dem Leben, und wenn die große Ausdehnung der Clubs auch viel Oberflächliches aus dem Thee- und Kaffeegrunde an das Licht des Litteraturtages förderte, ſo feierte man doch keine Verrücktheiten und myſteriöſen Dummheiten des Tages als geiſtvolle, geiſtreiche, geniale Gottheiten. Burke war auch in der Geſellſchaft eine didaktiſche Natur, und doch hörte ihm gerade jedermann gerne zu, weil er eine Gabe der Mittheilung beſaß die, frei von aller Eitelkeit, leicht und angenehm den Gefühlen ſich anſchmiegte. „Ich kenne unter den Zeitgenoſſen keinen größeren Mann als Burke," ſagte Johnſon von ihm, „und wenn man etwa, vom Regen überraſcht, irgendwo unterträte, und Burke dort zufälligerweiſe anträfe, ſo würde man in wenigen Minuten aus der Unterhaltung mit ihm ſehen daß er die gewöhnlichen Menſchen weit übertrifft."

Auch Burke blieb von böſen Zungen eben wegen ſeiner freien Geſellſchaftlichkeit nicht ungeſchont, man ſprach von einem Verhältniß zwiſchen ihm und der Schauſpielerin Woffington, die ebenſo berühmt als Meiſterin ihrer Kunſt wie als Meiſterin eines bezaubernden Umgangs war. Es war dieſe Vorausſetzung eine bare Thorheit, die nur von ſolchen Leuten geglaubt werden konnte, die in der Mittelmäßigkeit oder Niedrigkeit ihres Geiſtes den Maaßſtab des Burke'ſchen fanden. So heftig und leidenſchaftlich ſich dieſer auch bis zum ſpäteſten Alter bewies, ſo ſchwärmeriſch er auch von weiblicher Schönheit entzückt wurde, ſo hatte er doch

*) In ſeinen Eminent Statesmen of the time of Georges III.

Digitized by Google

gerade, man möchte faſt ſagen, einen ſo angebornen moraliſchen, eiſernen Zug der Sittlichkeit in ſeinem Charakter, daß man bei ihm kaum an die Möglichkeit denken kann, er habe ſich jemals durch irgend einen leichtſinnigen Troſt verführen oder ſeine Natur durch natürliche Spitzfindigkeiten beſiegen laſſen. Seine Seele war äußerſt rein, und ich zweifle ob man für das ganze Lebensalter eines Menſchen aus dem 18ten Jahrhundert irgend ein Beiſpiel aufſtellen kann, das die moraliſche Tüchtigkeit, welche nicht bloß in der innern Tugend der Grundſätze, ſondern in der zur Natur gewordenen Feſtigkeit der Ausübung beſteht, jene Tüchtigkeit welche die Lateiner als Kraft mit dem Namen virtus bezeichnen, in höherem Grade beſaß als er. Er zeigt ſich, von früher Jugend an, ſo ſehr er den toleranten religiöſen Ideen, der politiſchen Begeiſterung für Freiheit, dem weiteſten geſelligen Umgang, wie dieſe Dinge im 18ten Jahrhundert gäng und gäbe waren, zugethan war, ſtets vollkommen frei, in ſeinen Handlungen wie in ſeinen vertrauteſten Briefen, von jener Emancipation der ſittlichen, religiöſen und politiſchen Grundſätze welche ſehr ausgezeichnete und ſelbſt gute Männer jener Zeit beherrſchten.

Als er ſein ſchon im 19ten Jahre ſeines Alters bereits begonnenes Werk über den Urſprung unſerer Ideen vom Erhabenen und Schönen (a philosophical inquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful) im J. 1756 veröffentlichte, erlangte er bald eine achtungswerthe Schriftſteller- und Schöngeiſter-Autorität. Männer von hohem Rang und von bereits erlangtem Rufe ſuchten ſeinen nähern Umgang, ſeine Verbindung, ſeine Freundſchaft. Aber die Anſtrengungen bei ſeinen tief und weit gehenden Studien, vereint mit denjenigen mehr äußerlichen Arbeiten die er für Zeitſchriften, Journale und Tagesblätter zur Erlangung ſeines Unterhalts liefern mußte, warfen ihn, der in der Jugend nicht jene ſtarke Conſtitution beſaß wie ſie ſich im Mannesalter ausbildete, auf das Krankenlager. Indeß war der junge Templer ſchon zu bekannt, geachtet und geliebt, als daß er hätte von ſeinen Freunden verlaſſen werden können. Der vortreffliche Arzt und Phyſiker Nugent nahm ihn zu ſich in ſein Haus, um ihn zu heilen. Die ganze katholiſche Familie des katholiſchen Irländers pflegte den Landsmann abwechſelnd, vor allen aber zeichnete ſich hier in ächt brittiſcher Weiſe der Mildthätigkeit jene vortreffliche Miß aus, die hernach Burke's Frau wurde, Miß Jane Mary Nugent, die Tochter des Arztes. Burke ging mit dieſer von allen Bekannten als der wahre Schutzengel ſeines Lebens geprieſenen Katholikin eine gemiſchte Ehe ein, die anerkannt zu den ungeſtörteſten, glücklichſten und beſten Ehen gehörte. Miſtreß Burke hat ſich namentlich den Nachruhm erworben die financiellen Verhältniſſe ihres Gemahls und ganzen Hauſes, auf welche dieſer in ſpäteren Tagen unmöglich eine ängſtliche Sorgfalt wenden konnte, in ſtillthätiger Weiſe auch noch nach dem Tode desſelben auf das beſte geordnet und mit verſtändiger liebevoller Hand während ſeines ganzen Lebens die Falten der Stirne jenes leicht reizbaren Genius geglättet zu haben. Die Schwelle ſeines Hauſes ward und blieb von dieſem Moment an das Heiligthum ſeiner Beruhigung und Erheiterung.

Nach ſeiner Verheirathung wandte ſich Burke entſchieden zur ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit auf dem Boden der Politik; er ging mit dem Buchhändler Dodsley im J. 1758 den Plan ein ein jährliches Regiſter (Annual Register), ſo zu ſagen eine Art Chronik über die wichtigſten Tagesbegebenheiten mit Ueberſichten und einzelnen Ausführungen, in welchen jedoch die Geſchichte Englands und ſeines Parlaments den Mittelpunkt bildet, jährlich herauszugeben und dafür mehrere Mitarbeiter zu gewinnen. Es iſt dieß ein Buch das noch heute eine unentbehrliche Quelle der Geſchichtskenntniß des vorigen Jahrhunderts iſt, in welcher die meiſterhaften Skizzen von Burke's Hand, namentlich die Auszüge aus ſeinen eigenen Parlamentsreden, die bedeutendſte Stelle einnehmen.

Ob nun dieſe unmittelbar mit der Gegenwart ſich befaſſenden Studien, ob es ſein Name als geiſtvoller Styliſt und praktiſcher Philoſoph geweſen iſt der ihn zuerſt mit Mr. William Gerard Hamilton zuſammenführte, iſt nicht recht bekannt geworden. Dieſer Hamilton wurde im J. 1761 bei der Umgießung des Chatham-Pitt'ſchen Miniſteriums Secretär des Statthalters von Irland, des Lord Halifar. Er nahm Burke als ſeinen politiſchen Amanuenſis mit, und verſchaffte ihm in Folge ſeiner Dienſtleiſtungen nach zwei Jahren eine Penſion von 300 Pf. St. jährlich. Hamilton war aber eine perſönlich ariſtokratiſche Natur, von reicher Familie, mit vielen Connexionen, der den Aufkömmling Burke, ſeinen Freund und Studiengenoſſen, keineswegs als ſolchen, ſondern als einen Sklaven anſah und gebrauchte, aus deſſen Arbeit er ſo viel wie möglich nach eignem Willen und Gutbefinden herauspreſſen wollte. Hiezu war nun aber Burke einem Hamilton gegenüber gar nicht der Mann; er hatte ſchriftlich die Penſion nur unter der Bedingung angenommen daß ihm der Gebrauch freier Stunden für litterariſche oder andere Beſchäftigungen bliebe; dieſe mit Stillſchweigen zugeſtandene Bedingung glaubte Hamilton nicht erfüllen zu müſſen; es kam nach zwei Jahren zu Streitigkeiten zwiſchen beiden. „Habe ich Sie nicht aus der Dachſtube zu mir genommen,“ ſoll Hamilton ihm vorgeworfen haben; „ja wohl,“ antwortete Burke, „geſtehen Sie ja ſelbſt, daß ich mich herabließ Sie kennen zu lernen.“ Der Penſion entſagte er augenblicklich, als er merkte daß Hamilton ihn vermittelſt derſelben Zeitlebens an ſich als ſeinen Privatdiener zu feſſeln gedachte. Dieſer hatte ſogar die naive Frechheit Burke zu tadeln, weil er auf ein ſolches Anſinnen nicht eingehen wollte (S. 58 Th. I), und dann, als Burke ohne weiteres das Verhältniß abbrach, die Schändlichkeit ihm mit Verleumdungen in anderer Leute Augen zu ſchaden. Es kam ſo weit daß Burke ſich förmlich ſchriftlich rechtfertigen mußte bei Freunden und Bekannten, die von den Umſtänden des Bruchs nicht näher unterrichtet waren: „Er hat mich zu ſeinem Eigenthum — zu einem Art Haushaltungsſtück zu machen verſucht. Sechs der beſten Jahre entzog er mir, in welchen ich meinen litterariſchen Ruf oder die Verbeſſerung meiner Vermögensumſtände verfolgen konnte. Bin ich nicht ein Gentleman, ein Freimann, ein Mann von Erziehung, einer der nach litterariſchem Rufe ſtrebt, und gibt es eine Situation im Leben die ſo niedrig, ja ſo verbrecheriſch wäre, daß man ſich ſolchen Bedingungen unterwerfen könnte?“

Die Arbeiten, ſowohl die politiſchen als die bloß litterariſchen, Burke's hatten indeß bis zu dieſer Zeit des Bruchs (1765) viel zu viel Aufſehen gemacht, als daß er hätte ohne Hülfe und Verbindungen bleiben können; ſchon im Julius desſelben Jahres wurde er Privatſecretär des Marquis von Rockingham, eines der einflußreichſten Peers von England, der gerade damals als erſter Lord der Schatzkammer an die Spitze des Miniſteriums trat. So war ein ſcheinbares Mißgeſchick für ihn die Stufe auf welcher er zu den höchſten Ehren emporſteigen ſollte. Man muß dem Marquis von Rockingham das große Verdienſt vindiciren von Anfang an den Genius Burke's erkannt und ihm als Freund und Vertrauter durch ſeinen Einfluß eine Stellung verſchafft zu haben die deſſen würdig war. Der liebenswürdige und freimüthige Charakter des Marquis, der, wie es ſcheint, Burke allerdings auch mit Geldvorſchüſſen unterſtützte, die in ſeinem Teſtamente geſtrichen wurden, ſtellte ihn nun zum erſtenmale vollkommen unabhängig und frei in die Mitte einer Partei hin, die von den Zeiten der glorreichen Revolution von 1688 an

Digitized by Google

die größten Ausſichten auf dauernde Macht im Staate beſaß. Es war dieß die alte Whigpartei, jene welche das Palladium der Freiheit und Religion Altenglands gegen die Stuarts gerettet, welche die Declaration der Rechte, das wichtigſte Staatsgrundgeſetz Englands, zu Stande gebracht, welche, obwohl aus den reichſten und größten Ariſtokraten des Landes beſtehend, doch nicht minder die Volksfreiheiten liebte und ſich als den tüchtigſten Schild derſelben betrachtete. Faſt alle hervorragenden Mitglieder dieſer Partei übten einen ziemlich ſtarken Einfluß auf die Wahlen für das Haus der Gemeinen aus, und ſo trat denn auch Burke ſehr bald nach ſeiner Verbindung mit Rockingham, am 26 December 1765, durch die Verwendung des Lord Verney für Wendover, ins Parlament.

Große Fragen von allgemeiner Bedeutung für die Verfaſſung und Macht Englands waren ſo eben an der Tagesordnung; die amerikaniſchen Wirren hatten begonnen, die Taxationsfrage ſchwebte über dem Parlament; nach der Abdankung des Grenville'ſchen Miniſteriums erfüllte die Hoffnung faſt das ganze Land, der große Commoner William Pitt werde ſich mit der alten Whigpartei verbinden und ein ſtarkes Miniſterium gründen: Eröffnungen wurden ihm von Seiten des Königs gemacht, die er mit den Worten abgelehnt haben ſoll: „er ſey bereit nach St. James zu gehen, aber er wolle auch die Conſtitution mit ſich bringen," das heißt: er wollte nicht zugeben daß die Männer des geheimen Einfluſſes beim König außer dem Miniſterium ihre Stellen behielten. Eine wahre und aufrichtige Vereinigung der Pitt'ſchen Anhänger mit der alten Whigariſtokratie wäre übrigens, bei dem Charakter und der Regierungsweiſe William Pitts, des nachherigen Lord Chatham, unmöglich geweſen. Dieſer erhabenen Seele, ganz und gar von den Grundſätzen engliſcher Freiheit und der Majeſtät des engliſchen Namens erfüllt, war Stolz Bedürfniß; zwar ein Stolz auf Vaterlandsliebe, Vaterlandsgröße und Vaterlandsfreiheit, der indeß Niemand neben ſich, ſelbſt keinen Freund, aufkommen laſſen konnte, ſondern alle Genoſſen ſeiner Thaten zu unbedingten Dienern ſeines Willens erniedrigte. Nach der Weigerung Pitts und Lord Temple's übernahm der Marquis Rockingham als Premier das Miniſterium, und erbte ſomit auch die Verlegenheiten des Grenville'ſchen, welches letztere es nicht gewagt hatte die vorgeſchlagene Stempelauflage in Amerika durchzuführen.

Die nordamerikaniſchen Colonien Englands hatten ſeit ihrer Begründung eine faſt ganz demokratiſche Verfaſſung naturgemäß erhalten. Der puritaniſche und presbyteriſche Geiſt war der Gründer derſelben, nur die Freiheiten und Selbſtregierung der Gemeinde hatten die Coloniſten aus Altengland mit hinübergenommen; die Gemeinden hatten die Provincialverwaltungen begründet, keine Spur einer hiſtoriſch oder natürlich entwickelten Ariſtokratie war zu finden; nur königliche Rechte und Selbſtregierung der Gemeinden oder Provinzen ſtanden nebeneinander. Jetzt trat das Parlament von England dazwiſchen, und wollte die Ausfälle in den Finanzen des Mutterlandes durch die Stempelauflage in den Colonien decken. Es erhoben ſich dadurch die Fragen des Rechts und der politiſchen Klugheit oder Ausführbarkeit dieſer Maßregel. Betrachten wir dieſe Fragen, die Anfangspunkte der größten politiſchen Bewegungen, welche bis auf unſere Tage nachwirkten, von der Seite der Principien altgermaniſcher Freiheit überhaupt oder von der Seite der Principien der altengliſchen Verfaſſung, ſo ergibt ſich kaum ein Zweifel über die Beantwortung derſelben: daß das engliſche Parlament kein Recht hatte Amerika zu taxiren. Nicht nur war Amerika nicht repräſentirt im engliſchen Parlament, ſondern Amerika hatte auch keinerlei Zuſammenhang mit dem Syſteme innerer Verwaltungsgliederung von Großbritannien; es hatte ſeine eigene ökonomiſche Verwaltung, eigene Jurisdiction, eigene Freiheitsbriefe, eigene Taxationsrechte, eine ganz verſchiedene Natur. Es war dieß eine ganz andere Frage als die, ob die nichtrepräſentirten Gemeinden von England nicht ebenfalls die vom Parlament aufgelegten Taxen zahlen müßten; ſie gehörten doch demſelben Territorium, derſelben Staatsverfaſſung wie die repräſentirten Flecken an; ſie hatten doch wenigſtens dieſelben anderen Rechte und Vorzüge ihres Territoriums mit den repräſentirten Bewohnern desſelben gemein. Bei Amerika war an die Möglichkeit einer wahrhaften Vertretung außer Landes nicht zu denken; der einzige Rechtstitel, der einen Zweifel erregen konnte, war der ſehr neue des engliſchen Colonialſyſtems, der aber in jener Zeit wenig verſtanden war wo noch ſehr viel ſchiefe und tyranniſche ökonomiſche Grundſätze als gerecht auf die Colonien überhaupt angewandt wurden.

Das Rockingham'ſche Miniſterium war in ſich uneinig über dieſe wichtige Frage, es konnte zu keinem feſten Plane kommen; Burke ſcheint damals noch wenig Einfluß auf die hohen Herren dieſes Miniſteriums gehabt zu haben, oder wenn er auch vielleicht von Anfang an der Gedanke des Hauptes dieſes Miniſteriums war, ſo hatte doch der Marquis von Rockingham ſelbſt bei ſeinen vortrefflichen Eigenſchaften des Herzens und Geiſtes, bei ſeinen aufrichtigen und ehrlichen Freiheitsgrundſätzen nicht die unbeugſame Willensenergie, die, neben den liebenswürdigen Eigenſchaften der Perſönlichkeit, dazu nöthig iſt um der Einheit bringende Leiter hoher und edler Größen zu ſeyn. Man griff zu einem Auskunftsmittel, als die Amerikaner bereits abſolut den Gebrauch des Stempelpapiers verweigert und auf allen Meetings Petitionen und Oppoſitionsmaßregeln beſchloſſen hatten. Das Miniſterium legte dem Parlament (1766) den Widerruf der Stempelacte vor, verbunden mit einer vorausgehenden Declarationsbill daß das brittiſche Reich das Recht habe ſeine Colonien zu taxiren. Bei der Gelegenheit der Königsrede, welche dem Hauſe die amerikaniſchen Angelegenheiten beſonders empfahl, war es wo Burke ſeine erſte meiſterhafte Rede hielt, von der uns in ſeinen Werken zwar nichts aufbehalten worden, die aber einen ſo außerordentlichen Eindruck machte, daß der große Commoner Pitt, der ihm unmittelbar folgte, ſein Erſtaunen ausdrückte, und mit Glückwünſchen an das Miniſterium wegen dieſer Erwerbung eines ſo geſchickten Advocaten, ſeine Unfahigkeit noch weiter etwas Redenswerthes zu ſagen bekannte, indeß dennoch ſeine Unterſtützung mit den berühmten Worten über das Vertrauen zu dieſem Miniſterium ablehnte, ſobald es zu den Debatten über jene Bills kam.

Burke hatte nun die Probe des erſten Glühofens politiſcher Beredſamkeit beſtanden, und wurde ſchon von ſeinen Freunden, namentlich von dem Dr. Leland, dem Verfaſſer einer Geſchichte Irlands, als a great man bezeichnet; man erwartete ſogleich er würde reißende Fortſchritte im Ruhme machen, und hoffte ihn bald als Viceſchatzmeiſter in Irland zu ſehen. Die Freude war ziemlich allgemein, um ſo mehr als dieſe Rede eine ganz aus dem Stegreif gehaltene war, und als ſich mehrere über den Handel der Colonien daran anknüpften. Schon im Junius empfing er deßhalb die erſte öffentliche Dankadreſſe von den Kaufleuten von Lancaſter. Indeß hatte das Miniſterium im Herzog von Cumberland eine ſehr wichtige Verbindung mit dem Hofe verloren; es konnte im Volke, ſo lange Pitt lebte, nie vollkommen Wurzel ſchlagen, auch aus dem Grunde weil Pitt verſchiedene ſtaatsrechtliche Grundſatze in den amerikaniſchen Fragen vertrat. Hier gab es nur zwei entgegengeſetzte Straßen die eine kluge oder energiſche Politik einſchlagen mußte, entweder die Rechte der Colonien

Digitized by Google

unter die Geſetzgebung des Mutterlandes, namentlich im wichtigſten Punkte, der Beſteurung, zu ſtellen oder die Corporationsunabhängigkeit der Colonien auszuſprechen. Pitt ſprach den Grundſatz der Unabhängigkeit aus, und ſtellte ſich dem verſöhnenden aber ſchwankenden Rockingham'ſchen Miniſterium entgegen: „Beſteurung iſt kein Theil der Gouvernements- oder legislativen Gewalt (von England und Amerika); Taxen ſind die freiwillige Gabe und Bewilligung der Gemeinen allein. Eben deßhalb geben und bewilligen wir, wenn wir in dieſem Hauſe geben und bewilligen, dasjenige was unſer eigen iſt, aber was thun wir mit einer amerikaniſchen Beſteurung? Wir, Eurer Majeſtät Gemeinen von Großbritannien, geben und bewilligen Eurer Majeſtät — was? unſer eignes Eigenthum? Wir geben und bewilligen das Eigenthum Eurer Majeſtät Gemeinen von Amerika.“ — Der kurze Sinn und Streitpunkt des ganzen amerikaniſchen Abfalls war mit dieſen Worten ausgeſprochen: „die Gemeinen von Amerika,“ ſagte Pitt weiter, „repräſentirt in ihren verſchiedenen Verſammlungen, waren ſtets im Beſitz dieſes ihres verfaſſungsmäßigen Rechts zu geben und zu bewilligen ihr eignes Eigenthum.“

Mit Diſtinctionen über Hoheitsrechte war da wenig zu machen; das ganze Colonialſyſtem mußte und konnte noch nach dieſem Grundſatze ausgeglichen werden. Sobald man aber annahm daß die Reſtrictionen des Handels der Colonien einzig und allein Sache der legislativen Gewalt des Mutterlandes wären, verpflanzte man die Frage auf das Gebiet der Thatſachen und des zufälligen Widerſtandes der Betheiligten.

Das Rockingham'ſche Miniſterium zerfiel bald in ſich, weil es fremde Elemente, namentlich den Kanzler Lord Northington, in ſich aufgenommen hatte, einen unbedingten Anhänger Pitts, der eben durch dieſen edlen Lord als königlicher Unterhändler carte blanche für die Bildung eines neuen Miniſteriums erhielt und im Julius 1766 zum Grafen von Chatham erhoben wurde. Es wäre dieſe Erhebung Pitts vielleicht eine der ſchönſten Gelegenheiten geweſen die alte Whigpartei mit den freimüthigſten und größten Talenten Englands zu einer compacten und deßhalb dauernden Macht zu vereinigen; ſie ging aber durch Chathams Stolz und Uebermuth gegen ſeinen mächtigen ehemaligen Kampfgenoſſen und nahen Verwandten Lord Temple vollkommen verloren. Chathams Verſuch aus allen möglichen abhängigen Männern ein Miniſterium zu bilden, war der Anfang einer größern Zerſplitterung der tüchtigſten Kräfte Englands und eines ſtarken Sinkens Pitts in der öffentlichen Meinung. Der Marquis von Rockingham weigerte ſich ihn auch nur zu ſehen, und da Burke dieſem geſinnungsvollen Freunde auf das engſte perſönlich zugethan war, ſo muß man die bittere Invective in den Briefen Burke's gegen Lord Chatham mit der nothwendigen Ermäßigung der Oppoſitionsfarben betrachten. „Es iſt immer noch ein kleines Zwielicht von Popularität um den großen Peer,“ ſchreibt er am 21 Auguſt 1766 an Rockingham von Dublin aus, „aber es ſchwindet hinweg jeglichen Augenblick.“

An dieſer Abneigung ſeiner Partei gegen Chatham und an dem Grundſatze den Burke ſtets verfocht und Rockingham ſtets vertrat, Einer für Alle und Alle für Einen, ſcheiterte jeder Verſuch des Miniſteriums Chatham die bedeutendſten Glieder der Rockingham'ſchen Partei an ſich zu ziehen und ihnen allmählich Staatsſtellen einzuräumen. „Nicht anders als in Corpore,“ wollten ſie, nach Burke's Ausdruck, „einkommen“ in die Adminiſtration. Er mußte während der Zeit des Wartens und der Oppoſition den Zuſammenhalter machen, und da er freiwillig nach ſeinem großen Talente hiezu die Rolle des angreifenden Schriftſtellers der Partei übernahm, ſo gewann er eine ganz gewaltige Stellung durch ſeinen raſtloſen Eifer innerhalb der Geſellſchaft und Verbindung ſeiner Freunde, und einen höchſt gefürchteten Namen durch ſeine Pamphlets nach außen. Es beginnen und häufen ſich daher nun auch die Briefe zwiſchen ihm, dem Marquis Rockingham und vielen andern Mitgliedern der Partei, dem Herzog von Portland, dem Herzog von Richmond, dem von Newcaſtle. Er wurde im J. 1768 wieder für Wendover durch den Einfluß des Lords Verney ins Parlament gewählt. In der Zwiſchenzeit zeigte er ſein pamphletiſtiſches Talent.

Faſt alle Parteiſchriften Burke's ſind mehr mit gereizter Stimmung der Invective, mit dem Enthuſiasmus des Unwillens, mit phantaſtiſcher Ausmalung herabſetzender Bilder, als mit jenem Witz der leichtern Art, der lächerlich zu machen ſucht, geſchrieben. Ein Mann wie er, von ſo tiefen Grundſätzen und ſo ernſter Geſinnung, konnte ſich nur ſelten den leicht hinſchäumenden Wellen der Laune überlaſſen. Von Chathams buntem Miniſterium hatte er geſagt, es ſey ein Pflaſter ohne Verbindung; hier ein Stückchen ſchwarzen Steins, dort ein Stückchen weißen; Patrioten und Hofleute, Königsfreunde und Republikaner, Whigs und Tories, verrätheriſche Freunde und offene Feinde, ſo daß es in der That ein recht ſonderbares Phantom ſey, aber völlig untauglich berührt zu werden oder ſich darauf zu ſtützen. Im J. 1766 brachte er nun wirklich die verdientermaßen wankende Popularität Lord Chathams durch zwei herbe Flugſchriften zum weiteren Sinken, und rächte in dem erſten derſelben (eine kurze Nachricht von der letzten kurzen Adminiſtration) den frühen Fall der Rockingham'ſchen Miniſterialpartei. „Es wäre faſt ein scandalum magnatum zu behaupten, der Graf Chatham habe etwas anderes gethan als den letzten Wechſel zu dictiren. Er hat ſich noch einmal herabgelaſſen die Zügel der Regierung in ſeine Hand zu nehmen, und wird zweifelsohne mit ſeiner gewohnten Eile treiben und ein gut Theil Staub um ſich erregen; ſeine Roſſe ſind alle nach ſeinem Sinn geregelt, doch da einige darunter jung und ſtätig ſind, ſo ſagt man, wird er die neue Erfindung von Sir Francis Delaval *) von der Weſtminſterbrücke anwenden; wenn ſie etwa zu ſchnaufen oder die Köpfe zu werfen anfangen, berührt er nur die Springfeder, und weg rennen ſie, Se. Lordſchaft ſicher und wohl eingepackt laſſend, gerade als ſäße er in voller Ruhe auf einem Wollſack.“ Von einem Mitgliede des Miniſteriums, dem unbedeutenden und früher den Gegnern Lord Chathams verbundenen Mr. Stuart Mackenzie, heißt es: „der liebe Bruder des Lord Bute und Amtsbruder des Lord Chatham: par nobile fratrum, wie man es nehmen will.“

Wir ſehen auch in den Briefen während der ganzen Zeit der amerikaniſchen Wirren und des Krieges den Mann Edmund Burke, mit ſeinem vollen Haſſe und Feuereifer gegen Geſinnungsloſigkeit, Schwäche der Grundſätze, politiſche Abhängigkeit auf der Warte der Zeit ſtehen und ſeine Geſchoſſe ſchleudern.

Lord Chatham ſöhnte bald durch ſeinen Rücktritt aus dem Miniſterium die Volksparteien mit ſich aus; mit der hohen und heftigen Indignation die ihm eigen war, trat er ganz und gar auf die Seite der geſetzmäßigen Freiheit und Oppoſition bis zu ſeinem Tode, ohne ſich eigentlich mit der Rockingham'ſchen Partei vollkommen zu verſtehen. Burke richtete nun ſeinen Kampf gegen den erſten Miniſter, den Herzog von Grafton. Es war dieß die Zeit jener innern Aufregung in England, in welcher das Parlament in eine höchſt kritiſche Alternative wegen der Ausſchließung des verächtlichen Demagogen Wilke's verſetzt, zugleich aber das Miniſterium von den Intereſſen der amerikaniſchen Frage und von der verbundenen Oppoſition der Grenville's, Pitt's, Temples und

*) Ein damals ziemlich bekannter Volksführer.

Digitized by Google

Rockinghams beſtürmt wurde. Es fragte ſich ob ein Mann, der vom Unterhauſe wegen ſeiner ſchrankenloſen Libelle und ſeines verächtlichen Charakters ausgeſchloſſen war, der Demagoge Wilke's, von ſeinen Wählern wieder erwählt werden dürfe oder nicht. Zum erſtenmale zeigte ſich damals in England ein tiefgreifender und langdauernder, hartnäckig aufrecht erhaltener Gegenſatz der Wähler in den Grafſchaften und des Parlamentes. Die Majorität der Mitglieder des Unterhauſes ſiegte indeß und vindicirte dem Hauſe das unbeſtreitbare Recht der Ausſchließung, zugleich aber als Conſequenz davon die Unfähigkeitserklärung des Ausgeſchloſſenen in der betreffenden Seſſion zu ſitzen, (1769) obgleich dieſer Demagoge, dem viele gemeine Verbrechen zur Laſt fallen, dreimal hintereinander wiedererwahlt wurde.

Die Frage war nicht nur von der ernſteſten Bedeutung für die Zukunft der Volksfreiheiten, ſondern zugleich mit jenen handgreiflichen Beweismitteln der Tumulte unterſtützt, die wir in England ſo häufig, übrigens gewöhnlich ohne Blutvergießen, auf der Schaubühne des öffentlichen Lebens vorüberziehen ſehen. Zu dieſen Tumulten kamen die fortlaufenden Proteſte und Vorſtellungen von Nordamerika gegen das Taxationsrecht, und der unverſöhnliche Krieg gegen das Miniſterium Grafton wegen der Middleſſexer Wahl, angefangen und vollendet von einem Streiter auf dem Gebiete der bitterſten, unverſöhnlichſten Invective, der Satyre und der ſchonungsloſeſten Schmähungen, einem Streiter der kaum ſeines Gleichen in genialer Frechheit, noch weniger aber in dem glücklichen Geſchick hat daß ſeine Namensmaske Junius ihm niemals abgeriſſen werden konnte. Burke nahm ſich damals (1769) der Sache der Volkspartei gegen die Majorität des Parlamentes an; er verſocht das Wahlrecht der Wähler und griff den Herzog von Grafton in ſeinem berühmten Pamphlet (1770) „Gedanken über die Urſachen der gegenwärtigen Unzufriedenheit," in welchen er eine genaue und ausführliche Erklärung über die wahren Whigprincipien gab, während er hierin im Oberhauſe von Lord Chatham und Rockingham unterſtützt wurde, mit ſo kraftigen Schlägen an, daß man die unmittelbar folgende Abdankung des edeln Lords vielleicht ihm am meiſten zuſchreiben muß. Wahrſcheinlich ſind es dieſe äußern zutreffenden, übrigens nichtsbeweiſenden Umſtände geweſen, die ihm für einige Zeit den Verdacht zuzogen er ſey der Verfaſſer der Briefe von Junius. Jetzt denkt wohl Niemand mehr im Ernſt an ſolche Möglichkeit, vielmehr hat ſich mit weit größerer Wahrſcheinlichkeit der Verdacht (Brougham und Macaulay ſind dafür) auf Sir Philipp Francis gewandt, weil der Burke'ſche Styl und Charakter von jeher bis zu ſeinem Tode ganz anderer Art war als er in jenen Libellen hervortritt. Schmach, Hohn, Haß, Witz und Verachtung treffen ſich hier zu einer giftigen Waffe geſchmiedet, mit der größten Kaltblütigkeit ausgearbeitet, mit Lachen erregendem treffendem Uebermuthe angewandt, einfach und kraftvoll auf die Perſon oder Sache gerichtet die zerſchmettert werden ſoll. Von Burke's tropenreicher Majeſtät der Geſinnung und des Ausdrucks, von ſeiner aſiatiſchen Phantaſie, von ſeiner gelehrten Eleganz, aber auch von ſeiner Nachläſſigkeit in Einzelheiten keine Spur. Er mußte ſich noch im Jahre 1771 deßhalb gegen ſeine Freunde und Bekannten vertheidigen, that dieß mit ſolcher Beſcheidenheit in Bezug auf die Selbſtſchätzung ſeines Styls („daß dieſe Suppoſition in der That die Kraft ſeiner Schreibart zu hoch anſchlage") und mit einem ſolchen verächtlichen Stolz gegen die Miniſter, die dem unſinnigen Gerede Glauben ſchenken wollten daß, wäre nur ein Zweifel daran noch übrig, er vor dieſen Briefen verſchwinden müßte.

Eine herzliche und aufrichtige Vereinigung zwiſchen der Pitt-Grenville'ſchen und Rockingham'ſchen Oppoſition kam übrigens nicht zu Stande. Ein tiefes Mißtrauen gegen Lord Chatham ſcheint die Hauptführer der Rockinghams beſeelt zu haben, und dieß gerade der Grund geweſen zu ſeyn weßhalb dem Lord North (1770) als erſtem Miniſter die Adminiſtration überliefert werden konnte, ohne auf die nur äußerlich verbundene Oppoſition Rückſicht zu nehmen. Es war dieſes Miniſterium ein großes Unglück für England; die letzte Gelegenheit Amerika durch eine Verbindung und Verſtändigung der mächtigen Whigariſtokratie beim Reiche zu erhalten, ging ungenützt vorüber. Aber die drei vereinigten Brüder, wie Burke die Lord Chatham, Lord Temple und Mr. George Grenville nennt, weil ſie Schwäger waren, flößten ihm kein Vertrauen ein, weil ſie getrennt ſchon ſo viel Ehrzeiz und Prätenſion gezeigt hätten, und nun ihre Forderungen noch höher ſpannen würden wenn ſie vereint handelten. Er rieth gerade zu ab irgend eine Zuſammenkunft mit dem Lord Chatham zu halten: „Ich bin überzeugt daß wir keinerlei Notiz von ihm nehmen, ſondern fortfahren ſollten zu handeln als wenn ſolch ein Mann gar nicht in der Welt exiſtirte. Die Vereinigung der drei Brüder wird das Land gerade ſo in Zukunft zerſpalten, als ihre Veruneinigung es früherhin that. Ich ſtimme darin mit Eurer Lordſchaft (Rockingham) überein, daß Grenville der gemäßigtſte und lenkſamſte der drei iſt; aber er iſt nicht mehr George Grenville, ein freies Individuum, ſondern Einer vom Triumvirat, welchem er ſein ganzes Gefolge zuführt. Ich ſehe und fühle die Nothwendigkeit vor unſern Freunden und vor der Welt die Verweigerung einer Verbindung zu rechtfertigen, und dieß kann einzig und allein dadurch geſchehen, daß wir zeigen auf welchem Grunde unſere Partei ſteht, und wie verſchieden ihre Verfaſſung und ihre Mitglieder ſind von den Bedfords und Grenvilles und andern Verbindungen die ſich nicht für öffentliche Beſtrebungen vereinigt haben, ſondern einzig und allein nur durch vereinte Kraft ihren Privat- und individuellen Vortheil zu fördern." Er verlangte ſpäterhin noch als abſolute Bedingung irgend einer Vereinigung: „daß des Königs Anhänger als ein Corps ganz und gar vernichtet werden müßten," womit Lord Temple nicht übereinſtimmte.

Kurz, Mißtrauen und verſchiedene Grundſätze, namentlich in der amerikaniſchen Politik, verhinderten es daß die erſten Staatsmänner und Redner, ſo wie die mächtigſten ariſtokratiſchen Familien jener Zeit, die Leitung der Staatsangelegenheiten übernahmen; was Burke wie in der Flugſchrift „Gedanken über die gegenwärtige Unzufriedenheit" durch Aufſtellung der wahren Whiggrundſätze, ſo hier in den Briefen zu rechtfertigen ſucht. Jene Flugſchrift brachte, wie er im Auguſt 1770 ſchreibt, eine große Billigung aller denkenden Männer hervor, und die angegriffenen Hofleute ſelbſt geſtanden daß ſeine Feindſchaft keine illiberale ſey. Diejenigen aber die ſich am meiſten durch die feſten, freien und geſetzmäßigen Anſichten Burke's und der Whigs verletzt fühlten, waren eben jene Folger und Stachler der Oppoſition, jene Demagogen aus Wilke's Sippſchaft, die ſich unter deſſen Leitung im Februar 1769 zu einer Geſellſchaft, benannt „Aufrechterhalter der Bill der Rechte" zuſammengethan hatten. Von ihnen hoffte Burke bald den Freundſchaftsdienſt zu erfahren im offenen Kriege angegriffen zu werden; ihnen trat er, wie Lord Chatham, in der Forderung dreijähriger Parlamente und der Wahlen durch Ballot entgegen; er gab zu daß die Theorie dieſer Forderungen nicht ohne ſcheinbaren Grund ſey, aber behauptete daß ſie den wirklichen Umſtänden gegenüber unausführbar und wirkungslos ſeyn würden. „Wenn kein Heilmittel in der Dispoſition der einflußreichen Männer des Volks, in der Mäßigung, im Verſtande und in der Gelehrigkeit der niederen,

Digitized by Google

und in der gänzlichen Vereinigung beider gefunden werden kann, dann wird ſo gut wie nichts durch formelle Aenderungen erreicht werden. Diejenigen welche vollkommene Reformen erwarten, täuſchen entweder oder werden elendiglich getäuſcht.“ Bald hatte er die Genugthuung, zu ſehen wie die Geſellſchaft der Bill of Rights ihrer Auflöſung entgegeneilte und ihr nachzurufen: sit illi terra levis.

Gerade während der glänzendſten Laufbahn Burke's, während ſeines höchſten Rufes den ihm ſeine Beredſamkeit im Parlamente erwarb, während ſeiner unausgeſetzten Angriffe auf die ſchwankende und abhängige, aber dennoch gewaltthätige Politik des Lord North gegenüber den amerikaniſchen Colonien mußte Burke von einigen litterariſchen wie politiſchen Freunden viele bittere, ja ſogar kränkende und vernichtende Privatangriffe erfahren. Man weiß daß ſelbſt der ſanfte Goldſmith ihm eine zu große Leidenſchaftlichkeit in der Verfolgung von Parteizwecken vorwarf. Die meiſten dieſer Vorwürfe rühren jedoch theils von ſolchen Männern her die viel zu wenig mit den leitenden Perſonen der Parlamentskämpfe bekannt waren, oder gar in der Dürftigkeit ihrer politiſchen Anſchauungen das Weſen der engliſchen Staatsverfaſſung verkannten. Heutiges Tages wird es wohl Niemand mehr läugnen daß alle Größe Englands, alle Gewalt nach außen und innen, auf jenem gewaltigen Kampf von Parteien, der ſich ſeit den Zeiten der Stuarts gebildet hatte, beruht. Ohne jenes fortwährende Ringen der verſchiedenſten Kräfte des Landes gegeneinander, ohne jene freien Verbindungen von Geſellſchaften, Parteien und Corporationen für einmal als gut erkannte Zwecke, ohne das Princip der Selbſtregierung bis auf die unterſten Gliederungen des Staates durchgeführt, ohne raſtloſen Kampf und immer ſich erneuernde, immer wieder aufgehobene Friedensſchlüſſe der innern Gewalten können wir uns kein England vergegenwärtigen. Das Princip der engliſchen Freiheit, der Rede, der Preß- und Regierungsfreiheit, ſelbſt der Geſetzgebung iſt der Gegenſatz — Theilung und Verbindung der Staatsgewalten iſt in keiner andern Verfaſſung ſo von der Geſchichte und Natur herbeigeführt und vorgezeichnet, wie in jenem Lande, welches bei den heftigſten innern Kämpfen von den Wällen des Meeres geſchützt, von allen andern Ländern losgeriſſen und doch mit allen andern Ländern auf die vortheilhafteſte Art verbunden iſt. England kann die erſchütternden Bewegungen im Innern als ein ſicheres Heilmittel ertragen.

Wurden nun Edmund Burke von Freunden die kränkendſten Vorwürfe wegen ſeiner heftigen Parteinahme in einer Zeit gemacht wo England freilich einer großen Kraft nach außen zu bedürfen ſchien, ſo muß man, außer dem Grunde daß es die größte Thorheit der Miniſter war zu glauben Amerika laſſe ſich mit militäriſcher Macht behaupten und wieder erobern, namentlich anführen daß Burke auf das innigſte davon überzeugt war, ein einzelner, auch noch ſo großer Mann gelte für ſich nichts, müſſe ſich vielmehr dem Kreiſe verwandter Kräfte anſchließen, und ſich eben deßhalb, um ſich zu kräftigen und zu ſtützen, auch der Gemeinſamkeit ſeiner politiſchen Freunde in gewiſſem Grade unterzuordnen verſtehen. Dieſen Grundſatz bekannte er als den ſeinigen in einem höchſt merkwürdigen Stücke der Briefe, welches wir Selbſtbekenntniſſe nennen möchten, die er als Vertheidigung gegen die maßloſen Anſchuldigungen ſeines Freundes, Dr. William Markham, Biſchofs von Cheſter, 1771 niederſchrieb.

„Meine Grundſätze, in der That die Grundſätze des geſunden Verſtandes, führen mich dahin in Genoſſenſchaft (in corps) zu handeln. Zufall führte mich zuerſt zu meiner Partei. Als ich wieder frei wurde, brachten mich Erkenntniß und Reflexion dazu, wieder in dieſelbe einzutreten: weil Verſatilität, ſolche plötzliche Umkehrungen welche dem Vertrauen öffentlicher Bekenntniſſe Abbruch thun, nicht ſo leichte Dinge in großen Körperſchaften ſind, als wenn ein Mann allein handelt oder in kleinen Schwärmen. Eines Mannes Tüchtigkeit iſt am beſten durch Scham geſichert, und am beſten wird ſie vervollkommnet durch Nacheiferung in der Geſellſchaft tugendhafter Männer. Ich gründete meine Anſprüche nicht auf irgend einen vermeintlichen Rang meines Privatſecretariats. Dieſe Stelle, das weiß ich ſehr wohl wie Jedermann, gab keine Anſprüche, aber ich begriff damals, und thue es noch immer, daß die Regel des Vorzugs in den Aemtern unſeres Reichs keineswegs bloße Aemterabſtufung iſt. Der Rang im Amt wird geſchätzt nach dem Range welchen man im Parlamente einnimmt, einzig und allein nach dieſem. Wenn die Regel des Amtranges eine andere wäre, die Folge würde nach meiner Anſicht ſeyn daß alle diejenigen, welche nach dem Staatsdienſte ſtreben, ſich einem ſklaviſchen und paſſiven Verhalten hingeben müßten. Wahrhaftig, dieß würde für den Staat ſelbſt höchſt unglücklich ſeyn. Mein Bruder, mein Freund (William Burke, ein Verwandter) und ich ſelbſt haben niemals einen Augenblick anders von der Revolution (von 1688) gedacht, als daß ſie ein gerechter, nothwendiger und für unſere Nation ehrenvoller Act geweſen, deren Freiheit und Glück ſie bis zu dieſem Tage geſichert hat und ſichern wird ſo lange ihre wahren Grundſätze Anhänger finden. Ich kann nicht zugeben daß irgend Jemand die Freiheit habe, ernſtlich und dogmatiſch, eine oder die andere Seite dieſer Frage zu ergreifen. Ich will dadurch keineswegs hierin oder in irgend einem Dinge die Privatfreiheit irgend eines Menſchen verkürzen, aber ich bin der Ueberzeugung daß ein Mann, der von der Revolution anders denkt als ich erwähnte, nicht ſicher in einer wichtigen öffentlichen Stellung placirt werden kann. Es iſt dieß keine Materie für hiſtoriſchen Criticism, es iſt vielmehr ein moraliſcher Schlußſatz über ein unantaſtbares Factum.“

Nach dieſen Freiheitsgrundſatzen, wie ſie ihm, ſeinem Bruder Richard und ſeinem Vetter William Burke als ein Erbgut der Familie überliefert waren, und wie er ſie mit bewundernswerther Feſtigkeit ausſprach, handelte er — man kann ſagen — Zeit ſeines Lebens, aber bisweilen mit einer majeſtätiſchen Strenge die ihn faſt über die Grenze des Erlaubten hinausführte. Es war daſſelbe Gefühl ſeines Werthes und ſeiner großen Wirkung, die er als parlamentariſcher Leiter im Unterhauſe hatte, welches ihn im October 1772 das ehrenvolle Anerbieten ablehnen ließ in eine Reviſionscommiſſion für die oſtindiſche Compagnie, welche mit ſehr großen Vollmachten über die Einrichtung der verſchiedenen Verwaltungsdepartemente ausgeſtattet war, einzutreten. Er fühlte daß er, als ein treuer Wächter des Mutterlandes, in dieſen Zeiten der Gefahr auf heimathlichem Boden ohne Rückſicht auf Vermögensverhältniſſe ſtehen und bleiben müſſe. Die oſtindiſchen Angelegenheiten waren damals ſo genau mit den nordamerikaniſchen verbunden, daß ſie nicht nur in den Handelsangelegenheiten von einem und demſelben Geſetz zugleich afficirt wurden, ſondern beide auch einem und demſelben Colonialſyſtem des Mutterlandes anheimfallen ſollten, obwohl beide Länder in ihren politiſchen Einrichtungen, in ihren Beſtandtheilen und Intereſſen ſehr entgegengeſetzt waren, gerade wenn man ſie unter dem Geſichtspunkte von Colonien betrachtete. Amerika war groß geworden durch die Vernachlaſſigung des Mutterlandes, durch die Freiheit der rechtlichen Ueberlieferungen und die Freiheit der Anſäſſigmachung, ſo wie der Arbeit und der Capitalien für alle Lebensbedürfniſſe. Es war ein Glück für die Amerikaner geweſen daß man in England ſeit den Zeiten der Stuarts Nordamerika, wo kein Gold zu finden war, als das Aſyl excentriſcher Freiheitsmänner und wegen ihrer Religion Vertriebener, mit einer gewiſſen

Digitized by Google

legitimen oder ariſtokratiſchen Verächtlichkeit, und deßhalb mit Unkenntniß betrachtete. Hier ließ man die Natur und die Freiheit der Anſiedlung in einem Grade gewähren, wie ſie den Griechen, Römern, Carthagern und allen Völkern der neueren Weltgeſchichte total unbekannt geweſen war. Man ließ Katholiken und Puritaner, Quäker, Gleichheitsmänner und unzufriedene Ariſtokraten, Handelsleute und Ackerbauer frei und unbekümmert ſich anſiedeln, ſich einrichten und regieren; man verſchenkte ganze Provinzen die noch nicht bebaut waren, man ertheilte Freibriefe mit Eigenthumsrechten auf ungeheure Ländereien; mit völliger Regierungsgewalt verſah man die erſten Gemeinden welche die Anſiedlungen unternahmen; kurz man ließ die Natur und die menſchlichen Kräfte gewähren. Nur die Colonie Georgien, als ſüdliche Schutzwehr des Ganzen, ward auf Koſten der Regierung eingerichtet; alles andere war eine bis dahin unbekannte Art von Colonien, ohne recht feſte Bande, an das Mutterland nur durch Sprache, Sitte und Abſtammung geknüpft, welche Bande der Natur jedoch von der hiſtoriſchen Erinnerung der Verfolgungen, die man in der alten Welt erlitten, zernagt und zerfreſſen wurden. Keine römiſchen Kriegercolonien waren dieß, keine Carthagiſchen Handelscolonien; kein ſpaniſches Unterdrückungsſyſtem war dort durchgeführt, das mit dem Stempel des Todes, Goldmachung, gebrandmarkt war; auch beſtand keinerlei politiſche Einheit der Verwaltung, keinerlei Einheit des öffentlichen Rechts; nur Freiheit und Selbſtentwicklung war das Princip, das alle jene Nordamerikaner zuſammenhielt; ein Naturſtaat von Privatleuten, ſehr allgemein und auf verſchiedene Weiſe einzelnen königlichen Prärogativen der Krone des Mutterlandes loſe unterworfen. Keine Ariſtokratie hatte ſich bis dahin bilden können, weil das Grundeigenthum von Capitaliſten zu Capitaliſten überging, die Größe desſelben an ſich keine Unterſcheidung des Werthes gab; es mußte parcellirt werden, um erſt Bevölkerung und Anbau hervorzurufen. Kein erobernder Stamm lagerte über einem andern als herrſchender; die Rothhäute wurden zurückgedrangt, keine Völkervermiſchung fand ſtatt mit ihnen, denen man die unendlichen Jagdreviere der Urwälder anwies und den nächſten Boden, der ergiebig war, nahm.

Die Freiheit und Beweglichkeit allein iſt es die im Kampfe gegen die größten Hinderniſſe der Natur eben dieſe beſiegt, und eine Colonie zu heben im Stande iſt. Die Geſchichte kennt kein Beiſpiel einer ſo ſchnellen Blüthe. In dem kurzen Zeitraum von 150 Jahren war die Bevölkerung auf 3 Millionen angewachſen; der Handel ſoll ſchon damals den dritten Theil des großbritanniſchen ausgemacht haben; 1500 Meilen an der Seeküſte entlang dehnten ſich die Anſiedlungen aus, 300 Meilen weit drangen ſie in das Innere hinein; im Jahr 1786 gab es Stadte wie New-York mit über 83,000 Einwohnern; ſchon in 15 Jahren war die Anzahl derſelben verdoppelt. So bildete ſich dort raſch, kühn, trotzig eine mächtige, auf germaniſchen Grundſatzen beruhende, demokratiſche Republik unter dem Namen einer königlichen Colonie; aber die Kinder von Neuengland hatten meiſtens nur von den Bedrückungen und Verfolgungen ihrer Väter im Mutterlande gehört. Bald ſollten ſie herangezogen werden zur Aushülfe der engliſchen Staatsſchuld und zur Erſtattung der Koſten des Mutterlandes, welche durchſchnittlich für die Vertheidigung Amerika's auf 350,000 Pfd. Sterling jährlich berechnet wurden. So fragte es ſich alſo immer und immer wieder, welches Organ der Staatsverfaſſung das Recht habe die Taxation zu beſtimmen, ob das Parlament im Mutterlande, oder ob dieſe auf einem Vertragsverhaltniß beider Parteien beruhen müſſe.

Ganz verſchieden war die Lage und Stellung der oſtindiſchen Handelscompagnie. Die Engländer hatten ſeit kurzem in Aſien feſten Fuß gefaßt; ſie begannen Oſtindien und Nordamerika als zwei gewaltige Arme auszuſtrecken die den Handel der Welt nach Großbritannien führen ſollten. Dieſe Punkte mußten in ein beſtimmtes, abhängiges Verhältniß zum Mutterlande geſetzt werden. In Oſtindien ließ ſich die Abhängigkeit durchführen; dort hatte man eine der Schlaffheit und Verweichlichung verfallene einheimiſche Bevölkerung vorgefunden; Kaufleute, mit dem Schilde des Monopols bewaffnet, waren es geweſen die, mit jener Behutſamkeit und Schlauheit die ihrem Stande eigen iſt, kühne und ſtarke Männer zu finden wußten, die ihren Planen dienten. Bis 1756 beſaßen die Engländer dort nur Bombay, Madras und einzelne Niederlaſſungen in Bengalen. Hier galten die Britten als die legitimen Anhänger des Großmoguls, deſſen Nabobs oder Statthalter im wirklichen Beſitze von Bengalen waren. Eine Art Lehnsverhältniß bildete ſich, das ſehr leicht gelöst werden konnte. Die brittiſchen Kaufleute verfolgten nun anfangs dieſelbe Politik wie die andern Nationen: ſie zahlten dem Oberherrn gewiſſe Grundſteuern, regierten aber ihre Lehen als Pächter in Delhi ganz unabhängig. Nur dadurch zeichneten ſie ſich bald auch hier aus, daß ſie alle religiöſen Secten duldeten, daß ſie die Bibelgeſellſchaften und Miſſionare, welche das Innere des Landes erſpähten, beſchützten.

Das Princip religiöſer Freiheit hat auch hier Unendliches gewirkt, die Nachrichten der Miſſionäre wurden von den Actionnaren und Directoren der Handelscompagnien benutzt um den Handel den Miſſionen folgen zu laſſen; Ingenieure zogen hinterher in die benachbarten Diſtricte, zeichneten die Karten und nahmen die Länder auf, die Stätten der nachfolgenden Schlachten; Officiere im Dienſt der Compagnie erkundeten den Geiſt der Regierungen. Obwohl aber die Britten es ſehr gut verſtanden die verſchiedenen Elemente und die Zerſplitterung der kleineren oſtindiſchen Reiche für ihren Vortheil zu benutzen, den Haß der Braminen und der Anhänger der nationalen indiſchen Religion und Staatsweiſe gegen die Mohammedaner ſich zu verbinden, ſo wäre es doch ſchwerlich jemals gelungen ein Reich von 26,000 Quadratmeilen mit etwa 83 Millionen Einwohnern dort zu erwerben und zu begründen, wenn nicht das große militäriſche und politiſche Genie jenes Handlungsdieners, des nachmaligen Lord Clive, die rückſichtsloſen Kaufleute unterſtützt hätte, und mit und nach ihm der ſchonungsloſe, aber bewundernswerthe Tyrann Warren-Haſtings an die Spitze oſtindiſcher Regierung getreten wäre.

Es würde uns hier, in einer Vergleichung der Natur zweier entgegengeſetzten Colonien, zu weit führen die ganze Baſis der Verfaſſung oder gar die Geſchichte derſelben darzuſtellen; ſo viel iſt klar: in Oſtindien haben die Britten vielleicht am meiſten durch die Politik zu Anfange ſich befeſtigt die ariſtokratiſchen und Hoheitsrechte der Statthalter oder Nabobs an ſich zu bringen, dann in die Rechte dieſer Lehnsfürſten über die Eingebornen einzutreten. Die entſetzten Dynaſtien, die ihre Lehen an die Britten abtraten, bekamen Jahrgelder, welche bei ihren Nachkommen verringert, oder einigen unter dem Vorwande der Felonie bald ganz entzogen wurden. Es war aber ein Vortheil für die Eingebornen daß ſie der zwar harten, aber doch mit überlieferten freien Regierungsgrundſatzen erfüllten Regierung von Geldariſtokraten in die Hande fielen. Ordnung half ſchon viel in jedem Reiche, das bis dahin nur von der willkürlichen Laune ſeiner fürſtlichen Deſpoten beherrſcht wurde, und die freien Grundſätze des engliſchen Privatrechts ſo wie die Gerichtsverfaſſung mußten ebenfalls wohlthätig auf die Sicherheit des Eigenthums und der perſönlichen Freiheit einwirken. Indeß blieben die regierenden Mitglieder der oſtindiſchen Compagnie doch ſtets Ariſtokraten, wenn man ſie den beherrſchten Unterthanen gegenüber ſtellt,

Digitized by Google

und als ſolche Ariſtokraten der drückendſten Art, Geldariſtokraten. Dieſes blieben ſie auch wegen ihrer geringen Anzahl dem Parlament und der Regierung von England gegenüber, weil das Parlament ſtets die Macht hatte den monopoliſtiſchen Freibrief der Compagnie zu verändern und zu vernichten. Mit ihnen konnte ein Miniſterium ganz anders umſpringen als mit der nordamerikaniſchen Demokratie ganzer Volksſtämme; auf die Eingebornen Oſtindiens brauchte keine vorzügliche Rückſicht genommen zu werden, mit dieſen war nicht einmal eine unmittelbare Unterhandlung des Parlaments möglich. Dagegen lagen die Intereſſen und Vermögenstheile wie die Verwandtſchaften und Familienbande der oſtindiſchen Actieninhaber feſt in England; ihre Anker ruhten auf brittiſchem Boden, ſie berührten nur auf flüchtigen Schiffen, aber mit den Augen und der Sehnſucht ihres Herzens nach Weſten gerichtet, als Fremdlinge die bezaubernden Geſtade des Oſtens. Wie loſe daher auch das Band der oſtindiſchen Handelscompagnie war das ſie an das Parlament von England knüpfte — dieſes Band beſtand weſentlich nur in dem Freibriefe — ſo ſtand es doch in der Willkür des Parlaments es feſter zu knüpfen oder ſich an die Stelle des Freibriefes zu ſetzen. An einen Abfall der oſtindiſchen Handelscompagnie war gar nicht zu denken; die Aufgabe einer weiſen Politik beſtand hier darin die Vortheile Englands nach geſunden Grundſätzen wahrzunehmen, und die Macht die im Oſten errungen war zu erhalten.

Dieſen Grundſatz hatten aber ſchon mehrere Miniſterien wie Directoren der Compagnie bis zum Jahre 1772 aus den Augen verloren; es war eine hergebrachte Sitte der Miniſterien geworden ſich bei Finanzverlegenheiten durch Anleihen zu niedrigem Zinsfuß von den privilegirten Handelscompagnien zu helfen. Solche Anleihen haben aber immer etwas vom Charakter der Zwangsanleihen weil die monopoliſtiſchen Geſellſchaften ihre Beeinträchtigung durch die Regierung fürchten müſſen, von der ihre Privilegien abhängen, wenn ſie es wagen die Forderungen des niedern Zinsfußes oder gar des Capitals der Anleihe zurückzuweiſen. Für die Regierung iſt es auf der andern Seite äußerſt lockend ſich ſolchen Mißbräuchen hinzugeben, und ſich in Folge davon zu immer ſchrofferen monopoliſtiſchen Grundſätzen treiben zu laſſen. Weil die Compagnien in ſolchen Anleihen für ihre Monopolien eigentlich nur eine Art Nachzahlung leiſten, ſo kann man ſie zwar nicht eben ſehr bedauern, aber dieſe Nachzahlungen ſind deßhalb ungerecht, weil ſie ſich gar nicht nach Billigkeit berechnen laſſen, und bilden nur darin ein verdientes Schickſal, daß doch am Ende der Regierung zu Gute kommt was dem Publicum durch die entzogene Concurrenz genommen war.

Schon unter der Grafton- und Chatham'ſchen Adminiſtration von 1766 hatte man dieſe hergebrachte Sitte auch auf die oſtindiſche Handelscompagnie angewandt, Vorſchüſſe zu niedrigem Zinsfuß von der Compagnie zu erpreſſen. Bald darauf hatte Burke ſeinen Sitz im Parlament eingenommen und angefangen ſich genau mit den betreffenden Handelsverhältniſſen bekannt zu machen. Die Folge der Anleihen war natürlich die geweſen, daß ein Theil der oſtindiſchen Handelsdirectoren ſich mit dem Miniſterium veruneinigte und an die Oppoſition anſchloß, von der man Hülfe erwartete. Schon in den Jahren 1767, 68 und 69 wandten ſich die Directoren an Burke, als die Regierung von ihnen eine jährliche Subſidie von 400,000 Pfd. Sterl. auf ſo lange forderte bis die Dividende der indiſchen Actien auf 6 Procent herabgeſunken wäre. Da man nun durchſchnittlich mehr Procente erwartete und 12 Procent berechnete, unter welcher Höhe des Zinsfußes freilich die Verwaltung der indiſchen Territorien und des Handels leiden mußte, ſo erhob ſich ein lange dauernder Kampf zwiſchen der oſtindiſchen Compagnie und denjenigen Miniſterien welche Anleihen forderten.

In den erſten Abſchnitt ſeiner Vollendung trat dieſer Streit bis zum Jahre 1773, bis zu welcher Zeit ſich Burke in Beſitz der gründlichſten Kenntniſſe der Angelegenheiten Oſtindiens geſetzt hatte; ſo daß wohl damals kein Mann im Parlamente gefunden werden konnte der die Geſchichte und Ausbildung der engliſchen Handelsintereſſen und Colonialreiche beſſer überſah als er, der ſchon im Jahre 1761 ein ſehr reichhaltiges und umfaſſendes Werk über die europäiſchen Niederlaſſungen in Amerika ausgearbeitet hatte.

Voll Indignation über die räuberiſche Politik der Miniſter gegen die oſtindiſchen Intereſſen ſind daher auch ſeine Briefe aus dem Jahre 1772. Die Schatzkammer hatte Millionen von Anleihen außerordentlicher Weiſe auf Wechſel von der oſtindiſchen Compagnie bezogen, die von einzelnen Directoren gegen ihre Pflicht acceptirt waren; die Compagnie konnte ihre Schulden (800,000 Pfd. Sterl.) an die Bank nicht entrichten, und war nahe daran ſich für temporär inſolvent zu erklären. Es boten ſich verſchiedene Mittel und Wege dar die Gefahr zu vermeiden; vermieden mußte ſie werden, weil man mit Grund fürchtete daß das Miniſterium North beabſichtige das Recht des Kriegs und Friedens, und namentlich das Recht Territorialbeſitz im eigenen Namen zu erwerben, der Compagnie zu entziehen. Dieß wäre ein tödtlicher Streich für die damalige Lage der Compagnie und für die Intereſſen Englands geweſen, um ſo mehr als man das Unrecht mit dem Vorwande verſchleiern konnte, die Compagnie ſey ihrer Natur nach eine bloße Handelscompagnie und habe nichts mit Territorialrechten zu thun.

Verſchiedene Mittel wurden vorgeſchlagen, die aber alle etwas ſehr Gefährliches hatten. Man konnte die Actien der Compagnie vermehren, um das Capital zu vergrößern und das Nöthige aufzubringen: dadurch wären die Actien ſelbſt im Preiſe gefallen, und die Dividende hätte ſich nachhaltig verringert; man konnte die Regierung angehen einen bedeutenden Theil ihrer Schuld an die Compagnie zu amortiſiren: dadurch erbitterte man den Miniſter, der im Gegentheil die Maſchine der Anleihen für ſich benutzen wollte; oder man konnte endlich die Dividende freiwillig auf 6 Procent herabſetzen und durch den Ueberſchuß die Schulden der Compagnie bezahlen: dabei war jedoch ebenfalls zu fürchten daß die Preiſe der Actien fallen würden, und daß dieſer Umſtand auch von den Miniſtern benutzt werden könnte um die Angelegenheiten der Compagnie in ihre Hände zu nehmen. Burke rieth zu dieſem letzten Mittel, das ſicher aus ökonomiſchen Gründen das beſte und politiſch nicht ſchlechter war als die übrigen. Die Compagnie entſchied ſich nun zwar auch für daſſelbe und ſetzte die Dividende auf 6 Procent herab; indeſſen war es ſchon zu ſpät geworden den Planen der Miniſter zu entgehen; North erzwang ein Anleihen von 1,500,000 Pfd. Sterl. für 4 Jahre zu 4 Procent, und nahm nach einer Petition der Compagnie an das Parlament die Angelegenheiten derſelben in ſeine Hand, um ſie durch ein Geſetz zu ordnen.

Die Autorität der geſetzgebenden Gewalt des brittiſchen Parlaments in Einer Colonialſache wurde alſo durchgeſetzt; der Grundſatz ſchien gerettet, obwohl derſelbe auch hier mit miniſterieller Willkür und North'ſchem Leichtſinn vermiſcht war. Man bewilligte der Compagnie eine Anleihe von 1,400,000 Pfd. Sterl. für ihre Intereſſen; man ſetzte ihre Dividende auf 6 Procent herab, ſo lange ihr Schuldcapital nicht auf 1,500,000 Pfd. Sterl. herabgebracht wäre. So weit konnte man die inſpicirende und vorſchreibende Gewalt des Parlaments allenfalls nach den Anforderungen des Augenblicks gutheißen; im Verlauf der Discuſſion ſtellte aber der perſönlich ſehr liebenswürdige, claſſiſch gebildete Miniſter, ein Schüler unſeres Mascows in der deutſchen Reichsgeſchichte, den ſehr gewagten Grundſatz auf daß der Staat ein

Digitized by Google

Recht an alle Territorialbeſitzungen habe die irgend ein Unterthan durch Eroberung erworben hätte, und wandte denſelben ohne weiteres auf die oſtindiſche Compagnie an, trotz dem daß dieſe in ihrem Freibriefe das Recht des Kriegs und Friedens vom Staate erhalten hatte und viele Erwerbungen derſelben an Land auf friedlichem Wege geſchehen waren. Burke und die ganze Oppoſition erhoben ſich mit Recht gegen den höchſt oberflächlichen, gar nicht unterſcheidenden und — ſo allgemein ausgeſprochen — gar nicht anwendbaren Grundſatz; der Miniſter gab ſich daher zufrieden mit der durchgebrachten Motion daß noch auf 6 Jahre der Compagnie ihre Territorialbeſitzungen gelaſſen werden ſollten.

An dieſen Beſchluß knüpfte ſich nun die erſte allgemeine und wichtige Umwandlung der Verfaſſung der Compagnie, ausgeführt durch die parlamentariſche Autorität. Jeder Conſtituent und Wähler der Compagnie ſollte von jetzt an (1773) nur dann eine Stimme haben, wenn er im Beſitz einer Actie von 1000 Pfd. Sterl. ſeit 12 Monaten vor der Directorenwahl wäre. Sechs Directoren ſollten jährlich ernannt werden, keiner derſelben länger als 4 Jahre ſeine Stelle behalten. So weit blieben die Rechte der Compagnie unabhängig von der Regierung. Außerdem wurde aber Bengalen an die Spitze der Präſidentſchaften geſtellt, die andern ihm untergeordnet. Dadurch kam Einheit und Zuſammenfaſſung in die oſtindiſche Regierung; ein höchſtes Landgericht aus einem Ober- und drei Unterrichtern wurden von der Krone in Bengalen errichtet und beſetzt, als Gericht der letzten und höchſten Inſtanz, das nur unter dem engliſchen Parlamente ſtehen ſollte. Dem Statthalter oder Generalgouverneur Warren-Haſtings, den man an die Spitze der Regierung ſtellte, wurde ein Rath von vier Perſonen beigegeben; ohne den Statthalter und den Rath durfte kein Krieg erklärt, kein Friede, kein Staatsvertrag abgeſchloſſen werden. Dem Statthalter und dem Rath fiel die ganze innere und äußere Politik der Compagnie anheim; durch den Rath als Controle mußte ſich der Statthalter ſehr beläſtigt und behindert fühlen; durch den Rath wurde die Einheit der Regierung die man ſchaffen wollte, wieder aufgehoben.

Das Wichtigſte dieſer Acte war und blieb jedoch daß es der Krone und dem Parlament von England gelungen war die Angelegenheiten der Compagnie zur Regierungsſache zu machen. Man glaubte dafür eine Art Entſchädigung der Compagnie ſchuldig zu ſeyn; und wenn man ſie auf der einen Seite zwang der Regierung von England mit Geldmitteln auszuhelfen, ſo wollte man ihr auf der andern nun zur Beſänftigung monopoliſtiſche Zollerleichterungen gewähren. Da die Compagnie 17 Millionen Pfund Thee in ihren Lagern vorräthig hatte, ſo geſtattete man ihr die zollfreie Ausfuhr desſelben zu den amerikaniſchen Colonien. Nur 3 Pence ſollten in Amerika für das Pfund Thee bezahlt werden, wodurch derſelbe dort um 9 Pence wohlfeiler wurde, weil die Compagnie früher 12 Pence bezahlt oder vorgeſchoſſen hatte. Scheinbar mußten die Amerikaner in ökonomiſcher Beziehung dadurch gewinnen, aber ſie beſtritten das Taxationsrecht. Es erfolgte der bekannte Tumult auf den Theeſchiffen im Hafen von Boſton. Die Regierung von England, der es mit der oſtindiſchen Compagnie ſo wohl geglückt war, glaubte dasſelbe Princip der Geſetzgebung über amerikaniſche Angelegenheiten auch im Parlamente von England durchſetzen zu können. Sie ſchritt zu Zwangsmaßregeln, welche den Abfall von Amerika hervorriefen. Seit dieſem Augenblick ſtand Burke in der entſchiedenſten Oppoſition. Während er der Perſon und Partei des Lord Chatham ſtets fremd blieb, näherte er ſich den Grundſätzen desſelben in auffallender Weiſe; er modificirte die ſeinigen und unterſchied ſich nur noch durch größere Mäßigung in der Anwendung der Principien. Man ſieht aus ſeinen Briefen daß er ſeit dem Jahre 1772 der eigentliche Inſtigator und Leiter der Rockingham'ſchen Partei wurde, daß er die Mitglieder derſelben mit Nachrichten über die oſtindiſchen und amerikaniſchen Fragen verſah, daß er jedem Zurückziehen von den Geſchäften aus Hoffnungsloſigkeit des Erfolgs gegen die durch Nationalſtolz und Haß gereizte Majorität entgegen war; und wie er im Jahr 1773 alle wichtigen Mitglieder der oſtindiſchen Compagnie um ſich verſammelte, inſtruirte und mit der Oppoſition verband, ſo ſtachelte er die Freunde und Anhänger der Rockinghams auf ihre edle Laufbahn zu verfolgen und die höchſte Energie auf derſelben zu entwickeln. Unter dieſen Beiſpielen ſeiner raſtloſen Thätigkeit iſt beſonders ein langer Brief an den Herzog von Richmond (Nov. 1772) ein ſchöner Beweis, in welchem er es dieſem von Natur und aus Ekel vor einer ſcheinbar fruchtloſen Oppoſition zur Zurückgezogenheit neigenden Charakter dringend ans Herz legt ſo bald wie möglich, noch vor dem Zuſammentritt des Parlaments, in London zu erſcheinen, um Einheit des Kampfplans zu verabreden: „Schlecht ſtehen unſere Sachen in der That! Aber wo die Lage der Dinge verzweifelt iſt in Bezug auf die Gewalt, ſind die Umſtände doch nicht immer für den Charakter ungünſtig. Anſtand, Feſtigkeit, Dauerbarkeit, Muth, Geduld, männliche Beharrlichkeit — das ſind die Tugenden der Verzweiflung. Perſonen in Euren Lebensverhältniſſen müſſen lang dauernde Geſichtspunkte feſthalten. Ihr Männer der großen Familien, des erblichen Vertrauens und Vermögens, ſeyd nicht gleich denen zu welchen ich gehöre, die, was wir auch gelten mögen, durch die Eile unſeres Wachsthums, und ſogar durch die Frucht die wir bringen, ſelbſt wenn wir uns auch ſchmeicheln daß, während wir auf dem Boden kriechen, wir zu Melonen anſchwellen die wegen ihrer Größe und ihres Wohlgeſchmacks geſucht ſind, doch immer jährige Pflanzen bleiben, die mit ihrer Jahreszeit vorübergehen und keinerlei Spur hinter ſich laſſen. Ihr, wenn Ihr ſeyd was Ihr ſeyn ſollt, ſeyd in meinen Augen die großen Eichen die das Land beſchatten und ihre Wohlthaten von Enkel zu Enkel fortſetzen. Die unmittelbare Macht eines Herzogs von Richmond oder eines Marquis von Rockingham iſt kein Werk des Augenblicks; ſondern wenn Führung und Beiſpiel ihre Grundſätze ihren Nachfolgern überliefern, dann werden deren Häuſer die öffentlichen Niederlagen und Archive der Verfaſſung, nicht ähnlich dem Tower oder der Rollscapelle, wo dieſe hervorgeſucht, aber oftmals vergeblich geſucht wird in verfaulten Pergamenten unter feuchten und verfallenen Mauern, ſondern in voller Kraft, mit lebendiger Energie und Macht handelnd, im Charakter leitender Männer und in den natürlichen Intereſſen des Vaterlandes. Es iſt eine alte Bemerkung daß es zu Rom zwei ausgezeichnete Familien gab, mehrere Zeitalter hindurch vollkommen durch entgegengeſetzte Charaktere und Grundſätze unterſchieden, die Claudier und Valerier. Die erſtere hoch und ſtolz geſonnen, aber von ſtaatsmänniſchem Geiſte, feſt und thätig und an die Ariſtokratie gebunden. Die letztere populär in ihrer Geſinnung, Art und Grundſätzen. So weit die Bemerkung — ich aber füge hinzu daß Jeder der aufmerkſam ihre Geſchichte betrachtet, ſehen wird daß das Gleichgewicht jener berühmten Conſtitution ganze Zeitalter hindurch aufrecht erhalten wurde durch die perſönlichen Charaktere, durch die Anordnungen und durch die traditionelle Politik gewiſſer Familien eben ſo ſehr als durch die Staatsgrundgeſetze und Ordnungen. — „Obgleich das Feld verloren iſt, Alles iſt nicht verloren."

(Ein zweiter und letzter Artikel folgt.)

W. D.

Digitized by Google

Rückblicke und Ausſichten

auf

dem Gebiete der ſchönen Litteratur.

In dem jüngſt abgelaufenen Jahre wurde die Säcularfeier von Herders Geburt begangen; Goethe's Erzbild wurde aufgeſtellt und enthüllt, und nur noch fünf Jahre, ſo hätte mit der Aufſtellung des Bildes auch die Säcularfeier ſeiner Geburt verbunden werden können; vierzig Jahre ſind nunmehr auch ſchon verfloſſen, ſeit der jüngſte von den drei großen Genien, welche auf die äſthetiſche Bildung der Gegenwart ohne Zweifel am mächtigſten eingewirkt haben, ſeit Schiller ſeinem großen, begeiſterten und begeiſternden Wirken und Schaffen, viel zu frühe nach menſchlicher Anſchauung, entrückt wurde. Ein volles Jahrhundert dürfen wir rechnen, ſeitdem ein geſunderer, gediegenerer Geſchmack, eine bewußtere Selbſtändigkeit in poetiſchen Schöpfungen von bleibendem Werth, in Klopſtocks Meſſiade namentlich, Deutſchland allmälich aus dem Nachzuge der litterariſchen Beſtrebungen, aus linkiſcher Abhängigkeit, aus unbehülflicher Unmündigkeit emporhob und an die Spitze der höhern poetiſchen und äſthetiſchen Bildung Europa's ſtellte. Hundert Jahre! welche rieſenhaften Fortſchritte muß nicht in dieſem Jahrhundert, ſo reich an den mächtigſten, glänzendſten und fruchtbarſten Geiſtern, nicht bloß auf dem äſthetiſch-poetiſchen Gebiet, ſondern auch auf allen denjenigen die mit ihm zuſammengränzen, und, vermöge der eigenthümlichen Entwicklung der ſchönen Bildung in Deutſchland, ganz beſondern Einfluß darauf übten, auf den Gebieten der Philoſophie, der Geſchichte, der Mythologie, der Archäologie und der Philologie überhaupt und im weiteſten Sinne, ſofern ſie alte und neue Sprachen und Litteraturen und deren wiſſenſchaftliche Ergründung und Aneignung umfaßt — welche Fortſchritte muß nicht in dieſer langen Zeit unter ſo günſtigen Conſtellationen die deutſche ſchöne Litteratur gemacht haben! Wie unendlich hoch muß nicht das heutige gebildete Deutſchland über dem Deutſchland von 1740 oder 45 ſtehen, nachdem Klopſtock, Leſſing, Wieland, Voß *), Herder, Goethe, Schiller, Jean Paul — um nur die allerhervorragendſten Namen auf dem engern äſthetiſchen Gebiete zu nennen, denen ſich ſo viele ausgezeichnete Talente, ihnen theilweiſe nahe ſtehend, anſchließen, während wir die großen Philoſophen, Hiſtoriker und Philologen übergehen — in Saft und Blut der deutſchen Bildung übergegangen ſind!

Man würde mit dieſer Vermuthung vollkommen Recht haben, wenn mit der Bereicherung der Litteratur die litterariſch-äſthetiſche Bildung eines Volkes gleichen Schritt hielte oder halten müßte, wenn die großen Genien und Talente, welche mit mehr oder minder claſſiſchen Werken den Schatz von jener mehren, ſofort auch als gewiſſenhaft benützte Lehrer und Bildner der Nation gelten dürften. Aber iſt dem wirklich ſo? Was würden die aufgezählten Männer alle, wenn ſie heute wieder auf deutſchem Boden lebend erſcheinen und einen Alles überſchauenden Blick auf die heutige Bildung und den Geſchmack ihres Volkes werfen könnten, was würden ſie darüber urtheilen? Wie würden ſie mit dem Wachsthum der von ihnen ausgeſtreuten Samenkörner zufrieden ſeyn? Wie ſich ausſprechen über die Nachahmungen die ihre Muſterwerke, über die Pflege welche die Lieblingsgedanken ihres Genius, über die Anwendung die ihre mit tiefem Ernſt erforſchten und aufgeſtellten Grundſätze gefunden? Anziehend wäre es in der That mit dem Auge und im Sinne jedes Einzelnen jener Heroen der ſchönen deutſchen Litteratur deren neuere und neueſte Entwicklung und Geſtaltung zu betrachten, ſich aus den philoſophiſchen, ſittlichen und äſthetiſchen Grundſätzen und Anſichten eines Jeden das Urtheil zuſammenzutragen, welches er theils über den Gang der Bildung überhaupt, theils über einzelne auffallendere, charakteriſtiſche Erzeugniſſe fällen müßte! Freilich würden ihre Urtheile, je nach ihrer Individualität und ihrem Charakter, weit auseinander gehen, und Jeder würde vielleicht Einzelnes rügen was ein Anderer von ſeinem Standpunkt aus billigen könnte, und umgekehrt; aber das fürchten wir: zuſammenſtimmen würden ſie Alle in der Klage daß die ſchöne Litteratur Deutſchlands der mit ernſtem Streben und Ringen gebrochenen Bahn und Richtung ihrer gediegenſten Schöpfungen und Vorbereitungen entweder nicht treu geblieben, oder doch darauf nicht ſo weit fortgeſchritten ſey als zu erwarten geweſen wäre. Und ſelbſt bei denjenigen Leiſtungen und Richtungen welche auf irgend einen der genannten Koryphäen namentlich als ihren Erwecker, Bahnbrecher, Schutzheiligen und Gewährsmann zuverſichtlich ſich berufen, würde gar oft der Angerufene wenig Freude über die angeblich von ihm abſtammenden Erzeugniſſe an den Tag legen und ſein Streben, ſeinen Sinn nicht darin erkennen. Was würde der Verfaſſer Agathons und des goldenen Spiegels, der Meiſter in der feinen Grazie, „die zierliche Jungfrau zu Weimar,“ zu den heutigen didaktiſchen und dialektiſchen Romanen und Novellen ſagen, welche oft mit ſo plumpen Griffen und täppiſcher Art das ſociale Leben umzugeſtalten ſich zur Aufgabe ſetzen? Wie würde Leſſing ſeufzen oder ſpotten über die ausgearteten Abſenker und Pfropfreißer ſeiner berühmten, gehaltvollen Dramaturgie, welche jetzt in hundert Blättern und Blättchen, als anſpruchsvolle Theaterkritiken, unreife Früchte bringen? Herder würde ſtaunen, wenn man ihm ſeine „Stimmen der Völker“ als Mütter des Babels der heutigen Litteratur bezeichnete, Goethe, der Verkündiger einer Weltlitteratur, über die Allerweltslitteratur in Deutſchland bedenklich den Kopf ſchütteln, Schiller ſich mit Ekel von dem lahmen Schwulſt, dem gemachten Pathos der auf ihn hauptſächlich zurückweiſenden Jambentragödien abwenden, Jean Paul ſich vor der Herzloſigkeit vieler Schöpfungen, die ſich mit Humor brüſten, innigſt entſetzen. Faſt Alle würden mehr oder weniger über Zucht- und Zügelloſigkeit, Uebertreibung, Mangel an Maß, Ernſt und Tiefe, über Geſinnungs- und Formloſigkeit Klage führen.

Freilich bilden die Erzeugniſſe der bezeichneten Art weit nicht das Ganze der neueſten ſchönen Litteratur in Deutſchland, und es wäre

*) Als Ueberſetzer des durch ihn erſt recht in Deutſchland heimiſch gewordenen Homer von unberechenbarer Bedeutung!

Digitized by Google

nicht ſchwer, wenn man die letzten zwanzig Jahre zuſammennähme, von derſelben ein weder ungefälliges noch unwahres Bild zu entwerfen, indem man das Gelungene, Gehaltvolle, Erfreuliche hervorhöbe, das Leere und Widrige aber als gar nicht vorhanden überginge. Und des Gehaltloſen, des Verfehlten und Verwerflichen, des Unkrauts und der Giftpflanzen, war auch in den beſten Zeiten jeder Litteratur genug vorhanden — man erinnere ſich nur an die Xenien Goethe's und Schillers, welche neben einer Maſſe von verſpottendem und vernichtendem Tadel, womit ſie die gleichzeitigen Schriftſteller übergoſſen, gar ſpärliches Lob ſpendeten. Schriftſteller, ausgezeichnet durch Talente und Geſinnungen, fehlen auch jetzt nicht in der ſchönen Litteratur Deutſchlands, wenn wir auch derzeit keine beſitzen welche jenen Heroen gleichſtänden. Dürfen und ſollen wir uns nun dieſer auch jetzt noch wachſenden Früchte der ſchönen Litteratur erfreuen, zur Pflege aufmuntern und auf den Eintritt reichgeſegneter Jahre hoffen? Oder ſollen wir auf ſolche Hoffnungen förmlich verzichten, die weitere Erzielung der etwa noch möglichen Erzeugniſſe der ſchönen Litteratur für gleichgültig, für entbehrlich oder gar nachtheilig erklären? Sollen und dürfen wir noch einen Fortſchritt der ſchönen Litteratur und Bildung in Deutſchland erwarten, oder ſollen wir wünſchen, ſie möchte als völlig abgeſchloſſen gelten, damit nicht der Verſuch fortzuſchreiten zum beſchämenden Rückſchritt ausſchlage?

Um hierüber ein gründlicheres Wort ſprechen zu können, iſt es nöthig auf den geſammten Stand der litterariſchen, äſthetiſchen Bildung der Nation einen Blick zu werfen. Dieſer läßt ſich nun aber von verſchiedenen Geſichtspunkten aus auffaſſen und würdigen: es kann dabei vorzugsweiſe berückſichtigt werden was ein Volk von claſſiſchen oder ausgezeichneten Schöpfungen ein für allemal beſitzt, oder aber, was es fortwährend erzeugt, oder endlich das Maß in welchem, und die Art wie das Publicum oder das Volk zu den vorhandenen Schätzen der ſchönen Litteratur und zu den fortlaufenden Erzeugniſſen ſich verhält und daran Theil nimmt; alſo das feſte litterariſche Vermögen, die fortlaufende Fruchtbarkeit, und die Art und der Grad der im Volke verbreiteten äſthetiſch-litterariſchen Bildung, der Empfänglichkeit und des Bedürfniſſes. Will man ſich eine umfaſſende und unbefangene Anſchauung bilden, ſo darf man keinen dieſer Geſichtspunkte allein feſthalten, ſondern muß alle verbinden; wenn nun aber ſchon jeder für ſich jeden Beobachter und Beurtheiler, nach ſeiner Eigenthümlichkeit, auf verſchiedene Ergebniſſe führt, ſo begreift ſich leicht daß bei der Combination von allen dreien die Reſultate ſehr weit von einander abweichen müſſen, und ſowohl die Blüthe und der Vermögensſtand einer gegebenen Epoche der Bildung ſehr verſchieden angeſchaut und berechnet werden, als auch die Hoffnungen und Forderungen für die Zukunft ſich ganz ungleich geſtalten müſſen. Wir verſuchen mit möglichſter Unbefangenheit auszuſprechen wie ſich uns die Verhältniſſe darſtellen.

Der ſeit hundert Jahren angeſammelte Schatz claſſiſcher Werke der ſchönen Litteratur bleibt uns unverloren und unverlierbar; er iſt ſo groß und mannichfaltig, daß er wohl jedes geſunde äſthetiſche Bedürfniß zu befriedigen vermag, daß er keinen im Stich läßt der mit wahrhaft gebildetem Sinn und Geſchmack ſich aus ihm Nahrung zu holen ſucht. Nennen wir nur noch einige Namen: Winkelmann, J. Möſer, Hamann, v. Thümmel, Lichtenberg, Klinger, W. Humboldt, Steffens, Bürger, die Schlegel, Gries, Tieck, Novalis, v. Kleiſt, v. Arnim, Uhland, Rückert, Platen . . . welch eine Fülle von geiſterquickendem und nährendem, von bildendem Stoffe der verſchiedenſten Art iſt in den Werken dieſer Männer enthalten, wozu noch alle die ausgezeichneten, mehr fachwiſſenſchaftlichen Schriften Anderer kommen, deren Studium, theilweiſe wenigſtens, zu einer wahrhaft bildenden Lectüre, zu einem gründlicheren Verſtändniß der genannten deutſchen Dichter und Autoren unerläßlich iſt. Sollte dieſer Schatz auch nur noch ſpärlichen Zuwachs erhalten, ſo kann er doch nicht mehr abnehmen, und er iſt ſo vielumfaſſend, daß ſchon ſehr günſtige Verhältniſſe dazu gehören um ſich mit dem ganzen Umfang desſelben vertraut zu machen. Wir haben in dieſer Hinſicht alle Urſache mit unſerem Beſitz zufrieden und darauf ſtolz zu ſeyn; und weit entfernt daß wir ein wahres Bedürfniß der Vermehrung unſrer Habe empfänden, könnten wir vielmehr nur wünſchen daß die große Maſſe des Vorhandenen nicht die Blicke der geiſtige Nahrung und Bildung Suchenden verwirre und ihre Wahl nicht irre leite; wir könnten wünſchen daß namentlich bei der Erziehung und Bildung der Jugend auf eine zweckmäßige Auswahl und Ordnung der Lectüre ernſtlich Bedacht genommen, nicht dem Zufall und der Naſchhaftigkeit ſo viel Spielraum gegönnt, und daß eine gründlichere Bekanntſchaft mit den dieſem Alter zuträglichen Claſſikern der ſorgfältiger erzogenen und gebildeten Jugend zur Pflicht gemacht, daß ſie förmlich und regelmäßig darein eingeleitet und vor geſchmacksverderblichen und zerſtreuenden Einflüſſen alles Ernſtes gehütet würde. Beſonders wäre in dieſer Beziehung eine gewiſſe Gleichförmigkeit der Bildung ſehr zu wünſchen, damit alle gebildeteren Deutſchen in der vertrauteren Bekanntſchaft mit einem oder einigen deutſchen Claſſikern ſich ebenſo begegneten, wie die gebildeteren Franzoſen und Engländer in der gründlicheren Kenntniß der Fabeln La Fontaine's, der Dramen Corneille's und Moliere's und der Werke Shakſpeare's. Bei dieſem ſchwerlich zu beſtreitenden Bedürfniß der Einſchränkung und Concentration — ſollte da eine Vermehrung der deutſchen ſchönen Litteratur wirklich noch wünſchenswerth ſeyn? Wäre nicht das beſte, wenn man, wie bei Actienzeichnungen für Eiſenbahnen, die Liſte für geſchloſſen, das Bedürfniß für gedeckt erklärte und die ſich noch weiter meldenden Bewerber um einen Platz auf dem deutſchen Parnaß geradezu abwieſe?

So wenig zu wünſchen iſt daß ein abſoluter Dictator mit Machtſprüchen und Ukaſen dieſen Vorſchlag gewaltſam zur Ausführung brächte, ſo wenig iſt zu glauben daß die deutſchen Dichter und äſthetiſchen Schriftſteller ſelbſt ſich von der Zuträglichkeit desſelben überzeugen und dann freiwillig zurücktreten ſollten. Indeſſen ſey uns doch geſtattet die Gründe, womit ein ſolcher freilich unausführbarer Antrag unterſtützt werden könnte, etwas näher zu beleuchten.

Ueber die Productionen der neueſten Zeit, der Gegenwart würde mit jenem Vorſchlag eigentlich der Stab gebrochen, ſie würden entweder für unnütz und werthlos oder gar für ſchädlich und verderblich erklärt. Dagegen aber kann man ſagen: nicht über dieſe Erzeugniſſe an ſich wird ſo hart geurtheilt, ſondern nur im Verhältniß zu dem bereits vorhandenen Vermögen und Beſitz von claſſiſcher Litteratur. Wie die Holländer zuweilen große Maſſen von Gewürzen und andern koſtbaren Waaren vernichtet haben ſollen, damit dieſelben nicht im Werthe ſinken, ſo ſollte man auch in der Litteratur verfahren und dabei jedenfalls das noch nicht Anerkannte dem in ſeinem Werth Feſtſtehenden aufopfern. Die Maſſe der jährlich in Büchern und Zeitſchriften erſcheinenden ſchönen Litteratur in Deutſchland ſcheint doch mit mathematiſcher Nothwendigkeit die claſſiſchen Erzeugniſſe der älteren Litteratur zurückdrängen zu müſſen; denn die Zeit und Theilnahme, welche der modernen und der Tageslitteratur gewidmet wird, entgeht doch wohl der Lectüre und dem Studium unſrer

Digitized by Google

Claſſiker. Wenn nun ferner zugegeben werden muß daß die Größten unter dieſen von den modernen Autoren nicht erreicht, geſchweige denn übertroffen werden, ſo ſcheint freilich der Beweis hergeſtellt daß der fortgehenden Production beſſer Einhalt geſchähe. Und empfohlen ſcheint dieſer Wunſch, geſteigert der Uebelſtand noch zu werden durch das Sichvordrängen der modernen Litteratur, welche in Zeitſchriften und Tageblättern dem Leſer gleichſam zum Fenſter hineinfliegt, ihn, wenn er nach politiſchen Neuigkeiten ſich umſieht, ſogleich umgarnt — durch die Anſteckung des Modetones und Modereizes, durch die Anſprüche welche die geſetzgebenden und richterlichen Körperſchaften der oberflächlichen litterariſchen Bildung, die franzöſiſch-deutſchen bureaux d'esprit, an denjenigen machen der in ihnen als Meiſter vom Stuhl glänzen oder vor ihnen mit Ehren beſtehen, durch ihr Lob emporkommen will. Trifft nun mit dieſer Demonſtration des nothwendigen Abbruchs, welcher den älteren, gediegenen Claſſikern durch das Ueberſtrömen der modernen Litteratur, durch die Anſprüche und Anmaßung derſelben geſchehen müſſe, die Wirklichkeit und der Augenſchein zuſammen? Das iſt ſchwer zu beantworten! Gewiß könnten unſere Claſſiker eifriger geleſen, gründlicher ſtudirt werden, wenn nicht die Tageslitteratur ſich ſo breit machte — aber daß es geſchehen müßte und würde, wagen wir nicht zu behaupten; es müßten ſich, wenn jenes geſchehen ſollte, noch manche zuſammengeſetzte und tiefliegende Verhältniſſe anders geſtalten, und keineswegs genügte es wenn alle äſthetiſchen Schriftſteller auf einmal die Feder niederlegten und in dem Trappiſten-Orden Profeß thäten. Die durch den modernen Zufluß der Litteratur allerdings oft bis zur krankhaften Gier überreizte Leſeluſt könnte, wenn der beſtändige tägliche Reiz aufhörte, ebenſowohl einſchlafen und in Lethargie übergehen, als ſich dann dem gediegenſten Stoffe zuwenden. Zur Rückkehr zu den vernachläſſigten ältern gediegenen Schriftſtellern die verwöhnten Geiſter zu zwingen durch Vorenthaltung andrer Koſt, wäre ein ſehr zweifelhafter Verſuch; und es läßt ſich dagegen auch das geltend machen: viel gewiſſer als ſolcher Zwang erhält doch die fortdauernde Fruchtbarkeit der neuern Litteratur die ältern Autoren in lebendigem Andenken. Die neuen Produkte weiſen ja nothwendig durch äußern zeitlichen und durch innern ſachlichen Zuſammenhang auf die gediegene Grundlage unſrer Litteratur zurück, und wirklich ſcheint ja auch die angeſtrengte Thätigkeit der modernen Litteratur der Litteratur entſchwundener Jahrzehnte ein neues kräftiges Leben einzuhauchen, die Gemüther für ſie empfänglich zu ſtimmen; Jedermann weiß daß die Claſſiker unſerer Sprache gerade ſeit einigen Jahren in äußerlich verjüngter Geſtalt neben den ephemeren Erzeugniſſen des Tages ihren Weg zu vielen Tauſenden in Privatbibliotheken finden.

Die letztgenannte Thatſache iſt freilich wahr und ſcheint ſchlagend; doch übereile man ſich nicht in den Folgerungen die man daraus zieht. Die vielen und ſtarken Auflagen unſrer meiſten Claſſiker ſcheinen die Klagen über ihre Verdrängung durch moderne, an Gehalt geringere Litteratur zu beſchämen: aber die Zahlen und Erfolge des Buchhandels ſind nicht immer genaue Meſſer für Geſchmack und Bildung des Publicums. Wie viele tauſend Bände der neuen Ausgaben unſrer Claſſiker mögen unberührt in Pracht-einbänden in den Bibliotheken Parade machen! Aber auch die Behauptung daß durch die modernen Autoren die ältern Claſſiker dem Andenken und Verſtändniß der Gegenwart lebendig vermittelt werden, daß ſomit die Dichter und Schriftſteller gleichſam die Pädagogen und Lehrmeiſter für die großen Muſterbilder der Litteratur, die Träger vielmehr als die Verdränger derſelben ſeyen, darf keineswegs ohne große Beſchränkung zugegeben werden. Von gar Vielen wird ſich eine befriedigende Erfüllung dieſer allerdings ſchönen und ehrenvollen Aufgabe und Pflicht nicht rühmen laſſen; viele Andere weiſen dieſelbe entſchieden zurück, oder haben doch gar nicht das Bewußtſeyn derſelben. Wohl dürfen wir fragen: wie viele von den Hunderten von Poeten und Autoren, welche in Büchern oder Zeitſchriften an der Unterhaltung und Belehrung, an der äſthetiſchen Bildung des deutſchen Publicums und Volkes mit arbeiten, haben die wichtigſten Claſſiker unſerer Litteratur in ihren bedeutendſten Werken, und nicht etwa nur Goethe's Werther und Götz von Berlichingen, Schillers Gedichte und Räuber, zur Grundlage ihrer äſthetiſchen Bildung gemacht? Der Augenſchein und die handgreiflichſten Beweiſe bezeugen es nur zu ſehr daß es vielen Autoren bittrer Ernſt iſt mit der Verſicherung von der Vergangenheit mit all ihren Ueberlieferungen, von allen Feſſeln der Autorität, aller Verehrung großer Namen ſich losgemacht, und ſich ganz der Zukunft in die Arme geworfen zu haben — mit ihrer naiven Behauptung daß ihr Geiſt eine glatte jungfräuliche Tafel ſey worein erſt der heutige Tag, der modernſte Geiſt ſeine Charaktere einritzen ſolle. Und wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten, — obgleich das gelegentliche Aufſprudeln eines unwiſſenden und rohen Uebermuthes auch ſo weit ſchon ſich vergaß — ſo doch mit der That werden von manchen, im Augenblick nicht wenig beklatſchten äſthetiſchen Schriftſtellern der neuern Zeit die deutſchen Claſſiker verläugnet und als hinter den Forderungen und Einſichten der Zeit Zurückgebliebene behandelt. Ein nachgebetetes Urtheil von einem der Orakel des Tages, im Nimbus philoſophiſcher Ueberſchwänglichkeit, oder im Schimmer witziger Frivolität den hier unglaublich gläubigen Gemüthern als Loſung überliefert, enthebt der Mühe die Werke der erſten Schriftſteller Deutſchlands ſelbſt kennen zu lernen, ſoweit nicht kritiſche Analyſen oder Andeutungen, Anführungen einzelner prägnanter Stellen, die weltbedeutenden Bretter, Illuſtrationen, Maskenzüge, lebende Bilder, oder ſonſt zufällige, müheloſe Gelegenheiten eine oberflächliche, keiner ſchärfern Prüfung und Betaſtung ſtichhaltende Kenntniß von denſelben vermitteln.

Freilich, ſchwerfällig und ſteifleinen mögen die Schöpfungen und Geſtalten dieſer in ihrer Art und für ihre Zeit trefflichen, gelegentlich gnädigſt belobten, aber denn doch jetzt veralteten Autoren einem verweichlichten und entmannten Geſchmack erſcheinen gegenüber von den elfenhaften Gebilden mancher Modernen, die ſich auf den Zehenſpitzen wie Ballettänzerinnen herumwirbeln, in Schleier von ätheriſcher Gaze gehüllt, Reden führen ſo witzig und ſpitzig und dünn wie Nadeln, und alles ſo leicht hingehaucht, ſo körperlos, daß man nach dem Schluß der Lectüre kaum mehr weiß, was die ganze Phantasmagorie war. Daß ſo große Meiſter und Muſter der Poeſie und der ſchönen Proſa in Deutſchland gelebt und gewirkt haben, davon iſt bei manchen neuern äſthetiſchen Schriftſtellern, die doch ihr Publicum finden, kaum eine Spur zu treffen; und an Autoren, deren Schöpfungen ſelbſt von der traurigſten Verwahrloſung zeugen, die nicht als ächte Söhne und Enkel aus der edeln Familie der großen deutſchen Autoren gelten können, knüpfen noch Jüngere, als an die wahren Koryphäen der Zeitbildung und an die Propheten der Zukunft des Geſchmacks ihre — Grundſätze und Theorien, wenn man von ſolchen reden kann, an, Grundſätze und Theorien welche voll von Widerſprüchen und Abſurditäten, unverdauten Brocken aus den unverträglichſten Schulen, längſt bekanntes und wohl ſchon wieder aufgegebenes Altes mit bizarrem, abenteuerlichem Neuen aufs lächerlichſte verquicken. Solcher Theorien ſind dann die Schöpfungen ſelbſt würdig. Für Solche ſcheinen nun freilich Leſſing, Klopſtock, Goethe u. ſ. w. nicht gelebt zu haben, und was

Digitized by Google

etwa von ihren Ideen und dem Geiſt ihrer Werke an modernen Productionen der bezeichneten Art anklingt und nachwirkt, iſt durch die Vermiſchung mit dem Gemeinſten und Roheſten ſo entſtellt und entartet, daß man nur mit Widerwillen und Ekel von ſolchem Mißbrauch ſich abwendet und den Satz beſtätigt findet daß aus der Entartung des Beſten das Schlimmſte entſteht — corruptio optimi pessima!

Für dieſe nicht kleine Zahl von Schriftſtellern mit einem zahlreichen Publicum ſcheint der Schatz unſerer Litteratur unbenützt und todt dazuliegen, oder nur gelegentlich von ihnen mißbraucht zu werden. Obgleich er nun, wie oben ſchon geſagt wurde, nicht wirklich vermindert und aufgezehrt werden kann, müßten wir uns doch geſtehen, daß wir in unſern äſthetiſchen Verhältniſſen im Ganzen zurückkommen, wenn dieſer Schatz nicht in der Bildung, im Bewußtſeyn, im Geſchmack und in den Leiſtungen der Gegenwaet auch lebendig ſich reproducirte, ſo daß unſre Bühnen, unſee bildende Kunſt, unſre Unterrichts- und Bildungsanſtalten, unſre Lectüre und unſre litterariſchen Strebungen von dem Eifer zeugen in den Geiſt, in die Grundſätze dieſer Claſſiker einzudringen, und entweder auf den von ihnen gebahnten Wegen foetzuſcheeiten, oder doch nur mit klarem Bewußtſeyn der Gründe unſres Verfahrens von ihnen abzuweichen, und neue Pfade aufzuſuchen.

Unter dieſen Vorausſetzungen und von dieſem Geſichtspunkt aus wird man die Beſtrebungen und Schöpfungen von Poeten und Autoren, welche an Genie und Talent die älteren nicht erreichen mögen, dennoch nicht verwerfen, ſondern ſie vielmehr gutheißen und ermunteen düeſen. Theils wird durch die neuen Schöpfungen in würdigem und gebildetem Geiſte — welche auch über das Aufwuchern von Unkeaut und Giftpflanzen tröſten — das Andenken der ältern Vorbilder in der That vielmehr wiedee aufgefriſcht, als zurückgedrängt; durch Vergleichung werden ſie oft in ein helleres Licht geſetzt, und in ihren tiefern Vorzügen erſt recht begriffen; theils aber bleibt, ſelbſt wenn Talente die einen entſchiedenen, großen Foetſchritt zu bewirken im Stande wären, nicht auftreten, doch zwiſchen den Schöpfungen der größten Genien immer noch ein bedeutender freier Raum übrig, welchee duech die Leiſtungen begabter Nachgeborener aufs erfreulichſte ausgefüllt werden mag. Dem Reichthum des Lebens in Natur und Geſchichte, die man gewiß ſehr falſch auffaſſen würde, wenn man ihn nur als Unterlage für einige wenige ausgezeichnete, bevorzugte Individuen anſehen wollte, daef auch auf dem äſthetiſchen Gebiet eine größere Mannichfaltigkeit von Geſtaltungen entſprechen, ſelbſt innerhalb einer duech ein allgemein gültiges Geſetz umſchriebenen, von einem maßgebenden Typus beherrſchten Sphäre mögen ſich vielfache Kräfte verſuchen, und wenn eine tüchtige Bildung und Schule mit einer geſunden Natur und ächter Eigenthümlichkeit der Anlagen ſich verbindet, wenn nicht eine eigenſinnige und ſelbſtgefällige Oeiginalität von der Mühe des Lernens und der Bildung ſich feeiſpricht, oder ein markloſes Talent in ſklaviſcher und peinlicher Nachahmung auf- und untergeht, werden immer noch dankenswerthe Erzeugniſſe entweder bleibend die Litteratur bereichern oder doch die Empfänglichkeit und Theilnahme auf eine fördernde und geſunde Weiſe beleben. Die Zahl ſolcher äſthetiſchen Schriftſteller in Deutſchland iſt nicht klein; im allgemeinen jedoch glauben wir das Urtheil ausſprechen zu müſſen daß ſie, auf dem poetiſch-äſthetiſchen Gebiet, nicht ſowohl entſchiedene, ins Auge fallende Fortſchritte über die früher erreichten Punkte und Stadien hinaus gemacht, als ſich dadurch Verdienſte erworben haben daß ſie Lücken ausfüllten, daß ſie gegebene Typen geiſtreich individualiſirten und variirten, daß ſie von den ältern Meiſtern überkommene Regeln und Formen mannichfaltig, mit Geſchmack und Freiheit anwandten. Dasjenige aber, was man hin und wieder mit großer Prahlerei und ſchmetternden Poſaunenſtößen als einen großen, die Schranken der Bildung durchbeechenden, die Gränzen des Geſchmacks erweiternden Fortſchritt anpries, iſt meiſt entweder ein die wahre Poeſie und den reinen Geſchmack gefährdender Rückſchritt geweſen, oder man gab eine gar nicht tiefer gehende Neuerung für eine ganz neue Entdeckung und Schöpfung aus, und erblickte in dem äußern, augenblicklichen Erfolg einer vielleicht durch ziemlich materielle Mittel wirkenden litterariſchen Erſcheinung den Sieg eines völlig neuen äſthetiſchen und litterariſchen Princips. Hievon nachher.

Im Ganzen müſſen wir über den Stand der ſchönen deutſchen Litteratur unſre Anſicht dahin ausſprechen daß die gediegenen und fördernden, an die claſſiſchen Schätze ſich anreihenden Erzeugniſſe durchaus nicht fehlen, daß aber die Zahl derſelben, in Verhältniß zu der fortwährend erzeugten Maſſe, nicht bedeutend iſt, ſo wie auch, daß die am meiſten Aufſehen erregenden und Gunſt gewinnenden Erſcheinungen nicht immer von der Art ſind daß der ernſtere Beobachter darin eine wahre Bereicherung der ſchönen Litteratur, noch auch einen Beweis von den Fortſchritten der Bildung und des Geſchmacks der Nation, oder des Publikums, erblicken kann. Dieß führt uns noch auf den dritten Geſichtspunkt, von welchem aus der Stand dee litterariſch-äſthetiſchen Bildung und Blüthe eines Volkes betrachtet werden kann.

Es kommt nämlich hiebei, außer dem vorhandenen Schatz von Poeſie und Litteratur und den Ausſpendern und Mehrern desſelben, auch noch in Betracht das Verhältniß der Empfangenden zu den Gebenden und Erzeugenden und zu dem angeſammelten Reichthum. Es ſind die Fragen zu beantworten: wie Viele werden, in welchem Umfang und in welcher Weiſe, des litterariſchen Schatzes theilhaft? Welche Feüchte trägt dieſe Theilnahme der Nation, oder eines Theils deeſelben, an der Litteratur? Bücher voll Berechnungen und ſtatiſtiſchen Angaben ließen ſich hierüber ſchreiben; wir aber müſſen uns kurz faſſen. Ohne Zweifel hat ſich die Zahl der empfangenden und genießenden Theilnehmer an der ſchönen Litteratur in Deutſchland ſeit fünfzig oder gar hundert Jahren ungeheuer vervielfacht, und eben ſo hat ſich auch das Bedürfniß, der Verbrauch der Einzelnen ungemein vermehrt. Sowohl der Sinn für reinere und höhere Formen, als auch das Verſtändniß eines reicheren, tieferen und ideelleren Inhalts hat ſich bedeutend gehoben, und Wenige wüeden heutzutage noch von den vor achtzig Jahren ſo bewunderten Fabeln und Gedichten Gellerts oder Leſſings merklich erbaut werden, ſo wie manches edle Gedicht der neueſten Zeit damals kaum in einem ſehr beſchränkten Kreiſe verſtändlich geweſen wäre. So günſtig aber dieſe Thatſachen für den Stand der äſthetiſchen Bildung des deutſchen Volkes zu zeugen ſcheinen, möchten wir doch, vor übereilter Ueberſchätzung warnend, folgendes zur Beherzigung empfehlen.

Wohl ſind, nach unſrer Ueberzeugung, in Deutſchland jetzt unendlich mehr äſthetiſch-litterariſche Bildungselemente verbreitet, als vor fünfzig oder hundert Jahren, aber mit den ſo ſehr geſteigerten und weitverbreiteten Bildungsſtoffen ſteht nicht in entſprechendem Verhältniß die Fähigkeit ſie zur geſunden Naheung der ächten Bildung zu verdauen und zu verarbeiten. Damals machten die äſthetiſch Gebildeten eine nicht ſehr zahlreiche Ariſtokratie aus, mit altclaſſiſcher Gelehrſamkeit vielleicht etwas pedantiſch großgezogen, aber durch die ſtrengere litterariſche Diät, bei der Sparſamkeit äſthetiſcher Genüſſe auf dem Gebiet der deutſchen Sprache empfänglich und dankbar für alles was Befriedigung bot und jedes Gedicht eines einmal anerkannten Poeten, eines Gellert,

Digitized by Google

Ramler, Hagedorn mit Andacht aufnehmend und in Saft und Blut verwandelnd. Heute haben wir neben der freilich nicht ausgeſtorbenen, aber weit nicht mehr allein entſcheidenden Ariſtokratie eine gewaltige Demokratie, um deren Gunſt der Autor ſich zu bewerben hat; der Zauber der Autorität und der Geiſt einer geſchloſſenen Körperſchaft, welche ſich's zur Pflicht macht eine anerkannte Zierde, einen Mehrer der Litteratur in Ehren zu halten, iſt gebrochen, und die Menge iſt wenig geneigt dem tieferen, ernſteren, ſchwierigeren Dichter und Schriftſteller mit geſpanntem Ohr und angeſtrengtem Geiſte ſich hinzugeben, ſie hebt den glänzenden und gefälligen Autor auf den Schild, der ſie ohne Anſtrengung belehrt, wie ſie glaubt, wenigſtens unterhält und vergnügt; der ihren Geſchmack kennt und ihm huldigt. Dieſe litterariſch genießende Demokratie hat ſich auf eine ganz andre Weiſe gebildet, als früher jene Ariſtokratie, hat ſelten gelehrte Studien gemacht, und wenn letztere häufig an Pedanterie ſtreifen mochte, ſo nähert erſtere ſich vielfältig dem andern Extrem, der Oberflächlichkeit und Frivolität.

Vor achtzig Jahren war, mit Einem Wort, eine Epoche der ſich empor ringenden äſthetiſchen Bildung, des nach Befriedigung dürſtenden ernſten Strebens — jetzt leben wir in einer Zeit des Ueberfluſſes, der verführeriſchen Wahl, der Ueberſättigung, einer den Geſchmack abſtumpfenden Vermiſchung, ja ſogar theilweiſe einer Zerſetzung der nicht zur rechten Einheit verſchmolzenen Bildungselemente. Es iſt, vielleicht nicht abſolut, aber im Verhältniß zur Zahl der auf äſthetiſche Bildung Anſpruch Machenden, heutzutage weit weniger Selbſtthätigkeit und Spontaneität im litterariſchen Publicum als vor fünfzig und achtzig Jahren; man ſucht vielmehr bloße Zeitverkürzung, Genuß und Aufregung in der Litteratur, als daß man ſich mit Ernſt, Liebe und Andacht darein vertiefte. Die beſchleunigte Bewegung, der Geiſt des Zuſammenraffens und Auseinanderfahrens in allen Gebieten und Richtungen des Lebens thut der geiſtigen und gemüthlichen Sammlung, die ſich überſtürzende Modeſucht dem liebevollen Verweilen bei Einem Gegenſtand Eintrag; der ſich aufdrängende Ueberfluß von litterariſcher Nahrung macht wähleriſch und ekel, nicht mehr nur das Beſte, Edelſte und Geſundeſte, ſondern das Leichteſte, das äußerlich Gefälligſte, das Ueberwürzteſte mundet. Nicht mehr auf den guten Grund einer tüchtigen gelehrten, humaniſtiſchen, mitunter auch wohl pedantiſchen Schulbildung wird heutzutage meiſt die litterariſch-äſthetiſche Bildung gebaut, ſondern unmittelbar auf einen oft gemüthlich und ſittlich, wie intellectuell, ziemlich rohen, nur durch äußere Reibung mit der Welt in Handel und Verkehr, auf Reiſen, in Geſellſchaft und Theater, auf Bällen u. ſ. w. etwas abgeſchliffenen Naturalismus, dem es dabei oft an ſonſtigen Kenntniſſen, ſo wie an Faſſungs- und Einbildungskraft nicht fehlt. Durch den regelmäßigen Beſuch des Theaters und ein Abonnement bei einer Leihbibliothek glaubt ſich ein junger Mann dieſer Art zum Urtheil über jede Erſcheinung der ſchönen Litteratur vollkommen berechtigt, und mancher fühlt den Drang in ſich aus dem Kreiſe der Empfangenden und mündlich Urtheilenden heraus und in den Kreis der Schaffenden und der Kunſtrichter überzutreten. Sind doch der Producte nicht wenige, die er zu übertreffen wohl hoffen darf, und wie Napoleon ſeinen gemeinen Soldaten mit der Möglichkeit und Hoffnung ſchmeichelte in ihren Patrontaſchen den Marſchallſtab zu finden, glaubt Mancher, dem es nicht an der Wiege geſungen wurde, die höchſten litterariſchen Kränze um ſein Haupt winden zu können. Allerdings iſt auch das Talent, das Genie ganz und gar nicht ausſchließlicher Vorbehalt der Humaniſtiſch-gebildeten — Shakſpeare hat keine gelehrte Bildung an einer Hochſchule empfangen — aber das Talent iſt bei den Naturaliſten doch weit größern Verſuchungen, Gefahren und Abwegen preisgegeben, und namentlich wird es ihm ſchwerer fallen ſich formell auf der Höhe einer einmal gegründeten äſthetiſchen Bildung zu erhalten, die Kraft und das Talent unter die Geſetze eines durchaus edeln und reinen Geſchmacks zu beugen. Bei dieſen Verhältniſſen iſt es ſehr wahrſcheinlich daß nicht wenige active, ſchaffende und mittheilende Genoſſen der litterariſchen Republik an ächter, tieferer Bildung, an Wiſſen und Geſchmack weit unter manchen paſſiven Bürgern derſelben ſtehen, die in der Jugend mit dem Mark der alten Claſſiker genährt, ſpäter den Geiſt unſrer gediegenſten deutſchen Schriftſteller und wohl auch die Meiſterwerke fremder Litteraturen ſich gründlich aneigneten, und die mit beſonnenem Urtheil, in ſichrer Mäßigung, weder gleichgültig noch überſättigt, die Entwicklung und die Erzeugniſſe der neueſten Litteratur zu würdigen wiſſen, ſo weit ſie davon Kunde zu nehmen Luſt oder Gelegenheit haben. Dieſe würdigen Träger aber der äſthetiſch-litterariſchen Bildung unter den paſſiven Bürgern, den Empfangenden und Verzehrenden, verhalten ſich ziemlich ruhig und ſtill, und verſchwinden, der Zahl nach, in der Maſſe der innerlich mehr oder minder Unmündigen, die, wenn ſie auch auf das Drängen der Schlange der Lüſternheit hin von allen möglichen Aepfeln gegeſſen haben, doch nicht zwiſchen Gut und Böſe in der Litteratur zu unterſcheiden wiſſen, ſo wenig ſie auch im Stande der Unſchuld geblieben ſind.

So glauben wir denn daß die in Deutſchland jetzt umlaufenden äſthetiſchen Bildungselemente, verglichen mit dem Stand derſelben vor fünfzig bis achtzig Jahren, der Maſſe nach ſich ungemein vermehrt, aber der Güte, dem Feingehalt nach ſich im Ganzen eher verſchlechtert haben. Und das Schlimme iſt, um bei dem Bilde zu bleiben, dieß, daß die ſchlechten Elemente, die ſtarken Legirungen, ſich nicht, wie bei Münzen, von dem guten Metall wieder ſcheiden laſſen und daher nur deſſen Werth vermindern, ſondern daß ſie, wie ein freſſender Roſt das gute Metall verzehrt, die edeln Elemente innerlich verſchlechtern, werthlos machen, vergiften. Es mag wohl wahr ſeyn daß das Treffliche und Gediegene in der Litteratur am Ende durchdringt, ſiegt und ſich erhält, daß die Stimme des Volkes am Ende ein Gottesurtheil ausſpricht, aber das ändert nichts an der Thatſache daß die Maſſe des Publikums dem gehaltloſen und ſchlechten Neuen, ſofern es gewiſſen Anforderungen und Bedingungen entſpricht, ſo viel und mehr Gunſt ſchenkt als dem gediegenſten Alten, ihm Einfluß auf ſeinen Geſchmack, ſeine Bildung, ſelbſt ſein Urtheil und ſeine Anſichten geſtattet, und es mit dem Edelſten und Trefflichſten zu einer heilloſen Miſchung zuſammenwirft.

Hiemit glauben wir im Allgemeinen angedeutet zu haben, was jede der beiden Anſichten, deren eine die ſteigende Blüthe, den Fortſchritt der äſthetiſch-litterariſchen Bildung in Deutſchland behauptet und hofft, während die andere ein Sinken der äſthetiſchen Bildung, des Geſchmacks und ſomit der Litteratur ſelbſt annimmt, und für die Zukunft fürchtet, für ſich geltend machen kann. Die Frage iſt eine ſo verwickelte, ſie bietet ſo zahlreiche Momente dar und läßt ſich von ſo verſchiedenen Geſichtspunkten faſſen, daß den entgegengeſetzten Anſichten immer Verſchanzungen und Bollwerke übrig bleiben, wenn ſie aus einer Stellung verdrängt werden, ohne daß ſie fürchten müßten daraus vertrieben zu werden und ſich für beſiegt erklären zu müſſen. Namentlich ſteht der optimiſtiſchen Anſicht, welche den Fortſchritt der Litteratur behauptet, das willkommene Auskunftsmittel zu Gebote, falls ſie auch ein Herabſinken derſelben von der früher erreichten reinen Kunſthöhe zuzugeben ſich genöthigt fände — ſie wird aber der Sache einen andern Namen

Digitized by Google

geben — die Frage auf den Boden des intellectuellen, politiſchen und ſocialen Fortſchritts zu ſpielen, und wir wollen, was in dieſer Beziehung geltend gemacht wird, etwas genauer beleuchten

Ein innerer Fortſchritt in der poetiſchen oder äſthetiſchen Litteratur Deutſchlands, wird von dieſer Seite behauptet, mittelſt Steigerung und kunſtvollerer Ausbildung der Formen, oder durch noch höhere Vergeiſtigung der Stoffe, durch Potenzirung der Ideale und des ideellen Strebens, iſt weder denkbar nnd möglich, noch auch wünſchenswerth. In dieſen Beziehungen hat ſie ihren Gipfelpunkt erreicht, und nur Verkünſtelung wäre die Folge, wenn ſie ſich mit dem Erreichten nicht begnügen wollte. Ja unſre Heroen der Poeſie und Litteratur ſelbſt haben wohl theilweiſe ſchon zu hoch in die Wolken hinaufgebaut, ſtatt auf der feſten, wohnlichen Erde. Ein Fortſchritt, eine Machtverſtärkung der Poeſie, der Litteratur iſt aber dadurch möglich und von den Zeitverhältniſſen geboten, daß ſie mehr als bisher, in der Zeit ihrer ſpröden und ſcheuen Selbſtändigkeit und Vereinzelung, Elemente des Lebens, der Wirklichkeit, in ſich aufnimmt, daß ſie ſich der Hebel der gegenwärtigen Zeitbeſtrebungen bemächtigt, ſich mit thatſächlichen, im Leben und in den Bedürfniſſen der Völker wurzelnden Intereſſen verbündet, und ſtatt der Sprache der Götter die allverſtändliche Sprache der Menſchen redet.

Der ächte Realismus in der Kunſt, in der Poeſie und Litteratur iſt nicht genug zu empfehlen, zumal bei einer Nation wie die deutſche, welche ſo leicht auf dieſen Gebieten in idealiſtiſche Leeren hineingeriſſen wird, welche die bewunderungswürdigen Anſtrengungen großer Talente denn doch nur mit markloſen, wenn auch glänzenden Nebelgeſtalten und Wolkenbildern zu bevölkern vermögen — der ächte Realismus, der ſich auf die offenſte Empfänglichkeit für alle Erſcheinungen der Natur und des Lebens, der geſammten ſinnlichen und geiſtigen Wirklichkeit gründet, der ſich, wie Antäus, durch beſtändige Berührung der mütterlichen Erde, mit allem was ſie trägt, ſtärkt und verjüngt. Dieſer ächte Realismus bedingt die Wahrheit der Kunſt und Poeſie, aber er iſt nur ihre Unterlage, noch nicht die Poeſie und das Schöne ſelbſt; vielmehr muß die poetiſche Idee und die künſtleriſche Behandlung ſich mit ihm vermählen, ſonſt geht der Realismus leicht in feinern oder gröbern, offeneren oder verſteckteren Materialismus über. Die richtige Mitte zu halten zwiſchen äſthetiſchem Materialismus einerſeits und Formalismus andrerſeits iſt die Aufgabe und Tugend der edelſten, ächteſten Poeſie, und ihr Ausarten, ihr Sinken, ihr Ermatten verräth ſich durch die Hinneigung zum einen oder zum andern. Formalismus in der Poeſie iſt diejenige Richtung, welche den Inhalt für völlig gleichgültig, die Behandlung und Darſtellung für Alles erklärt und, von ausſchließlich äſthetiſchem Enthuſiasmus erfüllt, in der reinen Flamme des Schönen die Wahrheit und Sittlichkeit nicht etwa nur läutern und verklären, ſondern opfern und vernichten will, und ſo in Wahrheit zum Nihilismus führt, — die Ueberſchwänglichkeit einiger Romantiker, welcher ſie den Namen Ironie gaben. In dem Vacuum dieſer reinen Formbegeiſterung kann es die Poeſie nicht lang aushalten; ſie wird immer genöthigt ſeyn einige Elemente des Lebens und der Wirklichkeit, wenn auch noch ſo dünn und ſchattenhaft, in das Gebiet der Poeſie aufzunehmen; doch kann ſie mit überſchwänglicher Phantaſterei und Scheue vor dem Erfüllten und Kernhaften auf lange hinein den Geſchmack verwöhnen und krankhaft ſchwächen; und gefährlich iſt dabei beſonders der vornehme Anſtrich; wie der Paradiesvogel der Fabel aus ſeiner Aetherheimath nie zur Berührung der Erde ſich herabſenkt, ſo glaubt der äſthetiſche Enthuſiasmus der reinen, gegen den Inhalt gleichgültigen, ja ihn vernichtenden Form, ſich durch Berührung und Anerkennung der Elemente des realen Lebens zu beflecken. Sein Gegenpol, der äſthetiſche Materialismus, tritt in mehrfachen Geſtalten auf, deren gemeinſamer Charakter jedoch darin beſteht daß die äſthetiſche Wirkung nur Mittel für andre Zwecke ſeyn ſoll. Wie löblich dieſe Zwecke an ſich ſeyn mögen, — denn man darf nicht, durch den Namen Materialismus irre gemacht, glauben ſie ſeyen nothwendig ſinnlicher, grober, verwerflicher Art, nein! ſie können die Förderung und Belebung von Sittlichkeit, Frömmigkeit, Vaterlands- und Freiheitsliebe, Aufklärung und Volkswohl im Auge haben, ſo gut ſich dieß Alles mit der ächteſten, edelſten Poeſie verträgt, ſo heißt es doch ein materialiſtiſches Princip in die Poeſie einführen, wenn man von ihr verlangt daß ſie ſich dieſe Aufgaben ſetze oder ſetzen laſſe. Dem äſthetiſchen Materialismus huldigt aber auch diejenige Richtung in Kunſt und Poeſie, welche nur die Vergnügung der Sinne, die Erregung der ſinnlichen Einbildungskraft, durch Farbenpracht und das Ohr beſtechenden Wohllaut, durch Spannungen und Ueberraſchungen, durch Reiz und Kitzel der Nerven, durch galvaniſche Erſchütterungen ſucht und beabſichtigt, um wahre Schönheit aber, um den die Seele durch die Sinne und die Einbildungskraft treffenden und läuternden Eindruck ſich nicht bekümmert. Von all dieſem haben wir in den neueſten Zeiten Proben gehabt, zu deren Empfehlung man rühmte daß ſie aus der Fülle des wirklichen Lebens geſchöpft haben, und daher auch ganz anders als idealiſtiſche Schöpfungen und abſtracte Träumereien aus dem Reiche der weſenloſen Fabel oder der längſt entſchwundenen Geſchichte auf das Leben zurückwirken müßten.

Sollen wir die erhabnen Schatten eines Herder, Goethe, Schiller zur Rechenſchaft ziehen, und unterſuchen, ob ſie etwa die Poeſie, die Litteratur dem Leben fern gehalten und entfremdet, ob ſie zu idealiſtiſche Anſichten von ihrem Berufe gehabt haben, ob ſie in Wolken und Abſtractionen über dem Boden der Wirklichkeit dahingewandelt ſeyen? — Freilich mußte es, bewußt oder unbewußt, ihre nothwendige Aufgabe ſeyn das Publikum, oder vielmehr die Nation, emporzuheben aus der Tiefe des alltäglichen, gemeinen Bewußtſeyns; freilich mußten ihre Werke, ihre Anſichten und Formen einer großen Maſſe zu hoch und zu wenig verſtändlich, Andern vielleicht zu ernſt, zu anſtrengend, zu wenig die ſinnliche Einbildungskraft befriedigend ſeyn; aber ſoll in der Litteratur eine ſolche Ochlokratie gelten, daß der ungebildeten oder geiſtesträgen Menge die Entſcheidung über den Werth und die Richtung großer Dichter und Schriftſteller zuſtände? Einige Bemerkungen über die drei genannten großen Männer, rückſichtlich des hier zur Sprache gebrachten Punktes, ſeyen uns geſtattet. Herder, weniger ſchaffender Dichter, als durch und durch dichteriſch fühlender, Poeſie enthüllender und weckender Menſch, hat ſich um die deutſche Bildung unermeßliche Verdienſte erworben, ſofern er hauptſächlich dazu beigetragen hat den Inhalt, die Ergebniſſe der Gelehrſamkeit und der Wiſſenſchaft durch eine ſchöne, geiſtvolle, ächt populäre, aber nie triviale Behandlung und Darſtellung dem Verſtändniß und Intereſſe der Gebildeten überhaupt zugänglich zu machen. Er hat, was die trockne Gelehrſamkeit, die abſtruſe Wiſſenſchaft lange als Alleinbeſitz ſich zugeeignet und feſtgehalten hatte, wieder zum Gemeingut der ächt menſchlichen Bildung, des poetiſchen Sinnes und Gemüthes gemacht, er hat die Felder und Wälder der Wiſſenſchaft mit Blumengärten und Rebengeländen der Poeſie durchflochten, hat die Theologie und die Geſchichte wieder in lebendigen Zuſammenhang mit den Anliegen des Gemüthes und der Phantaſie ebenſo wie des wißbegierigen und forſchenden Geiſtes geſetzt. Er hat die Poeſie und die Sagen fremder, zum Theil aus der Ge-

Digitized by Google

ſchichte verſchwundener Völker wieder für uns zum Leben erweckt, und damit den Deutſchen die kräftigſte, fruchtbarſte Mahnung zugerufen an die ewige Wahrheit der Natur ſich zu halten, welche zu allen Zeiten in reinen und ſtarken Gemüthern die edelſte und ächteſte Poeſie erzeugt. — Goethe iſt bekanntlich hin und wieder wegen ſeines Realismus getadelt und ihm ſogar derjenige ideale Sinn, welcher den ächten, hohen Dichter macht, abgeſprochen worden. Wie ſehr er nun jedenfalls, verglichen namentlich mit Schiller, in mancher Hinſicht als Realiſt erſcheint und gelten muß — dennoch iſt er einer gewiſſen Betrachtungsweiſe zu wenig Realiſt, man vermißt bei ihm den lebhaften, ausgebildeten Sinn für das geſchichtliche Leben, für die Anſprüche und Wirklichkeit des Staates, für allgemeine Intereſſen, für Vaterland und Freiheit; er habe mit ſeiner Poeſie die Gegenwart und die ſich entwickelnde Zukunft ſeiner Nation nicht ergriffen, und deßwegen auch nicht ſo, wie er mit ſeinen großen Gaben hätte können, darauf eingewirkt. Auf dieſe vielerörterte Controverſe kann hier nicht näher eingegangen werden; aber das dürfen wir wohl behaupten: Goethe's Werke aus ſeinen beſten Zeiten, ſo wie ſie nun einmal als Zierde und Stolz unſrer Litteratur daſtehen — mögen auch Manche ihnen eine andere Tendenz oder einen erweiterten Geſichtskreis wünſchen — athmen durch und durch das Leben der ächteſten Natur, ſie verlaſſen auch beim kühnſten Schwung nicht die Spuren der Wirklichkeit, der tiefgeſchöpften Erfahrung, ſie ſchweben nicht in den Wolken, es liegt in ihnen ein unermeßlicher Schatz von Beobachtungen und Wahrheiten, aus der Tiefe des Lebens der Einzelnen und der Geſellſchaft, der Geſammtheit gegriffen. Wir wollen nur an Werther, Götz von Berlichingen, Hermann und Dorothea, Egmont, Wilhelm Meiſter erinnern, während wir auch in Fauſt, Taſſo, Iphigenie nichts weniger als phantaſtiſche Abſtractionen, ſondern auch gediegene Realität, nur in höherer Potenz finden. In den ſpäter verfaßten Wanderjahren, nach der Anſicht von Manchen auch in den Wahlverwandtſchaften, hat Goethe vielleicht nur zu ſehr dem Realismus gehuldigt, und ein mehr praktiſches Intereſſe über das rein äſthetiſche geſetzt. Den ächten, unübertrefflichen Realismus von Goethe's Poeſie ſollten auch diejenigen anerkennen welche mit der Tendenz, mit dem ſittlichen Geiſt derſelben nicht einverſtanden ſind, ſo wie ſie auch zugeſtehen müſſen daß er ſeine poetiſchen Werke nicht einer Tendenz zulieb verfaßt hat, um gewiſſe Lehren und Grundſätze unter das Publicum zu bringen. Er müßte, bei dieſer Annahme, im Werther den Satz haben predigen wollen: unglücklich Liebende müſſen ſich todt ſchießen, und das war doch gewiß ſeine Meinung nicht! — Schiller endlich hat, wie ſehr ihn auch ſeine angeborene Natur von dem Staube der Wirklichkeit und des Gemeinen in die glänzenden Regionen des Lichts und der idealen Betrachtung emportrieb und hob, dennoch ſeine Poeſie mit den würdigſten, höchſten Elementen und Intereſſen des Lebens erfüllt und geſtärkt, er hat den Deutſchen gewiſſermaßen die ihnen mangelnde politiſche Rednerbühne und die politiſche Preſſe andrer Völker theilweiſe erſetzt, er hat den Sinn für Geſchichte und Politik mächtig wecken helfen, er hat die Geſchichte als Vorrathskammer für ſeine Poeſie trefflich benützt, und z. B. in ſeinem Lager ein in ſeiner Art ganz einziges poetiſches Genrebild geſchaffen. Wie ſtark er ſich gelegentlich gegen den Materialismus in der Poeſie ausſprechen mochte, war er doch weit entfernt von einem äſthetiſchen Formalismus, welcher in ſeiner Conſequenz zum Nihilismus führen müßte; und dieß hat er beſonders auch gezeigt in ſeinen herrlichen Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. Fünfzig Jahre ſind es jetzt, daß Schiller dieſe gehaltvolle Abhandlung ſchrieb. Die menſchlich und ſittlich bildende Kraft des Schönen ſuchte er darin nachzuweiſen, der Kunſt, der Poeſie ihre wichtige Stelle in der geſammten Sphäre des geiſtigen, ſittlichen und politiſchen Lebens zuzutheilen, und die äſthetiſche Bildung als nothwendiges Moment in der Culturgeſchichte der Menſchheit, als Vorbereitung und Vorſtufe der Herrſchaft der freien Sittlichkeit und Vernunft zu begreifen. Das Schöne ſoll die Schule zur Veredlung und Stärkung des Charakters, zur Freiheit werden, und der Prieſter des Schönen, der Künſtler, der Dichter zwar nicht, wie dieß der treffliche neunte Brief begeiſtert ausführt, mit der Wirklichkeit, der Gegenwart ringen, nicht ungeſtüm den Stoff der moraliſchen Welt umformen wollen, aber die Richtung zum Guten geben, welche der ruhige Rhythmus der Zeit zur Entwicklung bringen muß. Aus dem Bunde des Möglichen und Nothwendigen ſoll er das Ideal erzeugen, welches durch ſich ſelbſt, durch die Phantaſie und den Geſchmack auf die Sitten, auf das Leben wirkte, und von der äſthetiſchen innern Freiheit zur äußern und politiſchen führen. Mag nun auch Schiller die ſittlich bildende, die politiſch kräftigende, befreiende und geſtaltende Macht des Schönen, der Poeſie inſofern einigermaßen überſchätzt haben, als keine Erfahrung ſeinen Anforderungen ganz entſprochen hat, und ſchwerlich je ſeine Hoffnungen rechtfertigen wird, ſo hat er doch gewiß aufs würdigſte das Bewußtſeyn bezeichnet welches der ächte Künſtler und Dichter, wenn er über ſeine Thätigkeit und ſeinen Beruf nachdenkt, haben kann und haben ſoll; er hat ebenſo die ſelbſtſtändige Würde der Kunſt und Poeſie gewahrt, als ſie durch ihre Verbindung mit dem ſittlichen und ſtaatlichen Leben, durch die Möglichkeit eines wenn auch ſtill und anſpruchslos wirkenden Einfluſſes darauf geadelt, und ſeine Winke und Lehren, ſo wie ſeine poetiſchen Werke ſelbſt — der ſchönſte Commentar zu ſeinen Grundſätzen! — ſollten unſeres Bedünkens auch jetzt noch, nach fünfzig Jahren, die vollſte Anerkennung finden, wenn gleich uns mit und aus denſelben nicht ſofort Dichter von Schillers Genius erſtehen würden. Aber es ſcheint, man hat Schillers hohe und tiefe Anſicht von der Bedeutung des Schönen, der Kunſt, ſo ziemlich vergeſſen, und man trägt jetzt als nagelneue Weisheit die Lehre vor, die freilich in ſolcher Einſeitigkeit neu iſt, daß die Poeſie, die ſchöne Litteratur unmittelbaren Einfluß aufs Leben gewinnen und üben müſſe — eine Lehre, die nur in der weiſen Beſchränkung, wie Schiller ſie ausſprach, für die äſthetiſche Litteratur ſelbſt erſprießlich, ohne ſie aber der Ruin aller höhern Poeſie und alles reinen Geſchmackes ſeyn muß.

In ungeduldiger Haſt, Eitelkeit und Anmaßung nämlich haben manche Pfleger der ſchönen Litteratur ſeit einer Reihe von Jahren manchen pomphaft angekündigten Verſuch gemacht durch ihre Werke unmittelbar Reformatoren, Weltverbeſſerer, Wohlthäter ihres Volkes oder der Menſchheit zu werden. Es ſind dahin zu rechnen die ſocialen und politiſchen Romane und Novellen, die Dramen, welche entweder durch ihren nationalen Inhalt oder durch ihre Darſtellung von jetzt obſchwebenden Zeitfragen und Intereſſen eine unmittelbare Wirkung aufs Leben hervorbringen ſollen, die politiſche Poeſie — von ausländiſchen Productionen die Schriften von Marryat und von Eugen Sue, allenfalls auch die nationalökonomiſch-philanthropiſchen Werke einer Miß Martineau und die Darſtellungen von Boz. Dieſe Schöpfungen ſind nun freilich an innerem Werth ſehr ungleich; manche ſind auch wohl ohne das klare Bewußtſeyn einer ſolchen Tendenz entſtanden, und erſt hinterher hat der Autor oder ein empfehlender Kritiker oder das Publicum oder der Buchhändler das Werk mit dem Aushängeſchild der reformatoriſchen oder philanthropiſchen Idee geſchmückt. In der That hat man bei manchen dahin gehörigen litterariſchen Produc-

Digitized by Google

tionen des Tages Mühe zu glauben, daß es ernſtlich gemeint ſey mit den großen praktiſchen Erfolgen, die man ſich davon verſpricht und der Welt verheißt, mit den Behauptungen: jetzt erſt werde ſich die ſchöne Litteratur ihrer großen Aufgabe, ihrer reformatoriſchen Kraft bewußt, indem ſie von der Bühne herab oder in den täglichen Blättern ihre weithinſchallende Stimme erhebend, die Wirklichkeit in das Gewand einer anziehenden, ſpannenden Darſtellung hüllend, die zerſtreuten Scenen des Lebens in einen leicht überſehbaren Rahmen zuſammendrängend und die ſonſt einzeln verhallenden Laute allgemeiner Wünſche, Bedürfniſſe und Klagen in einem gewaltigen Sprachrohr ſammelnd und zum Tubaton verſtärkend, den Maſſen ans Herz greife, und ſtatt ein müßiges Spiel für wenige Bevorzugte zu bilden, das Volk oder doch einen anſehnlichen Theil desſelben über eine Menge Uebelſtände und die Mittel ihnen abzuhelfen, über ſeine Rechte, ſeine Würde, ſeine Zukunft aufkläre. Wahrhaft ſtark, glaubt man, und wahrhaft populär werde die ſchöne Litteratur erſt, wenn ſie ſich mit der politiſchen, der pädagogiſchen, der ökonomiſchen Litteratur zu gemeinſamen Zwecken verbünde, aus ihrer vornehmen und ſpröden Abgeſchloſſenheit auf den Markt heraustrete und die Gewänder und Schleier einer ſteiferen, ſtattlicheren Kunſt mit einer immer noch gefälligen und reizenden, die natürlichen Formen lebhaft hervorhebenden, aber einfachen Tracht vertauſche.

In der Anpreiſung einer dem Leben und der Wirklichkeit enger ſich anſchmiegenden ſchönen Litteratur werden im Werthe ſehr ungleiche Beſtrebungen zuſammengefaßt, und ganz verſchiedene Abſichten und Tendenzen können ſich darin begegnen. Es läßt ſich in dieſer Art vernehmen eine Richtung, welche man als bilderſtürmeriſch gegen die höhere kunſtmäßige Poeſie bezeichnen kann. Manchen nämlich in unſrer Zeit erſcheint eine das Schöne um ſeiner ſelbſt willen ſuchende und ſchaffende Poeſie als ein nicht zu duldender geiſtiger Luxus, als eine äſthetiſche Drohne, die aus dem induſtriell-ökonomiſchen und politiſchen Bienenkorb verbannt werden müſſe. Natürlich iſt dieſer Geſinnung die charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit und Geſtalt einer höhern und reinen Poeſie, die kunſtvolle gebundene Sprache, die metriſche und rhythmiſche Form anſtößig, und ſie wird entweder als Spielerei und Unnatur oder aber als hemmende Schranke und Feſſel der Entfaltung mächtiger Gedanken und Ideen bekämpft, als ungeeignet zum Ausdruck des die Zeit bewegenden und erfüllenden Geiſtes. Die Geſchichte der Litteratur aller Völker ſpricht zu laut und zu klar, als daß wir auf die erſtern Behauptungen einzugehen brauchten, und auch vom Ungrund der letztern wird man ſich leicht überzeugen, wenn man ſo viele tiefſinnige poetiſche Werke aus alter und neuer Zeit, welche die ſtrengere Form der gebundenen Sprache zum Ausdruck der gewaltigſten und weitgreifendſten Ideen ohne einen Schein von Schwierigkeit gebrauchten, ja im Rhythmus oder Reim gleichſam hebende Flügel fanden, vergegenwärtigt. Aber, ſagt man, das moderne Leben des Einzelnen ſowohl als im Ganzen iſt viel verwickelter und reicher geworden und fügt ſich deßhalb nicht mehr in jene künſtlichen Formen. Die Antwort iſt: der rechte Dichter und Künſtler löst Probleme welche Andern unlösbar ſcheinen, in einer ganz neuen ungeahnten Weiſe, aber freilich kann nicht Alles und ſoll auch nicht Alles aus dem modernen Leben und der modernen Geſchichte poetiſch behandelt werden; das Verworrene, das Kleinliche, das Unfertige und Chaosartige, das Erbärmliche ſoll nie für ſich, als ein Selbſtſtändiges, darauf Anſpruch machen aus dem Zauberſpiegel der Kunſt und Poeſie wiederzuſtrahlen, wenn es auch zum Hintergrund und zum hebenden Contraſt benützt werden mag. Zwar kann viel ächte Poeſie auch ſolchen Werken inwohnen, welche nicht in gebundener Sprache verfaßt ſind; aber dieß ſind dann in der Regel ſolche Werke, auf deren Conception und die Compoſition im Ganzen, ſo wie auf den Styl die Verfaſſer kaum einen geringern liebevollen und begeiſterten Fleiß verwendet haben, als wenn ſie in gebundener Sprache niedergeſchrieben wären, ſo daß ſie faſt den Eindruck machen als wären ſie erſt aus Verſen wieder in Proſa zurücküberſetzt worden, wie ſich denn auch manche nennen laſſen, wo der Schwung der edelſten, reinſten, gehaltvollſten Proſa unbewußt in poetiſchen Rhythmus übergeht. Wir nennen beiſpielsweiſe Goethe's Wilhelm Meiſter, Novalis Heinrich von Ofterdingen, Bettinens Briefe an Goethe, denen ſich auch Schöpfungen fremder Litteraturen, wie Cervantes' Don Quixote in den romantiſchen Theilen, an die Seite ſtellen laſſen. Solche der Poeſie näher als der Proſa ſtehende Werke weiſen nun aber gerade auf die ſtrengere Form, als die Grundlage und das Palladium der ächten Poeſie hin, und keineswegs empfehlen und predigen ſie die Emancipation der ſchönen Litteratur von der maßgebenden Kunſtform, zu welcher ſie ſich ſelbſt in den inhaltsvollſten und begeiſtertſten Momenten wie mit ununterdrückbarer Sehnſucht und Treue zurückwenden. Der Anſicht, welche auf ſolche Vorbilder ſich beruft um die Abwerfung des Joches von Metrum und Reim zu erzwingen, liegt theils ein innerlich unpoetiſcher Sinn, theils Trägheit und Schlaffheit zu Grunde, und dieſe Eigenſchaften welche in den Formen der gebundnen Sprache mehr eine Schwierigkeit als einen Reiz, mehr ein Hemmniß als den Stempel der Schönheit erblicken laſſen, finden ſich leider häufig bei den Empfangenden und Genießenden ebenſo wie bei den Schaffenden. Die Legion von Poeten, welche denn doch unverdroſſen die Empfindungen des jugendlichen Herzens und einige poetiſche Stimmungen in Liedern von loſeſter Arbeit und flüchtigen Stoßſeufzern verkörpern, tauſendmal Geſagtes in abgeſetzten Metern und Reimen wiederholend, oft ſelbſt der leiſeſten Ahnung von einer gehaltvollen Poeſie ermangelnd, bildet keine ſonderliche Schutzwehr gegen jene Gleichgültigkeit, und iſt eher geeignet ſie zu ſteigern und zu rechtfertigen.

Wenn nun die größern Schöpfungen in gebundener Sprache eine Zeit lang aufhörten, ſo wäre dieß an ſich weniger zu beklagen, aber es würde dieſe Erſchöpfung, dieß zeitweilige Verſiegen der poetiſchen Production vielleicht den Nachtheil haben auch die ältern Dichtwerke, welche dem Leſer eine ernſtere Sammlung und Anſtrengung zumuthen, dem Geſchmack und der Kenntniß des Publicums mehr und mehr zu entrücken. Eine überhandnehmende Erſchlaffung und Bequemlichkeit bei den Schaffenden und Genießenden, welche den Mangel an ruhiger Kraft und künſtleriſcher Energie durch materielle Effecte und Spannungen zu vergüten ſucht, würde den Uebergang zu einer wenn auch noch ſo glänzend übertünchten, beklagenswerthen Barbarei bilden. Müßte dieſe Anſicht und Richtung, nach unſerem Dafürhalten, verderblich und auflöſend auf die ächte Poeſie wirken, ſo können wir dagegen unſern Beifall dem Beſtreben nicht verſagen die practiſche Richtung in der deutſchen Litteratur zu verſtärken, wenn es auf die rechte Weiſe geſchieht. Mit dem beſten Willen, mit dem redlichſten Fleiße ſteht es nicht in der Macht der Autoren, in Herders, Goethe's, Schillers Fußſtapfen zu treten; wohl aber wäre Vielen möglich in einer Weiſe zu wirken, welche ſich den Beifall jener Vormänner unſrer Litteratur verdienen müßte. Der Segen einer reichen, gediegenen poetiſchen Litteratur für ein Volk beſteht darin, daß der Sinn für das wahrhaft Schöne, Edle, für die reine Form in Verbindung mit dem würdigen Inhalt geweckt und befeſtigt werde, nicht aber darin daß eine große Zahl Nacheiferer den großen Genien mit ebenbürtigen Schöpfungen es gleich zu thun ſuchen,

Digitized by Google

oder wo man ſich von der Unmöglichkeit eines Erfolgs überzeugt, die Forderungen an die ſtrenge Kunſtform herabſtimmen, und Zwitterſchöpfungen des der höhern Kraft und Weihe entbehrenden Talents und der kecken Anmaßung für die höchſten Offenbarungen des poetiſchen Zeitgeiſtes, des modernſten Genius ausgeben. Jene Heroen unſrer Litteratur haben, im Zuſammenhang mit ihren poetiſchen Schöpfungen, Gebiete aufgeſchloſſen oder bearbeitet, auf welchen noch unendlich viel geleiſtet werden kann, und wo diejenigen ſich die ſchönſten Erfolge verſprechen dürfen welche mit Fleiß, tüchtigen Kenntniſſen und Eifer für die Wahrheit und das Gute einen wahrhaft äſthetiſch gebildeten Geſchmack, einen tief poetiſchen Sinn verbinden. Schiller hat das Feld der Philoſophie und der Geſchichte in den Bereich ſeiner allerdings zuletzt in der Poeſie wuchernden Studien gezogen, Herder hat die Litteratur- und Religionsgeſchichte alter und neuer Völker erforſcht und beleuchtet, Goethe hat in das Bild das er von ſeinem Leben mit Meiſterhand entwarf, die Schilderung ſeines Zeitalters in wichtigen Beziehungen mitaufgenommen, er hat in ſeiner italieniſchen Reiſe den Charakter des Landes und Volkes herrlich aufgefaßt und wiedergegeben. Auf dieſen und verwandten Gebieten, glauben wir, wären noch viele Lorbeeren zu pflücken und es könnte ſich mancher begabte Autor hier, wenn er ſeinen Stoff nicht mit poetiſcher Willkür, aber mit wahrhaft äſthetiſchem Sinn und Geiſt behandelte, wenn er die Wahrheit in das Gewand der Schönheit kleidete, die Reſultate der Anſchauung und Forſchung zu einem Kunſtwerk verarbeitete, bleibendere Verdienſte erwerben, als durch freie Schöpfungen. Werken der bezeichneten Art kommt überdieß in unſrer mehr poſitiven als poetiſch geſtimmten und empfänglichen Zeit die Neigung des Publicums aufmuntern dentgegen, und es iſt eine ſchöne Aufgabe durch Leiſtungen welche innern Gehalt mit einer wahrhaft ſchönen, empfehlenden Form, den Ernſt der Belehrung mit dem Reiz des künſtleriſchen Styls verbinden und Phantaſie und Gemüth anſprechen, einerſeits die Abneigung gegen eine allzutrockene, ſchwerfällige und geſchmackloſe Lectüre zu überwinden, und andrerſeits den ſchädlichen Wirkungen von pſeudoäſthetiſcher Aufregung hemmend entgegenzutreten. Auf dem unermeßlichen Felde der Geſchichte, auf dem ſo mannigfaltigen Gebiete der Biographie, der Ethnographie, der Länder-, Völker- und Sittenſchilderung finden ſich eine Menge Aufgaben und Stoffe, der dankbarſten Behandlung und geſchmackvoller Darſtellung fähig. Wenn wir uns nicht irren, ſo gehören nicht wenige der verdienſtvollſten Werke der neueſten Litteratur, welche doch nicht eigentlich zu Fachwiſſenſchaften zu rechnen, ſondern mit wahrem Geſchmack in kunſtvoll gebildeter und gehaltener Sprache geſchrieben ſind, dieſer Gattung an, und manche andre ließen ſich nennen bei welchen nur einzelne Fehler und Unarten zu vermeiden geweſen wären, um ebenfalls auf das Lob Anſpruch zu haben einen lehrreichen und anziehenden Stoff in ſchöner Form behandelt zu haben.

Die ſogenannten populären Darſtellungen allgemein anziehender Gegenſtände aus dem Gebiete verſchiedener Wiſſenſchaften und Forſchungen gränzen mit denjenigen die wir hier im Sinne haben, einigermaßen zuſammen; nur müßte von der populären Darſtellung wieder ein Schritt aufwärts gemacht und neben der Allgemeinverſtändlichkeit, der Faßlichkeit für den Verſtand müßten in gehörigem Maße, nicht mit weichlicher Süßlichkeit, nicht mit Kunſt- und Effectſtücken eines gewaltſamen Witzes und Humors, ſondern mit ungeſuchter Leichtigkeit und mit ruhiger Würde die Anſprüche von Phantaſie und Gemüth berückſichtigt werden. Die Aufgabe iſt wirklich anziehende, würdige und wichtige Gegenſtände zu wählen und in der Behandlung, bei ſtrenger Feſthaltung an der allein zur ächten Bildung führenden Wahrheit, in der Form der Schönheit zu huldigen. Dadurch würde unſre Litteratur mehr bereichert und vor Entartung und Zerfall bewahrt werden, als durch die gewaltigſten Anſtrengungen einer fruchtbaren und glühenden Einbildungskraft, der aber das ſchöne Maß, der Adel des Gemüths, die ſittliche Haltung fehlt und die ſich in der Wahl der Gegenſtände vergreift, oder durch die Schöpfungen des glänzendſten Witzes, die wie Meteore aufblitzen und verſchwinden, wenn ſie nicht aus der Tiefe eines zugleich großen und warmen Gemüthes emporſteigen.

Ob wir in der nächſten Zukunft große, wahrhaft ſchöne Schöpfungen in der deutſchen Litteratur zu hoffen haben — wer wollte darüber ſich ein Urtheil anmaßen? Die Möglichkeit kann Niemand läugnen; die Wahrſcheinlichkeit zu bezweifeln iſt wohl erlaubt. Selten wird der große Genius geboren, und ſelten begünſtigen die äußern Verhältniſſe ſeine Kräfte und Anlagen ſo daß er zur vollen Reife gedeiht. Um aber nicht nur Bedeutendes, ſondern wahrhaft Schönes zu ſchaffen braucht er Zeit; allmälich entfaltet und bildet er ſich. Nun aber iſt unſre Zeit für die Entwicklung des Talents oder des Genius, für ſein Heranreifen zur Erfaſſung der ächten, hohen Schönheit nicht eben günſtig, und namentlich iſt als eine gefährliche Klippe, woran das Streben nach dem Schönen ſcheitern kann, zu nennen die Macht welche heutzutage das Intereſſante über die Geiſter und Gemüther ausübt. Kant hat behauptet: das Schöne ſey das, was ohne Intereſſe gefalle. Dieſer Satz muß unſerm heutigen Publicum als eine contradictio in adjecto erſcheinen, denn den Allermeiſten vertritt das Intereſſante geradezu die Stelle des Schönen. Freilich will Kant mit ſeiner Bezeichnung ſagen, was nicht aus ſinnlichen oder ſittlichen Gründen, nicht als nützlich, angenehm, zweckmäßig oder moraliſch gut gefalle, und dieß alles iſt auch nicht in dem Wort intereſſant begriffen, aber doch iſt es wahr daß gar Vielen welche auf hohe äſthetiſche Bildung Anſpruch machen, das rein Schöne gleichgültig, langweilig, unverſtändlich iſt, daß ihnen das Intereſſante in der That über dem Schönen ſteht und ſie in dieſem nur oder doch vorzugsweiſe jenes ſuchen. Der Eindruck aber den das Intereſſante macht, unterſcheidet ſich von dem des Schönen dadurch daß nicht das bloße äſthetiſche Object an und für ſich auf den äſthetiſchen Sinn, auf Phantaſie und Gemüth wirkt, ſondern immer noch etwas über jenes Object Hinausliegendes, ihm eigentlich Fremdes, ſey dieß nun eine Beziehung des Inhalts auf ſittliche oder politiſche, pſychologiſche oder ſonſt wiſſenſchaftliche Probleme oder auf die Perſönlichkeit des Dichters oder auf Zeit- und Perſonenverhältniſſe und dergl. Und ſomit iſt das Wohlgefallen am Intereſſanten immer eine Verunreinigung des äſthetiſchen Wohlgefallens. Schlimm iſt auch daß der Maßſtab des Intereſſanten den Unterſchied des äſthetiſch Schönen und Unſchönen, des Häßlichen, in ſeiner Schärfe aufhebt, wenigſtens abſtumpft. Im Schönen iſt das Wahre und das Gute enthalten, aber in gebundenem Zuſtand; es drängt ſich nicht hervor, aber es bedingt den harmoniſchen, befriedigenden und befreienden Eindruck, welchen das Schöne auf das Gemüth macht; beim Intereſſanten iſt jene Harmonie zerriſſen, aber nicht das Wahre und das Gute treten darum nothwendigerweiſe aus dem Zuſtande der Gebundenheit an die Oberfläche hervor, ſondern ebenſowohl, ja weit häufiger das Seltſame, das Abenteuerliche, das Geſetzloſe und Krankhafte, ja geradezu die Unwahrheit, die Bosheit und Verkehrtheit in den mannichfachſten Geſtalten. Wo das Intereſſante zur Herrſchaft gelangt iſt, da hat eigentlich das äſthetiſche und bald auch das ſittliche Urtheil ein Ende. Unter dem Prädicat

Digitized by Google

Intereſſant wird Gutes und Schlimmes, Tiefgedachtes und Verrücktes, das Bizarrſte und Widrigſte, das Ungeſundeſte und Frevelhafteſte in Eine ununterſcheidbare Maſſe zuſammengeworfen, und die Ausſicht auf Erringung dieſes an ſich ſo zweideutigen Lobes iſt oft ein um ſo verführeriſcherer Reiz für das Talent, als der an das Intereſſante ſich knüpfende Erfolg im Augenblick meiſt viel glänzender und lohnender iſt als derjenige welcher dem Schönen zu Theil wird. Ein nicht geringer Theil der Autoren und des Publicums in Deutſchland ſcheinen an dieſem gefährlichen Abhang zu ſtehen; hoffen wir daß die geſchichtliche Entwicklung der Verhältniſſe und die Kraft begabter und einflußreicher Geiſter, durch wahrhaft ſchöne und große Schöpfungen noch mehr als durch Lehre und Warnung, dem Uebel Einhalt thun werden!

G. P.

Fragmente aus Theſſalien.

(Vom Verfaſſer der in der Allgemeinen Zeitung erſchienenen Fragmente aus dem Orient, an die ſich die vorliegenden Tagebuchbruchſtücke unmittelbar anſchließen.)

Nach einwöchentlicher Raſt und ſattſamer Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen Theſſaliens überhaupt und Turnovo's insbeſondere ward ein Ausflug nach der Hochebene Alaſona unternommen, um das Land auch im Einzelnen kennen zu lernen. Ich wollte wiſſen warum Homer der Stadt Olooſon (heute Alaſona) den Beinamen λευκήν, die „weiße", gibt. *) Auch hatte ich ſchon zu Theſſalonich gehört, ein Mann von Tſcharitſchena auf derſelben Hochebene ſey im Beſitz von mehr als zwei Pfund neugefundener Münzen des Alterthums, unter denen ſich vielleicht inedita aus den Zeiten der Theſſaliſchen Republiken finden könnten. Nach den europäiſchen Landkarten wäre Alaſona wenigſtens 12 — 15 Stunden von Turnovo entlegen, der wirkliche Abſtand beträgt aber nur vier Stunden im gewöhnlichen Karawanenſchritt. Außer dem Hausherrn und dem oft bemeldten Empirikus Conſtantin ſchloß ſich Ali-Beg, der Sohn eines reichen Albaneſen aus Cala, mit ſeinem Diener, der ehemals Räuber war, der Geſellſchaft an. Vermuthlich war Ali-Begs Vater als Polizeichef von Turnovo begierig zu wiſſen was ein Franke um dieſe Zeit in Tſcharitſchena für Geſchäfte haben könnte. Der Leſer erinnert ſich (aus den in der Allgemeinen Zeitung erſchienenen Fragmenten), daß Turnovo nur etwa 500 Schritte vom ſanft anſteigenden Uferrand der großen Ebene liegt. Dieſer Rand, wie zum Theil auch ſchon früher bemerkt wurde, iſt eine vom Fuß des ſchieferreichen Olymp auslaufende, dürre, gerundete Hügelkette aus nackten Marmorfelſen, ohne Baum, ohne Quelle, ohne Grün und nur mit einem ſtaubigen, ſalbei-ähnlichen Kraut aus dem Geſchlecht der Sideritis, wenn wir nicht irren, traurig und dünne bewachſen, während der „ſmaragdgrüne Raſen und das dunkle Grün der Binſen, Geſträucher und Bäume" auf der von Quellen und Bächen reich getränkten Fläche das Auge ergötzt und das Gemüth erheitert. Wir ritten etwa anderthalb Wegſtunden am Fuß der dürren Hügelkette bis zum Punkt wo ſie, unmittelbar hinter dem Koniaridorfe Mati, ſtumpfwinkelig mit dem Granit der Olympus-Wurzel zuſammenrinnt. Ein kryſtallheller waſſerreicher Bach, wir ſahen es nicht ohne Entzücken, quillt unmittelbar unter dem ausgebrannten Geſtein hervor, und hat ſich dicht am Urſprung ein tiefes (die Eingebornen ſagen bodenloſes) Becken mit hellgrünem Waſſerſpiegel und einem Kranz hohen Schilfes gegraben. Ein Platanendickicht von rieſigem Wuchs gibt dem Wanderer Schattenkühle, und aus dem überſtrömenden Born zieht durch Gebüſch und Grün der lange Silberſprudel zwiſchen den Seldſchukendörfern in der Richtung gegen Tempe zum Bett des Sarantaporos und mit dieſem in den welligen Peneios hinab. Im Gegenſatze mit dem nur periodiſch rauſchenden Wildſtrom von Turnovo möchten Neuere in dieſem ſchönen Bache den „lieblichen Titareſios" der Iliade erkennen. *) Um die Sterblichen für das reiche Gut einer ſo üppigen Strömung und einer ſo erquickenden Schattenfülle gleichſam zu beſtrafen und das große Geſetz der Contraſte aufrecht zu erhalten, liegt unmittelbar hinter dem Kamm des dürren Hügelrandes, beinahe eine Wegſtunde vom Brunnen der Glückſeligkeit entfernt, ein Chriſtendorf ohne einen einzigen Baum und ohne alles Waſſer, ſo daß der tägliche Bedarf für die ganze Gemeinde, für Menſch und Vieh, in Fäſſern vom Born der Ebene herauſzuſchaffen iſt. Und doch bleibt das Dorf von Geſchlecht zu Geſchlecht auf dem undankbaren Grunde! Der Menſch, ſcheint es, lebt um jeden Preis, und Gewalt und Natur mit allem Muthwillen tyranniſcher Laune ſind noch ſchwächer als ſeine Geduld. Theſſalien iſt mehr als jedes andere Land der türkiſchen Monarchie treues Sinnbild des Islam und des Evangeliums. Der Islam mit ſeiner Grundlage des Hochmuths und der Sinnlichkeit beſitzt alles Labſal der grünen fetten Trift; das Evangelium dagegen als Religion der Demuth, der Armuth, der Entbehrung und des beſtändigen innern Kampfes hat in Theſſalien überall nur die ausgebrannten, ſchatten- und waſſerloſen Schieferhalden des großen Uferrandes als Erdtheil erhalten. Die Weiber dieſer „Waſſerloſen" hüten den Herd und weben, die Männer ſuchen als Handwerker, Taglöhner, Schnitter, Seemänner und Speculanten Brod und Erwerb in der Ebene, in großen Städten, auf fernen Küſten, und kommen im Winter oder zeitweiſe mit dem Erübrigten in ihre traurige aber doch theure Heimath zurück. Dieſe Gemeinden ſind ſicher, weil niemand ihren ertragloſen Boden begehrt. Doch ſind Heldenmuth und nachhaltiger kriegeriſcher Ungeſtüm, wie ihn die Romantik des Abendlandes den Dürr-Haldenbewohnern des großen Ringbeckens leiht, in

---

*) . . . . πόλιν τ' Ὀλοοσσόνα λευκήν. Iliad. II, v. 739.

*) οἵ τ' ἀμφ' ἱμερτὸν Τιταρήσιον ἔργ' ἐνέμοντο,
ὅς ῥ' ἐς Πηνειὸν προΐει καλλίρροον ὕδωρ.

Digitized by Google

neuern wie in ältern Zeiten nicht ſonderlich zum Vorſchein gekommen. Sind Albanier und reine Slawen, wie z. B. der Tſchernogorze (Montenegriner) herausfodernd und kriegeriſch, ſo iſt der Gräko-Slawe und der Gräko-Wlah eher kleinmüthig, geduldig und verzagt.

Von dem ſlaviſch benannten aber ikoniſch bewohnten Dorfe **Mati** kamen wir in einer Stunde ſanften Rittes in anſteigender Schlucht auf die Höhe des Paſſes, wo ein albaneſiſcher Soldhaufen zur Hut des Uebergangs unweit eines iſolirten Wartthurms am Bivouakfeuer lag und uns erſt nach ſcharfem Examen und gehörigem Ausweis, als wären wir Klephten, vorüberließ. Der Paß wird **Meluna** genannt, und gewährt einen überraſchend ſchönen Rückblick auf die große „pelasgiſche“ Ebene, die ſich wie ein grüner, von Silberfäden durchwirkter Teppich weit über das im Dunſtkreiſe ſchwimmende Minare-Gewirre von Lariſſa und die deutlich zu erkennenden Salambriawindungen in prachtvollem Panorama auseinanderzieht. Eine kürzere und weniger ſteile Schlucht führt auf der andern Seite des Bergſattels auf die kleine Hochebene von **Alaſona** hinab, die ein vollkommenes Ebenbild der großen Centralfläche in verjüngtem Maße iſt. Bei einem Durchmeſſer von etwa anderthalb Stunden mag ſie deren fünf im Kreiſe zählen und hat, wie man es ſchon vor mir bemerkte, ganz das Anſehen eines plötzlich zum Feſtland erſtarrten Sees mit ungleichem Küſtenrand. So ſpiegelglatt, nivellirt und feingebürſtet iſt der früchtenſchwangere humusreiche Grund. Die Schluchten des Olympus und der Cambuniſchen Berge, die mit ihren Ausläufern die ganze Umwallung der lieblichen Fläche bilden, ſpenden ihre Waſſer theils perennirend theils periodiſch, und treiben die Pappel, den Maulbeerbaum, die Weinrebe und den Maisſtengel in ſtrotzender Fülle empor. Kaum waren wir vom Bergſattel herabgeſtiegen, als vom entgegengeſetzten Rand der Ebene Stadt und Felſenkloſter **Alaſona** mit den weißlichen Klippen herüberleuchteten und uns das Räthſel des Homeriſchen Epithetums erklärten. Rechts am Fuß der Olympushalde, wo aus breitem Schlunde der Wildbach hervorbricht, hing die „Maulbeerſtadt“ *) und neben ihr ein anderes Kloſter lieblich unter Baumgruppen und dunkelm Laubwerk verſteckt. Hier war unſer Ziel. Aber die Münzen, das hörten wir gleich nach unſerer Ankunft im Einkehrhaus von Tſcharitſchena, hatten bereits ihren Weg nach Athen genommen, und die Scheu vor dem Bölük-Baſchi-Sohn, den man in unſerer Begleitſchaft ſah, hemmte allen weitern Verkehr. Kaum ein und anderer Chriſt wagte es insgeheim ſeine ärmliche Waare anzubieten. Arm ſeyn und doch jedesmal die Steuer pünktlich zahlen iſt die einzige Tugend, die man von türkiſch regierten Unterthanen fordert. Noch ehe wir uns recht niedergelaſſen und den Ort beſehen hatten, waren die Geſchäfte auch ſchon abgethan, und wir hätten leicht noch denſelben Abend nach Hauſe reiten können. Wir blieben aber doch die Nacht und einen Theil des folgenden Morgens, um einige Primaten der Maulbeerſtadt heimzuſuchen und den Rückweg über das etwa eine halbe Stunde entlegene „weiße“ Alaſona zu nehmen.

Tſcharitſchena, ſagte man uns, hat zwiſchen 700 und 800 Wohnhäuſer mit breiten vorſpringenden Dächern und häufig mit einem viereckigen Zinnenthurm aus Stein wegen der Olympusklephten, in deren unmittelbarem Bereich am Eingang der tief klaffenden, wildtoſenden, friſchathmenden Bergſchlucht zum Theil auf ſanft anſteigender Halde die Ortſchaft liegt. Der dreiarmige Wildbach, die vielen Brücken und Stege, die laufenden Rohrbrunnen, ſelbſt die Unebenheiten des Bodens, beſonders der Reichthum an Quellen, hellgrünem, ſaftreichem Graſe und Geſtrüpp innerhalb der Stadt, und das breite dunkelgrüne Laub der über die Dächer ragenden Terraſſenbäume vermehren die Lieblichkeit der Lage und zugleich die Schuld der Menſchen, daß ein ſolcher Ort nicht Sitz des Friedens, des Ueberfluſſes und des allgemeinen Glückes iſt. Noch ſtehen zwar einige Häuſer leer und mehrere ſind ganz eingefallen, doch hat ſich keine Ortſchaft Theſſaliens von den wiederholten Plünderungen und Bedrückungen durch Klephten und Albaneſen während des Aufſtandes ſo ſchnell erholt als dieſe Maulbeerſtadt Tſcharitſchena, die, wie ſchon früher geſagt, zugleich mit Turnovo und Ampelakia ſo lange Zeit das gewinnbringende Seiden- und Garnmonopol mit dem Occident beſaß. Wie in beiden genannten Plätzen iſt auch hier von der alten guten Zeit nur ein Schatten mit reichem Maße übler Launen zurückgeblieben. Europäern begegnet man in den weiland vornehmen und reichen Primatenhäuſern von Tſcharitſchena mit zurückſchreckender Kälte, wo nicht gar mit ausgeſuchter Unhöflichkeit. Die Generation der beglückten Garn- und Seidenhändler, die einſt Jahre lang in Ungarn, in Wien, in Leipzig wohnten und deutſch lernten, iſt noch nicht ausgeſtorben, von den großen Summen aber, die weiland aus dem „witzloſen Nemtzilande“ nach Theſſalien rannen, ſind leider nur die Erinnerung noch geblieben und der Verdruß über das verlorne Glück. Egoiſtiſch zurückſtoßende Kälte des Occidents, gepaart mit der allen byzantiniſchen Chriſten angebornen Herzloſigkeit, gibt an ſich ſchon keine beſonders liebenswürdigen Charaktere; fügt man zu dieſer ſaubern Miſchung noch eine tüchtige Doſis des herabgekommenen und bankerotten Handelsorten überall eigenthümlichen Tones ſchmollender Bitterkeit und kleinlich boshaften Sinnes hinzu, ſo hat man fürwahr die Elemente einer neuen, bei den Phyſiologen noch nicht aufgezählten Menſchen-Species, die ihre ſchönſten Exemplare in Tſcharitſchena und Ampelakia hat. Dagegen waren wir dem Biſchof des Ortes ein willkommner Beſuch, und der freundliche Prälat dankte meinen einheimiſchen Begleitern ausdrücklich für die Ehre einen „Franken“ in ſein Haus geführt zu haben. Der Mann war ein noch junger ſchwarzköpfiger, rüſtiger Bulgaro-Slawe, der neben der Mutterſprache geläufig griechiſch und türkiſch verſtand, aber gegen die Gewohnheit ſeiner Standesgenoſſen die Kalogerosmütze weggelegt und das rabenſchwarze Haar in zierliche Toilette zuſammengerichtet hatte. Die anſtändigen Fragen des Biſchofs, ſobald er wußte woher der Fremdling komme, über bayeriſche Staatsverfaſſung, über Gemüthsart und Geiſt des Königs, ſo wie über Macht und Kraft der einzelnen Fürſten Germaniens und über kirchliche Ordnung insbeſondere, verriethen ſchnell daß wir zu einem der begabteſten, geiſtvollſten und hellſten Köpfe des byzantiniſchen Klerus gekommen waren. Der Mann hatte Ideen, und könnte unter günſtigen Umſtänden bei ſeinen Glaubensgenoſſen eine bedeutende Rolle ſpielen. Nicht ohne etwas Selbſtgefälligkeit über die geräumige, zwei Stockwerk hohe und ganz gemauerte Wohnung und den reinlichen, eleganten Hausſtand fragte **Monſignore**, ob die Biſchöfe im Frankenlande auch dergleichen Herrlichkeiten beſitzen? Um die innere Glückſeligkeit des Mannes nicht zu trüben, aber auch der Wahrheit nichts zu vergeben, ward dem Biſchofhaus von Tſcharitſchena vor allen mir bekannten geiſtlichen Reſidenzen byzantiniſcher Lande der erſte Rang zuerkannt, jedoch beigefügt daß es beſonderer Umſtände wegen die Franki-Biſchöfe in allen dieſen Dingen noch viel weiter zu bringen wiſſen. Man beſchrieb Form und Ausſchmückung geiſtlicher Fürſtenburgen, wie ſie in Deutſchland vor der Revolution waren und zum Theil auch jetzt noch ſind und, ſo Gott will, bald wieder werden ſollen, erzählte in Kürze vom Pomp biſchöflicher Aufzüge, vom geſegneten Einkommen der frän-

*) D. i. Tſcharitſchena, auch Tſcharnitſchena und Tſcheritſchani geſprochen.

Digitized by Google

kiſchen Oberhirten, von der Größe ihrer Diöceſen, ſo wie vom andachtsvollen Luxus und vom großen Nutzen ſolcher Dinge für das Seelenheil.

Der Sprengel dieſes in ſeiner Vorſtellung ſo gewaltigen und glücklichen Slawen-Pontifex beſteht eigentlich nur in den beiden Städtchen Tſcharitſchena und Alaſona, von denen das eine nicht ganz, das andere aber auch nur zur Hälfte chriſtlich iſt. Die beiden Bauerndörfer am entgegenſtehenden Rand der Spiegelebene ſind ausſchließlich von Mohammedanern bewohnt. Und doch genießt er alle Vorrechte des byzantiniſchen Epiſkopats, trägt am Altar die Kaiſerkrone auf dem Kopf, und wird — nach unſern Begriffen — mit dem Titel „Königliche Hoheit“ angeredet. *) Als König und „Deſpot“ gebührt ihm die morgenländiſche Adoration ſeitens ſeiner Glaubensgenoſſen, und ich ſah oft genug, und ſah namentlich auch hier wie der gläubige Empiricus von Turnovo jedesmal vor Sr. Hoheit von Tſcharitſchena auf alle Viere niederfiel und mit der Stirne den Fußboden berührte. Bei den ſtarrköpfigen Franken, wie man weiß, iſt ſo viel Andacht und Demuth nicht üblich; auch klagen die griechiſchen Biſchöfe nicht ſelten über das ſtraffe, irreligiöſe und hochmüthige Benehmen derjenigen ihrer orthodoxen Schäflein, die eine Zeitlang im Occident waren und vom wahren Glauben abgefallen ſind. Im byzantiniſchen Orient, bei Gräken und Türken — man kann es nicht oft genug wiederholen — gelten wir Abendländer ohne Ausnahme für eine Horde zuchtloſer Libertins, die alle Bande göttlicher und menſchlicher Disciplin abgeſtreift und in der Praxis keine Gränzſcheide zwiſchen Gut und Böſe anerkennen. Nicht genug! Uns Deutſche hält man überdieß noch allgemein und insgeſammt für ſtupid und verzagt. Wenn man die erſte und allgemeine Hälfte dieſer Levante-Meinung im Selbſtgefühl ſeiner Vorzüge auch noch ertragen und nöthigenfalls ſogar erklären kann, ſo muß doch der zweite und beſondere Theil dieſer Nationalkritik in Betreff der Deutſchen einiges Befremden erregen, zumal wenn man in Rechnung bringt daß ſich die Byzantiner ihr Urtheil nicht etwa a priori, nach Dictaten und Randgloſſen irgend eines eben ſo unweitläufigen als tiefſinnigen capadociſchen Metaphyſikers und Kathederhelden, ſondern aus eigener Erfahrung und unmittelbarem Verkehr mit den Deutſchen der neuſten Zeit gebildet haben. Von ſich ſelbſt eine gute Meinung zu haben iſt bei jedem Volke üblich, und ſelbſt das Uebermaß der Eigenliebe wird verziehen; aber erſt die Anerkennung durch die Fremden ſchafft jene innere Befriedigung und jenen vollen Ruhm, auf den die Nationen mit Recht ſo eiferſüchtig und empfindlich ſind. Und dieſe Anerkennung ſoll uns Deutſchen, die wir jährlich zehntauſend Bücher drucken laſſen, von Leuten verſagt werden, die bisher weder etwas Verſtändiges zu ſchreiben, noch etwas Kluges zu thun vermochten! Oft habe ich bei mir ſelbſt unter dieſen Umſtänden nachgedacht, warum etwa das große deutſche Volk im Byzantiniſchen ſo geringen Credit genieße, und dort weniger als z. B. bei unſern chriſtlichen Nachbarn in England, Frankreich und Moscovien ob ſeiner Weisheit und Stärke geprieſen ſey? Manchmal glaubte ich freilich den Grund entdeckt zu haben, ſcheue mich aber mit dem Gedanken herauszurücken, den der Kluge von ſelbſt erräth, der Thörichte aber doch nicht begreifen, noch viel weniger aber loben würde. Soweit ich in den byzantiniſchen Landſchaften herumgekommen bin, habe ich überall gefunden, daß man ſich Deutſchland unter der ſlawiſchen Benennung „Niemetz“ (türkiſch Nemtſche, griechiſch Νεμίτζιος) als eine compacte politiſche Einheit mit einem einzigen zu Betſch (Wien) an der „Tuna“ reſidirenden allgewaltigen Oberhaupte denkt, wie etwa die Staaten von Stambol, Moskof, Frendſch und Inkilis. Wie ich aber das Irrthümliche dieſer Vorſtellung berichtigte und von den acht und dreißig an Umfang und Macht höchſt ungleichen, von einander völlig unabhängigen, durchaus eigenſinnigen, nach der gewöhnlichen Behauptung aber doch in gleichem Tact ſich bewegenden und, wenn es darauf ankomme, einſinnigen Staaten der Niemetz erzählte, ſahen ſie mich mit Augen an, in denen ich deutlich las: „Jetzt begreifen wir, wie und warum ihr ſeyd für was wir euch halten.“ Der Biſchof von Tſcharitſchena, der noch niemals einen Niemetz geſehen hatte und natürlich auch unſere politiſchen Einrichtungen nicht kannte, äußerte ſeine Verwunderung über eine Ordnung beſagter Art mit Höflichkeit, und ſchien auch die ideale Harmonie der acht und dreißig Selbſtändigkeiten weniger ſchwer zu begreifen als die türkiſchen Zwiſchenredner beim Souper des Weſirs von Lariſſa, bei dem wenige Tage nach unſerer Heimkehr von Alaſona derſelbe Gegenſtand verhandelt wurde. Voll Beſchämung muß ein Deutſcher die Augen niederſchlagen, weil man wenige Schritte jenſeits der Gränzen von dem großen deutſchen Vaterlande ſchon nichts mehr weiß. Den byzantiniſchen Völkern wenigſtens ſind wir heute noch ebenſo fremd als uns Europäern Tombuktu und die Negerſtaaten Inner-Afrika's. Ohne alle Ruhmredigkeit ſey es geſagt, ich habe gleichſam die erſten Begriffe über unſer politiſches Daſeyn in den Orient gebracht, und eine Menge neuer Vorſtellungen auf der weiten Strecke zwiſchen Kolchis und den Pindusſchluchten in Umlauf geſetzt. Das Verhältniß der Theile zum Ganzen, der ſouveränen Getrenntheit zur ungetrennten Einheit, konnten die guten Osmanli nicht begreifen. Hätte ich den Leuten freiwillig geſtehen können, das Einsſeyn des deutſchen Staatencomplexes ſey nur ein im abſtracten Denkvermögen, nicht in der Realität Beſtehendes, ſey gleichſam nur ein idealer Begriff der in der Wirklichkeit keine Anwendung finde, ſo wäre Allen alles gleich anfangs klar geworden. Aber wie könnte man ſo etwas behaupten und im Byzantiniſchen herumerzählen? Aus Patriotismus blieb ich unverſtändlich. „Aha!“ ſagte endlich ein weiſer Osmanli, „jetzt verſtehe ich das Verhältniß der Theilfürſten zum Ganzen, es iſt daſſelbe wie weiland der Dere-Bege Anatoliens zum Padiſchah.“ Wie ſie aber hörten, daß der gewaltige Krai von Trandabul *) auch ein Theil des deutſchen Ganzen ſey, war alles Verſtändniß wieder dahin. Am Schluſſe ſolcher Unterredungen kamen wir meiſtens ſtillſchweigend in dem Gedanken zuſammen eine politiſche Verfaſſung, welche die Ausländer nicht begreifen und die Einheimiſchen ſelbſt nicht allemal verſtehen, eine deutſche oder eine „Niemetzverfaſſung“ zu nennen.

Mit dem Weſir Namik-Paſcha von Theſſalien konnte man ſich freilich leichter verſtändigen. Der Mann hat in Paris ſehr gut franzöſiſch gelernt, London und St. Petersburg beſucht, Deutſchland durchzogen, europäiſche Culturbegriffe aufgenommen, und ſogar Abbé Millots Univerſalgeſchichte geleſen. Zur Zeit der Reform hatte man ihm mit dem Rang eines Ferik (Generallieutenant) das große und wichtige Paſchalik Macedonien anvertraut. Wie aber mit dem jungen Sultan die alt-türkiſche Partei wieder ans Ruder kam und das Reactionsſyſtem nach und nach überwog, verſetzte man den wegen ſeiner Reiſen und Erſtrebniſſe des „Giaurthums“ verdächtigen Namik auf den geringern und weniger ergiebigen Poſten Lariſſa. Sein Nachfolger in Salonichi

*) Δεσπότης iſt nach deutlicher Beſtimmung des byzantiniſchen Staats-Ceremoniells der zweite Grad ſouveräner Fürſtenwürde, und ward namentlich den Königen von Serbien, Bosnien und Bulgarien amtlich zugeſtanden.

*) Unter dieſem Namen verſteht man in der Umgangsſprache der Türkei das preußiſche Königreich.

Digitized by Google

kann nicht einmal die eigene Sprache leſen und ſchreiben, unterhält aber ein wohlbeſetztes Harem beider Geſchlechter, verachtet Europa und ſeine Wiſſenſchaft, plündert die Provinz, und ward ob ſeiner großen Verdienſte zum Rang eines Muſchir (Marſchall) erhoben. Von alle dem iſt Namik-Paſcha das Gegentheil, und ſeine Verwaltung nennen ſelbſt die chriſtlich-griechiſchen Raja Theſſaliens eine gerechte. **) Eben deßwegen kann er es unter den gegenwärtigen Umſtänden zu nichts bringen, und der ſchon vor zwei Jahren nicht ohne Sehnſucht und Zuverſicht erwartete Muſchirtitel iſt heute noch immer nicht nach Lariſſa gekommen. In der Türkei muß man „Verdienſte“ haben um vorwärts zu kommen!

Hr. von Mihanowitſch, zu deſſen Conſularſprengel auch Theſſalien gehört, hatte mir ein Schreiben an Namik-Paſcha anvertraut, und wir ritten — der Weg beträgt nur drei mäßige Stunden — eigens nach Lariſſa hinein um es dem Weſir zu übergeben. Leute die in der Welt herum reiſen, ſtellen gerne Vergleichungen der einheimiſchen und der fremden Sitten an. Und wenn man hier bemerkt daß der Zutritt zu einem türkiſchen Großbeamten mit viel weniger Umſtänden und Gefahren verbunden iſt als bei den Weſiren desſelben und oft noch geringern Ranges in der Chriſtenheit, ſo ſoll es kein Tadel, ſondern eine leere Beobachtung ſeyn die ſich von ſelbſt ergibt. Am Hofthor des Regierungsgebäudes, wo die oberſte Civil- und Militärgewalt der Provinz reſidirt, fanden wir keine Schildwacht. Im Erdgeſchoß, zum Theil in ärmlichen Schoppen auf zwei Seiten des innern Platzes, ſind die Kanzleien; im erſten Stockwerk, wohin man aus dem Hof auf einer hölzernen Außenſtiege gelangt, iſt ein offenes Veſtibulum, wo ſich die Cavaſſen und unmittelbaren Diener der Gewalt aufhalten und der Privatſecretär ſeine Stube hat; dieſem erklärt man ſeine Abſicht mit dem Weſir zu ſprechen, der unmittelbar am Veſtibulum ſeinen Diwan hat. Die Stelle der Zimmerthüre, die den ganzen Tag offen bleibt, vertritt ein Vorhang aus gefärbtem Tuch, das man ohne weitere Meldung auf die Seite ſchiebt oder, wenn man von Bedeutung iſt, durch einen der Diener heben läßt. Das alles iſt aber ſo einfach und zugleich den engherzigen Begriffen und Satrapenlaunen des Occidents ſo widerſtreitend, daß es einem disciplinirten Deutſchen beinahe an der nöthigen Kühnheit gebricht vorwärts zu gehen. „Geh nur hinein! Was zögerſt du?“ rief ein Albaneſe aus dem Veſtibulumstrupp. Ich hob das Velum weg, und ſieh da! Namik-Paſcha in ſeinem kaffeebraunen Paletotſack, das kübelförmige dichtwattirte rothe Fes auf dem Kopfe, ſaß mit untergeſchlagenen Beinen wie eine Pagode in der Diwansecke. Ich hielt meinen Sermon, ſo gut es ging, auf türkiſch und übergab zugleich das Schreiben des Hrn. von Mihanowitſch. Der Weſir erwiederte den Gruß in derſelben Sprache, that einige Fragen, lud zum Sitzen ein und las den Brief, während der Diener ſchweigend und leiſtretend den Kaffee und die Ambrapfeife brachte. Inzwiſchen traten immer mehr Leute in den Saal, denn es war um die geſchäftigſte Zeit des Tages, und wir wurden im Geſpräche über den Inhalt des Briefes, über die Gränzverhältniſſe des benachbarten Griechenlands, über die Londoner Conferenz, über Perſonalien ꝛc. beſtändig unterbrochen, und der Paſcha fragte ob ich Eile habe, und nicht einen Tag in Lariſſa bleiben und nach Sonnenuntergang mit ihm eſſen wollte, wir könnten dann in Ruhe weiter reden. Obwohl ich lieber nach Turnovo zurückgeritten wäre, hatte ich doch nicht den Muth nein zu ſagen. Zugleich ſandte der Paſcha Befehl in ein angeſehenes Chriſtenhaus, man ſoll mir Quartier bereiten, und der Hausarzt, ein Grieche aus Volo, der etliche Jahre in Wien geweſen iſt, wurde beauftragt den Gaſt zu unterhalten, in der Stadt herumzuführen, ihn auf alles Merkwürdige aufmerkſam zu machen und Abends bei gehöriger Zeit in das Seraï zurückzubringen. Natürlich erhob Niemand Widerſpruch; denn des Weſirs Wille iſt hier Geſetz.

Unter den Eintretenden war auch ein ganz ärmlicher in Lumpen gekleideter bejahrter Türke, der wo nicht geradezu ein Bettler, doch jedenfalls in den geringſten und niedrigſten Umſtänden war. Drei albaneſiſche Bimbaſchi in vergoldeten Bruſtſchuppen und glänzenden Gewändern, und neben dieſen ein mohammedaniſcher Landedelmann mit ſeinem elegant gekleideten, kokett geſchniegelten Sohn machten dem Paſcha zu gleicher Zeit ihre Cour. Der Mann in Lumpen trat aber ohne die geringſte Verlegenheit, vielmehr in ungebeugter ſtolzer Haltung vor den Paſcha hin, legte eine kleine Feldblume als Gabe auf das Diwankiſſen, nannte ſeinen Namen und fragte, „wie es mit ſeiner Sache ſtehe, er habe auf ſeine vor mehreren Tagen eingereichte Bittſchrift noch immer keinen Beſcheid erhalten und komme nun ſelbſt zu fragen was der Paſcha für ihn zu thun gedenke, denn es habe Eile, er könne nicht mehr leben und es müſſe ihm geholfen werden.“ Der Weſir antwortete mit der größten Sanftmuth, „Dſchianum (mein Gemüth), ich habe deine Bittſchrift geleſen und kenne deine Lage recht gut, und nur der Drang der Geſchäfte, der jetzt beſonders heftig iſt, hat mich verhindert die Sache vorzunehmen; man wird dir helfen, man wird das Mögliche thun deine Lage zu erleichtern, nur mußt du dich noch einige Tage gedulden; beruhige dich nur und geh in Allahs Namen, deine Sache iſt nicht vergeſſen.“ Der Mann dankte, bat aber noch einmal, „der Paſcha möge ihn nicht zu lange warten laſſen, denn das erſte und nothwendigſte Geſchäft der Obrigkeit ſey es den Bedrängten beizuſtehen und den Nothleidenden Rath zu ſchaffen.“ Und ſo ging der Mann in Lumpen mit derſelben Zuverſicht, mit welcher er hereingetreten war, zum Saal hinaus. Denke man ſich eine ſolche Scene in der Chriſtenheit, und ſtelle man die Leutſeligkeit des Weſirs von Lariſſa neben die hochmüthige Härte, mit der man Armen und Geringen in den Paſchaliken der chriſtlichen Länder begegnet. In der Türkei gibt es keinen höhern Rang als „Moslim“ zu ſeyn, und auf dieſen Titel iſt der Bettler nicht weniger ſtolz und zuverſichtlich als der Weſir. Ich hatte dem Auftritt mit dem größten Intereſſe zugeſehen, und ging dann mit dem Medicus in das angewieſene Chriſtenhaus.

Zu ſehen iſt in Lariſſa nichts, es iſt eine Türkenſtadt ohne die geringſte Spur als hätte hier jemals das kunſtreiche Volk der alten Hellenen gewohnt. Selbſt die Feſtungswerke der byzantiniſchen Periode ſind verſchwunden ſammt Thor und Burg, in welcher noch Mohammed IV während ſeines Aufenthalts in Theſſalien (1669) reſidirte. Lange grasbewachſene Erdlinien mit verfallenen Holzthoren und halbgefüllten Gräben, über leere Felder ſtreichend, verrathen ſtreckenweiſe die Richtung der alten Mauer und die verſchwundene Größe von Lariſſa. Die Stadt iſt offen und zieht ſich, wie Pruſa am Olymp, bei einer Viertelſtunde Breite faſt eine Stunde Weges in der Länge dicht am rechten Stromufer des Salambria fort. *) Der Fluß ging um dieſe Jahreszeit (6 Januar) voll und ſchlammig, und trat in den Niederungen des linken Ufers häufig aus. Die mit Hochpfaden verſehene, zwei Wagen breite, 320 Fuß lange, aus breiten Quadern erbaute Brücke mit neun ſaraceniſchen Spitzbogen iſt das unvergängliche Werk des erſten türkiſchen

**) *Δὲν τρώγει ὁ Βεζίρης, πολλὰ ὀλίγο τρώγει ὁ Πασιά* hörte ich von Leuten der gemeinen, Vorgeſetzte meiſtens hart beurtheilenden Volksclaſſen.

*) Salambria iſt der alte einheimiſche Flußname für das ſpätere helleniſche Peneios. Die heutigen Theſſalier accentuiren durchaus *Σαλαμβριά*.

Digitized by Google

Eroberers, jenes vielgenannten Turchan-Begs aus der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts.

Wohl ſtrichen wir durch die Bazare von Jeniſchehr *), um zu ſehen wie viel und welcherlei einheimiſches und fremdes Gut in den Magazinen liege, und zu welchen Preiſen man hier verkaufe. Auch einige Stadtviertel wurden durchzogen, der Erzbiſchof und das neue Pracht-Seraï eines reichen Begs beſucht, aber aus Zufall hörten wir nirgend ein verſtändiges Wort, nirgend einen neuen klugen Gedanken und ſaßen bis gen Abend hin im Kaffeehauſe auf dem langgezogenen ſanftanſchwellenden Hügelkamm, wo weiland Citadelle und Theater von Alt-Lariſſa ſtanden. Von beiden dringt an vielen Stellen altes Gemäuer zu Tag. Dieſe milde, im Verhältniß zum wagrechten Lariſſa-Grund nicht unbedeutende Schwellung des rechten Salambria-Ufers macht den ganzen Reiz der Stadt. Ein Segment der weiten bergumſchloſſenen Ebene mit den langen Bogenwindungen des reichen vollen Stromes in der Richtung gegen den Oſſa und Olymp lag im Glanz des Abendſonnengoldes vor unſerm Blick. Wohl einige Stunden ſaß ich auf dem freien Platz vor der Thüre und ſchaute bald in die blauen ſtillen Lüfte hinaus, bald in die langſam wogende Strömung des Peneios und auf den einſamen Platanen-Cherſones — Sonntagsluſt der Lariſſa-Jugend — an der nahen Uferkrümmung hinab. Am Abhang des Citadellenhügels in der Richtung gegen die Bazare ſteht ein iſolirter Thurm mit einer Glockenuhr, und weithin über das Häuſermeer tönte in abendlicher Stille der Stundenklang. Wir warteten bis die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf den Gipfeln des Olymp erloſchen, und kamen bei anbrechendem Dunkel in das Seraï zurück. Namik-Paſcha ſaß noch auf derſelben Stelle und in derſelben Haltung wie wir ihn vor mehr als ſechs Stunden verlaſſen hatten. Namik-Paſcha reitet ſelten aus und ſitzt, wenn er nicht in Geſchäften ſeiner weiten Provinz von der Hauptſtadt abweſend iſt, Tage, Wochen, Monate lang von Morgen bis Abend gleichſam bewegungslos und mit allezeit gleicher Miene in der Diwansecke um Gerechtigkeit zu ſpenden, Fragen zu löſen, Bedenken zu heben, Streite zu ſchlichten, Huldigungen einzunehmen, Befehle zu ertheilen und ſich von Jedermann Gehorſam und unterwürfiges Entgegenkommen leiſten zu ſehen. Geſchäft oder kein Geſchäft, Diwane menſchenvoll oder leer macht keinen Unterſchied, der Paſcha ſitzt unverrückt und wartet bis es etwas zu befehlen gibt. Erſt mit Untergang der Sonne ſteht er auf, und geht langſam ernſthaft über die Stiege in den zweiten Stock hinauf, wo Harem und Familie mit dem übrigen Labſal der Tagesmühen ſeiner harrt. Gewiß liegt im Regieren ein eigenthümlicher Reiz, und das Geſchäft iſt im Grunde vielleicht nicht gar ſo langweilig und qualvoll als es bisweilen Uneingeweihten ſcheinen mag. Auch hat man ja ſchon dem Diener des weiſen Ritters von der Mancha geſagt: „wer einmal die Hände am Steuerruder hat, wolle nicht mehr loslaſſen, weil Befehlen und Gehorſam finden gar ſo ſüße Dinge ſeyen,“ »»por ser dulcisima cosa el mandar y ser obedecido.«« Sollte es mit dieſem Axiom richtig ſeyn, ſo hatte Namik-Paſcha dieſes Mal ganz gewiß einen Tag der Sättigung und des glücklichſten Uebermaßes. Denn meiner Rechnung nach ſaß er nicht weniger als vierzehn Stunden Macht übend auf ſeinem Diwansplatz.

Bald nach uns traten noch zwei Gäſte ein, der Mufti von Theſſalien und der Kadi von Lariſſa, nach dem Weſir die angeſehenſten Perſonen der Provinz. Klugheit verlangte die Gegenwart dieſer beiden hohen Functionäre aus der Claſſe der Ulema, um Zeuge zu ſeyn daß der Weſir einem Ungläubigen gegenüber den Geſetzen muſulmaniſcher Orthodoxie und Herrſchaft in keinem Punkte etwas vergeben habe. Namik Paſcha war ja wegen ſeiner Reiſen und Studien in Europa bei der jetzo wieder mächtigen Kaſte der Eiferer des Abfalls vom Glauben verdächtig. Alle Anſtalten und das ganze Benehmen des Weſirs während der mehr als vierſtündigen Abendgeſellſchaft verriethen ſorgfältiges Beſtreben vor den beiden gefährlichen Beobachtern gerecht zu ſeyn. Wie früher der Erzbiſchof beim Erübrigungsmahle zu Turnovo das Evangelium,*) ſo citirte der Paſcha einen Spruch des Propheten, und hatte auch die Mahlzeit nach altmuſulmaniſchem Brauch ohne Teller und Beſtecke angeordnet. Die Stelle der einen vertraten friſche weiche Brodſcheiben, die man am Ende auch noch ißt, die Stelle der andern aber, wie männiglich bekannt, die Finger der rechten Hand. Nur für die Suppe, die in einem ſchön verzierten Topf aus Bronze im Centrum der Kupferſcheide ſtand, hatte man anderthalb Fuß lange Löffel aus Buchsbaumholz herumgelegt. Und doch hatte der Weſir vollſtändigen Tafelſervice aus Europa in ſeinem Schrank!

Vielleicht iſt der vielen Berichte ungeachtet mancher Leſer dennoch neugierig zu erfahren, wie man bei einem türkiſchen Großbeamten in ſeinem orthodoxen Styl zu Abend ſpeist. Für Geſtalt und Einrichtung des Zimmers gibt es im Orient, wie jedermann weiß, eine einzige unüberſchreitbare Norm. Ein Diwans- oder Selam- (Empfang-) Zimmer kann nur ein Viereck ſeyn, und iſt unfehlbar in zwei Räumlichkeiten von ungleicher Größe geſchieden. Die erſte und allzeit kleinere Abtheilung iſt ebenen Trittes gleich am Eingang, ohne Sitz und Bequemlichkeit und der Boden nur mit geringen Matten bedeckt; die zweite und größere iſt um einen Tritt höher und häufig durch hölzerne, zierlich geſchnitzte und ungerufen von geringeren Leuten nicht zu überſchreitende Schranken von der untern abgeſondert. Hier ſind farbenreiche Fußteppiche, und läuft auf drei Seiten mit breiten und bequemen Kiſſen der Diwan. Die Wände ſind weiß getüncht, oder höchſtens mit leichten Arabesken flüchtig und matt verziert. So war unſer Geſellſchaftsſaal in Lariſſa beſchaffen. Als Mittelzimmer hatte er nur nach vorne Fenſter, aber dieſe mit ſchmalen Zwiſchenräumen und in zwei Reihen über einander, von denen die obere und allzeit kleinere Reihe Scheiben von matt gefärbtem Glaſe hatte. Seitwärts auf dem Fußboden, nicht weit von den ſchön geſchnitzten Schranken des Presbyteriums lag eine große, ſchwach gerandete, maſſive Silberplatte, und auf ihr ſtand ein vier Fuß hoher Leuchter aus demſelben Metall mit einem Kerzenlicht. Ein zweites Licht in einem Meſſingbehälter von gewöhnlicher Größe und Form ſtand am Eckfenſter rechts, und in einer Niſche des untern Raumes brannte eine zierliche Glaslampe mit Oel gefüllt. Das war Beleuchtung und Schmuck des aromatiſch duftenden Speiſeſaales. Von Tiſch, Seſſel, Commode, Schreibpult, Secretär, Conſol, Tabouret, Fußſchemel und anderem europäiſchem Firlefanz ſah man keine Spur. Auf der Fenſterſeite des Diwans nahm für ſich allein der Mufti Platz, ihm links an der Seitenwand hatte ſich der Kadi geſetzt, dieſem gegenüber am Diwansende der rechten Wand ſaß der Weſir und ihm zur Seite auf einem Frankenſtuhl der Gaſt aus Nemtziland. Der griechiſche Arzt als des Paſcha's beſoldeter Diener und des Sultans geborner Unterthan hatte zwar links vom Kadi einen Sitz, aber ohne Lehne, und wenn er auch

*) Jeniſchehr heißt „Neuſtadt“ und iſt der officielle bei den Mohammedanern allein übliche Name von Lariſſa, welch letzteres Wort nur die Chriſten und die griechiſch Redenden gebrauchen.

*) Wir verweiſen auf die frühern Fragmente in der Allgem. Zeitung.

Digitized by Google

vor dem Eſſen gleich den übrigen Gäſten den Kaffee erhielt, ſo ward ihm doch nach unverbrüchlicher Vorſchrift türkiſcher Sitte die Ehre der Pfeife nicht vergönnt, auch ward ihm bei der Ceremonie des Händewaſchens vor und nach dem Eſſen nicht wie den Uebrigen ein goldgeſticktes, ſondern ein einfaches Handtuch zum Abtrocknen vorgehalten. Solche Unterſchiede wären in Europa entehrend und unerträglich, hier aber fallen ſie niemanden auf, weil ſie im religiöſen Geſetz begründet ſind, das jedermann kennt und dem ſich kein Menſch entziehen kann. Als es Zeit zum Eſſen war, ſtellte der Diener ein mit Perlmutter eingelegtes, hohles, unterhalb mit Spitzbogen rundgeziertes Achteck im Diwanswinkel zwiſchen dem Mufti und Weſir auf den Fußteppich, und legte darauf die große Kupferſcheibe mit dem dampfenden Suppennapf, den Buchslöffeln, den Brodkuchen, verſchiedenen Tunken, Süßigkeiten und einer Schale friſcher Trauben, die während des ganzen Eſſens zum Belieben der Gäſte ſtehen blieben. Zwölf bis fünfzehn Speiſen hintereinander, Süßes mit Saurem, Geſottenes mit Geſchmortem und Gebratenem, Ragout mit ganzen Stücken in wundervollem Wechſel, nur zu trinken gab man nichts; nicht einmal Waſſer ſtand zur Verfügung; ich hatte Vormittag auf dem Bazar außer Weintrauben eine gute Doſis mit Butter und Honig bereiteten Khadaïf verzehrt, und litt während des Mahles empfindlich Durſt. Zwar holte der Diener auf leiſes Verlangen das Waſſerglas; weil es aber niemand begehrte, fehlte mir auch der Muth. Der Tiſch ward ſo in den Winkel geſchoben, daß die drei Muſulmanen auf dem Diwan bleiben konnten, die beiden „Ungläubigen" aber auf ihren mit den Diwanskiſſen gleich hohen Stühlen den offenen Raum beſetzten. Das Eſſen ſelbſt dauerte etwa eine Stunde, und die Unterhaltung mußte ſchon aus Reſpect für die beiden hochwürdigen Ulema, die als orthodoxe Muſulmanen nicht Europäiſch verſtanden, in türkiſcher Sprache gehalten werden. Nur ſelten fiel eine franzöſiſche Phraſe des Weſirs dazwiſchen, und die beiden Geſetzesleute, ſobald ſie merkten daß man ihrer Rede in etwas kundig ſey, konnten ſich das Vergnügen an den nach ihrer Vorſtellung ſo weit herkommenden Fremdling ihres Glaubens und ihrer Sitte Fragen zu thun nicht verſagen. So lange es nur Perſönliches betraf und in kurzem Dialog über Heimath, Nationalität und Reiſen durch islamitiſche Länder, über Sitte und Brauch moslimiſcher Völker, über Aufenthalt in Stambol, über Zeit und Methode türkiſcher Studien und über den allgemeinen Eindruck osmaniſchen Staatslebens auf mein Gemüth Beſcheid zu geben war, ging alles gut, und ich kam in bedeutenden Credit, hauptſächlich weil die Antworten durchgehends nach dem Sinn byzantiniſcher Höflichkeit bemeſſen waren. Wenn aber dann ihrerſeits Weſir und Ulema fanden daß der Gaſt für ſo kurzen Aufenthalt im „glückſeligen Stambol" merklich viel gelernt und beſonders den wahren Accent ſich angeeignet habe, ſo kann hierin der Leſer mit mir ſelbſt auch nur die Gegenwirkung byzantiniſcher Geſchliffenheit erkennen. Für fremdes Lob iſt ja keine Nation empfindlicher als die türkiſche, und nirgend wird das Verdienſt die Landesſprache zu reden ſo hoch geachtet wie im Reiche der Osmanli.

Nach dem Eſſen ging jeder auf ſeinen vorigen Sitz zurück, und wie der Diener mit unnachahmlicher Grazie die Ceremonie des Händewaſchens verrichtete und wie natürlich zuerſt wieder zum Mufti kam, nahm dieſer die Ehre nicht mehr an, und wies den Kannenträger mit dem Worte: „Müſafiré," d. i. „zum Gaſt" auf die andere Seite hinüber.*) Das war eine Sache von großer Bedeutung, und ich ſäumte keinen Augenblick mit der ſtambuliniſchen Erwiderung: Chajr, Efendim, ben dſchümlenin ednaſi im," Nein, mein Gebieter, ich bin unter allen der letzte."*) Aferim (Bravo) ſagte hierauf halblaut der hochwürdige Mufti, und blickte mit ſelbſtgefälliger Miene den Kadi an.

Die eigentliche Soirée oder türkiſche Akademie im höhern Styl begann erſt jetzt, und dauerte noch mehr als drei volle Stunden. Beim Reichthum und bei der Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, die während einer ſo langen Zeit verhandelt wurden, und zugleich bei dem ſichtbaren Streben des Mufti ſeine arabiſch-perſiſche Gelehrſamkeit ſpielen zu laſſen, kam ich wenigſtens anfangs wiederholt aufs Trockene. Allein was ich uncorrect ausdrückte und unvollkommen verſtand, oder gar nicht ausdrücken konnte und gar nicht verſtand, dolmetſchte kundig der Weſir. Grammatik, Länderkunde, Geſchichte und Staatsverhältniſſe lieferten unerſchöpflichen Redeſtoff, und nachdem man die gegenwärtige Conſtitution des Nemtſchelandes zu nicht geringer Verwunderung der Geſellſchaft beſchrieben hatte, ward türkiſche Neugierde über Urſprung und Wachsthum des Hauſes Oeſterreich befriedigt, und auf die ſonderbare Frage des Weſirs „Warum die deutſche Kaiſerwahl ſo lange auf Prinzen von Oeſterreich fiel" eine Antwort gegeben, die man hier nicht wiederholen will. In einer zu Konſtantinopel wöchentlich einmal erſcheinenden türkiſchen Zeitung, die ſich zur Belehrung türkiſcher Leſer hauptſächlich mit Ueberſetzungen aus europäiſchen Werken über Oekonomie, Naturgeſchichte und Technologie beſchäftigt, ging auch vom Zuſtande des Ackerbaues im „Kralyk Baviera," mit großem Lob die Rede und der Paſcha fragte, ob es in unſerm Lande wirklich ſo fruchtbare und ſorglich cultivirte Strecken gebe, welche durch 40—60fältigen Segen die Mühe des Bebauers vergelten, wie unglaublicher Weiſe im beſagten Journal zu leſen ſey? Ich merkte wohl daß hier der ſogenannte Donaugrund zwiſchen Regensburg und Straubing verſtanden werde, und ſtellte, ohne von der Sache eigentlich ſelbſt etwas genaueres zu wiſſen, aber eingedenk des perſiſchen Spruchs, die Frage eines Großen niemals mit „ne mi danem" (ich weiß es nicht) zu beantworten, den Ertrag irrthümlich genug auf höchſtens 16—20 Samen, was dem Paſcha in Vergleich mit der als Getreideboden berühmten Ebene von Lariſſa zwar noch immer viel, aber am Ende doch glaublicher ſchien. Namiks Urtheil über die neugriechiſche Wirthſchaft in Athen, ſo wie über die Gränzverhältniſſe und über das Benehmen der helleniſchen Behörden und ihrer Patrone überhaupt will ich des Friedens wegen lieber gar nicht erwähnen. Man kann ſich ja ſelbſt vorſtellen, daß ein türkiſcher Paſcha und Gränzwoiwode „bei den alten Erinnerungen und täglich friſchen Reibungen mit empörten und hochbeſchützten Sklaven in der helleniſchen Sache" weniger ſchwärmt und kokettirt als ein myſtiſch-trunkener Präceptor aus Berlin.

Dieſer Theil der Unterredung wurde aparte und ganz in franzöſiſcher Sprache zwiſchen dem Weſir und ſeinem Gaſt gehalten, während die bei dem entfernt ſitzenden Ulema mit einem dritten erſt nach dem Eſſen hereintretenden Collegen in eifrigem Geſpräche befangen waren. Ich benützte dieſe Gelegenheit dem Weſir die neue Anſicht auseinanderzuſetzen, die ſich in Europa ſeit einigen Jahren über die Nationalität der heutigen Griechen geſtaltet hat. Welches Gewicht in dieſer Doctrin für Aufhellung und Begründung gewiſſer Ereigniſſe liege, ward dem intelligenten Osmanli auf der Stelle klar. „Gebieter!" ſagte er ſich an die

---

*) مسافر Müſafir, Fremdling, Reiſender, Gaſt. vom arab.

*) خير افندم بن جملەنك اداناسى ايم Ein mit türkiſcher Redeweiſe nur in etwas vertrauter Leſer wird empfinden, um wie viel das arabiſche dſchümle und edna das tatariſche hepſi und Kütſchük an Würde und Eleganz übertrifft.

Digitized by Google

Geſellſchaft wendend, „eine neue und wichtige Sache! Höret nur was der Gaſt von den Griechen erzählt; ſie ſind nicht nur dem Glauben, ſondern meiſtens auch dem Blute nach Brüder der Bulgaren, Slrben und Ruſſen.“ Zugleich gab er einen kurzen Umriß der Begebenheiten, wie er ſie eben vernommen hatte und ich ſie noch weiter zu ergänzen und zu bekräftigen ſuchte. Verſchiedene Eigenheiten der höhern türkiſchen Umgangsſprache lernte ich erſt bei dieſer Veranlaſſung kennen. So lautete z. B. meine etwas pedantiſche Phraſe: Eski Urum Kilidſchdan getſchirildi (die alten Griechen ſind vernichtet worden) im Munde des Weſirs viel einfacher und eleganter „Junani ſpathi oldu“ (die Jonier ſind dem Schwert verfallen) *)

Bei der Nähe von Ferſala (Pharſalos) fiel die Rede natürlich auf das berühmte Treffen zwiſchen Cäſar und Pompejus. Namik Paſcha erzählte den drei andächtigen und ſolcher Dinge ganz unkundigen Uelema das Ereigniß mit der größten Genauigkeit, auch der Circumvallationslinien von Dyrrhachium wurde gedacht, wobei der wahre einheimiſche Name „Draſch“ (Duras, Durazzo, Dyrrhachium) zum Vorſchein kam. **) Gewiß gibt es wenige Türken, die eine europäiſch geſchriebene Univerſalgeſchichte geleſen haben oder nur zu ertragen vermöchten. Auch fand der gute Paſcha in Abbé Millots Compoſition gar zu viele und gar zu unerträgliche „Pfaffereien“ (man verzeihe einem Türken dieſen Ausdruck), als daß er nicht eine ſeiner Vorſtellungsweiſe näher liegende Darſtellung wünſchen ſollte. Ich nannte ihm Comte Segur, hätte aber ſicherlich aus Patriotismus und zu gründlicher Belehrung des wißbegierigen Weſiers irgend ein deutſches Compendium von etwa 48 dicken Quartanten empfohlen, wenn der Weſier unſere Sprache verſtünde.

Die langen Erzählungen über Vergangenheit und gegenwärtigen Beſtand der Weſtländer machten auf den Mufti — das ſah ich wohl — einen von Neugierde und Betroffenheit gemiſchten, im Ganzen aber patriotiſch-peinlichen Eindruck, weil ihm türkiſches Weſen und Uebergewicht im Gegenſatze chriſtlicher Ländergröße und Gewalt von nun an weniger majeſtätiſch und weniger ſicher ſcheinen mochte. Wie es ſo oft geſchieht, hatte Wiſſen und Erfahren auch bei ihm in kurzer Zeit den alten Glauben zerſtört, und Bedenklichkeiten an die Stelle feſter Zuverſicht geſtellt. „Ich ſehe wohl,“ ſagte er, „daß ihr Chriſten, während wir in ſtolzer Sorgloſigkeit und Selbſtgenügſamkeit nicht achteten was im Abendland vorging, uns über den Kopf gewachſen ſeyd.“ Um auch ſeinerſeits Beleſenheit und Weltkenntniß zu zeigen, lenkte er die Rede auf Kahira, auf die Schönheiten von Damascus und auf die wundervollen Scenen ſeines Schattenwaldes zurück. Nachdem er über dieſe Gegenſtände nach türkiſchen Begriffen zierlich und gelehrt, das iſt mit reichlicher Anwendung arabiſcher und perſiſcher Ausdrücke geſprochen hatte, kam er auf das Lob der „Niemetz“ zurück und bemerkte, um unſere alte Größe und Weisheit zu beurkunden, daß ſchon der jüdiſche König Salomon eine deutſche Prinzeſſin zur Frau genommen hatte. Der ſpäter eingetretene Uelema ſchien ein Philologus zu ſeyn und ſich vielleicht etwas mit vergleichender Sprachenkunde zu beſchäftigen, denn ſeine Fragen betrafen alle nur den grammatiſchen Bau der deutſchen Rede, und er wollte unter anderm wiſſen, ob wir im Singular des zweiten Perſonalpronomens (du) für das Femininum *) eine eigene Form haben wie die Araber? Aus allen am wenigſten, redete der magere, etwas düſter und mohammedaniſch ſorgſam blickende Kadi. Beſonders gut gelaunt, geſprächig und heiter war dagegen der Weſier; er herrſchte ja unbedingt, und jedermann war bemüht ſeine eigene Weisheit der ſeinigen unterzuordnen. Dafür ließ er aus ſeinem Schatz die maſſiv goldene, auf vier Füßen ruhende und mit großen Brillanten reich verzierte Doſe herunterbringen, und zeigte ſie dem Gaſt, mit der Bemerkung daß es ein Geſchenk des Kaiſers von Rußland ſey. „Jetzt ſey er zwar nur erſt Ferik (Generallieutenant), aber der Muſchirtitel werde, iſch Allah, auch bald von Stambol kommen.“

In ganz gleichen Zwiſchenräumen wurden Erfriſchungen gereicht, Scherbet, Backwerk, Süßes ꝛc., und endlich ward ein albaneſiſcher großer Apfel von vorzüglichem Aroma mit Meſſer und Handtuch jedem der Sitzenden beſonders in einem Teller auf den Schooß gelegt, zum Schluſſe aber noch einmal Kaffee herum gegeben, was in mohammedaniſchen Abendgeſellſchaften das Zeichen zum Aufbruch iſt. Etwa um die fünfte Stunde Nachts erhoben wir uns, grüßten nach der Reihe den Weſier, der Aufwärter hielt das Velum, und wir gingen mit türkiſcher Ordnung und Gravität zum Diwan hinaus. Der Uelema harrten im Hofe ihre Maulthiere und Diener, mich aber führte der Medicus durch die finſtern und holperichten Straßen der Stadt in das chriſtliche Quartier zurück.

Des andern Morgens hatten wir noch kleine Geſchäfte in den Bazaren, und ritten endlich mit einer Ladung friſcher Trauben vom Oſſagelände, noch ehe es an der Glockenuhr Mittag ſchlug, über die ſaraceniſche Bogenbrücke gegen Turnovo hinaus.

Mehr für meine eigene Belehrung als zur Berichtigung angeblicher Irrthümer der Zeitgenoſſen bin ich nach dieſen Scenen noch einen vollen Monat in der freundlichen Stadt der Garnfärber geblieben. Feſtbeſuche, vorübergehende und alltägliche, folglich eingelernte, berechnete und gleichſam ſtereotype Dialoge lehren ſelten den wahren Charakter und Sinn der Menſchen kennen. Man muß ſie unvorbereitet überraſchen und ſo lange unter ihnen weilen, bis ſie des Selbſtzwanges müde werden und gleichſam vergeſſen daß ſie ein Fremder ſieht. Ich wollte die ultima ratio der byzantiniſchen Gemüther erſpähen und den Schlüſſel zum Verſtändniß öffentlicher Zuſtände finden, welche den Occident ſo enge und ſo peinlich berühren, und einer eben ſo folgenreichen als unerwarteten Entwickelung entgegeneilen. Wenn mich das Roman- und Schülerhafte meiner eigenen Begriffe endlich anekelte und ich nach beſſerer Erkenntniß ſtrebte, ſo wird das hoffentlich keine Kränkung für Andere ſeyn.

Der Satz, daß die politiſchen Zuſtände der Nationen ihren letzten Grund in den moraliſchen haben, läßt ſich bei einer Nationalität, in welcher der Individualismus ſo vollſtändig vernichtet iſt wie in der byzantiniſchen, weniger beſtreiten als anderswo. Jedoch gibt es Theſen, in welchen der Irrthum beinahe ſchöner als das richtige Erkennen iſt. Oder ſoll man ſich dem humanen, philoſophiſchen, für Autokratie des individuellen Geiſtes und für helleniſche Tugend ſo warm fühlenden Deutſchland gegenüber nicht ſchämen ſeinen Glauben an die Majeſtät des Occidentalismus und beſonders an die Tugend von Byzanz ſo früh und ſo vollſtändig verloren zu haben? Das Schlimme iſt nur, daß allen

*) Wie die Europäer zwiſchen Alt- und Neugriechen Ἕλληνες und Ῥωμαῖοι, ſo unterſcheiden auch die Türken zwiſchen Jonier und Römer (Urum). Nur erinnere ich mich nicht mehr ganz genau, ob der Paſcha Junani oder Jaoni ſagte. Letzteres wäre nicht nur dem uralten Ἰάων des Homeros ſondern auch dem Jaunoio der altſyriſchen Chronik des Abulfaradſch, an die ich bei Anhörung des Wortes augenblicklich dachte, in der Form noch entſprechender.

**) In vielen byzantiniſchen, d. h. gräco-ſlaviſchen Eigennamen iſt die wahre Orthographie nur aus dem Türkiſchen zu erlernen.

*) مؤنث Muenneß iſt der techniſche, aus dem Arabiſchen entlehnte Ausdruck für Femininum.

Digitized by Google

occidentaliſchen Theorien zum Trotz die Byzantiner ſelbſt nicht an byzantiniſche Tugend glauben. Doch dürfen ſich wohl nicht viele Fremde rühmen das vollgültige Geſtändniß der abſoluten und unheilbaren Bösartigkeit des griechiſch-byzantiniſchen Volkscharakters aus nationalem Munde ſelbſt vernommen zu haben. Ein turnovitiſcher Kodſchiabaſchi (Gemeinde-Verwaltungsrath oder Oberälteſter) Namens Caloſſo rückte endlich nach vielen Analyſen und herkömmlichen Phraſen über die gegenwärtigen und künftigen Geſchicke der „römiſchen Nation“ mit dem melancholiſchen Geſtändniß heraus: „Wir ſelbſt zwingen die Türken durch unſere Schlechtigkeit zu drückenden und ungerechten Handlungen. Unſere Großen ſind wie die Bojaren in Moldo-Wlachia, ſie tyranniſiren das Volk, ſind unerſättlich und ohne menſchliches Gefühl. Daher die Unmöglichkeit der Arbeit und der Bodenbeſtellung, daher die Oede Griechenlands und das traurige Schauſpiel aus dem freien Hellas fliehender und beim Sultan Zuflucht ſuchender Familien, ja ganzer Gemeinden. Was Wohl und Wehe des gemeinen Volkes betrifft, trat man in Hellas geradezu und ohne alle Verbeſſerung in die Fußſtapſen der Osmanli.“

Den erklärenden Text zu dieſem Bilde gibt die Geſchichte der Byzantiner alter, mittlerer und neueſter Zeit. Eine kraftvolle Autokratennatur des zwölften Jahrhunderts wollte das byzantiniſche Erbübel durch Ausrottung ſämmtlicher Primatengeſchlechter heilen. Es wäre aber ſicherlich eine falſche Rechnung geweſen, weil die aus den untern Volksclaſſen Heraufrückenden noch jedesmal mit den Plätzen auch die Verderbtheit der Vorgänger übernommen haben. Man iſt weder kleinmüthig noch Timon, aber hier iſt das Uebel größer als alle Medicin. Und wenn unverzeihlicher Fehler ungeachtet doch nicht jedermann berechtigt iſt die Menſchen überhaupt und die politiſchen Geſchäftsleute mit ihren Praktiken insbeſondere geringe zu achten, ſo hat ſich doch der Glaube an die Unmacht abendländiſcher Recepte allmählich ſogar der verblendetſten Adepten bemächtigt. Europäiſche Weisheit und Energie, von der man glaubt daß ſie alles bewältige, hat auf byzantiniſchem Boden ihren Meiſter gefunden. Fehlte dieſen Völkern ein Louis XI? Oder hat ihnen die Natur jene Eigenſchaften des Geiſtes und des Gemüths verſagt, die den Europäer vorzugsweiſe lenkſam und politiſcher Ordnung empfänglich machen? Oder liegt die Urſache noch tiefer, und iſt hier gar eine andere Welt die wir nicht verſtehen können? Ein Volk, das ſeinem eigenen Blute warmes Gefühl, Liebe und Erbarmen verſagt, das mit unerſättlicher Gier Mittel des Genuſſes ſammelt und ſich doch allen Genuß verſagt, iſt aus andern Elementen zuſammengeſetzt als wir. Vaterlandsliebe, Selbſtverläugnung und uneigennützige Aufopferung für das gemeine Beſte würde man da vergeblich ſuchen. Ein ſterbender Turnovit weigerte ſich ſtandhaft ſeinem eigenen Sohn und Erben den Ort zu nennen wo ſein Geld vergraben liege: „ich habe es mühevoll erworben und will nicht daß du dich des leichten Beſitzes erfreuſt, erwirb ſelbſt und mach’ dann was du willſt.“ Alles Suchen war vergeblich, und ich ſah ſelbſt wie der Erbe des reichen Mannes das Haus demolirte, um den verſteckten Mammon des Vaters aufzufinden.

Gewiß iſt der griechiſche Boden an gemünztem Geld und an vergrabenem Schmuck der reichſte in der Welt. Familienhäupter, welche in dieſer Weiſe Körbe voll ſpaniſcher Thaler beſitzen, ſchlafen auf harter Erde, und glauben Verſchwender zu ſeyn, wenn ſie mit Knoblauchſtängeln, ſüßen Zwiebeln und eingemachten Oliven ihren Hunger ſtillen. Mehr als Eine warme Speiſe des Tages verzehrt in ſeiner Familie ſelbſt der reichſte und liberalſte Byzantiner nicht. Feuer wird in den wenigſten Haushaltungen angezündet: das Haupt der Familie ſetzt ſich in den Laden des Bakkal, d. i. Früchten- und Lebensmittelhändlers, und verzehrt dort ſein Byzantiner-Mahl, unbekümmert um Weib und Kind, die nach Thunlichkeit ſelbſt für ſich zu ſorgen haben. Um etliche Pfennige eſſigſaure Kohlblätter, aus dem nächſten Laden geholt und roh mit trocken Brod einmal des Tags verzehrt, müſſen in ſolchen Fällen Ueppigkeit und Wohlgeſchmack deutſcher Bürgerkoſt erſetzen. Bei aller Aermlichkeit iſt aber auch der jedem Einzelnen zugemeſſene Theil ſo gering, daß ein reichlich eſſender Abendländer nicht begreifen kann, wie ein menſchlicher Körper mit ſo wenig Nahrung beſtehen und wachſen könne. Freilich iſt aber auch Hunger im weizenreichen Theſſalien, wie in Aegypten, eine der vorzüglichſten Urſachen frühzeitiger Verſiechung und Sterblichkeit. Schon früher ward bemerkt daß in nicht wohlhabenden Chriſtenfamilien die Knaben nur bis nach Zurücklegung des zehnten Jahres im väterlichen Hauſe Nahrung erhalten, dann aber für ſich ſelbſt ſorgen müſſen, ſo gut ſie es verſtehen. Man kann wohl denken in welche Unordnung und Selbſtvergeſſenheit unter ſolchen Umſtänden mancher Junge verfällt. Erwachſene, ſo lange ſie ledig ſind, thun ſich häufig truppweiſe zuſammen, kaufen gemeinſchaftlich ihre Lebensmittel auf dem Markt und kochen und verzehren ſie im Bäckerladen. Dieſe Sittenzüge ſind etwa nicht Ausnahmen, einzeln vorkommende Fälle, oder bei den Leuten in Turnovo allein zu finden: ſie ſind Regel und allgemeines, bleibendes Ergebniß der bürgerlichen Zuſtände aller Chriſtengemeinden im byzantiniſchen Reiche.

Und doch ſind dieſe Länder beim größten Elend der untern Volksclaſſen von der Laſt des gemeinen europäiſchen Bettlerweſens ſo zu ſagen völlig frei, nicht etwa in Folge weiſer Geſetze, ſondern durch Sitte und Gewohnheit, die ſtärker ſind als jedes Geſetz. Kein griechiſcher Chriſt bettelt einen Griechen an, weil er weiß daß keiner etwas gibt. Wird aber dennoch angeſprochen, wie es in den von Europäern beſuchten und bewohnten Stapelorten geſchieht, ſo betrachtet der Grieche den Bittenden mit kalter Ruhe, philoſophirt wohl mit dem Nachbar über die Wirkungen des Hungers im Antlitz und über die Lumpen am Leibe des Elenden, die Gabe wird aber doch verſagt, was auch Niemand übel nimmt. In der Türkei erträgt der reiche Chriſt den Druck der Gewalt, der arme aber ſeine Noth mit gleicher Reſignation; beide rechnen mechaniſch auf eine beſſere Zukunft, oder wenigſtens auf ein beſſeres Jenſeits, und ſind hienieden ſtolz ein byzantiniſcher Chriſt zu ſeyn. Oft beneidete ich, bei aller eigenen Wärme und Andacht dieſe Leute um ihren feſten Glauben und um ihre zweifelloſe Zuverſicht. Wahrhaft, die Europäer wiſſen Preis und Segen des Chriſtenthums nicht genug zu ſchätzen! Muß man denn aber auch unterdrückt, Helot, hungerig, Ignorant und Bettler ſeyn, um das volle Gewicht der göttlichen Doctrin zu fühlen? Beinahe möchte man Chriſten und Moslimen von Byzanz entſchuldigen, wenn ſie von uns nichts wiſſen wollen, und wenn ſie Bücherplage, Projecte, Unglauben, Unzufriedenheit, galante Laſter, Caſernenleben, Conſcription, Trunkenheit, tabellariſche Verzeichniſſe und Gaſſenbettel als die wahren Symbole und die unzertrennlichen Gefährten europäiſcher Cultur betrachten.

Es iſt nicht genug daß die Nationen ihre Vorzüge und ihren Werth ſelbſt erkennen, ſie ſollen auch wiſſen in welchem Lichte ſie fremden Völkerſchaften erſcheinen. Jeder Tag brachte eine neue Idee, einen neuen Vergleich, und je freier und zwangloſer man ſich gegenſeitig gehen ließ, deſto lehrreicher ward der Verkehr. Doch die Zeit ging ſchnell, und der Sommerſchein, der entzückende wonnige Hauch des Lebens, der ſo manchen ſchönen Jännertag über der theſſaliſchen Ebene lag, foderten wiederholt zur Reiſe auf. Aber

Digitized by Google

immer neue Zögerung, neues Hinderniß! Bald trat ein Regentag dazwiſchen, bald blies es nordiſch kalt vom ſchneeigen Olymp herab; der alte Türke rieth vollends den Frühling zu erwarten, gab mir ſchmackhafte Melonen, und reimte im Scherz über den langen, ihm ſo willkommnen Aufenthalt,

Dolaſchdüm Schami, Miſiri,
Oldüm Turnavo jeſiri. *)

Unter welchen Umſtänden ich aber doch endlich Tyrnavo und Lariſſa in der erſten Februarwoche (1842) verließ und über Pharſalos in die griechiſche Quarantäne nach Lamia gekommen bin, dann Chalcis auf Euböa ſah und die zweijährige Levantewanderung im Piräeus geſchloſſen habe, ſoll in Kürze noch als Nachtrag ein eigenes Fragment erzählen.

F.

*) In Aegypten und Syrien bin ich herumgezogen,
Zu Turnavo ward ich um die Freiheit betrogen.

Die Petersburger Deutſchen.

Ueber dreizehntauſend Menſchen wurden im Jahre 1840 zu Petersburg geboren, aber 19,538 ſtarben; über zwölftauſend erblickten das Licht im Jahr 1841, und 15,984 ſchieden von der Erde; über dreizehntauſend wurden 1842 getauft, und 17,633 begraben; im Jahr 1843 zeigten die Kirchenbücher 9110 Geburten, und die Todtenliſten 14,501 Nummern. Aehnliche, mitunter noch ungünſtigere Verhältniſſe ſtellen ſich ſeit dem Beſtehen der Stadt heraus, und eine der günſtigſten Abweichungen zeigt das Jahr 1837, während deſſen Dauer die Zahl der Geſtorbenen jene der Gebornen nur um 899 Nummern überſtieg. Solches Mißverhältniß zwiſchen Geburten und Todesfällen kennt außer Petersburg keine der größern Städte Europa's; nur Moskau kommt ihm darin nahe. Die Hauptſtadt des ruſſiſchen Reiches iſt alſo nur auf eine Regeneration durch Einwanderer angewieſen. Das ſpärlich bevölkerte Flachland Rußlands vermag es nicht die alljährlich neuen Lücken auszufüllen. Aber auch dieſes liefert ſeine Beiträge. Und von den mehr als dreißigtauſend Handarbeitern, welche in jedem Sommer aus dem Innern des Reichs der Capitale zuſtrömen, finden ebenfalls viele nicht das Glück welches ſie ſuchten, ſondern den Tod. Ermattet von den Mühſeligkeiten der Reiſe, ohne Obdach, lange Wochen ohne Arbeit, ihr müßiges Beil im Gürtel, wandern ſie, Verdienſt und Eſſen ſuchend, in den Straßen der Hauptſtadt umher, bis ihre Wünſche in Erfüllung gehen oder ein Hoſpital die Hinfälligen, Erkrankten aufnimmt. Auch wenn ſie Arbeit fanden, wenn ſie der Krankheit entgingen, bleibt Lohn und Leben höchſt ärmlich. Da ſehen wir ſie denn zur Mittagsſtunde an den prächtigen Fluchttreppen der Newakaie ſitzen, und zu dem Stücke trocknen Brodes ſchöpfen ſie mit ſelbſtgeſchnitztem Löffel das Waſſer des vorbeieilenden Fluſſes. Des Abends aber gehen ſie in die feuchteſten, dumpfigſten Kellerwohnungen, und verbringen hier, haufenweiſe zuſammengeſchichtet, die Nacht, oder hüllen ſich in irgend einem Vorplatz, unter einem Thorweg in den unvermeidlichen und unentbehrlichen Schafpelz, der ihnen als Matratze, Kopfkiſſen und Decke dient. So ergeht es Tauſenden; die theure Reſidenz und der lange Heimweg verſchlingen den Verdienſt. Arm, wie ſie gegangen, kehren ſie zur Heimath zurück. Dennoch bleibt ihnen der Czaarenſitz alljährlich von neuem das Eldorado. Denn ſie haben es gehört, wie Der und Jener dort gleich ihnen eingewandert und jetzt Gebieter von Millionen iſt, wenn auch noch leibeigen. Die Geſtorbenen, Verdorbenen zählen nicht. Das Gold der Hauptſtadt überſtrahlt alles Elend — ſehen doch die fernher Gewanderten die goldenen Dächer der Thürme blinken und die Goldkuppeln der Kathedrale winken.

Petersburg iſt ihnen die Goldküſte. Und nicht ihnen allein! In ganz Europa gilt es für das europäiſche Indien. Dieß iſt es auch in vieler Hinſicht. Goldbringend wie jenes für den Glücklichen, enttäuſchend wie jenes für den minder Begünſtigten, todhauchend wie jenes für Viele, Geſundheit zerrüttend wie jenes faſt für Alle. Mächtig erſchütternd berührt es den Beobachter, wie von Allen die wir vor Jahren friſch, ſtark, geſund vom Ausland hierher wandern ſahen, faſt kein Einziger ſein früheres Ausſehen bewahrt hat. Blaß, vergelbt, gebückt und gedrückt erſcheinen uns die meiſten, auch jene denen das Glück ſeine Gaben darbrachte; bei andern tritt ein aufgeſchwemmtes Fleiſch an die Stelle der früher ſtraffen Musculatur; noch wenigere urkräftige Naturen bewahrten am neuen Wohnorte die alte Geſundheit. Ein volles Siebentel der Bevölkerung (Geſammtzahl im Jahr 1843: 443,360 E.) bilden die Ausländer, und unter dieſen befinden ſich wieder an 30,000 Deutſche.

Eben die Ausländer aber ſuchten hier eine bleibende Stätte, einen Wirkungskreis für ihre Kräfte und ihr Können, welchen das überfüllte Vaterland oder mißgünſtige Verhältniſſe der Heimath verſagten. Die eingewanderten Nationalruſſen, größtentheils den niedern Claſſen angehörend, gehen meiſtens nach längerem, kürzerem Aufenthalt in ihre Heimath zurück. Denn ſie ſind im allgemeinen Leibeigene, von ihren Herren gegen Erlegung des Obrok nur für eine beſtimmte Anzahl von Jahren aus dem Dorf entlaſſen. Die Ausländer dagegen bleiben; ſie gaben die Verhältniſſe im Mutterlande auf, und ein weiter Weg liegt zwiſchen ihnen und dieſem. Meiſtens findet auch der Handwerker Arbeit, der Gelehrte eine Anſtellung, der Arzt Kranke, der Künſtler Beſchäftigung. Denn wo es ein gründliches Wiſſen gilt und ein genaues Können, vertraut ſich der Ruſſe, und vor Allem der Petersburger, dem Ausländer viel lieber an als ſeinen Landsleuten. Trotzdem

Digitized by Google

erblickt er das Emporwachſen der Fremdlinge, ſey's in welchem Fach es ſey, allüberall mit ſcheelem Auge. Er verachtet den Fremden halb aus Nationaleitelkeit, halb aus angeſtammter Feindſchaft gegen alles fremd und neu in den gewohnten Lebensgang Hereinragende. Dabei kränkt es ihn das Fremde und die Fremden nicht entbehren, ſelbſt deren Fähigkeiten nach gewiſſen Seiten hin ſich nicht aneignen zu können. Solcher Mangel geſtaltet ſich bei dem Ruſſen aber nicht aus fehlendem Talente, ſondern er iſt einestheils in der Unfähigkeit begründet ſich lang und anhaltend der Beſchäftigung mit Einem Gegenſtande hinzugeben, anderntheils entſpringt er aus jener Mißachtung, wie ſie phyſiſch mächtige doch geiſtig unausgebildete Völker gegen Geiſtes- und Talentüberlegenheit phyſiſch unkräftigerer und kleinerer Nationen empfinden. Es iſt dieſelbe Erſcheinung im Großen, wie wir ſie im täglichen Leben bei Einzelnen wahrnehmen. Sie hat dieſelbe Quelle, aus welcher durch Jahrhunderte die noch nicht völlig ertödtete Verachtung der gelehrten Stände von Seiten des Militärs großwuchs. Das dunkle Bewußtſeyn eines Mangels iſt vorhanden, aber es vermag nicht zur wahren Erkenntniß und Anerkenntniß deſſen was fehlt ſich umzugeſtalten. Daß dazu in Rußland — wenn ſchon in Petersburg geringeren Grades — auch der Nationalhaß des Slaven gegen den Nichtſlaven trat, ſoll nicht geläugnet werden.

Seit Peter dem Erſten waren es die Deutſchen gewohnt ſich als die Lehrer und Bildner des ruſſiſchen Volkes, ihre Vornehmen als Mitlenker der großen Staatsmaſchine zu betrachten. Die neue Zeit hat Vieles in Rußland umgeſtaltet und auch dieſes Verhältniß vielfach geändert. Der ſchmiegſame gelehrige Ruſſe hat da, wo es nicht gründliche Studien gilt und keine dauernde ſchwere Arbeit, den Lehrer überflügelt. Beſonders hat er den Kleinhandel im Innern des Reichs und Petersburgs ſpeciell an ſich geriſſen. Die aus frühern Zeiten in die Gegenwart übergegangene deutſche Bevölkerung der ruſſiſchen Capitale dagegen hat dieſe Wandlungen nicht gewahrt und, in Betrachtung vergangener Zuſtände verſunken, oder einzelne Beiſpiele der Gegenwart hervorhebend, oder auch gedankenlos dahinlebend — wie wohl die Meiſten — ihre geltend gewordene eigene Unnöthigkeit nicht erkannt. Aber den Hochmuth auf die frühere Stellung des Deutſchen hat ſie nicht vergeſſen und betrachtet darum die Ruſſen, vornehm wie gering, noch immer als völlig rohe Barbaren, ſtellt ſich, ſich ſelber zu großem Nachtheile, dieſen als einzige Repräſentantſchaft höherer Geſittung gegenüber. Damit ſtehen aber die Beſtrebungen jener Maſſen in Widerſpruch, welche eben aus deutſchem Lande ſeit einem Jahrhundert immer von neuem heranwanderten. Sie hatten keine andere Abſicht als aus Petersburgs Goldquellen die eigenen leeren Säckel zu füllen. Und ſie haben ihre Geldgier, ihre Armuth zu offenkundig dargelegt, um dem bittern Spotte des Ruſſen zu entgehen, welcher ſeines Gegners Schwächen allüberall ſcharfſichtig erkennt. Es fehlte dieſen Deutſchen die ſchlaue Gewandtheit und die gefällige Form in Leben und Bewegung wie ſie hier andere Einwanderer zeigen und womit dieſe, ſowie die Nationalruſſen, alle ſcharfen Berührungen im Leben und Weben abzuſtumpfen oder doch zu verhüllen wiſſen. Dieß hat es vor allem veranlaßt daß man in Petersburg die Deutſchen der *Gemeinheit* anſchuldigt und ſie in ihrem Erwerbſtreben, in ihrer Armuth, in ihrer Sparſamkeit *lächerlich* machte. Für keine Ausländernation hat der Ruſſe ſo viele Spott-, Spitz- und Ekelnamen als für die Deutſchen.

Eine gegenſeitige Mißſtimmung mußten ſolche Verhältniſſe nothwendig zur Folge haben, und die Manifeſtationen derſelben offenbaren ſich hier in Petersburg am deutlichſten unter den niedern gewerbtreibenden Claſſen. Fortwährende Reibungen, bei vielen Gelegenheiten in Thätlichkeiten hervorbrechend, entwickelten ſich darum naturgemäß. Und deßhalb ſtellen ſich auch die deutſchen und ruſſiſchen Petersburger der niedern Claſſen alljährlich ſchroffer einander gegenüber. Die Feſthaltung eines Nationalgedankens in dieſen Reibungen iſt bei beiden gänzlich verloren gegangen, die gegenſeitige Verachtung der Nationalität nur zum aufreizenden Schimpfworte herabgeſunken. In Petersburg erſcheint zu einer Klopffechterei verzerrt, was in den Oſtſeeprovinzen ein ernſter Kampf um Sitte, Sprache und Religion iſt. Induſtrielle Vortheile und Nachtheile ſind hier die ewig neuen und einzigen Kampfesgründe; das Petersburger Leben hat in Ruſſen und Deutſchen die ſelbſtändige Nationalität umgeſtaltet. Ruſſen wie Deutſche exiſtiren in Petersburg nicht mehr; ſie ſind nur noch Petersburger.

Dieß klingt barock, und iſt doch vollkommen wahr. Die künſtlichen Lebensverhältniſſe der künſtlich großgewachſenen Stadt haben den guten Urſtoff jeglicher Nationalität verzehrt und die übrig bleibenden Schlacken verquert. Keiner ſcheint mehr ſich ſelbſt anzugehören, ſondern all ſein Thun, Handeln und ſein ganzes Weſen nur auf ſolche Weiſe umgeändert zu haben, wie es ihm den meiſten Gewinn an Gold und äußerlicher Ehre bringen kann. Darum finden wir auch von den Deutſchen ſo viele in das Lager der Ruſſen übergegangen mit Leib und Seele. Nichts haben ſie von ihrer Deutſchheit bewahrt, als den mit ruſſiſchen Lettern geſchriebenen und oft auch ruſſificirten Namen germaniſchen Urſprungs; ihrer Voreltern Sprache haben ſie *vollkommen* vergeſſen, um ein ungelenkes Ruſſiſch mit ſchwerer Zunge zu ſprechen; zu allen bewahrten Fehlern des deutſchen Charakters erwarben ſie noch die des ſlaviſchen Naturells, aber die deutſchen Tugenden vergaßen ſie mit der Sprache, und nahmen keinen der Vorzüge altruſſiſchen Weſens an. Trotzdem blicken ſie, dem Nationalruſſen gegenüber, noch hochmüthig auf ihren deutſchen Urſprung und rühmen, um zu täuſchen, ihr ausländiſches Blut. Eben dieſe ruſſiſchen Deutſchen bilden einen der entſittlichtſten, für Handel und Wandel des Alltaglebens gefährlichſten Bevölkerungstheile Petersburgs. Dem niedern Handwerkſtand angehörend betreiben ſie am häufigſten die unehrenhafteſten Nebenerwerbsarten. Sie haben es dahin gebracht daß jegliches Mädchen niedern Standes aus deutſchem Blute der Unzüchtigkeit verdächtigt wird, und es iſt eine entſetzliche Thatſache daß ſolches Vorurtheil nicht ſchlechtweg ungerecht genannt werden kann.

Wie iſt dieß alles gekommen? Einestheils daher daß der Golddurſt die meiſten dieſer Deutſchen als Abenteurer hierhertrieb; anderntheils dadurch daß auch hier in der Fremde die Deutſchen keinen Gemeinſinn gewannen, und ſich ſchieden in Preußen, Sachſen, Oeſterreicher, Bayern u. ſ. w. Dieſe Maſſe der Verarmten, Verdorbenen, Gefährlichen machte diejenigen welche emporgeſtiegen waren, noch abgeſchloſſener gegen ihre Landsleute, als dieß ſchon an und für ſich die Angewohnheit Petersburger Lebens mit ſich brachte. Daher währte es auch bis in die neueſte Zeit, ehe ein (noch völlig unzureichender) Verein zur Unterſtützung hülfsbedürftiger Deutſchen unter dem Vortritte mehrerer Geſandten zu Stande kam. Und wie ſehr die kleinern Fürſten jeden ihrer hierhergewanderten Unterthanen als ausgetreten aus dem heimiſchen Unterthanenverbande betrachten, bezeugt die Thatſache daß eben dieſe kleinern Fürſten lange Zeit jenem Vereine praktiſch nicht beitreten mochten. Dieſe hülfsbedürftigen Deutſchen ſtehen daher auch jetzt noch im übelſten Verhältniſſe. Vom Heimathland ausgeſtoßen, von Rußland nicht aufgenommen, von den Landsleuten zurückgewieſen, von den Ruſſen gehaßt, treibt ſie die Noth zum Verbrechen und der Hunger zur Unehre. Ihre Schande aber wird

Digitized by Google

von den ruſſiſchen Petersburgern jubelnd vernommen — um daraus ein Charakterbild der Deutſchen zu conſtruiren.

Vollkommen abgeſchloſſen von ruſſiſcher Bevölkerung, meiſtens dem höhern Handelsſtand angehörend, verkehren die verhältnißmäßig wenigen Engländer welche hier leben, nur untereinander, und gehören faſt ſämmtlich zu den bloß temporären Bewohnern der ruſſiſchen Hauptſtadt. Dafür haben ſie aber auch ihre brittiſchen Tugenden bewahrt, und ſich in ihrer Starrheit, wenn nicht Liebe, doch Achtung und Vertrauen erworben. Die hier lebenden Engländer ſind auch die Einzigen welche einen wirklichen Großhandel betreiben. Denn dafür hat der Ruſſe keine Fähigkeit; ſelbſt der bedeutendſte Kaufmann unter ihnen bleibt doch nur ein großer Kleinhändler. Es iſt der Mangel an gegenſeitigem Treuglauben, das Nichtvorhandenſeyn einer feſtbegründeten Solidität, was jenes wirklich großartige Verhältniß unter ihnen nicht großwachſen läßt. Sie haben keinen Begriff von jener Anſchauung der Weltverhältniſſe und keine Idee von jener Nothwendigkeit vielſeitiger Ausbildung, wie ſie das wahre Großgeſchäft nothwendig macht; gleichzeitig fehlen ihnen auswärtige Handelsfreunde welche — obſchon das cabinet noir die briefliche Mittheilung der nackten politiſchen Vorfälle hindert — in ihren Briefen doch wenigſtens diejenigen nothwendigſten Andeutungen geben, wie ſie der Großhändler bedarf.

Es würde uns vom Vorſatze zu weit abführen, wenn wir hier näher darauf eingehen wollten, welche Hinderungen einer wahrhaft großartigen Handelsentwickelung unter den Nationalruſſen entgegenſtehen, und wie die Kleinlichkeit des unter ihnen vorhandenen ſogenannten Großgeſchäfts, verbunden mit den übrigen Einflüſſen Petersburgs, auf die Geſtaltung ihres Allgemeincharakters eingewirkt hat und einwirken mußte. Allein die Darſtellung dieſer Zuſtände müßte von höchſtem Intereſſe und für das Ausland von größter Bedeutſamkeit ſeyn. Dieſelbe würde uns zeigen, wie nicht das Syſtem der Regierung allein eine mit dem Weſten Europa's gleichmäßige Bildungs- und Entwickelungsgeſtaltung Rußlands hindert, ſondern wie ſolches Nachhinken, verbunden mit dem äußerlichen Vorgeben und den Decorationen weſteuropäiſcher Geſtaltungen, nothwendig im Charakter des Ruſſen begründet liegt. Es würde uns vor allem die Hinneigung des Ruſſen zu dem der Aeußerlichkeit huldigenden Charakter der Franzoſen erklären. Darum ſind vielleicht auch die Franzoſen, welche zahlreich in Rußland anſäſſig, wenigſtens in Petersburg kaum zu den Ausländern zu rechnen. Ihr Weſen, ihr Treiben, ihre Bewegung, ihr Sinn iſt dasjenige welches als *Petersburger Leben* herrſchend geworden iſt. Die nicht ihnen angehörenden Beimiſchungen deſſelben ſind nur durch die Einflüſſe der ruſſiſchen Regierung, beſonders der Geheimpolizei, durchaus nicht durch die Einwirkung ſlaviſchen Charakters in daſſelbe übertragen. In der glatten Geſelligkeitsform, in der Geltendmachung äußerer Vorzüge, in dem Vermögen durch äußeres Blenden den innern Mangel — ſey's an materiellem, ſey's an geiſtigem Reichthume — zu verhüllen, ſtehen ſie als Lehrmeiſter da und mit gewohnter Keckheit eine geſellſchaftliche Stellung erringend, wußten ſie ihre Sprache in der Hauptſtadt des Oſtreiches nicht nur neben ſondern über die Landesſprache zu ſtellen. Darin liegt auch der mächtigſte Grund dafür daß ſie unter allen Ausländern die angenehmſte Stellung, weil die wenigſt *ausländiſche* Geltung haben. Eine gewiſſe Aehnlichkeit des ruſſiſch-ſlaviſchen Naturells mit dem ihren in vielen Einzelheiten erleichterte dieſe Geſtaltung der Verhältniſſe.

Die Haupturſache für die freundlichere Auf- und Annahme der Franzoſen unter den Ruſſen, vorzüglich unter den Petersburgern, ſcheint aber auch noch in einem andern Umſtande begründet zu ſeyn. Die Franzoſen ſuchten und fanden nämlich ihren Platz faſt niemals unter den Herrſchenden, d. h. unter den Beamten, ſondern ſtellten ſich faſt immer nur in die Reihe der Induſtriellen, der Beherrſchten. Der Ruſſe aber erträgt die Herrſchaft von Landsleuten ausgeübt, ſelbſt wenn dieſe ſchwer laſtet, viel leichter als das mildeſte Fremdenregiment. Und eben daß ſo viele Deutſche in die höchſten „Tſchins" einrückten und dadurch dieſe Plätze den Eingebornen wegnahmen, hat deren Stellung im Gegenüber zur ruſſiſchen Nation ſehr erſchwert. Von Seiten ruſſiſcher *Oberherrſchaft* war ſolcher Vorzug zuerſt das Ergebniß eines einzigen Kaiſerwillens, welcher die Deutſchen zu Verwaltung und Regierung des Landes heranzog und ihnen militäriſche Poſten verlieh. Dann, als durch ſie eine feſte Geſtaltung der Dinge herbeigeführt war, blieb ſolche Begünſtigung noch eine Art alter Gewohnheit, von Peter dem Erſten überkommen, und nur ſehr theilweiſe konnte man ſie eine Anerkenntniß deutſcher Gründlichkeit wie des Mangels tauglicher Individualitäten im eignen Volke nennen. Vom ruſſiſchen Publicum ward dieſes Verhältniß immer nur inſofern widerſpruchslos anerkannt, als darin eine Offenbarung kaiſerlichen Willens erblickt ward. Für die Deutſchen als Deutſche entſtand niemals die geringſte Sympathie. Man ließ ihre Befähigung zur obern Stellung in Staat, Kunſt und Wiſſenſchaft nur ſo lange unangefochten, wenn auch mißwillig gelten, als man es nicht vermocht hatte ſich ſelbſt einige oberflächliche Kenntniſſe der dafür nöthigen Studien mühelos zu erwerben. Aber ſeitdem die vornehmern ruſſiſchen Claſſen begonnen haben ſich eine Bildungsglaſur anzueignen, deren facettirte Flächen ſie geſchickter ins Licht zu ſtellen wiſſen als der minder gelenke Deutſche ſeine Gründlichkeit, ſteht unſern höherſtrebenden Landsleuten nicht nur in Petersburg, ſondern durch ganz Rußland in der ruſſiſchen Ariſtokratie ein Feind entgegen, welcher den ingrimmigſten Ausrottungskrieg begonnen hat und ihn in ſlaviſcher Zähigkeit mit Benutzung aller zu Gebote ſtehenden Mittel fortſetzt. Dadurch daß einzelne Individualitäten dieſer Ariſtokratie ſich in perſönliche Bezüge zu den alleinherrſchenden Staatsgewalten ſetzten, hat man es ſeit Katharina vermocht jede folgende ruſſiſche Regierung dem Deutſchen und den Deutſchen weniger günſtig zu ſtimmen. Durch dieſe Beſtrebungen brachte man es dahin das politiſche Syſtem des Staates nach und nach in ein ſtreng ruſſiſches d. h. allem nichtſlaviſchen Elemente feindliches umzuwandeln. Gleichzeitig aber vernachläſſigte man es nicht auch die Volksſtimmung den eignen Intereſſen günſtig umzugeſtalten. Man concentrirte die Auffaſſung der ſo verſchiedenartigen Deutſchen, wie ſie aus allen germaniſchen Landen in Petersburg und Rußland zuſammenſtrömen, und nannte ſie, weil es den deutſch-feindlichen Zwecken paßlich, als compacte Corporation. Und indem man ſie alſo hinſtellte, ward es leicht auf den Fehler, das Vergehen des *Einzelnen* allüberall als auf Reflex und Reſultat eines *Geſammtcharakters* hinzuweiſen. Man hat auf ſolche Weiſe die von den Ruſſen Ertragenen zu Gehaßten gemacht.

Der Einfluß der Deutſchen in Rußland nach oben und nach unten ward ſolchergeſtalt paralyſirt. Diejenigen von ihnen welche noch aus früherer Zeit in ſtaatsmächtigen Stellungen ſich befinden, ſind mehr geduldet, denn gern geſehen; ihrem Wirken tritt auf allen Seiten die falſch deutende Verdächtelei der ruſſiſchen Ariſtokratie entgegen, und wenn ſie nicht geſtürzt ſeyn wollen, müſſen ſie im Intereſſe der panſlaviſtiſchen Politik ihr Beſſerwollen und Beſſerwiſſen untergehen laſſen. Die Wiederbeſetzung der Miniſterien durch Nationalruſſen nach Gangrin's (Kankrin's) Rücktritt und Benken-

Digitized by Google

dorff's Tode beweiſen wie wenig man geneigt iſt ihnen von neuem derartige Stellungen anzuvertrauen. Dieß wenigſtens ſind die eclatanteſten Wahrzeichen der jetzt gegen früher ſo veränderten Geltung der Deutſchen. Aber wichtigere, wenn auch weniger allgemein bekannte Thatſachen offenbaren ſich täglich dem in Rußland Lebenden; dieſe Zurückſetzung der Deutſchen erſtreckt ſich nicht nur auf die höhern Staatspoſten, ſondern ſteigt auch tiefer in das bürgerliche Leben herab. Dazu kamen bei dem Tode der Großfürſtin Alexandra gewiſſe Vorfälle, welche der ruſſiſchen Ariſtokratie von neuem Waffen zu ihrem Kampf in die Hände lieferten. Wiederum war es allerdings nur das Benehmen Einzelner, welches man als Offenbarung deutſchen Charakters hinſtellte. Aber das dedaignirte: »Ça ne pouvait faire personne qu'un Allemand« klingt dennoch in den kaiſerlichen Gemächern wieder, als bezeichne es die Andeutung deutſcher Gewohnheit. Außerdem beraubte des allmächtigen Benkendorff Hintritt die Deutſchen Rußlands einer mächtigen Stütze am Hofe und im Leben. Dadurch tritt allüberall das Deutſche, treten die Deutſchen immer mehr aus den Reihen der Hochgeſtellten. Und ihre Ueberbleibſel in den niedern Claſſen Petersburgs werden durch eigne Schuld die Mißachtung der Deutſchen noch allgemeingeltender machen. Denn dieſe beſtehen — wie erwähnt — zum größten Theil aus Abenteurern, welche im Vaterlande ihre Künſte nicht ſpielen laſſen konnten, und nun in fremdem Land dem deutſchen Namen Unehre und Schande bereiten.

Ueber den Stand der Litteratur und der Gebildeten zu den Parteien in den Vereinigten Staaten.

New-York, im Dec. Man ſucht das europäiſche Publicum immer glauben zu machen daß die demokratiſche und die Whig-Partei in den Vereinigten Staaten ſich zu einander ſo verhalten wie der Pöbel zu den Gebildeten, und daß alles was zu unſern litterariſchen und juridiſchen Sommitäten gehört, ſich zur Partei Clay's und Webſter's hinneigt. Dieß iſt aber ein gewaltiger Irrthum. Die Whigpartei, an deren Spitze der Handelsſtand des Nordens und Südens ſteht, hat allerdings einen großen Theil unſers Parquets für ſich gewonnen, weil der Handelſtand die meiſten Proceſſe führt und die Mühe der Advokaten am beſten zu belohnen verſteht; aber die Litteraten, Dichter und den gediegenſten Theil unſrer Journaliſten auf ihre Seite zu bringen iſt ihnen nicht gelungen. Unſere Advokaten theilen ſich, wie die des alten Englands, in Property-Lawyers (Vermögensadvokaten) und Criminal- oder Jury-Lawyers (Criminalgerichts- oder Geſchwornengerichtsadvokaten), welche ſich zu einander in Bezug auf Würde und Anſehen ſo verhalten wie Schauſpieler und Figuranten. Der Vermögensadvokat muß, wenn er es bis zum öffentlichen Anſehen bringen will, tief in den Schacht des Common-Law hinabſteigen und aus den Myſterien der drei- oder vierthundertjährigen Prăcedentien ſeine Weisheit ſchöpfen; er heißt daher auch in der Gerichtsſprache: »learned in the law« (beleſen im Geſetz); der Jury-Lawyer hat es hauptſächlich mit den Statutengeſetzen zu thun, und ſein Erfolg hängt von dem Eindruck ab den er auf die Gemüther der Geſchwornen macht. Die größten Vermögensproceſſe werden nicht von Geſchwornen entſchieden — die nur, wo Kläger und Vertheidiger über den Thatbeſtand nicht einig werden können, berufen werden — ſondern von den Richtern ſelbſt, weil in den meiſten Fällen die Thatſache von beiden Theilen zugeſtanden wird; ein jeder aber meint daß das Factum nicht hinreiche ihn in den Augen des Geſetzes für ſchuldig zu erklären. Die fetteſten Proceſſe ſind die Vermögensproceſſe, die gewöhnlich vor dem oberſten Gerichtshof (in England in dem Chancery-Court) geführt werden. Für das bloße Anhängigmachen einer Klage (for filing a bill in Chancery) läßt ſich ein guter Advokat in England oft tauſend Pfund, in Amerika ein bis zweitauſend Dollars bezahlen. Dieſe Summen werden nach engliſchem und amerikaniſchem Gebrauch voraus bezahlt, denn nach den Geſetzen iſt die Advokatie eine zu edle „Profeſſion" als daß der Advokat ein Recht hätte von ſeinem Clienten eine Entſchädigung für ſeine Mühe und Zeitverwendung anzuſprechen. Er nimmt daher ſeine »fee«, ehe er den Proceß anfängt, und vermeidet auf dieſe Weiſe den Anſchein von Eigennutz!!

Neun Zehntel aller Vermögensadvokaten in den Vereinigten Staaten ſind Whigs, und unter den Vermögensadvokaten hauptſächlich wieder die Commercial Lawyers (die kaufmänniſchen Advokaten), weil die Kaufleute die meiſten Proceſſe führen und die höchſten Fees bezahlen. Ein Kaufmann läßt einen Advokaten der Gegenpartei nicht leicht in ſeine Bücher blicken; wer alſo von den Kaufleuten, um einen ächt amerikaniſch-engliſchen Ausdruck zu gebrauchen, „patroniſirt" werden will muß ſich zur Whigpartei bekennen. Der demokratiſche Advokat iſt der natürliche Rechtsanwalt der kleinen Krämer, Schneider, Schuhmacher und anderer Handwerker ſowie der Vertheidiger der bei den Criminalgerichten angeſchuldigten Verbrecher. Dieß bringt ihn mit einer ungleich größeren Anzahl von Perſonen in Berührung. Er wird bekannt mit den Geſchwornen, den einflußreichſten Perſonen des Mittelſtandes — er lernt die Leidenſchaften, die Schwächen und Gebrechen der Menſchen kennen, die Art und Weiſe wie man ihr Vertrauen gewinnt; er iſt gewiſſermaßen ihr Arzt; ſo wird er unwillkürlich Politiker — ſeine Clienten bezahlen ſeine Mühe ſpärlich, aber zum Dank ſetzen ſie ihn auf das erſte beſte Wahlcomité — ſeine Praxis führt ihn in die geſetzgebende Verſammlung, in den Congreß — auf den Richterſtuhl. Der Vermögensadvokat klebt an ſeinen Folianten — er hat es, wie oben bemerkt, mit den Richtern, nicht mit den Geſchwornen zu thun — er hält ſich an das Geſetz, das Edmund Burke ſo richtig mit dem Namen

Digitized by Google

des chineſiſchen Verſtandesſchuhs (the chinese shoe of the mind) bezeichnete, weiß aber nichts oder nur ſehr wenig von den Männern die das Geſetz machen; er hält und erklärt das als eine reine Emanation des Verſtandes was ſo oft von der Laune des Geſetzgebers, dem Drang der Umſtände oder dem Geſchick abhängt, und wird auf dieſe Weiſe immer mehr und mehr ein Stubengelehrter, dem der in der Welt lebende Criminalgerichtsadvokat an Menſchenkenntniß weit über den Kopf hinaus wächſt. Der amerikaniſche Property Lawyer iſt der deutſche Gelehrte, nur in etwas beſſeren Umſtänden, die denn auch dazu beitragen daß er ſeine einträgliche Rechtspraxis nicht leicht mit der unſichern, gefährlichen und wenig eintragenden politiſchen Laufbahn vertauſcht; er liebt die Ruhe ſeiner Studirſtube, nicht den Sturm der draußen wogenden Leidenſchaften, die er zu beherrſchen doch nicht die Kraft in ſich fühlt.

Zu allem dieſem geſellen ſich aber noch ganz andere Umſtände. Der Vermögensadvokat hält ſich an die Präcedentien, das heißt an die Entſcheidungen der Richter in ähnlichen Fällen, weil er nur aus dieſen den Sinn des nicht geſchriebenen Geſetzes (des Common Law) ermitteln kann. Dieſe Präcedentien (Law Reports) reichen aber bis ins Mittelalter zurück und ſind zu drei Viertheilen noch immer rein engliſch: Locke, Littleton und Bracton, ſowie die vorzüglichſten Commentatoren und ſonſtigen juridiſchen Schriftſteller ſind noch immer Engländer. Blackſtone, Starkie, Chitty finden ſich in der Bibliothek des geringſten Landadvokaten in Amerika. Nur die engliſchen Criminalgeſetze haben die Amerikaner faſt gänzlich abgeändert ſowie das Verfahren ſelbſt; in Bezug auf das Vermögen gelten größtentheils noch immer die engliſchen Geſetze oder bilden wenigſtens die Grundlage der unſrigen. So wird der amerikaniſche Advokat bei Zeiten in die Myſterien der engliſchen Schule eingeweiht. In welcher Richtung er ſich bewegt, ſtößt er auf einen engliſchen Geiſt. Die engliſchen Commentatoren ſowie die berühmteſten Richter, deren Entſcheidungen jetzt noch, ſelbſt in Amerika, Geſetzeskraft haben (wovon ich hier nur Blackſtone und Lord Mansfield anführen will, deren auch in den Juniusbriefen gedacht wird), waren Tories, und es iſt faſt unmöglich auf ihre Art zu denken und zu urtheilen einzugehen, ohne ſich mehr oder weniger zu dieſer Partei hinzuneigen. Nur das friſche rege Leben in Amerika vermag den Geiſt von dieſer Art des Denkens frei zu halten, nur die Univerſalgeſchichte, für die bei uns ſich noch keine eigentliche Lehrkanzel findet, ſteht höher als die engliſche. Daß die Engländer als Volk eine größere Bahn menſchlicher Zuſtände durchlaufen und ein eigentlicheres hiſtoriſches Bewußtſeyn haben als ihre Zeitgenoſſen, will ich gar nicht in Abrede ſtellen; nur müſſen die engliſchen Geſchichtſchreiber eben ſo wenig als die der Römer glauben daß mit der Geſchichte ihres Vaterlandes der Cyclus der Univerſalhiſtorie geſchloſſen iſt. Amerika ſpricht für ſich die Zukunft an, es hat wenigſtens eine Ahnung, wenn auch nicht einen hiſtoriſchen Begriff von ſeiner Miſſion, obgleich die Apoſtel des neuen Glaubens, wie einſt die des alten Jeruſalems, arme Kahnführer und Fiſcher ſind.

Auf dieſem Felde nun begegnen ſich die Parteianführer in den Vereinigten Staaten; denn daß dieſe Advokaten ſind, brauche ich hier wohl nicht erſt zu erinnern. Der Advokatenſtand iſt und bleibt in jedem conſtitutionellen Staat ein ſehr wichtiger auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten einflußreicher Theil der Bevölkerung. In Amerika, wo ihm keine Geburtsariſtokratie die Waage hält, und der Kaufmannsſtand ſeiner ſo ſehr bedarf, bildet er, wie ſchon de Tocqueville bemerkte, den eigentlichen bevorzugten Stand in der Geſellſchaft, denn er iſt der Erklärer und Ausleger des Rechts, ja er iſt ſogar der Geſetzgeber ſelbſt, denn drei Viertheile aller Glieder der geſetzgebenden Verſammlungen und des Congreſſes gehören dem Advokatenſtande an, und von allen Präſidenten der Republik iſt nur Waſhington zu keiner Zeit ſeines Lebens Advokat geweſen. Die Vermögensadvokaten ſind ihrem Gefühl nach Engländer, oder doch ſehr conſervativ geſtimmt, die Criminalgerichtsadvokaten ſind in der Regel für eine nationale Abſonderung Amerika's von den Sitten und Gebräuchen der Engländer. Erſtere bilden die Elite der Whigs, letztere die der Demokraten. Wie die alten engliſchen Richter den Geiſt des Feudaladels dadurch zu brechen ſuchten daß ſie durch künſtliche Auslegung der Geſetze und durch eine Reihe von Rechtsfictionen die Veräuſſerung der Grundſtücke und dadurch die freiere Bewegung des Eigenthums möglich machten, ſo ſucht die demokratiſche Partei in den Vereinigten Staaten in den geſetzgebenden Verſammlungen auf legislative Weiſe jede unnatürliche Anhäufung von Vermögen überhaupt zu hindern. Ihr liegt daran die Erſtgeburtsrechte zu vernichten, dem Monopol zu ſteuern, den Körperſchaften und Compagnien, alſo auch den Banken entgegenzuarbeiten, damit es nirgends im Staat eine Macht gebe der ſie nicht ſelbſt gewachſen wäre. War es das Verdienſt engliſcher Richter das Statut de donis durch die Fictionen des »fine,« »common recovery,« »lease and release« u. ſ. w. zu umgehen und dadurch die Anzahl der Majorate zu vermindern, wie durch geſchickte Rechtsauslegung den »tenant at will« zum »Lease holder for years,« letzteren zum Copy holder und dieſen wieder zum Freeholder emporzuheben, welchem praktiſchen Streben ſeiner Richter England gewiß den größten Theil ſeiner Freiheit verdankt, ſo ſind die demokratiſchen Häuptlinge in den Vereinigten Staaten nicht weniger bemüht, durch Abſchaffung des in Amerika unnöthig gewordenen engliſchen Schlendrians und durch unermüdetes Ankämpfen gegen die aus England herüber gebrachten Körperſchaften, auch die feudale Organiſation der Induſtrie und des Handels zu zerſtören. Dieß thut die demokratiſche Partei jetzt noch aus Inſtinkt; nur wenige ihrer Führer wiſſen daß ſie dadurch ein ſociales Uebel im Keime erſticken, das der ganzen geſellſchaftlichen Ordnung in Europa den Untergang droht. So weit der Advokatenſtand und die Rechtszuſtände, ſo weit ſie von den Parteien abhängen.

Was in Amerika zu viel oder zu wenig Genie hat, um Advokat zu ſeyn, dabei aber dennoch einen Beruf der Oeffentlichkeit in ſich ſpürt, wirft ſich auf die Journaliſtik. Der Dichter, der Romanſchreiber findet bei dem größeren Publicum noch immer ſehr wenig Anklang; er iſt bloß Damenſchriftſteller; die Geſchäftsleute — und in einem Lande wo noch ſo Vieles auszubeuten, wo noch der Boden für die Cultur errungen werden muß, gibt es faſt gar keine Müßiggänger oder Leute die von ihren Renten leben — haben höchſtens Zeit die Tageblätter flüchtig durchzuſehen um den Preiscourant im Gedächtniß zu behalten. Dieſes Damenpublicum hat keine Ehrenſtellen zu vergeben, und beſitzt nur eine indirecte Macht durch die Männer. In der Republik aber ſtrebt alles nach directer Macht und Anſehen; Jeder will ſich über die Maſſe erheben, und dieß geſchieht ſelten durch ein gelungenes Gedicht oder durch einen Roman, wie uns ſchon die Laufbahn Fennimore Coopers in den Vereinigten Staaten hinlänglich darthut. So wird der amerikaniſche Dichter Publiciſt, oder er bewirbt ſich um die Gunſt des engliſchen Publicums wie Waſhington Irving, Nath. P. Willis, Fennimore Cooper, Bryant, Preſcott und ſo viele Andere.

Faſt alle amerikaniſchen Dichter ſind erſt, nach erworbenem Ruf in England, in Amerika zu Ruhm und Anſehen gelangt,

Digitized by Google

würden aber ohne das Honorar engliſcher Buchhändler nicht im Stande geweſen ſeyn in Amerika ihren Erwerb zu ſichern. Waſhington Irving erhielt in England nicht weniger als 9000 Pfd. Sterling Honorar, Cooper vielleicht noch mehr, und Nathaniel P. Willis hat in England reich geheirathet, oder er würde ſich jetzt in mißlichen Umſtänden befinden. Der amerikaniſche Dichter wird alſo Zeitungsſchreiber, er geſellt ſeinen poetiſchen Ergießungen die proſaiſche Geſchichte des Tages und die Politik des Staates und der Union zur Seite, denn nur unter dieſer Bedingung entſchließt ſich das Publicum ſie zu leſen. Eine Menge unſerer litterariſchen Koryphäen ſuchte wenigſtens den Schein zu retten, indem ſie Vierteljahrs- und Monatſchriften in Vorſchlag brachten, welche aber ſammt und ſonders, mit Ausnahme des nur noch ſich hinſchleppenden North American Review, ſich nicht halten konnten, und ihren Gründern eine ſehr bedeutende Schuldenlaſt aufbürdeten. Willis gab noch vor Kurzem den Monthly Mirror heraus, der aber bald zum Wochenblatt herunterkam, und auch als ſolches ſich nicht halten konnte. Was er jetzt als Tagblatt zu thun im Stande ſeyn wird, kann ich natürlich nicht errathen.

Der amerikaniſche Dichter alſo wird Zeitungsſchreiber, er dient den Bedürfniſſen der Zeit, das heißt der Gegenwart; aber beobachten wir in den Staaten des alten Europa nicht eine ähnliche Erſcheinung? Abſorbirt die Feuilletonslitteratur von Frankreich nicht auch bereits ſehr bedeutende poetiſche Talente? Und werden dieſe Talente nicht bereits von den Leidenſchaften der Tagespolitik beherrſcht? Iſt es in England nicht ebenſo? Sinken die rein litterariſchen oder poetiſchen Productionen gegen die Zeitſchriften nicht in den Hintergrund? Verlieren die Vierteljahrsſchriften (the Edinburgh und das Quarterly Review) nicht gegen die Monatsſchriften, und dieſe wieder gegen das wöchentliche Athenäum, den Spectator und den Examiner? Iſt endlich der Einfluß und die Macht der Tagespreſſe nicht überwiegender als der der Zeitſchriften? Man gebe den engliſchen Zeitungen ein Feuilleton das die amerikaniſchen bereits haben — denn die erſte Seite der amerikaniſchen politiſchen Blätter enthält faſt nichts als Gedichte, Romane und Erzählungen — und ſie werden genau denſelben Standpunkt einnehmen, den die amerikaniſche Preſſe inne hat.

Die amerikaniſche Litteratur bildet daher in ihrer Geſammterſcheinung keinen Gegenſatz zur europäiſchen, ſondern iſt derſelben, ſo wie ſie jetzt beſteht, ſogar ſehr analog, nur daß ſie die eigentlichſten Gebrechen und Bedürfniſſe unſerer Zeit noch reiner abſpiegelt als die europäiſche. Am Ende iſt die Allgemeinheit ſowohl die Beſtimmung des Schönen als Guten und Nützlichen. Die wahre Dichtung bleibt ſich gleich, ob ſie in dreißigtauſend Tagblättern oder in einem ſchönen Duodezband auf Velinpapier gedruckt erſcheint, im Boudoir auf ſeidnem Sopha oder in der Werkſtätte geleſen wird und wiederhallt. Die Alten declamirten und ſangen ihre Dichtungen ja auch dem Volke vor, und gewannen dadurch nur an Bedeutenheit und Einfluß auf den Volkscharakter. Die Poeſie lebte und webte im Volke wie nie ſeither. Bedurfte es doch der wohlfeilen Stereotypausgaben der deutſchen und franzöſiſchen Claſſiker, um ſelbſt Schiller, Goethe, Voltaire und Rouſſeau aus ihrer Einſamkeit zu erlöſen; und geſetzt, es gäbe eine freie Preſſe in Deutſchland, würden unſre neueren Dichter es verſchmähen ihre Glaubens- und Herzensangelegenheiten dem Volke in Zeitungen mitzutheilen? Ich glaube kaum. Es iſt eine falſche Vorſtellung daß ein Kunſtwerk durch die Allgemeinheit des Beifalls an ſeinem innern Werth verliert, daß die Dichtung, das Bild, die Oper nur dem Geſchmack der Wenigen entſprechen darf. Ganze Nationen, wie die Griechen, können Schönheitsgefühl und Kunſtſinn beſitzen oder hiezu erzogen werden, und das wahrhaft Schöne gefällt zuletzt auch dem Nichtkenner, wenn er gleich der Gründe ſeines Wohlgefallens nicht bewußt wird. Das Geſpreizte, Unnatürliche, Bizarre, in den Dachſtuben Ausgebrütete, wird freilich nur ähnlich gereizte Gemüther anſprechen, aber das wahrhaft Schöne und Edle iſt Eigenthum der ganzen Menſchheit, und kann durch die Vervielfältigung nur deſto ſchneller ſeine eigentlichſte Beſtimmung erreichen.

Daß die Amerikaner noch keine eigentliche Nationallitteratur haben, iſt wahr; aber daran iſt gewiß nicht die Verfaſſung ſchuld, ſondern die der europäiſchen, namentlich der engliſchen noch immer ſehr analoge Bildung. Was in den amerikaniſchen Dichtungen Eigenthümliches und Nationales iſt, verdanken ſie vielmehr gerade ihrer Verfaſſung und den auf dieſelbe gegründeten Sitten und Gebräuchen. Ein Blick auf Cooper, den bedeutendſten und nationalſten amerikaniſchen Schriftſteller, wird dieſe Behauptung rechtfertigen. Die Poeſie, die, ungeachtet des unendlichen Reichs der Phantaſie, doch nur eine gefühlte oder geahnte höhere Wahrheit iſt, hat es nicht mit den ſogenannten gebildeten oder höhern Claſſen zu thun, ſondern mit der Menſchheit, und dieſe wird von den Maſſen trotz aller ihrer Gebrechen und Fehler (welche eben menſchlich ſind) beſſer abgeſpiegelt als von der ſogenannten Elite, die doch ſo ſelten menſchlich iſt! Dieß ſcheinen die amerikaniſchen Dichter zu empfinden, denn mit ganz wenigen Ausnahmen gehören faſt alle litterariſchen Notabilitäten der demokratiſchen Partei an. Hier alſo ſtoßen wir auf einen Gegenſatz — die Litteratur iſt demokratiſch national, das Parquet whiggiſch engliſch geſinnt.

Um hier nicht bei einer leeren Behauptung ſtehen zu bleiben, will ich einige Namen anführen. Fennimore Cooper, der bekannte Romanſchreiber, iſt zu allen Zeiten Demokrat geweſen, und wird es bis an ſein ſeliges Ende bleiben. Er hat in letzter Zeit eine Menge politiſcher Dinge, ſogenannte Pamphlets, geſchrieben, die wenigſtens ihren Theil zum letzten Sieg der demokratiſchen Partei beitrugen. Cullen Bryant, unſtreitig der erſte lyriſche amerikaniſche Dichter, deſſen Werke auch in England mehrere Auflagen erlebt haben und von dem ſelbſt das ſo ſehr anti-amerikaniſche Foreign Quarterly mit Begeiſterung ſpricht, iſt Redacteur und Herausgeber der „New-York Evening Post", des radicalſten Blatts in der Union. James Paulding, ein anderer ausgezeichneter Novellendichter, war Marineminiſter unter van Buren, und arbeitete ſehr fleißig für die demokratiſchen Blätter von New-York und Waſhington. George Bancroft, der ſeine Studien in Göttingen vollendete und in Amerika die Geſchichte der Vereinigten Staaten ſchrieb, iſt demokratiſcher Volksredner; Herr Joſeph C. Neal, der beſte humoriſtiſche Schriftſteller in den Vereinigten Staaten, iſt Redacteur des in Philadelphia erſcheinenden „Pennsylvanian," des leitenden demokratiſchen Blattes im Staate dieſes Namens. Nath. P. Willis gibt, wie oben erwähnt, den demokratiſch gehaltenen Evening Mirror heraus, und ſelbſt Waſhington Irving, der in ſeinen kleinen Rahmgemälden doch ſonſt ſo ſehr engliſch war, wurde ſeit mehreren Jahren ſo außerordentlich volksthümlich, daß er ſeinem demokratiſchen Patriotismus die Geſandtenſtelle in Madrid verdankt. Es iſt daher eine handgreifliche Unwahrheit, wenn die Whigſchreiber in den vereinigten und ihre Nachbeter in den engliſchen Blättern behaupten daß der Krieg der demokratiſchen Partei gegen die Whigs ein Krieg der Armuth und der Unwiſſenheit gegen den Reichthum und die Bildung der Minderzahl ſey. Das höchſte Talent in den Vereinigten Staaten iſt demokratiſch, obgleich die Whigpartei in höherem Grad das beſitzt, was man in England „respectability" heißt und wofür das eingebürgerte deutſche Wort „Reſpectabilität" kein Erſatz iſt.

Digitized by Google

Die demokratiſchen Journale in den Vereinigten Staaten, von denen leider nur ſo wenige nach Europa kommen, weil ſie keinen Preiscourant von Zucker, Kaffee, Baumwolle enthalten, ſind im allgemeinen mit weit mehr Talent redigirt als die Journale der Oppoſition. In den letztern findet man faſt immer nur eine Appellation an die materiellen Intereſſen, die erſteren wirken auf das Gefühl, und vertreten faſt immer die Grundideen unſeres Staates und der Menſchheit. Die Whigpolitik iſt eine ſpecielle, die demokratiſche eine allgemeine. Das beſte Journal in der ganzen Union iſt der ſeit Jahren beſtehende „Richmond Enquirer“, den Hr. Ritchie zu Richmond in Virginien herausgibt und redigirt. Dieſes Blatt hat noch nie zu Invectiven ſeine Zuflucht genommen, und iſt in einem Styl abgefaßt der auch einer Monats- oder Vierteljahrsſchrift Ehre machen würde. Zweimal trug man ihm die Gouverneursſtelle von Virginien an; aber eben ſo oft ſchlug er ſie aus, weil er ſeinem höhern Beruf, das Land geiſtig zu regieren, nicht untreu werden wolle. Das iſt kein Zeitungsſchreiber wie einſt Thiers oder Guizot, der Gouverneur von Virginien hat übrigens auch nur 1000 oder 1200 Dollars Beſoldung. Die beſte Zeitſchrift in den Vereinigten Staaten war die in Charleſton erſcheinende „Southern Review“, ebenfalls demokratiſch, welche in neueſter Zeit von neuem ins Leben gerufen worden. Das whiggiſch gehaltene Quarterly, welches in Philadelphia erſchien und Hrn. Robert Walſh zum Redacteur hatte, iſt längſt eingegangen. Herr Walſh hat ſeit jener Zeit in ſeinem Oppoſitionseifer gegen die demokratiſche Verwaltung ſehr nachgelaſſen und ſogar Partei für Texas ergriffen. Er tobt jetzt von Zeit zu Zeit im „National“ gegen das Journal des Débats und iſt Vereinigter-Staaten-Conſul in Paris. Auch der Sohn des jetzigen Präſidenten iſt Dichter, und wäre er bloß Robert Tyler, und nicht der Sohn des Präſidenten John Tyler, ſo wäre ſein Ahashverus oder „der wandernde Jude,“ den er ein Jahr vor dem Anfang des Juif errant von Eugène Sue herausgab, und in dem ſich ein tiefes religiös-poetiſches Gefühl ausſpricht, von der Oppoſitionspreſſe gewiß ganz anders empfangen worden. Bekanntlich iſt Hr. Robert Tyler der große Vorkämpfer der Repeal in den Vereinigten Staaten, und ſchon in dieſer Eigenſchaft den Whigs ein Dorn im Auge.

Noch muß ich hier des Herrn Longfellows erwähnen der, ungeachtet ſeines langjährigen Aufenthalts in Europa, und trotzdem daß er in Cambridge bei Boſton im Centrum der Whigpartei ſeinen Sitz aufgeſchlagen und eine reiche Whigerbin zum Altar geführt hat, doch ſeine demokratiſchen Grundſätze zu wahren weiß, und ſein tiefes poetiſches Gefühl nicht der politiſchen Mode zum Opfer bringt. Ich könnte Ihnen noch eine Menge ähnlicher Beiſpiele anführen, wenn ich dazu Zeit und Raum fände. Eines aber iſt wichtig und bezeichnend genug für die Geſchichte der jüngſten Tage um hier einen Platz zu finden. Niclas Biddle, der verſtorbene Präſident der zu Grund gegangenen vereinigten Staatenbank von Pennſylvanien, griff in den letzten Tagen ſeines ereignißvollen Lebens wieder zur Feder, die er in ſeinen jüngern Jahren ſo vortrefflich zu führen wußte, und neigte ſich, über die Abſichten und Pläne der Whigs völlig enttäuſcht, entſchieden zur demokratiſchen Seite. Auch waren es die demokratiſchen Blätter, die den gehetzten Löwen zuletzt gegen die Angriffe ſeiner eigenen Partei in Schutz nahmen. Seine letzten Aufſätze, die noch immer den Stempel der Genialität und des claſſiſchen Geſchmacks an ſich trugen, erſchienen in einer Pfennigzeitung, dem Public Ledger zu Philadelphia.

Ein Blick auf dieſe Kohlenzeichnung der Hauptbeſtandtheile des amerikaniſchen intellectuellen Lebens wird, hoffe ich, hinreichen die relative Stellung der Parteien in dieſer Hinſicht anzudeuten. Das Genie und die arbeitende Claſſe iſt demokratiſch; die intellectuelle Mittelmäßigkeit und das Vermögen gehören der Oppoſition an. Die einzelnen ausgezeichneten Talente die der Whigpartei dienen, dienen ihr eben nur ſo lang ihnen die Hoffnung auf Macht und Anſehen übrig bleibt. Denn das Talent dient überall der Macht — in der Republik wie in der Monarchie. Eine zwölfjährige ununterbrochene demokratiſche Regierung würde die jetzige Whigoppoſition völlig ausrotten, und die ausgezeichnetſten Talente der Nation ſämmtlich den Reihen der Demokratie einverleiben. Je mehr ſich das Gebiet und die Macht der Vereinigten Staaten ausdehnen, deſto bedeutender und ehrenvoller wird der Staatsdienſt und deſto mehr Stellen hat die herrſchende Partei an ihre Jünger zu vergeben. Am Ende ſind es doch nur drei oder vier Advokaten, die in jeder größeren Stadt die einträglichſte commercielle Praxis haben; die übrigen müſſen zur Politik, zur Criminalgerichtspraxis, zu den kleineren Proceſſen ihre Zuflucht nehmen, und daß die Vermöglichen allein keine nationale Litteratur zu ſchaffen oder zu erhalten fähig ſind, beweiſt ſattſam der Umſtand daß die ausgezeichnetſten litterariſchen Sommitäten gerade zur Fahne der Maſſen geſchworen. Dieß nur beiläufig zur Berichtigung der St. Simoniſtiſchen Anſichten des Hrn. Michel Chevalier über die reſpective Capacität der Demokratie und des Whiggismus in den Vereinigten Staaten. Ich behalte mir vor Ihnen mit nächſtem etwas über das Leben und die Schickſale unſerer Dichter mitzutheilen, ſo wie auf die Einzelnheiten ihrer Werke einzugehen, ſo weit ich glauben darf daß eine nähere Beleuchtung derſelben auch für den europäiſchen Leſer von Intereſſe ſeyn könnte.

Digitized by Google

Blicke auf die philoſophiſchen Zuſtände der Gegenwart.

Man hat ſchon öfter die Bemerkung gemacht daß es unſrer Zeit in nicht wenigen Gebieten der Intelligenz und der praktiſchen Thätigkeit an großen tonangebenden Geiſtern, an Choregen fehle, welche die Meinung ihrer Zeitgenoſſen beherrſchen und die Richtung ihres Strebens beſtimmen. In der Politik, der Litteratur, den geſchichtlichen, ſprachlichen, Natur-Wiſſenſchaften und deren Anwendungen findet man mehr eine bedeutende Menge ausgezeichneter Talente, die in raſtloſem Wetteifer ſich zu überbieten ſuchen, als über alle Andern hinausragende Genien, denen ſich die Uebrigen, ihre Uebermacht anerkennend, unterordneten. So abſolute geiſtige Mächte, wie Friedrich II und Napoleon, Newton und Leibnitz, Goethe und Kant, hat die Gegenwart nicht aufzuweiſen. Ob dieß nur eine vorübergehende Erſcheinung oder der Anfang einer neuen Weltepoche ſeyn mag, in welcher an die Stelle des bisherigen Monarchismus und Ariſtokratismus der höhern Geiſtesbildung ein Demokratismus treten wird — darüber entſcheiden zu wollen würde ſehr gewagt ſeyn. Gewiß iſt es: je allgemeiner Kenntniſſe, Geſchmacks- und Verſtandesbildung ſich verbreiten, je mehr ſich die Wiſſenſchaften mit unumſtößlichen Thatſachen und unwiderleglichen Lehrſätzen bereichern, je mehr ſich uns mit Evidenz für Denken und Handeln die möglichen Folgen aus bekannten Prämiſſen enthüllen, um ſo ſchwerer wird es ſelbſt dem hochbegabten Einzelnen werden ſich zum Alleinherrſcher, ja auch nur zum Stimmführer ſeiner Zeit zu erheben. Gewiß iſt es jedoch auch andrerſeits daß die Welt der Geiſter nicht weniger als die Körperwelt das Bedürfniß hat ſich zu conſolidiren, in Maſſen zu ballen, um einen Kernkryſtall ſich anzulegen, ein Bedürfniß das ſtark genug iſt um ſie in Uebergangsperioden, wo die rechten anziehenden Mittelpunkte fehlen, zuweilen zu verleiten die Herrſcherwürde wenigſtens vorübergehend ſelbſt Größen vom zweiten Range zu übertragen.

Vielleicht gehen wir in dem einen Theile unſerer productiven Geiſtesthätigkeit einem dauernden Republicanismus entgegen, indeß in einem andern von Zeit zu Zeit der Genius durch Monarchismus ſich bemerklich machen wird. Viel, ſehr viel hängt hierbei von dem Unterſchiede ab, ob die Natur der Aufgaben deren Löſung der Menſch in Kunſt, Wiſſenſchaft und Staatsleben anſtrebt, eine mehr kosmopolitiſche oder mehr nationale iſt. Die ſchöne Kunſt iſt offenbar, wie die Staatskunſt, mit nationalen, durch Zeitverhältniſſe bedingten Zuſtänden verwachſen, wie ſehr ſie auch in ihren concreten Formen das rein Menſchliche zur Darſtellung zu bringen verſucht. Dieß zeigen ſchon die Gegenſätze des Antiken und Modernen, Claſſiſchen und Romantiſchen, Heidniſchen und Chriſtlichen, die jene Künſte mehr oder weniger beherrſchen, und zu denen noch die beſondern Unterſchiede der Volksthümlichkeiten in der alten und neuen Welt kommen. Anders in den Wiſſenſchaften, die das nationale Gewand immer mehr abſtreifen, immer kosmopolitiſcher werden und durch die Objectivität des Syſtems und der Methode den Spielraum der Individualität von Tag zu Tage ſtärker beſchränken.

Je mehr ſich die Wiſſenſchaften entwickeln, je vielſeitiger Gelegenheit ihnen hierdurch geboten wird die Feſtigkeit ihrer Grundlagen praktiſch an der Erfahrung zu bewähren, und je mehr ſie dieſe Probe beſtehen, um ſo ſeltner wird der Ruhm eines *Reformators* der Wiſſenſchaften werden. In der Mathematik hat ſchon ſeit mehr als zweitauſend Jahren Niemand mehr daran gedacht ſeinen Namen durch Umſturz des Ueberlieferten berühmt machen zu wollen; dieſe Wiſſenſchaft iſt zu einer rieſenmäßigen Größe herangewachſen, aber der einzige in ihr zu erlangende Ruhm beſtand ſtets nur darin dem Alten Neues hinzugefügt zu haben. Auch in der Aſtronomie wird Niemand, der ſie nur einigermaßen kennt, von der Zukunft einen zweiten Copernicus, Kepler oder Newton erwarten; ſelbſt dem Genie eines Laplace blieb hier nur das Verdienſt übrig die von Newton entdeckten wahren Principien der Mechanik des Himmels zur größtmöglichen Entwickelung zu bringen. Aehnliches wird ſich von mehreren Theilen der Phyſik, zumal der mechaniſchen, ſagen laſſen, obgleich die ſichere Begründung dieſer Wiſſenſchaft drittehalb Jahrhunderte noch nicht erreicht, und die übrigen Naturwiſſenſchaften eifern ſolchen Vorbildern immer glücklicher nach. Das Gleiche faſt gilt von der Sprach-, Geſchichts- und Alterthumsforſchung, ſeitdem auch hier eine über den rohen Empirismus ſich erhebende kritiſch-rationale Behandlung eingetreten iſt. Kurz, man kann von den mathematiſchen und den geſammten Erfahrungswiſſenſchaften, ohne Beſorgniß zu irren, behaupten daß jene ohne allen Rückſchritt unausgeſetzt ſich bereichern und erweitern, letztere aber, wenn in ihnen auch der Streit der Anſichten noch obwaltet, doch in immer kleiner werdenden Abweichungen der Lothlinie der Wahrheit nach ſteigender Progreſſion näher kommen.

Zu welcher von dieſen beiden ſo weſentlich verſchiedenen Arten der geiſtigen Production gehört nun die Philoſophie? Wie auf alles was dieſe angeht, ſo kann man auch hierauf nicht antworten, ohne auf entgegengeſetzte Anſichten zu ſtoßen. Das Ideal der Philoſophie, als der Wiſſenſchaft vom unbedingt Wahren, iſt gewiß ganz kosmopolitiſcher Natur, denn die Wahrheit kennt keinen Unterſchied der Zeiten und Völker. Auch haben die größten Denker aller Jahrhunderte ſie in dieſem Sinne aufgefaßt. Wie hätte ſie ſonſt, von Pythagoras und Plato bis auf Descartes, Leibnitz, Kant und Herbart, ſo vielfach mit der Mathematik zuſammengeſtellt, verglichen und verſuchsweiſe in formelle und materielle Berührung gebracht werden können? Alle dieſe großen Philoſophen, unter denen die Namen der vier zuerſt genannten auch in der Geſchichte der Mathematik glänzen, dachten ſich ihre Wiſſenſchaft in gleich allgemein überzeugender, für alle vernünftigen Weſen gültiger Weiſe ausgeführt wie die Größenlehre, die durch ihre Univerſalität Gemeingut der Inder und Griechen, der Araber und der chriſtlichen Nationen geworden iſt. Andrerſeits begegnen wir in der Gegenwart einer entgegengeſetzten Anſicht. Bei dem jüngern Philoſophengeſchlecht, das ſich in Hegels und Schellings

Digitized by Google

Schule gebildet hat, iſt die Mathematik nicht ſonderlich beliebt. Es wird ihr Starrheit, hartnäckige Abgeſchloſſenheit innerhalb des Größenbegriffs und daher eine gewiſſe Bornirtheit ihres Horizonts nachgeſagt, woraus wenigſtens ſoviel hervorgeht daß ſie eine beneidenswerthe Selbſtändigkeit beſitzt. Unter der Philoſophie denken ſich jene etwas weit Flüſſigeres, Beweglicheres, eine Wiſſenſchaft die den ganzen geiſtigen Menſchen durch poetiſche Weltanſchauung, glänzende Gedankenblitze, kühne Paradoxen, umfaſſende Ideen erregen, begeiſtern und in eine unendliche freithätige Bewegung verſetzen ſoll. Mit Einem Worte, ſie ſtellen die Philoſophie lieber der weltumſpannenden Poeſie als der engbegränzten Mathematik zur Seite.

Eine natürliche Folge hiervon iſt daß dann die Philoſophie auch ſo vielfache Geſtaltungen annehmen kann als die Poeſie, daß ſie ganz zum Kind ihrer Zeit und ihres Volks, zum abſtracten Ausdruck des herrſchenden Zeitgeiſtes wird, und mit dieſem ſich ſtets umwandelt. Wir wollen nicht in Abrede ſtellen daß auch dieſer Anſicht wenigſtens theilweiſe etwas Richtiges zum Grunde liegt. Die Philoſophie als geſchichtliche Thatſache hat ſich allerdings im Zuſammenhange mit den herrſchenden Meinungen der Völker und Zeiten entwickelt, nur war ſie nicht immer ihre Sklavin, ſondern zeigte ſich gerade dann am größten, wenn ſie über die Vorurtheile und Irrthümer ihrer Zeit ſich erhob und dieſer, unbekümmert um Beifall oder Widerſtand, weit voranſchritt. Die Hauptfrage iſt hierbei dieſe, ob uns durch die Geſchichte der Philoſophie das Bild einer werdenden, aber noch immer nicht gewordenen Wiſſenſchaft vorgehalten wird, oder ob, wie die Gegner behaupten, die Philoſophie ein ewig werdendes, ins Unendliche ſich negirendes Wiſſen oder vielmehr Streben nach Wiſſen iſt, das nicht nur niemals zu einem Abſchluß, ſondern in dem Sinne wie Mathematik und exacte Wiſſenſchaften auch nie zu einem Anfang kommen wird.

Daß es für eine ſolche Anſicht von der Philoſophie in ihr nichts Bleibendes und Beſtehendes geben kann, iſt von ſelbſt einleuchtend. Den Anhängern derſelben iſt die Philoſophie nichts weiter als ein Gährungsſtoff, der von Zeit zu Zeit in die Geiſtesbildung hineingeworfen wird, um ſie vor Erſtarren zu bewahren, neues Leben in ſie zu bringen, und ſie zu nöthigen durch Neugeſtaltungen ſich zu verjüngen. Unverkennbar liegt in einer ſolchen Auffaſſung etwas Friſches, Jugendliches, das daher auch dem jugendlichen Sinn am meiſten zuſagt; vergeſſen wir aber über dieſem Eindrucke nicht die Sache mit reifem männlichem Ernſt in Ueberlegung zu ziehen.

So viel iſt klar daß, wenn dieſe Anſicht die richtige iſt, Philoſophie *als Wiſſenſchaft* in das Reich der Träume verbannt werden muß, denn Wiſſenſchaft beruht auf bleibender unveränderlicher Erkenntniß. Nehmen nun eine ſolche ſchon Mathematik und mathematiſche Naturwiſſenſchaft in Anſpruch, ſo ſoll ſie die Philoſophie noch ergänzen, tiefer begründen, ſie von bloß hypothetiſchen Annahmen befreien. Eine ewig ſich umwandelnde Philoſophie könnte dieß auf keine Weiſe, ſie wäre als Wiſſenſchaft ohne Vergleich geringer als jene Disciplinen die ſie ergänzen ſoll. Wahr iſt es zwar, die Geſchichte der Philoſophie zeigt uns des Wechſelnden ungleich mehr als des Bleibenden, zuweilen eine Rückkehr zum Alten, meiſt jedoch verbunden mit einem Verjüngungsproceß, aber früher oder ſpäter wieder eine neue Richtung, die bald zwiſchen, bald außer den vorher eingeſchlagenen liegt. Aber auch dieſer Wechſel läßt ſich aus ſehr verſchiedenen Geſichtspunkten betrachten.

Diejenigen welche ganz außerhalb jedes philoſophiſchen Intereſſes und Bedürfniſſes ſtehen, ſehen in der Reihe der philoſophiſchen Syſteme weiter nichts als willkürliche Erfindungen müßiger Grübler; mit einer ſolchen Anſicht iſt nicht zu rechten, ſie bezeichnet eine Bildungsſtufe die der Freund der Philoſophie unter ſich ſieht. Es gibt eine zweite Anſicht, die ſkeptiſche, die alle Anſtrengungen der Philoſophie für mißlungen erachtet, und in der Geſchichte derſelben nur den factiſchen Beweis findet daß der menſchliche Geiſt eben ſo ſehr das Bedürfniß hat nach einer feſten philoſophiſchen Ueberzeugung zu ringen, als ihm die Mittel zur vollſtändigen Befriedigung desſelben verſagt zu ſeyn ſcheinen. Eine dritte kann die eklektiſche heißen, und man mag Leibnitz als ihren größten Repräſentanten nennen; ſie kehrt mit liebenswürdiger Humanität an allen Philoſophemen die wahre Seite heraus, und ſucht dieſe partiellen Wahrheiten zu einem Ganzen zu verſchmelzen. An ſie ſchließt ſich, jedoch mit weit egoiſtiſcherem Charakter, die philoſophiſche Geſchichtsanſicht Hegels an, die — weſentlich verſchieden von der ſeiner ſpätern Schule — allen frühern Syſtemen untergeordnete, nur relativ wahre Standpunkte anweiſt, um für das eigne die abſolute Wahrheit in Anſpruch zu nehmen. Denker endlich, wie Kant und Herbart, huldigen einer kritiſchen Anſicht der Geſchichte der Philoſophie; ſie finden in ihr neben manchen richtigen Anfängen doch im Ganzen noch nichts vor worauf ſich weiter bauen ließe, aber, in der feſten Ueberzeugung von der Möglichkeit einer Philoſophie als Wiſſenſchaft, unternehmen ſie es rüſtig und muthvoll die Fundamente derſelben zu legen.

So theilen ſich die Anſichten über die Geſchichte der Philoſophie in die der Verzweiflung des Skeptikers, der Freudigkeit des Dogmatikers über den glücklich errungenen Beſitz, und der Hoffnung des Kritikers. Jene zuvor erwähnte jüngſte Anſicht von einem ewig flüſſig bleibenden Werden der Philoſophie iſt ihrem Reſultate nach von der ſkeptiſchen wenig verſchieden, denn das Philoſophiren gibt auch der Skeptiker nicht auf; was anders aber als ein Philoſophiren ohne Philoſophie iſt ein ewiges Werden derſelben?

Man kann bei einiger Beſonnenheit kaum darüber zweifelhaft ſeyn, welcher von dieſen Anſichten man ſich zuzuwenden hat. Des ungeſtörten Beſitzes, der glücklichen Errungenſchaft philoſophiſcher Wahrheit werden wir in unſrer von ſchroffen Gegenſätzen vielfach zerſpaltenen Gegenwart uns am wenigſten rühmen dürfen. Gleichwohl läßt die Sicherheit und geſunde Kraft der exacten Wiſſenſchaften uns nicht einer Zweifelſucht zufallen, die an ihnen ſcheitert, an ihnen die immer aufs neue wieder die Hoffnung beleben daß auch für die Philoſophie endlich der Tag einer feſteren Begründung kommen und ihr innerer Streit ſich in engere Gränzen zuſammenziehen werde. In unſerm Geiſte ſtrebt alle Bewegung nach einem endlichen Gleichgewicht; der Geiſt müßte ſeinen eigenen Geſetzen untreu werden, wenn ſein edelſtes Erzeugniß, die Philoſophie, nicht endlich auch zu einem ſtabileren Zuſtande gelangen ſollte. Iſt aber dieß die richtige Anſicht, ſo beſteht das Ziel der Philoſophie gerade darin ſich der Beſonderheiten zeitlicher und nationaler Einflüſſe zu entäußern und zu allgemeiner kosmopolitiſcher Wiſſenſchaft zu erheben. Kosmopolitiſche Tendenzen ſtehen bei uns, ſeitdem das deutſche Nationalgefühl neu erwacht iſt und ſich auch praktiſch zu kräftigen und zu bewahren angefangen hat, nicht mehr in ſonderlicher Gunſt, und in der That, wir haben in vieler Hinſicht Urſache daran zu denken, wie wir von dem raſtloſen Schweifen in der Ferne endlich zu uns ſelbſt kommen und auf dem vaterländiſchen Boden heimiſch werden mögen; aber es hieße eines der ſchönſten Blätter im deutſchen Ruhmeskranze dem Verwelken übergeben, wenn wir aufhören wollten im Gebiete des Geiſtes auf Eroberungen für die *Menſchheit* auszugehen, denn in dieſem uneigennützigen feurigen Ringen nach dem Beſitz der Wahrheit, in dieſem emſigen Ergründen des Tiefſten was menſchliche Einſicht zu erreichen vermag, beſteht eine der edelſten Eigenſchaften des deutſchen Geiſtes, durch welche

Digitized by Google

er ſich in einer Sphäre, die ganz ſeine Beſtimmung iſt, längſt an die Spitze aller Nationen geſtellt hat.

Auf dem Felde der Philoſophie als Wiſſenſchaft ſcheint bei uns allmählich ein Zuſtand einzutreten der einer ruhigen Beſinnung günſtig zu werden verſpricht, wie wenig er auch an und für ſich ein glänzender zu nennen ſeyn möchte. Von den Sternen erſter Größe am philoſophiſchen Firmament Deutſchlands, von den Urhebern eigenthümlicher Syſteme gehören Kant und Fichte bereits der Geſchichte an; Hegel und Herbart wirken nicht mehr perſönlich, ſondern nur noch durch ihre Schulen auf die Gegenwart; nur Schelling iſt von jener Reihe noch übrig geblieben und damit beſchäftigt, nachdem er ſein früheres Syſtem als ein bloßes „logiſches Gedicht“ aufgegeben, die negative Hegel'ſche durch eine neue „poſitive“ Philoſophie zu verdrängen. Wie verſchieden dieſe aber auch von den Auffaſſungen ſeyn möge die davon bereits zur Oeffentlichkeit gelangt ſind, wie viel Hoffnungen und Erwartungen auch das mündliche Wort erregt haben mag, das in den Hörſälen der „Metropole deutſcher Wiſſenſchaft“ geſprochen wurde — eine auch nur entfernt ähnliche Wirkung wie die welche einſt die begeiſterte Rede des Jünglings wie durch einen Zauberſchlag hervorbrachte, wird die Weisheitslehre des Greiſes ſo wenig haben als die zweite Hälfte des Fauſt die Theilnahme der erſten erreichen konnte. Außer Schelling und den beiden vorerwähnten Schulen finden wir aber in Deutſchland noch Anhänger der Frieſiſch-Kantiſchen und der ältern Schelling'ſchen Philoſophie, und außerdem eine ziemliche Anzahl einzeln ſtehender Männer, die ſich größtentheils in vermittelnden Richtungen verſuchen und mehr oder weniger, bewußt oder unbewußt, dem Synkretismus huldigen, obgleich jeder die organiſche Bildung ſeines Syſtems behauptet. Eine Ausſicht auf ein weſentlich neues Syſtem iſt vorderhand nicht gegeben, und mit wie viel Geräuſch auch die Anwendung der neuhegel'ſchen und neuſchelling'ſchen Philoſopheme auf die Löſung der Zeitfragen in Staat und Kirche vollbracht werden mag, neue Principien und Methoden, alſo neue ſyſtematiſche Wiſſenſchaft wird uns damit nicht gebracht.

In Griechenland, deſſen Zuſtände mit unſern deutſchen ſo oft verglichen worden ſind, dauerte die Blüthe der Philoſophie wie der höchſten Gattung der Poeſie, der dramatiſchen, nur kurze Zeit. Nach Plato und Ariſtoteles gab es zwar noch Platoniker und Peripatetiker, Stoiker, Epikuräer und Skeptiker, Streit und Kampf der Schulen, äußere Lebenszeichen philoſophiſcher Regſamkeit genug, aber das innere Leben der Wiſſenſchaft ging doch unaufhaltſam ſeinem Erlöſchen entgegen, und keine neuen, die vorigen an Schärfe und Tiefe überbietenden Weltanſchauungen traten mehr aus dem rein helleniſchen Geiſte hervor. Geht die deutſche Philoſophie vielleicht nun auch ihrem Verfall entgegen? Hat der deutſche Geiſt in dieſer Sphäre ſeiner Thätigkeit ſich erſchöpft, hat er vollbracht wozu er fähig iſt? Haben wir größere Hoffnung einen zweiten Kant oder einen zweiten Goethe unter uns aufſtehen zu ſehen?

Wer mag auf ſolche Fragen die Antwort geben, oder wer gar es wagen wollen die letzte unter ihnen eher zu bejahen als zu verneinen? Verkennen läßt ſich nicht: die philoſophiſchen Intereſſen nehmen ſo wenig mehr wie die poetiſchen den Mittelpunkt unſers Bewußtſeyns ein. Politiſche und materielle Intereſſen überwiegen ungleich mehr als früher; Thatſachen der Erfahrung und der Geſchichte und vorſichtig auf ihnen erbaute Theorien haben gegenwärtig weit mehr Geltung als ſpeculative Doctrinen, denen man im Allgemeinen nicht viel mehr Gewicht als das von Hypotheſen zu laſſen gemeint iſt. In den lauteſten Streitigkeiten der Philoſophie ſelbſt offenbart ſich der Geiſt der Zeit, denn ſie drehen ſich weit mehr um Reſultate und Conſequenzen als um Principien, Methoden, oberſte Grundſätze, wie einſt in der Blüthezeit der Kant'ſchen Philoſophie. Läßt ſich nun was uns die Zukunft bringen wird nicht mit Sicherheit, ja nicht einmal mit Wahrſcheinlichkeit vorausſagen, ſo ſteht es dagegen in unſrer Gewalt, uns über den gegenwärtigen Standpunkt der Philoſophie Rechenſchaft abzulegen, die Geſchichte uns Lehrerin ſeyn zu laſſen, und in Ueberlegung zu ziehen welche Aufgaben uns als die nächſten vorliegen, und von welchen eine baldige Erledigung nicht zu erwarten ſteht. Wir verſuchen hierzu im Folgenden einen Beitrag zu liefern.

Wie gering man auch über den Werth der philoſophiſchen Syſteme denken möge, ſo viel muß man den bedeutenden unter ihnen jedenfalls zugeſtehen, daß ſie geiſtreiche und ſcharfſinnige Verſuche ſind, von verſchiedenen Principien und Methoden ausgehend, die Räthſel des Daſeyns, über die keine andre Wiſſenſchaft Licht gibt, zu löſen. Jeder mißglückte Verſuch dieſer Art iſt aber eine Belehrung und Warnung für die Nachfolgenden, und wenn die Möglichkeit dem Irrthum zu verfallen nicht ſchlechthin unendlich iſt, ſo muß bei ſorgfältiger Benutzung jener Warnungen ſich die Gefahr auf Abwege zu gerathen fortwährend vermindern. Aber freilich, iſt der Irrthum eines Syſtems auch ſo leicht zu erkennen? Beſteht er etwa immer nur in innern Widerſprüchen und Inconſequenzen, oder ſind nicht vielmehr weit öfter die Syſteme an gewiſſen allgemein verbreiteten unmittelbaren Ueberzeugungen geſcheitert? Sind ſie dann aber auch allemal der Wahrheit zu Ehren gefallen? Iſt nicht die allgemeine Meinung, ein Kind des Zeitgeiſtes, von Vorurtheilen, Autoritäten, Gewöhnungen ſo vielfach beſtochen und verdorben daß ſie unmöglich als die lautere Quelle geſunder unmittelbarer Einſicht geprieſen werden kann? Gewiß iſt daher eine der allerwichtigſten Vorfragen der Philoſophie die, was ſie eigentlich als das unmittelbar Gegebene, nicht ungeſtraft zu Verletzende anzuerkennen habe — eine Frage, die ſchon als ſolche alle diejenigen Philoſophen verwerfen müſſen, die des Glaubens leben daß die Philoſophie ſich nicht nur ihre wiſſenſchaftliche Form, ſondern auch den materiellen Inhalt dazu ſelbſt zu ſchaffen habe. Wenn dieß aber im ſtrengſten und eigentlichſten Sinne zu nehmen wäre, ſo würde ſich die Philoſophie aus aller Berührung mit der Wirklichkeit ſetzen, die zu durchdringen, zu begreifen, zu verbeſſern doch gewiß ihre Aufgabe ſeyn ſoll. Sie iſt keine bloße Dichtung, ſie ringt nach Erkenntniß des wahrhaft Seyenden und ewig Gültigen, ſie ſucht zu dem was ſie als Vorſtellung und Meinung *vorfindet*, die Wahrheit des ſcharf begränzten, bald beſtätigenden, bald widerlegenden Begriffs.

Drei Beziehungen ſind es hauptſächlich nach welchen die Philoſophie mit der unmittelbaren Ueberzeugung in Berührung kommt und dieſer durch wiſſenſchaftliche Aufſchlüſſe Befriedigung gewähren ſoll: nämlich erſtens hinſichtlich der Thatſachen der Erfahrung; ſodann hinſichtlich unſers ſittlichen Bewußtſeyns; endlich drittens in Abſicht auf den religiöſen Glauben. Von ſehr ungleichem Gewicht ſind die Forderungen die man nach dieſen drei Richtungen an die Philoſophie macht. Am klarſten und beſtimmteſten ſtellt ſich ihre Aufgabe in der erſten, am ſchwankendſten in der dritten Beziehung.

Die äußeren und inneren Wahrnehmungen im Einzelnen ſowohl als im Zuſammenhange der Erfahrung ſind wahrhaft gegeben, ſind eine allgemein anzuerkennende und anerkannte Thatſache. Die philoſophiſche Kritik kann ihre Realität beſtreiten, kann ſie zu bloßen Erſcheinungen herabſetzen, ja ſie ſelbſt für nichts mehr als bloßen Schein erklären; aber auch dann bleibt doch dieſer Schein ein ganz beſtimmter, er hat Materie und Form, iſt nicht ein inhaltsleeres Nichts. Der Philoſophie bleibt dann die Aufgabe

Digitized by Google

den Urſprung dieſes Scheins zu erklären, und das wahrhaft Seyende aufzuweiſen von dem er nur der Schein iſt. Es liegt hier eine unzweideutig beſtimmte Aufgabe vor, deren Auflöſung die ſolideſten Unterſuchungen der Philoſophie herbeiführt und die großen Fragen über Idealismus und Realismus, Monismus, Dualismus und pluraliſtiſchen Monadismus, Senſualismus und Materialismus zur Erledigung zu bringen hat. Faſſen wir aber dieſe Aufgabe allgemeiner, ſo ſteht hier der Philoſophie nicht nur die Erfahrung des gemeinen, ſondern auch die des wiſſenſchaftlichen Bewußtſeyns gegenüber, wodurch ſie aufgefordert wird ſich insbeſondre zu den Naturwiſſenſchaften eine beſtimmte Stellung zu geben. Die Autorität welche dieſe in unſrer Zeit erlangt haben, iſt groß und wohlbegründet, denn ſie beruht nicht nur auf einer höchſt ſorgfältigen, durch Kunſtmittel geſchärften Beobachtung der Erſcheinungen, die durch das Experiment ins Unendliche vervielfältigt und der Natur planmäßig nach beſtimmten Abſichten abgefragt werden, nicht bloß auf einer feinen Zergliederung und Claſſification, ſondern auch in einer rationalen Verknüpfung dieſer Erſcheinungen, zu dem Zwecke die Geſetze ihres innern Zuſammenhangs zu erkennen. Nicht rohe Empirie, ſondern ein rationaler Geiſt beherrſcht die Naturwiſſenſchaften. Sie haben aber allerdings ihre beſchränkenden Vorausſetzungen, über die ſie bekennen müſſen keine weitere Rechenſchaft geben zu können; ihre Beſchränkung liegt einestheils darin daß ſie nicht über den Zuſammenhang der Erſcheinungen als ſolcher hinauskommen und die Fragen nach dem Seyenden unberührt laſſen müſſen, andrerſeits beruht ſie darauf daß ſie ſich der Logik und Mathematik, der metaphyſiſchen Begriffe, der Urſachen und Wirkungen, der Zwecke, der Subſtanzen, der Materie, der Kräfte, des Lebens u. a. bedienen, ohne über dieſen Gedankenapparat und die Berechtigung ſeiner Anwendung auf die empiriſchen Thatſachen Rede zu ſtehen.

So wenig nun die Philoſophie durch den Glanz der heutigen Naturwiſſenſchaften ſich ſo ſehr darf blenden laſſen daß ſie darüber den ſcharfen Blick für ihre ſchwachen Seiten verlöre, ſo wenig ſie in ihrem Reſpect ſo weit gehen darf ſich mit der untergeordneten Rolle zu begnügen für die Hypotheſen der Naturforſcher metaphyſiſche Deductionen zu ſuchen, indeß wenn ſie wahrhafte Selbſtändigkeit beſitzt, ſie auch die Kraft haben muß die Naturforſcher von irrigen Grundvorſtellungen abzubringen und zur Benutzung geläuterterer Begriffe zu veranlaſſen, ſo hat ſie doch auch die bloßen Theorien der Naturwiſſenſchaften, da ſie heutzutage immer den Andeutungen der Erfahrung gemäß gebildet werden, gar ſehr zu berückſichtigen. Denn manche dieſer Theorien haben durch ihre bewundernswürdige Uebereinſtimmung mit der Erfahrung bereits eine ſolche innere Feſtigkeit erlangt daß ſie ſelbſt zu unumſtößlichen Thatſachen geworden ſind, die zwar vielleicht einer andern Auslegung, einer andern begrifflichen Faſſung fähig ſeyn mögen, als die iſt welche ihnen der Naturforſcher gibt, aber doch unbezweifelt ein vielleicht nur abgekürzter Ausdruck eines Zuſammenhangs ſind, der dadurch in das hellſte Licht geſetzt wird.

Der Materie anziehende oder abſtoßende Grundkräfte beizulegen, die ſogar durch die leere Entfernung wirkſam ſeyn ſollten, mag z. B. einem Metaphyſiker wie Leibnitz mit Recht anſtößig ſeyn, aber der Phyſiker Newton hat auch in ſeiner Weiſe Recht wenn er behauptet: die Planeten bewegen ſich in ſolchen Bahnen und mit ſolchen Geſchwindigkeiten, wie dieß der Fall ſeyn müßte, wenn ſie und die Sonne der Sitz anziehender Kräfte wären, die im directen Verhältniß der Maſſen und im umgekehrten quadratiſchen der Entfernungen wirkten. Die phyſiſche Aſtronomie ſtellt damit dem Metaphyſiker ein Problem das er nicht zurückweiſen kann, weil hier unläugbare Facta vorliegen. Mit Verſuchen die Naturwiſſenſchaften zu reformiren mag daher die Philoſophie ſehr vorſichtig zu Werke gehen. Sie wird weit eher ihren großentheils verlornen Einfluß auf jene wiederzugewinnen hoffen dürfen, wenn ſie darauf Bedacht nimmt ſich mit ihnen zu verſöhnen, als wenn ſie auf eine innere Umwälzung hinarbeitet. Wie wenig ſie auf dieſem Wege zu erreichen Hoffnung hat, iſt durch die Schickſale der Kant'ſchen Dynamik und noch mehr der Schelling'ſchen Naturphiloſophie bewieſen worden. Dieſe Lehren kamen nicht einmal in Deutſchland zu einer überwiegenden Herrſchaft. Spurlos ſind ſie an der Aſtronomie und Chemie vorübergegangen, nur leicht geſtreift haben ſie die Phyſik, und wenn ſie vergleichende Anatomie, Phyſiologie, Naturgeſchichte und Medicin, in denen ihre mehr geiſtreichen als wohlbegründeten Ideen, in Ermangelung widerlegender Thatſachen, einen größern Spielraum fanden, eine Zeit lang mit ſich fortriſſen, ſo ſind dieſe Wiſſenſchaften ſeitdem nur mit um ſo größerer Energie zum rationalen Empirismus, zum Geiſte exacter Forſchung zurückgekehrt. Die Hegel'ſche Naturphiloſophie aber, das matte Nachſpiel der Schelling'ſchen, iſt nun gar völlig unmächtig geblieben.

Auch in der zweiten der drei vorgenannten Beziehungen liegen der Philoſophie unzweifelhafte Thatſachen vor, die ſie zwar ſchärfer zu beſtimmen und in ein Syſtem zu bringen hat, an deren Inhalt ſie ſich aber nicht vergreifen darf, ohne auf den mächtigſten Widerſtand zu ſtoßen. Es ſind dieß die Thatſachen des ſittlichen Bewußtſeyns. Mögen ſie ſich in den Richterſprüchen und Warnungen des Gewiſſens oft nur als moraliſche Gefühle zu erkennen geben, denen es, wie allen Gefühlen, an ſcharfer Begränzung fehlt; mag es nur der wiſſenſchaftlichen Bildung vorbehalten ſeyn die Begriffe des Guten und Böſen, des Rechts und Unrechts, der Tugend und des Laſters, der Pflichten und moraliſchen Güter u. ſ. f. in das hellſte Licht zu ſetzen — für die concreten Fälle des Lebens ſtellt ſich uns doch bei weitem in der Mehrzahl das was wir zu thun oder zu laſſen haben, was verdienſtlich oder verbrecheriſch, löblich oder ſchändlich, edel oder niedrig iſt, mit unmittelbarer Evidenz dar. Der Hedonismus, Epikuräismus, moraliſche Utilismus und Egoismus, die Zurückführung des Rechts auf die Macht und andre Entartungen der Sittenlehre, gehören den Syſtemen an und ſind eben ſo vielfache Verletzungen des moraliſchen Bewußtſeyns das ſich ſtets gegen ſie geſträubt und ihnen endlich den Untergang gebracht hat. Nur einſeitige Reflexionen über Tugenden, Pflichten und Güter, in welchen nicht der ganze Inhalt des moraliſchen Bewußtſeyns ſeine volle Berückſichtigung fand, oder theoretiſche Lehren, denen gemäß das Sittlichpraktiſche um jeden Preis geformelt werden ſollte, konnten zu ſolchen Verirrungen führen, denen die Philoſophie unſrer Zeit noch keineswegs entwachſen iſt. Der Formalismus der an ſich reinen und erhabenen Geſetzesmoral Kants enthält in ſeiner unbegreiflichen transſcendentalen Freiheitslehre (die übrigens theoretiſch der Sittlichkeit nichts weniger als günſtig war, indem ſie den Begriff der moraliſchen Beſſerung unmöglich machte) einen Keim, der durch Fichte, übrigens einen Mann vom reinſten und kräftigſten ſittlichen Wollen, zur Entwicklung gebracht, eine Vermiſchung des Theoretiſchen und Moraliſchpraktiſchen herbeiführte, durch welche die Thatſachen des ſittlichen Bewußtſeyns vielfach verletzt und entſtellt wurden, und die durch Schleiermachers moraliſchen Pantheismus und Hegels zum Spinozismus zurückſinkende Denkweiſe weit von dem hohen Ziele ablenkte das Kant der Ethik vorgeſteckt hatte. Dieß mußte ſo kommen, denn mit einer pantheiſtiſchen Weltanſchauung iſt reine Sittlichkeit

Digitized by Google

theoretiſch ſtets unverträglich, da letztere eine Selbſtändigkeit der Individualität fordert, die jene ihr zu gewähren nicht im Stande iſt. Darum mußte Hegel, dem der Gegenſatz des Guten und Böſen in dem logiſchen Unterſchiede des Allgemeinen und Beſondern aufging, zu einem abſoluten Rechte der Macht gelangen, gegen das die Berechtigung der Einzelnen nicht in Betracht kam, zu einer ethiſchen Grundanſicht nach welcher der Tugend nur ein untergeordneter Werth im Privatleben zugeſtanden, der Einzelne zum bloßen Werkzeug des Weltgeiſtes gemacht wurde, dem gegenüber auch die beſondern Volksgeiſter, die nicht die Träger der dießmaligen Entwicklungsſtufe des allgemeinen Geiſtes ſind, völlig rechtslos ſeyn ſollten.

Haben nun ſolche Lehren bei allen denen entſchiedenen Widerſtand gefunden, die die Evidenz ihrer moraliſchen Ueberzeugungen durch theoretiſche Speculationen ſich nicht verdunkeln ließen, ſo hat unter den Philoſophen doch nur Herbart auf eine ſtrenge Auseinanderhaltung der theoretiſchen und ethiſchen Unterſuchungen gedrungen und auf die Nothwendigkeit hingewieſen die letztere auf unmittelbar gewiſſe, eine geſchloſſene Reihe bildende ethiſche Grundurtheile und ihnen entſprechende Muſterbegriffe (praktiſche Ideen) zurückzuführen. *) Als eine für unſre Zeit beſonders beachtenswerthe Folge der Herbart'ſchen Hinweiſung auf die Beurtheilung des Werthes unſerer Geſinnungen und Handlungen, als des Mittelpunkts der Ethik, muß hervorgehoben werden daß dadurch die Lehre von der Freiheit aufhört, wie bisher, faſt das ausſchließliche Thema jener Wiſſenſchaft zu ſeyn, auch überhaupt der Begriff der ſittlichen Freiheit eine Umbildung erhält die ihn weit mehr dem Freiheitsbegriff Leibnitzens als dem Kants und Fichte's nähert. Freiheit iſt zum Schiboleth unſrer Zeit geworden, aber viele von denen die ſie am meiſten im Munde führen, haben ſich am wenigſten über ihren Begriff Rechenſchaft gegeben. Wie die bürgerliche Freiheit nicht beſtehen kann ohne allgemeine Ordnung und Geſetze, dieſe ſelbſt aber nicht Mittel zur Erreichung willkürlich aufgegriffener Zwecke ſeyn dürfen, ſondern nur einem wahrhaft würdigen Zwecke dienen ſollen, der kein anderer ſeyn kann als die ſittliche Veredlung der Geſellſchaft nach allen Beziehungen (ein Zweck, von dem ein geordneter Rechtszuſtand zwar die Baſis, nicht aber das Letzte und Höchſte bezeichnet, die allgemeine Wohlfahrt aber mindeſtens ein ſehr unbeſtimmter, den ſittlichen Gehalt nicht unzweideutig an der Stirn tragender Ausdruck iſt), ſo iſt auch die innere Freiheit ein vager und hohler Begriff, wenn ihm nicht durch die Ideen der Vollkommenheit, des Wohlwollens, der Gerechtigkeit und Billigkeit ein werthvoller Inhalt gegeben wird. Solchen Ideen gemäß geſinnt ſeyn und handeln heißt erſt ſittlich frei werden. Jede andre Art von Freiheit iſt eine werthloſe, gleichgültige. Sittliche Freiheit iſt nicht abſolute Unabhängigkeit, ſondern durch ſie ſchüttelt der Menſch nur das Joch ſeiner Begierden und Leidenſchaften ab, um ſich einer höhern ſittlichen Ordnung, deren unveränderliches Weſen und unvergänglicher Werth ſeiner Einſicht klar erkennbar iſt, zu unterwerfen.

Die Gebiete der Moral und der Religion gränzen dicht aneinander. Die Religion verkündigt das Gute als Gottes Willen, und auch die Philoſophie weiß von Gott nichts Erhabeneres zu ſagen als daß er der Urquell alles Guten ſey; auch erkennt ſie an daß durch den religiöſen Glauben das ſittliche Handeln allein Zuverſicht und Stärke erhalten kann. Gleichwohl fällt das ſittliche Bewußtſeyn mit dem religiöſen nicht ſchlechthin zuſammen. Die Erkenntniß des Guten iſt ſchlicht, einfach und klar; die Erkenntniß Gottes — wenn anders eine ſolche im wahren Sinne dem Menſchen erreichbar iſt — jedenfalls das ſchwierigſte und verwickeltſte Problem der Philoſophie. Kant traf daher gewiß das Rechte als er auf Trennung der Moral als Wiſſenſchaft von der Religionslehre drang; denn unſre moraliſche Einſicht iſt unzweifelhaft von unſerm religiöſen Glauben unabhängig, wie wahr es auch iſt daß das Daſeyn der Sittlichkeit in der Welt auf den göttlichen Urheber zurückgeführt werden muß. Gibt es nun hiernach in demſelben Sinne in welchen wie Thatſachen der äußern und innern Erfahrung, in welchem wir unmittelbar evidente logiſche, mathematiſche und ethiſche Wahrheiten beſitzen, auch ein religiöſes Bewußtſeyn, das nach der letzten der oben namhaft gemachten drei Beziehungen der Philoſophie einen Orientirungspunkt darbieten könnte? So viel iſt gewiß: Gefühle der Abhängigkeit, wie Schleiermacher ſie nennt, die ſich zur klaren Einſicht der Unzulänglichkeit unſerer phyſiſchen, ethiſchen und intellectuellen Kräfte in Abſicht auf Erreichung des Höchſten das wir in unſern Idealen vorſtellen, ſteigern laſſen, bringen allgemein in dem Menſchen einen religiöſen Glauben hervor, der nach dem Maße der Culturſtufe des Gläubigen eine rohere oder edlere Geſtalt annimmt, der Befriedigung eines niedrigern oder höhern Bedürfniſſes gilt, von dem Fetiſchdiener an der von ſeinem Götzen eine reiche Jagdbeute begehrt, bis herauf zu dem Chriſten der den himmliſchen Vater um Beiſtand zum Guten anfleht. Unſrer heutigen, wie alle höhere Wiſſenſchaft, nur unter chriſtlichen Völkern heimiſchen Philoſophie kann allein die Beſtimmung ihres Verhältniſſes zum chriſtlich-religiöſen Bewußtſeyn von größerer Wichtigkeit ſeyn, welches nicht nur Bevorzugung vor jeder andern religiöſen Glaubensform, ſondern die Geltung der abſoluten Wahrheit ſelbſt in Anſpruch nimmt. Was ihr aber hier unter dem Namen des „chriſtlichen Bewußtſeyns“ gegenübertritt, das iſt bekanntlich ein durch die confeſſionellen Gegenſätze, die Unterſchiede der kirchlichen und bibliſchen Lehren, die divergirenden Meinungen der gelehrten Theologen ſo vielfach Geſpaltenes, in noch ungeſchlichtetem Streite Liegendes, daß für jeden Unbefangenen klar ſeyn muß wie hier nicht allgemein anerkannte Thatſachen einer unangreifbaren Ueberzeugung gegeben ſind, welche die Philoſophie nur zu deduciren hätte. Dieß allein von ihr zu verlangen konnte wohl dem Standpunkte der abendländiſchen Kirche des Mittelalters entſprechen; ſeit den großen Ereigniſſen des ſechzehnten Jahrhunderts ließ ſich aber dieſes Princip ſo wenig feſthalten daß ſich vielmehr das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert in immer ſteigendem Maße daran gewöhnt hat, nur von der Philoſophie aus den Irrgängen der theologiſchen Streitigkeiten herausgeführt zu werden, ſey es daß dieß durch eine Vermittlung der Gegenſätze oder eine Erhebung über ſie geſchehe. So viel wenigſtens ſcheint hieraus mit Gewißheit hervorzugehen daß die Gränzen, welche jenes chriſtlich-religiöſe Bewußtſeyn der Philoſophie ſetzen mag, keine ſehr engen und ſcharf abgeſteckten ſeyn können.

Doch hat uns hierüber gerade die neueſte Geſchichte der Philoſophie einige Winke gegeben, welche die Zukunft nicht unbeachtet laſſen wird. Hegel's Lehre trat anfangs im Gewand, wie des politiſchen Abſolutismus ſo der kirchlichen Orthodoxie auf, denn theologiſcher Rationalismus und politiſcher Liberalismus ſchienen Hegel'n im gleichen Grade ein Gräuel. Wie nun, ſchon bei den Lebzeiten des Meiſters, Gans in Beziehung auf die Philoſophie des Staats eine liberalere Farbe annahm, ſo kamen bald nach Hegel's Tode in

*) Zwei Anhänger Herbarts, Strümpell und Hartenſtein, haben in kürzlich erſchienenen Schriften über Herbarts Sittenlehre neues Licht zu verbreiten geſucht, jener, indem er in ſeiner „Vorſchule der Ethik“ (Dorpat und Leipzig 1844) durch eine genaue Analyſe des ſittlichen Bewußtſeyns in allgemein faßlicher Weiſe die Nothwendigkeit deducirt, die Ethik in der von Herbart eingeſchlagenen Richtung zu begründen; Hartenſtein, in dem er in ſeinen „Grundbegriffen der ethiſchen Wiſſenſchaften“ (Leipzig 1844) mit einer weitern Ausführung der herbart'ſchen Lehre unter andern auch eine ſehr belehrende Kritik der vorzüglichſten dem Gegenſtande bisher zu Theil gewordenen Bearbeitungen verbindet.

Digitized by Google

Beziehung auf die Religionsphiloſophie zuerſt die Fragen in Anregung: ob und inwiefern dieſe perſönliche Unſterblichkeit des Individuums und Perſönlichkeit Gottes lehre. Bekanntlich zerfiel hierüber die Schule, von der ein Theil durch Hegel den Pantheismus für überwunden erklärte, indeß der andere in den pantheiſtiſchen jene beiden Fragen verneinenden Vorſtellungsweiſen ſich ſtark, groß und frei fühlte. Es iſt jetzt wohl allgemein anerkannt daß dieſe pantheiſtiſchen Elemente der Hegel'ſchen Philoſophie durchaus weſentlich angehören, und daß der orthodoxe Klang der Hegel'ſchen Religionslehre dem poſitiven chriſtlichen Dogma keine beſſern Dienſte leiſtete als ſeine abſolutiſtiſche Staatslehre dem Monarchismus, in dem das Staatsoberhaupt zum „Pünktchen über dem i" zuſammenſchrumpfte. Was ſich an dieſe Beſeitigung des rechtgläubigen Scheins anſchloß, wie Strauß mit Scharfſinn und Gelehrſamkeit die hiſtoriſchen Grundlagen des Chriſtenthums zu erſchüttern verſuchte, wie dann die deutſchen Encyclopädiſten Feuerbach, Bauer, Ruge u. a. den Anthropotheismus und Demokratismus offen verkündigten, endlich nicht bloß dem Chriſtenthum ſondern aller Religion überhaupt Vernichtung drohten, dieß iſt allgemein bekannt.

Dieſe kecke Oppoſition welche, neben ſo vielen Behauptungen eines bis zum Empörenden ziel- und zügellos gewordenen Raiſonnements, doch auch manches Wahre und Treffende in energiſcher Weiſe zur Sprache brachte und eine Menge Halbheiten, bei denen die Bequemlichkeitsliebe Beruhigung gefaßt hatte, ſchonungslos aufdeckte, hat nun auch das Gute gehabt daß uns durch ſie in religiöſer Beziehung die äußerſten Gränzen, die keine Philoſophie, ohne endlich an dem allgemeinen Widerſtande zu ſcheitern, überſchreiten kann, aufs neue zum Bewußtſeyn gebracht worden ſind. Pantheismus und Anthropotheismus kann keine Philoſophie aufrecht halten; nur der Theismus, der Glaube an einen lebendigen und perſönlichen, von der Welt unterſchiedenen Gott, kann bleibende Befriedigung dem religiöſen Bedürfniß gewähren, und die Philoſophie kann nicht weiter gehen als dieſen Glauben entweder in ein Wiſſen umwandeln oder die Vernunftmäßigkeit des Glaubens als eines ſolchen nachweiſen.

Auf dieſer Bahn der philoſophiſchen Deduction des Theismus finden wir nun zwar in der That alle diejenigen Philoſophen der Gegenwart die ſich nicht zur neuhegel'ſchen Schule bekennen, aber doch wieder mit weſentlich entgegengeſetzten Beſtrebungen. Seit dem Mittelalter iſt die Philoſophie herbeigerufen worden, um nicht bloß die allgemein menſchlichen Ueberzeugungen der Religion die in höchſter Reinheit das Chriſtenthum in der urſprünglichen Einfachheit ſeiner Lehre darſtellt, wiſſenſchaftlich zu befeſtigen, ſondern auch um daſſelbe für die Dogmen der Kirche zu leiſten, und unſre Zeit legt auf dieſes Eingehen ins Concrete der Dogmatik großes Gewicht, und klagt über die Unzulänglichkeit jeder Religionsphiloſophie die ſich hierauf einzulaſſen für keine Verpflichtung anerkennen will. Daher ſehen wir faſt die Mehrzahl unſrer heutigen Philoſophen ſo vertieft in die Dogmatik wie die Scholaſtiker, und ſo durchdrungen von der Ueberzeugung, ſich mit den kernhafteſten Aufgaben der Philoſophie zu beſchäftigen, daß ſie jede andere Richtung, die hiermit ſich nicht einverſtanden erklärt, gar nicht als eigentliche oder ſpeculative Philoſophie zulaſſen wollen.

Wir geben zu daß es ein Bedürfniß der Theologie iſt, nicht bloß mit den Hülfsmitteln philologiſch-hiſtoriſcher Gelehrſamkeit die Grundlehren des chriſtlichen Glaubens aus den ſchriftlichen Quellen zu erforſchen, ſondern auch ihre innere Wahrheit philoſophiſch zu rechtfertigen. Auch andrerſeits die Philoſophie kann ſich nicht indifferent gegen die theologiſchen Kämpfe der Zeit verhalten und ihnen gleichgültig und unthätig zuſchauen. Mag ſie ſich mit keiner von allen dieſen Parteien ganz einverſtanden erklären und in dauernde Verbindung ſetzen können, gewiß negirt ſie die eine weit ſtärker als die andre, findet bei der einen weit mehr Keime der Wahrheit, weit günſtigere Bedingungen zu deren Entfaltung als bei der entgegengeſetzten, und hat dieſe Ueberzeugung frei und unverhohlen auszuſprechen. Ob aber dieſe Stellung zur chriſtlichen Theologie für eine bloß äußerliche, dem Syſtem der Philoſophie ſelbſt bloß zufällige Beziehung, oder als ein weſentliches und immanentes Moment derſelben zu betrachten iſt, dieß hängt ganz und gar von dem beſondern Charakter jenes Syſtems ab. Wenn die ſogenannte ſpeculative Theologie dieſelbe Beſcheidenheit beobachten wollte wie Plato im Timäus, wenn er geſteht, über die Weltbildung nur Wahrſcheinliches lehren zu können, ſo würden ihre Verſuche, in die chriſtlich-kirchliche Dogmatik philoſophiſchen Zuſammenhang zu bringen, noch immer verdienſtlich bleiben. Wenn ſie aber abſolute Gewißheit prätendirt und durch dialektiſche Entwicklungen ſich der Sache ſelbſt in dem Grade bemächtigt zu haben vorgibt daß ſie die hiſtoriſche Forſchung zu überſehen und berichtigen zu können meint, ſo muß ſie daran erinnert werden daß ſie, ſolche Sprache führend, ihre eigne Blöße aufdeckt. Entweder nämlich haben die empiriſch-hiſtoriſchen Thatſachen eine unveräußerliche und unmittelbare Geltung — dann darf ſich die Speculation nicht herausnehmen die einen beizubehalten und die andern zu verwerfen; oder ſie haben ihre Geltung erſt von der Speculation zu erwarten — dann hat dieſe keine Urſache ſich der Uebereinſtimmung mit ihnen zu freuen. Die poſitive Theologie müßte in dem letztern Falle aber vor allen Dingen die Selbſtverläugnung haben ihre eigne Aufhebung zu decretiren, um ſich dann von der Speculation von neuem, und zwar ſo ſetzen zu laſſen, wie es dieſer genehm iſt.

Wenn wir nun, wie aus dem Vorſtehenden erhellt, der Meinung ſind daß die Philoſophie, um als Wiſſenſchaft diejenige feſte Begründung und innere Conſolidirung zu erlangen, die ihr noch immer fehlt und von der ſie, dem äußern Zuſtand ihrer Angelegenheiten nach zu urtheilen, noch ſehr weit entfernt ſcheint, die Thatſachen der Erfahrung, der exacten Wiſſenſchaften, des ſittlichen und des religiöſen Bewußtſeyns aufs ſorgfältigſte in Betracht zu ziehen und ſich mit ihm zu einigen habe, ſo reden wir damit doch keineswegs dem Empirismus das Wort, der nur die Oberfläche des Thatſächlichen zu begreifen vermag. Die Philoſophie hat die Bedingungen der Möglichkeit unſrer und aller Erfahrung nach ihren beiden Factoren, dem Seyn und dem Denken zu erforſchen, und inſofern als Speculation über die Erfahrung hinauszugehen. Sie kann ſich aber als letztere nie, ohne aus dem Unterſuchen ins Träumen und Dichten zu verfallen, von den Beziehungen zu der Erfahrung losreißen, da alle ihre Syntheſen, ihre Conſtructionen doch nur dazu dienen ſollen jene begreiflich zu machen. Geht ſie weiter, ſo kann ſie wohl ſchwärmen, und ſich noch obendrein ihrer überſchwänglichen Freiheit rühmen, denn ſie iſt im Reiche der Phantaſie vor jeder Widerlegung ſicher, aber damit auch jeder beſtätigenden Controle quitt. Wie weit die echte Speculation über das unmittelbar Gegebene hinaus in ihren bloßen Begriffsconſtructionen gehen kann und muß, darüber laſſen ſich zum voraus keine Gränzen ſtecken, die vielmehr nur die Natur der Sache, die innere Nothwendigkeit beſtimmen kann. Immer aber muß ſie von dem feſten Boden des Gegebenen aus ihren Flug beginnen um zu ihm zurückzukehren, nachdem ſie ſich zu derjenigen Höhe über ihn erhoben hat von welcher aus die Räthſel und Wirren des Daſeyns ſich in einer höhern Ordnung aufgelöst zeigen.

Sollen wir mit einem Worte unſre Meinung ausſprechen, ſo ſagen wir daß uns *Erkenntnißtheorie* in der umfaſſendſten

Digitized by Google

Bedeutung des Worts die einzige ſolide Speculation dünkt, der ſich die Philoſophie mit neuem Ernſt zuwenden muß, nachdem ſie wieder einmal faſt ein halbes Jahrhundert die dädaleiſchen Schwingen verſucht hat. Wir brauchen jenes Wort nicht in dem beſchränkteren Sinne, in welchem Locke und Kant eine Gränzbeſtimmung des menſchlichen Erkenntnißvermögens unternahmen, die ſchon deßhalb nicht gelingen konnte, weil keine Theorie des geiſtigen Vermögens ſich ohne Hülfe der Erkenntnißbegriffe aufbauen läßt, ſondern in der weitern, keineswegs blos pſychologiſchen Bedeutung, in der es eine Unterſuchung über das Weſen und die Verknüpfbarkeit dieſer Begriffe anzeigt, und ſowohl das theoretiſche logiſch-metaphyſiſche als das äſthetiſche, ethiſch-praktiſche Gebiet umfaßt; eine Bedeutung nach welcher außer den beiden Vorgenannten auch Denker wie Plato und Ariſtoteles, Leibnitz, Herbart u. a. dieſem großen Problem ihre beſten Kräfte zuwandten.

Das Bewußtſeyn der hohen Wichtigkeit von Unterſuchungen dieſer Art und die Hoffnung aus ihnen Ergebniſſe von bleibenderem Werthe zu erhalten als die ſind welche der ewige Wechſel der dogmatiſchen Syſteme darbieten kann, iſt unſrer Zeit noch nicht entſchwunden; unter den Schulen die Herbartſche und außerhalb ihrer mehrere der angeſehenſten unter den lebenden Philoſophen Deutſchlands erkennen in Unterſuchungen dieſer Art noch immer die große Aufgabe, an deren Löſung ſich alle Zeiten, in denen die Philoſophie nicht blos in ſcheinbarer ſondern in wahrer und fruchtbarer Blütheſtand, verſuchten.

Hinter uns liegt eine Epoche großer philoſophiſcher Aufregungen. Kant's Kritik der Vernunft war darauf angelegt die Philoſophie vom tranſcendenten Fluge der Speculation zur Erfahrungswelt zurückzurufen und ihre Erkenntniß auf dieſe ſo wie den Kreis des Sittlich-praktiſchen zu beſchränken. Ganz gegen die Abſicht ihres Urhebers brachte die Kritik nur eine Reaction der ermatteten Speculation hervor. Zwar Fichte wollte anfangs wenigſtens nur der conſequente Vollender des tranſcendentalen Idealismus und ſeiner Freiheitslehre ſeyn; aber ſein kühner willensſtarker Geiſt, mehr zum freien Schaffen und Gebieten als zum vorſichtigen Unterſuchen beſtimmt, nahm bald wieder jene dogmatiſche Haltung an die Kant bekämpft hatte, und ſuchte durch Begeiſterung für die abſolute Freiheit des Ichs das zu erſetzen was ſeiner Lehre an zwingender Ueberzeugung abging. Hatte ſchon er den Spinoza als den Gegenpol ſeiner Speculation bezeichnet, ſo kam dieſer durch Schelling, der den Spinozismus mit Neuplatonismus zu verſchmelzen ſuchte, zu hohem Anſehen. Ein neuer Enthuſiasmus für das belebte All der Natur erhob ſich, und die Schwärmerei der intellectuellen Anſchauung kam zu neuen Ehren, der Verſtand und ſeine Logik ebenſo wie das Detail der empiriſchen Forſchung in Verachtung. Der logiſche Pantheismus Hegel's rettete nun zwar, wie es ſchien, die Rechte des Denkens, aber ſeine Unterſcheidung zwiſchen vernünftigem Denken und bloßer Verſtandesreflexion, auf welche letztere jenes ganz mit der vornehmen Verachtung der intellectuellen Anſchauung herabſieht, und Forderungen aufſtellt, die vermöge ihrer innern Widerſprüche dem wahrhaft logiſchen Denken unhaltbar erſcheinen müſſen, läßt keinen Zweifel darüber daß durch Hegel nicht ſowohl die Rechte des Denkens gerettet wurden als nur die intellectuelle Anſchauung eine Methode erhielt.

Fragen wir endlich, welcher baare Gewinn für Wiſſenſchaft und Leben aus allen dieſen nachkantiſchen Aufregungen hervorgegangen ſey, ſo ſollen zwar die guten Wirkungen nicht verkannt werden die ſie als energiſche Oppoſitionen gegen mancherlei Beſtehendes hervorgebracht haben; den poſitiven Gewinn können wir aber nicht ſehr hoch anſchlagen. Eins dieſer Syſteme vertilgte das andere, als es kaum allgemeiner verbreitete Wurzeln geſchlagen hatte; jedem gab ſich eine empfängliche, nach Neuem begierige Jugend mit Begeiſterung und Ueberſchätzung hin; das reifere Alter, die entgegengeſetzten Schulen, Erfahrung und gelehrte Wiſſenſchaft, auch mehrmals Staat und Kirche, traten hemmend entgegen, und die Fluth ſank immer wieder zurück wie ſie geſtiegen war.

In der That, man ſollte meinen der deutſche philoſophiſche Geiſt bedürfte nach ſolchen fünfzigjährigen Kämpfen, nach ſolchen Anſtrengungen ohne bleibende Erfolge, keiner neuen Aufregung, ſondern der beſonnenen Sammlung, um ſo viele aufgehäufte Stoffe ruhiger zu verarbeiten. Er thut dieß bereits theilweiſe, indem er ſich ſchon lange mit Vorliebe der Geſchichte der Philoſophie zugewandt hat. Sollte ſich aber hierin ſeine ganze Thätigkeit auflöſen, ſo wäre dieß ein Erlöſchen ſeiner Zeugungskraft, das wir noch nicht befürchten wollen. Sie wird ſich am fruchtbarſten an der Wiederaufnahme derjenigen Unterſuchungen bewähren die Kant ſo großartig eingeleitet, und die nach ihm Niemand umfaſſender und ſcharfſinniger fortgeführt hat als Herbart. Will ſich unſere deutſche Philoſophie wieder vorzugsweiſe derartigen Forſchungen hingeben, beſitzt ſie dazu noch Ruhe, Kraft und rein wiſſenſchaftliches Intereſſe genug, ſo wird ſie vielleicht weniger Tagesgeſpräch ſeyn als in ihren bisherigen vielverſprechenden und wenig erfüllenden Aufflügen; ſie wird aber dafür immer mehr von dem ernſten Geiſt und der ſtillen Größe der ſtrengen Wiſſenſchaften in ſich aufnehmen, und dadurch auch dem täglich praktiſcher werdenden deutſchen Volksgeiſt inniger befreundet bleiben, als wenn ſie ſich in allgemeine Reflexionen über die jüngſten Manifeſtationen deſſelben ergeht. Wie die Naturwiſſenſchaften erſt zu fruchtbaren Anwendungen führen konnten, nachdem ihre Anſtrengungen durch eine genauere Kenntniß der Kräfte und Geſetze der Natur belohnt worden waren, ſo wird auch die Philoſophie nur dann reife Früchte fürs Leben tragen, wenn ſie dem Menſchen nach ſeinen Beziehungen zur Natur, zur Geſellſchaft, zu der höhern Ordnung der Dinge, den Bedingungen und Gränzen ſeines Wiſſens und ſeiner Macht ein tiefes und umfaſſendes, aber rein theoretiſches Studium wieder zuwendet. Die Philoſophie darf allerdings nicht zur Liebedienerin des Beſtehenden ſich herabwürdigen; ſie hat mit Plato ihre ewigen ſittlichen Ideale der Gegenwart als einen Spiegel vorzuhalten, in dem ſie ihre Mängel und Gebrechen ſchauen mag; ſie hat aber auch mit der Nüchternheit eines Ariſtoteles in der Natur des menſchlichen Geiſtes und ſeinen äußeren Beziehungen den Bedingungen nachzuforſchen, unter welchen allein jene Ideale zur annähernden Verwirklichung kommen können.

D.

Digitized by Google

Weil's Einleitung in den Koran. *)

Ueber Weil's Leben Mohammeds haben wir in einem früheren Jahrgang der Allgemeinen Zeitung Bericht gegeben; es wurde dort durch Thatſachen nachgewieſen, welch poſitives Verdienſt ſich des Verfaſſers ruhige und nüchterne Forſchung um jede künftige Biographie des arabiſchen Propheten erworben hat, und ſelbſt ſehr befangene Beurtheiler, die ſich durch Weil's Polemik gegen Joſeph von Hammer unangenehm berührt fühlten, haben eines zugeſtehen müſſen, womit ein hiſtoriſcher Forſcher immer zufrieden ſeyn kann: daß wir in dem Buche eine quellenmäßige Geſchichte Mohammeds beſitzen auf die man ſich unbedingt verlaſſen könne.

Eine Bemerkung des Referenten daß er eine genauere Berückſichtigung der von Mohammed geſtifteten Religion vermiſſe, hat, wie wir aus der Vorrede erfahren, den Verfaſſer zum Theil veranlaßt vorliegende Monographie ſeiner Geſchichte Mohammeds als beleuchtende Zugabe nachfolgen zu laſſen, und ſo hätten wir denn durch beide Bücher Weil's und eine Ueberſetzung des Korans, die vor einigen Jahren erſchienen iſt, wenigſtens zum Theil die Lücke erſetzt die es bis jetzt jedem Nichtorientaliſten ſo ſehr erſchwert hat ſelbſt über die erſten und nothwendigſten Punkte der Geſchichte des Islam ſich quellenmäßige Belehrung zu holen. In vorliegendem Büchlein hat nun der Verfaſſer zuerſt in einem einleitenden Abſchnitt die Hauptmomente von Mohammeds Leben mit jener kritiſchen Ruhe und Schlichtheit behandelt die man an ihm gewohnt iſt; es werden die wichtigſten Ergebniſſe ſeiner biographiſchen Studien, namentlich ſolche die zur allgemeinen Beurtheilung einen Anknüpfungspunkt bieten, noch einmal reſumirt, und alle die perſönlichen Tugenden des arabiſchen Häuptlings, die Einfachheit im Leben, der beſchränkte, oft ärmliche Charakter ſeines Hausweſens, Wohlthätigkeit und Freigebigkeit werden hervorgehoben, ohne daß das Endurtheil über ihn ein ſehr günſtiges genannt werden kann. „Ein ſchlauer Staatsmann der, theils aus Liebe zu ſeinem Volke, theils aus Ehrgeiz Großes vollbracht hat“, das iſt die Summe des Lobes das unſer Verfaſſer dem Propheten ertheilt. Zwar ſeine Einflüſſe auf beſſere Sitten, ſein Verdienſt um die Lehre von der Einheit Gottes und der Unſterblichkeit der Seele, die durch ihn in Arabien Wurzel faßten, läßt er noch gelten, aber daß er der Rolle des Religionsſtifters und Geſetzgebers nicht gewachſen war, glaubt Weil aus dem Koran noch mehr als aus ſeiner widerſpruchsvollen, an ſchwachen Seiten ſehr reichen Lebensgeſchichte entnehmen zu können.

Vom Koran hat uns nun der Verfaſſer ſchon in der Biographie Mohammeds neue und intereſſante Aufſchlüſſe gegeben; ſie erſcheinen hier erweitert und vervollſtändigt, und geben über des arabiſchen Propheten inneren Beruf zum Geſetzgeber und Reformator allerdings vielen Stoff zum Nachdenken. Denn derſelbe hat ſich die Mühe nicht genommen — wofür ihm die Nachwelt ſehr dankbar ſeyn müßte — die „Offenbarungen“, die den Gläubigen „für alle Zeiten Licht und Ordnung“ ſeyn ſollten, bei ſeinen Lebzeiten zuſammenzuſtellen, und der Erfolg war daß man, wie vorauszuſehen, gleich nach ſeinem Tode in Verwirrung war und in Unklarheit über viele der wichtigſten Lehren. Die islamitiſche Theologie war zwar um eine Auskunft nicht verlegen; die Anhänger des Propheten ſollen die geoffenbarten Verſe augenblicklich memorirt und ſie dadurch vor Vergeſſenheit bewahrt haben, allein waren nicht gleich nach Mohammeds Tod die Nächſtſtehenden über die Lehre von ſeiner Sterblichkeit und die betreffende Stelle des Korans uneinig? Haben nicht die Kalifen der erſten Zeit ſchon das Schwankende und Unſichere vieler Beſtimmungen theils gefühlt, theils durch eine ſchnell erfundene Deutung den Zweifel zu beſeitigen geſucht? War nicht die vage mündliche Tradition ſchon ziemlich früh eine Quelle geworden für dogmatiſchen Zwieſpalt und widerſprechende Deutungen? Aber es wäre allerdings auch ſehr ſchwer geweſen, in eine Lehre Einheit und Conſequenz zu bringen die der Augenblick erzeugte, die mit dem Augenblick verging oder verändert ward; es wäre unmöglich geweſen manche Widerſprüche zu vereinigen, da ſich Vieles direct widerſprach, und das Entſcheiden für die eine oder die andere Seite den Glauben der Lebenden an die Unfehlbarkeit des Propheten ſehr bedenklich hatte erſchüttern müſſen. Ein einzelner Vorfall, eine Gefahr, eine momentane Betrachtung rief ein Geſetz hervor, das der ſchlaue Araber dann direct aus dem Himmel empfangen haben wollte; trat ein entgegengeſetztes Verhältniß, ein widerſprechender Zuſtand ein, ſo war des Geſetzgebers Anſicht auch hier dem Momente unterthan, und es entſtand eine neue Satzung welche die frühere aufhob. Der Prophet fühlte den Widerſpruch, aber er wußte ſich zu helfen; ſolche Verſe hatte dann, wie eine alte Tradition uns erläutert, über Nacht der Himmel wieder zurückgenommen, ja er befahl dann ſeiner gläubigen Umgebung, das Memorirte wieder zu vergeſſen, und das mußte ja auch geſchehen, wenn anders der 81. Vers der IV. Sure, wo aus dem Freiſeyn von Widerſprüchen die Göttlichkeit des Korans gefolgert wird, keine grobe Lüge enthalten ſollte.

Da fiel denn an ſeine Nachfolger das bedenkliche Geſchäft einer Redaction und Sammlung. Abu Bekr zuerſt ließ alles was ſich von einzelnen Gläubigen auf Pergament, Palmblättern, Knochen und Steinen aufgezeichnet fand, ſammeln und pêle-mêle abſchreiben; Othman handelte bei ſeiner Redaction mit ebenſo viel Kritik wie ſeine Vorgänger; ja er war noch kürzer angebunden als er fand wie verſchieden ſchon jetzt die Faſſungen waren die vom Geſetzbuche des Propheten exiſtirten; ſtatt von den verſchiedenen Redactionen dem philologiſchen Eifer künftiger Zeiten den unmittelbaren Hochgenuß durch eine kritiſche Collectivausgabe zu verſchaffen, ließ der praktiſche Staatsmann alle Varianten weg und befahl die Ausgaben, die anders waren als die ſeine, zu verbrennen. In dieſer von Othman gegebenen Geſtalt hat die Nachwelt den Koran überkommen ohne Reihenfolge, ohne ſyſtematiſche Ordnung, mit all' der wiederholungsſüchtigen Breite und Geſchwätzigkeit, die an einer Offenbarung des Himmels gewiß ſehr viel Tadel verdiente, die aber bei

*) Hiſtoriſch-kritiſche Einleitung in den Koran von Guſtav Weil. Bielefeld 1844.

Digitized by Google

der rein äußerlichen Entſtehung und Sammlung des Geſetzbuchs nicht auffallen kann. Es iſt nun ein mühſames aber auch dankenswerthes Geſchäft, wenigſtens annähernd eine chronologiſche Entſtehungsgeſchichte der einzelnen Suren zu verſuchen. Weil hat die in ſeiner Biographie Mohammeds begonnenen Unterſuchungen darüber fortgeſetzt und iſt im weſentlichen zu folgenden Reſultaten gelangt.

Klar ausgeſprochene Beziehungen zu hiſtoriſchen Begebenheiten, der innere Charakter einzelner „Offenbarungen“, der nach verſchiedenen Lebensepochen des Propheten ein verſchiedener iſt, oft auch die äußere Form, die in ſeinen kräftigeren Jahren an poetiſchem und rhythmiſchem Schwung die der ſpäteren Zeit bedeutend übertrifft, können als Fäden dienen bei dem ſchwierigen Geſchäfte der Unterſuchung, und wenn man bei den medinenſiſchen Suren, deren geſetzgebender Inhalt zu beſtimmten äußeren Ereigniſſen beſonders in Beziehung ſteht, oft ſehr genau die Zeit der Entſtehung anzugeben vermag, ſo erlauben die meccaniſchen in ihrer unbeſtimmteren Allgemeinheit wenigſtens eine Eintheilung in überſichtliche Gruppen. Die alte Tradition nennt die 96ſte und 74ſte als die zuerſt geoffenbarten, und da ſie die Weihe Mohammeds zum Propheten Gottes enthalten, müſſen ſie allerdings den folgenden vorangegangen ſeyn. Wo ſich die Ahnungen des ſpätern Berufes ausſprechen, wo allgemeine Satzungen dem folgenden Religionsſyſtem vorbauen, wo ohne Polemik die Grundlehren des neuen Glaubens, namentlich der reine Monotheismus, gepredigt ſind, da ſtehen wir gewiß auf dem Boden der urſprünglichen Koranlehre, auch wenn ſie, wie Weil nachweiſt, in verſchiedenen Suren zerriſſen erſcheint oder die einzelnen Suren ſelbſt Elemente verſchiedener Zeiten in ſich enthalten. Auf dieſe älteſten Suren der meccaniſchen Zeit folgt eine zweite Gruppe, deren Inhalt von einer vollendeteren fertigen Epoche des Prophetenthums Zeugniß gibt; Mohammed ſelbſt wird darin aufgefordert nicht irre zu werden am wahren Glauben, er wird als Prophet nicht nur geahnt und verkündigt, ſondern geſchildert und nach den Eigenſchaften eines Geſandten Gottes genau beſchrieben; im Tone und der äußeren Form herrſcht eine Wärme der Begeiſterung, eine Bewegtheit, ein Schwung, aus dem wir den innern Kampf der Prüfezeit und die Anfechtung der Gegner lebhaft herausfühlen. Alte Nachrichten beſtimmen uns zum Theil genauer den Zeitpunkt der Entſtehung, theils läßt ſich auch, wie Weil gethan hat, aus der Aehnlichkeit des innern Charakters auf einen gleichzeitigen Urſprung ſelbſtändig ſchließen. Denn der Gegenſatz, der ſie von ſpäteren trennt, iſt bedeutend. Mohammed geht ſchon mehr ins Einzelne, detaillirt die dogmatiſchen Sätze beſtimmter, gibt den Legenden eine poſitivere Zeichnung, und in der Darſtellung ſelbſt iſt, wie Weil ſich ausdrückt, ſchon mehr Spiel und Kunſt als unmittelbare Ergießung eines überſprudelnden Innern. Die dritte und letzte Gruppe der zu Mecca erſchienenen Suren beginnt der Verfaſſer mit Mohammeds Rückkehr von Taif; er vermißt in ihnen den poetiſchen Schwung der früheren Zeit, der hier durch Redekunſt und floskelreiche Rhetorik erſetzt wird.

Wir folgen dem Verfaſſer nicht in die einzelnen Erörterungen ſeiner ſcharfſinnigen Kritik; es iſt ſeiner Sachkenntniß aller Details aus Mohammeds Biographie mit Hülfe arabiſcher Quellen gelungen bei den meiſten der geſetzgebenden Suren von Medina den Zeitpunkt ihrer Entſtehung genau feſtzuſetzen. Wir dürfen es dem Publicum, das ſich für das Einzelne intereſſiren wird, überlaſſen die treffliche Nachweiſung in Weils Büchlein ſelbſt nachzuſuchen; von allgemeinerer Bedeutung iſt die Reflexion die ſich aus der kritiſchen Entſtehungsgeſchichte des muſelmänniſchen Geſetzbuchs von ſelbſt aufdrängt. Die Beziehung vom Vorübergehenden und Momentanen iſt in des arabiſchen Propheten Geſetz das Maßgebende; Moral und Unmoral, Poeſie und Proſa, begeiſterter Schwung und triviale Alltäglichkeit, Uebereinſtimmung und frappante Widerſprüche, alles fand ſeinen natürlichen Urſprung in der relativen Bedeutung des Momentes, von dem der Geſetzgeber ergriffen oder beherrſcht war.

Das einfache, und ohne Widerſpruch im Koran feſtſtehende Dogma des Propheten reducirt ſich auf die drei Punkte von dem einigen Gott, der Offenbarung und dem Weltgericht; über alles was darüber hinausgeht, iſt ſo viel gedeutet und gefabelt worden, daß es ſelbſt den orthodoxen Moslemim gegenüber noth thut zu zeigen, welche ihrer heutigen Lehren auch wirklich in dem Geſetzbuch enthalten ſind. Noch immer hören wir den orthodoxen Mohammedanern nachſprechen, die Lehre von der völligen Beſchränkung des freien Willens, von der völligen Knechtung unter jenes göttliche Verhängniß, wie es der ſprüchwörtlich gewordene Fatalismus enthält, ſey aus des Propheten Lehre, oder wenigſtens aus ſeinem Koran geſchöpft; mit Recht hat Weil auf das Haltloſe dieſer Behauptung hingewieſen. Nur die Politik ſpäterer Zeiten hat Mohammeds von Auguſtiniſcher Prädeſtination ziemlich weit entfernte Lehre zum ſtarren Fatalismus verknöchern und das Volk in quietiſtiſcher Erſtarrung verkommen laſſen; was anderwärts äußerer Zwang und herkömmlicher überlieferter Staatsmechanismus erreicht hat, ward hier ſogar in die Religion eingeſchwärzt, und die Früchte dieſer orthodoxen Prieſterpolitik ſind nunmehr zu erkennen. Im Koran ſelbſt ſind Stellen genug, die vor blind fataliſtiſcher Lebensanſicht warnen, und von einer ſtrengen Prädeſtinationslehre oder einer Auguſtiniſchen Gnadenwahl weiß die älteſte Lehre des Islam nichts; es wird zwar der menſchliche Sündenfall zugegeben, aber ſowohl der ſtetige Fortgang menſchlicher Verderbtheit als die Zurechnung der Nachgebornen für die Sünde Adams abgelehnt. Jeder Prophet iſt, wie Weil aus Koranſtellen nachweiſt, ein von Gott geſandter Erlöſer; um aber erlöst zu werden, d. h. zur wahren Einſicht und zur höhern Erkenntniß und in Folge derſelben zur Seligkeit des Paradieſes zu gelangen, iſt der Glaube an die Offenbarung und das Handeln nach derſelben nöthig; dabei unterſtützt denn freilich Gott vorzugsweiſe denjenigen welcher den Willen zum Guten hat. Gott ſtärkt diejenigen, heißt es Sure XVI. 26, die da glauben an das feſte Wort, die Ruchloſen aber läßt er im Irrthum; Gott handelt nach ſeinem Willen; aber in einer andern Stelle (XLVII. 17) verſchließt Gott nur den Spöttern das Herz; die ſich aber leiten laſſen die leitet Gott immer mehr, und verleiht ihnen Gottesfurcht. Auch andere Dogmen hat Mohammed oder der Koran auf ſich nehmen müſſen, die in ihrer Unbedingtheit erſt die ſpätere Hoftheologie oder die orthodoxe Dialektik auszubilden für gut fand; ja unter den Anhängern des Islam gab es vernünftige Leute genug, die fühlten wie ſchmählich man zur Grundlage weltlicher Zwingherrſchaft ihre einfache arabiſche Volksreligion mißbrauchte, aber der Fluch der Ketzerei oder der Galgen hat die unbequemen Zweifler zur Ruhe gebracht. Es iſt aus dem Koran nachzuweiſen daß auch die Lehre vom Glauben, der ohne Werke zur Seligkeit führen ſoll, mehr ſpäterer Berechnung angehört als Mohammeds Lehre, und es war eine dankenswerthe Belehrung von Weil, dieß aus der Quelle ſelbſt zu beſtätigen, da man dergleichen Anklagen täglich noch mit ſuffiſanter Gewißheit ausſprechen hört. Freilich hat auch hier die Entſtehung des Korans ihre Schuld; wo ſo ohne Syſtem, ohne Princip nur mit politiſcher Abwägung des Moments eine Lehre geſchaffen ward, da finden ſich gewiß über jedes Dogma Stellen genug, die — vom Momente eingegeben — dem Weſen und Geiſte der islamitiſchen Religion zu widerſprechen ſcheinen.

Ein einzelnes Dogma freilich entſcheidet hier nichts; wo die

Digitized by Google

Grundlagen ſo wenig tief, ſo rein äußerlich waren, da iſt es eitle Mühe ſich in Möglichkeiten zu erſchöpfen, wie man wohl hie und da hätte beſſern können. Weil meint den Islam nicht ganz preisgeben zu dürfen; indem er den ächten und urſprünglichen von der ſpätern ſogenannten Orthodoxie geſchieden hat, glaubt er auch der Lehre Mohammeds die Fähigkeit zu einer beſſern Entwicklung, als ſie in That und Geſchichte genommen, nicht abläugnen zu dürfen. Er iſt der Anſicht, wenn der Islam die Entwicklung zur freieren, klaren Geſtaltung des Dogma's hätte nehmen können, wie das Chriſtenthum, ſo wäre er nicht der politiſchen Berechnung des Kalifendeſpotismus als Werkzeug anheimgefallen; er meint in den Perſönlichkeiten liege mehr Unterſchied zwiſchen Chriſtenthum und Islam als im Dogma. In beiden pflichten wir ihm bei, aber bedingt: ja, es iſt allerdings wahr daß der Islam bei einer Entwicklung, wie die des Chriſtenthums ſeit dem Mittelalter war, nicht ſo hätte ausgehen können, wie er jetzt ausgegangen zu ſeyn ſcheint, aber daß ihm eben *die Fähigkeit* zu ſolcher Entwicklung vornherein ganz mangelte, darin lag der Keim ſeines Abſterbens. Ja es iſt richtig daß die Perſönlichkeiten den Unterſchied ausmachen, aber anders als der Verf. glaubt; am Islam ſcheinen uns die Perſönlichkeiten noch das beſte, und Männer wie Mohammed ſelbſt, wie Abu Bekr, Othman, Omar konnten bei dem Erwachen des arabiſchen Nationalgeiſtes, bei der concentrirten Entfaltung aller großen und fruchtbaren Volksbeſtrebungen, eine vorübergehende Epoche der Größe hervorrufen, über die man das Dünne und Armſelige ihrer Koransreligion vergißt. *Trotz* ihrer Lehre konnten die Mohammedaner durch ſchlichte, epiſche Charaktere, wie ſie der Orient in einzelnen Stadien ſeiner Geſchichte hervorgebracht hat, eine Zeitlang imponiren; im Chriſtenthum geſchieht es *durch* die Lehre und ihre Bildungsfähigkeit daß nach allen trüben und blutigen Blättern ſeiner Geſchichte, nach allen den herben Individuen zuletzt das Weſen, das ewige und reine, doch unverkümmert bleibt. Dort iſt die Welt eine Oede für den philoſophiſchen Betrachter, wenn die flüchtige Zeit der *großen* Perſönlichkeiten vorübergegangen iſt; hier haben eiſerne Zeiten und befleckte Charaktere den Kern des Ganzen nicht antaſten, geſchweige denn zerſtören können.

Die Entſtehungsgeſchichte des Korans weiſt uns auf den Keim des Uebels hin; alles iſt vom Momente eingegeben, alles äußerlich oder mit menſchlichem Sinne berechnet, und dieſen Fluch eines äußerlichen weltlichen Urſprungs hat der Islam ſo wenig vermeiden können, als andre entſprechende Religionen. An dieſem Aeußerlichen liegt er krank, ſeit ihm die Macht fehlt ſeinen Sieg mit roher Gewalt durchzuführen, und was für kluge Mäßigung hat gelten können, iſt nur die Folge der Zerfallenheit und Schwäche. Es iſt dem Islam wohl bisweilen das Glück begegnet vom Chriſtenthum becomplimentirt zu werden, aber er mag ſich auf die Ehre nicht zu viel einbilden; Ueberdruß an kirchlichem Druck und Mißmuth über hierarchiſches Getreibe hat manchen zu einer Großmuth gegen den Islam veranlaßt, die nicht mehr ſagen will als der Wunſch im Pfefferlande zu wohnen. Die geiſtreichen Leute, die ſo dick thun mit der behaglichen theologiſchen Stille im Islam, denen ſo unwohl geworden war bei der theologiſchen Schwüle und Hitze im Chriſtenthum, hätten ſich ſehr bald zurückgeſehnt aus dieſem asphaltiſchen See einer weltklug erdachten Staatsreligion, in dem jedes religiöſe Bewußtſeyn erſtarrt iſt, ſobald die Gluthhitze des Fanatismus etwas abgekühlt war. Und doch haben wir hören müſſen wie die wüſten Verfolgungsſcenen aus dem Chriſtenthum zu deſſen Weſen ſind gemacht worden, wie die kirchliche Stagnation des Mohammedanismus in eine glückſelige und weiſe Toleranz verwandelt worden iſt, aber es ſprach daraus nichts als eine ſcheue kindiſche Furcht vor kirchlichen Geſpenſtern, und das brillante Wort Voltaire's, die Lehre Chriſti des duldſamſten ſey zur intoleranteſten, die Lehre Mohammeds des unduldſamſten zur toleranteſten geworden, iſt eben nichts als eine von jenen trügeriſchen Salonsphraſen, die mit einer witzigen Antitheſe dem ſchwarzen Punkte des Zieles auszuweichen wiſſen.

Freilich hat der Islam keine Hierarchie, keine Kirchenhändel gehabt, wie unſer Chriſtenthum ſeit allen Zeiten; aber gewiß nur deßhalb weil man dort ſchon ſehr früh jeden inneren Keim einer freieren Glaubensentfaltung, einer vernünftigeren Betrachtung, durch die plumpe Fauſt eines kirchlich-politiſchen Staatsmechanismus niedergedrückt, und ſich ſo das Geſchäft mehr als anderswo erleichtert hat ſtörende Skepſis oder heterodoxe Anwandlungen polizeilich zu widerlegen. Im Chriſtenthum haben die verſchiedenſten Regungen von der tiefſten Schwärmerei und Myſtik bis zur alleräußerſten Skepſis, zwar verfolgt und geächtet, doch immer wieder hervorbrechen können, und die Kräfte Gregors VII., Alexanders III. und Innocenz III. haben die „Ketzerei" nicht einmal für ihre Zeit erdrücken, geſchweige denn für alle Zeiten die Quellen verſtopfen können. Der Islam hat das früh mit reſoluten Mitteln erreicht; er hat der Welt ein erbauliches Exempel gegeben, wie es mit einer Staatskirche wird die, aus rein äußerlichem Impuls geſchaffen, den böſen Makel ihrer weltlichen Baſis niemals los werden kann.

Wem die Religion nicht mehr iſt als ſo ein äußerliches Inſtrument, das ſelbſt da noch hilft wo die Polizei ihre Pfeile verſchoſſen hat, wer wie Herr Thiers Robespierre's dürftige und armſelige Phraſeologie von Gott und Unſterblichkeit als profunde Religionsweisheit bewundern kann, dem darf man auch ſeine Sympathie für den Islam nicht zu übel nehmen; deſſen religiöſe Betrachtung iſt von derſelben Tiefe wie die der Theologen des meccaniſchen Propheten. Wir können es darum auch ſehr erklärlich finden, wenn Bonaparte der in ſeiner Feldbibliothek unter die Rubrik „Politiſche Schriften" die Bibel und den Koran aufgenommen hat, wenn der in Aegypten mit dem Islam ein bischen anſtößig cokettirt — denn gewiß war da für Bonapartiſten und Bonapartismus der urbarſte Boden — nur ſoll er uns nicht zumuthen in der Wiederherſtellungskomödie von 1804 die Reſtauration des Chriſtenthums zu erblicken, oder hinter ſeinen autokratiſchen Alfanzereien und Repräſentirungsſcenen einen Auferſtehungsmorgen der alten hierarchiſch-mittelalterlichen, gläubigen und lebendigen Katholicität zu ſuchen. Die Innigkeit der mittelalterlichen Religionsanſchauung und die klare Nüchternheit modernen antihierarchiſchen Weſens ſtößt ihn gleich weit von ſich; ſie weiſt ihn nach dem Orient, wo ſeit Indiens, China's, Perſiens und Arabiens religiöſen Entwicklungsepochen ſtets der Boden war für kirchlich-politiſche Vermengung äußerlicher Zwecke mit einem mißbrauchten inneren Bedürfniß, wo auch für die hierarchiſch-politiſchen Tendenzen im Chriſtenthum die früheſte und fruchtbarſte Baſis war, von wo, wie Bonaparte ſich bezeichnend ausgedrückt hat, „alle Größen kommen."

Drum iſt auch der Unſegen eines äußerlichen Lebenskeimes ſtets eine drückende Laſt geblieben für den Islam; und während in den herbſten Zeiten des Chriſtenthums, in den gränzenloſeſten Verirrungen des Fetiſchismus und des Unglaubens der Faden einer inneren Verknüpfung mit dem reinen und innerlichen Weſen der Chriſtuslehre niemals zerriſſen war, hat der Islam auch in ſeinen beſten Zeiten keinen Aufſchwung nehmen können zur hehren und heiligen Idee des Chriſtenthums, weil der drückende Alp der äußern, weltklugen Berechnung die freien Schwingen religiöſer Innerlichkeit lähmte. Durch alle herben Zeiten der Völkerwanderung, der mittelalterlichen und modernen Verirrungen iſt zuletzt ein reiner, ſtrah-

Digitized by Google

lender Lichtkern unzerſtört geblieben, die Veredlung des Menſchen durch das Chriſtenthum, das Annähern an den Geiſt bei allem Abſtreifen einzelner Formen, während der Islam in ſeinen blühendſten Zeiten das Höchſte darin erreicht hat daß er einer excluſiv nationalen Größe Leben und Aufſchwung vorübergehend zu verſchaffen wußte.

Was die Intoleranz einzelner Chriſten verſchuldete, hat aber vor Voltaire's Forum das ganze Chriſtenthum büßen müſſen, und wenn ſich ein ſinnloſer monarchiſcher Deſpotismus im Bunde mit hierarchiſcher Inquiſition in Spanien ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert an der Wohlfahrt der Nation verſündigt hat, ſo iſt das auch dem Chriſtenthum zugeſchoben worden. Allerdings ruht auf dem veredelten Geiſte moderner Zeiten noch die ſchwere Verpflichtung: wieder gut zu machen was der blutige Wahnſinn während Jahrhunderten verdorben hat, und man möchte im erſten Augenblick für die Chriſten erröthen, wenn man die Zeit der ſpaniſchen Ommaijaden ſeit Abderrahman vergleicht mit den „chriſtlichen" Zeiten ſeit Ferdinand und Iſabella oder gar ſeit Philipp II. — aber einen Troſt kann man ſich bei ruhiger Betrachtung nicht verſagen; denn das Chriſtenthum hat in ſeinem Weſen alle die Kräfte, um die Wunden, die Menſchenhände geſchlagen, wieder heilen zu können; der Islam beſitzt ſie nicht, und der Boden, wo er zerſtörend gehaust hat, bleibt ein wüſtes Feld, dem ohne völlige Umrodung nicht mehr zu helfen iſt.

So erſchien er gleich anfangs, gegenüber dem Chriſtenthum. Zweimal ward die germaniſch-chriſtliche Welt, wie ſie durch die Völkerwanderungen geſchaffen worden, gleich in den erſten Zeiten ihres jungen Daſeyns auf eine gefährliche Probe geſtellt, einmal durch Attila, dann durch das Vordringen des Islam auf den Boden der germaniſch-romaniſchen Nationen. Ihre nationale Individualität, die freie Eigenthümlichkeit der Entfaltung im Einzelnen war ſeit Xerxes bis auf Bonaparte nie ſo gefährlich bedroht geweſen durch die rohe Gewalt eines ſinnloſen chaotiſchen Verſchwimmens im Allgemeinen, als durch Attila, und weder der Bonapartismus noch das moderne Hunnenthum in moskowitiſcher Umkleidung hat der Welt eine ſo bedenkliche Frage der Exiſtenz hingeworfen, als der hunniſche König den germaniſchen Stämmen in ihrer wilden Zerſplitterung; und ſie haben ſich frei gemacht, um von dem Augenblick an zur Hegemonie in der Weltgeſchichte emporzuſtreben. Der Islam hat im achten Jahrhundert etwas Aehnliches verſucht wie das Mongolenthum im fünften; ſeine Mittel waren viel glänzender als die des Hunnenkönigs, aber trotz der äſthetiſchen Ausbildung, trotz dem regen Leben ihres chevaleresken Militärgeiſtes, trotz dem Glanze aller äußeren Dinge, den die Ommaijaden in Spanien entfaltet haben, konnten ſie die rohen germaniſchen Barbaren nicht überwältigen. Vielmehr iſt bei dieſen das Bewußtſeyn ihrer aus dem Chriſtenthum hervorwachſenden Exiſtenz dadurch erſt recht geweckt worden; der Gedanke einer Veredlung der rohen germaniſchen Gefolgſchaften zum Rittergeiſte knüpft ſich an die erſten Kämpfe gegen den Islam, das Geſchlecht des Mannes der die große Araberſchlacht geſchlagen, beſteigt den Thron der neuen mittelalterlichen Welt, und ſeines Enkels Zug nach der ſpaniſchen Mark, die Roncevalſchlacht, der Tod der Paladine iſt für den aufkeimenden Frühling mittelalterlicher Romantik der willkommene Stoff geworden, in den ſich alle Völker der neuen chriſtlichen Welt getheilt haben. Bald ließ die rege Einbildungskraft jener Zeiten den großen Karl nach Paläſtina ziehen, und die mittelalterliche Welt hatte den mächtigen Gedanken des Vereintſeyns im Chriſtenthum zuerſt gefühlt, bis er denn nach langen Zwiſchenräumen in den Kreuzzügen ſich äußerlich ausſpricht.

Die Nationen und ihre Intereſſen verſchwanden in der Allgemeinheit des chriſtlichen Geiſtes; in einem Augenblick wo der Mohammedanismus den Höhepunkt ſeiner äußerlichen militäriſchen Größe erreicht hat, unterwirft ſich die europäiſch-chriſtliche Welt mit naiver Kindlichkeit der heiligen Myſtik und dem innerlichen Aufſchwung rein religiöſer Principien. Der Islam ging ſeinem beſtimmten klaren Ziele einer kriegeriſchen Größe entgegen, und der mildere arabiſche Geiſt hatte dem Uebergewicht roherer Formen weichen müſſen; da war denn freilich keine Hierarchie, kein Kirchenzwang, denn alle kirchliche Gewalt hatte dort mit der herrſchenden Militärmacht den Schweſterbund geſchloſſen, der für Europa im Mittelalter der Tod geworden wäre. Aber es fehlte auch, nachdem der enge Kreis der islamitiſchen Größe durchlaufen war, an allen den Lebenskeimen, die ſelbſt nach dem Ausgang des chriſtlichen Mittelalters in überraſchend reicher Fülle Europa durchdrungen haben; und während wir in allen mittelalterlichen Entwicklungsphaſen nie den Boden verlieren, auf den unſer Glaube an eine letzte höchſte Perfection der Menſchheit als Gattung ſich ſtützt, geht die mohammedaniſche Entwicklung unter, ſobald ihr der äußere Stoß fehlt der die zerſtörende und negative Gewalt des Handelns in ihr hervorgerufen hatte. Haben wir Spätgebornen es ja endlich erlebt daß die ganze islamitiſche Welt nur noch von der Gnade des zerſplitterten Egoismus der Chriſten eine kurze Lebensfriſt durchmacht, die gerade lang genug ſeyn wird um das Bedürfniß einer nothwendigen Umgeſtaltung allgemein fühlbar zu machen. Haben wir ja doch geſehen daß der Islam ſo tief herabgekommen iſt, daß ſogar das — Hunnenthum daran denken darf, dem Werke der Kalifen ſeinen Stempel aufzuprägen und auf den Schutthaufen der verfallenen Koranreligion ſein byzantiniſch-koſakiſches Kirchenthum in aller Stille und Behutſamkeit aufzurichten. —

Was daraus werden wird, muß die Zukunft zeigen; daß die Erbſchaft der islamitiſchen Welt jedenfalls nur chriſtlichen Elementen, aber lauteren und veredelten anheimfallen kann, ſcheint uns in den Conſequenzen der Weltgeſchichte zu liegen. Auch der Verfaſſer des angezeigten Buchs ſieht darin die Zuflucht für den beſſeren Theil des Islam; nur ſcheint er den Uebergang vom aufgeklärten Moslim zum denkgläubigen Chriſten für einen ſehr müheloſen zu halten. Er vergißt dabei eben jene Kluft, die das Weſen des Islam vom Weſen des Chriſtenthums ſeit Anfang der Dinge getrennt hat; ehe jene innere Leere durch ein innerliches Princip ausgefüllt iſt, kann nach unſerer Anſicht von einer Fuſion noch nicht entfernt die Rede ſeyn.

L. H.

Digitized by Google

Reſultate des deutſchen Zollvereins.

I.

* Aus dem **Brandenburgiſchen**, Ende 1844. Die Wohlthaten des freien Verkehrs, der ſich im Gebiete des deutſchen Handels- und Zollvereins gegenwärtig auf einem Raume von mehr als achttauſend Geviertmeilen bewegt, treten von Jahr zu Jahr immer ſchärfer und deutlicher hervor. Von Memel bis Rheinfelden und von Kronenburg bis Neuberun, Entfernungen deren jede weit über hundert deutſche Meilen zählt, findet ein Handelsleben ſtatt, von dem vor Stiftung des Vereins ſelbſt die erregbarſte Phantaſie nicht ahnen konnte daß es eines Tages unſer liebes deutſches Vaterland, das geſpaltene, zerriſſene, einer Einigkeit und Einheit entgegenführen könne, die, im Bewußtſeyn des Volkes ſchlummernd, zum unabweisbaren Bedürfniß unſerer nationalen Beſtrebungen, unſerer ſtaatlichen Zukunft geworden iſt!

Was der deutſche Bund für unſer äußeres Staatsleben bewirken ſoll, das muß, das wird der Handelsverein für unſer inneres Staatsleben werden. Auf ihm beruht die Entwicklung unſrer Cultur nicht bloß in materieller Beziehung, auch in allen Sphären der intellectuellen Thätigkeit, die ſich nach den mannichfaltigſten Richtungen äußert, auf geiſtigem wie auf ſittlichem Gebiet. Von der Cultur der Staaten iſt aber ihr Organismus abhängig; dieſen mit jener in Einklang zu erhalten oder wieder in Einklang zu ſetzen wo das Gleichgewicht der Kräfte geſtört ſeyn ſollte, erkennt die Staatsklugheit für eines ihrer erſten Gebote, das keine Staatsgewalt ungeſtraft überſchreiten darf.

Für Deutſchlands politiſche Inſtitutionen iſt es ein unendlich wichtiger Fortſchritt daß eine und dieſelbe Zollgeſetzgebung auf ſo großem Raume feſten Fuß gefaßt hat; daß ſie 28 Millionen Menſchen umſpannt, die alle ohne Ausnahme nach gleichen Grundſätzen, nach gleichen Regeln beitragen zum allgemeinen Staatsbedürfniß, dem auf dieſem Felde fiscaliſcher Rechtsübung jegliches Sonderintereſſe fremd geworden iſt.

Die Staatscaſſen der verbündeten Regierungen erleiden unter dem allgemeinen Steuergeſetz nicht allein keine Einbuße (wie ſie die Finanzleute anfangs beſorgten), ſondern gewinnen im Gegentheil ein höheres Einkommen. Das iſt bekannt. Auch die neueſte Zollabrechnung beſtätigt dieſe Thatſache auf die entſchiedenſte Weiſe.

Während die geſammte Eingangsverzollung in allen Staaten des Handelsvereins

im Jahre 1837 . . . . 17,137,172 Rthlr.
und im Jahre 1840 . . . . 20,624,426 „

betrug, iſt ſie im Jahre 1843 auf . . 24,809,853 „ geſtiegen, oder in der erſten dreijährigen Periode um 3,487,254 Rthlr. und in der zweiten um 4,185,427 Rthlr., wobei jedoch nicht zu überſehen iſt daß ſich das Vereinsgebiet in der zweiten Periode durch den Beitritt Braunſchweigs, Luxemburgs, Lippe's, des Fürſtenthums Pyrmont, der kurheſſiſchen Grafſchaft Schaumburg und einiger früher exclavirten preußiſchen Parcellen, um 152 deutſche Quadratmeilen, mit mehr als $1/2$ Million Einwohner, vergrößert hat. Doch ſteht dieſe Zunahme der Vereinsbevölkerung nicht im Verhältniß zur Vermehrung des Eingangszolls in den beiden verglichenen Perioden; denn ſie kann höchſtens 350,000 Rthlr. mehr eingebracht haben, während in der zweiten mit 1843 ſchließenden Periode die Einnahme gegen 700,000 Rthlr. mehr betragen hat als in der dreijährigen Periode die mit 1840 endigt. Es ſind mithin innerhalb der urſprünglichen Vereinsgränzen, wie ſie im Jahre 1840 beſtanden, etwa 350,000 Rthlr. Mehreinnahme geweſen, die aus einem größer gewordenen Verkehr entſprungen iſt.

Es betrugen im Beſondern:

		1840	1843
a) die Eingangsabgaben	Rthlr.	20,527,631	24,684,741
b) die für Freiſchreibungen auf private Rechnung gewährten Entſchädigungen		25,369	45,188
c) der Erſatz des Frankfurter Meßrabatts		19,980	18,075
d) der Erſatz des Sundzollrabatts .		51,446	61,849
I. daher Ertrag der geſammten Eingangsverzollung	Rthlr.	20,624,426	24,809,853
dazu:			
II. Ertrag der ganzen Ausgangsverzollung mit		481,436	395,525
Summe beider Erträge	Rthlr.	21,105,862	25,205,398

Unter den wenigen Gegenſtänden, welche einer Ausgangsabgabe unterworfen ſind, ſteht die Schafwolle ſo bedeutend oben an der Spitze daß ſie weit über die Hälfte des geſammten Ausfuhrzolls einbringt. Rohe und gekämmte Wolle iſt mit 2 Rthlr., ſogenannte Gerberwolle aber mit 15 Sgr. pro Zollcentner beſteuert. Im Jahre 1840 wurden 295,682 Rthlr., drei Jahre ſpäter aber nur 247,390 Rthlr. von beiden Artikeln eingenommen; denn es betrug die Ausfuhr 1840 an roher Wolle 147,368 Ztr. (Preußen allein 117,556 und Frankfurt a. M. 16,218 Ztr.), an Gerberwolle 1892 Ztr., im Jahre 1843 dagegen war die Ausfuhr an roher Wolle 120,599 Ztr. (Preußen allein 98,190, Frankfurt 12,353 Ztr.), an Gerberwolle 12,384 Ztr. Es hat mithin in der zweiten der hier zur Betrachtung gezogenen Epochen eine Verminderung der Wollausfuhr ſtatt gefunden im Betrage von 1,627,700 Zollpfund, die, weil eine Verminderung der Wollſchur nicht füglich angenommen werden kann, unſern Tuchfabriken und Wollenzeugmanufacturen zu Gute gekommen ſind. Rechnet man daß 25 Pfund Wolle 32 Ellen Tuch geben, ſo wurden aus dem Quantum Wolle welches im Jahre 1843 weniger als 1840 ans Ausland abgegeben wurde, über 2 Millionen Ellen Tuch fabricirt, die zu 2 Rthlr. die Elle einen Werth von mehr als 4 Millionen Rthlr. hatten. Und man darf daher wohl die Frage aufwerfen ob es nicht im Intereſſe unſerer Wirthſchaftsverhältniſſe liege, die Ausfuhr der Wolle durch einen höheren Tarifſatz zu erſchweren? Keiner unſerer ſelbſt gewonnenen Rohſtoffe verwerthet ſich durch techniſche Verarbeitung ſo anſehnlich als die Schafwolle; darum iſt Vermehrung und Erweiterung unſrer Wollenmanufacturen dringend und um ſo mehr zu empfehlen als es im Vaterlande ſelbſt noch Leute genug gibt, die einer beſſern und wärmern Kleidung bedürfen, die auch das Material dazu bezahlen können, was bei dem nicht zu verkennenden Wachsthum des allgemeinen Wohlſtandes nicht im geringſten zu bezweifeln ſteht.

Die wichtigſten Waaren für die Eingangsverzollung ſind Wein,

Digitized by Google

Tabak, Kaffee und Zucker. Dieſe Artikel ſteuerten zur deutſchen Zollcaſſe im Jahre

		1840	1843
Und zwar:			
1. Wein	Rthlr.	1,537,132	1,558,875
2. Tabaksblättern. Tabaksfabricate		1,412,394	1,934,587
3. Kaffee und Kaffeeſurrogate . . .		4,283,442	4,966,995
4. Zucker in allen Formen		5,372,032	6,294,834
Zuſammen	Rthlr.	12,605,000	14,755,291
Oder von dem geſammten Eingangszoll		61	59 Proc.

Daß dieſe Artikel als ein Ganzes betrachtet im Jahre 1843 um 2 Procent der Zolleinnahme gegen das Jahr 1840 gewichen ſind, hat ſeinen Grund vornehmlich in der Veränderung des Tarifſatzes vom Lumpenzucker; ſodann aber auch in der Abnahme der Zufuhr fremder Weine, ganz beſonders der franzöſiſchen Weine in die öſtlichen Provinzen des preußiſchen Staats, wo man allgemach anfängt dem vereinsländiſchen Gewächs den Vorzug vor dem fremdländiſchen einzuräumen.

Es ſind in allen Staaten des Handelsvereins überhaupt an fremden Weinen eingeführt:

Im Jahre	1840	239,405 Zctr.
„ „	1843	240,277 „

Mithin in dem zuletzt genannten Jahre nur 872 Zctr. mehr als in dem zuerſt genannten, was mit der Zunahme der Bevölkerung, dem internen wie dem externen Wachsthum durch Erweiterung des Vereinsgebietes in gar keinem Verhältniß ſteht. Dieſe Zahl ſpricht unläugbar für die vermehrte Conſumtion des vaterländiſchen Weins, was auch durch die Ausfuhr beſtätigt wird. Denn während im Jahre 1840 noch 144,175 Zctr. Wein ans Ausland abgegeben wurden, betrug der Abſatz im Jahr 1843 nur 113,858 Zctr., mithin 30,317 Zctr. weniger, was auf Weinmaß reducirt etwa 18,200 Eimer gibt, oder 1,456,000 Flaſchen, die Flaſche zu 3/4 Berliner Quart = 2 Schoppen gerechnet.

Das ſind erfreuliche Zeichen für unſere Weindiſtricte, für unſere Weinbauern, die es in der That auch nicht an Beſtrebungen fehlen laſſen ihrer Induſtrie durch ſorgfältigere Behandlung der Rebe und durch Einführung verbeſſerter Methoden beim Kelterungsverfahren auf die Beine zu helfen. Sie haben ſich der Bereitung der ſchäumenden Weine mit ſo großem Erfolge zugewendet, um mit Fug und Recht annehmen zu können daß von dem mouſſirenden Weine, der auf der Tafel der Vornehmen und Reichen, ja auf der des mittleren Bürgerſtandes niemals fehlen darf, und auf jeder Gaſttafel zu den gewöhnlichſten Getränken gehört, kaum der zwanzigſte Theil in der Champagne ſeine Heimath hat. Wir trinken Champagner und wiſſen es nicht daß er ein ächter deutſcher Landsmann iſt, gewachſen drüben am Main und in der Pfalz am Rhein, ja ſogar an Grüneberg's rebenumkränzten Hügeln, im Lande — des Schnapſes, dort oben an des Weinbaues kühler Polargränze!

So lobenswerth jene Beſtrebungen unſerer Weinbauer ſind, weil ſie das Product eines von Wind und Wetter ſo ſehr abhängigen Zweiges der Landwirthſchaft höher zu verwerthen ſich bemühen, ſo ſtrengen Tadel verdienen ſie daß ſie das ſchmackhafte Erzeugniß der lieben deutſchen Erde und ihres Gewerbfleißes unter fremdem Namen, mit fremden, mit franzöſiſchen Zeichen und allem was darum und daran hängt, unter die Leute und an den Mann bringen.

Die Herren in Würzburg und anderwärts, die ſich mit Erzeugung der ſchäumenden Weine beſchaftigen, ſollten ſich in der Seele ſchämen erſtlich die Conſumenten auf dieſe Weiſe zu täuſchen, zweitens aber auch ſo wenig Nationalgeſinnung zu beſitzen, um nicht frank und frei mit der Sprache herauszurücken und laut, ja überlaut zu verkünden: Seht, Leute, das iſt ein heimiſches, ein ächt deutſches Gewächs! Freilich wohl kenne ich ihre Ausrede: daß wenn ſie nicht alſo täuſchten, kein Menſch ihren Rebenſaft trinken würde! Leider, leider iſt es nur zu wahr daß wir Deutſchen uns noch immer nicht entwöhnen können die fremde Waare höher zu ſchätzen als die ſelbſterzeugte von gleicher Güte. Aber es iſt, eben ſo wahrlich, endlich an der Zeit ſolcher Schwachheiten, ſolcher Albernheiten uns zu entäußern; ſo unbedeutend, ja kleinlich dieſe Sache zu ſeyn ſcheint, nichts deſto weniger iſt ſie eines der Glieder in der feſten, uns Deutſche alle umſchlingenden Kette von Gefühlen und Geſinnungen, die ein Nationalbewußtſeyn in die äußere Erſcheinung treten laſſen. Alſo fort mit den wälſchen Etiketten von unſern Weinflaſchen, fort mit ihnen von unſern Kattunen, von unſern Seidengeweben!

Unter allen Handelsplätzen des Zollvereins machen Berlin und Stettin die meiſten, die größten Geſchäfte mit ausländiſchen Weinen, unter denen die franzöſiſchen obenan ſtehen. Von den 152,801 Zetrn. Wein, welche im Jahre 1843 bei ſämmtlichen Zollſtätten des preußiſchen Staats verſteuert wurden (es kamen über ſie beinahe 64 Procent aller fremden Weine ins deutſche Gebiet), fallen auf das Hauptzollamt Berlin 29,128, und auf das Hauptzollamt Stettin (mit Einſchluß von Swinemünde) 28,160 Zctr. Dieſe beiden Plätze brachten alſo reichliche 3/8 aller in den preußiſchen Staat eingeführten fremden Weine zum Verbrauch; auf Weinmaß reducirt: Berlin beinahe 1,400,000, und Stettin über 1,350,000 Flaſchen.

Stettins Weinhändler und die Berliner ſtehen ihnen wohl wenig, vielleicht gar nicht nach, ſind überdem durch die Kunſt des Verſchneidens, oder der Veredlung der ſchlechten Bordeauxſorten gar ſehr berühmt, oder berüchtigt, wie man's nehmen will, und Grüneberger Krätzer, Potsdamer Chateau-Liebiſch und Naumburger Schattenſeite, die doch zuſammen genommen 21 Procent der ganzen Weinernte des preußiſchen Staates, oder jährlich im Durchſchnitt 3,760,000 Flaſchen Wein liefern, werden in Berlins Spelunken und Kneipen erſter wie aller Claſſen als feurige Sauternes und Barſacs getrunken, deren Geiſtreichigkeitsurſprung ihre Blume verräth: Solani tuberosi extractus iſt in dieſer Blume nicht zu verkennen! Das iſt auch ein Zweig unſeres vorgeſchrittenen und fortſchreitenden Gewerbfleißes, dem keine Mäßigkeits-, keine Enthaltſamkeitsgeſellſchaft Einhalt thun kann, noch will; denn in ihrer Phyſik iſt der Weingeiſt ein anderer als der dämoniſche Schnapsgeiſt! Ganz recht, wenn das Feuer des Weins, den die großſtädtiſchen Berliner, und die brandenburgiſchen, pommerſchen und ſchleſiſchen Kleinſtädter trinken, nur nicht aus unſern Kartoffelfluren emporloderte!

Dieſe Fluren die der Brennereibeſitzer für ſeine eigene Rechnung beſtellt, und die das Material zum Betried der Brennerei liefern, ſind bei uns das eigentliche Handelsgewächs, das dem Unternehmer das erforderliche Geld liefert, mit dem er den lebhaften Betrieb aller Wirthſchaftsgeſchäfte unterhält. Auf welchem Schiffe der Kartoffelſpiritus conſumirt, oder in welcher Weinhandlung derſelbe in ſogenannten Sprit veredelt, zum Verſchneiden des Weins verbraucht werden wird, weiß der die Kartoffeln bauende Landwirth nicht. In jedem Falle kann er aber ſein Gewerbe mit eben ſo gutem Gewiſſen treiben wie alle andern welche für die Herbeiſchaffung der Bedürfniſſe der Menſchen thätig ſind.

So ſprach einmal einer der geſcheidteſten Landwirthe unſerer Zeit, unſer Koppe nämlich, von dem Niemand ſagen wird daß ihm die ſittliche Wohlfahrt nicht eben ſo nahe am Herzen liege als der materielle Wohlſtand. Mag der Genuß des Branntweins im preußiſchen Staate allerdings wohl nicht ganz unbeträchtlich ſeyn, doch iſt er gewiß nicht ſo bedeutend um eine phyſiſche Entartung, und eine damit innig verbundene Demoraliſation des Volks befürchten zu dürfen, wie ſo mancher zu ängſtlich beſorgte Philanthrop es thut!

Digitized by Google

Angenommen, das Quantum Wein welches beim Berliner Hauptſteueramt verzollt wurde, ſey in Berlin allein verzehrt worden, ſo trank im Jahre 1843 jeder der 350,000 Berliner von fremdem Wein nicht weniger als vier Flaſchen, und ſteuerte bloß für dieſen Artikel 20 Sgr. zur Vereinscaſſe bei. Das iſt doch gewiß nobel von den guten Berlinern! Und fragen wir nun, ob auch der Münchner ſo liberal geſonnen, ſo erhalten wir die Antwort: Nein! in München herrſcht der Biergeiſt vor, der edle Rebenſaft wird da in ſo großer Mäßigkeit genoſſen daß jeder der 100,000 Einwohner der bayeriſchen Hauptſtadt kaum $\frac{3}{4}$ Flaſche fremdländiſchen Weines trinkt, und dafür mit $3\frac{1}{2}$ Sgr. zur gemeinſamen deutſchen Zollcaſſe beiträgt; denn im Jahre 1843 wurden bei dem Hauptſteueramte zu München nur 1591 Zctr. Wein verſteuert, und dieſes Gewicht correſpondirt mit etwa 73,000 Flaſchen*). Noch ſtärkere Weintrinker als die Berliner ſind die Breslauer. Jeder der 100,000 Einwohner von Schleſiens Hauptſtadt trinkt ſogar $4\frac{2}{3}$ Flaſchen meiſt ungriſchen und niederöſterreichiſchen Weins, vorausgeſetzt daß die 9722 Zctr. oder 466,500 Flaſchen fremden Weins, von denen im Jahre 1843 bei dem Hauptſteueramte zu Breslau der Eingangszoll erhoben wurde, in der Stadt ſelbſt auch wirklich ausgetrunken worden ſind.

Faſt alle Länder des Zollvereins treiben einen mehr oder minder ſtarken *Tabaksbau*, im beſondern Preußen, in der brandenburgiſchen Mark und Pommern ꝛc., die thüringiſchen Lande, Heſſen, das Großherzogthum, Bayern in ſeiner Rheinpfalz, Baden und Württemberg. Namentlich iſt Preußens Tabaksernte ſo ergiebig, daß der bei weitem größte Theil des Bedarfs auf eignem Grund und Boden gewonnen wird. Die amerikaniſchen Blätter dienen faſt ausſchließlich nur zur Vermiſchung und gewiſſermaßen zur Veredlung unſeres Vierradener Blatts, und werden rein nur in ſehr kleinen Quantitäten von Gutſchmeckern geraucht.

In allen Staaten des Handelsvereins ſind im Jahre 1843 an rohen Tabaksblättern und Stängeln 278,411 Zctr. beim Eingange verſteuert worden, davon bei den preußiſchen Zollſtätten 157,849, bei den bayeriſchen 34,128, bei den großherzoglich heſſiſchen 22,498, bei den kurheſſiſchen 16,824 und bei den badiſchen 13,366 Zctr. Bei der Ausfuhr wurden 8737 Zctr. declarirt (4431 bei den preußiſchen und 3115 Zctr. bei den bayeriſchen Zollämtern); ſo daß von fremden Tabaksblättern und Stängeln 26,967,400 Zollpfund im Vereinsgebiet verarbeitet worden ſind. Im Jahre 1840 betrug das Quantum erſt 18,454,400 Zpfd. Unſere Tabaksfabriken haben alſo im Jahre 1843 über $8\frac{1}{2}$ Millionen Zpfd. rohes Material mehr verarbeitet als drei Jahre früher. Das Rauchen nimmt unter uns Deutſchen überhand. Vor dreißig Jahren war es in guter Geſellſchaft verpönt; man verſtieß gegen den Anſtand, zog man die Pfeife aus der Taſche, und die höheren Stände glaubten ſich von den Mittel- und niedern Claſſen dadurch weſentlich unterſcheiden zu müſſen daß ſie die ſchlechte Sitte nicht mitmachten. Jetzt iſt das ganz anders: die Erſten des Volks rauchen ihre Cigarre mit eben der Behaglichkeit wie die Letzten. Die Macht der Induſtrie iſt gewaltig, ſie nivellirt alle Stände. Was werden erſt die Eiſenbahnen in dieſer Beziehung bewirken? Hört' ich doch mal, auf einer Fahrt von Potsdam nach Berlin, einen Mann höheren Standes — ich glaub' es war ein Beglaubigter am preußiſchen Hofe — ſich bitter darüber beklagen, Baden-Baden habe ſeit Eröffnung der Eiſenbahn die gute Geſellſchaft verloren, ſeitdem Heidelberger Studenten, die noch immer gelten möchten, beſonders aber das Landvolk herbeiſtröme ſich einen ſogenannten guten Tag zu machen es wäre nicht mehr auszuhalten, man müſſe ſich nach Interlaken zurückziehen. Hilft alles nichts! Die von den mächtigen Vehikeln unſerer induſtriellen Zeit getragene Civiliſation ſchreitet unaufhaltſam vor, da iſt kein Halten, kein Raſten; ſie will Vermengung der Stände, und ſie wird ihr Ziel erreichen!

Daß der Verbrauch des Tabaks im Vereinslande zunimmt, ſieht man auch aus den Ein- und Ausfuhrliſten der Tabaksfabricate. Es wurden nämlich an Rauchtabak in Rollen oder geſchnitten, an Cigarren und an Schnupftabak im Jahre

	1840	1843	
Eingeführt	24,375	30,877	Zctr.
Ausgeführt	53,295	45,572	„
Alſo Mehrausfuhr	28,920	14,695	Zctr.

Mithin ſind im Jahre 1843, im Vergleich mit dem Jahre 1840, 1,422,500 Zpfd. Tabak weniger ausgeführt worden; und dieſes Quantum, was doch ſchon recht anſehnlich iſt, haben unſere Männer, jung und alt, mehr verraucht, unſere alten Weiber mehr verſchnupft! Die deutſchen Tabaksfabriken ſetzen nichts deſto weniger bedeutende Quantitäten ihres Fabricats ans Ausland ab, aber dieß trifft bisher nur den Rauchtabak der aus der Pfeife verdampft wird, und den Schnupftabak; an Cigarren haben wir noch Mehrbedarf, und den müſſen uns die ausländiſchen Fabriken liefern, unter denen die Bremer und Hamburger die Hauptrolle ſpielen; was uns als ächte Habana-, d. h. in der Habana ſelbſt gewickelte Cigarre verkauft wird, hat zum größten Theil ſeine Bearbeitung in den genannten Hanſeſtädten erfahren. Es wurden im Jahre 1843

	Eingeführt	Ausgeführt		
an Rauchtabak in Rollen und geſchnitten . .	14,813	40,568	25,755 Zctr.	Mehrausfuhr
„ Schnupftabak	90	2,994	2,904 „	Mehrausfuhr
„ Cigarren	15,974	2,010	13,964 „	Mehreinfuhr.

Den bei weitem größten Abſatz haben die badiſchen Fabriken. Im Jahre 1840 gingen über die Zollſtätten des Großherzogthums Baden 29,414 Zctr. Tabaksfabricate aller Art ins Ausland; 1843 verminderte ſich dieſer Abſatz auf 27,983 Zctr., und darunter befanden ſich 103 Zctr. Cigarren und 1451 Zctr. Schnupftabak. Auf Baden folgen die bayriſchen Fabriken, ſodann die ſächſiſchen, die preußiſchen und zuletzt die württembergiſchen. So war die Folgenreihe des Tabaksverſchleißes im Jahre 1843; drei Jahre früher hatten die preußiſchen Fabriken mehr Abſatz als die ſächſiſchen.

Wenn man erwägt daß jeder männliche Bewohner der Vereinslande (die Geſammtpopulation = 28 Mill. geſetzt) im Jahre 1843 nicht weniger als 4 Sgr. an Steuer für ausländiſchen Tabak zur Zollcaſſe beitrug, ſo darf man wahrlich und wahrhaftig ſtaunen über die Macht der Gewohnheit, über die Gewalt der Göttin der Mode, die kein Opfer ſcheuen läßt um ſie nur mitzumachen. Und ein Opfer bringt doch der Raucher und der Schnupfer für einen Genuß, der — die Hand aufs Herz, ihr Raucher und Schnupfer — für die große Mehrheit nur ein eingebildeter iſt.

Das dritte der Objecte welche den höchſten Ertrag für die deutſche Zollcaſſe liefern iſt der Kaffee, und bei dieſem ſteigt das Einkommen im Lichte der Gegenwart faſt auf 5 Mill. Thaler. Obwohl durch den Zoll faſt um 2 Sgr. pr. Zollpfund vertheuert, iſt der Kaffee dennoch ein ſo allgemein beliebtes Getränk geworden, daß, nach den Ein- und Ausfuhrreſultaten für das Jahr 1843, im preußiſchen Staate ſchon 2,96 Zollpfd. auf jeden Kopf der Bevölkerung zu rechnen ſind, während zwanzig Jahre früher, nämlich 1823, erſt 1,31 Zollpfd. verbraucht wurde. Das Kaffeetrink… hat ſich mithin innerhalb der gedachten Periode mehr als verdoppelt, und dieſer Zunahme des Genuſſes eines geſunden, erw…

*) Der Hr. Verfaſſer überſah hier, wie verhältnißmäßig groß die eigene Weinproduction Bayerns iſt.

Digitized by Google

menden, zugleich etwas erregenden Tranks iſt es hauptſächlich zuzuſchreiben daß in der früheren Ausdehnung des Branntweintrinkens Beſchränkungen eingetreten ſind.

Der Kaffee iſt für das deutſche Volk kein Luxusartikel mehr ſondern ihm zum Bedürfniß geworden. Ein Schälchen Kaffee wird in der ärmlichſten Hütte des ländlichen Tagelöhners eben ſo gern getrunken wie in dem eleganteſten Boudoir der Palaſtdame. Der Unterſchied liegt nur in der durch Quantität bedingten Qualität. Und ſo iſt es gekommen daß der Deutſche gegenwärtig weit mehr Kaffee verbraucht als der Britte, als der Franzoſe; ja die Conſumtion des Kaffee's iſt in Deutſchland jetzt neunmal größer als ſie vor zehn Jahren in Oeſterreich war. Innerhalb zehn Jahren iſt ſie faſt um ¾ Zollpfd. pr. Kopf geſtiegen; denn ſie betrug im ganzen Vereinsgebiete durchſchnittlich im Jahre

1834 = 1,80 Zollpfd.	1840 = 2,26 Zollpfd.
1838 = 2,21 „	1843 = 2,52 „

Es wurden nämlich in den beiden letztgenannten Jahren bei den Zollſtätten der einzelnen Vereinsſtaaten zum Eingange verzollt und zum Ausgange declarirt:

Kaffee.

Vereinsſtaaten.	1840. Einfuhr.	1840. Ausfuhr.	1840. Verbrauch.	1843. Einfuhr.	1843. Ausfuhr.	1843. Verbrauch.
	Zollcentner.			Zollcentner.		
1. Preußen	400,174	7,739	392,435	465,957	7,498	458,459
2. Bayern	45,635	744	44,891	49,465	2,020	47,445
3. Sachſen	51,948	15,490	36,458	55,669	17,267	38,402
4. Württemberg	23,011	267	22,744	22,256	2,887	19,369
5. Baden	31,621	25,165	6,456	42,342	26,068	16,274
6. Kurheſſen	24,097	1	24,096	24,659	. . .	24,659
7. Großherz. Heſſen	20,261	. . .	20,261	23,067	. . .	23,067
8. Thüringen	28,197	. . .	28,197	30,422	. . .	30,422
9. Naſſau	1,559	. . .	1,559	4,173	. . .	4,173
10. Frankfurt a. M.	32,771	. . .	32,771	53,615	. . .	53,615
11. Braunſchweig	. . .	. . .	. . .	7,773	1,953	5,820
12. Luxemburg	. . .	. . .	. . .	5,109	1	5,108
Summe	659,266	49,406	609,860	764,475	57,691	706,784
Volksmenge	27 Millionen			28 Millionen.		

Ein Blick in dieſe Tabelle überzeugt uns daß mit Ausnahme Württembergs der Kaffeeverbrauch in ganz Deutſchland zugenommen hat, und zwar verhältnißmäßig am anſehnlichſten im Großherzogthum Baden, ſehr bedeutend auch im preußiſchen Staate. Unter den Provinzen dieſes letztern zeichnet ſich vor allen die Rheinprovinz durch ihre Kaffeetrinker aus. Sie verbrauchten nämlich mehr als ein Drittel des geſammten auf den preußiſchen Zollſtätten verzollten Kaffeequantums; oder richtiger ausgedrückt: mehr als ein Drittel wurde auf den rheiniſchen Zollämtern verſteuert, nämlich 160,223 Zollctr., wogegen nur 33 Zollctr. wieder über die Vereinsgränze gingen, ſo daß 160,190 Zollctr. Kaffee im Jahre 1843 von den rheiniſchen Handlungen zum Verſchleiß gebracht wurden, in der Rheinprovinz ſelbſt, muthmaßlich aber auch in dem angränzenden Weſtphalen und dem benachbarten Heſſen und Naſſau, welches letztere unmittelbar nur wenig Zufuhr an Kaffee hat. Warum aber die ſchönen ſchwäbiſchen Kaffeeſchweſtern in Württemberg im Jahre 1843 weniger Kaffee getrunken haben als drei Jahre vorher iſt mir nicht erklärlich; das Minusquantum iſt nicht unbedeutend, es beträgt 337,500 Zollpfd. oder für jede Perſon der weiblichen Bevölkerung Württembergs etwa 6 Loth. Unter allen Staaten des Vereins trieben Baden und Sachſen den lebhafteſten Kaffeehandel nach dem Auslande: Baden nach der Schweiz, Sachſen nach Böhmen. Es gibt einen Handelsplatz in Deutſchland, der für ſich allein mit Kaffee ſo viele Geſchäfte macht als ganz Baden und beide Heſſen zuſammen genommen. Dieſer Platz iſt Magdeburg; im Jahre 1843 wurden bei dem dortigen Zollamte nicht weniger denn 88,747 Zollctr. Kaffee verſteuert. Außer Magdeburg gibt es im Zollverein aber noch ſechzehn andere Plätze die ſich durch ihren bedeutenden Kaffeehandel auszeichnen, an deren jedem über eine Million Zollpfd. im Jahre 1843 verzollt wurden. Dieſe ſechzehn Plätze ſind, mit Angabe der Zollctr.-Zahl, in abſteigender Reihe folgende: Berlin 66,743; Köln 66,237; Frankfurt a. M. 33,615; Mannheim 32,097; Breslau 30,685; Dresden 23,536; Düſſeldorf 23,048; Leipzig 20,358; Mainz 20,242; Duisburg a. Rh. 19,152; Heilbronn 15,976; Koblenz 15,299; Stettin 14,739; Danzig 11,801; Marktbreit 11,678. Zählt man dieſe Einzelbeträge zuſammen, ſo ſtellt ſich für die ſiebenzehn Hauptplätze des Kaffeehandels in Deutſchland die bedeutende Summe von 603,941 Zollctrn. heraus, was beinahe 80 Procent der geſammten Einfuhr ausmacht, und wofür 3,925,616 Thaler an die Zollcaſſen gezahlt wurden.

Rohzuckereinfuhr.

Vereinsſtaaten.	1840.	1843.
	Zollcentner.	
1. Preußen	821,661	1,011,368
2. Bayern	66,488	83,599
3. Sachſen	35,960	17,622
4. Württemberg	12,630	4,810
5. Baden	35,693	72,766
6. Kurheſſen	8,190	17,321
7. Großherz. Heſſen	13,889	174
8. Thüringen	. . . .	. . . .
9. Naſſau	. . . .	. . . .
10. Frankfurt a. M.	. . . .	. . . .
11. Braunſchweig	. . . .	15,958
12. Luxemburg	. . . .	. . . .
Summe	1,017,730	1,253,536

An der Zuckereinfuhr des Jahres 1840 hat der Lumpenzucker, der mit 5½ Thlr. beſteuert war, einen ſo bedeutenden Antheil gehabt, daß er beinahe die Hälfte des ganzen zur Raffinirung beſtimmten Zuckerquantums betrug: es wurden nämlich 434,699 Zollctr. beim Eingange verzollt. Mit dem Jahre 1840 verglichen, hat ſich die Zuckerverarbeitung im Jahr 1843 bedeutend erhöht. Rechnet man den braunſchweigiſchen Betrag ab, ſo erweiterten ſich die Geſchäfte der deutſchen Siedereien um 219,948 Zollctr., während ſie in der dreijährigen Periode von 1837 auf 1840 nur um 150,804 Zollctr. erhöht wurden. Bei gleicher Ausdehnung des Vereinsgebietes haben die Siedereien alſo 6,914,400 Zollpfd. Zucker mehr für die Conſumtion fabricirt.

Den größten Antheil hieran haben die preußiſchen Siedereien, demnächſt auch die bayeriſchen und badenſchen. Kurheſſen hat ſich ganz beſonders hervorgethan, denn es verdoppelte den Umfang ſeiner Fabrikſtätten. Die ſächſiſchen Siedereien haben aber die Concurrenz der preußiſchen nicht aushalten können, und eben ſo mußten die württembergiſchen den Siedereien des nachbarlichen Großherzogthums Baden, und die großherzoglich heſſiſchen denen der preußiſchen Rheinprovinz das Feld räumen. Es iſt hier wie ſich von ſelbſt verſteht nur vom Rohrzucker die Rede, nicht vom Rübenzucker, auf den ich nächſtens zurückzukommen gedenke.

Verſucht man es den Zuckerverbrauch in Deutſchland zu beſtimmen, ſo iſt zunächſt zu bemerken daß unter dem Quantum Rohzucker vom Jahre 1843 eine kleine Quantität Farin enthalten iſt, nämlich 518 Zollctr. Rechnet man dieſe ab, ſo bleiben 1,253,018 Zollctr. Rohzucker für Siedereien übrig. Verwandelt man dieſen Rohzucker in Raffinade, nach dem Verhältniß von 4 zu 3, ſo ergibt ſich für das Jahr 1843:

Digitized by Google

1. Raffinade der Siedereien	939,763	Zollctr.
2. Farin	518	„
3. Einfuhr von Brod- und Hut-, Candiszucker ꝛc.	3,731	„
Geſammteinfuhr in den Vereinslanden	944,012	Zollctr.
Dagegen wurde an Raffinade ausgeführt	33,940	„
Blieben zum Verbrauch	910,072	Zollctr.

Vertheilt man dieſes Quantum auf die Bevölkerung, die für das Jahr 1843 in runder Zahl zu 28 Millionen angenommen wird, ſo ſtellt ſich im Durchſchnitt für jeden Bewohner Deutſchlands ein Verbrauch von 3¼ Zpfd. heraus, wobei ich noch einmal, daran erinnere daß hier nur das Erzeugniß von dem zur Familie der Gramineen gehörigen Saccharum officinarum L. in Rechnung genommen worden iſt.

Die bedeutendſten Rohrzuckerſiedereien befinden ſich in Berlin, Stettin, Potsdam, Magdeburg, Breslau, Minden, demnächſt in Duisburg und Uerdingen, ganz beſonders aber in Köln, welche letztere beinahe den dritten Theil des geſammten in den preußiſchen Staat eingeführten Colonialzuckers verarbeiten. In Bayern florirt dieſe Induſtrie vorzugsweiſe in Würzburg, Schweinfurt und Hof. In Sachſen gibt es nur zwei Siedereiplätze: Dresden (von großem Umfange) und Meißen (klein). Ulm repräſentirt die Zuckerfabrication in Württemberg, und Mannheim und Knielingen in Baden. Kaſſel und Braunſchweig vervollſtändigen dieſe Liſte der Gewerbeſtätten, die nicht überall an den genannten Orten ſelbſt liegen, ſondern auch bisweilen in andern Ortſchaften, welche aber zum Steuerbezirk der Hauptämter jener Städte gehören.

B.

Die Handelsbeziehungen zwiſchen Deutſchland und Niederland.

‡ Von der **Niederelbe.** Unter dem Titel „Die Handelsverhältniſſe zwiſchen den Niederlanden und dem Zollvereine, aus ſtatiſtiſchen Quellen" iſt vor kurzem zu Amſterdam (bei Johannes Müller) eine kleine Druckſchrift erſchienen. Verdient dieſe Schrift ſchon an und für ſich ihres wichtigen und zeitgemäßen Gegenſtandes wie auch ihres holländiſchen Urſprungs wegen eine beſondere Aufmerkſamkeit in Deutſchland, ſo wird dieß Intereſſe noch geſteigert durch den halbofficiellen Charakter welcher dieſer Publication, ihrer ganzen Abfaſſung nach, unverkennbar beizulegen iſt, und der ſchon dadurch ſich geltend macht daß der Verfaſſer ausdrücklich erwähnt, wie er die Materialien zu dieſer Darſtellung von dem königl. niederländiſchen Finanzminiſterium mitgetheilt erhalten habe. Die Abfaſſung in deutſcher Sprache zeigt daß die Wirkung dieſer Denkſchrift, der das Lob einer ruhigen Haltung und einer die Sache ſelbſt verfolgenden Erörterung nicht verſagt werden darf, auf Deutſchland berechnet iſt, und hauptſächlich wohl auf die Staatsmänner der Zollvereinsſtaaten. Als nächſte Veranlaſſung dieſer Schrift dürfte vielleicht zu betrachten ſeyn der Handelsvertrag des Zollvereins mit Belgien vom 1 September v. J. und die ſich vorbereitende Annäherung der Hanſeſtädte an die auswärtige Handelspolitik des Zollvereins.

Der Zweck den der Verfaſſer dieſer holländiſchen Denkſchrift ins Auge gefaßt hat, iſt die Aufſtellung einer möglichſt genauen Bilanz des Verkehrs zwiſchen den Niederlanden und dem Zollvereine, um dadurch den Beweis zu liefern wie ungerecht und unbegründet die Klage ſey daß Holland, während es den Hauptabſatz ſeiner Colonialerzeugniſſe im Zollvereine habe, dagegen verhältnißmäßig nur wenig Producte und Fabricate aus dem Zollvereine zum eigenen Conſumo beziehe.

Die Schrift beginnt mit einer geſchichtlichen Einleitung über die anfänglichen wie die fortdauernden Urſachen der ſeit 1817 in Deutſchland herrſchenden feindſeligen Stimmung gegen die Niederlande und deren Handelszuſtände, und ſpricht dann die Anſicht aus daß ſeit der Trennung Belgiens, zu deſſen Gunſten hauptſächlich das frühere Protectionsſyſtem bis dahin beſtanden habe, und ſeit den letzten Rheinſchifffahrtsconventionen den weſentlichſten Beſchwerden Deutſchlands gegen die holländiſche Handelspolitik abgeholfen ſey, und die gegenwärtigen Anfeindungen meiſtens nur auf einer Verkennung der gegenſeitigen wirklich ſtattfindenden Verkehrsverhältniſſe beruhten.

Bevor der Verfaſſer zu den ſtatiſtiſchen Tabellen ſelbſt übergeht, rügt er vom allgemeinen national-ökonomiſchen Standpunkte die noch mitunter hervortretende irrige Hypotheſe daß Deutſchland ſchon ſeit lange eine höchſt ungünſtige Handelsbilanz gegen das Ausland aufweiſe, denn eine ſolche würde zur nothwendigen Folge gehabt haben daß in Deutſchland keine Capitalienanſammlung, dagegen eine außerordentliche Ausfuhr der edlen Metalle ſtattgefunden hätte, was bekanntlich doch keineswegs der Fall ſey.

Ueber die aufgeſtellten Tabellen welche die Verkehrsverhältniſſe des Jahres 1842 behandeln, äußert ſich der Verfaſſer in folgender Weiſe: „Die erſte Tabelle zeigt die Einfuhr aus dem Zollverein in die Niederlande, zur See und zu Lande und über den Rhein .... Wenn man die Summe des Werthes der durchgeführten Waaren von der Summe des Geſammteinfuhrwerthes abzieht, ſo gibt der Reſt an wie viele Güter zum Conſumo in den Niederlanden bleiben."

„Die zweite Tabelle zerfällt in zwei Theile, von denen der erſte zeigt welche Güter, Producte des niederländiſchen Bodens oder Kunſtfleißes, und welche fremden (nicht aber die unbearbeiteten überſeeiſchen oder Colonial-) Güter, die ſich im freien Verkehre des Inlandes befanden, nach dem Zollverein ausgeführt wurden. — Der zweite Theil nennt die Colonialproducte welche aus dem freien Verkehre kamen, nebſt den Producten der niederländiſchen Colonien die aus den Entrepots ausgeführt wurden."

„Die dritte Tabelle endlich beſtimmt den Tranſitohandel von überſeeiſchen (A), und von europäiſchen und derartigen Waaren (B)."

Die Reſultate der vorerwähnten Tabellen ſind unter Berückſichtigung der S. 29 bis 36 gemachten Bemerkungen im weſentlichen in folgende Ueberſicht zuſammenzufaſſen:

I. Einfuhr aus dem Zollverein nach den Niederlanden.

A	Die Geſammteinfuhr roher Producte: Gulden	16,924,705	
	Die Durchfuhr davon betrug	878,833	
	Conſumo in den Niederlanden		16,045,872

Digitized by Google

B { Die Geſammteinfuhr von Fabricaten	Gulden 27,135,749	
Die Durchfuhr davon betrug	10,123,132	
Conſumo in den Niederlanden		17,012,617
Geſammtbetrag der in den Niederlanden verzollten Waaren a. d. Z. V.	Gulden	33,058,489
Von vorſtehender Summe müſſen noch abgezogen werden der Betrag der Waaren ſchweizeriſchen, franzöſiſchen und belgiſchen Urſprungs, die aus dem Zollverein nach Holland eingingen, welchen der Verfaſſer anſchlägt auf		2,507,489
	Ueberſchuß Gulden	30,551,000

II. Ausfuhr aus den Niederlanden nach dem Zollverein.

A. Inländiſche Erzeugniſſe ꝛc. .... Gulden	6,478,980	
B. Colonialwaaren .... „	17,992,879	
Geſammtausfuhr .... „		24,471,859
Hiervon abzuziehen die Durchfuhr aus den Niederlanden nach Oeſterreich, der Schweiz ꝛc. circa		3,000,000
	Gulden	21,471,859

III. Tranſithandel nach dem Zollverein.

A. Colonial- und transatlantiſche Erzeugniſſe Gulden	16,512,855
B. Andere Erzeugniſſe .... „	40,585,910
Geſammtwerth der nach dem Zollverein durchgeführten Waaren .... Gulden	57,098,765

Von dieſen werden als dem Eigenhandel der Niederlande angehörig bei der Handelsbilanz nach einer approximativen Schätzung in Rechnung gebracht: 13,748,235 Gulden.

Das ſchließliche Reſultat der Handelsbilanz zwiſchen dem Zollverein und den Niederlanden für das Jahr 1842 würde alſo nach der vorliegenden holländiſchen Darſtellung ſeyn:

I. Abſatz der Niederlande nach dem Zollverein	21,471,859	
	13,748,235	
	Gulden	35,220,094
II. Abſatz des Zollvereins nach den Niederlanden	„	30,551,000
III. Spedition über die Niederlande nach dem Zollvereine	„	43,160,525

Das ſchließliche Ergebniß der ſtatiſtiſchen Zuſammenſtellungen wird folgendermaßen aufgefaßt: „Der Geſammtwerth der von dem Zollvereine nach den Niederlanden und umgekehrt ein- und ausgeführten Waaren ſtände ſomit wohl nicht völlig gleich, doch der Unterſchied wäre nicht erheblich und würde ohne allen Zweifel ganz verſchwinden, wenn es möglich wäre mit voller Zuverſicht darzuthun, welche Quantität Waaren man als Speditionsgut betrachten müßte, eine Quantität die viel größer iſt als in der vorſtehenden Rechnung angenommen wird.“

Wer die in der holländiſchen Broſchüre mitgetheilten detaillirten handelsſtatiſtiſchen Zahlenangaben (deren Authenticität aus den niederländiſchen Zollregiſtern, was die Quantitäten anlangt, nicht in Zweifel zu ziehen ſeyn dürfte) näher erwägt, wird gewiß anerkennen daß hiernach die Bedeutung Hollands für den Abſatz deutſcher Producte und Fabricate jedenfalls viel anſehnlicher ſich herausſtellt als man bisher gemeiniglich anzunehmen geneigt war, und es bewährt ſich alſo hier aufs neue daß heutigen Tags Geheimnißkrämerei mehr zu ſchaden als zu nützen pflegt. Allein die öffentliche Meinung daß, im Ganzen betrachtet, Holland weit mehr Beweggründe habe günſtige commercielle Beziehungen mit dem Zollvereine zu bewahren als umgekehrt, und daß im Fall handelspolitiſcher Beſchränkungs- oder Retorſions-Maßregeln Holland weſentlichere Nachtheile zu fürchten habe als der Zollverein, dieſe Meinung wird durch die mitgetheilten Tabellen ſich nicht beſeitigen laſſen. Der Raum dieſer Blätter geſtattet nicht eine ausführliche Erörterung des ſpecielleren Inhalts der Tabellen, weßhalb wir nicht weiter darauf eingehen wollen, daß gerade im Jahre 1842 eine beſonders bedeutende Getreideeinfuhr aus dem Zollverein nach den Niederlanden ſtattfand, daß die Werthe mancher Einfuhrartikel aus dem Zollverein eher zu hoch als zu niedrig, dagegen die Werthe der wichtigſten holländiſchen Ausfuhrgegenſtände dahin (namentlich Zucker) eher zu niedrig angenommen zu ſeyn ſcheinen, daß die Schätzung von circa 2,500,000 fl. für den Betrag der Waaren welche aus Frankreich, der Schweiz und Italien durch den Zollverein in die Niederlande eingingen, etwas gering zu ſeyn ſcheint u. a. Nur einige wichtige Punkte wollen wir hervorheben. Zunächſt erſcheint die Unterſcheidung welche der Verfaſſer bei der Ausfuhr aus den Niederlanden nach dem Zollverein zwiſchen dem Properhandel und dem Speditionsgeſchäfte ſtatuirt, für den vorliegenden Zweck nicht gehörig motivirt. Es mag zugegeben werden daß bei manchen wichtigen Artikeln, z. B. Garn, Manufacturwaaren, Eiſen und Eiſenwaaren, zum Theil auch bei Baumwolle und Indigo u. a. die Beziehungen der Rheinlande aus Hull, Liverpool, London und andern Plätzen den holländiſchen Handel weniger intereſſiren und nach Verhältniß des Werths der Waaren bei der Spedition nicht viel verdient wird, aber iſt deſſenungeachtet und im Allgemeinen betrachtet nicht das Speditionsgeſchäft für einen Handelsſtaat von ganz außerordentlicher Wichtigkeit? Wird dadurch nicht auch der holländiſchen Rhederei mehrfache Beſchäftigung zu Theil, gewinnt nicht jedenfalls der Staat dadurch vermehrte Schiffsabgaben? Bei einem lebhaften Speditionsgeſchäft wird, abgeſehen von der Proviſion des Kaufmanns, ſchon durch den Transport ſelbſt den Handelsplätzen mannichfacher Verdienſt zu Theil; auch knüpfen ſich an den Speditionshandel lebhafte Wechſelgeſchäfte. Es würde daher gewiß ein großer Mißgriff ſeyn, wenn Holland bei der Würdigung ſeiner commerciellen Stellung zum Zollverein ausſchließlich nur ſeinen Properhandel in Betracht ziehen wollte. Ueberdieß dürfte der Bereich des Speditionsgeſchäftes von dem holländiſchen Verfaſſer zu weit ausgedehnt ſeyn, wenn z. B. auch Baumöl, Schwefel, Thran, Krapp ꝛc. gänzlich dahin gerechnet werden, ſo wie wenn von den Colonialproducten die aus andern außereuropäiſchen Ländern als den niederländiſchen Beſitzungen für den Zollverein durch Holland bezogen werden, von Baumwolle, Häuten, Tabak, Zucker zwei Drittheile als Speditionsgut aus der Handelsbilanz ausgeſchloſſen werden.

Ein anderer wichtiger Punkt iſt daß Holland außer auf dem Rheine und über die preußiſchen Oſtſeehäfen noch über die Hanſeſtädte, vornehmlich Hamburg, ſowohl eine Menge eigener Ausfuhrartikel als auch ſehr bedeutende Quantitäten ſeiner Colonialproducte nach dem Zollvereine abſetzt, dagegen nur wenig Zollvereinserzeugniſſe, namentlich äußerſt wenig Fabricate, auf dieſem Wege bezieht. Der Verfaſſer hat dieſe indirecten Handelsverbindungen mit dem Zollverein nicht unberührt gelaſſen, aber er geht darüber hin mit der Aeußerung, „man ſtelle ſich dieſe Einfuhr ſehr übertrieben vor“, und der allgemeinen Bemerkung: „dieſelbe könne von Seite des Zoll„vereins auch lediglich auf die Rechnung der Hanſeſtädte geſtellt „werden, da dieſe es ſind die mit jenen Theilen des Zollvereins „in directer Verbindung ſtehen, und da die directe Verbindung der „Niederlande mit denſelben natürlicherweiſe ſehr beſchränkt iſt. Das „was auf dieſem Wege für niederländiſche Rechnung dahin ging, „ſteht höchſtens gleich mit dem Werthe der Producte des Zollvereins „die auf dem nämlichen Wege nach den Niederlanden gingen.“ —

Digitized by Google

Dieſe Annahme beruht jedoch auf einem großen Irrthum, namentlich was den Verkehr über Hamburg betrifft. Der Werth der ſämmtlichen Ausfuhr von da nach Holland, welche hauptſächlich nur in Saaten und Getreide (und dieſe nur theilweiſe aus Producten des Zollvereins) beſteht, beträgt wohl kaum den vierten Theil der Importation daher, welche dem bei weitem größten Theil nach als Tranſitogut gleich zum Abſatz nach den Zollvereinsſtaaten weiter ſpedirt wird. Was davon nach Böhmen und andern Ländern außerhalb des Zollvereins geſandt wird, iſt unerheblich. Dieſes Mißverhältniß zeigt ſich ſchon auffallend in dem wechſelſeitigen Schifffahrtsverkehr; im Jahre 1842 gingen von Hamburg nach Holland nur 173 Schiffe, und kamen an von dort 507 Schiffe, welche unter andern Artikeln wohl circa 8 Millionen Pfund Javakaffee einführten. Auch ohne dieſe Hinweiſung, wie der Zollverein bedeutend mehr von den niederländiſchen Colonialerzeugniſſen conſumirt als in den holländiſchen Tabellen hiefür angeführt wird, muß dieſes Verhaltniß ſchon von ſelbſt auffallen, wenn man die hierüber vorgelegten Zahlenangaben mit der Summe der Quantitäten welche von dieſen Producten nach Holland kamen, auch nur oberflächlich vergleicht, und die Erſchwerung des Abſatzes nach andern Ländern, die ſelbſt Colonien beſitzen, erwägt. Die Einfuhr von Kaffee und Zucker aus den niederländiſchen Beſitzungen betrug im Jahre 1842: 56,839,730 Kilog. Kaffee (die Maatſchappy brachte in demſelben Jahre 55,295,800 Kilog. Kaffee zum Verkauf) und 58,572,050 Kilog. Zucker (die Maatſchappy verkaufte 1842 56,282,300 Kilog. Zucker) ꝛc. In den holländiſchen Tabellen wird der Abſatz an dieſen Artikeln aus den Niederlanden nach dem Zollverein angegeben auf 17,803,573 Kilog. Kaffee und 18,832,011 Kilog. Zucker. Unwillkürlich drängt ſich die Frage auf: wo iſt denn das Uebrige, nämlich circa 39 Millionen Kilog. Kaffee und 40 Millionen Kilog. Zucker conſumirt worden? Der Verbrauch in den Niederlanden ſelbſt wird auf ungefähr 12½ Millionen Kilog. Kaffee und 15 Millionen Kilog. Zucker geſchätzt (ſ. Dieterici Stat. Ueberſ. 2. Fortſ. S. 128 und 143). Frankreich importirte aus den Niederlanden im Jahre 1842 1,029,000 Kilog. Kaffee und gar keinen Zucker, und Belgien circa 8 Millionen Kilog. Kaffee und circa 1¾ Millionen Kilog. Zucker; in Großbritannien wird bekanntlich nicht das Mindeſte von Colonialproducten aus europäiſchen Häfen zum eignen Conſumo zugelaſſen. Wo ſollte demnach wohl das nach Abzug der vorhin erwähnten Quanta noch übrigbleibende der niederländiſchen Colonialerzeugniſſe ſeinen Abſatz gefunden haben, wenn nicht zum großen Theil im Zollvereine und zwar über die Hanſeſtädte? In den vom franzöſiſchen Handelsminiſterium herausgegebenen Documens sur le commerce extérieur, denen hauptſächlich Conſulatsberichte zu Grunde liegen, befand ſich vor einiger Zeit nach niederländiſchen Quellen eine Zuſammenſtellung über die Handelsbeziehungen Hollands zu fremden Ländern, und hier war die Handelsbilanz Hollands und Deutſchlands ganz anders aufgeſtellt als in der vorliegenden niederländiſchen Broſchüre. Es ward nämlich angegeben

	Einfuhr in Holland von	Ausfuhr von Holland nach
Preußen	5,856,000 Frcs.	12,273,000 Frcs.
Hanſeſtädte	6,173,000 „	24,762,000 „
Rheinhandel	33,374,000 „	137,517,000 „
Andere deutſche Staaten	1,783,000 „	2,269,000 „
Deutſchland zuſammen	47,186,000 Frcs.	176,821,000 Frcs.

wonach alſo von und über Holland dem Werthe beinahe das Vierfache oder nahe an 130 Millionen Francs (circa 34 Millionen Thaler Pr. Cour.) mehr nach Deutſchland als von oder über Deutſchland nach Holland abgeſetzt wurde, während nach der vorliegenden Darſtellung die Bilanz höchſtens etwa 5 Millionen Gulden (circa 2,700,000 Thlr.) betrüge! Der holländiſche Verfaſſer hat im Eifer für ſeine Sache offenbar zu viel beweiſen wollen!

Ein auffallendes Gegenſtück zu dem Beſtreben die Handelsbilanz zu Holland als höchſt günſtig für den Zollverein darzuſtellen, bildet die Uebertreibung, in die der Verfaſſer bei der Schilderung des Mißverhältniſſes der Handelsbeziehungen zwiſchen Deutſchland und Großbritannien verfällt. Obſchon ihm als Handelsſtatiſtiker die vielfachen neueren Publicationen über den auswärtigen Handel Englands kaum unbekannt geblieben ſeyn können, wählt er das Jahr 1832, in welchem ſeiner Behauptung nach die Ausfuhr von Deutſchland nach Großbritannien 2,477,217 Pfd. St., die Einfuhr aus Großbritannien 13,340,854 Pfd. St. betrug! Warum wählte der Verfaſſer nicht eins der näher liegenden Jahre 1841 oder 1842, wo offenbar der Werth der Einfuhr aus Deutſchland in Großbritannien viel bedeutender geweſen ſeyn muß als die britiſche Exportation nach Deutſchland, denn ſonſt hätten doch unmöglich ſo viele Baarſendungen nach letzterem ſtattfinden und der Preis des Goldes ſo auffallend ſinken können.

Wie ſehr aber auch die Schätzungen und Meinungen über das Mehr oder Minder in dem Verhältniß der wechſelſeitigen Handelsbilanz zwiſchen den Niederlanden und dem deutſchen Zollverein von einander abweichen mögen, über einen Punkt, der bei commerciellen Beziehungen eben ſo wichtig iſt wie die Frage der Handelsbilanz, kann gewiß die Anſicht nicht zweifelhaft ſeyn: daß nämlich die Handelspolitik des Zollvereins bis jetzt Holland auf das liberalſte, Hollands Handelsgeſetzgebung dagegen den Zollverein auf eine höchſt illiberale Weiſe behandelt und mit auffallender Unbilligkeit gegen andere Staaten zurückgeſetzt hat. Statt weiteren Raiſonnements ſollen hier zwei Thatſachen als vollgültiger Beweis vorgeführt werden. Der Zollverein läßt die Erzeugniſſe ſowohl Hollands als der niederländiſchen Beſitzungen zu gleichem Eingangszolle zu, wie alle übrigen gleichartigen Producte; Holland dagegen belegt die Weine, Seidenwaaren, Quincailleriewaaren ꝛc. des Zollvereins mit doppelt ſo hohen Eingangsabgaben wie dieſelben Artikel franzöſiſchen Urſprungs, und dieß, obſchon Frankreich Javakaffee bei directer Importation mit 78 Frcs. per 100 Kil. tarifirt hat, 28 Frcs. höher als den Kaffee von der Inſel Bourbon! Den anderen Beleg für Hollands billige Geſinnungen für den Zollverein entnehmen wir aus den Zolltarif für Java. Die Zollſätze in demſelben ſind für eingeführte Producte und Fabricate meiſtens reſpective 6 oder 12 Proc. bei niederländiſchem Urſprung und in niederländiſchen Schiffen, ſonſt reſpective 12 und 24 Proc. Die Tarifirung iſt ſeit einer Reihe von Jahren unverändert geblieben, nur für einen wichtigen Importartikel hat eine Veränderung und zwar eine Zollerhöhung auf das Doppelte ſtattgefunden, und merkwürdiger Weiſe hat es einen Artikel getroffen, der faſt ausſchließlich von Deutſchland aus, und zwar in letzterer Zeit in größerer Menge, nach Java gebracht wird, nämlich Zink. Früher zahlte dieſes Metall (in fremden Schiffen) 12 Proc. Eingangszoll in Batavia, durch eine holländiſche Verordnung vom April 1843 iſt der Zoll auf 24 Proc. erhöht worden!

Wir werden nächſtens auf die Verhältniſſe des deutſchen Handels zu den niederländiſchen Beſitzungen ſowie die bisherige und in Zukunft zu erwartende Handelspolitik des Zollvereins Holland gegenüber wieder zurückkommen. Zu einer Zeit wo die Staaten des Zollvereins ſich anſchicken in ihren Handelsbeziehungen zu auswärtigen Staaten, und namentlich zu transatlantiſchen Ländern ein angemeſſenes Zollſyſtem anzuordnen, mit beſonderer Rückſicht auf die Beförderung des Ausfuhrhandels, iſt ein ſolches Thema von größerem Intereſſe als je zuvor.

Digitized by Google

Monatblätter

zur Ergänzung

der

Allgemeinen Zeitung.

1845.

Februar.

Im Verlage und unter Verantwortlichkeit

der

J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Edmund Burke	1
Italieniſche Familien	14
Hamburg	18
Fragmente aus dem Orient	29
Beſuch bei Mehemed Ali	37
Reiſen in Armenien	39
Agaſſiz's Gletſcherreiſen	45
Allgemeine Geſchichte des großen Bauernkriegs	48
Preußens Garantien für die Richter	52
Deutſche Bücher in England	54
Charles Dickens	56
Volks- und ſtaatswirthſchaftliche Fortſchritte der Vereinigten Staaten von Nordamerika innerhalb fünfzig Jahren	60
Bündniſſe und entente cordiale	62

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Edmund Burke.

Correspondence of the right honourable Edmond Burke, between the year 1744 and the period of his decease in 1797; edited by Charles William, Earl Fitzwilliam and Lieutenant-General Sir Richard Burke, K. C. B. 4 Vol. 8. London, Francis & John Rivington. 1844.

Zweiter und letzter Artikel.

Die Zeit des amerikaniſchen Krieges iſt ſicher die ſchönſte, wirkungsreichſte, ja man kann ſagen erhabenſte — da Erhabenheit ein Charakterzug von ihm iſt — des Burke'ſchen Lebens. Alles was von Größe und Kraft in England und Amerika war, ſah auf ihn und ſchloß ſich wo möglich an ihn an. Da erſcheinen unter ſeinen Freunden und Correſpondenten Franklin, Agent der Colonien, und der General Lee; ſelbſt die Miniſter ließen ſich herbei ihn mehrmals von den Planen und Maßregeln in Kenntniß zu ſetzen, die ſie dem Parlamente vorlegen wollten. Die Kaufleute welche im amerikaniſchen Handel ihre vorzüglichſten Intereſſen hatten, wandten ſich an ihn mit ihren Petitionen und Dankadreſſen. Er war im eigentlichſten Sinne der Wolkenverſammler der Oppoſition, um zerſchmetternden Blitz und Donner für das Parlament vorzubereiten. In dieſer Zeit gewann er auch die entſchiedene Freundſchaft von Charles Fox, der ſich mit ſeiner ganzen jugendlichen Herzensneigung und mit dem ganzen Gefolge ſeiner mächtigen Talente an ihn, als an einen verehrten Lehrer wahrer Freiheitsgrundſätze, anſchloß. Nur die großen und größten Fragen jener Tage ſind es geweſen, die Fox, der ſeiner Natur nach den Torygrundſätzen feindlich ſeyn mußte, zu dem Austritt aus dem Miniſterium North brachten; keine kleineren oder untergeordneten Zwiſtigkeiten haben, wie man wohl früher geglaubt hat, dieſen Schritt des größten Debaters und aufrichtigſten Mannes, den England gehabt hat, herbeigeführt. Es war jenes Stadium bei ihm ein ähnliches Erwachen und Eintreten in den wahren Zweck des Lebens wie aus dem Alterthum von dem Eintritte des Alcibiades in die Sokratiſche Schule berichtet wird. Gerade aus dem Jahre 1774, in welchem Fox zuerſt die Burke'ſchen Lehren ergriff und unterſtützte, haben wir einen Brief der die ganze Geſinnung dieſes von der Natur ohne Falſch und Hehl gebildeten reichen Gemüthes aufſchließt: „Welche erſchreckliche Neuigkeiten!" ſchreibt er über die erſten Kriegsthaten des General Hage in Maſſachuſetts an Burke; „welch eine melancholiſche Betrachtung für alle denkenden Menſchen, daß kein Volk, begeiſtert durch welche Principien auch immer, einen erfolgreichen Widerſtand gegen militäriſche Disciplin leiſten kann. Ich weiß nicht daß ich jemals durch irgend ein öffentliches Ereigniß in der Geſchichte oder im Leben ſo ergriffen war. Die Einführung großer ſtehender Armeen in Europa hat alle Menſchen unwiderruflich zu Sklaven gemacht. Aber Klagen iſt nutzlos, und ich kann es nicht ertragen den Tories den Triumph zu gewähren mich zu ſehen wie ich im Herzen getroffen bin. Es iſt mir klar daß eine Seceſſion (vom Parlament) jetzt durchaus unräthlich iſt, vielmehr iſt nichts als ein feſter und ſtarker Schritt für uns paſſend; freilich ob er oder irgend etwas anderes nützen kann, das weiß ich nicht."

Mit dieſen Anſichten ſtimmte Burke vollkommen überein: dieſer wies die Meinung des Marquis von Rockingham und die zögernden Rathſchläge der andern Freunde, zu warten bis die öffentliche Unzufriedenheit reifer geworden ſey, ebenfalls zurück, es müſſe ein »caveat« eingelegt werden.

Mitten unter den ſchönſten Gewinnſten des Lebens wäre es aber möglich geweſen, daß er hätte wenigſtens auf unbeſtimmte Zeit aus der öffentlichen Laufbahn ſeines Ruhmes heraustreten müſſen. Die neuen Wahlen des Jahrs 1774 begannen; die Vermögensumſtände ſeines früheren Beförderers Lord Verney machten es kaum möglich daß Burke wieder für Wendover gewählt werden konnte; ein Burke mußte ſich nicht nur der Ariſtokratie bedienen um gewählt zu werden, ſondern gerieth auch in Furcht aus Mangel an Geldmitteln ſein öffentliches Leben ganz verlaſſen zu müſſen. Auf das glänzendſte löste ſich aber damals ſein Schickſal; kaum war er durch die „Freundſchaft" des Marquis von Rockingham in Malton als Parlamentsmitglied gewählt, ſo kamen Einladungen von der großen Handelsſtadt Briſtol an ihn ſich als Candidat dort zu ſtellen. Unbedenklich mußte er es annehmen, eine beſonders in der damaligen Lage der Dinge der wichtigſten Städte des Reichs zu repräſentiren; mit großer Feinheit und Beſcheidenheit dankte er ſeinen Wählern zu Malton, machte die Reiſe und wurde mit einer Majoritat von 251 Stimmen gewählt. Nicht zum kleinſten Theil mag dieſer für einen unbemittelten Commoner immer doch ſehr ehrenvolle Erfolg Burke's wahrhaft majeſtatiſcher Rede von 1774 zugeſchrieben werden, in welcher er ſich gegen die praktiſche, unbedingte Anwendung des Taxationsrechtes ausſprach. In den Briefen dieſes Jahres finden ſich von den Kaufleuten Briſtols gerade Andeutungen auf die Freimüthigkeit ſeiner Grundſätze; und die Clubsmitglieder und Magiſtratsperſonen von Briſtol, die als leitende Männer ſeine Wahl durchſetzten, gehören zu den Erſten welche in England dem Haſſe des Volkes gegen Amerika entgegentraten. Jene ſchlagenden Worte vom 19 April 1774 waren

Digitized by Google

das Programm einer beſſeren Zukunft, einer Durchführung engliſcher Regierungsweiſe, wenn ſie verfaſſungsmäßig ſeyn ſoll:

„Wieder und wiederum kehrt zu euren alten Principien zurück; ſucht Frieden und erhaltet ihn; laßt Amerika, wenn es ſteuerbare Werthe beſitzt, ſich ſelbſt beſteuern. Ich will hier nicht eingehen in Definitionen des Rechts, noch verſuchen deren Gränzen feſtzuſetzen. Mit dieſen metaphyſiſchen Unterſchieden befaſſe ich mich nicht. Ich haſſe ſogar das Sondiren danach. Laßt die Amerikaner wie ſie von Alters her waren; und dieſe Diſtinctionen die durch unſern unglückſeligen Streit geboren ſind, werden zugleich mit ihm abſterben. Sie und wir, ihre und unſere Vorfahren ſind glücklich geweſen unter jenem Syſtem. Laßt die Erinnerung an alle jene Handlungen die der alten guten Art zuwiderlaufen, auf beiden Seiten ausgelöſcht ſeyn für immer. Seyd zufrieden durch Handelsgeſetze Amerika an euch zu feſſeln. Belaſtet ſie nicht mit Steuern; ihr wart nicht gewohnt ſo zu thun von Anfang an. Laßt dieß euren Grund ſeyn für Nichtbeſteurung. Dieſes ſind die Gründe der Handlungsweiſe von Staaten und Königreichen. Laßt das übrige den Schulen, dort allein kann dieß mit Sicherheit erörtert werden. Aber wenn ihr unzeitig, unweiſe, unglückbringend ſophiſticirt und die Quelle der Regierung ſelber vergiftet dadurch daß ihr ſubtile Deductionen und Conſequenzen, die den Regierten verhaßt ſind, von der unbeſchränkten und unbeſchränkbaren Natur der höchſten Souveränetät behauptet, ſo werdet ihr durch dieſe Mittel jene nur lehren dieſe Souveränetät ſelbſt in Frage zu ziehen. Wenn ihr ihn hart drängt, wird ſich der Keuler gegen die Jäger ſetzen. Wenn eure Souveränetät und ihre Freiheit nicht verſöhnt werden können, was werden ſie erwählen? Sie werden euch eure Souveränetät ins Geſicht werfen. Niemand mag ſich in Sklaverei hineinargumentiren laſſen."

Dieſen Standpunkt hielt Burke auch ſpäterhin feſt: er beſtritt die Ausdehnung des Souveränetätsrechtes auf die Taxation wie Lord Chatham, nicht geradezu dem Princip nach, aber er hielt dieſe Anwendung desſelben für unheilbringend; die Miniſter blieben entſchieden für das Syſtem gänzlichen Gehorſam zu erzwingen, und zogen das Schwert. Während der erſten Jahre des Kampfes hatte die ſtaatsmänniſche Oppoſition im Parlamente, obwohl aus den erſten Talenten des Landes beſtehend, einen ſehr ſchwierigen, faſt unerträglichen Stand. Der ganze Haß John Bulls gegen Amerika erwachte oder wurde vielmehr neugeboren, die Miniſter hatten für alle Zwangsmaßregeln eine bedeutende Majorität, viele Publiciſten wandten ſich in ihren Pamphlets auf die Seite derſelben. Während der Krieg in den Colonien und auf dem Meere geführt wurde, folgten deßhalb auch die handelsmörderiſchen Bills im Parlamente. Man ſchien gleichſam die Abſicht zu haben einer ganzen Nation durch Geſetze die Mittel ihrer Exiſtenz zu rauben; Burke ließ vergeblich ſeine verſöhnende Stimme, ſeine warnenden Prophezeiungen ertönen; Bewunderung der Beſſern, Hohn und Spott der Unklugen war ſein Lohn bis alles ſich erfüllt hatte. Von Anfang an ſah er die nutzloſen Anſtrengungen der Gewaltthätigkeiten ein; ſtets zeigte er, auch wenn die Engländer militäriſche Vortheile auf amerikaniſchem Boden erlangt hatten, eine Präſagacität in dieſen politiſchen Ereigniſſen, die ihn nur ſelten daran zweifeln ließ daß die Colonien ihre volle Freiheit und Unabhängigkeit erzwingen würden. „Wir ſind," ſchreibt er ſchon im Auguſt 1775, „durch falſche Darſtellungen und grundloſe Verſprechungen zu einem Kriege verführt worden. Es iſt keine Ausſicht oder Möglichkeit vorhanden es zu einem guten Ende durch einen fortgeſetzten Zug von Feindſeligkeiten zu bringen."

Die Gleichgültigkeit des Volkes mußte für ihn etwas verletzendes haben: „Wir blicken auf die Kaufleute vergeblich; ſie haben uns und ſich ſelbſt verlaſſen; ſie betrachten Amerika als verloren. Alle oder der größte Theil derſelben fängt ſchon an den Leichengeruch eines lucrativen Krieges zu riechen." — „Ich verſichere zu Gott," ſchreibt er weiter an Rockingham, „daß ich denke Euer Ruf, Eure Pflicht, und die Pflicht und Ehre von uns allen, die wir Eure Geſinnung vom Höchſten zum Niedrigſten theilen, fordern uns auf zur ehrlichen, ernſten Anſtrengung das ſchwere Unglück abzuwenden das über unſern Häuptern ſchwebt, unſere Hände vom Blute rein zu erhalten, und wenn es möglich iſt das arme, taumelnde, gedankenloſe Volk unſeres Landes zu verhindern ſich kopfüber in dieſen gottloſen Krieg zu ſtürzen." Er war es der in dieſer Zeit faſt alle Proteſte für das Parlament ausarbeitete, der aus Amerika ſelbſt über die dortigen Zuſtände ſich am beſten zu unterrichten verſtand. Ihm wurde von dort her von Freunden über den Geiſt des Krieges vieles, namentlich im Jahr 1777 berichtet: „Ich fragte ein junges amerikaniſches Weib (von 25 Jahren, die vier oder fünf Kinder hatte, und deren Mann im Felde ſtand) ob ſie ihm nicht Vorwürfe mache daß er zu Felde ziehe? Was ſoll ich ihm vorwerfen, antwortete ſie, Ihr wißt ich bin keine Tory. — Aber Ihr habt eine Anzahl junger Kinder? — Deßhalb, ſagte ſie, iſt es um ſo mehr des Vaters Pflicht ins Feld zu ziehen, weil ich nicht die Mutter von Sklaven ſeyn will." Dieſen Geiſt der Befreiungskriege ſchienen die Miniſter ſchlecht zu verſtehen; ſie ahnten nicht was Burke vorherſagte und ſchon 1776 an ſeinen Freund Champion nach Briſtol ſchrieb: „Unſere Seſſion iſt vorüber, und bei der Ruhe Jedermanns um mich herum kann ich kaum glauben daß wir ein Volk ſind, welches gerade ein großes Reich verloren hat. Doch dem iſt ſo."

Erſt im Jahr 1777 begann ſich auch unter der Majorität des Hauſes eine bedenkliche Stimmung zu zeigen; indeß war ſie noch vorübergehend, und ein und der andere Sieg der brittiſchen Waffen erhielt Haß und Hoffnung aufrecht, bis der Freund Burke's, der engliſche General Burgoyne, mit ſeiner ganzen Armee gefangen wurde. Hartnäckigkeit und Ausdauer iſt ein eigenthümlicher Zug im engliſchen Charakter; das große Nationalgefühl jenes Volkes hat ſich ſowohl während des amerikaniſchen Krieges als während der franzöſiſchen Revolution in wahrhaft eiſerner Unerſchütterlichkeit gezeigt, und iſt ohne Frage der Hauptgrund geweſen, weßhalb es auch kleinen Miniſtern möglich wurde die Würde des Staats trotz falſcher Maßregeln zu behaupten. Schlag auf Schlag folgten ſich ſeit dem Jahre 1778 der franzöſiſche Tractat und die Kriegserklärung gegen Frankreich und Spanien, das Mißvergnügen in Irland wegen religiöſer und Handelsunterdrückung, die Tumulte in England wegen der verſuchten Beſänftigung Irlands durch Abſchaffung einiger Papiſtengeſetze, das Unglück der Waffen in Nordamerika.

Es gehörte bei den furchtbaren Kriegen nach außen und den Calamitäten des Innern ein wahrhaftig nicht geringer, man möchte faſt ſagen, ein leichtſinniger Muth der Miniſter dazu einer Oppoſition zu widerſtehen welche ſeit dem Tode Lord Chathams ſich feſter als je vereinte, ſeit dem Jahr 1780 eine geſchloſſene Phalanx von geharniſchten Talenten beſaß, die unbedenklich zu den größten ſtaatsmänniſchen Charakteren gezählt werden müſſen, welche die Weltgeſchichte kennt. Der junge Pitt trat damals mit ſeiner angebornen Meiſterſchaft ſachkundiger Beredſamkeit in die Reihen derſelben ein, und ein und dasſelbe Parlament hörte ſtaunend ſeine und Sheridans erſte Reden. Vor den ſtets wiederholten Schlägen dieſer gewaltigen Menſchen fing das Miniſterium ſogleich nach der Eröffnung der Sitzung von 1781 zu wanken an, als man

Digitized by Google

abermals aus der Thronrede erfuhr daß die Miniſter geſonnen ſeyen den Krieg fortzuſetzen. Burke, Fox, Pitt und Sheridan im Unterhauſe, der Herzog von Richmond, der Marquis von Rockingham, Lord Shelburne und man kann ſagen der Geiſt Lord Chathams im Oberhauſe, weil die zerſchmetternden Worte deſſelben noch öfters citirt und von ſeinen Freunden, wie jetzt auch von ſeinen ehemals perſönlichen Gegnern als drohende Weiſſagungen heraufbeſchworen wurden, wirkten zuſammen, und wenn Burke das Orakel der Zeit genannt werden konnte, ſo waren die Andern doch nicht minder wie er ſtreitführende Kämpen glorreicher Niederlagen und endlicher Siege. Mit Burke's Replik auf die Worte des Miniſters Lord North: „Der Krieg ſey unglücklich aber nicht ungerecht," denen er entgegenſetzte: „Sieg und Niederlagen in dieſem Falle ſeyen gleich unheilbringend, aber die Thronrede ſey die größte aller Niederlagen," begann ein fortgeſetzter geſchloſſener Angriff der erſt mit dem Falle des Lord North endete. Man kann ſicher behaupten daß hier die vereinten Talente der größten Männer, nicht bloß das Kriegsunglück, eine Umwandlung in der Ueberzeugung der Majorität hervorbrachten. Petitionen der großen Städte und Adreſſen an den König folgten auf einander, die kühnſten Motionen für die Entlaſſung aller öffentlichen und heimlichen Rathgeber des Königs, namentlich von Fox und Pitt wurden geſtellt; ein Freund der Partei, General Conway, brachte endlich einen Beſchluß gegen die fernere Fortſetzung von Feindſeligkeiten in Amerika durch; das Miniſterium North wurde entlaſſen, der große Sieg war entſchieden.

Es iſt bekannt daß nun im März des Jahrs 1782 die beiden Fractionen der Oppoſition, der Marquis von Rockingham und Lord Shelburne an der Spitze, ſich zu einem Miniſterium vereinigten, weil der König die Rockinghams, die ihre ſteten Angriffe gegen die Hofleute und die Verletzung der Verfaſſung gerichtet hatten, nicht ausſchließlich zur Gewalt kommen laſſen wollte. Drei Tage nach der Uebernahme des Miniſteriums ließ Georg III den Marquis von Rockingham erſt vor ſich. Die Parteien mußten ſich vergleichen. Dieß war wohl ein Hauptgrund weßhalb Burke nicht in eines der wirklichen Miniſterien eintrat, ſondern ſich mit der Stelle des Kriegszahlmeiſters begnügte, die ihm ein ſehr bedeutendes Einkommen gewährt haben würde, hätte er nicht ſelbſt in ſeiner Bill für ökonomiſche Reform des Staatshaushaltes das Gehalt und Einkommen derſelben noch in demſelben Jahre um 20,000 Pfd. Sterl. vermindert. „Stehet feſt auf Eurem Grund — nur Ein Miniſterium," ſchried er damals an den Marquis von Rockingham, indeß vergeblich; ſchon in den Anſichten über den Friedensſchluß mit Nordamerika waren die Shelburnes und Rockinghams nicht einig; am 1 Julius 1782 ſtarb der Marquis und das neue Miniſterium fiel auseinander, weil der Erbe deſſelben, der Earl Fitzwilliam, nicht in deſſen Stelle treten wollte und konnte. Die Partei der alten Whigs erlitt dadurch einen unheilbaren Stoß; man traute dem Lord Shelburne nicht, man hielt ihn für zweideutig und ehrgeizig. „Wenn Lord Shelburne nicht ein Catilina oder Borgia in ſeiner Moral wäre, ſo ſey dieß nur ſeinem Verſtande zuzuſchreiben," erklärte Burke, der wie Fox, Lord John Cavendiſh und der Herzog von Portland, ſogleich ſeine Stelle niederlegte. Es war damals wo der dreiundzwanzigjährige William Pitt ſeine glorreiche miniſterielle Laufbahn als Kanzler der Schatzkammer und als Leiter der engliſchen Politik im Unterhauſe begann; von jetzt an waren jene Whigs auf immer getrennt; die kommenden großen Ereigniſſe der Zeit führten eine Scheidewand zwiſchen ihnen auf, die ſelbſt durch eine annähernde Aehnlichkeit mancher Grundſätze nicht wieder niedergeriſſen werden konnte.

Ehe wir jedoch zu dem letzten Acte des Burke'ſchen Lebens, zu ſeinen Kämpfen gegen die franzöſiſche Revolution vorwärts ſchreiten, müſſen wir ein paar Worte über jene merkwürdige und berühmte Anklage Warren-Haſtings durch Burke ſagen, über welche dieſe Briefe ebenfalls manches neue Licht verbreiten. Burke war ſeit der erſten Zeit ſeiner politiſchen Laufbahn ein Feind jeder Einmiſchung der Regierung in die innern Angelegenheiten einer Corporation oder einer frei im Staate emporgewachſenen Gemeinheit. Schon bei der erſten Bill (1773) durch welche es der Regierung gelang die Intereſſen der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft in ihre Hände zu nehmen, war er der ſtärkſte und kenntnißreichſte Vertheidiger des Selbſtregierungsprincips geweſen; er ſah deutlich die Mißbräuche und üblen Folgen ein welche ſich aus der zu weit getriebenen polizeilichen Ueberwachung, aus der inſpicirenden und vielregierenden Gewalt des Staates für ſolche Vereine, die ſich frei und durch ſich ſelbſt am beſten entwickeln, ergeben. Seine Oppoſition war jedoch unwirkſam in einer Sache geblieben, in welcher er ſich durch ſeinen Vetter William Burke, der in Oſtindien ein bedeutendes Amt verſah, durch eigne tiefe Studien und durch genaue Verbindungen mit oſtindiſchen Eingebornen, von denen er zwei Braminen längere Zeit auf ſeinem Landgute Gregories gaſtfrei aufnahm, genau unterrichtet hatte. Der hervorragendſte Zug ſeines Charakters — Humanität, jene Menſchenliebe, wie ſie ein Wilberforce und Las Caſas hegten, die gerade der unterdrückten Nationen, der untergehenden und ſelbſt ſittlich abgeſtorbenen Völkerſchaften ſich annimmt, ließen ihn in dem harten aber großen Ausbreiter nationaler brittiſcher Herrſchaft in Indien, Haſtings, nichts als den Tyrannen ſehen.

Haſtings war der erſte Gouverneur den die Regierung ernannt hatte; ein Mann, der durchaus nicht gemeint war ſich durch die Controle ſeines Raths oder durch das Landgericht von Bengalen oder gar durch philanthropiſche Gefühle und Redensarten beſchränken zu laſſen. So unabhängig und frei ſich der Gouverneur auch von der engliſchen Regierung mit aller Macht zu ſtellen ſuchte, Burke war ſtets geneigt vorauszuſetzen daß er gegen das Intereſſe der Compagnie, gegen die Freiheiten derſelben handle, und von den Miniſtern eben deßhalb wohlgelitten ſey. Seine ganze Natur war der des Haſtings entgegengeſetzt. Dieſer war ein principienloſer aber großer Staatsmann, immer das Nächſte ergreifend und durchführend; ein Künſtler, deſſen Stoff der Augenblick war; kalt in Gefahren und ruhig; vielleicht ganz ohne Phantaſie, ein unverſöhnlicher Haſſer ſeiner Feinde, und wenn es ſeyn mußte ein Mann der mit großem Gleichmuth ſich auch ſolcher nicht eben ſchlechter Leute entledigte, die ſeiner Macht im Wege ſtanden. Nur ſo weit war er ſittlich als es die Klugheit gebietet; er hatte die Frau eines deutſchen Malers, der ſich Baron v. Imhoff nannte, auf dem Schiffe das ihn nach Indien führte, kennen gelernt, und ſie, welche vielleicht allein von allen Menſchen dieſem ſtolzen Herzen ausdauernde Liebe abgewann, hatte nach einem längern ſcandalöſen Verhältniß mit ihm das eheliche Band zu ihrem erſten Gatten gelöſt, und war ſeine Frau geworden. Auch dieſe widerwärtige Geſchichte mußte einem ſo durch und durch ernſten, ſittlichen Gemüth wie dem Burke's verächtliche Abneigung einflößen; der Hauptgrund ſeines Haſſes blieb aber die Anſicht, Haſtings habe durch die Art und Weiſe ſeiner Ausbreitung der engliſchen Herrſchaft Religion und Sitten der Hindu auf das empörendſte verletzt, und habe die engliſche Macht nach Willkür nicht zu ihrem eignen Heile, ſondern zur Vernichtung trefflicher Volksſtämme gemißbraucht.

Dieſe Vorwürfe trafen in der That manche ſeiner Handlungen mit Recht, aber in politiſchen Dingen kann man nicht immer

Digitized by Google

ohne den Staat ſelbſt an den Abgrund des Verderbens zu führen, nach den ſtrengſten Vorſchriften der Moral und des Rechtes handeln. Haſtings trat in einer Colonie auf, die — ſo eben erſt begründet — bei jedem Schritte vorwärts auf Hinderniſſe ſtieß, welche jeden ſchwachen Charakter zur Verzweiflung hätten führen müſſen; Tauſende von Meilen vom heimathlichen Boden entfernt, aus dem ihm hätte die Kraft des Kampfes zuſtrömen können; unter einem tief herabgekommenen Volke von Eingebornen das mit den Waffen der Feigheit, mit Mißtrauen, Intriguen, Falſchheit jeder Art den Kampf unternahm. Keine Zuneigung, nur Haß gegen die Mohammedaner verband die Hindu den Engländern; nur die Zwietracht der Stämme, Fürſten und Individuen, die Habſucht der indiſchen Großen und der Fatalismus der Hindu war ihre Stütze. Geld brachte die Compagnie eben ſo wenig wie gewonnene Macht mit, ſie wollte vielmehr von jenem armen Lande ungeheure Summen gewinnen. Der Gouverneur, unter welchem die höchſten Dividenden gezahlt werden konnten, war der beſte. Der geiſtvolle und in den indiſchen Angelegenheiten ſehr bewanderte, berühmte Macaulay hat in der meiſterhaften Schilderung, der wir hier folgen, Warren-Haſtings von dem Vorwurfe der Erpreſſungen für Privatzwecke oder eignen Gebrauch freigeſprochen. In ein paar Monaten brachte Haſtings den zerrütteten Zuſtand des oſtindiſchen Handels in Ordnung, und empfing den warmen Dank der Directoren. Seine Finanzverwaltung war von ausgezeichneten Erfolgen begleitet, ihr Syſtem Ordnung; über 450,000 Pfd. Sterl. jährlicher Einkünfte fügte er den Einnahmen der Colonie hinzu, ohne den Eingebornen neue Laſten aufzuwälzen; die Koſten der Militärmacht ſuchte er den indiſchen Fürſten aufzubürden welche ſich derſelben bedienten. Einheit — dieß war die größte Aufgabe ſeines Lebens, an der er endlich ſich verblutete — ſuchte er in die Verfaſſung zu bringen, und da er es nicht auf geſetzlichem Wege konnte, durch die That ohne Rückſicht auf die Mittel und die Perſonen.

Da er das innere Gouvernement von Bengalen nach dem damaligen Grundſatze der Engländer in den Händen eines eingebornen Miniſters fand, durch deſſen Departement alle die Penſionen der abhängigen Nabobs gingen, in deſſen Beſitz die Inſpection des Haushaltes des Nabobs, die Einziehung der Einkünfte, die Gerichtsbarkeit und die Aufrechterhaltung der Ordnung des Landes war, ſo mußte dieſe Gewalt eines Miniſters vernichtet werden, der über kurz oder lang dem Gouverneur höchſt gefährlich werden konnte. Haſtings benutzte dazu die Intriguen und den Haß zweier Candidaten dieſer Stelle, um beide zu täuſchen und die Zerſplitterung der Gewalt zu beenden. Er machte den oberſten Landrichter des Hofes von Bengalen durch Beſtechung von ſich abhängig, theils weil dieſes Gericht ſich ſelbſt öfters den Anordnungen des Gouverneurs widerſetzte, theils weil das engliſche Gerichtsverfahren ſchonungslos von den Richtern gegen die Eingebornen durchgeführt wurde. Er ließ den gefürchteten Hindu, den Braminen Nuncomar, der ſich mit ſeinen Feinden im Rathe, die durch ihre Majorität ſeine Macht ſchwächten, zu ſeinem Sturze verbunden hatte, wegen einer Wechſelverfälſchung anklagen, zum Tode verurtheilen und hinrichten.

Hatte er dadurch ſich auch eines verſchmitzten und unverſöhnlichen Feindes gerade zu rechter Zeit entledigt, ſo hatte er doch nicht minder die religiöſen und geſellſchaftlichen Vorurtheile und Sitten der Hindu auf das tödtlichſte verletzt. Ihm muß aber zur Entſchuldigung angerechnet werden daß er des Schreckens und der Furcht bedurfte in einer Zeit wo man ihn als einen gefallenen Mann in Indien betrachtete, deſſen Macht von ſeinen engliſchen Feinden im Rathe eingenommen wäre. Bei der Unterwerfung eines edlen, tapfern und betriebſamen Volksſtammes, bei der Vernichtung der Romillah's und der Verwüſtung ihres Landes durch engliſche Truppen die er dem Nabob von Oude lieh, kann dieſe Entſchuldigung ihm nicht zu Gute kommen; er verkaufte das engliſche Blut der Soldaten, um den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen. Mit derſelben Nichtachtung aller Rechte und aller Menſchlichkeit verfuhr er bei der Ausbreitung der engliſchen Herrſchaft über das reiche Benares, deſſen Herrſcher Cheyte Sing er durch unerträgliche, ſtets wiederholte Geldforderungen zur Empörung reizte, den er dann mit der unglaublichſten Kühnheit durch einen Haufen Engländer mitten in ſeiner Hauptſtadt gefangen nehmen, endlich durch die Hülfe des engliſchen Heeres entſetzen und penſioniren ließ. Am ſchändlichſten und ſchmachvollſten für ſein Andenken bleibt jedoch die lange dauernde Erpreſſung von ungeheuren Geldſummen, die er den Prinzeſſinnen von Oude abzwang. Kein ehrloſes Mittel blieb unangewandt, Einkerkerung der unſchuldigen Frauen und ihrer Diener, Torturen, Hunger und Elend, Verletzung der weiblichen Scham, bis der Zweck erreicht war.

Mag man von den Fähigkeiten Warren-Haſtings noch ſo hoch denken, man mag auch zugeſtehen daß es ſeiner Energie, ſeinen Talenten, ſelbſt einigen ſeiner ungeſetzlichen Handlungen zuzuſchreiben iſt daß die Beſitzungen der oſtindiſchen Compagnie nicht nur erweitert, ihr Handel geordnet, ihre Finanzen reſtaurirt, daß ſie ſelbſt vor der furchtbaren Invaſion der 90,000 Maratten unter Hyder Ali von Myſore errettet, und die Beſitzungen der Franzoſen ſo wie ihre ganze Macht in Indien auf ein Nichts zurückgeführt wurden, immer kann man doch nur zu dem Endreſultate gelangen daß es ein Glück oder eine Nothwendigkeit für England war einen Mann zu finden der ſich nicht ſcheute für die Sache ſeines Vaterlandes die wirkſamſten Verbrechen auf ſeine Seele zu laden. Aber es wäre eine Schande für die Größe engliſcher Freiheit geweſen, wenn ſich daheim niemand gefunden der die Barbareien geſetzlich zur Klage gebracht und verſucht hätte den verdienſtvollen Verbrecher vor das politiſche Tribunal zu ziehen. Vor dieſer Schande hat Burke den engliſchen Namen bewahrt. Schon gegen das Ende des amerikaniſchen Krieges war er in eine der Committees eingetreten die im Unterhauſe zur Unterſuchung der oſtindiſchen Angelegenheiten niedergeſetzt wurden. Von dieſem Augenblick an bereitete er ſich vor zum ehrenvollen Geſchäfte des Staatsanklagers; er ſammelte die Materialien die ihm beſonders von dem Todfeinde Haſtings's, Sir Philipp Francis, geliefert wurden. Allerdings ſah er nicht die Verdienſte des Coloniengründers, nicht die politiſchen Motive der ungeſetzlichen Handlungen, nicht die Einheit und Macht der Verwaltung die jener begründet hatte; aber er durfte erwarten daß ſich ſchon Vertheidiger finden würden, die es verſtänden Verdienſte und Verbrechen gegen einander abzuwägen. Und ſie fanden ſich. Sein Eifer war ganz rein; die Verdächtigung daß er aus Parteihaß und Oppoſitionsgeiſt gehandelt habe, daß er aus Aerger über den Fall der berüchtigten Coalition von Fox und Lord North, die 1784 zuſammenbrach, ſeine Anklage geſchmiedet habe, muß vor dieſen Briefen nun ganz verſtummen; ſchon an ſich hatte ſie keinerlei Glauben in Anſpruch nehmen können. Allerdings trifft auch ihn wie Fox mit Recht der Vorwurf zum Sturze des verhaßten Shelburne'ſchen Miniſteriums ſich mit einem noch verhaßteren Gegner, Lord North, verbunden, und da Burke nicht gerade ein Meiſter in der Erkenntniß der Organiſation von ſtarkconcentrirten Gewalten war, auch ſpäter die Oſtindiabill von Fox unterſtützt zu haben, die ohne alle Frage das Idol ſeiner Verehrung, die engliſche Verfaſſung, verrückt, und die nothwendigſte Einheit der Regierung von Indien aufgelöſt

Digitized by Google

haben würde. Es war die edle Freude an der Gerechtigkeit der Vergeltung und die Hoffnung einer beſſern Zukunft der indiſchen Eingebornen, die ihm jenen Schritt vorzeichneten. Er konnte nicht anders. Schon Macaulay hat bemerkt daß kein Europäer lebte, der ohne den Oſten geſehen zu haben die Gebräuche, die Religion, die Geſetze und die Natur der Hindu beſſer kannte als er; die vielen umfaſſenden Arbeiten und Briefe die er ihnen gewidmet, geben den beſten Beweis davon. Schon im Jahre 1782 in welchem ihm William Jones ſeinen Tractat über die mohammedaniſchen Geſetze überſandte, und er bald darauf ſich mit Chardins „Regierung, Gebräuchen und Wiſſen der Perſer" beſchäftigte, ſchreibt er an ſeinen von ihm hochverehrten Freund William Burke, einen Gegner von Haſtings, nach Madras am 24 April: „Eure Feinde, eure grauſamen und nichtprovocirten Verfolger ſind zu Boden geſchlagen, erdulden nun die Strafe, nicht ihrer Gemeinheiten gegen euch, ſondern ihrer eignen Verbrechen, deren unzählige ſind. Unſere Committee hat berichtet, und vergangene Nacht hat die Committee des ganzen Hauſes die Reſolutionen angenommen welche unſer Vorſitzer General Smith gegen Sullivan, Impey und Haſtings ſtellte."

Dieſe Plane verfolgte er in den nächſten Jahren. Er ließ ſich nicht abſchrecken durch die beſcheidene Entgegnung und vorſichtige Reſervation William Jones, die dieſer ihm von Calcutta aus zukommen ließ. Seine gereizte Phantaſie die ihm die Leiden jenes Volkes, jener Caſten, jener verletzten Fürſtinnen von Indien eben ſo lebhaft vorſtellte, als habe er ſie ſelber erlitten, trieb ihn weiter und weiter, ward noch mehr geſtachelt durch den unverſöhnlichen Haſſer Philipp Francis, und durch ſeine nimmer aufgegebene Hoffnung die Zukunft Indiens durch ein warnendes Beiſpiel ſicher zu ſtellen. Was er anfangs mit warmem Gefühle als eine Sache der Menſchheit und Humanität ergriffen, ward ihm bald Ehrenſache. Nachdem er am 17 Februar 1786 die erſte Motion in Bezug auf die Papiere über Indien durchgebracht hatte, beſtürmte er den geſchickten aber ſchwankenden Dundas, den Miniſter für die indiſchen Angelegenheiten, und ſchrieb ihm daß ſein und Pitts perſönlicher Ruf bei dieſer Sache offenbar betheiligt ſey; er konnte es gar nicht begreifen wie das Unterhaus den perſönlichen Feind von Haſtings Mr. Francis von der Committee für die Anklage ausſchloß. Mit edler Gereiztheit, einem Strome von furchtbar zerſchmetternden Invectiven und rhetoriſchen Uebertreibungen, aber mit den erhabenen Gefühlen eines unerſchütterlichen Menſchenfreundes war auch jene majeſtätiſch hervorbrechende Rede erfüllt, mit welcher er in der Mitte Februars 1788 die Anklage vor das Oberhaus brachte. Ein glänzenderes Aufgebot von oratoriſchen Kräften in irgend einer öffentlichen Gerichtshandlung hatte die Welt nicht geſehen: Burke übernahm die allgemeine Anklage der Adminiſtration Haſtings's, die er als durch und durch ungeſetzlich und tyranniſch darſtellte, Fox beſchränkte ſich auf die Abſetzung Cheyte Sing's, und Sheridan entfaltete die Grauſamkeiten gegen die Prinzeſſinnen von Oude. Es iſt bekannt wie dieſer Proceß erſt nach faſt acht Jahren voll Zögerungen, Verhören und Unterſuchungen unter ganz veränderten Umſtänden mit der Freiſprechung Haſtings's endete. Aber Burke, der als Ankläger im juriſtiſchen Sinne deßhalb nicht ſehr hoch zu ſtellen iſt, weil er die einzelnen Punkte nicht ſcharf genug ſonderte, hatte die geſchichtliche Ehre Englands gerettet, hatte allen folgenden Gouverneuren ein warnendes Beiſpiel für die Zukunft hingeſtellt, und war der Lehrer der Menſchlichkeit für das engliſche Volk geworden. Seine Rede, die in Bezug auf ihn äußerſt bezeichnend iſt, beſtand faſt ganz aus glänzenden, phantaſiereichen und tiefeingreifenden Ueberſichten der indiſchen Geſchichte von den Zeiten der erſten engliſchen Niederlaſſung an bis zur Rückberufung Warren-Haſtings's. Gleich zu Anfang hatte er den hohen Zweck ſeiner Sache bündig ausgeſprochen: „Mylords, unſere Beſchäftigung an dieſem Tage iſt nicht die Beſchäftigung mit dieſem Manne — es handelt ſich nicht allein darum ob der Angeklagte an der Schranke unſchuldig oder ſchuldig befunden wird, ſondern darum ob Millionen von Menſchen elend oder glücklich ſeyn ſollen." Nach ſechstägigem Reden ſchloß er eben darum auch mit der berühmten Zuſammenfaſſung: „Deßhalb klage ich Warren-Haſtings hoher Verbrechen und Miſſethaten an. Ich klage ihn an im Namen der Gemeinen von Großbritannien die im Parlament verſammelt ſind, deren Vertrauen er betrogen hat. Ich klage ihn an im Namen der Gemeinen von Großbritannien, deren Nationalcharakter er entehrt hat. Ich klage ihn an im Namen des Volkes von Indien, deſſen Geſetze, Rechte und Freiheiten er vernichtet, deſſen Eigenthum er zerſtört, deſſen Land er verwüſtet und verödet hat. Ich klage ihn an im Namen jener ewigen Gerechtigkeit, deren Geſetze er verletzt hat. Ich klage ihn an im Namen der menſchlichen Natur ſelber, die er grauſam beſchimpft, beleidigt und unterdrückt hat in beiden Geſchlechtern, in jedem Alter, jedem Rang, jeder Lage und jedem Lebensverhältniß."

Man hat mit Recht bemerkt daß das Gefühl, welches Burke in den letzten Jahren ſeines Lebens zeigte, an Reizbarkeit bei weitem das ſeiner früheren Jahre übertraf. Eine Veränderung ſeiner urſprünglichen Grundſätze durch Erweiterung ſeiner Ueberzeugungen können wir auch für die Zeiten der franzöſiſchen Revolution nicht zugeben. Vielmehr blieben ſie weſentlich wohl dieſelben, nur ſeine Anſchauungen der Ereigniſſe änderten ſich durch das Fürchterliche und Grauſenerregende derſelben. Burke iſt wegen des Bruches mit Fox und der ihm anhängenden Partei in neuerer Zeit oft einſeitig getadelt worden. Eine Verſchiedenheit der Anſichten hatte ſich bei ihnen ſchon während der Discuſſion der bekannten Regentſchaftsbill gezeigt. König Georg III war im November des Jahres 1788 in eine ſehr bedenkliche Geiſteszerrüttung gefallen, die ihn vorübergehend zur Regierung unfähig machte. Der Staat war ſomit ſeiner dritten, executiven Gewalt beraubt; es mußte für die Erſetzung derſelben, für eine Regentſchaft geſorgt werden; noch fehlte ein Geſetz in der engliſchen Verfaſſung das auf dieſen Fall vorherbeſtimmt geweſen wäre; mit Präcedentien war ebenfalls nicht auszureichen, weil ſie nur ungenügende Analogien gegeben hätten. Der nächſte Thronerbe war der Prinz von Wales, der Oppoſition äußerſt gewogen und namentlich mit Sheridan und Fox auf das engſte verbunden. Es ſchien dem natürlichen Princip einer Erbmonarchie angemeſſen daß der Thronfolger die Regentſchaft übernehme, indeß für eine parlamentariſche Verfaſſung eben ſo nothwendig zu ſeyn daß die Regentſchaft nur mit gewiſſen beſchränkten königlichen Rechten ausgeübt werden dürfe. Dieſe Anſicht ergriff im Laufe der Discuſſion Pitt, der ſie jedoch auf das Princip und den Vorgang der engliſchen Revolution von 1688 ſtützte, welche hier inſofern keine volle Anwendung finden konnten, als der jetzige Fall ein ganz verſchiedener war. Eine ſolche wichtige Verfaſſungsfrage iſt übrigens durchaus niemals bloß rechtlicher Natur, ſondern muß zugleich nach den Bedürfniſſen der Umſtände und vorauszuſehender, zukünftiger Verwicklungen abgemeſſen werden. Es war von vorn herein die Frage gar nicht zu übergehen ob denn der König beim Wiedereintritt ſeiner Geſundheit durch die Handlungen des Regenten gebunden ſey, und ob ebendeßhalb nicht der Geiſt der monarchiſch-parlamentariſchen Regierung, wie er unter dem Könige beſtanden hatte, durch Beſchränkungen des Regenten gegen vollſtändige Umwandlung geſichert werden müſ-

Digitized by Google

Die Affirmative ergriff Pitt und behauptete deßhalb, wenn auch in manchen Aeußerungen über Rechte der Perſonen zu weit gehend, die legislative Gewalt des Ober- und Unterhauſes.

Es kann keinem Zweifel unterworfen ſeyn daß die Oppoſition, geführt von Fox und Sheridan, die Gelegenheit zur Ergreifung der Macht benutzen wollte; indeß die ſchwankende, faſt ſonderbare Leitung von Fox in dieſer Sache verdarb alles. Im eigentlichen Sinne des Wortes opponirte er nur und räumte auf dem Rückzuge Schritt vor Schritt das Feld, ohne geſchickte Thatkraft, ohne Aufſtellung eines beſtimmten Rechts- oder politiſchen Princips. Burke zeigte ſich ihm bei dieſer Frage als Staatsmann überlegen, als Redner jedoch zur Bekämpfung der Gegenvorſchläge wegen ſeiner Uebertreibungen nachſtehend. Er hatte in einem Briefe vom November 1788 an Fox und ſpäter an Windham geſchrieben, „nach ſeiner Meinung ſey der hauptſächlichſte Punkt auf den es ankomme, den Miniſtern nicht die Leitung in dieſer Sache zu überlaſſen. Es ſey ein Interregnum. Der Prinz müſſe etwas thun was ſein Recht wäre zu thun; er müſſe zum Hauſe der Lords, und zwar zu dieſem in Perſon ſich verfügen, er müſſe das Haus der Gemeinen mit einer Botſchaft angehen, um ſich die Mittheilungen über des Königs Zuſtand und den Rath und Beiſtand der Häuſer zu erbitten. Dann würden ſeine Freunde die Initiative haben, ſeine Feinde die Opponenten ſeyn, was offenbar ein großer Vortheil wäre. Die Vorſchläge im geheimen Rathe würden vom Prinzen in dieſem Falle ausgehen, während man ſonſt die officiellen Miniſter als des Königs betraute Diener anſähe zu einer Zeit wo der König Niemanden betrauen könne." Er wurde nicht gehört; erſt als alles für den Prinzen verloren war, wandte ſich dieſer an ihn, aber vergeblich, der König genas; die Regentſchaftsbill paſſirte vorher das Haus der Gemeinen am 12 Februar 1789, und ein reizbarer Charakter wie der Burke's, mußte das bittere Gefühl davontragen daß ſchon durch die Nichtbeachtung ſeiner Vorſchläge die Sache hätte verloren gehen müſſen.

Im Mai deſſelben Jahres brach die franzöſiſche Revolution aus; man weiß welche Stellung er ſogleich derſelben gegenüber einnahm. Es iſt höchſt unwahrſcheinlich daß die etwas untergeordnete Rolle die er bei der Regentſchaftsbill ſpielte, alſo gekränktes Ehrgefühl, ihn dazu gebracht habe abweichender Meinung von ſeinen beſten Freunden zu werden, und endlich dieſe mit den heftigſten Angriffen zu verfolgen. Burke hatte ſich ſtets in äußerlichen Aemtern und Vortheilen mit wahrhaft großer Beſcheidenheit untergeordnet, er war nie eigentlicher Miniſter, aber doch immer der Lehrer und der Gedanke ſeiner Partei geweſen. Hier aber war man nun vor dem großen Ereigniſſe angelangt, das ſo viele Söhne von den Eltern, die Freunde von Freunden trennte, die Bande der Natur und des Geiſtes, des Blutes und des Geſetzes auf ewig löste, aber den Durchgang zu einer neuen Sonne der Freiheit verſprach. Es gibt eine alte Sage germaniſcher Völker von dem Umzuge einer nicht ganz dahingeſchiedenen antiken Gottheit, welche mit ihren unwiderſtehlichen Reizen ganze Generationen anlocke, und ſie in nie gekannte Regionen, in unwiederbringlich hinter ihnen geſchloſſene Pforten einer andern Welt einführe — die Sage vom Venusberge. Wenn man Einen Mann Europa's mit jenem Retter und Vormund vergleichen kann der in der Sage das Feld behauptet, ſo iſt Burke der treue Eckard der engliſchen Conſtitution gegen die franzöſiſche Revolution geweſen. In dieſem Sinne, von dieſem engliſchen Standpunkte aus muß man ihn zuerſt beurtheilen, ehe man über ihn als Propheten der Weltgeſchichte abſpricht.

Wir wollen nicht bloß zugeben, ſondern von vornherein ausſprechen daß er die große welterſchütternde und reinigende Begebenheit gar nicht als eine ſolche vom hiſtoriſchen Standpunkte aus erkannte. Es war dieß aber auch nicht ſeine Aufgabe; ſeine Schriften bekämpfen ſo zu ſagen dieſelbe nur in ihrer Anwendung auf England; was ſie der übrigen Welt ſeyn konnte, beachtete er nicht, und konnte es nicht beachten, da er auf einem Boden ſtand wo er ſich als Kämpe für beſtimmt gegebene Verhältniſſe fühlte. Sein für Freiheit und Recht glühendes Gemüth war von Anfang an empört über die Erſcheinung, die man eine unwiderlegbare Erfahrung nennen muß, daß der Weg von der äußerſten Deſpotie zur politiſchen Freiheit durch die Anarchie gehe. Er begriff dieſe Lehre nie; er konnte ſie nicht begreifen wenn er die engliſche Geſchichte und Gegenwart anſah; und ſein ſtill bürgerliches Herz voll Phantaſie ſtellte ihm alle blutigen Thaten nur wie einen Krieg ohne heilſame Erfolge, nicht wie eine Kriſis und Uebergangsperiode vor. Dieß war ſeine Anſchauung, nachdem ſchon die bedeutendſten Schritte in Frankreich geſchehen waren, welche alle wirkliche Staatsgewalt in die Hände der Nationalverſammlung legten. Noch im October des Jahres 1789 wollte er abwarten, was denn aus den gegen alles Beſtehende und Geſetzliche feindlichen Maßregeln der Nationalverſammlung hervorgehen würde. Dupont, der ſpäter ſein Buch über die franzöſiſche Revolution in das Franzöſiſche überſetzte, hatte ſich mit der Frage an ihn gewandt was er von derſelben denke. Er antwortete damals, er habe noch keine poſitive Meinung: „Ich glaube gewiß daß alle Menſchen welche die Freiheit wünſchen, ſie verdienen. Sie iſt nicht die Belohnung unſerer Verdienſte, oder die Erwerbung unſerer Anſtrengungen. Sie iſt unſer Erdtheil; ſie iſt das Geburtsrecht unſerer Gattung. Die Freiheit welche ich meine, iſt die ſociale Freiheit, d. h. der Zuſtand der Dinge in welchem die Freiheit geſichert iſt durch Gleichheit der Einſchränkungen. Dieſe Art der Freiheit iſt in der That nur ein anderer Name für Gerechtigkeit. Wenn ich ſehen werde daß der Staatsbürger in Frankreich, von welchem Stande er auch iſt, in einem vollkommenen Zuſtande geſetzlicher Sicherheit ſich befindet in Bezug auf ſein Leben, ſein Eigenthum, die unbeſchränkte Verfügung über ſeine Perſon, oder den freien Gebrauch ſeines Fleißes und ſeiner Fähigkeiten — wenn ich verſichert bin daß ein einfacher Staatsbürger geziemender Weiſe ſeine Anſichten über öffentliche Dinge ausdrücken darf, auch gegen eine vorherrſchende und modiſche Meinung, ohne für ſein Leben oder ſeine Sicherheit beſorgt ſeyn zu müſſen, dann werde ich eben ſo erfreut ſeyn wie Jeder der die allgemeine Verbindung der Menſchen nicht vergeſſen oder unſere natürliche Sympathie in localen und zufälligen Verhältniſſen verloren hat. Ich werde ein herzliches Vergnügen empfinden, wenn ich höre daß in Frankreich die großen öffentlichen Verſammlungen, die natürlichen Bürgen für die individuelle Freiheit, ſelber vollkommen frei ſind; wenn dieſe Verſammlungen, nachdem ſie frei erwählt ſind, mit dem Gewicht von Obrigkeiten und nicht mit Candidatenkünſten verfahren; wenn ſie nicht gezwungen ſind Steuern zu verlangen, die geſchätzt werden nach der Gewiſſenhaftigkeit des Contributors, wodurch die gefährlichſte Art von Exemtionen und Steuerbefreiungen errichtet wird, wodurch Tugend beſteuert und Laſter privilegirt werden, wodurch Ehre und Gemeinſinn verbunden werden die Auflaſtungen des Betruges, der Selbſtſucht und des Geizes zu tragen; wenn ſie nicht getrieben werden ihre geſtrenge Hand nach den Beſitzungen von einzelnen Parteien des Staates auszuſtrecken, nicht benöthigt ſind zur Confiscation ihre Zuflucht zu nehmen um die Ausfälle der Beſteuerung zu erſetzen; wenn ich eure großen ſouveränen Körperſchaften, eure jetzt oberſte Staatsgewalt, in dieſer Lage delibe-

Digitized by Google

rativer Freiheit und durch dieſe oder ähnliche Grundſätze in ihrem Thun und Laſſen geleitet ſehe, dann werde ich glücklich ſeyn in den Verſammlungen, deren Name meinem Verſtande verehrungswürdig und meinem Herzen theuer iſt, eine Autorität, eine Würde, eine Mäßigung anzuerkennen welche in allen Ländern und Regierungen immer die verſammelte Vernunft und repräſentative Majeſtät des Gemeinweſens auszeichnen ſollten."

Er verlangte Mäßigung und wollte nicht zugeben daß man Rechte verletzen dürfe, um zur Freiheit zu gelangen; er verlangte Tribunale die unabhängig wären von allen Einwirkungen außer vom Geſetze, und ein klares Geſetz als Herrſcher für die Richter; keineswegs hatte er eine ſo große Vorliebe für die Monarchie daß dieſe ihm allein und ausſchließlich als die Form politiſcher Glückſeligkeit erſchienen wäre. „Ich bin keineswegs ſo närriſch um nicht einzuſehen daß daſſelbe Object (die Freiheit) auf mancherlei Wegen erreicht werden könne, und vielleicht auf Wegen ſehr verſchieden von denen welche wir in England eingeſchlagen haben. Wenn die wirkliche praktiſche Freiheit, mit einer Regierung kräftig ſie zu beſchützen, unmächtig ſie zu verletzen, erreicht ſeyn wird oder nur im ſchönen Zuge iſt erreicht zu werden in der Demokratie oder vielmehr in der Verbindung von Demokratien, welches für die zukünftige Geſellſchaft in Frankreich die erwählte Form zu ſeyn ſcheint, ſo iſt es nicht der Grund daß ich einen ſchönen Theil der Freiheit unter einer beſchränkten Monarchie lange genoſſen habe, der mich unfähig machen ſoll euer Syſtem von Republiken zu bewundern und zu preiſen. Ich würde mich darüber freuen, ſelbſt wenn England künftig nur als Eine der glücklichen Nationen angeſehen werden, und nicht mehr die ſtolze Unterſcheidung ſeines Monopols einer praktiſchen Conſtitution behalten ſollte, in welcher das große Geheimniß gefunden iſt eine Regierung mit wirklicher Energie in allen auswärtigen und inneren Zwecken zu verbinden mit der vollkommenſten Sicherheit der Freiheit und der Individuen. Aber wenn weder eure großen Verſammlungen, noch eure Gerichtsſtätten, noch eure Municipalitäten im Einzelnen handeln noch verſtehen zu handeln nach den Grundſätzen und in dem Geiſte den ich aufgeſtellt habe, dann muß ich meine Glückwünſche über eure Erlangung von Freiheit aufſchieben. Ihr mögt eine Revolution gemacht haben, aber keine Reformation. Ihr mögt die Monarchie vernichtet, aber keine Freiheit entdeckt haben."

Trotz aller Zweifel lehnte Burke es in dieſem Briefe „als ein Weltbürger" noch ab über den Einfluß der in Frankreich ergriffenen Maßregeln auf das Innere des Landes zu urtheilen; er ermahnte wiederholt zur Mäßigung und warnte vor der Anwendung von theoretiſchen Grundſätzen über vollkommene Verfaſſungen, die immer beſchränkt werden müßten. Wie er aber damals ſchon nach unſerer Meinung einen Grundirrthum über den inneren Zuſtand Frankreichs hegte, geht aus den kurzen und merkwürdigen Worten dieſes Briefes hervor, „eine poſitiv laſterhafte und mißbräuchliche Regierung müſſe geändert werden — und wenn es nöthig ſey mit Gewalt — nämlich wenn ſie nicht, wie es doch manchmal der Fall ſey, reformirt werden könne. Aber wenn die Frage die geringere oder höhere Vervollkommnung der Organiſation einer Regierung betreffe, ſo dürfe man ſolche Mittel (der Gewalt) in ſo großer Ausdehnung nicht zugeben."

Der Grundſatz iſt offenbar richtig, aber ſchwerlich traf die Anwendung beim damaligen Frankreich zu. Es handelte ſich keineswegs um die bloße Verbeſſerung des beſtehenden Zuſtandes, wenn auch viele Männer der Regierung die Sache ſo anſahen oder angeſehen wünſchten. Es handelte ſich ſchon ſeit Jahrhunderten um die Regeneration einer längſt abſichtlich vernichteten, verroſteten und dahingeſchwundenen politiſchen Freiheit. Die Elemente dazu fehlten. Wer die Verfaſſungsgeſchichte Frankreichs ſeit den Tagen Philipps des Schönen, namentlich ſeit der Bildung der ſtändiſchen Gewalten durchgeht, ſtößt ſchon im vierzehnten, noch mehr aber im fünfzehnten Jahrhundert, auf fortdauernde Forderungen der Generalſtände ihre Charten und Freiheiten zur Grundlage einer den ganzen Staat umfaſſenden Verfaſſung zu machen. Gemäß den mittelalterlichen Verwaltungsformen hatten ſich die ſtändiſchen Unterſchiede dort ebenſowohl nach Rechten und Bedürfniſſen der verſchiedenen Staatsglieder gebildet, wie bei uns in Deutſchland, wie in England, Schweden, Spanien und anderen Reichen germaniſcher und romaniſcher Bevölkerung. Allerdings kamen in Frankreich auch Abweichungen vor, es iſt aber durch und durch falſch wenn man die alten Stände des vierzehnten Jahrhunderts in Frankreich als recht- oder machtlos ſchildert. Sie haben mehrmals nicht nur den Staat ſondern ſelbſt die Monarchie im nationalſten Sinne gehoben, getragen und gerettet; ſie haben eben ſo Großes, Entſchiedenes für die Bildung eines wahren Gemeinweſens geleiſtet wie in andern Staaten. Aber in Frankreich hatte ſich die königliche Gewalt ſeit den erſten Capetingern ſchon in einer ſehr günſtigen und ſtarken Lage durch Hausbeſitz und Erblichkeit befunden; dieſe Gewalt nahm allmählich ſeit dem vierzehnten Jahrhundert die Organiſation der Steuerhebung und innern Staatsverwaltung faſt ganz in ihre Hände; die ökonomiſche Caſſenverwaltung des ganzen Staates, die ſich bei andern Nationen zwiſchen Regierung und Ständen theilte, war in Frankreich faſt durchgehends ſeit Carl V und VI in den Händen des Königs. Wären die Könige, welchen es ſehr früh gelang ein Syſtem durchgehender königlicher Gerichtsbarkeit für das ganze Land auszuführen, damit zufrieden geweſen daß ſich ihnen Adel, Bürger und Bauern als oberſten Landesherren unterwarfen, hätten ſie den Ständen die unentbehrlichen Rechte die mit der Steuerbewilligung anfangen, gelaſſen, ſo hätten ſie können ein zwar im nationalen Sinne von andern Staaten verſchiedenes, aber doch freies und ſelbſtändiges Reich, das ruhig und kräftig gegen außen geweſen wäre, regieren. Aber ſie waren nicht damit zufrieden daß der hohe und mächtige Adel unterthänig gemacht und gebrochen wurde, daß der Städter ſich als in ſeinen Freiheiten geſicherter Bürger unter der Oriflamme der heiligen Monarchie anſchloß, daß die Geiſtlichkeit durch ihre Beſetzung der Stellen an ſie als nationale Kirche gebunden war; ſondern es geht vielmehr ein ununterbrochener Zug von politiſchen Sünden wie ein Geſpenſt deſpotiſcher Willkür durch die ganze Geſchichte des alten Staats, deſſen Geiſt nicht eher zur Ruhe kam als bis alle Fundamente der Geſellſchaft, die Natur und Geſchichte überall aufführen, vernichtet waren. Keine dauernde Einigung und Verbindung der Stände wurde jemals von den Königen verſucht, vielmehr nährten ſie die alte Trennung, nicht nur die der drei Curien und der beiden großen Abtheilungen nach Langued'ouil und Languedoc, ſondern auch die nach den ſogenannten ſechs Nationen. Es war der Regierung in Frankreich meiſt recht wenn die Stände unter einander zu keiner Uebereinſtimmung kamen, man wollte ſie nicht nach ihren Rechten, ſondern gewöhnlich zu fremden Zwecken benutzen.

Dieß iſt die vollkommenſte Wahrheit die man Zug für Zug aus der Geſchichte nachweiſen kann. Man kann auch nicht einmal zur Entſchuldigung anführen daß bei den aus dem Mittelalter überlieferten ſtarren Grundſätzen in Frankreich niemals früher ſich die Gelegenheit geboten habe aus den Generalſtänden eine heilſam verbundene, mit beſtimmten Rechten ausgeſtattete, in regelmäßigen Zeiträumen wiederkehrende Verſammlung zu machen.

Digitized by Google

Es iſt vielmehr jedem Geſchichtskundigen bekannt wie oft ſich dieſe Gelegenheit darbot, wie häufig dieſe Frage und wie dringend ſie in Anregung gebracht wurde. Die letzte Zeit dazu, die Zeit unter Heinrich IV, in welcher eben dieſe Frage von den ausgezeichnetſten Köpfen der Nation zur Sprache gebracht wurde, ging ungenützt vorüber, und unmittelbar nach ihm verſammelte man 1614 die letzten Reichsſtände. Für die ſcheinbar unbeſchränkte Gewalt einer Souveränetät wie ſie auf dieſer letzten Verſammlung vom Bürgerſtande dem Könige zugeſprochen wurde, gab man den machtgebärenden, altgermaniſchen Grundſatz auf, daß die Geſetzgebung auf dem Wege der Einigung zwiſchen Volk oder Ständen und dem Könige gefunden werden müſſe. An die Stelle der nationalen Geſetzgebung trat deßhald Ordonnanzregierung und -Verwirrung der Miniſter; an die Stelle des Reſtes der alten Verfaſſung ein todtes volksentbehrendes Syſtem der Verwaltung.

Daß dieß aber ſo vollſtändig wie in Frankreich geſchehen konnte, daß es wirklich das vollkommenſte Beiſpiel unter den Staaten aufſtellte ohne Verfaſſung zu exiſtiren, das hatte ſeine Gründe nicht bloß darin daß man die Verſammlungen der Reichsſtände aufhob, oder ſelbſt ſo weit ging die Forderung von Reichsſtänden wie Hochverrath zu betrachten, ſondern auch ganz vorzüglich darin daß man alle Grundſtoffe der Stände ſo vollkommen vernichtete daß nicht einmal eine zum ferneren Bau nöthige Ruine übrig blieb. Nicht bloß Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV ſind es geweſen welche das Syſtem einer unumſchränkten Verwaltung möglich machten; ſchon ihre Vorgänger hatten genügend aufgeräumt. Die politiſchen Unterſchiede der Stände, die am leichteſten erträglich ſind, weil ſie eine gemeinſame Verbindung des geſammten Staates ſehr wohl möglich machen, waren allmählich aufgehoben. Die genoſſenſchaftlichen Rechte des Adels waren alle zerſtört, das Gericht ſeiner Standesgenoſſen in politiſchen Dingen, ſeine autonomiſchen Rechte, ſeine corporativen waren ihm genommen. Nicht der war ein Adeliger, wie in England und im deutſchen Reiche, der ein Recht an der Reichsſtandſchaft hatte, ſondern der welcher den Titel führte. Die Beſitzungen des Adels waren zerſplittert, auf dem kleinſten adeligen Gute ruhte der Anſpruch jeden Bürgerlichen vom Beſitze der Rechte desſelben auszuſchließen, und doch konnte man nicht angeben worin denn die politiſchen Unterſchiede des Adels beſtanden. Eine Unzahl neu creirter Pairs oder anderer Adeligen war ſeit dem fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert entſtanden, eine haute und eine basse noblesse, ein Parlamentsadel, ein Militäradel, ein Beamtenadel, ein Landadel, ein Hofadel. Worin ſollte ſich derſelbe als eine Corporation, als ein Stand fühlen? Nur in perſönlichen Ehren, in Privatrechten und Vorzügen und in dem gemeinſamen Haſſe der Plebejer oder des Bürgerthums. Von dieſem waren die meiſten Adeligen durch Steuerexemtionen und Freiheiten getrennt; dieſes zerſtörende Vorrecht hatten ſie ſich aus dem Untergang ihrer Rechte zum Schaden des geſammten Vaterlandes erhalten; kaum eine Möglichkeit der Verbindung mit den anderen Ständen des Reiches exiſtirte, höchſtens mit der Geiſtlichkeit deren Pfründen ihren jüngeren Söhnen wie ein Erbtheil zufielen. Für die politiſchen Rechte hatten die Könige ſie durch die perſönlichen Vorzüge und Privatrechte entſchädigt, oder vielmehr den Perſonen der Bürger entgegengeſtellt.

In keinem Lande iſt ſeit dem Mittelalter ein ſolcher Betrug mit perſönlichen Ehren an der Stelle wahrer Rechte getrieben worden wie in Frankreich: Vortritt bei Hofe, Hofetikette, adeliger Waffen- und Duellunterſchied, Ahnenprobe, königliche Titelverleihung bei ſogenannten Standeserhebungen, eine Art Ebenbürtigkeitsrecht, alle adelsvernichtenden Inſtitute waren geblieben und erweitert; die Rechte der Mitregierung, der Steuerbewilligung, der Steuererhebung, der unabhängigen Gerichtsbarkeit, des Beirathes zur Geſetzgebung waren dahin. Gleichheit beſtand bei allen perſönlich freien Ständen nur in dem Nichtbeſitze von politiſchen Rechten; Unterſchiede exiſtirten nur in verächtlichen oder gleichgültigen Dingen. War dieß noch eine Ariſtokratie? Oder war ſie nicht vielmehr in die Reihe des langen Gefolges bloß königlicher Diener gezogen, die, wo ſie noch nicht königliche Beamte, Soldaten, Gerichtsdiener oder Geiſtliche waren, nur der Gelegenheit warteten es zu werden?

Ebenſo wie der Begriff des Staates und der Staatsrechte dem Adel ganz verloren gegangen war, hatte man auch die Rechte der Gemeinen vernichtet. Zwar war in Frankreich niemals wie in England jene große und heilſame Verbindung der kleinen Landbeſitzer, der Rittergeſchlechter mit den Bürgern der Städte durchgeſetzt worden, indeß hatten denn doch die Corporationen der Städte ſchon im Mittelalter ihre Statutarrechte, Geſetzgebung, eigne polizeiliche Verwaltung, eigne Vertheidigungsrechte, eignes Gericht und eigne Standſchaft erlangt. Alles dieſes d. h. alle unterſcheidenden politiſchen Rechte wurden ihnen allmählich genommen; zuerſt wurden ihnen wie dem Adel die Waffen des Widerſtandes entzogen, als Landwehr wurden ſie verwendet bis der Adel gebrochen war, dann unterwarf man ſie den königlichen Hauptleuten, dann den Richtern, dann den königlichen Bailliagen, d. h. den Steuerhöfen und Steuerbeamten, dann verkaufte man ihre Raths- und Bürgermeiſterſtellen oder beſetzte ſie willkürlich, nicht nach Wahl der Bürger der Gemeinde; und als man alle Rechte aufgehoben hatte die den Bürger auszeichneten, nahm man ihnen die Standſchaft zugleich mit den Reichsſtänden. Nichts blieb ihnen als der kränkende Unterſchied perſönlicher Unterordnung unter die zahlreichen Schaaren einer kleinlichen Nobleſſe und das gutwillige Zahlen der Steuern, ein Vorrecht, das ſie nur mit dem leibeigenen Bauern theilten.

Hatte aber die franzöſiſche Regierung es mit den andern Staatsgewalten anders gemacht? Was konnten die Parlamente ſeyn wenn der König ſelber mit der Reitpeitſche und in Reitſtiefeln in die Sitzung des erſten Gerichtshofes trat und einzuregiſtriren befahl? Wir wollen hier gar nicht den ehrenhaften Sinn der ſich in vielen Perſonen des altfranzöſiſchen Staates, in vielen großen hiſtoriſchen Charakteren zeigt, der ſich zeigt in vielen politiſchen Inſtituten, anfechten. Es iſt die Sache des Geſchichtſchreibers dieſen Geiſt und Sinn zu ehren. Aber der Politiker muß ſagen daß zur Zeit der franzöſiſchen Revolution in jenem Lande eine politiſche Einöde hervorgebracht war, die kaum ihr Beiſpiel an der großen Verwirrung der letzten römiſchen Kaiſerzeiten findet; keinerlei Elemente waren vorhanden aus denen man hätte alsbald ein beſſeres Gebäude aufbauen können; die Nationalverſammlung von 1789 befand ſich wirklich unter unbrauchbaren Ruinen; ſie befand ſich in der großen Verlegenheit eines Baumeiſters der den Schutt aufräumt um Schätze zu finden damit den neuen Bau zu beginnen. Was ſie naturgemäß thun mußte that ſie, ſie ſetzte das Gleichmachen und Aufraumen fort das Richelieu und Ludwig XIV in ſo meiſterhafter Weiſe ſchon weſentlich vollendet hatten. Uebrigens läßt ſich keine Zeit der Geſchichte politiſch ganz geſondert betrachten; die Sünden der Väter werden in der Politik gerächt bis ins hundertſte und tauſendſte Glied.

Burke hegte die Hoffnung es ließe ſich in Frankreich an den vorhandenen Elementen anknüpfen; hierin hatte er Unrecht, ſchon deßhalb weil der Erfolg zeigte daß die Kraft dazu fehlte, nicht bloß beim König, ſondern bei den Gliedern des Staates. Die

Digitized by Google

vorhandenen Elemente (nicht die Perſonen) waren ganz corrumpirt; das Königthum und die geſellſchaftlichen Stände ſo wie alle Staatsgewalten hatten ſeit Jahrhunderten eine Stellung gegen einander angenommen, wo an eine Verſöhnung und Ausgleichung nicht zu denken war. Hierin liegt das Unrecht ſeines Buches: „Reflexionen über die Revolution von Frankreich,“ das er ſchon in den erſten Monaten des Jahres 1790 ſeinen Freunden heftweiſe zuſandte. Er war offenbar, und man muß dieß anerkennen, mit Recht empört über die Gewaltthätigkeiten die man gegen den perſönlich ſo gütigen aber ſchwachen König und gegen die liebenswürdige, chevalereske Königin beging. Sobald er von der Schwachheit und Ungeſetzlichkeit ſpricht von der die Nationalverſammlung beherrſcht wurde, hat er meiſt Recht; mit einer mehr moraliſch feſten Majorität hätten die meiſten Pöbelexceſſe vermieden werden können; aber er behandelte mit zu großer Nachſichtigkeit ſtets jene Ariſtokraten und Geiſtlichen die ſich durch eine frühzeitige Emigration den Gefahren und der Unterſtützung der guten Sache entzogen. Dieſe verdienen ebenſo ſtrengen Tadel wie der Exceſſe ausübende Pöbel. Seine Freunde, namentlich der ſchroffe Philipp Francis, warnten ihn vor der zu frühzeitigen Publication ſeines großen Werkes: „Eure Schriften ſind bisher die Luſt und Lehre eures Vaterlandes geweſen. Ihr unternehmt nun eine andere Nation zu verbeſſern und zu belehren, und Eure Apellation wendet ſich an ganz Europa;“ aber zugleich reizte ihn derſelbe Francis auf eine Art die Burke zur Entſchleierung aller ſeiner Gefühle, welche nicht minder als Anſichten der Grund des Buches waren, antrieben. Der trocken verletzende Francis ſchrieb ihm nämlich zurück daß er die glänzende Stelle Burke's über die ſchmählichen Gewaltthätigkeiten gegen die Königin für pure Narrheit halte, und hatte außerdem die Frechheit Marie Antoinette mit einer Meſſalina zu vergleichen. Gegen ſolche Anmuthungen und Anſichten erhob ſich nun Burke wie der aufgeweckte Löwe der Geſinnung: „Ich bitte Euch, ſagt mir, warum iſt es abſurd von mir zu denken daß der ritterliche Geiſt, der die Verehrung der vornehmen und ſchönen Frauen gebot, die große Quelle der Sitten geweſen, welche der Stolz und die Zierde von Europa für ſo viele Zeitalter waren? Ich ſage Euch abermals, daß die Erinnerung der Lage, in welcher ich die Königin von Frankreich im Jahr 1774 ſah, und der Contraſt zwiſchen jener blendenden Erſcheinung, jenem Glanze und jener Schönheit, der eine Nation ihre Huldigung zu Füßen legte — und der abſcheulichen Scenen von 1789, welche ich beſchrieb — mir Thränen entlockte und mein Papier benetzte. Dieſe Thränen kamen wieder in meine Augen ſo oft ich auf die Beſchreibung zurückblickte; ſie mögen wiederkommen. Ihr glaubt dieſes Factum nicht, Ihr glaubt nicht daß dieß meine wahren Gefühle ſind, ſondern daß Alles affectirt iſt oder, wie Ihr Euch ausdrückt, offenherzige Narrheit. Mein Freund, ich ſage Euch, es iſt wahr; und wird wahr ſeyn, wenn Ihr und ich nicht mehr ſind, und wird bleiben ſo lange als es Menſchen gibt mit natürlichen Gefühlen.“

Ueber den Zweck ſeines Buches ſchreibt er in demſelben Briefe daß er ſich nicht mit den Gegnern die das letzte Wort behalten, mit der Revolution Society und National Aſſembly, mit Dr. Price oder Lord Shelburne einlaſſen wolle, ſondern er habe verſucht die wahren Principien der engliſchen Conſtitution in Kirche und Staat aufzuſtellen. Und in dieſem Punkte hatte Burke ſo vollkommen Recht, wie nur je ein Schriftſteller oder Mann in politiſchen Streitigkeiten gehabt hat. England konnte die franzöſiſche Revolution nicht brauchen. Man ſtelle ſich nur einmal vor daß die Phraſen über Menſchenrechte, die Zerſplitterung oder Theilung der Gewalten ohne alle organiſche Verbindung, wie ſie ſich wirklich in der Conſtitution von 1791 finden, dieſe Gleichheits- und Nivellirungsgrundſätze in England, wenn auch nur unvollſtändig eingeführt worden wären — welch ein ungeheurer Verluſt wahrer Freiheit und geſetzlicher Ordnung die Folge hätte ſeyn müſſen! Wo wäre die Freiheit jener Grafſchafts- und Volksverſammlungen geblieben, die kaum ein anderer conſtitutioneller Staat noch heutiges Tages ertragen kann; wo wäre jene freie Einrichtung der Verwaltung die jeder Gemeinſchaft, jeder Geſellſchaft in ihrem Kreiſe Recht widerfahren läßt; wo wäre das Princip der Polizei in der Gemeinde geblieben? Wo endlich die ruhige und würdige Form jener parlamentariſchen Gewalt, die dort ſo eben ihren Höhepunkt erreicht hatte, und wo endlich die Verbindung der Monarchie mit den von der Geſchichte und den Eigenthumsverhältniſſen gegründeten ſtändiſchen Gliederungen? Eine ungeheure Revolution hätte durchgeführt werden müſſen, bloß einer Hoffnung, eines zweifelhaften Erfolges wegen.

Mit vollem Rechte ſchrieb Burke daher in Bezug auf England: „Ich haſſe Tyrannei, wenigſtens denke ich es; aber ich haſſe diejenige am meiſten, wo die Meiſten davon betroffen werden. Die Tyrannei der Menge iſt eine vermehrte Tyrannei. Wenn ich in ſo großen Ländern wie Frankreich und England voll von ungleichem Eigenthum eine Wahl treffen müßte (was Gott verhüte) zwiſchen dem Deſpotismus einer einzigen Perſon oder dem Vieler, ſo iſt meine Wahl gemacht; denn in den vierzig Jahren meiner Beobachtung iſt in ein paar Monaten von der franzöſiſchen Demokratie eben ſo viel Ungerechtigkeit und Tyrannei geübt worden als von all den unumſchränkten Monarchen Europa's.“

Nirgendwo in ſeinen Büchern oder Briefen ſprach er von der franzöſiſchen Revolution als einer nothwendigen Kriſe die zu einer beſſern Zeit führen müſſe. Seine Prophezeihungen, die man vielleicht zu hoch angeſchlagen hat, beſchränkten ſich auf allgemeine Folgerungen aus unmittelbaren, auffallenden Thatſachen, und dieſe eben verdammte er. Er traf auf vielen Widerſpruch, auf gerechten bei denen die ihn aus der frühern Geſchichte Frankreichs belehrten, auf ungerechten bei allen denen die demokratiſche Grundſätze in England eingeführt wiſſen wollten, oder doch wenigſtens die Aufregung durch franzöſiſche Ideen für Reformen der engliſchen Verfaſſung gerne benutzt hatten. Zu dieſen letztern Gegnern geſellte ſich im Laufe der Parlamentsdebatten von 1790 einer ſeiner beſten Freunde, Charles J. Fox, von dem man nicht ſagen kann daß er eine unbedingte Einführung der franzöſiſchen Conſtitution von 1791 wünſchte, der indeß gerade in den erſten und ſtürmiſchen Zeiten die Aufregung der Ideen für die Kräftigung der Oppoſition benutzen und die Miniſter zwingen wollte ſelbſt bei engliſchen Colonialgeſetzen franzöſiſche Verfaſſungsgrundſätze anzunehmen. Durch dieſen Kampf zwiſchen den beiden größten Repräſentanten politiſcher Grundſätze jener Zeit bildete ſich die unheilbare und entſchiedene Trennung der alten und neuen Whigpartei bis zum Julius 1791 vollkommen aus.

Es war wohl eine der erhabenſten und würdigſten Tragödien der Weltgeſchichte, als man im Februar 1790 zuerſt jene beiden Zeitgenoſſen engliſcher Freiheit im Parlamente die Rüſtung anlegen, und anfangs wie zu leichterem, dann immer ernſterem Spiel ihre Waffen gegen einander gebrauchen ſah. Die Mittelmäßigkeit hat nicht unterlaſſen auch dieſem Bruche der Freundſchaft perſönliche Motive unterzuſchieben, die Burke, als ein in der Thatkraft politiſcher Leitung Fox nachſtehender Charakter, gehabt habe in ein anderes Feldlager überzugehen, um ſich einen erſten Poſten, ſey es wo es ſey, wieder zu erringen. An ſolche Motive

Digitized by Google

iſt jedoch gar nicht zu denken. Im Gegentheil ſuchte Burke anfangs die Heftigkeit ſeiner Ueberzeugungen zu zügeln; noch bei der Erklärung ſeines Freundes vor dem verſammelten Hauſe der Gemeinen: daß er die neue franzöſiſche Verfaſſung für eines der ruhmwürdigſten Denkmäler der Freiheit aller Zeiten und Länder halte, ſchwieg er. Als aber Fox am 9 Februar den Abfall der franzöſiſchen Garden von der Krone ganz aus ſeinem Gefühl und lange gehegten Anſichten von der Schädlichkeit ſtehender Armeen heraus mit Lobpreiſungen überhäufte, brach ihm die Geduld; er zog das Schwert, nicht zur Verletzung oder zum unmittelbaren Angriff auf die Perſon ſeines Freundes, den die gefeite Rüſtung der Freiheit noch vor ihm ſicherte, ſondern auf Frankreich und die franzöſiſchen Thaten: „Die Franzoſen," ſagte er, „haben ſich als die geſchickteſten Baumeiſter des Umſturzes erwieſen die bisher in der Welt erſchienen ſind; in einem kurzen Sommer haben ſie vollſtändig ihre Monarchie, ihre Kirche, ihren Adel, ihr Geſetz, ihre Armee und ihr Einkommen niedergeriſſen. *Unſere* gegenwärtige Gefahr beſteht darin *die Exceſſe eines Volkes nachzuahmen* deſſen Regierung Anarchie, deſſen Religion Atheismus iſt." Gerade vom Geſichtspunkte eines Engländers ging er aus, dieſem blieb er getreu; von Fox ſelber, deſſen abweichende Anſichten er kannte, ſprach er noch in der herzlichſten und anerkennendſten Weiſe. „Mit einem unausſprechlichen Schmerze ſähe ich mich genöthigt auch nur den Schatten eines Streites mit meinem Freunde zu haben, deſſen Anſehen ſtets groß ſeyn wird bei mir und bei allen Menſchen — Quae maxima semper censetur nobis et erit quam maxima semper." Auch Fox zeigte viel Mäßigung und Schonung; nur der leichtſinnige Sheridan, der an innerem Halte ſowohl der Gefühle als der politiſchen Grundſätze keinem von beiden gleichkam, brach los und nannte Burke einen Ausreißer vom Schlachtfelde um den Despotismus zu vertheidigen und die Grundſätze der Freiheit zu bekämpfen. Jedes Wort deſſen er ſich bediente, war verletzend für die Perſon Burke's, und ſelbſt diejenigen mußten und müſſen dieß zugeſtehen welche die vollſte Bewunderung über die Thaten der Nationalverſammlung hegen. Die Majorität des Hauſes zeigte ſich eben deßhalb auch entſchieden gegen Sheridan eingenommen; er hatte den Bruch perſönlich gemacht; er fühlte es ſelbſt, und zog ſich beinahe ein ganzes Jahr lang vom Parlamente zurück.

Burke, auf das tiefſte von der Indignation über ſolche Sprache ergriffen, hatte ihm erklärt, wenn ſeine Worte auch nur ein Opfer hätten ſeyn ſollen für die Manen der zerriſſenen Freundſchaft — ſie wären von jetzt an auf immer in der Politik geſchieden. Aber er mußte weiter gehen als er vielleicht anfangs ſelbſt wollte und ahnte; ſchon im Jahre 1790 waren in England eine ziemliche Anzahl von Clubs gebildet die ſich ſelbſt die reformirenden Clubs oder Geſellſchaften nannten; ſie vermehrten und vergrößerten ſich von Tag zu Tage, alle Vorſchläge zu reformirenden Geſetzen jeder Art gingen von ihnen aus, wurden von ihnen an die Leiter der Oppoſition gebracht. Sheridan ſtand mit ihnen ſchon in Verbindung, bald ſchloß ſich auch Fox an. In der Zwiſchenzeit des Jahrs 1790 war Burke's Buch gegen die franzöſiſche Revolution erſchienen und wurde nun auf das verſchiedenſte, wie es nicht anders ſeyn konnte, ausgebeutet. Man weiß daß es das Symbol der Conſervativen geworden iſt; in einem freieren Sinne aufgefaßt, iſt dieß das Ehrenvollſte was man von dem Buche ſagen kann; aber es wurde in Deutſchland, Frankreich und andern europäiſchen Ländern meiſt wie eine allgemeine Lehre gegen alle Revolutionen betrachtet, wie ein Codex der Legitimität, wie eine Fahne der Ariſtokratie, oder gar wie eine Erklärung gegen die Einführung einer Verfaſſung in Frankreich. Dieſe Auffaſſung iſt nun ganz irrthümlich; diejenigen die es von dieſer Seite anſehen, haben das Buch nicht geleſen oder, was ſchlimmer iſt, nicht verſtanden. Burke blieb fortwährend Whig im altengliſchen Sinne, d. h. Anhänger der Lehre von einem freien Staatsvertrage als Grundlage der Rechte zwiſchen Volk und Königthum, und wenn dieſe Lehre vom Vertrage auch in der neuern Staatsverfaſſung als eine ungründliche widerlegt iſt, ſo fiel es ihm doch niemals ein alle Revolutionen zu verdammen oder das Recht eines geſammten politiſchen Volkes für die Conſtituirung des Staates zu läugnen. Alles was über die einzelnen Schritte der Nationalverſammlung und die Begebenheiten außer derſelben in Bezug auf die nothwendigen Folgen die ſich ſehr bald ergeben mußten geſagt iſt, trägt den Stempel meiſterhafter politiſcher Vorausſicht, und wenn die heilige Raſerei des Propheten in ſeinen Wahrſagungen bisweilen zu weit geht, ſo geſchieht dieß doch nur gerade dann, wenn gewaltthätige Schritte oder blutige Thaten beſprochen werden.

Hier liegt immer der eine Irrthum zu Grunde daß die Nationalverſammlung erſt das Werk des Umſturzes begonnen habe, das ſie vielmehr nur vollendete. Es muß aber ſtets wiederholt werden daß Burke für Frankreich durch ſein Buch kaum irgend ein Heil erwartete; dieß ſpricht er ſelber in einem Briefe ſehr deutlich aus; man kann ſicher behaupten er würde es vielleicht nie publicirt haben, hätte er es nicht für Englands Heil geſchrieben. Eben deßhalb brachte das Werk auch in England eine faſt unerhörte Wirkung hervor; ganze Wogen von Pamphlets richteten ſich gegen dieſen Leuchtthurm des engliſchen Oceans, weil er die nationale Seite der Frage immer wieder und wieder bis zu ſeinem Tode beleuchtete und die Nacht brittiſcher Herzen aufhellte. Er zeigte aber deutlich durch alle ſeine folgenden Schriften immer auf den herrlichen Hafen der engliſchen Verfaſſung hin: „Wenn ſolche Männer wie der Abbé Maury, Monſ. Cazalès, die Biſchöfe von Aix, Clermont und Nancy, ſolche Männer wie Lally Tolendal, Mounier und Calonne mit aller möglichen Kraft der Beredſamkeit in ihrer eignen Sprache und mit der meiſterhaften Kenntniß ihrer eigenen Angelegenheiten wenig oder keine Wirkung gehabt haben, was kann von mir erwartet werden, einem Fremden und einem Schriftſteller in einer fremden Sprache, mit Gründen nicht ſo machtvoll an ſich und noch mehr geſchwächt durch das Ueberſetzungsmedium, durch welches ſie zu den Ohren der Franzoſen gelangen!" So ſchreibt er noch im J. 1791 an eine franzöſiſche Hofdame; aber ſchon lange vorher hatten ſich in England Schaaren von öffentlichen Charakteren und Staatsmännern um ihn verſammelt. Durch ſeine ganz treffende Vergleichung der engliſchen und franzöſiſchen Revolution, als zweier entgegengeſetzter politiſcher Ereigniſſe, hatte er den Unterſchied der Lage beider Länder gezeigt; die Engländer waren wirklich den Franzoſen in der politiſchen Freiheit um Jahrhunderte voraus, ſie durften ſich nicht bequemen von Lehrern zu Schülern ihrer Schüler herabzuſteigen. Dieß iſt der eigentliche große und vorzügliche Geſichtspunkt aus dem wir Burke's ſpätere Schriften beurtheilen müſſen: „Ich habe verſucht die allergefährlichſte und boshafteſte Krankheit abzuſchütteln, durch welche die Conſtitution von Großbritannien jemals angegriffen war, und unter welcher ſie dahinſinken müßte wenn man nicht einen ſchneidenden Unterſchied zwiſchen den Perſonen in unſerer Adminiſtration macht, die uns wohl oder übel *auswärts* dienen können."

Dieſen rein engliſchen Standpunkt verlor Burke auch ſelbſt dann nicht in den erſten Jahren der Revolution aus den Augen,

Digitized by Google

wenn er zu auswärtigen Verbindungen oder auswärtigen Anſtrengungen gegen das damalige Frankreich rieth. Deßhalb ſchloſſen ſich auch gerade die tüchtigſten und ausgezeichnetſten Whigs an ihn an; zuerſt der junge Windham, Lord Cavendiſh und namentlich Earl Fitzwilliam; ſeine Schrift „Appellation von den neuen an die alten Whigs," welche er in der Mitte des Jahres 1791 vollendete, iſt eigentlich nichts als eine Fortſetzung des vorigen Werkes in noch entſchiedenerem engliſchem Sinne, weil ſie die wahren Grundſätze der engliſchen Verfaſſung weiter beleuchtete, welche die alte Whigpartei ſeit der Revolution aufrecht erhalten, und einen ſcharfen Unterſchied zwiſchen der mehr demokratiſchen neuen Whigpartei zog, an deren Spitze Fox ſich geſtellt hatte. Der Bruch mit ihm war inzwiſchen entſchieden worden; die Gelegenheit dazu gab die Frage der canadiſchen Verfaſſungsbill, die Pitt am 4 März 1791 ins Parlament gebracht hatte. Die öffentliche Erklärung konnte nicht länger hinausgeſchoben werden, da es ſich hiebei zuerſt darum handelte, ob man die neuen vagen Grundſätze die man in Frankreich aufgeſtellt hatte, auch in England geſetzlich ſanctioniren würde. Fox nahm die Gelegenheit wahr die Erklärung der Menſchenrechte und den demokratiſchen Grundſatz der Gleichheit bei der canadiſchen Bill zu empfehlen, die übrigens die freieſten Verfaſſungsprincipien für Selbſtbeſteuerung und Geſetzgebung Canada's anerkannte. Burke trat ihm deßhalb entgegen, beſprechend drei Verfaſſungen der neueſten Zeit, die hier als Belehrungen der Erfahrung betrachtet werden könnten, die nordamerikaniſche, franzöſiſche und engliſche. Er entſchied ſich für die engliſchen Grundgeſetze, obwohl er die amerikaniſche Demokratie, als eine natürlich gebildete, vollkommen rechtfertigte. Dagegen traf nun ſein heftigſter Tadel die franzöſiſche: „Man prüfe die Verfaſſung nach ihren praktiſchen Wirkungen auf die franzöſiſchen Colonien in Weſtindien. Dieſe waren trotz drei unglücklicher Kriege ſehr glücklich und blühend bis ſie von den Menſchenrechten hörten. Sobald dieſes Syſtem unter ſie kam, ſchien Pandora's Büchſe, angefüllt mit jedem tödtlichen Uebel, aufzuſpringen, die Hölle ſelbſt zu gähnen und jeder Dämon des Unheils ſich über die Oberfläche der Erde zu verbreiten. Die Schwarzen ſtanden gegen die Weißen, die Weißen gegen die Schwarzen, Alle gegen Alle in mörderiſcher Feindſeligkeit auf; die Unterordnung war vernichtet, die Bande der Geſellſchaft zerriſſen, und Jedermann ſchien nach dem Blute ſeines Nachbarn zu dürſten:

Black spirits and white
Blue spirits and gray
Mingle, mingle, mingle."

Als er ſich im Verlaufe der Discuſſion mit ſehr übertriebenem Pathos zur ungehörigen Ausmalung der neueſten Ereigniſſe in Frankreich ſelbſt wandte, wurde er zur Ordnung gerufen; auch hier erklärte er daß nur das Proſelytenmachen der franzöſiſchen Revolutionärs ihn auf die vorliegenden Beſprechungen gebracht habe, er halte es für klug die Liebe für die heimiſche Verfaſſung bei dem Volke zu erhalten. Es kam ſo weit daß von der Oppoſition, dem Lord Sheffield, ein förmlicher Antrag geſtellt wurde daß Abhandlungen über die franzöſiſche Conſtitution und die Vorleſung einer Erzählung der Ereigniſſe in Frankreich nicht ordnungsmäßig ſeyen. Fox unterſtützte den Antrag mit einer das ganze herrliche Gemüth dieſes liebenswürdigen Charakters entfaltenden, mit Schmeicheleien und Invectiven gegen Burke erfüllten Rede, die dieſen indeß namentlich durch den ſtets wiederholten Vorwurf des Abfalls von früheren Grundſätzen reizen mußte. Er warf ihm vor daß er ſeine Anſicht von Revolutionen der Völker total geändert habe: „Von meinem ſehr ehrenwerthen Freunde habe ich gelernt daß der Aufſtand eines ganzen Volks nicht künſtlich ſeyn und unter der Hand nur ermuthigt werden könne, ſondern daß er hervorgerufen ſeyn müßte. Dieſes war in der Zeit des amerikaniſchen Aufſtandes die Lehre meines ſehr ehrenwerthen Freundes, welcher mit eben ſo vieler Kraft als Beredſamkeit ſagte daß er es nie wagen würde eine Anklagebill gegen ein Volk zu ſchleudern. Ich ſehe mit Kummer daß es mein ſehr ehrenwerther Freund ſeither gelernt hat eine ſolche Anklagebill zu entwerfen, und ſie mit allen techniſchen Epitheten zu überladen welche unſer Statutenbuch entſtellten, wie z. B. boshaft, laſterhaft, teufliſch. Was mich betrifft, der ich von meinem ſehr ehrenwerthen Freunde belehrt worden bin daß der Aufſtand eines Volkes nie ohne Reizung eintritt, ſo kann ich mich eines freudigen Gefühls nicht enthalten daß die Verfaſſung Frankreichs auf jene Menſchenrechte gegründet iſt, welche der brittiſchen Verfaſſung zur Grundlage dienen. Dieſes läugnen heißt eine Schmähſchrift gegen die brittiſche Verfaſſung machen."

Dieſe Bemerkungen von Fox waren richtig wenn man ſie wörtlich nimmt; es konnte nicht geläugnet werden daß auch in der brittiſchen Verfaſſung ſich Vieles wenigſtens geſchichtlich von ſogenannten Menſchenrechten fand. Mit Rückſicht auf die hiſtoriſche Bedeutung der franzöſiſchen Revolution, als einer großen für die Menſchheit anbrechenden Morgenröthe der politiſchen Bewegung, hatte er Recht; aber Burke kam bis dahin immer wieder nur auf die Unnützlichkeit und Gefahr der Lehren für England zurück; und darin hatte er ebenfalls Recht: „Die franzöſiſche Conſtitution iſt in Allem genau das Gegentheil der engliſchen, und nichts kann ſo gefährlich ſeyn als ſie in den Geſichtspunkt der engliſchen zu bringen, um die Gemüther zu mißleiten und zu verführen. Ich habe ſchon ausgeſprochen daß ich glaube, nur ſehr wenige halten ſich an Lehren welche ich als gefährlich für die Verfaſſung befürchte. Wenn man aber den Geiſt gähren läßt, wer kann ſagen was geſchehen wird? Man bedenke daß in Frankreich 300,000 Mann in den Waffen ſtehen, welche im günſtigen Zeitpunkt bereit ſeyn könnten dieſen Geiſt zu unterſtützen; und obwohl keine unmittelbare Gefahr die brittiſche Verfaſſung bedrohen mag, ſo könnte doch eine Zeit der Noth und des Tumults kommen, und in einem ſolchen Falle wäre es gewiß ſicherer und weiſer die Folgen zu verhüten als dem Uebel abzuhelfen." Wenn nun ſchon beide Freunde und Redner in dieſem Punkte mit großer Hoffnungsloſigkeit ſich hierin jemals zu verſtändigen von Anfang an ſprachen, ſo berührte Burke doch mit Aufrichtigkeit die Punkte in welchen ſie ſtets verſchiedener oder entgegengeſetzter Meinung geweſen waren. Dieß war vor Allem die Parlamentsreform. Burke wünſchte keinerlei Aenderung in den Wahlgeſetzen; er war immer gegen eine ſolche. Sein Leben hatte ihn gelehrt über die Abänderung der Grundgewohnheiten der Verfaſſung mit Furcht erfüllt zu ſeyn. Er war ein Schützling der Ariſtokratie; das Princip des Einfluſſes derſelben auf die Wahlen lobte er niemals, wohl aber glaubte er daß nicht ſo viel freie und unabhängige Talente bei einer Aenderung nach theoretiſchen Grundſätzen in das Parlament kommen würden. Die rückſichtsloſe Anwendung theoretiſcher Grundſätze ohne Mäßigung war es auch die ihn die franzöſiſche Verfaſſung verdammen ließ; ebendeßhalb, ſagte er, würde er alles wagen, ſelbſt ſeinen Freunden Anlaß geben ihn zu verlaſſen; öffentliche Pflicht und öffentliche Klugheit gebieten ihm mit ſeinen letzten Worten auszurufen: „flieht vor der franzöſiſchen Conſtitution." Hier war es wo Fox ſeinem beklemmten Herzen mit den Worten Luft machte: „Er ſehe hierin noch keinen Verluſt von Freundſchaft," worauf Burke mit Catoniſcher Strenge ausrief: „wohl wäre dieß

Digitized by Google

ein Verluſt von Freundſchaft; er kenne den Preis ſeines Benehmens; er habe ſeine Pflicht erfüllt um den Preis ſeines Freundes; ihre Verbindung ſey zu Ende.“

So war nun die unwiederrufliche That gethan, die nur die Ereigniſſe der Zeit in ihren herben Folgen hatten mildern können. Er wäre als alter Mann einſam auf ſich geſtellt geweſen, hätte ſich nicht ein Gefolge der alten Whigs gebildet das ihn bis zu ſeinem Tode hin nicht wieder verließ; namentlich waren es der Earl Fitzwilliam, der Herzog von Portland und Lord Charlemont die ſich außer den früher genannten jugendlichen Freunden an ihn jetzt um ſo enger anſchloſſen. Aber er wurde nun in die trübſeligen Hoffnungen der auswärtigen Politik getrieben, auf ein Feld wo die Unentſchiedenheit ſeiner Freunde im Auslande ihm mehr thränenreiche Tage bereitete als er bis dahin erlebt hatte; während Fox, mehr auf die innere Oppoſition in engliſchen Sachen beſchränkt, ſo ſtark dieſelben auch mit den welterſchütternden Begebenheiten der neunziger Jahre zuſammenhingen, auch nach und nach ſeinen univerſalen Hoffnungen vom Einfluſſe der franzöſiſchen Revolution entſagen und in der Verachtung ſeiner Gegner oder in der Zurückgezogenheit vom Staatsleben Troſt ſuchen mußte.

Sehr irrig würde es ſeyn wenn man ſich von jetzt an Burke als den unbedingten Freund der miniſteriellen Politik Pitt's vorſtellte. Er blieb in dieſer Beziehung ganz für ſich in ſeinen Handlungen, Anſichten und Meinungen. Der beſonnene, ruhige, nur im engliſchen Intereſſe und von dem aus im europäiſchen handelnde Pitt blieb ihm fremd; Pitt war ihm nicht kühn genug, nicht den Krieg gegen Frankreich ſogleich als eine wahrhaft allgemeine Aufgabe der Zeit ergreifend. Die Partei von Fox erſchien ihm auch bei gemäßigten Anſichten als unheilbar. Sein Sohn Richard Burke, der in Frankreich lange Jahre zugebracht hatte, ging ſchon im Laufe des Jahres 1791 nach Coblenz zu den franzöſiſchen Prinzen und Emigranten, und hielt den Vater auch außer den Correſpondenzen mit den ausgewanderten Franzoſen in ſteter Verbindung mit den Angelegenheiten Frankreichs und des Continents. Aber nichts Erfreuliches geſchah für ihn in den erſten Jahren des Krieges; er wollte eine Declaration vor dem Einzuge in Frankreich, welche nichts gegen die alten Rechte, Freiheiten und Privilegien des Volkes enthielte, er wollte eine freie Verfaſſung in Frankreich neben der Monarchie; die Abſchaffung der Lettres de Cachet und aller Willkür in der Regierung; Steuerbewilligung der Stände; Verantwortlichkeit der Miniſter und Beamten; eine Synodalverfaſſung der gallicaniſchen Kirche; er könne, ſchrieb er an ſeinen Sohn und an den Chevalier de la Bintinnage, nicht mit gutem Herzen und klarem Bewußtſeyn die Wiedereinſetzung eines monarchiſchen Despotismus an der Stelle der Anarchie wünſchen; indeß zerſchlugen ſich ſeine Hoffnungen die Miniſter ſogleich für einen Krieg mit Frankreich zu gewinnen; dieſe geſtanden ſie ſeyen nicht ſtark genug für die Zwecke der Adminiſtration, und ſuchten eine Verbindung mit der alten Whigpartei einzuleiten, die nur ſehr unvollkommen gelang.

Schlag auf Schlag vermehrten nun die unglücklichen Erfolge des Krieges gegen Frankreich die Bitterkeit ſeines Herzens; ſeine Hoffnung ſchwand England ſchon im Jahre 1792 „an der Spitze gegen den Feind des menſchlichen Geſchlechts“ zu ſehen; die Negociationen des Herzogs von Braunſchweig mit den Franzoſen ſchienen ihm ein Verrath; der Mord Ludwigs XVI und der Königin trafen ihn wie Donnerſchläge, aber warfen ihn nicht darnieder. Die Hoffnung verlor er niemals, noch weniger den ungebeugten Sinn und die ſtarre Haltung ſeiner Grundſätze: „So lange der Jacobinismus exiſtirt,“ ſchreibt er 1793 an den Comte de Mercy, „iſt es nicht der Gewinn eines oder des andern feſten Platzes oder eines Stück Landes das Europa retten kann. Wir ſind im Kriege mit einem Princip. Keine Demarcationslinien können das Reich der Jacobiner begränzen; es muß im Orte ſeines Urſprungs ausgerottet werden. Wenn irgend eine Verfaſſung in Frankreich errichtet werden ſollte auf anderen Grundſätzen als auf dem einer vollſtändigen Reſtitution alles Eigenthums jeder Art und als auf der ſtrengen und exemplariſchen Beſtrafung aller vorzüglichen Urheber und Helfershelfer des Umſturzes, ſo bin ich ſicher überzeugt daß das Eigenthum und zugleich mit dem Eigenthum die Regierungen in jedem andern Staate Europa's eben ſo zu Grunde gehen werden wie ſie in Frankreich zu Grunde gegangen ſind. Ich bin überzeugt daß zwanzig Jahre eine zu lange Periode ſind die man für eine ſolche Begebenheit annehmen könnte, wenigſtens unter der Wirkung ſolcher Urſachen wie ſie jetzt beſtehen.“

Unermüdlich, rückſichtslos, erhaben über alle Bedenken ſehen wir nun den Greis ſeit dem Kriegsjahre 1793 die Fahne ſeiner Entrüſtung ſchwingen; die Miniſter antreibend im Parlament und in ſeinen Briefen; die Emigranten beſchützend ſo viel er vermochte; für ſie die Sammlungen oder Unterſtützungen betreibend; oder den Häuptern, namentlich dem Grafen von Artois, die Mittel angebend wie ſie ihre Zwecke beim engliſchen Miniſterium erreichen könnten. Auch nachdem Polen gefallen war, für das er ſich beſonders intereſſirte, wie ſeine Briefe an den letzten König von Polen lehren, nachdem die Heere der Alliirten ſchon Frankreichs Boden verlaſſen hatten, behielt er den unbeugſamen Sinn und wies die verſuchte Annäherung von Fox zurück. „Bis zur vollſtändigen Reſtitution der Kirche, bis zur Austilgung der Jacobinerclubs, bis zur Reſtauration des Eigenthums, bis dahin, eher nicht, kann Friede geſchloſſen werden mit den Fanatikern jenes Landes.“ Es war etwas von einem heiligen Zorn in ihm der Niemand ſchonte. Trotz dem daß ihm Pitt im Auguſt 1794 vom König Georg III eine Penſion von 1200 Pfd. St. ausgewirkt hatte, deren er ſehr nothwendig bedurfte, blieb er durchaus frei und feſt in ſeinen Anſichten, und als das Miniſterium im J. 1796 Friedensunterhandlungen mit dem Directorium in Frankreich anzuknüpfen ſuchte, publicirte er ſeine heftige Schrift: „Gedanken über einen Königsmörderfrieden,“ in welcher er dieſe Politik durchaus verdammte.

So ſehen wir ihn bis zu ſeinem Tode mit der eiſernen Rüſtung ſeiner Grundſätze angethan, ungebeugt durch den Verluſt ſeiner Freunde, nicht geſchwächt durch den größeren ſeines Sohnes, den ihm in der Blüthe der Mannesjahre ein zu früher Tod entriß, fortkämpfend auf den eingeſchlagenen Wegen, oft ohne Hoffnung eines nahen Erfolgs, aber das begeiſterte Seherauge auf die Zukunft gerichtet von der er Gerechtigkeit erwartete. Nur Eine großartige Thätigkeit gab ſeinem edlen Herzen in den letzten Jahren ſeines Lebens einen wohlverdienten Troſt; ſchon ſeit der früheſten Jugend finden wir ihn bei derſelben einig in ſeinen Ueberzeugungen; bis zum ſpäteſten Alter derſelbe bleibend ohne die geringſte Modification oder Nachgiebigkeit ſelbſt gegen anders denkende Freunde — es iſt dieß die Thätigkeit für religiöſe Duldung und die Emancipation der Diſſenter, namentlich der Katholiken. „Nimmer kann ich vergeſſen daß ich ein Irländer bin,“ ſchreibt er 1773 an den Marquis von Rockingham; es war der Ankergrund ſeines Vaterlandes an dem er feſthielt. Jegliche Unterdrückung dieſes aus religiöſem Haſſe tyranniſirten Landes ſchmerzte ihn tief. Er ſtimmte in den achtziger Jahren für die Erleichterung des iriſchen Handels, und verlor deßhab mit großem Gleichmuth die Hoffnung von den Kaufleuten in Briſtol wiedergewählt zu

Digitized by Google

werden; er half ſchon in den ſiebziger und achtziger Jahren mit großer Energie dazu die harten Geſetze gegen die Papiſten in Großbritannien und Irland zu beſeitigen, oder wo möglich doch zu lindern. Dafür mußte er freilich den ganzen Haß der proteſtantiſchen Clubs in Schottland, die Mißhandlung ſeiner Perſon und die Belagerung ſeines Hauſes in London durch den Pöbel, welchen der berüchtigte Lord Gordon führte, erleiden. Er ſcheute ſich hier nicht den Freunden, die in politiſchen Anſichten ihm ſehr nahe ſtanden, aber in religiöſen von ihm abwichen, ſcharf entgegenzutreten, namentlich ſchon im Jahr 1779 dem berühmten John Erskine, der die Vertheidigung der proteſtantiſchen Geſellſchaften in Schottland und ihrer Pamphlets gegen die katholiſche Sache übernahm. „Ich wünſche mit Euch,“ ſchreibt er an ihn, „wir möchten nicht ſo ſehr Engländer und Schotten ſeyn, daß wir vergeſſen könnten daß wir Menſchen ſind; oder (doch bin ich bekümmert dieß ohne Euch wünſchen zu müſſen) daß wir nicht ſo ſehr Presbyterianer, Epiſcopale oder Katholiken ſeyen, daß wir vergeſſen könnten daß wir Chriſten ſind. Dieß iſt unſer gemeinſames Band der Religion, wenn wir auch nach Secten unterſchieden ſind, ſo wie jenes es iſt, wenn wir nach Staaten geſchieden ſind. Ich verſichere Euch daß, obwohl ich aus freier Wahl, nach meiner Erziehung und Gewohnheit ein ſehr treuer Sohn der Kirche von England bin, ich doch mich ſelbſt nicht für verpflichtet halte Euch zu verfolgen, Sir, der Ihr ſicher in manchen Punkten verſchiedener Meinung mit mir ſeyd, eben ſo wenig aber einen römiſchen Katholiken zu verfolgen, der eben ſo gut ein Recht hat meinen Theil von Hochachtung und Wohlwollen zu fordern als Ihr, Sir.“ Ebenſo männlich und unbeugſam drückt er ſich mitten in den Gefahren der Tumulte zu London im Jahre 1780 in einem Briefe an ſeinen Freund Watts zu Briſtol aus: „Ich bin ein ſteter Freund der Duldung geweſen, von der Zeit an wo ich meine Vernunft erlangte; nicht allein als Chriſt und Proteſtant, ſondern auch als Einer der um die bürgerliche Wohlfahrt ſeines Vaterlandes bekümmert iſt, in welchem ich ſeit längerer Zeit öffentliches Vertrauen genieße.“

Dafür genoß er die hohe Belohnung daß das ganze iriſche Volk mit wenigen Ausnahmen auf ihn und ſeinen Sohn Richard, auf ſeine Freunde und Verbindungen, den Earl Fitzwilliam vor allen, als auf den Hort ihrer Sache in England blickte; und wenn er auch nicht mehr die Zeiten der endlichen Emancipation der Katholiken erlebte, im Gegentheil ſelbſt die Erleichterung der Papiſtengeſetze zum Theil auch wegen des Eindringens des Jacobinismus in Irland hinausgeſchoben wurde, ſo fällt doch ein ſehr großer Theil der weit ſpäteren Erfolge als ſein Verdienſt ihm zu. Alle großen Notabilitäten in den iriſchen Fragen, von dem edelſten Manne Henry Grattan an bis zu dem katholiſchen Doctor Huſſey, ſpäter Biſchof in Irland, erſcheinen unter ſeinen genaueſten und beſten Freunden, Rath erholend, Nachrichten gebend, ihre Plane und Thaten mit ihm beſprechend. „In England ſind die römiſchen Katholiken eine Secte, in Irland ſind ſie eine Nation.“ Dieß war der Fundamentalſatz ſeiner Forderungen an die Miniſter. Von ihm kann man wie von nur ſehr wenigen Staatsmännern ſagen daß, obwohl bis in das Innerſte des Herzens religiös, er doch vor Allem jener großen unſichtbaren Kirche der Duldung von Jugend auf angehörte. Als er, mehr und mehr zurückgedrängt von dem Schauplatze unmittelbarer Einwirkung auf politiſche Begebenheiten, von Anfällen einer auflöſenden Krankheit im Alter öfters befallen wurde, richtete er noch mit der Liebe des Menſchenfreundes ſein Auge auf das zukünftige Geſchlecht, und ſorgte durch Errichtung einer Schule, einige Stunden von ſeinem Landſitze, für die Erziehung der Kinder franzöſiſcher Emigranten. Im nationalen Sinne kümmerte er ſich um die Errichtung und Erweiterung ſo wie um die unabhängige Stellung der katholiſchen Schulen in Irland; kein Haß gegen Volksreligionen kam jemals zu ſeinem Herzen; ſo wie er den indiſchen Braminen auf ſeinem Landgute ehemals eine Stätte gegeben hatte, in der ſie ungeſtört ihre religiöſen Uebungen als Gaſtfreunde verrichten konnten, ſo war er, der tüchtige Proteſtant, jetzt der Vater katholiſcher Kinder; täglich bis zu den Zeiten ſeiner letzten Auflöſung (8 Julius 1797) beſuchte er ſie, unterſtützte er ſie in ſeiner Pennſchule. Nur in ſeinem Haſſe gegen die franzöſiſche Revolution und gegen den Jacobinismus gab er niemals nach; noch die letzten Briefe ſeines Lebens ſind voll von Leidenſchaftlichkeit und Starrſinn in dieſer Beziehung. In ſeinen politiſchen Grundſätzen war er die knorrige Eiche des Waldes die, umgeben von jungen Bäumen mannichfaltiger Art, den Sturmwind erwartet, und wenn er erſcheint ſich nicht beugt, in keinem Theile ſeines Stammes oder ſeiner Zweige. Während die jüngeren Bäume weicherer Art nur durch Nachgeben ihren Stand zu behaupten wagten, brach er, feſt in ſeinem Grunde, lieber zuſammen, und gab durch das edle Beiſpiel ſeines Falles den Beweis daß alte Wurzeln nicht biegſam ſind. Er war der eiſerne Mann der Principien, er war der Lehrer politiſcher Weisheit für ſein Volk, der Prediger auf den empörten Wellen; kein Beruhiger und Beſänftiger, ſondern ein unbeugſamer Prophet, der von der Zukunft die Anerkennung ſeiner Wahrheit erwartete. In Allem was die Menſchheit anging ein wahrhafter Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechtes; keine ſchöneren Worte, keine erhabeneren und einfacheren, können auf ſeinen Grabſtein geſetzt werden, als die letzten dieſer Briefe, die ihm ſeine Jugendfreundin, die fromme Mary Leadbeater, kurz vor ſeinem Tode zurief: „Du haſt gelebet ſolch ein Leben, daß Dein Ende gekrönt ſeyn wird mit Frieden. Das Andenken von Edmund Burke's menſchenfreundlichen Tugenden wird die Zeiten überleben, wenn ſeine glänzenden politiſchen Talente aufhören zu wirken. Neue Arten politiſcher Meinungen werden erſcheinen, aber die Menſchenliebe — immortale manet.“

W. D.

Digitized by Google

Italieniſche Familien.

I. Borgheſe-Aldobrandini.

»Deo in honorem principis Apostolorum Paulus V. Burghesius Romanus Pont. Max.« Dieſe Worte lieſt man in koloſſalen Lettern an der Façade der Peterskirche zu Rom, und vielleicht kann keine Familie der Welt ſich rühmen ihren Namen auf ſolche Weiſe verewigt zu ſehen. Und doch hat eben dieſe Inſchrift zu mancher Controverſe Veranlaſſung gegeben, und obgleich Paul V es ſelbſt ſo heimlich proclamirt hat daß er für einen Römer gelten wolle, hat die Stadt Siena den Anſpruch ſeine Heimath zu ſeyn bis auf den heutigen Tag nicht aufgegeben. Allerdings ſind die Borgheſe ſieneſiſch, und noch blüht ein Zweig derſelben in genannter Stadt deren Genealogiſten ſie in die Mitte des 13ten Jahrhunderts hinaufrücken. Doch vergingen mehr denn zwei Jahrhunderte ehe ſie durch den Urgroßvater des Papſtes bekannter wurden. Obgleich unter Leo X ein Borgheſe Senator von Rom war, ſo beginnt die Größe des Hauſes erſt in ſpätern Zeiten. Ein Mitglied deſſelben, Marc Antonio, ein berühmter Rechtsgelehrter, verlegte während der blutigen Unruhen, die den Sturz der Republik Siena herbeiführten, ſeinen Wohnſitz nach Rom. Unter die Zahl der Conſiſtorialadvocaten aufgenommen, deren Decan er wurde, verheirathete er ſich mit einer Römerin aus guter Familie, von welcher im J. 1552 Camillo Borgheſe geboren ward, der im J. 1605 unter dem Namen Paul V den päpſtlichen Thron beſtieg. Camillo machte die gewöhnliche Prälaturlaufbahn. Nachdem er in Perugia und Padua ſtudirt, wurde er Conſiſtorialadvocat, Referendar des oberſten Tribunals der Segnatura, Uditore der Kammer (damals ein käufliches Finanzamt), Nuncius in Spanien, Cardinal und endlich Cardinalvicar, d. i. Stellvertreter des Papſtes in ſeiner Eigenſchaft als römiſcher Biſchof. Nach der kurzen Regierung Leo's XI (Aleſſandro de' Medici) ſaß er dann ſelber, 53 Jahre alt, auf dem päpſtlichen Stuhl.

Ueber die Regierung Pauls V zu reden iſt nicht meine Aufgabe: nur die Schickſale der Familie zu betrachten habe ich unternommen. Dieſe Familie verdankt ihm ihre Größe. Von ſeinen Brüdern wurde der eine, Francesco, General der Kirche, der andere, Giovanni Batiſta, Caſtellan der Engelsburg. Des letztern Sohn, Marc Antonio, wurde durch ſpaniſche Verleihung Fürſt von Sulmona (Sulmo in den Abruzzen, Ovids Geburtsort) und Grand von Spanien, und heirathete eine Orſini von Bracciano. So waren die Borgheſe auf gutem Wege: aber es ſollte bald beſſer kommen. Marc Antonio's Sohn Paolo vermählte ſich mit Olympia Aldobrandini, der Erbin dieſes Hauſes, wurde dadurch Fürſt von Roſſano in Calabrien und erlangte zugleich den größern Theil der Aldobrandiniſchen Erbſchaft. Hier müſſen wir einen Augenblick inne halten um zu betrachten was die Aldobrandini waren.

Auch ſie wie die Barberini, Corſini, Lante, Chigi, Rospiglioſi, Patrizi, Piccolomini, Sacchetti, Falconieri und andere römiſche Familien ſtammen aus Toscana. Sie waren zur Zeit des republicaniſchen Regiments in Florenz eines der populärſten Geſchlechter: es ergibt ſich aus der großen Zahl von Magiſtratsperſonen dieſes Namens denen wir begegnen. Wie es überhaupt in der genannten Stadt jene großen Familienverzweigungen gab die man unter der Benennung der Conſorterie kennt, wobei es ſich oft findet daß Geſchlechter die verſchiedenen Namen und verſchiedenes Wappen haben, zu Einem Stamm gehören, ſo kamen zugleich mit den Adimari, nach denen eine der beſuchteſten, eben jetzt durch Erweiterung völlig veränderte Straße der Stadt (im Munde des Volkes Via de' Calzajuoli) benannt iſt, die Aldobrandini von den Bellincioni, vor-Dante'ſchen Andenkens wie in der göttlichen Komödie bezeichnet. Sie theilten ſich in mehrere Zweige: noch beſteht jener der Marcheſi Aldobrandini, die Piazza Madonna genannt, nach ihren Wohnungen hinter der St. Lorenzokirche. Der Name des Platzes ſchreibt ſich her von einer Frau des Hauſes die wegen ihrer Reichthümer la Signora oder Madonna par excellence hieß. Dieſelben Wohnungen waren einſt die des Salveſtro Aldobrandini, deſſen Exil den Grund legte zu nachmaliger Blüthe. Die Bezeichnung ſeiner Linie als Aldobrandini del Papa deutet ſchon auf das Wie. Salveſtro war im J. 1499 geboren, und wählte gleich ſeinem Vater die Jurisprudenz zu ſeinem Beruf. Während der letzten Revolution und Belagerung ſeiner Vaterſtadt gehörte er zu den Führern der Volkspartei. So ſehr er auch den Medici feind war, trug er doch dazu bei eine des Hauſes, und zwar die berühmteſte, zu retten. Caterina de' Medici, in jugendlichem Alter, war nach dem Tode ihrer Eltern in dem Kloſter der Murate geblieben. Gleichſam als Geißel wurde ſie dort von den Regierenden gehalten, und während der Belagerung, als die Gefahr täglich ſtieg, fehlte es nicht an grauſen Planen gegen die erſt eilfjährige Ducheſſina. Man wollte ſie an die Baſteien feſtbinden, da wo das feindliche Geſchütz am heftigſten gegen ſie donnerte: Salveſtro war einer von denen welche menſchlicheren ſowohl wie politiſcheren Geſinnungen den Sieg verſchafften, und er wurde beauftragt die Nichte Papſt Clemens VII an ſichern Ort zu bringen. Dieß aber vermochte nicht ihn vor des Papſtes Zorn zu ſichern den er durch Spottgedichte erregte. Nach der Uebergabe der Stadt verbannt, weilte er eine Zeitlang in der Romagna, war mit den florentiniſchen Ausgewanderten in Neapel bei Karl V, als dieſe den letzten Verſuch machten den Kaiſer zum Mitleid mit der unter dem Joche Alexanders von Medici ſeufzenden Stadt zu ſtimmen, bekleidete dann, nachdem alle Hoffnungen geſcheitert, verſchiedene richterliche Aemter in Fano, Bologna, Ferrara, Urbino (damals, wie zum Theil noch jetzt, war es Sitte daß in manchen Stellen die Gerichtsperſonen von Jahr zu Jahr wechſelten) und wurde endlich unter der Regierung Pauls III im J. 1542 als Appellationsrichter nach Rom gezogen. Hier ſtarb er in ſchon vorgerücktem Alter; in der Dominicanerkirche Sta Maria ſopra Minerva ſieht man ſein Denkmal und jenes ſeiner Gattin Liſa

Digitized by Google

Deti mit beider Statuen in ruhender Stellung; Ippolito Aldobrandini ließ die Monumente errichten nachdem er Clemens VIII geworden. Zu Fano im J. 1535 geboren, ſtieg der Sohn des Heimathloſen raſch von einer Stufe zur andern in den kirchlichen Würden. Cardinal ſeit dem Jahr 1585, ward ihm die ſchwierige Legation in Polen übertragen als der Erzherzog Maximilian von Oeſterreich dort gefangen gehalten wurde in Folge der Wahlkämpfe nach dem Tode Stefan Bathory's. Von 1592 bis 1605 regierte er die Kirche. Daß er die Seinigen nicht vergaß, ergibt ſich aus dem Umſtande daß drei Aldobrandini und ein Deti Cardinäle wurden, einer ſeiner Neffen Fürſt von Roſſano und Beſitzer großer Güter, ſeine Großnichte Margherita Gemahlin Ranuccio Farneſe's, Herzogs von Parma. Aber dieſe Ehe war unglücklich und artete in Feindſchaft zwiſchen den Familien aus: dem ſtolzen Hauſe der Farneſen ſchien die Verwandtſchaft zu niedrig, und als Jahre darauf Papſt Urban VIII die Hand einer ſeiner Großnichten dem Herzog Odoardo von Parma (mit dem er wegen des Herzogthums Caſtro in Streit gerathen) als Unterpfand des Friedens anbot, wies dieſer den Antrag mit Hochmuth zurück: er habe nicht Luſt wie ſein Vater eine Mesallianz zu bereuen. Ein großer Theil des Aldobrandiniſchen Vermögens kam von den Cenci her. Ich brauche die Schickſale dieſes unſeligen mit Laſter und Mord befleckten Hauſes hier nicht im Detail zu erzählen. Es genüge zu ſagen daß, nachdem Lucretia, die Gattin Francesco Cenci's, und deren Stiefkinder Giacomo und Beatrice im peinlichen Proceß den Mord des Gatten und Vaters geſtanden, deſſen unerhörte Scheußlichkeit und viehiſche Natur ein ſolches Verbrechen entſchuldigen würden, wenn es dafür eine Entſchuldigung gäbe, ihre Hinrichtung ſtattfand und ihr Vermögen eingezogen ward. Daß vieles von dieſem Vermögen an die Aldobrandini kam, iſt dem Papſte ſehr zur Laſt gelegt worden. Ein Theil der jetzigen Villa Borgheſe führt auch heutzutage den Namen der Cenci, und noch hört man eine der ſchönſten Tenuten der Borgheſe an der Straße nach Paleſtrina in der römiſchen Campagna, deren Pinien von ferne her ſichtbar ſind in der Ebne, bisweilen mit ihrer alten Benennung der Rocca Cenci bezeichnen.

Die Aldobrandini del Papa hatten aber nur kurze Dauer. Der Cardinal Pietro, der den Eſtes Ferrara nahm, allmächtig unter der Regierung ſeines Oheims, der Cardinal Cinzio, Taſſo's Beſchützer und Freund u. A. ſtarben in wenig vorgerückten Jahren, 1638 der letzte von ihnen, Cardinal Ippolito. Olimpia, die einzige Tochter Giangiorgio's, Fürſtin von Roſſano und Großnichte Clemens VIII, heirathete wie geſagt Pauls V Großneffen, Paolo Borgheſe, und brachte ſo den größten Theil der Aldobrandiniſchen Güter in dieß Haus. Nicht alle. Denn nachdem Paolo früh geſtorben, ging Olimpia 1547 eine zweite Ehe ein mit Camillo Pamfilj, Neffen Papſt Innocenz X, und Sohn jener Olimpia Maidalchini, über die ſo viel Scandal verbreitet worden iſt, von Gregorio Leti an, gegen welchen ein proteſtantiſcher Hiſtoriker ſie und den Papſt vertheidigen mußte, bis auf den Roman des Hrn. Delécluze. Camill Pamfilj war Cardinal geweſen und hatte den Purpur abgelegt um zu heirathen, da die Familie ausſtarb. Der Papſt konnte ihm dieß nie vergeben; vier Jahre lang ließ er ihn nicht vor ſich. Ihrem zweiten Gemahl und ihrem Sohne, Giambatiſta Pamfilj, brachte Donna Olimpia nun einen Theil ihres Vermögens zu, das aber, als 1761 der Pamfiliſche Mannsſtamm ausſtarb (die Doria von Melfi haben den Namen fortgeſetzt), an das Haus Borgheſe zurückfiel, wo es die Aldobrandiniſche Secundogenitur bildet. Daher ſieht man noch an der Villa Belvedere zu Frascati das Wappen der Pamfilj, die Taube mit dem Oelzweige, der man an den Pfeilerverzierungen in der Peterskirche wie in S. Agneſe auf Piazza Navona ſo häufig begegnet.

Da nun ſchon mehrerer Borgheſiſchen Beſitzungen Erwähnung geſchehen, ſo will ich einen Augenblick innehalten, um Anderes anzuknüpfen. Den großen Palaſt in Rom beſaß Paul V ſchon als Cardinal. Der Haupttheil desſelben, von Martino Longhi, ſtammt aus der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts; ſpäter iſt die dem Fluſſe zugewandte Seite, an welcher zwar der ſtrengere architektoniſche Charakter dem maleriſchen weichen mußte, die aber ihrer Unregelmäßigkeit ungeachtet eine hübſche Wirkung macht. Das beſte daran iſt der Hof mit ſeiner ſchönen doppelten Colonnade. Die Gemäldeſammlung iſt zu berühmt als daß ich davon zu reden brauchte. Bis auf die letzten Zeiten vermehrt, und jedem zum Beſchauen wie zum Copiren mit großer Liberalität geöffnet, iſt ſie die bedeutendſte Privatgalerie Roms. Am meiſten aber zeigte ſich des Papſtes Bauluſt und Prachtliebe, wenn wir auf die Werke Rückſicht nehmen, die er für ſeine Familie ausführte in ſeiner Capelle in Santa Maria Maggiore, die er jener Sixtus' V gegenüber errichtete, und in welcher ſein und Clemens VIII Grabmal und die Familiengruft ſich befinden. Was Rom an ſeinen und ſeltenen Marmorgattungen und andern Steinarten aufzubringen vermochte, iſt hier vereint, und vielleicht keine von allen Capellen der Stadt, auch nicht die ſchöne Corſiniſche im Lateran, kann ſich ſolchen Reichthums rühmen. Schade daß der Werth der vielen Sculpturen nicht damit ſtimmt: dieſe bezeichnen den tiefen Verfall der Kunſt. Derjenige der Familie, welcher am meiſten gebaut hat, der Cardinal Scipio, Pauls Günſtling, gehörte ihr eigentlich nicht an: er hieß Caffarelli und war der Sohn einer Schweſter des Papſtes. Wer durch Rom und ſeine Umgebung wandert, lieſt ſeinen Namen an unzähligen Kirchenfaçaden; leider ſind ſie alle ſchlecht, leider haben ſie manche ſchöne alterthümliche verdrängt. Die berühmte Villa am Flaminiſchen Thor wurde von ihm angelegt; ſein großer Palaſt auf dem Quirinal kam ſpäter in andere Hände, u. a. Mazarins, und gehört jetzt den Roſpiglioſi. Unter den Beſitzthümern der Familie in Rom iſt noch die hübſche Villa Aldobrandini auf der ſüdlichen Spitze des Quirinaliſchen Hügels zu erwähnen, die man auch gegenwärtig noch häufig Villa Miollis nennt, nach dem franzöſiſchen General, dem ſie eine Zeit lang gehörte. In ihr befand ſich einſt das unter dem Namen der Aldobrandiniſchen Hochzeit bekannte antike Wandgemälde, deſſen Berühmtheit freilich in Folge der pompejaniſchen Funde etwas geſunken iſt, das aber immer noch zu den ſchönſten Compoſitionen der alten Kunſt gehört.

Kehren wir zurück zur Geſchichte des Hauſes. Wie die meiſten römiſchen Familien doppelt und dreifach mit einander verſchwägert ſind, ſo die Borgheſe mit den Orſini, Buoncompagni, Odescalchi, Colonna, Altieri, mit den Spinola von Genua, den Pico von Mirandola, den Cellamare (del Giudice) von Neapel. Ihre Verhältniſſe zu Neapel als große Lehnträger verwickelten ſie in den ſpaniſchen Erbfolgekrieg: dem Fürſten Giovanni Batiſta, der Philipps V Botſchafter beim Papſte und Ritter des Vließes war, wurden Roſſano und ſeine übrigen Beſitzungen im Königreich genommen, welche K. Karl VI indeß dem Sohne Marc Anton wiedergab, der überdieß 1721 Vicekönig von Neapel wurde. Der Enkel dieſes letztern, auch Marc Anton geheißen, heirathete die Erbtochter der florentiniſchen Familie Salviati, und brachte dadurch anſehnliche Güter in Toscana an ſein Haus. Die Salviati waren eines der älteſten und berühmteſten Geſchlechter von Florenz. Kein anderes vielleicht hat ſo zahlreiche Mitglieder aufzuweiſen, die in den höchſten Magiſtraturen ſaßen, namentlich die

Digitized by Google

das Venneramt (Gonfalonierat) bekleideten. Wenn auch vielfach verſchwägert mit den Medici, ſtanden ſie doch den Medici meiſt gegenüber; in der bekannten Verſchwörung der Pazzi gegen Lorenzo und Giuliano ließ Francesco Salviati, Erzbiſchof von Piſa, ſchmachvoll das Leben: an einem Fenſter des alten Palaſtes wurde er gehangen. Der Cardinal Giovanni Salviati, ein Schweſterſohn Lorenzo's des Erlauchten, widerſprach hartnäckig ſeinem Vetter Clemens VII in den florentiniſchen Angelegenheiten, als der letztere ſeine Vaterſtadt unter das Joch beugte. Im ſiebenzehnten Jahrhundert, als die Titelſucht immer größere Fortſchritte machte, erhielt Jacopo Salviati den eines Duca di Giuliano, von einem Beſitzthum bei Froſinone im Kirchenſtaat. Dieſer Jacopo war einer der Mitſpielenden in einer der blutigſten Tragödien welche die Annalen von Florenz befleckt haben. Mit der Schweſter des Fürſten von Maſſa und Carrara, Veronica Cybo, vermählt, unterhielt er ein Liebesverſtändniß mit der jungen Frau eines Bürgers, Caterina Cagnacci. Von Eiferſucht gefoltert, erſann Veronica die gräßlichſte Rache: ein Vertrauter, den ſie unter den Bravos ihres Gemahls hatte, und der Stiefſohn der Cagnacci ſelbſt, ein ſittenloſer Menſch, boten ihr die Hand zur Ausführung. Als am Neujahrstage Jacopo Salviati im Begriffe war ſich anzukleiden, ſandte ihm die Ducheſſa, wie es Sitte war, nebſt ihrem Morgengruß den Korb mit dem Weißzeug; er ſchlägt den Ueberwurf zurück um den Inhalt herauszunehmen, und Caterina's bleiches Haupt ſtarrt ihm entgegen. Veronica Cybo war an demſelben Morgen von ihren Leuten begleitet nach Maſſa aufgebrochen; nie kehrte ſie zurück, nie ſah ſie den Gemahl wieder; ſie verſchied in hohem Alter reuig, wie es heißt, über die Unthat die ſie mit einſamem, freudeleerem Leben büßte. Jacopo ſtarb in wenig vorgerückten Jahren. Es war der Großherzog Ferdinand II, unter deſſen Regierung dieß Verbrechen begangen ward; für ganz Italien eine böſe Zeit, die Zeit der furchtbarſten Sittenverderbniß, der Auflöſung aller Bande der Zucht und Ordnung, die Zeit des tollſten Treibens der Bravi und Banditen und der tiefſten Verſunkenheit des Adels. Es bietet ſich mir wohl ein andermal Gelegenheit dieſe Epoche ausführlicher zu ſchildern, in welcher jener lächerliche Krieg vorfiel, welchen der Zank der Barberini mit den Farneſen veranlaßt hatte und der ganz Italien in Bewegung ſetzte. — Das Erbe der Salviati ging, wie geſagt, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an die Borgheſe über. In der Stadt Florenz gehörten dazu mehrere ſchöne Wohnungen, die großentheils ſeitdem in andere Hände gekommen ſind, an denen man aber noch ihr Wappen ſieht, einen weißen Hund aufgerichtet in ſilbernem Felde. Denn längs der Via del Palagio, die ſo nach dem alten Gerichtspalaſt heißt, beſaßen die Salviati Haus an Haus. Das größte derſelben ließ der Fürſt Camill Borgheſe umbauen, als er nach dem Sturz des Kaiſerreichs ſeinen Wohnſitz in Florenz nahm. Doch davon ſpäter. Ich will nicht unterlaſſen anzuführen, daß zu dieſen Salviatiſchen Häuſern die ehemalige Wohnung Folco Portinari's gehörte, des Vaters von Dante's Beatrice, der das große Bürgerſpital gründete. Jetzt hat ſie einen andern Namen. Der Abtei von Fieſole gegenüber, ſeitwärts von der Bologneſer Straße, liegt auf ſanftanſteigendem Hügel die Villa Salviati, eine der ſchönſten der ſchönen Umgebung von Florenz, im eigenthümlichſten Charakter des toscaniſchen Bauſtyls, wie die Mediceervilla zu Careggi, wo Cosmus der Alte und Lorenzo der Erlauchte ſtarben, und vollkommen erhalten in dieſer Eigenthümlichkeit.

Dem zuletzt genannten Fürſten Marc Anton (ein Name der im Borgheſiſchen Hauſe häufig vorkommt) verdankt Rom namentlich die reichere Ausſchmückung der mehrerwähnten Villa am Pincianiſchen, jetzt eigentlich am Flaminiſchen Thor. In dem Caſino, welches den Haupttheil der Bauten bildet, und trotz ſeiner Ueberladung und Zopfarchitektur in der blühenden Landumgebung eine angenehme Wirkung macht, ließ er die reiche Antikenſammlung aufſtellen, die ſich allmählich in den Paläſten der Familie gebildet und durch die glücklichen Ausgrabungen in Gabii neuerlich ſehr vermehrt worden war. In Ennio Quirino Visconti fanden dieſe Marmore einen berühmten Erläuterer. Seit dem Jahr 1806 vergrößerte dieſe Sammlung die Schätze des Louvre, aber an ihrer Statt iſt neben dem koſtbarſten Schmuck von ſeltnen Steinen eine neue Reihe antiker Sculpturwerke entſtanden, die den ſprechendſten Beweis liefert wie unerſchöpflich der römiſche Boden iſt. Es war Marc Antons älteſter Sohn, der Fürſt Camill, der ſich genöthigt ſah jene Sammlung ſeinem Schwager, dem Kaiſer Napoleon, käuflich zu überlaſſen, weil dieſer ſie durchaus beſitzen wollte. Seit 1804 mit Pauline Bonaparte, der Wittwe des Generals Leclerc, verheirathet, ward er durch dieſe Verbindung in die wechſelvollen Geſchicke jener Familie hineingezogen. Längere Zeit hindurch im Militärdienſt, dann Gouverneur von Turin, als Piemont mit Frankreich vereinigt war, wußte er ſich durch ſeine Herzensgüte allgemein beliebt zu machen, ſo ungünſtig auch im Ganzen die Verhältniſſe waren. Die geringe Harmonie die zwiſchen ihm und ſeiner ſchönen Gemahlin beſtand, brachte ihn in manche unfreundliche Berührung mit deren Angehörigen; dazu kam noch die ſeltſame Stellung, welche Pauline der Kaiſerin Marie Louiſe gegenüber annahm, und die ihr die Ungnade Napoleons zuzog. Nach dem Sturze des Kaiſers wollte Camill Borgheſe, der ſeinen (franzöſiſchen) Titel Herzog von Guaſtalla ohne Bedauern ablegte, nicht nach Rom zurückkehren, wo die meiſten Napoleoniden eine Zuflucht fanden. Er mochte es längſt bereut haben daß er ſich von dem blendenden Glanz hatte verlocken laſſen, während ſein Vater ein entſchiedener Gegner der franzöſiſchen Revolution geweſen. In dem ruhigen Florenz, wo er den Salviatiſchen Palaſt ganz verändern und prachtvoll decoriren ließ, brachte er ſeine letzten Jahre zu, ohne irgend eine Verbindung mit den Bonapartes zu unterhalten. Doch fand zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin eine Art Ausſöhnung ſtatt: Pauline, welche in Rom die anmuthige Villa an der Porta Pia bewohnt hatte, die nach ihr noch Villa Paolina heißt, und von ihrer Nichte Zenaide, jetziger Fürſtin von Canino und Muſignano, geerbt wurde, kam nach Florenz, wo ſie nach langen Leiden im Jahr 1825 auf Villa Strozzino ſtarb, die auf der vorderſten Hügelreihe nordweſtlich von der Stadt gelegen auf das blühende Arnothal hinabblickt. Camill überlebte ſie um ſieben Jahre. Er that viel für die Geſellſchaft: ſein Haus nebſt dem des engliſchen Geſandten Lord Burghersh (jetzt Graf von Weſtmoreland und Geſandter am preußiſchen Hofe) und des reichen Ruſſen N. Demidoff waren die erſten in Florenz, und den ganzen Winter hindurch Einheimiſchen wie Fremden geöffnet. Jetzt ſind dieſe ſchönen Räume ein Caſino geworden. Daß während des Advents und der Faſten bei ihm nicht getanzt wurde, nannten die vergnügungsſüchtigen Florentiner eine römiſche Marotte. In den letzten Jahren war er ſo ſtark geworden und litt ſo ſehr an Bruſtbeſchwerden, daß er ſich nur mit Mühe bewegen konnte, und ſich in den Wagen wie die Treppe hinauf tragen laſſen mußte, was keine geringe Anſtrengung geweſen ſeyn ſoll. Wenn er Abendgeſellſchaften gab, was in der Regel einmal wöchentlich geſchah, ſo ſaß er neben der Thüre des Empfangzimmers, wo er ſich vor den Eintretenden zu erheben und ſie ſo zu begrüßen pflegte. Seine Züge behielten immer den Ausdruck der Güte. Er ſtarb zu Anfang des Sommers 1832 im 57ſten Lebensjahre.

Digitized by Google

Der nur um ein Jahr jüngere Bruder Don Francesco, Fürſt Aldobrandini, zog wie Camill an Napoleons Siegeswagen und ſtieg im franzöſiſchen Dienſt bis zum Rang eines Generallieutenants. Mit einer Gräfin de la Rochefoucauld, vormaligen Ehrendame Joſephinens, verheirathet, blieb er, temporäre Abweſenheiten ungerechnet, bis zum Tode ſeines Bruders in Frankreich. Nachdem er Fürſt Borgheſe geworden, kehrte er im Herbſte 1833 nach Italien zurück und nahm ſeinen bleibenden Wohnſitz in Rom, dem Mittelpunkt ſeiner groſſen Beſitzungen, die nun wieder in Einer Hand vereinigt waren. Dieſe Beſitzungen ſind ſehr bedeutend und bis auf den heutigen Tag gemehrt worden. In der römiſchen Campagna gehören den Borgheſe über 80,000 Morgen Landes; ganze Städte der antiken Welt, wie Gabii, Laurentum, Lavinium, Antium, von denen freilich zum Theil wenig geblieben, ſind in ihrem Beſitz; in zahlreichen Ortſchaften der benachbarten Berge haben ſie Lehnberechtigungen und Eigenthum. Ueberall ſieht man ihr Wappen, das in Blau einen goldnen Drachen unter einem goldnen Schildeshaupt mit ſchwarzem Adler zeigt; an dem maleriſchen Brunnen von Mondragone ſind Drachen und Adler vereinigt. Die Aldobrandini haben in blauem Feld einen gezackten goldnen Querbalken und ſechs Sterne. In Frascati gehören ihnen mehrere der ſchönſten Villen, das Aldobrandiniſche Belvedere, welches ich ſchon nannte, vom Cardinal Pietro mit ungeheurem Aufwande in der reizendſten Lage erbaut, das jetzt leider wüſte Mondragone, welches der Cardinal Marx Sittich von Hohenembs, Pius IV Nepote, beginnen ließ. Vor nicht vielen Jahren kauften ſie von der päpſtlichen Kammer Nettuno und Porto d'Anzo mit ausgedehnten Waldungen und Triſten am Strande. Sie haben dort eines der anmuthigſten Landhäuſer für den Frühling inmitten allen Reichthums der ſüdlichen Natur. Die oftgenannte Villa am Flaminiſchen Thore iſt unabläſſig vergrößert und verſchönert worden. Der Fürſt Camill erwarb anſtoßende Grundſtücke, darunter die Olgiatiſche Villa, welche man fälſchlich nach Raffael Sanzio benennt, und ließ dort durch den verdienſtvollen und berühmten Archäologen Profeſſor Canina anſehnliche Bauten aufführen. Die Antikenſammlung wurde namentlich durch Don Francesco gemehrt; in dem obern Theile des Caſinos iſt jetzt neben der durch das Uebermaß der Künſtelei bekannten Berniniſchen Gruppe des Apoll mit Daphne auch Canova's Statue der Prinzeſſin Pauline zu ſehen, die man die Venus victrix nennt, und von deren Entſtehung eine ſo curioſe Geſchichte in Umlauf iſt. Dem Bilderſchatz im Palaſt iſt neuerdings namentlich durch die Fresken der Raffaeliſchen Schule aus der Villa Olgiati und aus der Lante'ſchen auf dem Janiculus ein intereſſanter Zuwachs geworden.

Als im Frühling 1839 der Fürſt Borgheſe, der in Rom allgemein beliebt war und es verdiente, 63 Jahre alt ſtarb, wurde die Erbſchaft getheilt. Der älteſte Sohn, Marc Antonio, Fürſt von Sulmona, folgte dem Vater im Beſitz des Hauptvermögens. Die Secundogenitur kam mit dem Titel Fürſt Aldobrandini an den zweiten, Don Camillo; die Tertiogenitur, vorzugsweiſe toscaniſche Güter, an den jüngſten Sohn, Don Scipione, der damit den Titel eines Duca Salviati erhielt. Die einzige Tochter, Marquiſe von Mortemart, war in der Blüthe der Jahre und der Schönheit ſchon vor dem Vater geſtorben. Marc Antonio war ſeit 1835 mit Lady Gwendellin Talbot, der jüngern Tochter des Grafen von Shrewsbury und Schweſter der Fürſtin Doria Pamfilj, verheirathet, die im Herbſte 1840 beinahe plötzlich ſtarb. Eine ſo allgemeine und tiefe Trauer hat kaum jemals der Tod einer jungen Frau veranlaßt; ganz Rom ſchien ſie zu verlieren, in der den Bedürftigen die hülfreichſte Tröſterin ſtarb, die in ihrer einfachen Sinnesart und anſpruchloſen Güte nicht merken ließ wie viel ſie für ihre Mitmenſchen that. Drei Kinder folgten binnen wenigen Tagen der jungen und ſchönen Mutter nach; ein einziges Töchterchen blieb in dem verödeten Hauſe. Zu Ende des Jahres 1843 vermählte ſich der Fürſt Borgheſe zum zweitenmal mit einer Verwandten ſeiner Mutter. Die Gemahlin des Fürſten Aldobrandini iſt die zweite Tochter des Herzogs von Aremberg.

Obgleich die jetzigen Familienglieder im Auslande geboren und erzogen und mit ausländiſchen Häuſern ſo ſehr verſchwägert ſind, ſo ſind doch die Borgheſe die populärſten vom römiſchen Adel. Zum Theil tragen alte Erinnerungen an frühere Munificenz und Pracht dazu bei — eine Pracht die wohl mit dem Aufwande großer regierenden Fürſten wetteiferte. Aber auch in unſern Tagen iſt die Familie dieſen Reminiscenzen nicht untreu geworden, wenn gleich die glänzenden Zeiten des römiſchen Adels nach ſeiner ehemaligen Signatur vorüber ſind. Schon durch ihren koloſſalen Grundbeſitz muß eine ſolche Familie große Bedeutung, zahlreichen Anhang, viele Clientel haben, um ſo mehr wenn man in Anſchlag bringt, wie alle ſolche Verhältniſſe in Italien weitverzweigt ſind, wie vieler Menſchen man bedarf, wie viele Menſchen eines ſolchen Hauſes bedürfen! Daß die Güter in gutem Stande ſind, die Adminiſtration geregelt iſt, auf Verbeſſerungen aller Art Rückſicht genommen wird, gereicht der Familie zum Lobe. Wenn ich die Borgheſe populär nannte, ſo darf ich dabei zwei Gründe nicht außer Acht laſſen. Sie nehmen ſich der Intereſſen der untern Volksclaſſen an: Elementarſchulweſen, Sparcaſſen u. ſ. w. werden von ihnen gefördert. Ihre Villa ſodann iſt ein mächtiger Magnet. Das ganze Jahr hindurch ſind dieſe reizenden Gründe, wo Natur und Kunſt ſich die Hand gegeben, der beſuchteſte Spaziergang Roms, wo Sonntags Hunderte von Equipagen in doppelten Reihen auf und abfahren, während die Meergottheiten und die Seepferde glänzende Waſſerſtrahlen in die Höhe ſpritzen. Im October aber feiert hier das Volk ſeine heitern weltberühmten Feſte. Die altherkömmliche Liberalität der Familie hat ſich dabei noch nie verläugnet.

Digitized by Google

Hamburg.

Kiel, im Januar. Die freie und ehrliche Beſprechung öffentlicher Verhältniſſe gleicht dem Licht der Sonne. Das was ſich geſtalten will, erleuchtet das Vorhandene ehe es ſelber erſcheint. Zuerſt mag es dann Nebel geben, auch Sturm und Kampf; und immer iſt es am kälteſten wenn der Tag am nächſten iſt. Demnach ſoll und wird darum ſo wenig das Künftige ausbleiben wie der Tag ausbleibt, weil die Thäler und Gründe das ſind was er am ſpäteſten erleuchtet. Und darum denn ſoll und wird — ſo weit ſind wir im Vaterlande — troß heftigen aber redlich gemeinten Kampfes die öffentliche Stimme nicht ſchweigen, wenn auch einzelne und ſelbſt großartige Intereſſen ſich ihr entgegenſtellen.

In dieſem Sinne hat der Verf. ſich in einem früheren Artikel der Allgemeinen Zeitung über Hamburg und ſeine Verhältniſſe ausgeſprochen. Der Hauptſatz dieſes Aufſatzes war im Grunde der: Hamburg, anerkannt die dritte Handelsſtadt der Welt und die erſte Deutſchlands, ſteht eigentlich in Beziehung auf Handel und Handelsverbindungen aller Art als ſouveräner Staat nicht bloß neben Deutſchland, ſondern es hat bisher eine Art von Suprematie über Deutſchland ausgeübt. Die Einheit des induſtriellen Deutſchlands in ſeinem Zollverein hat nun das Mißverhältniß, das hierin liegt, zum Bewußtſeyn gebracht. Deutſchland tritt jetzt als ſelbſtändige Handelsmacht auf. Iſt es das, ſo wird es, indem eben Hamburg auf allen Punkten ſeines Lebens nur ein Glied von Deutſchland iſt, jene Suprematie, ja jenes Nebeneinanderſtehen nicht ertragen wollen, nicht ertragen können, ja es nicht dürfen. Es wird daher Hamburg ſich auf eine oder andere Weiſe einverleiben. Dagegen wird zunächſt und vor allem ſich Eine Macht opponiren die, weil ſie in jedem Einzelnen in Hamburg da iſt und fortwirkt, größer — oder um ſo zu ſagen breiter iſt als man leicht meinen dürfte, das Hamburger-Bürger-Bewußtſeyn. Wir haben angedeutet daß dieſe Eitelkeit ſo viel gute Gründe hat, daß man ſie füglich einen Stolz nennen kann; und dieſer Stolz des Hamburgers auf ſein Hamburg wird viel thun und viel leiden, ehe er ſich zu der Höhe hinaufarbeitet als Stolz auf Deutſchland dazuſtehen. Dennoch, und das war unſer Schluß, wird das geſchehen was das unabänderliche Weſen der Verhältniſſe mit ſich bringt — Hamburg wird die erſte Handelsſtadt im deutſchen Zollvereine werden.

Gegen dieſe unſere Anſicht ſind nun mancherlei und zum Theil ſehr heftige, zum Theil nicht ganz offene Angriffe erfolgt. Was wir bedauern iſt, daß keiner von allen auf den eigentlichen Kern der Sache, das Verhältniß Hamburgs zu Deutſchland, eingegangen iſt. Man darf nicht annehmen daß dieſes aus Unkunde über praktiſche Verhältniſſe unterblieben iſt. Allein es war freilich vor allem von der Entwicklung eines ideellen Werdens die Rede, und dieſes läßt ſich nicht wohl mit Zahlen und praktiſchen Bemerkungen behandeln. Da aber jetzt die Sache zur Sprache gekommen iſt, ſo wollen wir verſuchen nun auch die ganz praktiſchen Verhältniſſe von jenem, wenn man durchaus will, abſtracten oder ideellen Geſichtspunkt aus ins Auge zu faſſen. Es ſoll demnach mit Zurſeiteſetzung aller einzelnen Fragen, wie Elbe, Schiffbarkeit derſelben, Eiſenbahnen und Aehnliches, unſere Aufgabe ſeyn den Anſchluß Hamburgs an den Zollverein, ſo viel dieß ſich im voraus wenigſtens annähernd beſtimmen läßt, in ſeinen Folgen kurz zu würdigen.

Zuerſt iſt hier, ehe wir auf das Beſondere eingehen, allerdings Eins anzuerkennen. Es iſt nicht genug jene ziemlich allgemeine Abneigung der Hamburger gegen den Zollverein bloß auf das lebendige Gefühl des Hamburger Bewußtſeyns zurückzuführen. Hier liegen, obwohl jenes entſchieden das mächtigſte Hinderniß bei der Maſſe der Bewohner und das am klarſten Gedachte bei dem intelligenteren Theil derſelben ſeyn muß, dennoch einzelne concrete Verhältniſſe vor, über die man ſich nicht täuſchen darf.

Der erſte hierher gehörige Punkt iſt in dem ſchon von Soetbeer ausgeſprochenen Satze enthalten, „daß der Beitritt zum Zollvereine eine völlige Umwälzung aller inneren Formen des Rechts und des Verkehrs von Hamburg herbeiführen würde.“ Wie und warum das der Fall ſeyn ſoll, iſt freilich nicht geſagt. Dennoch iſt es in gewiſſer Beziehung ganz richtig. Um ſich die Sache klar zu machen, muß man auf das Weſen und die geſchichtliche Bedeutung von Zöllen und Schifffahrtsgeſetzen zurückgehen. Urſprünglich waren die Zölle nichts als eine einfache Quelle der Einnahme; dann aber erhoben ſie ſich zu Schutzmitteln der Induſtrie. Im erſten Falle ſetzen ſie financielle Bedürfniſſe voraus die auf keinem andern Wege gedeckt werden können; im zweiten das Daſeyn einer inländiſchen Induſtrie. Nur dieſe beiden Gründe laſſen ſich denken für Einführung von Zöllen. Betrachten wir nun aber Hamburg, ſo hat es erſtlich das Princip aus ſeinen Zöllen keine Einnahmsquelle zu machen; zweitens hat es keine Induſtrie zu ſchützen; es ſteht ganz allein für ſich da und lebt vom Zwiſchenhandel. In dieſem Sinne ſpricht der Hamburger von ſeinem Handel als von einem freien Handel. Der Zollverein aber hat beide Gründe ſehr entſchieden aufgenommen. Daher wird denn allerdings in dem Augenblick wo der Vereinszoll am Hafen Hamburgs liegt, Hamburgs Verhältniß zu ſeinem eigenen Handel ein ganz anderes werden. Hamburgs Handel wird in die Bewegung hineingezogen welche durch die Zölle die Induſtrie des Binnenlandes zur Entwicklung bringt; er wird nun auch die Kämpfe mit durchmachen müſſen die der Handel des Vereins erlebt; er wird an dem Opfer Theil nehmen müſſen das dieſer unter Umſtänden fordern kann — kurz faßt man dieſen Handel in ſeiner Totalität auf, ſo wird er ganz entſchieden ſeinen Charakter ſelber verändern; aus einem vollkommen freien Handel wird es ein abhängiger, aus einem abſolut ſelbſtändigen, der keine weiteren Rückſichten zu nehmen hat als das Procent, wird er Glied eines ganzen induſtriellen Volksverkehrs werden, der ſich jetzt nach dem Geſetz der Bewegung dieſes letzteren richten muß. Dieſe Umgeſtaltung, hier ganz allgemein angedeutet, ſoll ſogleich ihre nähere

Digitized by Google

Beſtimmung erhalten. Jedenfalls iſt aber ſchon das klar daß auf dieſe Weiſe jener Anſchluß zunächſt allen denen unbequem ſeyn muß die das Alte dem Neuen vorziehen, weil das Bekannte dem Ruheliebenden nothwendig das Liebere iſt. Allein was hier im Allgemeinen geſagt iſt, läßt ſich nach einer andern Seite hin wohl auch im Beſondern nachweiſen. Bisher hat Hamburgs Zoll nicht den Charakter gehabt der Stadt weſentlich eine Einnahmsquelle ſeyn zu ſollen. Der Vereinszoll dagegen gibt bekanntlich ungefähr 28 Sgr. auf den Kopf Einnahme. Rechnet man nun die Einwohnerzahl Hamburgs auf 160,000, ſo gäbe das eine Einnahme von etwa 112,000 Thlr. pr. Crt., was für eine ſo kleine Abtheilung Deutſchlands gar nicht unbedeutend iſt. Bei der gegenwärtigen financiellen Lage Hamburgs aber wird es ſchwer möglich ſeyn eine ſolche Abgabe *neben* den übrigen dem Bürger aufzuführen. Es gibt daher kein anderes Mittel hier auszugleichen als die Herabſetzung oder Aufhebung einer andern Abgabe. Und es iſt leicht zweierlei einzugeſtehen: zuerſt daß dieſes Verhältniß bei keinem andern deutſchen Staat in gleicher Art eintreten wird oder eingetreten iſt, da alle andern Staaten den Zoll doch als Einnahmsquelle, die meiſten ihn auch als Schutzzoll gebrauchen, dann aber daß es grade deßhalb mit mancherlei beſondern Schwierigkeiten und Arbeiten für Hamburg verbunden ſeyn wird ſein früheres inneres Abgabenſyſtem nach dieſem neuen Princip umzugeſtalten. Ja es kann ſogar möglich ſeyn daß damit einzelne Verluſte des „Staats“ oder Einzelner verbunden ſeyn würden. Hieran ſchließt ſich nun ein dritter Grund, weßhalb man zugeben muß daß der Anſchluß an den Zollverein allerdings nicht erfolglos für Hamburgs innere Verhältniſſe bleiben wird. Wir wollen nicht auf Einem beſtehen — daß es für „das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten“ der Hanſeſtadt immerhin fühlbar ſeyn wird jetzt ſeine ganze Bedeutung, ja faſt ſeine ganze Thätigkeit an ein künftiges *deutſches* Handelsminiſterium des deutſchen Handelsvereins abgeben zu müſſen; wir ſind vielmehr überzeugt daß die Hamburger Geſandten an fremden Höfen gerne für ihre untergeordnete wirkliche Stellung die Ausſicht als Erſatz annehmen werden Geſandte und Vertreter des deutſchen Handelsbundes zu ſeyn, da ſie, wie wir offen anerkennen, in dieſem Gebiet der Verhandlungen Meiſter ſind; allein gewiß iſt es doch daß es von dem Augenblick des Anſchluſſes an keine *Hamburger* Verträge, Rechte, Conſulate geben kann, ſondern daß ſich das bisherige Syſtem des öffentlichen oder Völkerrechts des Hamburger Handels dem Völkerrecht des deutſchen Handels wird einfügen müſſen. Und das kann und wird nicht ohne mannichfache und zum Theil ſehr eingreifende Umgeſtaltungen abgehen. Denn, wie ſchon oben bemerkt, gegenwärtig iſt das Grundprincip des Hamburger Handels die vollkommenſte Freiheit, ein Princip das ſich aus dem Weſen dieſes Handels, der nur Zwiſchenhandel iſt, vollſtändig rechtfertigt. Der Anſchluß würde den Handel zu einem Volkshandel machen, und ihn dem Intereſſe und damit den Geſetzen, den Beaufſichtigungen und den Wirkungen eines Volkes unterwerfen. Es würden demnach auf allen Punkten der Welt die *Hamburger* Handelsverhältniſſe, Rechte und Inſtitute von den *deutſchen* bedingt und geordnet werden; ſo daß freilich die Umformungen des bisherigen Verhältniſſes wohl nicht ganz unbeträchtlich bleiben dürften.

Aus allen dieſen Gründen läßt es ſich nun ſehr wohl erklären daß man allerdings einſeitig zu Werke geht, wenn man die Abneigung der Hamburger gegen den Zollverein auf das bloße Gefühl eines Hamburger Staats- und Souveränetätsbewußtſeyns zurückführt. Denn Hamburgs Handel iſt nun einmal ein eigenthümlicher ſeiner Stellung nach; Hamburg iſt einmal, und das iſt eben der Grund ſeines bisherigen Glanzes, die einzige Handelsſtadt der Welt die ein Freihafen iſt; und es läßt ſich nicht läugnen daß bei einer ſo gründlichen Umkehrung des Princips ſeines Handels Viele mit Recht ernſthaft ſich bedenken, ob es richtig ſey ſich dazu zu verſtehen oder nicht. Wer den Anſchluß daher fordern oder als wünſchenswerth hinſtellen will der hat, ſo ſcheint es uns, unumgänglich die Aufgabe gerade dem eigentlich „bedenkenden“ Theile der Bevölkerung ſich zuzuwenden. Dieſes ſoll eben das Folgende verſuchen; wir ſtehen damit auf einem neuen und ſelbſtändigen Gebiet unſers Gegenſtandes.

Betrachten wir indeß das Obige, ſo ergibt ſich zunächſt daß dasſelbe allerdings *Bedenken* erregt, aber daß eben deßhalb durchaus *keine Art der Entſcheidung* mit demſelben gegeben iſt. Daß aus dem freien Zwiſchenhandel ein organiſcher Volkshandel werden wird, daß eine Umgeſtaltung eines Theils der Abgaben erfolgen muß, und daß das öffentliche Recht des Handels Hamburgs ſich in das deutſche internationale Handelsrecht auflöst, iſt aber an und für ſich noch ganz gleichgültig gegen die eigentliche Hauptſache; die Hauptſache aber iſt die Frage: ob Hamburg bei jener Modification ſeines Verkehrs und ſeines Rechts *Vortheil hat oder nicht*. Für *dieſe Frage* ſind jene Sätze noch keine Reſultate, ſondern nichts als ein Anlaß die eigentlichen Reſultate zu ſuchen. Es iſt daher mit jenen Sätzen noch gar nichts *weder für noch gegen* den Anſchluß geſagt. Es muß anerkannt werden daß die Entſcheidung hierüber auf einem ganz andern Gebiete liegt, und daß man daher in der That *gar nichts* thut, wenn man jene Sätze einfach *bedenkt*.

Nothwendig aber war es hierauf insbeſondere aufmerkſam zu machen. Denn es iſt eine allbekannte Thatſache daß es eine große Menge aufrichtiger Männer gibt, die ſich von der Vorſtellung nicht losmachen können, als hätten ſie wirklich etwas *gegen* eine Reform gefunden, wenn ſie erkannt haben daß dieſelbe mancherlei alte Verhältniſſe aus ihrer früheren Form herausdrängt. Ein großer Theil der „Beſonnenen“ in allen Claſſen widerſetzt ſich der Veränderung, weil ſie etwas ändert. An dieſe wenden wir uns daher zuerſt mit der Forderung daß ſie anerkennen ſollen wie man jenes bloße Bedenklichkeitsſyſtem auf keine Weiſe als berechtigt gelten laſſen kann von ſelbſtändigem Gewicht in einer ſo wichtigen Frage zu ſeyn.

Damit gehen wir nun über zu der zweiten höher ſtehenden Claſſe der Gegner des Zollvereins, die ſich poſitiv darüber klar geworden ſind daß die endliche Sache gerade die ächt Hamburger Frage iſt: ob Hamburg Vortheil habe oder nicht vom Anſchluß? und die demgemäß offen ausſprachen ſich je nach der Verneinung oder Bejahung dieſer Frage für oder gegen den Anſchluß zu erklären. Wir ſagen nicht daß dabei nicht noch manche andre der eben beregten Momente mit herüber ſpielen; daß nicht manche, in der Ueberzeugung dieſe Frage werde ſich gar nicht oder doch nicht für den Anſchluß entſcheiden laſſen, ihre Hoffnung auf Erhaltung jenes Hamburger Staatsbürgerthums oder die Unmöglichkeit zu einer klaren Entſcheidung zu kommen hinter dieſelbe verſtecken; aber wir werden dieſe beiden Punkte, als hinreichend beleuchtet, jetzt nicht weiter berühren. Wir wollen ferner nicht dem Hamburger zum Vorwurf machen, daß er ſeinen deutſchen Patriotismus auf Procente reducirt; ſey's; wir werden ihn auf ſeinem eignen Gebiet finden.

Digitized by Google

I.

Und hier iſt nun das erſte, womit gerade in neuerer Zeit die Hamburger dem Zollverein entgegentreten, das übermüthig hingeworfene Wort: „Wollt ihr daß wir eintreten ſollen, ſo bietet uns hinreichende Vortheile, und es ſoll geſchehen.“ Das mag man alle Tage von jedem Hamburger hören, der ſich mit unſrer Frage beſchäftigt. Wir dagegen müſſen eben ſo offen erklären daß es gänzlich verkehrt iſt zuerſt einen ſolchen Satz als Grundlage der Verhandlungen hinzuſtellen; dann aber daß mit oder ohne Vortheil Hamburg dennoch wird eintreten müſſen, und daß man daher nicht ſo ſehr von den Bedingungen als von den Folgen des Beitritts zu ſprechen hat.

Zuerſt iſt jener Satz gänzlich verkehrt als Baſis der Beantwortung für die Frage nach Anſchluß oder Nichtanſchluß. Denn wenn einmal dieſelbe auf die Procente reducirt iſt, ſo verſteht es ſich von ſelber daß Hamburg eintritt, wenn man es durch Vortheile kaufen will. Jene Vortheile ſind daher nicht die Bedingungen des Anſchluſſes, ſondern ſie würden der Kaufpreis desſelben ſeyn; und wo einmal gehandelt wird, kann ich jede Sache für ihren Kaufpreis haben. Wenn daher der Hamburger ſagt: gebt uns Rechte im Zollverein, die uns mehr Handel ſichern als wir gegenwärtig haben, z. B. macht uns zum Freihafen des Zollvereins — ſo wird im Grunde etwas ganz anderes dabei gedacht. Es iſt eine ſolche Forderung undenkbar, ſolange man ſich nicht vorſtellt daß Hamburg auf keine andere Weiſe als durch einen ſolchen Kauf genöthigt werden kann in den Verein zu treten. Dieſe Meinung iſt die Baſis für alle die welche auf dieſem Wege zum Anſchluß kommen wollen. Fällt ſie aber weg, ſo fällt auch jene kaufmänniſche Forderung weg; und da ſie wirklich eine falſche iſt, ſo iſt es unnütz auf jener Grundlage zu verhandeln.

Wir ſtehen hier vor einem Satz der, obwohl er manchen und nicht geringen Widerſpruch erfahren, dennoch wie es uns wenigſtens ſcheint, ausgeſprochen und feſtgeſtellt werden muß. Es iſt wahr, der Deutſche liebt ſeinen Handelsbund. Er liebt ihn, weil aus ihm große Entwicklungen hervorgegangen ſind, noch größere durch ihn bereitet werden. Er liebt ihn, weil er ihm dankbar iſt und weil er auf ihn hofft. Aber es iſt Zeit daß dieſe Liebe nicht mehr das einzige Medium bleibe, durch welches hindurch er ihn betrachtet. Dieſer Handelsbund der Deutſchen iſt nicht bloß ein Arrangement von verſchiedenen Intereſſen; er iſt eine Macht. Er ſoll aber, wenn er das iſt, als ſolche von den Bundesgliedern betrachtet und als ſolche denen nun auch gegenübergeſtellt werden, die ſich ihm gegenüberſtellen. Er ſoll nicht bloß ſeine Kraft haben, ſondern er ſoll dieſelbe, indem er ſich ihrer bewußt wird, verdoppeln. Und daher iſt es weſentlich Pflicht eines jeden der ſich mit ihm beſchäftigt, geradezu auszuſprechen daß man es nicht lieben wird, wenn er noch immer gleichſam als ein unerwachſener Knabe von Andern behandelt oder auch nur angeſehen wird.

Gerade aber Hamburg iſt auf dem beſten Wege dieſen Fehler der Politik zu begehen. Hamburg hat von jeher in ſeinem Handel das entgegengeſetzte Princip des Zollvereins befolgt; es hat den abſolut freien Handel dem zollbeſchränkten gegenüber vertreten. Daher hat Hamburg von vorneherein gemeint es könne nach jenem Zollverein nicht eben viel Bedeutendes kommen; und daher iſt Hamburg auch jetzt noch weſentlich der Meinung daß der Zollverein keine Macht ſey. Es glaubt nicht daß dieſer Handelsbund Waffen habe; es glaubt daher daß man im Grunde ihm bieten könne was man will; es hält ſich für den eigentlichen Handelsſitz Deutſchlands, und meint daß Deutſchland zu ihm ſich verhalte, wie es ſich bisher zu den Holländern verhalten hat. Aus dieſer Meinung geht jene obige Forderung hervor; ſie bildet die Baſis aller Vortheile und Anſichten über das Verhältniß Hamburgs zum inneren Deutſchland; Hamburg iſt der Vormund des deutſchen Handels geweſen, und es iſt natürlich daß es Schwierigkeiten findet ihn für mündig anzuerkennen. Gewiß iſt das verkehrt; aber aus verkehrten Meinungen kann Niemand richtige Folgerungen ziehen. Daher ſoll es denn unſre erſte Aufgabe ſeyn gerade dieſe Meinung zu bekämpfen. Und dazu gibt es den einfachen Weg den Hamburgern nachzuweiſen daß ſie kein Mittel haben dem Zollverein zu widerſtehen, wenn dieſer ernſtlich will; daß es gänzlich falſch ſeyn würde die Unterhandlung auf der Baſis einzuleiten, daß Hamburg am Ende eben ſo gut außerhalb als innerhalb des Bundes bleiben könne; daß dieſer Bund „ihm doch wohl kommen müſſe,“ und daß daher Hamburg Deutſchland, nicht Deutſchland Hamburg die Geſetze vorzuſchreiben habe. Die alte Zeit iſt vorbei, und den neuen Geſchlechtern werden neue Ideen und neue Rechte gegeben werden.

Demnach ſtellen wir zwei Fälle hin. Der erſte Fall iſt der, in welchem Hamburg den Zollverein wird bitten müſſen es unter jeder Bedingung aufzunehmen. Der zweite iſt der zeitlich näher liegende, wo der Verein, wenn er will, Hamburg auch jetzt ſchon nöthigen kann ihm entgegen zu kommen.

Was nun den erſten Fall betrifft, ſo nehmen wir für ihn das Recht oder die Aufgabe jedes Politikers in Anſpruch — ein Menſchenalter als ein Moment der Geſchichte zu betrachten.

Niemand der hier mitzureden vermag, wird in unſerer gegenwärtigen Zeit von einem Tage oder von einem Jahre ſprechen, wenn es ſich von den Intereſſen von Völkern handelt. So gewiß nun als der Verein in einem Jahre 111 Quadratmeilen gewonnen hat, ſo gewiß wird er Oldenburg und Hannover, Mecklenburg und Schleswig-Holſtein gewinnen, ſo gewiß als das Capital in der Induſtrie an Maſſe und Werth ſteigt, ſo gewiß werden die Capitaliſten dieſer Länder erkennen daß im Zollverein die Induſtrie und der Wohlſtand ſich täglich mehren, und eben ſo gewiß werden ſie wünſchen und wünſchen müſſen unter gleichen Bedingungen Gleiches zu erreichen, und wir ſtehen keinen Augenblick an als Thatſache auszuſprechen daß alle jene Länder ſelber glauben dereinſt als Theile des Zollvereins auftreten zu können. Hamburg wird alsdann, und das geſteht es ſelber, eintreten müſſen; und ſetzen wir daher dieſe Zeit und ihre Verhältniſſe, ſo würde es lächerlich ſeyn von Seiten Hamburgs noch gekauft werden zu wollen von dem, der ihm gebieten kann. Was daher die Zukunft betrifft, ſo iſt es keine Frage daß die Zeit kommen wird, wo der Anſchluß für Hamburg eine Bewilligung von Seiten des Vereins iſt.

Aber wir brauchen ſogar nicht einmal von der Zukunft zu reden. Schon jetzt iſt die Macht des Zollvereins groß genug um, wenn er ernſtlich will, Hamburg zu nöthigen. Noch 1840 ſchrieb Soetbeer (Hamburgs Handel S. 287) „daß aber die Linie des deutſchen Zollvereins ſich über Belgien und Holland ausbreite, iſt wohl noch nicht im Ernſte als möglich gedacht.“ Ja wohl war es im Ernſte als möglich gedacht, ihr unnahbaren Hamburger! Wir ſind an den Häfen des weiten Weltmeeres, und ſo wenig als eine Kinderhand die eiſernen Schienen der Köln-Antwerpner Bahn zerreißen kann, ſo wenig wird das innige und wohlbegründete Verhältniß zwiſchen Deutſchland und dem herrlichen reichen Belgien wieder durch Oppoſition Einzelner, ja einzelner Staaten verloren gehen. Wir haben daher wirklich einen Weg zum Meer, der nicht über Hamburg geht. Wir können daher mit dieſem Wege uns den Forderungen des Hamburger Handels

Digitized by Google

entziehen. *Wenn* nun der Zollverein wirklich wollte, ſo wäre es durchaus nicht unthunlich die Einfuhr überſeeiſcher Producte durch das Rheingebiet vor der durch das Elbegebiet weſentlich zu begünſtigen. Die furchtbare Waffe der Differentialzölle iſt freilich noch jung in der Hand des Vereins; aber ſie bleibt darum nicht minder gewaltig. *Wenn* alſo etwa der Zollverein von folgenden Grundſätzen ausgehen wollte: „Gegenwärtig iſt das öſtliche Bahnſyſtem Deutſchlands noch nicht hinreichend mit dem weſtlichen verbunden — das aber wird in wenig Jahren der Fall ſeyn; nimmt man nun die Koſten des Landtransports von Hamburg bis etwa hinüber nach Nürnberg und Prag, und hält ſie zuſammen mit den Koſten des Transports von Köln nach denſelben Orten, ſo braucht man nur die Waaren die von Hamburg kommen, mit ſo *viel Eingangszoll* zu belegen daß die Koſten des Landtransports und des Zolls vom Rheingebiet her einige Procent *unter* den Koſten einer Hamburger Verſendung ſtehen, um den ganzen Handel *allmählich* dem Strom- und Bahngebiet des Rheins zuzuwenden“ — was würden die Hamburger dazu ſagen und dagegen thun? Was würden ſie zu erwiedern haben, wenn der Verein ihnen auf etwanige Vorſtellungen antwortete: daß ſie ſelber ſchuld geweſen, indem ſie durch früheren Beitritt alles hätten vermeiden können — daß ſie jetzt in dem Falle vieler Speculanten wären die, um die Waare zu gar zu hohen Preiſen zu verkaufen, damit warten bis ſie unter den Einkaufpreis ſinkt — und vor allem, was das ernſteſte iſt, daß man, *wenn einmal* ein ſolches Coercitivſyſtem ergriffen, nicht mehr davon abgehen könne, weil es ſelber zu einem Bande zwiſchen Belgien und Deutſchland geworden? Wahrlich die Sache iſt durchaus nicht ſo unmöglich, wenn Hamburg mit ſeinem Unentbehrlichkeitsſyſtem ſich ſo gar breit macht. Und in der That, wenn nicht noch der Zollverein der Hauptkäufer auf dem Hamburger Markt wäre — wenn nicht noch der Zollverein demſelben Volke gehörte — wenn nicht noch dieſes Hamburg nicht den hundertſten Theil dieſes Volkes ausmachte! Aber fühlt denn dieſes Hamburg es nicht, wie unangemeſſen es iſt ſich und ſeine Intereſſen mit denen von 28 Millionen ſeines eignen Volkes auf gleiche Linie ſtellen zu wollen?

Doch brechen wir ab; es bleibt noch ein zweiter Weg für den Zollverein Hamburg zu zwingen, *wenn er anders will.* Man weiß daß die Verhandlungen über den Sundzoll im Gange ſind. Geſetzt nun Hambueg forderte Unverhältnißmäßiges, um in ſeine wahrhaft verhältnißmäßige Stellung zum Zollverein zu treten, ſo *kann* der Verein bei ſeiner wachſenden Einnahme ſich der Sache annehmen; er kann die geforderte Summe zahlen; er kann alsdann Stettiner, Stralſunder, Danziger und Königsberger directe Einfuhr mit irgend einem temporären Vortheil verſehen, und die Hamburger mit allerlei Schwierigkeiten umgeben, ſelbſt mit einem höheren Zoll — was meinen wohl die Hamburger daß die Folge ſeyn würde, wenn der Sund frei und die Einfuhr in den Oſtſeehäfen poſitiv erleichtert würde? Der *Handel* würde nicht leiden, denn derſelbe Conſum bleibt und erzeugt denſelben Verkehr; aber der *Handel Hamburgs* könnte allerdings furchtbare Rivalen erhalten — und Rivalen, die ächt deutſchen Sinnes ſind. Und *wenn* nun beide Maßregeln, die Eröffnung größerer Freiheit des Rheins und der Oſtſeehäfen *zugleich*, mit Vorſicht und mit Entſchiedenheit ergriffen würden — wenn zugleich der Tranſit über Glückſtadt von Dänemark nach der Nordſee und umgekehrt beginnt, wenn die Waarenmaſſen die jetzt Hamburg verſendet, dieſen neuen Weg nehmen — würde Hamburg vielleicht auch dann noch ſagen: bietet uns *gehörige Vortheile*, kauft unſern Beitritt, und wir treten in den Verein? Und doch haben wir bisher nur von der *Einfuhr* geſprochen. Die Ausfuhren des Zollvereins ſteigen jährlich: wie wenn eine auch noch ſo kleine Prämie auf beſtimmte Exporthäfen gelegt würde? Das größte Schiff kann mit geringem Druck des Steuers ſeine Richtung erhalten. Würde Hamburg, das ſeine Bedeutung ſeiner Verkehrsherrſchaft über das Stromgebiet der Elbe verdankt, jetzt da dieſe Herrſchaft durch die Eiſenbahnen paralyſirt iſt, behalten oder wieder gewinnen können was es noch hat, wo alle Bahnen erſt eben im Bau ſind? In der That Hamburg mit ſeinen 282 Mill. Mark Banco im jährlichen Handel hat bisher geglaubt, der Verein ſey nur beſtimmt die Handelsverhältniſſe innerhalb Deutſchlands zu regeln; man hat gemeint er ſey eine *waffenloſe* Maſſe von Intereſſen; mag er noch keine Kriegsflotte haben, eine Stadt wie Hamburg, die ohne ſelbſtändige Production bloß vom Zwiſchenhandel lebt, kann man wahrlich wohl zur Unterordnung unter höhere Entwicklungen ohne gewaltſame Anſtrengungen veranlaſſen!

Es kann uns nicht unbekannt ſeyn was die Hamburger hierauf erwiedern werden. Sie werden erſtlich ſagen daß es ganz undeutſch und ſogar unpolitiſch an ein ſolches Verfahren zu denken; weil es vom größten Intereſſe für Deutſchland ſeyn müſſe Hamburgs Handel nicht zu ruiniren, da Hamburg weſentlich den Verkehr desſelben vermittle. Richtig aber heißt der Satz ſo: es iſt im höchſten Intereſſe Deutſchlands *den Handel* nicht zu ruiniren, der *jetzt* über Hamburg geht. *Dieſen Handel* müſſen wir freilich behalten — aber wenn Hamburg von Deutſchlands Intereſſen ſpricht, ſo iſt es, wenn dieſes Hamburg ſich dem Handelsſtaat Deutſchland nicht einverleiben will, ja eben *nicht* von Intereſſe für Deutſchland daß dieſer Handel über Hamburg, ſondern daß er durch einen andern deutſchen Hafen gehe. Es iſt daher nach jenem Satze ſelber *nur dann* von Intereſſe für Deutſchland *Hamburgs* Handel aufrecht zu halten, wenn Hamburg eben als Glied Deutſchlands auftritt. Denn man komme uns hier nicht mit dem Satze, daß der Handel überhaupt weſentlich an Hamburg gebunden ſey. Die Production iſt da, die Conſumtion iſt da, die Communication mit dem Meer iſt da; will Hamburg den Handel nicht vermitteln ſo wie wir es wollen, ſo müſſen und werden wir die ſuchen die es auf unſre Weiſe zu thun bereit ſind; wird dieſes nur langſam und vorſichtig begonnen, ſo möchten wir ſehen wer es verhindern will, und wem es anders ſchadet als den Hamburgern.

Es iſt aber Zeit daß wir auf den zweiten Punkt kommen — Hamburg wird rufen und, wir ſagen es voraus, ſehr laut und vernehmlich rufen und verbreiten, Deutſchland betrage ſich *feindlich* gegen dasſelbe. Wunderlicher Ausweg, wenn man den ſeinen Feind nennt der uns zwingt etwas zu thun, was beide Theile nicht hindern können! *Wenn* der Verein Hamburgs bedarf, ſo kann er ja nichts dafür daß er die Mittel anwendet die er hat, um ſich ſeinen Eintritt zu verſchaffen. Es iſt gerade als ob Jemand der in einem geordneten Staate ſich außerhalb der Staatsordnung erklärt, nun die Polizei ſeinen Feind nennen wollte, weil ſie ihn nöthigt ſich ſelbſt mit Aufopferung ſeines perſönlichen Wohlbefindens der allgemeinen Ordnung der Dinge zu unterwerfen. Es iſt ſchlimm genug ſchon daß wir von ſolchen Eventualitäten reden müſſen. Aber es ſind das ja doch keine Erfindungen, ſondern wirkliche Verhältniſſe, und es iſt ja doch nicht zu läugnen daß dasſelbe alle Tage zwiſchen allen ſouveränen Handelsmächten geſchieht. Nun denn — Hamburg ſtellt ſich als ſouveräne Handelsmacht dem Vereine gegenüber, und beklagt ſich zu gleicher Zeit darüber daß man es als ſolche behandeln will? Es will als ſouveräne Handelsmacht durch Vortheile aller Art erkauft und

Digitized by Google

beſtimmt werden, wie England, Nordamerika, Dänemark, um mit dem Vereine einen Vertrag einzugehen, und in dem Augenblick wo dieſer Verein zu ſeinen eignen Waffen greift dieſer Souveränetät gegenüber, will es plötzlich als Bruder und Freund betrachtet werden? Wer iſt denn ſchuld wenn es ſich ſo geſtaltet? Und noch dazu daß der Verein an einen ſo ungleichen Kampf denken muß, mag er tauſendmal hoffen daß es nie dazu komme? Die Zeit iſt vorbei, wo ſich ein Theil von Deutſchland dem andern entgegenſtellen kann, ohne der öffentlichen Meinung zu unterliegen. Warum denn ſucht Hamburg gegen den Verein aufzutreten?

Indeſſen, und deß freuen wir uns, ſo weit iſt es nicht gekommen, und wir ſprechen die herzlichſte Hoffnung aus daß es nie ſo weit kommen möge. Noch hat Hamburg ſich nirgends poſitiv gegen den Verein erklärt; noch denkt es ſich wirklich nicht als Gegner desſelben; ja es denkt ſich ſogar den Fall ſehr wohl aus, wo es wirklich im Vereine ſtände. Noch freilich iſt auch die praktiſche Seite der Sache nicht weit genug. Der Verein hat mit Hamburg noch keinen rechten unmittelbaren Verkehr; allenthalben, die kurze Elbſtrecke ausgenommen, liegen Zwiſchenländer um Hamburgs Gebiet. Noch alſo kann von ſolchen Maßregeln nicht die Rede ſeyn. Allein es iſt doch gut daß man den Hamburgern einmal offen ſage, wie der Verein ſehr gut weiß daß er keineswegs in dem Fall iſt an den Thoren Hamburgs dereinſt um ſeinen Beitritt lange bitten zu müſſen; es iſt Zeit daß das Bewußtſeyn allgemein werde daß dieſer friedliche, für und durch den Frieden geſchaffene Verein auch ſeine Waffen habe, gegen die wenigſtens Hamburg nicht auftreten kann; und vor allem ſcheint es uns durchaus nothwendig daß alle Beſprechungen über dieſes Verhältniß die Baſis gewinnen, einmal für allemal den Beitritt nicht theurer bezahlen zu wollen als er werth iſt, damit wir nicht Franklins Vorwurf auf uns laden. Wenn aber die Hamburger und ihre Blätter in dem oben Ausgeführten etwas anders herausſuchen als eine offene Erklärung über mögliche Verhältniſſe, und den Verfaſſer ſtatt die Sache angreifen, ſo werden wir darauf keine Sylbe antworten.

II.

Wir glauben demnach nachgewieſen zu haben daß es gänzlich den wahren Geſichtspunkt verrückt, wenn Hamburg dem Zollverein gegenüber ſich nur durch poſitive Vortheile zum Antritt will beſtimmen laſſen, weil der Zollverein — der Verein der Hamburgs bedürfen wird, nicht der heutige — Hamburg Geſetze vorſchreiben kann, und ſeiner hohen Bedeutung nach dazu vollkommen beſtimmt iſt. Aber, und damit gehen wir zur zweiten Frage über, reden wir hier nicht von einer höchſt untergeordneten Sache? Iſt es denn ſo gar wichtig ob Hamburg dem Verein ſich anſchließt oder nicht? Kann der Verein nicht Hamburgs einfach entbehren? Die Vorausſetzung aller obigen Sätze iſt der Gedanke daß der Anſchluß auf eine oder andre Weiſe kommen muß. Muß er das, ſo iſt das deßhalb der Fall, weil allerdings der Verein Hamburgs bedarf — er wird Hamburg nöthigenfalls zwingen, weil er es wird zwingen müſſen; er wird das traurige Schauſpiel eines Handelskampfes Deutſcher gegen Deutſche wiederholen im Nothfalle, weil er nicht anders kann; denn das heißt nicht können, wenn Hamburg höheren Kaufpreis für den Beitritt verlangt als er werth iſt. Iſt nun das richtig daß der Verein in der Folge wohl oder übel Hamburgs bedarf?

Auch hier nun machen wir vor allem auf Eins aufmerkſam. Wir meinen nicht daß es ſich um den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge handle, wenn wir die unvermeidliche Nothwendigkeit behaupten Hamburg dem Zollverein zu gewinnen. Wir reden von der Zeit, wo der Verein Hamburg ſo nahe iſt daß er gar nicht eines förmlichen weitverbreiteten Planes bedarf um es zu nöthigen ſich ihm anzuſchließen; wo alſo nach Anſchluß der Weſer und Elbländer der Zollverein das Nordmeer erreicht hat. Wir glauben freilich, und viele werden dieſen Glauben theilen, daß es großherziger als kaufmänniſcher wäre, wenn Hamburg ſchon jetzt auch nur den Wunſch, die Hoffnung und Erwartung ausſpräche den Zollverein erreichen zu können. Wir glauben ferner daß es von ſehr großer Bedeutung für den Anſchluß Hannovers und der übrigen Länder ſeyn würde, wenn Hamburg den Muth hätte ſich offen für den künftigen Anſchluß zu erklären; wir glauben endlich daß die Abneigung Hamburgs gegen denſelben, mögen die Hamburger dabei ſo ehrlich und einfach denken wie ſie wollen, ein mächtiges Schwert in der Hand der Feinde unſrer induſtriellen Entwicklung iſt, weil alles was gegen denſelben geſagt werden kann, ſich auf das Urtheil unſrer erſten Handelsſtadt berufen darf und gerne beruft, und daß eben deßhalb eine Oppoſition Hamburgs gerade hier höchſt undeutſch iſt. Allein obgleich eine Erklärung für den Anſchluß in ganz Deutſchland mit wahrem Jubel aufgenommen werden würde, auch wenn derſelbe ſelbſt erſt in ſpäteren Jahren erfolgen ſollte, ſo wollen wir doch nur von der Nothwendigkeit desſelben für die Zeit ſprechen, wo dieſer Beitritt wirklich von Bedeutung ſeyn kann.

Dieſer Zeitpunkt muß, um recht klar jene Nothwendigkeit ſich zu denken, als der Moment geſetzt werden wo Mecklenburg und Hannover beigetreten ſind, Schleswig-Holſtein dagegen nicht. Vorher hat der Anſchluß noch nicht ſeinen rechten Sinn, nachher nicht ſeine rechte Bedeutung. In dieſem Augenblick hätte der Verein das Meer erreicht und alsdann würde die entſcheidende Frage entſtehen, ob er durch ſeine innere Production im Stande iſt die engliſchen Waaren auszuſchließen mit dem innern Markt, und auf dem äußeren mit ihnen in wirklich großartige Concurrenz zu treten. Wir ſetzen beides. Möge es verneinen wer den Muth dazu hat. In dieſem Augenblick würde der Verein daher in die unabweisliche Nothwendigkeit geſetzt ſeyn ſeine Schifffahrt vertheidigen zu können. Denn er würde unter Umſtänden den Kampf durchzumachen haben, den Holland gegen England gefochten hat. Er wird daher einer Seemacht erſten Ranges bedürfen. Er wird um dieſe zu haben, Oſt- und Nordſee um jeden Preis zu Einem Meere für ihn machen müſſen. Um das zu können, wird und muß er verſuchen Schleswig-Holſtein zu gewinnen. Die Gründe dafür will ich hier nicht aufzählen; auch nicht von den Wünſchen und Gegenſätzen reden die dabei nothwendig zur Sprache kommen werden. Genug, der Lage der Dinge nach muß er dieß verſuchen. Nun aber wird ſich dann die Sache ſo geſtalten daß Hamburg, ſo lange es nicht im Verein iſt, den Beitritt der Herzogthümer lähmen, ja hindern kann. Der Weg von Deutſchland nach Norden geht über Hamburg. Hält Hamburg ſich gegen Deutſchland, ſo iſt es ſchwer denkbar, wenigſtens bei der heutigen Lage der Dinge, daß die Herzogthümer beitreten. Geht aber Hamburg zum Verein, ſo iſt es wieder den Herzogthümern unmöglich ſich außerhalb zu halten; denn Hamburg iſt die Waarenhauptſtadt für beide Lande. In dieſem Zeitpunkt erſt wird daher die Frage praktiſch werden, ob der Verein Hamburg nöthigen kann ſich anzuſchließen. Denn wie der Sund in Kopenhagen, ſo werden die Herzogthümer in Hamburg für den Verein gewonnen oder verloren werden. Daher werden in dieſer Zeit, ſey ſie fern oder nah, alle Mittel die England jetzt auf Hannover wendet, nach Hamburg ſich

Digitized by Google

zurückziehen, und dieſe letzte Feſtung der alten Herrſchaft wird mit eben ſo viel Ernſt und Zähigkeit vertheidigt als angegriffen werden. Alsdann werden die unmittelbaren Vortheile die von beiden Seiten geboten werden, ſich ziemlich gleich ſeyn, wie das die Natur der Sache fordert; dann werden ſich in Hamburg ſelber zwei Parteien bilden, und beide werden einander nicht überwinden können, weil in demſelben Maße in welchem die jüngere und abſtracte Partei ſich aus dem Anwachs vermehrt, ein anderer Theil derſelben älter und concreter, bequemer und ſtabiler wird. Dann wird der Zeitpunkt kommen wo es gelten muß; denn es iſt *nicht möglich* daß der Verein, nachdem er ſo viele Königreiche und Fürſtenthümer allmählich gewonnen, ruhig ſich an den Thoren Hamburgs ſeine Gränze ſtecken ſollte — es iſt das nicht möglich, weil er unabweislich einer *deutſchen Seemacht* bedarf.

Wir enthalten uns nun alle die andern Gründe auszuführen, die den Verein beſtimmen werden alles anzuwenden um Hamburg zum Anſchluß zu nöthigen. Denn alle dieſe andern Gründe, weil ſie allgemeiner Natur ſind, treffen die Sache nicht ſo beſtimmt als jener Hauptſatz: daß in dem Fortſchritt des Vereins der Zeitpunkt kommen wird, wo er Hamburg als Baſis für die deutſchen Herzogthümer unabweislich bedarf. Wir hoffen daß Hamburg *dann* nicht zögern wird ſich frei und muthig *für* die Entwicklung des jungen deutſchen Lebens zu erklären; aber wir halten uns eben ſo überzeugt daß der Anſchluß Hamburgs durchaus nicht etwa von ſeiner Gunſt und Gnade abhängt.

Und jetzt, nachdem wir unſre Anſicht im Einzelnen, ſo weit hier thunlich iſt, begründet haben, können wir zu unſerm Ausgangspunkte zurückkehren. Es iſt wahr daß Vieles und Großes ſich in Hamburg durch ſeinen Anſchluß umgeſtalten wird, von dem noch niemand ſo recht unterſucht hat, ob es zum Vortheil ſeyn wird für Hamburg oder nicht; aber das iſt nichts Beſonderes für Hamburg, ſondern es hat für jede andere Stadt in gleicher Weiſe, wenn auch nicht gerade in gleichem Maße, ſtatt gefunden; jedenfalls aber wird der Lauf der Dinge ſich ſo geſtalten *daß hierauf nichts ankommen wird*. Die Gewalten die hier bedingend ſind, ſind größer und wichtiger als Hamburgs Vortheil und Nachtheil. — Dieſes iſt nun, wie es uns ſcheint, der wahre Geſichtspunkt für die Auffaſſung des Verhältniſſes unſrer erſten Handelsſtadt zu unſerm Verein. Und von ihm aus gewinnt dann auch der zweite Theil unſrer Darſtellung, die Frage nach dem wirklichen Nutzen oder Schaden des Anſchluſſes für Hamburg, ſeine richtige Geſtalt. Es wird ſich um beide nicht mehr als um die *Bedingungen* des Beitritts, ſondern als um ſeine *Folgen* handeln.

Wir wiederholen dabei daß wir auf jene ächt Hamburger Manier, jeden der nicht mit der größten Devotion von dem Weſen und Werth Hamburgs und ſeiner ſogenannten Freiheit ſpricht, ſondern die Verhältniſſe Hamburgs einfach behandelt wie die jedes andern Staates, als einen *Feind* auszurufen, durchaus nichts zu antworten haben. Wir erklären dagegen *jeder* wirklichen Belehrung uns mit Freuden unterwerfen zu wollen.

III.

Die Frage welche Vortheile oder Nachtheile der Anſchluß Hamburgs an den Zollverein für *Hamburg* (wir ſehen hier ganz ab von Deutſchland) haben wird, löſt ſich zunächſt in zwei andre auf. Die erſte iſt die: ob der Handel in der *Umſatzmaſſe* dadurch verringert werden wird; die zweite die nach den Folgen, die der Beitritt der Hamburger für ihren *Verdienſt an dieſem Umſatz ſelber* herbeiführt. Beide Fragen können nun entweder in Beziehung auf die gegenwärtige Geſtalt der Dinge, oder mit Vorausſetzung zukünftiger Verhältniſſe betrachtet werden. Wir nehmen zuerſt den heutigen Zuſtand als Grundlage.

A. Was nun den erſten Punkt betrifft, ob der Handel Hamburgs ſich durch den Anſchluß an den Verein verringern werde oder nicht, ſo iſt die Hauptvorſtellung der Hamburger die folgende: „Der Handel Hamburgs," ſagen ſie, „iſt ſeinem Weſen wie ſeiner Geſchichte nach ein *Freihandel*, Hamburg ſelber ein Freihafen. Es hat daher dieſer Handel mit Schutz einer Induſtrie oder mit Bekämpfung einer andern nichts zu thun; er iſt nur Zwiſchenhandel. Der Anſchluß würde ſogleich ihm dieſen Charakter nehmen, und ihn den Geſetzen des Vereins, den Repreſſalien der Gegner unterwerfen. Nun iſt gegenwärtig Hamburg als Freihafen, Stapelplatz für eine große Menge von Käufern und Verkäufern, die hier Auswahl der Waaren und ſtets vollſtändig gefüllte Lager finden. Dieſe Lager haben das Beſondere, was gerade für Hamburg entſcheidend iſt. Sie ſind nicht, wie die Londoner, große Entrepots, die getrennt von den Kaufmannshäuſern für ſich daliegen, ſondern ſie beſtehen faſt alle aus einzelnen in der ganzen Stadt vertheilten Speichern, gewöhnlich nahe bei den Wohnungen der betreffenden Kaufleute. Gerade daher hat der Hamburger *Zwiſchenhandel* ſeine beſondere Geſtalt, durch die er in vieler Beziehung ſich vor dem engliſchen auszeichnet. Die Zertheilung des Hamburger Waarenſtapels als Ganzen hat zuerſt ein feineres und detaillirteres Aſſortiment *derſelben* Sachen zur Folge, die in London mehr ungeſchieden liegen, und es iſt dadurch nicht bloß möglich die Käufer genauer zu befriedigen, ſondern auch der Verdienſt wird leichter. Alles das hat aber zur Vorausſetzung daß der *Zoll* auf die importirte Waare ein ſo geringer iſt, daß der fremde Käufer der nach Hamburg und nicht nach London geht, die Waare dort nur um *ſo viel* theurer bezahlen muß als die Transport- und Speditionskoſten nebſt Zinſen betragen; denn dieſe müßte der Käufer ſonſt doch ſelber zahlen. Der Anſchluß aber würde den Zoll wenigſtens um das Zwanzigfache erhöhen. Sollte nun der Käufer dieſen Zoll bezahlen in Hamburg, ſo iſt es keine Frage daß er ſogleich den Hamburger Markt verläßt und ſich dem Londoner u. ſ. w. zuwendet. Hat er das einmal *gethan* und ſind ſeine Verbindungen in London einmal angeknüpft, ſo iſt er für Hamburg auf immer verloren. Hier nun wird von Seiten der Vereinsländer ein *Entrepotſyſtem* vorgeſchlagen, in dem die für den Zwiſchenhandel beſtimmten Waaren unter hinreichender Bewachung deponirt werden gegen den alten Hamburger Zoll von ½ Procent, ſo daß der fremde Käufer in dem früheren Verhältniß bliebe. Das würde freilich für die Käufer, nicht aber für die Hamburger der Fall ſeyn. Denn abgeſehen von dem Sinken der Preiſe der Speicher innerhalb der Stadt würde ein ſolches Syſtem den Kaufmann von ſeinem Lager *entfernen*, und ihm dadurch gerade jene ſpecielle Aſſortirung unmöglich oder doch höchſt ſchwierig machen. Nun aber hat gerade die letztere die Hauptfolge für den Hamburger Handel, daß ſie eine ſehr große Menge *kleinerer* Aufträge bewirkt, die von den Hamburgern am beſten ausgeführt werden. Wenn man nun auch das Zahlen- und Maßverhältniß der letzteren zu den größeren nicht genau angeben kann, ſo leidet es doch keinen Zweifel daß auf dieſe Weiſe, auch bei dem Entrepotſyſtem und durch daſſelbe, die Maſſe des Hamburger Handels weſentlich verlieren würde. Das Beiſpiel Englands, wo daſſelbe gewiſſermaßen entſtanden iſt, beweiſt nichts, gerade aus dem angeführten Grunde daß der Zwiſchenhandel Englands mehr den Charakter eines Zwiſchenhandels en gros, der Hamburgs mehr den eines Zwiſchenhandels en détail hat."

Die factiſchen Verhältniſſe die dieſem Einwande zum Grunde

Digitized by Google

liegen, den wir oft haben anführen hören gegen den Anſchluß, ſind vollkommen richtig; allein es iſt zunächſt eine falſche Vorausſetzung mit dem ganzen Raiſonnement verbunden. Wir meinen die daß der Verein nur durch die Einrichtung eines Entrepotſyſtems zu Werke gehen kann. Thut er das, ſo verlieren allerdings manche Speicher viel von ihrem Werth, und vollkommen wahr iſt es daß die Zuſammenhäuſung der Waarenmaſſe die Aſſortirung ſchwer macht, und damit den kleinen Zwiſchenhandel lähmt. Allein ſelbſt dieſer Umſtand würde vollkommen in allem Weſentlichen gehoben werden durch ein Syſtem der Rückzölle anſtatt eines Entrepotſyſtems. Die Rückzölle ſind unſrer Anſicht nach bei weitem einfacher und vortheilhafter als das Entrepot und was damit zuſammenhängt. Man wird nämlich nicht glauben daß irgend ein Kaufmann dann und wann Waaren zum Rückexport kauft, zuweilen ſie conſumiren läßt in der Stadt, und nur ausführt, wenn gleichſam etwas übrig bleibt, ſondern jeder Kaufmann weiß vorher, ſchon bei der Beſtellung, ſehr gut was und wie viel für Wiederausfuhr beſtimmt iſt; ja unter zwei Fällen häufig ſogar das einemal, wohin die Waare wieder gehen wird. Daher iſt es denn ſelten eine wirklich ſchwierige und umſtändliche Sache die Rückzölle ſich beim Wiederexport herausgeben zu laſſen; die ganze nächſte Folge iſt daß der Kaufmann, ſtatt einmal zum Zoll zu gehen, jetzt zweimal bei demſelben zu erſcheinen hat. Es iſt ſogar nicht einmal nothwendig daß jedesmal mit baarem Gelde Zoll und Rückzoll gezahlt wird. Faſt alle Handlungshäuſer haben in der ganzen Welt ein Abkommen mit der Poſt auf vierteljährliche, monatliche ꝛc. Zahlungen getroffen; weßhalb ſollte es unmöglich ſeyn ein Gleiches für Zoll und Rückzoll beim Zollamt einzurichten? Geſchähe dieſes, ſo ſehen wir nicht daß ein ſolches Verfahren den Handel wirklich ſtören könnte; denn mit allgemeinen Phraſen: daß man nur den Handel nicht kenne, daß es doch immer eine große Beläſtigung bleibe u. ſ. w., wird man hier nicht kommen wollen. Etwas mehr Arbeit gibt es — nun ja, ſchon vor fünfzig Jahren hat ein großer Mann geſagt: die Welt iſt der Arbeit verfallen. Ich denke Hamburgs Welthandel wird nicht gemeint ſeyn hiervon eine Ausnahme bilden zu wollen; der Vortheil bleibt der gleiche. Denn gerade bei dieſem Syſtem kann das Speicherlager in Hamburg, das allerdings von großer Wichtigkeit iſt, vollſtändig erhalten werden. Uns ſcheint demnach daß der obige Einwand, auch ſo angenommen wie er daſteht, weſentlich beſeitigt ſey durch ein ſolches Syſtem. Aber freilich iſt bei dieſem Einwurf Eine Vorausſetzung, die wir durchaus genauer unterſuchen müſſen — daß nämlich der Handel Hamburgs weſentlich ein wirklicher Zwiſchenhandel ſey. Aber wie groß iſt denn wirklich der Zwiſchenhandel Hamburgs? Wir meinen nicht den gegenwärtigen, ſondern den der als Zwiſchenhandel erſcheinen wird, wenn Hamburg dem Vereine beigetreten iſt? Wir fragen wie viel denn wirklich von den 282 Mill. Mk. Bco., die in Hamburgs Handel ſtehen, dem Handel angehören wird der nicht für Deutſchland, ſondern für zwei fremde Staaten in Hamburg vermittelt wird? Gegenwärtig rechnet Hamburg den Import von der übrigen Welt nach den 28 Mill. des Zollvereins ruhig zum Zwiſchenhandel, und nur den Conſum ſeiner 160,000 Einwohner zum eignen Handel. Geſetzt aber der Verein wäre am Hafendamm Hamburgs, ſo folgt doch daß die ganze Waarenmaſſe welche im Verein durch Hamburg bezogen wird, nicht mehr dem Zwiſchenhandel, ſondern dem directen Handel angehören würde. Was dieſen betrifft, ſo iſt bis jetzt noch nicht von ihm geredet. Alle jene obigen Einwendungen beziehen ſich für die Waarenmaſſe Hamburgs doch nur auf den Theil, der von fremden Ländern über Hamburg wieder nach fremden Ländern geht. Und für dieſen Theil fragen wir, wie groß er iſt und wie viel für den künftigen directen Handel Hamburgs übrig bleibt? Denn es iſt leicht begreiflich daß, ſelbſt wenn das Rückzollſyſtem den Zwiſchenhandel beläſtigte und damit einen Einwand gegen den Anſchluß abgäbe, dieſer Einwand um ſo viel ſchwächer würde, je kleiner der Theil iſt der dem wahren Zwiſchenhandel angehört. Ehe man das nicht mit Beſtimmtheit weiß, läßt es ſich gar nicht ſagen ob der Beitritt in dieſer Beziehung auch nur von irgend einer Erheblichkeit für Hamburg ſeyn würde oder nicht.

Aber gerade dieſe Frage hat der Statiſtiker des Hamburger Handels, Soetbeer, weder in ſeiner erſten Schrift noch in der Fortſetzung derſelben beantwortet. Und doch läßt ſich ohne dieſelbe gar nicht mit Fug behaupten daß Hamburg ſo gar viel verlöre, ſelbſt wenn es den ganzen Zwiſchenhandel aufgeben müßte im Falle ſeines Anſchluſſes. Wir möchten den geehrten Hrn. Verf. deßhalb erſuchen doch denjenigen welche ſo eifrig gegen den Anſchluß ſind, durch eine ſtatiſtiſche Nachweiſung die Mittel an die Hand zu geben dem Vereine vorzuhalten wie viel er, wenn ſein Rückzollſyſtem dieſen Nichtvereinshandel zu Grunde richtet, Hamburg verlieren macht. Wir können leider nur einige Data aus ihm ſelber beibringen. Herr A. S . . . r hat in ſeiner Schrift: Der Zollverein mit ſeinen Oſtſeehäfen u. Hamburg (1845) S. 18 u. 19 berechnet daß ſchon jetzt, und zwar bloß nach den über Wittenberge in den Verein eingehenden Waaren 69⅓ Proc. des Hamburger Handels dem Verein zugehen. Setzen wir nun, wie das überhaupt geſchieht, daß Hannover, Mecklenburg und Schleswig-Holſtein mit im Vereine ſind, ſo kann man ganz entſchieden annehmen daß wenigſtens neun Zehntel des ganzen Hamburger Handels im Falle dieſer Entwicklung des Vereins directer Handel ſeyn würden, auf den der obige Einwand gar keine Anwendung leidet. Setzen wir ferner daß ein Rückzollſyſtem etwa 10 Proc. dieſes wirklichen Zwiſchenhandels im ſchlimmſten Falle vernichtet, ſo würde nur der hundertſte Theil des Hamburger Handels, im ſchlimmſten Falle, in wirkliche Gefahr kommen — das iſt, Hamburg würde, wenn alles ſich vollkommen gleich bleibt, im ſchlimmſten Falle ſtatt 282 Mill. M. B. nur 279 Mill. M. B. einſetzen, alſo etwa 100,000 M. B. weniger verdienen! Und das ſoll ein Grund ſeyn der Hamburg vom Anſchluß abhält? Das ſoll ein Grund bleiben, auch wenn die großen Vortheile des Anſchluſſes in Erwägung kommen? Wer wird es wagen das auch nur als ein Bedenken aufzuſtellen?

Es iſt uns demnach gänzlich unmöglich irgend ein Gewicht auf jenes ewig wiederholte Gerede von der Nothwendigkeit eines freien Handels für Hamburg außerhalb des Zollvereins zu legen. Freilich, das wäre wohl ein ſehr poſitiver Vortheil, wenn der Zollverein ſich halb und halb übertölpeln laſſen und Hamburg zum Freihafen des Zollvereins machen wollte. Aber das meint denn am Ende wohl keiner in Hamburg der irgend etwas vom Handel verſteht. Um dieſen Preis wäre der Beitritt allerdings zehnfach zu theuer bezahlt! Wenn wir dieß indeß von dem zukünftigen Verhältniß des Zollvereins ſagen müſſen, ſo wäre es gegenwärtig noch ein muthiger und ehrenhafter Schritt, wenn Hamburg ſich, obgleich nur ſieben Zehntel ſeines Handels nach dem Zollverein gehen, ſchon jetzt offen für den Anſchluß erklären wollte! Daß man nicht damit zögere bis er keinen Werth mehr hat!

Wir wollen nun ſchließlich nur noch auf einen Satz aufmerkſam machen, den wir allerdings nicht als Argument gebrauchen wollen, weil er vorausſetzt daß Hamburg ſich ſelber als Hauptſtadt

Digitized by Google

des deutſchen Volkshandels betrachten müßte. Schon Adam Smith hat offen erklärt daß der Zwiſchenhandel *für ein Volk* gar keinen oder doch ſehr geringen Werth habe. Und das iſt wahr. Denn er erzeugt nichts, indem Production und Conſumtion, welche letztere wieder Production erzeugt, außerhalb der Gränzen des Volkes liegen. Er iſt zufällig, denn er hängt vom Daſeyn der Capitalien auf der einen, vom Mangel derſelben auf der anderen ab. Er iſt endlich im fortwährenden Abnehmen, da die größere Allgemeinheit der Handelsverbindungen die directen Beziehungen immer weiter einführt. Es hat daher der Zwiſchenhandel Hamburgs höchſtens für Hamburg einen, und wie wir geſehen haben, ſehr geringen Werth.

Es iſt daher in der That wahr daß Hamburg factiſch ſchon iſt was es rechtlich zu werden ſich ſträubt: *die erſte Handelsſtadt des Zollvereins*. Wird es begreifen daß dieſer ſeinen Beitritt immer dringender fordert?

Allein es bleibt der zweite Haupteinwand, den wir jetzt zu betrachten haben.

B. Die folgende Anſicht, die vielleicht zu den verbreitetſten und am beſten durchdachten gehört, ſtützt ſich auf folgende Sätze: „*Geſetzt* es wäre der Haupthandel, ja der ganze Handel Hamburgs kein Zwiſchenhandel, ſondern wirklich ein deutſcher, ſo würde dennoch der Anſchluß an den Verein auch für dieſen directen Handel von entſchiedenem Nachtheil ſeyn, denn jeder Handel fordert nothwendig daß der Umſatz in ihm im richtigen Verhältniſſe zu dem Capital des Handelsmannes ſtehe. Geht der erſte über das zweite hinaus, ſo hat das ſchlimme Folgen, Wechſelreiterei, Falliſſemente, Schwankung des Credits und damit Sinken des Handels. Es folgt demnach daß, wenn die Waare theurer für den *Einkäufer* wird, derſelbe mit ſeinem *bisherigen* Capital einen *geringeren* Handel macht. Wird die Waare theurer *durch den Zoll*, ſo wird an dieſem *Mehr* kein Verdienſt gemacht von dem Einkäufer, ſondern es iſt eine baare Auslage, die er zwar vom Käufer wiedererhält, die aber bis dahin daß ſie wieder bezahlt wird, keine Zinſen trägt. Nun ſetze man irgend einen beliebigen Durchſchnittszoll des Vereins — etwa 12 Proc. des Werthes. Gegenwärtig iſt nun das Verhältniß ſo daß der Hamburger Kaufmann die Waare *ohne* dieſen Zoll auf ſeinem Speicher hat, und daher mit einem Capital von 100 einen Waarenwerth von 100 kauft; will ein Kaufmann des Vereins dieſe Waaren haben, ſo muß er den Zoll bezahlen und wird daher in Magdeburg, Leipzig ꝛc. ſchon ein Capital von 112 haben müſſen, um dieſelbe Waare zu kaufen die der Hamburger für 100 gekauft hat, ohne daß der erſtere an den 12 Proc. mehr etwas verdient, ſondern ſie nur zum Detailpreis hinzurechnet. Mithin macht der Hamburger mit einem um 12 Proc. kleineren Capital eben ſo große Geſchäfte als der Vereinskaufmann. Das iſt nun keineswegs unbedeutend. Denn es folgt daß, bei dem Beitritt Hamburgs zum Verein, Hamburg entweder 12 Proc. mehr Capital haben muß in Beziehung auf den directen deutſchen Handel, oder daß es 12 Proc. von ſeinem Handel verlieren wird; dieſes auf die 280 Mill. M. B. angewendet, gibt einen Unterſchied von etwa 30 Mill. M. B. Das iſt ein offenbarer Nachtheil der aus dem Anſchluſſe hervorgeht.“

Dieß iſt eigentlich nur der erſte Theil des Einwurfs; er iſt aber ſo haltlos, daß wir kaum genauer auf ihn einzugehen brauchen. Allerdings braucht der Hamburger Umſatz vielleicht das erſte Jahr des Anſchluſſes 30 Mill. M. B. mehr als früher. Aber dieſe 30 Mill. werden ihm, wenigſtens im Laufe eines Jahres, eben ſo gewiß wieder gezahlt von den Kaufleuten im Innern Deutſchlands, als ſie jetzt in der Form von Zöllen an die Vereinszollämter eingehen. Mithin hat er ſie nicht *ausgegeben*, ſondern nur ausgelegt. Nun aber weiß jeder daß, wo einmal eine wirkliche Handlung iſt, dieſe in einem Jahre mehr als einmal ihre Lager umſetzt; daß alſo dieſe Auslage ſelber ſogleich wieder einkommt, da das zu dem bisherigen Handel erforderliche Capital von jetzt beiläufig 310 Mill. von den deutſchen Käufern an Hamburg abgegeben werden muß, ſo daß jenes neue Verhältniß von keiner oder ſehr geringer Bedeutung iſt und durchaus nicht mit einer wirklichen Störung des Handels in Zuſammenhang ſteht. *Verbraucht* einmal der Verein das Quantum der Hamburger Importe, ſo wird der Hamburger ſie trotz der Zollabgabe kommen laſſen, und derſelbe Umſatz mit demſelben Gewinn wird nach wie vor von Statten gehen.

Tiefer auf die Sache geht der zweite Theil des Einwurfs ein. „Mag dann auch,“ heißt es, „dieſelbe Waarenmaſſe bleiben und das Capital ſich im Laufe des Abſatzes nach dem Innern ſogleich wieder herſtellen, ſo daß die erforderlichen 310 Mill. M. B. für den jetzigen Werth von 280 Mill. da ſind, ſo hat doch der Hamburger Kaufmann jene 12 Proc. *vorläufig zu zahlen*, und während der Zeit wo ſeine Waare unverkauft auf dem Speicher liegt, iſt ſein Geld das er für den Zoll ausgegeben, durchaus *zinslos* für ihn in den Händen des Vereinszollamts; d. h. z. B. kauft er im Januar und verkauft im Julius, ſo kann er dem Käufer allerdings die Procente für den *Waarenpreis* für das halbe Jahr in Anſchlag bringen, aber *nicht* die Procente für die *Zollabgabe*, mithin nicht die Procente von den reſp. 30 Mill. M. B., wenn man die Handelsmaſſe Hamburgs als Ganzes betrachtet. Gegenwärtig iſt die Sache ſo daß der Vereinskaufmann dieſen Verluſt tragen muß, da er den Zoll zahlt, den er beim Wiederverkauf nicht eigentlich zum Einkaufspreis rechnen kann; zahlt aber der Hamburger den Vereinszoll, ſo würde der erſtere ſich den Detailpreis nach der Totalſumme von 112 berechnen, weil dieſes und nicht 100 ſein Einkaufspreis iſt, während jetzt 100 der Einkaufspreis und 12 Proc. der Zoll iſt, der nicht mit angeſchlagen, ſondern nur vertheilt wird. Aus dieſem Verhältniß geht hervor daß im Falle des Anſchluſſes Hamburgs Handel die ganze Verzollungsſumme für ſeine Totalſumme von 282 Mill. zinſenlos dem Verein jährlich vorſtreckt; der Verluſt dieſer Zinſen iſt für eine einzelne Stadt durchaus nicht unerheblich, und dieſes um ſo weniger als jene Ausgabe gar nicht gleichmäßig vertheilt wird unter alle Kaufleute, ſondern diejenigen am meiſten trifft welche mit den höchſt verzollten Waaren handeln, während andre weniger darunter zu leiden haben. Man kann freilich einen ſolchen Nachtheil nicht gerade genau in Geld berechnen; aber ſein Daſeyn läßt ſich wohl nachweiſen. Es iſt daher dennoch nicht vortheilhaft für Hamburg in den Verein zu treten; und wenn es geſchieht, ſo muß wenigſtens ein höchſt angemeſſener Erſatz gewährt werden.“

Betrachtet man dieſen Einwurf genauer, ſo würde, wenn er richtig wäre, eine eigenthümliche Conſequenz daraus entſtehen. Es würde nämlich *jede Stadt* welche für ein Binnenland den directen Handel vermittelt, nothwendig in demſelben Falle ſchon *ſeyn* in welchen Hamburg zu kommen fürchtet. Es würde conſequenter Weiſe *jeder* directe Handel um ſo viel mehr koſten, als die Procente des Zolls für die Waaren betragen die der directe Handel bezieht. Da es nun unmöglich iſt daß ein Handel ohne hinreichenden Vortheil beſteht, ſo müßte jeder directe Handel demnach mit beſonderen Begünſtigungen ausgerüſtet ſeyn um überhaupt exiſtiren zu können. Da nun aber gerade das Gegentheil der Fall iſt und der directe Handel, wenn ſonſt keine Schwierigkeiten vorliegen und beſonders die Concurrenz mit den Verſen-

Digitized by Google

dungen und Offerten eines andern directen Handelsortes nicht zu mächtig iſt, durch ſich ſelber emporkommt, ſo muß jene Berechnung einen Fehler enthalten, den wir darzulegen haben.

Dieſer Fehler liegt nun in der Vorſtellung daß das Geld das für die Waare und den Zoll ausgegeben wird, ſo lange indisponibel bleibt bis dieſe Waare wieder verkauft und damit die Zollauslage für den inländiſchen Kaufmann wieder zurückerſtattet wird. Wäre das der Fall, könnte mithin der Handelsſtand oder der einzelne Kaufmann den Preis den ihm die Waare mit Zoll, Fracht und Speſen koſtet, auf dem Speicher nun wirklich nicht gebrauchen, ſo ginge allerdings der Zins für den Zoll verloren, und der Einwurf der Hamburger wäre vollſtändig begründet.

Allein gerade dieſe Vorausſetzung iſt falſch; ſo falſch daß, wenn ſie richtig wäre, wenigſtens zwei Drittel des heutigen Handels überhaupt ganz einfach aufhören müßten. Der Kaufmann der ſeine Waare bezahlt hat, beſitzt den Werth derſelben und kann, ohne daß dieſer Werth ihm als Preis von dem Dritten ſchon zurückgezahlt wäre, mit dieſem Werthe ſelber handeln — das heißt, wenn man es anders ausdrücken will: er hat ſo viel Credit als er Vermögen hat. Während das Vermögen in dem Eigenthum an den Waaren beſteht, beſteht der Credit darin daß der Kaufmann die Meinung des Andern von dieſem Vermögen anſtatt der wirklichen Zahlung benützt zum Einkauf. Bezahlt der Hamburger Kaufmann nun die angenommenen 12 Proc. des Vereinszolls mehr als er jetzt zahlt, ſo verſteht es ſich daß er nun an ſeiner Waare 12 Proc. Vermögen mehr hat; und damit denn kommt es jetzt nur noch auf ihn an jetzt mit ſeinem um 12 Proc. geſtiegenen Credit ſogleich wieder Geſchäfte zu machen, während die für die ausgegebene Summe gekaufte Waare unverkauft auf dem Speicher liegt. Wird dieſe Waare daher ſelbſt nur wieder gehörig verkauft, ſo hat er durchaus keinen Schaden, denn er hat das Zollgeld wirklich gebraucht, ſo gut wie er jetzt fortwährend den Preis der Waare ſelber gebraucht durch Wechſel und auf andere Weiſe. Es beruht daher jener ganze Einwand auf einer bloßen Vorſtellung, die nur dann Realität hat wenn der Kaufmann nicht im Stande wäre den Werth der Waare zu gebrauchen, d. h. überhaupt Geſchäfte zu machen. Wir können damit denn auch die ganze hierauf begründete Forderung der Hamburger nicht als berechtigt anerkennen.

Aber wir wollen es dennoch einmal vorausſetzen daß ſie vollommen berechtigt wären, und daß der Hamburger Handelsſtand wirklich im Falle des Anſchluſſes die Zinſen jener Zollabgabe verlöre — iſt dann damit dieſe ganze Frage erſchöpft? Hat man nicht dabei vielmehr die ganze zweite Seite der Sache geradezu überſehen? Blicken wir zurück. Jene ganze Deduction hat zum Inhalt nur das Verhältniß der Kaufleute bei der Einfuhr der fremden Waaren. Nun aber iſt die Ausfuhr der Vereinswaaren jährlich im höchſten Grade im Steigen begriffen, und Hamburg iſt ganz unzweifelhaft der Exporthafen, wo es ſich darum handelt über das Meer ſie weiter zu exportiren. Gerade aber für dieſen Export tritt das umgekehrte Verhältniß ein als bei dem Import für die betreffenden Kaufleute. Muß nämlich bei dem letzteren der Vereinskaufmann den Zoll der Hamburger Waaren zahlen, ſo muß beim Export der Hamburger Kaufmann denſelben für die Vereinswaare geben. Zwiſchen ihm und dem ausländiſchen Conſumenten findet daher genau daſſelbe Verhältniß ſtatt wie zwiſchen dem Vereinskaufmann und dem inländiſchen gegenwärtig. Der Hamburger zahlt jetzt den Zoll um die Vereinswaare auf ſeinen Speicher zu bekommen; geſetzt nun Hamburg wäre im Verein, ſo würde er die Waare ganz ohne Zoll auf ſeinem Speicher haben, und der auswärtige Kaufmann hätte die Zollauslage. Für den Preis der Waare iſt das natürlich durchaus gleichgültig, weil ſie dem auswärtigen Kaufmann ja nicht dadurch theurer wird daß er dieſen Zoll jetzt dem Verein unmittelbar, beim Verladen des Schiffes, und nicht wie bis dahin mittelbar, bei der Bezahlung des Kaufpreiſes an den Hamburger Kaufmann, auszahlt. Allein der Hamburger hat gegenwärtig, eben weil er nicht im Verein iſt, jene Auslage des Zolls aus ſeiner Taſche zu machen, und verliert daher nach dem obigen Princip ſelber an dem Ausfuhrzoll, wie er an dem Einfuhrzoll gewinnt. Dagegen kann man erwiedern daß der letztere den erſteren bei weitem überwiegt. Allein dieſer Unterſchied würde aufgehoben durch das Wegfallen aller Tranſitzölle für die Zwiſchenländer, die gegenwärtig der Hamburger Kaufmann auf die oben berührte Weiſe auslegen muß. Es bleibt ſich daher beides weſentlich gleich, und ſomit müſſen wir geſtehen daß, ſelbſt wenn jener Einwand richtig wäre, dennoch kein Grund gegen den Anſchluß aus ihm hervorgehen würde.

Faſſen wir daher dieſe Claſſe von Einwendungen, die einzigen die mit Recht erhoben werden können, zuſammen, ſo iſt es klar daß ſie nicht im Stande ſind die Weigerung Hamburgs ſich dem Verein anzuſchließen gehörig zu motiviren. Und ſetzen wir nun, was in dem erſten Abſchnitte nachgewieſen iſt, daß der Verein Hamburgs bedarf und daß er ſehr wohl im Stande iſt es zum Anſchluß eventualiter zu nöthigen, ſo können wir mit dem Satze ſchließen daß, im Falle dieſes geſchähe, Hamburg in keiner Weiſe wirklichen Nachtheil davon haben würde. Alle Einwendungen die von dieſem Geſichtspunkt aus daher gemacht werden, können wir, bis das Obige widerlegt wird, als bloße Vorwände betrachten.

Wir wenden uns jetzt dem dritten Theile unſerer Darſtellung zu, den wir kürzer behandeln können.

IV.

Wenn wir in dem erſten Abſchnitt das Verhältniß des Vereins zu Hamburg als das einer Handelsmacht zu einer andern, im zweiten das Verhältniß des Anſchluſſes in Beziehung auf unmittelbaren Vortheil und Nachtheil betrachtet haben, ſo ſoll jetzt dieſes Verhältniß in Beziehung auf zukünftige Ereigniſſe und Eventualitäten dargelegt werden.

Wir wenden uns, wenn man will, mit dieſem Abſchnitt einer dritten Claſſe derjenigen in Hamburg zu deren Stimme und Meinung etwas gilt. Allerdings nämlich iſt man vollkommen berechtigt den Verein nur vom kaufmänniſchen Geſichtspunkt zu betrachten. Allein es dürfte wohl ſchwerlich Jemanden geben der noch heutigen Tages dieſen Geſichtspunkt als den einzigen, ja als den wichtigſten anſehen ſollte. Es lebt etwas ganz anderes in dem Verein als das bloße Bedürfniß die Handelsintereſſen Deutſchlands zu ordnen und der Werkthätigkeit unſerer Capitale eine neue Zukunft zu öffnen. Es iſt die deutſche Einheit die ſich als Einheit der deutſchen Arbeit zu begreifen und zu verwirklichen anfängt. Und ſo weit iſt der intelligentere und tiefer blickende Theil der Bevölkerung in Hamburg ſchon lange, daß er ſich von der kahlen und lebensloſen Auffaſſung frei gemacht hat als ſey irgendwie das Verhältniß Hamburgs zum Verein einfach erſchöpft mit dem Verhältniß des Handels beider Theile. Allein dieſe höhere Claſſe der Hamburger Publiciſten hat eine ſchwierige Stellung in Hamburg. Denn nicht allein daß das Souveränetätsbewußtſeyn des Hamburger Bürgers ihnen entgegen kämpft, es wird auch der bloße Kaufmann unbedingt auf ſeine Weiſe und auf ſeinem Wege antworten; er wird das Daſeyn jenes Bedürfniſſes

Digitized by Google

der Einheit nur an den Vortheilen erkennen in denen dieſe Einheit für ihn praktiſch wird. Und damit nun auch dieſer Auffaſſung ihre Antwort nicht fehle und ſich die Liebe zum Vaterlande auch hier als das zuletzt Vortheilhafteſte zeige, wollen wir in kurzem andeuten weßhalb wir der innigen Ueberzeugung ſind daß der Anſchluß an den Zollverein, der an ſich unvermeidliche, am Ende das „Klügſte" ſeyn muß was Hamburg vornehmen kann, abgeſehen von allem Patriotismus und von aller Liebe zu deutſcher Einheit und Kraft, die unſertwegen der Hamburger dem Vereine nachträglich abſtatten kann.

Wir beginnen mit dem was wir im Allgemeinen die Hamburger Elbfrage genannt haben. Was zuerſt die Verſandung der Elbe betrifft, ſo iſt es ein anerkannter Satz daß dieſelbe ebenſo ſehr in den Verhältniſſen des *obern* Flußbettes als in denen des unteren ihren Grund hat. Gegenwärtig nimmt das innere Deutſchland wenig Rückſicht darauf durch richtige Waſſerbauten das Seinige zu thun um das Fahrwaſſer in gehöriger Tiefe zu erhalten und Verſandung zu hindern. Wer wird es ihm groß verdenken? Hamburg opponirt ſich dem Zollverein, und der Zollverein beherrſcht das Elbgebiet bis Wittenberg. Wird Hamburg es wagen von demſelben Deutſchland, von welchem es ſich und ſeinen Handel abzuſchließen ſucht, zu fordern daß es dieſen ſelben Handel, dieſelbe Schifffahrt fördern ſoll die ſich dem übrigen Deutſchland fern hält? Jetzt alſo muß Hamburg tragen was nothwendig durch ſeine Particularſtellung bedingt wird. Geſetzt aber Hamburg wäre im Verein, wie ganz anders würde ſich die Sache geſtalten! Wir wollen hier nicht von Eventualitäten reden, nur von dem Princip das dieſe Eventualitäten nothwendig beherrſchen wird. Iſt Hamburg im Verein, ſo iſt es die erſte Handelsſtadt des Vereins. Es kann daher der Verein nicht gleichgültig zuſehen ob Hamburgs Schifffahrt, die *jetzt die ſeine iſt*, an weſentlichen Mängeln leidet oder nicht — für oder gegen Hamburg *muß* er wohl das Seinige thun um ſie aufrecht zu halten.

Die Sicherſtellung der Waſſertiefe wird daher nicht mehr Sache Hamburgs, ſondern ſie wird Sache des ganzen Deutſchlands werden; denn die Elbe iſt ſein zweiter Rhein. Es wird daher nothwendig Vorkehrung getroffen werden müſſen in Preußen und Sachſen für Hamburg zu ſorgen, und das wird um ſo gewiſſer ſeyn als der Antreibende und Beaufſichtigende für Preußen und Sachſen nicht jeder dieſer einzelnen Staaten, ſondern eben der *ganze Verein* ſeyn wird. Schon das iſt unzweifelhaft ein für Hamburg, ſeinen Handel und ſeine Schifffahrt höchſt wichtiger Punkt. Aber eben ſo wichtig iſt es daß alsdann die *Hafenbauten bei Hamburg* ſelber gleichfalls Sache des ganzen Deutſchlands ſeyn werden und ſeyn müſſen. Ausbaggerungen von Flüſſen, wie größere Waſſerbauten überall, gehören zu der Claſſe von Arbeiten bei denen kleine Anſtrengungen ganz und gar verloren ſind und nur die wirklich großartigen Erfolg haben. Was verſchlagen für einen Strom wie die Elbe hunderttauſend Mark Hamburger Banco? Hunderttauſend Mark ſind im eigentlichſten Sinn des Worts hier ins Waſſer geworfen; und eine Million kann Hamburg nicht an ſeinen Hafen, die Bedingung ſeiner Exiſtenz wenden. Für *Hamburgs* Hafen wird kein Thaler aus Deutſchland nach Hamburg wandern; aber für den *deutſchen* Hafen bei Hamburg werden noch — wir wagen zuverſichtlich die Behauptung — Millionen im Laufe der Zeiten zu Nutz und Frommen des ganzen Vereins der Elbe zugewendet werden. Denn einen wichtigeren Platz hat einmal der Verein nicht für ſeinen Handel auf der Nordſee als Hamburg und deſſen Hafen. Und daher iſt es geradezu verkehrt berechnet für den Hamburger, wenn er ſich auszuſchließen gedenkt von der Macht die ihm nach dieſer Seite ſeiner Zukunft hin allein Schutz und Hülfe gegen die Gefahren der Naturgewalten zu bieten im Stande iſt.

Wenn dieſes nun in Beziehung auf dieſe Seite der „Elbfrage" der Fall iſt, ſo iſt nicht weniger ein Gleiches für den zweiten Punkt, die *Elbzölle*, anzuerkennen. Wir wollen nicht wieder darauf verweiſen, wie leicht es iſt durch dieſe Elbzölle den Handel Hamburgs zu zwingen einen ganz andern Weg einzuſchlagen. Wir ſetzen vielmehr Hamburg als Mitglied des Vereins. In dieſem Augenblick wo Hamburg Glied des Vereins wäre, würde es, im Falle das ganze Elbgebiet dem Vereine gleichfalls gehörte, *gar keine* Elbzölle mehr geben können; ſie würden alle in dem einfachen Vereinszoll aufgehen. Wir überlaſſen es dem verſtändigen und parteiloſen Sinne der Hamburger ſelbſt ſich vorzurechnen daß dieſer Zoll ſchon *darum* niedriger ſeyn muß weil die Erhebung und damit die Erhebungskoſten vereinfacht werden, und daß damit dem Handel eine Erleichterung gewährt wird die er *nie* haben kann, ſolange Hamburg dem Verein nicht angehört. Wir wollen es aber gar nicht einmal weiter verfolgen wie auf dieſe Weiſe der Anſchluß für Hamburg wirklicher Vortheil *wäre*, ohne daß irgend etwas Beſonderes zu Gunſten Hamburgs geſchähe. Wir wollen vielmehr den Fall ſetzen daß Hamburg ſich *früher* anſchlöſſe, oder doch anzuſchließen ſuchte, als Hannover und Schleswig-Holſtein. In dieſem Falle würde der *Stader Zoll* ein Zoll ſeyn der nicht mehr auf dem Hamburger Handel, ſondern der auf *dem deutſchen* Handel laſtete. Hamburg iſt mit Recht gegen dieſen Zoll auf das heftigſte erbittert; allein jetzt, wo ſich Hamburg und Hannover in gleicher Weiſe gegen Deutſchland abſperren, bleibt Deutſchland ſelber weſentlich gleichgültig gegen dieſen Streit. Man bedauert daß es *noch immer* nach dem glänzenden Vorgange des Vereins ſolche Verhältniſſe geben kann wie ſie ſonſt nur zwiſchen beinahe feindlichen Staaten vorkommen; man möchte wohl es wäre dem nicht ſo; aber die Hamburger ſchließen ja ſelber Deutſchland von ſich aus — ſoll ganz Deutſchland bei Hamburg um die Erlaubniß bitten ihm ſeine Theilnahme zeigen zu dürfen? Man läßt es eben gehen. Wie nun aber wenn Hamburg Deutſchlands Handel angehörte? Was würde Hannover vermögen wenn Deutſchland Hamburgs Forderungen *zu den ſeinigen* machte? Würde es noch ein ewiges Streiten und Zanken geben, förderlich für Niemanden als für den Engländer, der ſein divide et impera zu gut kennt, um zu erlauben daß der Hort ſeiner antideutſchen Intereſſen ſich freundnachbarlich mit Hamburg verſtändigte? In der That, wir glauben nicht daß ein redlich geſinnter Hamburger auch nur eine Secunde lang in Zweifel ſeyn kann über den gewaltigen Nachdruck den die Stimme von 30 Millionen der billigen Forderung ihrer erſten Handelsſtadt zu geben und zu realiſiren im Stande iſt. Nein, alles Pochen auf den ſogenannten *freien* Handel Hamburgs iſt ein bloßes Gerede das nirgends ſeinen wahren Halt hat als in der unklaren Vorſtellung der Alt-Hamburger. Erſt *durch Deutſchland* muß ſich die Stellung Hamburgs *frei* machen; denn wahrlich jener Stolz auf einen freien Handel, der ſeinen Einfuhrzoll an eine andre deutſche Macht abgibt, ohne daß ein Pfennig davon den Hamburgern zu Gute kommt, während der Vereinszoll dem Hamburger als Erlaß in andern Abgaben zurückgegeben wird — von einem *freien* Handel der bei Stade, bei Langenfelde, bei Wittenberge, auf hundert andern Orten *denſelben* und zum Theil einen größern Zoll zahlt als den der Zollverein fordert — von einem *freien* Handel deſſen Zoll der König von Dänemark, der König von Hannover, der Großherzog von

Digitized by Google

Mecklenburg alle Tage anders beſtimmen kann — von einem freien Handel der keine zehn Meilen weit gehen kann ohne viel unfreier zu werden als er unter dem Verein ſeyn würde, von einem ſolchen freien Handel ſollte doch der Hamburger endlich zu reden aufhören. Dieſe Freiheit beſteht nur darin, fremde Zölle ertragen zu dürfen; der Zoll des Vereins dagegen iſt eben zugleich der eigne Hamburger Zoll, gegeben unter Hamburgs Mitberathung und erhoben zwar in Hamburg, aber auch für Hamburg. Mögen ſie es verkennen, es bleibt dennoch wahr: das was ſie haben iſt kein freier Handel, das was ſie erhalten werden iſt frei; denn die Freiheit der Intereſſen und die Freiheit der Staaten iſt die Baſis des deutſchen Handelsbundes.

Aber eben ſo ſehr wie wir hiervon überzeugt ſind, ebenſo entſchieden gewiß iſt ein zweites. Der Anſchluß an den Verein wird nicht bloß die Hemmniſſe des gegenwärtigen Handels in Hamburg heben, er wird zugleich den Handel Hamburgs ſelber in hohem Grade vermehren. Wir können und wollen uns auf den ſpeciellen Beweis dieſes Satzes hier nicht einlaſſen. Wir müſſen erklären daß mit demjenigen nicht weiter zu ſtreiten iſt, der die Folgen des Vereins für Leipzig, Braunſchweig, Berlin, Frankfurt, Köln — ja ſogar jetzt ſchon für die gefährlichſte Rivalin Hamburgs — das Hamburg der Schelde, das neugewonnene Antwerpen nicht ſieht oder nicht in Anſchlag bringen will. Es iſt darüber in der That nicht mehr zu reden; was ſollte man Jemanden noch antworten der die Elbzölle, die däniſchen und andere Zölle für höchſt beläſtigend erklärt und doch den Anſchluß Hamburgs, der alle dieſe Zölle abſolut einfach macht, vertheidigen will? Soll man etwa anfangen noch über die Nothwendigkeit von Zöllen überhaupt zu ſprechen? So gewiß als Hamburg der Haupthafen für den Verein wird wenn es ſich anſchließt, ſo gewiß wird der Handel Hamburgs in dem Maße zunehmen in welchem der Verein ſelber an Productiv- und damit auch Conſumtionsmaſſe gewinnt; aber freilich, ſo gewiß als die Binnenzölle die Entwicklung des Handels überhaupt aufhalten, ſo gewiß wird gerade Hamburg von jenem Fortſchritt des Vereins keinen Nutzen ziehen, und immer weniger, ſolange es umgeben von Binnenzöllen für ſich allein daſteht. Möchten doch die Hamburger Kaufleute hier ihr Urtheil einmal nach dem Stande der Dinge und nicht dieſen nach jenem formen wollen! Denn es gibt nichts in der Welt, und auch nicht den Anſchluß Hamburgs, was nicht zu ſpät kommen könnte!

Nun wäre es nicht ſchwer noch eine Reihe anderer Verhältniſſe hier zur Sprache zu bringen, die dieſen Anſchluß ſchon jetzt auch für Hamburg zu einem wirklich klugen politiſchen Griff machen würden. So z. B. das Verhältniß der Hamburger Verträge mit den amerikaniſchen Staaten, die Hamburg in kurzer Zeit in den Hintergrund treten laſſen werden, weil Deutſchland ſelber auftritt; die Möglichkeit einer großartigen Conſulatverbindung mit Oſtindien, die Hamburg allein nicht erreichen oder aufrecht halten kann, und die doch von Tage zu Tage wichtiger werden; den Nachdruck den nur Deutſchland dem Handel Hamburgs und ſeinem Recht beſonders im Mittelmeere und nach China zu geben im Stande iſt; und noch manches andre. Wir wollen aber nur Eins hervorheben, den Fall eines Seekrieges. Das naive Bewußtſeyn vieler Hamburger meint, Hamburgs Politik müſſe weſentlich darin beſtehen neutral zu bleiben im Falle eines Seekrieges. Nun ja freilich, wenn zwiſchen England und Frankreich oder Rußland und Nordamerika ein Seekrieg ausbricht, ſo läßt ſich das ſchon hören. Und ſo war es bis auf die neueſte Zeit; denn Deutſchland war noch keine Handelsmacht und keine Seemacht. Da ließ man denn die Hamburger Schiffe gehen, weil man in ihnen keiner See- oder Handelsmacht einen Schaden thun konnte. Nun aber iſt Deutſchland eine Handelsmacht. Es fängt an ſelbſt mit England einen Wettlauf zu beginnen, muthig, unverzagt, und es macht, das wird auch Hamburg geſtehen, erkleckliche Schritte. Sollte nun wirklich ein Hamburger ſo glücklich ſeyn zu glauben daß auch bei dem beſten Hamburger Willen und der aufrichtigſten Abſicht des ehrbaren Senats eine Neutralität der Hamburger Flagge möglich ſeyn könnte im Falle eines Krieges zwiſchen Deutſchland und England? Sollte das ein Hamburger meinen der doch kaum ſechzig Meilen von Kopenhagen wohnt, und der das Jahr 1807 und die ſchmachvolle, ewig empörende Beraubung des in ſeine Neutralität nicht weniger eingehüllten Dänemarks erlebt oder auch nur davon gehört hat? Wer ſolche Anſichten von England hat, der kann in der That nicht berechtigt ſeyn auch nur ein Wort mitzureden wo es ſich um die Möglichkeit eines ſolchen Falles handelt. Noch habt ihr nicht mit England ernſtlich auf ſeinem Lebensgebiet zu thun gehabt, noch gibt es keine deutſchen men of war, die ihren Bundesadler der Flagge Englands gegenüber aufziehen könnten, noch bedarf dieſes Deutſchland keiner Marine-Arſenale, und daher deckt die Flagge Hamburgs Schiff und Waare — aber laßt die Zeit kommen wo Deutſchland an eine Navigationsacte, an ernſte Repreſſalien gegen England denkt, wo es die friedliche Heerde ſeiner Kauffahrteiſchiffe mit den Kanonen ſeiner Bundesflotte umgibt und wo der Hamburger Rheder ſein Schiff mit Waaren aus und nach dem Zollverein befrachtet und befrachten muß; denn er treibt nur hierher Handel — und ihr werdet ſehen wie eure Rhederei: »will be swept away« wie ein leichtes Rohr vom Sturmwind, daß man ſeine Spur nicht findet, wenn ihr die Neutralität des fetten Schafes dem Wolfe gegenüber verbriefen und verpaciſciren wollt! Dieſe Wahrheiten gehören zu denen die zu „naturwüchſig" für England ſind als daß man viel Worte darüber verlieren möchte.

Damit ſchließen wir die Darlegung unſerer Anſicht über das Verhältniß Hamburgs zum Zollverein. Wir wiederholen unſere innigſte Ueberzeugung: daß allerdings dieſer Anſchluß manches und nicht geringes in Hamburg und den Verhältniſſen des Hamburger Handels ändern wird; daß die Aenderung als ſolche noch weder ein Grund für noch gegen den Anſchluß iſt; daß der Verein im Gegentheil den wahren Inhalt dieſes Verhältniſſes darin erkennen müſſe daß erſtlich Hamburg keinen Anſpruch machen könne förmlich für den Anſchluß gekauft werden zu wollen, weil der Verein es zu dieſem Anſchluß nöthigen kann; daß der Zeitpunkt kommen wird wo er es wird nöthigen müſſen; daß dieſer Anſchluß übrigens nirgends als ein Nachtheil für das gegenwärtige Verhältniß erſcheint, ſondern daß vielmehr für die Zukunft und den wahren freien Handel Hamburgs derſelbe von entſcheidender Wichtigkeit zu werden beſtimmt iſt.

Möge nun das Urtheil über dieſe Anſichten ausfallen wie es will — in jedem Falle ſind wir deſſen gewiß daß wir im Sinne aller Deutſchland und der Zukunft muthig vertrauenden Deutſchen in und außer dem deutſchen Handelsbunde ſprechen, wenn wir den hochgeſinnten, wackern Vertretern der deutſchen Entwicklung in Hamburgs Mauern einen dankbaren Gruß zurufen!

Digitized by Google

Fragmente aus dem Orient.

Reiſe von Lariſſa an die Gränze des Königreichs Griechenland. Quarantäne von Zitun.

Aber warum Zitun und nicht Lamia? Warum amtlicher Namensreſtauration zum Trotz die ſlaviſche Benennung des Gränzortes in der Aufſchrift auch jetzt noch vorangeſtellt, und die helleniſche nur ſo nebenher als Parentheſe eingeſchaltet? Iſt das nicht verdammlicher Starrſinn und offenbarer Beweis daß man von den Ruſſen gedungen iſt den hellen Born des Hellenenthums durch Bulgarenſchlamm zu trüben und am Schluß der „Fragmente,“ wie im Anfang und in der Mitte, dem griechenliebenden Deutſchland Aergerniß zu geben, den ländergierigen Ruſſen aber die Wege künftiger Macht und Herrſchaft zu bereiten? Ich Beklagenswerther, was habe ich gethan! Welch Unheil iſt durch mich in die Bücherwelt gekommen!

Eheu! quid volui misero mihi? Floribus Austrum
Perditus et liquidis immisi fontibus apros.

Daß papierne Ordonnanzen nur ſelten die Volksſitte überwinden, ja gewöhnlich ſchwächer als verjährte Gewohnheiten ſind, weiß Jedermann, und was die Canzlei zu Athen „Lamia“ nennt, heißt beim Volke ſelbſt noch jetzt Zitun. Wir aber reden mit Vermeidung leeren Bombaſtes überall gerne die Sprache des Volkes. Populäre Gründe! — wird man ſagen — hinreichend für geſunde Seelen, aber ungenügend den Zorn gelehrter Hellenomanen zu entwaffnen! Der Gefahr eingedenk haben wir ſchon zu Turnovo auf Vertheidigung geſonnen, und — wie wir hoffen — in der Odyſſee das Heil gefunden. Sinnreich und beſcheiden verglichen wir uns beim langen Aufenthalt am Tempethal den lotoseſſenden Gefährten des Ulyſſes und die Fettebene von Lariſſa ſelbſt dem Land der Lotophagen, wo man der ſüßen Heimath vergißt und nicht mehr weiter ziehen will. Ach wäre das Sittengeſetz nur nicht gar ſo ſtrenge, und ſinnenſchmeichelnde Weichlichkeit durch die Moraliſten nicht ſo hoch verpönt — wahrhaftig ich wäre bethört durch phyſiſches Wohlbehagen noch lange in Theſſalien geblieben! So ſüß ſchmeckte das lotos — thymianduftende Hammelfleiſch mit Waizenbrod und Trauben, ſo milde und nervenſchwellend fächelten, obgleich zu Zeiten noch Wolken zogen und Regen fiel, unter blauem Himmel die Mittagslüfte. Wie die ſentimentale Gräfin Ida erſt auf den Ruinen von Baalbek die Fabel „Aurora und Tithon“ verſtand, ſo ward auch mir das lieblichſte aller Bilder in Ovids Verwandlungen erſt in Theſſalien klar. Nur in Theſſalien konnte Daphne in die Geſtalt des Lorbeerbaumes übergehen und lebendigfühlend mit der Erde zuſammenwachſen,

Sentit adhuc trepidare novo sub cortice pectus.

In dieſem Lande mehr als irgendwo im Orient fühlt der Menſch daß er ein Sohn der Erde iſt und, mit Verlaub der Ueberſchwänglichen, nur vom reichſtrotzenden Buſen der Mutter Kraft und Nahrung zieht. Doch wer dürfte ohne Beleidigung ſtrenger Sitte von geſteigerter Sinnlichkeit und von heiterer Lymphe theſſaliſch genährter Körper reden? Wenn aber bei überzähliger und unzufriedener Bevölkerung irdiſches Gedeihen allein die Wahl neuer Sitze beſtimmen ſoll, ſo wäre für die Temperatur des deutſchen Bluts ohne Zweifel Theſſalien der geeignetſte Himmelsſtrich. Der Gedanke war zu verführeriſch, und obgleich die Unmöglichkeit deutſchen Sinn in dieſes Rinnſal zu lenken ebenſo deutlich erſchien, als die Hoffnung duldendes Nebeneinander zwiſchen abend- und morgenländiſchem Kirchenthum zu erzielen mit jedem Jahre ſinkt, folgte ich dennoch dem lockenden Bild, ſo oft ich in den letzten Tagen des Aufenthalts auf dem Caſtellhügel von Lariſſa ſaß und das Auge über den prachtvollen Teppich der peneiſchen Ebene ſchweifen ließ. Die Myrte trieb in friſchem Saft, und ruhig wälzte ſich in weiten Krümmungen die volle Fluth des Salambria zum Tempethor hinab. Doch umſonſt! Das Erbe iſt ſchon vergeben. Byzantiniſch angebaute Fluren gewinnt der Abendländer heute nicht mehr auf friedlichem Wege; der Gewalt aber und dem klugen Gedanken haben die deutſchen Stämme auf immer entſagt. Die Chlodowige, die Alariche, die Theodoriche ſind in Deutſchland ausgeſtorben, und nur als Knechte wandern unſere Brüder nach entlegenen Zonen. Wie der Leſer ſieht, haben wir in Theſſalien nicht bloß „Lotos“ gegeſſen, wir haben auch der Leiden und der Geſchicke des deutſchen Volkes gedacht, und zugleich durch herzhaftes Losreißen vom üppigen Strand der „peneiſchen Daphne“, ſo viel an uns, praktiſch die Tugend geübt. Den Lockungen der Sünde und der Könige entgeht der ſchwache Sterbliche nur durch die Flucht.

Man meinte zwar, es wäre beſſer den Februar noch vollends in Turnovo zu verleben, weil erſt dann von rauhen Lüften nichts mehr zu beſorgen ſey. Die Leute hatten Recht, Februar iſt für Theſſalien Wintermonat; ich wollte aber fort, ſah noch einmal die Lieblingsplätze des langen Aufenthalts, die einſam ſtehende Platane vor der Stadt, den Teich, den Brunn, das „romantiſche Klöſterlein“ in mildem Abendgold, und trat nach freundlichem Abſchied von Chriſt und Muſulman am Spätmorgen des 4 Februar (1842) die Wanderung zur griechiſchen Gränze an, wo ich endlich chriſtliches Regiment und deutſche Geſellen treffen ſollte. Der Weg in gerader Richtung beträgt kaum über zwanzig Stunden, und geht, ohne Lariſſa zu berühren, auf einer Fähre über den Peneios unmittelbar nach Ferſala (Pharſalus). Ich hatte einen Pindus-Wlachen von Klinovo als Diener aufgenommen, durfte ihn aber in Folge neueſter Verordnung ohne ausdrückliche Erlaubniß des Weſirs Namik-Paſcha nicht über die Gränze nehmen. Man wollte die Flucht der chriſtlichen Raja hindern, die ſich auf dieſem Wege häufig dem Charadſch und andern Plackereien der türkiſchen Verwaltung entzogen. Um die Sache ſchnell und mündlich zu ſchlichten, machten wir den kleinen Umweg über Lariſſa, fanden aber beim Weſir nicht mehr ganz das freundliche Entgegenkommen des frühern Beſuches. Man war etwas kühler und geſtattete erſt nach vielen Reden und Bedenken die Fertigung des Reiſeſcheines, für welchen außer Stellung eines Bürgen noch 20 Gruſch (ein Conventionsthaler) Taxe zu erlegen waren. Der Bürge wollte ſich

Digitized by Google

aber auch nicht ohne große Mühe und nur gegen Vorausbezahlung des nächſtfälligen Kopfgeldes (drei Gulden Münze) bereden laſſen. Dann hatte man erſt das Paßbureau zu ſuchen, den türkiſchen Canzleichef anzugehen, und das Schreibervolk zu begütigen — früher unbekannte Mühen, und erſt durch occidentaliſche Weltverbeſſerer in die Türkei verpflanzt! Zum Glück war das alles im Hof des Serai untergebracht, und ich fand der vielen Mißverſtändniſſe und müßigen Fragen ungeachtet mehr Geduld als nach europäiſchen Begriffen zu erwarten ſtund. Während der türkiſche Scribar die „beſondern Kennzeichen" des Wlachen protokollirte, mußte ich laut vorgängiger Belehrung mit dem Gelde in der Taſche klingeln, was den ſchreibenden Türkenfingern ſichtlich Elaſticität verlieh. Ueber dieſe und andere Sorgen waren beinahe zwei Tage vergangen, und die Straßen von Lariſſa boten damals ein beſonders lebhaftes Schauſpiel dar, weil von dem neugeworbenen Albaneſencorps beinahe die Hälfte ſchon in der Stadt verſammelt war und alle Einkehrhäuſer von ſchmutzigen Fuſtanellen wimmelten. Wir hatten die beſte Gelegenheit zu ſehen wie der Sultan ſeine Milizen wirbt. Man brauchte 6000 Mann Leichtbewaffneter zur Hut des wiedergewonnenen Syriens und zum bevorſtehenden Kampf wider die Maroniten im Libanon. Die Pforte begnügte ſich unter Geheimhaltung der wahren Beſtimmung ſechs Binbaſchi nach Theſſalien zu ſenden mit der Vollmacht je 1000 undiſciplinirte Arnauten zu werben, „als ginge es gegen das benachbarte Griechenland." Siebenzig Gruſch (ſieben Gulden Münze) mit täglicher Brodration war der Monatſold des gemeinen Mannes; der Binbaſchi dagegen war für ſeine Perſon außer dem unerlaubten Gewinn durch falſche Muſterrollen mit monatlich 3000 Gruſch (300 Gulden Münze) bedacht. Für Kleidung, Waffen und andern Bedarf hatte die geworbene Mannſchaft ſelbſt zu ſorgen. Sogar das Glaubensbekenntniß fand bei jener Werbung keine Schwierigkeit, Chriſt und Muſulman war gleich willkommen, wenn er nur Waffen hatte und Gehorſam ſchwur. Sämmtliche Einkünfte des Paſchaliks Theſſalien wurden als Brod und Sold des undiſciplinirten, meuteriſchen Haufens aufgerechnet. Mancher der beſtallten Binbaſchi hatte weniger als die Hälfte des Contingents, und doch bezog er — verſteht ſich nicht zu ſeinem Schaden — Löhnung und Ration für die volle Zahl von 1000 Mann. „Verlornes Geld!" meinte der redliche alte Türke Hadſchi Oghlu von Turnovo, „das Devlet alieh (die hohe Pforte) muß in dieſer Weiſe elend zu Grunde gehen!" — Jedermann im Lande kannte die Unterſchleife und den Raub am öffentlichen Gut; nur die Centralgewalt zu Stambol wußte nichts. Denn in der Türkei hat die oberſte Gewalt das Recht in der eigenen Sache blind zu ſeyn und in den meiſten Dingen den wahren Stand entweder gar nie oder doch erſt zuletzt zu erfahren, wenn nicht mehr zu helfen iſt.

Einmal ſah ich dem Guerrillamanöver des in meinem Han eingelegten Haufens zu, könnte aber von ihrer Kriegskunſt nicht viel mehr Rühmens machen als von ihrer Tugend und Sittſamkeit. Daß wir in fremden Ländern hie und da beſonders auf Sitte und moraliſche Zuſtände merkten, iſt freundlichen Leſern nicht unbekannt. Die Sache hat aber namentlich in dieſem Falle ihre Bedenklichkeit, weil wir in der Kunſt ohne Nachtheil dem Texte Schlüpfrigkeiten einzuweben hinter dem berühmten „Verſtorbenen" ebenſo weit als in Witz und feinem Styl zurückgeblieben ſind. Doch glauben wir ohne bedeutendes Aergerniß für ſittenſtrenge Leſer ſagen zu dürfen, daß man zu Lariſſa in Theſſalien Salep trinkt und von dieſem in Europa wenig bekannten Specificum großen Conſumo macht. Salep iſt bekanntlich ein Strauch, der hauptſächlich in Syrien gedeiht und wie die Patate den Werth nicht in Blatt und Stängel, ſondern an der Wurzel hat. Die Salepwurzel theilt dem Blut eine erhöhte Wärme mit, und ruft gewiſſermaßen die ſchlummernde Sinnlichkeit nach Maßgabe der Doſis zu regerem Leben auf. Zu Markt wird die Wurzel in gedörrtem Zuſtande gebracht, vom Salepſieder aber zu feinem Pulver zerſtoßen und mit Zuthat von etwas Ingwer zu einem graulichen Brei verſotten, der an Conſiſtenz der Chocolade gleicht und in der Chriſtenheit zuweilen von den Kranken, im Islamitiſchen aber aus Ueppigkeit nur von den Geſunden getrunken wird. Von beſonders nachhaltiger Wirkung, meint man im Orient, ſey das Getränke vor Sonnenaufgang unmittelbar nach dem erquickenden Labſal des Morgenſchlafs. Salep! Salep! rief es durch die dunkeln Straßen von Lariſſa ſchon um fünf Uhr früh (Februar). Die ambulanten Salepmänner haben der Uebung wegen meiſtens feines Gehör, der Diener klirrte am Fenſter und ſogleich trat ein rothbärtiger Osmanli herein, die Laterne in der einen, das kohlengeheizte Réchaud mit dem brodelnden Saft in der andern Hand und credenzte die volle Taſſe, für die er nicht mehr als fünf Para, d. i. etwas über drei Pfennige unſeres Geldes, nahm. Der Aermſte kann ſich dieſe Erquickung verſchaffen, und ich bitte die Leſer über mein Lariſſäiſches Frühſtück keine Bemerkung zu machen.

Es wehte winterlich vom Oſſa herüber, und die Mühen des Tages und die froſtigen Dialoge mit Namik Paſcha, mit den Schreibern und Pferdevermiethern kühlten bald wieder das mäßig erwärmte Blut. Um uns das im Sommer freilich unſchwere Tagwerk nach Pharſalus wegen der Kürze des Lichts in etwas zu erleichtern, machten wir uns nach eilig geſchloſſenem Miethvertrag noch Abends zum Thor hinaus, und ſchliefen im Einkehrſtall des nächſten Dorfes etwas über zwei Wegſtunden von der Stadt. Wir rechneten auf eine ſchlechte Nacht, froſtige Winde bliefen durch die zerlöcherten Lehmwände auf unſern Lagerplatz, und bald drangen Schneeflocken vom Ziegeldach herab. Holz war nicht zu haben, wir kauften aber 15 Pfund Kohlen, ſotten Eier, ſchmorten Fiſche in Olivenöl, tranken Wein und ſchliefen in die Mäntel gehüllt wider Vermuthen vortrefflich, lange und warm am Kohlenfeuer. Die Nacht hatte förmlich den (vierzehntägigen) theſſaliſchen Winter gebracht, und wie wir mit dem Morgengrau vor die Hütte traten, war der Boden ſtreckenweiſe mit dünner Schneekruſte bedeckt. Dennoch ritten wir ohne Säumniß fort, und freuten uns bei Zeiten nach Pharſalus zu kommen und einen bequemeren Han zu finden als im Dorf ohne Baum und Holz. Aber bald zeigte es ſich daß der Pferdeführer den Weg nicht wußte, und auch noch niemals in Pharſalus geweſen war. Um für die Strecke von Lariſſa nach Zitun drei Ducaten zu erſparen, die ein kundiger und ehrenfeſter Türke mehr als ein Grieche begehrte, hatten wir letzterm den Vorzug gegeben, und wurden nun, wie billig, für unzeitige Sparſamkeit zur Strafe gezogen. Die meiſten Leſer kennen den Namen Cynoſcephalä ſo wie die große Schlacht, in welcher die römiſche Legion zum erſtenmal die macedoniſche Phalanx überwand. Eben ſo gut weiß man auch daß „Cynoſcephalä" auf deutſch „Hundsköpfe" bedeutet und im Alterthum nicht bloß eine beſtimmte Ortſchaft, ſondern wegen der Geſtaltung des Bodens eine größere Landſtrecke zwiſchen Lariſſa und Pharſalus dieſen Namen trug. In dieſer Gegend waren wir jetzt, und der Anblick des Landes erklärte am beſten das alte Wort Cynoſcephalä. Kurz vor dem Dorfe, in dem wir ſchliefen, begann ſanft anſteigend ein Labyrinth niedriger, baumloſer, niedlich ineinander verſchlungener Stumpfhügel, milde, langgedehnte Schwellungen des fruchtbarſten Bodens mit rinnenden Bächen, Kräuterwieſen und kleinen grasbewachſenen Moorgründen in den muldenförmigen Vertiefungen

Digitized by Google

— im Ganzen etwa ſieben Stunden lang und vier bis fünf Stunden breit. Bis zum Dorfe Pagratſch ging es noch leidlich, dann aber ſagte der Führer unumwunden, er wiſſe nicht welcher von den vielen nach allen Seiten zwiſchen den Hügeln auseinandergehenden Reitpfaden der rechte ſey und nach Pharſalus führe. Was war zu machen? Die Schuld lag auf unſerer Seite, und wir ritten auf Gerathewohl. Zum Unglück war die Gegend auch noch menſchenleer, und nur ein Kranich der einſam am Waſſer ſtand, ſah uns verwundert vorüberziehen. Bauern, die wir ſpäter in einiger Entfernung trafen, wußten auch keinen beſſern Beſcheid, und ſo übernahm ich denn im Vertrauen auf meine Compaßkunde die Leitung der Karawane ſelbſt. Aber ſieh da! während ich auf einer moorigen Stelle den Eingebungen meiner vermeintlichen Weisheit folgte, that das Pferd einen falſchen Schritt, ſtürzte ſeitwärts in eine Schlammtiefe und ſank bis an den Gurt; mich ſelbſt ſchlenderte es im entgegengeſetzten Sinn, doch reichte mir die Pfütze nur bis an das Knie. Die Geduld brach ſelbſt bei dieſem Auftritt kaum; das Thier ward wieder aufs Trockne gebracht und wir ritten, obgleich die ſchneegetränkte Flüſſigkeit in die Fußbekleidung gedrungen war, unverzagt zu einem Konaridorf hinan, wo uns ein großnaſiger Osmanli in weißem Turban nach vielem Irrſal zum rechten Weg verhalf. „Auf die Derwiſch-Einſiedelei im Pinienwalde richtet euren Weg, dort werdet ihr Tſchataldſche*) von ferne ſehen."

So war es auch. Nach mehr als ſechsſtündiger Plage hatten wir endlich den Südrand des Hundskopf-Labyrinths erreicht, und erblickten auf einmal das ſpiegelglatte, links und rechts unabſehbare, auf der uns entgegengeſetzten Süd ſeite aber durch ein dammartig hereinſpringendes Vorgebirge begränzte Feldmeer der Pharſaliſchen Ebene vor uns ausgebreitet. Wir waren wirklich überraſcht, und vergaßen beim Anblick der prachtvollen mit Saaten und Gras bedeckten Fläche auf einige Minuten unſere Noth. Am waſſerreichen Bach, welcher die Ebene von einem Rand zum andern der Länge nach in diagonalem Laufe durchſchneidet und ſeine perenne Fluth mittelbar in den Peneus wälzt, erkannten wir ſogleich den Enipeus des Alterthums, und ſahen deutlich die zierliche Steinbrücke und den breit getretenen Weg, der nach Pharſalus führt. Aber noch viel Wichtigeres als Kornfeld, Bach und Steinbrücke: die Walſtatt wo Cäſar den Pompejus ſchlug, lag offen vor dem Sinn. Zur Beſchreibung jenes verhängnißvollen Tages und Cäſars Strategie lieferte erſt der Ueberblick der Pharſaliſchen Felder den wahren Commentar. Die Lagerſtelle beider Heere, die Schlachtordnung, ja der Platz wo die einzelnen Legionen ſtanden, wo die Reiter fochten und die Reſerven der zehnten Legion den Sieg entſchieden, lagen wie gezeichnet vor dem Blick. Manche Stelle in Cäſars Schriften würden die Herausgeber viel verſtändiger und lichtvoller commentiren, wenn ſie den Schauplatz der Begebenheiten ſelbſt geſehen hätten. Dieſe Bemerkung gilt hauptſächlich dem alexandriniſchen Akademiker Appianos, der in Beziehung auf die pharſaliſche Walſtatt in bedeutendem Irrthum iſt, wie ſich weiter unten zeigen ſoll. Von Cäſars Nachrichten, die ſeit der Studentenzeit auf keiner Reiſe fehlen, wurde der betreffende Abſchnitt auf den Hügeln ſelbſt geleſen, wo das Lager der Pompejaniſchen Legionen ſtand. Dann ging es mit Bedacht den ſanften Abhang hinab und fort gegen den Enipeus, der an den Zelten des großen Gegners der Optimaten vorüberrann. In ſolchen Momenten fehlen auch dem Müden die Gedanken nicht!

Um in die Stadt zu kommen, die am Fuß des Bergrandes gegenüber in Nebeldunſt und leichter Schneedecke winterlich begraben war, hatten wir von unſerm Standpunkte aus noch einen anderthalbſtündigen Ritt über die fetterdige, von geſchmolzenem Schnee durchnäßte Spiegelfläche zu überſtehen. Die armen ſchlechtgenährten und ſchwer beladenen Thiere erlagen faſt unter der Bürde, und nicht ohne große Anſtrengung erreichten wir endlich gegen 3 Uhr Nachmittag das Ziel. Wir bedurften insgeſammt der Ruhe, und Menſch und Thier hatte Labung nöthig. Wie wir uns auf die kniſternde, kleidertrocknende, hammelſchmorende Flamme aus Reiſig und dürrem Holze freuten! An Holz konnte es in Pharſalus ja nicht fehlen; oder hatten wir nicht Bäume geſehen und im nahen Gebirge Nadelwald? Aber das gemauerte Einkehrhaus dieſer Türkenſtadt war leider noch weit ärmlicher und troſtloſer als der Stall im letzten Chriſtendorf. An Brennholz war gar nicht zu denken, ſelbſt Kohlen gab es nicht. Kein Fleiſch, kein Fiſch, kein Reis, kein Ei! ſogar die Nachtlampe fehlte. Wir aber waren müde, hungrig, durchnäßt und zitterten vor Froſt auf unſerer Matte am kalten Herde ſitzend. Das Zimmer hatte, wie natürlich, keine Decke, wir ſahen durch das loſe-Ziegeldach die grauen Wolken ziehen und gegen Abend trieb es eiſige Lüfte durch den rohen Schornſtein und die ladenloſe Fenſteröffnung auf das Lager herein. Wir ſahen einer bedenklichen Nacht entgegen, vielleicht der ſchlimmſten die ich je auf Reiſen zugebracht. Wenn in dieſer Lage das Fieber käme! Welch eine zweifelhafte Lage! Um das Maß der Verlegenheiten voll zu machen, ſagte uns auch noch der Führer ſeine Dienſte auf: „er könne und wolle nicht weiter ziehen, das Land jenſeits Pharſalus ſey ihm ſo unbekannt als uns und morgen früh reite er nach Lariſſa zurück." Es war ein junger Menſch, ein blonder Menelaus der Olympusdörfer, voll guten Willens, aber er wußte im Lande weder Beſcheid noch hatte er friſchen Muth. Dieſen Uebeln mußte nach Thunlichkeit zugleich begegnet werden. Nachtlampe und Kohlen lieferte ein Krämer der Nachbarſchaft; aber wie wir zwei- und dreimal holen ließen, war der Preis jedesmal um die Hälfte angewachſen und am Ende ging der Vorrath aus. Das Fenſter ohne Laden ward mit zuſammengeſuchten Matten zugemacht und mit vieler Mühe am Ende auch noch etwas Wein und Brod aufgebracht, was mit den Hammelreſten aus Lariſſa doch nur ein kümmerliches Nachtmahl gab. Wir theilten es gutwillig mit dem Führer, nachdem uns ein Grieche des Orts ſeine Pferde auf den andern Morgen, aber nur bis zur nächſten Station Domoko vermiethet hatte. Dort, hieß es, müſſen wir türkiſche Führer nehmen, denen es allein geſtattet ſey über die Gränze ins fremde Land zu gehen.

Die Nacht in Pharſalus glich einer wahren germaniſchen Winterſcene. So traurig flockte und brauſte es vom Berg herab. Gott weiß es mit welchen Gefühlen wir uns am matten Kohlenfeuer zur Ruhe legten! Die wenigſten Leſer vermuthen aber auch nur, mit welcher Summe von Sorgen, Geduld und Noth ich beinahe jeden Satz dieſer Fragmente voraus bezahlen mußte. Gewinn iſt uns im Leſen fremdes Ungemach, nur begreift vielleicht ein „Glückſeliger" nicht immer ſchnell, warum man im Einkehrhaus zu Pharſalus eigentlich noch keine vergoldete Felderdecke, keine Gueridons und keine elaſtiſchen „Couchetten" hat. Wir aber ſchliefen der Bedrängniß ungeachtet bis uns die Morgenkälte friſch und erquickt neben dem verglommenen Herde weckte. Ich glaube der warme Saleptrunk in Lariſſa hat das Winterelement noch in Pharſalus beſiegt. Nur kam der neue Führer in aller Frühe mit Bedenklichkeiten wegen des bedrohlichen Wetterſtandes und meinte, ob wir uns nicht noch einen Tag Ruhe gönnen wollten. So gerne wir auch unter erträglichern Umſtänden einen Tag geblieben

*) Türkiſche Benennung für Pharſalos.

Digitized by Google

wären, lehnten wir doch in der Noth aller Dinge den Vorſchlag ab und erklärten um jeden Preis heute noch nach Domoko zu ziehen. Auf wiederholtes Einreden fragte ich nur ſo obenhin, wo der Cadi von Pharſalus wohne? Statt der Antwort ſagte der Grieche, in anderthalb Stunden werde er mit friſch gefütterten Pferden im Hofe ſtehen, ſey die Witterung wie ſie immer wolle. Die Zwiſchenzeit wurde benutzt die Gelegenheit des Ortes noch einmal anzuſehen.

Pharſalus iſt eine türkiſche Bauernſtadt von weniger als 4000 Seelen, hat aber in der Lage große Aehnlichkeit mit Antiochia am Orontes. Es iſt eine ſchmale lange Kothſtadt längs dem Fuße einer ſich zur Ebene verflachenden ſteilen Hügelkette hingeſtreckt und ohne alle Spur des Alterthums, ausgenommen die zerſtörte große Akropolis hoch oben auf der Bergebene, von der ſich wie zu Antiochia beiderſeits am Felſenrande lange verwitterte Feſtungsmauern zur Stadt herabziehen. Ich gab mir nicht die Mühe und hatte auch keine Zeit die Berghöhe zu erklimmen, ſah aber um ſo eifriger auf das geſtern durchwanderte Schlachtfeld der römiſchen Bürgerkriege hinüber. Statt den Leſer mit einer umſtändlichen Aufzählung aller Einzelheiten jener Schlacht und dann noch weiter mit einer Abhandlung über die Bürgerkriege im allgemeinen und über die ganze römiſche Geſchichte überhaupt von Aeneas bis Auguſtulus heimzuſuchen, wie es der belobten Gräfin an meiner Stelle ſicher begegnet wäre, begnügen wir uns mit der einfachen Berichtigung einer irrigen Angabe des Griechen Appian. Offenbar hat der gelehrte Akademiker die pharſaliſchen Felder nicht ſelbſt geſehen und ſein Werk nur aus fremden Büchern zuſammengetragen, ſonſt hätte er in geradem Widerſpruch mit Cäſars Text die Walſtatt nicht zwiſchen Stadt Pharſalus und den Fluß Enipeus verlegt, *) während der Streit der Nebenbuhler um die Weltherrſchaft auf dem kornreichen Blachfeld zwiſchen dem **rechten** Enipeusufer und dem Hügelrande des Hundskopf-Labyrinths entſchieden wurde. Cäſar, der ſonderbar genug weder Stadt noch Fluß mit Namen nennt, erſchien zuerſt von Epirus her und lagerte im Kornfeld am Waſſer, Pompejus zog mehrere Tage ſpäter von Lariſſa kommend auf demſelben Weg den wir genommen hatten, und ſchlug, ohne in die Fläche hinabzuſteigen, das Lager auf den Hügeln auf, an deren Fuß er ſein Heer in bequemer und ihm günſtiger Stellung vergeblich zum Kampfe bot. **)

Am Entſcheidungstage ſelbſt lehnte Pompejus den rechten Flügel, Cäſar aber den linken an den Fluß, der beiden Heeren die Seite deckte und die Angriffe der Reiterei unmöglich machte. Dieſe Stelle (Caes. III, 88 und 89) ſetzt die Sache außer Zweifel. Wie Pompejus geſchlagen und ſelbſt das Lager am Hügel genommen war, floh alles nördlich in der Richtung gegen Lariſſa durch das Hügelrevier auf dem ſie vorher gekommen waren. Aus Cäſars Angaben iſt es klar daß keines der ſtreitenden Heere in der Richtung gegen Pharſalus den Fluß überſchritten hatte. Nach Appian aber wäre der Rückzug entweder durch den Fluß „mit hinderlichen Ufern" (impeditis ripis) oder vielmehr — was offenbarer Unſinn — **ſüdlich** gegen **Domoko** und die Thermopylen geſchehen, wohin wir uns nach dieſer kurzen Abſchweifung vom Reiſeziel unter nicht ganz günſtigen Wetterzuſtänden etwas ſpäter als 9 Uhr Vormittags in Bewegung ſetzten.

Nach einem Paar etwas lichter Morgenſtunden die uns mit falſchen Hoffnungen kirrten, war ein dichter Nebel über Berg und Fläche herabgeſtiegen, und wie wir ans andere Ende des Städtchens kamen, wo Weiber an der Quelle wuſchen, fing es zu ſchneien an. Wir ritten ſchweigend vorüber, weil uns der Wind die Flocken ins Antlitz trieb und die düſtere Atmoſphäre bald die nächſten Gegenſtände dem Blick entzog. Nur der glatte weiche Pfad verrieth daß wir nach einer Wegesſtunde aus der ſteinigen Durchgangsniedrigung des pharſaliſchen Vorgebirges wieder auf das Feldmeer gekommen waren. Sehen konnte man es nicht. Die Luſt bot eine jener Scenen wie ſie nur die Iliade malt, und gleich Ajax flehten auch wir zu Zeus um Licht, obwohl zur Dunkelheit auch noch die Qual des Hungers kam. Wir hatten uns ohne Imbiß auf den Weg gemacht, weil der eigene Vorrath aufgezehrt und in Pharſalus um jene Stunde nichts zu finden war. Welch ein Glück daß wenigſtens der Führer der Landſchaft kundig war! Erſt am Ende der hier drei gute Stunden breiten Fläche öffneten die aufſteigenden Nebel den Horizont, und wir ſtanden am Fuße eines hohen Kegelberges, auf deſſen Spitze unſere Sehnſucht, das Städtchen Domoko, wie in den Wolken hing. Des Schnees ungeachtet hätten wir mit guten Pferden vielleicht in weniger als einer Stunde das Ziel erreicht. Aber wir brauchten das Doppelte, und die Thiere waren eben ſo erſchöpft wie wir, ja ſelbſt den Führer, den hartlebenden Griechen aus Pharſalus, wandelte auf halber Berghöhe vor Hunger Ohnmacht an. Er konnte nimmer fort. Ein Labetrunk, eine Krume Brod hätten ihn zu Kraft gebracht; aber beides fehlte, Sack und Flaſche waren ſchon am Morgen leer. Nach kurzer Raſt wurde noch einmal angeſetzt, und wir krochen langſam athmend jammervoll den ſteilen Pfad hinan. Doch umſonſt! Die Kraft verſagte noch einmal, und wie ſich der Arme zu letzter Hülfe auf die Gruppe des koffertragenden Pferdes ſetzte, ſank auch noch das Thier unter der Doppellaſt nach kurzer Strecke zur Erde nieder. Durch vereinte Mühe ward wieder aufgeholfen, wir ſahen die Häuſer ober uns und kamen mit Aufraffung der letzten Kraft endlich todesmatt bei der gaſtlichen Thüre an. So groß war die Schwäche, daß ich die ſchroffen Treppen ins obere Stockwerk ohne helfenden Arm nicht mehr zu erklimmen vermochte. Das Haus war ein chriſtliches und wegen der unebenen und beſchränkten Räumlichkeit von Domoko thurmähnlich an den Abhang hingelehnt. Zum Glück fanden wir eine Zelle leer mit überhängendem Bretterdach und Söller vor der Thüre, wie die Hütten in Tyrol. Neben der Thüre war die kleine Fenſteröffnung, der Boden von geſtampftem Lehm und eine Feuerſtelle im Hintergrunde, wo ſofort die Flamme von trockenem Birnbaum lichterloh in die Höhe ſchlug.

Leſer die nach ſucculentem Mahle unſere Noth angeekelt hat, werden bei der Nachricht der glücksvollen Lage in Domoko wieder ausgeſöhnt und zufrieden ſeyn. Reis, Eier, Hülſenfrüchte, Brod, Wein, Holz und Raki war in Ueberfluß; aber müde Deutſche wollen Fleiſch, und nicht ohne viele Mühe ward auch noch eine Henne zum Nachtmahl aufgetrieben. Man denke ſich die Luſt! Nur war im ganzen Haus kein Hafen um das Kleinod herzurichten, kein Leuchter die Kerze aufzuſtecken und kein Kücheninſtrument das Geſchäft mit Anſtand auszuführen. Wohl eine Stunde ſuchte und fragte man im Städtchen herum bis endlich der erſehnte Topf erſchien. Domoko, wie ſchon früher bemerkt, iſt von Türken und Griechen zugleich bewohnt, die Griechen aber kochen nicht, wenigſtens kein Federvieh, und es gab gleich anfangs einen hohen Begriff von unſerer Bedeutung und unſerer Macht daß wir an einem gemeinen Wochentage ein ſolches Mahl bereiten ließen. In der Zelle neben uns war auch ein Fremder der nichts als einmal des Tages Bohnen mit Oliven aß. Bei den Griechen müſſen auch die

*) Ἐς τὸ μεταξὺ Φαρσάλου τε πόλεως καὶ Ἐνιπέως ποταμοῦ. Appian. de Bellis Civil. lib. II, 474.

**) Pompejus, quia castra in colle habebat, ad infimas radices montis aciem instruebat. Caes. de bello civil. lib. III, 85.

Digitized by Google

Thiere faſten, weil die Menſchen ſelbſt nur Zwiebel eſſen und das gewonnene Geld vergraben wird. Die Deutſchen lieben zwar viel und gute Koſt, haben aber ein weiches Herz für fremde Noth und erbarmen ſich beſonders des lieben guten Viehs. Unſere Pferde ſammt dem Führer hätten zwar bei all ihrem Pharſalusblut die Schlacht bei Gaugamela nicht entſchieden, erhielten aber doch in Domoko des harten Tagwerks wegen Gerſte zum Deſſert, der Agogiate ſelbſt durfte ſich mit dem Wlachidiener zu den Reſten des reichlich aufgeſtellten Mahles ſetzen und erhielt, um die Ohnmacht gründlich auszutreiben, neben dem ausbedungenen Lohn noch eine Extradoſis Schnaps als Labetrunk. Nachdem wir am Ende noch für friſche Pferde bis in die Quarantäne von Zitun mit einem Türken abgeſchloſſen hatten, überließen wir rund am Feuer gelagert die matten Körper der langerſehnten Ruhe. Damit aber ein für das Seelenheil beſorgter Leſer nicht etwa glauben müſſe, die Nacht in Domoko ſey für chriſtliche Wanderer gar zu weich und üppig geweſen, wollen wir nur bemerken, daß, wie in den wenigſten Fällen unſeres Erdenwandels das Gute ohne Beiſatz vom Uebel iſt, ſo auch im Einkehrhaus zu Domoko das überſüße Glück durch etwas Wermuth gedämpft und verbittert war. Daß die Zellendecke fehlte, war ein geringeres Uebel als der Mangel des Kamins. Die aus gehobelten Sparren und Brettern ſchön gezimmerte und knappgefügte Dachung, obgleich von Rauch und Schlacken angeſchwärzt, hielt Schnee und Kälte von oben ſattſam ab; aber bei Thür und Fenſter, die des Rauches wegen offen blieben, drang es vom Söller ſchneidend kalt auf die Schlafenden herein, während zerlaſſener Schnee über der Herdflamme durch die Bretterfugen drang und als rußgefärbte ätzende Flüſſigkeit in regelmäßigen Pauſen auf die grauen Mäntel niederfiel, noch heute ſichtbar zur Erinnerung an die Winternacht in Domoko. Nicht genug, im Zimmerecke neben meinem Lager war am Fußboden eine runde Oeffnung angebracht, die dem Gelaſſe unterhalb als Rauchfang diente. Ein widerlicher Qualm aus ranzigem Oel und naſſem Holze, der ſich von unten herauf in die Wirbel der obern Heizung ſchlug, tödtete alle Poeſie und ſtellte bald das Gleichgewicht in unſerer Lage her. Wir waren ja zur Winterszeit gleichſam mitten im rauchenden Kamin logirt!

Es ſchneite und ſtöberte die ganze Nacht und auch noch den folgenden ganzen Tag ohne Unterlaß. Wir hofften aber auf Beſſerung, und wollten Morgens dennoch fort. Der Türke erklärte geradezu die Unmöglichkeit und ſagte auch, wir hätten uns vor allem zur Durchſicht des Reiſeſcheins beim Oberbefehlshaber der Gränzſchluchten der hier reſidire, in Perſon vorzuſtellen, weil ohne deſſen Erlaubniß niemand aus dem Land gelaſſen werde. Wie wir im Serai erſchienen, hieß es: „der Aga ſchläft, kommt in einer Stunde wieder." Nach einer Stunde ſchlief er noch, und erſt gegen 10 Uhr that ſich der Diwan auf. Ich war nicht ganz ohne Sorgen. Das Städtchen war mit albaneſiſchen Söldnern angefüllt, und der Aga ſelbſt gehörte dieſem Volke an. Vielleicht gibt es Hinderniſſe, vielleicht Forderungen übermäßiger Natur, da der Albaneſe beſondern Werth aufs Klingende zu legen pflegt und ich allein und ohne Schutzbrief des Weſirs von Lariſſa gekommen war. Mit dem Grammaticus hatte ich ſchon vorher geredet, und in der Halle auch Bekanntſchaft mit einem Exemplar aus dem männlichen Harem gemacht, das dem Aga nach Albaneſenbrauch in Domoko nicht fehlen durfte. Der gute Junge ſagte mir wie ich mit ſeinem Gebieter reden ſoll, und er wollte ihm ſelbſt ungebeten mein Petitum anempfehlen, wofür er zwei Silbergroſchen als Geſchenk erhielt. Im Diwan mußte ich natürlich meine Sache ſelbſt vertreten; aber Zuverſicht mit Zungengeläufigkeit wuchſen ſchnell, wie ich merkte daß der Aga im Türkiſchen von nicht beſonderer Stärke war. Manche in Stambol erhaſchte Phraſe ward mit glänzendem Succeß vor den unwiſſenden Schkypetaren zur Schau geſtellt. „Wie ſchön er türkiſch ſpricht!" ſagte halblaut der Aga zum Grammaticus. Das iſt im Munde eines Albaneſen freilich kein großes Lob, beweiſt aber welchen Vortheil auch geringe Kenntniß in der Osmaniſprache reiſenden Europäern in der Türkei gewährt. Nur wer türkiſch redet, gilt im Lande als ehrenwerther Mann, hat Religion und achtet göttliche und menſchliche Geſetze: „Türktſche bilir, Allahdan korkar."*) Denke man nur, bei aller Andachtsgluth und dogmatiſchen Schärfe für Glaubensreinheit und geiſtliches Uebergewicht wären D. und W. ſammt ihrem theologiſchen Anhang in M. bei den Osmanli doch nur Atheiſten, Leute ohne Treu' und Glauben, bloß weil ſie des Türkiſchen nicht kundig ſind!

An Hemmniß oder irgend eine ungerechte Zumuthung war bei ſolchen Vorlagen nicht weiter zu denken, und der Abreiſe ſtand auch nichts weiter entgegen als die finſtere Atmoſphäre mit ihrem winterlichen Schneegeſtöber. „Geht nicht! Seht nur das Wetter an! Ihr gehet zu Grunde," ſagte warnend der Grammaticus. Wir blieben noch den ganzen Tag, der uns nach beſſerer Anordnung bei reichlicher Zehrung und in nützlichen Dialogen mit den Zollbeamten am Feuerherde ſchnell vorüberging. Wir beſuchten auch eine Art improviſirter Schenke, wo die moslimiſchen Schkypetaren gegen Koran und Prophet tapfer zechten. Bekanntſchaft mit Kriegsleuten iſt überall ſchnell und leicht gemacht, und nicht ohne vielſeitig freundlichen Zuſpruch der rauhen Geſellen gingen wir in die Wohnung zurück.

Sorgfalt und Fleiß, womit ich während des langen Aufenthalts in Stambol etwas Nützliches zu lernen ſuchte, belohnten ſich in ſolcher Weiſe häufig ſchon während der Reiſe ſelbſt. Wir ſagen es nicht des eitlen Ruhmes wegen, wir ſagen es Andern zum Troſt, damit ſie lernen was und wieviel ein Menſch, der ſelbſtändige Meinung und unabhängigen Sinn weit höher als Gunſt und Sold der Großen achtet, auch in mäßigen Umſtänden durch eigene Kraft zu ſchaffen vermöge. Leiden und Noth ſind vergeſſen; Erfahrung, Einſicht, Erinnerung und geiſtiger Genuß ſind geblieben und werden noch lange bleiben, ſie ſind mein wohlerworbenes freies theures Eigenthum! Zwar hat uns der Rauch in Domoko Antlitz und Hände angeſchwärzt, aber wir ſchliefen gelabt und erquickt ſo wonnig am wärmeſtrömenden Herde, wie die innerlich zerriſſenen, ſchuldbewußten Kinder des Glückes, des Ehrgeizes, der irdiſchen Größe in ihren Prunkgemächern und exquiſiten Lüſten zu ſchlummern nicht vermögen. Haltung und Thun des Menſchen gewinnt eine andere Geſtalt, ſobald ſich der Gedanke daß kein Erfolg, kein Genuß, kein Wiſſen, kein Rang, keine irdiſche Größe Drang und Qualen des Gemüthes ſtillen kann, und wahrer Seelenfriede nur im Verſagen liegt, ſeiner gänzlich bemächtigt hat. Wer die Feſſeln des Ehrgeizes, der Gierde, der Habſucht, der Eitelkeit nicht abzuſtreifen vermag, iſt weder ein weiſer noch ein tugendhafter noch ein freier Mann, noch kennt er das wahre Glück das wir alle ſuchen, das aber ſo wenige von uns wirklich finden. Hiemit iſt nicht geſagt daß man um weiſe, frei und glücklich zu ſeyn zur Winterszeit in Theſſaliſch-Domoko am rauchigen Herde liegen müſſe. Unſere Weisheit, weit entfernt von der Schule des Diogenes, beſteht neben aller Eleganz der Außenſeite. Wir erzählen nur was wir damals auf der Seele hatten, und was uns nach vielen und harten Proben als einzig

*) „Er verſteht türkiſch, (weil) er Gott fürchtet."

Digitized by Google

richtiger Weg zum höchſten Gut des Lebens — zu Gleichmuth und Zufriedenheit erſchienen iſt. Ohne Zweifel haben wir für Mehrung und Kräftigung wahrer Lebensweisheit im allgemeinen durch unſere Sittenpredigt ſchon jetzt Bedeutendes gewirkt; wir hoffen aber, und zwar insbeſondere in Deutſchland und beim ehrwürdigen Corpus der Gelehrten und Andächtigen, durch unſern Froſt und unſere Gleichgültigkeit für falſche Ehren, zerfließende Weichlichkeit und ſchnöden Flitter der großen Kinderwelt nächſtens noch weit größere Bekehrungen zu erleben und in kurzer Zeit die Summe der Selbſttäuſchungen, der eiteln, thörichten Beſtrebungen zwiſchen Belt und Adria weſentlich gemindert zu ſehen. Am Ende ſind wir gar noch vom Schickſal auserkoren das von erlauchten „Reiſendinnen" neulich in Maſſa als corrupt verdammte Europäerblut moraliſch zu ſäubern und durch das Laugencorroſiv unſerer Homilie gleichſam wieder geſund zu machen. Welch ein Ruhm für unſere Unbedeutenheit! Die Gräfin mit dem „ſchleifenden Schritt" deutet als Univerſal-Galen das Uebel der Zeiten an, und wir — der geradredende Plebejer — heilen es durch unſere theſſaliſche Panacee. Iſt das nicht überſchwänglicher Gewinn für zwei etwas rauchgeſchwärzte Nächte in Domoko? Was hätten wir aber auch ſonſt über unſere Winterraſt in einem Orte berichten ſollen, an welchem das Alterthum ſelbſt in der Sommerluſt nichts als die rauhe Lage und die prachtvolle Fernſicht zu rühmen wußte? *) Die Leſer kennen ja noch aus dem vorigen Fragment die Geſtalt des theſſaliſchen Ringbeckens, und wiſſen daß ſich das Randgebirge allerſeits ſchluchtig und durchbrochen, aber amphitheatraliſch und breit gegen die fette Mittelebene niederſenkt und im letzten Stadium, wenn der Wanderer aus den Hochſchluchten tritt, eine entzückende Ausſicht über das endloſe Gefilde gewährt. Auf einer ſolchen luftigen Höhe, an deren Fuß das pharſaliſche Feldmeer endet und die ſchluchtenvollen Berge beginnen, liegt Domoko. **)

Wir waren aber vom Glücke weniger begünſtigt als die Legionen des Q. Flaminius, und mußten den Ort verlaſſen ohne das Auge am ſchönen Spiel des pharſaliſchen Panorama's zu laben.

Eine flockenſchwangere Nebeldecke hatte ſich wie ein Leichentuch bewegungslos über die weite Niederung gelegt, und wir ritten am Morgen des dritten Tages noch vor Anbruch des Lichtes mit unſern türkiſchen Führern zum Städtchen hinaus, von dem wir nicht einmal den Umfang, noch weniger Buſch und Wald des unter dichter Schneekruſte vergrabenen Weichbildes geſehen hatten. Doch ſchien der Zorn der Elemente endlich verſöhnt, und wie wir auf ſinkendem Pfade über Schnee und Eis der Ebene Tawüklü längs dem Nezeroſee über Bäche und weiches Erdreich zu den Platanen hinabgekommen waren, wo der Engpaß beginnt, gingen die Wolken auseinander, und ſah ſtellenweiſe das blaue Firmament herab. ***) Die Natur dieſer Thalenge, ihre verſchlungenen Windungen und felſigen Ausſprünge malt Livius mit den wenigen Worten: »confragosa loca implicitasque flexibus vallium vias« in ſeiner Art trefflich und wahr, bis die ſeit Deucalion beſtehende Form Theſſalie unter gewaltigen Naturkräften zuſammenbricht und ein neues Gebilde entſteht. Drei Stunden von Domoko wird das Land menſchenleer und ein iſolirter Steinthurm oder ſogenanntes Serravalle aus der fränkiſchen Ritterzeit (13 Seculum) bildet mit einem Haufen albaneſiſcher Söldner auf dieſer Seite den äußerſten Vorpoſten und gleichſam die Gränzwache des türkiſchen Sultanats von Stambol gegen den „Bavareſikral" in Athen. Bei dieſem Thurm hatten wir die letzte Plage, weil der Schkypetarenofficier in der Meinung einen guten Fang zu machen vom „einfältigen" Franken, der ſich nicht zu vertheidigen wiſſe, eine namhafte Summe als Durchgangszoll verlangte. Etwas beunruhigt daß ich von der kleinen Karawane allein in den Thurm hinauf geladen wurde und auf meinen höflichen Gruß vom rohen Osmanligeſellen keinen Beſcheid erhielt, fragte ich ihn auch meinerſeits erbost wer ihm das Recht gebe von mir, der ich mit des Sultans Paß von Stambol komme, Geld zu fordern? „Adeb dür," „ſo iſt's der Brauch," ſagte er ſchon etwas höflicher. Ich erklärte ihm aber, alle ſeine „Adeb" gingen mich nichts an, ich ſey ein deutſcher Begſade (Beïſade) der die Welt bereist und niemanden etwas giebt. Zugleich hielt ich den türkiſchen Reiſeſchein zur Durchſicht hin, mußte ihn aber ſelbſt vorleſen weil im ganzen Thurm kein Menſch das türkiſche A B C verſtand. Dieſer Act von Gelehrſamkeit nebſt angefügten ſummariſchen Erklärungen über das Nemtſcheland — alles (mit Verlaub) in gutem Türkiſch — that die beſte Wirkung und der Häuptling fragte am Ende ganz freundlich, ob es mir denn auf einige Para zu einer Taſſe Kaffee auch noch ankomme? Ich war nicht hart genug Nein zu ſagen, gab ungefähr einen Franken und ward von einem mitreiſenden Griechen, wie wir den Thurm hinter uns hatten, als zu nachgiebig getadelt: „nichts, gar nichts hätte ich geben ſollen."

In nicht viel mehr als einer Stunde nach dieſem letzten Conflict mit den Türken hatten wir die Höhe erſtiegen wo die Gränzmark des freien Hellas ſtreicht, und hier fand es mein Tadler ganz in der Ordnung daß ich dem Wunſche der Palikaren mit einer Kleinigkeit entgegenkam. Die armen Jungen waren mit Wenigem zufrieden, und gegen die geſetzliche Gebühr einer Drachme (25 kr. rh.) begleitete uns einer von ihnen in die zwei Stunden unterhalb liegende Quarantäne von Zitun hinab. Am 9 Februar 1842 hatten wir das Ziel unſerer türkiſchen Wanderſchaft erreicht, und waren wieder in der Chriſtenheit. Selbſt die landfremden Palikaren freuten ſich unſeres Heiles, und empfingen uns mit der größten Freundlichkeit auf dem Boden des freien Griechenlands. Alle Noth, ſo denkt mit Recht der Leſer, muß jetzt ein Ende haben. Denn gleich wie das Chriſtenthum im Ganzen und im Einzelnen das Gegentheil des Islam iſt, eben ſo müſſen und werden ſicherlich auch die Bekenner des einen in allen Dingen von den Bekennern des andern vortheilhaft verſchieden ſeyn. Denn ſobald ſich beiderſeits gleichviel Schlechtigkeit mit derſelben Maſſe von Noth und Elend fände, und wenn die öffentlichen Zuſtände bei den einen eben ſo troſtlos und verfallen wie bei den andern wären, wie ſollte der Uneingeweihte dann erkennen um wie viel Tonſur und Dogmatik von *** beſſer als Derwiſchmütze und Koran von Medina ſey? Man ſieht, der Vergleich iſt billig und ganz zum Vortheil der Chriſtenheit geſtellt. Wenn es in Türkiſch-Pharſalus an Holz und Kohlen und Brod gebricht und die Fenſter ohne Glas und Läden, die Albaneſen im Thurme aber der Gerechtigkeit vergeſſend, nach fremdem Gute lüſtern ſind, ſo wird in Zitun ſchon deßwegen an phyſiſchen Gütern Ueberfluß, an ſittlichen aber Fülle herrſchen und beſonders die Gerechtigkeit daſelbſt in Ehren ſeyn, weil man in Zitun nicht bloß Chriſt ſondern überdieß noch Hellene iſt. Scenenwechſel mußte es hier geben, und chriſtliche Leſer würden es ſogar übel nehmen wenn man ohne alles

*) Iliad. II. 16—17. Livius lib. XXXII.

**) Ubi ventum ad hanc urbem est, repente velut maris vasti, sic immensa panditur planities, ut subjectos campos terminare oculis haud facile queas. Livius lib. XXXII, apud Strab. edit. Casaubon.

***) Jedem in der neuern Philologie nicht ganz fremden Leſer wird das Ungriechiſche der beiden Worte „Tawüklü" und „Nezero" auch ohne Mahnung aufgefallen ſeyn. Erſteres iſt ein türkiſcher Terminus und mit „Hühnerfeld" zu überſetzen. Nezero aber iſt ein ſlaviſches Appellativ das in der Form ezero, jezero und Nezero (See) in helleniſchen Landen ſich häufig bis auf den heutigen Tag erhalten hat und beim Erlöſchen der ſlaviſchen Sprache als Eigenname für größere Waſſerſammlungen in das Neugriechiſche herübergekommen iſt.

Digitized by Google

Merkmal von Contraſt und Farbenſpiel, wie etwa von der Lauſitz in die brandenburgiſchen Marken ſo von Türkiſch-Theſſalien ins chriſtliche Hellas herüberkäme.

Wer immer dem freien Königreich die nördliche Gränze gezogen, hat es ſicherlich mit Verſtand und im Bunde mit der Natur gethan. Eine geradlinige, beiderſeits ſich abflachende, in Riſſen und Brüchen langſam niederſteigende Bergſchneide trennt Türkiſch-Theſſalien von Griechenland. Die Nordſeite des Höhenzuges war noch rauh und winterlich, während die ſüdliche gleich unterhalb des Scheitelpunktes in jungem Gras und Lentiscusſtrauch ſchon mildere Lüfte und größere Macht der Frühlingsſonne verrieth. Der Leſer kann ſich das Panorama gleichſam ſelber malen. Ein Querthal, breit und ſchön und mit einem Strom in der Mitte, zieht wie ein Feſtungsgraben in gleicher Richtung mit unſerm Höhenzug vom Meer ins Land hinein, und die gegenüber ſtreichende Thalwand übertrifft an Höhe und Mächtigkeit wie an Steile und Waldreichthum bei weitem die Linie, von der wir niederſchauten. Der Fernblick vom Zirlberg ins Innthal unterhalb gibt, mit Ausnahme der niedlichern Formen des griechiſchen Bodens, beinahe ein ähnliches Bild. Eine Reihe feſter Steingebäude, mit kleinen Beſatzungen in gemeſſenen Zwiſchenräumen den Bergkamm krönend und von ferne ſichtbar, bilden gleichſam die Mauerzinnen zum langen Erdwall wider das Türkenthum. Weit unten am Fuß der Höhe, in der Einſattelung zweier Hügel, gegenüber den Thermopylen, zeigte uns der Palikar die Stadt Zitun, und um Ein Uhr Nachmittags am vorbenannten Tage hatten ſich die Thore der helleniſchen Quarantäne hinter uns zugemacht. Die Clauſur war nur auf acht Tage feſtgeſetzt, und muß im Sommer, der natürlich ſchönen Lage wegen, ſogar ein geringes Uebel ſeyn. Aber zur Winterszeit gab es chriſtlichen Regimentes ungeachtet doch einiges zu bedenken. Und um es nur kurz zu ſagen, die Ausſichten waren nicht viel günſtiger als im Einkehrhaus zu Pharſalus. Es gebrach an Allem, ſogar an Holz und Kohlen, nur nicht an Höflichkeit der Bedienſteten und an Mahnung zur Geduld. „Wir ſind noch klein, jung und arm, vielleicht wird es bald beſſer ſeyn." „Aber für Geld und gute Worte aus Vorſicht trocken Holz und Kohlen herzuſchaffen wäret ihr doch groß und alt genug." Die Leute dieſes Landes, entgegnete man, kochen nicht, und wollen lieber frieren als Geld für Feuerung geben. Doch hoffe man für unſern Bedarf noch etwas Zehrung beim Bakkal zu finden, ja man denke ſogar ſeit längerer Zeit zwei, drei Stuben mit Glasſcheiben und europäiſcher Bequemlichkeit für beſſere Reiſende herzurichten, aber es fehle noch immer an den nöthigen Mitteln das Beſchloſſene auszuführen. Auch ſey bis jetzt auf *dieſer* Seite nur armes Handwerksvolk aus den türkiſchen Provinzen nach Hellas hereingewandert, und ich wäre der erſte „Milordos" der des Weges komme. Die kleinern Räume waren leider alle beſetzt und wir mußten uns, um allein zu ſeyn, vorerſt mit einer weiten Sommerbaracke begnügen, deren ganze Einrichtung aus drei Holzpritſchen und einem Feuerherd beſtand. Der Fußboden war Steingeröll, die Oberdecke fehlte ohnehin, und durch die weiten Spalten in Dach und Fenſterläden blies bei heiterm Himmel Nachts der kalte Wind herein. Am grünen Reiſig, das man zur Feurung eilig ſammeln ließ, konnten wir uns nicht erwärmen, und der als Wächter zugetheilte Albaneſen-Palikar brach Nachts in der Noth die Reſte des Holzgitters ab welches den verdächtigen Theil des Hofraumes vom geſunden ſchied. Das war übrigens die einzige Nacht in der uns die Kälte gar nicht ſchlafen ließ. Wir verkürzten die Zeit mit Reden, und der Wächter, der ſiebenthalb Fuß hohe, ſchlanke, unbärtige, unverdroſſene Schypetar mit ſeinen kleinen Albaneſenaugen, dünnem Naſenknorpel und blendend weißem Teint war um ſo beredter, da er warme Koſt, in Butter geſchmorte Eier, getrocknete Feigen, rohe Poriſtängel und Oliven gegeſſen hatte und Tags darauf noch Beſſeres hoffte. Die Stadt war nur eine halbe Stunde entfernt und hatte an Lebensmitteln Ueberfluß. Uebrigens ſoll ich mich über die ärmlichen Zuſtände unſerer Lage nicht wundern, „da bisher lauter Diebe in der Quarantäneverwaltung waren." „Jetzt müſſe natürlich bald alles ein beſſeres Herſehen gewinnen, da man heilſame Reformen vorgenommen."

Aber bei aller Ehrenhaftigkeit der neuen Verwaltung wird es in der Zituner Quarantäne vermuthlich bis auf dieſe Stunde beim Alten geblieben ſeyn, weil die Griechen bei Neuerungsvorſchlägen und in Abſchaffung veralteter Mißbräuche mit lobenswerther Vorſicht verfahren, aus Klugheit nichts übereilen, ja vorher alles langſam, wiederholt und reiflich bedenken und überall mit ſchonungsvoller Behutſamkeit an den öffentlichen Schaden gehen, ja aus gegenſeitiger Nachſicht und chriſtlicher Geduld meiſtens lieber gar nicht darangehen. Sie wollen es nicht wie die Europäer machen, die wohl niederreißen, aber ſelten etwas beſſeres auf die leere Stelle bringen. Wollte man alle Diebe aus den Aemtern treiben und überall nur Gerechte an ihre Stelle ſetzen, ſo blieben wahrſcheinlich ſämmtliche Beamtenſtuben des helleniſchen Königreichs in alle Ewigkeit vacant. Als geiſtreiche Menſchen, wie die Griechen alle ſind, wählen ſie unter zwei Uebeln natürlich das geringere, und die Dinge bleiben wie ſie ſind. Oeffentliches Gut nach Kräften als Privateigenthum behandeln iſt uralte Landespraxis, iſt gleichſam feſt und wohl erſeſſenes Recht der byzantiniſchen Beamtenwelt, und ſtatt die Griechen als neuerungsſüchtig und rebelliſch zu verſchreien, wie es Andre thun, finden wir ſie entſchieden conſervativ und beſonders voll Reſpect für ihr hiſtoriſches altes Recht. Man ſollte glauben ſie hätten insgeſammt bei weiland Dr. Hugo in Göttingen Jurisprudenz ſtudirt. Dieſes Urtheil iſt ein von perſönlichen Berührungen ganz unabhängiges, und die jämmerlich kalte Pritſchennacht hat uns eben ſo wenig *gegen* die Hellenen eingenommen, als uns die günſtigere Lage am folgenden Tag zu ihren Gunſten beſtach. Man gab uns eine bequemere Zelle mit Bretterboden, Ueberdecke und wälſchem Kamin. Für Strohmatte, Feuerzange, Topf und Leuchter ward auch geſorgt, und der Krämer hatte gutes Brennmaterial mit reichlichem Nahrungsſtoff aus der Stadt gebracht. Für Fenſterſcheiben aus Papier hatte eigene Induſtrie geſorgt, und wir waren in wenig Stunden ein Gegenſtand des Neides und der Bewunderung für die Poriſtängel eſſenden Mitgefangenen der Nachbarſchaft. Allein die Herrlichkeit hatte ein ſchnelles Ende. Der freundliche Quarantänearzt hatte uns gebeten mit den Mängeln der Anſtalt Nachſicht zu haben, Griechenland ſey noch „jung, klein und arm;" hätten wir aber irgend einen Wunſch, brauchten wir nur zu befehlen, alles werde zu unſern Dienſten ſeyn. So ſpricht in Hellas jedermann, aber niemand will etwas thun. Die Gelegenheit zu „wünſchen und zu befehlen" kam viel ſchneller als es nöthig war. Das üppige Leben in unſerer Zelle und das Glück der beiden Diener, die gegen alle griechiſche Sitte eben ſo chriſtlich gefüttert wurden wie der Gebieter ſelbſt, veranlaßte die Meinung, Milordos müſſe ein gutmüthiger, reicher, liberaler und geldverachtender Geſelle ſeyn, und auf dieſe Vorſtellung hin gründete der amtlich aufgeſtellte Krämer ſeinen Plan. Statt guter Kohlen wie früher brachte er am dritten Tag Kohlenſtaub, und ſtatt des beſtellten Quantums Hammelfleiſch eine alte magere Henne, für die er 120 Lepta (30 kr.) wollte. Bei unſerer Weigerung die Lieferung

Digitized by Google

anzunehmen weil wir Anderes und Beſſeres beſtellt, ſchwur er hoch und theuer daß Anderes und Beſſeres zu dieſer Friſt gar nicht zu finden ſey. Die Verhandlung ging vor aller Augen im Hof vor ſich, und jedermann erkannte das Unrecht dem trügeriſchen Krämer zu: „der Menſch ſey ein Albaneſe," d. i. der Inbegriff aller Schlechtigkeit. „Aber ihr ſeyd alle ſo, Lügner, Schelme, Diebe vom erſten bis zum letzten." Nach warmer Sittenpredigt behielt der Mäkler ſeine Waare, und wir blieben ohne Feuer und Koſt, oder mußten mit Poriſtängeln zufrieden ſeyn in gleichem Looſe mit der Nachbarſchaft. Erſt einige Stunden ſpäter hatte ein Expreſſer die ſchönſte Heizung und das ſchönſte Hammelfleiſch gebracht, obwohl der amtliche Verſorger bei allen Heiligen der anatoliſchen Kirche geſchworen hatte es ſey nur ſchlechtes in der Stadt, ja man finde gar keines und es werde überhaupt nicht mehr geſchlachtet in Zitun. So ging es fort bis endlich der neunte Tag dem Hader und der Clauſur zugleich eine Ende machte. Nachdem die Rechnungen geordnet und nicht ohne neues Plänkeln jedermann geſättigt und befriedigt war, verließen wir den Sitz der Plage und ritten freudig und nicht ohne Bedacht, wie unſere Erfahrungen andern Reiſenden frommen ſollen, nach Zitun hinein. Sollte das Schickſal ja irgend einen Deutſchen gleich uns zur Winterszeit dieſes Weges aus Theſſalien nach Hellas führen, ſo nehme er unſere Widerwärtigkeiten als Mahnung zu größerer Vorſicht an, und komme ja nicht in die Quarantäne nach Zitun ohne folgende Gegenſtände vorſorglich mit ſich zu bringen: 1) Lebensmittel für wenigſtens Einen Tag; 2) eine tüchtige Saumladung trocken Holz und Kohlen; 3) eine Feuerzange, ein Kohlenbecken und Wandnägel quantum sufficit; 4) einen Tiſch; 5) eine Rohrdecke; 6) ein Brett; 7) eine ſechs Fuß lange Dachrinne; 8) Schmutzkratze und Beſen; denn bei den Hellenen wird nicht gekehrt, und ohne Rettungsbrett und Dachrinne kann man bei Thauwetter nicht wohl zur Zellenthüre heraus.

Wir blieben mehrere Tage in der Stadt um endlich ohne Zank der Freiheit und des Lebens zu genießen, bis wir weiter zogen über Euböa nach Athen. Zugleich wollten wir doch auch ſehen welche Fortſchritte öffentliches Leben und allgemeine Glückſeligkeit des griechiſchen Volkes während des zehnjährigen Friedens unter dem Schirmhut des Bavareſenthums in Zitun gemacht. Man darf dem Leſer wohl geſtehen daß wir ſchon im Jahr 1833 bei Gelegenheit des Beſuchs von Thermopylä Zitun zum erſtenmal geſehen haben. Die waſſerreiche Umgegend iſt zwar kahl und baumlos geblieben wie zur Türkenzeit, aber das Städtchen ſelbſt hebt ſich der (damaligen) wenig geſchickten und noch weniger redlichen Verwaltung zum Trotz allmählich aus den Ruinen heraus. Wir ſind nicht nach Zitun gekommen um die Machthaber anzuklagen oder ſie gar eines beſſern zu belehren, und zu thun als hätten wir allein das Geheimniß im Gänſekiel alles öffentliche Ungemach mit einem Federſtrich zu tilgen und durch Zauberſchlag jedermann glücklich und reich zu machen. Wenn wir je etwas bekrittelten, ſo war es nur die Haſt und das thörichte Selbſtvertrauen mit dem man ſich ans Ruder drängte als wäre es eben ein ſo leichtes Ding auf „byzantiniſchem" Boden und mit „byzantiniſchen" Elementen eine nach abendländiſchen Begriffen blühende und innerlich geordnete Staatsgeſellſchaft einzurichten. Den Ueberſchwänglichen, den Leichtblütigen und den Unbeſonnenen haben wir von jeher unſern Zweifel, unſer Mißtrauen und unſere Verneinung entgegengeſetzt, und allzeit gefunden daß es billiger iſt (wenigſtens im Orient) die öffentliche Verwaltung nicht nach dem Guten das ſie gethan haben will, wir aber nicht zu entdecken vermochten, ſondern nach dem Böſen zu beurtheilen das ſie unterlaſſen hat. Wenn man die Hände immer in den Taſchen des Volkes hat und im Moment des Dranges doch immer wieder Bettler iſt — »inter continuas rapinas perpetuo inops« *) — wie erklärt ihr das? Glücklicher Weiſe haben wir ſolche Fragen zu beantworten weder Beruf noch Luſt. Mancher Leſer weiß auch ſchon daß uns weniger die Politik, und am wenigſten die Eitelkeit auf neuem Schauplatz eine Rolle zu ſpielen, wiederholt ins Morgenland getrieben hat. Abenteuerlicher Hang fremde Sitte zu ſehen, angeborne Schwärmerei und Liebe ſchöner Landſchaftsbilder beflügelten allein den Schritt. In ſolchen Gemüthszuſtänden iſt man weder Intrigant, noch Stellenjäger, noch Diplomat, noch Weltverbeſſerer; man ärgert ſich auch nicht zu häufig über die Thorheiten der Menſchen, man lacht weit lieber (verſteht ſich im Stillen), als man pocht und ſchilt. Dieſem Charakter milder inoffenſiver Schwärmerei ſind wir hoffentlich im ganzen Cyclus der „Fragmente" treugeblieben, und eben weil wir dieſen Charakter bis zum Ende behaupten möchten, iſt es beſſer wir ſchließen hier in der Gränzſtadt des helleniſchen Königreichs unſere Irrſale und unſern Bericht. Hellas iſt ja, wie ſie ſagen, europäiſches Land, und wo fänden wir den Muth Dinge zu beſprechen die man ſchon vor uns ſo oft und ſo gut verhandelt hat? Rühmte ich z. B. die freundliche Aufnahme beim damaligen Obriſtlieutenant Fabrizius **) ſo wie kriegeriſche Zucht und Haltung des unter ſeinem Befehl an der Gränze aufgeſtellten kleinen Truppencorps, ſo könnte es die Eiferſucht anderer Officiere erregen, deren Sinn nicht weniger gaſtlich und deren Fuſtanellenſchaaren eben ſo gut geübt, genährt und gekleidet ſind wie die Beſatzung in Zitun. Wie ſollte ich erſt ohne Aergerniß erzählen was ich gleich auf der Gränze von den Bavareſen hörte? . . . . .

Ich reiſte als „Tiroleſe", um vor Beleidigung, Spott und Neckerei der freundlichen Hellenen ſicher zu ſeyn. Das half noch in Zitun, in Stylida und auch noch im ausgeſtorbenen Chalcis (Negroponte), wo ſeit Auswanderung der Osmanlibevölkerung ſchauerliche Stille über öden Straßen, über menſchenleeren Häuſern und grasbewachſenen Plätzen liegt, und unheimliches Echo des eigenen Schrittes, wie im ausgebrannten Ilium, den Wanderer erſchreckt,

Horror ubique animos, simul ipsa silentia terrent!

In Athen dagegen nützte die Vermummung nichts mehr, und ſtatt wie Cephalus in ſchwärmeriſcher Einſamkeit durch die lieblichen Scenerien des thymianduftenden Hymettus zu ſtreifen, mußte ich — o des harten Looſes — dem griechiſchen Volke über meine Theſis Rede ſtehen.

*) Justinus de Philippo Macedon.

**) Aus Plön im Holſteiniſchen.

Fallmerayer.

Digitized by Google

Beſuch bei Mehemed Ali.

Ich hatte kaum durch Alexandrien den erſten Eindruck von Aegypten gewonnen, die Menſchen aller Farben unter Kamelen und Eſeln am vielbewegten Hafen geſehen, die ſtolzen Palmen und die Pompejusſäule bewundert, ſo vertraute ich mich einer Barke an um nach der alten Hauptſtadt der Chalifen den Nil hinauf zu ſteuern. Es war am Morgen des 6 Aprils. Am Abende vorher hatte ſich zum erſtenmal in dieſem Jahre der ſchreckliche Chamſin erhoben; was ich für Abendroth hatte halten wollen, war nichts anderes geweſen als der aus der Wüſte aufgewühlte und um die ganze Atmoſphäre gelagerte hochröthliche Sandſtaub; noch nach 6 Uhr des Abends war die Hitze drückend geweſen; des Nachts hatte mir der heulende Wind den Schlaf verkümmert; aber dieſen Morgen war es wieder heiter, und ein Wind blies der die Nilfahrt möglich machte. Das war ein ganz neues Unternehmen für mich. Dadurch daß ich mit einem aus Paris nach Kairo heimkehrenden Arzte reiſte, wurde es mir leicht. Wir waren auf mehrere Tage verproviantirt, auch das Küchengeräth und der Koch fehlten uns nicht. In unſerer Barke hatten wir außerdem nur noch ſieben Araber als Matroſen. Ich hatte bei dieſer Fahrt gute Gelegenheit die Lebensart dieſer Leute zu beobachten. So einfach wie die Beduinen lebten ſie nicht. Der Pilav war ihre Hauptſpeiſe, und zum Abſchiede von uns ließen ſie ſich's angelegen ſeyn mit einem tüchtigen Stück Hammelfleiſch regalirt zu werden; ein Glas von unſerem Wein verſchmähten ſie keineswegs.

An die Gefahren einer ſolchen Nilreiſe dachte ich nicht eher, als bis wir nahe bei der Ausmündung des Canals in den Nil einer Barke begegneten, die ſo eben vom Winde umgeworfen worden war. Dieſe Barke war nur um ein weniges kleiner als die unſrige. Sechs Männer, jedenfalls gute Schwimmer, trugen den ſiebenten Paſſagier, eine Frau die ertrunken war, ans Land. Dieſe traurige Anſchauung hatte wenigſtens die Folge für uns daß wir unſern Matroſen ohne Sträuben erlaubten in eine Bucht zu ziehen, ſobald ihnen an gefährlichen Stellen der Wind zu heftig dünkte. Die Ufer des Nils ſind nicht mit den Ufern der Seine oder mit denen des Rheins zu vergleichen. Ragt aber ein Palmenwäldchen und dazu das blinkende Minaret eines erdfarbigen niedrigen Dorfes aus dem Sande hervor, ſo entſchädigt das leicht für eine reizende Rheinlandſchaft. Vögel beleben in Menge die Ufer des Nils, namentlich häufig ſind der Wiedehopf und die Turteltaube.

Unſere Nilfahrt war glücklich. Wohl trafen wir unterwegs noch auf mehrere verunglückte oder feſtgefahrene Barken — unter den letzteren waren zwei mit Wolle beladene; auch geriethen wir ſelber mehrmals auf Untiefen, ſo daß die Matroſen mitten ins Waſſer hineinſprangen um uns fortzuhelfen; aber ſchon am Abende des vierten Tages, wo uns der Wind ausnehmend günſtig war, flogen wir an dem in Lichtglanz prangenden Gartenſchloß von Schubra vorbei, und zwiſchen 8 und 9, nachdem uns unſere Araber etwa 40 Schritt weit durch ſeichtes Waſſer auf ihren Schultern getragen hatten, ſtiegen wir wohlbehalten in Bulak ans Land. Nun kamen wir freilich zur unrechten Zeit nach Kairo, weil wir das Thor ſo eben ſchon verſchloſſen fanden und die Parole nicht kannten; allein mein Begleiter wußte den Knoten zu löſen. Er rief der Wache durchs Thor zu, er komme in ſeiner Eigenſchaft als Hakim Baſchi (ein erſter Arzt) geraden Weges von Mehemed Ali aus Schubra, wohin er plötzlich gerufen worden ſey. Sobald die trotz allem Mangel an Legitimation (jeder Arzt trägt ein Staatsabzeichen) dennoch gläubige Wache das Thor geöffnet hatte, paſſirten wir ohne weiteres ein.

Im Gaſthauſe traf ich einen früheren Reiſegefährten, den ruſſiſchen Fürſten G. Er erzählte mir ſogleich daß es hier zu Lande eine ganz eigenthümliche Baumfrucht gebe. „Gehen Sie nach Schubra,“ ſagte er, „da können Sie ſie hängen ſehen.“ Das war nämlich der Schech eines benachbarten Dorfes von Kairo, der, weil er einen in ſein Dorf geflüchteten Bewohner eines andern Dorfes nicht ſofort ausgeliefert oder in ſein Dorf zurückgeſchickt hatte — mochte er deſſen Anweſenheit kennen oder nicht kennen — ohne allen Proceß ſtrangulirt und auf drei Tage an einem Baume der herrlichen Schubra-Allee zur Schau aufgehangen worden war. Dieſer Vorgang überraſchte mich aufs höchſte. Denn wenige Tage zuvor hatte mir der franzöſiſche Generalconſul in Alexandrien erzählt, wie er, ſobald Mehemed Ali jene Verordnung erlaſſen hatte, zu Sr. Hoheit gegangen ſey und ihm vorgeſtellt habe daß dergleichen grauſame Maßregeln ſeinem Ruf in Europa ungemein nachtheilig ſeyn müßten. Darauf habe ihm Mehemed Ali verſprochen die Verordnung als bloßen Schreckſchuß zu betrachten und nie in wirkliche Ausführung zu bringen. Lavallette hatte ſich gratulirt zu dieſem ſiegreichen Acte ſeiner diplomatiſchen Autorität in der Sache der Humanität; dieß war alſo das Nachſpiel dazu: dieſer, wie mir von allen Seiten verſichert wurde, brave Schech, wie er mitten auf der lebhafteſten und herrlichſten Kairiner Straße am Baume hing.

Tags darauf ritt ich mit dem öſterreichiſchen Generalconſul nach Schubra. Wir hatten in Begleitung des Dragomans Sr. Hoheit kaum einige Schritte im Garten gethan, ſo trafen wir auf Mehemed Ali, der mit einigem Gefolge luſtwandelte. Als er unſer anſichtig geworden, blieb er ſtehen; ich wurde ihm ſogleich vorgeſtellt. Er fixirte mich nach ſeiner Sitte mit ſcharfem Auge und ſagte er werde uns ſogleich rufen laſſen. Mehemed Ali hat ſehr edle, ſcharf markirte Züge, zu denen ſein langer weißer Bart vortrefflich ſteht. Zwiſchen den Augen hat er eine mehr als ernſte Falte, die Einen wünſchen läßt ihn nicht zum Feinde zu haben. Nach der Friſche ſeines Ausſehens hält man ihn noch für jünger als er iſt. Etwa fünf Minuten mochten wir uns in dieſem Gartenparadieſe, das nicht leicht ſeinesgleichen hat, ergangen haben, da ließ uns Mehemed Ali zu ſich rufen. Wir nahmen neben ihm auf ſeinem Diwan Platz. Er hieß mich aufs freundlichſte durch ſeinen Dragoman willkommen, während er dem Generalconſul ſagen ließ ihn heiße er nicht willkommen, denn er ſey vom Hauſe.

Digitized by Google

Als ich ihm mein Verwundern ausſprach daß er ſeine Reſidenz in Schubra eben zu einer Zeit verlaſſen wollte, wo dieſelbe vielleicht den reizendſten Aufenthalt von der Welt gewährte, entgegnete er: wir in Europa ſeyen ganz anders daran als er. Bei uns geſchehe was die Regierung anbefehle. Er hingegen möge immerhin befehlen, ohne ſein perſönliches Einſchreiten dabei geſchehe nichts. Er wollte nämlich zu ſeinen Ackerbauern bei Alexandrien gehen und ihre Arbeiten überwachen. Wir ſprachen dann nach einer Taſſe Kaffee von vielerlei. In Betreff der Goldwäſcherei in Oberägypten hat Mehemed Ali Vorſicht und Mißtrauen gelernt. Die Reichthümer die durch eine Verbeſſerung des üblichen rohen Verfahrens gewonnen werden könnten, ſollen überaus groß ſeyn; allein alle bis jetzt von Europäern für den Vicekönig darin gemachten Verſuche hatten keine andere Folge als ſeiner Generoſität hohe Summen zu koſten. Er erzählte uns weitläufig daß er ſich jetzt viel mit der Vergrößerung ſeiner Pferderacen beſchäftige, und daß er zu dieſem Behufe große Mecklenburger Pferde beſtellt habe. Manche intereſſante Bemerkungen liefen dabei mitunter. Als wir den Greis verließen, mochten wir wohl gegen zwei Stunden bei ihm zugebracht haben; er ſprach ſehr gern und gut.

Wenige Orientalen haben die Aufmerkſamkeit Europa's in gleichem Maße auf ſich gezogen wie Mehemed Ali. Die über ihn erklungenen Stimmen lauteten oft bis zum Widerſpruch verſchieden. Dem Urtheile derer die den Orient nicht mit eigenen Augen geſehen, darf man, glaub' ich, mit großem Rechte vonvornherein mißtrauen. Mehr als in andern Fällen gilt gerade hier die eigene Anſchauung. Um aber auch aus der eigenen Anſchauung das Rechte zu folgern, dazu bedarf es mehr Verläugnung des europäiſchen Standpunktes als viele Reiſende beſitzen. Ich meines Theils glaube daß der Verfaſſer der Briefe eines Verſtorbenen, wie er vor kurzem den Vicekönig dargeſtellt hat, bei weitem mehr Recht hat als die Gegner ſeiner Anſicht. Mehemed Ali hat den Anfang einer Cultur in ſeinem Reiche gemacht, an den ſich großartige Folgen knüpfen können. Ich bezweifle daß es für ihn möglich geweſen wäre dasſelbe ohne gewaltſame Mittel zu erreichen. Freilich darüber darf man ſich kaum wundern daß er, der Albaneſe, für nationale Elemente der Eingebornen ſeiner Staaten nicht das delicate Gefühl eines engliſchen Coloniſten gehabt. Worin beſtand aber dieſe gekränkte Nationalität? Außer Roheit, Perfidie, Anarchie und Abneigung gegen eigentliche nützliche Arbeit wird ſie nicht viel in ſich begreifen. Uebrigens haben wenigſtens die Beduinen einzelner Wüſtenſtriche eine Unabhängigkeit behauptet, die groß genug iſt, wenn auch vielleicht zum Theil geboten durch Mehemed Ali's gegenwärtige militäriſche Schwäche. Ich erinnere mich immer noch gern von meiner Sinaireiſe, mit welcher Hochachtung die Schechs der Sinaibeduinen, 30 bis 40 an der Zahl, ihr gemeinſames Oberhaupt an der Spitze, bei ihrem Saleehfeſte gegen mich über Mehemed Ali ſprachen. Der Verfaſſer der Briefe eines Verſtorbenen hat Mehemed Ali's Barbareien mit den Grauſamkeiten des europäiſchen Mittelalters zuſammengeſtellt. Dieſe Zuſammenſtellung iſt nicht ungeeignet. Die Grauſamkeiten unſeres Mittelalters haben aber noch das vor denen des ägyptiſchen Herrſchers voraus, daß ſie ſich in den Mantel des religiöſen Eifers hüllten, den ſie nicht anders als blutroth trugen. Zur Charakteriſtik von Mehemed Ali's Regierung liefert die ſo naheliegende Vergleichung Syriens mit Aegypten einen lehrreichen Beitrag. Sie fällt ganz dahin aus das Regiment des Vicekönigs unendlich hoch über das türkiſche zu ſtellen. Kein Reiſender — denn keiner reist ohne mehrfache Behelligung ſeiner Sicherheit im gelobten Lande — bleibt ohne Aerger über die Rückgabe Syriens an die Türken; wenn es nicht etwa klar iſt daß man damit die große Kataſtrophe des Orients verſteckt hat vorbereiten wollen.

Hat man neuerdings Mehemed Ali's Benehmen in ſeinen politiſchen Beziehungen zur Pforte und zu den europäiſchen Großmächten als ſchwankend, als perfid charakteriſirt, ſo iſt dieß namentlich die Folge von ſo vielen üblen Erfahrungen die der alte Fürſt an Europäern gemacht hat. Sollte er ſie ſchon verſchmerzt haben die bittern Früchte der franzöſiſchen Allianz? Oder ſollte er ſich dem engliſchen Einfluß anzuvertrauen wünſchen, während Englands Sympathien für das geſegnete Land des Nils ſeinem klugen Auge gewiß in ihrer Tiefe offen daliegen? Mehemed Ali's üble Erfahrungen an Europäern erſtrecken ſich aber auch, ohne von den vielen und oft ſo koſtſpieligen Schwindeleien europäiſcher Abenteurer zu reden, auf die Perſon einzelner Diplomaten, die ſicher dazu beigetragen haben ſeinen Reſpect vor unſerer Solidität zu untergraben. Das halte ich für eine arge Sünde an der guten Sache des Orients, daß conſulariſche Agenten den Vicekönig mit ihren ſelbſtiſchen Speculationen umgarnen und dabei leicht auf ihre Würde verzichten, wenn ſie nur immer ihr Ziel erreichen.

Was jene Ueberraſchung am ägyptiſchen Hofe in den letzten Juliustagen betrifft, ſo hat man ſich doch wohl geirrt darin eine Manifeſtation des alten Fuchſes oder ein neues Kunſtſtück des geübten „Taſchenſpielers“ zu erkennen. Schon während meines Aufenthalts in Kairo wurde mir erzählt daß ſich bisweilen Spuren eines angegriffenen Geiſtes bei ihm zeigten. Daß er auf ärztlichen Rath ſchon vor einiger Zeit ſeinen Harem entlaſſen hat, iſt wohl bekannt. Kurz, ich glaube daß der Streich ihm geſpielt worden iſt, und nicht daß er ihn geſpielt hat.

Die Angelegenheit des Durchſtichs der Landenge von Suez hat mich ſehr beſchäftigt. Die Beſorgniſſe wegen der Ungleichheit des Niveau's beider Meere halte ich für überflüſſig. Daß die Ausführung keine für unſere an große Bauunternehmungen gewöhnte Zeit gar außerordentlichen Kräfte in Anſpruch nimmt, iſt klar genug nachgewieſen, am allermeiſten durch den der Sache trefflichſt kundigen Linant de Bellefonds. Und daß die Reſultate des Durchſtichs von ganz unabſehlicher Bedeutung und der Art ſeyn werden daß die Koſten desſelben dagegen gehalten ſehr gering erſcheinen müſſen, das leuchtet wohl jedem ein der ſehen kann. Warum er aber immer noch nicht ins Werk genommen und im Gegentheile durch die neueſten Poſtanſtalten zwiſchen Kairo und Suez vertagt wird, das beantwortet England am beſten. England kann ohne große Benachtheiligung ſeiner Intereſſen mit keiner andern Nation die Vortheile des Durchſtichs theilen. Fände aber jetzt der Durchſtich ſtatt, wie wollte England die Vortheile desſelben für ſich alle in Anſpruch nehmen? Längſt wirft es das Auge der innigſten Theilnahme auf Aegypten; die Verwicklung der Verhältniſſe wird zur rechten Zeit nicht fehlen, wo, was das Auge ſo lange fixirt hat, die Hand ergreifen wird. Mit Einem Worte: England denkt auf Aegyptens einſtigen Beſitz; bevor Aegypten engliſch iſt, wird England mehr als irgend eine Macht den Durchſtich hintertreiben; ſobald es engliſch iſt, geſchieht es im erſten Augenblicke. Die großen Ereigniſſe des Orients mit Ungeduld, wenn auch immer mit ſicherer Hand wecken wollen, das hieße der heutigen Politik der Großmächte den Kopf abſchlagen.

Conſtantin Tiſchendorf.

Digitized by Google

Reiſen in Armenien.

I. Etſchmiadſin und die armeniſche Kirche.

Am 25 Mai 1843 ſtand vor der Citadelle von Eriwan eine muntere europäiſche Reiſegeſellſchaft verſammelt. Die ſtarken Hengſte von Karabach, ſchöne, ſtolze Thiere von einer im Orient weit berühmten Race, ſchnaubten gar prächtig unter dem Zügel und ermüdeten die kleinen Tatarenjungen welche ſie auf und ab führten. Endlich, nachdem man deutſch und ruſſiſch ſich ſatt geplaudert hatte, ſetzte ſich der Zug zu Roß und Wagen in Bewegung und ſchlug die ſtaubige Straße ein die nach Armeniens berühmtem Patriarchenſitz führt. Unter den Reiſenden war eine auffallende Geſtalt, um die das neugierige Volk, die zuſammengelaufenen Straßenjungen Eriwans, mit dem Ausdruck der äußerſten Verwunderung ſich ſchaarten. Es war ein Greis nahe den Achtzigern, der aber mit einer noch jugendlichen Rüſtigkeit ſich in den Wagen neben eine junge Dame ſchwang. Vom Kinn und den gefurchten Wangen des Mannes fiel ein anſehnlicher grauer Bart herab, den diamantenglänzenden Annaorden der am Halſe befeſtigt war, halbbedeckend, während von der linken Bruſt noch vier oder fünf andere Kreuze und Sterne unter dem ſchwarzen ruſſiſchen Kaftan hervorfunkelten und ein rother Türkenfäs mit angenähtem Lederſchild den kahlen Kopf bedeckte. „Wer mag der ſeyn?“ hörte man die neugierigen Armenier und Tataren murmeln, die mit den funkelnden Orden des alten Herrn den Kutſcherkaftan und die Türkenmütze nicht zuſammen reimen konnten — „wohl gar ein General? Nein doch — vielleicht ein großer Herr vom Hof des Kaiſers? Ein Mann vom erſten Tſchin?“ — „Oder gar ein fremder Geſandter!“ ſagten Andere. „Da er den Fäs trägt, kann er nur von Stambul kommen.“ Wäre Münchner Straßenjugend hier geweſen, ſie hätte die Eriwan'ſche belehren können. Der intereſſante Fremde war, wie mancher Leſer vielleicht ſchon errathen, niemand anders als der bekannte Baron Hallberg aus München (ſonſt auch Eremit von Gauting genannt), mein vielgeehrter Landsmann. Ich hatte dieſen merkwürdigen und vielgereiſten Mann im J. 1836 in Algier kennen gelernt, wo wir in Geſellſchaft luſtiger Landsleute manch heitern Tag zuſammen verlebten. Nach ſieben Jahren traf ich ihn wieder in Tiflis, und machte mit ihm die Reiſe nach Armenien zuſammen. Seitdem Baron Hallberg am Fuße des Atlas von mir Abſchied genommen, hatte er die Pyramiden Aegyptens und die verfallenen Prachttempel von Heliopolis beſucht, nun gelüſtete den unermüdlichen Reiſenden nach dem Anblick der perſiſchen Königsreſidenz. Er war die Wolga herabgekommen über den Kaukaſus, hatte alle Beſchwerden mit erſtaunlicher Energie ertragen und ſtand nun im Begriff die Gränzen Perſiens zu überſchreiten. An ſeiner Seite ſaß im Wagen eine junge Dame, mehr anmuthig als ſchön, die Frau eines ruſſiſchen Civilbeamten in der Gegend von Etſchmiadſin. Da ſie nur ruſſiſch ſprach, konnte ſie zu ihrem großen Schmerze mit ihrem intereſſanten Nachbar nur mittelſt Pantomimen ſich verſtändigen. Im zweiten Wagen ſaß Hr. Abowian, Lehrer an der Kreisſchule in Tiflis, mit ihm ein ruſſiſcher Beamter und neben dem bärtigen Poſtillon das verſchmitzte Geſicht meines Koſaken Iwan. Unter den Reitern befand ſich ein ſtattlicher Officier mit ſchweren Goldepauletten, der Obriſt Kiel, Commandant der Feſtung Eriwan, ein Mann von deutſchem Blut und deutſchem Weſen, der dem Baron Hallberg und mir den Aufenthalt in Eriwan auf alle Weiſe heiter und angenehm gemacht und deſſen gaſtfreundlicher Aufnahme ich am ruhigen Herd der Heimat noch mit dem innigſten Dankgefühl gedenke.

Die Entfernung zwiſchen Eriwan und Etſchmiadſin beträgt 19 Werſte. Der Weg führt durch die Araresebene, eine weite, trockene, mit armeniſchen und tatariſchen Ortſchaften beſäete Fläche, welche mittelſt künſtlicher Bewäſſerung theilweiſe gut angebaut, von Natur aber nichts weniger als fruchtbar iſt. Gleichwie in den trockenen Ebenen Perſiens iſt auch hier der Graswuchs ſpärſam, ſelbſt jetzt im ſchönſten Frühlingsmonat war wenig friſches Grün zu ſehen und zwiſchen den dünnſtehenden niedern Blümchen fanden ſich allenthalben wieder weite nackte Stellen. Einzelne Rollſteine von Baſalt und trachytiſcher Lava, auch wohl kleine Stücke von Pechſtein und Obſidian findet man faſt über die ganze Ebene zerſtreut. Sie ſtammen wohl theilweiſe von der Zeit her wo der Arares, die Sanga, der Abaran und andere Gewäſſer der Gegend noch kein geregeltes Bett ſich gebahnt hatten, ſondern als breite wilde Fluthen über die große Ebene hinſtrömten, oder auch von größeren ſpäteren Ueberſchwemmungen zu Zeiten wo die Flußbette nicht ausreichten zur Aufnahme der Waſſermaſſen, die mit dem geſchmolzenen Schnee ſich von den hohen Bergen ſtürzten und die leichteren vulcaniſchen Auswürflinge mit ſich fortriſſen. Der Anblick dieſer großen Ebene wäre troſtlos einförmig ohne die von den verſchiedenſten Seiten im Hintergrund aufragenden Rieſenvulcane, deren Gipfel, ſtatt wie einſt vom Feuer der Krater geröthet und umleuchtet, jetzt nur ſtarre, ſchreckliche, ewige Eismaſſen tragen. Der Ararat iſt von all den Rieſen welche die Ebene des Arares umſäumen, natürlich der gewaltigſte und ſchönſte. Hoch erfreut von dem Anblick des heiligen Berges, der das Endziel meiner damaligen Reiſe ſeyn ſollte, folgte ich auf meinem Karabacher Renner den Wagen, die nach ruſſiſchem Poſtillongebrauch, trotz holpernder Stöße und keuchender Pferde, wie der Sturmwind durch die Ebene rollen mußten. Es war ein ſchöner, klarer Tag, der aber freilich mehr an den Hochſommer als an den Frühling mahnte. Der Thermometer hatte am Tage zuvor 24° im Schatten, 40° in der Sonne gezeigt. Aber in der Ebene war die Hitze weniger drückend; ein leichter Luftſtrom, der über die zackigen Schneegipfel des Allahgös hinwehte, milderte die Glut der Sonne, und die Bewegung auf trefflichen Pferden von ungemein leichtem und gleichmäßigem Tritt trug auch zu einem behaglichen Gefühl des Körpers bei. Indem hatten wir acht Tage von den Reiſeſtrapazen in Eriwan ausgeruht und von der Küche des gaſtfreundlichen Obriſten Kiel uns gütlich gethan. Nun belebten uns wieder der friſcheſte Reiſemuth und die Luſt neue Gegenſtände zu ſehen, eine Luſt

Digitized by Google

welche Leuten, die viel umhergezogen, nirgends lange Ruhe gönnt, ſelbſt da nicht wo ſie es noch ſo behaglich finden. Dieſe Sucht nach Ortsveränderung, nach immer neuen Bildern hängt ſich am Ende wie ein Dämon an jene wanderluſtigen Geſellen, welche der frühen Mahnung der guten beſorgten Mütter „bleibe im Lande und nähre dich redlich" zum Trotz in die weite Ferne geſchweift und ſich in der Welt viel umhergetummelt haben. Sie bringen die Wanderluſt nie mehr aus den Gliedern heraus, und wenn dieſe auch ſteif geworden, befällt doch ihren Geiſt die ewige Unruhe und ein mächtiges Sehnen des Wanderns kommt, ſo oft die Frühlingsſonne durch die Fenſter ſchaut und die Zugvögel ihre Schwingen ausbreiten.

Etſchmiadſin iſt von der Oſtſeite der Araresebene nicht auf bedeutende Entfernung ſichtbar. Weder die Höhe noch der Umfang der berühmten Kloſterkirche iſt ſo bedeutend um ſie beim Ueberblick der großen Ebene zu einem beſonders hervorragenden Punkt zu machen. Da ich mir immer unter der Kirche des Oberhaupts der armeniſchen Chriſtenheit ein Gebäude nicht gewöhnlicher Art gedacht, war ich ganz verwundert daß ihre Kuppel ſo lange nicht zum Vorſchein kommen wollte. Am Ende beſchloß ich der übrigen Geſellſchaft eine gute Strecke voranzueilen, denn meine Neugierde war groß, und überdieß hätte ich ſonſt für dieſen Tag die Hoffnung aufgeben müſſen das Innere des Kloſters zu beſuchen, denn wir hatten verabredet nicht in Etſchmiadſin zu übernachten ſondern den Abend bei Hrn. Iwanoff zuzubringen, einem in der Nachbarſchaft wohnenden ruſſiſchen Beamten, welcher uns nach ſeinem Landhäuschen freundlich eingeladen hatte. Ich jagte daher ſo ſchnell mich mein ſtattlicher Schimmel von Karabach zu tragen vermochte voraus. Nachdem ich an zwei andern großen Klöſtern vorbeigeritten, ward ich endlich des Patriarchenſitzes gewahr, der von hohen Mauern, wie eine Feſtung umſchanzt, neben dem Dorfe Vaharſchabad ſich erhebt, deſſen Anblick aber weder in einiger Entfernung noch in der Nähe imponirt. Zu einer Zeit wo mir freilich noch nicht entfernt in den Sinn kam daß ich wohl jemals ſelbſt in dieſe armeniſchen Hochlande kommen würde, dachte ich mir, wenn beim Beſchauen der Karte von Aſien mein Blick auf den Namen Ararat und Etſchmiadſin verweilte, den Sitz des armeniſchen Kirchenoberhauptes als in herrlichſter Gegend gelegen. Einen Kirchenbau ſtellte ich mir vor, wenn auch nicht ſo koloſſal wie der Straßburger Münſter, doch von einem ähnlichen ernſten und erhabenen Charakter, und wenn auch nicht in gothiſchem Style, doch von einer Bauart die eben ſo ehrwürdig, eben ſo andachterweckend wie die Hallen unſerer vaterländiſchen Dome ſeyn müſſe. Ein ſolches Gebäude in der Nähe des Ararat gelegen, in hochherrlicher Landſchaft umgeben von majeſtätiſchen Gebirgen, etwa eine Lage ſo ſchwermüthig lieblich wie die Umgebungen des berühmten Karthäuſerkloſters bei Beſançon, mitten in der grünen Einſamkeit melancholiſcher Wälder, beſchattet von ehrwürdigen Buchen und umrauſcht von der geiſterhaften Muſik der Caſcaden und Bergſtröme, wie, dachte ich, müſſen dort Haus und Natur ſo wohnlich und herrlich ſeyn! Fügte die Einbildung dazu noch das Bild einer edlen Prieſterſchaft, deren Charakter ſolchem Wohnſitz entſpricht, ehrfurchtgebietende Geſtalten, ſtille, friedliche, fromme Männer, die in Liebe zu einem beſchaulichen Leben, zur Natur und Einſamkeit ihre ſpäten Tage hinbringen mit Studien, mit Andacht und guten Werken, deren Seele ſich inniger als anderswo zu Gott kehrt wenn der Glocken Feierklang durch die Wälder hallt im Angeſicht jenes heiligen Berges, über deſſen Silberhaupt der erſte Regenbogen den Friedensbund der verſöhnten Gottheit mit den Erdbewohnern feierte — welcher Weltmüde möchte an ſolcher Stelle nicht gerne Mönch und Einſiedler werden! — Als ich im Augenblick wo das berühmte Kloſter nun wirklich vor mir lag, die widerwärtige Wirklichkeit mit jenem ſchönen Phantaſiebild der früheren Zeiten verglich, da ward mir's ganz grau vor den Augen, und ich ſagte für mich ganz kleinlaut: „mein Gott! — das alſo iſt Etſchmiadſin!" Meine Stimmung war etwa zu vergleichen mit der des Hrn. H. Heine, als er bald nach der Julirevolution nach Paris kam voll Sehnſucht den greiſen Freiheitshelden zweier Welttheile von Angeſicht zu ſchauen und ſtatt eines Herohauptes, umwallt von Silberlocken, auf den Schultern des Hrn. v. Lafayette einen ganz gewöhnlichen Kopf mit einer braunen Stutzperücke ſah — o Illuſionen!

Die Patriarchalkirche Etſchmiadſin ſieht im weſentlichen den armeniſchen und gruſiniſchen Kirchen in Tiflis ſehr ähnlich, obſchon etwas vom griechiſchen Styl in ſeiner Architektur nicht zu verkennen iſt, was jenen abgeht. Wie bei jenen Kirchen aber bildet auch hier ein dicker, plumper, maſſiver Dom, deſſen Kuppel nicht von runder Wölbung, ſondern kegelförmig und oben zugeſpitzt iſt, den Haupttheil des Gebäudes. Die nächſte Umgebung iſt über alle Beſchreibung häßlich. Ein elendes Dorf, Vaharſchabad, an deſſen Stelle einſt die berühmte Hauptſtadt der altarmeniſchen Provinz Godaik geſtanden, liegt ganz nahe bei den Kloſtermauern und nimmt mit ſeinen baufälligen Kothhäuſern einen ziemlich beträchtlichen Raum ein Die Ebene welche den Patriarchenſitz umgibt, iſt kahl, öde, faſt baumlos. Die Sonne drückt hier mit aller Macht und trocknet den ohnehin dürren Boden noch mehr aus, welcher ohne die künſtlichen vom Abaranfluſſe abgeleiteten Canäle gar nichts erzeugen würde. Keine Spur von ehrwürdigen Wäldern wie ich ſie mir gedacht, nicht einmal ein ſchöner Obſt- und Blumengarten findet ſich hier, eben ſo wenig iſt etwas von dem lieben Geräuſche der Waſſerfälle oder luſtig murmelnden Quellen zu hören, deren keine dieſem öden Boden entſprudelt. Statt melodiſcher Nachtigallenlieder von bemoosten Stämmen rieſiger Buchen vernahm man von einer Unmaſſe von Staaren und Spatzen, welche alle Löcher und Lücken der Kothmauern des Kloſters beſetzt hielten, ein Gekreiſche wie ich es in Deutſchland nie ſo grell und widrig von Spatzenſchnäbeln gehört. Eine Heerde ſchwarzbrauner Säue that ſich in einem Miſt von ganz anſehnlichem Umfang vor der Kloſtermauer überaus gütlich.

Was die Prieſterſchaft von Etſchmiadſin anbelangt, ſo hatte ich die Vorſtellung, die ich von ihr vor Zeiten gehabt, längſt aufgegeben. Ich hatte von dem armeniſchen Clerus, der mit graſſer Unwiſſenheit und Laſterhaftigkeit auch noch dummen Dünkel und Intoleranz verbindet, in Konſtantinopel, in Tiflis und während meiner letzten Reiſe durch einen Theil Armeniens genug geſehen um ihn herzlich zu verachten. Auch hier war gleich der erſte Eindruck ſo widerwärtig als möglich. Einige der niedern Kloſtergeiſtlichen ſtanden in der Vorhalle und plauderten vertraulich mit den Budenkrämern, ein Mönch mit ganz ſtupider Miene ſaß auf einem Holzblock und ſtierte gedankenlos in die Luft hinaus, ein dritter endlich vertrieb ſich die Zeit mit der Ungezieferjagd unter ſeinem blauen Kaftan; die Ausbeute ſchien groß, aber nach dem Landesbrauch vertilgte er was er erwiſchte nicht, ſondern warf es weg — man hat in dem ſonſt liebloſen Orient innige Barmherzigkeit mit Flöhen und Läuſen. Einer der Mönche eilte, als ich abſtieg, herbei mir das Pferd zu halten, und ſo ging ich durch die lange dunkle Vorhalle, auf deren beiden Seiten Buden ſich befinden, in das Innere des Kloſterhofes und konnte noch einen Blick in das Innere der Kirche werfen die eben geöffnet war. Ueberall begegnete ich bärtigen Mönchen, die mich ohne Gruß mit dem Ausdruck von

Digitized by Google

dummer Neugierde anſtierten. Ganz verſtimmt durch das troſtloſe Bild dieſer Umgebung kehrte ich zu meinem Pferd zurück, um meinen Reiſegefährten die inzwiſchen vorübergeeilt waren, zu folgen. Einige Betteljungen hatten ſich eingefunden, und ſelbſt der ehrwürdige Herr der mir das Pferd gehalten, ſtreckte die Hand aus und begehrte — ein Trinkgeld. O Illuſionen!

Wir brachten im Landhaus des Hrn. Iwanoff einen vergnügten Abend zu, und Tags darauf kehrte ich mit Hrn. Abowian nach Etſchmiadſin zurück, um das Kloſter in allen Einzelheiten zu beſichtigen und die nähere Bekanntſchaft der vornehmſten Prieſter zu machen. Hr. Abowian, aus Eriwan gebürtig, war früher ſelbſt Kloſtergeiſtlicher in Etſchmiadſin geweſen, wo Parrot ihn im J. 1829 kennen lernte und während ſeines Aufenthalts am Ararat als Begleiter ſich erbat. Durch Parrot's Verwendung beim Fürſten Lieven wurde des jungen Diacon ſehnlicher Wunſch, ſich auf einer europäiſchen Hochſchule wiſſenſchaftliche Bildung zu verſchaffen, erfüllt, er verließ das Kloſter und erhielt vom Miniſterium der Volksaufklärung die Mittel ſechs Jahre in Dorpat zu ſtudiren. Von dort kehrte er nach Transkaukaſien zurück, ließ ſich in Tiflis nieder und widmete ſich dem Lehrfach. Als ich in Tiflis die Bekanntſchaft dieſes trefflichen Mannes machte, der mit Parrot der erſte Erſteiger des Ararat geweſen, ſah ich welch großen Vortheil für meine Reiſe mir die Begleitung eines Mannes gewähren würde, der im Lande geboren, mit ſeltenen Sprachkenntniſſen ausgerüſtet und mit wiſſenſchaftlicher Bildung einen tüchtigen Charakter verbindet. Ich bat daher den Generalgouverneur, Hrn. v. Neidhardt, mir dieſen kenntnißvollen Armenier, der damals bei der Kreisſchule in Tiflis als Lehrer angeſtellt war, als Begleiter und Dragoman während der Dauer meiner Reiſe in Armenien mitzugeben. Hr. v. Neidhardt bewilligte dieß mit ſeiner gewöhnlichen Güte, und ſo gewann ich für dieſe Wanderungen einen unſchätzbaren Führer. Hr. Abowian ſpricht das Deutſche und Ruſſiſche eben ſo geläufig als die Landesſprachen, das Katariſche und Armeniſche, und bei ſeinen großen Localkenntniſſen konnte er mich auch ſonſt vielfach belehren. Mit ihm betrat ich jetzt das berühmte Kloſter, in dem er eine traurige Jugendzeit mit gedankenloſem Gebetplappern, Faſten und Pſalmenſingen verlebt hatte.

Wir wurden in ein großes Zimmer geführt worin die Erzbiſchöfe Sitzung hielten. Fünf dieſer hohen Prälaten ſaßen an einer langen Tafel, der älteſte von ihnen mochte etwa 70, der jüngſte 40 Jahre alt ſeyn. Sie trugen blaue Kutten mit weiten Aermeln von ziemlich gutem Stoff und eine Capuze über dem Haupt. Der an der Spitze der Tafel in rothſammtnem Lehnſtuhl ſitzende Erzbiſchof, Namens Barſech, ein ſchöner Mann mit impoſantem Bart, führte den Vorſitz in Abweſenheit des Patriarchen. Erſt wenige Wochen vor meiner Ankunft in Etſchmiadſin war nach langer Erledigung des Patriarchenſtuhles das neue Oberhaupt der armeniſchen Kirche gewählt worden. Die Wahl war auf Narſes, Erzbiſchof in Kiſchenew, einen hochbejahrten Greis, gefallen. Nun wurde vom Kaiſer die Beſtätigung erwartet, dann ſollte der neue Katholikos mit dem weiten Umweg über Petersburg die Reiſe nach Etſchmiadſin antreten. Die Erzbiſchöfe waren durch die Güte des Hrn. v. Neidhardt bereits von meiner Ankunft in Kenntniß geſetzt und das Gaſtzimmer war zu meiner Aufnahme eingerichtet. Erzbiſchof Barſech legte in ſehr majeſtätiſcher Haltung (denn er iſt ungemein eitel auf ſeine ſchöne Geſtalt und ſeinen prächtigen Bart) die Hand auf's Herz und ſprach folgende Worte: „Längſt haben wir Sie erwartet. Die ganze Geiſtlichkeit freut ſich mit mir einen Mann von Ihrem Rufe und Ihren Verdienſten bei uns zu bewillkommnen." Dieſes Begrüßungscompliment, wie es mir Hr. Abowian überſetzte, klang artig genug und ohne längere blumige Redensarten wie ſie bei den überaus höflichen und ceremoniellen Orientalen ſonſt gebräuchlich. Ich bat meinen Dragoman dem Erzbiſchof ein möglichſt höfliches Compliment wiederzuſagen, und ihn zu verſichern daß der Ruf der Frömmigkeit und Heiligkeit der Prieſterſchaft mich hauptſächlich zu dieſem Beſuch in Etſchmiadſin veranlaßt habe. Bei dieſer Phraſe, die der Wahrheit freilich ſo wenig nahe, wollte Hr. Abowian auf meinem Geſicht einen Zug von Spott wahrgenommen haben, und ſo mochten auch die Erzbiſchöfe merken daß es mir mit meinem Compliment eben ſo wenig ernſt war als ſie es mit dem ihrigen gemeint hatten. Weit entfernt ſich über den Beſuch reiſender Autoren zu freuen, iſt gerade gegen ſie der Clerus von Etſchmiadſin noch viel mißtrauiſcher als gegen andere Beſucher, denn dieſe Mönche wiſſen wohl daß über ſie wenig Günſtiges geſchrieben worden und daß ſelbſt Parrot, der gewöhnlich alles mit ſo milden Augen betrachtete, keine günſtige Schilderung von der armeniſchen Prieſterſchaft machte. Europäiſche Wiſſenſchaft iſt in den Augen dieſer Mönche ein Gräuel und die Naturforſcher halten ſie gar für Gottesläugner und daher auch der Hölle mit Haut, Haar und Seele auf ewig verfallen. Dazu kam noch ein anderer Umſtand. Dieſe Prieſter ſind gewöhnt daß alle Ruſſen von einiger Bedeutung, die das Kloſter beſuchen, mit einem zahlreichen Gefolge erſcheinen und, wenn auch dieſe Beſucher nicht immer Generale, ſo ſind es doch gewöhnlich Leute die einen hohen Tſchin (Rang) haben und ein paar funkelnde Kreuze oder Sterne auf der Bruſt tragen. Gegen ſolche Herren hegen die Mönche zwar eben ſo wenig Zuneigung, überfließen aber doch gegen ſie in Höflichkeitsbezeugungen, denn ſie fürchten die ruſſiſchen Großen. Die ehrwürdigen Herren muſterten mich während eines unbedeutenden Geſpräches ſehr aufmerkſam, und da ſie nur einen höchſt einfachen Anzug, keine geſtickte Uniform, keine Epauletten ſahen, flüſterten ſie unter einander ganz verwundert, wie es denn komme daß ein ſo ganz gewöhnlicher Fremder ohne Tſchin und Orden ihnen vom Generalgouverneur im voraus angekündigt worden; am Ende ſey es wohl gar nicht der rechte. Der jüngſte dieſer Prälaten der ſich, wie man mir ſagte, für einen mächtig gelehrten Mann hält, ſah mich mit einer Miene an aus der ein unbeſchreiblich komiſcher Dünkel ſprach. Als ich das Zimmer endlich verließ um die Kirche und die übrigen Gebäude zu beſehen, begleitete mich Erzbiſchof Barſech und ſchien Willens mich mit den Einzelheiten dieſes Heiligthums ſelbſt bekannt zu machen; dann aber beſann er ſich plötzlich, dachte vielleicht daß dieß unter ſeiner Würde ſey und zog ſich ſchnell wieder zurück. Ich ward von einem Archimandriten, Hrn. Abowian und einem jungen ruſſiſchen Beamten, dem Stellvertreter des Procurators der im Kloſter wohnt, begleitet. Barſech's Entfernung war mir doppelt lieb, da ich ſo alle Theile des Kloſters mit mehr Behaglichkeit muſtern und ungenirt manche Fragen ſtellen konnte welche in Gegenwart des Patriarchatverweſers nicht wohl paſſend geweſen wären.

Von älteren Schriftſtellern hat der armeniſche Hiſtoriker Indſchidſchean eine ziemlich ausführliche Beſchreibung von Etſchmiadſin gegeben; ſeitdem hat ſich freilich vieles geändert. Von ſpäteren Reiſenden hat Dubois die beſten Zeichnungen über die Architektur der Patriarchalkirche aufgenommen, auch Parrot's Zeichnung von Etſchmiadſin's Lage gibt einen ziemlich richtigen Begriff, weniger getreu iſt die Abbildung welche Chardin mitgetheilt. Eine 30 Fuß hohe Mauer, einer Feſtungsmauer ähnlich, umgibt den Patriarchenſitz. Dieſe Mauer iſt aus getrockneten Lehmbackſteinen gebaut, mit Schießſcharten und Thürmen an den Ecken, an jeder Seite mit drei kleinen Eingängen im Umfang von zwei Werſt. Wie zu

Digitized by Google

Indſchidſcheans Zeiten, ſind es noch jetzt drei Hauptgebäude aus welchen Etſchmiadſin beſteht: das Kloſter mit der Patriarchalkirche, das Pilgerhaus und das Waarenhaus. Die ganze Weſtſeite des Kloſters iſt die Reſidenz des Patriarchen, auf der Südſeite ſind die zwei Refectorien mit den Wirthſchaftskammern, die beiden andern Seiten enthalten die Zellen der Vardabede (Doctoren) oder Geiſtlichen. Das an das Kloſter ſtoßende Pilgerhaus heißt Ghaſarabad und dient zur Herberge der Wallfahrer. Das Waarenhaus (Karawanſerai) enthält die Vorrathskammern der Kloſterbedürfniſſe an Kleidung, Lebensmitteln, Wachskerzen u. ſ. w. Die Kirche nimmt ein vollſtändiges Quadrat ein, und iſt als Andreaskreuz mit überall gleich langen Armen gebaut, ſo daß vier Pfeiler, in der Mitte des Kreuzes ſtehend, den Dom tragen der auch über der Mitte der Kirche ſich erhebt. Drei Pforten führen in die Kirche, das Hauptthor ſteht an der Weſtſeite und heißt „die Pforte des Erleuchters.“ Die urſprünglichen Façaden waren ganz andere als die gegenwärtigen, welche durch mehrfach wiederholten ſpätern Umbau, durch Vorſprünge, durch Hallen, durch aufgeſetzte Glockenthürme und durch viele Ornamentirungen reicher geſchmückt wurden und alſo Combinationen ſehr verſchiedener Stylarten darbieten, obwohl dieſelben immer nur den verſchiedenen Perioden der eigenthümlichen einheimiſchen Architektur des armeniſchen Volkes angehören. Der kenntnißvolle Archäolog Dubois entdeckte jedoch in ihr auch unverkennbare Spuren eines griechiſchen Bauſtyls und findet hierin den Beweis des hohen Alterthums ihrer urſprünglichen Grundanlage, welches er bis auf Tiridates' Urbau zurückführt, der als bauluſtiger Monarch ſo ſehr bemüht war die griechiſche Architektur in Armenien einzuführen. Der Beweis dafür findet ſich in dem joniſchen Prachtpalaſt den er für ſeine Schweſter zu Kharni (am Kharni tſchai, bei Kighart im Oſten von Eriwan) im ſchönſten griechiſchen Styl aufführte, welcher unter dem Namen Takht Terdat (Thron Tiridat's) noch heute in ſeinen durch Erdbeben zerrütteten aber ſonſt vollkommen erhaltenen Ruinen wohl bekannt iſt. In keiner der anderen armeniſchen Kirchenbauten findet man daß armeniſche Baumeiſter die griechiſchen nachgeahmt hätten, die Kirche zu Etſchmiadſin, dieſe „Mutterkirche Armeniens,“ würde die einzige Ausnahme davon ſeyn, wenn nicht eben dieſer Typus ihrer älteſten Grundanlage zuzurechnen wäre. Seit dem Beſuch des bekannten Reiſenden Chardin der im J. 1672 hier geweſen, hat die Kirche in Thürmen und anderen einzelnen Theilen große Umbauten erlebt, der Grundbau bleibt ein ehrwürdiges Denkmal des höchſten chriſtlichen Alterthums. Der jüngſte größere Neubau ſoll im J. 1816 ſtattgefunden haben, wie Dubois nach einer Inſchrift ſchließt die auf dem Dache angebracht iſt. Ueberhaupt iſt die Kirche allenthalben mit Inſcriptionen bedeckt, ſelbſt die Glocken, deren ſehr viele durch alle Räume des Gebäudes vertheilt ſind, haben die ihrigen, und auf einer derſelben befindet ſich ſogar eine tübetaniſche mit einer buddhiſtiſchen Gebetsformel, deren Herkunft hier unbekannt iſt. An der äußern Nordſeite der Kirchenmauer und an der Außenſeite des Chors haben Dubois und Boré, die beiden jüngſten wiſſenſchaftlichen Pilger welche über Armenien geſchrieben, verſchiedene griechiſche Inſcriptionen copirt, wovon einige auf die erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung zurückweiſen.

Zur Zeit als Tavernier, Chardin und Tournefort dieſen berühmten Ort beſucht (in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts) muß entweder alles hier unendlich ſchöner und blühender geweſen ſeyn als heut zu Tage, oder jene älteren Reiſenden haben arg übertrieben. Bei Tavernier's Beſuch (1655) zogen noch große Handelskarawanen dieſe Wege, welche auch dem Lande Wohlſtand brachten und zahlreiche Pilger zuführten, viele reiche armeniſche Kaufleute, deren Opfergaben die Kirche ungemein bereicherten. Tavernier war erſtaunt über die Kirchenſchätze, welche damals Perſer und Türken noch nicht angetaſtet zu haben ſcheinen. Die Kirche war mit dem höchſten Luxus ausgeſtattet. Auch ſcheint das Kloſterleben damals weniger troſtlos langweilig geweſen zu ſeyn als gegenwärtig. Der Patriarch gab Hrn. Tavernier und ſeinen Reiſegefährten, den chriſtlichen Kaufleuten der Karawane zu Ehren, ein Stiergefecht, worin acht Büffel zum Kampfe gereizt wurden, von denen zwei auf dem Platze blieben. Tournefort ſchreibt ganz entzückt von der Fruchtbarkeit und dem herrlichen Anbau der nächſten Umgebung des Kloſters, rühmt ſowohl den Schmuck der Kirche als die Blumenparterren voll Nelken und Amaranthen im Kloſtergarten und nennt Etſchmiadſin ein Bild des Paradieſes. Heiliger Gott, wie wenig paßt dieſer hohe Ausdruck, dieſe enthuſiaſtiſche Sprache für das Bild der Gegenwart! Der heutige Kloſtergarten iſt klein, verwildert, äußerſt armſelig. Statt der Nelken und Amaranthen, welche der glückliche Tournefort noch geſehen, erblickte ich nur Rüben, Salat und Krautköpfe in dieſem armeniſchen „Paradieſe.“ Nur wenige kleine ordinäre Fruchtbäume, die alle ein ſehr leidendes Ausſehen hatten, Maulbeer- und Aprikoſenbäume und der traurige Oleaſter (Elaeagnus) mit ſeinen ſaftloſen Früchten ſtanden im Garten zerſtreut. Kein Schatten ſchützt hier gegen den heißen Stich der Sonne, nichts iſt zu ſehen was das Auge erfreut, nichts was auf Phantaſie und Gemüth wohlthuend wirkt. Weder das Innere des Kloſters noch die Kirche zeigt heute etwas von dem Luxus, der Pracht welche jene älteren Reiſenden hier ſo rühmen. Auch die Zimmer des Katholikos ſind einfach, mit wenigen Spuren alten Prunks. In dem Beſuchzimmer dieſes Kirchenoberhaupts ſind die Fenſterſcheiben zierlich bunt bemalt im perſiſchen Geſchmack. Der mich begleitende Archimandrit hoffte vergebens mich hier in großer Ueberraſchung zu ſehen. In demſelben Zimmer ſteht ein Bruſtbild des Kaiſers Nikolaus, wohl von den erſten Jahren ſeiner Regierung herrührend, denn der Kaiſer zeigt ſich darauf noch ziemlich ſchmalbrüſtig und ohne Schnurrbart. In dem anſtoßenden Gemach worin der Patriarch täglich die höhere Kloſtergeiſtlichkeit empfängt, befindet ſich ein Madonnabild nach Raffael aus Seidenfäden ſo ungemein fein und ſchön geſtickt, daß es in einiger Entfernung ganz wie gemalt ausſieht. Dieſes geſtickte Bild ſoll eine fromme Armenierin dem Patriarchen aus Hindoſtan geſandt haben. Ein aus Elfenbein in Basrelief geſchnitztes Gemälde ſtellt Abrahams Opfer dar. An der Wand deſſelben Zimmers ſind Märtyrerſcenen gräulicher Art angemalt, vor allen die Leiden des heiligen Gregorius, wie man ihn lebendig begrabend in einen tiefen Brunnen wirft. Auf einem andern Märtyrerbild ſieht man den Kopf eines Heiligen zwiſchen zwei Balken zerquetſchen. In demſelben Zimmer hängt auch eine Abbildung des Ararat nach Parrot. Auch die Wände des großen Gemaches worin ich die Erzbiſchöfe verſammelt traf, ſind mit ſchlechten Freskobildern bedeckt, die armeniſchen Könige darſtellend. Ein großer Lehnſeſſel, welchen der Patriarch einnimmt ſo oft er einer Sitzung präſidirt, iſt mit ſehr kunſtvollem Holzſchnitzwerk, die patriarchaliſchen Inſignien vorſtellend, geſchmückt. Dieſe meiſterhafte Arbeit ſtammt gleichfalls aus Hindoſtan, und wurde erſt vor wenigen Jahren von einem dort lebenden reicher Armenier dem Oberhaupt der Kirche geſchenkt. Es iſt überhaupt bemerkenswerth daß von jenen fernen Gemeinden die Gaben reichlicher fließen als aus der Nähe. Von Tiflis zum Beiſpiel, wo ſo viele reiche Armenier wohnen, ſollen die Gaben mit jedem Jahre ſpärlicher kommen. Hinter dem erwähnten wunderſchönen Lehnſeſſel des Sitzungsſaales

Digitized by Google

erblickt man wieder das Bildniß des Kaiſers in Lebensgröße. Die Prälaten ſprechen von dem Zar aller Reuſſen nie anders als mit dem Ton ängſtlicher Demuth.

Das Innere der Patriarchalkirche iſt wie bei allen armeniſchen Kirchen ungemein düſter, ſo daß man einige Mühe hat die Gemälde zu erkennen und die einzelnen Gegenſtände zu unterſcheiden. Ein ſchönes Gemälde, Chriſtus darſtellend wie er die Kinder ſegnet, wurde von dem bekannten Reiſenden Kerporter der Kirche geſchenkt und ſoll von ihm ſelbſt gemalt ſeyn. Dicht an der Kirchenmauer ſteht das weißmarmorne Grabmal des Sir John Macdonald, brittiſchen Geſandten in Teheran, welcher auf der Rückreiſe von Perſien nach England begriffen in Tauris ſtarb, und vor ſeinem Verſcheiden den Wunſch ausſprach daß ſeine Leiche nach Etſchmiadſin gebracht werde und dort an geweihter chriſtlicher Stätte ruhe. Das ſchöne Marmordenkmal ward ſpäter von ſeiner Wittwe aus England geſchickt. Merkwürdig iſt der kleine Vorderaltar, durch welchen eine Oeffnung in unterirdiſche Räume führt. Dieſem Altar kommt eigentlich der Name Etſch-miadſin, d. h. „der Eingeborene ſtieg herab," zu, und nach ihm ward das ganze Kloſter benannt. Hier iſt nämlich die Stelle wo, wie der armeniſche Hiſtoriker Indſchidſchean ſich ausdrückt, „unſer heiliger Vater Gregor der Erleuchter den furchtbaren Mann herabſteigen ſah." Es war der Sage nach Chriſtus dem heil. Gregor erſchienen, hatte mit der Keule auf dieſen Fleck geſchlagen und die heidniſchen Götzen, die böſen Geiſter in die Tiefe geſtürzt. Wenn nun, wie dieß häufig der Fall, der Wind durch die hohlen unterirdiſchen Räume pfeift, ſo glauben die Mönche daß dieß das Geheule der gequälten Teufel aus der Tiefe ſey. Der Archimandrit erzählte mir dieß in allem Ernſt, und Hr. Abowian verſicherte das ganze Kloſter glaube daran ſo feſt wie an einen Ausſpruch des Evangeliums. Auf dem Hauptaltar lagen die Mütze und der Stab des Katholikos, welche nach Erledigung des Patriarchenſtuhles hier ſo lange bleiben bis ein neu gewählter Katholikos die oberſte Würde wieder in Beſitz genommen. Der Totaleindruck des Innern dieſer berühmten Mutterkirche Armeniens iſt ganz unbedeutend, und noch weit unanſehnlicher ſind die Kirchen der beiden benachbarten Klöſter Sancta Kaiane und Sancta Hripſime, welche zu Etſchmiadſin gehören und nach denen der Patriarchenſitz den tatariſchen Namen Utſch-Kiliſſa, d. i. Dreikirchen erhalten, ein Name der aber bei Armeniern und Türken auch noch einem andern ſehr heiligen und von vielen Wallfahrern heimgeſuchten Kloſter zukommt, welches im Kurdenland am öſtlichen Euphrat gelegen und worin das Grab Johannis des Täufers. Weit und breit berühmt unter den zerſtreuten armeniſchen Gemeinden des Orients ſind Etſchmiadſins Reliquien. Die Reliquienkammer an der Südoſtſeite der Kirche gelegen, bewahrt außer der rechten Hand Gregor's des Erleuchters (an den Beſitz dieſer Reliquie allein iſt die Würde des Katholikos unauflöslich gebunden) und einen Theil des Schädels der Sancta Hripſime, auch ein Stück von der Arche Noah's und die Lanze, mit welcher Chriſtus durchbohrt worden ſeyn ſoll. Ich äußerte den Wunſch dieſe Reliquien zu ſehen, der Archimandrit bemerkte aber daß dieß nur unter großen Ceremonien und Gebeten mit Chorgeſang geſchehen könne, und daß zu dieſem Zweck ein Geldopfer nöthig. „Zwei Ducaten!" flüſterte mir mein Begleiter ins Ohr. So neugierig ich nun auch war namentlich das Stück von der Arche Noah's etwas naher zu beſichtigen, um mich zu überzeugen daß daſſelbe nach ſo vielen tauſend Jahren nicht etwas morſch geworden, ſo ſchien mir dieſe Neugierde doch zu theuer bezahlt, und als der ehrwürdige Archimandrit mich fragend anblickte, erklärte ich ihm ganz trocken daß für das Sehen eines Stück Holzes, ſo alt und heilig es auch ſeyn möge, ein armer deutſcher Naturforſcher keine zwei Ducaten übrig habe.

Die armeniſche chriſtliche Geſchichte concentrirt ſich auf Etſchmiadſin, die aber mit der Legende St. Gregors genau verbunden und von einheimiſchen Annalen nicht geſchieden, von claſſiſchen Zeitgenoſſen unberührt bleibt, daher ſie in der Chronologie manche Schwierigkeiten darbietet, aber überall ihre locale Anwendung und Fortdauer im Andenken gefunden hat, ſowohl hier am Arares wo St. Gregor beſonders im Leben wirkte, wie am Euphrat um Arzingan wo er ſein Greiſenalter in Einſamkeit verbrachte, ſeinen Tod und ſeine Grabſtätte fand, Localitäten welche dadurch claſſiſcher Boden für die Armenier geworden. Als Ardeſchir Babekan, der Stifter des Herrſcherhauſes der Saſſaniden, das ganze Arſacidenhaus vertilgte, wurde Derdat, der unmündige Sohn Chosrev's, eines der in Armenien herrſchenden Arſacidenfürſten, von Parteigängern nach Rom gerettet, wo der junge Prinz den die Römer Tiridates nannten, ſeine Erziehung erhielt. Zu gleicher Zeit hatte auch den kleinen Sohn eines andern armeniſchen Fürſten, Namens Anagh, ſeine Amme nach Cäſarea in Kappadocien zu den Chriſten gerettet, wo er mit dem Namen Gregor, armeniſch Grighor, getauft und im chriſtlichen Glauben erzogen wurde. Als er herangewachſen, begab er ſich nach Rom, trat in Tiridat's Dienſte und begleitete ihn zurück nach Armenien, wohin Tiridates mit Hülfe des römiſchen Kaiſers Diocletian auszog, den Thron ſeiner Väter wieder zu gewinnen. Als Tiridates ſein Vaterland vom Perſerjoch befreit hatte, legte er in einem Tempel der Diana die Opfer ſeines Dankes nieder, und forderte Gregor auf das Haupt der Dianabildſäule mit einem Lorbeerkranz zu ſchmücken. Gregor antwortete als Chriſt: „er beuge ſich nur vor dem einzigen Gott, nicht vor Werken von Menſchenhand." Tiridates, ein zelotiſcher Heide, ließ ihn dafür zu Ardhaſchad in eine Grube werfen wo wilde Thiere hausten. Der fromme Gregor entging aber, wie die armeniſche Chronik meldet, in dieſer Höhle unter ſtandhaften Gebeten vierzehn Jahre dem Tod. Die Stelle des untergegangenen Ardhaſchad bezeichnet jetzt das allgemein verehrte Kloſter zum heiligen Gregor, im Armeniſchen Chervirab genannt, was tiefe Grube bedeutet, indem man noch die Leidensgrube Gregors und einen Stein mit zwei Vertiefungen zeigt, die von den im Gebet beim Knieen aufgeſtützten Ellbogen des Märtyrers entſtanden ſeyn ſollen. Als Tiridates in der Folge von einer ſchweren Krankheit heimgeſucht wurde, kam Reue in ihn, er hörte daß Gregor noch lebe, befreite ihn aus ſeiner Grube und ließ ſich von ihm zum Chriſtenthum bekehren, wodurch das Uebel entfernt wurde. Der dankbare Tiridates zog nun eine große Anzahl chriſtlicher Prieſter aus Syrien und Kleinaſien zur Bekehrung ſeines Volkes nach Armenien, wo die Bewohner von den Fürſtenſöhnen bis zum gemeinen Manne ſich zum Kreuze drängten und auf immer ihm ergeben blieben. Gregor ward darauf mit großem Geleit von Tiridat nach Cäſarea geſandt, um von dem dortigen Biſchof St. Leontius ſeine Weihe als Biſchof der neuen armeniſchen Kirche zu empfangen. Gregor als *Erleuchter* der Armenier, ſeines Volkes, wurde Armeniens erſter Patriarch und an derſelben Stelle, wo in Tigranes Reſidenz, Vagharſchabad, zuvor neben ſeinem Königspalaſt der Haupttempel der Artemis geſtanden, und wo dem Patriarchen „der Eingeborene im Sonnenſtrahl" erſchienen war, ward die Hauptkirche Etſchmiadſin erbaut, wozu St. Gregor ſelbſt im Jahre 302 den Grundſtein gelegt haben ſoll. Die Tempel und die vielen heidniſchen Heiligthümer des Landes wurden in zahlloſe Kirchen, Kapellen und Klöſter umgewandelt, deren vielleicht kein Land verhältnißmäßig mehr aufzuweiſen hat als Armenien. Schon

Digitized by Google

im Jahr 344 hörte Vagharſchabad auf Königſitz zu ſeyn. Die Patriarchen als Nachfolger von St. Gregorius Illuminator blieben aber daſelbſt noch ein Jahrhundert länger, von wo ſie ſich im Jahr 452 nach Tovin, der damaligen Reſidenz der armeniſchen Könige, begaben. Das Kloſter bei der Patriarchalkirche zu Etſchmiadſin, Surena genannt, ſoll im Jahre 524 zu Patriarch Narſes II Zeit gegründet worden ſeyn. Im Jahr 618 lag die Patriarchalkirche in Ruinen, als der Patriarch Gomidas ſie von neuem aufbauen und das halbe Dach als Steinkuppel wölben ließ. Seitdem erlitt ſie viele wechſelnde Schickſale, davon nur zum Theil noch einzelne Documente in der gemiſchten Architektur ihrer oft reſtaurirten Gebäulichkeiten ſich auffinden laſſen mögen. Erſt im Jahre 1441 kehrten die Patriarchen Armeniens, die bis zum Jahr 726 in Tovin bleiben konnten, aber dann oft durch die Zeitumſtände genöthigt waren ihren Sitz zu wechſeln und zuletzt zu Rumkala am Euphrat wohnten, in ihre urſprüngliche Reſidenz, nach der Urkirche Etſchmiadſin zurück, und haben dieſe ſeitdem bis heute nicht wieder mit einem andern Sitze vertauſcht.

Ueber die Schickſale welche dieſe berühmteſte Kirche Vorderaſiens ſeit einer Reihe von Jahrhunderten inmitten des Kriegsgetümmels, das die Fluthen des Araxes mit Blutſtrömen rötheten, heimgeſucht haben, wie über die Geſchichte des Landes am Ararat, dieſes hiſtoriſchen Mittelpunktes von Armenien, mag die Kloſterbibliothek von Etſchmiadſin viele ſchätzbare Quellen bewahren, deren Benützung einem mit der armeniſchen Sprache vertrauten Forſcher eine gewiß reich belohnende Arbeit verſpricht. Dieſe Kloſterbibliothek lag früher in beſtäubten Haufen in einem dunkeln Loche aufbewahrt, angeblich um ſie nicht der Habgier plündernder Perſer, Türken und Kurden auszuſetzen. Erſt ſeitdem die Provinz Eriwan unter das ruſſiſche Scepter gekommen, wo alſo keine Plünderung mehr zu fürchten, wurde ihr ein eigenes Bibliothekzimmer eingeräumt. In dieſer Bibliothek hoffte man früher eine reiche Sammlung der verſchiedenartigſten litterariſchen Schätze zu finden, da bis hieher der directe Einfluß der Meder, Perſer, Syrer, Römer, Byzantiner ſtattfand und hier dem der Araber, Georgier und mongoliſcher Herrſcher in den glänzenden Perioden ihrer litterariſchen Thätigkeit begegnete, in deren Mitte das Heiligthum am Ararat ſich zu erhalten wußte. Hier hätte man denken können den Schlüſſel zur Keilſchrift, zur Lehre Zoroaſters, zu den vorderaſiatiſchen antiken Sprachen und Schreibweiſen zu finden, hier die Reſte der Bibliothek, die einſt zu Ninive und Edeſſa von Mar Ibas von Catina ſchon vor Chriſti Zeiten benutzt wurde, hier die Annalen der ſyriſchen und neſtorianiſchen Kirche, der Kreuzzüge im Mittelalter ꝛc. ꝛc. Ritter bemerkt ſehr wahr: „daß bei einer fortdauernden Pflege der Wiſſenſchaften in dieſem Aſyl der chriſtlichen Lehre, mitten im Getümmel der Völker des Orients, ſich die Annalen der ganzen Weltgeſchichte leicht hätten wie an keinem andern auffammeln laſſen können.“ Aeltere Reiſende ſchätzten die Zahl der Manuſcripte in Etſchmiadſin auf 30,000, Eugen Boré, der die Bibliothek genauer durchgemuſtert zu haben vorgibt (die Mönche verſicherten mich der franzöſiſche Gelehrte habe nur zwei Tage hier zugebracht und einen ganz flüchtigen Blick in die Büchersammlung geworfen), gibt bloß 5 bis 6000 Manuſcripte an, was immer noch beträchtlich übertrieben. Der Katalog dieſer Bibliothek wurde erſt im Jahr 1840 in ruſſiſcher Sprache aufgenommen und an die kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften nach St. Petersburg geſandt. Derſelbe enthält nur 635 Nummern, davon nur 462 armeniſche, die andern in fremden Sprachen. Er zerfällt in 11 Abtheilungen: 1) Heilige Schrift und Commentare derſelben 83 Nummern; 2) Theologie 20; 3) Poeſie 8; 4) Kirchenbücher 33; 5) Geſchichte und Geographie 86; 6) Claſſiker 34; 7) Predigten 53; 8) Kirchenväter 105; 9) Ordensſachen 4; 10) Dogmatik 14; 11) Gebetbücher 22. Unter den früher ganz unbekannten Manuſcripten der fünften Abtheilung befindet ſich eine Geſchichte vom Urſprung der Aghvanen aus dem neunten Jahrhundert; eine Ueberſetzung von Quintus Curtius Geſchichte Alexanders, eine Hiſtorie von Paläſtina, mehrere Geſchichten von Armenien, eine Geographie Armeniens vom Biſchof Mathuſala aus dem ſiebenten Jahrhundert. Der Gehalt dieſer Bücherſammlung erſtreckt ſich nicht auf ein ſo weites Feld des höhern Alterthums allgemeiner Völkergeſchichten, doch iſt ihr Inhalt nach Boré's Meinung wichtig für die einheimiſche armeniſche Litteratur und dadurch für den ganzen zugehörigen Culturkreis, mit welchem einſt die armeniſche Civiliſation in Verkehr geſtanden. Ich möchte gleichwohl vermuthen daß die Bibliothek von Etſchmiadſin mehr Bücher enthält, als in dem nach Petersburg eingeſandten Verzeichniß angegeben worden. Der Katalog ward auf Befehl des Miniſteriums der Volksaufklärung aufgenommen. Da aber in Etſchmiadſin ſich niemand befindet, der mit hinreichenden Kenntniſſen die nöthige Liebe, Luſt und Ausdauer zu einer wegen der herrſchenden Unordnung in der Bibliothek ſehr mühevollen Arbeit hat, ſo ward in flüchtiger Eile, um nur dem miniſteriellen Befehl zu genügen, ein Katalog abgefaßt, der vielleicht nicht die Hälfte des Vorhandenen enthält. Ich zählte, um einen Anhaltspunkt zur Schätzung der Zahl des Ganzen zu gewinnen, die Bände eines Bücherſchrankes und ſchätze nach dieſem die Zahl der vorhandenen Bände auf etwa 2000, vielleicht iſt ſie noch größer, keinenfalls geringer. Die meiſten Bände ſind in Bücherſchränken aufgeſtellt, ein großer Theil liegt aber noch auf einem Haufen aufgeſchichtet in heilloſer Unordnung durch einander. Letztere wenigſtens kann der Verfertiger des eingeſchickten Kataloges nicht regiſtrirt haben. Es herrſchte bei meinem Beſuch in dieſer berühmten Kloſterbibliothek noch ein ſolcher Wirrwarr, als hätten franzöſiſche Marodeurs darin gehauſt. Ich kann als Augenzeuge verſichern daß nach der Erſtürmung von Conſtantine, als die wiſſenſchaftliche Commiſſion in das Haus des Ben-Aiſſa einzog, die Bibliothek dieſes reichen Kurugli, welche natürlich eine Beute der Plünderer wurde, keinen traurigern Anblick der Unordnung dargeboten, als die Bibliothek des Patriarchalſitzes von Armenien. Ich bat den Mönch-Bibliothekar, der mich herumführte, mir unter den hiſtoriſchen Werken das Buch von Moſes von Chorene zu zeigen. Die Antwort war: er könne es nicht herausfinden. Alſo nicht einmal von dem bekannteſten und populärſten armeniſchen Geſchichtswerk wußte der gelehrte Conſervator der Bibliothek wo es ſtand. Ich fragte auch nach der Zahl der Manuſcripte, worauf der Bibliothekar eben ſo kurz erwiederte er wiſſe es nicht. Indeſſen zeigte er mir zwei Bibelmanuſcripte, welche an kalligraphiſcher Schönheit alles hinter ſich ließen was ich je von Manuſcripten in irgend einer Sprache geſehen. Auch brachte er ein Büchlein hervor mit der Bemerkung, es ſey in einer den Kloſterleuten unbekannten europäiſchen Sprache geſchrieben. Ich ſchlug es auf und ſah mit Ueberraſchung daß es ein deutſches war. Der Titel lautete: „Außzug der Exemplariſchen Bet Kunſt, welcher nechſt heylſamen Unterricht vor die Reiſenden gerichtet und verfaßet von Johanne Oleario Oberhofprediger, zum viertenmal gedruckt und beygefügt Eine zweyfache Kauffmanns-Börſe.“ Wie mag dieſes deutſche Büchlein in die ferne Gegend am Ararat ſich verirrt haben?

Die Zahl der Mönche in Etſchmiadſin wurde von den verſchiedenen Reiſenden ſehr verſchieden angegeben. Chardin ſpricht nur von 12 bis 15 wirklichen Kloſtergeiſtlichen, obwohl die Einrichtung

Digitized by Google

für 80 getroffen ſey, Dubois gibt die Zahl der Mönche auf 50 an. Erzbiſchof Barſech den ich deßhalb befragte, und der als Stellvertreter des Patriarchen gut unterrichtet ſeyn mußte, verſicherte daß die Zahl aller zu Eiſchmiadſin gehörigen Kloſtergeiſtlichen ſich auf mehr als 90 Individuen belaufe, wobei die jungen Seminariſten mit inbegriffen. Meinem Wunſche dem Unterricht dieſer geiſtlichen Zöglinge beizuwohnen wurde entſprochen, wenn auch nicht gerne. In den beiden Abtheilungen der Schule fand ich die Zöglinge in blaue Kaftane gekleidet, es waren Knaben von 10 und Jünglinge von 18 bis 20 Jahren darunter. Ich bat Hrn. Abowian die Zöglinge in einigen Fächern zu examiniren, wobei ſich eine ſchreckliche Unwiſſenheit offenbarte. Obwohl die ruſſiſche Sprache ſeit Jahren von einem Archimandriten gelehrt wurde, konnte doch ſelbſt der älteſte Zögling das Wort malj (Mutter) nicht decliniren. Der Archimandrit-Profeſſor wollte dem Gefragten aus der Noth helfen, es ergab ſich aber daß er ſelbſt die ruſſiſche Declination nicht recht inne hatte. Ich erſuchte nun Hrn. Abowian die allerleichteſten Fragen an dieſe Schüler zu ſtellen, z. B. wie viel Tage das Jahr habe. Nicht ein einziger von den Seminariſten wußte es, obſchon mehrere bereits angehende Bärte trugen. Und aus ſolchen Subjecten gehen die Erzbiſchöfe für ganz Armenien hervor! Beim Kopfrechnen vermochten ſie ſelbſt die allereinfachſten Fragen nicht zu löſen. Der Unterricht in dieſem Kloſterſeminar beſchränkt ſich auf mechaniſches Auswendiglernen und gedankenloſes Herplappern von Gebeten und Bibelſtellen. Dabei werden ſie im Faſten ſtreng geübt und bei dem geringſten Verſtoß gegen die äußere Ordnung, z. B. wenn einer während der Meſſe nicht ſtockſteif auf ſeinem Platze ſteht, mit Hieben grauſam gezüchtigt. Wenn bei ſolchem Verfahren alles geiſtige Leben in dieſen Knaben ertödtet wird, darf es freilich Niemand Wunder nehmen. Auch braucht man nur die bleichen, mageren, ſtieren Geſichter dieſer Zöglinge, in welchen der Ausdruck völligen Stumpfſinnes, anzuſchauen, um die häßlichen Früchte ſolcher knechtiſchen geiſtvernichtenden Erziehung zu erkennen. Ich wandte mich mit Ekel von dieſer Schule, und ſuchte mich außerhalb des Kloſters von dem widrigen Eindruck den dieſer traurige Patriarchenſitz Armeniens, dieſe Oede in der kein Leben der Seele Wurzeln treibt, zu erholen durch den Blick auf die ewig ſchönen Gebirge. Herrlicher, gewaltiger als je ſchien mir der heilige Berg Ararat, deſſen Schneegipfel eben umleuchtet waren von den Flammen der Abendſonne.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Moriz Wagner.

Agaſſiz's Gletſcherreiſen.

Man begreift in andern Ländern kaum die angeſtammte Liebe, die der Schweizer zu ſeinen heimiſchen Bergen trägt. Mit Stolz blickt er auf ſie, und begeiſtert folgt er jedem Schritte, den man zu ihrer naheren Erforſchung thut. Die Beſteigung eines bisher unerreichten Gipfels iſt ein nationales Ereigniß, das namentlich in den Augen der Aelpler ſelbſt weit größere Wichtigkeit hat als die ſämmtlichen politiſchen Begebenheiten in der übrigen Welt. Ein jedes Thal iſt eiferſüchtig auf den Berg der in ſeinem Hintergrunde ſteht; jedes möchte den höchſten beſitzen, und die Aelpler ihn zu ihrem ausſchließlichen Eigenthume machen, wo nur ihnen erlaubt wäre hinaufzuklettern. Der Grindelwaldner glaubt auf die Jungfrau, der Haslier auf das Finſteraarhorn ein ganz ſpecielles angeborenes Recht zu haben; ja die Eiferſucht geht ſo weit daß man den Bewohnern anderer Thäler ſelbſt die Eigenſchaften abſtreitet, welche zu einem guten Führer in den Hochgebirgen gehören. Als Agaſſiz mit Führern aus dem Hasli die Jungfrau beſtiegen hatte, wollten die Grindelwaldner nicht daran glauben, und das höhniſche Achſelzucken womit ſie die Berichte der Andern anhörten, hatte manche Schlägerei zur Folge; denn, beiläufig bemerkt, halten die Aelpler noch viel auf Fäuſte, Prügel und andere Beweismittel dieſer Art.

Noch weit lebhafter aber wird das Intereſſe an den Bergen, noch weit unwiderſtehlicher der Zug der nach ihnen hintreibt, wenn an ihren Beſuch ſich wichtige Fragen der Wiſſenſchaft knüpfen, die dort ihre Löſung erwarten. Von den Bergen der Schweiz aus ging der Anſtoß welcher eine gewichtige Frage der Geologie wieder aufweckte, die man unter einſeitigen Theorien begraben wähnte; in den Hochregionen wurden die Thatſachen geſammelt, auf welche geſtützt man es wagen konnte neue Anſichten in die Wiſſenſchaft einzuführen, und aus jenen verſchneiten Zinnen der Freiheit wurden die gewaltigen Eisſtröme hergeleitet, welche einſt Thäler und Ebenen auf unüberſehbare Fernen hin bedeckten und erſt nach ihrem Rückzuge die Exiſtenz organiſchen Lebens dort geſtatteten. Die mannichfachen Streitigkeiten, unter welchen die neue Anſicht emporwachſen mußte, dienten nur dazu ihre Wurzeln zu ſtärken, und der Eifer welchen der Widerſpruch erzeugte, wurde wenigſtens wiſſenſchaftlich belohnt, denn der Sieg iſt jetzt der Thatſache und nicht der perſönlichen Autorität geblieben. Indeß — warum alte Geſchichten berühren, die ſchon dem Reiche der Sage anheimfallen! Folgen wir lieber an der Hand eines bewährten Führers der allmählichen Entwicklung, welche die urſprüngliche Idee unter der Leitung der Thatſache durchläuft. Eine ſolche Wanderung hat immer vielen Reiz; wenn wir ſehen wie an den wiſſenſchaftlichen Gebäuden nur nach und nach Stein auf Stein geſetzt wird, ſo kommt uns endlich, wenn das Ganze fertig ſteht, der Bau weit begreiflicher, unſerem Geiſte faßlicher vor, als wenn wir uns plötzlich vor dem vollendeten Gebäude finden, das uns durch ſeine gewaltigen Formen imponirt, deſſen Gliederung aber uns nur langſam und ſchwer bekannt wird.

In dieſer hiſtoriſchen Art, die das allmähliche Werden einer wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung und die ſucceſſive Ausbreitung und Begründung derſelben darlegt, ſind in neueſter Zeit die Reiſen Agaſſiz's in die Hochgebirge, welche ſo viel zur Aufklärung der Gletſcherfrage beitrugen, dargeſtellt worden. *) Ein friſcher Hauch

*) Excursions et séjours dans les Glaciers etc. par E. Desor. Deutſch von C. Vogt unter dem Titel: Agaſſiz's geologiſche Alpenreiſen.

Digitized by Google

der freien Natur in welcher ſich der Schauplatz findet, weht durch das Ganze, und ſo wie das Leben auch nicht immer eine ernſte Seite bietet, ſondern des Scherzes genug, wenn man ihn nur finden will, ſo webt auch hier Frohſinn und Wiſſenſchaft, ernſtes Streben und heiteres Zuſammenleben ein anmuthiges Bild jener Reiſen auf die Gletſcher. Mit Feuereifer war die neue von Charpentier und Venetz begründete Idee ergriffen worden; man hatte ſich in derſelben heimiſch gemacht, aber noch glaubte man mehr an ſie, als man factiſch davon überzeugt war. Heftigen Widerſpruch hatte die neue Lehre im Schooße gelehrter Geſellſchaften erfahren; man hatte ſie für ein ſchönes Phantaſiegebilde erklärt, und um ſie zu halten, mußten Thatſachen geſucht werden. Sobald die Thäler der Alpen frei waren von der winterlichen Decke, und nach Abſtreifung der Feſſeln welche Lehramt und Arbeiten des Cabinets anlegten, ging es hinaus in die Berge. Anfangs fühlt man nur das Bedürfniß die Spuren der alten Gletſcher in den Thälern nachzuweiſen, die geſchliffenen Felſen, die Moränen und Findlingsblöcke aufzuſuchen und auf dieſe Weiſe das Gebiet der alten Gletſcher auszudehnen und der Ebene näher zu rücken. In dieſer Abſicht wird das Haslithal und die Umgegend des Montblanc im Jahre 1838 durchſtreift; die Richtung der Ritze und Streifen an den geſchliffenen Felſen beſtimmt, um daraus die Richtung der alten Gletſcher erſchließen zu können, und die mitgenommenen Zeichner müſſen die Formen der Felſen die ſich von weitem ſchon auszeichnen, treu und ähnlich wiedergeben, um auch in der Ferne überzeugen zu können.

So verſtreicht das erſte Jahr; allein mit den erhaltenen Reſultaten wächst auch die Zahl der Fragen die ſich aufdrängen und gebieteriſch Antwort erheiſchen. Die geologiſchen Spuren der Gletſcher waren vorher ihrer Exiſtenz nach bezweifelt worden. Ihr Vorhandenſeyn war zwar jetzt nachgewieſen, man hatte ſich davon perſönlich überzeugt; allein damit war auch nur der erſte Schritt zur Erkenntniß gethan. Die Zweifler ſo wie die offenen Gegner der Gletſchertheorie läugneten nicht mehr das Vorkommen der Schliffflächen, ſie läugneten jetzt nur die Art ihrer Entſtehung, und behaupteten Gletſcher brächten ſolche Reſultate nie hervor. Dieß gab der Frage eine neue Seite und mußte neue Unterſuchungen veranlaſſen. Man mußte jetzt nachweiſen daß die Gletſcher wirklich im Stande ſind Felſen abzuſchleifen; man mußte ſogar, um allen Anforderungen zu genügen, den Beweis zu liefern ſuchen daß nur die Gletſcher allein auf dieſe beſtimmte Weiſe das Geſtein abzunutzen vermögen, und daß ſie das *einzige* Agens in der Natur ſind, welches ſolche concrete Wirkungen hervorzubringen im Stande iſt. Aufs neue zieht man darum aus nach den Hochregionen; dießmal aber nicht nach den ſchon beſuchten Gegenden, ſondern nach der Kette des Monte Roſa, jenes impoſanten Gebirgsſtocks, der, wenn auch auf der Gränze zwiſchen Deutſchland und Wälſchland gelegen, dennoch ſelbſt auf ſeinem ſüdlichen Abhange deutſche Bewohner, deutſche Sprache und Sitten treu in ſeinen Thalesſchluchten bewahrt hat. Hier auf den weiten Eisfeldern, welche den Monte Roſa und das Matterhorn umgeben, gehen die Genoſſen ſchon näher auf die Unterſuchung der jetzigen Gletſcher ein; die Schliffflächen in den Thälern ſind nicht mehr der Hauptgegenſtand ihrer Sorge; ſie ſuchen die Verſchiedenheiten zwiſchen den höheren und tieferen Regionen deſſelben Eisſtromes zu erfaſſen, die Phyſiognomie eines jeden Zufluſſes des großen Zermattgletſchers ſich einzuprägen, und finden ſchon jetzt aus Erfahrung daß ein Tag nicht mehr zur oberflächlichen Unterſuchung eines Gletſchers genüge, und daß zur Löſung der Räthſel ein längerer Aufenthalt gemacht werden müſſe. Statt den ihnen bekannten Weg durch das untere Wallis zurückzunehmen, ſteigen Agaſſiz und ſeine Gefährten nach dem Rhonegletſcher empor, beſuchen unterwegs einige der ſüdlichen Gletſcher, welche von der berniſchen Alpenkette nach dem Wallis herunterſteigen, und langen dann wieder auf der Grimſel und jenem Unteraargletſcher an, der ſo lange der Schauplatz ihrer Thätigkeit werden ſolle.

Mehr und mehr begannen die Freunde der Gletſcherſtudien die Nothwendigkeit einzuſehen der phyſikaliſchen Seite ihres Gegenſtandes größere Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Das Vorrücken der Gletſcher, die Urſache dieſer Bewegung, die Zuſammenſetzung des Eiſes, das Verhalten deſſelben in höheren und tieferen Regionen mußte von neuem unterſucht und geprüft werden, und dazu genügte nicht ein tägliches Hin- und Herrennen nach dem mehrere Stunden von der Herberge entfernten Gletſcher. Man mußte auf ihm ſelbſt weilen, ihn bei gutem und ſchlechtem Wetter ſehen, und von der Nähe aus die Unterſuchung ſo ſchnell als möglich fördern. Man baute ſich zu dieſem Endzweck eine Hütte auf dem Eiſe. Eine gemüthliche Ironie, die überhaupt aus manchen im Einzelnen erzählten Zügen zuweilen neckiſch hervortritt, und in dem Leben der Gletſcherbewohner eine gewiſſe Rolle geſpielt zu haben ſcheint, eine gemüthliche Ironie läßt die Höhle in welcher man unter einem gewaltigen Blocke hauſt, Hôtel des Neuchatelois benennen. Allein man befindet ſich wohl in dem niedrigen Loche das kaum Raum zum Knieen bietet; man ſchläft herrlich auf dem harten Steinpflaſter, womit man das nackte Eis hat decken müſſen, denn man fühlt ſich belohnt durch die Arbeit des Tages und erquickt durch die freie Luft die man in dieſen Höhen athmet. Ueberall hin regt ſich wiſſenſchaftliche Thätigkeit. Mit noch ungenügenden Inſtrumenten bohrt man das Eis an, um ſeine Temperatur im Innern zu erforſchen, ſtellt meteorologiſche Beobachtungen aller Art an, um über das Verhalten der Atmoſphäre in Höhen von beinahe 8000 Fuß genaue Thatſachen zu kennen; ja ſelbſt mikroſkopiſche Forſchungen über die Infuſionsthierchen des rothen Schnees bleiben nicht ausgeſchloſſen. Auch die nähere und fernere Umgegend der auserwählten Localität wird unterſucht, und endlich der ganze Aufenthalt mit einem erſten Verſuche in der Erſteigung der Hochgipfel gekrönt. Dießmal iſt es nur die Strahleck, ein hoher Felskamm zwiſchen dem Aargletſcher und dem Grindelwaldgletſcher, den man überklettert. Man lernt einſehen daß die Hochregionen nicht ſo fürchterlich und gefährlich ſind als ſie ausſehen, und mit der Ueberwindung der erſten Schwierigkeiten wächst auch unſern Wanderern der Muth zu größern Unternehmungen. Aber der Genius der Wiſſenſchaft der über ihnen wacht, will ſich nicht vernachläſſigt ſehen; — bei Gelegenheiten wo man einzig dem neckiſchen Geiſte der Romantik folgt, harrt auch Ungemach und mancherlei Beſchwer. Einen Beweis davon liefert die unglückliche Nacht, welche die Geſellſchaft auf dem Gipfel des Sidelhornes zubringt und wo ſtatt reizender Ausſicht und erhabenen Sonnenaufgangs nur Nebel und Wolken ihrer harren.

Sauſſure hatte die Behauptung aufgeſtellt, die innere Wärme der Erde bedinge durch Abſchmelzen derjenigen Schicht welche den Boden berührt, eine Ablöſung der Eismaſſen, die dann durch ihre Schwere thalabwärts glitten. Die neuere Anſicht von den Gletſchern war eine durchaus verſchiedene, und um den Streit durch Beobachtung definitiv zu entſcheiden, entſchließen ſich Agaſſiz und Deſor den Aargletſcher im Winter zu beſuchen. Sie finden im März des Jahres 1841 alles unter Schnee vergraben, dringen aber nichtsdeſtoweniger bis zum Hôtel des Neuchatelois und bis zum Roſenlauigletſcher vor. Im Sommer deſſelben Jahres vergrößert ſich die Geſellſchaft, und Gäſte die ſpäter gerade nicht ſehr ehrenhaft an ihren Gaſtgebern handeln, bedingen eine Erweiterung des Hotels, das zwar noch unter demſelben Stamme bleibt, aber doch vergrößert und wohnlicher eingerichtet wird. Die Beobachtungen über die

Digitized by Google

Structur des Gletſchers, über ſeine Poroſität und die Infiltration des Waſſers in ſeinem Innern werden vervollſtändigt, die benachbarten Eismaſſen unterſucht, die merkwürdigen Gebirgskämme des Albrun und des Binnenthales, welche Oberwallis von Italien ſcheiden, durchſtreift, und manch' wichtiges Factum aus dem Gebiete der Phyſik, Geographie und Geologie geſammelt. Das Ganze wird gekrönt durch die Beſteigung des impoſanteſten Gipfels der berniſchen Alpen, der Jungfrau. Man ſieht an der Erzählung dieſer Unternehmung ſchon wie ſehr die Wanderer ſich heimiſch fühlen in dieſer ihnen früher ſo fremdartigen Welt; ſie kennen die Gefahren welche ihnen drohen, die Mittel wodurch ſie ihnen begegnen können, und aus dieſer genaueren Kenntniß erwächſt auch die Ausführung des ganzen Unternehmens mit weit weniger Hülfsmitteln, als man denken ſollte. Die ruhige klare Darſtellung des Zuges ohne weitere Schminke iſt beſonders anerkennenswerth; man hört da nicht von grauſenerregenden Tobeln und anderen gewaltigen Schreckensgegenſtänden, womit namentlich der Vorgänger Agaſſiz's in den Berner Alpen ſeine Mährchen ſo reichlich verbrämt hatte, und wodurch höchſtens Unkundige, Weiber und Kinder erſchreckt werden. Die kaltblütige Haltung der Forſcher, womit ſie die Erſcheinungen die ſich auf ihrem zuweilen gefährlichen Wege darbieten, unterſuchen, theilt ſich dem Leſer ſchnell mit; man überzeugt ſich daß troß der Schnelligkeit womit die Unternehmung ausgeführt wurde, die hier angeſtellten Beobachtungen dennoch inneren Werth und verläßliche Treue beſitzen — eine Eigenſchaft, die leider gar manchen, angeblich in den Hochgebirgen geſammelten Thatſachen gänzlich abgeht.

Das Jahr 1842 bildet den Glanzpunkt in den hier dargeſtellten Expeditionen. Die Anſichten welche anfangs nur in engem Kreiſe ſich bewegten, haben ſich erweitert; eine Menge Hülfswiſſenſchaften müſſen zu Rathe gezogen werden, um die neu aufgekommenen Fragen zu beantworten; bedeutende Arbeiten, die zahlreiche Hände beſchäftigen, ſollen ausgeführt werden. Das Bedürfniß genauere mathematiſche Thatſachen über die Bewegung des Gletſchers zu beſitzen, hat ſich mit gebieteriſcher Strenge fühlbar gemacht. Die Meſſungen, die in Intervallen eines Jahres vorgenommen wurden, genügen nicht mehr; man verlangt Vergleichungen zwiſchen den Bewegungsmaſſen bei Tag und bei Nacht; man will die Verſchiedenheiten welche die Gletſcherfläche zeigt, an allgemeine Geſetze und locale Verhältniſſe anknüpfen und verlangt zu dieſem Endzweck eine genaue Karte des Gletſchers. Ein geſchickter Ingenieur geſellt ſich zu den übrigen Mitgliedern der Geſellſchaft, die dießmal ein geräumiges Zelt bewohnt, in welchem ſie die Beſuche der Freunde empfangen, ja ſogar ihren Führern die Freude eines Balls gewähren kann. Beſtändige Thätigkeit füllt den Zwiſchenraum von zwei Monaten aus, den man in dieſem luftigen Hauſe zubringt, und gar manchen Stoff zu herrlichen Genrebildern in eigenthümlicher Art fänden Dichter und Maler in den mancherlei Scenen, welche gutes und ſchlechtes Wetter, Gux und Sonnenſchein herbeiführen. Ein bisher für unerſteiglich gehaltener Hochgipfel der Berner Alpen, das ſteile Schreckhorn, wird in einem Tage von dem Hotel aus erklettert. Die reichſte Ausbeute indeß in wiſſenſchaftlicher Hinſicht gewähren die Reſultate der Meſſungen über die Flächenausdehnung und die Bewegung des Gletſchers, und das beigegebene niedliche Kärtchen, das nur eine Reduction einer größeren Karte iſt, läßt dem Erſcheinen dieſer letzteren mit Spannung entgegen ſehen.

Die Hauptfragen über die Phyſik der Gletſcher ſind durch dieſe umfaſſende Expedition beantwortet; — das folgende Jahr, wenn es gleich zwei Ausflüge, einen im Frühjahre und einen im Spätſommer zählt, bringt nur wenig neue Vorwürfe der Unterſuchung, ſondern meiſt nur Vervollſtändigung der vorjährigen Arbeiten, namentlich Fortführung der Vermeſſungen. Die geologiſchen Verhältniſſe der Gebirgsmaſſen in der Nähe werden mehr ins Einzelne ſtudirt, und der nächſte Nachbar des Wetterhornes, das Poſſenhorn, erſtiegen, um von dieſer luftigen Warte aus für das folgende Jahr den Weg nach dem noch jungfräulichen Gipfel des Wetterhornes zu erſpähen.

Hiermit ſchließt das Buch. Fragen wir nach ſeinem Zwecke, ſo ſcheint es hauptſächlich der zu ſeyn den Leſer mit der Natur jener Hochregionen vertraut zu machen, was um ſo nöthiger ſcheint als darüber in vielen Köpfen noch ſeltſame Ideen herrſchen. Eine völlig neue Seite der Geologie iſt auf das Studium der Alpen, auf die genauere Kenntniß der Gletſcher und ihrer phyſiſchen Wirkungen gegründet worden, und die Anerkennung der neuen Theorie, die von Tag zu Tage ſich mehrt, beruht beſonders auf den Reſultaten welche Agaſſiz mit ſo viel Ausdauer und mit ſo viel Aufopferung von Zeit und Geld geſammelt hat. Die Allgemeine Zeitung hat hie und da Berichte über dieſe Gletſcherexpeditionen geliefert und die Reſultate derſelben zur Kenntniß des größeren Publicums gebracht; allein ſo wie zu einer völligen Ergründung der Zeitgeſchichte nicht nur die Journale und diplomatiſchen Schlußacten gehören, ſondern namentlich auch die Memoiren der Eingeweihten, worin ſich das innere Getriebe der Erſcheinungen aufdeckt, ſo haben uns dieſe Erzählungen auch eine weſentliche Ergänzung zu den übrigen Arbeiten über die Gletſcher bedünken wollen. Sie liefern die Geſchichte der Entwicklung einer wiſſenſchaftlichen Idee an der Hand der Erfahrung; ſie zeigen mit löblicher Offenheit wie dieſe Idee nur allmählich ſich erkräftigte, ausdehnte und auch hie und da modificirte. Die Geſchichte dieſer Idee hat aber ihr Ende noch nicht erreicht; Deutſchland, welches ſie entweder ganz überſehen zu können glaubte, oder auch ſich für neutral in dem Streite wähnen konnte, muß jetzt ſchon nothgedrungen Partei ergreifen, da die alten Gletſcherſpuren in ſeinen Gebirgen von Tag zu Tag in größerer Zahl nachgewieſen werden, und wir ſehen ſchon den Zeitpunkt herannahen wo die deutſchen Geologen nach den Alpen ziehen und dort Rath und Belehrung über die in der Heimath vorkommenden Erſcheinungen ſuchen werden.

C. V.

Digitized by Google

Allgemeine Geſchichte des großen Bauernkriegs.

Nach handſchriftlichen und gedruckten Quellen von Dr. Wilhelm Zimmermann. 3 Theile. Stuttgart bei F. H. Köhler. 1841—43.

Eine ſo wichtige Epiſode der deutſchen Geſchichte wie der große Bauernkrieg im ſechzehnten Jahrhundert mußte bei dem lebhaften Intereſſe für hiſtoriſche Studien, wie es ſeit einigen Jahrzehnten in unſerm Vaterlande erwacht iſt, nothwendig auch ihre Geſchichtſchreiber finden, und wirklich iſt auch derſelbe, außer den allgemeinen Geſchichtswerken über das Zeitalter der Reformation oder deutſche Geſchichte überhaupt, von K. A. Menzel und L. Ranke z. B., in vielfachen beſondern Darſtellungen und Monographien theils ſeinem ganzen Umfang nach, theils nach ſeinen Veranlaſſungen, Ereigniſſen und Folgen in einzelnen Ländern und Gauen beſchrieben worden; aber eine allgemeine und dabei ins Specielle eingehende Geſchichte dieſes beklagenswerthen Krieges fehlte noch, und dieſe Lücke auszufüllen macht das Werk von W. Zimmermann, in weiteren Kreiſen bekannt durch frühere poetiſche und hiſtoriſche Leiſtungen, einen höchſt dankenswerthen Verſuch. Das an ſich ſchon ſchwierige Unternehmen verdient um ſo mehr Anerkennung, je weniger anlockend die Darſtellung eines in ſeinen Urſachen und Veranlaſſungen, in ſeinem Verlaufe, in den Gräueln beider Parteien und in ſeinem Ausgang und ſeinen Folgen gleich traurigen und betrübenden Ereigniſſes für den menſchlich fühlenden, den ſittlich betrachtenden und den patriotiſchen Geſchichtſchreiber ſeyn muß; gleichſam ein eiſernes Herz ſcheint dazu erforderlich dieſe Jammergeſchichte mit feſter Hand und ſtetem Griffel aufzuzeichnen, eine hiſtoriſche Apathie welche zwar von manchen Geſchichtſchreibern angeſtrebt ſo wie von manchen Kritikern gerühmt wird als beſte Bürgſchaft der parteiloſeſten Unbefangenheit und der reinſten Objectivität, welche aber uns als etwas ſo wenig Menſchliches erſcheint, daß wir dem Hiſtoriker, dem ſie von Natur eignet oder der durch grundſätzliche Ertödtung des Gefühls dazu gelangt iſt, kaum die weſentlichſten Eigenſchaften des ächten Geſchichtſchreibers für Menſchen zutrauen können. Denn ganz gewiß gibt es ein Mittleres zwiſchen ſolcher Apathie und zwiſchen einem allerdings beläſtigenden und ſtörenden Hervortreten des eigenen Urtheils und Raiſonnements, oder gar einer pathetiſchen oder weinerlichen Sentimentalität. Aber eine andere Eigenſchaft als ein eiſernes Herz vermag dem Hiſtoriker den Entſchluß und die Ausdauer einzuflößen einer ſo peinlichen Aufgabe ſeine Kraft zu widmen: die innige Theilnahme an den Leiden der Unterdrückten und an dem Unglück welches das Vaterland in jenem unheilvollen Kriege betroffen. Unſer Verfaſſer verhehlt es nicht daß neben dem hiſtoriſch-wiſſenſchaftlichen auch ein gemüthlich-ſittliches Intereſſe ihn zur Behandlung gerade dieſes Gegenſtandes trieb, wenn er ſeinem Werke das Motto aus Sophokles vorſetzt:

„Ich wag's ein Grab
Dem heißgeliebten Bruder aufzuwerfen;"

und auch ſonſt ſpricht er es vielfältig offen aus daß er es als ſeine Aufgabe betrachte, allerdings durch Ausweiſung von Thatſachen und durch neues, aus Urkunden geſchöpftes Licht, welches auf Charaktere, Handlungen, Ereigniſſe und deren Zuſammenhang geworfen wird, das Urtheil über die Beſiegten, welches die Geſchichte bisher meiſt den Stimmführern der ſiegenden Partei nachgeſprochen und nachgeſchrieben habe, zu berichtigen, die kalte Verdammung ihres Unternehmens oder die matte Gleichgültigkeit in gerührtes Mitleid, in edeln Zorn über ihr Unglück und die Ungerechtigkeit, mit der ſie vorher und nachher behandelt wurden, zu verwandeln, ſo wie auch an einem ſelbſt bei ganz veränderten Zeitumſtänden beherzigenswerthen Beiſpiel zu zeigen, zu welchen entſetzlichen, für alle Parteien und für das geſammte Vaterland verderblichen Folgen Unterdrückung, Uebermuth und Rechtsverweigerung führe. Dabei iſt er jedoch weit entfernt das Recht ganz auf der einen und alle Schuld auf der andern Seite zu finden; als bezeichnend für Zimmermanns Auffaſſung ſeiner Aufgabe heben wir folgende Worte aus, womit eine Charakterſchilderung Thomas Münzers eingeleitet wird: „Anders urtheilt die Parteileidenſchaft und die autoritätsglaubige Maſſe, anders die Geſchichte; ſie muß ſich die Ruhe und Freiheit des Geiſtes bewahren, beſonders auf dem Boden des religiös-politiſchen Kampfes, und denen gegenüber welche unterlegen ſind. Was der Sieg zu einer Heldenthat verklärt hätte, macht in den Augen der Menſchen die Niederlage zum Verbrechen. Dem gewonnenen Spiel wird weiſe Berechnung nachgerühmt, das verlorene wird als Thorheit verurtheilt. Der Geſchichte Pflicht iſt es dafür zu ſorgen daß die Gerechtigkeit über den Gräbern der Gefallenen wache. Wenn es jedoch überhaupt ſchwer iſt bei geheimen Planen und Unternehmungen die Handelnden, ihre Gedanken, Triebfedern und Werkzeuge ans Licht hervor aus ihrem Dunkel zu ziehen, ſo iſt dieß beſonders ſchwer in unſerem Falle. Viele Federn haben die Sieger gefunden, wenige und ſehr ängſtliche die Beſiegten, zumal da ſie dem Volk angehörten." Und über die extravaganten Plane eben dieſes Mannes ſofort allgemeine bürgerliche Gleichheit einzuführen u. dergl. urtheilt er: „daß dieß nicht mit einem Male, nicht ſo plötzlich geſchehen könne, daß es lange Zeit brauche, bis Ideen das Leben durchdringen. Daß nur langſam aus dem innerlich ſich umbildenden Leben heraus, und nicht von außen hinein, eine menſchlich ſchöne Geſtaltung der bürgerlichen Zuſtände möglich ſey, daß eine völlige bürgerliche Gleichheit nicht ausführbar und darum nicht wünſchenswerth, dagegen das Ausführbare, der Kampf für die Ausgleichung der unnatürlichen Mißverhältniſſe und Mißbräuche nicht mit einer Schlacht zu entſcheiden, ja nicht ein dreißigjähriger ſondern ein tauſendjähriger Befreiungskrieg ſey, das überſah die jugendliche Leidenſchaftlichkeit Münzers."

Wir wollen in dieſer kurzen Hinweiſung auf ein ſo reichen Stoff zum ernſteſten Nachdenken bietendes Werk drei Punkte hauptſachlich ins Auge faſſen: das beigebrachte hiſtoriſche Material, die Darſtellung, und endlich die hiſtoriſch-politiſche Anſicht und Richtung welche ſich darin ausſpricht. Am allgemeinſten wird das große Verdienſt anerkannt werden welches ſich der Verfaſſer durch Aufbringung und Sammlung des Stoffes für ſein Werk erworben hat. Welche Anforderungen er an ſich ſelbſt in dieſer Beziehung macht, erkennt man aus folgenden Worten der Vorrede: „Man fängt an einzuſehen daß, was als wahr geglaubt werden ſoll, auf ächte Urkunden und auf das Zeugniß unverdächtiger Augenzeugen allein ſich ſtützen dürfe . . . Gedruckte Quellen benützte ich nur, wo die handſchriftlichen mich verließen, was nur höchſt ſelten ganz der Fa

Digitized by Google

war und nirgends als hie und da auf ſächſiſchem Boden. In reichſter Fülle floſſen dagegen die handſchriftlichen Quellen für Württemberg, Franken, Elſaß, Schweiz, Oeſterreich, ſowohl Urkunden als Berichte der Augenzeugen, oder ſolcher, die aus dem Munde von Augenzeugen ſchrieben.“ Das Stuttgarter Staatsarchiv, die Acten des ſchwäbiſchen Bundes, zu dieſem Zweck zuvor nicht benützt, ſo wie die Sammlungen und Vorarbeiten des Prälaten v. Schmid zu einer Geſchichte des Bauernkrieges enthaltend, boten dem Verf. die reichſte Quelle, aber auch Magiſtrate und Privaten leiſteten ihm, wie er dankbar rühmt, vielfachen Vorſchub. Auch legt faſt jedes Blatt Zeugniß ab, mit welch unverdroſſenem Fleiße er geforſcht, verglichen und combinirt hat, wie er keinen Schritt thut, ohne die Zuverläſſigkeit des hiſtoriſchen Bodens zu prüfen. Zwar iſt nun allerdings der Zeitraum in welchen der eigentliche Bauernkrieg fällt, klein, er befaßt nur wenige Jahre, und daher könnte auch die Aufgabe nicht ſo ſchwer ſcheinen den hiſtoriſchen Stoff zu ſammeln; aber der ſeine Aufgabe mit gewiſſenhafter Gründlichkeit erfaſſende Geſchichtſchreiber mußte einestheils den vielfachen, in weitentlegene Zeiten zurückreichenden Urſachen und Veranlaſſungen, theils auch den unzähligen Verzweigungen des Bauernaufſtandes nachforſchen, und ſein Geſammtbild aus einer Menge einzelner Gruppen und Situationen zuſammentragen. Nicht an einen einzelnen Mann etwa knüpft ſich das Ganze des Bauernkrieges; zwar treten viele durch Talente, Kraft, Kühnheit ausgezeichnete Führer und Beweger hervor, aber ſie verſchwinden doch gegen den die große Maſſe bewegenden Impuls, und ſind ſelbſt mehr nur Organe welche die gewaltige Bewegung ſich erſchafft, als die Erwecker und Lenker derſelben.

Unſtreitig erſchwert dieß das Geſchäft des Hiſtorikers der, wenn er ſich ganz genügen will, auf alle Punkte Deutſchlands wo die Bewegung losbrach, ſeinen Blick wenden muß, und wohl etwa die Hauptbrennpunkte etwas genauer behandeln, aber die Verbindungen und Ausläufer des Aufſtandes durch welche ſeine Wichtigkeit bedingt iſt, nicht unbeachtet laſſen darf. Unſer Verf. hat nun ſowohl was die entfernteren Veranlaſſungen des Bauernkriegs betrifft, den Zuſtand des Landvolks, wie er ſich ſeit Jahrhunderten geſtaltet, die Laſten die auf daſſelbe drückten, die Steuern, die Frohnen, die Rechtsverkümmerungen, die Urſachen des ſteigenden Druckes, die politiſchen und religiöſen Anregungen welche den Ausbruch gerade in dieſer Zeit und in ſo weiter Ausdehnung herbeiführten, mit einer alle geſchichtlichen Verhältniſſe berückſichtigenden Gründlichkeit beleuchtet, als auch die ſammtlichen in Deutſchland zugleich oder raſch aufeinander ausbrechenden Aufſtände und Kämpfe, ſo weit es die ihm zugänglichen oder überhaupt vorhandenen Quellen geſtatteten, mit gleicher Genauigkeit und Ausführlichkeit geſchildert, und ſo weit es nur immer möglich war, die die einzelnen Bewegungen verknüpfenden Fäden des äußern, materiellen, politiſchen Zuſammenhangs, ſo wie die unſichtbaren Strömungen und Verbindungen geiſtiger Art mit glücklichem Scharfſinn verfolgt. Wenn nun auch, wie es in der Natur der Sache lag, über das Materielle der Ereigniſſe nicht eben ganz neue Aufſchlüſſe gegeben werden konnten, ſo ſind dagegen im höchſten Grade werthvoll die Beleuchtungen welche durch dieſe genauen und gründlichen Forſchungen vielfach über Beweggründe und Geſinnungen, über das feinere Gewebe des Zuſammenhangs der Begebenheiten und Handlungen verbreitet werden, und es wird dadurch das moraliſche Urtheil über Schuld und Unſchuld, Recht und Unrecht der Parteien in vielen Punkten berichtigt und feſtgeſtellt. So iſt namentlich die urſprüngliche Mäßigung der Bauern, die theilweiſe ſelbſt von den Herren anerkannte Gerechtigkeit ihrer Forderungen, die Geduld womit ſie zu Unterhandlungen und zur friedlichen Entſcheidung ihrer Klagen und Forderungen durch unparteiiſche Gerichte ſich bereit finden ließen, und das abſichtliche Hinhalten derſelben durch nicht aufrichtig gemeinte Vorſchläge, nur um ſie zu täuſchen und Kräfte zum Kampf zu ſammeln von der Gegenſeite, mit ſchlagenden Beweiſen belegt.

Durch die ins Einzelne gehende Forſchung wird das Charakteriſtiſche der Bewegung, des Aufſtandes und des Kampfes je nach der Eigenthümlichkeit, der frühern Entwicklung und der Schickſale, der Bildungsſtufe und Lebensweiſe der einzelnen Volksſtämme und Gaue, in ein helleres Licht geſetzt, und gezeigt wie die Heere oder Haufen der Bauern nicht etwa aus einer gleichartigen rohen Maſſe beſtanden, ſondern auch hier dem ſchärferen Blick dieſelbe Mannichfaltigkeit von Charakteren und Talenten ſich aufſchließt, wie auf einer von ariſtokratiſcheren und glänzenderen Geſtalten erfüllten Weltbühne. Von dem für Menſchenwohl und Menſchenrecht glühenden Vaterlandsfreund, dem religiöſen Enthuſiaſten der das Märtyrerthum nicht ſcheute, und dem die Umgeſtaltung Deutſchlands entwerfenden Politiker bis zum beute- und blutgierigen Räuber, zu dem durch eigene Schuld geſunkenen oder durch Mißhandlung und Druck entmenſchten, verwilderten, nach göttlichem und menſchlichem Recht nichts mehr fragenden Wütherich herab fehlt wohl keine Charakterſchattirung unter der Maſſe der aufgeſtandenen Bauern; und wenn eine Vergleichung des Bauernkrieges mit der franzöſiſchen Revolution unter den wüthenden Bauern, denen z. B. welche in Weinsberg hausten, zahlreiche Geiſtesverwandte der franzöſiſchen Septembriſeurs und Kopfabhauer finden mag, ſo dürften doch vielleicht auch zu einem Mirabeau, einem Sieyès die bäuriſchen Vorbilder, wie z. B. Wendel Hipler (der freilich nicht dem Bauernſtand angehörte) nicht ganz fehlen. Wohl aber fehlte ein Napoleon — die Bewegung wurde zu ſchnell gedämpft; aber wenn ſie ſiegreich geweſen wäre, dieſe Bemerkung ſey uns hier ſchon geſtattet, ſo würde ein Napoleon in einem gewiſſen Sinne, ein Unterdrücker der Sieger, ſchwerlich ausgeblieben ſeyn!

Der Verfaſſer individualiſirt die entſetzliche Heimſuchung Deutſchlands, die dem oberflächlicheren Betrachter faſt wie das Werk vernunftloſer Naturkräfte und Elemente erſcheinen mag, durch kräftige Hervorhebung einzelner Charaktere; und während er im Hintergrunde die Geſtalten Franz von Sickingen's und Ulrich von Hutten's vorüberſchreiten läßt, und zeigt wie dieſe Männer den Samen politiſcher Ideen unter das Volk warfen, führt er in der Darſtellung des Krieges ſelbſt die Bürger und Bauern Wendel Hipler, Weygand den Keller zu Miltenberg, Jörg Metzler, Jäcklein Rohrbach, Hans Berlin, die ſogenannte „ſchwarze Hofmännin,“ neben Thomas Münzer, Florian Geyer und Götz von Berlichingen in der Eigenthümlichkeit ihres Charakters, ihrer Gemüthsart und ihrer Beſtrebungen unſerm Auge vor, und gar viele andere Männer, Bauern und Herren, Geiſtliche und Fürſten, darunter der Reformator Luther und Herzog Ulrich von Württemberg, werden am geeigneten Orte ausführlicher oder durch Anführung einzelner Züge charakteriſirt. Für diejenigen welche ſich genau zu unterrichten wünſchen welchen Antheil jeder Gau Deutſchlands an dem jammervollen Ereigniß gehabt, was dieſe und jene Provinz zunächſt in die Bewegung hineingezogen, welche Städte und Dörfer hauptſächlich gelitten haben, welche wichtige Schlöſſer, Klöſter und Stifter gebrochen oder verwüſtet worden, wie die Sieger in dieſer und jener Herrſchaft die Ueberwundenen behandelt haben — iſt dieß Werk eine reiche, gewiß in den meiſten Punkten ſehr befriedigende Fundgrube. Ganz beſonders gilt dieß für Schwaben und Franken, welche, neben Thüringen, Hauptherde des freilich „von den Carpathen bis zu den Vogeſen“ ſich erſtreckenden Aufſtandes waren, und unter den zahlreichen in dem Werke aufgeführten Namen werden noch

Digitized by Google

viele Familien der Gegenwart die von Ahnen oder Verwandten wiederfinden. Auch durch die genaue Bezeichnung und Berückſichtigung der Localitäten, der Scenen von Zuſammenrottungen und Kämpfen wird das Bild der grauenvollen Erſchütterung der Einbildungskraft näher gerückt und lebendiger.

Die Verarbeitung eines ſo reichhaltigen, mit ſo rühmlichem Fleiß und Gründlichkeit herbeigeſchafften Stoffes war nun aber gerade im vorliegenden Falle mit ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten verknüpft. In die für den Maßſtab der Geſchichte ſo kurze Zeit von zwei bis drei Jahren drängen ſich die in dem Werke erzählten Hauptbegebenheiten zuſammen, wenn man die vorbereitenden Bewegungen und die Nachwirkungen und einzelnen Zuckungen abrechnet, und nicht Ein Hauptſtrom von Ereigniſſen und Thaten iſt es an welchen ſich die Erzählung anſchließen durfte, ſondern viele Bäche, deren Quellen verfolgt werden mußten, vereinigten ſich nach und nach zu einem innerlich, der Idee nach zuſammengehörigen, der Erſcheinung nach aber immer noch getheilten Ganzen. So war es dem Geſchichtſchreiber verwehrt mit raſchem Schritt vom Anfang bis zum Ende fortzuſchreiten, er mußte ſich dahin und dorthin wenden um die ganze Maſſe des Gleichzeitigen und Zuſammenwirkenden ſelbſt im Auge zu behalten und dem Leſer zu vergegenwärtigen, er durfte keinen der vielen Fäden ganz fallen laſſen, mußte jeden zur rechten Zeit wieder weiter ſpinnen und alle die neu hinzukommenden Einflüſſe, Wirkungen und Zufälle in die Erzählung und Rechnung mit aufnehmen. Das beifallswerthe Beſtreben erſchöpfende Genauigkeit mit lebendiger Anſchaulichkeit zu verbinden und, ſo weit es die Quellen geſtatteten, auch in der Ausführlichkeit womit die einzelnen Aufſtände geſchildert werden, unparteiiſch zu ſeyn, keine ſprechenden Züge unbeachtet zu laſſen, die Handelnden oft durch ihre eigenen Worte zu ſchildern, ſchwellt das Werk zu einem größeren Umfang an, als der Verfaſſer ſelbſt urſprünglich berechnet hatte, und hemmt den raſcheren Fortſchritt der Erzählung. So trefflich für das Intereſſe deſſen geſorgt iſt der die gründlichſten Aufſchlüſſe über das Einzelne ſucht, dürfte doch vielleicht Manchem der mehr einen Ueberblick über das Ganze wünſcht, eine gedrängtere Darſtellung mit Uebergehung von manchem Detail, von Perſonennamen, von manchen Verhandlungen und Reden mehr zuſagen, wenn gleich dabei viele an ſich intereſſante Züge aufgeopfert werden müßten. Die Erzählung iſt zwar in paſſende, die Ueberſicht erleichternde Abſchnitte getheilt, aber uns ſcheint die Zahl derſelben dürfte etwas kleiner und, mit Weglaſſung von minder Weſentlichem, das Zuſammengehörige je in Eins verſchmolzen ſeyn. Vielleicht findet ſich der Verfaſſer bewogen bei einer künftigen neuen Auflage durch eine noch ſtrenger einheitliche Behandlung des reichen Materials, deſſen Anſchaffung und Vertheilung zunächſt ſeine Kraft in Anſpruch nahm, dem Leſer die Auffaſſung und das Behalten des Gangs der Ereigniſſe noch leichter zu machen. Vielleicht würde auch der Inhalt des auf den eigentlichen Bauernkrieg vorbereitenden erſten Theiles beſſer in eine kürzere Einleitung zuſammengezogen. So anziehend es iſt von den Bewegungen, Aufſtänden und Kämpfen der Bauern und des gemeinen Mannes überhaupt in Deutſchland ſo wie in andern Ländern, in Ungarn, Frankreich, England Böhmen zu vernehmen und Parallelen zwiſchen dieſen Beſtrebungen zu ziehen, ſo ſehr einzelne Abſchnitte dieſes erſten Theiles, z. B. vom Bundſchuh im Bruchrain und zu Lehen und vom armen Konrad, zum Verſtändniß des Späteren beitragen und der Inhalt dieſes Bandes überhaupt in ſofern ſehr wichtig iſt als er im deutſchen Bauernkrieg die nothwendige Wirkung von immer ſich wiederholenden Urſachen erkennen lehrt, ſo wünſchten wir ihn doch bedeutend abgekürzt aus folgenden Gründen. Fürs erſte unterſcheidet er ſich von dem Haupttheile des Werkes dadurch daß er nicht wie dieſer aus handſchriftlichen Urkunden und neuen Quellen ſchöpft; ſodann ſchwächt er, will uns bedünken, einigermaßen das Intereſſe des Leſers durch die Darſtellung des faſt durchgängig unglücklichen Ausganges der auf Erleichterung und Befreiung gerichteten Beſtrebungen, und erfüllt im voraus das Gemüth mit einer trüben Hoffnungsloſigkeit. Erhebung, kurzer Fortſchritt und Sieg, Mißbrauch desſelben, Niederlage und Zurückſinken in einen noch härteren Zuſtand — dieß iſt der traurige Kreis in welchem ſich faſt alle jene Kämpfe bewegen, und ſo kommt der Leſer ſchon mit einer gedrückten Stimmung zur Darſtellung des großen deutſchen Bauernkrieges. Uebrigens beſitzt die Darſtellung große Vorzüge; ſie iſt lebendig, fließend, blühend, oft pathetiſch und energiſch, und dabei populär, und nur hin und wieder wünſcht man vielleicht ein Wort, einen Ausdruck durch andere erſetzt welche auch dem ſchlichten Manne des Volks ganz verſtändlich wären. Mit Recht iſt der Verfaſſer der Anſicht daß die Geſchichte überhaupt, namentlich aber die Geſchichte einer ſolchen Begebenheit, auch dem Volke immer mehr zugänglich gemacht werden könne und ſolle, und er hat ſich ſelbſt dieſe Aufgabe geſetzt. Wir glauben daß in dieſem Werke der geeignete Ton glücklich getroffen iſt, und nur vielleicht größere Gedrängtheit bei Manchen noch eine Empfehlung mehr ſeyn würde.

Endlich bleibt uns noch ein Wort zu ſagen über die hiſtoriſch-politiſche Anſicht und Richtung, welche ſich in dem vorliegenden Werke kund gibt, zumal da der Verfaſſer in der Vorrede ſelbſt andeutet daß dieſelbe da und dort Mißtrauen erregt habe, und die Verbreitung des Buches in Folge hievon nicht ungehindert geblieben ſey. Wie oben ſchon gezeigt wurde, wollte der Verf. nicht ein auf kälteſte und ſtrengſte Objectivität ſich beſchränkendes Werk liefern; ein ſolches mag der ausſchließlichen Wiſſenſchaft willkommen ſeyn, aber dem größern Kreiſe der Leſer genügte es nicht; und gerade bei der hiſtoriſchen Darſtellung von Kämpfen welche, wenn auch in veränderter Geſtalt, bis in die Gegenwart herein ſich erſtrecken, und jetzt noch die Meinungen theilen, verlangt der gewöhnliche Leſer ohne Zweifel daß der Autor ſelbſt ſeine Anſicht nicht verheimliche; und es wäre dieß, falls ein Hiſtoriker ſeine eigene politiſche und religiöſe Ueberzeugung hat, wie er ſie doch wohl haben muß, in der That auch ſo gut wie unmöglich; denn auch ohne beſtimmte Urtheile und Erklärungen verräth ſich doch immer ſchon im Ton, in der bloßen Gruppirung und Aneinanderreihung der Ereigniſſe die Gunſt oder die Abneigung. Unſer Verf. ſpricht es nun offen aus daß er die Beſchwerden der Bauern über unmäßige Belaſtung und Unterdrückung für gerecht, und ihren Widerſtand gegen die Fortdauer und Steigerung dieſes Zuſtandes für ganz gerechtfertigt, für eine moraliſche, ja phyſiſche Nothwendigkeit hält; er weist nach daß menſchliche und fromme Herren dieß von ſelbſt erkannt und darüber Unruhe in ihrem Gewiſſen empfunden, und daß auf die urſprünglichen Beſchwerdeſchriften der Bauern, wie die zwölf Artikel hin, vielfach Geneigtheit an den Tag gelegt oder doch geheuchelt wurde darauf einzugehen und in manchen Punkten nachzugeben; wie aber durch Verweigerung der wirklichen Abhülfe, durch Täuſchung, Hohn und Treuloſigkeit die Mäßigung der Bauern in Ungeduld und Zorn verwandelt, und ſo den von vornherein Heftigeren und Wilderen es erleichtert wurde die große Maſſe zu entzünden und zu Ausſchweifungen und Gräuelthaten hinzureißen. Wo es aber dazu kommt, iſt der Verf. weit entfernt ſie irgend zu billigen, ſo wenig als er ſie zu verhehlen und zu verkleinern ſucht; nur bringt er bei Beurtheilung ſolcher Thaten die ſchweren Reizungen und Mißhandlungen welche vorangegangen, mit in Rechnung, und er führt mit theilnehmender Wärme die Sache der unglücklichen

Digitized by Google

Beſiegten, wo der Erfolg diejenigen begünſtigt welche durch Mißbrauch ihrer Macht und Gewalt die unglückſeligen Ereigniſſe herbeigeführt, die Saat des Unheils, oft muthwillig, ausgeſät hatten.

Die Behauptung welche von der einen Seite als Vorwurf ausgeſprochen, von der andern als eine ungerechte Anklage widerſprochen worden iſt: die Reformation habe, beſonders durch die Lehre von der chriſtlichen Freiheit, die Erhebung der Bauern zunächſt veranlaßt, glaubt der Verf. als hiſtoriſch richtig unumwunden zugeben zu müſſen; aber er beurtheilt dieſe Wirkung der Reformation von einem andern Geſichtspunkt aus als diejenigen welche die Anklage erheben und die ſie beſtreiten. Ein edles, ächt menſchliches Gefühl iſt es welches den Geſchichtſchreiber des Bauernkrieges bei den Anhängern der unterliegenden Sache, bei den Leidenden und Unterdrückten gern gute und edle Beweggründe vorausſetzen läßt, ſo wenig er den Einfluß ſchlechter Leidenſchaften, wo dieſer ſich nachweiſen läßt, verſchweigt; nur dürfte er der Schwäche der menſchlichen Natur zu wenig Rechnung getragen haben, welche immer und überall den an Macht Ueberlegenen im Verlauf der Zeit zum Mißbrauch verlockt, und die ſich auch bei den Bauern, wo ſie ſiegten, häufig genug kund gab. Im Ganzen werden, glauben wir, mit dem Verf. in der ſittlichen Würdigung der wirklichen Thatſachen, Ereigniſſe und Handlungen dieſes traurigen Krieges diejenigen ſo ziemlich zuſammenſtimmen, die überhaupt der Sache des Fortſchritts, der vernünftigen Freiheit, der Rechtsgleichheit, der Humanität zugethan, und der Ueberzeugung ſind daß das Chriſtenthum auch das bürgerliche und politiſche Leben durchdringen, verſittlichen und heiligen ſolle, wenn ſie auch nicht alle gleicher Meinung mit ihm ſeyn können über manche wichtige Fragen, welche theils in die Sphäre der politiſchen Theorie, der Philoſophie und Theologie, theils in das Reich des Hypothetiſchen und der Möglichkeiten fallen. So denkt es ſich Zimmermann als möglich daß unter gewiſſen Bedingungen, bei anderer Geſinnung und Handlungsweiſe Eines einflußreichen Mannes, damals ſchon ganz Deutſchland eine andre Geſtalt und Verfaſſung hätte bekommen, zu Einem Reiche werden können. Ob hiezu die Verhältniſſe vorbereitet und reif geweſen wären, bezweifeln wir. Auch geſtehen wir einen glücklichen Ausgang der Bauernbewegung in Deutſchland, ſelbſt bei den günſtigſten Verhältniſſen, uns nicht wohl denken zu können. Herſtellung eines billigen, dem Recht und den Anforderungen und Geboten des Chriſtenthums entſprechenden Zuſtandes der Bauern in ganz Deutſchland mittelſt gütlichen Vergleichs, ohne vorhergegangene Niederlagen der Herren, wird niemand der die menſchliche Natur und die Geſchichte kennt, für irgend denkbar halten; hätten aber einmal die Bauern entſcheidende Siege erfochten und die Geſetze den Beſiegten vorgeſchrieben, ſo hätten ſie ganz gewiß die Gränzen der Mäßigung überſchritten, es wären unter ihnen ſelbſt Parteiungen entſtanden, die Gewaltthätigſten und Wildeſten hätten ohne Zweifel die Sache weiter und bis zum Extrem getrieben, — entweder wäre eine allgemeine Barbarei eingebrochen, oder es wäre bald eine Reſtauration des alten Régiments, oder die Uſurpation eines Einzigen, auf brutale Gewalt geſtützt, erfolgt. Und am Ende gibt der Verf. die Unmöglichkeit eines guten Ausganges ſelbſt zu, wenn er die Urſachen zuſammenfaßt warum die große Volksbewegung jetzt nicht zum Ziele kam: „Es war eine unendliche Vielheit kleiner Kräfte, aber es fehlte an einer großen Kraft die ſie concentrirte und bewegte, an einem Haupt, an einem großen Feldherrn des Volkskriegs... Es fehlte an einem feſten Plan; es fehlte an einem gemeinſchaftlichen Intereſſe; es fehlte an der Verbindung zu Einem Volke; Nationalgeiſt war nur erſt in einzelnen Männern, nicht in der Maſſe, wie auch der Begriff der Freiheit erſt nur noch in Einzelnen aufgegangen war; ſie waren Neulinge in der Politik wie im Feld. Statt den niedern Adel, den niedern Städtebürger, die niedere Geiſtlichkeit um jeden Preis an ſich zu ziehen und an ſich zu ketten, ſtießen ſie dieſe, ihre natürlichſten Verbündeten, ab." Dieſer letzte Punkt iſt von höchſter Bedeutung: — die Bauern bildeten zwar wohl der Zahl nach die größte Maſſe, aber in ihrer Vereinzelung nicht den eigentlichen Kern der Nation, ſie waren nur ein Theil des Volkes, und wenn ſie ohne den höhern Bürgerſtand und über dieſen geſiegt hätten, ſo hätte müſſen die Geiſtesbildung Deutſchlands Jahrhunderte lang zurückbleiben, während ſo freilich die Grundlagen der Freiheit und der politiſchen Mündigkeit im Volksleben auf lange Zeit hinaus geſchwächt und zerſtört wurden.

So traurig die Folgen des Bauernkrieges für die Unterliegenden nicht nur, ſondern auch für ganz Deutſchland waren, ſo weiſt doch unſer Verf., den Blick über das Nächſte erhebend, auf die entfernteren Folgen hin, und zeigt wie jene Leiden des Vaterlandes ein bedeutendes Moment für künftige Entwicklungen geworden ſind. „Mehr als tauſend Klöſter und Schlöſſer," ſagt er, „waren durch die Bauern zerſtört; die wenigſten wurden wieder aufgebaut, und ihre früheren Bewohner mußten eine andere Lebensart anfangen .... Weinsberg iſt wieder gebaut, und Schwabens Garten zieren Burgen nur faſt noch als Ruinen; es wäre, wenn jene ganz ſtänden, nie zum Garten geworden; königliche Weisheit hat gelernt Größe darin zu finden daß ſie den Landmann hebt, ehrt und frei macht; viele der Güter, um welche vor drei Jahrhunderten gekämpft und geblutet wurde, hat jetzt das Schwabenland." Wir dürfen hinzuſetzen: auch andere Länder haben ſie oder ſind wenigſtens auf dem Wege ſie zu erringen; ganz ſind ſie auch jetzt noch beinahe nirgends errungen oder zugeſtanden, obwohl die meiſten Regierungen zu der Einſicht gelangt ſind daß die Hebung des Bauernſtandes in ihrem eigenen und des Vaterlandes wahrem Intereſſe liege. Die Geſinnungen und Abſichten der Regierungen in dieſer Beziehung werden auch mit Dank erkannt und gewürdigt, und im gegenwärtigen Jahrhundert iſt hierin eine gewaltige Umgeſtaltung der Verhältniſſe eingetreten; aber von einer andern Seite her werden, obgleich die rechtlichen Verhältniſſe der deutſchen Staatsangehörigen jetzt im allgemeinen weit beſſer geordnet und geſchützt ſind, Klagen und Beſorgniſſe laut, welche die ernſte Aufmerkſamkeit der Regierungen in Anſpruch nehmen: wir meinen die Arbeiter, beſonders die Fabrikarbeiter, eine in manchen Gegenden Deutſchlands von Jahr zu Jahr anwachſende Claſſe der Geſellſchaft die, während ſie unter dem Schutze des formellen Rechts des Staates ſtehen und perſönliche Freiheit genießen, durch die Ungunſt der Verhältniſſe zum Theil in eine Lage verſetzt werden deren Rathloſigkeit leicht zu verzweifelten Ausbrüchen führen kann und ſchon geführt hat. Man kann dem ſechzehnten Jahrhundert vorwerfen daß damals die Claſſen der Herrſchenden und Privilegirten durch Verweigerung der Gerechtigkeit jene entſetzlichen Ereigniſſe herbeigeführt haben; in unſerem Jahrhundert wird den Armen, den auf ihrer Hände Arbeit Angewieſenen gegenüber von den Wohlhabenden und Reichen wohl nur in ſelteneren Fällen das eigentliche ſtrenge Recht verletzt; aber eine andere Aufgabe iſt unſrer Zeit geworden: den Anforderungen der Billigkeit, der Menſchlichkeit, des praktiſchen Chriſtenthums zu genügen, und den ſchreienden Uebelſtänden und Mißverhältniſſen, welche ſelbſt unter der Herrſchaft des formellen Rechts noch beſtehen können, abzuhelfen. Möge ſie ſie glücklich löſen, und einem unheilvollen Zerfallen der nur in organiſcher Einheit ſtarken und geſunden Nation in feindliche Kaſten vorbeugen, gewarnt von dem Vorgange des Bauernkrieges!

Digitized by Google

Preußens Garantien für die Richter.

Berlin. Es macht hier ſo wie in andern Hauptſtädten der preußiſchen Monarchie gegenwärtig ein Buch ſehr großes Aufſehen, das erſt vor einigen Wochen erſchienen, bereits aber in Aller Händen iſt: „Die preußiſchen Richter und die Geſetze vom 29 März 1844, von Heinrich Simon, k. pr. Stadtgerichtsrathe. Leipzig, 1845, bei Otto Wigand.“ Dieſes Gelegenheitsſchriftchen beſpricht in höchſt wohlmeinendem Tone und in wahrhaft patriotiſcher Abſicht vor dem Zuſammentritt der preußiſchen Provincialſtände im Februar d. J. die Veränderungen der preußiſchen Gerichtsverfaſſung, herbeigeführt durch ein paar kleine Geſetze, die vielleicht nicht ſo ſchlimm gemeint waren, als ſie in ihren Conſequenzen in der Anwendung erſcheinen und ſich herausſtellen müſſen. Durch ein paar kleine Geſetze vom 29 März 1844, die aber doch das Staatsminiſterium paſſirt haben, indeß eine, wenn nicht geradezu irrthümliche, doch nicht ganz treffende Bezeichnung, als wenn ſie nämlich nur das formelle Verfahren gegen Beamte angingen, an der Stirne tragen, würde in der That die ganze bisherige Verfaſſung ihrem poſitiven Inhalte nach, ſoweit ſie die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt von andern Staatsgewalten oder die Unabhängigkeit der Richter conſtituirte, umgewandelt; es iſt daher wohl mit Recht anzunehmen daß die in dieſen Geſetzen jene Wirkung hervorbringenden Paragraphen ſich durch irgend einen böſen Zufall, etwa durch die ſehr zuſammengeſetzte Form der Geſetzgebung, wie ſie im preußiſchen Staatsminiſterium conſtituirt iſt, eingeſchlichen haben. Um dieß begreiflich zu finden, muß man wiſſen daß dergleichen Geſetze, welche indirect Perſonen- und Eigenthumsverhältniſſe ändern, nicht immer gerade den Ständen vorgelegt werden, weil es natürlich viel zu weit führen würde alle Geſetze oder doch faſt alle (denn alle Geſetze betreffen Perſonen- und Eigenthumsverhältniſſe) den acht ſtändiſchen Verſammlungen vorzulegen, und ſo die Meinungen von acht Oppoſitionen verſchiedenartiger Köpfe einzuholen. Man begnügt ſich alſo einfach hier in der Geſetzgebung auch bei den wichtigſten Rechten der Staatsbürger auf dem Wege der Verfügungen oder Verordnungen vorzuſchreiten, anſtatt die ſtändiſchen Ausſchüſſe zu verſammeln, ihnen die Entwürfe vorzulegen, und die Erinnerungen zu hören die ſich etwa geltend machen können.

Gehen wir zur Sache über, ſo ſcheint uns der Ernſt mit welchem der Verfaſſer des obigen Werkchens die Geſetze vom 29 März beſpricht, höchſt anerkennungswerth, und ſeines Erfolges gewiß zu ſeyn. Wir können uns nämlich durchaus nicht der Vermuthung entſchlagen daß dieſe Geſetze in den betreffenden Punkten aus Verſehen entweder in die Geſetzſammlung übergegangen ſind, bevor ſie den Ständen vorgelegt wurden, oder daß der Chef des betreffenden Miniſteriums ſelber nicht der erſte Urheber dieſer ſogenannten Geſetze geweſen ſey, vielmehr glauben wir daß derſelbe vielleicht nur deßhalb, weil ihm dieſelben etwa aus anderen und mehreren Departements zugekommen waren, nicht die gewöhnliche Genauigkeit der Reviſion dabei angewandt habe. Durch dieſe Geſetze wird die weſentliche Grundlage der preußiſchen Gerichtsverfaſſung, wie ſie bisher beſtand, verändert.

Es konnte nämlich bisher nach dem allgemeinen Landrecht Thl. II Tit. 17 §. 99 jeder Richter nur bei den vorgeſetzten Gerichten oder Landescollegien wegen ſeiner Amtsführung belangt, in Unterſuchung genommen, beſtraft, oder ſeines Amtes entſetzt werden. Keine Unterſuchung durfte alſo gegen den Richter eingeleitet werden als eine gerichtliche, keine Strafe gegen ihn ausgeſprochen werden als von ſeinem Richter, er durfte auf keinerlei Weiſe vom Amte entfernt werden als durch Urtheil und Recht von ſeinem Richter. Dieſe unabhängig und ſelbſtändig conſtituirte Gewalt des richterlichen Amtes bildete die wahre Garantie der preußiſchen Verfaſſung, ſie war der Hauptſtützpunkt für die Ueberzeugung daß nur das Geſetz herrſche wie es von dem Geſetzgeber ausgeſprochen war, und jene merkwürdige Entgegnung des Müllers von Sansſouci, der ſich auf das Kammergericht dem Könige gegenüber berief, hat deßhalb ihre ſo hohe Bedeutung und ihren geſchichtlichen Ruhm erhalten, weil ſie Wahrheit war. Ja, man kann ſagen daß die Geſetzgeber des preußiſchen Staates ſelber dieſe ihre beſchränkte monarchiſche Gewalt ſehr wohl gefühlt haben, weil ſie häufig Erklärungen und Ordres erließen, welche dazu dienen ſollten und mußten den Richter ſelber gegen Machtſprüche der Regenten in ſeiner Integrität zu bewahren, und den Willen des Geſetzes gegen den des Königs oder Regenten aufrecht zu erhalten. Es werden deßhald auch mit Recht vom Verfaſſer des vorliegenden Werkchens ſeit der Zeit des großen Kurfürſten mehrere Reſcripte der Hohenzollern beigebracht, in welchen die großen Landesherren geradezu den Richter vor ihren eigenen Machtſprüchen warnen und ihn vor denſelben ſicher ſtellen. So hat Friedrich I im Reſcript vom 16 Januar 1706 dem Richter wegen des Mißbrauchs der erſchlichenen Reſcripte befohlen auf dieſelben nicht zu reflectiren, ſondern dem Rechte überall ſeinen Lauf zu laſſen; ſo erklärte Friedrich Wilhelm I die Juſtiz für die Grundſäule ſeines Staates, und drohte in der allgemeinen Ordnung der Juſtiz, bald nach ſeinem Regierungsantritt, „ſolche ungerechte Richter mit aller Strenge zu beſtraffen,“ die „mehr auf Unſer, alsdann an ſich nichtiges und mit dem Nutzen, der aus rechtſchaffener Adminiſtrirung der Juſtiz entſpringt, nicht zu vergleichendes Intereſſe als auf die Juſtiz und auf die Unſchuld, ihr Abſehen gott-, pflichtvergeſſener und gewiſſenloſer Weiſe gerichtet;“ ſo hat ferner Friedrich der Große den Richtern erklärt: „Sie ſollen auf keine Reſcripte, wenn ſie ſchon aus Unſerm Cabinet herrühren, die geringſte Reflexion machen, wenn darin etwas wider die offenbaren Rechte ſub- et obrepiret worden, oder der ſtrenge Lauf Rechtens dadurch gehindert und unterbrochen wird.“ Und: „Machtſprüche oder ſolche Verfügungen der obern Gewalt, welche in ſtreitigen Fällen ohne rechtliches Erkenntniß ertheilt worden ſind, bewirken weder Rechte noch Verbindlichkeiten.“

Dieſe Geſinnung und Größe hat ſich ohne allen Zweifel bis

Digitized by Google

auf den heutigen Tag in allen preußiſchen Herrſchern lebendig erhalten; dieſe Erklärungen haben ſich bis heute wiederholt; ja dürfte man einem ſchönen Gerüchte Glauben ſchenken, ſo wäre gerade die Erhebung eines Cabinetsrathes zum Juſtizminiſter in neueſter Zeit aus dem Grunde geſchehen, weil derſelbe ſelbſt der Allerhöchſten Meinung nach ſeiner auf dem Rechte geſtützten Ueberzeugung mit Bedenken in Einem Falle entgegen zu treten wagte, und dadurch die Feſtigkeit ſeines Charakters auf das ſchönſte bewies. Ehre aber dem Monarchen, der dieſe Selbſtüberwindung und große Tugend der Anerkennung gezeigt!

Es iſt wohl keine Frage daß ſich der ehrenfeſte Sinn der preußiſchen Richter erhalten hat und erhalten wird, ſo lange die Geſetze den überlieferten Sinn der Unabhängigkeit ſtützen; aber die Möglichkeit ſcheint allerdings vorhanden daß einzelne ſchwächere Individuen, die ihrem Charakter oder Vermögen nach nicht feſtſtehen, ſich durch die Geſetze vom 29 März und deren Conſequenzen ſchrecken laſſen, weil dieſe das formelle Strafrecht ändern, eine neue Disciplinargewalt ſchaffen, und die Penſionirung und unfreiwillige Amtsverſetzung zu bloßen Verwaltungsmaßregeln machen, wie dieſes, aber nicht mehr, der Verfaſſer deducirt. Nach dem §. 3 dieſes Geſetzes vom 29 März werden nämlich fortan alle Dienſtvergehungen als Vergehen gegen die Disciplin behandelt und auf dem Disciplinarwege geahndet, wenn ſie nicht (§. 2) der Kategorie gemeiner Verbrechen anheimfallen, oder ſolche Dienſtvergehungen ſind die ein beſonderes Strafgeſetz mit Caſſation bedroht.

In der Allgemeinheit des §. 3 liegt die Gefahr, weil dieſer allerdings die Mehrzahl der Vergehen und Verbrechen der Disciplin überweist, und nach §. 14 die Entfernung aus dem Amte in allen ihren Abſtufungen zu den Disciplinarſtrafen gehört. Die Entfernung aus dem Amte ſoll nämlich beſtehen (§. 17) in gänzlicher Entlaſſung aus dem Dienſte, in Degradation und in Strafverſetzung. Sie ſoll eintreten, wenn der Beamte (auch der Richter) nach §. 21 ſich einer mangelhaften Amtsführung ſchuldig, oder durch ſeinen außeramtlichen Lebenswandel, oder überhaupt durch ein die Religion oder die Sittlichkeit verletzendes Betragen des zu dem Amte erforderlichen Anſehens oder Vertrauens verluſtig gemacht hat. In dieſer Allgemeinheit des Geſetzes beſteht die abermalige Gefahr für den Beamten. Welches Betragen verletzt die Religion oder die Sittlichkeit? Darüber werden die Anſichten nie ganz feſtzuſtellen, der Willkür daher ſtets ein großer Spielraum gelaſſen ſeyn. Wer aber, und das iſt das Wichtigere, urtheilt über dergleichen Verletzungen und über den außeramtlichen Lebenswandel? Es urtheilt durchgehends darüber nach dem neuen Geſetze eine Art Jury die keine iſt, weil ſie weder aus gleichen (pares) Standesgenoſſen des zu Richtenden, noch aus unabhangigen Urtheilsſprechern der Thatſachen beſteht, die aber doch inſofern eine freilich ſehr mangelhafte Jury genannt werden kann, als ſie (§. 28) nicht an Beweiſe, ſondern allein an ihre Ueberzeugung gebunden iſt. Sie hat die Mängel, aber nicht die gute Seite des Geſchwornengerichts.

Bei allen Entſcheidungen der beſtimmten Behörden über die angeſchuldigten Richter und Beamten hat nämlich die betreffende Behörde „ohne an poſitive Beweismittel gebunden zu ſeyn, nach ihrer aus dem ganzen Inbegriff der Verhandlungen und Beweiſe geſchöpften Ueberzeugung zu beurtheilen, in wie weit die Beſchuldigungen für gegründet zu achten ſind.“

Aus welchen Männern beſteht alſo dieſe Jury? Dieſe Frage muß nothwendigerweiſe den Hauptſatz der ganzen Beurtheilung des vorliegenden Geſetzes bilden; wie wird das Verfahren gegen angeſchuldigte Richter geleitet? Das Geſetz ſagt im §. 40: „In Unterſuchungen gegen richterliche Beamte, ohne Unterſchied, ob ſie in Unſerem (königlichen) unmittelbaren Dienſte ſtehen oder nicht, erfolgt die Entſcheidung über die Entfernung aus dem Amte durch das vorgeſetzte Landesjuſtizcollegium, und wenn der Angeſchuldigte Mitglied eines Landesjuſtizcollegiums iſt, durch ein anderes, von dem Juſtizminiſter zu beſtimmendes Landesjuſtizcollegium. Gegen den Beſchluß des Landesjuſtizcollegiums kann ſowohl von dem Angeſchuldigten, als von dem Juſtizminiſter, und zwar von erſterem binnen ſechs Wochen, von letzterem binnen drei Monaten der Recurs an das Geheime Ober-Tribunal eingelegt werden.“

Es iſt ein Irrthum des Verfaſſers obiger Schrift, wenn er S. 95 ff. annimmt daß der Juſtizminiſter durch das neue Geſetz das Recht erhalten habe (nach §. 25 u. 28), „wenn er es für angemeſſen erachtet,“ einer andern Behörde die Unterſuchung zu übertragen, als der vorgeſchriebenen. Gerade der Unterſchied den das Geſetz (§. 40) zwiſchen den richterlichen und andern Beamten anerkennt, beweist dieien Irrthum. Immer, auch für das Mitglied eines Landesjuſtizcollegiums, bleibt das Geheime Ober-Tribunal die letzte Entſcheidung und Garantie; nur hätte allerdings auch für die Mitglieder der Landesjuſtizcollegien, unbeſchadet aller Principien dieſes Geſetzes, die Vertretung beſtimmter Gerichtshöfe für die Unterſuchungen im voraus feſtgeſtellt werden ſollen, um jeder Mißdeutung oder willkürlichen Gewalt vorzubeugen. Trotz dieſes Irrthums iſt es aber wahr daß die Einwirkung der oberſten Chefs auf die Mitglieder der Behörden, auch der richterlichen Behörden, durch die Disciplinargewalt eine ſo unbegranzte geworden iſt, daß alle wohlmeinenden Verfahrensgarantien die das Geſetz begründen will, dadurch ſchwankend und unſicher gemacht werden.

Der Juſtizminiſter, die Präſidenten und Directoren der Gerichte haben in Betreff der Amtsſuſpenſion, der Warnungen, Verweiſe, Geldbußen, die das Dienſteinkommen eines Monats erreichen können, und der Arreſtſtrafen (§. 15, 16, 23) ganz dieſelbe Disciplinargewalt wie jeder Verwaltungschef erhalten. Gleich nach der Anordnung der Anklage oder gerichtlichen Unterſuchung kann die Amtsſuſpenſion erfolgen, und der Beamte behält dann während der Unterſuchung nur die Hälfte ſeines Dienſteinkommens (§. 54, 55). Es iſt ein Irrthum der Schrift, wenn angenommen wird daß die Suſpenſion während der Unterſuchung erfolgen muß, aber hart bleibt es daß nach §. 57 auch der völlig freigeſprochene Richter den inne behaltenen Antheil ſeines Einkommens nur im Gnadenwege wieder erlangen kann. „Die Befugniß des Vorgeſetzten die Eröffnung des Disciplinarverfahrens zu veranlaſſen entbehrt jeder feſten Abgränzung,“ und daher kann jeder Chef ein ihm mißliebiges Mitglied der Collegien durch dieſe Maßregeln in die harteſte Lage bringen, und ſo auf daſſelbe für die Zukunft einwirken.

Liegen hierin vorzüglich die Punkte welche die Integrität der preußiſchen Richter in beſondern Fällen anfechten können, und machen ſie es um ſo bedenklicher als dieſe Richter nur über einen vom Chef angeklagten Collegen als Jury nach ihrer bloßen (moraliſchen) Ueberzeugung urtheilen ſollen, ſo kommt die unfreiwillige Verſetzung und Penſionirung der Richter noch hinzu, welche als über dem Haupte ſchwebende Möglichkeiten ohne richterliche Entſcheidungen auf bloße Verfügung des Juſtizminiſters (§. 20) eintreten können. Verſetzungen mit denen ein Nachtheil im etatsmäßigen Einkommen oder des Anſpruchs auf Umzugskoſten nicht verbunden iſt, ſind nämlich kein Gegenſtand des Strafverfahrens. Es kann alſo ein Richter wie jeder andere Beamte, der etatsmäßig ſo beſoldet iſt daß er ohne Nebeneinkommen (durch Patrimonialgerichte u. dergl.) nicht exiſtiren kann, von einem Orte an den andern nach

Digitized by Google

dem Willen ſeines oberſten Chefs gegen ſeinen eigenen Willen verſetzt werden, ohne daß dieſe Verſetzung rechtlich eine Strafverſetzung genannt oder auf irgend einem Wege angefochten werden kann. „Eine unfreiwillige Verſetzung iſt für die Mehrzahl aller Beamten eine Lebensfrage;“ die Beſoldung der mittleren und niederen preußiſchen Beamten iſt bei dem Koſtenaufwande für das Militär und nach dem auf die langwierige Ausbildung des Beamten verwendeten Capital in Vergleich zu der Beſoldung in andern Staaten, die weit *eher* von den meiſten Beamten erlangt wird, in der Regel ſo niedrig daß die Mehrzahl derſelben auf Nebeneinnahmen angewieſen iſt. Der Geſetzgeber kann ſich nicht verhehlen daß die ganze koſtſpielige Verwaltung des Militärſtaates nur unter dieſer Vorausſetzung aufrecht erhalten werden kann daß jeder Juſtizbeamte, jeder andere Beamte für die große Reſignation, für das Opfer das er dem Staate bringt, dadurch zu entſchädigen iſt daß man ihm die günſtigen Gelegenheiten nicht nimmt die es ihm möglich machen dem Staate ſeine Pflichten und Dienſte zu widmen. Wird ihm dieſe Ueberzeugung genommen, ſo muß die Unſicherheit ſeiner Stellung auf den Charakter des Beamten Einfluß haben. Ganz dieſelben Betrachtungen finden bei der Möglichkeit der eintretenden Penſionen ſtatt; die bloße Standesehre genügt nicht, obwohl ſie in gewiſſem Sinne ein Erſatz für den Mangel an Einnahme ſeyn mag; und dabei iſt überdem noch zu bedenken daß die Gewohnheiten und Geſetze des Hofes, ja ſelbſt des Staates noch eine höhere Ehre, wenn auch nicht im Einklang mit der öffentlichen Meinung, dem Militärſtande zuzulegen verſuchen, obwohl der Militärſtand vom Lieutenant aufwärts weit beſſer im Verhältniſſe zu den Leiſtungen und Auslagen beſoldet iſt als der Civilbeamtenſtand. Hat der Civilbeamte, auch der Richter, aber endlich eine Stellung erlangt die ihn in ſeinen Lebensbedürfniſſen ſichert und ihn deßhalb einer ſeines Amtsberufs würdigen Lage theilhaft werden läßt, hat er ſomit die Hoffnung daß er die Früchte ſeiner Arbeit und ſeiner für die Ausbildung aufgewandten Auslagen genießen darf, ſo kann eine plötzliche Penſion doch ſehr wohl eintreten, ja die Furcht vor einer ſolchen kann leicht dem unbemittelten Richter ſtets vor Augen ſchweben. Denn ein zweites Geſetz vom 29 März 1844 ermächtigt den Juſtizminiſter alle Richter die nicht königliche Räthe ſind, ohne weiteres auf dem Wege der Penſionirung aus dem Amte zu entfernen, ohne alles gerichtliche Verfahren, nur mit Anführung der Gründe, weßhalb die Penſionirung eintrete. Dieſe Gründe aber aus welchen ſie eintreten dürfe, ſind nicht näher bezeichnet, und der Recurs an das Staatsminiſterium, an die höchſte *Verwaltungsbehörde*, bietet deßhalb keine Garantie, weil dem zu Penſionirenden alle Stützpunkte der Hoffnung auf Erfolg des Recurſes mangeln. Demnach iſt es wohl nicht zu läugnen daß durch dieſe beiden Geſetze die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt auf ganz andere und ſchwankendere Fundamente geſtellt iſt als ſie bis dahin ſtand. Eine erhöhte Disciplinargewalt der Chefs mag den Principien nach erforderlich geweſen ſeyn, ſchwerlich aber im preußiſchen Richterſtande eine ſo weit gehende Erhöhung, daß dadurch jeder Chef eines Collegiums über ſeine Genoſſenſchaft hinaufgerückt, ja man kann ſagen von derſelben getrennt wird. Jedenfalls möchten dieſe Geſetze, da ſie für die geſammte Monarchie gegeben ſind, und da ſie ohne Zweifel eine Aenderung in den perſönlichen Rechten der Staatsbürger herbeiführen, der Berathung entweder der ſtändiſchen Ausſchüſſe oder der Provincialſtände bedürfen.

Deutſche Bücher in England.

Es iſt auffallend wie raſch der Geſchmack an Werken deutſcher Dichtung und die Aufmerkſamkeit auf die Reſultate der deutſchen wiſſenſchaftlichen Forſchung ſich ſteigert in dem ſonſt ſo excluſiven und gegen Fremdes hochmüthig abgeſperrten England. Wir beabſichtigen in dieſen Blättern eine Zeit lang ſtätig die Verpflanzung deutſcher Bücher auf den Boden Albions zu verfolgen, um ſo zu einem überſichtlichen Urtheil zu gelangen, welche Seiten deutſchen Weſens ſich bei unſern vornehmen Stammesvettern am meiſten Anklang zu gewinnen wiſſen und als verwandtſchaftliches Moment, als gemeinſam Nationales bewähren. Dadurch werden ja die Stellen angedeutet wo alte Fäden der Blutsfreundſchaft einſt geknüpft waren und, obwohl lange abgeriſſen, doch von den Händen vermittelnder Zukunft wieder geknüpft werden mögen.

Wir finden in den Londoner Blättern des Januarmonats eine Beſprechung von Leopold *Ranke's* Geſchichte der Reformation in Deutſchland, welche Sarah Auſtin, die früher ſchon Ranke's Geſchichte der Päbſte überſetzte, ins Engliſche überträgt und wovon zwei Bände erſchienen ſind. Literary Gazette, Examiner und Athenäum beeilen ſich darauf aufmerkſam zu machen, und dem letzteren Journal wird die Anzeige Veranlaſſung zu einer kurzen intereſſanten Parallele der Reformation, wie ſie in Deutſchland ſich bewerkſtelligte und wie ſie in England ins Leben geführt wurde. Der Kritiker erkennt willig die ungeheure Ueberlegenheit der Motive der deutſchen Bewegung, den unermeßlichen Abſtand der Principien der deutſchen Schilderhebung von den Triebfedern der engliſchen Reformatoren an; er ſagt: „Die Feder Luther's und das Schwert Guſtav Adolf's wurden gebraucht zur Stütze wirklicher reeller Intereſſen, nicht für Namen und Formen; Heuchelei war verbannt aus einem Kampfe, in dem Vorwände und falſche Aushängeſchilde, wie Heinrich's VIII perſönliche Leidenſchaften ſie erfanden, von Anfang an zur Seite geworfen wurden; die große Entſcheidung wurde Stirn gegen Stirn auf Schlachtfeldern, von Kriegern und Staatsmännern herbeigeführt, nicht vor den Gerichtshöfen der Biſchöfe oder in Sternkammern, die zu ihren Waffen unter der Königin Marie die Holzſcheiter und unter Eliſabeth den Strick nahmen. — — Unter den modernen Schriftſtellern ſind wenige welche einem ſo großen Gegenſtande gerecht zu werden verſtänden wie Ranke. Unermüdlich in der Forſchung, ſchwelgt er in der mühſeligen Durchwühlung von Archiven und Staatsſchriften; mit unerſchütterlicher Redlichkeit bildet er die Theorien nur nach evidenten Thatſachen, und vergißt

Digitized by Google

nie den Staatsmann über dem Theologen oder den Hiſtoriker über dem Anhänger einer Partei. Obwohl er ein reiches Talent zeigt mit Hülfe der Phantaſie Combinationen zu machen, ſo unterdrückt er doch nie Umſtände aus Furcht einer pittoresken Beſchreibung Eintrag zu thun; und wenn ſein Scharfſinn zu Ende iſt, wie es nicht anders ſeyn kann in manchen ſo wirren Verwicklungen der menſchlichen Intereſſen, ſo macht er keinen Anſpruch auf übermenſchliche Weisheit, ſondern ſtellt das Problem einfach hin und überläßt es zukünftiger Löſung. Ueberzeugt daß große Ereigniſſe nicht allein ſtehen, hebt er ſorgfältig und genau die Verkettung der Urſachen und Wirkungen welche ſie verknüpfen und binden, hervor; und wir kennen wenig glänzendere Beiſpiele philoſophiſcher Analyſe in den Werken irgend eines Geſchichtſchreibers als dieſe Entwicklung des Zuſammenhangs zwiſchen den politiſchen und den religiöſen Schickſalen des deutſchen Reiches.“

Neben Ranke erfreut ſich Schloſſer großer Anerkennung in England. Der Examiner beſpricht den ſiebenten Band einer von D. Daviſon unter der unmittelbaren Aufſicht des Verfaſſers veranſtalteten Ueberſetzung der Geſchichte des 18ten Jahrhunderts, welche das Werk eines ernſten, wohlunterrichteten und von Leidenſchaften unbeirrten Profeſſors genannt wird, eine ſorgliche und höchſt erſprießliche Analyſe der Wirkung und Gegenwirkung der verſchiedenen europäiſchen Staaten aufeinander in einem Jahrhundert wichtigen Uebergangs; und wie überzeugt daß das Werk Schloſſers nicht erſt einer Anpreiſung bedarf, begnügt ſich der Berichterſtatter mit der Beifügung einer Stelle über die Politik Pitt’s während der demokratiſchen Bewegung in Frankreich.

Des vielgenannten Touriſten J. G. Kohl Buch: „Land und Leute der brittiſchen Inſeln“ iſt ebenfalls in einer Ueberſetzung in London erſchienen, und gibt dem Athenäum zu einer Beſprechung Veranlaſſung. „Ein Blick auf das reiche Inhaltsverzeichniß dieſes Buchs,“ heißt es darin, „zeigt daß der Reiſende ſich eine gefährliche Aufgabe geſtellt hat. Wenig Engländer wiſſen zum Verſtändniß der Deutſchen durchzudringen, und es ſcheint uns für einen Deutſchen noch ſchwerer die Eigenthümlichkeiten des engliſchen Charakters aufzufaſſen der ſo viele Wunderlichkeiten aufweist. Vielleicht iſt es mehr die Eigenthümlichkeit als die Tiefe des Gedankens welche ſo manchem engliſchen Forſcher den wahren Geiſt des deutſchen Volkes und ſeine Litteratur unzugänglich erhält; und wenn Wenige von uns das Ideal seiner Poeſie und das Ziel ſeiner Philoſophie wirklich begriffen haben, ſo dürfen wir auf der andern Seite mit Zuverſicht behaupten daß unter den Deutſchen der Kreis derjenigen welche in die charakteriſtiſchen Eigenſchaften unſeres geiſtigen Weſens eingedrungen ſind, ein ſehr kleiner iſt. Kein Wunder nun wenn ein litterariſcher Touriſt, wie gut ſeine Beobachtungsgabe und ſein Verſtand auch ſey, viele Mißgriffe macht ſobald er die Verſchiedenheiten der beiden Nationen zu entwickeln verſucht, was ohne gründliches Studium nicht möglich iſt. Doch beabſichtigen wir nicht mit einem Buche ſtreng ins Gericht zu gehen welches jedenfalls unterhaltend iſt; lieber geben wir durch Auszüge daraus dem Leſer eine Probe vom Styl und Weſen desſelben.“ Der Referent läßt ſodann verſchiedene Stellen des Werkes folgen, und begleitet ſie mit ſeinen Anmerkungen die oft einen etwas ſpöttiſchen Ton einhalten. Wenn der Verfaſſer das Parteigetriebe Englands nicht ganz verſtehe und den engliſchen Patriotismus in zwei Arten theile, einen begreiflichen und einen unbegreiflichen, ſo ſey dieß von einem Deutſchen nicht überraſchend, und Hrn. Kohl um ſo eher zu verzeihen als doch etwas Amüſantes dabei ſey; ſo ſchätze er mit großer Naivetät die Amtsführung eines Premierminiſters nach ungefähr denſelben brittiſchen Eigenſchaften welche einſt im Fauſtkampf mögen zu Auszeichnung geführt haben. Es iſt übrigens bekannt welch günſtiges Urtheil die großen Blätter der engliſchen Hauptſtadt über Kohl’s Werk gefällt haben.

Neben Kohl’s Reiſewerk finden wir unter dem Titel: Letters of a German countess, written during her travels in Turkey, Egypt etc. die orientaliſchen Briefe der Gräfin Ida Hahn-Hahn in einer engliſchen Uebertragung vor. Der Examiner bemerkt: durch Romane aus der lebhaft-gefühlvollen Schule (lively-sentimental school) ſey der Name der Gräfin ein populärer Klang auf der Leipziger Meſſe, und wenn man der Schilderungen des Oſtens auch ziemlich genug habe, ſo könne man doch nicht umhin den orientaliſchen Wanderungen der Gräfin einzugeſtehen daß ſie ein really clever book ſeyen, da die Verfaſſerin ein anſehnliches Talent der Darſtellung zeige, wo ſie nicht ihrem Hange ins Blaue zu ſchweifen folge. Das Athenäum widmet dem Reiſewerke der Countess Hahn-Hahn einen ſehr ausführlichen Artikel und ſagt, der Name der mit ſeinem Ueberfluß an h einer Heldin aus dem Lande der Houyhnhnms *) Ehre gemacht haben würde (ſollte der engliſche Kritiker damit eine verſteckte Anſpielung auf das roſſenährende Vaterland der Frau Gräfin machen wollen?) ſey den litterariſchen Ohren Englands in neuerer Zeit durch mehrere Productionen wohlbekannt und vertraut geworden. Große Lebendigkeit ihrer Schilderung iſt was dem engliſchen Kritiker zuerſt in die Augen fällt; und ein leichter und gefälliger Styl, meint er, entſchädige für den Mangel an Neuheit und an Tiefe der vielfachen Digreſſionen: und viel Neues zu finden werde man von vornherein ja kaum erwartet haben, ſeit jene fernen Regionen ſo zugänglich geworden, daß deutſche Gräfinnen ſich nicht das mindeſte mehr daraus machten die Katarakten des Nils zu beſuchen und ſich umzutreiben zwiſchen Kopten, Arabern und Nubiern.

Daß man den Schriften unſres Touriſtenfürſten — des Verſtorbenen — in England mit großer Aufmerkſamkeit folgt, braucht nicht erwähnt zu werden, wenn man weiß wie ſeine „Briefe“ dort Aufſehen machten. Von „Aegypten und Mehemed Ali“ finden wir zwei Ueberſetzungen zumal angekündigt, eine bei Newby, die andere bei Colburne, welche letztere die drei Bände des Fürſten in zwei umſchmilzt. Dieſe zwiefache haſtige Uebertragung ſofort nach dem Erſcheinen des Werkes kann dem geiſtvollen, liebenswürdigen Reiſenden als beſte Genugthuung dienen für die Ausfälle einer gewiſſen Gereiztheit, womit der ſehr plebejiſche John Bull noch immer einige kleine Indiscretionen des hochgeſtellten Verfaſſers der „Briefe eines Verſtorbenen“ zu empfinden ſcheint. Denn anders als aus Gründen ſolcher Art iſt doch wohl kaum recht zu faſſen, weßhalb das „Athenäum“ den erſten Band von „Aegypten und Mehemed Ali“ mit den höchſt unhöflichen Worten begrüßen ſollte: „Wir haben den Verfaſſer immer für einen oberflächlichen und windbeuteligen Geſellen (a flighty and rhodomontading fellow) gehalten, bei dem weder gründliche noch einmal glaubliche Belehrung zu holen iſt. Aber ſeine lebendige Darſtellung iſt unterhaltend und wir werden auf ſein Buch zurückkommen; hier mag nur noch erwähnt werden daß der Verfaſſer ſeiner Vorrede einen höchſt ungerechten Vorwurf gegen ſich ſelbſt ausſpricht, indem er eine Durchlaucht der Beſcheidenheit bezichtigt!! — Wir brauchen nicht anzuführen, wie ſehr das aus der Luft gegriffen iſt, denn er ſelbſt beginnt gleich darauf den Beweis, daß er der einzige unparteiiſche, unabhängige und ſcharfſinnige Schriftſteller unter allen iſt, die je über den von ihm behandelten Gegenſtand ein Buch geſchrieben oder herausgegeben haben!“

*) Das Land in „Gullivers Reiſen“ in welchem die Pferde den herrſchenden Theil der Bevölkerung bilden.

Digitized by Google

Ein ferneres Reiſewerk welches ins Engliſche übertragen iſt, Hrn. v. Orlich's Reiſen in Indien, iſt in dieſen Tagen in London zugleich mit dem deutſchen Original ausgegeben worden. Es erſcheint mit dem Schmucke zahlreicher Illuſtrationen verſehen bei Longman u. C.

Unter den Werken der Belletriſtik haben wir zuerſt Tieck's „Aufruhr in den Cevennen" zu erwähnen, den eine Dame Burette in das brittiſche Idiom übertragen hat, auf eine Weiſe welche hie und da zu verrathen ſcheint daß dieſes Idiom der Ueberſetzerin Mutterſprache nicht iſt. Die engliſche Kritik ſcheint das Werk aufzunehmen als eine bewährte und in ihren Verdienſten anerkannte Schöpfung der Poeſie, welche über die Jahre hinaus iſt wo ein junges litterariſches Gewächs mit beſondern Prüfungen und Beurtheilungen von der Kritik in die Schule genommen wird. Auch den geſtiefelten Kater finden wir als „Miſter Puſſ in Boots" jenſeits der Meerenge wieder, doch nicht die Bearbeitung Tiecks, ſondern das Mährchen mit den Illuſtrationen von O. Speckter. Ein umfangreiches Unternehmen „Foreign Library" bringt eine Reihe »Tales from the German.« die von den Hrn. Oxenford und Feiling überſetzt werden; darunter „Klauſenburg" von Tieck; und Erzählungen von Richter, Hoffmann, v. Kleiſt, Oehlenſchläger, Zſchokke und Hauff. Als Theile deſſelben Unternehmens kündigen die Verleger, Chapman und Hall, Kohl's Rußland und deſſen „Hundert Tage in Oeſterreich," und die deutſche Geſchichte von Kohlrauſch an. Auch die Ueberſetzung von Schloſſers oben erwähntem Geſchichtswerk bildet einen Theil dieſer »Library.«

L. S.

Charles Dickens.

Das Glockenläuten: eine Geſpenſtergeſchichte von Glocken die das alte Jahr aus und das neue einläuteten. Von Charles Dickens.

Von all den Schriftſtellern welche ſich das große Thema unſrer Zeit zu Herzen genommen haben, iſt keiner der mit einer liebenswürdigeren Wärme und mit einer größeren Innigkeit davon zu reden wüßte als Charles Dickens. Jenes Thema iſt die Armuth: die Armuth, die immer drohender wie eine ſteigende Fluth an unſern ſocialen Zuſtänden in die Höhe wächst und mit einer vernichtenden Ueberſchwemmung droht; die ſich in unſere politiſchen Discuſſionen, in unſere philoſophiſchen Unterſuchungen miſcht; die ihr hungerblaſſes Geſicht von den Seiten unſrer Romane emporhebt, und wie ein Geſpenſt ihre dürre Hand auf die neueſten Liederbände unſrer Poeten gelegt hat.

Charles Dickens iſt der Erfinder jenes Armenromans, welchen Eugen Sue mit mehr Kenntniß des theatraliſchen Effektes und in ſchreienderen Farben, aber mit unendlich viel weniger Geſchmack, Beſcheidenheit, Kunſt und Poeſie durch ſeine Myſtères populär machte. Und auch ob ungeheuchelter Wärme und Begeiſterung für die Sache, ob wahrhafter Hingebung des ganzen Gefühls an einen großen Zweck, an eine traurige und ſchmerzhafte aber großherzige Miſſion müſſen wir dieſen liebenswürdigen und kindlichen Schriftſteller E. Sue weit voranſtellen. Dieſer ſonderbare Boz, der im Anfange mit einer, wir geſtehen, uns ungenießbaren Caricaturenmalerei, einer wahren Manie jeden edlen und reinen Umriß in's Untermenſchliche, Fratzenhafte zu verzerren auftrat, hat ſich nach und nach in einen ganz andern Menſchen zu verwandeln gewußt!

Als welch poſſenhafter Fant erſchien er uns in den Papieren des Pickwickclubs; ein Gefolge von Pinſeln und Thoren um ſich her, ein Volk von Golems einer neuen Art von Romantik; Herr Pickwick war der geſtiefelte Kater dieſer Romantik in ihrer letzten Phaſe, wie ſie ins Leben treten mußte in den Fabrikgauen Englands, in der Twiſt- und Cottonatmoſphäre von Birmingham, unter den donnernden Cheers irgend eines närriſchen Aſſociationmeetings. Der Verfaſſer der Pickwickpapiere ließ dieß neue Genre, dieß affenhafte Ding das er groß gezogen, Faxen machen wie ein Kobold; er ſelbſt tanzte dazu auf den Stelzen ſeines hochbeinigen geſpreizten Styles einher, ſchrieb in jedes ſaubere Geſicht das in ſeinen Kreis kam, mit Ruß und Schminke ſeine Verzerrungen hinein und war über alle Maßen luſtig, während Anonymus Phiz, ein nicht minder ſeltſamer Geſell als Anonymus Boz, zu ſeiner Poſſe das Tambourin ſchlug.

Wir können nicht umhin zu geſtehen, uns hat das Verſtändniß für dieſe Boz-Phiziſche Wendung des Humors von Altengland gemangelt. Deſto theilnehmender, ja mit ſteigender Bewunderung und Liebe ſind wir Boz Schritt für Schritt bei allen ſeinen Productionen nachgegangen, welche auf die Pickwickpapiere folgten. Es iſt als ob Dickens die litterariſche Phyſiognomie, die von ſeinen früheren Liebhabereien her durch Schmutz, Staub und die Dünſte einer üblen Sackgäßchenatmoſphäre unkenntlich geworden, im Quell eines großen dichteriſchen Gefühles abgewaſchen habe, und nun vor uns ſtehe mit den klaren imponirenden Zügen eines Apoſtels. Denn wie ein Apoſtel tritt dieſer Mann jetzt auf, wenn ein ſolcher Name für den paßt der begeiſtert für eine große Sache kämpft, ohne ſeinem Ich den allerleiſeſten Antheil an den Motiven ſeiner Begeiſterung zu gewähren. Er iſt der Apoſtel der Armen geworden: er hat ihr unermeßliches Weh in ſein Herz aufgenommen, er iſt niedergeſtiegen zu dem Höllenabgrund des äußerſten Elends. Und nun führt er auch euch hindurch durch dieß Fegefeuer und dieſe Hölle, und ſchwer fällt die Hand womit er euch alles deutet, von Zeit zu Zeit auf eure Schulter und zwingt euch zerknirſcht an die Bruſt zu ſchlagen. Es iſt keine lockende Miſſion die er auf ſich genommen hat. Ein Dichter hat das Gemüth eines Kindes — und wer hätte es mehr als gerade Dickens — und deßhalb iſt er geneigt alles Glänzende und Schöne zu lieben, dem Scheine zu huldigen und mit Goethe im Fauſt zu ſagen:

„Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben."

Ihn reizt der Genuß, die Freiheit die der Reichthum gewährt, die edle Lebensgeſtaltung welche ariſtokratiſche Höhe vermittelt.

Digitized by Google

Unſer Dichter aber hat ſich vom Schrei des Elends rufen laſſen mitten aus ariſtokratiſchem Glanze, aus dem lärmenden Schwirren und Treiben der „Geſellſchaft“, worin ſeine Genoſſen zu weilen lieben. Er wandelt nächtlich durch die Gäßchen Londons, er tritt in die Kammer des hungernden Arbeiters, des mißhandelten Knaben, an das Sterbebett Nelly's, des rührendſten Geſchöpfes von dem jemals ein Dichter erzählt hat, Yorik's »poor Maria« nicht ausgenommen. Gewiß, ein Mann von reichlichem Einkommen könnte ſeine Mußeſtunden angenehmer und unterhaltender zubringen: iſt nicht ſolch ein Stadtungeheuer wie London voll von tauſend Wegen die zum Vergnügen und zum Genuß führen, und deren keiner durch die ſchmutzigen Gäßchen am Strand, an den düſtern Jammerhöhlen von Kleinbritannien vorbeileitet? Was betritt der Glanzſtiefel eines reichen Mannes, eines berühmten Schriftſtellers, deſſen Namen Europa kennt, eines ſenſitiven Dichters dieſe Orte? Nun, wird man mir einwerfen, er iſt nicht der erſte welcher das Weh der Armen, und die drohenden Gefahren des „Pauperismus,“ wie man ſich ausdrückt um nicht deutſch Armuth zu ſagen, ſich zu Herzen genommen, welcher durch Darſtellung und Ermahnung zur Linderung der Noth aufgerufen hat. Er iſt freilich nicht der erſte, nicht der einzige; der „Pauperismus“ iſt ja ein zeitgemäßes Thema; er ſetzt hundert Federn in Bewegung, hundert lauten Stimmen gibt er Anlaß ſich in Theorien darüber zu ergehen; wir ſehen tagtäglich über dieſem Grunde aus communiſtiſchem und ſocialiſtiſchem Holz kühne und ſeltſame Gebäude aufführen, in denen alle Wände voll Spiegel hängen für die eigne Weisheit und Geiſteseminenz. Und unſre Tagblätter ſtoßen dann in die Tuba, wenn die letzten Sparren gerichtet — aus Sparren beſteht das Bauwerk — ſie halten die Rede unterm Dachkranz, beredte Altgeſellen, und da heißt es denn: „der geiſtreiche Publiciſt Hr. N. N. hat hier wieder bewieſen wie ſehr ihm das Wohl der arbeitenden Claſſen am Herzen liegt, und welch theilnehmendes Echo der Nothſchrei der Proletarier in ſeiner Seele gefunden hat.“

O arme „Proletarier“, iſt es nicht genug, daß man euch einen Namen gibt, der euch mit gewiſſen Oekonomiebeſtänden in eine Reihe ſtellt, nicht genug daß ihr alles Leid der Erde zu tragen habt — müßt ihr auch noch zur Folie dienen für die edle Seele des geiſtreichen Publiciſten N. N.? Gott tröſte euch: die Armuth iſt ein jammervolles Loos!

Wenn Dickens das Loos der Armen ſchildert, ſo ſtellt ſich ſeine Weisheit nicht in den Vordergrund, ja er entſagt aller Weisheit von vornherein, überzeugt daß Berge davon hier wo es vor allem auf Stillung augenblicklicher Bedürfniſſe ankommt, nicht ſo viel wirken werden wie eine ganz mäßige Doſis Chriſtenthum oder ein Quentchen Humanität, wenn man das lieber will. Das iſt es was dieſen Schriftſteller ſo liebenswürdig macht: ſeine Perſon tritt nie mit den Anſprüchen der Altklugheit aus dem Rahmen ſeiner Schilderungen, er will nie den Reformator, den Mann neuer und großer Ideen vorſtellen und ich glaube, Charles Dickens ließe ſich eher einen Finger abhauen, als daß er es auf ſich nähme die Geſellſchaft zu einer wichtigen Aenderung ihrer geheiligtſten Grundgeſetze zu drängen — ja ſeinen beſten, ſeinen Schreibefinger könnte man ihm nehmen, behaupte ich, ehe er ihn anſetzte um zum Beiſpiel für die Erſetzung der Todesſtrafe durch Blendung und ähnliche tief eingreifende Umgeſtaltungen von größter Verantwortlichkeit, wie franzöſiſche und deutſche Litteraten ſie nur ſo aus dem Aermel ſchütten, zu ſchreiben. Er weiß daß man nicht die Geſellſchaft umſtürzen kann nach den über Nacht aufgeſchoſſenen Ideen eines Romanſchriftſtellers; und er weiß auch daß es des Umſturzes nicht bedarf, ſondern daß, wenn jeder nur in ſeinem Kreiſe das Bißchen Chriſtenthum ins Werk ſetzte welches man ihm in der Schule beigebracht hat, es keine Arme und keine Leidende, keine Unterdrückung und keine Gewaltthätigkeit, und all das Unrecht nicht mehr gäbe, das Herrſchende und Beherrſchte üben in dieſer unruhigen klagerfüllten Welt.

Die reine und lautere Humanität alſo iſt die einzige Triebfeder, iſt der Ausgangs- und der Endpunkt unſres Schriftſtellers; die Humanität iſt aber auch das Geheimniß ſeines Styls. Darin liegt der eigenthümliche, früher nie dageweſene Humor ſeiner Schreibart: in dieſem milden Geltenlaſſen jeder Geſtaltung; in dieſer Freundlichkeit des Herzens für jedes Geſchöpf, ſey es groß oder klein, nach den Begriffen der Geſellſchaft berechtigt oder nicht. Sein Herz iſt voll Nachſicht für jede Schwäche, voll Milde für jeden Fehler; das Gemüth ſeines Styles iſt ſo harmlos, daß es Anſprüche und Prätenſionen wo kein Grund dazu da iſt, gar nicht begreift und deßhalb jedem Anſpruch als einem berechtigten nachgibt; es fällt ihm nie ein die rhetoriſche Größe irgend eines Jaherrn von Parlamentsmitglied oder die philoſophiſche Ueberlegenheit eines leichtſinnigen Thunichtgut zu bezweifeln, wenn beide ihm mit dem Air großer und weiſer Männer entgegenkommen; und ſein Herz iſt ſo voll Wohlwollen gegen jedes Geſchöpf Gottes, daß wenn eine Katze im Sonnenſchein auf ſeinem Wege läge, er nicht geradeaus ſchreiten ſondern zur Seite ausbiegen würde, um ſie nicht zu verjagen. „Armes Thier, ſagt er, du haſt es die Nacht über ſauer gehabt mit Wachen und Mäuſefangen: jetzt pflege deiner Ruhe, und Gott ſoll mich behüten daß ich dich ſtöre!“ Es iſt eine fortwährende Sorge in ihm jedem Weſen ſein ihm gebührendes Recht widerfahren zu laſſen, und jedes Thun und Treiben, jedes Mienenſpiel eines Individuums mit der Wichtigkeit aufzunehmen, mit welcher dieſes es aufgenommen wiſſen möchte; aber nichts iſt ſchelmiſcher als dieſe ſeine Harmloſigkeit, welcher noch nie die Ahnung gekommen zu ſeyn ſcheint, daß wenn irgend Jemand etwas thut, ſagt, will oder verlangt, es nicht auch höchſt vernünftig und reſpectabel ſeyn ſollte ſo zu thun, zu ſagen, zu wollen oder zu verlangen. Daraus entſteht die ironiſche Schalkhaftigkeit ſeines Styls: es iſt das fortwährende Contraſtiren der Dinge, wie ein kindlich reines Gemüth ſie in ſeiner Unſchuld auffaßt und wie ſie ſeyn ſollten und müßten, mit der Geſtalt in welcher der erfahrene pfiffigere Leſer ſie kennt und durchſchaut; der Optimismus im ſtätigen Conflict mit dem Elend und der Verdorbenheit der Welt; die Güte, Milde und Freundlichkeit in fortwährender Anwendung auf Gegenſtände welche nur zu oft eine ganz andere Behandlung verdienen. Das iſt auch der Humor ſeines Styls; und es iſt der wahre, ächte, durch Thränen lächelnde Humor, wie die ſtrengſte Definition der Aeſthetik ihn fordert, wie Sterne und Jean Paul ihn anbauten, doch noch viel conſequenter und origineller durchgeführt.

Damit aber iſt nur eine Seite des anmuthigen Styles unſres Schriftſtellers bezeichnet; um ihn ganz zu charakteriſiren darf die reiche Ader von Poeſie nicht vergeſſen werden, die wie ein reines Berggewäſſer erfriſchend, bald neckiſche Strichwellchen ſchlagend, bald ruhigen ſanften Ganges durch ſeine Gebilde ſtrömt. Das Kind und der Dichter waren wohl nie in einem tiefen und begabten Gemüthe ſo verſchmolzen wie in dem ſeinen, und jeden Augenblick fragen wir uns bei ſeinen Darſtellungen: iſt es die Einbildungskraft des Kindes, welche ſpielend den todten Gegenſtänden die Attribute der Perſönlichkeit gibt, oder iſt es die Phantaſie des Dichters welche Leben weckt in allem was ihr Zauberſtab berührt und jedem Starren Odem einhaucht, welche in ihrer Welt das dem Dichter als urſprünglich ſchöpferiſchem Weſen ſchrecklichſte, den Tod nicht duldet?

Das Kind in ihm iſt jedenfalls ſo mächtig, wie es in einem

Digitized by Google

geſetzten Manne nur irgend der Fall ſeyn darf, um bei Reputation und Anſehen zu bleiben: denn wer anders als ein Kind fände in dieſen geſchäftvollen Tagen, in welchen wir großen Leute ſo viel Beſſeres zu thun haben, noch Vergnügen daran die kleinen Freuden der Armen, die närriſch empfindſamen Regungen eines ſolchen guten Hammels, wie Tom Beck iſt, zu beobachten und ſeine Zeit wegzuwerfen um eine ſo rührende, ſo recht kindiſch bis zu Thränen rührende Liebesgeſchichte wie die von der armen Dirne Gretchen und einem rußigen Grobſchmiedgeſellen Richard wieder zu erzählen? Oder iſt dieſer Boz nicht ein wahres Kind, wenn er ſeine Nelly in „Mſtr. Humphry's Wanduhr" über eine endloſe ſtaubige Chauſſee in fürchterlichſter Sonnenhitze wandern läßt, bis ſie müde, todtmüde wird; und dann raſſelt ein Wagen heran und der gute Fuhrmann nimmt ſie auf, und im Trab geht's weiter daß das arme Mädchen, hin- und hergeſtoßen, aber ſitzend, ruhend, Athem ſchöpfend, die müden wunden Füße raſten laſſend, meint wie im Himmel zu ſeyn. Man muß ſolche Stellen ſelbſt leſen, um einen Begriff zu bekommen mit welcher Meiſterſchaft derartige einfache Situationen von dem Künſtler dargeſtellt ſind, dem wie keinem Andern das ganze friſche und ewig rege Intereſſe des jungen Gemüths an jedem kleinen Ereigniß und Zufall, das helle und immer offene Beobachterauge der Jugend für jedes charakteriſtiſche Merkmal ſeiner Umgebungen eigen geblieben ſind.

Toby Veck, von dem ich eben ſprach, iſt ein Laſtträger, ſchon recht bei Jahren und eine kreuzbrave Haut. Da er immer die armen Leute hat bei Seite ſchieben geſehen und mit Drohungen forttreiben von den Schwellen der Wohlhabenden und Geachteten; da er weiß daß man genöthigt iſt für theures Geld Conſtabler, Bettelvögte und Polizeidiener zu beſolden, um die Armen im Zaume zu halten, daß man Gefängniſſe, Zuchthäuſer, Arbeitsanſtalten u. ſ. w. für ſie baut, und daß Verbrechen und Unthaten unter ihnen faſt allein vorkommen, wie er tagtäglich in den Zeitungen es beſchrieben findet, ſo iſt er nach und nach zu dem Glauben gekommen daß, da die Armen es nie recht machen können und nie aus dem Elend herauskommen, mit Fleiß und Redlichkeit ſo wenig als ohne ſie — daß ſie von Haus aus ſchlecht ſeyn müſſen und nichts in der Welt zu thun haben. Es iſt an einem Sylveſtertage und ſehr kalt: Toby Veck, das ſchwache alte Männchen hat den ganzen Tag nichts Warmes gegeſſen; um ſich zu erwärmen trabt es vor und rückwärts vor dem Kirchthurm auf und ab, vor dem ſein gewöhnlicher Standpunkt iſt und in dem die Glocken hangen — „des armen Mannes einzige Muſik," wie der Dichter Coleridge ſagt — mit denen Toby Veck eine beſondre Freundſchaft geſchloſſen hat, weil ſie ihm ſo manchmal ſchon Troſt zuläuteten. „Es ſcheint," ſagt Toby, „wir können nicht den rechten Weg gehen, oder das Rechte thun oder uns Recht verſchaffen. Ich für meine Perſon hatte nicht viel Schule als ich jung war, und ich kann nicht ins Klare kommen, ob wir auf der Erde etwas zu ſchaffen haben oder nicht. Manchmal denke ich wir müſſen ein wenig zu thun haben, und andere Male denke ich wieder wir müſſen bloße Eindringlinge ſeyn. Bisweilen werde ich ſo ſehr irre, daß ich nicht einmal im Stande bin herauszubekommen ob irgend etwas Gutes an uns iſt oder ob wir von Natur böſe ſind. Wir ſcheinen ſchreckliche Dinge zu thun, wir ſcheinen große Mühe und Arbeit zu machen; immer klagt man über uns und iſt gegen uns auf der Hut. Auf die eine oder die andere Weiſe füllen wir die Blätter. Von einem neuen Jahre zu ſprechen! Ich kann ſo viel aushalten als ein Anderer größtentheils und mehr als die Meiſten, denn ich bin ſtark wie ein Löwe, und das ſind nicht Alle; aber angenommen, es wäre wirklich ſo und wir hätten kein Recht auf ein neues Jahr — angenommen wir drängten uns wirklich nur auf —"

Hier wird Toby von der Erſcheinung ſeiner Tochter Gretchen unterbrochen, die plötzlich vor ihm ſteht, daß er ihr „dicht in die Augen ſchaut, in die eine Welt blicken konnte, ohne daß ſie ergründet waren: ſchwarze Augen, welche die Augen zurückſtrahlten, die in ſie hineinſahen; nicht aufblitzend oder wann ihre Beſitzerin es gerade wollte, ſondern mit klarem, ruhigem, ehrlichem, beſtändigem Strahle, verwandt mit dem Lichte welches der Himmel zum Seyn berufen. Schöne treue Augen die von Hoffnung glänzten, von junger friſcher Hoffnung, von Hoffnung ſo erhebend, ſo kräftig und leuchtend, trotz der zwanzig Jahre voll Arbeit und Armuth auf die ſie bereits zurückblickten, daß ſie für Trotty Veck zu einer Stimme wurden und ſagten: „Ich denke wir haben auf Erden etwas zu ſchaffen — ein klein wenig!""

Gretchen bringt ihrem Vater ein beſonders gutes Gericht zum Mittageſſen, und erzählt ihm dann daß ſie entſchloſſen morgen am Neujahrsfeſt, einem Tage von guter Vorbedeutung, ihren Bräutigam Richard zu heirathen, „denn Richard ſagt was es nutzen könne von Jahr zu Jahr zu warten, wenn es ſo unwahrſcheinlich daß wir jemals in beſſern Umſtänden ſeyn würden als wir jetzt ſind? Er ſagt wir wären jetzt arm, Vater, und wir würden ſpäter arm ſeyn, aber wir wären jetzt jung, und die Jahre würden uns alt machen ehe wir es merkten. Er ſagt, wenn wir Leute in unſern Verhältniſſen warteten bis wir ganz reinen Weg hätten, dann würden wir einen engen Weg zu gehen haben — den Weg, den Alle nehmen — ins Grab, Vater!" —

Toby oder Trotty Veck willigt ein, da er dieſe Gründe in Abrede zu ſtellen nicht Kühnheit genug beſitzt; nun aber treten mehrere andere Leute auf, ſehr reſpectable Leute, Leute in Amt und Würden, große Philanthropen, Väter der Armen und Schützer der Wittwen und Waiſen, wie z. B. das ehrenwerthe Parlamentsmitglied Sir Joſeph Bowley. Sie ſind nicht ſparſam mit gutem Rath und mit Verweiſen, mit väterlichen Ermahnungen und mit ernſten Strafdrohungen gegen die armen Leute; einer von ihnen, Alderman Cute, treibt die Sorge für dieſe letzteren ſo weit daß er ganz bereit iſt ſie einſperren zu laſſen, um ſie auf dem Wege der Tugend zu erhalten, und nebenbei Sir Joſeph einen Gefallen zu thun. Toby Veck aber läuten unterdeß die Glocken in einen tiefen Schlaf; in dieſem hat er einen ſeltſamen Traum, eine Viſion, in welcher er die Zukunft ſchaut, und worin ſeinem Auge ſich die lohnenden Folgen zeigen die für ihn und ſeine Kinder daraus entſtehen werden, wenn ſie den menſchenfreundlichen Rathſchlägen des Alderman Cute und den philanthropiſchen Grundſätzen des ehrenwerthen und gefeierten Parlamentsmitglieds Sir Joſeph nachzuleben ſich beeifern. Dieſe Folgen ſind daß Richard verdirbt und in Liederlichkeit untergeht, daß Gretchen mit einem kranken Wurm von Kinde, ſchutz- und obdachlos in der Winternacht, ſich in den Bach ſtürzt wo er am tiefſten iſt, während Toby Veck ſelbſt längſt von ſeinem Elend im Grabe ausruht. Zum Glücke aber iſt das alles nur ein Traum, und als es ſo zum Aeußerſten gekommen erwacht Toby, und ſieht Gretchen munter die Schleifen an ihre Hochzeithaube ſetzen; die Nachbarn, die voll Liebe für das gute Ding ſind, kommen um in Luſtigkeit ihren Polterabend zu feiern, und Toby kann unterdeß ſich beſinnen und darüber ins Klare kommen, an wen er für die Zukunft ſich zu halten habe und weſſen er ſich getröſten dürfe; und man darf vorausſetzen, er denkt an Gott und an ſeine Glocken und an ſeine eigene Unverdroſſenheit.

Man ſieht, das Stoffliche dieſer Geſchichte iſt einfach; ihr künſtleriſcher Werth beruht in der Ausführung, ihr viel größerer moraliſcher in der Liebe, welche den Griffel führte der dieſe einfache Geſchichte niederſchrieb. Doch iſt jener, der künſtleriſche Werth, nichts weniger

Digitized by Google

als klein: die Charakterzeichnung dieſes harmloſen, milden, immer trotz der Klagen worin das Elend zuweilen ſein Herz auszubrechen zwingt, dem Troſt zugänglichen und liedevollen Alten der, das Muſter aller Beſcheidenheit und Selbſtverläugnung, Niemand anders denn der Vater von „Tom Pinch“ im „Chuzzlewit“ ſeyn kann — dieſe Charakteriſtik iſt ein wahres Meiſterſtück. Die andern Geſtalten ſind ebenfalls mit originellen Federſtrichen umriſſen, doch ſind ſie mehr ſkizzenhaft gehalten und treten neben Toby Veck in den Hintergrund. — Im Ganzen ſcheint uns dieſe Geſchichte von den „Chimes“ einen großen Vorzug vor dem vorjährigen Feſtgeſchenke des Verfaſſers: »A Christmas Carol« zu behaupten. Etwas verworren in der Ausführung hatte dieſer „Weihnachtsgeſang“ noch den Fehler daß das darin waltende geſpenſtiſche Element zu poſſenhaft behandelt war und dem Leſer den lächelnden Unglauben des Verfaſſers ſelbſt zu offen zeigte.

Wir finden in dem neueſten Heft der Edinburgh Review eine kritiſche Anzeige der „Chimes;“ mit einigen Stellen daraus möge die unſrige vervollſtändigt werden. „Edle Sympathieu,“ heißt es darin, „und menſchenfreundliche Gedanken dienen Dickens zur fortwährenden Erneuung ſeines Ruhmes, und in ſolch weiſer und würdiger Geſtalt, wie die kleine Dichtung vor uns ſie trägt, leiſtet er Huldigung für den Titel und das Gebiet, deſſen Belehnung ſein Talent ſich ausgewirkt hat. Eine edle Huldigung — ſo Jahr auf Jahr mit freigebigen Geſchenken der Barmherzigkeit zu bezeichnen, und in Tauſenden von Herzen dadurch neue und großmüthige Entſchlüſſe hervorzurufen!

„Dieß nämlich iſt die Tendenz dieſer »Chimes« wie des trefflichen »Carol,« aber in der neueſten Schrift mit einer entſchiedenern Abſicht und in größerem Umfange verfolgt. Was im Weihnachtsliede der ſündige Zuſtand des Individuums war, iſt hier das Unrecht welches die Geſellſchaft begeht. Dort wurden Fragen erörtert um zu einem glücklichen Abſchluſſe gebracht zu werden; hier kommen Fragen in Betracht, die keineswegs beantwortet ſind, wenn man das Buch aus der Hand gelegt hat — Fragen die den Zuſtand Englands betreffen: von dem niedergedrückten Handwerker und dem hungernden Taglöhner, von den Pflichten der Reichen und der Grauſamkeit der Geſetze, die für Reiche und Arme ungleich ſind; von dem Elend ſchrecklicher Verſuchnngen für den freund- und hülfloſen Armen. Das iſt ein mächtiges Thema für ein ſo geringes Inſtrument, aber die Handhabung iſt deſto ſicherer und der Klang iſt von tiefer Wahrheit. Dem was des Schriftſtellers Abſicht ſcheint, können wir nichts einwerfen, nämlich für den Armen das urſprüngliche Recht der Anerkennung zu erhalten. Ehe das nicht erreicht iſt, kann von ordentlicher Behandlung der Sache nicht die Rede ſeyn. Wir wiſſen nicht ob wir mit Dickens' Syſtem der politiſchen Oekonomie, wenn er eines hat, einverſtanden ſeyn würden; aber er lehrt was vor aller Oekonomie zu wiſſen noth thut, und legt an alle Syſteme mit feierlichem Ernſt und eifriger Gewiſſenhaftigkeit den Probirſtein der Bruderliebe (of human brotherhood). Beginnt mit dem, ſagt er, was die Armen ein Recht haben in Anſpruch zu nehmen als Theil eines verlorenen Beſitzthums. Erkennt einige geiſtige Bedürfniſſe ſo gut wie manche körperliche an, und laßt die Weiſe wie ihr den armen Mann erheben wollt, nicht bloß eine andere Form der Gemeinplätze ſeyn mit denen gerüſtet man ihn niederhält. Sich ſpreizende, geldſtolze, filzige Barmherzigkeit hilft ihm nicht. Wenn wir ihm nicht einige gerechte Anſprüche auf die Gaben der gütigen Natur durchzuſetzen wiſſen, ſo ſollte man ja lieber gleich den Armen ganz von ihrem Tiſche vertreiben als einen Eindringling; wir ſollten darüber klar zu werden ſuchen was die Geſellſchaft gemacht hat, und wie die Natur urſprünglich vorhatte es zu machen. Und dann ſollten wir verſuchen nur in etwas den Contraſt auszugleichen und auf das Urſprüngliche zurückzukommen, und wir ſollten damit beginnen unſre Geſetze zum Schutze des Armen zu machen, ſtatt zu ſeinem Feinde was ſie bis jetzt geweſen ſind. Selbſt in ſeiner Schuld ſollten wir ihn mit Rückſicht auf die Verſuchungen denen er ausgeſetzt iſt, wie einen Bruder betrachten, und nicht wie einen Ausgeſtoßenen. Denn im Auge der höchſten Weisheit iſt die Glückſeligkeit des niedrigſten der Gattung ebenſo gut ein integrirender Theil der geſammten Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts als das Glück des Beſten es iſt.“

Das ungefähr iſt die Moral der „Chimes“ wie der Kritiker der Edinburgh Review ſie auffaßt. Doch iſt es ein Thema, bei dem die ſchärfſte Analyſe von Beweggründen die uns leiten ſollen, und die ſinnreichſte Beweisführung am Ende weniger bewirken als eine einfache Mahnung an unſer Herz. Deßhalb empfehlen wir Allen die „Chimes“ ſelbſt zu leſen, denn eine eindringlichere, beredtere und zugleich liebenswürdigere Mahnung daran iſt ſeit langem nicht aus der Feder eines Schriftſtellers gefloſſen.

L. Schücking.

Volks- und ſtaatswirthſchaftliche Fortſchritte der Vereinigten Staaten von Nordamerika innerhalb fünfzig Jahren.

Die zweite Section des erſten Artikels der Conſtitution der Vereinigten Staaten welche von den Repräſentanten handelt, beſtimmt unter anderm daß die Repräſentanten und die directen Abgaben unter die verſchiedenen Staaten der Union ihrer reſpectiven Bevölkerung gemäß und in der Art vertheilt werden ſollen, daß zu der Geſammtzahl der freien Perſonen, einſchließlich der auf eine beſtimmte Zeit dienſtpflichtigen und mit Ausſchluß der nicht beſteuerten Indianer, drei Fünftheile aller übrigen Perſonen (d. h. Sklaven) zugezählt werden. Die hierzu erforderliche Zählung ſollte binnen drei Jahren nach der erſten Zuſammenkunft des Congreſſes der Vereinigten Staaten vorgenommen und darnach alle zehn Jahre wiederholt werden. Dieſer Beſtimmung zufolge wurde die erſte allgemeine Volkszählung in den Vereinigten Staaten i. J. 1790 angeſtellt, und obgleich ihr Reſultat, weil es die Erwartungen der Amerikaner einigermaßen täuſchte, dermalen verſchiedentlich angefochten wurde, ſo wird dieſe Zählung doch für immer denkwürdig in der Geſchichte der Statiſtik bleiben, weil ſie das erſte authentiſche Document über die Bevölkerungsverhältniſſe eines ausgebreiteten Landes lieferte und andere Staaten zur Nachahmung ſolcher Unterſuchungen veranlaßte. Dieſer erſte Cenſus theilte die Geſammtbevölkerung in fünf Claſſen: 1) freie Weiße männlichen Geſchlechts, 16 Jahre alt und darüber; 2) dieſelben unter 16 Jahren; 3) freie Weiße weiblichen Geſchlechts ohne Unterſchied des Alters; 4) Sklaven und 5) alle andern Perſonen, d. h. freie Farbige. Schon beim zweiten Cenſus (1800) erweiterte man die Unterſuchung dahin daß man bei der freien männlichen wie bei der freien weiblichen Bevölkerung fünf Altersclaſſen unterſchied, beim dritten (1810) wurde zuerſt auf die Altersunterſchiede bei der Sklavenbevölkerung Rückſicht genommen, auch zuerſt der Verſuch zur Erhebung genauerer Daten über die Induſtrie und das vorhandene Capital gemacht, und ſo wurden nach und nach immer mehr volks- und ſtaatswirthſchaftliche Verhältniſſe in die Unterſuchung hineingezogen, indem man nicht allein die Zahl der zu unterſcheidenden Altersſtufen bei den verſchiedenen Claſſen der Bevölkerung vervielfältigte, ſondern auch bei den Erhebungen über die verſchiedenen Beſchäftigungen des Volks und deſſen Production je langer je mehr in ein größeres Detail einging. Auf dieſe Weiſe iſt durch die bis jetzt in den Vereinigten Staaten ausgeführten ſechs Volkszählungen allmählich ein großer Schatz ſtatiſtiſcher Thatſachen zu Tage gefördert, der nicht allein die intereſſanteſten Aufſchlüſſe über die ſocialen Fortſchritte der Union während des erſten halben Jahrhunderts ihres Beſtehens und eben ſo wichtige Anhaltspunkte zur Beurtheilung ihrer ferneren Entwicklung gewährt, ſondern auch dem Staatsmanne den reichhaltigſten Stoff zu ſtaatswirthſchaftlichen Betrachtungen und dem Statiſtiker einen wichtigen Beitrag zur Fortbildung ſeiner Wiſſenſchaft liefert.

Die Amerikaner haben nicht verſäumt aus dieſem reichen ſtatiſtiſchen Material die Vortheile ſich anzueignen, welche daſſelbe zur tieferen Erkenntniß der ſocialen Zuſtände ihres Landes darbietet. Dieß bezeugen zahlreiche aus der Verarbeitung dieſes Materials hervorgegangene ſtatiſtiſche Werke welche in den Vereinigten Staaten ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts erſchienen ſind, und unter denen ſich Arbeiten von hohem wiſſenſchaftlichen Werthe befinden, wie die von Tench Coxe, A. Seybert, T. Pitkin. Ein namhaftes Verdienſt haben ſich in dieſer Beziehung auch das North American Review und der ſeit 1828 jährlich zu Boſton erſcheinende American Almanac and Repoſitory of Uſeful Knowledge erworben, ein Almanach der auch ſonſt den deutſchen ſogenannten Volkskalendern zum Muſter aufgeſtellt werden kann. Indeß eine Unterſuchung, welche **alle** durch die bisher angeſtellten Volkszählungen zu Tage geförderten Thatſachen umfaßt und dieſelben zugleich auf ihren Gehalt an **allgemeinen** ſtatiſtiſchen Lehren prüft, findet ſich erſt in einem unlängſt zu New-York erſchienenen und unſeres Bedünkens nicht genugſam beachteten Werke unter dem Titel: Progress of the United States in Population and Wealth in fifty years, as exhibited by the decennial Census; by George **Tucker**. Der Verfaſſer, Profeſſor der Moralphiloſophie und der Nationalökonomie an der Univerſität von Virginia (in Charlottesville) und ehemaliger Repräſentant im Congreß für denſelben Staat, hat ſeine Unterſuchungen mit ſo vielem Fleiße, ſo großer Unbefangenheit und ſo wiſſenſchaftlichem Sinne geführt daß ſein Werk nicht allein als eine der wichtigſten Quellen zur Kenntniß der gegenwärtigen volks- und ſtaatswirthſchaftlichen Zuſtände der Vereinigten Staaten und zur Beurtheilung ihrer bisherigen ſo wie der ihnen zunächſt bevorſtehenden Entwicklung, ſondern auch als eine ſehr erhebliche Bereicherung der wiſſenſchaftlich-ſtatiſtiſchen Litteratur angeſehen werden muß. Deßhalb mag es wohl nicht unzweckmäßig ſeyn in dieſen Blättern diejenigen der (leider durch viele Druckfehler entſtellten) Hauptergebniſſe dieſer Unterſuchungen, mit Berückſichtigung deſſen was früher in dieſer Sache geſchehen, kurz hervorzuheben, welche auch für einen größeren Kreis von Leſern von Intereſſe zu ſeyn ſcheinen.

1) Abſolute Bevölkerung und ihre Bewegung.

Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten betrug nach der Zählung von

	Weiße	Sklaven	freie Farbige	Geſammtbevölkerung
1790	3,172,464	697,897	59,466	3,929,827
1800	4,304,489	893,041	108,395	5,305,925
1810*)	5,862,004	1,191,364	186,446	7,239,814
1820	7,872,711	1,543,688	238,197	9,654,596
1830	10,537,378	2,009,043	319,599	12,866,020
1840	14,189,655	2,487,355	386,343	17,069,453 **)

*) Nach dem Hinzukommen der 1803 von Frankreich für 15 Millionen Dollars angekauften Louiſiana, welche damals eine Bevölkerung von 76,566 Individuen hatte, unter denen 34,660 Sklaven und 7585 freie Farbige.

**) Mit Einſchluß von 6100 im Dienſte der Vereinigten Staaten befindlichen Seeleuten.

Digitized by Google

Die Geſammtbevölkerung der Vereinigten Staaten hat ſich alſo in der angeführten Periode von 50 Jahren mehr als vervierfacht, oder genauer, ſie iſt geſtiegen in dem Verhältniß wie 100 zu 434, die der Weißen für ſich betrachtet wie 100 zu 447, die der Sklaven wie 100 zu 356, die der freien Farbigen wie 100 zu 650 und die ſämmtlicher Farbigen wie 100 zu 379. Berechnet man die allmähliche Zunahme während der einzelnen zehnjährigen Zeiträume ſo erhält man:

	Geſammt-bevölkerung	Weiße	Sklaven	freie Farbige
für 1790 bis 1800 den Zuwachs von	35,02 Proc.	35,68	27,96	82,28
„ 1800 „ 1810 „ „ „	36,45 „	36,18	33,40	72,00
„ 1810 „ 1820 „ „ „	33,35 „	34,30	29,57	27,75
„ 1820 „ 1830 *) „ „	33,26 „	33,84	30,15	34,17
„ 1830 „ 1840 „ „ „	32,67 „	34,66	23,81	20,88

Aus dieſer Ueberſicht erhellt daß die Zunahme der Geſammtbevölkerung nicht mehr ſo raſch erfolgt wie in der erſten Jugend der Vereinigten Staaten, daß die der weißen Bevölkerung allmählich gegen die der Sklaven etwas gewonnen und daß die der freien Farbigen gegen die neueſte Zeit zu auffallend ſich vermindert hat. Ueberſichtlicher erſcheinen die letzteren Verhältniſſe, wenn man die Verhältnißzahlen in Procenten der Geſammtbevölkerung in folgender Weiſe darſtellt:

	1790	1800	1810	1820	1830	1840
Weiße	80,7	81,1	81,0	81,5	81,9	83,1
Freie Farbige .	1,5	2,0	2,6	2,5	2,5	2,3
Sklaven	17,8	16,8	16,5	16,0	15,6	14,6

Dieſe Ueberſichten bedürfen einiger Erläuterungen. Die außerordentliche Zunahme der Bevölkerung zwiſchen dem erſten und zweiten Cenſus iſt zum großen Theil einem außerordentlichen Ereigniſſe, nämlich der Sklavenempörung auf Hayti zuzuſchreiben, welche viele der weißen Bewohner dieſer Inſel zur Flucht nach Nordamerika zwang. Seybert (Statistical Annals. Philadelphia 1818) ſchlägt den Zuwachs den die weiße Bevölkerung der Vereinigten Staaten durch dieſe Flüchtlinge gewann, auf 1½ Proc. und Tucker auf nahe 3 Proc. an. Der Einfluß dieſer Einwanderung zeigt ſich auch zum Theil darin daß von 1790 bis 1800 die Bevölkerung der Staaten Kentucky und Tenneſſee ſich verdreifachte und die von Georgia ſich verdoppelte, während die der Neuengland-Staaten ſich nur um wenige Procente vermehrte, in Connecticut z. B. nur um 5 Proc. und in Rhode-Island nicht einmal um 1/100 Proc., obwohl das natürliche Ueberſtrömen der Bevölkerung aus den am dichteſten bevölkerten in die am dünnſten bevölkerten Staaten wohl das Meiſte zu dieſer Erſcheinung beigetragen hat. Der Cenſus von 1810 zeigt bei einem großen Steigen der Geſammtbevölkerung eine verhältnißmäßig ſehr geringe Zunahme der Weißen gegen die der Sklaven, was ſeinen Grund theils darin hat daß die Bevölkerung der 1803 erworbenen Louiſiana zur Hälfte aus Sklaven beſtand, theils in der vermehrten Sklaveneinfuhr vor 1808, als es bekannt wurde daß der Congreß die fernere Sklaveneinfuhr verbieten wolle. In dem Cenſus von 1820 macht ſich der ſtörende Einfluß des Krieges auf die Einwanderung aus Europa bemerkbar. Zu intereſſanten Beobachtungen aber gibt der letzte Cenſus Veranlaſſung. Wir finden hier gegen die vorhergehende zehnjährige Periode eine geſteigerte Zunahme der Weißen von 33,84 (oder genauer 34,41 mit Berückſichtigung der an dem Zeitraum von 10 Jahren fehlenden 2 Monate) auf 34,66 Proc. bei einem ſehr bedeutenden Sinken der Zuwachsproportion in der Geſammtbevölkerung von 33,26 (oder genauer 33,82 Proc.) auf 32,67 Proc. und daneben ein ganz außerordentliches Zurücktreten der farbigen Bevölkerung. Dieſe Erſcheinungen laſſen ſich nur erklären: 1) aus einer auch ſchon durch die vorhergehenden Zählungen conſtatirten ſehr bemerkbaren Abnahme des natürlichen Zuwachſes der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten und einer ſo vermehrten Einwanderung daß die hiedurch entſtehende Vermehrung die Oberhand über den natürlichen Zuwachs erhalten und 2) aus der Verminderung welche die farbige Bevölkerung (Freie und Sklaven) durch Emigration freier Farbigen, durch Ausführung von Sklaven nach Texas, durch Flucht von Sklaven nach engliſchen Beſitzungen und durch die außerordentliche Sterblichkeit erlitten hat, welche unter den während der letzten 10 Jahre nach den ſüdweſtlichen Staaten transportirten Sklaven beobachtet worden iſt. Indeß muß man vielleicht auch noch zu der Annahme einer leicht zu erklärenden Ungenauigkeit in der Zählung der Farbigen beim letzten Cenſus ſeine Zuflucht nehmen; Tucker wenigſtens hält die für die Verminderung ihrer Zuwachsproportion angeführten Gründe nicht hinreichend den Ausfall von 172,000 Individuen zu erklären, den der letzte Cenſus gegen den vorhergehenden für die farbige Bevölkerung zeigt, in der Vorausſetzung die Vermehrung dieſer Bevölkerung wäre in den Jahren 1830 bis 1840 der in der vorhergehenden zehnjährigen Periode analog geweſen. Selbſt aber dieſe Ungenauigkeit in dem letzten Cenſus angenommen, ſo geht dennoch aus den Ergebniſſen ſämmtlicher bisher ausgeführten Volkszählungen die Thatſache mit Beſtimmtheit hervor daß in den Vereinigten Staaten die Zunahme der weißen Bevölkerung in 50 Jahren allmählich gegen die der Farbigen gewonnen hat, und daß die Progreſſion des Bevölkerungszuwachſes in allen Claſſen im Abnehmen begriffen iſt. Schon aus dieſem Grunde iſt eine Unterſuchung des Einfluſſes den die Einwanderung auf die Zunahme der Bevölkerung gehabt hat, von Intereſſe, mehr aber noch deßhalb weil die ſchnellen Fortſchritte der Bevölkerung der Vereinigten Staaten die Grundlage von ſo vielen ſtaatswirthſchaftlichen Berechnungen in Europa geworden, bei denen man jedoch nicht immer hinreichend unterſchieden hat zwiſchen der natürlichen Vermehrung der Bevölkerung und derjenigen welche ihr durch äußeren Einfluß, wie Einwanderung und Gebietserweiterung, zu Theil geworden iſt.

W.

*) D. h. in 9 Jahren und 10 Monaten, da der Cenſus von 1830 zuerſt die Bevölkerung für den 1 Junius beſtimmte, während die früheren Zählungen dieſelbe für den 1 Auguſt des Zählungsjahrs angaben.

Digitized by Google

Bündniſſe und entente cordiale.

Staatsmänner, welche zwar bejahrt, aber dennoch noch fähig ſind in die Speichen des ſtets dahin rollenden Rades am Wagen der Zeit kräftig einzugreifen, werden bekennen müſſen daß ſie beinahe jede mögliche Geſtaltung der Verhältniſſe von Staat zu Staat haben durchmachen helfen, bevor ſie an der jetzigen noch nie dagewesenen angelangt ſind, und dieſe ſich ihnen mehr aufgedrungen hat als ſie von ihnen herbeigeführt, ausgebildet und benützt worden iſt.

Europäiſches Gleichgewicht mit bedeutender Einſchreitung regierender Perſönlichkeiten, Kreuzzug der Könige und privilegirten Stände wider die franzöſiſche Revolution, Sieg dieſer durch aufgedrungene extreme Mittel, ein Genie, zuerſt mit überwiegendem Einfluſſe, dann mit Uebermacht welche an Alleinherrſchaft gränzte, zweiter, aber durch die Völker geführter Kreuzzug wider den Mißbrauch ſeiner Uebermacht, heiliger Bund der Großmächte, Congreſſe, Protokolle, Antwerpen und Ancona, und nun in lange dauernder Kriegsloſigkeit formelle Iſolirung jeder Hauptmacht, bei noch nie dagewesener Uebereinſtimmung hinſichtlich der Grundſätze, Verfahrungsweiſe und des Vorbauens, in der Art in welcher die Regierungen ihre Völker behandeln!

Wahrlich, wer ſolche Phaſen hat durchmachen müſſen, dem iſt nicht zu verargen wenn er das Bedürfniß der Ruhe in hohem Grade fühlt, vielleicht zuweilen in ſo hohem daß der Vorwurf gerechtfertigt ſcheint, er wolle den Frieden um jeden Preis erhalten, einzig und allein zu ſtreben fortgefahren zu ſeyn. Nur Greiſe können dieſe Gegenwart conſtruiren aus dieſer Vergangenheit, und unſere Miniſterien gleichen in dem Bedürfniſſe der Ruhe, in der Auffindung der Mittelwege und der Vermeidung jeder ungewöhnlichen Bewegung dem römiſchen Senate nach den Bürgerkriegen, nur mit dem Unterſchiede daß jedes für ſich zu handeln, und neben den allgemeinen Fragen noch die beſonderen zu löſen hat.

Die formelle Iſolirung welche die Gegenwart auszeichnet, hat ihren Grund in der Nothwendigkeit ſo viele weſentliche und wichtige Gegenſtände in der Schwebe zu erhalten, ſich nicht zu binden für Fälle welche eintreten können, und zugleich die Gewißheit zu bedenken daß Kriſen durch Todesfälle ausgezeichneter regierender Perſönlichkeiten werden herbeigeführt werden, und die Ungewißheit, wie dieſe Kriſen einwirken können auf die vorhandenen Gährungsſtoffe und die Schutzmittel welche, wenn nicht eingeroſtet, doch wenigſtens nach langem Frieden nicht erprobt ſind.

Die Gegenſtände welche den nun dreißigjährigen Frieden zu ſtören vermöchten, ſind vorderhand nicht ſo geartet daß ſie der Kunſt zu vermitteln, aufzuſchieben oder zu vertragen, der Achtung der vollendeten Thatſache zu widerſtehen vermöchten. Große Begebenheiten allein bilden dauernde, feſte, ehrliche Bündniſſe, mit jenen werden auch dieſe wiederkehren, denn wahre Freunde ſind nicht die Freunde unſerer Freunde, ſondern die Feinde unſerer Feinde. Wir könnten dieſes in dem neueſten Werke des Freiherrn von Gagern erleſen, aus Englands und Rußlands Betragen 1815, wenn es nicht auf jedem Blatte der älteren und neueren Geſchichte, zwar deutlich aber ſelten richtig verſtanden, geſchrieben ſtände. Wohin wir die Augen wenden, erblicken wir weder die alten, in Staatswiſſenſchafts-Handbüchern natürliche genannten Freundſchaften, noch die Bündniſſe welche theils das Umſchlagen der napoleoniſchen Herrſchaft überlebt, theils nach der Juliusrevolution ſich gebildet hatten. Wenn keine Regierung gegen eine andere beſonders feindlich geſtimmt iſt, ſo ſteht ſie auch mit keiner auffallend einträchtiger als mit einer andern. So wenig unſere Zeit die der großartigen Tugenden und Laſter iſt, ſo wenig iſt ſie die der Innigkeit in Verhältniſſen von Staat zu Staat.

Daher muß die Nothwendigkeit bald eine Umgeſtaltung der Diplomatien herbeiführen, alles Widerſtandes der Höfe ungeachtet. Palaſtintriguen, Staatsſtreiche, Mätreſſenherrſchaft und Vezierate treten vor Mauthtarifen, Gewerbeausſtellungen, Bahnlinien, beſonders aber vor der wechſelnden Stellung der Regierung zur öffentlichen Meinung in den Hintergrund, und die Gemeinſamkeit der Bedürfniſſe, Strebungen und Anſichten aller Regierungen wird allmählich alle Diplomaten in dieſelbe Stellung drängen, in welche der Zollverein die Diplomaten der Regierungen geführt hat, die dieſem beigetreten ſind und ſich gegenſeitig beſchicken. Denn bei der auffallenden Verſchiedenheit im Einzelnen iſt eine Gleichheit aller Regierungen eingetreten in ihren Beziehungen zu zwei Gewalten, welche von allen unabhängig ſich aufgeſtellt haben, zu der Preſſe und zu den Börſen.

Man kann zuverſichtlich behaupten daß die Regierungen welche in den ihnen unterworfenen Landen die Preſſe möglichſt einſchränken, die Correſpondenten der auswärtigen Tagblätter am beharrlichſten verfolgen, käufliche Lobredner am reichlichſten bezahlen, nicht weniger gekannt, nicht unrichtiger beurtheilt werden als die welche die größte mit bürgerlicher Ordnung vereinbarliche Freiheit geſtatten. Ja, das was theilweiſe dennoch durchdringt, beſonders wenn es ihre Schattenſeiten berührt, wird gewiß überall mit eilfertiger Schadenfreude verbreitet und commentirt. Sie ſind alſo durch ihre Vorſichtsmaßregeln eher in Nachtheil als in Vortheil gegen freiere Nachbarn. Bei dieſen kennt der Staatsmann die wahre Sachlage bei jenen ohnehin, der Kaufmann aus dem Börſencurs, und das Volk aus dem ganz einfachen Grunde, weil es glaubt wenn dort alles wäre wie die Regierung wünſcht daß es ſey, ſo würde dieſe nicht verbieten daß man darüber ſchreibe. Wenn demnach in einem Staate das Regieren in gewöhnlichen Zeiten bequemer ſeyn mag mit Cenſur, ſo iſt dem andern durch Preßfreiheit die Bürgſchaft gegeben daß nur Männer von Kopf und Herz ſich an dem Staatsſteuer halten können, und alſo für bedeutende Vorfälle größere Kräfte bereit halten als jene. So gleicht ſich alles ſo ziemlich aus, bis irgendwo ein großer Mann an die Spitze kommt; aber dieſes geſchieht bekanntlich und glücklicherweiſe nicht ſehr oft. Ebenſo herrſcht über alle die Stockbörſe. Sie kann für Augenblicke irregeleitet werden, eine Art Effecten kann durch künſtliche Mittel ſich

Digitized by Google

zur Schwindelhöhe erheben, auf lange aber wird dieſes nie gelingen, und die Regierungen werden dort beurtheilt mit furchtbarer Richtigkeit. Durch die endloſen Anlehen für Eiſenbahnen ſteigt die Gewalt der Börſe in zuſammengeſetztem Verhältniß. Was würde das franzöſiſche Deficit von 1787 jetzt bedeuten? Nie ſind alle Privatvermögen auf ſolche Weiſe an den Gang der öffentlichen Angelegenheiten gekettet geweſen wie ſie jetzt es ſind.

Die Entente cordiale liegt alſo ganz eigentlich in der Unmöglichkeit unter den gegebenen Umſtänden einen Krieg anzufangen, welcher vor einem Jahrhundert unfehlbar aufgelodert wäre bei weit geringerem Zündſtoffe als wir gegenwärtig ſorgfältig bei Seite tragen ſehen. Zwar wünſcht man dem lieben Nachbar im Stillen alles mögliche Böſe, verſpricht ſich deſſen Unglück nach Kräften zu nutzen, bereitet ſich auch hierauf insgeheim vor. Aber die Sachlage gebietet keinen Krieg anzufangen, jede mögliche friedliche Löſung zu verſuchen und, wenn dieſe unmöglich iſt, aufzuſchieben und im Vorläufigen ſich zu bewegen, ſo lange dieſes nur irgend angeht. Denn alle haben das Bewußtſeyn der Unmacht, politiſche, ſociale und religiöſe Fragen zugleich in ihrem Sinne durch phyſiſche Gewalt beantworten zu können, und wiſſen daß bei dem erſten Kanonenſchuſſe welcher in Europa in einem Kriege wird gelöst werden, die Daſeynsfrage für Staaten, Stände, Glaubensformen, ja für die Grundlagen der bürgerlichen Geſellſchaft und Geſittung auftauchen würde. Die entente cordiale iſt die Innigkeit welche gemeinſchaftliche Gefahr auch den widerſtrebendſten Beſtandtheilen einer zufällig zuſammengewürfelten Geſellſchaft aufdringt.

Das franzöſiſche Volk iſt unkluger aber ehrlicher in der offenen Aeußerung ſeines Haſſes und ſeiner Gelüſte als das engliſche. Dieſes kommt neben der natürlichen Unruhe vorzüglich her von dem Gefühle daß die Uebermacht welche Frankreich ſo lange geübt hat, durch Moden und Sprache, durch Politik und Waffen, in unvermeidlich abſteigender Bewegung ſich befinde. In dieſer Lage iſt der ohnehin ruhigere und politiſch durchgebildete Engländer noch nicht.

Wer ſich überzeugen will wie das überall ſich kräftigende Volksbewußtſeyn zu dem freundſchaftlichen Verhältniſſe deutſcher Höfe gegen Rußland ſich verhalte, der höre nur überall die Aeußerungen in allen Ständen und Bildungsſtufen. Neben den bittern Erinnerungen von 1815 her mag einige Furcht vor Einſchreiten in der Richtung gegen Volksfreiheiten, einiger Neid über eine durchgeführte Einheit hier mitſprechen. Sobald Frankreich vermögen würde ſich ſeiner fixen Idee wegen des linken Rheinufers zu entſchlagen, und Sprachgränzen als natürliche Völkergränzen anzuerkennen, ſo würde es in Deutſchland ungleich größerer Sympathien ſich zu erfreuen haben, als Rußland ſelbſt 1812 gefunden hat. Die Ergebniſſe ſeiner Revolution ſind ſehr theuer erkauft, aber großartig und theilweiſe auch für Deutſchland wünſchenswerth.

Das innigſte aus den Herzen der Völker hervorgehende Verhältniß würde entſtehen, wenn das deutſche und das italieniſche Volk in Einheit neben einander wohnen würden. Gleiches Unglück, wechſelſeitiges Ergänzen der Bedürfniſſe, und gerade ſo große Verſchiedenheit in Charakter und Temperament als nöthig iſt den Verkehr für beide nützlich und anmuthig zu machen, würden hier wie nirgends anderswo zuſammentreffen.

Die Stammverwandtſchaft trägt zu den Völkerſympathien nicht nur lediglich nicht bei, ſondern ſie verleiht dem gegenſeitigen Haſſe noch eine ganz beſondere Schärfe. So iſt das Verhältniß der romaniſchen Völker zu einander, das der Holländer und Dänen zu uns Deutſchen, das der Nordamerikaner und Engländer, der Polen und Ruſſen. Gemeinſchaftlicher Kampf für nationale Unabhängigkeit und Befreiung von gemeinſchaftlichem fremdem Joche befreundet Völker inniger als einſeitige Dankbarkeit. Dieſe wirkt drückend auf den Befreiten, und er ſucht ſich derſelben zu entledigen gleich einer Laſt. So die Magyaren den Deutſchen gegenüber. Dagegen iſt das Andenken an erlittenes Uebel unſterblich.

Niemand wird es verkennen daß die innere Ausbildung aller Völker ſeit den letztverfloſſenen dreißig Jahren einen ganz unglaublichen Vorſchritt gemacht, und Erſcheinungen gebracht habe welche früher für rein unmöglich würden erklärt worden ſeyn. Sonderbarer Weiſe geht neben dieſer innern Ausbildung eine äußere Verähnlichung aller Völker und aller geſellſchaftlichen Abſtufungen in denſelben nebenher. Jedes Jahr erweitert den Boden auf welchem Vereine verſchiedener Völker ſich zu gemeinſamen Zwecken verſammeln, und mit Beiſeitſetzung nationaler Antipathien wiſſenſchaftliche oder menſchheitliche Angelegenheiten verhandeln. Die Allgewalt der lateiniſchen Sprache iſt gebrochen, die auf ſie folgende der franzöſiſchen wankt, aber die Weltlitteratur, welche Goethe einſt verkündigte, erhebt ſich langſam aber beharrlich über die Gebildeten der ganzen abendländiſchen Welt, und ſogar über Völker welche noch jüngſt das Studium fremder Sprachen am eigenſinnigſten abgewieſen hatten. Dieſes berechtigt zur Hoffnung daß Nationalhaß und Nationalvorurtheile auch in den untern Schichten der Geſellſchaft ſchwinden werden. Nur wer ſich ſelbſt vollkommen kennt, wird andere richtig beurtheilen. Ohnehin iſt der unglaublich vermehrte Verkehr, der täglich ſich mehr ausdehnende Handel der kräftigſte Träger nationaler wie religiöſer Duldung.

Bei dieſer Sachlage iſt es begreiflich daß keine Regierung durch Verträge für alle Fälle einer mit großen und gründlichen Umbildungen ſchwangeren Zukunft ſich binden will und binden kann. Gerade die früher unerhörte Gemeinſchaftlichkeit der Intereſſen, Schulden, Uebelſtände und Schwierigkeiten verhindert beſondere Verbindungen. Außerordentliche Vorfälle werden durch Protokolle möglichſt ſchnell abgemacht, und wenn die einzelnen Glieder der europäiſchen Staatengeſammtheit in gewöhnlichen Zeiten ſich wie Mitbewerber in demſelben Handelsartikel verhalten, ſo vergeſſen ſie doch nie daß ſie zugleich Mitglieder einer Innung ſind, und wiſſen ſehr wohl wann und in wie weit ſie vorkommenden Falls als ſolche zu handeln haben.

Die organiſche Entwicklung der europäiſchen Völker und die klarere Erkenntniß ihrer weltgeſchichtlichen Berufe tritt meiſt wider Willen oder wenigſtens ohne Wiſſen der Staatsgewalten ein, treibt ihre Wurzeln lange im Verborgenen, und iſt, wenn ſie endlich bemerkt wird, bereits ſo lebenskräftig und erſtarkt daß ſie nicht mehr überwältigt, wohl aber geleitet und benützt werden kann. Hier nun, in der Abweſenheit großartiger Maßregeln, zeitgemäßer Umbildungen liegt, die eigentliche Schwäche unſerer Zeit. Aufſchieben und Umgehen der Fragen wird nie eine Beantwortung derſelben werden, und wenn der deſſen Beruf es wäre als incarnirte Weisheit ſich darzuſtellen, die Antwort ſchuldig bleibt, ſo iſt es nicht zu verwundern wenn andere, vielleicht Unberufene, ſich herausnehmen zu antworten. Ueberall ſehen wir Halbheit der Maßregeln, weder offene Anerkennung noch kräftigen Widerſtand. Preßfreiheit und Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, Volksbewaffnung und Judenemancipation und ſo vieles Andere noch wird auf eine Weiſe behandelt welche nur zu ſehr beweist daß allein äußerer Drang einen Schritt vorwärts erzwingen wird, daß aber die Möglichkeit ſehr willkommen ſeyn würde mit Sicherheit einen Schritt rückwärts thun zu können. Nach den Juliustagen trat die entente cordiale der Völker auf eine Weiſe ans Tageslicht welche die Regierungen nicht hätte überraſchen ſollen, vielleicht aber bei ähnlichen Vorkommniſſen dennoch wieder überraſchen wird.

Digitized by Google

Wodurch ſind die zwei großen weltgeſchichtlichen Strömungen entſtanden von welchen auch wir getragen werden, die Reformation und die Revolution? Lediglich dadurch daß reiner Wille und richtigere Anſicht der Sachlage denen abging welche zur Herrſchaft berufen waren, und auf die übergegangen war welche willig gehorcht haben würden, ſo lange man über ſie auf eine nur erträgliche Weiſe hätte herrſchen wollen. Die überwiegende Mehrzahl aller Völker iſt jeder Gewaltſamkeit abhold, will aber nicht erröthen über die Troſtloſigkeit der öffentlichen Zuſtände. Dieſes reizbare Ehrgefühl muß ſich durch den vermehrten Verkehr noch bedeutend ſteigern. Dankbar und freudig wird jedes Volk eine von der Zeit und den Umſtänden verlangte Gabe empfangen, wenn ſie ehrlich und ungezwungen von der Regierung ihm geboten wird. Wer jetzt lieſt mit welchen beſcheidenen Forderungen jene großen Bewegungen begonnen hatten, wie leicht es geweſen wäre ſie zu beſchwichtigen, der möchte verzweifeln an der Nützlichkeit der Geſchichte. Sie frommt weder dem welcher von ſeiner Macht auch nicht den kleinſten Theil hingeben will, um das Weſentliche ſich zu erhalten und zu ſichern, noch ſchreckt ſie den Weltverbeſſerer ab, welchen die von ihm in Bewegung geſetzte Maſſe erdrücken wird; nur der kalte, klug berechnende, in der Wahl ſeiner Mittel allein den Zweck berückſichtigende Reſervemann ahnet ihre Lehre. Glücklicherweiſe aber ſind die Talleyrand dünn geſäet!

Indeß, ohne den Egoismus zu ſolcher Virtuoſität ausgebildet zu haben, iſt jede Politik ihrem Weſen nach bis jetzt noch egoiſtiſch. Wenn ſie von höherem Standpunkte für den Augenblick auszugehen ſcheint, ſo geſchieht es aus Gleichgültigkeit oder aus dem tiefer liegenden Grunde eigener, für den Augenblick in den Hintergrund tretender Intereſſen. Oft aber werden dieſe in ihrer wahren Geſtalt, in ihrer ſpätern Bedeutung verkannt, und eine Regierung handelt ohne Nöthigung kleinlich und falſch, wo großartiges offenes Handeln an ſeinem Platze geweſen wäre. Wir geben gerne zu daß wegen der oben erwähnten Bedeutung der allgemeinen Fragen dieſes in neuerer Zeit ungleich ſeltener geſchieht als früher, aber die Handelsweiſe der alten Schule iſt bis jetzt weder ausgemerzt noch ſo erſetzt wie die Zeiten es gebieteriſch zu fordern ſcheinen. Noch immer liebt man es nur zu ſehr auf jede Weiſe dem Nachbarn zu ſchaden, ihm Verlegenheiten zu bereiten, die Parteien in deſſen Land zu bearbeiten und ihn auf falſche Wege zu bringen oder wenigſtens in denſelben zu erhalten. Die Diplomatie iſt den Forderungen der Gegenwart häufig nicht nur nicht vorangeeilt, ſondern ſogar hinter denſelben zurückgeblieben.

Die Dringlichkeit der obſchwebenden Fragen, die Unabhängigkeit der thätigſten Kräfte von der Leitung und ſelbſt von dem Einfluſſe der Regierungen, die Abweſenheit organiſativer Ideen (wir nehmen hier mit freudiger Anerkennung den deutſchen Zollverein aus), alle dieſe noch nie dageweſenen Umſtände werden nothwendig auf die Stellung der Regierungen gegen einander einen großen Einfluß üben und die jetzt herrſchende äußerliche Einigkeit in eine Art von wechſelſeitiger Haftung, eine europäiſche Eidgenoſſenſchaft verwandeln müſſen. Was wohl niemals von den Regierungen allein ausgegangen ſeyn würde, wird einestheils aus den Strebungen der Völker welchen jene nachgeben müſſen, theils aus der Nothwendigkeit das eigene Beſtehen durch das Beſtehen Aller zu ſichern hervorgehen, und der ſchöne Traum Bernardins de St. Pierre wird nicht ewig nur ein Traum bleiben. Gerade wie zwiſchen den einzelnen Menſchen die Kraft der Vereine das Unglaubliche täglich hervorbringt, dürfen wir, ja müſſen wir Großartiges nur von der Anwendung des Aſſociationsprincips auf die Regierungen erwarten. Was Monopol ſey, haben wir in den Zeiten Napoleons geſehen; was Mitbewerbung ſey erfuhren wir in den letztverfloſſenen dreißig Jahren; wohin richtiges Verſtehen der wahren Intereſſen des Einzelnen und des Ganzen und vereinte Kräfte führen könnten, das fangen die Völker an zu ahnen, und es iſt Beruf der Regierungen dieſe herrliche Aufgabe nicht Kräften zu überlaſſen, welche von jenen unabhängig oder ihnen gar feindlich geſinnt ſind.

Digitized by Google

Monatblätter

zur Ergänzung

der

Allgemeinen Zeitung.

1845.

März.

Im Verlage und unter Verantwortlichkeit

der

J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Die oceaniſchen Straßen des Welthandels	65
Fernerfahrt im Oetzthale	76
In den Oſtſeeprovinzen Rußlands (Aufzeichnungen eines Eingewanderten)	82
Das Pariſer Journal Asiatique im Jahre 1844	89
Eine Skizze von Smyrna	94
Ueber deutſche Publiciſtik	98
Die letzte hannover'ſche Ständeverſammlung, ihre Thätigkeit und ihre Erfolge	104
Die Ermordung Pauls I	109
Die Synodalverfaſſung in der proteſtantiſchen Kirche (eine Lebensfrage für Kirche, Staat und Wiſſenſchaft)	113
Charles Churchill	119

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Die oceaniſchen Straßen des Welthandels.

I.

Der menſchliche Geiſt hat durch Weckung ſo mancher Kraft die im Schooß der Natur ſchlummerte, gar Großes bewirkt. Die unaufhörlichen und unaufhaltſamen Forſchungen auf dem weiten Gebiete der Natur, und die Fortſchritte deren im Felde der phyſiſchen Wiſſenſchaften täglich neue gemacht werden, ſtellen es in Ausſicht daß der morgende Tag abermals ein helles Licht werde aufgehen laſſen von dem man bisher keine Ahnung hatte, und daß dieſes Licht die Menſchheit erleuchten werde auf der Bahn zu ihrer materiellen Wohlfahrt, die von ihrer intellectuellen und moraliſchen Bildung, von ihrer religiös-ſittlichen Glückſeligkeit unzertrennlich iſt.

Die Dampfkraft — was hat ſie für Veränderungen hervorgebracht! Nichts iſt von ihr verſchont geblieben. Sie hat in den Wirthſchaftsverhältniſſen der Völker chriſtlicher Civiliſation Umwälzungen gemacht wie nie zuvor die Erfindung, die Entdeckung unbekannter Naturkräfte; ſie hat ſich der Induſtrie wie der Landwirthſchaft bemächtigt; und die Dampfmaſchinen, die vor vierzig Jahren in Deutſchland zu den größten Seltenheiten gehörten und, wo ſie ſich fanden, als ein neues Wunder der Welt angeſtaunt wurden, ſie haben ſich ſo vermehrt daß man in gewiſſen Gegenden des deutſchen Vaterlandes, erſteigt man einen hohen Punkt mit weiter Rundſicht, mehr rauchende Feuerthürme erblickt als Glockenthürme, deren harmoniſches Geläute die gläubige und fromme Gemeinde in den Tempel des Herrn ruft.

Und welche Revolution hat die Dampfkraft in unſeren Verkehrsverhältniſſen herbeigeführt! Durch ihre Anwendung auf den mit Gold und Silber erbauten Eiſenſtraßen unſerer Zeit ſind die Entfernungen auf ein Minimum gebracht, faſt Null geworden, und man ſieht einer vielleicht nicht zu fernen Zukunft entgegen wo das Pferd ganz überflüſſig werden wird. Das wäre eben nicht als ein Unglück zu betrachten; denn Equus caballus iſt wahrlich ein Luxusartikel, deſſen Unterhalt mit vielen Koſten verknüpft iſt, die bei ſeiner Verwendung in der Landwirthſchaft lange nicht erſetzt werden. Vor dem Pflug und der Egge, wie vor der Wirthſchaftsfuhre trete an die Stelle des Pferdes überall das Rind, das während ſeiner Lebenszeit und ſelbſt nach dem Tode viel, viel nutzbarer iſt als das Roß, das fortan nur noch zur Befriedigung einer der „nobeln Paſſionen“ vornehmer Herren und leidenſchaftlicher Vollblutzüchter dienen wird.

Der Dampf hat ſich der Verbindungen zu Waſſer bemächtigt. Wie das ſchnaufende Ungethüm der Locomotive auf den ſtarren Schienen daherſtürmt, ſo brechen ſich im beweglichen Element die Schaufelräder der Dampfer Bahn auf reißenden Strömen, auf der ſpiegelglatten Fläche der Landſeen; und Dampfer knüpfen die entgegengeſetzten Küſten der Binnenmeere mit einer Leichtigkeit und Sicherheit an einander daß man, faſt bis auf die Stunde genau, die Zeit vorherbeſtimmen kann wann der jenſeitige Hafen erreicht werden wird.

Die mittelalterlichen Straßen nach Indien werden wieder aufgeſucht, und wohl möglich daß der Weg ums Vorgebirge der guten Hoffnung werde verlaſſen werden. Der Dampf, dieſe unſcheinbare Kraft, treibt das Menſchengeſchlecht auf eine Bahn des Zeitgewinns der, nach dem Maßſtab unſerer bisherigen Begriffe, ans Fabelhafte gränzt. Wenn man Nachrichten aus Bombay, in Indien, vier Wochen ſpäter in den Londoner Zeitungen leſen kann; wenn ein Dampfſchiff in zwölf Tagen von New-York nach Briſtol fährt, ſoll man da nicht ſtaunen über die Macht des Verſtandes, deſſen Herrſchaft über die Kräfte der Natur mit reißender Schnelligkeit zunimmt?

Das Verhängniß will es daß die Erdenge von Suez und das Nildelta in den unmittelbaren Kreis europäiſcher Intereſſen gezogen werde. Die Vorbereitungen dazu ſind getroffen, die Ausführung nur vertagt! Hier iſt die Stelle für einen neutralen Staat oder vielmehr für einen Staat an dem alle Völker Europa’s, verbunden zu Einer Familie, sine ira et studio, verhältmäßigen Antheil haben.

Hier ſtehen wir aber auch an der Gränze der Möglichkeit erfolgreicher Dampfſchifffahrt. Die Verſuche welche im Jahre 1837 gemacht wurden mit Dampf um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Indien zu fahren, ſind nicht wiederholt worden; und die großartigen Unternehmungen des Sirius, des Great Weſtern und des Preſident welche ein Jahr ſpäter zur Verbindung Europa’s mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika auf die Bahn gebracht wurden, ſie haben keine Folge gehabt. Aeolus hat in ſeinem Kampfe mit dem Beherrſcher des Feuers, das ſiedendes Waſſer und Dampf gebiert, den Sieg davon getragen; und die Segelſchifffahrt ihr uraltes, angeſtammtes, hiſtoriſches Recht behauptet, das ſie ſeit den Tagen der Gama und Colombo auf den Oceanen errungen zur Vermittlung des Welthandels und des Verkehrs zwiſchen den Völkern entgegengeſetzter Zonen, entgegengeſetzter Hemiſphären.

Bemerkenswerth aber iſt es daß über die Richtungen welche der Welthandel auf den Oceanen einzuſchlagen hat, im allgemeinen eine ſehr geringe Kenntniß in unſerem Volke verbreitet iſt; daß ſelbſt Handelsherren und Schiffseigenthümer in den Emporien unſeres Seehandels, wie Bremen, Hamburg, Stettin, Danzig,

Digitized by Google

nur ſelten wiſſen welche Wege das Fahrzeug nimmt auf dem ſie die Erzeugniſſe des vaterländiſchen Kunſt- und Gewerbfleißes in die transatlantiſchen Länder verſchiffen, um die Producte des heißen Erdgürtels und der jenſeitigen gemäßigten Klimate, den Kaffee und den Zucker, die Baumwolle und das Farbholz 2c. von drüben her zu uns zu bringen.

Dieſer Mangel einer an ſich ſo wichtigen Kenntniß hat ſeine Quelle in unſeren Schulen. Um nur vom geographiſchen Unterricht zu reden, ſo wird der Kopf unſerer Söhne mit einer Maſſe von Einzelheiten ſo zu ſagen vollgepfropft, die, weil ſie keine Nutzanwendung gewähren, dem Gedächtniß bald wieder entſchlüpft ſind; indeſſen die allgemeineren, die großen Thatſachen der phyſiſchen Erkenntniß der Erdkugel unter den Lehrobjecten der Erdbeſchreibung und der Phyſik in der Regel fehlen, während ſie doch ganz beſonders geeignet ſind das kalte, trockene, ja abſtumpfende Schematiſiren der bisherigen Unterrichtsweiſe in ein lebenskräftiges Bild zu verwandeln, das die Phantaſie des Jünglings auf eben ſo lehrreiche als unterhaltende Weiſe zu beſchäftigen vermag.

Unter den obwaltenden Verhältniſſen dürfte es wohl an der Zeit ſeyn einige unſerer dickleibigen geographiſchen Bücher *) zur Hand zu nehmen, um nach Anleitung derſelben in den Ergänzungsblättern zur Allgemeinen Zeitung einen kurzen Abriß zu geben von den oceaniſchen Straßen des Welthandels; gerade jetzt wo die Vertreter der Landwirthſchaft wie der Induſtrie ihren Ruf laut und überlaut erſchallen laſſen nach Ausbreitung unſerer überſeeiſchen Verbindungen, einen Ruf der auch im Ohr der Staatsmänner und unſerer Regierungen mit Recht ein Echo findet, das durch alle Gaue und Lande deutſcher Zunge hallt und wiederhallt.

Die Schifffahrt auf den Oceanen oder die große Schifffahrt, wie man ſie im Gegenſatz zu der auf den gegenſeitigen Verkehr der europäiſchen Hafenplätze beſchränkten kleinen Schifffahrt nennen muß, dieſe große Schifffahrt hängt ab 1) von der Richtung der Luftſtrömungen oder Winde, d. i. von der Kenntniß der geographiſchen Verbreitung derjenigen Kraft welche ein Schiff in Bewegung ſetzt; 2) aber auch von den Strombewegungen des Meeres.

Wenn es heißt man wiſſe vom Winde nicht woher er komme noch wohin er gehe, ſo iſt das ein Ausſpruch der ſeit den Tagen eines Bacon, eines Hadley mit dem heutigen Zuſtande der Naturkenntniſſe bedingt verſtanden werden muß; denn die Phyſiker lernen es allmählich woher der Wind kommt und wohin er geht; das iſt eine Bemerkung welche der hiſtoriſchen und moraliſchen Autorität der Bibel auch nicht im mindeſten entgegen treten will.

Der Wind entſteht aus Wärmeunterſchieden. Das kann Jedermann beobachten. Man darf nur in einem geheizten Zimmer eine Thüre oder ein Fenſter öffnen, um wahrzunehmen daß die kalte Luft von außen durch den untern Theil der Oeffnung ein- und die warme Luft von innen durch den obern Theil ausſtrömt. Und eben ſo iſt es im Großen: Haben zwei neben einander liegende Gegenden ungleiche Temperatur, ſo ſehen wir in der Nähe des Erdbodens die Luft der kälteren Gegend von dieſer nach der wärmeren fließen, während in den obern Regionen der Atmoſphäre Luftſtröme von der wärmeren Gegend nach der kälteren gehen, um den dort ſtattgehabten Verluſt zu erſetzen. Dieß iſt ein meteorologiſches Geſetz, auf welches die geographiſche Vertheilung der Winde gegründet iſt.

Die kalte Luft der Pole fließt längs des Erdbodens von N. nach S., wird aber auf ihrem Wege nach den Aequatorialgegenden, vermöge der Umdrehung der Erde um ihre Are, von ihrer urſprünglichen Richtung etwas abgelenkt und deßhalb entſteht ein Nordoſtſtrom in der nördlichen, ein Südoſtſtrom in der ſüdlichen Hemiſphäre, und zwar entſchieden ein ſolcher wenn die kalte Luft der Pole in der heißen Zone angelangt iſt, wo ſie die regelmäßigen und beſtändigen Winde bildet die unter dem Namen der Paſſat- oder Handelswinde bekannt ſind.

*) Berghaus Länder- und Völkerkunde, Bd I, deſſen Grundriß der Geographie.

Dort ſteigt in Folge der größeren Wärme die Luft in die Höhe und ſchwimmt in der nördlichen Halbkugel als Südweſt-, in der ſüdlichen Halbkugel als Nordweſtwind in die gemäßigte Zone zurück; und daraus entſteht, indem ſie niederſinkt, in dieſem Gürtel, dem Gebiete der veränderlichen Winde, der Kampf zwiſchen dem Nordoſt und dem Südweſt dieſſeits, zwiſchen dem Südoſt und dem Nordweſt jenſeits des Aequators, aus welchem der Südweſt und der Nordweſt ſiegreich hervorgehen, d. h. der Südweſt hat im gemäßigten Erdgürtel der nördlichen Halbkugel das Uebergewicht über den Nordoſt, und der Nordweſt über den Südoſt in der gemäßigten Zone der ſüdlichen Hemiſphäre.

In der Mitte des Paſſatgürtels befindet ſich in der unmittelbaren Nähe des Aequators, wo die Luft am ſtärkſten erwärmt wird und daher mit einer ſo großen Lebhaftigkeit in die Höhe ſteigt daß der Strom der kalten Polarluft ſeine beſtändige Macht nicht mehr ausüben kann, eine Region veränderlicher Winde und Windſtillen. Dieſer Gürtel der Calmen bildet die Gränze zwiſchen der von der nördlichen und ſüdlichen Hälfte zuſtrömenden kälteren Luft, deren jede für ſich einen Kreislauf vollführt.

Die Gränzen des Paſſatgürtels ſind keine beſtändigen ſondern wechſeln mit dem ſcheinbaren Lauf der Sonne, d. i. mit ihrer Declination. Die Polargränze des Nordoſtpaſſats trifft im atlantiſchen Ocean während der Wintermonate auf 25° nördl. Br., im Frühling und Herbſt auf 28° und im Winter auf 31°. Im Jahresdurchſchnitt iſt die Polargränze des Nordoſtpaſſats bei 28° nördl. und die des Südoſtpaſſats bei 22° ſüdl. Breite. Die Aequatorialgränzen beider Paſſate im atlantiſchen Ocean fallen im

	N.O.Paſſat.	S.O.Paſſat.
Winter auf .	5° ⅔ N.	2° ½ n. Br.
Frühling „ .	5° ¾ „	1° ½ „ „
Sommer „ .	11° ⅓ „	3° ⅓ „ „
Herbſt „ .	10 „	3° ⅓ „ „

Im großen Ocean werden die Polargränzen des Paſſatgürtels im Jahresdurchſchnitt durch 26° nördl. und 23° ſüdl. Breite bezeichnet, während ſeine Aequatorialgränzen nahe dieſelben ſind wie im atlantiſchen Meere. Warum nicht der Aequator ſelbſt die Mitte der Zone der Calmen bildet, rührt von dem Umſtande her daß der Südoſtpaſſat, weil er ſeinen Weg über ein gleichförmiges Medium zurücklegt, mit größerer Kraft weht als der Nordoſtpaſſat welcher über große Continente ſtreicht und dieſen zurückzudrängen ſtrebt, mithin in die nördliche Hemiſphäre tritt.

Erinnert man ſich daß Luftſtrömungen nur aus Temperaturunterſchieden entſtehen, ſo darf man ſchließen: weil der Effect größer iſt, ſo ſey auch der Unterſchied der Wärme zwiſchen dem Aequator und der ſüdlichen Halbkugel größer, als zwiſchen dem Aequator und der nördlichen Hemiſphäre, oder mit andern Worten, die ſüdliche Hälfte der Erde ſey kälter als die nördliche.

Dieſer Schluß wird durch unmittelbare Beobachtung zu einer Thatſache erhoben, die theils in dem längeren Verweilen der Sonne in der nördlichen Hemiſpäre, theils in dem geringeren Flächenraum Landes den die ſüdliche Hemiſphäre enthält, begründet iſt, ſo daß dieſe mithin weniger Wärme ſtrahlt als die länderreichere Nordhalbkugel.

Dieſe Erſcheinung iſt ſo beträchtlich daß wir z. B. unter 45°

Digitized by Google

der Breite in unſerer Hemiſphäre, alſo im Parallel der Girondemündung, auf dem atlantiſchen Ocean im meiſt ſtromfreien Meere eine mittlere Jahreswärme von faſt 15° des hunderttheiligen Thermometers finden, während ſie in der ſüdlichen Hemiſphäre unter dem gleichnamigen Parallel noch nicht volle 10° beträgt — Unterſchied alſo 5°; ja die Wärme von 10°, die dem Parallel von 45° in der ſüdlichen Hemiſphäre angehört, der mit der geographiſchen Breite des mittleren Patagonien correſpondirt, dieſe Wärme finden wir bei uns in der nördlichen Hemiſphäre auf dem atlantiſchen Ocean faſt noch im Parallel von Edinburgh oder genauer in der Breite von 55° N.; während unter der gleichnamigen Breite in der jenſeitigen Hemiſphäre, d. i. unter dem Parallel der Südſpitze von Amerika oder des Kap Hoorn, nur eine mittlere Wärme von 4° herrſcht, die bei uns noch unter der Breite von 62° zwiſchen Island und Norwegens Fiordenküſte gefunden wird.

Dieſe auffallende Verſchiedenheit in der Temperatur beider Hemiſphären gilt jedoch nur vom hohen Meere; nähert man ſich dem Lande, ſo werden in der ſüdlichen Halbkugel die Erſcheinungen den Verhältniſſen auf der nördlichen ähnlicher; jedoch ſind dieſe Verhältniſſe bei der Landarmuth der jenſeitigen Erdhälfte nicht von Einfluß auf das Ganze, und es iſt eine entſchiedene Thatſache daß die ſüdliche Halbkugel bedeutend kälter iſt als die nördliche. Dieß hat denn auch die Folge daß die Polargränze des Südoſtpaſſats dem Aequator viel näher liegt als die Polargränze des Nordoſtpaſſats.

Auch auf dem indiſchen Meere übt der Paſſat ſeine Herrſchaft aus, aber nur in der ſüdlichen Hemiſphäre, daher als Südoſtpaſſat, und zwar zwiſchen den Parallelen des 28° und 10° ſüdlicher Breite. Von dem zuletzt genannten Parallel bis ins Binnenland von Indien und China herrſchen dagegen die periodiſchen Winde, die unter dem Namen der Monſune, Manſune oder Mouſſons bekannt ſind, was ſo viel als Winde die mit den Jahreszeiten abwechſeln bedeutet.

Dieſe Monſune verdanken ihr Daſeyn der geographiſchen Stellung und Lage des feſten Landes über welches der ſcheinbare Lauf der Sonne geht; denn da die langgeſtreckten Küſten des öſtlichen Afrika, von Arabien, Perſien, Indien und China bedeutend erwärmt werden wenn die Sonne nördliche Declination hat oder ſenkrecht über jenen Ländern ſteht, ſo erfolgt daſelbſt ein lebhaftes Aufſteigen der Luft, daher ein Mangel an derſelben, der, zur Wiederherſtellung des Gleichgewichts, durch kältere vom Meere kommende Luft erſetzt wird, und der Strom der dieſe herbeiführt, muß, nach der Stellung des Landes zum Meere, eine ſüdweſtliche Richtung haben. Dieß iſt der Südweſtmonſun, der in den Monaten April bis October herrſcht. Geht dagegen die Sonne in ihrem ſcheinbaren Laufe nach der Herbſtnachtgleiche in die ſüdliche Hemiſphäre über, ſo erfolgt hier in dieſer Halbkugel das Aufſteigen des Aequatorialſtroms; das Land auf der Nordſeite des Aequators wird kühler und die auf ihm ruhende Atmoſphäre dichter; dann entſteht in der nördlichen Hemiſphäre ein Nordoſtmonſun, der gegen die erwärmten Theile am Aequator ſtrömt und bis zum Frühlingsäquinoctium dauert.

Dieſer jahreszeitliche Wechſel des Südweſt- und des Nordoſtmonſuns hat ſeine geographiſche Verbreitung zwiſchen dem Aequator und, jenſeits des Wendekreiſes des Krebſes, bis 30° und 40° nördlicher Breite; und er reicht von den Oſtküſten Afrika's bis zu den Küſten von Indien, Ceylon, China und den philippiniſchen Inſeln, ja ſein Einfluß erſtreckt ſich, obwohl minder beſtändig, bis zur Inſelreihe der Mariannen oder Ladronen, ſo wie bis zu den Küſten von Japan und dem japaniſchen Meere.

In der ſüdlichen Hemiſphäre zwiſchen dem Aequator und dem Parallel von 10° ſüdlicher Breite oder der Aequatorialgränze des Südoſtpaſſats herrſchen die Monſune ebenfalls, aber hier iſt, nach dem Geſetz des Kreislaufs der Luftſtrömungen, ihre Richtung ſüdöſtlich in den Monaten April bis October und nordweſtlich in der andern Hälfte des Jahrs, auch ſind ſie großen Unregelmäßigkeiten unterworfen.

Der Schauplatz ihrer Thätigkeit iſt das Meer zwiſchen dem nordöſtlichen Theil von Madagascar und der nordweſtlichen Küſte des Continents von Auſtralien. Am regelmäßigſten und ſtärkſten wehen ſie auf der Oſtſeite: im Borneo- oder Javameere, in den Gewäſſern von Timor, der Molucken, der Bandainſeln und von da weiter gegen Oſten nach Neuguinea; und auf der Weſtſeite: im Canal von Moſambique.

Die Monſune *) ſind alſo nur eine Abänderung des Paſſats, der ſich, in Verbindung mit den veränderlichen Winden außerhalb der Tropen, auf das Eingangs erwähnte meteorologiſche Geſetz, das man in der Phyſik das Drehungsgeſetz nennt, zurückführen läßt.

An die Stelle ſtrenger Regelmäßigkeit und Beſtändigkeit, welche die Winde des heißen Erdgürtels auszeichnen, tritt in den gemäßigten Zonen zwar das Princip der Veränderlichkeit, nichts deſto weniger erkennt man in dieſem Princip, das durch den Kampf des Stromes kalter Luft, oder des Polarſtromes, und des Stromes warmer Luft, oder des Aequatorialſtroms, ausgedrückt iſt, eine gewiſſe, ja beſtimmte Regelmäßigkeit, ſo zwar daß jener Kampf oder der Wechſel des Windes nach einer regelmäßigen Folge ſtattfindet. Wenn nämlich bei uns in der nördlichen Hemiſphäre der Wind eine Zeitlang aus N. geweht hat, ſo geht er der Regel nach nicht nach N.W. ſondern nach N.O. und durch O. S. W. nach N. zurück. In der ſüdlichen Halbkugel dagegen fließt der Polarſtrom in der Richtung von S. über O. N. W. nach ſeinem Anfangspunkt zurück.

Dieſe meteorologiſchen Erſcheinungen der Luftſtröme ſind, obwohl ſie von den Seefahrern ſeit der Entdeckung der neuen Welt in beiden Hemiſphären wahrgenommen worden ſind, obwohl die Phyſiker nur die Erfahrungen der Windmüller zu Rathe zu ziehen brauchten, und obwohl Lampadius vor ſchon vierzig Jahren denſelben Gang des Windes durch ſeine Beobachtungen in Freiberg in Sachſen beſtätigt fand, dennoch erſt in neueſter Zeit ins Klare gebracht worden; und Dove in Berlin hat ſich in unſern Tagen das große Verdienſt erworben den in Rede ſeyenden Gegenſtand als allgemeine Regel, unter dem Namen des Drehungsgeſetzes, zur Evidenz zu erheben. **)

Außer den periodiſchen Winden, welche eine jährliche Periode befolgen, gibt es aber auch die alternirenden Winde in der täglichen Periode. Es iſt der Wechſel zwiſchen Land- und Seewind, der insbeſondere den Inſeln und Küſtengebieten der heißen Zone eigenthümlich iſt und das Entſtehen der Luftſtrömungen aus Tem-

---

*) Einen ähnlichen an die Jahreszeiten gebundenen Wechſel der Luftſtrömungen finden wir noch in andern Gegenden der Erde, aber nirgends iſt er ſo deutlich ausgeſprochen als in Indien. Jene Gegenden ſind die Küſte von Guinea, die braſilianiſche Küſte, das weſtliche Geſtade von Mexico und das mittelländiſche Meer und ſeine Küſtenländer, woſelbſt im Sommer nördliche, im Winter ſüdliche Winde vorherrſchen.

**) Von dem Drehungsgeſetze ſind die mittleren Veränderungen der meteorologiſchen Inſtrumente abhängig, die in der nördlichen Halbkugel folgendermaſſen erfolgen: Das Barometer fällt bei O., S.O. und S.Winden, geht bei S.W. aus Fallen in Steigen über, ſteigt bei W., N.W. und N.Winden und geht bei N.O. aus Steigen in Fallen über. — Das Thermometer ſteigt bei O., S.O. und S.Winden, geht bei S.W. aus Steigen in Fallen über, fällt bei W., N.W. und N.Winden, und geht bei N.O. aus Fallen in Steigen über. In der ſüdlichen Halbkugel findet dem Drehungsgeſetze zufolge der umgekehrte Fall ſtatt.

Digitized by Google

peraturdifferenzen aufs neue darthut. Der Seewind weht am Tage von der kühleren See gegen das erwärmte Land, der Landwind in der Nacht vom kühleren Lande gegen das wärmere Meer; hat aber die Luft über dem Lande und über dem Meere gleiche Temperatur, ſo entſteht eine Windſtille, die nach der Beſchaffenheit der täglichen Temperaturkurve zweimal, einmal Vormittags, das anderemal Nachmittags eintritt. Dieſe alternirenden Winde erſtrecken ſich nicht über zwei bis drei Meilen von der Küſte. Bei iſolirten Inſeln gehen ſie von dem Mittelpunkte derſelben aus, und kehren zu demſelben zurück.

Spuren dieſer Winde zeigen ſich auch in der gemäßigten Zone: ziemlich deutlich noch im mittelländiſchen Meere längs der franzöſiſchen und italieniſchen Küſten und bis zur Inſel Candia, dann auch in England und an der Oſtſee wo in heißen Sommern ſie bei Danzig und Pillau ſehr merklich zu ſeyn pflegen; ja ſogar in der kalten Zone hat man ſie an der Oſtküſte von Grönland bemerkt. Merkmale dieſer Wechſelwinde in der täglichen Periode zeigen ſich auch an den größern Landſeen, ſo wie endlich auf dem Lande ſelbſt, im Austauſch der verſchiedene Temperaturen beſitzenden Luftmaſſen über hohen, mit Schnee und Eis bedeckten Gebirgen und der an ihrem Fuß liegenden heißen Thäler und Ebenen.

Diejenigen heftigen und im Wirbel ſich fortpflanzenden Luftbewegungen, welche ſtets als Begleiter electriſcher Exploſionen auftreten, nennen wir Orkane. Ihre geographiſche Verbreitung iſt an gewiſſe Gegenden der Erde gebunden, die innerhalb der Wendekreiſe und in deren Nachbarſchaft außerhalb derſelben liegen. Dahin gehören Weſtindien und die Oſtküſte von Nordamerika bis nach Neufundland hinauf; die Weſtküſte von Afrika, namentlich Sierra-Leone und Senegambien; die Straße von Moſambique, die Inſeln Madagascar, Mauritius und Bourbon und oſtwärts dieſer Inſeln innerhalb der Gränzen des Südoſtpaſſats bis zum Meridian von Sumatra's Mitte; die Küſte von Indien, beſonders im Meerbuſen von Bengal, und die nördliche Hälfte des chineſiſchen Meeres und darüber hinaus bis oſtwärts von den Marianen und den Küſten von Japan, woſelbſt die Orkane unter dem chineſiſchen Namen Tei-Fun (großer Wind) bekannt ſind.

Von dieſen Erſcheinungen ſind die Stürme der gemäßigten Klimate in ſofern verſchieden als ſie nicht von Gewittern begleitet zu ſeyn pflegen; beide Phänomene entſtehen aber aus derſelben Urſache, aus der Störung des Gleichgewichts der Atmoſphäre, erzeugt durch niedrige Temperatur in der einen und hohe Temperatur in der andern Gegend derſelben Hemiſphäre, was zwei ſchnellfließende Ströme zur Folge hat, durch deren Contact eine wirbelförmige Bewegung hervorgebracht wird. Findet der Contact beider Luftſtröme in der Nähe der Erdfläche ſtatt, ſo haben wir einen Sturm, deſſen Bahn zuweilen eine ſo bedeutende Erſtreckung haben kann daß ſie in der nördlichen Hemiſphäre von den amerikaniſchen Küſten quer über den nordatlantiſchen Ocean bis tief ins Innere von Europa reicht.

Unter den Gegenden der Erde wo Stürme ſehr oft vorkommen, ſind der Golfſtrom, der Gürtel der veränderlichen Winde und Windſtillen zwiſchen den Paſſaten, und ganz beſonders die Gegend um das Cap Hoorn zu nennen, wo zur Sommerszeit bei den hervorſtrömenden Eismaſſen des antarctiſchen Pols ein faſt beſtändiger Contact von Luftſtrömen entgegengeſetzter Temperatur ſtatt findet. Ganz ſturmfrei dagegen ſind die Paſſatgürtel auf hoher See im atlantiſchen und im großen Ocean, was namentlich von demjenigen Theile des ſtillen Weltmeeres gilt, der zwiſchen der amerikaniſchen Küſte und dem Meridiane der Sandwich- und Marqueſasinſeln belegen iſt.

Um es kurz zu wiederholen, ſo findet beim Austauſch der Luftſchichten entgegengeſetzter Temperatur ein beſtändiger Kreislauf ſtatt, der in der nördlichen Halbkugel von N. über O., S. und W. nach N., in der ſüdlichen Halbkugel dagegen von S. über O., N. und W. nach S. ſeinen Weg nimmt. Dort hat in der heißen Zone der Nordoſtpaſſat die Herrſchaft, und in der gemäßigten Zone der als Südweſtwind zurücklaufende Paſſat oder Aequatorialſtrom das Uebergewicht über den Polarſtrom; in der ſüdlichen Hemiſphäre tritt dagegen dieſer zurücklaufende Südoſtpaſſat als Nordweſtwind auf. Vergegenwärtigen wir uns noch das Verhalten der Monſune oder veränderlichen Paſſate und betrachten dabei irgend eine allgemeine Erdkarte, wozu ſich im Beſondern die betreffenden Blätter aus der meteorologiſchen und hydrologiſchen Abtheilung des phyſikaliſchen Atlas eignen *), ſo erhält man eine klare Anſicht von der Richtung der oceaniſchen Schifffahrtswege auf denen ſich der Welthandel bewegt.

Hierbei iſt aber noch ein anderes Phänomen zu berückſichtigen, das Phänomen der Strombewegungen des Meeres. Die Fallthätigkeit des Waſſers, daher das Fließen der Ströme, wird auf dem Lande durch die Neigung des Bodens bedingt. Nicht ſo im Meere, deſſen Ströme einen andern Grund haben, indem ſie entweder, und zwar hauptſächlich, durch einen äußeren Stoß oder durch eine Verſchiedenheit in der Wärme aneinander gränzender Waſſermaſſen hervorgebracht werden. Der äußere Stoß wird aber durch den Luftſtrom erzeugt, und da dieſer ſeine Quelle in der Temperaturdifferenz hat, ſo läßt ſich ſagen daß die Strömungen des Meeres allgemein durch Wärmeverſchiedenheiten bedingt ſind.

Bei den Strömungen ſind vornehmlich drei Geſichtspunkte ins Auge zu faſſen: 1) Ihre Richtung nach Angabe der Weltgegend, wohin die Bewegung des Waſſers geht; 2) ihre Geſchwindigkeit oder die in Meilen ausgedrückte räumliche Bewegung des Waſſers innerhalb eines gegebenen Zeitabſchnittes, z. B. innerhalb einer Stunde oder innerhalb eines Tages, und 3) die Temperatur, welche den von den Strömungen herbeigeführten Waſſern eigenthümlich iſt. Der zuletzt genannte Geſichtspunkt hat beſonders ein phyſikaliſches Intereſſe, obwohl auch er, bei der Schifffahrt berückſichtigt, in vielen Fällen von praktiſcher Wichtigkeit iſt. Richtung und Geſchwindigkeit der Strömungen ſind es aber vorzugsweiſe, welche in der Navigation maßgebend bleiben.

Der Richtung nach unterſcheidet man zwei Hauptarten von Strombewegungen des Meeres: nämlich Polarſtrömungen die in der Richtung der Meridiane von den Polen nach dem Aequator gehen; und Aequatorialſtrömungen, welche in der Richtung der Parallelkreiſe von O. nach W. fließen. Jene entſtehen aus dem Streben des Fluidums ſich ins Gleichgewicht zu ſetzen: denn da in den tieferen Breiten, in Folge des daſelbſt verbreiteten größeren Wärmequantums, eine ſtärkere Verdampfung ſtatt findet, ſo treibt das kältere Waſſer der Polargegenden nach dem Aequator, um den durch die Ausdünſtung entſtandenen Verluſt zu erſetzen. Hier aber zu beiden Seiten des Gleichers innerhalb der Wendekreiſe und noch außerhalb derſelben folgt die Waſſerfläche dem Impulſe beſtändiger Winde die ſie von O. nach W. treiben, eine Folge der Rotation der Erde, welche alſo mittelbar auf die Bewegung des Meeres wirkt; aber ſie thut es, obwohl in kleinerem Maße, auch unmittelbar, indem bei der Drehung um die Achſe

*) Phyſikaliſcher Atlas von Berghaus, I Abth. Meteorologie: Nr. 7. Windkarte der Erde; Nr. 8. Die Luftſtrömungen auf dem nordatlantiſchen Ocean im weſtlichen Gebiet der Alten und im öſtlichen Gebiet der Neuen Welt. — II Abth. Hydrologie. Nr. 3. Der atlantiſche Ocean, Nr. 4 Der große Ocean; Nr. 5. Das Indiſche Meer, eine jede dreier Karten zur Ueberſicht der Meeresſtrömungen der Temperatur und der Handelsſtraßen.

Digitized by Google

das Waſſer, als verſchiebbare Materie, hinter dem Schwunge, der unter den Tropen am ſtärkſten iſt, zurückbleibt und daher der Bewegung der Erde entgegengeſetzt nach Weſten treibt.

Dieſe allgemeinen Stromrichtungen erleiden indeß, nach der Stellung der Oceane zu den Continenten und ihren Küſten, ſo wie durch meteoriſche Einflüſſe ſo manchfaltige Abänderungen, daß ſie nur in wenigen Fällen ſcharf hervortreten, was namentlich von den Aequatorialſtrömungen gilt.

Der Geſchwindigkeit nach unterſcheidet man ebenfalls zwei Arten von Strömungen. Die erſte Art, welche bloß der Effect des Windes auf die Oberfläche des Waſſers iſt und eine langſame Bewegung, ein ſchwaches Treiben derſelben hervorbringt, iſt die Driftſtrömung; die zweite Gattung aber, aus der Waſſermaſſe beſtehend die von der erſten Stromgattung in Einem Bette verſammelt worden iſt, in welchem ſie ihren Weg wie ein ungeheurer Strom mitten durch den Ocean mit großer Geſchwindigkeit fortſetzt, iſt der See- oder Meeresſtrom; während unter dem Ausdruck Strömung das ganze Phänomen verſtanden wird. Der Meeresſtrom kann 75 Meilen und darüber breit und oft ſo tief ſeyn daß er von Bänken, die 300 Fuß unter dem Waſſerſpiegel liegen, in ſeinem Laufe abgelenkt wird, wobei er mit einer Geſchwindigkeit fließt, welche die der Hauptſtröme des feſten Landes in dem gewöhnlichen Verhalten ihres Waſſerſtandes bisweilen übertrifft. Auf dieſen Strom übt daher der Wind keinen Einfluß aus, wenigſtens nicht auf die Hauptmaſſe, obgleich es wohl an ſeinen Rändern der Fall ſeyn kann.

Was die Strombewegungen des atlantiſchen Oceans anbelangt, ſo ſind ſie bei der eigenthümlichen, thalähnlichen Bildung desſelben manchfaltigen Veränderungen unterworfen und zerfallen demgemäß in eine große Menge partieller Strömungen, die ſich auf folgende zurückführen laſſen:

Zuerſt tritt uns, wenn wir uns an das Südende des afrikaniſchen Erdtheils ſtellen, die ſüdatlantiſche Strömung entgegen, die vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis zum Wendekreis des Steinbocks längs der Küſte von Afrika und mit dieſer parallel, daher nördlich, ſpäter aber noch mehr weſtlich fließt, als eine Drift von $4\frac{3}{4}$ deutſchen Meilen Geſchwindigkeit innerhalb 24 Stunden, bis ſie an der Congoküſte und der Mündung des Zahirefluſſes zu einem mächtigen, ſehr ausgedehnten Meeresſtrom wird, der als —

Aequatorialſtrömung anfangs auf der Südſeite, darauf aber zu beiden Seiten des Erdgleichers von Oſten nach Weſten quer über den Ocean fließt mit einer Geſchwindigkeit, welche im Durchſchnitt 15 deutſche Meilen an einem Tage beträgt, zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Stellen aber auch bis auf $\frac{3}{4}$ Meilen in einer Stunde wächst. Von der Zone der Calmen mehrentheils in zwei Hälften, eine ſüdliche und eine nördliche, getrennt, ſpaltet ſich dieſer Strom entſchieden da, wo er auf die amerikaniſche Küſte trifft, in zwei Arme, von denen der eine längs der braſilianiſchen Küſte nach Süden, der andere aber in W.N.W. Richtung längs der Küſte von Guiana nach den Antillen fließt und in dieſem Arme eine Länge von ungefähr 1000 deutſchen Meilen erreicht. In der Mitte des großen Oceanthals, mitten zwiſchen der alten und neuen Welt, tritt dieſer äquatoriale Strom über ſeine Ufer und überſchwemmt, mit geringer Geſchwindigkeit fließend, den centralen Theil des nordatlantiſchen Oceans bis jenſeits des Parallels von 10° nördl. Breite. Im nördlichen Thale der atlantiſchen Paſſatregion herrſcht eine Driftſtrömung die mit einer Geſchwindigkeit von $2\frac{1}{2}$ deutſchen Meilen in 24 Stunden, dem Impulſe des Nordoſtwindes folgend, nach S.W. fließt und, ſowie die Hauptaquatorialſtrömung, durch die Meeresſtraßen welche die kleinen Antillen ſcheiden, in — das caribiſche Meer dringt, von dem es ſchwer zu ſagen iſt ob man das Ganze als einen Meeresſtrom oder als ein in Bewegung ſeyendes Meer betrachten müſſe. Die gegen Weſten gerichtete Bewegung dieſes Meeres erfolgt mit einer Geſchwindigkeit von 7 bis 8 deutſchen Meilen innerhalb eines Tages, und ſetzt, nachdem ſie an die Moskitoküſte ſtoßend eine Gegenſtrömung erzeugt hat, die erſt gegen Süden, darauf gegen Oſten längs der Küſte der Terrafirma fließt, durch die Straße von Jucatan in den mexicaniſchen Meerbuſen, wo die Waſſermaſſen einen Kreislauf um die ganze Küſte beſchreiben, bis ſie am weſtlichen Ende der Inſel Cuba den Urſprung des berühmteſten Meeresſtroms bilden, nämlich des Florida- oder Golfſtroms, der in dem Meerbuſen von Mexico ſein nie verſiegendes Reſervoir hat.

Der Golfſtrom rauſcht durch den engen Canal von Florida, während der längſten Zeit des Jahres mit einer Geſchwindigkeit, welche der eines großen ſchiffbaren Landſtromes gleichkommt; denn ſie beträgt in den Monaten Februar und Auguſt 18 bis 20 deutſche Meilen innerhalb 24 Stunden, im Monat October dagegen nur $9\frac{1}{4}$ deutſche Meilen. Dieſe Beſtimmungen gelten für die ganze Ausdehnung des Golfſtroms in der Floridaſtraße, vom Eingang derſelben an der Weſtſpitze von Cuba bis über die Mündung hinaus im Parallel von 31° nördl. Breite. Es gibt aber auch Strecken wo die Geſchwindigkeit auf 30 Meilen am Tage ſteigt, d. h. hier wird ein Schiff in einer Stunde um $1\frac{1}{4}$ Meile weit fortgeriſſen. Der Strom folgt der Richtung der engen Straße, zuerſt gegen Oſten, dann gegen Norden, und in der zuletzt genannten Richtung bleibt er, vom Stoß der nachdrängenden Waſſermaſſen getrieben, bis zum Parallel von 31°, wo die nordamerikaniſche Küſte eine nordöſtliche Direction gewinnt, der er in dem bisherigen ſchmalen Bette bis zum Cap Hatteras parallel bleibt. Von hier an erweitert ſich das Bette des Golfſtroms zu einer außerordentlichen Breite, die allmählich bis auf 150 deutſche Meilen ſteigt. Sodann wird auch die Normalrichtung eine öſtliche bis der Strom die große Fucus-Bank von Corvo und Flores oder die Sargaſſoſee erreicht, wo die Waſſermaſſe, von den kalten Waſſern der arktiſchen Polarſtrömung gedrängt, ſüdöſtlich und zuletzt ſüdlich fließt, nachdem ſie die beiden genannten Inſeln des Azoren-Archipelagus umfloſſen hat. Hier iſt der regelmäßige, der gewöhnliche Erguß des Golfſtroms, der nun, nachdem er im offenen Ocean mit einer mittleren Geſchwindigkeit von 9 deutſchen Meilen in 24 Stunden gefloſſen iſt, mit der Driftſtrömung des Nordoſtpaſſats ſich vermengt. Doch hat es ſich, obwohl ſelten, ereignet daß der Strom bei großer Waſſerfülle ſein gewöhnliches Bette überſtiegen hat, und in öſtlicher und nordöſtlicher Richtung bis an die europäiſchen Küſten fortgefloſſen iſt.

Aus der arktiſchen Polarſtrömung, die auf die oceaniſchen Straßen des Welthandels von verhältnißmäßig geringem Einfluß iſt, entſpringt die nordatlantiſche Driftſtrömung, welche gegen die Küſten von Europa, namentlich gegen die brittiſchen und ſcandinaviſchen Weſtküſten zieht, aber auch zwiſchen den Azoren und der Küſte von Portugal die Waſſer ſo häuft, daß dieſe in der Richtung der canariſchen Inſeln ſich entladen, und als nordafrikaniſche Strömung mit einer Geſchwindigkeit von 6 deutſchen Meilen in einem Tage bis in den Hintergrund des Meerbuſens von Guinea fließen, wo ſie ſich unter dem Aequator mit der ſüdatlantiſchen und der großen Aequatorialſtrömung vermengen.

Letztere ſpaltet ſich, wie ſchon erwähnt wurde, an der ſüdamerikaniſchen Küſte in einen nördlichen und ſüdlichen Zweig. Der zuletzt genannte fließt als braſilianiſche Strömung mit einer mittlern Geſchwindigkeit von etwa 5 deutſchen Meilen in einem

Digitized by Google

Tage bis über den Wendekreis des Steinbocks hinaus, und wird, nachdem die ſchwache Driftſtrömung des Südoſtpaſſats ihn verſtärkt hat, hauptſächlich durch die aus dem Süden, vornehmlich vom Cap Hoorn kommenden Polarſtrömungen gegen Oſten abgelenkt, wodurch die ſüdliche Verbindungsſtrömung entſteht, vermöge deren einerſeits die Waſſer des atlantiſchen Oceans, andererſeits die des antarktiſchen Meeres in das indiſche Meer geführt werden, indem jene vom Cap der guten Hoffnung den Kreislauf dahin zurück über den Aequator und längs der braſilianiſchen Küſte beſchreiben.

Im großen Ocean ſind die Strömungen einfacher und entſprechen dem urſprünglichen Zuſtande, dem Vorwalten der Polar- und Aequatorialſtrömungen, viel mehr als die Strombewegungen des atlantiſchen Oceans, weil das Becken des ſtillen Weltmeers einen größeren Raum darbietet, auf dem jener urſprüngliche Zuſtand zur Ausbildung kommen kann. Wir haben hier in der That, als charakteriſtiſches Merkmal der oceaniſchen Strombewegung, nur die Polar- und die Aequatorialſtrömung.

Die Polarſtrömung ſtößt als antarktiſche Drift zwiſchen den Parallelen von 50 und 40° ſüdl. Breite auf die Weſtküſte von Amerika, und ſpaltet ſich hier in zwei Arme, von denen der eine ſüdlich und um das Cap Hoorn in den atlantiſchen Ocean geführt wird, der andere aber nördlich fließt, ſtets längs der Küſte von Chili und Peru, und ſo die peruaniſche Strömung bildet, welche erſt unfern des Aequators die Küſte verläßt und ſich weſtwärts wendet, um ſich in —

die allgemeine Aequatorialſtrömung des großen Oceans zu ergießen, deren nördliche und ſüdliche Begränzung mit den Polargränzen des Paſſats zuſammenfällt. Dieſe Strömung reicht auf der Nordſeite des Aequators bis an die Küſten von Aſien, wo ſie auf die Inſeln Tai-wan oder Formoſa und Luzon ſtößt; auf der Südſeite des Gleichers aber, da wo ſie die Inſelreihe der neuen Hebriden trifft, wird ſie von der Stellung dieſer Inſeln, in Verbindung mit dem herrſchenden Paſſate, gezwungen eine nordweſtliche Richtung anzunehmen, wodurch eine eigene Driftſtrömung gebildet wird, die man nach ihrem erſten Entdecker Roſſell's Drift nennt. Und in dem Raume des großen Oceans, der zwiſchen dem Aequator und dem Archipelagus der Carolinen liegt, verwandelt ſich die bis dahin conſtante Richtung des Stroms in eine periodiſch abwechſelnde Weſt- und Oſtrichtung, die von den Monſunen Indiens bedingt wird, deren Herrſchaft bis in dieſe Gegenden des ſtillen Oceans reicht.

Außerhalb des Nordoſtpaſſats waltet im großen Ocean eine ſchwache Driftſtrömung die, dem Impulſe des herrſchenden Windes folgend, die Waſſer von Aſien nach Amerika treibt. Dieſe nördlichen Gegenden des ſtillen Oceans liegen außerhalb des Bereichs des Welthandels: da iſt auf der Weſtſeite das dem europäiſchen Verkehr verſchloſſene Reich Japan, und auf der Oſtſeite die unwirthbare und unbewohnte Küſte des nordweſtlichen Amerika, die nur für den Pelzhandel von Bedeutung iſt; und dieſer iſt ein Monopol der Nordamerikaner und Engländer, vornehmlich aber gegenwärtig der Ruſſen, die ihn jetzt noch, obwohl an der Nordweſtküſte tief in Verfall gerathen, von Sitcha aus betreiben.

Der Golfſtrom im atlantiſchen und der peruaniſche Küſtenſtrom im ſtillen Ocean ſind in thermiſcher Beziehung dadurch bemerkenswerth daß ſie einen Gegenſatz bilden, indem jener das warme Waſſer der Tropen in dem gemäßigten Gürtel des atlantiſchen Meeres, dieſer dagegen das kalte Waſſer des antarktiſchen Polarmeeres in der heißen Zone des großen Weltmeeres ergießt. Dieſes für die Lehre von der Verbreitung der Wärme auf der Erde höchſt beachtenswerthe Phänomen kommt auch in der Schifffahrt zur Nutzanwendung, indem der Seefahrer nur die Temperatur des Seewaſſers zu unterſuchen braucht, um die Ueberzeugung zu gewinnen ob er ſich innerhalb oder außerhalb einer dieſer Strömungen befindet.

Im indiſchen Meere ſtellen ſich zwei Syſteme von Strombewegungen heraus. In der nördlichen Hälfte dieſes Meers, welche ſüdlich vom Parallel des 10° ſüdl. Breite begränzt wird, und in allen ſeinen Binnenmeeren herrſchen periodiſche Strömungen, die vom Wechſel der Monſune abhangen. In der ſüdlichen Hälfte aber welche dem regelmäßig und beſtändig wehenden Südoſtpaſſat ausgeſetzt iſt, herrſcht, von dieſem geſtoßen, eine conſtante nordweſtliche Driftſtrömung, die anfangs auf der Seite von Auſtralien und in der Mitte zwiſchen Auſtralien und Afrika ein ſehr breites Bette hat, das aber allmählich ſchmäler wird, indem ſich das ſüdliche Ufer der Nordſpitze von Madagaskar nähert. Dieſe Paſſatdrift iſt mitten im Meere ſchwach, da das Maximum ihrer Geſchwindigkeit höchſtens 7 deutſche Meilen in einem Tage beträgt; in der Verengung nördlich von Madagaskar hat aber das Strombette die ganze Waſſermaſſe des ſüdlichen indiſchen Meeres angeſammelt, was eine Vergrößerung der Geſchwindigkeit zur Folge hat, die hier auf 12 bis 15 deutſche Meilen innerhalb 24 Stunden ſteigt. Mit dieſer Geſchwindigkeit rauſchen die Waſſer um das Cap Ambra, Madagaskars nördlichſtes Vorgebirge, und ſtrömen in den Canal zwiſchen dieſer Inſel und dem feſten Lande von Afrika, um — die Moſambiquer Strömung zu bilden, die mit großer Schnelligkeit, wodurch ein Schiff zuweilen 1½ deutſche Meilen in der Stunde fortgeriſſen wird, längs der afrikaniſchen Küſte gegen Süden zieht, woſelbſt ſie in der Nähe des Cap Padron durch eine andere Strömung verſtärkt wird, welche von der Südſpitze Madagaskars herabkommt. Beide vereinigt ſetzen den Lauf gegen Süden fort, und bilden zuletzt den Capſtrom, der mit derſelben Gewalt wie der Golfſtrom in der Straße von Florida, und eben ſo wie dieſer warmes Waſſer führend, längs des ſüdlichen Randes der Nadelbank und um das Vorgebirge der guten Hoffnung, theils weſtlich in den atlantiſchen Ocean, theils von der erwähnten Bank gegen Süden geworfen und von den herrſchenden Nordweſtwinden getrieben, wieder umkehrt, um die rücklaufende Strömung hervorzubringen welche, von der ſüdatlantiſchen Verbindungsſtrömung vermehrt, in den ſüdlichen Gegenden des indiſchen Meeres als ſchwache Drift verſchwindet.

Der große Einfluß der Meeresſtröme auf die Schifffahrt läßt ſich aus der Thatſache beurtheilen, welche Capt. Sabine anführt, der auf ſeiner Reiſe von Sierra Leone nach New-York faſt den fünften Theil des Weges mit Hülfe der Strömungen zurücklegte: auf 2250 deutſchen Meilen war ſein Schiff 400 deutſche Meilen weit von den Meeresſtrömen bewegt worden. Und auf der Fahrt von Callao de Lima quer über den großen Ocean, bei den Sandwichinſeln vorüber, bis zu den Canälen zwiſchen Formoſa und Luzon ſind Fälle vorgekommen daß die Prinzeß Louiſe, das preußiſche Seehandlungsſchiff, an 240 deutſche Meilen von der Strömung getrieben worden, d. h. ſie legte den zehnten Theil der Reiſe mit Hülfe dieſer Bewegung zurück.

Wenn wir uns nun erinnern daß die großen Straßen in den Oceanen, auf denen ſich der Handelsverkehr der geſitteten Völker bewegt, von den Winden und Meeresſtrömen abhangen, ſo werden die Geſetze, denen dieſe Bewegungen der elaſtiſch- und tropfbarflüſſigen Erdhülle unterworfen ſind, auch maßgebend ſeyn für die Wege die durch die Waſſerwüſte führen.

Verſuchen wir es jetzt, diejenigen nachzuweiſen welche für die deutſche Schifffahrt die wichtigſten ſind, ſo tritt uns zunächſt der Weg von Europa nach Nordamerika entgegen.

Digitized by Google

Auf zwei Linien kann die Verbindung zwiſchen Europa und den Häfen der nordamerikaniſchen Oſtküſte bewerkſtelligt werden. Weht auf dem nordatlantiſchen Ocean der Polarſtrom während einer längern Dauer, ſo bleibt der Schiffer außerhalb der Paſſatzone, und ſetzt ſeinen Curs von der Mündung des engliſchen Canals quer über den Ocean nördlich von den Azoren. Ganz beſonders muß er aber darauf bedacht ſeyn nicht in den Golfſtrom zu gerathen, ſondern ſich zwiſchen dem nördlichen Ufer desſelben und den großen Bänken zu halten, die ſich von Neufoundland an längs der ganzen Küſte von Nordamerika erſtrecken. Wird dieſe Vorſicht gebraucht, ſo kürzt ſich die Fahrt nach New-York, dem Delaware und nach Virginien noch dadurch ab, daß eine Gegenſtrömung des Golfſtroms benutzt werden kann, während der letztere das Schiff täglich um 15 bis 18 deutſche Meilen gegen Oſten verſetzen würde. Je höher die Breite genommen wird, deſto vortheilhafter iſt es, weil hier am ſicherſten auf den Polarſtrom gerechnet werden kann: zwiſchen 45 und 60° der Breite kann in der Mitte des Oceans der Curs geſetzt werden, namentlich im Winter, während es im Frühling und Sommer gefährlich ſeyn würde eine zu hohe Breite aufzuſuchen, des Treibeiſes wegen welches in dieſen Jahreszeiten durch die arktiſche Strömung aus den Polargegenden herbeigeführt wird. Dennoch ſind auch Fälle bekannt daß ſich dieſe Eismaſſen früh im Jahr, und zwar Ende Februars und Anfangs März in niedern Breiten eingefunden haben; zu den Fabeln aber gehört es, wenn der eine oder andere Schriftſteller ſie bis zu den Bahama-Inſeln oder gar bis zu den kleinen Antillen ſchwimmen läßt. Die ſüdlichſte Breite, in welcher Eis geſehen worden, iſt 40° 45′ N., auf 48° 50′ weſtl. Länge von Greenwich. Es wird beſonders zwiſchen 48 und 41° der Breite und zwiſchen 46 und 56° W. beobachtet, und nie öſtlicher als 46°. Auch ſpät im Jahre kommt es vor: ſo war am 2 Auguſt 1836 das Schiff Byron, von Liverpool nach New-York beſtimmt, der Gefahr des Untergangs durch ſchwimmende Eisberge von 100 Fuß Höhe ausgeſetzt. Dieß ereignete ſich in 44° 22′ N. und 48° 30′ W., d. i. nordweſtlich von den Weſtern Islands der Engländer oder den Azoren. Der Golfſtrom wird vermieden, nicht allein ſeiner die Schifffahrt aufhaltenden Oſtbewegung wegen, ſondern auch der Stürme halber die auf ihm zu herrſchen pflegen, und die ſich ſüdlich bis zum Parallel von 33° nördl. Breite erſtrecken.

Ein Schiff welches den nördlichen Curs einſchlagt, braucht zur Reiſe von der Elbe oder Weſer nach New-York in der Regel 50 Tage; nicht ſelten aber auch 60 Tage. 40 Tage geben ſchon eine günſtige Reiſe *), bei der die Luftſtrömungen anhaltend in der öſtlichen Weltgegend verweilen müſſen, und wobei es vorzugsweiſe darauf ankommt den engliſchen Canal mit friſchem Winde raſch zu durchſegeln. Es ſind Fälle vorgekommen daß ein Schiff den Weg von der Elbmündung nach den Scilly-Inſeln in 80 Stunden zurückgelegt hat, aber auch andere daß ganze Handelsflotten wochenlang im Canal aufgehalten worden ſind, und das iſt wohl die Regel, weil der Aequatorial- oder Südweſtſtrom das Uebergewicht über den Polar- oder Nordoſtwind hat. Beiſpiellos ſchnelle Fahrten machten vor einigen Jahren vier Bremer Schiffe: ſie ſegelten von der Weſer in 28 bis 33 Tagen nach New-York!

Eine andere Reiſeroute nach New-York und andern Häfen der Vereinigten Staaten kann man die ſüdliche nennen, weil ſie auf Parallelen niederer Breite läuft. Herrſcht außerhalb der Paſſatzone der ſüdweſtliche Strom vor, wie es meiſtens der Fall iſt; ſo ſetzt der Schiffer, wenn er die Mündung des engliſchen Canals erreicht hat, alſo von Landsend etwa, ſeinen Curs nach Südweſt entweder auf die weſtlichſte der canariſchen Inſeln, oder auf die Mitte des Raums welcher dieſe Inſeln von den Azoren trennt, um ſobald als möglich den Gürtel des beſtändigen Nordoſtpaſſats zu erlangen. In dieſem Paſſatgürtel ſteuert er dann gerade weſtlich mindeſtens bis zum Meridian desjenigen nordamerikaniſchen Hafens, wohin das Schiff beſtimmt iſt, und ſetzt dann ſeinen Curs nördlich ab, auf dem er den Golfſtrom kürzeſten Weges zu durchſchneiden ſucht. Iſt gleich dieſe Route dem Raume nach länger als die nördliche, ſo wird dieſes doch der Zeit nach vollſtändig wieder eingebracht, ſo zwar daß ein guter Segler die Reiſe von der Elbe nach New-York ſehr reichlich in 40 Tagen zurücklegen kann. Es darf nicht unbemerkt bleiben daß dieſer Weg verhältnißmäßig ſelten eingeſchlagen wird. Warum die Schiffer die nördliche Straße dieſer ſüdlichen vorziehen, iſt ſchwer zu begreifen. Die ſüdliche empfiehlt ſich in mehr als einer Beziehung: weſtlich des 40 oder 50° weſtl. Länge und ſüdlich vom 33° der Breite befindet man ſich in einem Meere, wo ſtürmiſches Wetter unbekannt; dort breitet ſich im Weſten von Corvo und Flores die große Seefläche aus, welche die ſpaniſchen Seeleute „Golfo de las Damas“ zu nennen pflegen, weil auf ihrem glatten Spiegel zarte Frauenhand hinreicht das Schiff in ſeinem ruhigen, nie geſtörten Lauf zu lenken.

Die Rückreiſe von New-York oder einem andern Hafen der Vereinigten Staaten erfolgt gemeiniglich längs des nördlichen Ufers des Golfſtroms. Von den ſüdweſtlichen und weſtlichen Luftſtrömen begünſtigt geht die Reiſe ſo ſchnell, daß man ſie die Thalfahrt nennt, im Gegenſatz der Reiſe von Europa nach Amerika, welche Bergfahrt heißt. 25 bis 30 Tage bilden die gewöhnliche Dauer der Reiſe von New-York nach der Elbe, und 23 bis Liverpool; es ſind aber auch ſchon Segelſchiffe in 15 Tagen von New-York in Liverpool angelangt, und in 18 und 19 Tagen von Charleston.

Schiffe welche nach Weſtindien, den Häfen von Venezuela und denen des mexicaniſchen Meerbuſens beſtimmt ſind, ſetzen, ſobald ſie den atlantiſchen Ocean durch den engliſchen Canal betreten haben, ihren Curs ſofort nach dem rechtweiſenden Südweſten, um nahe in gleicher Entfernung zwiſchen Madeira und der azoriſchen Inſel Santa Maria zu paſſiren. Auf dieſem Curſe hat man eine beſtändigere Brieſe zu erwarten, und man kommt raſcher in den Paſſat als wenn der Curs mehr öſtlich geſetzt wird. Letzteres iſt zwar unter den Seeleuten, namentlich den engliſchen, gebräuchlicher, aber man muß es entſchieden mißbilligen ſobald es ſich um eine Reiſe nach Weſtindien handelt.

Wer nach einem Hafen der großen Antillen, nach Vera-Cruz, New-Orleans oder Galveſton will, ſetzt innerhalb des Paſſates ſeinen Curs ſo daß er das caribiſche Meer durch den Canal betritt, welcher die kleinen Antillen Guadeloupe und Antigua trennt. Dieſer Canal, der unter 16½° nördl. Breite liegt, iſt unabänderlich die große weſtindiſche Eingangspforte, die man von Helgoland oder der Weſer aus in der Regel am 42ſten Tage nach der Abreiſe erreicht, wenn nämlich die Fahrt durch den engliſchen Canal gegangen iſt. Iſt dieß aber nicht der Fall, hat der deutſche Schiffer wegen conträrer Winde in der Straße von Dover ſeinen Curs von der Elbe ꝛc. aus nordweſtlich ſetzen und das Nordende von Schottland umſchiffen müſſen, dann trifft er an der Antillenpforte von Guadeloupe um einige Tage ſpäter ein.

Schiffe die nach einem Jamaicahafen beſtimmt ſind, paſſiren durchgängig auf der Südſeite von Montſerrat, und ſteuern von da nach dem hohen Felſen Alto-Vela, der vor der ſüdlichſten Landſpitze von Hayti liegt, um weiterhin den Curs auf das öſtliche

*) Im Mittel aus ſechsjährigen Beobachtungen legen die Liverpooler Paketboote den Weg von Oſten nach Weſten, von Liverpool nach New-York in 40 Tagen zurück; zur Rückreiſe bedurfen ſie 23 Tage.

Digitized by Google

Ende von Jamaica zu ſetzen. Als ein Merkmal von der Nähe der weſtindiſchen Inſeln wird es von vielen Seefahrern angegeben, wenn ſich der fliegende Fiſch in großen Schwärmen zeigt und ungewöhnlich klein iſt.

Von jener Eingangspforte rechnet man zur Fahrt nach der virginiſchen Inſel St. Thomas 2 Tage, nach Cap Haytien auf Hayti 5 Tage, *) nach Kingſton auf Jamaica 6 Tage, nach der Habana 18 Tage, nach New-Orleans und Galveſton 15 bis 16 Tage und nach Vera-Cruz 22 bis 24 Tage. Zur Reiſe von Hamburg nach der Habana braucht man alſo mindeſtens 2 Monate, und nach Vera-Cruz, dem Haupthafen von Mexico an der atlantiſchen Küſte, zum wenigſten 9 bis 10 Wochen. Wer nach La Guayra, Porto Cabello, Cartagena de las Indias oder einem Hafen von Venezuela will, muß ſeinen Curs auf den Canal zwiſchen St. Lucia und St. Vincent ſetzen; dann erreicht er La Guayra von der Elbe aus in 60 bis 66 Tagen; auch kann die Reiſe, je nach Beſchaffenheit der Winde außerhalb der Paſſatzone, bis auf 70 Tage verlängert werden.

Die Schifffahrt innerhalb der Antillen von Weſten nach Oſten iſt, weil ſie dem Paſſat und der Strömung entgegengeht, mit großem Zeitverluſt verknüpft. Da heißt es das Schiff wenden und wiederum wenden; es iſt ein ewiges Laviren. Um von Kingſton, auf der Südſeite von Jamaica, nach Port Maria, auf der Nordſeite derſelben Inſel, zu gelangen braucht man 10 bis 12 Tage. Ein Schiff welches von Jamaica nach einer der kleinen Antillen beſtimmt iſt, kann die Fahrt nicht innerhalb des caribiſchen Meeres, längs der ſüdlichen Küſte von Hayti, machen, ſondern es muß durch die Windwardpaſſage oder den Canal, welcher Cuba von Hayti und den ſüdöſtlichen Bahamas ſcheidet, in den Ocean hinausſegeln, ſich in demſelben bis zum Wendekreis des Krebſes und ſelbſt bis zum Parallel von 25° nördl. Breite erheben, von wo alsdann der Curs wieder nach Süden geſetzt wird.

Zu dieſer Reiſe von Weſten nach Oſten braucht man faſt eben ſo viele Wochen als Tage zur Reiſe in umgekehrter Richtung erforderlich ſind. Wenn die Fahrt von den canariſchen Inſeln nach der Pforte von Antigua in 18 bis 20 Tagen zurückgelegt werden kann, ſo bedarf man zur Reiſe von Kingſton auf Jamaica nach der däniſchen Inſel St. Thomas 25 Tage, obwohl die gerade Entfernung nur 170 deutſche Meilen beträgt, während bei jener Reiſelinie die ganze Breite des atlantiſchen Oceans zu durchſchneiden iſt.

Die Schifffahrt nach einem der Häfen an der nördlichen Küſte des Golfs von Mexico hat in den Monaten October bis März mit Schwierigkeiten zu kämpfen, weil in dieſer Jahreszeit auf dem Meerbuſen und den benachbarten Gegenden nördliche Winde, die ungeſtümen Nortes, vorherrſchen. Sie erſtrecken ſich auch über die Meerenge von Florida, und bedingen mithin auch die Rückreiſe nach Europa, die von der mexicaniſchen See aus, ſo wie von der Habana, Matanzas und anderen Hafenorten der Inſel Cuba durch dieſe Meerenge genommen werden muß. Auch Schiffe die von Jamaica kommen, können dieſe Straße wählen, die in der Sommerszeit jedenfalls den Vorzug verdient vor dem Windwardcanal, der ſonſt gewöhnlich empfohlen wird. Schiffe die von einem Hafen der Terra firma kommen, verlaſſen das caribiſche Meer durch die Monapaſſage oder den Canal, welcher Hayti von Puerto-Rico trennt.

Außerhalb der Windward- und der Monapaſſage wird der Curs nördlich geſetzt, außerhalb der Floridaſtraße aber nordöſtlich um die Bermudas auf der Nord- oder Südſeite zu paſſiren. Jene Seite wird im Sommer, dieſe im Winter vorgezogen, weil in der zuletzt genannten Jahreszeit Windſtöße von den amerikaniſchen Küſten zu erwarten ſtehen. Am ſicherſten fährt man etwas ſüdlich vom 30° der Breite, oder etwa im Parallel von 29° 40′, inſofern der Wind es geſtattet bis daß man öſtlich von den Bermudas iſt. Auch darf man nicht nördlicher als 35 oder 36° ſteuern, bis daß man in der Nähe der Azoren iſt, um den Stürmen auszuweichen welche weiter nördlich in der Region des Golfſtroms zu herrſchen pflegen. Wer von St. Thomas kommt, ſchlägt dieſen Curs ebenfalls ein. Ein guter Segler fährt von da nach Cuxhaven in 28 Tagen, was aber eine ſehr begünſtigte Reiſe iſt, denn die mittlere Dauer iſt etwa 40 Tage; von La Guayra legt man dieſelbe Reiſe nach der Elbe in 45 bis 50 Tagen zurück, von Cap Haytien in 45 Tagen, von der Habana gewöhnlich in eben der Zeit, und von New-Orleans gebraucht man ein paar Tage mehr, obwohl auch der Fall vorgekommen iſt daß ein gut ſegelndes Schiff den Weg von New-Orleans nach der Elbe in 37 Tagen zurück gelegt hat.

So ſind die oceaniſchen Straßen beſchaffen, auf denen ſich der Handelsverkehr zwiſchen Europa und der nördlichen Hälfte der neuen Welt bewegt. Der Weg nach den braſilianiſchen Häfen, nach dem Plataſtrom und der Weſtküſte von Südamerika läuft von der weſtlichen Mündung des engliſchen Canals gerade nach Südſüdweſt, indem Cap Finisterre 20 bis 30 deutſche Meilen links liegen bleibt, auf der Weſtſeite von Madeira und den canariſchen Inſeln vorüber, doch in der Regel ſo daß man Palma zu Geſicht bekommt. Hier hat der Schiffer während des größten Theils des Jahres den Nordoſtpaſſat zu erwarten, mit dem er weiter ſüdlich fährt, und ohne von den capverdiſchen Inſeln Landkennung zu nehmen bis zum Parallel von 12° nördl. Breite ſteuert, um alsdann den Curs etwas öſtlich von Süden zu ſetzen, der bis zur Aequatorialgränze des Nordoſtpaſſats beibehalten wird, damit die Zone der Calmen und der Aequator zwiſchen 18 und 23° weſtl. Länge geſchnitten werden könne. Am 45ſten Tage nach der Abfahrt von der Elbe pflegt man den Aequator zu kreuzen. Die Beſchleunigung der Reiſe hängt weſentlich ab von den Winden außerhalb des Paſſats, ſodann aber auch vom Zuſtande der Luftbewegungen im Gürtel der Calmen, die geſchickt benutzt in wenigen Tagen durch dieſe Zone führen, von der die Verfertiger der Seeromane, indem die Phantaſie mit ihnen Reißaus nimmt, gar zu wunderbare Geſchichten fabeln. Allerdings kann ein Schiff wohl 10, auch 12 Tage in dieſem Gürtel der Windſtillen aufgehalten werden, allein daß dieſer Aufenthalt bis auf 3 und 4 Wochen ausgedehnt werden könne, iſt in der Geſchichte der Schifffahrt eine unbekannte Größe, wie es denn auch der Natur des Phänomens und den Erfahrungen von viertehalb Jahrhunderten widerſpricht daß es hier immer todtenſtill wäre, und ein ewig blauer Himmel ſich über dem nur in langer Zeit einmal bewegten Meere wölbte. Gerade das Gegentheil findet ſtatt: die Zone der Calmen iſt die gewitterreichſte Gegend der Erde, und der Regen ſtürzt in tropiſchen Strömen aufs Deck, um aufgefangen zu werden wenn der Waſſerproviant an Bord alle geworden ſeyn ſollte, eine Vorausſetzung die bei dem gegenwärtigen Zuſtande der Schifffahrtskunſt faſt zu den Unmöglichkeiten gehört. Da braucht an Bord eines Schiffes wegen Mangels an Trinkwaſſer keine Meuterei auszubrechen und kein Capitän braucht die Rädelsführer niederzuſchießen, um den Aufruhr zu ſtillen der nur in dem verbrannten Hirn unſerer Romanſchreiber ausbrechen kann. Schlimm aber iſt es wenn dieſe Leute ihre Phantaſieſtücke durch den Setzerkaſten und unter den Preßbengel laufen laſſen! Der große Hauſe lieſt heut zu Tage dergleichen Seeabenteuer mit eben der Gier, wie vordem die Rinaldo Rinaldini,

*) Im Winter 1836—37 legte das preußiſche Seehandlungsſchiff Eliſabeth Louiſe die Reiſe von der Elbe nach Cap Haytien in 42 Tagen zurück.

Digitized by Google

die Abällino und all' das Zeug geleſen wurde, und die Folge iſt daß ſich die Begriffe verwirren und ganz falſche Vorſtellungen verbreitet werden.

Hat ein Schiff die Linie geſchnitten, ſo ſegelt es im Südoſtpaſſat ſo dicht am Winde als Richtung und Stärke desſelben es nur immer geſtatten. So gelangt es entweder bei Cap St. Auguſtin oder doch bei Cap Frio an die Küſte von Braſilien, und iſt nach 10 bis 12 Tagen, vom Aequator an gerechnet, in der Bai von Rio de Janeiro. Man kann zur Reiſe von der Elbe nach Rio im Durchſchnitt 55 Tage rechnen, und zu der nach Monte-Video und Buenos-Ayres, bei der man ebenfalls vom Cap Frio Landkennung zu machen ſucht, noch 20 Tage mehr. Es iſt daher eine ſchnelle Fahrt, wenn die Reiſe nach Monte-Video in 55 Tagen zurückgelegt wird, wie es dem preußiſchen Seehandlungsſchiff Chriſtian im Monat December 1826 und Januar 1827 gelang.

Schiffe die nach einem Hafen der Weſtküſte von Südamerika beſtimmt ſind, wo Valparaiſo, der Haupthafen von Chili, der erſte Anfahrtspunkt zu ſeyn pflegt, nehmen bis zum Cap Frio denſelben Curs, den die Braſilien- und Platafahrer einſchlagen. Von Cap Frio ſetzen ſie dann ihren Curs entweder auf die Falklandsinſeln oder auf Staatenland, das entweder auf der Oſtſeite dublirt wird oder auf der Weſtſeite, indem man durch die Straße Le Maire fährt.

Die Umſchiffung des Cap Hoorn iſt mit großem Zeitverluſt verknüpft, des herrſchenden Weſtwindes und der damit verbundenen öſtlichen Strömung halber. Von 100 Winden kommen in dieſer Gegend 75 aus dem weſtlichen Quadranten Nordweſt bis Südweſt, und alle dieſe weſtlichen Winde ſind mit Sturm begleitet. Im Durchſchnitt des ganzen Jahres braucht ein von Oſten nach Weſten ſegelndes Schiff 20 Tage für Umſchiffung des ſüdlichen Randes von Amerika; aber es ſind auch Fälle bekannt wo dieſe Umſchiffung ſchon in 10 Tagen, aber auch in 51 Tagen vollführt wurde, und wiederum andere wo der Verſuch der Umſchiffung vergeblich war. Am ſchnellſten ſcheint die Reiſe in den Herbſtmonaten zu gehen, da ſind 14 Tage die gewöhnliche Dauer. Hohe ſüdliche Breite bis zum 60° aufzuſuchen iſt am rathſamſten, weil hier mindeſtens der Strom, der ſich beſtändig von Weſten nach Oſten um das Cap Hoorn wälzt, nicht mehr die Kraft hat als in niedern Breiten, in größerer Nähe des Landes. Die Magalhaensſtraße wird zur Reiſe nach oder von der Weſtküſte von Südamerika niemals gewählt, weil ihre Beſchiffung im engen Fahrwaſſer und bei den heftigen Fallwinden, die von den mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Bergen des Feuerlandes durch die Thäler ſauſen, mit großen Gefahren verknüpft iſt.

Von der Elbe oder Weſer nach Valparaiſo dauert die Reiſe im Durchſchnitt vieler Fahrten 115 Tage; die ſchnellſte Reiſe iſt in 96, die langſamſte in 140 Tagen zurückgelegt worden; bei der zuletzt genannten waren aber auch 51 Tage zur Umſchiffung des Cap Hoorn erforderlich. Von Rio de Janeiro nach Valparaiſo, eine Reiſe welche auf demſelben Curſe wie von Europa her zurückgelegt wird, ſind 60 bis 63 Tage erforderlich.

Die Fahrten von Valparaiſo nach den Puertos-Entremedios, Arica u. ſ. w., nach Callao de Lima, Huanchaco, Guayaquil, den mexicaniſchen Häfen an der Südſee, nennt man die Thalfahrt, weil ſie mit dem herrſchenden Paſſate und der peruaniſchen Strömung gleichſam bergab geht, und faſt immer die Küſte im Auge behält. Dagegen iſt die Paſſage von nördlichen Häfen nach ſüdlich belegenen eine Bergfahrt, bei der das hohe Meer aufgeſucht werden muß, um die beſtändigen Winde der Paſſatzone gehörig benutzen und dem Hauptzuge der Strömung entgehen zu können.

Von Valparaiſo nach Coquimbo fährt man in 2 oder 3 Tagen, zur Rückfahrt braucht der Schiffer 9 Tage. Von Valparaiſo geht die Reiſe in 8 Tagen nach Arica, von da in 6 Tagen nach Callao de Lima und weiter in 4 Tagen nach Guayaquil, alſo nach dem zuletzt genannten Hafen von Valparaiſo in 18 Tagen, eine Reiſe die ſich auf 12 bis 14 Tage ermäßigt, wenn ſie, ohne die Puertos Entremedios zu berühren, direct zurückgelegt wird.

Dagegen braucht ein Schiff welches von Guayaquil nach Valparaiſo beſtimmt iſt, mindeſtens 26 Tage, und die Reiſe wird der Zeit nach abgekürzt, wenn im Südoſtpaſſat ein tief im Ocean liegender Meridian aufgeſucht wird, wozu ſich ganz beſonders der 96° weſtl. Länge zu eignen ſcheint. Iſt die Paſſatzone durchſchnitten, ſo wird der Curs oſtwärts geſetzt, um mit Hülfe des herrſchenden Nordweſtwindes die Küſte zu erreichen. Während die Reiſe von Valparaiſo nach Callao auf geradem Wege in 10 bis 12 Tagen zurückgelegt werden kann, braucht man zur Rückreiſe das Doppelte dieſer Zeit, zuweilen ſogar 28 bis 30 Tage, wenn nur bis gegen den 90° weſtl. Länge geſteuert wird. Und liegt der ſüdliche Hafen in der Paſſatzone ſelbſt, ſo wird die Bergfahrt noch langweiliger: das preußiſche Seehandlungsſchiff Eliſabeth Louiſe brauchte z. B. zur Reiſe von Callao de Lima nach Yquique im Februar bis März 1835 nicht weniger als 37 Tage; es fuhr bis 89½° weſtl. Länge von Greenwich hinaus in den Ocean; wäre es noch weiter gegen Weſten gefahren, ſo würde die Paſſage wahrſcheinlich abgekürzt worden ſeyn. Das Hamburger Schiff Alfred fuhr im Jahre 1840 in 47 Tagen von Valparaiſo nach Mazatlan. Zur Rückreiſe nach der Elbe bedurfte es 138 Tage. Die Fahrt ging im Südoſtpaſſat des ſtillen Weltmeers bis zum Meridian von 113½° weſtl. Länge von Greenwich.

Ueberhaupt geht die Rückreiſe von einem Hafen der amerikaniſchen Weſtküſte nach Europa weit ſchneller von ſtatten als die Hinreiſe. Dieß wird vornehmlich durch die Fahrt ums Cap Hoorn bewirkt, die von Weſten nach Oſten, bei den herrſchenden Weſtwinden und der öſtlichen Strömung, alle Glücksfälle für ſich hat. Hat ein Schiff das Cap Hoorn dublirt, ſo ſucht es ſo bald als möglich den Südoſtpaſſat im atlantiſchen Ocean zu erreichen, was aber unter möglichſt öſtlichem Meridian geſchehen muß, um den beſtändigen Wind zur Kreuzung des Aequators unter etwa 20° weſtl. Länge benutzen zu können. Sodann wird der Curs auf die nordweſtlichſten der azoriſchen Inſeln geſetzt, jenſeits deren der zurücklaufende Paſſat oder der Südweſtwind zu erwarten ſteht, der das Schiff nach dem heimathlichen Erdtheile führt.

Während das Seehandlungsſchiff Eliſabeth Louiſe im December 1837 bis April 1838 zur Reiſe von der Elbe nach Arica 117 Tage brauchte (und ſo eine ſehr ſchnelle Fahrt machte), legte es zwei Jahre früher, im Mai bis Auguſt 1835, die Rückreiſe von Arica nach der Elbe in 106 Tagen zurück. Von Valparaiſo nach Rio de Janeiro braucht man ungefähr die Hälfte der Zeit, welche für die Fahrt in umgekehrter Richtung erforderlich iſt, nämlich 35 Tage, und von Rio de Janeiro kann man in 70 oder 80 Tagen nach Hamburg gelangen, je nachdem es gelingt den Südoſtpaſſat bald zu benutzen. Dazu iſt erforderlich die Polargränze dieſes Paſſats auf einem Meridian zu ſchneiden, der zwiſchen 25 und 30° weſtl. Länge liegt. Von Callao nach Bahia in Braſilien fuhr das Seehandlungsſchiff Friedrich Wilhelm III im April bis Junius 1832 in 60 Tagen, und von Bahia nach Hamburg in den darauf folgenden Monaten Julius und Auguſt in 56 Tagen, wobei der Aequator unter 32° weſtl. Länge gekreuzt wurde. Zur Reiſe von Callao nach Europa waren alſo, mit dem Umwege über Bahia, 116 Tage erforderlich, die ſich ohne dieſen Umweg auf 108 bis 110

Digitized by Google

ermäßigt haben würden; die Reiſe von Europa nach Lima kann aber im günſtigſten Falle nur in 125 Tagen zurückgelegt werden, woraus erhellt daß die Weſtküſte von Südamerika den europäiſchen Häfen um mindeſtens 14 Tage näher liegt als umgekehrt Europa den ſüdamerikaniſchen Häfen.

Die Verbindung zwiſchen Südamerika und den Häfen an der Oſtküſte von Aſien findet auf einem doppelten Wege ſtatt, und man ſchlägt den einen oder andern ein, je nachdem der Zweck der Reiſe oder andere Umſtände es erfordern. Schiffe welche von Chili direct nach Manila, der Hauptſtadt der Philippinen, oder nach dem großen chineſiſchen Emporium, nach Canton zu gehen haben, ſegeln gewöhnlich in gerader Richtung nach den Marqueſas-Inſeln, ebenſo auch die Schiffe, welche von den Puertos Entremedios, von Callao de Lima und Guayaquil auslaufen. Sie fahren hier mit dem Südoſt-Paſſat, gehen ſüdlich den Gilberts-Inſeln und ſteuern öſtlich den Pelew-Inſeln vorbei, und nehmen dann, je nachdem im chineſiſchen Meere der Monſun nördlich oder ſüdlich weht, eine verſchiedene Richtung. Entweder gehen ſie durch die Straße St. Bernardino, und benutzen dann den Südweſt-Monſun, oder ſie gehen nördlich von den Philippinen durch einen der Canäle zwiſchen Luzon und Formoſa, und ſchneiden hier den Nordoſt-Monſun ab. Wird bei dieſer letzten Fahrt nicht ganz genau die gehörige Breite innegehalten, und kommt das Schiff wenn auch nur um 1° zu ſüdlich nach der chineſiſchen Küſte, ſo kann ſeine Reiſe, beſonders wenn es nicht ein ſehr guter Segler iſt, noch um viele Wochen verlängert werden.

Sicherer als auf dieſer ſüdlichen Straße iſt die Reiſe von Südamerika nach Canton und Manila auf der anderen Straße, welche man die nördliche nennt, weil ſie zum größten Theile in der nördlichen Halbkugel läuft. Sie geht nach dem Hawaii-Archipelagus hinauf, und benutzt auf dieſe Weiſe ſobald als möglich den Nordoſt-Paſſat, der viel ſtärker und viel regelmäßiger weht als der Südoſtpaſſat, ſo daß dadurch die Fahrt ungeachtet des längeren Weges dennoch beſchleunigt wird. Auch entgehen hier die Schiffe den häufigen Windſtillen, die in der ſüdlichen Hemiſphäre, in der Nähe der vielen Inſelgruppen, vorkommen, und die Dauer der Reiſe häufig ſehr verlängern. Auf der Fahrt im Nordoſtpaſſat geht das Schiff immer mit vollen Leeſegeln fahrend bis über den Meridian der Mariannen hinaus. Vom Hawaii-Archipelagus ſteuert man zwiſchen 15 und 12° nördl. Breite, wo der Paſſat ſtärker iſt als in den höheren Breiten, beſonders über 20° N. hinaus; und erſt ſpäter halt man ſich, je nach der Beſchaffenheit des Monſuns, nördlicher, um auf den Parallel von Macao zu kommen.

Auf dieſer nördlichen Straße gelangt ein Schiff von einem der ſüdamerikaniſchen Häfen, ſey es von Valparaiſo oder Callao, in längſtens 76 Tagen nach der Mündung des Canton-Fluſſes; die Reiſe nach Macao, von Europa aus, auf dem Wege um das Cap Hoorn und mit Berührung eines Hafens von Südamerika, dauert mithin 6½ Monat, ohne den Aufenthalt zu rechnen der in jenem Hafen gemacht werden ſollte. Ob dieſe Straße der Route um das Vorgebirge der guten Hoffnung nachſtehe, oder ihr vorzuziehen ſey, wird ſich weiter unten ergeben. Bis Manila dauert die Reiſe von Südamerika einige Tage länger als nach Macao. Auch für die Reiſe nach Batavia iſt dieſe nördliche Straße des großen Oceans zu wählen, wenn das Schiff, welches von einem ſüdamerikaniſchen Hafen aus ſegelt, nur die Zeit ſo wählt daß es das chineſiſche Meer zur Zeit des Nordoſt-Monſuns betritt, mit dem es dann die ganze Länge dieſes Meers durchſchneidet. Weht der Monſun friſch, ſo kann man in 14 Tagen von den Luzon-Formoſa-Straßen nach Batavia ſegeln, dieſen Hafen alſo von Südamerika in Zeit von nicht ganz 3 Monaten erreichen.

Schiffe die von Südamerika nach Neu-Süd-Wales, nach Neuſeeland, Vandiemensland oder einer der neuen Niederlaſſungen an der ſüdlichen Küſte von Auſtralien beſtimmt ſind, fahren im Südoſtpaſſat, haben hier aber das Labyrinth der polyneſiſchen Eilandſturen zu durchſchneiden, wobei ſelbſt redend die größte Aufmerkſamkeit erforderlich iſt, ohne der Verzögerungen zu gedenken, die eben daraus ſowohl als aus den Windſtillen entſpringen, die, wie ſchon oben erwähnt wurde, in den verſchiedenen Inſelgruppen und ihren Umgebungen vorzukommen pflegen.

Herrſcht in den indiſch-chineſiſchen Gewäſſern der Südweſt-Monſun, ſo müſſen Schiffe welche von Batavia, Singapore, Manila oder Canton nach einem Hafen von Mexico, Peru oder Chili wollen, über die Polargränze des Nordoſtpaſſats hinausfahren, wo ſie die äquatoriale Luftſtrömung oder den Südweſt finden, der ſie an die Küſte von Californien oder wenigſtens in ihre Nähe führt. Sodann ſetzen ſie den Curs in den Nordoſtpaſſat hinein, um denſelben unter einem ſpitzen Winkel abzuſchneiden, und kommen ſie ſoweit ſüdlich hinab daß ſie den Südoſtpaſſat erreicht haben, ſo müſſen ſie dieſen nach Weſten abſchneiden und jenſeits ſeiner Polargränze die nordweſtlichen Winde aufſuchen, mit denen ſie die Küſte erreichen und dann nach dem Orte ihrer Beſtimmung ſegeln. Das iſt, wie man ſieht, eine Reiſe die ſich gar ſehr in die Länge zieht, und unter 3 bis 4 Monaten nicht zurückgelegt werden kann. Nicht viel kürzer iſt die Reiſe von einem der vorhergenannten aſiatiſchen Häfen zur Zeit des Nordoſt-Monſuns, beſonders vom Canton-Fluſſe oder Macao aus. Ein Schiff welches von da nach einem ſüdamerikaniſchen Hafen beſtimmt iſt, ſchlägt wohl die beſte Route ein, wenn es das ganze chineſiſche Meer hinabfährt, und durch die Sundaſtraße ins indiſche Meer ſteuert, um auf dieſe Weiſe die Weſtſeite von Auſtralien zu dubliren. Außerhalb des Südoſtpaſſats trifft es alsdann den Nordweſtwind, der es ſüdlich von Vandiemensland vorbei quer über den ſüdlichen Theil des großen Oceans nach der Küſte der neuen Welt führt, längs welcher der Curs nach dem Hafen der Beſtimmung geſetzt werden muß. Die Route um das Cap Hoorn hat man in neuerer Zeit auch verſucht, um von Port Jackſon und Hobarttown nach Europa zu fahren. Die engliſche Brigg Arethuſa, Capt. Boulton, machte dieſe Tour vor einigen Jahren, und erreichte vom River Derwent, Vandiemensland, das Cap. St. John von Staatenland, in 49 Tagen. Sie hatte aber während des größten Theils dieſer Reiſe, da ſie ſich in ziemlich hohen Breiten hielt um des Nordweſtwindes gewiß zu ſeyn, ſehr viel mit dem antarktiſchen Treibeiſe zu ſchaffen.

In dem atlantiſchen Ocean wieder angelangt, haben wir die Straßen zu betrachten, welche von Europa nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und zurück nach Europa führen.

Auf der Ausreiſe wird bis zum Aequator derſelbe Curs innegehalten, welcher oben für die Fahrt nach Rio de Janeiro u. ſ. w. beſchrieben worden iſt. Dann ſegelt man nach dem Felſeneiland Trinidad, das ungefähr 11° öſtlich von der braſilianiſchen Küſte entfernt liegt, um den Südoſt-Paſſat ſo viel als möglich zu benutzen, umſchifft die genannte Inſel auf der Weſtſeite, und kommt außerhalb des Südoſt-Paſſats in eine bis zum 35° ſüdl. Breite und bis zum Meridian von Greenwich reichende Gegend, in welcher das ganze Jahr hindurch ein friſcher Wind weht, welcher zwiſchen Nordoſt und Nordweſt ſchwankt. Mit dieſem Winde und der öſtlichen Driftſtrömung fährt das Schiff dem Südende von Afrika in der Art zu, daß der Parallel von 30° ſüdl. Breite etwa unter

Digitized by Google

20° weſtl. Länge und der Meridian von Greenwich auf dem Parallel von 34½° ſüdl. Breite geſchnitten wird. Auf dieſem Wege kann man das Vorgebirge der guten Hoffnung von Europa aus in 2 Monaten erreichen. Capt. Horsburgh, der berühmte Hydrograph der oſtindiſchen Compagnie, fuhr auf dieſem Wege im Jahre 1802 in 50 Tagen vom Cap Lezard bis zum Meridian des Cap; und Capt. C. Hinrichſen, auf dem Hamburger Schiff Georg Heinrich, brauchte im Jahre 1842 zu derſelben Fahrt 62 Tage.

Zur Heimreiſe wird der Curs vom Cap der guten Hoffnung auf St. Helena geſetzt, das man in 10 bis 12 Tagen zu erreichen pflegt, ſodann nach Aſcenſion in 5 Tagen und nach dem Aequator, der unter 20 oder 21° weſtl. Länge geſchnitten wird, ebenfalls in 5 Tagen. Zur Reiſe vom Cap nach dem Aequator ſind alſo 20 bis 22 Tage erforderlich. Sodann geht die Reiſe im Nordoſt-Paſſat in der Art fort, daß ſeine Polargränze etwa unter dem 40° weſtl. Länge überſchritten wird, worauf der Curs, der bisher Nordnordweſt war, nach Nordnordoſt geſetzt wird, um die beiden weſtlichſten Inſeln des Azoren-Archipelagus entweder auf der Außen- oder auf der innern Seite zu paſſiren. Mit dem herrſchenden Südweſtwinde geht endlich die Fahrt nach der weſtlichen Mündung des engliſchen Canals, die, vom Vorgebirge der guten Hoffnung gerechnet, bei ſonſt günſtigen Wind- und Wetterverhältniſſen, am 70ſten Tage erreicht wird.

Das oben erwähnte Hamburger Schiff Georg Heinrich machte auch im Jahre 1840 eine Reiſe nach Oſtindien, namentlich nach Batavia und Singapore. Vom engliſchen Canal an hatte es im December 1839 nur zwei Tage lang guten Wind, dann aber bis Madeira beſtändig böiges und ſchlechtes Wetter. Vom Canal bis zu dieſer Inſel hatte es 1° 10′ öſtl. Strömung. Stürme aus Südweſt verzögerten die Fahrt von Madeira nach den Cap Verdiſchen Inſeln ſo daß zu ihr 19 Tage gebraucht werden, während ſie unter gewöhnlichen Umſtänden in 5 bis 6 Tagen zurückgelegt werden kann. Auf der Höhe der Inſel Palma hatte der Georg Heinrich einen orkanartigen Sturm, und den Paſſat bekam er, der Jahreszeit angemeſſen, erſt als er zu Süden der canariſchen Inſeln war. Auf der Fahrt von den Cap Verdiſchen Inſeln nach dem Aequator hatte das Schiff die vier erſten Tage Strömung von Südſüdoſt, die vier folgenden aber ſchwachen Strom nach Oſten. Die Variation des Compaſſes war ſehr verſchieden; nachdem wir, berichtet Capt. Hinrichſen, Porto Praya (auf Santiago) verlaſſen, hatten wir 14° weſtl. Variation, und ſie nahm bis auf 11° 45′ weſtl. ab, als wir 4° nördl. Breite erreichten. Dieſe ganze Zeit ſegelten wir nach Süden; von 4° nördl. Breite wurde unſer Curs des Windes wegen Südweſt, worauf wir nach Azimuth und Amplitudo 15° weſtl. Variation erhielten. Am zwölften Tage von Porto Prayo waren wir auf 1° 21′ nördl. Breite, und Tags vorher hatten wir 14° 30′ weſtl. Variation nach Amplitudo. Unſer Curs war der Zeit Südweſt zu Weſt, den zwölften Tag Morgens wendeten wir aber oſtwärts, und befanden, nach einer Azimuth, die Abweichung nur 11° 30′ W. (im Januar 1840). Von 2° 55′ nördl. Breite ſetzte der Strom nordweſtlich ein; von dieſem Parallel bis zum Aequator, wozu ſechs Tage gebraucht wurden, ergab ſich eine Strömung in der Richtung Nord 26° Weſt, mit einer Geſchwindigkeit von 320 Seemeilen. Durch dieſen ſtarken Strom veranlaßt paſſirte der Georg Heinrich die Linie auf 28° weſtl. Länge von Greenwich, während er nach dem Beſteck auf 23° W. war. Vom Aequator bis 5° ſüdl. Breite war der Strom noch ſehr ſtark. Ueberhaupt betrug innerhalb der Zone von 2° 55′ nördl. bis 5° ſüdl. Breite die Stromverſetzung 426 Seemeilen in der Richtung Nord 70° Weſt. Vom 6 bis 7° ſüdl. Breite fiel die Variation von 11° 20′ Weſt bis auf 9° Weſt. An der braſilianiſchen Küſte findet, wie ſchon oben bei den Windverhältniſſen erwähnt wurde, ein Monſunwechſel in der Art ſtatt daß in den Monaten September bis März nordöſtliche Winde, in der andern Hälfte des Jahres aber ſüdöſtliche Winde zu herrſchen pflegen. Dieſe Abwechslung des Luftſtroms iſt hier aber bei weitem nicht ſo conſtant, als in der eigentlichen Monſunregion, der indiſchen. Am Bord des Georg Heinrich überzeugte man ſich von dieſer Thatſache aufs neue. Obwohl im Januar und nahe der Küſte, wo in dieſer Jahrszeit Oſt, Oſtnordoſt und Nordoſtwinde zu erwarten ſtanden, wehte kein anderer Wind als der Südoſt; und daraus folgte dann auch daß zwiſchen 7 und 10° ſüdl. Breite ein ziemlich ſtarker Strom nach Weſtnordweſt lief. Bis zum 21° ſüdl. Breite hielt ſich der Wind in Südoſt, wodurch der Georg Heinrich weit nach Weſten lief, bis 34½° weſtl. Länge, oder 5° weſtlich von Trinidad. Von da bekam er den Wind friſch aus Oſtnordoſt und Nordoſt; nachher war der Wind größtentheils nördlich, wurde aber auch mehreremal von Windſtillen und ſüdlichen Winden, und auf 20° weſtl. Länge von einem ziemlich heftigen Südoſtſturm unterbrochen. Von dieſer Länge bis nach dem Meridian von Greenwich war der Wind größtentheils Nordoſt bis Nordweſt. Bis eben dahin war die Strömung von 2° 55′ nördl. Breite an beſtändig eine nordweſtliche geweſen. Auf dem ganzen Wege vom Greenwicher Meridian bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung war der Wind größtentheils Nordoſt, Nord und Nordweſt; wenn es mit Nord Windſtille wurde, lief der Wind in der Regel nach Süden mit bezogener Luft, dann zunehmender Wind und ſo wieder nach Weſten und Nordweſten. Den ganzen Weg über hatte der Georg Heinrich nordweſtliche Strömung, denn als Land gemacht wurde, war die Schiffsrechnung 10° 12′ in Länge voraus. Dieſe Stromverſetzung iſt vom Aequator an gerechnet. In den letzten drei oder vier Tagen vor Ankunft in der Tafelbai hatte das Schiff in der Regel auch 12 bis 18 Meilen Stromverſetzung nach Norden, ſo daß es Mühe koſtete die Bai anzuſegeln. Deſſenungeachtet werde ich, bemerkt Capt. Hinrichſen, auf einer andern Reiſe, wenn nach Tafelbai beſtimmt, nicht ſüdlicher ſegeln als 34° 30′ ſüdl. Breite; die Bücher ſchreiben zwar vor man ſolle den Meridian von Greenwich auf 35° ſüdl. Breite ſchneiden, was wir denn auch befolgten, allein wir hatten genug zu thun um wieder Nord zu bekommen; denn als wir den Meridian paſſirt waren, hatten wir Oſtnordoſtwind, und aller Beſchreibung zuwider ſüdliche Strömung, ſo daß wir nach 35° 27′ ſüdl. Breite kamen. Als wir 6° in Länge vom Cap entfernt waren, bemerkten wir den Nordſtrom; und da muß man auf der Hut ſeyn, um nicht zu Norden der Tafelbai zu kommen. Die Nähe des Landes wird auf 10 bis 15 deutſche Meilen Entfernung durch großes Kraut, das ſogenannte Seebambusrohr, angekündigt; auch kann man bei heiterem Wetter geruhig des Nachts durchlaufen; denn iſt der Himmel klar, ſo erblickt man den Tafelberg in der Nacht auf einer Entfernung von 4 bis 5 deutſchen Meilen; nur muß es nicht dieſig ſeyn, was gewöhnlich bei ſüdlichem Winde der Fall iſt. Dieſer eignet ſich aber auch dazu, vom Lande wieder abzuſegeln wenn Gefahr vorhanden iſt.

Auf der Rückreiſe nach Europa, die im November 1840 bis Januar 1841 bewerkſtelligt wurde, hatte man vom Cap bis St. Helena täglich 5 bis 8 Seemeilen Strom nach Süden, und auf der ganzen Strecke 30 bis 40 Meilen Strom nach Oſten. Die ſüdliche Strombewegung dauerte auch ferner bis zum Parallel von 4½° nördl. Breite, indem ſie zuweilen innerhalb 24 Stunden 15 bis 20 Meilen, am mindeſten aber 5 bis 6 Meilen betrug. Der Strom nach Weſten war unbedeutend, und machte zwiſchen St.

Digitized by Google

Helena und dem Parallel von 5° nördl. Breite nur 45 Meilen, davon jedoch der größte Theil auf die Strecke von 1° ſüdl. Breite an fiel. Von 4½° bis 6° nördl. Breite waren 51 Meilen Strom nach Norden; von 6 bis 9° aber lief er wieder nach Süden. Zwiſchen 6 und 8° und auf 21° weſtl. Länge wurde innerhalb 48 Stunden ein öſtlicher Strom im Betrage von 92 Seemeilen beobachtet.

Capt. Hinrichſen iſt der Meinung, ein nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung oder nach Oſtindien beſtimmtes Schiff ſolle in den Monaten September bis März zu Oſten der Cap-Verdiſchen Inſeln ſegeln, und wenn es ſich auf 4 oder 5° nördl. Breite befindet, darnach trachten den Meridian von 18° Weſt Greenwich zu machen; denn es iſt, ſagt er, gewiß alsdann größtentheils Strom nach Süden zu finden (ausgenommen zwiſchen 4 und 6° nördl. Breite), während man wenig Verſetzung vom Strom nach Weſten zu leiden hat. Ich glaube, fügt Capt. Hinrichſen hinzu, dieſer Weg iſt in jeder Jahreszeit ausgehend der beſte, mit Ausnahme der 6 Wochen vom Anfange des Septembers bis zur Mitte des Octobers, weil alsdann in den Gewäſſern öſtlich der Cap-Verdiſchen Inſeln oft Windſtille und nördliche Strömung angetroffen wird.

Es ſind hier die Erfahrungen des Capt. Hinrichſen auf ſeiner Fahrt nach und vom Vorgebirge der guten Hoffnung eingeſchaltet worden, um dem geneigten Leſer die Ueberzeugung zu verſchaffen: 1) daß wir von der Kenntniß desjenigen was ein Normalzuſtand der Meeresſtröme genannt werden kann, noch ziemlich weit entfernt ſind, und 2) daß zur Erforſchung dieſes Normalzuſtandes und aller Modificationen die er erleidet, noch eine große Menge von Beobachtungen geſammelt werden müſſen. Demnächſt iſt aber auch nicht außer Acht zu laſſen daß in den Journalen unſerer deutſchen Seereiſen, Dank ſey es der Intelligenz unſerer Schiffscapitäne, Materialien aller Art aufgeſpeichert ſind, wo ſie aber bis jetzt zum größten Theil verſchloſſen liegen. Dieſe Materialien für die Sicherheit der Navigation und die Vervollkommnung der phyſiſchen Erdkunde nutzbar zu machen, dieſe Fundgrube hydrographiſchen Wiſſens mehr als es bisher geſchehen zu öffnen, das iſt eine Aufgabe, deren Löſung vom allgemein wiſſenſchaftlichen Standpunkte wie von dem beſondern der Praxis der Schiffahrtskunſt dringend gefordert wird.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Berghaus.

Fernerfahrt im Oetzthale.

Zur Orientirung des begleitenden Leſers bemerken wir zuvörderſt daß wir von Zwiſelſtein ausgehen. Um die Lage dieſes kleinen Alpendörfchens aufzufinden, wäre im tiroliſchen Oberinnthale zuerſt der Ort zu ſuchen, wo ſich, ein paar Stunden unterhalb Imſt, die Oetz in den Inn ergießt und ſofort den Lauf jenes Baches aufwärts zu verfolgen bis in die innerſten Gründe des nach ihm benannten Thales, bis zur Stelle nämlich wo ſich dieſes ſpaltet, wo zur rechten das Thal von Vend, zur linken jenes von Gurgeln eingeht. Wer nach der langen, aber kurzweiligen Wanderung durch die düſtern Bergengen und die freundlichen Wieſenoaſen des Oetzthales bis zu dieſem Scheidewege gekommen, der findet ſich auf einer ſchmalen Au, in welcher die kleinen Hütten von Zwiſelſtein erſichtlich ſind. Ringsum ſtehen ſchwere, mächtige, beſchneite Bergwände; der Wanderer ſpürt daß er wieder weit hinten im Gebirge iſt. Er iſt nur auf engen Bergſteigen hereingekommen und kommt nur auf gefährlichen Pfaden wieder hinaus.

Einer von dieſen Steigen führt alſo der Oetz, oder wie ſie von jetzt an heißt dem Venderbache, entlang in den hinterſten Ort des Thales nach Vend. Links von dieſem geht einem andern Bache nach ein anderer Weg ins Gurgelnthal. Dieſer wird in neuern Zeiten von kecken Reiſenden viel begangen. Wenn den Beſchreibungen zu trauen, ſo iſt ſchon der Pfad bis zu dem Gurgler Dörfchen einer von den ſchauerlichſten, und jenſeits des anmuthigen Grundes von Gurgeln geht's dann über den großen Oetzthaler Ferner ins Pfoſenthal hinab, das ins Schnalſerthal mündet. Der Gang über den Gletſcher beträgt da ein paar Stunden und gewährt die intereſſanteſten Schreckniſſe. Noch weiter zur Linken zieht ein Bergſteig auf den Timbels von welchem man ins Paßeyer hinunterſteigt, von allen dreien der betretenſte, als der kürzeſte Weg aus dem Oetzthale nach Meran, der auch während des Sommers faſt immer „aber" d. h. frei iſt von Schnee und Eis. Ein guter Fußgänger kann von Zwiſelſtein in einem Tage nach Meran gelangen. Dabei iſt's ihm vergönnt in der Frühe den Wanderſtab auf Gletſchereis zu ſtoßen und ihn am Abende unter Mandelbäumen niederzulegen.

Wir — es waren nämlich unſer zwei — wir wählten uns den Weg nach Vend, der alsbald über einen Steg in die Schlucht hineinführt, aus welcher der Oetzbach hervorſtürmt. Der Pfad iſt ſchmal und unbequem und macht auf etwas Klettern und Springen Anſpruch. Eine ſchöne Bergpyramide die im Hintergrunde des Thales aufſteigt, bleibt immer als Wegweiſer vor Augen und ſoll deßwegen Thalleite heißen. Nichts deſto weniger geriethen wir einmal in ſchwere Zweifel ob wir nicht den Weg verfehlt hätten; denn als wir einige Zeit durch thauigen Wald gegangen waren und endlich wieder im Freien das enge Thal betrachteten, den Bach, der zwar noch ſehr jung, doch ſchon mächtig ſchrie, und die langen Berghänge die oben in Schneefeldern und Fernern ausgingen, als wir dieß ſo betrachteten und mit den Augen in der Höhe allerlei Schönheiten zuſammenſuchten, gewahrten wir auch plötzlich hoch über unſern Häuptern auf ſenkrecht abgeſchnittenem Felſenrand eine Capelle und etliche Häuſer. Auf den hellgrünen Wieſenſaum, der in Adlershöhe über dem Abgrund ſchwebte, auf die weiße Capelle und in die Fenſterchen der hölzernen Hütten fiel die Morgenſonne und darüber ſtieg der blaue reine Himmel auf. Wie wir da aus der ſchattigen Schlucht, die noch kein Strahl erreicht hatte, hinauf blickten in jene erleuchtete Höhe, ſo wollte

Digitized by Google

es uns bedünken als läge dort unſer wahrer Weg der allein ans Ziel führe. Dieſe Ahnung hätte uns freilich nur betrogen, denn als wir noch auf gut Glück den rauhen Pfad im Thale etwas weiter verfolgten, ſahen wir bald das erſehnte Kirchlein von Heiligkreuz vor uns, wie es ſich dem Bach zur Seite freundlich winkend auf ſeinem grünen Hügel erhebt.

Als wir auf dem Platze waren, trat der Meßner aus dem Gotteshauſe und ſagte uns grüßend, der Herr ſey noch am Meſſeleſen und wir möchten einſtweilen auf der Bank vor dem Widdum, der Prieſterwohnung, ausraſten. Dieß thaten wir auch gehorſam und betrachteten die Gegend, die ſo ſchmal und ſtill vor unſern Augen lag. Man hat erſt im Jahre 1804 in dieſem engen Thalſchnitt eine Kirche erbaut, einfach und klein, wie ſie für die hundert Aelpler, die unter die Seelſorge gehören, ausreicht. Rund herum iſt auch ein kleiner Friedhof. Neben dieſem liegt das Häuschen des Caplans, hölzern aber heimlich, mit einigen Blumentöpfen vor den Fenſtern. Etwas weiter oben ſtehen vier oder fünf ärmliche Hütten, die den Hauptſtock des Sprengels ausmachen. Etliche Gerſtenfeldchen und ein paar Erdäpfelbeeten zeigen ungefähr, was hier noch durch Anbau dem Boden abzugewinnen iſt; dagegen bringt er ungezwungen die ſchönſten Alpenblumen hervor und prangt auch ſonſt im lebhafteſten Grün. Unten in der Schlucht brauſt der Bach. Dieſſeits ſind die Höhen nicht weit zu verfolgen, da die niederſten Abdachungen zu nahe liegen und den Blick auffangen; aber jenſeits des Baches geht's von dieſem an ſchräge hinauf über Schrofen und Fichtenwald bis zu den Fernern, die weiß und reinlich auf dem Sattel ruhen. Mancher braune Felsklotz ſticht trotzig aus der eiſigen Decke und beſonders ſchön war es anzuſehen wie dieſe ſtolzen Hörner, von heiterer Sonne beſchienen, ihre blauen Schatten über den weißen Schnee hinwarfen. Aus den Fernern lösten ſich etliche ſilberne Waſſerfäden ab und ſtürzten ungehört über den Berghang in die Tiefe.

Als nun der Caplan aus der Kirche trat, gab er uns freundlichen Willkomm und erregte auch ſonſt manche angenehme Hoffnung in den beiden Pilgern; denn da geſtern Faſttag geweſen und die Nachtherberge zu Sölden jedem Manne nur ein Ei gewährt hatte, ſo war ihnen noch etlicher Hunger übergeblieben. Dafür wurde nun trefflich geſorgt, und ehe die Sonne im Mittag ſtand, ſtand eine kräftige Suppe und ein überlegener Gemsziemer und eine noch mehr hervorzuhebende Gemsleber auf der Tafel. Nebenbei tranken wir vom rothen Wein des Etſchlands und plauderten bis zum ſpäten Nachmittage, feſtgehalten durch einen ſtürmiſchen Regenſchauer, der ſich urplötzlich emporgezogen hatte an dem Himmel, der noch um Mittag ſo heiter geweſen war.

Wer macht ſich wohl im bequemen geſelligen Flachlande eine richtige Anſchauung von dem Leben dieſer hochgebirgiſchen Dorfcapläne? Drei Viertheile des Jahres liegen ſie unter Schnee, und in der „abern" Zeit läßt ihnen Mutter Natur kaum die Erdäpfel im Garten reif werden. Jahr aus Jahr ein leben ſie da in ihren engen Häuschen mit der nächſten Ausſicht auf den Friedhof, und verlaſſen es nur um den Verrichtungen in der Kirche oder der Seelſorge auf den Höhen herum nachzugehen oder zu einem einſamen Spaziergang, der unveränderlich den Wieſenpfad thalein- oder auswärts verfolgen muß. Denn ringsherum ſind ſteile Wände. Wenn im Winter der Weg in die Kirche oft erſt mühſam gebahnt werden muß, ſo läßt ſich denken was für Fährlichkeiten zu beſtehen, wenn etwa ein Sterbender auf entlegenem Hofe nach dem Prieſter begehrt und dieſer in finſtrer Nacht, in Sturm und Schneegeſtöber, dem Rufe folgen muß, auch wenn es bis dahinauf ginge, wo wir heute früh auf dem ſonnenhellen Berggrande das ferne Capellchen glänzen ſahen. Iſt dann der Weg auch gangbar, ſo drohen noch immer die Schneeſtürze und davon weiß man in Heiligkreuz wie im ganzen Oetzthale Schauerliches zu erzählen, als z. B. daß gleich im Jahre 1817 zu Nörder auf dem Wege nach Zwiſelſtein ſiebzehn Perſonen verlahnet wurden, die ſich alle in ein Haus geflüchtet hatten, das ſie für beſonders ſicher hielten — ein Unglück bei welchem nur der achtzehnte, ein alter Mann, mit dem Leben davonkam. Ueberhaupt ſind die Arten wie man hier zu Lande mit Tode abgehen kann kaum zu zählen, und der lange Weg durchs Oetzthal herauf bis zum Ferner läuft oft wie durch eine Allee von Martertäfelchen, kleinen Abbildungen des Todfalls mit beigeſchriebener Bitte um ein Vaterunſer, welche die Hinterbliebenen am Pfade aufrichten laſſen. Manche ſind in Fernerklüfte gefallen, andere vom Schrofen geſtürzt, andere durchs Eis in den Bach gebrochen, andere hat der Strom im Sommer fortgeriſſen, andere ein fallendes Felsſtück erſchlagen, andere ein rutſchender Baum erdrückt, andere ſind in der Lahne erſtickt, andere im Gerölle umgekommen und ſo fort, wobei denn die Unglücksfälle der Ebene noch ganz frei bleiben. Um übrigens zu unſern Bergcaplänen zurückzukehren, ſo führen ſie auch im Sommer kein ſehr geſelliges Leben, da der Nachbar oft mehrere Stunden zum Nachbar hat, auch die Gießbäche in der ſchönen Jahreszeit nicht ſelten den Pfad mit ſich fortreißen und den Verkehr für mehrere Tage unterbrechen. Drum iſt das enge Häuschen mit ein paar Büchern, ein paar Singvögeln und ein paar Blumentöpfen gleichſam die Cajüte, in der der einſiedleriſche Prieſter die langen Monate durchſteuert — das enge Häuschen, welches zwar zuweilen einen guten Keller hat, in deſſen Küche aber friſches Fleiſch jeweils eine Zufälligkeit. Beſondere Wonnen- und Freudentage die das ſtille Einerlei des Jahreslaufs unterbrechen, wären wohl ſchwer namhaft zu machen; doch hält einer oder der andere die Jagd auf „Murmenten," auf Murmelthiere für ein hohes Vergnügen. Gleichwohl ſind die Fälle nicht gar ſelten daß ſolche Prieſter zehn und zwanzig Jahre bei ihren Kirchen und ihren anhänglichen Schäflein geblieben ſind, obgleich es ihnen in dieſer langen Zeit nicht an Gelegenheit fehlen konnte den Ort ihrer Wirkſamkeit zu wechſeln.

Gegen Abend alſo machten wir uns, gelabt und geſtärkt, wieder auf um nach Vend zu gehen. Der geiſtliche Gaſtfreund gab uns noch eine Strecke weit das Geleit, und dann nahmen wir herzlichen Abſchied. Der Weg war in ſeiner Art wenig verſchieden von dem den wir in der Frühe von Zwiſelſtein nach Heiligkreuz gegangen waren, doch eher etwas bequemer. Hie und da ſtehen ein paar Hütten an dem Wege — ſonſt große Einſamkeit und wegen der vielen Spuren von Lahnenſtürzen, wegen der Steingerölle und der wilden Schrofen etwas Melancholie. Nach zwei Stunden eröffnet ſich das heitere Thal von Vend wo das letzte Dorf im Oetzthale, das höchſte im Lande ſteht, 6048 Pariſer Fuß über dem Meere, höher als die Schneekoppe im Rieſengebirge. Es finden ſich hier fünf Bauernhöfe, und darin wohnen etliche vierzig Menſchen die keine Felder mehr bauen aber ſchöne Alpenweiden beſitzen und durch Viehzucht einen ziemlichen Wohlſtand unterhalten.

Das Thal von Vend iſt eine ſehr einfache Landſchaft: hölzerne Alpenhäuſer und eine weiße Kirche, glatte Wieſen, ein ruhigfließender Bach, niedere grüne Berge. Manches mahnt uns als wären wir noch in den Vorbergen, im Allgäu, in der Gegend von Tegernſee oder Miesbach. Es kommt zumeiſt daher daß man nur den erſten Anlauf der Höhen gewahrt und nicht die gewaltigen Bergzüge, die dahinter liegen. Gegenüber der Landkarte iſt dieſe Einfachheit faſt eine Enttäuſchung. Schon um Innsbruck ſtehen ja die erhabenſten Bergfirſten, im Oberinnthale ſtrömt der

Digitized by Google

Inn immer in gigantiſchem Gebirge; am Anfange des Oetzthales ſteigern ſich noch die Eindrücke und doch ſind's noch fünfzehn Stunden bis in den innerſten Winkel von Vend, um welchen die Mappierer einen blauen Reif von Eisbergen gemalt haben. Geht nun das Weſen in zunehmender Progreſſion ſo fort, ſo müſſen dahinter, wie man ſich leichtlich einbildet, die rhätiſchen Chimboraſſos ſtehen mit ihren nickenden Kuppen und Niagarafälle ſtürzen durch den Urwald, und die Gletſcher ſteigen unaufhaltſam hernieder und ſchauen bis in die Kellerlöcher der Alpenhäuſer. Es hat aber hier und auch gar häufig anderswo gerade das umgekehrte Anſehen. In den Tiefen des Hochgebirges liegen nicht ſelten ganz prunkloſe Alpenthäler und die coloſſalſte Landſchaft, die prächtigſten Staffeleibilder finden ſich dafür an der Poſtſtraße. Wo die Krone ſchauerlicher Erhabenheit, das Letzte und Unübertrefflichſte wilder Schönheit erwartet wird, da thut ſich ein grüner Wieſenplan auf mit einem ſtillen Alpendörfchen in der ſcheinbar mildeſten Umgebung. Etwas Anderes iſt es freilich wenn man in dieſer abgelegenen Welt auf die Höhen ſteigt. Dann kömmt allerdings bald der Gletſcherkranz zum Auftauchen, und wenn man unten in der geräumigen Wieſe, das Dörfchen vor Augen, ſich denkt: das iſt das Thal von Vend und weiter gehört nichts dazu — ſo ſieht man oben erſt die breiten Berghänge, die weiten Almen, die langen Wälder, die ungeheuern Schneefelder und die meilenlangen Ferner. Blickt man dann hinunter in die Au, auf die farbigen Häuſerpünktchen und den dünnen Waſſerfaden, dann ſcheint das ganze Thälchen nicht viel mehr als ein bemooſter Spalt im Geſtein oder ein bewachſener Riß im Felſen.

Das Wirthshaus zu Vend iſt eine ſehr ärmliche Anſtalt und kann vielleicht auch nicht viel beſſer ſeyn. Friſches Fleiſch kommt nur bei feierlichen Gelegenheiten vor, ſonſt hält man zum Bedarf der Fremden geräuchertes Kuhfleiſch, mager, dürr und ranzig, eine höchſt unleckere Nahrung. Das Brod wird alle vierzehn Tage vom äußern Thale hereingeholt und iſt alſo dreizehn Tage altbacken. Der Wein — in jedem Betracht das Beſte was zu haben — wird im Winter auf Schlitten über Zwiſelſtein hereingeführt, und dazu wird als Bahn, wenn der Pfad ausgeht, auch der gefrorne Bach benützt. Die Betten waren nicht lang genug für uns, was anzudeuten ſcheint daß die Reiſenden der Mehrzahl nach kürzer ſind als wir.

Den Abend füllten wichtige Geſpräche über die Fernerfahrt die wir vorhatten. Einige Bauern gaben darüber ihre Gutachten ab, die aber ſehr weit auseinanderwichen. Die einen erklärten den Gang für höchſt bedenklich, die andern für ein Kinderſpiel, vorausgeſetzt daß gut Wetter ſey. Der Wirth nannte Nicodemus von Roſen als den beſten Mann für Gletſcherreiſen. Dieſer würde morgen früh erſcheinen um, als am Sonntag, in die Kirche zu gehen und der würde uns führen wohin wir wollten. Unter großen Hoffnungen ſchlüpften wir zuletzt in die kleinen Betten und verfielen in ſanften Schlaf.

Am andern Morgen, es war der des 6 Auguſts 1842, erſchien Nicodemus von Roſen und erklärte ſich, wie voraus geſagt war, ohne Umſchweiſe bereit uns übers Niederjoch nach Schnals zu führen, vorher aber gedenke er noch zur Sonntagsandacht ins Amt zu gehen, welches ſammt Predigt bis zehn Uhr dauern ſollte. Zu gleicher Zeit lud uns auch der Wirth ein mit ihm in die Kirche zu wallen, da das Haus geſchloſſen werde. So gingen wir beſcheiden und mit niedergeſchlagenen Augen auf die Kirche zu. An der Pforte bemerkte uns ſofort der Gaſtfreund, hier ſollten wir ſtehen bleiben, denn die Plätze im Innern ſeyen alle ausgetheilt und für uns keine Unterkunft. Blieben alſo einige Zeit an der Thüre ſtehen, bis die männliche Alpenjugend immer dichter herandrängte und mit breiten Ellenbogen auch den Raum auf der Schwelle beſetzte. Unter dieſer Bedrängniß mußten wir wider Willen ins Freie treten. Mittlerweile fing es zu tröpfeln an und wir verehrten unſern Gott in leiſem Regen, waren etwas trübſelig und miſchten in unſer Gebet hie und da ironiſche Betrachtungen über die ſieben Seligkeiten der Bergreiſen. Dieß dauerte eine gute Weile. Endlich kam der Wirth mit den Schlüſſeln und wir trachteten fröhlich der Herberge zu und verſprachen uns, da vorderhand keine Hoffnung zum Aufbruch war, viele Belehrung von den Geſprächen die wir mit den Betern führen wollten, wenn ſie nach dem Gottesdienſte durſtig ins Wirthshaus kommen würden, nahmen auch zu dieſem Zwecke ſchon vorhinein einen guten Platz. Alsbald wälzten ſich die Vender und ihre Nachbarn in dickem Haufen zur Stubenthüre herein, beſetzten alle Bänke und Stühle die noch frei waren, und etliche welche nicht mehr unterkommen konnten, blickten von der Schwelle begehrlich ins Gemach. Um dieſe Zeit nahte der Wirth, fragte, ob es uns hier nicht zu lärmend ſey und als wir mit einem vernehmlichen Nein geantwortet, drehte er ſeine Rede und bat uns freundlich, ja ſehr freundlich zu bedenken, daß die Stube gerade für ſo viel Männer gebohrt ſey als in die Kirche gingen, daß da an Sonn- und Feiertagen jeder ſeinen Platz haben wolle und daß er gar keinen Frieden genießen würde bis auch die andern auf der Schwelle noch zu ſitzen kämen. Dabei ſtellte er uns vor, wie angenehm und ruhig unſer Schlafgemach ſey, und es wäre ihm ſehr lieb wenn wir da hinüber gingen. Ei was? brummte da der eine von uns, wir ſind ja hier wie die Parias; erſt wollen ſie uns nicht in der Kirche dulden, und nun nicht einmal im Wirthshauſe! Ach, ſagte der andere, es ſind gute Leute; thun wir ihnen den Gefallen. Nun nahm der Wirth vergnügt unſer Trinkzeug und trug's hinüber, und wir folgten in unſer armſeligſtes aller Schlafgemächer. Stühle waren nicht darinnen, und ſo legten wir uns in nothwendiger Verkürzung auf die Betten. Leider wußten wir gar nicht was wir anfangen ſollten. Leſen, Schreiben, Rechnen ſchien alles nicht am Platz und an der Zeit. Auch zum Reden fielen uns nur ärgerliche Bemerkungen ein, die wir lieber unterdrückten. Alle Viertelſtunden aber ging einer hinunter und traf verabredetermaßen mit Nicodemus von Roſen zuſammen um das Wetter zu beurtheilen, denn beim erſten ſichern Anzeichen von Beſſerung ſollte es weiter gehen.

Endlich, es war um halb zwölf Uhr und der Regen hatte ſchon ſeit einiger Zeit aufgehört, endlich ſagte Nicodemus: es hebt, und mahnte zum Aufbruch. Er ließ ſich noch eine fette Suppe geben, während wir einige Lebensmittel zu uns ſteckten und die Rechnung berichtigten. Bei letzterem Geſchäfte gewannen wir übrigens die Ueberzeugung daß es in Vend zwar ziemlich ſchlecht, aber auch ziemlich theuer zu leben ſey.

Nun hatte ſich Nicodemus geſtärkt, griff nach ſeinem Stabe und wir zogen davon. Allererſt ging es eine jähe Anhöhe hinan von wo wir rechts nach Roſen hineinſahen. Zu Vend läuft nämlich das Thal abermals in eine Gabel aus, deren eine Zinke zum Hochjoch, die andere zum Niederjoch führt. Im grünen Grunde der erſtern liegen die beiden anſehnlichen Roſner Höfe, die letzten Häuſer im Oetzthale, nur noch zwei Stunden von dem vielbeſprochenen Roſener Wildſee, und Nicodemus, dem der eine davon gehört, deutete mit Stolz auf ſein väterliches Erbe. In dieſer Wildniß hat nämlich, wie alte ehrwürdige Sagen melden, Herzog Friedrich mit der leeren Taſche eine Zuflucht gefunden als er geächtet und gebannt heimlich dem Coſtnizer Concil entflohen war

Digitized by Google

(1416). Dazumal, als hundert Feinde ihm nachſtellten und der eigene Bruder nach der Grafſchaft Tirol ſtrebte, lebte Friedel manchen ſtillen Tag auf dem Roſnerhofe und die Roſnertochter ſoll ſogar ihr Herz an ihn verloren haben. Später, als er wieder zu ſeinem Lande gekommen war, gedachte er dankbar dieſes Aſyls und verlieh dem Hofe ausgezeichnete Ehren, Steuerfreiheit nämlich und die Rechte einer Freiſtätte. Erſtere genießt er noch, letztere ging unter Joſeph II ein. Auch wurde der Hof zu einem eigenen Burgfrieden erhoben und die Gerichtsbarkeit dem Schloßhauptmann zu Tirol übertragen. Jetzt ſteht ſie bei dem k. k. Landgericht Silz im Oberinnthale. Noch zur Zeit aber ſpricht Nicodemus von ſeinem Hofe nicht anders als ein Ritter von ſeiner Burg, und es nimmt ſich ſehr ſtolz und fürnehm aus, wenn der Bauer etwa anhebt: So lange ich auf Roſen ſitze u. ſ. w.

Nicodemus Klotz von Roſen iſt ein Vierziger, eher klein als groß, ledig, ernſthaft, aber doch kein Feind des Scherzes. Er trägt den ſpitzen Hut, die braune Jacke und die braunen dicken Strümpfe, die Tracht der Oetzthaler, und dabei ſpricht er ein alterthümelndes, wenig abgeſchliffenes Deutſch, von jener ſcharfkantigen Art, wie es in den innerſten Thälern gewöhnlich erklingt. Er rühmt ſich der einzige Mann der Gemeinde zu ſeyn, der die Gebirge und die Gletſcher ringsherum alle beſtiegen. Er hatte von Jugend auf ſeine Herzensfreude an den feierlichen Fernern und kletterte vordem mit ſeiner Büchſe allein auf die Hörner, neugierig was da für eine Ausſicht, oder nach ſeinen Worten: für eine „Einſicht zu faſſen" ſey. Er iſt daher gewiß der verläſſigſte Führer im Vender Thale, und geht von da aus überall mit, wohin man immer will, über den kleinen Oetzthaler Ferner und das Niederjoch oder über das Hochjoch nach Schnals, an der Wildſpitz vorbei ins Pitzthal, über den Gebatſchferner ins Kaunſerthal oder links hinüber nach Langtaufers und ins obere Vintſchgau. Da, auf letzterer Fahrt, beträgt der Gang über das Eis indeſſen mehrere Stunden, und dieſer hatte in ſeiner Gefährlichkeit ſelbſt den kecken Alpenſohn etwas verdutzt gemacht. Vor kurzem waren nämlich Bergſteiger aus Albion da geweſen und hatten ihn aufgenommen ſie nach Langtaufers zu führen. Als ſie eine gute Weile auf dem Eiſe fortgegangen, wurde aber der Ferner durch Klüfte, Brüche und Schrunden ſo unwegſam daß gar kein Mittel mehr ſchien weiter zu kommen. Nicodemus ſchlug vor zurückzugehen; die Engländer aber wollten ihre Mühe nicht verloren haben und forderten ihn gebieteriſch auf ſie weiter zu geleiten. Nun gelangen zwar noch einige Uebergänge, aber an einem breiten und tiefen Gletſcherſpalt fiel der eine der fremden Reiſenden und glitſchte hinunter, ſo daß ihn Nicodemus nur noch beim Schopfe zurückziehen konnte. Als er ſo vom Tode gerettet war, beſah er ſich von oben bis unten, ſagte lachend: Das war gut — und nun hatte keiner mehr etwas gegen die Umkehr einzuwenden. Nicodemus aber hatte ſich das zur Warnung dienen laſſen und wollte keinen mehr nach Langtaufers führen, ehe denn er einmal wieder nachgeſehen, ob ſich nicht das Eis gewendet und der Ferner neuerdings gangbar ſey.

Wir ließen alſo die Roſnerhöfe rechts liegen und gingen links ins Niederthal ein und darin fort, einen öden, gar nicht kurzweiligen Weg, der oft von Fernerbächen durchſchnitten iſt, über welche wir nicht immer ungenetzt kamen. Außerdem war aber weder Gefahr noch Unbequemlichkeit, denn der Steig ging ganz mählich an der Halde hin, welche düſter und mißfarbig an den Wänden von Glimmerſchiefer abbrach, und nur etwa an den Ufern der ſtürzenden Wäſſer freundlichern Krautwuchs zeigte.

So hatten wir eine gute Strecke zurückgelegt als wir zu einem Bildſtöckchen kamen, auf deſſen Tafel ein ſitzendes Weib gemalt iſt mit einem neugebornen nackten Kind im Schooß. Die Mutter Gottes ſchaut aus den Wolken gnädig herab. Der Roſner Bauer erzählte hier habe ſein Oheim vor Jahren in Wind und Wetter ein gebärendes Weib gefunden, und in ihren Todesängſten ſie gerettet. Deſſen zum Angedenken habe er die Tafel machen laſſen. Sie aber, ſetzte er hinzu, ſie war ein Lottermenſch von Schnals. Mein Gott! ſagte einer von uns, ſo gibt es alſo auch hier in dieſen keuſchen Wildniſſen ſolche Opfer der Verführung, und ſie gebären an den Fernern, um ihre Schmach den Augen der Menſchen zu verbergen! Aus Sittſamkeit forſchte keiner mehr nach nähern Umſtänden, und ſo erfuhren wir erſt drüben im Vintſchgau mit frohem Erſtaunen daß ein Lottermenſch nichts Unehrlicheres bedeute als ein Bettelweib, wornach ſich denn die Beurtheilung des Falles weſentlich berichtigte.

Dann kamen wir auch bald zu einer kleinen ſchwarzgrauen Hütte, welche ungemein kunſtlos aus übereinander gelegten Steinen an die Halde hingebaut war. Die Vorderſeite ragte kaum mannshoch über den Boden auf; Fenſter hatte ſie nicht, aber eine niedere Thüre. Aus dieſer trat ein Mann, anzuſehen wie Robinſon Cruſoe, in Thierhäute gehüllt, mit verwirrten Haaren, ungewaſchen vielleicht ſeit Monden. Er zeigte ſehr viele Freude daß wir uns zu ihm heraufbemüht, und wir dann auch nicht minder daß wir ſo angenehmen Eindruck auf ihn machten. Im erſten Augenblicke hatten wir allerdings über ihn geſtutzt; indeſſen war er ein glänzendes Beiſpiel mehr daß auch unter rauhem Kittel ein edles Herz ſchlagen könne, denn nicht allein grüßte er ſehr herzlich und mit dem heiterſten Lachen, ſondern bot uns auch gleich eine Schüſſel voll Milch an. Dafür ließen wir ihn einen Schluck von unſerm Vintſchger Branntwein thun, womit er ſich mehr als königlich belohnt erklärte. Auch lud er uns ein in ſein Haus zu kommen, von uns aber fand es jeder zu mühſam ſich ſo tief zu bücken. Doch warfen wir einen oberſchlächtigen Blick hinein, und gewahrten in der Finſterniß etwas wie eine Schlafſtelle aus Loden und Heu. Am Thürpfoſten bemerkten wir auch ein geſchnitztes Heiligenbild angeheftet, und vor dieſem, ſagte uns der edle Wilde, verrichte er ſeine Andachten. Nachdem wir in dieſer Art von allem Wiſſenswerthen Notiz genommen, ſprach Nicodemus: Bhüt Gott, Schnalſer, und wir zogen weiter.

Der wilde Mann war übrigens ein Schafhirt aus Schnals, aus dem Thale das jenſeits der Ferner liegt. Solcher Schäfer gibt es mehrere in dem Revier. Die Vender verpachten nämlich ihre Weiden an die Leute von enthalb der Berge, und dieſe ſchicken ihre Heerden mit den Hirten über die Gletſcher und laſſen ſie hier den Sommer zubringen. Deßwegen iſt denn auch, wie wir noch dieſen Abend in Erfahrung bringen ſollten, der Ferner in Schnals ein viel geläufigeres Thema als in Vend.

Nachdem wir nun zwei Stunden im Niederthal fortgegangen waren, kamen wir endlich an den Murzollferner, der eigentlich der Ausläufer zweier andern iſt die ſich oben vereinigen und in dieſer Spitze zu Thal gehen. Die Anſicht gewährt noch wenig von der Schönheit der Gletſcherwelt, denn das Thal iſt enge, der Blick bergaufwärts beſchränkt, der herabziehende Ferner ſelbſt mit Schutt und Geröll bedeckt, daher ſchmutzig und rußig ſo weit man ſieht. Außen herum an den untern Kanten hat er mächtige Schuttwälle aufgeworfen. Murzoll war übrigens dieſes Jahr vollkommen ausgeabert (ſpr. ausg'appert), und was er obenauf an Riſſen und Schrunden haben mochte, das lag alles klar am Tage. Um dieſe Zeit, wenn nämlich die Sommerſonne den tückiſchen Schnee aufgezehrt und die Ferner „das Hemd ausgezogen haben," ſo daß ſich Geſtalt und Weſen ihrer Oberfläche nicht verbergen können — um

Digitized by Google

dieſe Zeit werden ſie am liebſten begangen. Dann lauern wenigſtens keine heimlichen Gefahren und es locken nicht jene leichten Schneebrücken, die beim erſten Tritte einbrechen und den Wanderer wie die Fallbretter in den alten Ritterburgen hinuntersenden in die kalte Gruft zur ewigen Ruhe.

Nicodemus führte uns nun auf Murzoll — er gebrauchte die Namen ſeiner Ferner und Berge ohne Geſchlechtswort — und wir gingen einige Zeit auf dem Eiſe fort, um den Pfad im Geröll, der immer mühſeliger wurde, zu vermeiden. Murzoll dagegen zeigte ſich zu dieſer Zeit recht eben und zuſammenhängend; nur hie und da zog ſich ein handbreiter Spalt hindurch. Allmählich aber wurde auch Murzoll etwas unwegſam und wir ſuchten wieder den Fußpfad auf dem feſten Lande zu gewinnen, den die Schnalſerhirten durch unterlegte Felsblöcke zur bequemen Treppe erhoben hatten. Nachdem wir ungefähr drei Stunden auf dem Wege geweſen, machten wir bei einer zerfallenen Steinhütte Halt, die in den Zeiten ihres Glanzes wohl ein getreues Ebenbild der andern geweſen war, in welcher wir den Schäfer von Schnals gefunden. Hier nahmen wir etwas Brod und Käſe zu uns und ſtärkten uns mit dem Vintſchger, auf kahlem Boden, rings von Gletſchern umſäumt, dicht ober unſern Häuptern einen wolkigen verſchloſſenen Himmel. Letzteres erpreßte uns manchen trüben Seufzer, denn jetzt, wenn je, ſtanden wir an der Pforte alpiniſcher Erhabenheit. Neben uns auf dem braunen Felsgeſchiebe, mitten zwiſchen ewigem Eis und Schnee war eine kleine Heerde Schafe in der Sommerfriſche, die mit ihren Schellen fröhlich klingelten und zutraulich herankamen. Sie bleiben während des Hochſommers hier obdachlos im Freien und ſuchen bergauf und ab ihr Futter.

Indeſſen ſollte uns doch nicht alle Freude verloren gehen und nicht alle Erwartung getäuſcht werden. Die Nebel die ſich während unſers Aufſteigens mehr und mehr geſammelt hatten und eine Zeit lang ſchwer und ruhig auf die Gletſcher drückten, hoben jetzt, da etwas Wind hineinzublaſen begann, ein luſtiges Geſaus an, zogen abwärts, zogen aufwärts, huſchten wie Phantome an den Fernern hin, ſchlangen wilde Reigen, drehten ſich wirbelnd durch einander, und zuweilen entſtanden weite Riſſe, durch welche die Sonnenſtrahlen verklärend drachen. Einem ſolchen Augenblick verdankten wir einmal eine prächtige Ausſicht links hinein in einen langen, langen Corridor von weißleuchtenden Fernern, Schalf, Muttmal und Fanat, zwiſchen denen eine breite ſilberne Straße glänzend dahinzog, wie eine Avenue zum Palaſte des Alpenkönigs. In ſolche Herrlichkeiten verlegt die Oetzthaler Sage den Wohnſitz der „ſaligen Fräulein,“ elfenhafter Jungfrauen, welche die Hirtenknaben lieben und die Gemſenjäger haſſen. Von dieſem Haſſe und jener Liebe erzählen die Aelpler mehr als eine ſchöne Geſchichte. Indeſſen haben die ſaligen Fräulein auch ſonſt bequemer gelegene Wohnungen im niedern Thalgelände, und zumal bei Lengenfeld iſt durch eine Grotte der Eingang zu ihren gefeiten Hallen im Innern des Gebirges.

Von jetzt an wurden wir allmählich des großen Schneefeldes gewahr, das den Niederjochferner deckt. Nachdem wir noch ein paar Male aushülfsweiſe den Gletſcher betreten hatten, weil der Weg zur Seite ungangbar geworden, nachdem wir auch aus derſelben Urſache ein paar kleine Schneefelder durchwatet hatten, fanden wir uns auf der Stelle wo der Pfad an den Schrofen hin ganz aufhört und der Gang über den Gletſcher eigentlich ſeinen Anfang nimmt. Hier war zwiſchen die Steine ein hölzernes Windfähnchen eingeklemmt.

Jetzt gehts über den Ferner, ſagte Nicodemus mit einem feierlichen Ernſte, gleichſam als wollte er in ſeinen Anbefohlenen die Betrachtung erwecken daß ſie an einem großen Wagniſſe ſtehen. Die Luft war feucht, aber nicht kalt. Ermüdung oder anderes Ungemach ſpürten wir nicht. Wir ließen in der kleinen Runde noch einmal die Flaſche mit dem Vintſchger kreiſen, und traten dann den Weg an. Nicodemus hatte zwar Stricke mitgenommen, um uns alle drei nach Vorſchrift der Sachverſtändigen an einander zu binden, aber nach einiger Beſprechung hielten wir's doch nicht vonnöthen, auch nicht als uns der Bauer von Roſen erzählt hatte, wie kurz vorher ein ungebundener reiſender Herr in den Gletſcher geſunken und wie er dann, nach mühſamer Rettung von ungeheuerm Ekel an dem ganzen Weſen erfaßt, Hut und Stock von ſich geworfen und in Einem Rennen, als wären ihm alle Ferner des Oetzthales auf der Ferſe, über Vend bis nach Heiligkreuz gelaufen ſey, um dort noch immer voll Entſetzen und halbtodt von Ermattung beim Caplan wieder zur Faſſung zu kommen. So gingen wir demnach unſern Weg, jeder für ſich — der Führer voran, Todtenſtille ringsum — kein anderer Laut als das leiſe Kniſchen unſrer Tritte.

Der Gletſcher ſchien uns nicht ſehr breit, etwa eine halbe Stunde, vielleicht nicht ſo viel. Der Weg führte etliche hundert Schritte von den Felſenwänden, die zur Rechten ihre Häupter in den Wolken verbargen, ſchnurgerade über das weiße Feld hinauf. Die ſchmutzige Spur von Menſchentritten und Viehtrieb zeichnete ihn wenigſtens von unten auf geſehen ſehr kenntlich. Uns ſchien alles recht ſicher und bequem, zumal da der Gletſcher nicht ausgeabert und die Klüfte daher alle überſchneit waren. Nicodemus mochte gleichwohl hie und da Gefahr wittern, denn etliche Male hielt er an und ſtieß mit dem Stocke bedenklichen Geſichtes in den Schnee, ohne Grund zu finden. Er pflegte dann den Kopf zu ſchütteln, ging aber nichts deſto weniger bald mit einem weiten Schritte vor, uns befehlend in ſeine Fußſtapfen zu treten, was wir denn auch folgſam thaten.

Jetzt war's ungefähr 3 Uhr, und ſehr düſter auf dem Ferner — neben und über uns, vor und hinter uns dichte ſtockende Nebel. Nun begann aber auf einmal zur Linken das Jagen wieder. Das zog und zerrte, huſchte und flog, und plötzlich riß es auseinander und aus dem bewegten Wolkenreigen ſtieg ein ungeheures Horn, ſchrecklich geſchartet an den Wänden, von tiefbrauner, feuchtglänzender Farbe, und um das braune Haupt legte ſich wie ein Heiligenſchein eine Scheibe helldlauen Himmels, die auch mit einem Male ſichtbar geworden. Nicodemus blieb ſtehen, drehte ſich überraſcht um und ſagte leiſe: das iſt Similaun — und ſo leiſe flüſterte er's, als wenn er fürchtete durch lautes Wort das Ungethüm zu reizen. Wir aber hatten eine innige Freude über den titaniſchen Klotz, und dieſe wuchs noch immer als auch die letzten Schleier an den Flanken des Hornes verflogen, und dieſes in ſeinem ſchimmernden Braun mit unbeſchreiblicher Pracht vom weißen Ferner ſich abhob und in den blauen Himmel ragte. Das iſt Similaun — wiederholten wir um den Namen ja nicht zu vergeſſen — und ſchauten vorwärts ſchreitend immer wieder auf dieß ſtolze, ſtumme, trotzende Haupt mit dem niegeſehenen Ausdruck von Größe und Wildheit.

Similaun, ſo ſchroff er ſcheint, iſt dennoch ſchon etliche Male beſtiegen worden. Er reizt dazu um ſo mehr als er mit der Wildſpitze der höchſte Grat iſt im Oetzthaler Fernerſtock und zwölfthalbtauſend Fuß mißt. Der erſte der ſeinen Scheitel betrat, war der Prieſter Thomas Kaaſerer von U. L. Frau in Schnals. Es geſchah im Jahre 1834. Ihm folgte der Landarzt von Algund bei Meran, Franz Nadi, der das Wagniß am 27 Auguſt 1839 aber bei ſehr ungünſtigem Wetter vollführte. Am 22 Junius 1840 beſtieg der nämliche die Spitze zum zweiten Male, willig gefördert und

Digitized by Google

geleitet von den Schnalſern, die unten im Thale auch Böller aufſtellten, und die kühnen Steiger als ſie den Gipfel erreicht hatten, mit Freudenſchüſſen begrüßten. Der Himmel war dießmal rein. Die Ausſicht wird als unermeßlich geſchildert; ſie ſoll hinausgehen bis ins deutſche Reich und man will ſelbſt bayriſche Stadte geſehen haben. Gegen Morgen zeigt ſich der Großglockner, gegen Abend der Ortles und die Schweizergletſcher, ja ſogar den Montblanc behaupteten die kecken Männer entdeckt zu haben. Die wimmelnden Eishäupter und Schneeköpfe in der Nähe ſind gar nicht zu zählen. Uebrigens ſieht man ſo weit oben oft viel mehr als man nachher den Leuten unten glaubbar machen kann.

So waren wir nahezu ans Ende des Ferners gekommen. Der Himmel hatte ſich jetzt ganz aufgethan, die Sonne ſchien faſt warm, und überhaupt glaubten wir zu merken daß ſie in den Thälern den ſchönſten Tag gehabt, während wir da oben in und über den Wolken gegangen waren. Nunmehr öffnete ſich auch das Land gegen Süden; nahe prächtige Ferner die ſich gegen Schnals hinunter lagern, und hohe Gebirgsſtöcke traten auf, lange zackige Kämme die weit und breit hinzogen nach Welſchland oder zum Ortles, und unten wie in Meerestiefe lachte auch ſchon zu erquickender Herzensſtärkung das grüne Thal von Schnals. Da ſtanden wir und ſchauten bald auf Similaun, den ſchauerlichen ſo hoch über uns, bald auf das ſtille Paradies in der Niederung ſo tief unter uns, und wollten nun raſch über den letzten Auslauf des Gletſchers weg. Ehe dieß aber vollbracht, hatten wir noch eine neckiſche Fährlichkeit zu beſtehen.

Der Weg zum Ziele führt nämlich hier rechts an den ſchiefrigen Wänden hin und zwar noch immer auf dem Ferner, der da in mäßiger Breite ſchief abwärts hängt, bald aber ganz ſenkrecht in einem thurmhohen ſpitzen Zipfel, gleich einem gefrornen Waſſerfall, zwiſchen tauſendzackigem Geſtein ins Thal hinunter geht. Die letzte kurze Strecke, ehe wir auf feſten Boden kamen, war die bedenklichſte — rechts die Felſenwand, links der gefrorne Waſſerfall, in der Mitte durch auf ſchiefem Eiſe der ſchlüpfrige Pfad. Der eine von uns legte ſich nieder, um ſich mittelſt der Hände über die verdächtige Stelle zu ſchieben; der andere wollte aufrecht darüber ſteigen. Leider geriethen ihm nur wenige Schritte — jählings glitſchte er aus, fiel zu Boden, kam ins Rutſchen, packte in der Zerſtreuung den andern Liegenden an einem Fuße, dieſer als einer der auf der glatten Fläche keinen Halt hatte, mußte folgen und ſo glitten wir aneinander gekettet, der eine voraus, der andere hintennach, pfeilſchnell dem Waſſerfalle zu, über den wir wie zwei geflößte Holzblöcke hinabgeſchoſſen wären, um unten an den Felſen zu zerſchellen, wenn nicht der Hinterpart trotz aller Eile den kleinen Runſt eines Eisbächleins entdeckt hätte, das in derſelben Richtung floß welche wir eingeſchlagen hatten. In dieſen ſtemmte er nun ſchleunigſt ſeinen Vorderarm, und da das Rinnſal gewunden war, ſo gab es bald eine Hemmung, und der todesmuthige Convoi blieb ſo noch zur rechten Zeit lebensfroh auf dem Eiſe hängen. Nicodemus, der ſorglos vorausgegangen war, weil ihm in ſeiner Geübtheit die offene glatte Bahn viel weniger Bedenken gemacht, als die überſchneiten Fernerklüfte, Nicodemus hatte unterdeſſen ſeine Augen am grünen Thal von Schnals geweidet, kam aber jetzt auf unſer Rufen herbei und führte einen nach dem andern ans Land, nicht ohne Mühe, denn da unten wo wir hielten, war's noch um ein Gutes ſchlüpfriger als oben wo wir abgefahren.

Jetzt ſtanden wir alſo auf feſtem Felſenboden und blickten mit noch einmal ſo viel Vergnügen in die freundliche grüne Tiefe. Dabei ſahen wir auch auf die Uhr und brachten heraus daß wir gerade 37 Minuten auf dem Ferner geweſen waren. Hier ließen wir auch den Führer ziehen, der im Sinne hatte noch nach Roſen zurückzugehen. Wir boten ihm, da im voraus nichts beſtimmt worden war, 6 Zwanziger als Führerlohn, und er meinte für das biſſel Weg ſey das übrig Geld genug. Auch legte er ſeine Zufriedenheit in einer ſehr kraftigen Dankſagung an den Tag, und gewiß war es ebenfalls nur zur Verlautbarung ſeiner ſtillen Freude daß er uns, allerdings in ganz ungefahrlicher Richtung, von oben herab noch etliche große Steine nachwälzte, um die Wirkung bewundern zu laſſen wie ſie über das Geröll krachend in den Abgrund ſprangen. Wir befanden uns mittlerweile auf einem ſteilen Felsſteig, der mit rothbraunen Blöcken verfriedet iſt und wendeltreppenartig an dem Geſchröfe abwärts zieht. Hier ſetzten wir unſre Bergſtöcke ein und halfen uns in raſchem Schuſſe zu Thale, kamen zuerſt, nachdem wir uns von der Schroſenwand losgelöst, auf magere Wieſen, die über und über mit kleinen und großen Felstrümmern, den Zeichen ungeheurer Steinmuhren beſchüttet waren, und ſo mehr und mehr aus der Region des Schreckens in die des Grünen, zu Zirbelnüſſen und Lärchenbäumen, zu Hütten und Häuſern, zu Kornfeldern und in die liebliche Au von Unſrer lieben Frau zu Schnals. Ehe wir aber ſo weit waren, drehten wir uns noch einmal um und beſahen den rieſenhaften Vorhang von Eis, der aus dem Ferner herunterhängt, und ſo leicht hätte unſers Lebens Ziel werden können. Dann betrachteten wir auch die Felſenwand an der wir herabgeklettert, und fanden es faſt wunderlich daß wir nun gar keine Spur des Steiges mehr entdeckten, der uns ins Thal geführt. All die Ausſicht über die Berge des ſüdlichen Landes hatte ſich jetzt wieder verloren. Zur rechten Hand zog ſich die Schnalſer Landſchaft in eine enge Schlucht zuſammen. Auf den Höhen ſaßen ſchöne Gletſcher, deren klaffende Riſſe blau hernieder ſchienen. Da drinnen, zu hinterſt in dem ſchmalen Gelände iſt der Fineilhof zu ſuchen, berühmt in der Sage wie der Roſnerhof, weil Herzog Friedrich, als er dieſen verlaſſen hatte und eine neue Zufluchtſtatte ſuchend über den Ferner gegangen war, beim dortigen Bauern eine Weile unerkannt lebte und dann den Hof auf immer „von gemeiner Obrigkeit freite." Die Sage läßt den Fürſten hier die Schafe hüten und auch auf dieſer Seite des Ferners mit einer ſchönen Hirtin eine Idylle ſpielen, was dieſſeits wie jenſeits ſeine Richtigkeit haben mag, da er ein ſehr wohlgebildeter Herr war. Auf einem nahen Hofe ſoll damals ein Bauer, Namens Forcher, Vorherr geſeſſen ſeyn, der den Flüchtling über die Ferner geführt und dafür einen Wappenbrief erhalten habe, und es iſt eine durch Freiherrn v. Hormayr wieder neuerdings angeregte Thatſache daß der königl. bayriſche Baurath Vorherr in München von dieſem Beſchützer Herzog Friedrichs abſtammt.

Wir aber glaubten wärmere Lüfte zu fühlen, das tiefe Thal ſchien uns grüner, lachender als was wir bisher geſehen, und ſo ſagten wir uns wir ſeyen jetzt, wenn auch noch mitten im Hochgebirge, doch ſchon jenſeits der großen Waſſerſcheide und eigentlich unter heſperiſchem Himmel. Stattliche Männer mit großrandigen ſpitzen Hüten und rothausgeſchlagenen braunen Jacken kamen des Weges, riefen uns mit lautem Gruße an, fragten neugierig ob wir übers Joch gegangen, und freuten ſich unſrer That die ſie, als von landfremden Leuten vollbracht, des höchſten Lobes würdig fanden. Darüber faſt etwas aufgebläht traten wir mit ſtolzen Schritten ins Wirthshaus, wo zum einnehmenden Gegenſatze mit der finſtern Vender Herberge an den hellen Fenſtern und um den großen runden Tiſch ſieben oder acht kräftige Zecher ſaßen, die bei unſerm Erſcheinen alle aufſtanden und uns mit rüſtigen Grüßen empfingen. Auch ſie ſagten uns nur Ehrenvolles über unſer Wag-

Digitized by Google

ſtück, und erzählten dieß und jenes von verſchiedenen Fernerfahrten. Ueberhaupt wird den Schnalſern nachgeredet daß ſie, friſch und aufgeweckt wie ihre Art, auch ſehr ehrgeizig ſeyen, und etwas Großes darein ſetzen daß ſo viele fremde Herren ihre Gebirge in Augenſchein nehmen. Es läßt ſich noch zu ihrem Ruhme beifügen daß dieß Hochgefühl kein unthätiges iſt, vielmehr iſt bekannt daß ſie ſchon oft, wenn Similaun oder ein anderes Joch beſtiegen werden ſollte, nicht allein unentgeltlich als Führer mitgezogen, ſondern mit manchem Aufwand von Zeit und Müh durch Aufſuchung und Vorbereitung der thunlichſten Gletſcherwege und Wildſteige zu ſolchen Zwecken behülflich geweſen ſind. Die ernſten Vender ſtehen ziemlich ſcheu zu ihren Fernern und wollen nicht viel davon wiſſen; die frohſinnigen Schnalſer aber nehmen das ganze Revier faſt wie ihr angeſtammtes Reich in Anſpruch, um ſo mehr als ihre Schafe bis gegen Vend hinab auf die Weide gehen, und ſie ſprechen von ihren Eiswildniſſen und ihrem Similaun wie regierende Alpenkönige von ihren unterthänigen Ländern. Es iſt ein großer ſchöner Schlag von Menſchen, dem dieſe hochfahrenden Reden ſehr wohl anſtehen.

Das Wirthshaus zu Unſerer Lieben Frau — das untere nämlich, denn es ſind deren zwei — hat unſre Erwartung weit übertroffen. Seppele, der Wirth, iſt ein 21jähriger Knabe, groß und ſchön mit langen krauſen Haaren von dunkler Farbe, ein Muſterbild von einem Schnalſer, und ſeine etwas jüngere Schweſter ſteht als Schnalſerin eben ſo preiswürdig da. Beide waren überaus freundlich und dienſtbefliſſen und halfen zuſammen, um uns das Daſeyn angenehm zu machen. Seppele ſetzte uns das Beſte auf was er hatte, nämlich friſchen Braten vom Fleiſch des Gſtrauns, darunter wolle aber der Leſer nicht etwa ein fremdartiges Thier der Alpenwelt, ſondern lediglich einen Hammel verſtehen, der in Tirol allgemein mit dieſem aus dem italieniſchen Caſtrone verſtümmelten Namen belegt wird. Ueberdieß hatten wir einige andere Zuſpeiſen und vortrefflichen Wein. Wir betrachteten uns dieſen Abend ſchlechtweg als ein paar rare Leute, dieweil wir, was zwar auch vielen andern vergönnt, aber doch noch ungleich mehreren verſagt iſt, einen Gang über die Oetzthaler Ferner gemacht hatten, freuten uns immer wieder von neuem über das ſchöne Gelingen, wiederholten uns alle die vorübergegangenen Ereigniſſe des Tages, die ſtille Sonntagsandacht im Regen, als uns die Vender zum Gotteshauſe hinausgeellenbognet hatten, den trüben Abſchied vom Wirth, die Votivtafel mit dem Lottermenſch, die biedere Manier Nicodemus des Rofners, den Gang durch die Wüſte der Gletſcher, das ragende Horn Similaun, die unterbrochene Fahrt nach dem gefrornen Waſſerfalle, die jähen Sprünge von dem Ferner herab und die hallenden Grüße der Männer von Schnals, als wir in ihr Thal traten. Daran hatten wir viel zu reden und lange Zeit redeten auch die ſtarken Schnalſer drein, und als dieſe am ſpäten Abend fortgingen, blieben wir noch erinnerungsvoll über dem Glaſe ſitzen, und dabei ſtrömten uns, wie wir meinten, immer noch beſſere Gedanken zu und friſchere Anſichten von den Reiſen in der Welt. Und den der ſich einmal in ſolcher Lage befunden, in einem gaſtlichen Hauſe, am Fuße der Ferner, auf denen er den Tag zugebracht, einen ſolchen, ſag' ich, wird's nicht grämlich machen, wenn er hört daß wir an dieſem Abende ſehr viel Wein und ſehr wenig Waſſer getrunken haben, und erſt nach Mitternacht zu Bette gegangen ſind.

Ludwig Steub.

In den Oſtſeeprovinzen Rußlands.

Aufzeichnungen eines Eingewanderten.

August 1843.

Mangel einer regelmäßigen Dampfſchifffahrt zwiſchen Rußlands Oſtſeehäfen und Deutſchland. — Die kuriſchen, livliſchen, eſthniſchen Häfen und ihr Verfall ſeit dem Beginne ruſſiſcher Herrſchaft. — Die Georgenburg-Libauer Eiſenbahn und der Windaucanal. — Ankunft vor Riga. — Ruſſiſche Formen in Paßangelegenheiten. — Hafenſchluß und Rußlands Lootſen. — Das Zollhaus und das Zollſyſtem an den Land- und Waſſergränzen. — Cenſur für eingebrachte Schriftwerke.

Den Waſſerweg wählend um von Deutſchland nach den Oſtſeeprovinzen Rußlands zu gelangen, iſt man genöthigt ſich einem Segelſchiff anzuvertrauen. Ueberdieß iſt Riga beinahe der einzige ruſſiſche Oſtſeehafen zwiſchen welchem und den norddeutſchen Seeſtädten ein gewiſſermaßen regelmäßiger Schiffsverkehr zu Beförderung von Paſſagieren während der Sommer- und Herbſtmonate ſtattfindet. Die Einrichtung dieſer meiſtens nichtruſſiſchen Schiffe kann gewöhnlich nur mittelmäßig gut in Hinſicht auf die Bequemlichkeit der Reiſenden genannt werden. Doch ſind die Capitäne, welche derartige Fahrten unternehmen, als zuverläſſige und ſichere Seefahrer bekannt. Vor allem gilt dieß von jenen beiden, welche gewöhnlich alle vier Wochen aus Lübek hierher ſegeln.

Allerdings mag es wunderſam erſcheinen daß zwiſchen Riga und dem nichtruſſiſchen Auslande noch bis jetzt kein regelmäßiger Dampfſchifffahrtsverkehr exiſtirt, wenn man die Fremdenmenge überblickt welche fortwährend aus dem Auslande dem ruſſiſchen Reiche zuſtrömt, wenn man die Schaaren der ruſſiſchen Unterthanen betrachtet welche alljährlich das Oſtreich verlaſſen. An den Rigaern liegt auch nicht die Schuld ſolchen Mangels. Schon ſeit langen Jahren, bereits zu wiederholtenmalen, hat man von Riga aus verſchiedene Verſuche zu Realiſirung derartiger Unternehmungen gemacht. Bald waren es Einzelne, bald waren es Vereine welche ſich an die Spitze eines regelmäßigen Verkehrs zu ſtellen ſuchten. Allein Rußland ſtellte ſolchem Unternehmen immer

Digitized by Google

und immer neue Schwierigkeiten entgegen. Unſere Zeit fliegt, rennt, brauſt dahin, und wo ihre Einwirkungen hindringen, bemächtigt ſich ein Drang zu eben ſolchem Leben der induſtriellen Bevölkerung. Aber in Rußland hängt ſich der ſchleppende Gang aller Geſchäfte, ſoweit ſie von den Behörden betrieben werden, in den raſchen Umſchwung des Geſchäftslebens, in die raſche That der Speculation. Und ſo war's auch hier in Riga. Verzweifelnd und ermüdet ließ man meiſtens alle Verſuche zu Einrichtung einer Dampfſchifffahrtsverbindung mit dem Auslande liegen, ſobald ſich die ruſſiſchen Behörden darein zu miſchen begannen. Man ſah ein wie ſie mit ihren tauſendfachen Formen und Förmlichkeiten die Sache ſtets über den paſſenden Zeitpunkt hinaus zu verſchieben wußten, wie ſie eben dadurch die volle, eifrige Thätigkeit im erſten Beginne des Unternehmens tauſendfach umgarnten und in Feſſeln ſchlugen. Ob dazu geheimer höherer Befehl die Veranlaſſung war, ob nur das altgewohnte Herkommen ruſſiſchen Geſchäftsganges ſolche beſchwerliche Hinderniſſe bereitete — wer mag's entſcheiden! Aber mehr als irgendwo fand ſich eben bei dieſer Angelegenheit jener Spottname gerechtfertigt, welchen die ruſſiſchen Soldaten den Beamten ertheilen. Sie nennen dieſelben Krutſchki, d. i. Haken. Alles was mit ihnen irgendwie in Berührung kommt, iſt im raſchen Fortgang gehindert, und in jeder auch der kleinſten Sache finden ſie eine Schlinge in welche ſie ſich hemmend mit ihren Formalitäten einhängen. Dennoch möchte man nochmals fragen: lag hier die Schuld allein an den ruſſiſchen Beamten Riga's? Kaum iſt dieß zu vermuthen. Denn allgemein bekannt iſt hier wie in ein paar Fällen, als eine zähe Conſequenz alle Hinderniſſe und alle Langſamkeit des ruſſiſchen niedern Geſchäftsganges überwunden hatte, als man all die ungeheuern Koſten nicht geſpart, wie ſie geſetzliche und außergeſetzliche Beſchleunigung dieſer Angelegenheit bei den Männern des Geſetzes erheiſchte, dennoch endlich die höchſte Inſtanz — man nennt's in Rußland die Krone — ihre Erlaubniß verſagte. Noch im Jahr 1840 hatte man ein eben ſolches Geſchäft begonnen, und jetzt im Jahr 1843 kam es eben ſo, wie bisher, zu einem negativen Abſchluſſe. Dieſer Fall ſpricht zu laut, und ſein Beiſpiel iſt zu eclatant um nicht als eine der Manifeſtationen jenes abſchließenden Syſtems betrachtet zu werden, wie es in neueſter Zeit gewaltſamer und abſoluter als jemals in allem politiſchen Leben Rußlands ſich geltend macht. Gewarnt durch die vielfachen mißlungenen Unternehmungen gleicher Art hatte nämlich eines der größten Handelshäuſer von Riga den früherem Verfahren entgegengeſetzten Weg eingeſchlagen, um zu einem günſtigen Reſultate zu gelangen. Alle andern Vorbereitungen hintanſetzend, mit Uebergehung aller niedern Inſtanzen hatte man 1840 die kaiſerliche Erlaubniß erlangt auf eigne Koſten und auf eigne Gefahr zwiſchen Riga und den nichtruſſiſchen Oſtſeehäfen einen regelmäßigen Dampfbootverkehr einzurichten. Sowie dieſe Genehmigung des Planes erfolgt war, ging man an deſſen Ausführung. Man ließ in England Dampfboote bauen und traf unterdeſſen in Riga alle andern nöthigen Vorkehrungen. Leider war man nunmehr genöthigt mit den niedern Behörden in Verbindung zu treten. Und dieſe unſelige Nothwendigkeit verzögerte die Realiſirung der Sache um mehrere Jahre. Bedrohlich, Unheil verheißend ward in der letzten Zeit eine ſyſtematiſche Langſamkeit des Verfahrens, ein hemmender Mißwille von Seiten der Behörde wieder bemerklich. Aber dennoch unvermuthet, außer aller Erwartung liegend, kam vor wenigen Wochen ein Miniſterialbefehl welcher das allerhöchſt ertheilte Verſprechen zurücknahm: „weil das Unternehmen binnen drei Jahren nicht zu Stande gekommen ſey." — Iſt dieß ein Grund für ſolche Maaßregel? So dürfte allerdings jeder fragen welcher Anſchauungs- und Handlungsweiſe anderer europäiſcher Regierungen gewohnt iſt. Eben ſo mochten auch die Rigaer fragen. Aber auch nur von ſich ſelber, nicht von der autokratiſchen Regierung durften ſie eine Erklärung fordern. Ihre beſcheidenſte Anfrage würde Unziemlichkeit, ihr zweifelndes Bedenken wäre Widerſetzlichkeit genannt worden. War's doch genug, ja unendlich mehr als man ſonſt zu gewähren pflegt, durch jenen Scheingrund zu gewähren. War's doch eine ſeltene Gnade daß nicht das abſolute: „Und dem ſey alſo" dem abſoluten Verbote beigefügt ſtand.

Wenn nun auch im Allgemeinen eine Haupturſache aller Hinderungen freien Verkehres und der Annäherung an das Ausland, wie ſie dem Geſchäftsmann auf jedem Schritte begegnet, wie ſie ſogar dem Privatmanne ſich entgegenſtellt, im ruſſiſchen Principe der Abſchließung begründet iſt, ſo findet doch in Bezug auf die Hafenſtädte der Oſtſeeprovinzen ihre ganz vorzüglich ſtarke Einwirkung noch einen zweiten nicht minder wichtigen Grund in der Scheelſucht mit welcher Petersburg deren Aufſtreben betrachtet. Das Concentrationsſyſtem des Staates, welcher alles Leben, alle Lebensurſprünge ſeiner Provinzen in der Hauptſtadt wurzelnd und dahin zurückkehrend wiſſen will, findet bezüglich des überſeeiſchen Handels mit Deutſchland einen mächtigen Genoſſen im Petersburger Kaufmannsſtande. Es iſt ein unberechenbares, wenn auch in der pragmatiſchen Geſtaltung des heutigen Rußland begründetes Unheil für allen Seehandel der Oſtſeeprovinzen daß die geldmächtigſten Kaufleute in Petersburg ihren Wohnſitz haben, daß ſie den Staatsmächtigen perſönlich nahe ſtehen, daß ihnen alle geſetzlichen und ungeſetzlichen Wege zur Erreichung ihrer Abſichten näher liegen und kürzer ſind als den in der fernen Provinz Anſäſſigen. Nur durch ſolche Lage der Dinge konnten die tauſend und abertauſend Ausnahmsgeſetze entſtehen welche in Petersburg jene Hemmniſſe des Handels minderten, wie ſie die allgemeine Theorie ruſſiſchen Zollſyſtems freier und kräftiger Entwicklung entgegenſtemmt. Nur durch die Einflüſterungen einer Reſidenzkaufmannſchaft konnten die gewaltſamen Einſchränkungen der Ein- und Ausfuhr hervorgerufen werden, wie ſie den kleinen deutſchen Oſtſeehäfen ohne ihr Verſchulden auferlegt wurden. Denn in der geographiſchen Lage derſelben, in der Sprache und Sitte ihrer Bewohner, in der Richtung welchen ihr Handel ſeit uralten Zeiten genommen hatte bis zu dem Momente ihrer Beſitzergreifung durch Rußland — in all dieſen Umſtänden war gerade das entgegengeſetzte Verhältniß naturgemäß begründet. Danach waren eben dieſe Städte, danach eben dieſe deutſchen Kaufleute beſtimmt die mercantile Vereinung der Nordſee und der nichtruſſiſchen Oſtſee mit dem Oſten zu unterhalten. Nur die abſolute Herrſchaft eines ſlaviſchen Staates konnte die hohe Beſtimmung ſeiner deutſchen Provinzen niederdrücken, deren Entwicklung hemmen und ihrer naturgemäßen großen Zukunft einem künſtlichen politiſchen Syſteme zu Liebe Stillſtand gebieten.

Kurlands Oſtſeehäfen vor Allem, weil an dem weſtlichſten Strande Rußlands gelegen, ſchienen zu größter Entwicklung beſtimmt, nachdem durch ihre Einverleibung in dieſes Reich ihr einziger Mangel, das Angehören an keinen politiſch bedeutſamen Staat, gehoben erſchien. Allein Rußlands große Katharine, jene ſelbe Katharine welche ſo eifrig die Deutſchen zur Mithülfe in der Herrſchaft berief, benutzte die unbeſonnen bedingungsloſe Uebergabe des kleinen kuriſchen Landes um jenen Städten alle Ausfuhr zu verſagen, außer jener von Holz, Flachs, Leinſaat, Talg, Butter, Häuten und Getreide, und alle Einfuhr zu verwehren, außer jener von Häringen, Kochſalz, Apotheker- und Materialwaaren. Auf ſolche Weiſe wurden Libau und Windau mit Einem Schlage ruinirt. Dieſe kleinen, aber tüchtigen Handelsplätze, welche trotz

Digitized by Google

des unmächtigen Herzogſtaates dem ſie angehört hatten, trotz der ſparſamen Bevölkerung ihres Mutterlandes, trotz der geringen Unterſtützung von Seiten dieſer Bevölkerung, mit den Nord- und Oſtſeehafen Deutſchlands, Englands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens in eifrigem Verkehre ſtanden, ſelbſt nach Guinea's Küſten ihre Schiffe ſandten — dieſe Stadte ſanken auf ſolche Weiſe urplötzlich zu unbedeutenden Flecken am Strande herab. Wie verwitternde Denkmäler früherer Größe, verſchwundenen Reichthums und verſunkener Bedeutſamkeit erſcheinen jetzt die gewiſſermaßen großartige oder doch wohlhabige Bauart und Einrichtung ihrer Häuſer, ſowie die halbvergeſſenen Anſtalten zu den tauſend und abertauſend Geſchäften eines Hafenplatzes welche noch aus jener Zeit in ihnen übrig geblieben ſind. Aber die Speicher ſtehen leer — höchſtens ſchämen ſich darin einige Heringstonnen ihrer weitläufigen Wohnung; die Straßen ſind ſtill und vom Graſe wird das Pflaſter überwuchert; aller Verkehr iſt kleinlich wie die Freude der Libauer an ihrer ſogenannten Rhederei. Und doch wäre eben Libau zu einer ſehr bedeutſamen Stellung unter den Oſtſeehafen berufen. Sein Hafen iſt bereits im Frühjahre zugänglich, wenn Petersburg und ſelbſt Riga noch einen Monat lang in Eis vergraben oder doch durch den Eisgang unzugänglich ſind. Dieß wiſſen die Petersburger ſehr gut; denn auf der Schneebahn kommen ihnen im März von hier aus die erſten Apfelſinen zu, weil ſtets das erſte Meſſinaſchiff in Libau's Hafen ſeine Anker fallen läßt. Wie tief dieß kleine Libau aber von Rußland niedergedrückt ward, erhellt daraus daß vor dem Jahre 1831 ſelbſt ein Schiff mit ſolcher Fracht nicht dort einlaufen durfte. Als jedoch damals das kleine Städtchen ſeine oft beſpöttelte, blaue, rothe und gelbe Bürgergarde, welche es mit manchen hanſiſchen Inſtitutionen noch aus alter Blüthezeit herübergebracht hat in die Gegenwart, ausſendete gegen die aus Litthauen herandrängenden Haufen, die öſtlichſten Ausläufer der polniſchen Revolution, als ſogar einige der Libauer Bürgerſöhne in den Scharmützeln bei Polangen gefallen waren, damals kam Libau's Namen wieder dem Kaiſer zu Ohren. Kohl lacht zwar in ſeiner liebenswürdig leichtſinnigen Schilderung der Oſtſeeprovinzen ebenfalls über jene Bürgergarde, „die niemals das Pulver gerochen." Aber er hatte dieſem Städtchen gegenüber in doppelter Hinſicht bitter Unrecht. War auch die Garde kleinlich, ſo ward ſie doch der Grund zu einiger Abhülfe der drückenden Verhältniſſe, in welche Rußlands deutſchfeindliche Politik das Städtchen geworfen. War ſie auch bis dahin ein Spielzeug geweſen, wie die Schützengilde ſo vieler vaterländiſchen Orte, ſo hat ſie doch damals nach ihren Kräften gekämpft. Und auch Rußland, das coloſſale, erkannte die Beſtrebungen der kleinen Bündnerin an. Denn ihm war damals jeder Beweis loyaler Haltung in der höchſt kritiſchen Lage all ſeiner weſtlichen Provinzen von höchſter Bedeutung. Darum war es dankbar und gab dem kleinen Hafen wenigſtens einen Theil früher entzogener Privilegien und Rechte zurück. Freilich kam dieß zu ſpät. Libau war bereits todtmatt. Die nun wieder erweiterte Handelsfreiheit erſchien beinahe gleich einem Ordenskreuz auf dem zerriſſenen Rock eines Hungerbleichen, oder wie das Beförderungspatent auf dem Sterbelager eines ungerecht Zurückgeſetzten. Um ohne Bild zu ſprechen — die früher nach Libau gerichteten Handelswege des Inlandes, wie der überſeeiſchen Nachbarn hatten andere Ausgangspunkte gefunden; die geldmächtigſten, die unternehmendſten Handelshäuſer früherer Zeit hatten ſich weggewendet; der eigentliche großartigere Handels*geiſt* war im Jammer der Zuſtände untergegangen. Nach einer ſolchen Niederlage iſt an keinen Wiederaufſchwung, an kein Wiedererwachen alter Thätigkeit, an kein Wiedererlangen früherer Bedeutſamkeit zu denken. Alle Art des Handels, der ganze Geſchäftsbetrieb war ſeit jener Zeit in der ganzen übrigen Welt ein anderer geworden; die nöthigen Anlagecapitale zu großen Speculationen fehlen, und die weniger reichen Kaufleute welche noch hier unter dem Schutze der bewährten Firma ihre Geſchäfte betreiben, werden nicht geſonnen ſeyn unſichern Speculationen ihre Geldkräfte zuzuwenden. Aus all dieſen Gründen werden auch die Unternehmungen derjenigen ſtets unausgeführt bleiben welche ohne nähere Kenntniß, oder mit falſchen Anſichten von der innern Geſchichte Libau's, dieſe Stadt nach bald wieder erlangter Handelsfreiheit als einen für Rußlands Oſtſeeprovinzen wichtigen *deutſchen* Platz erachten.

Vor Allem gilt dieß von einer (Jurkow- oder) Georgenburg-Libauer Eiſenbahn, zu deren Erbauung die bedeutendſte Anregung von einem Warſchauer Bankierhaus erging. Jede Stadt auf deren *vorhandene* Elemente die Ausmündung einer Eiſenbahn kräftigend einwirken ſoll, muß bereits auf einer nicht unbedeutenden Stufe ſelbſtändiger Entwicklung ſtehen. Nur dann vermag die nachfolgende reichere Entfaltung ihrer mercantilen Thätigkeit einen nationellen Charakter zu bewahren. Die ſolche Nationalität bedrohenden Feinde dürfen nicht vom Momente des Beginnes aller weitſchichtigeren Geſtaltungen an in Zahl und Macht überwiegend ihr entgegenſtehen. Allein dieß Alles was gefährlich, gilt von Libau, und was förderlich, mangelt. Die deutſche Kaufmannſchaft der Stadt iſt klein, der großartigen Geſchäfte nicht mehr gewohnt, die Geldmittel ſind in ihr zu ungleichmäßig vertheilt. Die Juden haben bereits in ganz Kurland und Polen allen Handel an ſich geriſſen, und würden alſo auch hier dem neuerwachenden Geſchäftsumſchwunge ihren Charakter aufprägen. Denn der chriſtlichen deutſchen Kaufleute ſind zu wenige vorhanden. Die Juden ſind aber wo es ſich um Bewahrung eines nationalen Charakters gegenüber einer antinationalen Oberherrſchaft handelt, nur hinderlich. Sie ſind ſeit Jahrhunderten allüberall gewohnt, der Herrſcherparthei ſich anzuſchmiegen. Außerdem bedingt eben in Rußland die Charakterähnlichkeit ihres Handels und Wandels mit dem der ruſſiſchen Kaufleute beinahe eine naturgemäße Hinneigung beider zu einander — namlich in dieſer Einen Hinſicht und in dieſem Einen Punkte. Die Ruſſen würden alſo gleichzeitig mit den Juden den neu erſtehenden Handelsplatz überſchwemmen, und ruſſiſche Handelsweiſe, jüdiſche Kleinlichkeit würde jeden Keim einer großartigeren mercantilen, beſonders einer deutſch-nationalen Entwicklung erſticken. Libau würde, je größer wachſend, deſto mehr aufhören, eine deutſche Stadt zu ſeyn; es würde nur ein ruſſiſcher Handelsvorpoſten werden und ein jüdiſcher Stapelplatz.

Zu einem Wiederaufblühen Libau's durch jene Eiſenbahn als *deutſche* Stadt iſt demnach gar keine Hoffnung vorhanden. Aber geſetzt auch, der Handel an ſich ſollte hier höher geſtellt werden als die Bewahrung einer Nationalität, ſo iſt doch die große Frage: ob nicht eben in jener Eiſenbahn ſogar der Todeskeim der Stadt gelegen ſeyn würde. Es giebt bei dieſem Unternehmen Hinderniſſe zu überwinden, wie kein anderer Schienenweg Europa's ſie kennt. Das Terrain nicht allein welches durchſchnitten werden muß, mehr noch tauſendfache klimatiſche und in den Handelswaaren ſelbſt bedingte Hemmniſſe ſtehen einem kräftigen Emporblühen entgegen. Man könnte hier nur wenige der anderswo gemachten Erfahrungen benutzen und wäre genöthigt jede einzelne derſelben mit großen Kraft- und Geldopfern zu bezahlen. Vor Allem würde dieſe Bahn des Perſonentransports faſt gänzlich entbehren. Nicht nur iſt die Bevölkerung dafür beinah zu ſparſam, nicht nur fehlen auf ihrem ganzen projectirten Tract alle irgend bedeutenden Städte, ſondern aller Verkehr hat auch ſeit Jahrhunderten eine Richtung genommen,

Digitized by Google

in den Lebenseinrichtungen der Menſchen Verhältniſſe herbeigeführt, welche jeder Eiſenbahn hinderlich entgegenſtehen. Der Bauer iſt nicht gewohnt ſeine Produkte der Stadt auf ſolchem Wege zuzuführen, und wenn er ſich auch nach und nach daran gewöhnen würde ſo könnte er doch bei Bebauung ſeines Feldes keines ſeiner jetzt gebräuchlichen Hausthiere entbehren. Es würde alſo die Eiſenbahnfahrt zu den Wochenmärkten eine neue Ausgabe zu den beſtehenden fügen, während auf der andern Seite keine Erſparniß ſtattfände. Dieſe neue Ausgabe beſteht aber in Geld, und deſſen beſitzt ſelbſt der an Vieh und Feld Wohlhabendſte nur äußerſt wenig. Alles Leben des Landmanns ſteht hier noch auf ſo urſprünglicher Stufe, daß ſeine mittelbare oder unmittelbare Theilnahme an ſolch einem Unternehmen durchaus nicht zu erwarten iſt. Die Folge all dieſer Verhältniſſe würde alſo ſeyn daß der ganze innere Handel mit Landesproducten in die Hände der jüdiſchen und ruſſiſchen Aufkäufer und Mäkler geriethe. Wie dieß jedoch auf allen Wohlſtand, alle Moralität, alle langſam emporgewachſene Geſittung, beſonders der niedern Stände, vernichtend wirkt, wirken muß, zeigen die polniſchen Provinzen in erſchreckenden Beiſpielen.

Welche Waaren würden aber die Packwagen der Locomotiven beſchweren? Maſtbäume, Holz überhaupt, Felle, Getreide und Leinkuchen. Lauter maſſenhafte, ſchwere Waaren, deren Transportkoſten in Verhältniß zum innern Werthe der Laſten ſich unverhältnißmäßig herausſtellen müßten. Der Weg auf dem Niemen iſt überdieß natürlich weit billiger; und eben bei dieſen Waaren kann Raſchheit der Beförderung nur höchſt ſelten zu einer ſolchen Nothwendigkeit werden, daß ihr theurerer Preis durch den aus der Schnelligkeit der Reiſe hervorgehenden Gewinn aufgewogen würde. Die Concurrenz mit der Niemenſchifffahrt geſtaltet ſich demnach jedenfalls höchſt bedenklich, und Preußen würde nicht anſtehen den Hafenorten Memel und Königsberg Vortheile zu gewähren, welche niemals von einer ruſſiſchen Regierung dem ſelbſtändig, ohne höhern Befehl zu einer Bedeutung ſich erheben wollenden Libau zugeſtanden würden, ja allem Staatsſyſtem zu Folge ihm nicht zugeſtanden werden könnten.

Außer jener Concurrenz der Niemenſchifffahrt tritt aber durch fünf Monate im Jahre noch eine zweite Beförderungsweiſe dem Dampfwagentransporte feindlich entgegen. Ich meine die raſchen ruſſiſchen und lettiſchen Schlitten, welche dann auf der Schneebahn dahinfliegen, während eben die Schneemaſſen, wie ſie alljährlich hier über der Erde ausgebreitet liegen, einer raſchen Bewegung der Locomotive ſchwere Hinderniſſe entgegenſtellen. Die Koſten für Reinigung der Bahn würden den Winter über ſo ungeheure Summen verſchlingen, daß die etwaige Revenue des Unternehmens dadurch gänzlich verloren ginge und ſich die Hoffnung auf einen Gewinn, auf eine Dividende bei Abſchluß der Jahresrechnung vielleicht noch precärer herausſtellen würde, als durch alle früher aufgeführten Umſtände. Verwirklichte ſich ein ſolches Unternehmen, träte ihm die Libauer Kaufmannſchaft mit ihren Geldmitteln bei, ſo ſtände, wie ſich auch die Sache wende, für ſie nur Unheil zu erwarten. Das gelungene Unternehmen würde Libau als deutſche Stadt vernichten; das mißlingende würde den pecuniären Ruin ihrer Handelswelt nach ſich ziehen. — Ein wohlwollendes Geſchick möge alſo dieſe Eiſenbahn eben ſolch ein Project bleiben laſſen, wie es der Windaukanal iſt. Denn beſſer ſcheint es das Städtchen vegetire unter den jetzigen Verhältniſſen harmlos weiter; beſſer ſcheint es daß es ſeine kleine Rhederei für weltbedeutſam halte und auf den Lorbeern ſeines vergangenen Ruhmes ruhe. So bleibt es im Gedenken ſeiner ehemaligen Zeiten doch ein ächtdeutſcher Punkt im baltiſchen Lande; auf ſolche Art hält es die verdächtige Speculation der Juden und die ſchlechtcreditirte Handelsart der Ruſſen von ſich fern. Freilich iſt es ein betrübſamer Gedanke daß eine ehmals reiche Stadt auf ſolche Weiſe vergeſſen daſtehen ſoll in der Welt; freilich iſt's eine ſchlimme Lehre von der Liebe des ruſſiſchen Mutterſtaates zu ſeinen deutſchen Kindern, als deren Beiſpiel Libau's Gegenwart und Zukunft uns gelten muß. Aber Klagen ſind umſonſt, und zur ſelbſtändigen That iſt Libau zu todtmatt.

Günſtiger noch als Libau iſt Windau am Meere, weil zugleich an der Mündung des Windaufluſſes gelegen. Auf ſolche Weiſe mit dem innerſten Theile von Kurland wie mit dem tiefſten Litthauen in directer Verbindung ſtehend, bietet's den däniſchen, ſchwediſchen und ſelbſt den Schiffen der weſtlichen finniſchen Küſte einen weit bequemern Hafenplatz als Riga. Der Weg durch jene gefährliche Meerenge zwiſchen Kurlands nördlichſter Spitze (Domesnas) und Oeſels ſüdwärts unter der Meeresfläche weit vorgeſchobenen Felſenriffen wäre auf ſolche Weiſe erſpart. Und darum war auch Windau's Hafen in frühern Jahrhunderten zu hoher Bedeutung gelangt, obſchon er nimmer von ſolcher Wichtigkeit erſchien als Libau. Denn wenn nicht irgendwie fortwährend in Ordnung gehalten, iſt er für größere Schiffe faſt unbenutzbar, da die Oſtſee immer neue Sandmaſſen dorthin ſchleudert. Die hierdurch fort und fort nöthig werdende Hafenreinigung koſtete immer ungeheure Summen und kann neuerdings, ſeitdem Windau ruſſiſches Beſitzthum, nicht mehr durch die eignen Kräfte der Stadt ins Werk geſetzt werden. Denn auch dieſer Stadt ward alle Einfuhr unterſagt, außer jener von Salz, Häringen, Apotheker- und Materialwaaren; zur Ausfuhr blieb auch ihr nichts übrig als Holz, Talg, Häute, Butter, Leinſaat und Getreide. Keine glückliche Gelegenheit ward der Stadt gegeben um durch irgend eine That, gleich Libau, einen Theil ihrer frühern Privilegien wieder zu erringen. Darum iſt ſie nun, von der Natur und dem Herrſcherlande ſtiefmütterlich behandelt, noch bedeutungsloſer denn Libau geworden. Freilich ſchien es einſt als habe Rußland die in ſeiner Lage bedingte hohe Wichtigkeit des Hafens erkannt und es ging eine Sage durchs baltiſche Land, der Kaiſerſtaat beabſichtige das bereits faſt verſchollene Windau zum feſteſten Oſtſeehafen umzugeſtalten. Die erſte Offenbarung irgend welcher Plane geſchah aber, als im Jahr 1824 urplötzlich Hunderte von ruſſiſchen Beamten und Ingenieurs mit Tauſenden von ruſſiſchen Arbeitern an den Ufern der Windau und im Hafen Windau's erſchienen. Nach Höhe und Tiefe, Breite und Länge ſtellten die Einen Meſſungen an im Hafen und längs des Fluſſes; viele dicke Acten ſchrieben die Andern voll. Die Arbeiter bauten unterdeß eiligſt ihre hölzernen Baracken an der Windau und gruben und hackten, ſchaufelten und mauerten an deren Ufern wie im Hafen. Kurland ſtaunte ſieben Jahre lang ob der großartigen Anſtrengungen zum geheimnißvollen Werke; ſieben Jahre lang warteten die Politiker Europa's auf die welterſchütternden Geſtaltungen welche ſich dort entwickeln ſollten; ſieben Jahre lang berichteten die Beamten von ihren Fortſchritten nach der Reſidenz, und ſieben Jahre lang ſpendete der Staat Millionen von Silberrubeln zur Realiſirung ſeiner ſcheinbar weitausgreifenden Plane. Allein: parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. Denn als die ſieben Jahre verfloſſen waren, zogen all dieſe Menſchenmaſſen eben ſo plötzlich wieder nach dem Innern des Reiches wie ſie von daher gekommen — die Beamten mit berghohen Actenſtößen und gefüllten Taſchen, die Ingenieurs mit Meßtiſchen und ſonſtigen Inſtrumenten, die Arbeiter mit Hacke, Schaufel und Karren. Nichts ließen ſie zurück als verfaulende

Digitized by Google

Hüttenüberbleibſel am Ufer der Windau, anſtatt eines Canals einen großen Moraſt in der ſumpfigen Umgebung des Fluſſes, unter dem lettiſchen Volk aber einige ruſſiſche Redensarten und traurige Krankheiten. Jetzt eben ſcheint es allerdings als richte die ruſſiſche Regierung ihre Aufmerkſamkeit von Neuem dieſem Unternehmen zu; wenigſtens dürften wohl einige Reiſen des baltiſchen Generalgouverneurs und einiger Oberofficiere des Waſſerbaucommunicationscorps nach dem Orte der künſtlichen Verwüſtung dahin gedeutet werden. Und ſollten jene Plane noch von Neuem aufgenommen werden, ſo lang der allmächtige General Kleinmichel die Oberleitung dieſes Departements in den Händen hat, kann wenigſtens irgend ein Reſultat gehofft werden. Allein bis dahin bleibt Windau's Hafen unnahbarer, als er vor jenem ſiebenjährigen Waſſerbau geweſen und der ſchwarze Strich längs der Windau auf den Karten des ruſſiſchen Reiches aus den Jahren 1824 bis 1830 lügt tschto ni bud, d. h. irgend etwas oder wörtlich: „was nicht iſt.“

Riga hat eine große Bedeutſamkeit in ſeiner Eigenſchaft als Oſtſeehafen bewahrt. Allein auch Riga würde noch größer gewachſen ſeyn, wenn nicht zum Vortheile Petersburgs die Einfuhr gewiſſer Artikel hier völlig verpönt worden wäre. Dieß ſind die Reſultate eines Kampfes zwiſchen der Kaufmannſchaft welche mit Peters Reſidenz emporwuchs, gegen jene deutſche Handelswelt welche in den Oſtſeeprovinzen lebte. Rein perſönliche Bezüge Einzelner zu den Regierenden und rein individuelle Intereſſen gewiſſer Corporationen vermochten es ſolche Zuſtände hervorzurufen. Unterſtützt aber wurden die Gegenſtrebungen gegen Kur- und Livlands Handel durch das panſlaviſtiſche Syſtem einer Regierung, welche Nichtruſſiſches mißachtet und es im Gegenſatze zu frühern Zeiten zurückſetzend zur Ruſſificirung zwingen will. Am deutlichſten mußten ſich natürlich die Offenbarungen ſolcher Geſtaltungen in den deutſchen Städten ausſprechen; denn hier traf jede Beſchränkung und jede Hinderung freier Entwicklung eine Geſammtheit. Am ſchwerſten aber traf ſolches Ungemach die Stadt Riga, weil hier derartiges Einwirken ruſſiſchen Scepters unmöglich ſchien. Denn wer mochte ahnen daß durch die Macht der Gewalt Verträge und Capitulationen gebrochen werden würden, wie ſie von der Stadt zum Schutz ihrer Rechte, Privilegien und Freiheiten mit Peter dem Erſten gegen ſeine und ſeiner Nachfolger Willkühr abgeſchloſſen waren? Dennoch brach Catharina die Große dieſe Verträge. Riga mußte der Gewalt weichen; die Gegenvorſtellungen ſeiner Bürger blieben nutzlos; ein kaiſerlicher Machtſpruch drohte das innerſte Leben der Stadt zu vernichten. — Der folgende Czar gab zwar dem Orte ſeine verbriefte Verfaſſung zurück und Riga dankte für wiedererlangtes Recht, nicht für gewährte Gnade. Aber leider war bereits ein niedriger Sklavenſinn unter vielen ihrer Bürger ſo mächtig worden, daß beim Regierungsantritt Alexanders einige im Rathe der Bürger wieder den Antrag ſtellten, man möge um Wiederherſtellung jener Städteordnung Catharina's bitten. Der ruſſiſche Samen der Zwietracht, eingeſtreut in die hanſiſche Bürgerſchaft, begann ſeine Früchte zu tragen. Allein noch ſiegte das alte gute Recht und der alte gute Sinn. Darin allein liegt der Grund daß noch bis heute der Stadtkern, die Stadtverfaſſung und alles innere Leben ſich rein deutſch erhielten. Wohl fluthet eine Menſchenmenge von 20,000 Ruſſen um die Mauern der Stadt; aber ſie vermögen noch nicht einzudringen in die innern Räume derſelben. Wohl iſt Riga eine ruſſiſche Feſtung geworden; aber das Militär iſt noch geſchieden von den Ureinwohnern wie in einer neu eroberten Stadt. Wohl gellt eine ſlaviſche Drohung, der ruſſiſche Glockenton allſtündlich über die Häuſer der Stadt hinweg, aber noch wird es vom Geläute der lutheriſchen Gotteshäuſer übertönt.

Trotzdem wird aber in neueſter Zeit das deutſche Element hier bedrohter denn jemals. Man hat das Generalgouvernement der Oſtſeeprovinzen vor wenigen Jahren aus Mitau hieher verlegt. Mitau erſchien zu bedeutungslos und zu wenig ſelbſtſtändig. Dadurch hat Riga vielfach an materiellen Vortheilen gewonnen. Aber mit dem Bureau des Generalgouverneurs kamen auch neue Schaaren von ruſſiſchen Beamten herangewandert, ruſſiſches Leben und ruſſiſche Sitte begannen nunmehr ſich ſelbſtändig neben deutſches Weſen und deutſches Leben zu ſtellen. Was aber deutſch, das iſt dem ruſſiſchen Princip hinderlich. Für Rußlands und der Ruſſen panſlaviſtiſche Beſtrebungen ſind eben die feſt deutſchthümlichen Städte der Punkt, wohin alle offnen und verſteckten, unmittelbaren und mittelbaren Angriffe gerichtet werden. Darum mag Riga vor allem deſſen gedenken daß einſtmals bereits ſeine exceptionelle Stellung mit Einem Schlage vernichtet ward. Riga muß immer die Wahrheit im Auge halten daß 20,000 vom Staat begünſtigte Individualitäten daran arbeiten in die innerſte Lebensgeſtaltung der Stadt mitwirkend einzudringen. Gelingt es aber erſt eine Spaltung der bürgerlichen Intereſſen im Einzelnen herbeizuführen, gelingt es den Ruſſen einzudringen in die Gilden und Zünfte der Deutſchen, dann wird eine Eigenthümlichkeit nach der andern ſchwinden, ein Recht und Vorrecht um das andere wird in Vergeſſenheit gerathen, die Klagen und Bitten der Deutſchen werden nach und nach ungehört verhallen. Ehemalige Leibeigene werden die Mitbürger werden der ſtolzen Livländer, Hörige des ruſſiſchen Adels werden auf die Richterſtühle der Stadt ſich ſetzen, ruſſiſches Recht mit ruſſiſcher Gerichtsform wird an die Stelle des Rigiſchen Stadtrechts mit deutſchem Gerichtsverfahren treten. Nicht hundert Jahre werden dann vergehen, ſo iſt Riga, die Tochter Bremens, die ehemalige Bündnerin der Hanſa, die Metropole alles baltiſchen Landes nichts mehr denn eine ruſſiſche Provinzſtadt mit ruſſiſcher Bevölkerung, ruſſiſcher Sitte und ruſſiſchem Glauben. Iſt aber Riga ruſſiſch worden, ſo hat auch Livland ſeinen Halt verloren. Hinderung im Verkehr, Hemmung im Fortſchritt, Erſchwerung der Berührung mit Deutſchland ſind die indirecten, Beſchränkung verbriefter Rechte, Aufdringung ruſſiſcher Form, Verlockung zu ruſſiſchem Cultus die directen Waffen der ſlaviſchen Moskowiter gegen das deutſche Element.

Von Pernau und Habſal gilt was von Windau. Vom ruſſiſchen Schickſal ſind ſie getroffen und ſterben gleich Reval an Petersburgs Nähe. Zwar waren ſie niemals von ſolcher Bedeutung wie die kuriſchen Seeſtädte, und ihre Lage erlaubte keine ſo reiche Entfaltung des Lebens, als man dort erwarten konnte. Dennoch ſtanden ſie einſt in einer ihren klimatiſchen und öſtlichen Verhältniſſen angemeſſenen Blüthe. Aber nunmehr iſt dieſe Blüthe vollkommen verwelkt und jeder Fruchtanſatz verdorrt. Reval allein hat neuerdings wieder einen geringen Lebensaufſchwung verſucht. Es iſt Anlageplatz des Dampfſchiffes geworden, welches allwöchentlich zwiſchen Riga und Petersburg geht; außerdem haben die Petersburger dort einen bequemen Seebadeplatz gefunden. Demnach iſt die Handelsſtadt zum Stationsort herabgeſtiegen.

Traurig erſcheint nach dem allen das Bild des gegenwärtigen Zuſtands der deutſchen Häfen in den Oſtſeeprovinzen Rußlands. Aber dieſes Bild iſt nicht nur fur die Gegenwart ein Zeichen. Es iſt die Vorherſage einer nicht fernen Zukunft der ganzen baltiſchen Halbinſel. Deutſches und ſlaviſches Weſen können nimmer Hand in Hand gehen. Wo das eine herrſcht, ertödtet's das andere. Und die Macht iſt hier auf Seiten der Slaven; ſlaviſche Zähigkeit

Digitized by Google

hält länger aus als deutſche Kraft. Nicht nur durch Maſſen und Machtüberlegenheit kämpft ſie, ſondern mit tauſend heimlichen Windungen auch ſchlingt, rankt ſie ſich überwuchernd empor. Die deutſche Art vermag nur zu kämpfen um ihr Beſtehen bis zum letzten Lebenshauche. Allein der tödtlich umſtrickten, der tödtlich getroffenen fehlt das Regenerationsvermögen kaltblütiger Geſchöpfe. Sie verſtrömt ihr beſtes Herzblut für ihre Nationalität und ſiegt oder ſtirbt.

Die wahre eigne Erkenntniß daß in den Oſtſeeprovinzen noch wirklich ein ernſter Kampf gekämpft wird zwiſchen zwei bis in die innerſte Seele heterogenen Nationalitäten, überkommt den hier Einwandernden erſt nachdem er bereits längere Wochen im Lande gelebt hat. Alles äußere den Ankömmling berührende Leben hat bereits eine ſo rein ruſſiſche Färbung und wird ſo faſt ausſchließlich durch Ruſſen repräſentirt, daß man beinahe glauben möchte die deutſche Sprache ſey das einzige Ueberbleibſel aller Nationalität aus frühern nichtruſſiſchen Zeiten. Gerade bei Ueberſchreitung der Gränzen des Oſtreiches umgeben den Ausländer ruſſiſches Weſen, ruſſiſche Form und ruſſiſcher Argwohn am fühlbarſten; ſelbſt im nothwendigen Sprachverkehr erſcheint das ruſſiſch accentuirte Deutſch, welches uns hie und da entgegenſchallt während die größere Zahl der Beamten es nicht einmal kennt wie ein mißwillig dem Gränzverkehre gemachtes Zugeſtändniß. Faſt möchte es im erſten Momente ſcheinen daß an den weſtlichen und nördlichen Gränzen der Oſtſeeprovinzen auch die natürliche Gränze Deutſchlands ſey, wenn man hier den Grundſatz feſthalten möchte daß das Gränzverfahren den Charakter des Landſtrichs charakteriſire in welchen wir eintreten. Damit meine ich nicht etwa die Art des Gränzverfahrens in Bezug auf den mercantilen Verkehr. Nein, nur von der Art ſpreche ich wie dasſelbe ſich gegen die Perſon des Reiſenden äußert. Denn während auf dem Feſtlande zwei geſchloſſene Schlagbäume Preußen und Rußland von einander abſcheiden, während hier beim Eintritt in das ruſſiſche Gebiet ſogleich zwei Koſaken den Wagen des Reiſenden, gleich dem eines Staatsgefangenen, bis zum Zollhaus escortiren — eben ſo iſt auch jeder Schiffsreiſende einem Gefangenen ähnlich beobachtet ſobald er in das Bereich ruſſiſcher Luft einſegelt.

Wenn man ſagt man ſey in Riga gelandet, ſo iſt dieß eigentlich unwahr. Die Düna iſt zu ſeicht als daß ein halbwegs großes Schiff auf ihr bis Riga vordringen könnte. Und obſchon frühere Verſuche faſt bis zur Evidenz bewieſen haben daß die Düna bis zur Stadt hin für die Schiffe aller Größen fahrbar zu machen wäre, ſo ſcheint eine ſolche Erleichterung des Verkehrs doch nicht in den Abſichten des Staates zu liegen. Es wäre auch unerhört daß die Gränzpolizei dieſes Landes irgend etwas Fremdländiſches ohne großen Aufenthalt und ohne tauſendfache Förmlichkeiten ſo tief eindringen ließe in das Bereich ihres Gebietes. Riga liegt aber drei Meilen vom Meer entfernt. Alle Schiffe müſſen alſo auf der Rhede vor Dünamünde oder in der ſogenannten rothen Düna, noch beherrſcht von den Kanonen des Forts, ihre Anker auswerfen. Kaum iſt aber das Schiff von den Lootſen aus dem freien Meere zwiſchen die den Ausfluß der Düna beherrſchenden Veſten, Dünamünde und Bolderaa, gebracht worden, als auch auf zahlreichen Booten, gerudert durch militäriſche Sträflinge, von allen Seiten uniformirte Männer heranſchwimmen und in großer Anzahl das Verdeck beſetzen. Mehrere poſtiren ſich ſogleich als Wache, jede Bewegung, ja jedes Geſpräch der Ankömmlinge beobachtend. Andere halten, nach außen hin ſpähend, mit ſcheltenden Worten und heftigen Gebärden jedes etwa nah vorbeigleitende Fahrzeug vom Schiffe fern, damit nicht irgend welche Communication zwiſchen ſeiner und des angekommenen Schiffes Bemannung ſtattfinde. Unterdeſſen ſteigen die Hafenbeamten zur Cajüte des Capitäns hinab, um hier die Paſſagierliſte ſowie das numeriſche Verzeichniß über die Ladung in Empfang zu nehmen.

Noch ſo eben auf freiem weiten Meere, den Elementen allein anheimgegeben, fühlt ſich der Reiſende von ſolchen Vorbereitungen zu den Polizeibeläſtigungen des Feſtlandes doppelt unangenehm berührt. Gewaltſam muß man ſich zu dem Gedanken daran zwingen wie den modernen Staaten die Nothwendigkeit all dieſer Veranſtaltung faſt eben ſo dringend geworden iſt als dem einzelnen Menſchen Luft und Licht, Erde und Waſſer. Wenn aber hierauf Fragen auf Fragen, Plagen auf Plagen folgen, ſo iſt man dennoch immer von neuem verſucht die Diener des Geſetzes allen Unwillen über deſſen Formenhärte empfinden zu laſſen. Ein wahres Glück iſt's alſo für den Reiſenden, den allein am Ende alle Rückwirkung mißmuthiger Aeußerungen träfe, daß dieſe Ruſſen ihre quälenden, langwierigen Verhandlungen mit einer Höflichkeit beginnen und fortſetzen, wie man ſie nur in den civiliſirteſten Staaten Mitteleuropas zu finden gewohnt iſt. Dieß gilt an allen Gränzübergängen des Reiches, doch am wenigſten an dem preußiſch-polniſchen. Unaufhörlich bitten ſie in coulantem Ruſſiſch oder unverſtändlichem gebrochenem Deutſch um Verzeihung, ermüdend viel ſprechen ſie von „zwar unnöthigen aber ſtreng anbefohlenen Formen,“ welche ſie zu erfüllen verpflichtet ſeyen. Unterdeſſen ſchreiben ſie den ausländiſchen Paß in der Urſprache, dann verruſſiſcht und Gott weiß was noch ſonſt, viermal in vier verſchiedene Bücher ein. Iſt dieß aber geſchehen, ſo befragen ſie den Ankömmling nochmals Punkt für Punkt genau über das was ſie bereits im Paß angemerkt fanden, und nehmen auch dieſe Antworten zu Protokoll. Man hat in der That das Gefühl, als beſtehe man ein peinlich Verhör wegen einer Anklage auf irdiſche Exiſtenz. Und ein Verhör iſt's allerdings auch, deſſen Pointe nicht nur im Augenblicke der Ankunft, ſondern wie und wo man ſonſt noch mit einem Beamten in geſchäftliche Berührung kommt, unausweichlich die Frage bleibt: „Warum kommen Sie nach Rußland?“ Kein im Paß dafür angegebener Grund, außer vielleicht Handelszwecke, erſcheint dieſen Männern ſtichhaltig, obgleich ihre Höflichkeit ſie natürlich hindert dem Reiſenden gegenüber dieß auszuſprechen. Aber völlig unglaublich iſt ihnen daß er in Wahrheit durch die Phraſe ausgedrückt werden könne: »il voyage en but scientifique.« Obſchon eitel und faſt hochmüthig auf Reich und Volk dem ſie angehören, ſind ſie doch naiv genug ſolche Angabe bei einem Ausländer gleich übertriebener Schmeichelei aufzufaſſen, hinter welcher irgendwelche Nebenabſicht verborgen liegt. Dieſer But scientifique erſcheint ihnen in ihrem Lande ungenügend und deſſen Verfolgung von Seiten eines Ausländers unerklärbar, darum verdächtig.

Außer den angegebenen „Formen“ kommen im Augenblicke der Ankunft noch tauſend andere in Anwendung. Jedoch vermag auch hier, wie bei allem Geſetzlichen im ruſſiſchen Reiche, die Protection Wunder zu bewirken. So wird z. B. bei ſolchen deren raſche Beförderung dem Paß- und Zollperſonale durch einflußreiche Perſonen anempfohlen iſt, die Unterſuchung der am Körper befindlichen Kleidungsſtücke völlig übergangen, oder nur leicht angedeutet. *)

*) Seit dem Anfange des Jahres 1844 iſt die Unterſuchung des Körpers der zu Schiff Ankommenden den Beamten durch geheimen Befehl von neuem eingeſchärft; beſonders ſollen dieſelben unter irgend welchem Vorwande ſuchen den linken Arm zu beſichtigen. Der Grund ſolcher verſchärften Befehle ſoll darin liegen daß der Regierung eine Nachricht geworden, von England und den deutſchen Nordſeeſtädten ſeyen polniſche Emiſſäre mit falſchen Päſſen nach Rußland beordert. Dieſe ſollen ihren Weg über Riga nehmen und durch ein Bundeszeichen am linken Arme kenntlich ſeyn.

Später beigefügte Anmerkung.

Digitized by Google

Allein ſelbſt im günſtigſten Falle währt es immer volle vier Stunden, ehe man daran denken darf das Schiff zu verlaſſen.

Am fatalſten geſtalten ſich die Verhältniſſe, wenn die Ankunft des Schiffes etwa kurze Zeit vor Sonnenuntergang geſchieht. Zwar iſt's ein herrlicher Anblick an heitern Abenden, wenn die Sonne eben im Meer unterſinken will und deſſen Fläche ſich brennend in allen Regenbogenfarben malt, während die letzten Strahlen noch die Feſtungswerke Dünamünde's zitternd umſpielen und die Wimpel der ankernden Schiffe, gleich rothen Vögeln, im Abendwinde flattern. Aber mit dem Schwinden des letzten glänzenden Punktes der Sonnenſcheibe donnert auch ein Kanonenſchuß, das Zeichen des unbedingteſten Hafenſchluſſes. Urplötzlich ſchweigt dann der Lebenslärmen im Fluſſe und am Lande, die Paß- und Zollofficianten klettern eiligſt, doch Wachen zurücklaſſend, von den Schiffen in ihre Boote, ſogar die einförmigen pſeudomelancholiſchen Geſänge der ruſſiſchen und finniſchen Matroſen verſtummen. Die Meereswellen allein wagen es das eherne Geſetz der Ruhe zu verletzen, und vielleicht ſchallt noch über ſie hin aus dem Caſernenhofe Dünamünde's das Gejauchze der ruſſiſchen Pfeife, das Raſſeln der ruſſiſchen Trommeln, den Weheruf derer verdeckend welche Spießruthenſtrafe erleiden. Dieſe Execution wird hier nämlich ſtets gegen Abend vorgenommen. Uebrigens hat mit dem Kanonenſchuſſe der ruſſiſche Abend officiell begonnen.

Vielleicht unter keinem Verhältniſſe der Erde, ſicherlich in keinem nichtruſſiſchen Hafen, erſtarrt alles Leben, alle Thätigkeit ſo plötzlich und abſolut als in den ruſſiſchen Häfen mit Sonnenuntergang. Dieß gilt von der Oſtſee wie vom weißen Meere, im kamtſchatkiſchen wie im tunguſiſchen Buſen, am Ausfluſſe des Dnieper wie des Don, an der Mündung der Wolga wie des Terek. Nach Sonnenuntergang iſt kein Zoll-, Paß- und Hafenbeamter zu irgend welchem Handeln mehr verpflichtet. Selbſt an den Landgränzen werden die Schlagbäume vor Sonnenaufgang nicht wieder aufgezogen. Nur die Wachen gegen widergeſetzliche Gränzthätigkeit behaupten zu Land und zu Waſſer ihre Poſten. Auf ſolche Weiſe iſt's gekommen daß ſelbſt vor Sonnenuntergang kein Lootſe den ſichern Port verläßt, ſobald er nicht die Möglichkeit erkennt ſein Geſchäft vor dem officiellen Abendanfange zu vollenden. Mögen auch draußen die Schiffe ihre Lootſenflagge wehen laſſen, mögen ſie ſogar die ironiſchbunte Nothflagge aufhiſſen oder hülferufend ihre Kanonen erſchallen laſſen — nach Sonnenuntergang verläßt der Lootſe den Strand um keinen Preis. Darum wird der Fremde in den ruſſiſchen Hafenorten auch nur höchſt ſelten auf Männer aufmerkſam gemacht, wie er ſie in andern Häfen oftmals ſieht, mit verwittertem Geſicht und tiefem Ernſt in dieſen Wetternarben. Höchſt ſelten wird ihm von einem ſolchen erzählt, wie er, ein von der Weltgeſchichte niegekannter Held, gleich den hiſtoriſchen Männern, menſchenfreundlicher und aufopfernder als dieſe gerungen, gewagt und gerettet. Nein, die ruſſiſchen Lootſen ſitzen nach Sonnenuntergang indifferent in der Branntweinſtube. Dadurch iſt ihnen in der ganzen Schifferwelt der Ruhm geworden die wenigſt tauglichen und unzuverläſſigſten ihres Standes zu ſeyn. Dennoch liegt derartiges Weſen im urſprünglichen Charakter keiner einzigen Küſtennation Rußlands begründet. Das eherne Geſetz allein machte auch dieſe Menſchen zu abſoluten Maſchinen. Das hart ſtrafende Geſetz hat ihnen verboten nach Sonnenuntergang barmherzig zu ſeyn. Es könnte ja eine der tauſend „Formen“ von dem mit ſtürmenden Wellen einlaufenden Schiff unberückſichtigt bleiben. Und dieſe gelten höher als Menſchenleben.

Man müßte alle Einzelheiten der Paß- und Zollproceduren noch weitläufiger aufzählen, um es recht begreiflich zu machen wie durch ihre häufig offenbare Unnothwendigkeit und ihre nutzloſe Weitſchweifigkeit jedes Ueberſchreiten der Gränzen des Oſtreiches ſo unausſprechlich erſchwert und vergällt wird — beſonders wenn der Reiſende zu Schiff ankommt. Doch auch dieſe Zoll- und Paßquälereien, wie alle Beſchränkungen freien und raſchen Verkehrs, machen ſich in jedem andern Hafen mehr geltend denn im Kronſtadt-Petersburger.

Mit Mühe nur die Erlaubniß erlangend den nothwendigſten Kleiderwechſel mit ſich zu führen wird man z. B. in Dünamünde ans Land geſetzt. Sämmtliche Ladung, und darunter auch das Paſſagiergut, wird im verſiegelten Schiffsraume ſo lang geborgen bis das Schiff von Dünamünde nach Riga gekommen und dort ſeine Löſchung begonnen hat. Wiederum einzeln verſiegelt werden hier Koffer, Kiſten, Mantelſäcke u. ſ. w. in das Zollhaus (Tomaſhna) gebracht, und gewöhnlich vergehen drei Tage, von der Ankunft an gerechnet, ehe ſie zur Verfügung des Beſitzers bereit ſtehen. In Kronſtadt dagegen wird die Unterſuchung des Gepäcks viel raſcher gefördert und all die weiter in Riga nöthigen Papiere, um nur zum Gepäck zu gelangen, ſind hier nicht nöthig. Denn der auf dem Schiffe bereits dem Reiſenden weggenommene ausländiſche Paß, welchen man niemals wieder zu ſehen bekommt,*) mußte in Riga vorher mit einem ruſſiſchen (à 3 Silberrubel, 3 Thlr. 9 Ngr.) zur Weiterreiſe vertauſcht werden, deſſen Vorzeigung erſt einen Erlaubnißſchein (à 60 Kopeken, 20 Ngr.) zu Auslieferung des Gepäckes erwirkt. Vorher muß jedoch der Reiſende noch ein Declarationsbillet eben ſo theuer bezahlen und unterſchreiben. Endlich aber, wenn nach Verlauf von mindeſtens vier bis fünf Stunden welche man in den verſchiedenen Expeditionsbureaux des Zollhauſes wartend und zahlend verbrachte, das Gepäck wirklich unterſucht worden iſt, muß man wieder außer den abgeforderten ſogenannten freiwilligen Trinkgeldern einen Unterbeamten geſetzlich mit etwa anderthalb Thalern honoriren.

Abgeſehen von dieſen im übrigen Europa unerhörten Weitſchweifigkeiten und Koſten bei bloßer Unterſuchung der Reiſeeffecten, erſcheinen die Zollprincipien Rußlands minder ſtreng, als man nach allen Vorgängen zu erwarten geneigt iſt. Jedenfalls ſind dieſelben in Oeſterreich, Frankreich, Holland ꝛc. unbedingt excluſiver als hier. Ja, als Anomalie merkwürdig darf es erſcheinen daß dem Ankommenden, beſonders dem Nichtkaufmann, ſo viel verzollbare, aber eigne Effecten frei paſſiren als unter andern Verhältniſſen (z. B. als Frachtgut) mit 25 Silberrubeln (27 Thlr. 15 Ngr.) verzollt werden müßten. Dagegen iſt wieder die Einbringung gewiſſer Gegenſtände gänzlich verpönt, und noch dazu ſind hier die Geſetze an der Waſſer- und Landgränze vollkommen verſchieden. So darf — um nur Ein Beiſpiel anzuführen — zu Lande jeder männliche Paſſagier ein paar Piſtolen, ein Gewehr und einen Hirſchfänger oder Säbel bei ſich führen, während die Einbringung jeglicher Waffe dem Schiffsreiſenden verwehrt iſt.

Auch die Cenſur der mitteingeführten Schriftwerke, beſonders falls deren Beſitzer „Literat“ nach ruſſiſchen Begriffen, d. h. ein

*) Der ausländiſche Paß des Reiſenden wird von derjenigen Gouvernementsbehörde, die ihm einen ruſſiſchen Paß ertheilt, nach Petersburg geſendet und hier in der zweiten Abtheilung der Privatcanzlei des Kaiſers deponirt. Der ruſſiſche Paß wird nur für die Reiſe nach demjenigen Gouvernement ausgeſtellt wohin man zunächſt geht. Jedes neu zu bereiſende Gouvernement erfordert einen neuen Paß. Angeblich erhält man den ausländiſchen Paß bei der Reiſe nach dem Auslande zurück. Allein in Wahrheit geſchieht dieß nicht, und z. B. an der preußiſchen Gränze macht dem Reiſenden ſolches Verfahren neue Schwierigkeiten, da der ruſſiſche Paß dem Nichtruſſen dort nicht zur Weiterreiſe in Deutſchland viſirt wird — obſchon es die Geſandtſchaft in Petersburg, ſowie der Generalconſul in Warſchau gethan haben — und man alſo genöthigt iſt ſich einen neuen Paß vom nächſten Landrathe zu verſchaffen.

Digitized by Google

Studirter iſt, zeigt weniger ausmerzende Strenge als z. B. in Oeſterreich. Das Princip der Cenſur erſcheint eben in Rußland ein anderes, faſt nur ſpeciell auf das beſchränktes, was auf Rußlands politiſche und kirchliche Einrichtungen Bezug hat oder doch zu haben ſcheint. Während daher andere cenſurſtrenge Staaten das Princip feſthalten allüberall derartigen Schriften den Eingang zu wehren, deren Inhalt ſeiner allgemeinen oder ſpeciellen Tendenz zufolge dem Unterthanen als Staatsbürger überhaupt für ſchädlich zu erachten ſcheint, hält Rußland nur diejenigen Werke von ſich fern welche ſeinen eigenſten Strebungen, Einrichtungen ꝛc. entgegenſtehen. Dieſer ſcheinbare Halbliberalismus iſt aber nichts weiter denn die Offenbarung einerſeits des conſequenten Egoismus ruſſiſchen Regierungsprincips, andererſeits des vom Petersburger Cabinet überall feſtgehaltenen Syſtems keinerlei Intereſſenſpaltungen in nichtſlaviſchen Staaten zu hindern. Was dagegen die eignen Lande betrifft, ſo wird der Ausdruck „entgegenſtehen“ zu einem Umfange ausgedehnt wie in keinem andern Staate Eucopa's. Selbſt eine durch längſt veröffentlichte Belege bewahrheitete Darſtellung der ruſſiſchen Geſchichte, wie ſie war, ohne jede Reflexion, ohne jedes tadelnde Raiſonnement, begreift man wo es nöthig ebenfalls unter dieſem Worte. Schon das Lüften des Schleiers, unter welchem die große öſtliche Staatsmaſchine ihr tauſendfältig Räderwerk trieb und treibt, ſchon dieſes fürchtet man. Weder Vergangenheit noch Gegenwart ſoll der Geſchichtswahrheit anheimfallen, die ganze Welt ſoll durch eine euſſiſche Regierungsgeſchichte getäuſcht werden, und niemals ſoll eine Zeit kommen welcher die Wahrheit kund werde. Von all den Czaren welche den Selbſtherrſcherthron inne hatten, gab die ruſſiſche Politik nur Iwan den Grauſamen preis. Aber z. B. die rein hiſtoriſche Darſtellung der Regierungslandplage eines Alexei Michailowitſch paſſirt die Gränze eben ſo wenig als eine unbefangene, von Miniſterialeinflüſſen freie Schilderung der vergangenen oder gegenwärtigen Zuſtände irgend welcher ruſſiſchen Provinz. Dagegen blicken die Cenſoren lächelnd in die gegen ausländiſche Verfaſſungen und Zuſtände gerichteten Schriftwerke und legen ſie freundlich zu den erlaubten Büchern. *) Es giebt aber ein Wort, ein einziges Wort, ſelbſt wenn vag und beziehungslos niedergeſchrieben, welches jedem Buche den Eintritt in das Czarenreich unmöglich zu machen ſcheint. „Laſſen Sie ein griechiſches Gebetbuch in einen Umſchlag heften, welcher den Titel trägt: die Revolution in der Chemie — und wie dürfen's nicht paſſiren laſſen.“ In dieſem ironiſchen Ausſpruch eines ruſſiſchen Cenſors gegen einen Ausländer liegt eine volle reine Wahrheit. Die Scheu vor ſolchem Worte hat ſich innerhalb der ruſſiſchen Gränzen allüberall eingeniſtet, als ſey es der Name einer unabwendbar drohenden Gottheit. Daeum iſt das Wort aus dem Sprachſchatze guter ruſſiſcher Unterthanen völlig verbannt, die ruſſiſche Sprache hat ſelbſt nur einen Ausdruck für das was wir Aufruhr nennen. Den Begriff der Revolution vermöchte ſie — wenn's geſchähe — eben nur durch Revolútion auszudrücken. Aber Rußland kennt gar nicht das Vorhandenſeyn ſolchen Dinges. Die Petersburger wiſſen nichts von einer Militärrevolution, ſondern nur von einem 14 December des Jahres 1825. Nur die unvorſichtigen neuruſſiſchen Oſtſeepcovinzbewohner verſprechen ſich noch bisweilen und erwähnen einer polniſchen Revolution; Rußland kennt nur einen Krieg in Polen.

*) Bemerkenswerth iſt es daß die Cenſur gegen zu druckende wie gegen einzuführende Schriften, wenn dieſe ruſſiſche Zuſtände betreffen, in den Oſtſeeprovinzen abſolut ſtrenger iſt als z. B. in Petersburg, während hier wieder die über ausländiſche Staaten, Einrichtungen und Geſtaltungen reflectirenden Werke weniger leicht die Gränze paſſiren als dort.

Das Pariſer Journal Asiatique im Jahre 1844.

Während man in Frankreich trotz aller Ueberſchätzung und Nationaleitelkeit doch der deutſchen Gelehrſamkeit volles Recht widerfahren läßt, ja zuweilen ſogar ſich zu hohe oder doch zu weite Begriffe davon bildet, gibt es bei uns noch gar manche die den franzöſiſchen Gelehrten alle Tiefe und Gründlichkeit abſprechen und glauben ſie beſtreben ſich mehe die Wiſſenſchaft in ein glänzendes Gewand zu hüllen als ſie tiefer zu ergründen oder zu erweitern. Dieſes Vorurtheil mag bei manchen Zweigen des Wiſſens, vorzüglich bei einzelnen Theilen der claſſiſchen Philologie und Philoſophie, ſich einigermaßen rechtfeetigen laſſen, in andern aber, zu denen wir beſonders die Kunde des Morgenlandes zählen, haben ſie ſich längſt als unverdroſſene Forſcher und geündliche Kenner bewährt, und bis in die neueſte Zeit ſich ihres längſt erworbenen Ruhms würdig gezeigt. Die Akademie der Inſchriften welche, beſonders ſeitdem der unſterbliche de Sacy ihe voeſtand, die orientaliſchen Studien mit beſonderer Vorliebe pflegte, die Gründung der aſiatiſchen Geſellſchaft die ein gemeinſchaftliches Zuſammenwieken hervorrief, die Anſtellung von Profeſſoren für alle Zweige der morgenländiſchen Sprachen und Litteratur, der ägyptiſche Feldzug, die Eroberung von Algier, der immer wachſende Reichthum der königlichen Bibliothek an orientaliſchen Handſchriften, dieß alles trug dazu bei um die Franzoſen zur Erforſchung des Oſtens anzuſpornen und ihnen dieſelbe zu erleichtern. Nicht wenig mochte abee auch zum ſchönen Gedeihen der morgenländiſchen Studien in Frankeeich die Gründung eines aſiatiſchen Journals beigetragen haben, durch das alles auf dieſem Gebiete neu Errungene beſprochen und zum Gemeingut gemacht werden konnte, während es ſonſt Jahre lang, oft ſogar für immer im Schreibpulte der Gelehrten hätte verborgen bleiben müſſen, weil derartige Aebeiten in der Regel für Verleger ſehr wenig Reize haben. Ein Bericht über den Inhalt dieſes Journals im verfloſſenen Jahre wird zeigen mit welchem Ernſte und mit welcher Thätigkeit jenſeit des Rheins an der Vervollkommnung der Kenntniß der Speache, der Geſchichte, der Geographie und der Alterthümer des Orients gearbeitet wird.

Eröffnet wied der Jahrgang 1844 mit einer Selbſtbiographie

Digitized by Google

Ibn Chalduns, aus dem Arabiſchen überſetzt von Mac Guckin de Slane, dem rühmlich bekannten Mitherausgeber des Abulfeda, dem Herausgeber und Ueberſetzer des Ibn Challikan und anderer Araber, worunter auch Amru-l-keis, deſſen Diwan oder ſämmtliche Gedichte dem Rückert'ſchen Gedichte zu Grunde liegt. Das Leben Ibn Chalduns verdient darum auch in Europa näher gekannt zu werden, weil dieſer gelehrte Muſelman zu den wenigen ſeiner Glaubensgenoſſen gehört die in ihren geſchichtlichen Werken auch einigermaßen kritiſch verfahren ſind, und er ſogar Regeln für die Hiſtoriographie und Grundſätze der dabei zu befolgenden Kritik aufſtellt. Die Hauptzüge ſeines Lebens mögen auch hier um ſo eher an ihrem Platze ſeyn, als in dieſem Augenblicke Quatremère mit der Herausgabe und Ueberſetzung ſeines großen hiſtoriſchen Werkes beſchäftigt iſt, über das hier zu ſeiner Zeit ein ausführlicher Bericht erſtattet werden ſoll.

Ibn Chaldun wurde zu Tunis den 1 Ramadhan des Jahres 732 (Ende Mais 1332) geboren. Sein Großvater war einigen höhern Staatsämtern vorgeſtanden, hatte ſich aber ſpäter in das Privatleben zurückgezogen. Sein Vater war Rechtsgelehrter und Theolog, dabei auch Dichter und ausgezeichneter Grammatiker. Wie dieß noch bis auf den heutigen Tag bei Muſelmännern üblich iſt, ſo erhielt auch Ibn Chaldun zuerſt im Koran Unterricht, dann in der Ueberlieferungskunde, Theologie, Jurisprudenz, Grammatik und Dichtkunſt. Geſchichte ward damals eben ſo wenig als noch jetzt gelehrt, obſchon die orientaliſche Litteratur, beſonders die arabiſche, ſo reich wie irgend eine europäiſche an hiſtoriſchen Werken iſt. Dieſen Namen verdienen ſie jedoch nur inſofern ſie die Geſchichte der islamitiſchen Völker nach Mohammeds Tod angehen; alle früheren Erzählungen ſind mit Sagen und Mährchen vermiſcht, können aber, weil manche im Koran erwähnt werden, für Muſelmänner eben ſo wenig durch eine kritiſche Läuterung zur Geſchichte erhoben werden, als die in die heilige Schrift übergegangenen für orthodoxe Juden und Chriſten. *) Zum Glück für die Hiſtoriologie in Europa gehört die griechiſche und römiſche Geſchichte nicht mehr in das Reich der göttlichen Offenbarung, es blieb alſo noch ein weites Feld für die freie unbefangene Forſchung. Aber nur für europäiſche Völker, welche durch das Chriſtenthum und das Kaiſerreich mit Rom und Byzanz in enger Verbindung blieben, konnte dieſe Geſchichte wichtig ſeyn, den Muſelmännern lag ſie zu fern und ward daher ſelbſt zur Blüthezeit ihrer wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen nicht gepflegt. Darum ſind aber auch ſelbſt die ſpätern Hiſtoriker, weil ſie jene vortrefflichen Muſter nie gekannt, eigentlich mehr Traditionsſammler als ſelbſtändige Hiſtoriographen.

Doch kehren wir zu Ibn Chaldun zurück der die meiſten ſeiner Zeit- und Glaubensgenoſſen übertroffen. Gegen ſeinen Willen ward er ſchon in ſeinem ſiebzehnten Jahre von dem damaligen Statthalter von Tunis als Kalligraph angeſtellt. Er ergriff daher die erſte Gelegenheit ſich einer Beſchäftigung zu entziehen, welche einzig darin beſtand den Schriftzug des Sultans auf alle Regierungsakten zu zeichnen. Nach vielen Leiden während der Kriege in Afrika zwiſchen den Meriniden, Hafßiden und Zeyaniden gelangte er endlich im Jahre 1355 nach Fez und ward vom Sultan Abu Inan als Secretär angeſtellt. Auch dieſes Amt ſagte ihm nicht zu, „weil es keiner ſeiner Vorfahren, ſo weit ſein Gedächtniß reicht, geführt," obſchon ihm Zeit genug blieb ſeine Studien fortzuſetzen, und am Hofe des Sultans ausgezeichnete Gelehrte lebten. Nach einem Jahre ward er wegen ſeiner freundſchaftlichen Beziehungen zu dem verdächtigen Statthalter von Budjia verleumdet und eingekerkert, und erſt nach dem Tode Abu Inans (1358) erhielt er von deſſen Nachfolger Abu Salim ſeine Freiheit wieder. Dieſer ernannte ihn ſogar zu ſeinem Geheimſecretär und ſpäter zum Oberrichter (Kadhi-l-Kudat), und ließ ſich an Feſttagen, „gute und ſchlechte Gedichte" von ihm vortragen. Mit dem nach Abu Salim's Ermordung allmächtig gewordenen Weſſir Omar blieb er aber nicht lange in gutem Einverſtändniſſe, „weil ſie früher vertraute Freunde waren, und er daher ihm nicht die ſchuldige Ehrerbietung zollte, auch mehr von ihm begehrte als jener ihm gewähren wollte." Ein Gedicht, in welchem er aufs rührendſte ſeine traurige Stellung dem alten Freunde gegenüber ſchilderte, verſchaffte ihm endlich die Erlaubniß Fez zu verlaſſen und nach Spanien hinüberzuſegeln. Schon damals (1362) war ſein Ruf ſo groß daß ihm der Sultan von Granada eine Ehrenwache entgegenſchickte und ein Gemach im Palaſte mit neuen Tapeten und Mobilien ausſtatten ließ. Im folgenden Jahre reiſte er als deſſen Geſandter nach Sevilla. Der König von Caſtilien wollte ihn an ſeinem Hofe behalten und ihm alles zurück erſtatten was ſeine Vorfahren in dieſer Stadt beſeſſen, er lehnte es aber ab und kehrte nach Granada zurück. Die hohe Gunſt in der er beim Sultan ſtand, zog ihm indeſſen bald den Neid des Weſſirs zu, und dieß veranlaßte ihn Granada zu verlaſſen und ſich nach Budjia zu ſeinem Freunde dem Sultan Abu Abd Allah zu begeben (1364), wo er zu gleicher Zeit als erſter Miniſter, Prediger und Profeſſor der Jurisprudenz thätig war. Wir übergehen nun einen Zeitraum von achtzehn Jahren, weil die Schickſale Ibn Chalduns zu eng mit den politiſchen Begebenheiten in Afrika verknüpft ſind, deren Darſtellung uns hier zu weit führen würde. Ibn Chaldun lebte während dieſer Zeit bald den Wiſſenſchaften unter den Beduinen der Wüſte, bald am Hofe zu Tunis, Fez, Budjia und Tlemſan und ward ſehr häufig gebraucht, um dieſen oder jenen Beduinenſtamm vermöge ſeines Anſehens und ſeiner Ueberredungsgabe zu gewinnen. Der ewigen Unruhen und Bürgerkriege in Afrika müde reiſte er im Jahre 1382 nach Aegypten und beſuchte Kahira, „die Metropole der Erde, den Garten des Weltalls, den Sammelplatz der Völker, den Ameiſenhaufen des Menſchengeſchlechts, die Pforte des Islams und den Thron des Reichs, die Stadt voller Schlöſſer und Paläſte, Klöſter und Schulen, beleuchtet von Monden und Sternen der Gelehrſamkeit." Bald nach ſeiner Ankunft in Kahira ward er von den Studenten aufgefordert in der Djame el Azhar Vorleſungen zu halten, und der Sultan Barkuk ernannte ihn bald zum Profeſſor und ſpäter ſogar zum Oberrichter. Hier hatte er gegen alle möglichen Mißbräuche zu kämpfen. Beſtechung, falſche Zeugniſſe, Strafloſigkeit der Großen, Unfähigkeit der Richter, Betrug der Advocaten waren an der Tagesordnung. Seine Unbeſtechlichkeit zog ihm natürlich viele Feinde zu, er ward bei dem Sultan beſonders von den Derwiſchen und höhern Staatsbeamten, deren Privilegien er angriff, ſo lange verleumdet und als ein unpraktiſcher Mann dargeſtellt, bis er ihn endlich ſeines Amtes enthob. Er lebte nun ganz ſeinen Studien bis in das Jahr 1399, wo er abermals das Oberrichteramt erhielt.

Bald nach dem Tode Barkuks, welcher noch in demſelben Jahre ſtarb, ward er wieder entſetzt. Im Jahre 1400 als Timur oder

*) Nach dem erſten Bande der Geſchichte des Volks Iſrael von Ewald zu urtheilen, kann man bald einer vollſtändigen kritiſchen Sichtung des geſchichtlichen Theiles des alten Teſtamentes entgegenſehen. Man muß ſtaunen wie der Hr. Verfaſſer in dieſem erſten Bande, der nicht über Joſeph hinausreicht, trotz aller Armuth der Materialien und trotz aller Unſicherheit des Bodens auf dem er ſich bewegt, doch vermöge ſeiner tiefen Sprachkenntniß, verbunden mit Scharfſinn, richtigem Gefühle und einer unvergleichbaren Beobachtungsgabe, Reſultate herbeiführt, in ihrer Art ſo wichtig und noch weit ſchwieriger zu erlangen, als die welche wir einem Niebuhr auf dem Gebiete der römiſchen Geſchichte verdanken.

Digitized by Google

Tamerlan Aleppo eingenommen hatte, begleitete Ibn Chaldun den neuen Sultan von Aegypten nach Damask. Nach dem Falle dieſer Stadt hatte er eine Zuſammenkunft mit Timur, der ihn ſehr freundlich behandelte, als er hörte daß er eine Univerſalgeſchichte verfaſſe, in der auch er manche Seiten ausfülle. Ibn Chaldun mußte ihm dann die Stellen vorleſen die ſich auf ihn bezogen, und da jener damit zufrieden war, erlaubte er ihm nach Aegypten zurückzureiſen, wo er im Jahre 1406 ſtarb.

Wir gehen nun, da die Werke Ibn Chalduns beſonders beſprochen werden ſollen, zu dem fernern Inhalte des Journal aſiatique über.

Dr. Worms, ein franzöſiſcher Arzt, der ſeinen mehrjährigen Aufenthalt bei der afrikaniſchen Armee zu orientaliſchen Studien benützte, theilt den Schluß ſeiner ſchon durch mehrere Jahrgänge laufenden Aufſätze „über den Grundbeſitz in den muſelmänniſchen Ländern“ mit. Dieſer Gegenſtand hatte ſchon vor ihm mehrere Orientaliſten, beſonders de Sacy, v. Hammer und d'Ohſſon beſchäftigt, keiner hat ihn aber ſo nach allen Seiten beleuchtet und erſchöpft. Das ganze Verhältniß des Herrn zum Unterthanen wird nach allen ſeinen Phaſen von Mohammed bis auf die neueſte Zeit in ſämmtlichen mohammedaniſchen Ländern klar auseinandergeſetzt, und es werden viele Irrthümer berichtigt die über dieſen Gegenſtand in Europa herrſchen. Am Schluſſe dieſer Abhandlung berührt Hr. Worms auch die viel beſprochene und vielfach verlangte Emancipation der Rajas oder nichtmuſelmänniſchen Unterthanen der Pforte. Vom Standpunkte der Menſchlichkeit aus, behauptet er, und wir ſtimmen darin vollkommen mit ihm überein, iſt dieſes Verlangen nur zu gerecht, von der politiſchen Seite aufgefaßt iſt aber die Gleichſtellung der Rajas mit der Erhaltung der Integrität des osmaniſchen Reichs nicht vereinbar. Da die Rajas in der europäiſchen Türkei den Türken an Zahl überlegen ſind, ſo werden ſie, ſobald ihnen gleiche Rechte und gleicher Antheil an der Regierung eingeräumt werden, ſich bald der ganzen Herrſchaft bemächtigen. Ihre Freiheit würde bald zur Waffe gegen ihre ehemaligen Herren ſich umgeſtalten, und den europäiſchen Mächten würde eine große Bevölkerung, die eine lange Knechtſchaft tief erniedrigt hat, noch weit größere Verlegenheiten bereiten als ihnen durch Griechenland erwachſen. Von den Türken eine Modification in der Geſetzgebung verlangen nach dem Sinne des bekannten Edicts von Gülhane, hieße ſo viel als auf einmal nicht nur ihre ganze politiſche Exiſtenz, ſondern auch die Geſchichte und den Glauben die ihr zur Grundlage dienen, untergraben. Wer weiß nicht wie ſchwer es ſelbſt bei uns, wo doch die Geſetzgebung nur in wenigen Punkten von der Kirche abhängt, hält, bis man ſich von heidniſch-römiſchen Grundſätzen und alten Traditionen und Gebräuchen losſagt, wie ſollten die Muſelmänner auf einmal es mit einem Edicte ernſt meinen, das die Vorſchriften des Korans ſowohl als die Ueberlieferungen der erſten Chalifen umſtößt und die ganze Vergangenheit des Islams verdammt? Mohammed hat den Krieg gegen Nichtmohammedaner geheiligt, und die Demüthigung derſelben zum Geſetze gemacht. Omar, Mohammeds Gefährte und zweiter Nachfolger (Abu Bekr regierte nur zwei Jahre und einige Monate) handelte dieſen Vorſchriften gemäß. Unter ſeinem Chalifate ward Perſien, Syrien und Aegypten unterjocht. Die griechiſchen Heere wurden geſchlagen, die eigentliche Bevölkerung der beiden letztgenannten Länder aber, der nur die Wahl zwiſchen Bekehrung und Tribut gelaſſen wurde, entſchied ſich für letzteres und zog ſich ganz vom Kampfe zurück, ja ſtand ſogar noch hie und da, wie dieß z. B. bei den Kopten in Aegypten der Fall war, den Muſelmännern bei. Neben der Entrichtung der Kopfſteuer und anderer Abgaben ſollten aber die Nichtmohammedaner fortwährend dem Koran gemäß an ihre Erniedrigung erinnert werden. Sie wurden am Nacken wie Sklaven gebrandmarkt, ſie durften ſich nicht wie Muſelmänner kleiden, ſie mußten ihren Haarbüſchel abſcheeren und dergleichen mehr.

Damit wollen wir aber keineswegs verlangen daß das chriſtliche humane Europa das türkiſche Regiment im Orient ewig dulde, weil es dem muſelmänniſchen Rechte entſpricht; aber es täuſche ſich nur nicht durch den Glauben daß Reformen im Sinne der von Gülhane zur Erhaltung der Pforte beitragen. Mögen nur die europäiſchen Staaten ſich ſelbſt emancipiren von dem gegenſeitigen Neid, möge nicht ein chriſtliches Volk ſich zum Kriege rüſten wenn das andre das Gebiet eines Barbaren betritt, wie dieß kürzlich bei dem marokkaniſchen Kriege der Fall war! Dann erſt wird es leicht werden auch den chriſtlichen Brüdern im Morgenlande eine hülfreiche Hand zu bieten.

Daß es den Türken keineswegs beikommt von ihrer Geſetzgebung abzuweichen, und daß die vielgeprieſenen wiſſenſchaftlichen Fortſchritte der Türken auch in das Gebiet der Sage gehören, und ſich lediglich auf die neue Uniform ſtützen, beweiſt am beſten das im Märzhefte von Hrn. v. Hammer mitgetheilte Verzeichniß der im Jahre 1842 in Konſtantinopel gedruckten Werke. Die ſechzehn Bücher welche im Ganzen aus der türkiſchen Preſſe hervorgegangen, ſind nämlich: Eine Ueberſetzung der Sprüche Ali's, eine der Legenden von Adam bis Mohammed, zwei Bearbeitungen arabiſcher Religions- und Geſetzbücher, die Uebertragung eines Gedichts zur Erklärung der neun und neunzig heiligen Namen, Legenden von den vier erſten Chalifen, eine kleine Dogmatik in Verſen und eine in Proſa, Gloſſen aus dem vorigen Jahrhundert zu einer noch ältern Logik, ein Compendium der Logik (nur 15 Seiten in 8.) und ſechs Diwane, oder geſammelte Poeſien meiſtens älterer Dichter. Lithographirt wurde: eine poetiſche Dogmatik, zwei Mährchen, ein Brieſſteller und ein Handbuch der Geographie (69 S. in 4.). Das ſind die Werke, deren Verbreitung der Hauptſtadt des osmaniſchen Reichs, in einem Lande wo noch ſo wenig gedruckt worden iſt, am wichtigſten ſcheint!

Botta's Briefe über die Entdeckungen auf dem Boden des alten Ninive kann ich übergehen, da ſie, wenn ich nicht irre, ſchon in der Allg. Zeitung überſetzt oder wenigſtens beſprochen worden ſind.

Ein Brief von Freſnel, bekannt durch ſeine Studien über die Geſchichte der Araber vor Mohammed, jetzt franzöſiſcher Conſul in Djidda, iſt ſowohl für Zoologen als für Bibelgelehrte von hohem Intereſſe, denn er betrifft das hebräiſche R e e m, welches von Michaelis bis auf Ewald bald für einen Büffel, bald für eine Gazelle, bald für ein fabelhaftes Thier gehalten worden. Freſnel hat nun durch vielfache Erkundigungen es faſt zur Ueberzeugung gebracht, daß das E i n h o r n wirklich in Afrika einheimiſch iſt, und daß beſonders bei Hiob (Cap. 39) kein anderes Thier damit gemeint ſeyn kann. Die Araber nennen es A b u K a r n, was ſo viel heißt als „der Vater“ (oder Beſitzer) eines Horns. Die Maſſe des Körpers gleicht der eines Stieres, jedoch in vergrößertem Maßſtabe, die Füße haben am meiſten Aehnlichkeit mit denen eines Elephanten. Die Haut iſt faſt ganz glatt, viel dicker als die des Rhinoceros, es iſt die ſtärkſte unter allen bekannten Thieren. Das Horn ſitzt nicht auf der Spitze der Naſe wie bei dem Rhinoceros, ſondern am untern Theile der Stirne zwiſchen den Augen. Es iſt, wie die ganze Haut, aſchgrau, nur der obere dritte Theil desſelben iſt ſcharlachroth. Mit dieſem achtzehn Daumen langen Horne, das, mit Ausnahme der Spitze, weich iſt, jedoch wenn man das Einhorn beunruhigt, auch hart und ſteif wird, greift es ſeinen Feind wie ein wilder Stier an und durchbohrt ihn. Das Einhorn iſt

Digitized by Google

nach der Ausſage aller Araber welche ſüdlich von Darfur wohnen, das furchtbarſte aller wilden Thiere, es tödtet den Menſchen ohne Zweck, denn es iſt kein fleiſchfreſſendes Thier, und ohne gereizt zu werden. Manchmal werden Jagden gegen daſſelbe, beſonders zu Pferd veranſtaltet. Die Jäger müſſen mit langen Lanzen ſuchen ſeine unteren weicheren Theile zu verletzen, denn die obern ſind unverwundbar. Nach dieſer Beſchreibung des Einhorns, das die Iſraeliten wahrſcheinlich in Aegypten, wenigſtens dem Namen nach kennen lernten, paßt allerdings die an Hiob gerichtete Frage: „Willſt du das Einhorn an den Pflug ſpannen um Furchen zu ziehen?“ u. ſ. w. Uebereinſtimmend mit Plinius' »hanc feram vivam negant capi,« und mit der Verſicherung der Araber daß nie ein Einhorn lebendig gefangen worden. Hr. Fresnel verſpricht auch noch weitere Aufſchlüſſe über den Oryx oder Ariel, eine Art Gazelle mit einem Horne, und hofft ſogar recht bald durch einen Sklavenhändler in den Beſitz eines ſolchen Thieres zu gelangen.

Ein Brief des Hrn. Stanislas Julien an Hrn. Robert Thom, engliſchen Dolmetſcher in China, erinnert uns an die Streitigkeiten des Dr. Flügel in Leipzig in Betreff eines engliſchen Wörterbuches, und zeigt uns daß es ſowohl in China als in Deutſchland Menſchen gibt die ſich gerne fremdes geiſtiges Gut zueignen. Morriſon ſpricht in ſeinem chineſiſch-engliſchen Wörterbuche von einem chineſiſchen Werke Ou-tche-yun-fou, das ihm zur Grundlage diente. Hr. Julien der ſich mit der Herausgabe eines chineſiſch-franzöſiſchen Wörterbuches beſchäftigt, ließ ſeit dem Jahre 1828 jenem Werke in China nachſpüren, ohne irgendwo, ſelbſt in der kaiſerlichen Bibliothek ein Exemplar auffinden zu können, ſo daß man, trotz des redlichen Namens den Hr. Morriſon hinterließ, doch am Ende zu glauben verſucht war, dieſer Engländer habe jenes chineſiſche Lexikon nur genannt, um dem ſeinigen mehr Autorität zu geben. Noch größer wurde der Verdacht gegen Morriſon, als Hr. Callery in der Vorrede zu ſeinem chineſiſchen Handwörterbuche im Jahre 1841 ſchrieb: „Der chineſiſch-engliſche Theil des Werkes von Morriſon verdient alles Lob, der Verfaſſer hat nur vergeſſen zu ſagen daß es nichts anderes iſt als die engliſche Verſion eines Wörterbuches, das die Miſſionäre lateiniſch geſchrieben und das ich handſchriftlich vor Augen habe.“ Indeſſen fand ein franzöſiſcher Miſſionär, ein Schüler des Hrn. Julien, im verfloſſenen Jahre wirklich in der Gegend von Canton das von Morriſon angeführte Ou-tche-yun-fou, zur großen Beſchämung des Hrn. Callery und Conſorten.

Abbé Bertrand theilt nach einem hinduſtaniſchen Werke die Fortſetzung der Geſchichte (oder vielmehr der Sagen) der Könige von Hindoſtan bis zur Eroberung dieſes Landes durch die Muſelmänner, vom Jahre 3100 vor, bis zum Jahre 1192 nach Chriſti Geburt, mit. Von dem Leben der 120 Radſcha's, welche während dieſer Periode regiert haben ſollen, wollen wir nur das Weſentlichſte aus dem des letzten mittheilen, man kann ſich dann leicht einen Begriff von dem kritiſchen Werthe der frühern, über alle hiſtoriſche Zeit hinaus ragenden Erzählungen machen. Der Radſcha Prithiwi oder Pithura, über deſſen Abſtammung ſowohl als über die Art wie er ſich des Thrones von Dehli bemächtigte, Meinungsverſchiedenheit herrſcht, ward in den erſten fünfzehn Jahren ſeiner Regierung ſiebenmal von dem Sultan Schihab Eddin Ghuri angegriffen, welcher ganz Indien dem Islam zu unterwerfen ſich bemühte, aber es gelang ihm jedesmal ihn mit Verluſt zurückzuſchlagen. Nachdem er zum achtenmale als Sieger in ſeine Reſidenz zurückgekehrt war, ward er von dem König von Kanoga eingeladen einem großen Feſte beizuwohnen, welches bei Gelegenheit eines Radſchaſuopfers veranſtaltet ward. Pithura wollte dieſe Einladung um ſo eher annehmen, als er vernahm daß der König von Kanoga bei dieſem Feſte auch einen Gatten für ſeine ſchöne Tochter wählen würde. Pithura's Höflinge wunderten ſich aber daß der König von Kanoga ein Feſt veranſtalte wie es nur einem großen Radſcha ziemt, und noch mehr daß Pithura ihn mit ſeiner Anweſenheit zu beehren gedenke. Der Stolz des Radſcha erwachte, und ſtatt ſich als Gaſt bei dem Feſte einzuſtellen zog er an der Spitze einer Armee gegen den König von Kanoga, und es kam zu einer blutigen Schlacht zwiſchen beiden welche Pithura verlor. Unter allen Fürſten welche dem Feſte beiwohnten, gefiel aber der Prinzeſſin keiner ſo gut als Pithura; dieß mißfiel ihrem Vater und er ließ ſie in ein abgelegenes Schloß ſperren. Sobald Pithura davon Kunde erhielt, machte er ſich, jeder Gefahr trotzend, mit einigen tapfern Rittern auf, erſtürmte das Schloß in welchem die Prinzeſſin eingekerkert war, und entführte ſie nach Dehli. Nun lebte er ein ganzes Jahr den Genüſſen der Liebe und vernachläſſigte alle Staatsangelegenheiten. Als der Sultan Schihab Eddin Ghuri davon Kunde erhielt, ſchloß er ein Bündniß mit dem Könige von Kanoga und führte zum achtenmale (im Jahr 1192 n. Chr.) ein mächtiges Heer gegen Dehli. Der Sultan war ſchon in der Nähe der Reſidenz als Pithura von der ihm drohenden Gefahr Nachricht erhielt. Die kleine Truppenzahl welche er dem Feinde entgegenführte, konnte keinen langen Widerſtand leiſten, er ſelbſt ward gefangen und mit Ketten beladen nach Ghusni gebracht. Eines Tages hörte der Sultan von einem Kaufmanne aus Dehli, Pithura ſey der beſte Schütze ſeiner Zeit. Der Sultan ließ ihn aus dem Gefängniſſe holen, um einige Proben ſeiner Geſchicklichkeit zu ſehen. Sobald aber Pithura einen Bogen in der Hand hatte, drückte er ihn gegen den Sultan los und tödtete ihn auf der Stelle. Doch ward auch er ſowohl als der Kaufmann von Dehli augenblicklich von den Wachen des Sultans niedergeſtoßen. Den perſiſchen Annalen zufolge — ſo fährt der indiſche Autor fort — ward Pithura in der Schlacht in der Ebene von Talaori von des Sultans eigner Hand getödtet. Bald darauf ward aber dieſer von dem Dolche eines Meuchelmörders durchbohrt, woraus erſichtlich daß die Meinungen der Geſchichtſchreiber über dieſe Begebenheiten getheilt ſind. Gott allein kennt die Wahrheit.

Weit größern hiſtoriſchen Werth haben drei andere Aufſätze von Defrémery und Dozy. Erſterer theilt aus perſiſchen und arabiſchen Quellen die Geſchichte der Ghuriden mit, welche von dem zwölften bis zum vierzehnten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung im öſtlichen Perſien ſehr mächtig waren, dann die der Muzafferin welche in Schiras ihren Sitz hatten und ſich bis gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts mit beiſpielloſer Tapferkeit gegen die große Macht der Mongolen behaupteten. Hr. Dozy gibt neue Aufſchlüſſe über die Dynaſtie der Benu Zeyan welche, wie wir ſchon aus dem Leben Ibn Chalduns geſehen, in Tlemſan herrſchten, und bald gegen die Sultane von Marokko, bald gegen die Hafſiden in Tunis ihr kleines doch blühendes Reich zu vertheidigen genöthigt waren.

Aus einem Briefe des Hrn. Slane an Hrn. Haſe geht hervor, was eigentlich Schloſſer ſchon längſt geahnt, der ſonſt ſkeptiſche Gibbon und andere aber als hiſtoriſche Wahrheit gegeben haben, daß, was Nuweiri von der reizenden Tochter des Gregorius erzählt, welche mit einem reichverzierten ſeidnen Sonnenſchirme in der einen und einem mit Brillanten beſetzten Schwerte in der andern Hand gegen die Araber bei Tripoli in Afrika, unter dem Chalifate Othmans gekämpft haben ſoll, ins Reich von Tauſend und einer Nacht gehört. In das der Geſchichte gehört bloß daß Gregorius, als ihn die Araber angriffen, von einer Sklavin mit einem

Digitized by Google

Sonnenſchirme beſchattet ward, und daß ſeine Tochter ſich freiwillig den Tod gab als die Muſelmänner nach der Schlacht ſie als Gefangene fortſchleppen wollten.

Die von Hrn. Reinaud mitgetheilten Fragmente aus perſiſchen und arabiſchen Autoren ſind ſo belehrend über manche Punkte in der Geographie und Geſchichte Indiens, und verbreiten ein ſolches Licht über den Verkehr der Araber im Mittelalter mit den Völkern des äußern Oſtens, daß ſie wohl mehr als eine einfache Erwähnung verdienten. Ich fürchte aber meinem Aufſatze eine allzugroße Ausdehnung zu geben, und dieß bewegt mich auch einige andere Artikel des Journal aſiatique von Garcin de Taſſy, Biot, Dernburg und andern ganz zu übergehen. Auch aus dem Berichte des Hrn. Julius Mohl über die Leiſtungen der aſiatiſchen Geſellſchaft im letzten Jahre, welchen das Juliusheft enthält, will ich, da er ſchon längſt im „Ausland" in einer deutſchen Ueberſetzung erſchienen iſt, zum Schluſſe nur einige Zeilen anführen, welche Deutſchland insbeſondere betreffen: »En Allemagne, la littérature orientale n'a pas été favorisée par des intérêts politiques comme en Angleterre, ni par une grande centralisation comme en France; mais le pays entier s'est montré disposé à l'accueillir avec faveur, parce que les études théologiques, philologiques et philosophiques y sont plus avancées que partout ailleurs. Les lettres orientales ont trouvé dans les universités un appui bienveillant, et sont entrés plus avant dans l'instruction publique que dans aucun autre pays. Les différents gouvernements allemands, *à l'exception de l'Autriche,* ont fait pour cela à peu près tout ce que permettait leur position. Ils ont crée un nombre considérable de chairs, ils ont encouragé les voyages de leurs savants en Orient, et quelques-uns ont réuni des collections considérables de manuscrits. Au reste, c'est à cet égard qu'ils ont le plus a faire. La plupart des universités allemandes sont encore mal pourvues de manuscrits orientaux, et il n'y a pourtant aucun gouvernement qui ne soit assez riche pour former une collection qui donnerait à ses savants des instruments indispensables pour leurs travaux ...«

Dieſe Worte aus dem Munde des Hrn. Julius Mohl, der nicht nur weil er in Deutſchland geboren und erzogen iſt, ſondern auch weil er als das thätigſte Mitglied der aſiatiſchen Geſellſchaft mit den meiſten Orientaliſten in Verbindung ſteht, von allem was für ſie geſchieht genau unterrichtet iſt, dürften, wenn bei der nächſten Verſammlung der deutſchen Orientaliſten in Darmſtadt die Frage verhandelt wird, wo die zu bildende Geſellſchaft ihren Sitz haben ſoll, nicht zu Gunſten Wiens ſprechen, da gerade die öſterreichiſche Regierung als die einzige deutſche bezeichnet wird, deren Leiſtungen zur Beförderung der orientaliſchen Studien nicht im Verhältniſſe zu ihren Mitteln ſtehen. Ohnehin dürfte Wien ſchon vermöge ſeiner Lage, an der Gränze von Ungarn, nicht geeignet ſeyn den Orientaliſten Deutſchlands zum Mittelpunkte zu dienen. Auch würden durch dieſe Wahl alle Männer, die ſich vorzugsweiſe den orientaliſch-bibliſchen Studien widmen — und dieſe bilden bei weitem die Mehrzahl in Deutſchland — von der Theilnahme an dieſer Geſellſchaft ausgeſchloſſen werden, da nicht zu erwarten ſtände daß über derartige, mit der Theologie ſo nah verwandte Gegenſtände freie Verhandlungen geſtattet würden, und noch weniger daß dieſelben könnten gedruckt werden. Das meiſte was in einem — auch in die Allgemeine Zeitung übergegangenen — Artikel der Wiener Jahrbücher zu Gunſten Wiens vorgebracht wird, könnte nur dann in Erwägung gezogen werden, wenn es ſich darum handelte eine orientaliſche Schule zu gründen. Hier iſt aber die Rede davon eine Stadt zu beſtimmen, wo die Orientaliſten von Zeit zu Zeit zuſammentreten und wo ein Ausſchuß derſelben ihre Angelegenheiten leiten und etwa ein aſiatiſches Journal redigiren ſoll. Diejenige muß alſo wohl den Vorzug erhalten die ſo ziemlich in der Mitte des gelehrten Deutſchlands liegt, und wo keinerlei Beſchränkung von Seiten des Staats zu befürchten ſteht, ſobald ſie rüſtige Männer in ihrer Mitte zählt, die wenigſtens in einigen Zweigen der weiten morgenländiſchen Wiſſenſchaft als anerkannte Autorität gelten. Die an dieſem oder jenem Orte noch fehlenden Typen werden bald herbeigeſchafft, auch Bücher und Handſchriften geſammelt werden können, wenn einmal die Geſellſchaft feſt gegründet iſt, und ſich der Unterſtützung derjenigen deutſchen Regierungen erfreut, die allen wiſſenſchaftlichen Unternehmungen eine hülfreiche Hand bieten. Einen Ort wie Paris, welcher Celebritäten in allen Fächern der orientaliſchen Philologie aufzuweiſen hätte, würde man vergebens in Deutſchland ſuchen. Hier iſt ein Meiſter des Sanſkrit, dort des Chineſiſchen, die eine Univerſität beſitzt einen gründlichen Kenner des Arabiſchen, jene des Türkiſchen und Perſiſchen u. ſ. f. Wo ſind aber wie in Paris Männer wie Julien, Burnouf, Quatremère, Reinaud, Mohl, Jaubert und Bianchi vereint? Bonn und Leipzig dürften einander die Wage halten, wenn überhaupt die deutſchen Orientaliſten einer unwandelbaren Reſidenz bedürfen. Könnte nicht etwa der Ort der Zuſammenkünfte fortwährend wechſeln wie bei den claſſiſchen Philologen und andern gelehrten Geſellſchaften? Eine Zeitſchrift könnte in einer beliebigen Stadt gedruckt werden, ohne daß die Redactoren derſelben am Druckorte ſelbſt anweſend ſeyn müßten. Für die Gründung einer Bibliothek wäre aber gewiß Gotha der geeignetſte Ort, nicht nur weil dieſe Stadt wirklich im Centrum von Deutſchland liegt, ſondern weil ſie die meiſten und beſten arabiſchen Handſchriften ſchon beſitzt. Die arabiſche Litteratur verdient aber am meiſten Berückſichtigung wegen ihrer Verwandtſchaft mit der anderer ſemitiſcher Völker, wegen ihrer Unentbehrlichkeit für die Kenntniß des Perſiſchen und Türkiſchen, wegen ihrer hohen Bedeutung für die Geſchichte und Litteratur des europäiſchen Mittelalters, und endlich weil, wie auch Hr. Julius Mohl in dem genannten Berichte bemerkt, der jetzige Zuſtand der Politik eine genauere Kenntniß der mohammedaniſchen Völker erheiſcht, deren innerſtes Weſen nur in arabiſchen Werken erforſcht werden kann. Da die herzoglich gothaiſche Regierung ſchon bisher mit einer lobenswerthen Liberalität manchen andern voranging, und ſelbſt koſtbare Handſchriften an ausländiſche Gelehrte verſenden ließ, ſo wäre nicht zu zweifeln daß ſie ihre litterariſchen Schätze auch der neuen Geſellſchaft zur Benützung überlaſſen würde, und man hätte den großen Vortheil zunächſt nur das anſchaffen zu dürfen was die reiche herzogliche Bibliothek zu Gotha nicht beſitzt. Mögen diejenigen denen es mehr um die Sache als um Perſonen zu thun iſt, dieſe Frage reiflich überlegen, ehe ſie bei der nächſten Verſammlung deutſcher Orientaliſten in Darmſtadt für die eine oder die andere Löſung ſtimmen!

G. Weil.

Digitized by Google

Eine Skizze von Smyrna.

Smyrna caput Asiae.

Am 21 Januar 1845 trafen im Hafen von Hermupolis auf Syra die franzöſiſchen Dampfer aus vier Himmelsgegenden, von Konſtantinopel und Smyrna, von Athen, von Alexandrien und von Malta zuſammen, um hier ihre Briefſäcke und ihre Paſſagiere auszutauſchen und alsbald wieder nach denſelben Orten abzufahren. Dieſer Austauſch findet dreimal im Monat ſtatt, abgeſehen von den noch beſſer eingerichteten Dampfbooten des öſterreichiſchen Lloyd, die auf ihren Fahrten zwiſchen Trieſt, Athen, Smyrna und Konſtantinopel zweimal im Monate ſich hier begegnen. Wer alſo nicht in den Orient reist, der hat es nur ſich ſelbſt zuzuſchreiben, denn an Gelegenheit fehlt es nicht. Als der Dampfer von Konſtantinopel hereingebraust kam, führte er eine große türkiſche Flagge am Mittelmaſt, denn er trug den neuen Botſchafter der hohen Pforte am Londoner Hofe, Sarim Effendi, der von der griechiſchen Corvette Amalia alsbald mit dreizehn Schüſſen begrüßt wurde. Sonderbares Schauſpiel, ein türkiſcher Großer, der in einem griechiſchen Hafen freundnachbarlich begrüßt wird von einem helleniſchen Kriegsſchiffe das den Namen einer deutſchen Fürſtin trägt! Wer hätte ſich dieß vor zwanzig Jahren träumen laſſen, und welche neue Wunder kann demnach der Orient in den nächſten zwanzig Jahren aus ſeinem Schooße gebären? Von der immer betriebſamer, ordentlicher und reinlicher erblühenden Handelsſtadt Hermupolis, dieſem Lieblingskinde des griechiſchen Aufſtandes, ſchreibe ich Ihnen dießmal nicht. Durch Umſtände aufgehalten, ſetzten wir unſere Fahrt nach Smyrna erſt am 22 Nachmittags fort. Ein heftiger Südwind wühlte das Meer auf, und als wir Abends über Mykonos hinaus waren und auf der Höhe vor Ikaria uns befanden, ging die See ſo hohl daß wir kaum unſere Mahlzeit in der geſetzlichen Folge der Gerichte zu uns nehmen konnten und zuletzt Orangen, Aepfel und Birnen, Mandeln, Nüſſe und Feigen, gemiſcht mit Semmeln und Gläſern, ſo chaotiſch über die Tafel und den Boden der Cajüte rollten, daß ſelbſt der alte Friedensgott Janus, trotz ſeiner neuerdings nachgewieſenen Identität mit dem Chaos, über ſolchen Tumult unwillig ſein ehrwürdiges Doppelhaupt hätte ſchütteln müſſen. Daher beſchloß auch der wackere Commandant, gleich dem Horaziſchen Schiffer

Luctantem Icariis fluctibus Africum

möglichſt zu vermeiden wünſchend, ſtatt des gewöhnlichen Weges durch die Straße von Chios, lieber längs der Weſtküſte dieſer Inſel nordwärts zu gehen, um den Wind mehr im Rücken zu haben und das gewaltſame Rollen des Schiffes zu vermindern. Aber auch ſo war die Nacht noch ſtürmiſch genug, der Himmel war umwölkt, der Regen troff unaufhörlich nieder und die claſſiſchen Mitglieder der Reiſegeſellſchaft gedachten wieder des Horaziſchen Nothrufs:

Otium divos rogat in patenti
Prensus Aegaeo, simul atra nubes
Condidit lunam, neque certa fulgent
Sidera nautis,

bis wir gegen Tagesanbruch die Nordſpitze von Chios umſchifft hatten und uns nun bald in ruhigerem Waſſer fanden. Aber der Regen hielt auch am Tage noch an, Wolken hingen an den Gipfeln des Mimas, Wolken weiter landeinwärts am Pagos und Sipylos, und Phokäa zur Linken, Klazomenä zur Rechten verſchwammen in Nebeldünſten. Trübe lag Smyrna ſelbſt im Regen da, drei bis vier öſterreichiſche Kriegsſchiffe auf der Rhede und eine zahlreiche Flotte von Handelsſchiffen im Hafen hatten nicht einmal ihre Flaggen entfaltet. Die Türken machen in allem was die Uebelſtände der europäiſchen Civiliſation ausmacht, ſehr glückliche Fortſchritte. Zuerſt gab es mit der Quarantäne zweiſtündige Formalitäten, bevor wir freie Pratica erhielten; dann mußten wir Reiſenden erſt an das Paßbureau, hierauf an die Douane rudern, ehe wir landen durften. Ein türkiſcher Douanier ließ ſich meinen Koffer öffnen und begehrte darauf offen und unbefangen fünf Piaſter, wenn er den Reſt des Gepäcks nicht unterſuchen ſolle. Ich bot ihm nur zwei Piaſter, und wenn er damit nicht zufrieden ſey wolle ich ihm gerne Alles öffnen. Natürlich begnügte er ſich, gleich einem europäiſchen Mauthſoldaten, auch mit den zehn Kreuzern. Hier iſt Alles käuflich. Der Paſcha kauft ſeinen Platz von den Miniſtern, der letzte Unterbeamte von ſeinem jedesmaligen Vorgeſetzten und erwirbt damit auch das Recht zu ſorgen, wie er ſich wieder bezahlt mache. Dasſelbe Syſtem geht nicht minder durch die Organiſation der griechiſchen Kirche in der Türkei. So erzählte mir der Biſchof von Kos laut im Beiſeyn ſeiner Eingepfarrten, daß er für ſeinen Platz dem Patriarchen 60,000 Piaſter (6000 Gulden) gezahlt habe, die er zu 20 Procent erſt habe borgen müſſen. Er war nun bemüht dieſe Summe aus den armen Bauern auf ſeiner Inſel wieder herauszupreſſen, und hoffte in längſtens zwei Jahren damit zum Ziele zu kommen. Auf einen ſolchen Grad iſt die Verderbniß in dieſem Lande gekommen daß Niemand mehr in einem derartigen Treiben etwas Unrechtes ahnt.

Nach der Landung nahm, unter der pomphaften Benennung eines Hotel d'Orient ein kleines unſcheinbares Haus an der Hafenlände mich auf, wo man in engen Räumen mit rauchenden Oefen und übelriechenden Oellampen für eine tägliche Zahlung von drei ſpaniſchen Thalern (6½ Gulden C. M.) ein leidliches Unterkommen und eine erträgliche Verpflegung findet. Trotz der lebhaften Dampfſchifffahrt iſt die Zahl von Reiſenden welche ſich hier längere Zeit aufhalten — abgeſehen von Handelsreiſenden die hier meiſtens gaſtfreundſchaftliche Verhältniſſe haben — nicht groß genug als daß ein wohleingerichteter Gaſthof bei mäßigen Preiſen beſtehen könnte. Außer dieſem Gaſthofe giebt es hier jetzt nur noch einen zweiten und einen guten Reſtaurant, ſo daß in dieſer civiliſirteſten Stadt Kleinaſiens für die Bedürfniſſe des Reiſenden noch viel zu wünſchen übrig bleibt. Wenn der öſterreichiſche Lloyd neben der Agentſchaft für ſeine Dampfſchiffe ein Miethhaus mit möblirten Zimmern errichten wollte, ſo würde er den Verkehr weſentlich erleichtern und gewiß in doppelter Weiſe ſeine Rechnung dabei finden.

Digitized by Google

Der erſte Eindruck von Smyrna ſchien mir den Erwartungen nicht zu entſprechen die man in der Ferne von dieſer berühmten Handelsſtadt hegen zu dürfen glaubt. Der größte Theil der Hafenlände — der ſogenannten Marine — iſt von dem Frankenviertel eingenommen; aber mit Ausnahme einer kleinen Strecke wenden die Häuſer, ſtatt der Vorderſeite, dem Hafen nur ihre Rückſeite und ihre Hinterhöfe zu, und der Rand des Kais iſt nur mit halbverfallenen Baracken, elenden Bretterhütten und ſchiefwinklichten Kiosks beſetzt. Die Häuſer ſind niedrig und unregelmäßig gebaut; nur einige neuere Conſulatgebäude, wie das öſterreichiſche und franzöſiſche, ragen herrſchend aus der Maſſe hervor und über allen flattern an hohen Stangen luſtig ihre Banner. Jeder europäiſche Handelsſtaat iſt hier repräſentirt, von den fünf Großmächten bis zu den Hanſeaten herunter, die im Gebiete des Handels und der Schifffahrt auch eine reſpectable Großmacht ſind, und jedes dieſer Conſulate bildet, gemäß den unerläßlich nothwendigen Vorrechten der Franken den rohen Muſelmännern gegenüber, einen Staat im Staate, mit faſt ſouveräner Gewalt über ſeine Untergehörigen, oder wie es in der levantiſchen Frankenſprache heißt, über ſeine „Nation.“ Wie unbequem dieß auch den Türken ſeyn mag, und wie geneigt die Politik der europäiſchen Mächte in neuerer Zeit ihnen um des beliebten Phantoms der Integrität willen jeden billigen Vorſchub zu leiſten, ſo weiß doch jeder der den Orient aus eigner Anſchauung kennt, daß von dieſen Rechten und Privilegien kein Titelchen aufgegeben werden darf, wenn nicht der europäiſche Handelſtand in der Türkei den willkürlichſten Vexationen ausgeſetzt und binnen kurzem zu Grunde gerichtet werden ſoll. Nur Furcht vermag den brutalen Fanatismus des Muſelmanns im Zaum zu halten, und nur aus Furcht reſpectirt er den Europäer, weil er weiß daß ſeine Perſon ſacroſanct iſt, daß jede Verletzung derſelben unausbleiblich geahndet wird. Der Türke gebärdet ſich eiſenfreſſeriſch, iſt frech und gewaltſam dem Schwachen und Schutzloſen gegenüber, aber die alte ungezähmte Wildheit, der unbeugſame Trotz an den wir in Deutſchland noch glauben, wenn wir die Türkenglocke läuten hören, iſt längſt gebrochen; wo er Ernſt und Kraft gepaart ſieht, da iſt er feig wie ein Haſe und ſchmiegſam wie ein geprügelter Hund, in wie frechen und trotzigen Redensarten er auch ſeinen Unmuth über die Ueberlegenheit der Ungläubigen noch dann und wann ſich ergießen laſſen mag. Seit dem ſerbiſchen und griechiſchen Aufſtande, ſeit dem Frieden von Adrianopel, ſeit dem ſyriſchen Feldzuge iſt der Türke weder als Volk noch als Individuum mehr zu fürchten, es ſey denn daß man ſelbſt ſich freiwillig vor den alten Traditionen und vor ſeiner bramarbaſirenden Miene fürchte und ihm dadurch gewonnenes Spiel gebe.

Aber ich wollte die Frankenſtadt in Smyrna beſchreiben und verirre mich bei Gelegenheit der Conſulate zu dieſer Abſchweifung über den politiſchen und moraliſchen Charakter der Türken. Die Frankenſtadt beſteht alſo, ihrem Haupttheile nach, aus einer unendlich langen aber krummen, engen, finſtern und vor Allem unendlich kothigen Straße, mit unregelmäßigen, zwei bis drei Stockwerke hohen Häuſern, deren obere Geſchoſſe in dem ältern Theile der Stadt häufig, nach orientaliſchem Brauche, über die unteren vorſpringen. Von dieſer Hauptſtraße laufen vorzüglich nach der Landſeite eine große Zahl von Nebengaſſen aus, die meiſtens von neuerer Anlage, daher breiter, ebener, reinlicher und mit beſſer gebauten Häuſern eingefaßt ſind. Dieß gilt beſonders von der öſtlichen Hälfte des Frankenviertels, die von jüngerer Entſtehung, daher weitläufiger angelegt und zu einem großen Theile mit geräumigen Gärten verſehen iſt. So wenig nun aber auch im Ganzen das äußere Anſehen dieſer europäiſchen Pflanzſtadt zu rühmen iſt, ſo patriarchaliſch wohnlich, bequem, häufig ſelbſt elegant iſt das Innere der beſſern Häuſer, wie der großen Conſulate und der Wohnungen der reichen Kaufherren. Durch die Thüre, die bei gutem Wetter meiſtens offen ſteht, tritt man in eine geräumige Hausflur, deren Vordertheil, wo die Clienten oder die ſich anmeldenden Beſuche zu warten haben, durch ein Gitterthor von dem hintern Raume geſchieden iſt; und durch das Gitter ſieht man wieder in den ſauber gehaltenen innern Hof, an den ſich häufig ein Garten oder Gärtchen anſchließt, oder wo doch in Ermangelung eines ſolchen ein paar Cypreſſen, Orangen- oder Citronenbäume und andere immergrüne Sträucher unterhalten werden. Von der Hausflur führt eine mit Teppichen belegte Stiege hinauf in die Wohngemächer im erſten Stock — indeß in das geſellige Leben wollen wir erſt ein andermal einen Blick werfen. An die Hausflur ſtoßen Geſchäftslocale, Schreibſtuben, Gewölbe, Waarenlager, in den Häuſern zweiten und dritten Ranges auch wohl Wohn- und Speiſezimmer; und da macht es denn einen hübſchen, an die gemüthliche Einfachheit deutſcher Provincialſtädte erinnernden Eindruck, wenn der Vorübergehende um die altväteriſch frühe Mittagsſtunde durch die offenen Fenſter zu ebener Erde die Familie am Tiſche ſitzen ſieht: ein Anblick an dem der Reiſende, der über Athen hieher kommt, bereits nicht mehr gewohnt iſt. Ueberhaupt verdient das Gepräge von Sitteneinfalt, von behaglicher Ruhe und Sicherheit, das noch über die Frankenſtadt in Smyrna ausgegoſſen iſt, rühmliche Erwähnung. Dahin gehört auch daß man die Ammen und Kindermägde mit den kleinen Kindern, ja ſelbſt die Frauen und Töchter des wohlhabenden Mittelſtandes, einzeln oder in Gruppen ganz unbefangen vor den offenen Thüren ſtehen und ſitzen ſieht, ohne daß ſie vor jedem Vorübergehenden ſcheu zurückweichen; die Frauen und Mädchen, durchgehends wohlgebildet, oft ſehr hübſch, auf dem Haupte das rothe Feſſi oder farbige Tücher, um welche die dichten Zöpfe geſchlungen ſind, die jüngeren auch ſchon europäiſch friſirt, und die meiſten mit einem Röschen oder einem weißen Blümchen, das ſehr kokett auf der einen Seite des Kopfes über dem Ohre unters Haar geſchoben iſt. Und geht man um den Eintritt der Dämmerung über die Gaſſen, ſo wähnt man ſich vollends nach Deutſchland verſetzt, denn da ſtehen unter mancher offenen Hausthür die jungen Herren in vertraulichem Geſpräche mit ihren Schönen; eine ganz unverfängliche und erlaubte Weiſe den Hof zu machen, denn das Haupt der Mutter wacht in dem obern Fenſter, oder ſie ſitzt auch auf der Hausflur daneben; aber doch ſieht man im Orient, bei der affectirt ſtrengen Sonderung der Geſchlechter, ſonſt nicht leicht ein Beiſpiel davon. Der Leſer möge dieſe Erörterungen nicht unnütz und am verkehrten Orte glauben, denn es iſt oft merkwürdiger die Sitten der Heimath in weiter Ferne wiederzufinden, als ſie nicht wiederzufinden, und das Geſchilderte gehört mit zu den charakteriſtiſchen Zügen in der äußern Erſcheinung der Smyrnaer Frankenſtadt.

Die Bevölkerung des beſchriebenen Stadttheils beſteht natürlich ausſchließlich aus Chriſten; zuvörderſt aus Franken, das heißt aus Europäern von allen Nationen, Italienern (in überwiegender Anzahl), Deutſchen, Engländern, Franzoſen, Ruſſen, Holländern und einzelnen verſprengten Exemplaren der übrigen kleinern Völkerſchaften; dann aus protegirten (unter dem Schutze eines Conſulats ſtehenden) katholiſchen Armeniern und Griechen, endlich auch aus ſchismatiſchen Armeniern und Griechen. Dazu kommen einzelne Türken als Cavaſſe (Wachen und Polizeiſoldaten der Conſuln) und einzelne Juden als Dienſtboten. Hin und wieder ſind in der langen Gaſſe Wachthäuſer, in und vor welchen türkiſches reguläres

Digitized by Google

Militär — bis auf das Feſſi als Kopfbedeckung den ruſſiſchen Milizen ſehr ähnlich — die Wache hält. Außer den genannten Elementen, wozu noch die Officiere und Matroſen der Kriegs- und Handelsſchiffe kommen, ſieht man in dieſem Theile der Stadt wenig andere Figuren auf den Gaſſen. Nur einzeln, gleichſam verſprengt und verwirrt, durchzieht der ächt anatoliſche Türke in der alten noch nicht moderniſirten orientaliſchen Tracht die öſtlichen Gegenden des fränkiſchen Viertels, wo er ſich unter den Ungläubigen in den engen Kleidern und mit den runden Filzhüten nicht heimiſch fühlt, wie ſehr ihn auch die artigen unverſchleierten Smyrnaerinnen oft an die vom Propheten verheißenen reizenden Huris ſeines künftigen Paradieſes erinnern mögen.

Aber unmerklich und zuletzt vollſtändig ändert ſich die Scene, ſo wie ſich der Wanderer dem äußerſten weſtlichen, zugleich engſten und krummſten Ende der Frankengaſſe nähert, durch welches ſie mit der obern, eigentlich morgenländiſchen Stadt zuſammenhängt. Hier iſt das Centrum des Tauſchhandels zwiſchen Europa und dem Morgenlande; daher ſchweift der Orientale ſchon häufiger auf dieß Gebiet über: der ernſte Türke, der ſchweigſame, finſter blickende Armenier, der bewegliche, geſchwätzige Grieche, der ſchüchterne, ängſtlich ſpähende Jude. Wir treten durch eine Art Thorweg und finden uns in dem durch Buden an beiden Seiten gebildeten, mit einem luftigen Bretterdach, das gegen Sonne und Regen nothdürftigen Schutz gewährt, überdeckten Bezeſtan. Aber auch hier erwarte der geneigte Leſer nicht zu finden, was ihm ſeine Phantaſie nach den Erzählungen in tauſend und einer Nacht von den Reichthümern und Schätzen des Orients vielleicht vormalt. Alles iſt eng, unelegant, häufig ſchmutzig; Tabaksläden, Blech- und Kupferſchmiede, Schuſter und Schneider, Gewürzkram u. ſ. w. nimmt überall den meiſten Raum ein, und wenn ſich irgendwo auch die wahrhaft ſchätzbaren Waaren des Morgenlandes finden, edle Waffen, koſtbare Shawls und Seidengewebe, prächtige Teppiche, kunſtreich gewobene Gürtel, ſo ſind auch dieſe Gegenſtände in finſtern und unſaubern Buden ſo unvortheilhaft über einander gekramt, daß das Auge ſich nicht davon angezogen fühlt, ja nur mit Mühe ſie herausfindet. Dabei iſt an den belebteſten Stunden des Tages ein ſolches Gedränge in den engen Gaſſen, und durchziehende beladene Kamele, Pferde und Eſel, oder die rieſig ſtarken Laſtträger mit ungeheuern Ballen auf den Rücken verſperren aller Augenblicke den Weg, dermaßen daß der Reiſende Mühe hat ſich durchzuwinden, und daß er ſtatt des gehofften Genuſſes im Bazar von Smyrna nur Unbequemlichkeit und Ungemach findet. Aus dem Bazar geht man dann allmählich in die eigentliche Türkenſtadt über, die ſich längs dem Fuße des hohen und ſteilen Schloßberges oſtwärts bis gegen die Karawanenbrücke hinzieht, und wo unter den Türken auch Griechen und Juden gemiſcht wohnen. Dieſer Theil der Stadt iſt es, den die große Feuersbrunſt im Jul. 1841 betroffen hat; aber trotz den Bemühungen des damaligen Gouverneurs iſt Alles ebenſo eng und krummwinklicht wieder aufgebaut worden wie vor dem Brande, indem die Einwohner in keine Erweiterung und Rectification der Gaſſen, die mit kleinen Opfern von ihrer Seite wäre verbunden geweſen, haben einwilligen wollen. So iſt denn Smyrna, deſſen regelmäßige Anlage, deſſen gerade und breite Straßen die Alten mit Bewunderung rühmen, nach zweitauſend Jahren das gerade Widerſpiel einer wohlgebauten Stadt — eine Vergleichung, die allerdings einigen Zweifel an dem gerühmten Fortſchritte der Menſchheit aufkommen läßt. Kein einziges Gebäude, nicht einmal eine Moſchee, macht hier auf Schönheit oder Auszeichnung Anſpruch; Alles iſt unanſehnlich, unſcheinbar, und die neue Caſerne am weſtlichen Ende, am Hafen iſt nur ein wüſter viereckiger Kaſten. Unweit der Caſerne, zu oberſt am Fuße des Schloßberges iſt das Quartier der türkiſchen Freudenmädchen, deren Zahl nicht unbeträchtlich ſeyn ſoll; an beiden Enden der Stadt aber ſind die mit dunkeln Cypreſſen bepflanzten türkiſchen Friedhöfe, von denen auch einige kleinere bei den Moſcheen inmitten der Stadt liegen. Der Schloßberg, der die Stadt gegen Süden abgränzt, iſt ſteil und kahl, auf ſeinem ſtumpfen Gipfel mit den Ruinen eines ausgedehnten, einſt wohlgebauten, jetzt ganz verlaſſenen und verfallenen fränkiſchen Schloſſes gekrönt.

So iſt das äußere Anſehen dieſer bedeutendſten und reichſten Handelsſtadt Kleinaſiens. Ihre Bevölkerung ſchätzen kundige Männer — denn eine genaue Kenntniß der Volkszahl beſitzt ſelbſt die Regierung nicht — auf 150,000 Seelen, die ſich unter die verſchiedenen Nationen und Religionen etwa folgendermaßen vertheilen: Türken und andere Muſelmänner gegen 40,000; Griechen (der anatoliſchen Kirche) 60,000; Juden 10,000; Armenier 10,000; Franken (Italiener, Engländer, Franzoſen, Deutſche und andere Europäer, nebſt katholiſchen Griechen und Armeniern) 25,000. Die Juden ſind, wie überall im Orient, von dem ſpaniſchen Zweige und ſprechen ſpaniſch; ſonderbar genug daß dieß wunderbare, unzerſtörbare Volk an den Pforten ſeiner urſprünglichen Heimath gleichſam als fremd auftritt und unter ſich die Sprache des äußerſten Weſtens unſeres Welttheils redet. Sie ſind größtentheils arm, und auch unter den hieſigen Türken giebt es nicht viele wohlhabende. Die bedeutendſten Vermögen ſind in den Händen der Griechen, Armenier und einiger europäiſchen Häuſer. Unter den hieſigen Chriſten giebt es, bei der Mannichfaltigkeit der Bekenntniſſe, nicht ſelten religiöſen Hader. Neuerdings begab es ſich daß ein griechiſches Mädchen, aus Liebe zu einem Katholiken, zur katholiſchen Religion übertrat; in Folge davon wurde ſie von ihren Brüdern mißhandelt, und es gab zwiſchen dem katholiſchen und griechiſchen Biſchofe einige mündliche und ſchriftliche Erörterungen, die nicht ganz im Geiſte chriſtlicher Bruderliebe geweſen ſeyn ſollen. Bei dieſer Gelegenheit ſagte mir ein geiſtreicher Katholik: „Daß der wahre liebe Gott (der katholiſche nämlich) im Orient überhaupt noch geduldet wird, das hat er nur Oeſterreich und Frankreich zu verdanken, unter deren Protection er ſteht. Wenn dieſe Mächte ihn fallen laſſen, ſo bleibt ihm bald keine Seele mehr übrig." Nur in Einem Punkte ſind alle katholiſchen (unirten und nicht unirten) Kirchen einig: in dem Widerſtande gegen die proteſtantiſchen nach Proſelyten haſchenden Miſſionarien, die ihr gemeinſchaftlicher Feind ſind. Und in der That darf man wohl fragen, mit welchem Rechte proteſtantiſche Länder, zunächſt England, Amerika und Theile von Deutſchland, Miſſionarien ausſenden, um im Schooße anderer chriſtlicher Kirchen Unfrieden zu ſäen, die Kinder mit den Eltern, die Geſchwiſter mit Geſchwiſtern zu entzweien? Laßt Jedem ſeinen Glauben; wohl ihm, wenn er ſtark darin iſt, ſich glücklich darin fühlt und gute Werke darin thut!

Bei dieſer Mannichfaltigkeit der Nationen und Religionen iſt doch der durchgreifende Charakter Smyrna's der einer griechiſchen Stadt. Nach ſo vielen Wechſelfällen im Laufe von drittehalb Jahrtauſenden, unter perſiſcher, römiſcher, byzantiniſcher, ſaraceniſcher, fränkiſcher und türkiſcher Herrſchaft hat dieß Land nicht aufgehört Jonien zu ſeyn; die Türken ſind nur das herrſchende Volk, aber die Griechen ſind das zahlreichſte und ihre Sprache iſt die am allgemeinſten verbreitete, folglich die herrſchende. Die Mehrheit der Türken ausgenommen, welche nur ihre Sprache kennen, verſteht und redet die ganze übrige Bevölkerung Smyrna's, alſo wenigſtens 120,000 Seelen, mehr oder minder gut das Griechiſche. Nach dem Griechiſchen ſind das Türkiſche und das Italieniſche die

Digitized by Google

allgemeinſten Verſtändigungsmittel; erſt in dritter Reihe kommen armeniſch und ſpaniſch (die Mundart der Juden), zuletzt franzöſiſch und engliſch. Die Zahl der Deutſchen iſt nicht groß genug, als daß ihre Sprache mit zu den currenten Mundarten des Frankenquartiers gerechnet werden könnte; auch haben ſie hier wie überall die nationale Unart, um nicht zu ſagen den großen Nationalfehler, die heimiſchen Klänge leicht zu verläugnen und aufzugeben, und ſich fremden Sprachidiomen anzuſchließen. Indeß wird dieß vielleicht einmal anders werden, da der deutſche Handel auf Smyrna in beſtändiger Zunahme iſt; die Schifffahrtsliſten weiſen nach daß die öſterreichiſch-deutſche Schifffahrt nach der engliſchen die bedeutendſte iſt, und die engliſchen Kaufleute ſelbſt geſtehen ein daß die deutſchen und ſchweizeriſchen Manufacturen und Fabricate die ihrigen mehr und mehr verdrängen. Böhmiſches Glas, öſterreichiſche Eiſenwaaren, ſchweizer Baumwollenzeuge beherrſchen den Markt, und während die preußiſche Flagge hier viele Jahre lang gar nicht geſehen worden war, kommen jetzt alljährlich ſechs bis acht Schiffe. Wie ganz anders aber würde der deutſche Handel in die Augen fallen, wenn er unter Einer Flagge geführt, von Einem Conſulate beſchützt würde!

Für die in der Heimath gewohnten geſelligen Vergnügungen der Franken iſt hier durch verſchiedene Anſtalten geſorgt. Seit einigen Jahren beſteht eine italieniſche Oper, die ſich freilich nicht über das Mittelmäßige erhebt; beſſer ſind die geſelligen Vereine, deren es hier unter dem Namen Casino Europeo, Casino Greco und Cercolo Levantino drei gibt. Jede dieſer Anſtalten hält ein Leſezimmer, in welchem eine Auswahl von Zeitungen aufliegt (im europäiſchen Caſino auch die Allgemeine Zeitung), und hat ein geräumiges Feſtlocal zu Bällen und zum leidigen Kartenſpiel. Die Bälle während der Carnevalszeit ſind glänzend, beſonders durch ihren ſchönſten Schmuck, die Frauen und Mädchen, die dem Rufe der Jonierinnen des Alterthums noch heute Ehre machen. In drei- und vierfachen Reihen ſitzen ſie da längs der Wände des geräumigen Saales: Armenierinnen mit blendendem Teint und lebhaften Augen, ſchöne Griechinnen, und die eigenthümliche Miſchlingsrace der Levantinerinnen; ich meine die in Smyrna geborenen europäiſchen Damen, in deren Adern meiſtens mütterlicherſeits aſiatiſches, griechiſches oder armeniſches Blut fließt, wenn auch die Väter unmittelbar oder ſeit einem oder zwei Geſchlechtern erſt aus Europa eingewandert ſind. Vorherrſchend ſind bei der jüngſten Generation ſchon die neueſten franzöſiſchen Moden, die jetzt vermittelſt der Dampfſchifffahrt aus Marſeille und Trieſt faſt leichter und ſchneller in Smyrna bezogen werden können als in mancher deutſchen ſouveränen Reſidenzſtadt, wie in Geroldſtein oder in Flachſenfingen. Doch hat ſich daneben auch noch ein Anflug von orientaliſcher Tracht erhalten, in den artigen kurzen mit Gold geſtickten Jäckchen der Griechinnen und Armenierinnen, und in dem eigenthümlichen Smyrniotiſchen Kopfputz der kleinen Feſſis mit reichen um die Haarzöpfe geſchlungenen Goldflechten. Die Männerwelt aber erſcheint durchaus in dem einfachen europäiſchen Frack, deſſen Einförmigkeit kaum durch die Uniformen einiger Seeofficiere und durch ein Dutzend türkiſcher Beamte, die aus Höflichkeit zu dieſen Bällen geladen werden, unterbrochen wird. Etwas bunter und gemiſchter ſind die Bälle im griechiſchen und levantiniſchen Cirkel. Gleich unermüdlich im Tanze ſind aber die Smyrnaerinnen in allen drei Vereinen, denn die Bälle dauern hier von 10 Uhr Abends bis an den lichten Tag, bis 7 oder 8 Uhr Morgens. Und ich ſage es mit freudigem Nationalſtolz: der deutſche Walzer, eine der univerſellen Erfindungen, durch welche wir neben der Buchdruckerkunſt, dem bayeriſchen Bier, dem Schießpulver und dem Zollvereine gerechten Anſpruch auf die Herrſchaft der Welt haben, der deutſche Walzer iſt auch hier der beliebteſte und vorherrſchende Tanz. Ehre dem Walzer, Ehre Strauß und Lanner! Ihre Tanzpoeſien bringen den Ruhm Deutſchlands bis an die fernſten Geſtade.

Zu ländlichen Ausflügen bietet die Umgegend Smyrna's in der guten Jahrszeit viele Gelegenheit; nur gibt es durchaus kein Fuhrwerk, man kann nur reiten oder gehen. Die beliebteſten Sommeraufenthalte der Smyrnaer ſind Budſchah, ſüdlich landeinwärts, Bunarbaſchi und Burnabat, am innerſten öſtlichen Winkel des Golfs. Der Weg nach allen dieſen Orten führt über die bereits erwähnte berühmte Karawanenbrücke, ſo genannt weil den ganzen Tag lange Reihen von Kamelen, die den Handel Smyrna's mit dem Innern des Landes vermitteln, geführt von Turkomanen mit rieſigen Turbans ums Haupt, über dieſelbe hin und wieder gehen. Die Brücke iſt in ihrem untern Theile noch antik, aus einer Art von Travertinquadern in einem kleinen Bogen das Flüßchen überſpannend, das ſich, vielleicht mit Unrecht, mit dem Namen des Meles ſchmückt. Zu beiden Seiten der Brücke ſind dunkle Cypreſſenhaine, unter denen in kühler Erde, marmorne Grabſteine zu ihrem Haupte und zu ihren Füßen, viele Tauſende der Söhne des Propheten den ewigen Schlaf ſchlafen. Hierher wallfahrtet an ſchönen Tagen ein Theil der chriſtlichen Bevölkerung Smyrna's, ſich der lieblichen Umgegend und des Anblicks der belebten Straße zu freuen, und in den elenden türkiſchen Bretterhütten neben der Brücke ſich mit einem beſcheidenen Schälchen ſchwarzen Kaffees zu laben. Dieß iſt der Prater, der Thiergarten und das Roſenthal für die Franken in Smyrna; wie einfach, wie anſpruchlos in Vergleichung mit dem Streben nach rauſchenden Vergnügungen, mit dem Luxus und dem Tanzgefiedel ſelbſt unſerer Provincialſtädte!

Eines Tages wird auch dieß anders werden. Wenn die deutſche Auswanderung nach Kleinaſien, von der jetzt in unſern Blättern mehrfach die Rede iſt, und die in der That für beide Länder als ein unabweisliches Bedürfniß erſcheint, in dieſer oder in jener Geſtalt zur Wirklichkeit geworden ſeyn wird, dann wird auch Smyrna von den nachbarlichen Niederlaſſungen ſtärker betheiligt werden, eine größere Zahl von Deutſchen wird ſich auch hier anſiedeln, das Frankenviertel und ſeine ländliche Umgegend wird, ſtatt des italieniſch-orientaliſchen, mehr ein germaniſches Gepräge annehmen.

Smyrna, im Februar.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Ueber deutſche Publiciſtik.

I.

Veranlaſſung zu den nachfolgenden Bemerkungen gaben dem Verfaſſer die bekannten Skizzen des Lord Brougham über die Staatsmänner aus der Regierungsepoche Georgs III und Georgs IV, eines vielangefeindeten, aber nach allen Seiten hin geiſtreich anregenden Werkes.

Der populäre Schmelz, der früher auf dem Namen Henry Brougham lag, iſt erblindet. Welcher Name war in den Zeiten der Reform gefeierter! Seither iſt alles geſchehen, um den großen ſchottiſchen Advocaten und ehemaligen Lordkanzler auf den Iſolirſchemel der Unpopularitat zu ſetzen. Keine Anlehnung, kein Schweif mehr. Die Satire der Times hat ihn, um uns eines franzöſiſchen Ausdrucks zu bedienen, „unmöglich“ gemacht. Die Caricatur war, abweichend von ihrer gewöhnlichen Wirkung, hier ſo verwundend daß ſie etwas muß vom Portrat gehabt haben. Brougham als Charlatan, im rothen Treſſenkleide, mit einem Policinell zur Seite, Brougham als Nußknacker, mit rothem, die Kinder erſchreckendem Wulſtgeſicht, Brougham als Trunkenbold, lallend, mit kleinen Aeuglein, hervorquellend aus dicken bacchiſchen Pausbacken — dieſe Bilder, dieſe Metaphern und Vergleichungen haben vernichtend gewirkt. Lord Brougham hat ſich in die frühere Popularitat, die er immer vor dem Barreau und lange Zeit vor dem Wollſack genoß, nicht wieder einſetzen können.

Der Verfaſſer iſt weit entfernt den heftigen, gereizten und gewiß oft höchſt einſeitigen Ton des obengenannten Werkes aus der Feder des edlen Lord in Abrede zu ſtellen, ohne jedoch darum in der Verdammniß desſelben ſo weit gehen zu können wie Schloſſer, der über das genannte Werk ein nicht minder heftiges, gereiztes und einſeitiges Urtheil fallt. Schloſſer (Geſchichte des achtzehnten Jahrhundeets III. Bd.) hat das nur getheilte Lob nicht ertragen mögen welches Brougham den von ihm vergötterten Juniusbriefen ertheilt, und eben ſo reizbar wirkte auf ihn alles was Brougham zur Vertheidigung oder, richtiger geſagt, unparteiiſcheren Würdigung Burke's anbringt. In beiden Punkten geht Schloſſers an ſich redlicher Eifer zu weit. Wäre der Verfaſſer der Juniusbriefe wirklich jenes erhabene Muſter von Grundſatzfeſtigkeit und einer von aller Parteiſophiſtik entfernten ſelbſtändigen Ehrlichkeit geweſen, ſo würde nicht, wie es ſcheint, auf ewige Zeiten dieß Dunkel über ſeine Perſönlichkeit ſich erhalten haben. Für Broughams Auffaſſung ſcheint die nie gelüftete Anonymitat zu ſprechen. Es muß hier jemand die Feder geführt haben, der ſich deßhalb nicht nennen durfte weil er ſonſt über die Widerſprüche ſeiner politiſchen Stellung zu dieſen Briefen hatte erröthen müſſen. Burke dagegen anlangend, ſo wird man ſich gerade bei Brougham überzeugen können daß ihm Burke's Meinungsumkehr und ſeine Oppoſition gegen die franzöſiſche Revolution eben ſo widerwartig iſt, wie ihm doch der innere Kern des berühmten Styliſten ein reiner, die Naivetat ſeiner Natur eine liebenswürdige, und die ſpätere Ideenanarchie im Kopfe dieſes Mannes eine mehr bemitleidenswerthe als verächtliche erſcheint. Schloſſer ſieht mit Recht in Burke den Vater der deutſchen politiſchen Doctrinärs, den Vorgänger einer poetiſch-idealiſirenden politiſchen Sophiſtik, an deren Theorien wir in der That genug zu leiden haben, aber Brougham räumt alle gefährlichen Anwendungen des Burkismus ein, ohne darum aufzuhören Burke ſelbſt als eine intereſſante poetiſche und pſychologiſche Merkwürdigkeit anzuerkennen. Es iſt eine der bedenklicheren Seiten der ſo wiſſensreichen und geſinnungsfriſchen Schloſſer'ſchen Geſchichtswerke, daß in ihnen ein etwas dictatoriſcher Machthaber zu Gericht ſitzt und friſchweg zu Recht oder Unrecht erkennt, ohne den tiefern Sinn zu beſitzen für pſychologiſche Analyſe der Charaktere ſowohl wie für Auffaſſungen der Menſchen vom höheren Standpunkte der Poeſie und des Gemüthes.

Aber immerhin! Es ſoll wahr ſeyn daß das Werk des „edlen Lord“ dem Vorwurfe der Einſeitigkeit und gereizten Heftigkeit nicht entgehen dürfe; wie viel bleibt doch noch übrig, das an ihm des ungetheilteſten Lobes würdig iſt! Der Styl eben ſo warm wie lichtvoll. Die Fülle des Wiſſens nicht trocken aufgeſpeichert, ſondern in das Raiſonnement lebendig verarbeitet, ſo daß das Werk, obgleich es vereinzelt erſchien, doch nicht muſiviſch gearbeitet, ſondern aus dem Vollen und Ganzen geſchöpft iſt. Der Verfaſſer Redner, Politiker, Geſchaftsmann, und doch ſteht ſeine Empfänglichkeit nur den Eindrücken einer höhern Humanität offen, deren Grundſatze zu beſitzen er ſich wenigſtens ſelbſt überredet. Die Politik iſt bei ihm keine Frage des Faches, nicht einmal der Partei; er ſtrebt wenigſtens darnach ſie auf die Höhe der Moral, auf die Höhe des allgemein menſchlichen Intereſſes zu ſtellen. Mehr aber als dieſe Lichtſeiten, zu welchen allerdings die trotzdem befangene Perſönlichkeit des Verfaſſers ſtarke Schattenſeiten fügen mochte, mehr als die objectiv und hiſtoriſch brauchbaren oder unbrauchbaren Reſultate ſeines Werkes hebt ſich, wenigſtens für uns ſo wohlthuend, an ihm hervor der hohe unerſchrockene Freimuth, dieſe rückſichts- und furchtloſe Unbefangenheit des Urtheils, dieſe ruhige und faſt gleichgültige Handhabung der die delicateſten Zuſtände und Perſönlichkeiten betreffenden Thatſachen. Lord Brougham, ehemaliger Miniſter, ſpricht über Prinzen und Könige wie ein Journaliſt. Da iſt nichts von dem niedergeſchlagenen ängſtlichen Blicke eines ehemaligen Staatsbeamten, der wie z. B. in Deutſchland mit einer Penſion aus den Geſchäften ſchied und nicht einmal ausdrücklich, ſondern ſtillſchweigend ſein Wort gegeben hat nie den Mund zu öffnen, ſondern unverbrüchlich die Geheimniſſe ſeiner Amtsverwaltung zu bewahren. Da iſt keine demüthige, lakaienhafte Scheu an erlauchten Perſonen Menſchliches zu entdecken, ihre Leidenſchaften Laſter zu nennen, ihre hartnäckig eingewurzelten Ueberzeugungen als dem Wohle des Gemeinweſens gefährlich darzuſtellen. Die Fürſten ſtehen ihm da als die Diener ihrer Zeit, ihres Volkes, als verantwortliche oft ſchwache Werkzeuge einer höhern Allmacht, welche die Monarchie nur deßhalb einſetzte, um durch die Herrſchaft eines Einzigen die Freiheit Aller möglich zu machen. Wenn Georg III ein deutſcher Fürſt geweſen wäre, würde

Digitized by Google

ſein Wahnſinn, der ihn periodiſch befiel, jemals ſo thatſächlich anerkannt und zugeſtanden worden ſeyn wie im freien England? Welche Schleier würden deutſche Zeitungsſchreiber für ähnliche Zuſtände gewebt haben! *) Der Proceß der Königin Caroline, Georgs IV frivole Lebens- und oft wortbrüchige Handlungsweiſe.... hier iſt nichts verſchwiegen, nichts umgangen, hier wird von der Politik nicht geſprochen, ohne an die Geſchichte zu berufen, von der Geſchichte nicht, ohne an das Wohl des engliſchen Volkes. Dieſe freimüthige, ſtolze Haltung des erwähnten Werkes iſt es die ihm etwas Erhabenes gibt, und die mich veranlaßt die Betrachtungen die es in deutſchen Leſern nothwendig anregen muß, weiter auszuführen und auf die Verhältniſſe unſerer Litteratur, unſerer Politik, unſerer Geſchichte anzuwenden.

Könnten wir ſchon zur Zeit ſolche Werke liefern? Können wir ſie nur etwa über die Epoche von 1789 bis 1815 liefern? Beſitzen wir ſchon welche die auf dem Niveau dieſer in Frankreich und England möglichen hiſtoriſchen Publiciſtik ſtehen? Dieß ſind Fragen, die wir trotz einzelner memoirenartiger Annäherungen an die bezeichneten Vorbilder ſchwerlich bejahen werden.

Wir wollen eine Definition des Wortes Publiciſtik geben. Publiciſtik iſt ſich kundgebende, ſich äußernde, lautwerdende Politik. In Wort geäußerte Politik iſt die politiſche Beredſamkeit, in Schrift geäußerte Politik iſt Publiciſtik. Ein Politiker ſchafft Staatsleben, ein Publiciſt beſpricht es. Die Publiciſtik ſteht in der Mitte zwiſchen der Hiſtorie und der Politik, ſie liefert für beide Stoff, ohne eins von beiden ſelbſt zu ſeyn. Sie iſt weniger eine Wiſſenſchaft als eine Kunſt, und wenn die Wiſſenſchaft in Pedanterie ausarten kann, ſo weiß man daß die Klippe der Kunſt der Charlatanismus iſt. Es liegt in der Natur der Publiciſtik daß ſie ſich immer in der Schwebe einer gewiſſen Ungewißheit befindet und ihr poſitives Material mit einer Menge negativer Heiſcheſätze, Vermuthungen, Ahnungen, Prophezeiungen verquicken muß. Dieſer nothwendige negative Inhalt, der durch den nur allmählichen Uebergang von Politik in Geſchichte bedingt wird, hat die trügeriſche Anſicht verbreitet vom bloßen ſophiſtiſchen und dialektiſchen Formengeiſt der Publiciſtik, hat jene in allen Farben ſchillernden Meinungskamäleone geſchaffen, welche Publiciſtik nur als die Kunſt der gewandten Feder überſetzen möchten, hat Publiciſtik gleichbedeutend faſt mit Journalismus gemacht, und den Begriff eines ſehr ernſten und hochwichtigen Litteraturzweiges allmählich ſo plattgetreten, daß man z. B. nicht mehr lächelt wenn in Berlin der Gerichtsſchreiber Thiele jetzt eine Zeitſchrift für Mord, Diebſtahl und ſonſtige Criminalcurioſa unter dem Titel: Der Publiciſt herausgibt.

Steht uns nun der Begriff feſt daß Publiciſtik die Vermittelung politiſcher Handlungen an das Urtheil der Geſchichte iſt, ſo können wir, in die Zeiten rückblickend, fragen was Deutſchland auf dieſem Gebiete der Litteratur geleiſtet hat? Eine Geſchichte der deutſchen Publiciſtik wäre eine dankenswerthe und belehrungsreiche Arbeit. Derjenige der ſie übernähme, würde ſich das Material etwa in folgende Gruppen theilen müſſen:

I. Die juriſtiſche Periode der Schlözer und Pütter, wo ſich auf den Univerſitäten das Staatsrecht erlaubte die politiſchen Zuſtände Europa's und Deutſchlands zu beaufſichtigen.

II. Die Reaction der Bildung und des verfeinerten Geſchmackes auf die Beurtheilung der hinter dem äſthetiſchen und nationalen Aufſchwunge des Vaterlandes zurückbleibenden politiſchen Zuſtände. Hier kämen vorzugsweiſe C. F. v. Moſer und Juſtus Möſer in Betracht.

III. Die durch die Zeitereigniſſe von der franzöſiſchen Revolution bis zum Untergang des deutſchen Reiches und von da bis zur Erhebung des Vaterlandes gegen Frankreich hervorgerufene, faſt möcht' ich ſagen unfreiwillige, aber gerade dadurch ächt hiſtoriſch und im höhern Sinne wahrhaft politiſche Publiciſtik, zu welcher Johannes v. Müller, Fichte, Gentz, Adam Müller, Arndt, Görres u. ſ. w. zu rechnen wären.

Erſt mit der neuen Bundesverfaſſung, erſt mit der Bildung conſtitutioneller Staaten und dem Zugeſtändniß eines in Einklang mit allen moraliſchen Kräften der Geſellſchaft zu entwickelnden Staatslebens begann dann jene ſelbſtbewußte deutſche Publiciſtik, die leider auf der einen Seite zu ſehr in Juriſterei und auf der andern in leeres Zeitungsgerede ausgeartet iſt, und der mit vereinter Kraft, mit dem Aufwand einer neuen in die Erkenntniß der Zeit tiefer eingehenden Intelligenz mit Rath und That zu helfen wäre; worüber ſpäter.

Das ſich gleichbleibende Merkmal der drei obengenannten Stadien iſt die entweder abſichtliche oder nothgedrungene Unbeſtimmtheit jener Publiciſtik über ihren wahrhaften Gegenſtand. Man vermied es der eigentlichen Aufgabe ins Angeſicht zu ſehen, man konnte, man wollte es nicht. Man wollte es nicht zu Schlözers Zeiten, wo ſich die Publiciſtik, ohne Zweifel von England her, unter dem Namen einer fremden Wiſſenſchaft, der Statiſtik, einſchmuggelte; man konnte es nicht, damals als in das ſinkende alte Deutſchland die Begriffe des idealen Weltbürgerthums und in das wirklich geſunkene die Begriffe eines neu zu erbauenden Vaterlandes einzogen. Was Schlözer Statiſtik genannt hatte, das nannte Fichte Philoſophie. Dem Staat, der Geſchichte lernte der blöde Deutſche erſt ſpät ins Auge ſehen, und noch jetzt, tägliche Erfahrung beweiſt es, erträgt ſein Auge den Strahl der Dinge wie ſie ſind, nicht lange, noch jetzt ſpringt er von der Frage des Rechtes und der Freiheit des Volkes nur zu gern auf verallgemeinernde Nebendebatten, z. B. jetzt auf die Kirchenfrage über.

Nur das volle Bewußtſeyn des Staates und der Geſchichte kann Publiciſtik bilden. Es war in Schlözer durch Reiſeanſchauungen aufgegangen, durch ſeine Studien über Rußland, wo er vor ſeiner Göttinger Profeſſur angeſtellt war. Er beſtieg den Katheder mit einem ſchon praktiſch geſchulten Blick für Gegenſtände der Politik und höhern Adminiſtration. Sein Briefwechſel und ſeine Staatsanzeigen haben Deutſchland zuerſt mit Zuſtänden bekannt gemacht, die gegen den Fortſchritt der Zeit ſich nicht mehr erhalten konnten. Die Fackel der Oeffentlichkeit beleuchtete plötzlich die dunkeln Partien des Vaterlandes, die Tyranneien der kleinen weltlichen und geiſtlichen Deſpoten, die tauſendfach in das Leben hinein verzweigte Mißachtung des Menſchen in allen ſeinen urſprünglichen von der Natur gegebenen Rechten. Die verletzten wuthſchäumenden Machthaber ſchleuderten öffentliche Manifeſte gegen den Göttinger Publiciſten, die Züricher Oligarchen ließen einen ſeiner Correſpondenten, der ihm Documente über die Unterſchleife der Militärverwaltung des Kantons überſandt hatte, den unglücklichen Waſer, mit dem Schwerte hinrichten; der geiſtliche Machthaber von Speyer verklagte Schlözer unmittelbar bei ſeinem Landesherrn, Georg in England, aber eine kluge Taktik deckte Schlözern gegen alle dieſe Feldzüge den Rücken. Er lobte nämlich die Handlungen der großen Mächte, um die der kleinen verdammen zu können. Es gab damals noch nicht jene ſolidariſche Verantwortlichkeit, die im gegenwärtigen Deutſchland am Bundestag ein Staat für den andern übernimmt und die, wie wir ſehen werden, der Ausbildung einer freiſinnigen Publiciſtik nicht eben günſtig iſt. Glücklicherweiſe waren zu Schlözers Blüthezeit die

*) Daran hat es in den damaligen engliſchen Journalen doch auch nicht gefehlt.

Digitized by Google

Zuſtände Oeſterreichs und Preußens allerdings lobenswürdig und muſtergültig für die verrottete kleine Deſpotie des übrigen Deutſchlands, und Hannover ſelbſt ſchien damals alle Früchte ſeiner Verbindung mit England ernten zu wollen — Früchte, die auch auf dem Gebiete der Verwaltung und der innern Politik des damaligen Hannovers reiften. Schlözer ging freilich auch in dieſer Klugheit zu weit. Er, der mit ſo hellem Auge das Nächſte zu beurtheilen verſtand, verlor ſeine Unbefangenheit für das Entfernte. Indem er ſeine Politik von der großbritanniſch-hannover'ſchen ins Schlepptau nehmen ließ, mußte er auch Lord Norths Verfahren gegen Nordamerika billigen. Seine Oppoſition gegen den nordamerikaniſchen Freiheitskrieg brachte ihn in Deutſchland ſelbſt in Widerſpruch mit ſeinen früheren Bewunderern, und man kann wohl ſagen daß ſich ſeine publiciſtiſche Laufbahn mit einer ſtrafenden Ironie des Schickſals endete. Von Göttingen aus hatte Schlözer Könige und Kaiſer zu verurtheilen gewagt und Hannover hatte mit Ruhe ſeinen Profeſſor gewähren laſſen, als aber Schlözern einfiel in ſeine Zeitſchrift einmal auch einen Tadel gegen den Poſtmeiſter von Nordheim, zwei Meilen von Göttingen, aufzunehmen, wurde ihm bedeutet daß er ſeine Thätigkeit in dieſer Form einſtellen möchte! Gibt es ein charakteriſtiſcheres Kennzeichen der Bedingungen unter welchen ſich in Deutſchland Publiciſtik entwickeln ſoll?

Es iſt, wenn man die Geſchichte der Univerſität Göttingen verfolgt, von jeher ein Unglück dieſer wiſſenſchaftlichen Anſtalt geweſen daß ſie, ſelbſt bei neuen, von ihr anfangs mit Leidenſchaft vertretenen Ideen, nie lange bei dem innern Kerne derſelben zu verweilen vermochte, ſondern ſehr bald zur künſtlichen Ausbildung und gelehrten Pflege der Schale überging. Die Politik, die bei Schlözer ausübende Wiſſenſchaft, ſo zu ſagen eine Kunſt war, wurde bei ſeinen Nachfolgern Gelehrſamkeit, Buchwiſſenſchaft, Syſtem. Schlözers Weltblick wurde bei Pütter begränzter Actenblick. War bei Schlözer die Statiſtik die Hülfswiſſenſchaft der Politik geweſen, ſo wurde dieß bei Pütter die Jurisprudenz. Pütter pferchte ſich in den Bann des deutſchen Privatfürſtenrechts ein und wurde der Ahnherr jener gelehrten Univerſitätspubliciſtik, die zuweilen höchſt ehrenvolle Beweiſe tüchtigſter Geſinnung aufzuweiſen hatte, ſich aber doch in einſeitige Abgabe von Gutachten, Separatvoten u. drgl. verloren hat. Es iſt z. B. bekannt daß man bei einem Adepten dieſer Schule, dem ſeligen Zachariä in Heidelberg, für baare Bezahlung jede Meinung, wenn nicht nach moraliſcher Ueberzeugung bewieſen, doch nach juriſtiſchen Deductionen durchgeführt und wahrſcheinlich gemacht erhalten konnte. Hier verwandelte ſich die Publiciſtik in ſtaatsrechtliche Advocatur. Zur Charakteriſtik dieſer Gattung von Publiciſten und Staatsmännern würde vieles von dem paſſen was Brougham über Wedderburne ſagt.

Die Publiciſtik, gewidmet den allgemeinen Intereſſen eines Volkes, ſoll mindeſtens die Sprache aller Gebildeten reden. Sie ſoll in einem Tone gehalten ſeyn der das allgemeinſte Verſtändniß möglich macht. In dieſer Hinſicht ſuchten ſchon früh die Moſer, beſonders aber der große Juſtus Möſer, ihre Mitbürger aufzuklären. Sie waren die Vorboten einer Zeit, wo das Volk ſich ſelbſt entſchließen ſollte für ſeine Bedürfniſſe zu reden. Man faßte die Zuſtände an ihrer Wurzel, die Uebel an ihrer unmittelbaren Quelle, man ging vom Kleineren auf das Größere, vom Theil auf das Ganze über. Es bildete ſich die Theorie von einem Urſtaate, der entweder in einer paradieſiſchen Vergangenheit oder in einer atlantiſchen Zukunft lage, eine Theorie die von den einen mehr philoſophiſch (Kant lieferte bald die Denkmaterialien dazu), von den andern mehr hiſtoriſch erfaßt wurde. Dieſe Phaſe unſerer Publiciſtik (zu welcher z. B. die Hannoverer Brandes und Rehberg zu rechnen ſind) iſt eine Folge jener allgemeinen Umwälzung unſeres geiſtigen Lebens, welche zunächſt nur der Läuterung des Geſchmackes gewidmet ſchien. Geradezu der Schönheitsſinn war es der am nachdrücklichſten, nachdrücklicher noch als bei Schlözer das Rechtsgefühl, die Hand anlegte um in unſern geſchmackloſen geſellſchaftlichen Exiſtenzen aufzuräumen, jener höhere ſittliche Schönheitsſinn, der von der Kunſt ins Leben dringt und überall, wo er es antrifft, das Häßliche, Kleinliche, Entwürdigende bekämpft. Vaterland und Religion wurden die Hebel einer geſchmackvolleren Litteratur, ſie wurden auch die Leitſterne eines edleren politiſchen Daſeyns. Um die poetiſche Schönheit unſeres Volkes zu retten und die Erhabenheit unſerer Geſchichte wiederherzuſtellen, ſetzten ſich die Nachahmer Gottſcheds (das war noch C. F. v. Moſer) und die Bewunderer Klopſtocks (hieher wäre Juſtus Möſer zu ſtellen) mit puriſtiſchem und religiöſem Eifer in Widerſpruch mit dem Deutſchland von 1760. Der Kampf gegen die franzöſiſche Sprache, gegen die ungefüge Schwerfälligkeit der damaligen deutſchen Sprache, der Kampf gegen Curialſtyl, Zopf- und Perrückenweſen der Form führte auch auf das Materielle des Inhalts ſelbſt über, auf die Rechtloſigkeit des Volks, auf die ſybaritiſche Vergnügungsſucht der Großen, und auf die Anmaßungen eines Adels der in jedem Weiler den ſouveränen Herrn ſpielte. Es bildete ſich eine ideale Publiciſtik, die mit der Philoſophie und Poeſie im Bunde das Volk an edlere Geſellſchaftsformen gewöhnte, bis die franzöſiſche Revolution ausbrach und plötzlich den Träumen, die bisher utopiſtiſch erſchienen waren, den Schein einer möglichen Verwirklichung lieh.

Die Dinge wendeten ſich aber anders als man erwartet hatte. Das Maß der gegebenen Verhältniſſe, das man plötzlich gehofft hatte überſpringen zu dürfen, wurde ſtricter als je. Napoleon zeichnete ſo eng den Weg vor auf dem die deutſche Politik wandeln durfte, daß die Publiciſtik ſehr bald auf die Bahn der Thatſachen und der Geſchichte einlenken mußte. Der Rheinbund begränzte die Frage der Nationalität, die Continentalſperre den Idealismus jener Volkswirthſchaftslehre, die damals erſt ſeit kurzem von der Schwärmerei für Adam Smith ſich erholte. Ein geſchichtliches großes Leben ging uns auf und mit ihm die ſchönſte Blüthe unſerer Publiciſtik. Wahre politiſche Parteien müſſen überall im Strom der Geſchichte entſtehen. Dieſe Parteien gaben der damaligen politiſchen Debatte den Charakter. Die Thatſachen die zu verhandeln waren, brannten hell und vor aller Augen. Jedermann verſtand dieſe Flammen, weil ſie jedermann verzehren konnten. Die Sprache die der Schmerz redet, iſt nie eine ſtudirte. Die ganze Nation mußte ſie verſtehen. Im Tone der Schule konnte von öffentlichen Dingen nicht mehr geredet werden. Wir werden unſere ſchönſten Muſterſtücke politiſcher Beredſamkeit, unſere treffendſten Stylproben einer der Geſchichte und einem ganzen Volke dienenden Publiciſtik noch lange nur aus den damals ausfliegenden gedruckten Reden, Anſprachen, Broſchüren, Büchern und Zeitungen aller Art entnehmen. Der Inhalt von damals würde ſich für unſere Zeit nicht mehr eignen, die Form von damals wird immer eine claſſiſche bleiben.

Der Pariſer Friede entſetzt Napoleon, der Wiener Congreß beſchäftigt ſich mit der Wiederherſtellung Deutſchlands. Es iſt nachzuweiſen daß ſich in der deutſchen Publiciſtik von 1815 bis zum heutigen Tage alle drei Grundelemente unſerer politiſchen Debatte, wie ſie im Vorhergehenden entwickelt wurden, wiederfinden, das rein juriſtiſche Element, das humanitäre, das hiſtoriſche. Die beiden letzten Elemente ſchieden ſich früh aus der politiſchen Litte-

Digitized by Google

ratur zur Zeit der Erniedrigung des Vaterlandes heraus und trennten ſich unmittelbar nach dem Sturze Napoleons. Die hiſtoriſchen Publiciſten haben wir empfindlich genug in ihren Reſtaurationsverſuchen als die Romantiker der Politik kennen gelernt, die idealen oder Humanitätspolitiker, aus dem Jenaiſchen Brennpunkte, wo Oken, Fries, Luden den Ton angaben, geſtalteten ſich vorzugsweiſe als liberale Publiciſten. Die Juriſten auf den Univerſitäten hielten eine Mitte und haben, als die neuen Verfaſſungen ein Verfaſſungsrecht ſchufen, nach der rechten oder linken, der conſervirenden oder bewegenden Seite hin eine gelehrte Publiciſtik ausgebildet, die ſich noch bis heute bemüht die Intelligenz unſeres im Ganzen unpolitiſchen Volkes zu ſich heranzubilden und für ein ſogenanntes conſtitutionelles Staatsleben reif zu machen. Die Juliusrevolution gab den nur einfach liberalen Gefühlspubliciſten das Uebergewicht bis die Folgen jenes Dynaſtiewechſels, die für den deutſchen Statusquo gefährlich zu werden drohten, dieſe Gattung von politiſchen Schriftſtellern, die beſonders den nächſten Bedürfniſſen der Zeitungen dienen, mit lebendigem Eifer die Idee der Nationalität ergreifen ließ, zu welcher ſie in der jüngſten Gegenwart da, wo die Verhältniſſe es geſtatten, noch die kirchliche Debatte gefügt haben.

Was iſt nun im gegenwärtigen Augenblick die deutſche Publiciſtik und was wird ſie, wenn ſich die Verhältniſſe nicht weſentlich ändern, bei uns immer nur bleiben können? Dieſe Frage in Vergleich mit Frankreich und England beantwortet, kann man nicht anders ſagen als: Sie iſt ein an ſich gutgemeintes, aber überwiegend doch zweckloſes Hin- und Wiederreden über gewiſſe politiſche Allgemeinheiten. Die Frage beantwortet mit Rückſicht auf Deutſchlands Vergangenheit und die Hoffnungen der Zukunft, wird man dieſen ſchnellen Ausſpruch vielleicht bedenklich finden, und ſich bemühen doch Vorſchläge, Winke und Erörterungen einem beſſeren Ziele nach Kräften entgegenzuarbeiten, wenn auch im Augenblick für eine das politiſche Leben unſeres Volkes organiſch integrirende Publiciſtik noch nicht viel Ausſicht vorhanden ſcheint. Die Erkenntniß der Hinderniſſe iſt allerdings das erſte Mittel ſie zu beſeitigen.

Wenn die Publiciſtik die Aufgabe hat die Thatſachen der Politik mit der Geſchichte zu vermitteln, ſo fragen wir zunächſt was ſind in Deutſchland politiſche Thatſachen? „Hier ſtock' ich ſchon," kann man mit Fauſt ſagen als er die Bibel erklären will. Was iſt Thatſache in Deutſchland? Was gibt ſich frei, offen, unverhohlen als eine Regierungshandlung, als ein politiſcher Act? Seit drei Jahrhunderten leidet Deutſchland an einer Ueberſchätzung des Begriffes vom Amtsgeheimniß. Im Mittelalter regierte man bei offenen Thüren. Das Verhältniß der Vaſallen zum Lehnsherrn, der Stände zum Landesherrn, der Fürſten zum Kaiſer machte die Politik des Mittelalters öffentlicher als in unſerer öffentlichen Zeit. Erſt mit Karl V, mit Granvella, mit ſeinen ſpaniſchen Regierungsmaximen kam über Deutſchland die büreaukratiſche Etikette, die Geheimnißkrämerei der Cabinette und die Myſtik der Regierungsbüreaux. Die allmähliche Ausbildung der abſoluten Monarchie, verbunden mit der immer tiefer eingreifenden Zerrüttung der Finanzen, legte auf die deutſche Politik Schleier, die noch jetzt nirgends gern bei uns gelüftet werden. Die Beamten bilden einen Staat im Staate. Sie werden auf Eid und Pflicht genommen die Gegenſtände ihrer Amtsthätigkeit geheim zu halten. Politiſche Thatſache iſt bei uns, nicht wie in Frankreich und England das Werdende, ſondern nur das Gewordene. Mit welchen Factoren ſoll unſere Publiciſtik rechnen? Ihre Thatſachen ſind nur die Verordnungen der Regierungsblätter, die wenigen officiellen Aeußerungen welche die Regierungen von ſich zu geben geneigt ſind, die Anträge die an die Ständekammern, an die Landtage gemacht werden. In Frankreich und England erlaubt das parlamentariſche Leben an die Staatsmänner Fragen zu richten, Fragen über das was ſich im Stillen hier oder da vorbereitet. In Deutſchland wird der Publiciſt immer in der luftigſten Schwebe gehalten, und iſt vor Myſtificationen der Zeitungen und ſeiner eigenen Phantaſie nie ſichergeſtellt. Die Amtsverſchwiegenheit unſerer Beamten iſt eine nothwendige Folge unſeres überwiegend geheimen Regierungsſyſtemes, ſie iſt, ſo ſchaffen die Sitten die Sitte, unter unſern obwaltenden Umſtänden eine Tugend, ſogar eine Frage der Moral geworden. Ein ausſcheidender Staatsmann leiſtet Verzicht darauf ein Gedächtniß zu haben. Seine Penſion iſt es nicht die ihm den Mund ſchließt, ſein Gewiſſen, ſeine Moral, ſeine Anſichten von politiſcher Schicklichkeit ſind es. Sonderbare Verſchiedenheit der Begriffe! In England iſt der Staat etwas das dem Allgemeinen gehört, die Beamten des Staates ſind Diener des Publicums. Das Gemeinweſen verlangt in England daß dort die Beamten keine Kette bilden. Sie kommen und gehen, ſie dienen nicht einer Hierarchie, einer freimaureriſchen Kaſte, ſondern dem Allgemeinen. In einem Lande wie Deutſchland, wo der junge Beamte beim erſten Eintritt in das Büreau gleichſam von der übrigen Welt Abſchied nimmt, kann ſich die Publiciſtik nur kümmerlich entwickeln. Sie mag noch ſo ſcharfſinnig, noch ſo gelehrt, noch ſo geiſtreich in ihren Combinationen ſowohl wie in ihrer Darſtellung ſeyn, ſie wird ſich in Friedenszeiten, im Geleiſe ruhiger Entwicklungen, nie auf die Höhe wahrhaft hiſtoriſcher Publiciſtik ſchwingen, weil ihr Eins fehlt, eine unterrichtete Einſicht in die Thatſachen.

Wir wollen aber gerecht ſeyn und noch einen Schritt weiter gehen. Das wogende Meer, auf welchem der engliſche Publiciſt entweder als journaliſtiſcher Corſar oder kundiger Pilot der parlamentariſchen Debatte ſteuert, iſt immer nur das große, einige und ungetheilte Intereſſe des engliſchen Volkes im Ganzen. Was in England gut gemacht oder gefehlt wird, wird gut gemacht oder gefehlt für das einige große Vaterland. Deutſchland aber, es mag noch ſo ſehr ſtreben Bundesſtaat zu ſeyn, wird immer in dieſer Rückſicht ein Staatenbund bleiben, ein Verein von Gemeinweſen, die ihrer Sonderintereſſen ſich nicht entledigen können. Gäbe der eine dieſer Staaten auch gern ſeine Politik zur heimiſchen unbefangenen Erörterung hin, ſo hindert ihn das Gefühl daß dadurch der Nachbar Gelegenheit bekommt mit in das Getriebe ſeiner Maſchine einzuſehen. Noch hat das Gefühl einer gemeinſamen Nationalität uns nicht ſo umſponnen daß z. B. Heſſen-Kaſſel mit Gleichmuth zuſehen würde wie in Heſſen-Darmſtadt ſeine Zuſtände auf dem Papier oder der Tribüne beſprochen werden. Die tägliche Erfahrung beweiſt wie ſehr wir durch die ungleich vertheilte Freiheit im vollen Genuſſe derſelben immer wieder zurückkommen. Schriften die in Sachſen über Preußen, über Württemberg in Bayern, über Frankfurt in Hamburg erſcheinen dürfen, und das Entfernte freiſinniger beſprechen als es in der Nähe geſchehen darf, haben leider immer die Folge gehabt daß wir durch allerlei Reſtrictionen in Schwankungen geriethen, die zuletzt mehr Verluſt als Gewinn brachten. Das Mißtrauen und die Eiferſucht der Staaten gegen einander iſt demnach die zweite Urſache warum die deutſche Publiciſtik zu keiner kräftigen Haltung erſtarken kann. Wenn unſere Bundesverfaſſung ſich nicht zu der Höhe erheben kann daß das Geſetz in Ausſicht ſtünde: Kein in einem deutſchen Staat erſchienenes Buch oder Journal darf in einem andern verboten werden — dann wird auch das ſo nothwendige allgemeine nationale Bewußtſeyn, welches

Digitized by Google

der Publiciſtik ſo unerläßlich zu Grunde liegen muß, nimmer gedeihen.

Ein drittes Hinderniß des Aufſchwungs unſerer Publiciſtik find' ich in der vagen Allgemeinheit unſerer politiſchen Principien. In Frankreich und England bewegt ſich die politiſche Debatte innerhalb beſtimmter durch Ueberlieferung und Geſchichte feſtbegründeter und allgemein anerkannter Theorien. Die Gegenſätze der Whigs und Tories ſtehen durch Jahrhunderte feſt. Der Napoleoniſt, der Legitimiſt, der Republikaner, der Socialiſt, der Anhänger der Tiersparti, des Juſtemilieu, endlich der Doctrinär, das alles ſind in Frankreich fertige Typen, fertige Charaktere, deren Proteſte, deren Uebereinſtimmungen, deren bewilligte oder verweigerte Unterſchriften jede Partei kennt. Politik wird in Frankreich und England auf gangbaren, guten Wechſeln geſchrieben; Jeder kennt die Caſſe wo man ſie präſentiren darf. Politik wird dort in allgemein anerkannter Münze gezahlt. Der Curs dieſer Münzen mag ſchwanken, aber ſchlägt dort jeder politiſche Schriftſteller ſeine eignen Medaillen? Bei uns geſchieht dieß. Die Publiciſtik, ſtatt mit kräftigem Fuß in das innere Heiligthum der Thatſachen einzutreten, ſo weit ſie nun eben zugänglich ſind, hält ſich bei uns vielzulange im Vorhofe der Principien auf. Wir fühlen das Bedürfniß keinem politiſchen Raiſonnement zuzuhören, ohne erſt zu wiſſen, cui bono der Verf. raiſonnirt: wir können die Frage nicht zurückweiſen, quis, quid, cur, quomodo u. ſ. w. Die Principienfrage iſt zu tief in das Herzblut unſerer Zeitgenoſſen eingedrungen. Aber erleben wir nicht täglich in Deutſchland gerade auf dieſem Gebiet die widerſinnigſten Erſcheinungen? Die Einen wollen ſich nur an Thatſachen halten, und geben vor alle Principien zu vermeiden. Wie lange hat es gewährt, bis wir von Bülow Cummerow, nachdem wir wußten daß er ein ſcharfſinniger und patriotiſcher Mann war, auch erfuhren in welchem höhern politiſchen Intereſſe er ſeine trefflichen Monographien ſchreibt? Wie iſt ein Volk mündig und reif zu nennen für eine unſer Leben, unſere Geſchichte, unſere Litteratur integrirende Publiciſtik, wenn wir z. B. Erſcheinungen erleben daß man Zeitſchriften verkündigen darf, die in der Politik hölzernes Eiſen zu liefern verſprechen, d. h. die in ihrem Glaubensbekenntniſſe liberal-conſervativ zu ſeyn verſprechen! So lange ſich in Deutſchland noch jeder Politiker ſein eigenes ſtaatliches Syſtem erfinden darf, ſo lange wird man über Unerheblichem die wahren Erforderniſſe der Publiciſtik, Freimuth und Sachkenntniß, bei Seite geſtellt finden.

Ehe wir ein viertes Hinderniß angeben, möchten wir zum Erweiſe des Vorangegangenen ein ſchlagendes Beiſpiel liefern. Wir haben in neuerer Zeit mehrfach Fälle von ſogenannter officieller Publiciſtik erlebt. Steht irgendwo ein Publiciſt den Amtsgeheimniſſen der Regierung näher, ſo wird ihm ſelten mehr zu vertheidigen überlaſſen als ein Princip. Man ſucht ſich eine gewandte Feder auf, ſetzt voraus daß ſie nur das was bei ihr Ueberzeugung des Verſtandes und Gemüthes iſt, vertheidigen werde und überläßt dann den Kämpfenden ſo ziemlich ſich ſelbſt. Wie oft haben wir nicht ſeit 1830 dieſe Fälle erlebt! Der halbofficielle Publiciſt, über Thatſachen ununterrichtet, nur auf Vermuthungen, auf die Geſchichte im allgemeinen und die bonne foi ſeiner Ueberzeugung angewieſen, kommt ſelten über unpraktiſche Allgemeinheiten und leere Declamationen hinaus. Weil er ſich ins Extrem treiben muß, wirkt er eher nachtheilig als befördernd, und wird oft froh ſeyn in Gnaden von einem Geſchäft erlöſt zu werden das, einer gleichgültig zugaffenden und ſeinen Windmühlendampf belächelnden Menge gegenüber, oft nahe genug daran war ihn um die Ruhe ſeines Innern zu bringen.

Das vierte Hinderniß einer publiciſtiſchen Blüthe liegt nun in der Organiſation der deutſchen Preſſe ſelbſt, nicht in ihrem Mangel an Freiheit, ſelbſt nicht an der Cenſur, ſondern in den materiellen Bedingungen unſerer Journaliſtik. Was ſind denn, abgeſehen von deren Unſelbſtändigkeit der Regierung gegenüber, unſere Zeitungen dem Publicum gegenüber? Abweichend von Frankreich und England ſind unſere Zeitungen faſt alle nur Speculationen des Buchhandels und der Buchdruckerei. Ein Verleger ſetzt ein Capital für ſein Unternehmen aus und ſucht ſich einen Kreis von Mitarbeitern zuſammen, die durch den Werth ihrer Mittheilungen das Glück ſeines Blattes entſcheiden ſollen. Schlägt die Speculation durch Concurrenz oder Ungunſt der Umſtände fehl, ſo macht ſich Niemand etwas daraus, ob die durch das Blatt vertretenen Grundſätze compromittirt wurden. Der Hochtoryſmus unterhält in England Organe die ſich durch ihren Abonnementsbetrag nie halten könnten; in den National haben einige Anhänger der republicaniſchen Partei große Theile ihres Vermögens geſteckt. In Deutſchland aber will weder die Regierung, die ohne Verantwortlichkeit in ihrer Macht ſich ſicher fühlt, noch die Partei ihre Organe anders unterſtützen als durch die zufällige Kaufluſt derer die ſich die Zeitung zu halten gedenken. Wie wenig dieſer Hebel ausreicht um oft die gediegenſten, tüchtigſten Unternehmungen emporzubringen, beweiſt die tägliche Erfahrung der deutſchen Preſſe. Das beſchränkte Budget der Mehrzahl unſerer Zeitungen reicht nicht hin die Mühe für bedeutende publiciſtiſche Arbeiten zu entgelten. Oft werden die geiſtreichſten, die fleißigſten Arbeiten in kleine Winkel der Preſſe geworfen, in Zeitſchriften die nur einen Leſerkreis von nicht tauſend Menſchen zählen. Dazu kommt die Eitelkeit vieler Schriftſteller, die ſtatt Mitarbeiter Redacteure ſeyn wollen und lieber ein kleines Blatt für ſich begründen, als ſich einem großen anſchließen. Wo man hinſieht, iſt die Verfaſſung unſerer Zeitungen der höhern Publiciſtik im Wege.

Der Publiciſt iſt der einzige Schriftſteller, der das Recht hat ſich zu wiederholen. Es muß ſogar eine der erſten Eigenſchaften ſeines Talentes ſeyn, daß er die Kunſt beſitzt einen und denſelben Stoff mit faſt denſelben Motiven Tage-, Wochen- und Jahrelang zu umſchreiben. Nur im Gedränge einer wirklichen politiſchen Arena iſt dieß möglich. Unter der nothwendigen Tautologie einer ſchlagenden Publiciſtik ſehen wir, bei den geringen Talentproben die wir in dieſer Gattung von Litteratur beſitzen, die meiſten Schriftſteller ermüden.

Endlich iſt die wahre Form der Publiciſtik Anonymität. In England hat man Menſchenalter hindurch die Namen der einflußreichſten Federn nie erfahren können. Wir Deutſche, die wir ſonſt immer für das Geheime ſind, verlangen in der politiſchen Debatte immer die Namen. In Berlin war es einige Zeitlang, als kürzlich die Preſſe ſich in etwas gelüftetem Kleide bewegte, Sitte daß adminiſtrative Mißbräuche in den Zeitungen gerügt wurden. Kaum erfolgte eine ſolche Rüge, ſo forderte die obere Behörde den Verfaſſer auf ſeinen Namen zu nennen! Welcher Privatmann wagt ſich unter ſo bedenklichen Umſtänden mit ſeinem redlichen Willen an die Oeffentlichkeit! Wie hier im Kleinen ſo im Großen! Und ſomit ermangeln wir, ganz abgeſehen von der Preßfreiheit, der weſentlichſten Bedingungen unter welchen ſich im großen Style eine deutſche Publiciſtik entwickeln könnte.

Und dennoch wird ſie auch bei uns noch eine Zukunft haben, dennoch ſtehen dieſer Litteraturgattung auch bei uns noch weſentliche Entwicklungen bevor. Jeder Tag, jede Stunde iſt jetzt reicher an politiſchem Inhalt als weiland Monate und Jahre. Ueberall, wo wir im Vaterlande hinblicken, ſehen wir das politiſche Bewußt-

Digitized by Google

ſeyn, das ſtaatsbürgerliche Selbſtgefühl erſtarken. Nicht nur der Communalgeiſt iſt kräftiger denn je aus lethargiſchem Schlummer erwacht, auch das Bewußtſeyn des Einzelnen, einem großen Ganzen anzugehören, hat angefangen ſich mit kräftigerem Pulsſchlage zu fühlen. Die großartigen Anwendungen der von der Wiſſenſchaft überwundenen Naturkräfte haben die entlegenſten Diſtricte des Vaterlandes in das Netz eines beſchleunigten Verkehrs und einer immer näher aneinander gerückten Wechſelwirkung eingeſponnen. Die Regierungen, einmal gefaßt von der allgemeinen Bewegung, mußten ſich mit den Bedürfniſſen des Publicums in Einklang ſetzen und haben mehr denn je der Nothwendigkeit nachgeben müſſen ſich in ihren Handlungen durch das Vertrauen der Nation zu unterſtützen. Die materiellen Intereſſen haben die politiſche Principienfrage beſeitigt. Die Zugeſtändniſſe, die man von obenher nimmermehr der Theorie würde gemacht haben, hat man dem Bedürfniß gemacht. Die Begriffe von Verantwortlichkeit und öffentlicher Controle brechen ſich ſelber Bahn, und diejenigen denen zur Zeit noch die volle Gewährung fehlt, werden unverhoffte und unerwartete Wege finden ſich ihren ſiegreich geweſenen Vorgängern anzureihen. Die deutſche Politik iſt kein Kaſtenprivilegium mehr. Die Fürſten fühlen das Bedürfniß ſich an die Herzen ihrer Völker anzuſchmiegen und die Nothwendigkeit der Monarchie aus Thatſachen des Gemüthes zu beweiſen. Seitdem die Völker, wenn nicht überall in ihren Rechten, doch in ihrem Urtheil mündig ſind, gibt es für keinen Regenten mehr eine beglückte Herrſchaft, wenn er ſich ſelbſt geſtehen muß daß ſie unpopulär iſt. Was Verſchwörungen, Aufſtände und revolutionäre Drohungen aller Art nicht bewirkten, das hat ſich der Fortſchritt der Zeit ſelbſt geſchaffen, der belebende Odem der Geſchichte, das Verhängniß, das ſegenbringend über den Geſchicken der Völker ſchwebt.

Wir ſprechen nicht von Gewordenem, ſondern von Werdendem. Auch die Kunſt, mit beredter Zunge, mit gewandter Feder die Bedürfniſſe des deutſchen Volkes auszuſprechen, verweilt noch in der Vorhalle einer künftigen Vollendung. Aber zu dieſer Vollendung haben beſonders zwei Thatſachen die Schwellen gelegt, einmal das erſtarkte Nationalgefühl des ganzen Vaterlandes und ſodann die Erleichterung der Preſſe mit dem Regierungsantritte des jetzigen Königs von Preußen.

Wenn die Eiferſucht der deutſchen Staaten und Stämme gegeneinander es war die bisher faſt überall einer öffentlichen Beſprechung politiſcher Acte ſo hindernd in den Weg trat, ſo ſind ſeit 1840 für die Grundbaſis aller politiſchen Erörterung, für die Nationalität, Wunder geſchehen. Eine ſeparatiſtiſche Politik mag hie und da noch in einigen Cabinetten ſpuken, aus der Preſſe, aus der Publiciſtik iſt ſie verſchwunden. Rheinbundpolitiker, wie ſie in Süddeutſchland oft ihre Katheder aufſchlugen, gibt es nicht mehr: ſelbſt die freiſinnigere ſüddeutſche Debatte hat es im Intereſſe der Nationalität vorgezogen die Zukunft des Vaterlandes lieber national an Preußen und Oeſterreich, als principiell an kleinere Territorien anzuknüpfen. Der Zollverein trug moraliſche Früchte. Kommt die Gliederung Deutſchlands, wie vorauszuſehen iſt, dahin daß im Intereſſe eines einigen Bundesſtaates im Lauf der Zeiten die einzelnen Souveränetäten von ihren Rechten Opfer bringen werden, ſo ergreift den Vaterlandsfreund ein herzerweiterndes, freudiges Gefühl, daß eine Zeit kommen muß wo auch am Tempel unſerer Litteratur die Seite, die der Publiciſtik gewidmet iſt, mit ſtolzeren Pfeilern und Bögen ſich erheben wird.

Welche Entwicklungen, welche Fortſchritte auf dieſem Gebiete möglich ſind, kann nichts deutlicher veranſchaulichen als eine Vergleichung der preußiſchen Preſſe unter Friedrich Wilhelm III und ihrer Erleichterung unter ſeinem Nachfolger. Eine Kirchhofruhe damals, und jetzt bei allen jeweiligen Beſchränkungen doch immer wieder eine Rührigkeit, eine Beweglichkeit, die eine noch bedeutungsvollere Zukunft verbürgt. Wenn noch in den dreißiger Jahren, damals als die Tſchoppes ꝛc. gewaltſam jede Lebensäußerung des politiſchen Urtheils niederhielten, nur eine Spur dieſer an die volle Freiheit ſich annähernden Gegenwart für möglich erſchienen wäre! Eine das Grün der Natur und des Frühlings nachlügende grüne Decke des Friedens lag auf den ſtagnirenden, verſumpften Zuſtänden; einer ſchwatzhaften, gehäſſigen, denunciationsſüchtigen politiſchen Rednerei wurde allein das Wort geſtattet, Thatſachen die jetzt von dem Könige ſelbſt als nothwendige Aeußerungen der Zeit anerkannt, ja von ihm gehegt und gepflegt werden, erklärte die unterwürfige Beamtenpubliciſtik jener Tage für Verbrechen und ihre Erwähnung für Unruheſtiftung. Das publiciſtiſche Talent war wohl vorhanden; da es ſich aber nicht äußern durfte, ſo wandte es ſich entweder den Conſequenzen der damaligen Modephiloſophie oder den Geſchichtsſtudien zu, um entweder an Phantasmen oder an Erforſchung alter Staatsactionen ſeinen Scharfſinn zu üben. Dieſes mumienhafte Scheinleben, dieſes ruheliebende Einherſchreiten auf Filzſocken ließ ſich auf einem ſo umfaſſenden Gebiete nicht fortſetzen. Beſchämt ſtanden plötzlich diejenigen da welche in dem Augenblick, wo gerade von obenher einem neuen Geiſte die Flügel entfeſſelt wurden, erkennen mußten daß ſie ihren Geiſt, ihren Scharfſinn, ihre Kenntniſſe einem coloſſalen Irrthume gewidmet hatten, einem Irrthume, wenn ſie behauptet hatten, der Geiſt des deutſchen Volkes ſtünde mit ſeiner Zeit, mit unſerem Jahrhundert, mit der Bildung des weſtlichen Europa auf gleicher Höhe! Und ſo wird auch die gegenwärtige, hie und da noch im Kindeslallen begriffene preußiſche Publiciſtik, wenn durch die Nebel der Zukunft immer noch mehr Strahlen der Freiheit dringen werden, zu der Erkenntniß kommen daß ſie jetzt noch nicht die Sprache der Götter redet, aber auf dem Wege iſt ſie zu lernen.

Bekäme unſere Publiciſtik eine ſolche Geſtalt, daß z. B. möglich wäre, ein Staatsmann ſchriebe über die deutſchen Politiker des neunzehnten Jahrhunderts ungefährdet ſo frei, wie Brougham über Canning, Caſtlereagh, Liverpool, über Georg III und Georg IV, dann würde die Geſtalt unſerer *ganzen Litteratur* eine andere, eine weltbedeutendere werden. Worin liegt jetzt der kleinlichere Effect des deutſchen Schriftſtellers in Vergleich mit dem Auslande? In der von den Umſtänden gebotenen Unmöglichkeit den Thatſachen gegenüber ſeinen Geiſt, ſeine Bildung ſo geltend zu machen, wie wir doch ſehen daß franzöſiſche und engliſche Schriftſteller ihn geltend machen dürfen. Darüber zum Schluß noch einige Worte.

Man hört ſo oft daß die deutſche Litteratur der Gegenwart (die ſchöne und die philoſophirende) hinter der claſſiſchen Periode des vorigen Jahrhunderts zurückbleibt, überſieht aber dabei die großartige Umgeſtaltung aller der Vorausſetzungen, unter welchen ſich jetzt noch das was man Litteratur nennt entwickelt. An die Stelle jener äſthetiſchen und moraliſchen Wahrheiten welche das verfloſſene Jahrhundert bewegten, ſind in dieſem hiſtoriſche und politiſche Wahrheiten getreten. Die Wirkung derſelben in originellen Köpfen, die Offenbarung derſelben in erwählten dichteriſchen und darſtellenden Genien könnte jetzt, wie damals, dieſelbe ſeyn wenn nicht eben dem Schriftſteller von heute verſagt wäre ſeinen hiſtoriſch-politiſchen Stoff in der ganzen individuellen Fülle in ſich aufzunehmen, wie es die Schriftſteller von Damals mit ihrem unverfänglichen, äſthetiſch-moraliſchen durften. Der deutſche

Digitized by Google

Schriftſteller der Gegenwart hat das volle Gefühl ſeiner großen Aufgabe, erkennt die ganze Größe, den ganzen Umfang der Anſprüche die ſeine Mitwelt an ihn machen darf. Allein ſeine Bildung, ſein Beruf, ſein Ideal iſt dasjenige nicht welches ihm unſere Nationalverhältniſſe geltend zu machen erlauben. Im Auslande treten dem Schriftſteller dieſe Schwierigkeiten nirgends in den Weg. Der engliſche, der franzöſiſche Publiciſt darf ſich auf die Höhe nicht nur der abſtracten, ſondern auch der concreten Weltgeſchichte ſtellen: wir Deutſche ſind Kenner der fremden Litteraturen genug, um dieſe großartigen Entfaltungen zu beobachten, zu fühlen. Stellen wir nun die Vergleichung mit der Heimath an, ſo ſchrumpft alles was bei uns gleich, was bei uns identiſch ſeyn ſollte, zu einer nur ungefähren winzigen Aehnlichkeit zuſammen. Man ſagt wohl, wir hätten keine Talente wie z. B. Eugène Sue, aber die Wahrheit iſt die, wir haben viel größere Talente, nur verbieten ihnen die Umſtände ſich zu ſo zeitgemäßen Intereſſen, wie jene, auszubeuten.

Nach dieſen hiemit ſchließenden allgemeinen Bemerkungen über deutſche Publiciſtik wird Referent ſpäter eine Ueberſicht unſerer gegenwärtigen politiſchen Litteratur geben, geordnet nach einzelnen Gruppen und dieſe Gruppen wieder zuſammengeſtellt nach wahlverwandtſchaftlichen inneren Merkmalen, Bezügen und Kennzeichen. Und, um noch dieß hinzuzufügen, wird dabei weniger eine Kritik bezweckt werden als eine Charakteriſtik.

Frankfurt a. M.

Karl Gutzkow.

Die letzte hannover'ſche Ständeverſammlung,

ihre Thätigkeit und ihre Erfolge.

Aus Hannover. Wenn ein aufmerkſamer Beobachter der ſtändiſchen Verhandlungen unſeres Landes hier den Verſuch macht die Frage nach den Leiſtungen des letzten hannover'ſchen Landtags näher zu würdigen, ſo muß derſelbe zur Andeutung ſeines Standpunktes zwei Bemerkungen vorausſchicken. Zuerſt bekennt er ſich, trotz alles vornehmen Achſelzuckens und trotz aller kleinmüthigen Zweifel über den Werth ſtändiſcher Einrichtungen überhaupt, zu der Ueberzeugung daß nach der jetzigen Culturſtufe und bei der unendlichen Verwickelung der Bedürfniſſe in Geſetzgebung und Verwaltung — ein gutes, geſundes, kräftiges Staatsleben ohne eine ehrlich gemeinte und ausgeführte ſtändiſche Vertretung gar nicht mehr möglich iſt. Ohnehin liegt darin der einzige Damm gegen die natürlichſte, aber auch gefährlichſte Richtung aller Regierenden auf unbedingte Beherrſchung aller öffentlichen Verhältniſſe. Leicht ließe ſich auch für unſer Land praktiſch der Beweis führen daß alles was von wohlthätigen Reformen und Fortſchritten in den letzten dreißig Jahren vorgekommen, in der Anregung und Mitwirkung der Stände ſeinen weſentlichen Grund hatte. Niemals wäre ohne ſie z. B. ein gemeinſchaftliches Finanzſyſtem und eine wahre Staatseinheit der höchſt fremdartigen Beſtandtheile, niemals wäre ohne ſie eine Vereinigung der königlichen und der Landescaſſe — die ſeit 1841, gewiß nur proviſoriſch, wieder aufgehört hat — zu Stande gekommen, ebenſo wenig wäre an eine Ausgleichung der Militärverpflegung, noch weniger an eine Ablöſungsordnung zu denken geweſen, die ſchon der nächſten Generation unſeres kräftigen Bauernſtandes eine neue große Zukunft und Stellung ſichert. Wie wäre noch in neueſter Zeit ein Eiſenbahnunternehmen mit einem Koſtenaufwande von 10 Millionen möglich geweſen ohne den Rückhalt einer Landesvertretung! Wie viel Ungünſtiges iſt außerdem von ihr verhütet worden! In letzterer Beziehung mag nur an die verhütete Vermehrung des Militäretats um mehr als 300,000 Thlr. erinnert werden. — Durch die zweite Vorbemerkung ſoll aber auf den oft verkannten Umſtand hingewieſen werden daß, wenn auch das Land durch die Verfaſſungsänderung von 1840 in Vergleich mit dem Staatsgrundgeſetze manches verloren hat — vor allem die Caſſenvereinigung, die Verantwortlichkeit der Miniſter, die Oeffentlichkeit der ſtändiſchen Verhandlungen, eine freiere Wahlordnung ꝛc. — dem Lande und der Ständeverſammlung doch in materieller Hinſicht noch die wichtigſten Rechte, bei der Geſetzgebung die Zuſtimmung, in den Finanzen die Bewilligung, in der Verwaltung das Recht der Beſchwerde verblieben ſind. Der gegenwärtigen Ständeverſammlung kam daneben noch der Umſtand zu Statten daß kurz vorher durch einen Ausſpruch des Oberappellationsgerichts die ſtändiſche Redefreiheit in der Perſon des wegen einer ſtändiſchen Aeußerung im Jahre 1842 criminell verfolgten Aeltermanns Breuſing auf erfreuliche Weiſe geſchützt worden war. Mit Recht kann alſo jetzt noch die Frage nach der Handhabung dieſer Rechte und nach dem Werthe der ſtändiſchen Leiſtungen aufgeworfen werden, wobei der billige Beurtheiler freilich nicht überſehen darf daß die Wahlen der Mitglieder noch von 1841 her datiren, und daß die ſämmtlichen Mitglieder in Beziehung auf Verfaſſungsfragen unter dem Zwange des bekannten Reverſes von 1841 ſtanden, daher nur ſtreng innerhalb der Gränzen der Verfaſſung von 1840 ſich bewegen durften.

Dieſe ganze Stellung der Ständeverſammlung ſowie die augenblickliche Richtung der Zeit auf das Materielle und in dieſem Sinne Praktiſche, auf Eiſenbahnen und Gewerbe, mußten dem Landtage eine vorzugsweiſe praktiſche Bedeutung geben. Damit trafen manche wichtige ältere Streitpunkte zuſammen, die beim vorigen Landtage zu großer Bitterkeit geführt hatten, und deren Erledigung für Regierung und Stände immer dringlicher wurde. Erleichtert aber wurde eine Verſtändigung nicht nur durch die beiderſeitige Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer endlichen Einigung, ſondern auch durch den inmittelſt eingetretenen verſöhnlichen Geiſt der Regierung, durch den freundlichen Ton der Regierungsmittheilungen, vor allem durch einen Wechſel der die

Digitized by Google

ſtändiſchen Angelegenheiten leitenden Perſonen. Zu Hülfe kam der Regierung die fortwährend blühende Lage der Finanzen, und der günſtige Eindruck den kurz vorher das Abbrechen der Berliner Verhandlungen über den Zollanſchluß im Lande ziemlich allgemein verbreitet hatte.

Unter dem Einfluſſe ſolcher Umſtände hat die Ständeverſammlung — wie vorherzuſehen war — im Ganzen einen friedlichen verſöhnlichen Charakter bewährt, manche ſchwere Fragen der Vergangenheit zur Ausgleichung gebracht und der Regierung ihre Unterſtützung in allen billigen Dingen in großem Umfange angedeihen laſſen.

Wenden wir uns zu den wichtigſten Einzelheiten, ſo bieten ſich zunächſt die Eiſenbahnen als das Schooßkind der jetzigen Zeit und als der folgenreichſte und umfaſſendſte Gegenſtand dar. Die Beſchlüſſe der Ständeverſammlung von 1842 und die darin begriffene Bewilligung von etwa 10 Millionen gingen in der That weit genug um die Regierung zu einer raſchen und kräftigen Ausführung des Planes in Stand zu ſetzen. Gleichwohl wurde bis in das Jahr 1843 gezögert ehe man ſich über die Annahme der ſtändiſchen Bedingungen entſchied, was ſicher von nachtheiligem Einfluſſe auf das nunmehrige Zuſtandekommen der Concurrenzbahn auf dem rechten Elbufer war. Manches wurde außerdem in der erſten Einleitung des Expropriationsverfahrens verſehen, nicht wenig auch zuerſt in der Wahl und Zuſammenſetzung der leitenden Behörde gefehlt, und ſo kam es daß im Frühjahre 1844, wo die Stände zuſammentraten, erſt die Strecke von Hannover bis zur braunſchweigiſchen Gränze ihrer Vollendung entgegenging. Das alles hat die Ständeverſammlung, bei der Neuheit der Sache wohl mit Recht, ungerügt gelaſſen. Bedenklicher war aber daß bei Annahme der ſtändiſchen Beſchlüſſe von 1842 durch das Geſetz vom 4 Mai 1843 dem Schatzcollegium die zur Bedingung gemachte ſpecielle Controle der Verwendung der Mittel ꝛc. ſo gut wie ganz entzogen war und an dieſem Punkte das ganze Unternehmen zu ſtocken drohete. Die hier von der Regierung geforderte Auskunft war in der Hauptſache auf völlige Beſeitigung der beſondern Controle des Schatzcollegiums gerichtet. Die Ständeverſammlung hat einen Mittelweg gefunden, indem ſie, die Principfrage ausſetzend, ein zweijähriges Proviſorium, zwar mit äußerem Controlapparate, zugleich aber mit der freieſten Bewegung für die Regierung vorgeſchlagen hat — ein Ausweg, den die Regierung angenommen.

Auch in allen übrigen dahin einſchlagenden Beziehungen hat die Regierung, die in dieſen Angelegenheiten ſehr geſchickt vertreten wurde, im Weſentlichen ihre Wünſche und Vorſchläge vollkommen erreicht. Dieß iſt namentlich der Fall rückſichtlich der Anleihebedingungen, wo man ſtändiſcherſeits ſich aller Beſchränkungen enthielt, bei den Fahr- und Frachttarifen, wo der Regierung mit Recht große Freiheit gegeben iſt, rückſichtlich der Emittirung unverzinslicher Caſſenſcheine, welche von Seiten der Regierung mit einer gelehrten theoretiſchen Abhandlung über die Gefahren des Papiergeldes bekämpft und von den Ständen wenigſtens für jetzt aufgegeben wurde, rückſichtlich der Mehrkoſten für die Bahnhöfe zu Hannover und Harburg, für welche nahe an eine Million mehr als nach den Anſchlägen von 1842 bewilligt worden iſt. Nicht minder hat man ſich auch dazu verſtanden daß die Mittel der Landesſchuldentilgungscaſſe vorerſt zur Betheiligung bei den Eiſenbahnanleihen benutzt werden ſollen, ſo daß die zur unerträglichen Beläſtigung der Landesgläubiger gereichenden gezwungenen Kündigungen einſtweilen aufhören. Nur das vorgeſchlagene doppelte Schienengeleiſe nach Braunſchweig hat einen — wie es ſcheint — unverdienten Widerſtand gefunden, zumal in der Bewilligung der vorbereitenden Kiesbettung das Verſprechen des Schienengeleiſes ohnehin ſchon enthalten iſt. Und außerdem iſt die induſtriöſe Art wie die Poſtverwaltung die Eiſenbahn, wohl gegen die Abrede, zu großem Gewinn benutzt, ſtatt daß ſie nur Erſatz des Schadens haben ſoll, zum Gegenſtande einer gewiß ſehr begründeten Ausſtellung gemacht worden. Ungern vermißt man aber in den ſtändiſchen Verhandlungen und Actenſtücken einige vorzugsweiſe intereſſante Beziehungen, ſo namentlich den Wunſch der Beſchleunigung der Bremer Bahn, die doch nach den Beſchlüſſen von 1842 gleichzeitig mit der Harburger gebaut werden ſollte, die aber leider noch immer nicht in Angriff genommen worden iſt, die angelegentliche Empfehlung der ſo wichtigen Fortſetzung der Bahnen in ſüdlicher Richtung und der eben ſo wichtigen Berückſichtigung der nordweſtlichen Landestheile Oſtfriesland und Osnabrück, eine Andeutung der im Publicum mehrfach laut gewordenen Beſorgniß, daß man bei Anſtellung von Technikern unnöthigerweiſe ſich zu ſehr an die Ausländer halte u. ſ. w. Vielleicht daß einige dieſer Punkte Gegenſtand von vertraulichen Erklärungen geweſen ſind, woran dieſer Landtag zum Bedauern des Publicums nur zu reich war.

In Verbindung mit den Eiſenbahnen erwähnen wir der Hafenbauten an der Unterelbe zu Harburg und Brunshauſen, da ſie in Wechſelwirkung mit jenen ſtehen und ſich gegenſeitig unterſtützen werden, beſonders im Intereſſe eines eigenen Seehandels. Trotz der mancherlei Schwierigkeiten des Harburger Fahrwaſſers haben die Stände auch hier den Wünſchen und Anforderungen der Regierung willig entſprochen und eine Summe von 364,000 und 32,000 Thlr. zur Dispoſition geſtellt. Daß aber bei ſo großer Neigung zum Bewilligen die altberühmte Stadt Emden, deren Hafen, Fahrwaſſer und Schutzwerke längſt einer gründlichen Verbeſſerung dringend bedurften, nicht leer ausgehen konnte, verſtand ſich von ſelbſt; außer einer älteren Bewilligung von 50,000 Thlr. ſind die Stände nun noch mit einer Summe von 30,000 Thlr. entgegengekommen. Es ſteht zu hoffen daß auch die königl. Caſſe, die bei dieſer Gelegenheit einen herrlichen Polder gewinnen wird, der Stadt bei dieſem ſchweren Unternehmen gleichfalls mit einem erklecklichen Zuſchuſſe zu Hülfe kommen werde. Die Vollendung des Werks kann dann zuſammentreffen mit der Eröffnung einer Eiſenbahnverbindung zwiſchen Oſtfriesland, Münſter und dem Rheine, wofür eine Actienunternehmung bereits im Werke ſeyn ſoll. Der Weg zu neuer Handelsblüthe wird dadurch um ſo ſicherer angebahnt.

Die Verbindungswege zweiten Grades, die Chauſſeen und Landſtraßen anlangend, ſo ſind bekanntlich dafür im Jahr 1842 außer der Entſchädigung für aufgehobene Chauſſeedienſte (140,000 Thlr.) 400,000 Thlr. jährlich auf die fünf Jahre 1842 bis 47 bewilligt worden — in Vergleich mit dem was bisher aus öffentlichen Mitteln geſchehen gewiß eine außerordentliche Summe! Der alten Beſchwerde der nordweſtlichen Provinzen (Oſtfriesland und Bremen) über Vernachläſſigung in dieſer Beziehung ſollte damit vor allem gründlich abgeholfen werden. Man durfte hoffen daß in den abgelaufenen zwei Jahren manches geſchehen ſeyn würde die Klagenden zufrieden zu ſtellen. Wider alles Erwarten haben ſich die alten Klagen aber wieder bitterer denn je erneuert. Die Ständeverſammlung iſt auf ihre früheren Bevorwortungen zurückgekommen und hat die ohnehin ſchon überreiche Ausſtattung noch mit 60,000 Thlr. jährlich vermehrt. Nach zwei Jahren wird man dann weiter nachfragen können was geſchehen iſt. Uns will nach dem Einzelnen was bei dieſer Gelegenheit zur Sprache gekommen, bedünken daß durch die eingetretene Aenderung in der Organiſation dieſes Dienſtzweiges wenig gebeſſert iſt, daß durch die jetzige Art der Mitwirkung

Digitized by Google

der Landdroſteien die Angelegenheit zu ſehr zerſplittert wird, und daß ſelbſt manche zweifelhafte Richtung mit einſeitiger Conſequenz verfolgt wird. Oder iſt es zu billigen Wege, die entweder nie beſondere commercielle Bedeutung gehabt oder auch durch die Eiſenbahnplane verloren haben, wie die von Hameln nach Polle und Holzminden, oder von Winſen nach Harburg, oder von Nienburg nach Verden, mit großen Koſten fortzubauen, dagegen wichtige Handels- und Poſtſtraßen, wie die von Papenburg nach Leer, von Nordhorn nach Holland ꝛc., ungeachtet aller Bitten und Beſchwerden der betheiligten Gegenden hartnäckig im halsbrechendſten Zuſtande liegen zu laſſen? Der Entwurf zu einem neuen *Wegbaugeſetze*, worüber ſchon auf vorigem Landtage, 1842, verhandelt wurde, iſt auch in dieſem Jahre nicht zur Erledigung gekommen, ſo dringend auch das Bedürfniß dieſes Geſetzes im Lande gefühlt wird, da die Vertheilung der Wegbaulaſt bei Landſtraßen und Gemeindewegen meiſt eine ſehr willkürliche und ungleiche iſt, und der geſteigerte Landfolgedienſt jetzt häufig zum großen Bedrucke der Unterthanen gereicht. Abgeſehen von der Mangelhaftigkeit und Unbeſtimmtheit des Entwurfs im Allgemeinen hat vor allem der unſelige Exemtionspunkt das Zuſtandekommen des Geſetzes unmöglich gemacht, da die erſte Kammer vermeidliche Exemtionen unbedingt zu behaupten ſucht, die zweite Kammer aber die Laſt, die im *jetzigen* Umfange als eine neue anzuſehen iſt, als eine gemeinſame von allen gleichmäßig zu tragende Laſt behandelt wiſſen will, während die Regierung die Frage umgangen hatte. Hier war ſicher der Fall vorhanden wo die Regierung den ganzen Entwurf hätte zurücknehmen und eine neue Vorlage verſuchen ſollen. Geſchieht dieß nicht, ſo wird die zweckloſe Verhandlung ſich noch in den dritten Landtag hinüberziehen und zum drittenmale ohne allen Erfolg den übrigen Angelegenheiten die Zeit entziehen. In einer andern Beziehung, nämlich hinſichtlich der *Gefangen- und Krankenfuhren*, iſt es dagegen den Beſtrebungen der zweiten Kammer gelungen eine beſſere Ausgleichung der jetzt ganz ungleich vertheilten Laſt herbeizuführen. Es lag wieder nur an der erſten Kammer, daß nicht die ganze Laſt in demſelben Maaße wie bei den Militärfuhren ſofort auf die Landescaſſe übernommen wurde.

Ein anderer wichtiger und ſchwieriger Gegenſtand der dießjährigen Verhandlung war die *Dienſtinſtruction des Schatzcollegiums*. Durch die Wiedertrennung der Caſſen ſeit dem 1 Julius 1841 wieder hervorgerufen, hat das Schatzcollegium bekanntlich die Landescaſſe zu verwalten und auf Innehaltung der ſtändiſchen Bewilligungen und Beſchlüſſe zu halten. Seiner beſchränkenden Stellung nach und nach der Feſtigkeit womit daſſelbe ſeinem Berufe ſeit 1841 in ſehr ſchwierigen Fällen nachgekommen, iſt es einerſeits für die Regierung eine ſehr läſtige Zugabe der neuen Verfaſſung, andererſeits aber für die Ständeverſammlung ein ſehr weſentlicher und dauernder Stützpunkt für die richtige Vollziehung der ſtändiſchen Finanzbeſchlüſſe nicht nur, ſondern auch für die lebendige und praktiſche Kunde der Finanzverhältniſſe in der Ständeverſammlung. Das Schatzcollegium und ſeine Mitglieder haben ſich daher auch eines immer wachſenden Anſehens und Vertrauens in der Ständeverſammlung zu erfreuen gehabt, wie dieß bei vielen Beſchlüſſen, beſonders in der Eiſenbahnangelegenheit, oft auf Koſten des Finanzminiſteriums, deutlich hervorgetreten iſt. Die Dienſtinſtruction der Behörde war aber noch immer eine proviſoriſche, da die von der Ständeverſammlung 1842 beſchloſſenen Abänderungen damals in allen Hauptpunkten zurückgewieſen waren. Es lag im wohlverſtandenen Intereſſe beider Theile die Angelegenheit zur endlichen Erledigung zu bringen. Sie wurde daher auch alsbald in der Ständeverſammlung wieder aufgenommen, und, unter Vermittelung eines Regierungscommiſſärs, durch Nachgiebigkeit von beiden Seiten, durch Beſeitigung bloßer Principfragen ꝛc. zu einem einigermaßen befriedigenden Ende geführt, und damit ein Hauptſtein des Anſtoßes aus dem Wege geräumt.

Die neuen außerordentlichen Anforderungen für den *Militärhaushalt*, welche das Jahr 1842 brachte, hatten bekanntlich damals hartnäckigen Widerſtand gefunden. Den alten Streitpunkten waren ſeitdem neue Bedürfniſſe hinzugekommen.

Zu jenen gehörten die dauernde *Vermehrung des Militäretats* und mehrere Poſten der außerordentlichen Ausrüſtungskoſten von 1840/41. Nach den jetzigen Vorlagen war der nothwendige Mehrbedarf für den laufenden Militäretat nunmehr — ſtatt früher auf 300,000 Thlr. — auf 95,000 Thlr. ermittelt; man erklärte aber die Landescaſſe für jetzt nicht in Anſpruch nehmen, vielmehr die Hälfte aus den neuerlichſt aufgefundenen Erſparungen im Militärhaushalte, zur andern Hälfte aus den Ueberſchüſſen der königl. Caſſe decken zu wollen. Die Ständeverſammlung beharrte bei der früheren Anſicht daß die Augmentation nach den Bundesbeſtimmungen unnöthig ſey, und konnte ſonach auch die getroffene financielle Auskunft nicht gut heißen, da ja die Erſparungen im Militärhaushalte in den Kriegsſchatz gehörten, die königliche Caſſe aber nach den Beſtimmungen von 1840 wegen vermeintlichen Deficits einen jährlichen *Zuſchuß* aus der Landescaſſe zu beziehen hat, und die etwanigen Ueberſchüſſe der letzteren zu gute kommen ſollen. Die wirkliche Geltendmachung dieſes letzteren Verhältniſſes wurde indeß bis zu der neuen Finanzauseinanderſetzung im Jahre 1847 verſchoben, bis wohin die Subſidien unverkürzt fortgezahlt werden.

Wegen der im Jahr 1842 ausgeſetzten und monirten Poſten der *Ausrüſtungskoſtenrechnung* wurden jetzt von der Regierung nachträgliche Erläuterungen gegeben und einige Reſtituenda zugeſtanden. Die Sache war zwei Jahre älter und um ſo unangenehmer geworden, überdem handelte es ſich nicht mehr um Hunderttauſende; die Ständeverſammlung nahm daher ohne ſonderliche Schwierigkeiten jene Erläuterungen für nothdürftig genügend an, und ſo iſt auch dieſe Sache vergleichsweiſe abgemacht.

Zu den *neuen* Bedürfniſſen gehörten: die Koſten der Zuſammenziehung des zehnten Armeecorps bei Lüneburg (50,000 Thlr.), die Beiträge für den Bau der Bundesfeſtungen zu Ulm und Raſtadt (für zehn Jahre jährlich 44,000 Thlr.), die Koſten eines neuen Zeughausbaues (442,000 Thlr.). Die Concentrirungskoſten ſind als Extraordinarium und in patriotiſcher Anerkennung des ächt deutſchen Zwecks bereitwillig zugeſtanden, zumal man eine höhere Summe erwartet hatte. Die Koſten der Bundesfeſtungen waren ganz außer Frage, wiewohl hier und an andern Stellen ſchon jetzt fühlbar wurde, wie bei der Auseinanderſetzung von 1840 die wegen ihres ungemeſſenen Wachsthums bedenklichſten Ausgabepoſitionen vorzugsweiſe der Landescaſſe zugewieſen worden. Nur der *Zeughausbau* mußte erhebliche Schwierigkeiten machen bei Vergleichung mit dem was bei der Militäraugmentationsfrage über Erſparungen im Militärhaushalte und über die Mehreinnahme der königlichen Caſſe vorgekommen war. Die dringende Nothwendigkeit des Baues, die freilich auch ſchon 1840 in gleichem Maße der Regierung vorlag, das Intereſſe des Landes an der ſicheren Bewahrung der Kriegsvorräthe, die factiſche Unzulänglichkeit jener Deckungsmittel haben endlich auch hier zu einem Mittelwege geführt, nämlich zur Bewilligung von 277,000 Thlr. für das Hauptgebäude, da die beabſichtigten Nebengebäude nicht eigentlich dringend, und die Koſten aus den Erſparungen zu beſtreiten ſeyn würden.

Das widerwärtigſte Vermächtniß der Vorjahre blieb noch

Digitized by Google

übrig in der ſtreitigen Auseinanderſetzung wegen der Ueberſchüſſe von 1840/41, wobei die Ständeverſammlung von 1842 bekanntlich eine Theilung nach dem Verhältniſſe der urſprünglichen Einnahmen und Ausgaben beider Caſſen vor der Caſſenvereinigung (1834) in Anſpruch genommen hatte, die Regierung aber die erſt mit dem 1 Julius 1841 eingetretene neue Theilung der Ausgaben und Einnahmen ſchon auf jenes Jahr zurückziehen wollte. Für die Behauptung der Regierung hatte ſich in der Ständeverſammlung von 1842 auch nicht eine einzige Stimme erhoben; zur Erledigung blieb nun der Weg Rechtens, oder das Bundesſchiedsgericht. In ſolcher Lage mußte die Regierung von ihrem Anſpruche nachlaſſen. Da ihr ein völliges Aufgeben des Princips kaum zuzumuthen war, ſo machte ſie die Einleitung zu einem Vergleiche, indem ſie eine Summe von 214,000 Thlr. mehr als früher zugeſtand. Die Differenz betrug nur noch etwa 200,000 Thlr. Die Ständeverſammlung erklärte ſich mit der Hälfte dieſer Differenz zufrieden, und in dieſer Art und Weiſe iſt denn auch dieſe Sache zu Grabe getragen.

In dieſer Richtung alle Streitſachen, ohne Erörterung des Rechtspunktes, im Wege des Vergleiches aus der Welt zu ſchaffen liegt auch das Abkommen welches mit der Calenberg'ſchen Provinziallandſchaft wegen Abfindung ihrer Rechte an dem hieſigen landſchaftlichen Hauſe durch ein Geldopfer von 65,000 Thlr. Gold getroffen wurde, womit denn die Ständeverſammlung mit dem Schatzcollegium und der Generalſteuercaſſe in den alleinigen Beſitz dieſer Baulichkeiten kommen wird.

Die außerordentliche Bewilligung einer Prinzeſſinſteuer von 20,000 Thlr. Gold endlich, bei Gelegenheit der Vermählung Ihrer königl. Hoheit der Prinzeſſin Auguſte von Cambridge, iſt weniger in der Anſicht von der Verpflichtung als aus Verehrung und Dankbarkeit gegen den durchlauchtigen Vater geſchehen, der 20 Jahre lang der Verwaltung des Landes mit Liebe und Aufopferung vorgeſtanden.

Wir glauben damit die Reihe der bedeutenderen neuen Bewilligungen erſchöpft zu haben. Wo ſo viele Hunderttauſende, ja Millionen auf dem Spiele ſtehen, kommen ohnehin einzelne Tauſende nicht in Betracht. Nur der Aufhebung grundſteuerähnlicher Domanialgefälle in den Aemtern Harburg, Moisburg, Uchte, Freudenberg darf noch Erwähnung geſchehen, nicht wegen des unmittelbaren Betrages der dafür auf die Landescaſſe übernommenen Rente (1700 Thlr. jährlich), ſondern nur wegen der Sorge die ſich daran knüpft, daß damit der Eingang zu vielen andern ähnlichen Anſprüchen ſchon beim nächſten Landtage gegeben ſeyn werde; insbeſondere werden die ſuspendirten Gefälle in Oſtfriesland, das Herrenkorn im Lande Wurſten ꝛc. nicht lange auf ſich warten laſſen.

Wir wollen übrigens keine der ausgeſprochenen Bewilligungen geradezu tadeln, ſo ſehr auch das Land über die entwickelte Großartigkeit im Ausgeben geſtaunt hat, beſonders im Gegenſatze zu der früheren ſtändiſchen Engherzigkeit im Geldbewilligen. Das volks- und ſtaatswirthſchaftliche Leben iſt in ſchnellem Wachsthum begriffen, der alte Zuſchnitt paßt größtentheils nicht mehr für die neuen Bedürfniſſe. Die größten Poſten ſind überdem mehr oder weniger nur Folgen des einmal (im J. 1842) angenommenen Eiſenbahnſyſtems. Auch für die übrigen Einzelheiten laſſen ſich praktiſche Gründe von Gewicht anführen. Das Meiſte iſt obendrein nicht dauernd, ſondern nur für ein oder wenige Jahre bewilligt. Und am Ende ſind es immer Ueberſchüſſe der Steuern (ſchon vorhandene oder wahrſcheinlich zu erwartende), worauf gegriffen werden ſoll. Nach den bisherigen Erfahrungen aber werden ſie hoffentlich noch einige Jahre vorhalten, bis einmal Mißjahre dieſer großartigen Liberalität ein Ende machen und zur Beſchränkung zwingen werden.

Nur Eines iſt höchlich zu bedauern, daß weſentlich in Folge dieſer großen Bewilligungen die Erwartungen der Steuerpflichtigen auf Ermäßigung und Milderung, beſonders der perſönlichen directen Steuern, auch jetzt nicht in Erfüllung gegangen ſind. Nach der ganzen glänzenden Finanzlage, bei den immer wachſenden Ueberſchüſſen, bei dem gar nicht geläugneten Drucke der perſönlichen Steuern auf die untern Claſſen, dürfte dieſe Maßregel nicht länger verſchoben werden. Die Reviſion der Geſetzgebung war überdem von den Ständen ſelbſt im J. 1842 dringend beantragt. Ende Mais d. J. erfolgte die deßfallſige Vorlage der Regierung; dennoch iſt dieſe Reviſion wiederum, alſo auf neue zwei Jahre, hinausgeſchoben, angeblich weil bei der Verſpätung der Vorlage die Zeit zu kurz geworden — wirklich aber wohl weil die Mittel eines Steuererlaſſes durch die Vorausbewilligungen erſchöpft waren und daneben auch, weil der in den Reviſionsvorſchlägen an die Spitze geſtellte Erlaß an der Beſoldungsſteuer den heftigſten Widerſtand gefunden haben würde. Auf die Milderungen welche, zu einiger Beruhigung der Steuerpflichtigen, der Adminiſtration empfohlen worden ſind, iſt nach den bisherigen Erfahrungen ſehr wenig zu geben. Im günſtigſten Falle würden ſie auch erſt bei der nächſten Beſchreibung, alſo 1845, zur Anwendung kommen.

Nicht einmal die geringe Bierſteuer (45,000 Rthlr.) hat man abzuſchaffen gewagt, obgleich Alles dafür ſprach, nicht nur die völlige Entbehrlichkeit derſelben, ſondern auch die dringenden Wünſche der Mäßigkeitsvereine und die unverhältnißmäßige Controlebeläſtigung die der Vervollkommnung des Fabricats ſehr im Wege ſteht.

Gegen den Mahl- und Schlachtlicent hat man Bedenken aller Art vorgetragen, aber ohne ihnen Folge zu geben, und nur mit dem Erſuchen, daß die Regierung ſie erwägen möge.

Nur die Stempelſteuergeſetzgebung, die an vielen Härten und Zweifeln litt, iſt einer Reviſion unterzogen, jedoch mit vorſichtiger Sorge für die Feſthaltung des Ertrags im Ganzen.

Die indirecten Steuern, als die intereſſanteſte Hälfte der Steuern, inſofern ſie in fortwährendem ſtarkem Wachsthume begriffen und vorzugsweiſe die Quelle der großen Ueberſchüſſe ſind, haben nach zwei Seiten hin den Gegenſtand von Mittheilungen und Verhandlungen ausgemacht. Zuvörderſt wegen der bei Verlängerung des Vertrages mit Oldenburg verabredeten Abänderungen an der Geſetzgebung über die Ein-, Aus- und Durchgangsſteuern und über die Branntweinſteuer, und dann in Beziehung auf die vielbeſprochenen Verhältniſſe zu den Staaten des Zollvereins.

Leider haben dieſe Gegenſtände wegen der Beziehungen zum Auslande vertraulich behandelt werden müſſen. Indeſſen iſt ſoviel bekannt genug geworden daß jene Geſetzänderungen in den meiſten Punkten die Genehmigung der Stände erhalten haben; eine weit gehende Ermächtigung der Regierung wegen Anwendung von Differentialzöllen und von Zollermäßigungen zu Gunſten des eigenen Seehandels ſoll damit verknüpft ſeyn.

Die Erhöhung der Brennſteuer aber iſt, Dank der ſtarken Vertretung der Brenner in den Kammern, gar nicht mehr zum Beſchluß gekommen.

Rückſichtlich der Verkehrsverhältniſſe zum Auslande hat die Regierung bekanntlich für den Schlußact der Verhandlungen mit dem Zollverein, nämlich für den Abbruch der Verhandlungen, nach Lage der Sache den Dank der Ständeverſammlung und wohl

Digitized by Google

mit Recht gefunden, da die Lage Hannovers zu eigenthümlich und zu wichtig für den Zollverein iſt um ſich demſelben ohne beſondere Bedingungen, wie Präcipuum ꝛc. hingeben zu können; Wünſche mancherlei Art, wegen Verkehrserleichterungen ꝛc. ſollen hinzugefügt ſeyn, die ſpäter noch in Beziehung auf Beförderung der hannover'ſchen Seeſchifffahrt und Seehandels und deßfallſiger großer handelspolitiſcher Verbindungen einen gewiß zeitgemäßen kräftigen Ausdruck in der Ständeverſammlung erhalten haben.

Ganz beſonderen Dank wiſſen wir es aber der Ständeverſammlung daß ſie vor Allem die beklagenswerthe Lage und den ſtockenden Abſatz des ſo hochwichtigen einheimiſchen Leinen- und Garngewebes ſich zu Herzen genommen, und die zu ergreifenden Maßregeln einer beſondern commiſſariſchen Unterſuchung unterzogen und darüber Vorſchläge an die Regierung gemacht, zugleich aber zu Ausführung derſelben den Landesſäckel freigebig geöffnet hat.

Wer im Lande begriffe nicht, welche Lebensfrage hier in volks- und ſtaatswirthſchaftlicher Rückſicht vorliegt, wie dringend Hülfe noth thut! Das ſtändiſche Schreiben vom 24 Jul. gibt Zeugniß davon. Ehe zu unmittelbarer Föderung der Maſchinenarbeit übergegangen wird, ſoll es nach dieſen Vorſchlägen auf alle Weiſe mit möglichſter Vervollkommnung des Fabricats verſucht werden. Ob von dieſer Seite noch Hülfe zu hoffen, ſteht dahin. Gott gebe es! Möge die Regierung die Sache mit derſelben Wärme ausführen, wie Stände ſie aufgenommen haben! Möge ſie aber auch die Einwirkung der Legge-Anſtalten, welche die Ständeverſammlung nach unſeren Erfahrungen zu günſtig beurtheilt, einer ſcharfen Reviſion unterziehen.

Weit geringer als in dieſen financiellen und adminiſtrativen Dingen iſt die Thätigkeit der Ständeverſammlung im Fache der eigentlichen Geſetzgebung geweſen. Die erwarteten großen Entwürfe der Gewerbeordnung, des Polizei- und Forſtſtrafgeſetzbuches, des Geſetzes über den privilegirten Gerichtsſtand ſind ausgeblieben, was nicht zu bedauern iſt, da die dermaligen legislativen Kräfte der Kammern in der That nicht allzuhoch in Anſchlag zu bringen ſind, namentlich in erſter Kammer noch immer kein Mitglied höherer Juſtizcollegien wieder zu finden iſt. Daß für die Verbeſſerung der Juſtiz, beſonders für die Beſchleunigung derſelben bei den Mittelgerichten, gar nichts geſchehen, iſt ſchmerzlich zu beklagen. An den eindringlichſten Vorſtellungen der Ständeverſammlung hat es auch jetzt nicht gefehlt. Das Land wird alſo wiederum zwei Jahre Geduld haben müſſen. Von den legislativen Arbeiten der Ständeverſammlung bleiben hier hauptſächlich nur die Dienſtbotenordnung, das Volksſchulgeſetz, das Enteignungsgeſetz zu erwähnen.

Die Dienſtbotenordnung konnte nur geringe Schwierigkeiten machen, da ſie auf richtigen Grundſätzen beruhete und dieſen eine gelungene Ausführung gegeben war.

Deſto größere Bedenken erhoben ſich über den Entwurf des Volksſchulgeſetzes; vor Allem drohete das ganze hochnöthige Werk lange Zeit und bis zum letzten Augenblicke an dem Exemtionspunkte — der für die Verhandlungen der erſten Kammer auch hier der rothe Faden war — ganz zu ſcheitern. Mit vieler Noth und Mühe hat man endlich den Vereinigungspunkt darin gefunden daß man die Güter ſelbſt von allen Schullaſten freigelaſſen, dagegen die Häuslinge und Deputatiſten der Güter denſelben unterworfen hat. Und ſo iſt denn, vorbehaltlich der Genehmigung der Regierung, ein Geſetz zu Stande gekommen, welches zwar mangelhaft, in vielen Theilen, dennoch einen Fortſchritt und einen Anfang zum Beſſeren bildet. Zu beklagen bleibt es daß die Regierung die zur Ausführung geforderten Geldmittel vorläufig auf die ſo geringe Summe von 10,000 Thlrn. beſchränkt hat. Der Zeitpunkt, die Stimmung war ſo günſtig, daß augenblicklich die größte Summe vom Lande zu erlangen geweſen wäre. Doch iſt auch das nur der Anfang der Sache, und das Weitere muß ſich finden. Wer näher und mit Billigkeit in der Sache urtheilen will, muß nothwendig die Mittheilungen der Regierung vom 21 März und die ausführliche Erwiederung der Stände vom 25 Jul. leſen.

Das Eiſenbahn-Expropriationsgeſetz von 1840 endlich hatte ſich erfahrungsmäßig in manchen Punkten ſo mangelhaft und unzureichend erwieſen, daß Zuſätze und Nachbeſſerungen nothwendig wurden, zu denen die Ständeverſammlung ſich auch ohne Bedenken verſtand.

Das war in allgemeinen Zügen die Hauptthätigkeit und Richtung der letzten Ständeverſammlung. Kleinere Epiſoden ſpielten dazwiſchen durch, die zum Theil durch ihre allgemeineren Beziehungen oder durch ihre Verbindung mit früheren Verfaſſungsfragen eine höhere Bedeutung erhielten, z. B. Petitionen mancherlei Art, beſonders um Steuererleichterung und um Erleichterung der Wegbaudienſte, wie um Berückſichtigung bei den Chauſſee- und Landſtraßenbauten. So ferner die Anträge der Regierung wegen Beſoldungserhöhung des Bremen'ſchen Ritterſchaftspräſidenten und des Präſidenten des Oberſteuer- und Schatzcollegiums, gegen welche die zweite Kammer aus Ungunſt gegen vermeintliche ariſtokratiſche Tendenzen hartnäckigen Widerſtand leiſtete. Dahin gehörte auch die Beanſtandung der unerwarteten Wiedereinführung der zum Ausſterben beſtimmten und wirklich bereits ausgeſtorbenen ritterſchaftlichen Deputirten beim lüneburgiſchen landſchaftlichen Collegium, wodurch das bürgerliche Element in der Landſchaft ganz in den Hintergrund geſtellt worden. Dahin gehörten ferner die erneuerten Verhandlungen und Erklärungen wegen der königlichen Polizeicommiſſion zu Stade, wobei die drohende Ausdehnung dieſer Maßregel auch auf andere Städte zur Sprache kam; wegen der Unzuläſſigkeit von disciplinariſchen Unterſuchungen gegen Mitglieder der Provinciallandſchaften hinſichtlich ihrer provinciallandſchaftlichen Thätigkeit; wegen Jahrelang unterbliebener Zuſammenberufung der Osnabrückiſchen und Hoya'ſchen Provinciallandſchaften; wegen der Nichtzulaſſung des Advocaten Buddenberg im Jahre 1841 u. ſ. w.

Daß nun die Thätigkeit der Ständeverſammlung nach dem Maße unmittelbar vorliegender Landesbedürfniſſe eine erſchöpfende geweſen wäre, wird ſchwerlich zu behaupten ſeyn. Was ſind aber auch vier Monate für ſtändiſche Verhandlungen in zwei Kammern und nach zweijährigem Zwiſchenraum, und bei der jetzigen raſchen Entwickelung und Verwickelung des öffentlichen Lebens? Schon jetzt wird es fühlbar genug daß die früheren jährlichen Landtage den Verhältniſſen des Landes in aller Maße weit mehr entſprachen. Will man aber bei der jetzigen Einrichtung bleiben, ſo erfordert die Häufung des Stoffes von zwei Jahren durchaus eine frühere Zuſammenberufung der Stände, ſchon im Winter. Daß ſie dießmal erſt Ende März erfolgte, trägt die Schuld von manchem Verfehlten, manchem Verſäumten, von der ſichtbaren Ueberlaſt der letzten Monate. Bei größerer Muße und Ruhe würden gewiß manche, nun ſtecken gebliebene, wichtige Fragen zum Schluß gekommen ſeyn, ſo z. B. der Beſchluß der zweiten Kammer wegen Föderung der höheren Bürgerſchulen, wegen der von dem Bauernſtande ſo lange erſehnten Geſetzgebung über Beſchränkung der Hut- und Weidegerechtſame und Schonung der Futterkräuter ꝛc., Beſchlüſſe die von der erſten Kammer zurückgewieſen wurden! Dann würde ſich auch die Zeit gefunden haben die größere Oeffentlichkeit der Verhandlungen, die anſcheinend ganz in Ruheſtand gerathene

Digitized by Google

Hypothekengeſetzgebung, die Geſetzgebung über die Verhältniſſe der abgelösten Höfe, das Caſernement der Cavallerie, die unglückliche Lage der Ablöſungsverhältniſſe im Bentheim'ſchen, und ſo viele andere dringende Angelegenheiten wieder aufzunehmen und in ernſtliche Erinnerung zu bringen.

Nach Lage der Sache mag aber der Ausdruck der königlichen Zufriedenheit mit den Leiſtungen der Ständeverſammlung in dem Vertagungsſchreiben vom 25 Julius allerdings an ſeinem Platze geweſen ſeyn.

Die Ermordung Pauls I.

Fragment aus der Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs von Thiers.

(April 1801.) Paul der Erſte war zu Petersburg ermordet worden, in der Nacht vom 23 auf den 24 März. Ein ſolches Ereigniß beendete durchgreifender als der unvollkommene Sieg Nelſons das Seebündniß der nordiſchen Mächte. Paul I war der Urheber dieſes Bündniſſes geweſen: um es ins Leben treten zu ſehen hatte er alle jene Leidenſchaftlichkeit, mit welcher er alles betrieb, aufgeboten und er würde ſicherlich die größten Anſtrengungen gemacht haben, um den — übrigens vom Feinde ſehr getheilten — Schaden der Schlacht von Kopenhagen zu erſetzen. Er würde Landtruppen nach Dänemark, alle neutralen Flotten in den Sund geſchickt und wahrſcheinlich die Engländer ihren grauſamen Angriff auf die däniſche Hauptſtadt theuer haben bezahlen laſſen. Aber die Geduld ſeiner Unterthanen mit ihm war zu Ende, und er wurde das Opfer einer tragiſchen Palaſtrevolution.

Paul I hatte Geiſt und war im Grunde nicht böſe, aber zum Aeußerſten geneigt in allen Empfindungen und, wie alle Charaktere der Art, guter und ſchlechter Handlungen fähig, je nach den unbeherrſchten Regungen eines ſchwachen und heftigen Gemüths. Wenn eine ſolche Anlage unheilvoll bei gewöhnlichen Menſchen iſt, ſo iſt ſie es noch weit mehr bei Fürſten und am meiſten bei unbeſchränkten Fürſten. Sie endet bei dieſen endlich im Wahnſinn und zuweilen ſogar in einem blutdürſtigen Wahnſinn. Auch begann alle Welt in St. Petersburg zu zittern: die verwöhnteſten Günſtlinge Pauls waren nicht mehr ganz ſicher daß ihre Gunſt nicht in der Verbannung nach Sibirien ihr Ende finden werde.

Der gefühlvolle und ritterliche Czaar hatte im Anfang eine lebhafte Sympathie für die Opfer der franzöſiſchen Revolution und einen glühenden Haß gegen dieſe Revolution gefühlt. Auch hatte Paul gleich bei ſeiner Thronbeſteigung Suwaroff mit 100,000 Ruſſen nach Italien geſchickt, während die ſchlaue Katharina ſich darauf beſchränkt hatte ganz Europa gegen Frankreich in Waffen zu bringen, ohne einen einzigen Soldaten marſchiren zu laſſen. In der Hitze ſeines Eifers hatte er alles verboten was aus Frankreich komme, Bücher, Moden und Kleider. Dieß war mehr als nöthig um den ruſſiſchen Adel aufzubringen, der, wie die ganze europäiſche Ariſtokratie, bei allem Vergnügen das man empfindet Frankreich zu läſtern, doch gern ſich den Geiſt, die Sitten und die verfeinerte Civiliſation Frankreichs gefallen läßt, und der nun auch den bis zu ſolchem Extrem getriebenen contrerevolutionären Eifer unerträglich fand.

Bald darauf hatte man Paul zu entgegengeſetzten Geſinnungen übergehen, Widerwillen wider ſeine Verbündeten, Neigung zu ſeinen Feinden faſſen, ſeine Gemächer mit dem Bildniß des Generals Bonaparte ſchmücken und öffentlich auf deſſen Geſundheit trinken ſehen. Ja, er trieb den Contraſt noch weiter und erklärte Großbritannien den Krieg. Nun war er dem ruſſiſchen Adel nicht mehr unbequem, ſondern verhaßt geworden; denn er verletzte nicht mehr den Geſchmack, ſondern die Intereſſen desſelben.

Die ungeheure Ausdehnung des nördlichen Feſtlandes von Europa, das fruchtbar an Cerealien, Holz und Hanf und ergiebig an Mineralien iſt, macht reiche ausländiſche Händler nöthig, welche ſeine natürlichen Producte aufſuchen und dafür Geld oder Manufacturerzeugniſſe zum Tauſch geben. Es ſind die Engländer welche ſich damit befaſſen Rußland für die rohen Erzeugniſſe ſeines Bodens die künſtlich gearbeiteten Producte ihres Gewerbfleißes zu liefern, und die auf dieſe Weiſe den ruſſiſchen Grundholden die Mittel bringen ihren Gutsherren den Pachtzins zu zahlen. Auch beherrſcht der engliſche Handel St. Petersburg; dieß iſt das Band welches die ruſſiſche Politik gewiſſermaßen an die engliſche Politik knüpft, und den Ausbruch einer über kurz oder lang unvermeidlichen Rivalität unter dieſen beiden großen Mitbeſitzern Aſiens zurückhält.

Der ruſſiſche Adel wurde mithin über Pauls neue Politik erbittert. Wenn er in dieſem Fürſten den zu weit gehenden Haß gegen Frankreich getadelt hatte, ſo tadelte er in ganzem Maße die zu weit gehende Vorliebe, als dieſe ſonderbare Vorliebe zu Maßregeln führte die für die Intereſſen des großen Grundbeſitzes verderblich wurden. Zu dieſen Beleidigungen des Geſchmacks und der Intereſſen fügte Paul Grauſamkeiten, die ſeinem eher guten als böſen Herzen nicht natürlich waren. Er hatte eine Menge Unglücklicher nach Sibirien geſchickt. Von ihren Leiden gerührt hatte er die Zurückberufung derſelben ausgeſprochen, aber ohne ihnen ihre Güter zurückzugeben. Dieſe Unglücklichen erfüllten Petersburg mit ihren Klagen und ihrem Elend. Beläſtigt von einem ſolchen Schauſpiel verbannte er ſie von neuem. Täglich, in dem Maße wie der Haß ſeiner Unterthanen ihm fühlbarer wurde, mißtrauiſcher werdend, bedrohte er alle Köpfe. Er entwarf unheilvolle Plane, bald gegen ſeine Miniſter, bald gegen ſeine Frau und ſeine Kinder; und dieſer Fürſt, der eigentlich nur ein Narr war, nahm endlich alles Weſen eines Tyrannen an. Er hatte den Michaelpalaſt, das ſeine gewöhnliche Reſidenz war, wie eine Feſtung verſchanzen laſſen, mit Baſteien und Gräben, als ob er

Digitized by Google

ſich darin gegen einen unvorgeſehenen Angriff ſichern wolle. Während der Nacht verrammelte er ſelbſt die Thüre welche ſeine Gemächer von denen der Kaiſerin trennte und bereitete ſo, ohne es zu ahnen, die Veranlaſſung ſeines tragiſchen Endes vor.

Ein ſolcher Zuſtand konnte nicht dauern und mußte ein Ende nehmen, wie er ſchon mehr als einmal ein Ende genommen in jenem Reiche welches freilich ſehr raſch zur Civiliſation fortgeſchritten iſt, aber doch zum Ausgangspunkte die Barbarei hat. Der Gedanke ſich des unglücklichen Paul auf dem gewöhnlichen Wege, d. h. da wo der Palaſt die Nation iſt — durch eine Palaſtrevolution — zu entledigen, dieſer Gedanke bemächtigte ſich aller Köpfe. Man bewundere hier die Wirkung der Inſtitutionen: an einem andern Ende Europa's, auf einem der erſten Throne der Welt, ſaß ebenfalls ein wahnſinnig gewordener Fürſt, früher ſtarrköpfig, aber gutmüthig und ehrlich, Georg III. Dieſer Fürſt, der oft während ganzer Monate ſeiner Vernunft beraubt war, hatte ſie wieder verloren in einem der wichtigſten Augenblicke für England. Und doch waren alle Angelegenheiten in der einfachſten und geregeltſten Weiſe fortgeführt worden. Die Verfaſſung hatte an die Seite des Königs Miniſter geſtellt welche für ihn regierten, und ſo hatte die Verdunklung der königlichen Vernunft den Staatsgeſchäften kein Hemmniß gebracht. Pitt hatte für Georg III regiert, wie er ſeit ſiebzehn Jahren für ihn regierte; der Gedanke an ein ſchreckliches Verbrechen war in Niemands Seele gekommen. In Petersburg dagegen ließ der Anblick eines in Wahnſinn verfallenen Herrſchers auf dem Throne die unheilvollſten Entwürfe auftauchen.

Es gab damals am ruſſiſchen Hofe einen jener furchtbaren Menſchen, welche vor keinem Aeußerſten zurückbeben, die unter einer regelmäßigen Verwaltung vielleicht große Bürger würden, aber unter einer deſpotiſchen Regierung große Verbrecher werden, wenn das Verbrechen bei gewiſſen Umſtänden eines der, nicht gebilligten aber gebräuchlichen, Mittel dieſer deſpotiſchen Regierung iſt. Man muß in jedem Lande das Verbrechen verabſcheuen, aber man muß vor allem die Inſtitutionen verabſcheuen, welche das Verbrechen hervorbringen.

Der Graf Pahlen hatte mit Auszeichnung in der ruſſiſchen Armee gedient. Er hatte eine impoſante Geſtalt, und verbarg unter den harten und zuweilen ungebundenen Formen eines Soldaten einen feinen und tiefen Geiſt. Zudem war er mit einer ſeltenen Kühnheit und einer unerſchütterlichen Geiſtesgegenwart begabt. Gouverneur von St. Petersburg, mit der Polizei des Reiches betraut, in alle Staatsangelegenheiten durch das Vertrauen ſeines Herrn eingeweiht, war er durch die That mehr als gerade officiell die vornehmſte Perſönlichkeit der ruſſiſchen Regierung. Seine Gedanken über die Politik ſeines Landes ſtanden unerſchütterlich feſt. Der Kreuzzug wider die franzöſiſche Revolution ſchien ihm eben ſo unvernünftig, wie der neue Eifer wider England ihm unzeitig ſchien. Eine kluge Zurückhaltung, eine geſchickte Neutralität zwiſchen dem furchtbaren Kampfe Frankreichs und Englands ſchien ihm die einzige für Rußland erſprießliche Politik. Wie er weder Engländer noch Franzoſe, ſondern Ruſſe als Politiker war, ſo war er auch Ruſſe in ſeinen Sitten, und Ruſſe wie man es war zur Zeit Peters des Großen. Ueberzeugt daß alles untergehen werde wenn man die Herrſchaft Pauls nicht abkürze, ſelbſt Beſorgniſſe für ſeine Perſon hegend, ſeitdem dem Kaiſer einige Zeichen der Unzufriedenheit entſchlüpft waren, faßte er kühn einen Entſchluß und verſtand ſich mit dem Grafen Panin, der Vicekanzler war und die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Beide glaubten daß man einer Situation, die beunruhigend zu werden begann ſowohl für [illegible] wie für die Einzelnen, eine Ende zu machen habe. Der Graf Pahlen übernahm die Ausführung des ſchrecklichen Entſchluſſes, den ſie gemeinſchaftlich gefaßt hatten. *)

Der Thronerbe war der Großfürſt Alexander deſſen Herrſchaft in unſere Tage hereingereicht hat, ein junger Fürſt, welcher glückliche Anlagen verrieth und damals leicht zu lenken ſchien, was er ſpäter keineswegs war. Ihn wollte der Graf Pahlen durch eine raſch und ohne Erſchütterung vorübergehende Kataſtrophe zur Herrſchaft gelangen laſſen. Es war unumgänglich nöthig ſich mit dem Großfürſten Thronfolger zu verſtehen, erſtens um ſeine Mitwirkung zu erlangen, und zweitens um nicht am Morgen nach dem Ereigniß als gemeiner Meuchelmörder, den man, die Früchte des Verbrechens genießend, als Opfer fallen läßt, behandelt zu werden. Es war ſchwer dieſem Prinzen, der voll guter Geſinnung und unfähig war an einem Attentat wider das Leben ſeines Vaters Theil zu nehmen, Eröffnungen zu machen. Der Graf Pahlen unterhielt den Großfürſten ohne ſich ihm zu eröffnen, ohne irgend einen Plan durchſchimmern zu laſſen, über die Angelegenheiten des Staats und theilte ihm jede dem Reiche gefährliche Extravaganz Pauls mit; dann ſchwieg er ohne irgend Folgerungen zu machen. Alexander ſenkte beim Empfange dieſer Mittheilungen ſchmerzlich ergriffen die Blicke und ſchwieg ebenfalls. Dieſe ſtummen aber ausdrucksvollen Scenen wiederholten ſich mehreremale. Man mußte ſich endlich offener erklären. Graf Pahlen machte dem jungen Fürſten zuletzt begreiflich daß ein ſolcher Zuſtand nicht länger dauern könne ohne den Sturz des Reiches nach ſich zu ziehen; und, ſich wohl hütend auf ein Verbrechen anzuſpielen, welches man Alexander nie hätte vorſchlagen dürfen, ſagte er daß man Paul abſetzen, ihm eine ruhige Zurückgezogenheit ſichern, aber um jeden Preis den Händen dieſes Monarchen die Leitung des Staatswagens entreißen müſſe, welchen er im Begriffe ſey in Abgründe zu ſtürzen.

Alexander vergoß viele Thränen, proteſtirte gegen jeden Gedanken die Herrſchaft ſeinem Vater ſtreitig zu machen, ergab ſich dann nach und nach den neuen Beweiſen der Gefahr in welche Paul in Begriff ſtand die Angelegenheiten des Staats und die

*) Die folgenden Aufſchlüſſe ſind die authentiſchſten welche man ſich über den Tod Pauls I verſchaffen kann. Die Quelle iſt dieſe: der preußiſche Hof wurde lebhaft durch den Tod Pauls I erſchüttert; er wurde beſonders empört über den Cynismus womit gewiſſe Mitſchuldige des Verbrechens, nach Berlin gekommen, ſich damit brüſteten. Auf verſchiedenem Wege und beſonders durch eine ſehr gut unterrichtete Perſon erhielt er höchſt denkwürdige Einzelheiten, welche in einem Memoire zuſammengeſtellt wurden, das man dem erſten Conſul mittheilte. Dieſe Details ſind es welche Bignon, damals Geſandtſchaftsſecretär am preußiſchen Hofe, ſich verſchaffen konnte und die er in ſeinem Werke veröffentlicht hat. Aber die geheimſten Details waren noch unbekannt geblieben, als ein ſonderbares Zuſammentreffen Frankreich in den Beſitz der einzigen glaubwürdigen Erzählung brachte welche vielleicht über den Tod Pauls I exiſtirt. Ein franzöſiſcher Emigrirter, der ſein Leben im Dienſte Rußlands zugebracht und ſich darin einen gewiſſen militäriſchen Namen gemacht hatte, (General Langeron) war der Freund des Grafen Pahlen und des Generals Benningſen geworden. Bei einem Aufenthalt mit beiden auf den Gütern des Grafen Pahlen erhielt er eines Tages aus ihrem eignen Munde die umſtändliche Mittheilung alles deſſen was in Petersburg vorgegangen war in der verhängnißvollen Nacht vom 23 auf den 24 März. Da dieſer Emigrirter mit großer Sorgfalt alles was er ſah oder hörte aufſchrieb, ſo zeichnete er auch auf der Stelle die Erzählung der beiden Haupttheilnehmer auf und einverleibte ſie den ſchätzenswerthen Memoiren die er hinterlaſſen hat. Dieſe handſchriftlichen Memoiren ſind jetzt das Eigenthum Frankreichs. Sie berichtigen ſehr viele ungenaue und unbeſtimmte Behauptungen und compromittiren übrigens die bei dieſem folgenſchweren Ereigniß compromittirten Namen nicht mehr als ſie es ſchon waren. Aber ſie geben genaue und wahrſcheinliche Details ſtatt der ſchon bekannten falſchen oder übertriebenen. Vermittelſt Vergleichung dieſer von ſo wohlunterrichteten Zeugen herrührenden Mittheilungen mit den vom preußiſchen Hofe geſammelten Angaben haben wir nun die folgende geſchichtliche Darſtellung entworfen die uns allein wirklich glaubwürdig ſcheint, vielleicht die einzige vollſtändige, welche die Nachkommenſchaft jemals in Bezug auf jene verhängnißvolle Kataſtrophe erhalten wird.

Digitized by Google

kaiſerliche Familie ſelbſt zu ſtürzen. Paul ſprach in der That davon 80,000 Mann gegen Berlin marſchiren zu laſſen, da er unzufrieden war über die Langſamkeit Preußens in dem Streit der Neutralen. Zudem verlangte er in dem Wahnſinn ſeines Hochmuths daß der erſte Conſul ihn in allen Dingen zum Schiedsrichter nehme, und daß dieſer gewaltige Machthaber mit Deutſchland, mit den Höfen von Piemont, Rom, Neapel und mit der Pforte keinen andern Frieden mache als auf der von Rußland angegebenen Baſis, ſo daß man fürchten konnte bald nicht einmal mehr in gutem Vernehmen mit Frankreich zu bleiben, deſſen Politik man ſo warm adoptirt hatte. Zu dieſen Gründen fügte Graf Pahlen noch einige beunruhigende Angaben in Beziehung auf die Sicherheit der kaiſerlichen Familie, die Paul, wie man ſagte, zu beargwöhnen beginne.

Alexander ergab ſich zuletzt, aber dem Grafen Pahlen den feierlichen Schwur abverlangend, daß man auf das Leben ſeines Vaters keinen Angriff mache. Graf Pahlen ſchwur alles was dieſer unerfahrene Sohn wollte, der glaubte daß man einem Kaiſer ſeinen Scepter nehmen könne ohne ihm das Leben zu nehmen.

Nun blieb nur noch übrig die rechten Leute zur Ausführung zu finden; denn der Graf Pahlen hatte es beim Entwurf ſeines Planes für ſeiner unwürdig gehalten ſelbſt Hand anzulegen. Er wählte ſie ſich in Gedanken aus, behielt ſich aber vor, ſie jenachdem ſie Vertrauen verdienen würden, früher oder ſpäter über die Rolle zu unterrichten welche ſie auszufüllen hatten. Als Hauptwerkzeuge der Kataſtrophe wurden die Subow, Emporkömmlinge durch die Gunſt Katharina's, auserſehen.

Graf Pahlen zog ſie erſt ſehr ſpät ins Geheimniß. Plato Subow, Katharinens Günſtling, verdiente durch geſchmeidige Rührigkeit in einer Palaſtrevolution zu figuriren. Sein Bruder Nikolaus, der ſich nur durch eine große phyſiſche Kraft auszeichnete, war würdig dabei die untergeordneten Rollen auszufüllen. Valerian Subow, ein braver und ehrlicher Soldat, Freund des Großfürſten Alexander, verdiente die Ehre der Ausſchließung aus dem Complott. Sie hatten eine mit der ganzen engliſchen Faction in Verbindung ſtehende Schweſter, welche Freundin des engliſchen Geſandten, Lord Wilworth, war und ihnen alle Leidenſchaftlichkeit der brittiſchen Politik einhauchte. Graf Pahlen bereitete ſich noch eine Menge anderer Mitſchuldigen vor, ließ ſie unter verſchiedenen Vorwänden nach Petersburg kommen, aber ohne ihnen etwas zu entdecken. Darunter war einer den er ebenfalls nach Petersburg beſtellt hatte, und an deſſen Mitwirkung er nicht zweifelte, ebenſowenig wie an ſeiner furchtbaren Thatkraft; dieß war der berühmte General Benningſen, ein Hannovrer, im ruſſiſchen Dienſte ſtehend, der erſte Officier der ruſſiſchen Armee zu dieſer Zeit, der ſpäter, 1807, in Polen ſich die Ehre erwarb den ſiegreichen Marſch Napoleons aufgehalten zu haben und deſſen Hände, die ſo würdig den Degen führten, nie hätten zum Dolche greifen ſollen.

Benningſen hatte ſich aufs Land geflüchtet, da er die Wirkung von Pauls Zorn fürchtete, deſſen Mißfallen er erregt hatte. Graf Pahlen zog ihn aus ſeiner Zurückgezogenheit, weihte ihn in das Complott ein und ſprach ihm — wenn man dem General Benningſen ſelbſt glauben darf — nur von der Abſicht den Kaiſer abzuſetzen. Benningſen gab ihm ſein Wort, und hielt es mit einer fürchterlichen Feſtigkeit.

Man hatte beſchloſſen zur Ausführung des Complotts einen Tag zu wählen an welchem das Regiment Semenurki, das dem Großfürſten Alexander völlig ergeben war, die Wache im Michaelspalaſt haben werde. Dieß mußte man abwarten. Aber die Zeit drängte, denn Paul, deſſen Krankheit raſche Fortſchritte machte, flößte täglich mehr Beſorgniſſe für die Intereſſen des Landes und die Sicherheit ſeiner Diener ein. Eines Tages ergriff er den unerſchütterlichen Pahlen am Arme und ſagte ihm ſonderbarerweiſe: „Waren Sie in Petersburg im Jahr 1762?“ (Das iſt das Jahr in welchem der Kaiſer Peter III, der Vater Pauls, ermordet worden war, um die große Katharina auf den Thron zu ſetzen). — „Ja,“ antwortete ihm der Graf Pahlen kaltblütig, „ich war da.“ — „Welchen Antheil nahmen Sie an dem was damals vorging?“ fuhr der Kaiſer fort. — „Den eines untergeordneten Officiers, der zu Pferd zwiſchen den Reihen ſeines Regiments hält. Ich war Zeuge und kein Theilnehmer bei dieſer Kataſtrophe.“ — „Nun wohl,“ ſagte Paul, indem er auf ſeinen Miniſter einen argwöhniſchen und anklagenden Blick warf, „man will heute die Revolution von 1762 von neuem beginnen.“ — „Ich weiß es,“ verſetzte Graf Pahlen ruhig, „ich kenne das Complott, ich nehme Theil daran.“ — „Was,“ rief Paul aus, „Sie nehmen Theil am Complott?“ — „Ja, aber um beſſer unterrichtet zu ſeyn und ſicherer über Ihre Tage wachen zu können.“ — Die Ruhe dieſes furchtbaren Verſchworenen zerſtreute Pauls Vermuthungen, der ſeinen Argwohn gegen ihn fahren ließ, aber darum nicht ruhiger wurde.

Ein Umſtand von faſt öffentlichem Intereſſe, wenn man einen ſolchen Ausdruck bei einem ſolchen Verbrechen gebrauchen darf, trat zu allen übrigen hinzu. Paul ließ am 23 März an Hrn. v. Krüdener, ſeinen Miniſter in Berlin, eine Depeſche ſchreiben, worin er befahl dem preußiſchen Hofe zu erklären daß, wenn dieſer ſich nicht entſchließe raſch gegen England vorzugehen, er eine Armee von 80,000 Mann an die preußiſche Gränze rücken laſſen werde. Der Graf Pahlen, der, ohne ſich bloßzuſtellen Hrn. v. Krüdener einen Wink geben wollte auf die Depeſche kein Gewicht zu legen, fügte eigenhändig die Nachſchrift hinzu: „Se. kaiſerl. Majeſtät iſt unwohl heute. Dieß könnte Folgen haben.“*)

Dieß geſchah am 23 März, dem zur Ausführung des Complotts gewählten Tage. Graf Pahlen hatte unter dem Vorwande eines Bankets die Subows, Benningſen, viele Generale und Officiere, auf welche man zählen zu können glaubte, verſammelt. Man verſchwendete Wein von allen Sorten an ſie. Pahlen und Benningſen tranken nicht. Nach dem Mahle theilte man dieſen Verſchworenen mit wozu ſie verſammelt worden. Die meiſten wurden damit zuerſt in das ſchreckliche Complott eingeweiht. Man ſagte ihnen nicht daß Paul ermordet werden ſolle: faſt alle würden vor einem ſolchen Verbrechen zurückgeſchaudert ſeyn. Man ſagte ihnen daß man ſich zum Kaiſer begeben müſſe, um eine Entſagung von ihm zu verlangen; daß man ſo das Reich von einer drohenden Gefahr befreie, und eine Menge unſchuldiger durch Pauls blutdürſtigen Wahnſinn bedrohten Häupter rette. Endlich, um ſie völlig zu überreden, verſicherte man ſie daß der Großfürſt Alexander ſelbſt, von der dringenden Nothwendigkeit das Reich zu retten überzeugt, um den Plan wiſſe und ihn billige. Jetzt ſchwankten die ſchon von Wein Berauſchten nicht länger, und mit Ausnahme von zweien oder dreien brachen ſie auf in dem Glauben daß ſie einen wahnſinnigen Gebieter abzuſetzen gingen, und nicht um das Blut eines unglücklichen Herrn zu vergießen.

Als die Nacht hinreichend vorgerückt ſchien, zogen die Verſchworenen, ungefähr ſechzig an der Zahl, in zwei Haufen getheilt aus. Graf Pahlen führt den einen, General Benningſen den andern, beide in ihrer Uniform, mit der Schärpe und dem großen

*) Dieſe Depeſche wurde dem franzöſiſchen Geſandten General Bournonville gezeigt, welcher dieſe Details unverzüglich ſeiner Regierung berichtete.

Digitized by Google

Ordensband, den Degen in der Hand. Der Michaelspalaſt war gebaut und bewacht wie eine Feſtung; aber vor den Anführern welche die Verſchworenen leiten, ſinken die Schranken, öffnen ſich die Thore. Der Haufe Benningſens marſchirt voran und wendet ſich geradeswegs zu den Gemächern des Kaiſers. Graf Pahlen bleibt zurück mit ſeiner Rotte als Hülfscorps. Dieſer Mann, der das Complott organiſirt hatte, ließ ſich zur Ausführung desſelben nicht herbei. Er war nur da um gegen unvorhergeſehene Umſtände gerüſtet zu ſeyn. Benningſen dringt vor bis zum Zimmer des ſchlafenden Kaiſers. Zwei Heiducken bewachten es. Dieſe wackern Diener, die ihm treu geblieben, wollen ihren Herrn vertheidigen. Den einen ſtreckt ein Säbelhieb nieder, der andere flieht und ruft um Hülfe. Vergeblicher Ruf in einem Palaſt, deſſen Bewachung faſt ausſchließlich den Mitſchuldigen am Verbrechen übergeben iſt! Ein Kammerdiener, der bei dem Kaiſer ſchlief, ſtürzt herbei; man zwingt ihn die Thüre zu ſeinem Herrn zu öffnen. Der unglückliche Paul hätte eine Zuflucht im Zimmer der Kaiſerin finden können; aber in ſeinem Argwohn hatte er alle Abende ſorglich die Thüre verrammelt welche zu ihr führte. Da ihm keine Zuflucht blieb, warf er ſich neben ſeinem Bette nieder und verbarg ſich hinter den Falten eines Vorhangs. Plato Subow eilt auf das Bett des Kaiſers zu, und da er es leer findet, ruft er entſetzt: „Der Kaiſer hat ſich gerettet, wir ſind verloren!“ Aber im ſelben Augenblicke ſieht Benningſen den Fürſten, nähert ſich ihm, den Degen in der Hand, und indem er ihm die Entſagungsurkunde hinhält, ſagt er ihm: „Sie haben aufgehört zu regieren, der Großfürſt Alexander iſt Kaiſer. Ich fordere Sie in ſeinem Namen auf dem Reiche zu entſagen und die Verzichtungsurkunde zu unterſchreiben. Unter dieſer Bedingung bürge ich Ihnen für Ihr Leben!“ Plato Subow wiederholte dieſelbe Aufforderung. Beſtürzt, außer Faſſung fragt der Kaiſer, was er gethan um eine ſolche Behandlung zu verdienen? „Seit Jahren haben Sie nicht aufgehört uns zu verfolgen,“ rufen die halbtrunkenen Mörder. Sie drängen ſich nun näher um den unglücklichen Paul, der loszukommen ſtrebt und ſie vergebens anfleht. In dieſem Augenblick hört man Geräuſch: es ſind die Schritte einiger zurückgebliedenen Verſchworenen. Die Mörder aber glauben daß man dem Kaiſer zu Hülfe kommen und ſtäuben auseinander. Benningſen allein bleibt unerſchütterlich dem Monarchen gegenüberſtehen und hält ihn mit der Spitze ſeines Degens zurück. Als die Verſchworenen einander erkennen, dringen ſie wieder in das Zimmer, welches der Schauplatz des Verbrechens iſt. Sie umgeben von neuem den unglücklichen Monarchen, um ihn zu zwingen ſeine Entſagung auszuſprechen. Er verſucht einen Augenblick ſich zu vertheidigen. In dem Streit wird die Lampe, welche dieſe ſchreckliche Scene beleuchtet, umgeworfen; Benningſen läuft eine andere zu holen, und als er zurückkehrt, findet er Paul unter den Streichen zweier von den Mördern den Geiſt aufgebend. Einer hatte ihm mit dem Knopf ſeines Degens den Schädel eingeſchlagen; der andere hatte ihm mit ſeiner Schärpe den Hals zugeſchnürt.

Während dieſer ganzen Zeit war Graf Pahlen draußen geblieben mit der zweiten Rotte der Verſchworenen. Als man ihm meldete daß alles geſchehen und vorüber, ließ er die Leiche des Kaiſers auf dem Bette ausſtrecken und ſtellte eine Wache von dreißig Mann vor die Thüre des Zimmers, mit dem Gebot niemanden, ſelbſt nicht die Glieder der kaiſerlichen Familie, hinein zu laſſen. Sodann begab er ſich zu dem Großfürſten Thronfolger, um ihm das ſchreckliche Ereigniß dieſer Nacht anzukündigen.

Der Großfürſt fragt, wie natürlich in großer Bewegung, den Eintretenden, was aus ſeinem Vater geworden? Das Schweigen des Grafen Pahlen läßt ihn begreifen welche traurige Illuſionen er gehegt, als er geglaubt es handle ſich bloß um eine Entſagung. Der Schmerz des jungen Fürſten war groß; er hat wie man ſagt die geheime Qual ſeines Lebens ausgemacht, denn Alexander hatte von der Natur ein gutes und edles Herz bekommen. Er warf ſich in einen Seſſel, zerfloß in Thränen, wollte von nichts mehr hören und dem Grafen Pahlen machte er bittere Vorwürfe, welche dieſer mit unerſchütterlicher Kaltblütigkeit über ſich ergehen ließ.

Plato Subow hatte den Großfürſten Conſtantin aufgeſucht, der von nichts wußte und den man lange ungerechterweiſe mit dieſer blutigen Kataſtrophe in Verbindung gebracht hat. Er lief zitternd herbei, da er glaubte daß man es auf die ganze kaiſerliche Familie abgeſehen habe, fand ſeinen Bruder in Verzweiflung und erfuhr nun was geſchehen. Graf Pahlen hatte eine mit der Kaiſerin eng befreundete Palaſtdame beauftragt ſich zu dieſer zu begeben und ihr anzukündigen welcher Trauerfall ſie zur Wittwe gemacht. Die Kaiſerin ſtürzte zu dem Gemache ihres Gemahls und verſuchte bis zu ſeinem Todbette vorzudringen. Die Wache aber hielt ſie zurück. Einen Augenblick ſich von ihrer erſten Niedergeſchlagenheit erholend fühlte ſie in ihrem Herzen neben den Regungen des Schmerzes auch die des Ehrgeizes auftauchen. Sie gedachte Katharinens, und es überſchlich ſie der Gedanke der Herrſchaft. Sie ſandte mehrere Perſonen an Alexander ab, den man zum Kaiſer ausrufen wollte, ihm zu ſagen daß ihr der Thron gehöre, daß ſie es ſey deren Regierungsantritt man verkündigen müſſe. Neue Verlegenheit, neue Qual für das zerriſſene Herz dieſes Sohnes, der im Begriffe die Stufen des Thrones zu beſteigen zwiſchen eines ermordeten Vaters Leiche und einer in Thränen aufgelösten Mutter durch mußte, welche bald ihren Gemahl, bald die Krone verlangte. Unterdeß war unter ſolchen ſchrecklichen Kämpfen die Nacht vorübergegangen; der Tag nahte, man hatte keine Zeit mehr zum Ueberlegen: es kam darauf an daß, wenn man den Tod Pauls vernahm, man auch zu gleicher Zeit die Thronbeſteigung ſeines Nachfolgers erfahre. Graf Pahlen trat zu dem jungen Fürſten: „Sie haben nun genug geweint wie ein Kind; fangen Sie an zu regieren.“ Er entriß ihn dem Schmerzensort und ſtellte ihn, von Benningſen begleitet, den Truppen vor.

Das erſte Regiment, welchem man begegnete, war das Preobraſchenskiſche. Es zeigte ſich kühl, denn es war Paul I ergeben. Die andern aber, welche den jungen Großfürſten liebten und übrigens unter dem Einfluſſe des Grafen Pahlen ſtanden, der ein großes Uebergewicht auf die Armee ausübte, nahmen keinen Anſtand zu rufen: „Es lebe Alexander!“ Das Beiſpiel fand Nachahmer, und bald war der junge Kaiſer ausgerufen und in Beſitz des Thrones geſetzt. Er kehrte heim und begab ſich dann mit ſeiner Gemahlin der Kaiſerin Eliſabeth in den Winterpalaſt.

Mit Schrecken vernahm jedermann in St. Petersburg die blutige Kataſtrophe. Der Eindruck den ſie hervorbrachte, bewies daß die Sitten des Landes ſich zu verändern begonnen, und daß ſeit 1762 Rußland den Einfluß des civiliſirten Europa empfunden habe. Zu Rußlands Ehre kann man ſagen daß, wenn es damals ſchon weit über 1762 hinaus war, es jetzt noch weiter über 1800 hinaus iſt. Man hegte ganz ehrenwerthe Geſinnungen. Man hatte Paul I und ſeine Verrücktheit mehr gefürchtet als gehaßt, denn er war nicht blutdürſtig. Die ſchrecklichen Umſtände ſeines Todes wurden augenblicklich bekannt und flößten tiefes Mitleid ein. Seine Leiche wurde dem Gebrauche gemäß ausgeſtellt, aber mit unendlicher Vorſicht, um ſeine Wunden zu verbergen. Uniformhandſchuhe bedeckten die Verſtümmelung ſeiner Hände, ein großer

Digitized by Google

Hut verhüllte ſeinen Schädel. Sein Geſicht war blau und ſchwarz, aber man ſagte er ſey am Schlag geſtorben.

Dieſe barbariſche Scene machte in Europa einen außerordentlichen Eindruck. Sie verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle nach Wien, Berlin, London und Paris. Sie brachte Abſcheu und Entſetzen hervor. Vor einigen Jahren war Paris es geweſen das die Welt durch das Schauſpiel eines Königsmords erſchüttert hatte, jetzt aber bot Paris das Schauſpiel der Ordnung, der Menſchlichkeit, der Ruhe dar, und die alten Monarchien waren es welche nun ihrerſeits der civiliſirten Welt das Aergerniß gaben. Ein Jahr vorher hatte das neapolitaniſche Königthum ſich mit dem Blute ſeiner Unterthanen befleckt, heute färbte eine Palaſtrevolution den kaiſerlichen Thron Rußlands mit Blut.

So war in dieſem vielbewegten Jahrhundert alle Welt berufen nach einander traurige Beiſpiele zu gewähren und ſeinen Feinden beweinenswerthe Argumente zu liefern! Gewiß, wenn die Völker einander Vorwürfe machen wollen, ſo haben ſie jedes in ſeiner Geſchichte genug ſich damit gegenſeitig zu beleidigen. Aber hüten wir uns ſolche Erinnerungen zu ſolchem Behuf anzuwenden. Wenn wir dieſe ſchrecklichen Details erzählen, ſo geſchieht es deßhalb weil die Wahrheit des Geſchichtſchreibers erſte Pflicht iſt, weil die Wahrheit die nützlichſte, die eindringlichſte Lehre iſt, das beſte Mittel gegen Erneuung ähnlicher Scenen; und ohne irgend ein Volk zu beleidigen, wiederholen wir es daß die Inſtitutionen noch mehr Schuld tragen als die Menſchen, und daß während man in Petersburg einen Kaiſer erdroſſelte um eine andere Politik befolgen zu können, man dagegen in London ohne blutige Kataſtrophe die Politik des Friedens an die Stelle der Politik des Krieges treten ließ, indem man einfach Addington an die Stelle Pitts ſetzte.

Die Einzelheiten der Kataſtrophe wurden bald durch die Indiscretion der Mörder ſelbſt ruchtbar. Beſonders in Berlin, deſſen Hof in naher Verbindung mit dem Petersburger ſtand, verbreiteten ſich die nähern Umſtände des Verbrechens in auffallender Fülle. Nach Berlin hatte ſich die Schweſter der Subow geflüchtet, und man wollte bemerkt haben daß ſie unruhig, beſorgt und wie in Erwartung eines großen Ereigniſſes geweſen. Sie hatte einen Sohn, welcher der Officier war den man mit der Nachricht des Regentenwechſels nach Preußen abgeſchickt hatte. Dieſer junge Mann erzählte mit der ganzen Unbeſonnenheit ſeines Alters einen Theil der Thatſachen, und brachte in Potsdam ein Aergerniß hervor das den jungen tugendlichen König von Preußen empörte. Der Hof machte dem jungen Menſchen das Unpaſſende ſeiner Aufführung bemerklich; aber dennoch entſtand daraus eine ſchwere Verleumdung. Die Schweſter der Subow hatte freundſchaftliche Beziehungen zu dem engliſchen Geſandten, Lord Withworth, der kurze Zeit nachher in Paris auftrat und dort eine bedeutende Rolle ſpielte. Der Tod des Kaiſers Paul war für die Engländer ein ſo großer Vortheil, er vervollſtändigte ſo ſchön den halben Sieg von Kopenhagen, daß die gemeine Meinung in Europa das Verbrechen ohne Anſtand der brittiſchen Politik zuſchrieb. Die Beziehungen des engliſchen Geſandten zu einer bei der Ermordung Pauls ſo ſchwer compromittirten Familie gaben dieſer Verleumdung neue Wahrſcheinlichkeit, und neue Beweiſe bei allen denjenigen welche in den Ereigniſſen nähere natürliche und allgemeine Urſachen ſehen wollen.

Und doch war keine jener Vermuthungen begründet. Lord Withworth war ein rechtſchaffener Mann und unfähig ſich an einem ſolchen Attentat zu betheiligen. Sein Cabinet hatte ſeit einigen Jahren Handlungen begangen die freilich nicht zu rechtfertigen ſind, und beging bald darauf andere die es noch weniger ſind; aber über den Tod des Czaaren war es ebenſo erſtaunt wie das übrige Europa. Und doch vermochte der erſte Conſul ſelbſt, trotz der hohen Unparteilichkeit ſeines Urtheils, nicht allen Argwohn von ſich abzuwehren, und er verbreitete ihn noch mehr durch die Weiſe wie der Moniteur den Tod des Kaiſers Paul verkündete: „Der Geſchichte bleibt es überlaſſen,“ ſagte das officielle Blatt, „das Geheimniß dieſes tragiſchen Todes zu entſchleiern und auszuſprechen, welches die eigenſüchtige Staatsklugheit in der Welt iſt die eine ſolche Kataſtrophe hervorgerufen hat .....“

Die Synodalverfaſſung in der proteſtantiſchen Kirche.

Eine Lebensfrage für Kirche, Staat und Wiſſenſchaft.

Vom Neckar. Es gibt ein zweifaches Freiheitsverlangen: das eine will daß die Perſonen, das andere daß die Dinge zu ihrem Recht kommen; jenes ſpricht für jeden einzelnen als ſolchen die Befugniſſe der Heroen an, es poſtulirt daß alle Individuen gleichweiten Spielraum haben zur Bewegung ihrer Ideen oder ihrer Einfälle, ihrer Laune oder ihrer ſittlichen Thätigkeit; dieſes faßt die größeren Kreiſe ins Auge darinnen das menſchliche Leben ſich gliedert, ordnet, vorwärts bewegt, und will daß der Einzelne in ihnen, durch und für ſie etwas ſey, eben darum aber daß ſie zu naturgemäßer Anerkennung und Ausdehnung gelangen. Sichtbar geht die Richtung der Zeit dieſer Seite entgegen. Die Nomadenfreiheit fängt an um den Ruhm des alleinigen Geltens zu kommen, die Geiſter ſuchen ſich zu ſammeln, anzuſiedeln, man ſehnt ſich nach gemeinſamer Heimath. Doch man ſehnt ſich nicht danach um ruhen und einſchlafen zu können, die Freiheit welche die Periode der Aufklärung geweckt, ſoll nicht verloren ſeyn, ſie ſoll den Weſenheiten zu gut kommen: organiſirte, um Lebensmittelpunkte geſammelte Freiheit, weniger als Gegenſatz denn als Verklärung und Conſolidirung der individuellen, atomiſtiſchen, flüchtigen Freiheit iſt das Bedürfniß unſerer Zeit.

Digitized by Google

Als eine Kundgebung dieſes Zeitbedürfniſſes muß man auch das Verlangen nach Synodalverfaſſung der evangeliſchen Kirche anſehen, welches allerwärts, wo es noch nicht berückſichtigt iſt, in unſerm deutſchen Vaterlande laut zu werden angefangen hat. Das Recht dazu liegt in der Kirche ſelbſt, iſt im Princip überall, zum Theil auch, wie z. B. in Württemberg, durch die Landesverfaſſung anerkannt. Aber es hat eine Zeitlang geſchlafen, oder iſt nur auf formelle Weiſe geltend gemacht worden. Nunmehr iſt es durch äußere und innere Antriebe aufgeweckt, und hoffentlich ſo daß es wach, lebendig und beharrlich bleiben ſoll. Hiefür die Ueberzeugungen zu gewinnen, wo dieß noch nöthig wäre, und die vorhandenen zu befeſtigen, iſt die Abſicht der nachfolgenden Bemerkungen.

Fürs erſte muß aufrichtig bekannt werden daß an dem jetzt wachgewordenen Intereſſe für freiere ſelbſtändige Verfaſſung der evangeliſchen Kirche die katholiſche nicht wenig Schuld oder Verdienſt hat. Die Angriffe welche wir von dieſer Seite erfahren mögen uns ſchmerzen, wir können meinen unbrüderlich behandelt und in mancher gutmüthigen Zuverſicht getäuſcht zu ſeyn; aber verſetzen wir uns in die Anſchauungsweiſe eines katholiſchen Bewußtſeyns, ſo werden wir billig werden in unſerm Urtheil. Dem Katholiken muß es äußerſt ſchwer ſeyn Religion, Chriſtenthum, Kirche da vorauszuſetzen und anzuerkennen, wo, wie bei uns, ſo faſt gar kein ſichtbarer Organismus des Religiöſen vorhanden iſt, und wenn er die bunte Miſchung der Lehren und Gebräuche betrachtet, hört welche Meinungen bei uns in Schriften und Hörſälen verkündigt werden, ſo liegt ihm nahe zu wähnen mit dem Proteſtantismus ſey es aus, und er iſt in Verſuchung die Rechte zu vergeſſen welche die Kirche des Evangeliums ſich in manchem ſauren Streit erworben hat, weil er an dem Daſeyn der Perſon zweifelt zu welcher jene Rechte gehören. Wir wollen nicht behaupten jenſeits ſeyen auch nicht einmal Einzelne welche weiter ſehen, oder dieſe würden aufhören anzugreifen, wenn die evangeliſche Kirche kräftiger daſtände; aber das iſt gewiß, die Mehrzahl der Gegner betrachtet die evangeliſche Kirche als ein Aggregat glaubensuneiniger und glaubensloſer Leute, als ein lockeres Gebäude auf welches nur noch etliche Stöße zu führen ſeyen um es ganz einzuſtürzen. Darum begreifen ſie es auch nicht daß doch dieſe Kirche hie und da ſich um Recht und Ehre wehrt, und ſind geneigt dieß mehr auf Rechnung einiger Eigenſinnigen zu ſchreiben, denn als ein Lebenszeichen der Kirche ſelbſt gelten zu laſſen. Nun behaupten wir, und nicht aus bloßer Vermuthung, ſondern durch Erfahrung gedeckt: die große Zahl der Mißverſtehenden und aus Mißverſtand Angreifenden in der andern Kirche wird uns gegenüber andern Sinnes, ſobald ſie unſere Kirche in organiſirter Freiheit ſtehen ſieht, ſobald ſie von dem religiöſen, chriſtlichen Leben in unſerer Kirche auf eine für ſie verſtändliche Weiſe Kunde erhält. Jetzt erfahren die Katholiken von uns meiſt nur das Schlimme und das Unkirchliche: unſere Erbauungsbücher leſen ſie natürlich nicht, was etwa ihre Theologen von den unſrigen entlehnen, können ſie nicht wiſſen, ſo bleibt faſt nur übrig was die Tagesblätter von Scandal in unſerer Mitte berichten, und was dann ſchnell auf Rechnung unſerer Kirche geſchrieben wird. Offenbar müßte das Urtheil und danach auch das Verhalten ſich ändern, wenn unſere Kirche in den Stand geſetzt würde durch freie Vertretung ſich ſelbſt vor andern darzuſtellen wie ſie iſt und was ſie hat und will, wenn namentlich auch den gegenwärtigen Angriffen gegenüber ſie durch geſetzliche Organe ausſprechen könnte wie ſie davon berührt werde. Die Katholiſchen haben geſprochen: laſſe man die Evangeliſchen auch ſprechen; und wie jene durch ihre geiſtlichen Leiter, ſo müſſen naturgemäß dieſe durch die Diener und Betrauten der Gemeinden ſich ausſprechen. Wir wollen hier, zum Beweis daß es ſich durchaus nicht bloß um Recht und Gleichheit der Confeſſionen handle, wiewohl dieß ſelbſt auch ohne Zweifel eine Lebensfrage für Deutſchland iſt, nur dieß Eine anführen: durch die paſſive Aſſiſtenz des katholiſchen Geiſtlichen wird eine Gattung von Ehen eingeführt, welche nach proteſtantiſchen Begriffen über die Nothwendigkeit der Einſegnung keine Ehen im vollen Sinne ſind; im Grunde ſind ſie es auch nicht nach katholiſchen, denn ob ſie wohl für wirkliche erklärt werden, ſo ſind ſie doch ſchon durch die Form der Eingehung mißbilligt, und ein mißbilligtes Wirkliche iſt nur halbwirklich. Solche Ehen werden Anlaß entweder zu Gewiſſensbeunruhigungen oder, was noch ſchlimmer, zur Gleichgültigkeit und zum Sichlosſagen zugleich von weſentlichen Beſtandtheilen der Religion. Iſt es wünſchenswerth daß wir die Hand bieten zu ſolchen Ehen, zumal in unſerer Zeit, wo das Inſtitut der Ehe ohnedem ſo ſehr bloßgelegt iſt zum großen Schaden der Geſellſchaft? Und wenn auch die Geiſtlichen unſerer Kirche ſich darüber wegſetzen, daß ſie die Gutgenug zu der von den katholiſchen verweigerten Einſegnung werden ſollen, wenn man bei Seite läßt wie die katholiſche Einſegnung das Mittel numeriſcher Uebervortheilung werden muß, kommen nicht noch weit wichtigere, das Weſen der Religion ſelbſt und die Sittlichkeit in ihrem innerſten Grunde berührende Punkte zur Sprache? Ueber dieſes alles iſt nothwendig daß aus der Mitte der evangeliſchen Kirche freie und offene Stimmen laut, daß die Gemeinden ſelbſt durch Vertreter aus dem geiſtlichen und Laienſtande gehört werden; wir haben ſonſt keine ausreichende Bürgſchaft daß für Recht, Ehre und Gewiſſen geſorgt ſey.

Es iſt zwar nur Eine Seite der Sache, wenn wir auf das gegenwärtige Verhalten der andern Confeſſion gegen die unſere das Verlangen nach einer freien Vertretung der evangeliſchen Kirche gründen. Weil aber dieſe Seite jetzt eben beſonders wichtig geworden iſt, ſo muß noch auf einen damit zuſammenhängenden Punkt aufmerkſam gemacht werden. Nicht bloß bei Gegnern, ſelbſt bei minderunterrichteten Angehörigen unſers Bekenntniſſes trifft ſich häufig die Meinung an daß die Angelegenheiten der Proteſtanten gänzlich zur Verfügung der Regierungen ſtehen, dieſe können vorſchreiben was ſie für gut halten, alſo auch wie für die Kirche ſorgen, ſo im Namen der Kirche nachgeben und Zugeſtändniſſe machen; thun ſie dieß nicht, ſo wollen ſie eben nicht, und es ſey ihnen allein zuzuſchreiben. Wer ſieht nicht daß hiedurch eine proteſtantiſche Regierung in höchſt ſchwierige Stellungen kommen kann. Sie ſelbſt hat unmittelbar den Haß zu tragen, wenn ſie feſt bleibt; die Feinde des Proteſtantismus werden auch ihre Feinde, der Kampf wider uns wird unter der Hand ein Kampf wider die Regierung, daher dann das Beſtreben mit andern, völlig auf dem andern Extreme ſtehenden Parteien, wenn dieſe nur auch gegen die Regierung in Oppoſition ſind, in Bundesgenoſſenſchaft zu treten. Das liegt offen vor. Daſſelbe Verhältniß muß aber auch in den der Oeffentlichkeit entrückten diplomatiſchen Beziehungen zu Mißſtänden führen. Denken wir uns eine größere Macht, eine katholiſche etwa, möglicherweiſe aber auch eine proteſtantiſche, welcher viel daran läge daß das Zerwürfniß wegen der gemiſchten Ehen möglichſt bald beigelegt wäre, in der guten Abſicht den Frieden Deutſchlands aufrecht zu erhalten, ſo wird eine ſolche von derjenigen Regierung, welche Nachgiebigkeit nicht für das ſicherſte Mittel hielte, als politiſchen Freundſchaftsdienſt verlangen, was dieſe nicht gewähren kann, und wird dem Mangel an Nachgiebigkeit in einer religiöſen Angelegenheit auch bei andern fernerliegenden Angelegenheiten Rechnung zu tragen verſucht ſeyn. Hier

Digitized by Google

kommt dann die politiſche Selbſtändigkeit in eine Frage mit hinein, mit welcher ſie in erſter Linie wenigſtens nicht zuſammenhängen ſollte. Wie ganz anders aber, wo die evangeliſche Kirche eine freie Vertretung hat! Hier ſpricht die Synode den Sinn der Gemeinden aus, aus welchen ſie hervorgegangen iſt. Sagen dieſe ja, ſo iſt es nicht die Regierung welche nach- und ein Recht aufgibt. Sagen ſie nein, nun ſo iſt eben hier ein Hinderniß, von welchem eine Regierung ſo wenig Schuld trägt, als davon daß — zwiſchen Raſtatt und Ulm die Alp liegt. Es wäre wohl bequemer für Deutſchland zwiſchen ſeinen Feſtungen ebenes Eiſenbahnterrain zu haben, aber die Natur hat's anders wollen, ſie wird wiſſen warum, und wir wiſſen auch wozu ſonſt unſere Berge gut ſind. Ebenſo wäre für Deutſchland bequem, wenn alle Einen Sinn hätten in politiſchen und religiöſen Dingen. Es iſt aber noch nicht ſo, und auch das wird ſeine Urſachen haben. Was nun in der Natur die Berge ſind, das ſind in der ſittlichen Welt — die Willen: Hinderniſſe des bequemen Fortkommens, aber würdige Aufgaben für Nachdenken und Beharrlichkeit, und daneben haben ſie das Gute daß ſie nicht leiden gar zu ſchnell und oberflächlich eben und ſicher zu werden. So lange der Wind ſo ſtark von jenſeits der großen Berge weht, ſollte man froh ſeyn wenn er bei uns nicht über lauter ebenes Land gehen kann, und gegen einen fremden Willen muß man den einheimiſchen in die Höhe kommen laſſen.

Wo die Meinung beſteht daß über proteſtantiſche Angelegenheiten die proteſtantiſchen Regierungen willkürliche Verfügung haben — eine Meinung welche, obzwar an ſich unrichtig, an dem Mangel freier Kirchenverfaſſungen Halt beſitzt, da werden ſolche Regierungen bei religiöſen Zerwürfniſſen viel zu ſehr unmittelbar betheiligt, als daß nicht Verlegenheiten daraus entſtehen müßten gegenüber von Auswärtigen ſowohl als ganz beſonders in gemiſchten Ländern gegenüber den Angehörigen des andern Bekenntniſſes. Iſt aber die evangeliſche Kirche durch eine freie Vertretung zum Ausſprechen ihres Sinnes und Willens befähigt, ſo ſteht die Regierung auch unbefangen und unangefochten da, das Nachgeben im Streit erſcheint dann nicht als Schwäche, und das Beharren muß dann eben angeſehen werden wie ein Naturhinderniß, für welches die Regierenden nirgends verantwortlich ſind. So daß wir nun wohl ein Recht zu der Behauptung haben: durch eine Synodalverfaſſung erhalten nicht bloß die Intereſſen der evangeliſchen Kirche ihren ſichern Schutz, ſondern die freiere Stellung der Kirche muß auch die Intereſſen der proteſtantiſchen Regierung ſelbſt mit ſichern helfen.

Aber, wird man von einer gewiſſen Seite her einwenden, das ſey ein kluger Rath nur zum eigenen Vortheil derer die nun auch in der proteſtantiſchen Kirche hierarchiſche Wünſche hegen: „ihr Freunde der Synodalverfaſſung, verſprechet den Regierungen eine ſicherere Stellung gegen die Angriffe der Ultramontanen, jedoch um den Preis ihrer bisherigen Gewalt über die Evangeliſchen; dabei würdet nur ihr gewinnen, die Regierungen aber nichts, weil ſie, was auf der einen Seite etwa mehr, auf der andern um ſo weniger hätten. Ihr wollt den Landesherren durch eine geſchickte Wendung ihren Biſchofsmantel ausziehen, und was wird die Folge ſeyn? Daß ihr euch nun in die angemaßte Gewalt theilet, ein neues Pfaffenregiment einführt, und unter dem Vorgeben eines ſelbſtändigeren Auftretens nach außen über die Angehörigen eurer eigenen Kirche eine unerträgliche Tyrannei, durch welche die Gewiſſen und die Wiſſenſchaft niedergehalten würden, ausübt.“

Wir wollen dieſe Einwürfe der Reihe nach beantworten, und fordern jeden Leſer auf uns mit allem möglichen Mißtrauen nachzurechnen.

Fürs erſte ſey darauf aufmerkſam gemacht daß eine Regierung, die einen Theil ihrer bisherigen Gewalt abgibt, nur dann gewiß verliert, wenn dieſer Theil außer Landes fällt. Unter welchen Verhältniſſen und wo dieß geſchehen könnte, wollen wir hier nicht benennen; mit der evangeliſchen Kirche einmal gewiß nicht. Ihrer Natur nach ſteht bei uns jede Landeskirche gegenüber von Auswärtigen weder in irgend einer Abhängigkeit, noch in ſolcher Verbindung die ans Politiſche auch nur im geringſten anſtreifte. Es ſind bloß geiſtige Beziehungen und Anregungen die ſich gegenſeitig austauſchen; Befehle erhalten wir weder von ſichtbaren noch unſichtbaren Obern aus der Fremde. Wird unſere Kirche durch größere Freiheit in ihrer Verfaſſung geſtärkt, ſo kann dieſer Zuwachs an Macht nimmermehr das Land ſelbſt ſchwächen; was an moraliſcher Kraft gewonnen wird, bleibt Eigenthum des Vaterlandes. Aber die Regierung? Wir fragen dagegen: verlangt denn die evangeliſche Kirche politiſchen Einfluß? Kann ſie ihn ihrer Natur nach verlangen? Und könnte ſie ihn brauchen, wenn ſie ihn erhielte? Wir wollen ja nicht daß die Synode Pfarreien beſetze, Superintendenten ernenne und den Conſiſtorien Befehle ertheile, ſie ſollen nicht als herrſchende Gewalten ſich neben einen Thron ſtellen; aber was Lehre, Gottesdienſt, Zucht, die eigenſten Angelegenheiten der Kirche betrifft, da ſollen ſie ausſprechen was der Gemeinden chriſtlicher Sinn ſey, was nicht, und den Regierungen bleibe volle Gewalt — um der Kirche ſelbſt willen, welche durch Selbſtherrſchen immer verliert — zu ſanctioniren oder nicht. Hierdurch kann offenbar keine Regierung geſchwächt werden; im Gegentheil iſt ſie auch in kirchlichen Dingen deſto ſtärker, wenn ſie nichts thut als wovon ſie durch die freien Vertreter der Kirche vergewiſſert iſt daß es die Ueberzeugungen der Gemeinden und der Gläubigen Gebete für ſich habe. Und wie eine Regierung auf dieſem Wege das Vertrauen der Regierten gegen ſie gewinnt, ſo wächst durch vernünftige Freiheit das Vertrauen der Regierten auch zu ſich ſelber, mithin tritt eine Vermehrung der moraliſchen Kraft im Volk ein, und mittelbar bereichert ſich alſo auch die Regierung mit demjenigen was ihre Selbſtändigkeit ſtützen hilft; denn es ſind ja nicht bloß die financiellen Werthe, auch nicht die ſtaatswirthſchaftlichen Productionskräfte, ſondern eben ſo gewiß auch das moraliſche Gewicht das ein Volk hat, was ſeine Geltung unter den andern beſtimmt. Und wie es zum Reichthum einer Regierung nicht weſentlich iſt daß ſie gerade ſelbſt alle vorhandenen Güter habe und bewirthſchafte, vielmehr wachſen dieſe in den Händen von Privaten ſicherer, wenn nur für den Fall des Bedarfs ein lebendiger Gemeinſinn ſeine Opfer willig auf den Altar des Vaterlandes niederlegt, ſo wird auch die moraliſche Kraft einer Regierung durch die relative Freiheit welcher die verſchiedenen ſittlichen Lebenskräfte ſich erfreuen, nur erhöht werden. Bevormundung erſchlafft; kommen dann Fälle wo man muthige Leute nöthig hätte, ſo ſind keine da: denn der Muth wächst nicht über Nacht, und man kann die Freiheit nicht befehlen, wie man den ſchweigenden Gehorſam befiehlt; aber darauf kann man zählen daß alle diejenigen freudig für das ganze Gemeinweſen einſtehen welche innerhalb des großen Ganzen ihren eigenen Kreis der Freiheit gefunden haben. Es iſt alſo bei einer freien Vertretung der Kirche für eine proteſtantiſche Regierung keinerlei Gefahr des Verluſtes zu beſorgen, im Gegentheil muß dieſe durch Geben ſelbſt reicher werden, vorausgeſetzt natürlich daß jene Vertretung auf eine Weiſe geſchehe wodurch nur ſolche die wirkliches Intereſſe haben, zu Wort kommen: denn das weiß man leider nur zu wohl daß eine Vertretung durch geiſtig Unintereſſirte überall eben nichts anderes iſt als eine weitläufigere, koſtſpieligere Art zu regieren.

Digitized by Google

Die evangeliſche Kirche iſt ohne politiſche und diplomatiſche Beimiſchung, darum kann ihr freies Bewegen keine Hemmung der politiſchen Gewalt, ſondern nur eine Urſache des Wachsthums für die moraliſche Kraft eines Landes, folglich auch ſeiner Regierung werden.

Dieß führt uns aber nun auf den zweiten in der Reihe der Einwürfe, den aus dem biſchöflichen Recht der Landesherren genommenen. Ihm gemäß erſcheint das Verlangen nach einer Synodalverfaſſung als eine Zumuthung an die Regenten ein Kleinod aus ihrer Krone zu brechen und dahinzugeben. Aber das iſt bei jeder auch politiſchen Verfaſſung ſo: ein Regent, der etwa eine unumſchränkte Regierung geerbt hat und dann mit ſeinem Volke zu einem verfaſſungsmäßigen Verhältniß ſich verträgt, vergibt auch von dem was er ſein Eigenthum nennen konnte: in den Augen ſolcher die nur grob ſehen, iſt er ärmer geworden, er hat nicht mehr alles Können in der Hand wie eine Sache des Privateigenthums, in der That jedoch iſt er reicher und mächtiger, die Gewalten im Staat laufen alle zuletzt wieder in der Krone zuſammen, und werden hier allerdings nicht mehr durch Kitt und Niethen feſtgemacht, ſondern durch Freiheit in der Höhe erhalten; ein conſtitutioneller Regent beſitzt ſie nicht im rohen Naturzuſtand wie ein Despot, ſondern vermittelt und verklärt. Sollte ein Gleiches nicht auch bei der Kirchengewalt ſtattfinden müſſen? Oder ſollte das was ſeiner innerſten Natur nach Sache der Freiheit iſt, frei zu laſſen am bedenklichſten ſeyn? Aber man bedenke erſt die Unſicherheit des Rechtstitels auf welchen jener Einwurf ſich gründet. Das Epiſkopat der Landesherren iſt weder Lehre der Schrift noch der ſymboliſchen Bücher, es iſt kein Glaubensartikel, ſondern dieſer Ausdruck für ein factiſches Verhältniß iſt rein bloß eine Erfindung der Juriſten, dazu ein ſolcher dem ſich noch andere Ausdrucksarten mit gleichem oder größerem Recht an die Seite ſtellen, er hat nur dieſen einzigen Werth daß er die poſitive Bezeichnung iſt für den negativen Satz daß die katholiſchen Biſchöfe über evangeliſche Landesbewohner keine kirchliche Jurisdiction haben; denn offenbar paßt der geiſtliche Name Biſchof nur da wo auch geiſtliche Functionen ausgeübt, d. h. nach proteſtantiſchen Begriffen, wo gepredigt, Sacrament und Schlüſſel verwaltet werden. Juriſten haben den Namen erfunden, Theologen und andere haben ihn mißbraucht, um den Fürſten einzureden daß ſie als Biſchöfe verbunden ſeyen die reine Lehre durch Gewalt zu ſchützen und die Irrlehrer auszutreiben; und man gebe wohl acht, wenn neuerdings wieder Einzelne für den Namen ſtreiten, ob nicht bei ihnen unevangeliſche Wünſche für gewaltſame Aufrechterhaltung der Lehre zugleich mit ſich hören laſſen. Der Biſchofstitel der Landesherren iſt weder ein dogmatiſcher noch liturgiſcher, ſondern nur ein kirchenrechtlicher, und auch hier gehört er nicht zu den Fundamentalſätzen, ſondern der Doctrin an, mit welcher er wechſeln und ſich verlieren kann. Darum wird ein aufrichtiger Freund der Kirche und des Throns nicht billigen können, wenn — von Schmeichlern nichts zu ſagen — den Regenten ihr Epiſkopat ins Gewiſſen geſchoben und ihnen ſomit eine Stellung zu der Kirche anzuweiſen geſucht wird, welche ſie nach den klarſten Ausſprüchen der Schrift über das Reich Chriſti nicht haben können. Und wenn vollends einer kommt und uns beweiſen will daß es am ſicherſten ſey den Biſchofsſtuhl allem Unterthanenehrgeiz ferne zu rücken, und nur ſolchen zu überlaſſen welche um ihn einzunehmen vielmehr von einem Thron herabſteigen müſſen, den wollen wir fragen, ob denn das geiſtliche Regieren etwas Geringeres ſey als das weltliche, und wenn auch, ob er nicht wiſſe daß der Ehrgeiz in mehr als einer Richtung ſich bewegen könne, nicht bloß von unten nach oben, ſondern auch von oben nach unten und nach der Seite hin, und ihm endlich einfach ſagen daß das beſte Mittel wider allen auf- oder abſteigenden biſchöflichen Ehrgeiz ſey ſich die Einbildung aus dem Sinn ſchlagen, als ob die evangeliſche Kirche Deutſchlands überhaupt Biſchöfe hätte. Will man dann beſorgen es möchte den evangeliſchen Landesherren mit dem Biſchofsnamen zugleich ihr Intereſſe und religiöſer Eifer für die Wohlfahrt der evangeliſchen Kirche genommen werden, ſo bedenke man doch daß jenen in dem Recht der Schutzherrlichkeit wahrlich ſittlicher Antrieb genug übrig bleibt das Beſte der ihnen anvertrauten Gemeinſchaft wahrzunehmen, gleichwie ja auch, um ein Beiſpiel von einer andern Seite des öffentlichen Lebens herzunehmen, ein Regent für Gewerbe ſich aufs thätigſte intereſſiren kann, obgleich niemand einfallen wird dieſes Intereſſe für geſicherter zu halten, wenn er die Obmannſchaft über die einzelnen Gewerbe an ſich nahme. Ja wir müſſen noch weiter gehen, und geradezu behaupten daß die kirchenrechtliche Fiction des landesherrlichen Epiſkopats vielmehr ein Hinderniß für die naturgemäße Entwicklung der evangeliſchen Kirche faſt nothwendig werden muß. Was dieſer Kirche bei ihrem Anfang feind geweſen iſt, was einem eigenthümlichen Zweig der evangeliſchen Kirche, der engliſchen Epiſkopalkirche, als beſtändiges Hemmniß anklebt — die Hierarchie, das kann unmöglich auch bei uns und jetzt ein Mittel zum Weiterkommen ſeyn; der biſchöfliche Titel aber iſt ein hierarchiſcher, und wenn auch gleich in der Praxis kein hierarchiſcher Pomp damit verbunden zu ſeyn pflegt, ſo iſt doch die ganze Stellung der Kirche von Anfang an eine ſchiefe, ſobald innerhalb ihrer ein menſchliches Oben angenommen wird; ganz abgeſehen davon daß die Epiſkopalrechte dann doch wieder durch ſolche Mittelsperſonen ausgeübt werden müſſen, welche nur das Staatsintereſſe wahrzunehmen berufen ſind, ſo daß zwiſchen Biſchof und Kirche eine unmittelbare Berührung in der Regel nicht einmal ſtattfindet, und dieſe auch in ſolchen Beziehungen weltlich regiert zu werden Gefahr läuft, welche ihrer innerſten Natur nach eine ganz andere Behandlung verlangen. Was aber der Kirche nicht gut iſt zu leiden, das kann auch den Regierenden nicht gut ſeyn ihr zu thun, wie denn die Erfahrung lehrt daß Regierungen ſich durch ſolche Maßregeln am meiſten bloßſtellen welche, obwohl gut gemeint, ſich in das ſpecifiſche Gebiet des kirchlichen Lebens nach Art des weltlichen Verwaltens einlaſſen. Es iſt nur ein Schein, wenn man ſagt gerade hiegegen ſchütze der Name Biſchof; im Gegentheil er verleitet dazu, denn indem er hierarchiſcherweiſe die freie Vertretung und Selbſtändigkeit der Kirche ausſchließt — Epiſkopat und kirchliche Unſelbſtändigkeit der Gemeinden gehören wenigſtens factiſch zuſammen, und der Begriff des Epiſkopats wird da vorangeſtellt, wo man auf das Moment des Gehorſams einſeitig allein Werth legt, und vergißt daß Freiheit das andere ebenſo weſentliche Moment jeder lebendigen Ordnung iſt — indem er zugleich das Verhältniß zwiſchen Regierung und Kirche als ein innerhalb der Kirche ſelbſt ſich bewegendes, unter Berufung auf die Autonomie der Kirche auch der Fürſprache der Volksvertretung entzieht, ſo kann es, wofern nicht die Perſönlichkeit des Regenten dem Schaden begegnet, nicht anders kommen als daß eben die Kirche als ein Zweig der Adminiſtration behandelt wird, weil es lediglich Adminiſtrativbehörden ſind, durch welche die kirchlichen Angelegenheiten ihren Weg von unten nach oben und von oben nach unten nehmen müſſen. Sollen wir ehrlich ſagen was es mit dem Epiſkopat bisher für eine Bewandtniß gehabt habe, ſo iſt es dieſe: miniſterielle Regierung der Kirche ohne miniſterielle Verantwortlichkeit, der Biſchofsmantel eine Decke für willkürliche Adminiſtration nicht der Regenten, ſondern der Beamten, und wir wagen zu behaupten daß

Digitized by Google

dieſe Form des proteſtantiſchen Kirchenregiments ein Hauptanſtoß für die Angehörigen der Schweſterkirche ſey, und daß, würde er hinweggeräumt und würde die evangeliſche Kirche zu ſelbſtandigerer Entfaltung ihres Lebens gelangen, dann auch nicht bloß ſolche die ihr durch Geburt und Erziehung zugehören, eifrigern Antheil an ihrem Schickſal nehmen, ſondern überhaupt ein reichlicheres Zuſtrömen der Geiſter zu uns herüber ſtattfinden würde. In der katholiſchen Kirchenverfaſſung ſind zwar die einzelnen Perſonen gebunden, aber die Sache ſelbſt iſt frei, die Religion hat wenigſtens gegen außen ihren ſelbſtandigen Lebenskreis, in unſerer Kirche ſind die Perſonen freier, aber die Sache iſt gebunden an fremdartige Verhaltniſſe; ehe dieſe Bande gelöſt ſind, wird unſere Kirche nie ihrem Beruf genügen, dem weltgeſchichtlichen Beruf: Deutſchland vom Ausland innerlich frei zu machen.

Mit dem Biſchofsmantel würden proteſtantiſche Landesherren ſonach ein Gewand ablegen, das ſie eigentlich niemals wirklich angehabt, ſie würden einem Namen entſagen der für den Glauben der evangeliſchen Kirche von ganz keiner Bedeutung iſt, und nur dazu dient die Beziehungen zwiſchen Kirche und Obrigkeit zu beiderſeitiger Gefahr in eine ſchiefe Stellung zu bringen, dahingegen den Regenten nicht nur vermöge ihres Aufſichtsrechts, ſondern als Schutzherren der Kirche alles vollſtändig bleibt was ſie ſowohl zur Wahrung des Staats als zum Beſten der Kirche von Macht und Anſehen nöthig haben, und ihnen dazu noch aus einer freier ſich bewegenden Kirche ebenſo gewiß ein Gewinn werden muß, als freie bürgerliche Einrichtungen den Glanz ihrer Krone erhöhen helfen. Denn auch das Kirchenregiment wie jede andere Ordnung wird durch vernünftige Freiheit nicht geſchwacht, ſondern gehoben.

Nun müſſen wir aber noch die letzte Einwendung und Beſorgniß ins Auge faſſen — die Furcht vor Beeinträchtigungen der Gewiſſen und der Wiſſenſchaft durch die in Synoden mit größerer Kraft auftretende Kirche.

Zwar von „Pfaffenregiment" kann die Rede nicht ſeyn. Im Gegentheil, Synoden, d. h. ſolche Verſammlungen in welchen die Gemeinden mitvertreten werden, ſind das ſicherſte Mittel gegen das Pfäffiſche, und dieſes kommt nur da auf wo die Gemeinden kirchlich rechtlos ſind, durch eine Synodalverfaſſung aber werden vielmehr die Geiſtlichen aus ihrer iſolirten Höhe herniedergezogen und kommen weit eher in eine Art Abhangigkeit von dem Laienſtand; zwar kräftige Perſönlichkeiten finden hier freieren Spielraum, aber der Stand als Stand tritt zurück. Und dieß iſt ein Vorzug. Allgemeine Intereſſen werden nie gut von einem einzelnen Stand vertreten, und wie eine Abgeordnetenkammer, bloß aus Beamten zuſammengeſetzt, etwas trauriges wäre, ſo faſt noch mehr eine Synode aus lauter Geiſtlichen. Die Geſchichte zeigt uns: aus den Synoden des Klerus iſt die Alleinherrſchaft Roms hervorgegangen. Es wäre gegen alle evangeliſchen Grundbegriffe, zu meinen unſere Geiſtlichen ſeyen die Vertreter der Kirche; ſie ſind ihre Diener und nur ſoweit zu Mitvertretern geſchickt, als Kenntniß und Intereſſe ihnen zur Seite ſtehen, ſie bedürfen aber gar ſehr des Beitritts tüchtiger Laien ſchon wegen der Einſeitigkeit die jeder Einzelberuf mit ſich bringt, und welche namentlich bei der Behandlung von Geſchäften ihnen angefühlt wird. Man weiß daß in evangeliſchen Synoden manche Laien großen Eifer zeigen, wie überhaupt durch jene der Laienſtand zu lebhafterem Intereſſe an kirchlichen Angelegenheiten geweckt wird.

Aber gerade dieſes iſt es was Manche fürchten: die Pietiſten, ſagen ſie, würden ſich herzudrängen, eine engherzige Glaubens- und Lebensanſicht den Sieg davon tragen. Allerdings, wo Freiheit waltet, kommen die ſich Regenden, die Eifrigen in die Höhe, und dieß iſt ganz billig daß nicht die Schlafenden, ſondern die Wachen es gewinnen. Aber wer heißt euch ſchlafen? Erhebet euch, werdet eurer Grundſätze bewußt, ſprechet ſie aus, ſo wird ſich zeigen ob ſie Einfluß finden und verdienen. Aber wer freilich immer nur das Unvollkommene an Anderer Treiben bekrittelt, wem nichts recht iſt was gethan wird, während er ſelbſt gar nichts thut, der ſoll auf Geltung verzichten im Kreiſe einer freien Bewegung. Der Pietismus iſt jedoch nur zu fürchten wenn ſeine Einſeitigkeiten obenan kommen, und dieß geſchieht viel leichter da wo das kirchliche Leben in Unfreiheit gehalten iſt; wo aber durch den ganzen Organismus der Kirche der Hauch der Freiheit weht, vermag ſich das Trübe, Engherzige nicht mehr oben zu halten, und was etwa Vetterſchaftliches am Pietismus iſt, das muß ſich zu reineren Formen der Verbindung verklären oder zu Boden ſinken. Man fürchtet andererſeits daß in den Synoden die Parteien deſto heftiger zuſammenſtoßen und die innere Zerſpaltenheit unſerer Kirche in Abſicht auf Lehren und Grundſätze nur noch entſchiedener an den Tag kommen müßte. Allein man vergeſſe nicht daß auch das Gemeinſame, der durch die mancherlei Zwiſchenſtufen und Färbungen hindurch gehende Zuſammenhang der Vielen hier hervortreten könnte. Das iſt der Segen des perſönlichen, mündlichen Verkehrs der durch keinen Schriftenwechſel je erſetzt werden kann; im Gegentheil, Feder und Tinte machen die abweichenden Gedanken ſchärfer, ſchwärzer, man ſchreibt ſich in den Zorn hinein gegen Leute mit welchen von Angeſicht zu Angeſicht baldige Verſtändigung möglich, und grade darum auch wären wahrhaftig Synoden von unberechenbarem Werth, weil diejenigen die in Büchern ſich von einander wegſchreiben, durch das edle, herzlichere Medium der Rede einander ſich näher ſprechen würden. Rechnet man auf beiden Seiten die Aeußerſten ab, ſo ſtehen ſich die Lehrmeinungen dennoch näher als Aengſtliche beſorgen, und wo die wiſſenſchaftliche Anſicht noch trennt, da geben praktiſche Fragen manche Befreundungspunkte ab.

Ja wir gehen noch weiter und behaupten geradezu: die Gefahren welche der evangeliſchen Kirche ſeitens der Wiſſenſchaft drohen, entſtehen großentheils mit aus dem Mangel an geſellſchaftlicher Freiheit in dieſer Kirche. Man hat ihr das Bauen verbaut, ſo iſt das Einreißen Meiſter geworden. Denn auf irgend eine Weiſe muß man die Freiheit haben, entweder als ſchaffende, organiſirende, in liberaler Kirchenverfaſſung wirkend, oder als kritiſirende in der Forſchung, und was dort zu wenig, kommt hier als zu viel hervor. Es iſt — man erlaube die kurze Digreſſion — eine merkwürdige Erſcheinung und wohl zu beachten, daß im Grund die jetzigen Mißverhältniſſe mehrerer Regierungen zu der andern Kirche aus demſelben Geſetz zu erklären ſeyn werden. Das Dogma iſt den Katholiken jedenfalls unantaſtbar, ihre Theologen haben alſo nach dieſer Seite keine Freiheit, es fehlt ihnen aber auch ebenſo wie den Proteſtanten eine in ſich freie Kirchenverfaſſung, darum können ſie die Freiheit nur haben im Kampf wider den Staat, indem ſie ſich der römiſchen Curie und deren ewigem Proteſtiren wider alle nichthierarchiſche Ordnung in Deutſchland anſchließen. Das iſt der Ausweg den die Freiheit ſucht, wo ihr die natürliche Bewegung verſagt iſt. Das ſollte man nie vergeſſen, man würde ſich manche Ueberraſchungen und Täuſchungen erſparen, und man würde gleichwohl billiger im Urtheil über die Perſonen werden, die von dieſem Standpunkt aus mehr als in einen nothwendigen Naturproceß hineingezogen erſcheinen müſſen.

Wie nun der katholiſche Clerus zu hierarchiſcher Oppoſition gegen Proteſtantismus und Staat, als zu der einzig übrigen Form

Digitized by Google

ſeiner Freiheit hingetrieben zu werden pflegt, ſo bleibt dem proteſtantiſchen Theologen nur das Feld der Forſchung und der Wiſſenſchaft übrig, und die Urſache warum hier über maßloſes, zerſtörendes Kritiſiren geklagt werden muß, liegt, wie ſchon bemerkt, darin daß die Freiheit keine kirchliche Ordnung findet da ſie ſich praktiſch äußern könnte. Gehemmter Bildungstrieb ſchlägt in Zerſtörungsſucht um. Und dieß iſt nicht bloße Einbildung, kein erfundener Satz, ſondern aus der Erfahrung und Geſchichte geholt. Ueberall wo Synodalverfaſſung iſt, wendet ſich das Nachdenken und die Liebe der Kräftigſten der Kirche zu, es werden auch die kritiſchen Naturen poſitiv, wie immer wo einer mit den wirklichen Mächten des Lebens in Handlung tritt und ſeine Stellung einzunehmen hat. Da aber wo aller Trieb der Freiheit und des Wirkens auf das Ganze nur ſchriftſtellernd, auf dem weißen endloſen Papier, auf dem Iſolirſchemel am Schreibpult ſich geltend machen kann, da ſchreiben ſich die Forſchenden häufig, je emſiger ſie ſind und je kräftiger, nur immer weiter weg von der Wirklichkeit, verlieren ſich in Fragen, da die Wenigſten ihnen nachkommen, es zieht ſich der Spiritus hoch in abſtracte Regionen und läßt die große bedürftige Menge als Phlegma tief unter ſich; dieſe aber, von denen verlaſſen welche berufen und verordnet wären ihnen zu helfen, wendet ſich dann zu den geiſtlichen Quackſalbern, den Univerſalmittelhändlern, läuft wohl auch auswärts den liſtigen Vogelſtellern in die Garne und die proteſtantiſche Kirche ſpaltet ſich am Ende in zwei Lager, aus welchen Brüder einander aufs bitterſte bekämpfen, weil es an der organiſchen Mitte fehlt darinnen die verſchiedenen Kräfte und Bedürfniſſe ſich ergänzend und belebend zuſammenfänden. Wir ſind wahrlich nicht gemeint hiemit jene Spirituellen von ihrer Schuld freizuſprechen, am wenigſten diejenigen unter ihnen die mit Ungeſtüm als die Apoſtel der Verneinung ſich hervordrängen; auf ihnen liegt die ſchwere Anklage daß ihr Herz ihrem Volke entfremdet iſt, ſonſt würden ſie den Glauben ihres Volkes nicht verhöhnen; und wenn ſie auch nur mit verſtändigem Blick in die wirklichen Zuſtände der Zeit hineinſähen, ſo würden ſie anders reden: es iſt doch eine Thorheit das Chriſtenthum für eine abgethane Sache zu erklären, während noch nicht einmal das Heidenthum in unſerer eigenen Mitte überwunden iſt; ja wenn es wirklich ſo wäre wie jene pochen, daß Chriſtenthum, Religion, Ewigkeit und Himmel keinen Sinn mehr hätten, ſo müßten diejenigen die das traurige Privilegium genöſſen ſolches vor Andern zu wiſſen, zum wenigſten nicht mit Scherz und Poſſen, was nie ein Prophet gethan, die neue Weisheit verkündigen, ſie müßten die luſtige Perſon fern halten von der Begleitung einer ehrwürdigen Leiche. Eben die Leichtfertigkeit, Witzigkeit und der Uebermuth ſind Zeichen daß nach dieſer Seite die Zukunft nicht liegt, daß hier keine Bewegung ſubſtantieller Gedanken iſt. Sie haben ihre Schuld; aber vergeſſe man nicht daß die Einzelnen dem Ganzen zugehören, aus dem Ganzen hervorgehen, und wenn gleich für die Krankheiten der Zeit diejenigen Heilmittel welche menſchliche Ueberlegung aufſucht, ſchwerlich allein ausreichen, ſo ſoll man doch die nächſtliegenden nicht überſehen. Wollet ihr daß die Wiſſenſchaft der Kirche nicht davon laufe und die beſten Köpfe mit ſich fortreiße, wollet ihr ein thätiges, kräftiges Zuſammenhalten Aller in dieſer gefährlichen Zeit, ſo machet Raum der praktiſchen, geſellſchaftlichen Freiheit, öffnet den ſittlichen Kräften ihre Bahn in einer würdigen Kirchenverfaſſung, damit nicht in theoretiſcher Einſeitigkeit die Geiſter ſich aufzehren.

Das aber ſoll zuletzt aufrichtig zugeſtanden werden: durch Synoden wird der kirchliche Gemeingeiſt mächtiger, alſo werden diejenigen deren wiſſenſchaftliche Richtung der Kirche entgegen iſt, allerdings einen ſchwereren Stand als ſonſt haben. Was wird die Folge ſeyn? Die Aengſtlichen ſagen, dann ſey es um den Proteſtantismus geſchehen, als welcher ſtehe und falle mit der Freiheit der Forſchung, ſchon klingt ihnen das Triumphgeſchrei in den Ohren das die Finſterlinge erheben werden, wenn der erſte Ketzer wiederum vor den Schranken des kirchlichen Gerichtshofs ſtehen und ſich beugen wird. Sehen wir die Sache näher an. Iſt es wirklich ein ſo großer Schaden wenn die Freiheit der Forſchung durch eine ſtärker gewordene Kirche ein Gegengewicht erhält? Oder iſt der Nutzen bisher ſo groß geweſen daß unſere jungen Theologen, kaum von den Schulbänken weg, bereits ſich gebärdet haben wie ſolche die längſt alle kirchliche Lehre weit hinter ſich hätten, daß ſich die Weisheit müßte rechtfertigen laſſen von ihren Kindern? Oder hat es denn ſo unaufſchiebliche Eile daß jeder, dem irgend ein Einfall kommt über Werth und Zeit dieſer und jener Schrift im Kanon, auch damit ſofort hervorbreche zur Aufklärung der Andern? Dieſe ſaloppe Schlafrocksſchriftſtellerei, da unreife Studien, zur erſten eigenen Orientirung angeſtellt, ohne Bedenken zum Verleger getragen werden, dürfte wahrlich ohne Gefahr für die Wiſſenſchaft einigen Stoß erleiden, etlich Scandal weniger in der Leſewelt wäre kein Verluſt für das Ganze. Man mißverſtehe uns nicht! Wir ſagen, ein kräftiger Gemeingeiſt der Kirche würde das heilſame Gegengewicht gegen theologiſche Voreiligkeit und Frivolität ſeyn. Das iſt etwas ganz anderes als Cenſur, Beſchlagnahme oder ſonſt zeitliche Vor- und Nachtheile womit in theologiſchen Dingen gelockt oder geſchreckt wird; denn hiedurch kommen oft Leute zum Martyrthum welche es nicht verdienen, und Redliche gerathen in verdächtige Stellungen.

Man bedenke auch dieſes noch. Häufig wird die Bemerkung gemacht daß doch die kirchliche Wiſſenſchaft bis jetzt mit wenig Glück ſich gegen die Angriffe der unkirchlichen zur Wehre geſetzt habe, und manche ſind geneigt dieß als Zeichen des Zerfalls unſeres Glaubens anzuſehen. Es iſt ihnen nicht ſo ſehr zu verübeln: ſie meinen eben, die litterariſchen Kämpfe ſeyen die einzigen, und allerdings auf dem litterariſchen Boden haben immer die Angreifer leichteres Spiel als die Vertheidiger, ein guter Kopf wirft da mit etlich glänzenden Denkchargen eine ganze Maſſe von Glaubenswahrheiten über den Haufen — auf dem Papier. Die Litteratur iſt aber für Religion und Kirche weder der einzige noch der angemeſſenſte Kampfplatz, und ſo lange dieſen nicht eine andere, freie und eine ſolche Oeffentlichkeit geſtattet wird wo ſie ihr eigenthümliches Weſen entfalten können, bleiben ſie verurtheilt mit ungleichen Waffen zu kämpfen. Wiſſenſchaftliche Anſichten legen ſich am klarſten in Büchern dar, religiöſe Ueberzeugungen am kräftigſten in lebendiger Rede, jene wirken iſolirt auf Iſolirte, dieſe in der Gemeinſchaft und durch ſie. Darum muß wohl durch Synoden eine Kräftigung des evangeliſchen Glaubens und Lebens erzielt werden, weil dadurch die Mittel der Darſtellung und des Zeugniſſes für jene ſich vermehren. Der Verſuch durch Subventionen auf die litterariſche Bewegung zu Gunſten der Kirche einzuwirken kann nicht anders als mißlingen. Nur indem die Bewegung auf einen andern, dem Weſen der Religion entſprechenderen Boden gelenkt wird, kann dieſe mit ſichererm Erfolg ſich wehren. Laſſet Alle ſchreiben was ſie wollen, aber gebet der evangeliſchen Kirche eine freie Vertretung, ein geſundes Organ ihres Willens, ſo wird ſie ſich ſelbſt am beſten zu vertheidigen wiſſen, und was ſie durch die Freiheit der Preſſe etwa verliert, durch die Freiheit ihrer Selbſtdarſtellung und durch Stärkung ihres Gemeingeiſtes reichlich wiedergewinnen.

Würde aber derſelbe Gemeingeiſt nicht auch der ernſthaften,

Digitized by Google

gediegenen Forſchung in den Weg treten? Es kann ſeyn, ja vielleicht muß es ſeyn; es ſind Fragen zu löſen, die ſchwerlich ohne Kampf zum Ende kommen werden. Meint man aber, dieſe Fragen werden ſo gelöst daß Jedem größtmögliche Freiheit blieb zu ſchreiben und zu lehren was ihm gut dünkt, und daß die evangeliſche Kirche gar nichts dazu ſagen ſolle ob nun dieſe oder jene Stufe der Forſchung ihr fromme oder nicht, ob ſie an dem Forſcher ein Intereſſe für ihre höchſten Güter wahrnehme oder nicht, ſo iſt das nicht bloß eine unbillige Forderung an die Kirche, ſondern auch ſehr die Frage, ob eine heilſame für Forſchung und Freiheit. Das Neue ſoll ſich ſelber Bahn brechen, es ſoll ſich wehren, wie auch die evangeliſche Lehre ſich hat ihre Exiſtenz erkämpfen müſſen. Iſt es etwas wirklich Neues, hat es ſittliche Kraft in ſich zum Beleben und Umgeſtalten, ſo ſollen ſeine Freunde darob kämpfen und ſich etwas gefallen laſſen in ſeinem Dienſt, nicht aber nur nachrechnen ob man ſie auch ſchnell genug honorire, und klagen. Unſere Reformatoren haben niemals darüber gejammert daß Rom, wider das ſie auftraten, ſie nicht zu Biſchöfen mache, kein Mann von innerlichem Drang härmt ſich und rechtet um ſolche Geltung, ſondern überall, wo wirklich neue Ideen aufkommen, beſtehen die von ihnen Beſeelten auf keinem andern Vorrecht als auf dem zu kämpfen und zu dulden, und durch beides erſt dieſen Ideen Raum und Freiheit zu ſchaffen. Aber in dieſer Zeit will man die Freiheit zuerſt für die Perſon und will dieſe Freiheit in ſanfte Kiſſen gewickelt präſentirt haben, wie wenn eine ſolche noch großen Werth hätte. Wahrlich, man möchte um der Freiheit ſelbſt willen wünſchen daß ſie koſtbarer würde. Was verliert die Menſchheit, wenn diejenigen Leute ſtiller werden die heute negativ und kritiſirend ſchreien, morgen poſitiv und conſervirend tuckmäuſern, um am dritten Tage ihre papierne Wetterfahne vielleicht wieder vom vorgeſtrigen Wind regieren zu laſſen? Wer wird es beklagen, wenn die Ueberläufer ihre Wege unbeſchrieen, weil ſelbſt nicht ſchreiend, hin und her zurücklegen? Den oberflächlich Angeregten, den Eitlen, den Unreifen ſoll immerhin eine imponirende Macht des Beſtehenden gegenübertreten: die Männer werden darum nicht weniger männlich ihre Wege vorangehen. Ja, wenn es unſerer proteſtantiſchen Kirche beſtimmt iſt in Lehre und Leben einen Schritt vorwärts zu thun und die Elemente einer durch Wiſſenſchaft erweiterten Weltanſchauung wie einer allen Edlen am Herzen liegenden Weltverbeſſerung durch verklärende Einigung mit den Grundwahrheiten des Evangeliums zum religiöſen Eigenthum ihrer lebendigen Mitglieder zu machen, ſo wird zu dieſem Ziel, wie nah oder fern es liegen mag, kein anderer Weg führen, als daß dem knabenhaften Zerflattern der Strebungen geſteuert und dagegen die Männer genöthigt werden ſich ernſthaft zuſammenzunehmen, um, was ſie ſinnen und finden, auf **die Mitte** und Tiefe des Geiſtes zurückzuführen wo die Reſultate der Forſchung in Antriebe der Geſtaltung übergehen, und wo das Wahre mit dem Heiligen zuſammengeknüpft iſt.

Wir geben alſo zu, ja wir wollen ſogar daß durch eine freie Vertretung der Gemeingeiſt der evangeliſchen Kirche geſtärkt werde, und daß er in ſeiner Kraft ſich mit denjenigen meſſe welche ihr Forſchen und Streben gegenwärtig mit Lehre und Beſtand dieſer Kirche in Conflict bringt. Aber wir behaupten daß hiedurch bloß eine unmännliche, weichliche, wetterwendiſche Freiheitsſucht in Schranken gehalten, der weſentliche Fortſchritt und die wirkliche, männlich-ſittliche Freiheit deſto gewiſſer gefördert und geſtählt würde; und ſomit halten wir uns zum Ausſprechen der Ueberzeugung berechtigt:

Herſtellung einer freien Vertretung liegt ebenſoſehr im Intereſſe des Staats, der Regierungen, des wirklichen Fortſchritts in Wiſſenſchaft und Leben, wie ſie ein unabweisbares Bedürfniß unſerer evangeliſchen Kirche und, zumal bei gegenwärtigem Nothſtand, ein gerechtes Verlangen aller derjenigen iſt die da wünſchen daß der rege Freiheitsdrang der Geiſter in den von Gott angewieſenen Bahnen zu ſeiner Geltung komme, und die für Ehre und Wohl ihrer Kirche Herz, Sinn und Muth haben.

'P

Charles Churchill.

Ein engliſches Dichterleben.

Eine engliſche Zeitſchrift, das Edinburgh Review, widmet einen ausführlichen Artikel einem Dichter, welcher zu ſeiner Zeit großes Aufſehen machte und ſich raſch einen ausgebreiteten Ruf und ſelbſt eine gewiſſe politiſche Bedeutung gewann, der aber jetzt wenig mehr geleſen und genannt wird, dem Satiriker Churchill. Eine neue Herausgabe ſeiner Werke, wodurch der Artikel veranlaßt wurde, wäre auch wohl ſchwerlich als ein Bedürfniß betrachtet und unternommen worden, wenn nicht ein alter Verehrer von Churchills Poeſie, welcher ſchon vor vierzig Jahren deſſen Werke herausgegeben, wo allerdings „das Echo von Churchills rauher und männlicher Stimme noch widerhallen mochte," jetzt von neuem den Drang und die Luſt empfunden hätte das Andenken desſelben durch eine neue Ausgabe mit reichlichen Anmerkungen und einer Lebensbeſchreibung des Dichters wo möglich wieder aufzufriſchen. Die Anſicht daß Churchill's Zeit vorüber ſey, wird, wie es ſcheint, in England kaum beſtritten; ſo ſagt z. B. in dem Book of Gems, einer prachtvollen Anthologie engliſcher Dichter, der Herausgeber in ſeiner Notiz über ihn: „Churchill flammte auf als das Meteor einer kurzen Zeit; jetzt iſt er vergeſſen, oder wenn man ſich ſeiner erinnert, ſo iſt es mehr um ſein ſchlimmes Beiſpiel als warnenden Spiegel vorzuhalten, als daß man ihn bewunderte wegen ſeines glänzenden Talentes und ſeiner an Triumphen reichen Laufbahn. Es darf nicht befremden daß von ihm jetzt faſt nichts mehr bekannt iſt als ſein Name. Er war, ſagt d'Israeli von ihm,

Digitized by Google

ein Verſchwender des Ruhms, und verzehrte alle ſeine Einkünfte bei ſeinen Lebzeiten. Die Nachwelt iſt ihm wenig ſchuldig und zollt ihm nichts. — Er dichtete nur für ſeine Zeit; alle ſeine Compoſitionen ſind Satiren, und zwar nicht allgemeine, ſondern perſönliche Satiren; und da wenige ſeiner Helden ſich die Menſchheit verpflichtet haben, haben ſie auch längſt aufgehört uns zu intereſſiren, zu Lob oder Tadel. Man kann wohl Stellen voll männlicher Geſinnung und von geſunder Moral in ſeinen Gedichten finden; aber doch war ſeine Muſe beinahe ohne Ausnahme entweder von Privatgroll oder von Parteivorurtheilen beſeelt und geſpornt. Aber ſchon dreißig Jahre nach der Blüthezeit des engliſchen Satirikers ſchreibt unſer deutſcher Herder in einem Aufſatz, wo er unterſucht was von der politiſchen Poeſie zu halten, und ſich darüber ſo ausſpricht: „Nichts verunreinigt den heiligen Quell mehr als politiſcher Parteigeiſt; er macht die Muſe zur Lügnerin, parteiiſch, übertreibend, am jetzigen Augenblick als an einer Ewigkeit hangend und ihm damit die Ewigkeit ertheilend. Die Tochter des Himmels wird unter den Händen der Politik eine kurzſichtige, leidenſchaftliche Verleumderin, ein Kind der Erde. Die politiſche Poeſie der Engländer ſey davon ein Beiſpiel.... Wer lieſet jetzt Churchill's Gedichte? Und wer wird Peter Pindar mit reinem Vergnügen leſen, wenn unſere Zeit vorbei iſt? Beklagen wird man ſo viel verſchwendete goldene Talente!" Auch der Artikel der Edinburgh Review findet es nöthig die Lobpreiſungen des Herausgebers auf ihr rechtes Maß zurückzuführen. In Bezug auf die Behauptungen desſelben, „daß der Ruf Churchill's als Dichter als eines der erſten Reihe der engliſchen Claſſiker Beizuzählenden feſtſtehe," und daß ſeine Rosciade ſich durch „Stärke der Phantaſie" auszeichne, erklärt das Review: Mr. Tooke ſey zwar ein ſchlechter Biograph und ein ſchlechter Commentator, aber ein noch ſchlechterer Kritiker. Allerdings ſey Churchill nicht ganz ſein Recht widerfahren; mit all dem Guten und Schlimmen ſeines Zeitalters ſey er ein ſehr merkwürdiger Mann, doch ſtehe er an Bedeutung weit einem Dryden nach, der gerade hundert Jahre vor ihm geboren wurde. Ein Cromwell und ein Shaftesbury fielen in den Bereich von Drydens Lob und Tadel; ein Wilkes und ein Sandwich erſchöpften Churchill's Poeſie. Perſönliche und örtliche Verhältniſſe dieſer Art üben einen größeren Einfluß auf den Genius eines Schriftſtellers, als er wohl ſelbſt gern zugeben würde. Wenn ſelbſt in den mißlungenen Erzeugniſſen des erſten und größten dieſer Satiriker eine Ader von Kraft und Größe ſich findet, ſo fehlt bei den vollendetſten Productionen ſeines Nachfolgers nie ein gewiſſer conventioneller Anflug.

Charles Churchill war der Sohn eines engliſchen Geiſtlichen, welcher Rector von Rainham und daneben Pfarrer von St. John in Weſtminſter (einem Theile Londons) war. Der Vater beſtimmte dieſen ſeinen älteſten Sohn zu ſeinem Beruf; er beſuchte die Schule von Weſtminſter, wo damals viele talentvolle Knaben ſich zuſammenfanden, von welchen ſich nachmals mehrere auszeichneten, darunter Warren Haſtings und der Dichter Cowper. Der letztere, ein zarter ſchüchterner Knabe, ſchloß ſich mit Liebe an den kräftigen und lebhaften Churchill an. Es herrſchte unter dieſen Weſtminſterſchülern eine tüchtige mannhafte Geſinnung, und wenn ſie als Männer nicht allen Erwartungen entſprachen, ſo blieben ſie ſich doch unter einander treu und anhänglich. Nur in zwei Fällen tauchte Churchill ſeine Feder ein gegen Schulcameraden — gegen einen liederlichen Herzog und einen heuchleriſchen Geiſtlichen. Die Neigung zu litterariſchen Verſuchen bildete ein Band der Vereinigung zwiſchen den jungen Leuten ehe ſie die Schule verließen. Bei dem fühlbaren damaligen Mangel an großer Poeſie wurde das Verſemachen ſehr gepflegt und ermuntert. Es war ſo allgemein geworden wie Tabakſchnupfen. Vermuthlich fühlte auch Churchill ſich nicht wenig dazu hingezogen, aber ſein Vater hatte andere Abſichten mit ihm. Er mußte den in der Familie erblichen Beruf ergreifen. Das war ein unkluger Entſchluß. Der Knabe hatte edle Eigenſchaften für eine beſſer gewählte Laufbahn. Frühe hatte er ſeine Selbſtändigkeit und ſeine Fähigkeit für Andere zu fühlen und ſich ihrer anzunehmen gezeigt; hatte einen lebhaften und kräftigen Geiſt an den Tag gelegt, ſowie Ausdauer und Enthuſiasmus, wo er Vertrauen beſaß; aber neben ſeiner Kraft lagen Heftigkeit, Eigenſinn und Leidenſchaften, und dieſe machten ihn keck, unbeugſam und ſchwer zu leiten. In ſeinem fünfzehnten Jahre erhielt er, im Latein und Griechiſch wohl bewandert, als der Erſte das Weſtminſter-Stipendium: aber drei Jahre nachher als er ſich um die Aufnahme in das Mertoncollegium in Oxford bewarb, ward er abgewieſen — ohne Zweifel deßhalb, weil man entdeckt hatte daß er einige Monate zuvor unklugerweiſe ein Mädchen von Weſtminſter, mit Namen Scot — eine nichts weniger als glückliche und würdige Wahl — geheirathet hatte. Damit war eigentlich ſchon ſein ganzes Leben verkümmert und zerſtört. Ein Jahr brachte der junge Ehemann in ſeines Vaters Hauſe zu, dann einige Jahre in ländlicher Zurückgezogenheit, wo er etwas Theologie, aber mehr Poeſie ſtudirte. Im Jahr 1753 beſuchte er London, und man ſah ſeine jetzt große und kraftvolle Geſtalt öfter im Theater als in der Kirche. Die Theater ſtanden damals in der Blüthe. Sobald er jedoch das canoniſche Alter erreicht hatte, nahm er die Weihe und wurde Pfarrer, zuerſt in South Cadbury, dann in Rainham. Er ſoll ſich unklagbar betragen und die Liebe und Achtung ſeiner Heerde gewonnen haben. Seine Predigten, obwohl etwas zu hoch für ſein Publicum, ſollen fleißig beſucht worden ſeyn. Aber ſein Einkommen war ſehr gering, „er betete und darbte bei vierzig Pfund," wie er ſelbſt ſagte. In der Noth eröffnete er eine Schule. Bald jedoch, 1758, ſtarb ſein Vater, und das Kirchſpiel wählte den Sohn zu ſeinem Nachfolger. Zu Ende dieſes Jahrs ließ ſich Churchill als Pfarrer und Prediger von St. John in Weſtminſter nieder. Doch war auch jetzt ſeine Lage nicht glänzend; ſein Einkommen betrug nicht volle hundert Pfund jährlich; um es zu verbeſſern, gab er jungen Frauenzimmern Unterricht und Anleitung richtig und gut Engliſch zu leſen und zu ſchreiben. Ein Biograph rühmt von ihm er habe als Pfarrer ſeine Pflichten pünktlich erfüllt, und ſey auf der Kanzel einfach, verſtändig und warm geweſen. Churchill ſelbſt aber erzählt das Gegentheil: Er ſey ein träger Hirte und ein ſchläfriger Prediger geweſen. Mit kummervoller Bitterkeit ſetzt er hinzu: ſein Herz ſey nie bei ſeinem Berufe, dieſer ſey nicht ſeine Wahl geweſen, ſondern aus Noth, und zu ſeinem Fluche habe er die Ordination empfangen.

Unter dieſen Verhältniſſen war es, wenn man das Wort gebrauchen will, eine Schmach für ihn daß er den geiſtlichen Rock je anzog, aber nicht daß er ihn ſo bald als möglich abzulegen ſuchte. Es iſt klar daß hierauf ſeine Abſicht zielte, ſobald ſeines Vaters Tod den wichtigſten Zwang der auf ihm laſtete, gehoben hatte. Seine Rückkehr nach Weſtminſter hatte ihn wieder in den Bereich alter Verſuchungen geführt; der nach einem thätigeren Leben dürſtende Ehrgeiz, die alten Beſtrebungen und Wünſche der Schulzeit, das Bewußtſeyn von Talenten welche unbenützt roſteten, trieb ihn wieder um, und er ſah Männer welche mit ihm ins Leben hinaustraten, von der Litteratur Auszeichnung ernten, die er wohl mit noch größerem Erfolg hätte anſtreben können; zwei ſeiner Schulcameraden waren anerkannte Schöngeiſter der Hauptſtadt, und mit einem dritten, Robert Lloyd, dem Sohn ſeines alten Lehrers, welcher dem Schulſtande

Digitized by Google

Lebewohl geſagt und ſich der Litteratur in die Arme geworfen hatte, ſtand er in täglichem Verkehr. Zu Hauſe hatte er keine Freude und keinen Halt; Mrs. Churchill wetteiferte in Unbeſonnenheit mit ihrem Gatten; ſie geriethen in Schulden; er wurde von Gläubigern verfolgt, und vielleicht um dieſen zu entgehen ſtürzte er ſich ganz in den ausgelaſſenen wüſten Kreis leichtſinniger Menſchen, in welchen ihn der junge Lloyd einführte.

In dieſer traurigen und demüthigenden Lage beſchloß er ſein Glück als Dichter zu verſuchen und ſeinen Beruf als Geiſtlicher zu verlaſſen. Seine förmliche Trennung von ſeiner Frau und ſeine erſte Zurückweiſung von den Buchhändlern ſind nur wenige Monate auseinander. Sein erſtes Gedicht, der Barde, ward gegen Ende des Jahres 1760 von den damals allmächtigen Richtern der Litteratur verächtlich zurückgewieſen; es war in den Verſen des Butleriſchen Hudibras geſchrieben. Jetzt dichtete er in einem Styl, für den er ſich eine günſtigere Aufnahme verſprach, das Conclave, eine Satire gegen den Decan und das Capitel von Weſtminſter; dieß würde veröffentlicht worden ſeyn, aber ein Freund des Buchhändlers, der dazu bereit war, fürchtete eine gerichtliche Verfolgung. Unentmuthigt ſchritt Churchill, jedoch einigermaßen gewitzigt, zum dritten Verſuch, und wählte einen Gegenſtand, bei welchem Keckheit und Derbheit nicht gefährlich, und dem doch das Intereſſe der Hauptſtadt, bei glücklicher und neuer Behandlung, gewiß war. Das Theater war der Gegenſtand ſeiner Rosciade. Er verlangte für das Manuſcript von den Buchhändlern fünf, nach andern Angaben zwanzig Guineen. Sie erſchracken über dieſe Forderung. Da ließ er das Gedicht auf eigne Koſten drucken im März 1761, aber ohne ſeinen Namen. In wenigen Tagen zeigte ſich die ungeheuerſte Wirkung, beſonders unter den zunächſt davon getroffenen Schauſpielern, welche wie angeſchoſſenes Wild in der Stadt herumrannten, und allgemein fragte man nach dem Verfaſſer. Die Pflaſtertreter ſchwatzten von der Laune und Schärfe des Gedichts; Männer von höherer Bildung fanden an ſeinen männlichen Verſen ein ungewohntes Vergnügen, Schauſpielbeſucher erörterten die Kritik darin, und mißvergnügte Whigs, zum erſtenmal ſeit fünfzig Jahren in Ungunſt bei Hof, begrüßten freudig einen Geiſt, welcher helfen konnte die Unzufriedenheit in höherem Grade furchtbar, die Grundſätze der Revolution allgemeiner zu machen. In wenigen Tagen war das Schillingspamphlet das Geſpräch jedes Londoner Kaffeehauſes. Die Kritiker, welche das Gedicht als einen Eingriff in ihr Gebiet betrachteten, fielen wüthend darüber her, und bezeichneten Lloyd und Colman als Verfaſſer. Beide lehnten die Autorſchaft ab, und bald folgte eine Erklärung Charles Churchill ſey der Verfaſſer, und binnen wenigen Tagen werde ſeine Apologie gegen die Kritiker veröffentlicht werden. Dieſe ließ nicht lange auf ſich warten, und ſie beſtärkte und beſtätigte die Wirkung des erſten Gedichts, die Erwartungen die es erregt hatte, und es fiel wie ein Donnerkeil auf die Häupter der unvorbereiteten Kritiker, an deren Spitze Smollet ſtand, welcher heftig angegriffen wurde; Garrick, der in der Rosciade glimpflich durchgekommen, ward ſcharf verwarnt und bedroht. Das Gedicht war derb und etwas plump, aber furchtlos und kräftig, und vermöge ſeines Contraſtes mit der damaligen Zahmheit der Poeſie machte es um ſo größeres Aufſehen. Garrick machte den Klugen, pries Churchill's Genius, näherte ſich ihm durch ihren beiderſeitigen Freund Lloyd, rühmte ihn bei ſeinen vornehmen Bekannten, Herzogen und Herzoginnen, und wurde ſein guter Freund. Einige Anti-Rosciaden, Churchilliaden u. dergl. erſchienen, brachten aber nicht die gewünſchte Wirkung hervor; und eine Ode an die Najaden von Fleet-Ditch von einem Arthur Murphy ſtellte nur die Schwäche und Unanſtändigkeit ihres Verfaſſers an den Pranger.

In wenig mehr als zwei Monaten hatte ſich Churchill zu einer ungemeinen Berühmtheit aufgeſchwungen, die vielleicht nicht gerade jeder beneidenswerth gefunden hätte, gemiſcht aus Bewunderung und Scheu. Wovor andere Satiriker zurückbebten, dem ſchien er zu trotzen; und der Mann nicht minder als der Dichter forderte mit trotziger Miene und Haltung das Stadtgeſpräch heraus. Jeden Tag ſah man ihn mit unbekümmerter Miene in Coventgarden herumſpazieren, einen tüchtigen Stock unter dem Arm. Er glaubte ſeine neue Art Exiſtenz der Welt nicht offen genug darlegen zu können. Er hatte der Heuchelei in allen Ständen und Berufen den Krieg erklärt, und er ſelbſt wollte ſich ihrer nicht ſchuldig machen. Die Kanzel hatte ihn mit vierzig Pfund jährlich hungern laſſen; das Publicum hatte ihm in zwei Monaten tauſend Pfund gegeben; und ſo erklärte er ſich, ohne alle Rückſicht auf Anſtand, viel zufriedener mit dem letzteren Dienſt als mit dem erſteren. Er legte ſein geiſtliches Kleid ab und erſchien in einem blauen Rock mit Metallknöpfen, einer goldgeſtickten Weſte und Manſchetten. Sein Decan machte ihm vergebliche Vorſtellungen, und erſt als ſeine Kirchſpielgenoſſen die Sache in die Hand nahmen, einige Monate ſpäter, legte Churchill ſeine Predigerſtelle nieder. Es ſey gerecht, ſagte er, daß ſie darüber entſchieden. Seine getrenntlebende Frau unterſtützte er freigebig, und alle ſeine Gläubiger wurden bezahlt. Aber er ſelbſt konnte ſich in dem Rauſche von Zerſtreuungen und Ausſchweifungen nicht glücklich fühlen. Sein Herz war nicht immer bei den Luſtbarkeiten in die er ſich mit ſeinem Freunde Lloyd ſtürzte, und in der Epiſtel an dieſen, zu welcher er veranlaßt wurde durch die öffentlichen Angriffe auf ihren beiderſeitigen Charakter, und durch eine poetiſche Epiſtel von Armſtrong an ſeinen Freund, den luſtigen Wilkes, ſagt er, ſie kommen ſo viel zuſammen, um ihre Sorgen zu heilen oder zu verhehlen. Dieß dritte Gedicht, die Nacht betitelt, im Gegenſatz zu Armſtrong's Tag, verſpottete die Urtheile der Welt und trotzte ihrem Tadel; es enthielt einige kräftige Zeilen, viele männliche Gedanken und eine ſehr beſtrittene Philoſophie; beſonders aber war es merkwürdig durch die Andeutung einer neuen Richtung, welche Churchill's Poeſie ſchien nehmen zu wollen. Der ältere Pitt war im Monat zuvor zum Rücktritt genöthigt worden; und nun rief Churchill neben andern Lobeserhebungen dieſes Lieblings des Volkes aus:

„Wer der gewohnt iſt an der Ehre Schritt,
Stärb' nicht mit Cato und trät' ab mit Pitt?"

Der „luſtige Wilkes" begab ſich unverzüglich zu dem populären Dichter. Obgleich die Epiſtel Armſtrong's an ihn gerichtet war, erklärte er daß er gar nicht mit deren Inhalt einverſtanden ſey. Verſchiedene Fragen und Verſicherungen folgten, und ſo entſtand eine Freundſchaft, welche nur der Tod zerriß. Wilkes beſaß wenig Stärke und Aufrichtigkeit des Gefühls; aber was er davon beſaß das widmete er ſicherlich ſeinem Freunde Churchill, welcher es ihm mit der herzlichſten, brüderlichſten und treueſten Neigung erwiederte.

Männer von allen Parteien, welche John Wilkes beim Beginn ſeiner außerordentlichen Laufbahn gekannt haben, ſtimmen überein in der Anerkennung ſeines gewinnenden, bezaubernden Weſens; ſelbſt diejenigen die er am bitterſten angegriffen hat. „Mr. Wilkes," ſagte Lord Mansfield, „war der angenehmſte Geſellſchafter, der feinſte Gentleman, der beſte Gelehrte, den ich je gekannt." Dr. Johnſon rühmt von ihm: „Sein Name iſt von Pol zu Pol erſchollen als der Phönix geſelliger Heiterkeit. Jack gebietet über eine große Mannichfaltigkeit des Geſprächs, Jack iſt ein Gelehrter

Digitized by Google

und hat das Benehmen eines Gentleman.“ Kann man ſich wundern daß er Churchill’s Neigung ſo raſch gewann? Er war vier Jahre älter als der Dichter; ihr Geſchmack, ihre Neigungen waren dieſelben; ſein öffentlicher Charakter war damals noch unangefochten (es war damals eine Zeit, wo eine weite Kluft beſtand zwiſchen politiſcher und Privatmoral!) und wie ſie ſich im öffentlichen Leben umſahen und von politiſchen Dingen ſprachen, ſtießen ſie nirgends auf Punkte die ſie entzweit hätten. In der Politik war damals eine merkwürdige Kriſis eingetreten. Der längere Zeit eingeſchlafene Parteikampf war wieder erweckt worden, beſonders durch das Miniſterium Bute, deſſen Abſicht war die Monarchie von der eingewurzelten Uſurpation einer Oligarchie zu befreien, oder mit andern Worten alle Männer von politiſcher Auszeichnung von der Staatsgewalt zu entfernen und genehme Creaturen an ihre Stelle zu ſetzen. Zu dieſem Behuf ſparte man die Mittel, namentlich Beſtechungen und Benützung jeder Feilheit, nicht. Eine ſtarke Reaction war vorauszuſehen. Ein Mann wie Wilkes konnte leicht einſehen daß eine gute Zeit für einen Demagogen kam *). Zu dieſem Charakter beſaß er alle Eigenſchaften. Er war geſcheidt, muthig, rückſichtslos. Er war ein claſſiſch gebildeter Mann, reich an Hülfsquellen, launig, witzig und ein Meiſter in den Künſten des geſelligen Umgangs. Churchill wußte nichts von der Zerrüttung ſeiner Umſtände, welche ihn zum Patriotismus hinüber getrieben hatte; er wußte nicht daß er erſt noch im letzten Jahre, nachdem er ſeine letzten ſiebentauſend Pfund für ſeine Wahl in dem Flecken Aylesbury aufgeopfert, einen unglücklichen Verſuch gemacht hatte im Departement des Handels eine Stelle zu bekommen. Er war nicht in ſeinem Vertrauen als er der Regierung vorſchlug ſich mit ihr zu vertragen gegen den Geſandtſchaftspoſten in Konſtantinopel. Und Churchill war todt als Wilkes der Verfechter und Freund des beſtehenden Zuſtands der Dinge wurde.

Damals fand Churchill an Wilkes nur ungebändigte Leidenſchaften, wie die ſeinigen, eher ungezügelte als ſchlechte Grundſätze, einen anſcheinend männlichen Geiſt, wirklichen Muth, Verachtung alles Conventionellen, ein offenes Herz, eine freigebige Hand und Empfänglichkeit für innige Freundſchaft. So ſchloſſen ſie das außerordentliche Schutz- und Trutzbündniß. Gewiß hat dieß Churchill bei der Nachwelt ſehr geſchadet, und Wilkes hat ihn mit ſich in den Kreis der anrüchigen Charaktere hineingezogen. Aber es iſt damit dem Dichter Unrecht geſchehen. Man darf nur den John Wilkes von 1761—64 ins Auge faſſen, wo ſein Patriotismus noch nicht auf die entſcheidende Probe geſtellt, wo er noch nicht verkauft, ſondern der Freund Temple’s, von Pitt unterſtützt und gehalten, von Bute verfolgt, und in zwei großen Fragen welche für ſeine Landsleute von vitaler Wichtigkeit waren, der glückliche Verfechter engliſcher Freiheit war. Man kann aus ihrem Verhältniß keine gegründeten Zweifel gegen die politiſche Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit des Dichters ableiten, und wenn er ſich auch mit nicht zu billigender Hitze in die perſönlichen Händel von Wilkes hineinſtürzte, ſo liegt doch auch hier ein politiſches Princip ſehr oft zu Grunde. Die Männer welche mit Wilkes die wüſten Orgien von Medmenham-Abbey gefeiert hatten, waren dieſelben welche, als ſie zu den Füßen des Günſtlings krochen, gegen ihren alten Genoſſen heuchleriſche Schmähungen ſeiner Unſittlichkeit ausſtießen. Wenn irgend der Satire es verziehen werden kann daß ſie ſich der Bosheit nähert, ſo wär es bei Angriffen auf ſolche Männer. Freilich wirkte hier der Geiſt der Zeit ungünſtig auf ſeine Poeſie ein, es war eine Zeit wo die Politik gewiſſermaßen der Moral gerade gegenüberſtand; die Einen erhoben ihre Stimmen für die Freiheit, die Andern für die Autorität, und nirgends bemühte man ſich um Pflichttreue und Selbſtbeherrſchung. Unter dieſem Charakter ſeiner Zeit litt Churchills Genius; er war ſchuld daran daß ſeine Dichtung ſo häufig ein Gemiſch des Erkünſtelten mit dem Natürlichen und Friſchkräftigen iſt, daß man das ganz und das halb Wahre bei ihm ſo ſeltſam gemengt und ſtoßweiſe abwechſelnd findet und daß, weil ſein Sinn für Natur und Wahrheit durch die Anforderungen und Nothwendigkeiten der Parteiſatire eingeengt war, das was er ſagt oft nur zu einem heftigen und polternden Ausbruch conventioneller Phraſen und moraliſcher Gemeinplätze wird. Doch ſollte man ihn nicht nach dieſen ungünſtigen Eigenſchaften ſeiner Werke verdammen; man ſollte ihn nach ſeinen beſten Leiſtungen beurtheilen, nach den Männern welchen er in dieſem Gebiet der Dichtung folgte, und dann wird ihm ſein Anſpruch auf Achtung bei den Freunden engliſcher Poeſie und Litteratur geſichert bleiben. Von den groben Unanſtändigkeiten eines Williams hat er nichts. Daß ihn ſeine Gegner nicht ganz vergeſſen machen konnten, iſt ein Zeugniß für die geſunde Moral und die bleibende Wahrheit die in ſeinen männlichen Verſen ſich ausſprechen. Perſönlichen Schmähungen gab er ſich zu ſehr hin; aber die Engländer hatten damals noch nicht von den Franzoſen jene feinere und gebildetere Schärfe der Satire entlehnt, welche des Zorns und der Entrüſtung nicht bedarf, und die jetzt in den Gedichten Moore’s und Beranger’s zur Bekämpfung aller Heuchelei und Lüge genügt.

In Verbindung mit John Wilkes wurde Churchill eine Art von poetiſchem Volkstribun, wie Southey ihn nannte. Bute, der in kurzer Zeit allmächtiger Günſtling und Miniſter geworden war, nahm unter ſein Patronat eine Zeitung: „Der Britte“ genannt. Dagegen gründete Wilkes den Nordbritten, der, zur rechten Zeit erſcheinend, als der Miniſter alles gegen ſich erbittert hatte, Wunder wirkte. Churchill nahm daran von Anfang an Theil; aber er war kein guter Satiriker in Proſa. Dieß ſah er ſelbſt ſo ſehr ein daß, als einmal ein recht glückliches Thema zur Steigerung des Haſſes gegen die Schotten vorlag und er einen Artikel in die Druckerei geſchickt hatte, er ihn wieder holen ließ und ihn erſt in Verſe goß. Wilkes ſah dem Entſtehen des Gedichts zu und pries es frohlockend. „Das iſt perſönlich, das iſt poetiſch, das iſt politiſch! das muß wirken!“ rief der entzückte Demagoge. Die Prophezeihung des Hungers, eine Satire auf Schottland und die Schotten, erſchien im Jannar und rechtfertigte die Erwartung von Wilkes. Der Erfolg war außerordentlich, der Verkauf beiſpiellos raſch und ſtark. Die Schotten zitterten und ſchäumten. Nichts hatte Churchill größere Freude machen können. Die

*) Schloſſer in ſeiner Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts ſpricht ſich über Wilkes, welcher beinahe zu einer Revolution Veranlaſſung gegeben hatte, ſo aus: „Die Umſtände ... gaben Wilkes einen Anſpruch auf einen Platz in der Geſchichte, wenn man gleich ſeine Perſon und ſeine Schriften an ſich unbedeutend finden muß. Er wandte ſich erſt, nachdem er ſein Vermögen durchgebracht, von dem Theile der Ariſtokratie, deſſen wüſtes Leben er vorher getheilt hatte, zur Gegenpartei; die ſittenloſe Bande, welche damals am Ruder war, hatte ihn und ſeine ſcharfe Feder allerdings zu fürchten, weil er ihr Genoſſe geweſen. Sir Francis Daſhwood hatte einen förmlichen Club von zwölf vornehmen Liederlichen gebildet, zu Ergötzungen deren gemeine Leute ſich ſchämen. Unter dieſe zwölf Pairs der Liederlichkeit war auch Wilkes aufgenommen; was ſie aber trieben und wie ſie es trieben, wagt unſere Feder nicht zu ſchreiben, . . wir verweiſen auf Churchills Gedicht: der Candidat, wo die ſchmutzigen und gotteslaſterlichen Ceremonien ihrer Weihen in Verſe gebracht ſind. Dieſe Herren nannten ſich die Franciscaner. Wilkes hernach von ſeinen Genoſſen angeklagter Verſuch über die Weiber war nur ein Wiederhall in Verſen von dem, was die Franciscaner in Proſa trieben und verhandelten. Sein ſauberes Gedicht war ganz ariſtokratiſch gehalten und ohne politiſche Tendenz, und erſt als er von ſeinen ariſtokratiſchen Genoſſen verlaſſen war, wandte ſich Wilkes zum Volke. Er hatte es durch die Schandſchrift von ſich entfernt, er gewann es durch Angriffe auf die verhaßte Regierung Englands wieder.“ Bd. III S. 610 ff.

Digitized by Google

halben Kronen die ihm zuſtrömten, waren ſeinem Ohr keine ſo liebliche Muſik als das Toben von jenen. Churchill war jetzt ein angeſehener Mann. Er beſaß eine unbegränzte Popularität bei den Mittelclaſſen; er wurde aufs lebhafteſte gerühmt von den Whigs von Temple's Partei; die miniſterielle Partei deutete drohend mit Fingern auf ihn und erwartete nur eine Gelegenheit ihn tüchtig zu züchtigen. Er war das allgemeine Geſpräch, der Gegenſtand von allerlei Speculationen. Seine Freunde wünſchten daß er die Goldſtickereien und Manſchetten ablege, wieder ſeinen ſchwarzen Prieſterrock anziehe und aus ſeiner Stellung den möglichſten Vortheil ziehe! Wäre er ſo ſchlau geweſen wie Wilkes, ſo wäre ihm wohl eine gute Pfründe nicht entgangen, aber an dergleichen dachte er nicht. Er ſetzte indeſſen ſein Privatleben im alten Zuge fort — Ausſchweifungen, abwechſelnd mit kräftiger Ermannung und mit Vorwürfen. Ein Billet von ihm an Garrick gedenkt einer Rauferei in der Trunkenheit; ein Brief an Wilkes iſt ein Ausdruck der Reue (nach dem deutſchen Studentenausdruck: des moraliſchen Katzenjammers).

Als Bute abtrat, dem Sturm der Ungunſt erliegend, traten zwei der Franciscaner von Medmenham-Abbey in das neue Miniſterium. Damals rief Lord Cheſterfield aus: „Es iſt zum Erbarmen, wenn man denkt daß Mr. Wilkes der unerſchrockene Verfechter unſerer Rechte und Freiheiten iſt, und nicht minder iſt es zum Erbarmen daß Gott den Grafen von Sandwich dazu beſtellt hat unſere Religion und Moral zu retten und zu ſchützen!" Die neuen Miniſter nahmen von der 45ſten Nummer des Nordbritten Anlaß Befehl zu geben zur Verhaftung von Wilkes, Churchill, von Verlegern und Druckern, an welches ungeſetzliche Verfahren ſich ſo wichtige Folgen knüpften. Churchill kam gerade auf Wilkes' Zimmer als dieſer verhaftet werden ſollte; er gab ihm einen Wink, den dieſer verſtand, und ſich aufs Land begab. Doch war er bei der Verhandlung über die Gültigkeit des Verhaftsbefehls anweſend, wo dieſer für ungeſetzlich und nichtig erklärt wurde. Dieſer gerichtlichen Verhandlung wohnte auch Hogarth an, welcher mit beiden ſonſt befreundet geweſen war und „göttlichen Milchpunſch" mit ihnen getrunken hatte. In ſeinen Caricaturen hatte er aber Pitt und Temple angegriffen; der Nordbritte hatte ihm dieß heimgegeben; jetzt antwortete Hogarth mit ſeiner Caricatur auf Wilkes. Dieß veranlaßte Churchill's Epiſtel an William Hogarth, worin er ihn bei ſeinem ſchwächſten Punkt, ſeiner Eitelkeit angreift. Der Künſtler, der Genius wird darin anerkannt, ſo übel der Menſch behandelt wird. Er verkündigt die Dauer ſeiner Werke bis in die fernſte Zeit, und betrachtet die Macht des großen Malers zu ſegnen und zu fluchen wie die eines kleinen Gottes auf Erden. Garrick nennt die Epiſtel ein blutiges Stück. Hogarth ſäumte nicht lange mit der Erwiederung; ehe ein Monat verſtrich, erſchien von ihm für einen Shilling das Exemplar: „Der Klopffechter C. Churchill (ehemals der Hochehrw.) in der Rolle eines ruſſiſchen Herkules, wie er ſich gütlich thut, nachdem er das Ungeheuer Caricatura getödtet, welches ſeinen tugendhaften Freund, den himmelentſproſſenen Wilkes, ſo bitter erzürnt hat." Es war ein Bär, in zerriſſenem Prieſterkragen, die Tatzen in Manſchetten ſteckend; einen Krug Porter, der eben ſeine Schnauze beſucht hatte, hielt er in der rechten Pfote, und eine knotige Keule von Lügen und Nordbritten in der linken. Churchill gedachte mit einer Elegie zu antworten, welche Hogarth als ſchon todt annehme, aber, wie er an Wilkes ſchrieb, ein ihm nahe ſtehendes Frauenzimmer hielt ihn davon ab. Dieß war die Tochter eines Gewerbsmannes (oder Bildhauers, wie einige behaupten,) in Weſtminſter, mit welcher er bekannt wurde, die er verführte und bewog ihres Vaters Haus zu verlaſſen und mit ihm zu leben Nach vierzehn Tagen fühlten beide Reue, ſie kehrte zu ihrem Vater zurück; aber eine ältere Schweſter quälte ſie ſo daß ſie Churchill wieder aufſuchte und bis zu ſeinem Tode bei ihm blieb. In einem Gedicht, das er damals ausarbeitete, ſpricht er ſeine Reue und die Vorwürfe die er ſich machte, ſehr ernſt aus. Dort ſagt er:

„Nicht das Geſchwätz der buntgeſchäft'gen Welt,
Wo Lob wie Tadel, blind wie Kugeln, fällt,
Beherrſcht den kleinſten nur meiner Gedanken,
Noch macht's je meiner Seele Vorſatz wanken!
Frei möchte drauſſen ihrer Flüche Fluth,
Stünd alles, ach! im Innern alles gut!
Nein! des Gewiſſens Macht iſt's, was mich quält,
Wenn grell und graß es vormalt und erzählt
Was ich verſchuldet; wenn's ſtreng, aber wahr,
Zur Prüfung üble Thaten mir ſtellt dar;
Wenn's, wie die Schrift die an der Wand gedroht,
Die ſpäte Reue weckt mit Machtgebot,
Hoch über jede Rache ragt empor,
Und einen Spiegel hält dem Geiſte vor,
Der, aufgeſchreckt, tief ſtöhnt, von Haß entbrannt,
Obgleich er ſich in der Geſtalt erkannt.
Genug jetzt von des Menſchen Sorg' und Reue;
Als Staatsgenoſſ' ich keine Prüfung ſcheue!
Stolz rühm' ich mich: Ein Wunſch erfüllt mich ganz:
Nur Englands Wohl, die Liebe meines Lands!"

Als das anſtößige Gedicht von Wilkes: Ueber die Weiber, im Oberhauſe denuncirt wurde, und die Ausſtoßung des Verfaſſers aus dem Unterhauſe die Folge hievon war, begab ſich Wilkes nach Frankreich, und es war verabredet daß Churchill ihm folgen ſolle, da die franzöſiſche Regierung ihnen Schutz zugeſagt hatte. Aber es ſcheint Churchill's engliſche Geſinnung ſträubte ſich dagegen; er blieb und arbeitete eifriger als je. Der Nordbritte wurde fortgeſetzt, und er war unerſchöpflich in neuen Hervorbringungen. Seine ökonomiſchen Verhältniſſe geſtalteten ſich immer glänzender. Nach Wilkes' Abreiſe bezog er eine Wohnung in Akton Common und richtete ſich höchſt elegant ein; er ſoll ſich eine Poſtchaiſe, Reitpferde, Hühnerhunde gehalten, gefiſcht, gejagt und ganz bequem und ſtattlich gelebt haben. Doch legte er daneben genug zurück, um für alle zu ſorgen welche Anſprüche an ihn hatten; und unter dieſem Geſichtspunkt läßt ſich die Habgier einigermaßen entſchuldigen, die man ihm vorwarf, indem er ſich ſeine Satiren ungeheuer bezahlen ließ. Der Autor, ein weiteres Gedicht von ihm, erwarb ſich ſelbſt den Beifall ſeiner Kritiker; doch wurde es wohl noch übertroffen durch Gotham, deſſen Idee die poetiſche Darſtellung eines patriotiſchen Königs iſt. Hier findet ſich die ſchöne Stelle:

„Die Ulm' am Hag, Fichten von Bergesſchlägen,
Die ſchott'ſche Föhre, nie um Platz verlegen;
Die Ceder, wolkenan mit edlem Holz
Ragend, daß Vater Libanon wird ſtolz
Ob ſolchem Kind, und ſeinen altersmatten
Leib hinſtreckt freudig in des Sohnes Schatten;
Der Eichbaum, lebend Fürſt im Waldesheer,
Der engliſche, der, todt, beherrſcht das Meer."

Gegen Lord Sandwich, als er ſich um die Oberſtewardswürde an der Univerſität Cambridge bewarb, ſchrieb er den Candidaten, eines ſeiner ſchärfſten und beſten Gedichte. Mehrere andere folgten; ſeine Freunde tadelten ihn daß er ſo viel und ſo raſch ſchreibe; er wollte ihrem Rathe folgen, aber er vermochte es nicht; der

Digitized by Google

Drang war zu ſtark. Wie er mit einem Gedicht: Die Reiſe eines Tages beſchäftigt war, das, nicht ganz vollendet, mit der Zeile ſchließt: „Fort ſetz' ich meine Reiſe ganz allein!" wandelte ihn plötzlich das Verlangen an Wilkes zu ſehen, und er reiste nach Boulogne im October 1764. Dort ergriff ihn bald ein Fieber, das der Kunſt der Aerzte trotzte. Seine Freunde umſtanden tief betrübt ſein Bett; wahrſcheinlich war hier ſelbſt Wilkes ergriffen; Churchill behielt ſeine Faſſung und wehrte ihren Wehklagen mit männlichen Verſen, die er früher, im Hinblick auf dieſe Stunde, gedichtet hatte. Er dictirte ein Teſtament, ſorgte für ſeine Gattin, für das von ihm verführte Mädchen, für ſeine beiden Knaben; beſtimmte mehreren Perſonen Trauerringe und trug ſeinem lieben Freund, John Wilkes, auf, ſeine Werke zu ſammeln und herauszugeben. Am 4 November 1764 ſtarb Charles Churchill in Boulogne, dreinnddreiſſig Jahre alt. — Bei der Verſteigerung ſeiner Hinterlaſſenſchaft wurden die ausſchweiſendſten Preiſe für ganz werthloſe Sachen bezahlt, z. B. fünf Pfund für eine gemeine Stahlſeder, und um die Nachfrage zu befriedigen wurden gemeine Briefe, angeblich von ihm herrührend, untergeſchoben. Walpole ſchrieb: „Der Dichter Churchill iſt todt, zur großen Freude des Miniſteriums und der Schotten, und zur Betrübniß von nur Wenigen, glaube ich; denn ein ſolcher Freund iſt nicht nur ein gefährlicher, ſondern ein kitzlicher Beſitz." — —

So war, ſo endete dieß Dichterleben, das man wohl auch mit in Rechnung nehmen mag, wenn man Betrachtungen anſtellt welcher Stern oder Unſtern, welcher Dämon über den Dichtern walte.

Guſtav Pfizer.

Monatblätter

zur Ergänzung

der

Allgemeinen Zeitung.

1845.

April.

Im Verlage und unter Verantwortlichkeit

der

J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Die oceaniſchen Straßen des Welthandels	125
Moſes Mendelsſohn	131
Italieniſche Familien	142
Lord Eldon	148
In den Oſtſeeprovinzen Rußlands (Aufzeichnungen eines Eingewanderten)	153
J. P. Schafariks ſlaviſche Alterthümer	157
Deutſche Dichter aus Oeſterreich	162
Jeruſalem	165
Graf Malmesbury über Caroline von England	171
Die Hamburger Bank	175

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Die oceaniſchen Straßen des Welthandels.

II.

Es bleibt, nach den Erörterungen, die unſer erſter Artikel gebracht, *) noch die Betrachtung übrig der Straßen durch das indiſche Meer, die zu den großen Handelsemporien in Indien, nach Bombay, Madras und Calcutta, nach Batavia und Singapore, wie auch, auf dem öſtlichen Wege um das Cap der guten Hoffnung, nach China führen. Da die Häfen des indo-brittiſchen Reichs dem deutſchen Handel verſchloſſen ſind, ſo möge die Darſtellung der Seeſtraßen dahin und daher nur kurz ſeyn, um deſto länger bei denen zu verweilen, auf welchen der Verkehr mit Niederländiſch-Indien, den Philippinen und mit China unterhalten wird.

Nirgends auf dem Ocean iſt die Schifffahrt verwickelter als im indiſchen Meere, denn ſie richtet ſich nach der Verſchiedenheit der Monſune und dem Wechſel der bei dieſen periodiſchen Luftſtrömen ſtattfindet.

Für die Fahrt vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach den Häfen Vorderindiens gibt es vier verſchiedene Wege, die man die innere, die öſtliche, die mittlere und die äußere Paſſage nennt. Die innere Paſſage läuft durch den Canal von Moſambique, die öſtliche dagegen auf der Oſtſeite von Madagascar. Dieſe wird jener vorgezogen, der Gefahren halber, welche Inſeln und Klippen im Canal von Moſambique darbieten. Beide Straßen ſind nur während der Jahreszeit zu befahren, wenn in der nördlichen Hemiſphäre der SW. Monſun herrſcht, mit dem jeder Hafen in Indien erreicht werden kann. Die mittlere Paſſage, welche die engliſchen Seeleute auch Boscawee's Paſſage nennen, nach dem Admiral dieſes Namens, der ſie im Jahre 1748 mit einer großen Flotte zum erſtenmale einſchlug und eine ſchnelle Reiſe machte, läuft vom Vorgebirge der guten Hoffnung direct nach Oſten, ſucht in 67° oder 68° öſtlicher Länge von Greenwich die Polargränze des SO. Paſſats zu ſchneiden, innerhalb deſſen ſie gerade nach Norden, und zwiſchen den Seyſchellen und den Tſchagos-Inſeln hindurch läuft. Dieſe Route kann zu Ende des SW. Monſuns eingeſchlagen werden, und ſelbſt dann wenn der NO. Monſun ſchon eingetreten iſt. Weht dieſer aber in ſeiner vollen Kraft, ſo kann kein Schiff den Meerbuſen von Bengal und die Küſte Malabar erreichen, wenn es nicht die vierte oder öſtliche Paſſage einſchlägt, auf der, vom Cap aus, der SO. Paſſat erſt zwiſchen 80° und 85° öſtlicher Länge von Greenwich aufgeſucht wird. Dieſen durchſchneidet man in nördlicher Richtung mit etwas öſtlicher Ablenkung, um auf den Meridian der Nicobaren und Andamanen zu kommen wenn die Gangesmündungen die Beſtimmung des Schiffs ſind. Will man aber nach der Küſte Coromandel oder nach Bombay, ſo iſt der 90° öſtl. Länge der öſtlichſte Meridian, der in NO. Monſun zu gewinnen iſt, um mit dieſem Winde den betreffenden Hafen anzuſegeln. *)

Was nun die große Straße von Europa nach China anbelangt, ſo iſt dieſelbe, je nach Beſchaffenheit des Monſuns, eine dreifach verzweigte. Herrſcht in den indiſch-chineſiſchen Gewäſſern der NO. Monſun, d. i. in dem halben Jahre vom October bis April, ſo muß der öſtliche Weg eingeſchlagen werden, der ein doppelter iſt. Ohne die Capſtadt zu berühren, was die Regel iſt, fährt man vom Meridian der guten Hoffnung auf dem Parallel des 40° ſüdl. Breite oder etwas nördlich davon gerade gegen O. bis zu den kleinen Inſeln St. Paul und Amſterdam. Hier ſpaltet ſich die Straße in zwei Arme. Der eine Arm verläßt den bisherigen Curs und wendet ſich ONO. auf die weſtliche Küſte von Auſtralien zu, die an der Polargränze des SO. Paſſats gemacht wird. Nun ſteuert man, längs dieſer Küſte ſegelnd, nach den kleinen Sunda-Inſeln. Hier findet man den NW. Monſun. Mit ihm fährt man durch die Straße zwiſchen Lombock und Bali und die Macaſſarſtraße, oder durch die öſtlicher gelegenen Meerengen und die molukkiſchen Gewäſſer durch Dampier's und Pitt's Straße in den großen Ocean hinaus, in welchem man auf dem Meridian der Pelewinſeln bis gegen den 15° nördl. Breite ſteuert, um ſodann nach NW. gegen die Formoſaſtraßen abzulenken, durch die man in vier Tagen die Rhede von Macao erreicht. Iſt die Macaſſarſtraße gewählt worden, ſo läßt ſich auch eine weſtliche Route einſchlagen, auf der ſich günſtige Winde erwarten laſſen. Dieſe Route läuft durch die Celebesſee gerade nach Norden durch den Canal welcher Mindanao von der nordöſtlichſten Inſel der Sulureihe ſcheidet, und dann immer dicht unterm Lande der weſtlichen Küſte des Philippinen-Archipelagus bis zum Nordrande von Luzon, von wo der NO. Monſnn unter einem ſpitzen Winkel, in der Richtung auf Macao, abgeſchnitten wird. Dieſe Route ſo wie die Schifffahrt innerhalb der kleinen Sundainſeln und in den molukkiſchen Gewäſſern iſt wegen der vielen Inſeln, Klippen und andern Gefahren ſehr zeitraubend, weil Nachts gewöhnlich vor Anker gegangen werden muß. Dazu geſellen ſich auch die Gefahren welche die berüchtigten Illano-Piraten bereiten, die mit ganzen

*) Wir verweiſen auf das vorige Heft der Monatblätter.

*) Auf der Karte vom indiſchen Meere, im Phyſikal. Atlas, II Abtheilung, Nr. 5, ſind noch zwei andere Routen nach Indien angegeben, woſelbſt auch der große Umweg nachgeſehen werden kann den Schiffe nehmen müſſen wenn ſie im SW. Monſun von Bombay nach Calcutta wollen.

Digitized by Google

Flotten die Gewäſſer des aſiatiſchen Archipelagus durchſtreifen und nicht ſelten den größten Kauffahrer angegriffen haben.

Sicherer und der Zeit nach nicht viel länger, wohl aber dem Raum nach, iſt die zweite der öſtlichen nach China führenden Routen. Sie trennt ſich von der vorigen bei den Inſeln St. Paul und Amſterdam und verfolgt beſtändig den Parallel von 40° ſüdl. Breite, ſo zwar daß man durch Bass' Straße oder beſſer um das Südende von Vandiemensland fährt, wo ſtarke weſtliche Winde zu erwarten ſind, welche in der Bass' Straße nicht ſelten fehlen. Hat man Vandiemensland dublirt, ſo wird der Curs nach Norden geſetzt, man berührt die neuen Hebriden auf ihrer Oſtſeite, paſſirt Browns Range und die Marianen und kommt ſo durch die Formoſaſtraßen ins chineſiſche Meer. Auf dieſer Route dauert die Reiſe von Europa, und zwar von Landsend gerechnet, bis Macao mindeſtens 200 Tage oder 6½ Monat, alſo genau eben ſo lange als wenn man die große Weſtſtraße um das Cap Hoorn einſchlägt; und nicht viel kürzer iſt die Dauer einer Reiſe nach China auf der öſtlichen Route mit Benutzung des SW. Monſuns, d. i. wenn ein aus Europa kommendes Schiff die indiſch-chineſiſchen Gewäſſer in den Monaten April bis October betritt.

Die große Straße von Europa nach Batavia und China im SW. Monſun (die aber auch nach Batavia im NO. Monſun befahren werden kann, weil dieſer Monſun in der ſüdlichen Hemiſphäre ein Nordweſtwind iſt) läuft vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis zu den Inſeln Amſterdam und St. Paul mit der großen Oſtpaſſage nach China zuſammen, oder hält ſich um einige Grad nördlicher als dieſe. Von Amſterdam aber läuft ſie dergeſtalt in nordöſtlicher Richtung, daß die Polargränze des Südoſtpaſſats ungefähr auf dem Meridiane der Sundaſtraße, oder etwas weſtlicher, etwa auf 101°½ öſtlicher Länge von Greenwich, geſchnitten wird. Iſt dieſe Gränze erreicht, ſo geht es gerades Weges in nördlicher Richtung nach der Sundaſtraße.

Zur Reiſe von der Mündung des engliſchen Canals nach der Sundaſtraße braucht man 3½ Monat. Dabei geht man gewöhnlich in der Tafelbai nicht vor Anker. Geſchieht dieß aber, dann verlängert ſich die Reiſe um mehrere Tage, weil das Dubliren des Vorgebirges der guten Hoffnung von der Tafelbai aus mit Schwierigkeiten verknüpft iſt, wie ſich u. a. aus dem Tagebuch des Georg Heinrich ergibt.

Wir verließen, bemerkt Cap. Hinrichſen, am 19 März 1840 die Tafelbai, aber es war uns erſt am ſechsten Tage möglich das Cap zu paſſiren, weil wir täglich ſtarken Nordſtrom hatten, der uns in dieſen ſechs Tagen 102 Meilen nach Norden verſetzte, was im Durchſchnitt 17 Meilen auf die vier und zwanzig Stunden gibt, an einem Tage betrug aber die Geſchwindigkeit 30 Meilen. Sehr wahrſcheinlich machte es viel Eindruck auf den Strom, daß es gerade Vollmond war als wir in See gingen. Der Wind war in dieſen Tagen von SW. bis S. Wir kamen nach 15°½ Oſt-Länge, bis der Wind ſo günſtig wurde daß wir das Vorgebirge der guten Hoffnung paſſiren konnten. Als wir uns einen halben Grad ſüdlich von demſelben befanden, wurde der Nordſtrom auch ſchwächer, aber bis zum 30° öſtlicher hatten wir Weſtſtrömung, die indeſſen ebenfalls ſchwach war. Nach Norden und Süden bemerkten wir nur Verſetzung je nach der Richtung des Windes; war dieſe ſüdlich, ſo hatten wir etwas Verſetzung nach Norden, und ſo umgekehrt. Bloß auf dem 30° der Länge war die nördliche Strömung bedeutender, und betrug in zwei Tagen 46 Meilen. Von dieſem Meridian an bemerkten wir auch öſtliche Strömung.

Ueber die Witterungsverhaltniſſe in den Gewaſſern am Südrande von Afrika enthält das Journal des Georg Heinrich viele intereſſante Bemerkungen. Bis zu dem erwähnten Längengrade, der mit dem Meridian des Cap Corrientes etwa zuſammenfällt, war das Wetter im Ganzen genommen gut; der Wind aber war ſehr veränderlich: zuweilen wehte er ſehr ſtark und gleich darauf wurde es ſtill; einmal gab es mit einem ſtarken Nordwinde plötzlich hohen Seegang aus Oſten, und erſt nach zwei Tagen trat Oſtwind ein. Im allgemeinen war der Wind von N. und NO., und nur ein paarmal ſüdlich, worauf ſogleich Windſtille folgte. Bei bezogener Luft war der Wind am beſtändigſten. Mit den ſüdlichen Winden war gewöhnlich Regen verknüpft, und auf Thau, der außerordentlich ſtark war, folgte in der Regel unbeſtändiges Wetter. Am friſcheſten wehte der Wind, wenn der Himmel heiter war. In dieſen Gegenden kann die Sonne klar untergehen, und dennoch ſchlechtes Wetter folgen. Für dieſen Fall ſtellt ſich aber die Sonnenſcheibe ganz weißlichgelb dar, die Luft iſt ſehr dieſig und der Wind unter ſolchen Umſtänden gewöhnlich NO. bis N. Ueberdem nimmt er in der Regel ſchon des Nachmittags bei heiterm Himmel, obwohl dieſiger Luft, zu; des Nachts ſpringt er ins weſtliche Quartier, führt Kälte mit ſich und dreht ſich nach SW. und S., dabei iſt hoher Seegang aus SW. Tags darauf wird es gewöhnlich windſtill, was aber höchſtens zwölf Stunden anhält; dann dreht ſich der Wind wieder nach NO. mit ſchönem Wetter, und in der folgenden Nacht thaut es ſehr ſtark. Dieſe Erfahrungen wurden im Monat April gemacht.

Vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis zum 70° öſtlicher Länge hatte der Georg Heinrich 1°½ Stromverſetzung nach Weſten, dabei in der Regel jeden Tag 5 bis 12 Meilen ſüdliche Strömung, ſo daß vom Cap bis zu dem gedachten Meridian ein ſüdweſtlicher Strom in dieſer Jahreszeit angenommen werden kann. Der Parallel, auf welchem dieſe Strömung ſtattfand, war im Durchſchnitt der 38° ſüdl. Breite. Cap. Hooge hatte das Jahr vorher, im Januar, in denſelben Gegenden einen ſo ſtarken Strom nach Oſten gehabt, daß er auf den 70° der Länge, vom Cap gerechnet, ſchon 7° voraus war.

Den 14 April 1840 hatte der Georg Heinrich unter 37° 30′ ſüdl. Breite und 70° öſtl. Länge einen furchtbaren Orkan zu beſtehen. Den ganzen Tag vorher regnete es und der Wind drehte ſich von NNO. nach ONO. Abends nahm der Wind ſchon ſo ſtark aus dieſem Orte zu, daß um zehn Uhr Fock und Vormarsſegel feſt gemacht und vor dem dicht gereeften Großmarsſegel beigelegt werden mußte. Dabei regnete es in Strömen, die von Böen begleitet waren. Nachts brach ein furchtbarer Sturm von NO. aus. Gegen vier Uhr Morgens nahm der Wind etwas ab, aber die Luft ſah ſchrecklich aus; es wurde immer ſchwächer vom Winde, dagegen aber die See immer höher laufend. Gegen ſechs Uhr des Morgens am 14 April trat beinahe Windſtille ein, zu gleicher Zeit bemerkte man aber ſchon in der Ferne einen hohen Seegang von SW. Um 6½ Uhr war der Wind ſchwach aus SW., die See aber über alle Beſchreibung in furchtbarer Aufregung. Ein ſehr hoher Seegang von NO. rannte gegen einen andern aus SW. Traf eine See die andere, ſo flog die Brandung wohl 20 bis 30 Fuß hoch. Die Lage des Georg Heinrich war ſchrecklich: ſchwacher Wind und dabei die ungeheuer hohe See, die jeden Augenblick befürchten ließ alles vom Verdeck zu verlieren. Es wurde Beſan und Schoonerſegel beigeſetzt, aber das Schiff bekam nur eine ſchwere Sturzſee über. Gegen 7 Uhr blinkte es auf in SW. Sogleich wurden Beſan und Vorſchoonerſegel weggenommen und feſtgemacht, und man war noch mit der Wegnahme des Hinterſchoonerſegels beſchäftigt, als ein Orkan aus SW. einfiel, der

Digitized by Google

über alle Beſchreibung furchtbar war. Die große Raahe, die faſt neu war, brach, als wäre ſie mit einem Meſſer durchgeſchnitten; das doppelt gereefte Großmarsſegel und das hintere Schoonerſegel flogen in Stücken, mehrere, ſehr gut befeſtigte Segel, riſſen ſich los ohne daß die Mannſchaft es hindern konnte, die mit großer Bangigkeit dem Augenblick entgegen ſah, wo alle Maſten über Bord gehen würden. Um 9 Uhr nahm der Orkan etwas ab, und eine Stunde ſpäter legte ſich die See ſchon bedeutend. Cap. Hinrichſen ließ die Sturmbeſane beiſetzen und bemühte ſich von den Segeln, die alle mehr oder minder neu waren, ſo viel als möglich zu retten; aber es waren theilweiſe nur die Lieken übrig geblieben. Dann machte er, unter fortwährend ſtürmiſchem Wetter, Anſtalt die zerbrochene große Raahe herunter zu nehmen, was gleich nach Mittag auch gelang. Um 4 Uhr Nachmittags konnte das doppelt gereefte Vormarsſegel und die Fock wieder beigeſetzt werden. Wegen der heftigen Bewegung des Schiffs fand man bei der Pumpe, an die man endlich denken konnte, 20 Zoll Waſſer. Es wurde lang gepumpt.

Fünf bis ſechs Tage vor Ausbruch dieſes Orkans war die Luft am nordöſtlichen Horizont ſehr ſtreifig, dabei aber gutes Wetter; und am Morgen vorher, den 13 April, überzog ſich der Himmel bei Sonnenuntergang wie mit einem blutrothen Schleier. Nach Cap. Hinrichſen's Erfahrungen läßt ſich in dieſen Gegenden ein Sturm erwarten, wenn es zu regnen anfängt und der Wind zwiſchen NO. und NW. ſchwankt. So hatte er am 18 April wiederum einen Sturm, nachdem es Abends ganz heiter und der Wind in WNW. geweſen war. Nachts fing es aber an zu regnen, und Tags darauf trat ein furchtbarer Sturm ein, der von NW. bis Wz.S. wirbelte.

Am 17 April ſah man von Bord des Georg Heinrich die hohe, kegelförmige Inſel Amſterdam. Cap. Hinrichſen bemerkt bei dieſer Gelegenheit, die Länge von Amſterdam ſey in den Büchern zu 70° 52′, auf den Karten aber zu 70° 30′ angegeben; letztere Länge ſey nach ſeinen Chronometern, deren Gang in der Tafelbai neu regulirt waren, die richtige. Es gab bei dieſer Inſel viel Regen und umlaufende Winde. Unſer hamburger Capitän iſt der Meinung, daß es beſſer ſey die Inſel Amſterdam in dieſer Jahreszeit nicht anzulaufen, ſondern ſie etwas zu Süden liegen zu laſſen.

Von hier an bis zum 90° öſtl. Länge wurde noch immer ein Südweſtſtrom von 3 bis 4 Meilen in vier und zwanzig Stunden bemerkt. Das Wetter war ſehr unbeſtändig, gewöhnlich dicke Luft und veränderlicher Wind. Zwiſchen 33° und 34° ſüdl. Breite und zwiſchen 84° und 85° öſtl. Länge regnete es bei öſtlichem Winde zwei Tage lang unaufhörlich. Zuerſt kam ein hoher Seegang von SW., nachher aus NO. und dieſer lief acht Tage ſehr hoch: wahrſcheinlich war ein heftiger Sturm weiter im Oſten die Veranlaſſung.

Es iſt gewiß, bemerkt Cap. Hinrichſen, daß der herrſchende Strom vom Cap bis ungefähr 100° öſtl. Länge ſich nach dem Winde richtet. Auf der Reiſe des Georg Heinrich war, vom Cap bis zu dem erwähnten Meridiane, der Wind durchgehends NNO. und NO. (einige wenige Tage ausgenommen, wo ſich der Wind nach NW. und SW. drehte, aber ſehr bald wieder nach NO. lief) und dieſe herrſchende Luftſtrömung hat eine ſüdweſtliche Meeresſtrömung zur Folge, die das Schiff innerhalb des gedachten Raums 2°½ nach Weſten verſetzte. Cap. Hooge machte ein Jahr vorher denſelben Weg, aber im Januarmonate und da herrſchte W. und WNW. Wind, der einen ſtarken Strom nach Oſten verurſachte.

Auf 101° öſtl. Länge und 28° ſüdl. Breite hörte der SW. Strom endlich auf, und es trat eine ſchwache NO. Strömung an ſeine Stelle. Erſt unter 24° bis 25° ſüdl. Breite ſetzte der Südoſtpaſſat ein, aber der Wind war nicht mehr als Oſt und zuweilen ſogar ONO. Auf 19° ſüdl. Breite bekam der Georg Heinrich wieder Nordwind, darauf Windſtille, worauf ſüdlicher Wind folgte, der ſich nach und nach über OSO. nach O. drehte, wo er mehrere Tage ſtehen blieb. Zwei Grade zu Süden der Weihnachtsinſel wurde es ſehr ſtürmiſch mit dicker Luft, die ſich in der Nähe der Luft in anhaltenden Regen auflöſte, ſo daß die Inſel ſelbſt nicht erblickt werden konnte. Es blitzte gewöhnlich jede Nacht, und jeden Augenblick ließ ſich erwarten daß der Wind von NW. ausſchießen werde. Es ſcheint beinah, ſagt Cap. Hinrichſen, daß der SO. Monſun in dieſem Monat (Mitte Mai's), wenn man den 12° ſüdl. Breite paſſirt hat, noch nicht recht beſtändig geworden; und es iſt daher ſehr anzurathen, daß, wer in dieſer Jahreszeit nach der Sundaſtraße will, den Wendekreis des Steinbocks nicht weſtlicher als auf 102° öſtl. Länge ſchneidet. Hätten wir dieſe Vorſicht nicht gebraucht, ſo würde es uns nicht möglich geweſen ſeyn Java Hoofd anzuſegeln, denn der Wind war durchgehends von O. und ONO., und dazu verbunden mit W. Strom.

Bis zum 19° ſüdl. Breite hatte der Georg Heinrich nur wenig Stromverſetzung, die zuweilen nach NO., zuweilen aber auch gerade entgegengeſetzt nach SW. gerichtet war. Von dem erwähnten Parallel an aber ward täglich ſechs bis 10 Meilen Verſetzung nach Süden beobachtet; und vom 16° bis 10° ſüdl. Breite, zwiſchen 104° und 105° öſtl. Länge, gaben die Zeithalter in drei Tagen 55 Meilen Verſetzung an.

Cap. Hinrichſen bemerkt in der hiſtoriſchen Ueberſicht ſeiner Reiſe daß die Gefahr, welche als Daniſch Schoal in der Karte angemerkt iſt, an dem Orte wo ſie ſeyn ſoll, nicht vorhanden ſey; denn er ſey, nach Angabe der Chronometer, gerade über dieſe Stelle gefahren ohne etwas wahrzunehmen. Sodann gedenkt er auch der Klippen die zwiſchen 20° und 21° ſüdl. Breite und zwiſchen 104° und 105° öſtl. Länge liegen ſollen. Sie können dort nicht, ſondern müſſen öſtlicher liegen, ſagt er; denn wir ſprachen mit dem Capitän des amerikaniſchen Wallfiſchfängers Georgia von New-London, welcher uns verſicherte mehrmals auf der erwähnten Stelle umhergekreuzt und niemals etwas von Klippen bemerkt zu haben.

Was hier als Daniſch Schoal angegeben iſt, alſo als Untiefe, wird von einigen Hydrographen auch als Klippe bezeichnet und die Lage zu 28° 20′ ſüdl. Breite bei 98° 24′ öſtl. Länge nachgewieſen; dieſe Klippe, die eben über den Waſſerſpiegel hervorragen ſoll, wurde von einem däniſchen Schiff im Jahre 1774 geſehen; möglich daß es eins von den todten Seeungeheuern geweſen, die nicht ſelten den aufmerkſamſten Seefahrer getäuſcht haben. Die zweite Gefahr wird von den Tryalklippen gebildet, deren Lage zwar ſehr genau ermittelt iſt (durch den holländiſchen Cap. Foſs, von Batavia aus), die aber nichtsdeſtoweniger ſchon früher vergeblich aufgeſucht worden ſind. Beide Gefahren wird man unbedenklich auf den Karten löſchen können!

Am 59ſten Tage von Tafelbai erblickte man an Bord des Georg Heinrich endlich Land, nachdem er die letzten Tage über ſtarken Südweſtſtrom gehabt hatte. Man erkannte Clap Inſel, ein ſehr niedriges, mit Bäumen bewachſenes Eiland, hinter dem ſich das Land von Java ſehr hoch und in denſelben Formen erhebt, wie bei Java Hoofd, dem weſtlichſten Vorgebirge der Perle unter den Sundainſeln! Der Wind war bis zur Sundaſtraße SO. geweſen.

Während des SO. Monſuns iſt die Fahrt durch die Sundaſtraße ſehr aufhaltend. Von Clap Inſel fuhr der Georg Heinrich in zwölf Stunden nach der Inſel Quer im Wege, dort aber wurde

Digitized by Google

er vom Gegenſtrom dreizehn Stunden aufgehalten; und dieſer Strom war die Urſache daß er auf der Fahrt von Andſcher nach Bataviarhede vier Tage zubrachte. Den ganzen Weg über mußte er kreuzen. Der Gegenſtrom hielt gewöhnlich ſiebenzehn Stunden an; lag das Schiff zu Anker, ſo wurden zuweilen drei bis vier Knoten in der Stunde gelogt. Abends wurde es gemeiniglich Windſtille; daher iſt es gut wenn dicht am Lande geankert wird, denn Morgens hat man gewöhnlich friſchen Landwind. Beim Mondwechſel iſt der Strom am heftigſten. Bemerkt man daß mit Laviren nichts mehr gewonnen wird, ſo thut man am beſten gleich zu Anker zu gehen. Der Strom iſt gewöhnlich nach Weſten. Vier bis fünf Stunden iſt es ſtilles Waſſer, die übrige Zeit der vierundzwanzig Stunden ſtrömt es, wie geſagt, ſtark nach Weſten. So iſt das Verhalten im SO. Monſun, dem dasjenige im NW. Monſun gerade entgegengeſetzt iſt. Während der zuerſt genannten Jahreszeit herrſcht gewöhnlich ſchönes Wetter, in der zweiten dagegen, der Regel nach, ſchlechtes, böiges Wetter, verbunden mit ſtarken Gewittern.

Auf der Fahrt nach Batavia muß man, beſonders beim SO. Monſun, des engen Fahrwaſſers halber, gar ſehr auf ſeiner Hut ſeyn. Zuweilen fehlen auch die Baaken. Hat man St. Nicolaus Spitze paſſirt, ſo iſt es gefährlich des Nachts zu ſegeln. Der Georg Heinrich ging durch den innerſten Canal nach Bataviarhede, und fand ihn ſehr ſicher denn auf beiden Untiefen ſtanden Baaken. Cap. Hinrichſen fügt aber hinzu daß die Lage der Baaken auf den Karten nicht immer richtig eingetragen ſey; ſo ſtehe z. B. die Baake auf dem „Menſchenfreſſer"-Riffe viel weiter auf dieſem Riff als die Karte nachweiſe, und man müſſe dieſe Baake möglichſt zu meiden ſuchen.

Am fünften Tage nach der Ankunft in der Sundaſtraße ging Cap. Hinrichſen auf der Rhede von Batavia zu Anker. Die Reiſe von der Capſtadt hatte im Ganzen 64 Tage gedauert. Der Georg Heinrich machte im Jahre 1842 abermals eine Reiſe nach Oſtindien, und zwar gleichfalls im SW. Monſun. Gerade 100 Tage nach der Abreiſe von Lezard kam er in der Sundaſtraße an, und am 106ten Tage auf der Rhede von Singapore. Das hamburger Borkſchiff Olga, Cap. J. R. Schielderup, unternahm im Jahre 1841 eine Reiſe nach Batavia. Es kam in der Sundaſtraße an als der NW. Monſun ſchon eingetreten war. Von der Elbe bis zur weſtlichen Mündung des engliſchen Canals gebrauchte es 14 Tage, bis zur Sundaſtraße 123 und bis Batavia 129 Tage.

Batavia gilt bekanntlich für das Grab der Europäer. Ganz beſonders ſind die Monate Juni und Juli als die ungeſundeſte Jahreszeit verrufen, weil alsdann das niedrige Küſtenland vom Waſſer mehr entblößt iſt und die Moräſte zum Vorſchein kommen.

Die Mannſchaft des Georg Heinrich mußte dieſe traurige Erfahrung ebenfalls machen. Alle Leute wurden krank, aber nicht an einem Sumpffieber, ſondern ein Jeder bekam Erbrechen und Diarrhöe, verbunden mit heftigen Leib- und Kopfſchmerzen, und dieſer Zuſtand dauerte ungefähr vier bis fünf Tage, was die Leute ſehr abmattete. Cap. Hinrichſen verſchaffte ſeinen Patienten dadurch Linderung daß er ſie ein Brauſepulver nehmen ließ, wenn ſich das Erbrechen einſtellte. Die Miasmen beſchränken ſich jedoch nur auf die Stadt und die Rhede von Batavia; außerhalb der Stadt herrſcht geſunde Luft. Darum iſt auch das alte Batavia gleichſam aufgegeben und unter Daendels' und von der Capellen's Verwaltung ein neues Batavia am Fluſſe Molenvliet gegründet worden, an das ſich weiterhin Ryswik, Noordwik und Weltefreden (Wohlzufrieden) anreihen; hier ſind in Häuſern die dem Bedürfniß des Tropenklima entſprechend angelegt und erbaut ſind, die Wohnungen der Europäer, während die Magazine und Geſchäftslocale in Alt-Batavia geblieben ſind. Für künftige Reiſende nach Batavia iſt es intereſſant zu wiſſen daß der Führer eines Schiffs daſelbſt vier Malaien in Dienſt zu nehmen pflegt, von denen jeder 1 Gulden Kupfer *) Taglohn empfängt und alle vier zuſammengenommen außerdem noch 1 Gulden Koſtgeld. Dieſe Malaien ſind von großem Nutzen: ſie fahren mit der Schaluppe ab und zu und werden auch im großen Boot gebraucht, um Sachen ans Land zu bringen oder Waſſer zu holen, das aber ſo ſchlecht iſt daß man es, ohne vorher abgekocht zu haben, niemals trinken ſollte.

Ueber den Curs eines Schiffs welches im SW. Monſun durch das chineſiſche Meer nach Canton geht, iſt wenig zu bemerken. Es läuft durch die Mitte des chineſiſchen Meeres und die Fahrt dauert von der Sundaſtraße ungefähr drei Wochen. Es gibt aber noch eine andere Route die erſt in neuerer Zeit befahren worden iſt, nämlich innerhalb der Paracels, längs der Küſte von Cochinchina. Die Furcht vor den weſtlichen Gränzen der Paracels, jener Gruppe kleiner niedriger Eilande und Klippen welche ſüdlich von der großen Inſel Hai-nan liegt, hielt die meiſten Schiffe von dieſer Paſſage ab, die im Jahre 1799 unter Leitung des Cap. M' Intoſh von einer großen Flotte zum erſtenmal eingeſchlagen wurde. Jetzt wählt man dieſe Route gern, ſowohl auf einer Fahrt nach China im SW. Monſun, als auch für die Rückreiſe im NO. Monſun. Betritt ein Schiff früher als den erſten April das chineſiſche Meer, ſo thut es wohl dieſe Paſſage zu wählen, weil die Winde an der Küſte von Tſchampa und Cochinchina alsdann veränderlich ſind und die während des NO. Monſuns hier ſehr heftigen Strömungen nach SW. und SSW. ganz nachlaſſen. Ehe man die Küſte von China erreicht, iſt der SW. Monſun vielleicht ſchon eingetreten, und der Reſt der Reiſe wird alsdann ſehr leicht. Freilich verzögert ſich die Reiſe und kann von der Sundaſtraße eine Zeitdauer von vier Wochen erfordern.

Schiffe welche ſpäter als September ins chineſiſche Meer kommen, finden es, des ſchon zu Ende gehenden SW. Monſuns und der ſtarken ſüdlichen Strömungen in der Nähe von Pulo Lapata halber, ſehr ſchwer ihre Fahrt direct nach Canton zu machen. Die Erfahrung lehrt daß ſie dieſelbe auch ziemlich ſchnell zurücklegen können, wenn ſie längs der Küſte von Paragua und Luzon ſegeln, wo ſie im Octobermonat veränderliche, oft auch regelmäßige SO. Winde antreffen. Cap. M' Intoſh legte dieſe Reiſe in der überaus kurzen Zeit von 14 Tagen von Singaporeſtraße bis Macao zurück. Man kann dieſe Route mit Sicherheit den ganzen October, bis zum halben November, zuweilen auch noch ſpäter nehmen.

Die Schifffahrt in den ſundiſchen Gewäſſern iſt zu allen Jahreszeiten mit großen Schwierigkeiten verbunden, die ſowohl aus den vielen Inſeln, Klippen und andern Gefahren entſpringen, als auch aus dem häufigen Wechſel des Windes, den Fallwinden und Windſtillen, an welche ſich die Meeresſtröme reihen die nicht ſelten, in entgegengeſetzten Richtungen laufend, auf einander ſtoßen.

Cap. Hinrichſen hat über ſeine Schifffahrt von Batavia nach Singapore und von da zurück nach der Sundaſtraße in dem Tagebuche des Georg Heinrich intereſſante Bemerkungen niedergelegt, von denen hier ein Auszug folgt:

Das Schiff war nach Singapore ſechs Tage unterwegs, wurde aber beinahe vier und zwanzig Stunden durch Windſtille bei den Tauſend Inſeln aufgehalten. Im SO. Monſun — die Reiſe wurde

*) In Batavia ſind 120 fl. Kupfer = 100 fl. Silber Holländiſch.

Digitized by Google

im Juni 1840 gemacht — eignet ſich die Bangkaſtraße vortrefflich zur Paſſage nach Singapore. Der Georg Heinrich hatte beinahe 16 Stunden lang den Strom zu ſeinen Gunſten, und rechter Gegenſtrom wurde gar nicht bemerkt, es wurde bloß Stillwaſſer. Am rathſamſten iſt es in dieſer Straße die Küſte von Sumatra halten. Bei der vierten Landſpitze befand ſich das Schiff des Abends um 10 Uhr. Capt. Hinrichſen's Abſicht war es die ganze Nacht zu ſegeln; als er aber bemerkte daß der Strom nicht zu Gunſten der Fahrt war und er dem Loth nicht recht trauen dürfe, ſo ging er Abends um 11 Uhr zu Anker. Das Loth gab zuweilen 20 Faden und gleich darauf wieder 12 Faden Tiefe, alſo einen großen Wechſel, was aus der Richtung des Stroms entſtand der, durch die Strömungen der ſumatraniſchen Flüſſe verſtärkt, gerade hinüber nach der Bangkaſeite ſetzte. Beide Eingänge dieſer Straße ſind ſehr beengt. Es treiben fortwährend viele Baumſtämme in dieſer Meerenge, und es wurden an Bord des Georg Heinrich ſogar zwei oder drei ſchwimmende Inſeln geſehen die, beſonders in der Nachtzeit, den Schiffer leicht verwirren können. Bei dem Fluſſe von Palembang iſt die Küſte ſehr ſteil: dort darf man nicht näher als bis auf acht oder neun Faden kommen, hat dabei aber ſtets den aus den Landflüſſen herabkommenden Strom in Rechnung zu bringen, weil man ſonſt gleich nach dem Bangkaufer hinüber getrieben wird. Dieſe Vorſicht iſt namentlich im NW. Monſun zu empfehlen, weil dieſer die Jahreszeit des Regens iſt, der die Landgewäſſer zu einer bedeutenden Höhe und Kraft anſchwillt. Jenſeits der Bangkaſtraße wurde ein ziemlich ſtarker Strom nach Norden beobachtet. Nach Singapore ſoll man, der größeren Nähe wegen, durch die Riouwſtraße paſſiren. Weil aber Cap. Hinrichſen nicht vor Nacht in derſelben ankommen konnte, ſo zog er es vor die Inſel Riouw auf der Oſtſeite zu umſchiffen. Die Nacht über hatte der Strom das Schiff ſehr weit nach Norden verſetzt, ſo daß die Straße von Singapore nur mit knapper Noth angeſegelt werden konnte. Capt. Hinrichſen empfiehlt in dieſer Straße immer die Südſeite zu halten, ganz beſonders vor der Mündung der Riouwſtraße, weil der Strom ſtark nach Norden ſetzt.

Der Georg Heinrich verließ Singapore am 10 Auguſt 1840, und war erſt den 9 September durch Carimataſtraße. Dieſe einen vollen Monat umſpannende Verzögerung wurde durch den ſehr ſtarken Strom nach Norden herbeigeführt. Man war ſchon 14 Tage lang aus Singaporeſtraße fort, und hatte noch nichts nach Süden gewonnen. Zwiſchen dieſer und der Carimataſtraße hatte das Schiff in 30 Tagen 8° 43′ Stromverſetzung nach Norden und 3° nach Weſten. Wir verließen, bemerkt Capt. Hinrichſen, Singaporerhede 3 Tage vor dem vollen Monde; ich glaube aber, es werde beſſer ſeyn einige Tage nach dem Neumonde abzuſegeln und durch die Riouwſtraße zu paſſiren, weil man dadurch mehr nach Süden kommt. Hat man dieſe Straße hinter ſich, ſo ſuche man ſo ſchnell als möglich nach der Küſte von Borneo zu kommen, und achte nicht darauf wenn man ſie auch nur auf 1° 30′ oder 1° 40′ nördl. Breite erreicht, denn längs ihrer kann man beſſer nach Süden wegarbeiten. Auf keinen Fall muß man ſich an der malaiſchen Küſte aufhalten. Das Zweckwidrige eines ſolchen Verfahrens haben wir zu unſerm Schaden erfahren: 12 Tage lang waren wir im Geſicht des Bintangberges und konnten nicht von der Stelle. Als wir aber erſt die Küſte von Borneo hatten, rückten wir beſſer nach Süden vor*), obwohl wir noch immer nördliche Strömung, aber nicht ſo ſtarke als unter der malaiſchen Küſte hatten; denn in den erſten 14 Tagen betrug ſie je 24 Stunden 30 bis 40 Meilen, an der Borneoküſte dagegen nur 15 bis 20 Meilen.

Die Strömungen ſcheinen hier lediglich vom Winde abzuhängen; je ſtärker dieſer iſt, deſto ſchneller fließen jene. Als der Georg Heinrich bei Saratou vor Anker lag, hatte es die Nacht friſch aus Norden geweht, was zur Folge hatte daß der Strom mit einer Fahrt von 1½ Knoten nach SSO. lief. Den nächſten Tag wehte es friſch aus Süden, was wieder Strom nach Norden gab. Capt. Hinrichſen verlor mehrere Tage bei dem Verſuche durch Gasparſtraße zu ſegeln. Der Wind ſtand ſo daß ſüdlich geſegelt werden konnte; kam man aber bei der Inſel Gaspar an, dann war der Wind immer ſüdlicher als weiter aus. Dazu geſellte ſich noch ein ſtarker Strom nach Nordweſten, der den Georg Heinrich eines Nachts beinah' auf Belvedere's Riff getrieben hätte.

Capt. Hinrichſen hält es für gefährlich des Nachts aus Singaporeſtraße zu ſegeln. Er war nahe daran ſein Schiff auf Pedra-Branca (dem weißen Steine) zu verlieren; er glaubte ganz gewiß unter der Küſte von Riouw zu ſeyn, und ſah bei Tagesanbruch zu ſeinem größten Erſtaunen daß er ſich ganz dicht bei jenem Felſen befand; „es war ein Glück für uns," bemerkt er, „daß wir noch zu Norden davon wegkonnten." Die Direction-Inſeln ſind auf der Karte nur als Eine angegeben*); es ſind ihrer aber zwei; die kleinſte oder ſüdweſtliche ſieht in der Nähe eben ſo aus als Button in der Sundaſtraße. In der Carimataſtraße beträgt der Strom während des Südoſtmonſuns 8 bis 12 Meilen nach Norden und 10 bis 12 Minuten nach Weſten innerhalb eines Tages. Discovery's-Eaſtern-Bank ſah Capt. Hinrichſen auf zwei deutſche Meilen Entfernung.

Zur Reiſe von Singapore nach Andſcher in der Sundaſtraße waren nicht weniger als 34 Tage erforderlich. Als der Georg Heinrich die Carimataſtraße paſſirt hatte, bekam er umlaufende Winde und ſehr oft Windſtillen, und dabei wurde er jeden Tag 10 bis 17 Meilen nach Norden und 10 bis 12 Meilen nach Weſten durch Strom verſetzt.

Es bleiben noch die Routen nachzuweiſen übrig die ein Schiff auf der Rückreiſe von China oder einem oſtindiſchen Hafen einzuſchlagen hat. Von Canton kann dieſe Reiſe nur im NO. Monſun

*) Man muß ſich erinnern, daß der Georg Heinrich in der Jahreszeit des SO. Monſuns, der ſüdlichen Hemiſphäze, Singapore verließ. Die von Capt. Hinrichſen empfohlene Route quer über nach Borneo iſt nicht neu; ſie wurde zuerſt vom Cap. Williams betreten, und im Jahre 1811 gelang es ſogar einer großen Flotte während dieſes Monſuns eine glückliche Fahrt von Malacca nach Java zu machen, wodurch wenigſtens ſechs Wochen an Zeit gewonnen ward. Die Wichtigkeit des Unternehmens, die Ueberrumpelung von Batavia, ſchien die Nothwendigkeit eines Wagſtücks zu rechtfertigen, deſſen Ausführbarkeit ſogar der in Indien commandirende Admiral Drury für unmöglich hielt. Nachdem die Flotte durch die Straße von Singapore das chineſiſche Meer gewonnen hatte, nahm ſie ihren Curs quer durch dieſes Meer nach der Weſtküſte von Borneo, wo ſie in der Nähe des Landes veränderliche Winde fand, mit deren Hülfe ſie das Cap Sambar, die ſüdweſtlichſte Landſpitze von Borneo, erreichte. Von hier aus ſteuerte Admiral Stopford ſo nahe am Winde als nur möglich auf die Küſte von Java zu, die er in der Nähe des Caps Fedramavo, 2° öſtlich von Batavia, erblickte; und am 4 Auguſt ging er mit ſeiner ganzen Flotte, zum nicht geringen Schrecken der Franzoſen und Holländer, auf der Rhede der Hauptſtadt von Java vor Anker. Ein Zeitgewinn von ſechs Wochen iſt ſchon in militäriſcher Hinſicht wichtig; noch wichtiger aber wird dieſe kürzere Fahrt, wenn man in Erwägung zieht wie viele Menſchen, eingeſchloſſen wie die Soldaten auf den Transportſchiffen, in dieſer Zeit ein Opfer des heißen Klima und des engen Raumes hätten werden müſſen. Cap. Greig war es welcher dieſe neue Route dem Generalgouverneur von Indien, Lord Minto, zur Benutzung bei der in Rede ſeyenden militäriſchen Expediton in Vorſchlag gebracht hatte.

*) Direction Island, die Richtungsinſel oder Pulo Panicken Katichiel, wie ſie im Malaiſchen heißt, liegt 1½° nördlich vom Aequator und ungefähr 1° oder 15 deutſche Meilen von der Weſtküſte von Borneo. Sie trägt in ihrer Mitte einen Kegelberg und kann 30 bis 36 Seemeilen weit geſehen werden. Horsburgh ſagt, es erſtrecke ſich von ihrem Südweſtende niedriges Land, welches ein kleines anliegendes Eiland ſey.

Digitized by Google

unternommen werden, und mit Sicherheit auch nur von den Häfen des indiſchen Feſtlandes.

Schiffe, die von Bengal und der Malaccaſtraße nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung beſtimmt ſind, müſſen den Aequator ungefähr auf dem 87 bis 90° öſtl. Länge von Greenwich ſchneiden; im Beſondern haben diejenigen Schiffe welche aus der Malaccaſtraße kommen, darauf zu ſehen daß ſie ihren Curs eine große Strecke weit nach WSW. ſetzen, bevor ſie ſüdlich beilegen, um den contraren Winden auszuweichen, die bei den Inſeln vor der Weſtküſte von Sumatra durchgängig zu wehen pflegen. Vom Aequator aus müſſen ſie ſuchen ſobald als möglich in den SO.-Paſſat zu gelangen, innerhalb deſſen ſie ihren Curs ſo zu ſetzen haben, daß ſie die Inſel Rodriguez auf der Oſt- und Südſeite paſſiren. Von Madras, Ceylon und der Küſte Malabar kann man verſchiedene Wege einſchlagen: entweder die innere Paſſage durch den Canal von Moſambique, oder die mittlere Paſſage zwiſchen den Seyſchellen- und Tſchagos-Inſeln, öſtlich von Madagaskar, oder die äußere Route, auf welcher der Aequator unter dem 84 oder 85° öſtl. Länge gekreuzt und der Curs von da auf Rodriguez geſetzt wird. Dieſe Straße verdient den Vorzug vor den anderen, weil ſie einen großen freien Seeraum und weniger Gefahr von Stürmen und Orkanen darbietet.

Die große Straße von Canton oder Manila nach Europa führt im NO. Monſun der Länge nach durch das chineſiſche Meer zur Sundaſtraße. Außerhalb derſelben ſucht man möglichſt raſch den SO.-Paſſat zu erreichen, um mit beſtändigen Winden nach SW. ſegeln zu können. Unter den Parallelen vom 14 oder 15° ſüdl. Breite weht der Paſſat in der Regel anhaltend friſch, und er nimmt an Stärke zu, je weiter man nach SW. kommt. Namentlich iſt dieß in den Parallelen von 18 und 19° der Fall. Hier weht er oft mit größerer Kraft als in niederen Breiten; aber in den Monaten März und April erleidet der Paſſat Unterbrechungen und fehlt zuweilen alsdann ganz in den Umgebungen des Wendekreiſes des Steinbocks. Die häufigen Schifffahrten, welche von unſerer deutſchen Handelsmarine von China nach Europa gemacht worden ſind, haben die Erfahrungen über den phyſiſchen Zuſtand der indiſchen Gewäſſer anſehnlich erweitert. Eine allgemeine Zuſammenſtellung dieſer Erfahrungen würde ohne Zweifel für die Navigation von großem Nutzen ſeyn; allein dazu fehlt es für jetzt an Zeit. Es möge an einem Auszuge des Journals von Georg Heinrich genügen, das in dieſer Ueberſicht der oceaniſchen Handelsſtraßen mehrfach benützt worden iſt.

Das Schiff verließ die Sundaſtraße am 16 September 1840. So wie es in offener See war, bekam es ſehr lebhaften Wind von SSO., der, abwechſelnd bis SO. ſich drehend, ununterbrochen bis zum 30 September anhielt, als der Georg Heinrich im 21° ſüdl. Breite und 69° 17′ öſtl. Länge war. Ging der Wind öſtlicher, ſo wurde er gewöhnlich ſchwächer, nahm aber ſeine Lebhaftigkeit wieder an ſobald er nach SSO. zurücklief. Dieſer Wind wehte des Mittags und gegen Sonnenuntergang immer am ſtärkſten; Nachts war er gewöhnlich etwas ſchwächer und friſchte gegen Morgen wieder auf. Beim neuen Monde gab es im beſten Paſſat ſehr böiges Wetter, ſo daß die Marsſegel gereeft werden mußten; dazu trat ſehr hoher Seegang von Süden und Südweſten ein, was ein heftiges Arbeiten des Schiffs verurſachte. Von der Sundaſtraße bis zum 80° öſtl. Länge, bei 16° 3/4 Südbreite, hatte der Georg Heinrich täglich 16 bis 21 Meilen Stromverſetzung nach NW., darauf zwei Tage 14 und 20 Meilen nach Norden, und auf 77° der Länge während vier und zwanzig Stunden 28 Meilen nach NO. Von dieſem Meridian bis zu dem von 60° gab es jeden Tag Nordſtrom, der zuweilen 25 Meilen an einem Tage betrug, und mit einer, obwohl geringen, öſtlichen Ablenkung verbunden war. Von dem erwähnten Längengrade bis zur Küſte von Afrika war die Strömung bald nordöſtlich, bald ſüdlich; und nur an zwei Tagen war ſie weſtlich, mit einer Geſchwindigkeit von 15 und 20 Meilen.

Weil der Wind ſo ſüdlich geweſen war, machte Capit. Hinrichſen die Küſte von Afrika bei Natal. Er umſchiffte den Südrand des Erdtheils unter ſehr guten Verhältniſſen, denn zweimal hatte er einen ſehr ſtarken Oſtwind. SW.-Strom gab es nur an einem Tage, als die Algoabai paſſirt wurde, dagegen lief der Strom zwiſchen Cap Recife und Guaners Quoin 37 Meilen nach Oſten. Der ſtarke nach SW. laufende Capſtrom fließt zwiſchen 35 und 36° ſüdl. Breite. Wer ihn in den Sommermonaten benützen will, muß, wenn er Cap Recife oder irgendwo bei der Algoabai Land geſehen hat, ſich zwiſchen den beiden erwähnten Breitengraden halten und das Land zwiſchen Algoabai und Cap Agulhas aus dem Geſicht verlieren. Zwiſchen dieſem Cap und dem Vorgebirge der guten Hoffnung wurde der Georg Heinrich fünf Tage lang durch Gegenwinde aufgehalten; der Strom lief hier ſchwach nach Oſten und Norden. Stürme erlebte er auf der Nadelbank nicht, der ſtärkſte Wind war aus OSO., und mehr unbeſtändig, als böig.

Capit. Hinrichſen brauchte 48 Tage zur Reiſe von der Sundaſtraße bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung; im Jahre 1843 aber zu derſelben Fahrt nur 41 Tage; dagegen das Schiff Olga ein Jahr vorher 50 Tage. Im Durchſchnitt vieler Reiſen dauert die Fahrt vom Cantonfluſſe um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Europa, und zwar bis zur Elbmündung, 125 Tage oder 4 Monate.

Und fragen wir am Schluſſe dieſer Nachweiſungen, wie viel Zeit erforderlich ſey um eine Handelsreiſe rund um die Erde zu vollenden, ſo läßt ſich zur Antwort geben daß eine Circumnavigation des Globus, mit Einſchluß des Aufenthalts in den vornehmſten Handelsplätzen Südamerika's ꝛc., ſehr gut in einem und einem halben Jahre bewerkſtelligt werden kann; und davon treffen etwas weniger als acht Monate auf den Geſchäftsbetrieb in den Häfen, und etwas mehr als zehn Monate auf die eigentliche Reiſe. Das preußiſche Seehandlungsſchiff Prinzeß Louiſe war auf ſeiner fünften und ſechsten Reiſe um die Welt jedesmal nur 311 Tage in See, und dabei machte es auf der ſechsten Erdumſchiffung in den Jahren 1843—44 noch einen Umweg, indem es von Callao nach Manila, und von dort nach Macao und Canton ſegelte; ohne dieſen Umweg würde es ſehr wahrſcheinlich nur 300 Tage in See geweſen ſeyn.

Vergleicht man dieſes Zeitmaß mit demjenigen welches noch vor vierzig oder fünfzig Jahren zu einer Reiſe um die Welt nothwendig war, ſo muß man — weil daſſelbe auf etwa das Doppelte des gegenwärtigen ſtieg — ſtaunen über die Fortſchritte der Segel- und Schifffahrtskunſt. Dieſe Fortſchritte verdankt ſie, außer einem zweckmäßigeren Bau der Schiffe ſelbſt, vornehmlich der ſorgfältigeren Erforſchung der Kräfte, welche das Fahrzeug in Bewegung ſetzen. Unſer Jahrhundert hat darin Großes geleiſtet — aber nicht Alles erſchöpft; und es würde eben ſo ungehörig als vermeſſen ſeyn, wollte Einer behaupten wir wären am Ende unſerer Studien! Im Gegentheil, wir ſtehen wahrlich erſt im Vorhofe der Erkenntniß: die allgemeinen Naturgeſetze welche die Erſcheinungen des Luftkreiſes regieren und Alles was damit zuſammen- und davon abhängt, liegen zwar klar zu Tage; allein die vielen Veränderungen die das Geſetz erleidet, die eben ſo zahlreichen als mannichfachen Abweichungen denen die Regel unterworfen iſt, ſind in ihrer Ge-

Digitized by Google

ſammtheit noch mehr oder minder verſchleiert. In den weiten Räumen des Oceans neues Land zu finden kann fortan den Ehrgeiz des Seefahrers nicht mehr ſtacheln, denn er wird vergeblich darnach ſuchen, wenn er ſich nicht in die hohen ſüdlichen Breiten des antarktiſchen Eiſes wagt. Selbſt die genauere Beſtimmung der geographiſchen Lage der Hafenorte, der continentalen Vorgebirge, der Inſeln, Klippen und übrigen Gefahren, deren Kenntniß für ihn ſo wichtig iſt, gehört kaum noch zu ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, da dieſe Lage gegenwärtig mit einer Genauigkeit bekannt iſt, die den Bedürfniſſen der Schifffahrt zu genügen ſcheint — Dank ſey es den Chronometern, jenen wundervollen, die Zeit haltenden Maſchinen, die ſchon duzendweiſe auf einmal rund um die Erde geführt worden ſind, zur Beobachtung der Zeitverſchiedenheit und damit zur Beſtimmung der geographiſchen Länge. Auch unſere deutſchen Seefahrer haben an dieſen Beſtrebungen ihren Antheil: es möge nur an die Beſtimmung der wahren Länge des Hawaii-Archipelagus oder der Sandwich-Inſeln erinnert werden! Was alſo den deutſchen Seemann künftig beſchäftigen kann, das iſt die Lüftung des Schleiers der noch ſo manches Phänomen der elaſtiſch- und tropfbar-flüſſigen Hülſe der Erde verdunkelt. Ihr vor allen wende er ſeine Aufmerkſamkeit auch ferner zu, wie er es mit ſo vielem Eifer, ſo großer Ausdauer zeither ſchon gethan. Aber die Erfahrungen die er ſammelt, dürfen nicht das individuelle Eigenthum des Schiffahrers bleiben, und nicht in den Schiffstagebüchern gleichſam ihr Grab finden, ſondern müſſen ein Gemeingut werden an dem alle ſeefahrenden Nationen ihren Theil haben können. Die deutſche Schifffahrt beſchränkt ſich nicht mehr auf den Verkehr zwiſchen den europäiſchen Häfen, ſie hat ihre Unternehmungen über den Ocean nach der neuen Welt erweitert, ja ihre Arme über den ganzen Erdball ausgeſtreckt. Da iſt es ihrer würdig ihren eigenen See-Atlas, ihre eigenen Wegweiſer zu haben; zu jenem iſt der Anfang gemacht, zu dieſen der reichhaltigſte Stoff in den Journalen der Hanſen, der Stettiner und Danziger enthalten; es wird ſich nur darum handeln dieſe Journale alle in eine einzige Hand zu legen, und dieſe in den Stand zu ſetzen den Stoff zu verarbeiten und zu ordnen und die Quinteſſenz des Wiſſenswürdigen zum Nutzen und Frommen der vaterländiſchen, wie der Navigation aller übrigen ſeefahrenden Völker ans Licht zu ſtellen. So entſtanden im ſiebenzehnten Jahrhundert die „lichtende Zeefakels“ der holländiſchen Hydrographen, im achtzehnten die „Pilotes“ eines Daprès und anderer Franzoſen, im gegenwärtigen Jahrhundert die „Directories“ der Horsburgh, der Purdy, der Norin, die hydrographiſchen Memoiren eines Kruſenſtern. Und ſo kann auch eine aus vaterländiſchen Beſtrebungen hervorgegangene Seefackel dem deutſchen Schiffer leuchten auf den Wegen die bald als breite Heerſtraße, bald als ſchmaler Pfad die Waſſerwelt durchſchneiden. Möge ſie dann dereinſt für Tauſende von Schiffen deutſcher Flagge eine Fackel ſeyn auf den Waſſerſtraßen des Welthandels, aber auch zu der transoceaniſchen Region wo betriebſame Landbauer und fleißige Handwerker deutſcher Zunge ein neues Deutſchland als Tochter der alten Mutter Germania zu ſtiften den Ruf erhalten werden!

Dr. Heinrich Berghaus.

Moſes Mendelsſohn.

Wir ſind hier, indem wir Moſes Mendelsſohn zum Thema machen, zum drittenmal in dem Fall, mit Beleuchtung einer Nebenfigur in dem großen Proceſſe unſerer Nationalentwickelung im vorigen Jahrhundert gleichſam von der Seite her einen Einblick und einen Beitrag zur Kenntnißnahme unſerer Vergangenheit zu liefern. Die Allgemeine Zeitung brachte binnen Jahr und Tag unſere Darſtellungen Klingers und Georg Forſters. Die Sammlung der Schriften wird jetzt in gleicher Weiſe Veranlaſſung zu einer Charakteriſtik des „Berliner Sokrates.“ Klinger gehörte nach dem Mittel- und Kernpunkt ſeiner Entwickelung der Sturm- und Drangperiode der ſiebziger Jahre an. Man kann ſagen, er ſey in dieſen Wirren geſcheitert, habe ſich und das Deutſchland von damals aufgegeben, um mitten in einer aufgelösten, bandenloſen Zeit am Hofe des Czaren feſte Formen und Geſtaltungen voller Nothwendigkeit zu finden. Klinger wollte nicht ruſſiſch, nicht undeutſch werden; er hielt den geiſtigen Zuſammenhang mit ſeinem Volke feſt; er gefiel ſich ſogar darin dem Ruſſenthum mit unerſchütterlichem Stolze in ſeiner Perſon ein ideelles Deutſchland entgegenzuhalten. Georg Forſter ging uns auf gleich trübſelige Weiſe, und mit derſelben Illuſion ſeine innere deutſch geartete Natur auf fremdem Boden feſthalten zu können, an den Weſten verloren; er war ein Opfer der politiſchen Weltwirren der neunziger Jahre, denen Deutſchland weder ein nationales Bewußtſeyn, noch überhaupt Kraft und Würde entgegenzuſetzen hatte.

Jeder Deutſche, der aus dem Schooß der glücklichen Unbedeutenheit auftaucht, hat ſich der Nation gegenüber ſehr mühſam die Erlaubniß zur Exiſtenz erobern müſſen. Mendelsſohn mußte ſchon als Jude ſich im deutſchen Leben den Fußbreit Landes ſehr mühſam erkämpfen. Was jene beiden fortwarfen, galt ihm ſchon als ein mühewerther Preis. Eine Scholle Erde, die den Staub zu Staub geſellt, ein ehrlich Kirchhofsplätzchen galt dem ſtillen Manne ſchon als ein hübſches Ziel des Strebens; die Forderung des Juden ſich als Bürger dieſer Welt, als Menſch unter Menſchen fühlen zu dürfen dämmerte nur ſchüchtern in ſeiner Seele auf. Mendelsſohn blieb auch, als man in ganz Deutſchland ſeinen Namen mit Achtung nannte, während Menſchen von Hoch und Niedrig ihn aufſuchten, Bekenner aller chriſtlichen Kirchen, ſelbſt Katholiken brieflich ihm beichteten und ſeinen Rath in Gewiſſenszweifeln einholten, noch immer bürgerlich und ſtaatsrechtlich der nur geduldete Schutzjude, der Zeitalter der großen

Digitized by Google

Aufklärung in Berlin, dem ſublimen Sitze der modernen Weisheit, bittweiſe von Jahr zu Jahr die gnädige Erlaubniß um fernere Duldung nachſuchte. Er war ein Fremder in Preußen, und bedurfte auch nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Berlin (1742 bis 1762) noch immer des Zeugniſſes im Dienſte eines anſäſſigen Juden zu ſtehen, ſollte der Büttel ihn nicht jeden Augenblick austreiben dürfen.

Der Marquis d'Argens, der bekannte philoſophiſche Geſellſchafter des „eben ſo aufgeklärten als großen" Königs, hörte ganz zufällig von dieſer kleinen deutſchen Barbarei. Er ſchätzte in Mendelsſohn den Denker, bewunderte in ihm das feine Talent der dialektiſchen Beweisführung, liebte in ihm den beſcheidenen, eben ſo witzigen als graziöſen Geſellſchaftsmenſchen; wie heutzutage ſtaunte auch damals der Franzoſe über die kleine deutſche Tücke, die wir uns gegenſeitig unter uns erlauben. Mais, notre cher Moïse! rief d'Argens am Hofe zu Potsdam, macht er nicht wenigſtens eine Ausnahme in dieſen barbariſchen Zuſtänden? Er wollte es nicht glauben, daß ein ſo weiſer und gelehrter Mann täglich der Gefahr bloßgeſtellt ſey ſich auf ganz niedrige Weiſe behandelt zu ſehen; er fragte Mendelsſohn ſelbſt. „Sokrates — erwiederte Moſes — hat ſeinen Freunden bewieſen, der Weiſe müſſe ſogar ſterben, wenn es die Geſetze des Staates ſo forderten. Ich muß alſo die Geſetze des Landes in dem ich lebe, noch für gar milde halten, da ſie mich bloß austreiben, falls mich in Ermangelung eines andern Schutzjuden auch nicht ein Trödeljude für ſeinen Diener erklären will." Der Franzoſe war betroffen; ich weiß nicht, ſpottete er insgeheim über die deutſche Brutalität, die doch damals nach den Früchten der franzöſiſchen Cultur ſehr lüſtern war, oder ſchämte er ſich ſeiner eigenen Miſſion Aufklärung und Bildung am Hofe des großen Königs anzupflanzen. Der Marquis drang in Moſes eine Bittſchrift aufzuſetzen, die er ſelbſt überreichen wolle. „Es thut mir weh, ſagte Mendelsſohn, daß ich um das Recht der Exiſtenz erſt bitten ſoll, welches das Recht eines jeden Menſchen iſt, der als ruhiger Bürger lebt. Wenn aber der Staat überwiegende Gründe hat Leute meines Glaubens nur in gewiſſer Anzahl aufzunehmen: welches Vorrecht kann ich vor meinen übrigen Mitbrüdern haben eine Ausnahme zu verlangen?"

Indeß war die Vorſtellung ſeiner Freunde, dieſen Schritt um ſeiner Familie willen zu thun, ſiegreich, und ſo verfaßte Mendelsſohn eine Bittſchrift, die aus den Acten gezogen alſo lautet: „Ich habe von meiner Kindheit beſtändig in Ew. Majeſtät Staaten gelebt und wünſche mich auf immer in denſelben niederlaſſen zu können. Da ich aber im Auslande geboren bin und das nach dem Reglement erforderliche Vermögen nicht beſitze, ſo erkühne ich mich allerunterthänigſt zu bitten, Ew. Majeſtät wollen allergnädigſt geruhen mir mit meinen Nachkommen Dero allergnädigſten Schutz, nebſt den Freiheiten die Dero Unterthanen zu genießen haben, angedeihen zu laſſen, in Betracht daß ich den Abgang an Vermögen durch meine Bemühungen in den Wiſſenſchaften erſetze, die ſich Ew. Majeſtät Protection zu erfreuen haben."

Es war gleich nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges als das Gefühl des Friedens wieder in allen Gemüthern beglückend ſeinen Einzug hielt, in demſelben Jahre in welchem die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin Mendelsſohns Abhandlung „über die Evidenz in den metaphyſiſchen Wiſſenſchaften" als Preisſchrift zu krönen ſich gedrungen ſah; der beſcheidene Jude konnte alſo wohl leiſe andeuten daß ſeine Bemühungen in den Wiſſenſchaften den Abgang an ſonſtigem Werth erſetzen dürften. Der Marquis d'Argens überreichte das Geſuch perſönlich dem König; aber die Antwort blieb aus. Der ſonſt ſo ſanfte Moſes, erzählt Nicolai, wurde ziemlich empfindlich darüber und machte uns, die wir ihn zu dem Schritte verleitet, einigermaßen Vorwürfe. Erſt mehrere Monate nachher erfuhr d'Argens durch Zufall daß Mendelsſohns Bittſchrift erfolglos geblieben. Er beſtürmte noch an demſelben Tage den König mit Vorwürfen. Es mußte ein Mißverſtändniß bei der Sache obgewaltet haben; König Friedrich hatte ſein Verſprechen, wie er ſagte, gehalten, der Jude müſſe längſt das Privilegium haben. Die Bittſchrift war durch einen ungewöhnlichen Zufall verloren gegangen. Aber der Franzoſe hatte Ehre genug die Sache für die ſeinige anzuſehen; auf ſein wiederholtes Verlangen ſetzte Moſes das Geſuch um Duldung noch einmal auf, und d'Argens fügte nebſt ſeinem eigenen Namen die Bemerkung hinzu: »Un Philosophe mauvais catholique supplie un Philosophe mauvais protestant de donner le privilège à un Philosophe mauvais juif. Il y a trop de philosophie dans tout ceci pour que la raison ne soit pas du côté de la demande.«

Mit einem Bonmot war etwas auszurichten beim großen Friedrich. In jenem Zeitalter der Aufklärung dünkte ſich der Philoſoph der Voltaire'ſchen Schule über alle Religion hinaus zu ſeyn, der Freigeiſt mit allem religiöſen Inhalt ſpielen zu können; die confeſſionellen Unterſchiede durften, ſollte man meinen, damals wenig in Betracht kommen, nicht weil die Menſchenliebe mehr als die Glaubensformen, ſondern weil der Glaube überhaupt wenig oder nichts galt. Man dünkte ſich aufgeklärter als man war; die Bildung war nur ein erborgter Schimmer, eine Treibhauspflanze aus fremder Zone, die im eignen Boden nicht Stich hielt. Es ward dem königlichen Weiſen von Sansſouci bei aller ſeiner Philoſophie doch nicht leicht den Juden Mendelsſohn in ſeine Staaten als Unterthan aufzunehmen. Moſes erhielt endlich das Privilegium auf Betrieb des Franzoſen; der König erließ ihm ſogar die tauſend Thaler welche die Chargencaſſe verordnungsmäßig von ihm verlangte; aber er erhielt die Erlaubniß zur rechtsgültigen Exiſtenz nur für ſeine Perſon. Nach einiger Zeit ſupplicirte Mendelsſohn von neuem zum Beſten ſeiner Kinder. Dieß Geſuch ſchlug König Friedrich ein- für allemal ab. Es war dieß ſieben Jahre vor ſeinem und Mendelsſohns Tode, denn beide Männer ſtarben zufällig in demſelben Jahr.

Weit früher, vielleicht mit dem Erſcheinen der erſten Auflage des „Phädon", 1767, war die Epoche eröffnet wo Moſes in deutſchen Landen für berühmt galt. Seine Bücher wurden wiederholt aufgelegt; ſein Ruhm erſcholl im engen Vereine mit Leſſings Richtungen überall laut und unzweideutig. Seine Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele wurden in dem Zeitalter der Sucht nach einem Jenſeits, während das Dieſſeits unſicher wurde, allgemein bewundert. Mendelsſohn ſtand eine kurze Zeit lang im Wendepunkt der feinſten und ſublimſten Fragen des Jahrhunderts; er ſchrieb mit Leſſing anerkannt das beſte Deutſch; man drängte ſich zu ihm und war entzückt einen gefälligen, liebenswürdigen Menſchen zu finden, wo man einen verſchloſſenen Rabbiner erwartete. Es war die Epoche wo der Erbprinz von Braunſchweig, der Hort der Freimaurer, mit ihm in Briefwechſel trat, Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg, der Beſchützer Thomas Abbts, nach ſeiner Rückkehr aus Portugal ſich mit dem weiſen Juden in kritiſches Detail einließ, Menſchen aus den entlegenſten Winkeln Deutſchlands, wie ein Freiherr von Planer auf der Inſel Rügen, mit dem ganzen Wiſſensdurſt deutſcher Natur ſich in die Geheimniſſe des Phädon einlebten und dieß intereſſante Gewebe der Mendelsſohn'ſchen Erläuterungen immer wieder auflösten, um es von neuem von ihm ſelber geflochten zu ſehen. Dieſer Phädon hatte

Digitized by Google

in dritter Auflage alle denkenden Kreiſe beſchäftigt, Moſes wurde Mode, denn es war noch neu in Deutſchland an den eſoteriſchen Unterſuchungen der Abſtraction in deutſcher Sprache einen feinen Reiz zu empfinden. Da beſchloß, es war im Jahr 1771, die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin den Verfaſſer des Buches der den Sokrates zu einem deutſchen Denker gemacht, als ordentliches Mitglied aufzunehmen. Der Vorſchlag lag dem Könige zur Genehmigung vor; man möchte argwöhnen daß das Schreiben der Akademie ebenfalls verloren ging. Preuß erzählt jedoch in ſeiner Lebensgeſchichte Friedrichs II, der König habe den Namen Mendelsſohn, ohne einen Grund anzugeben, aus der Liſte der Candidaten geſtrichen. „Aus Religionshaß geſchah es ſicherlich nicht!“ ſagte Moſes in einem Briefe an einen Freund in Wien, den er über ähnliche Verkümmerung der Menſchenrechte in der ſogenannten Republik der Geiſter zu tröſten ſuchte.

Religionshaß und jene Aufklärung die Friedrich mit jedem ſeiner Federzüge als Autor in franzöſiſcher Sprache proclamirte, ſind freilich nicht wohl vereinbar. Man wird aber irre an der Aufklärung jener Zeit, die ſich an den herzloſen Spöttereien Voltaire's weidete, ſich im Umgange mit der boshaften Unverſchämtheit eines la Mettrie gefiel und der heimiſchen Wiſſenſchaft in religiöſen Dingen die ehrliche Unterſuchung verbot, ſelbſt den heitern Spielen der deutſchen Muſe ihre Exiſtenz erſchwerte, ſo daß eine Minna von Barnhelm nur mühſam ihr Leben friſtete, weil einmal „über Politik und Staat nicht dramatiſirt werden durfte.“ Wer geneigt wäre in „großen“ Charakteren den kleinen Triebfedern aufzulauern, könnte der Vermuthung Raum geben, es ſey vielleicht eine Art Eiferſucht mit im Spiele geweſen, welche die königliche Hand zum Cenſurſtrich in der Liſte der Akademiker verleitete. Der jüdiſche Sokrates von Berlin ſchrieb allerdings ein noch weit beſſeres Deutſch als jenes Franzöſiſch war das der Philoſoph von Sansſouci zu Stande brachte. Allein es fehlt am geſchichtlichen Nachweis, um ſo menſchlich zu motiviren, und ſo bleibt uns denn zur Erklärung der königlichen Abneigung nur die Annahme jenes dunklen, dumpfen Widerwillens der Gemüther, der im Hintergrunde des Zeitalters der ſogenannten Aufklärung niſtete und der, unklar in ſich ſelber, auch im Schooße der Bildung das unbewußte Hinderniß iſt daß ſich der Menſch zum Menſchen findet, um in ſich und im Andern den Keim des Göttlichen zu pflegen.

Es iſt uns hier gleich in den Wurf gekommen in Mendelsſohn das Schickſalvolle ſeiner Abkunft als Jude zu bezeichnen. Bei jeder Betrachtung einer Perſönlichkeit bleibt die Frage: woher? weß Landes Kind? welches Bodens Pflanze? immer die nächſte und erſte. Moſes erblickte in jenem kleinen Deſſau das Licht der Welt, deſſen Judenſchaft ſich jetzt ſeit lange ſchon mannichfacher Erleichterungen zur Möglichkeit einer menſchlichen Exiſtenz erfreut. Die freundſelige Herzogsſtadt hatte auch damals keine eigentliche Judengaſſe in der die milde Chriſtenheit phyſiſchen Schmutz und moraliſchen Ekel zuſammenzupferchen pflegte, um mit Fingern darauf hinweiſen zu können wie entartet und aller Bildung abhold die Secte des alten Bibelthums geblieben. Wir kennen nicht die deſſauiſchen Judengeſetze, wir bringen nur den allgemeinen Stand der damals in Deutſchland herrſchenden Verhältniſſe in Rechnung, um ermitteln zu können aus welchem ſumpfigen Boden Mendelsſohn erwuchs, um ſich ſcheu und ſchüchtern an das Licht des Tages hinauszuwagen. Die deutſche Chriſtenheit von damals war in ihren Maximen und Anſichten ſehr zwieſpältig; jedes Ländchen, jede Stadt beinahe hatte ihren beſonderen Leibzoll oder Judenzwang. Allgemein aber war, ſoweit die deutſche Zunge reichte, die Beſchränkung der jüdiſchen Erwerbszweige auf den Wucher und den Kleinhandel mit Schnittwaaren und alten Kleidern. Die Judenkinder lernten hebräiſch um das alte Teſtament, die einzige Beglaubigung ihres Zuſammenhangs mit Gott und guten Geiſtern, verſtehen zu können. Waren ſie in der Sprache fertig, ſo gingen ſie zum Talmud und deſſen Commentaren über und verloren ſich im Labyrinth dieſer endloſen düſtern Spitzfindigkeiten. Man nahm damals zu Rabbinern und Lehrern im Talmud meiſt polniſche Juden; man hielt dieſe für ſchriftgelehrter, für zäher, feſter, der weichlichen Hingebung, die der halben Bildung eigen iſt, weniger zugänglich. Dieſe polniſchen Lehrer machten durch ihre geiſtige Verfaſſung und Geſinnung, durch Sitte und Gewohnheit, durch ihre Kleidung und ihre ganze körperliche Erſcheinung die Kluft zwiſchen dem was Deutſch und Jüdiſch hieß immer weiter. Der deutſche Jude hatte keine Ahnung daß er den Wohlthaten eines neuen Zeitalters entgegenging. Er wußte nur daß er mit einem Fluche beladen war, den die Chriſtenheit ſehr ſorgſam wie einen umgekehrten Heiligenſchein um ſein Haupt pflanzte, um in dem Fall einer beſonderen Anwandlung für fromme Raſerei einen Gegenſtand bereit zu haben.

Der Jude in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts glich noch ganz dem deutſchen Juden des ſechzehnten; kaum bot das Gemiſch von Deutſch und Jüdiſch in der Sprache einige Unterſchiede je nach der Farbe der Zeiten. Früherer Fanatismus hatte zu blutigen Verfolgungen geführt; dieſe hatten aufgehört, aber man wußte nicht ob ſie wiederkehrten, ob man nicht fette Opfer für eine Zukunft aufſparte. Führte doch die Chriſtenheit in ihrem eigenen Schooße noch immer dann und wann einen ſeltſam ungeheuerlichen Hexenproceß. Der Geiſt des Chriſtenthums war matter geworden, aber nicht milder, und die Religion der Liebe trug noch immer auf ihren Trophäen, in ihrem Wappen Menſchenblut. Die Welt der Bildung war delicater, vornehmer geworden, aber nicht humaner. War der Jude früher wüthend gehaßt, ſo ward er jetzt als lächerlich verſpottet; früher ein Geſpenſt des Aberglaubens, war er jetzt zum Gegenſtand des perſönlichen verächtlichen Ekels geworden. So ſchuf ſich die Chriſtenheit am Judenthum immer, je nach dem Zeitalter wie ſie es brauchte, ihr Gegenſtück, die zuſammengeballte Schreckgeſtalt ihres eigenen Schattens, ihrer eigenen Thorheiten und blöden Gelüſte. Was ſchmachvoll oder ſeltſam geartet am Juden erſcheint, iſt das Ergebniß jahrhundertlanger Grauſamkeit, Willkür und Befangenheit. Ich weiß nicht was mitten in der bürgerlichen Geſellſchaftsordnung eine empfindlichere Trennung zwiſchen dem Juden und Deutſchen hervorgerufen: der Haß der ſich auf Augenblicke ſättigt, oder die Verächtlichkeit die nie müde wird. Der deutſche Jude des achtzehnten Jahrhunderts war als Mitglied einer verfluchten Secte in ſeinen nationalen Formen noch eben ſo ſtarr und ſteif in ſich verknöchert; aber ſobald die phyſiſche Gewalt der Verfolgung nachgelaſſen, wagte er ſich langſam, klug und ſchüchtern aus den Schlupfwinkeln ſeiner Verbannung hervor ins Leben, das ihm voll verbotener Früchte hing. Mit einer Art von Heißhunger fiel er darüber her, wo ihm auch nur eine Schale zu rechtlichem Beſitz zugeworfen wurde. Wo er einen Fetzen Raum gewonnen, da ſetzte er ſich mit einer unerbittlichen Zähigkeit feſt; wo ihm das Gefühl irgend einer Sicherheit aufſtieg, verwandelte ſich die ehemalige Schüchternheit in jenen halsſtarrigen Trotz, der die ganze langverhaltene Kraft eines folgerechten Egoismus entwickelte.

So war die Maſſe. Wir wollen jetzt den betrachten der zu ſeiner Zeit unter Seinesgleichen als Ausnahme galt, aber in ſeiner Nation ſelbſt einen ſegensvollen allgemeinen Wendepunkt hervor-

Digitized by Google

rief. Moſes Mendelsſohn muß als derjenige angeſehen werden der das Judenthum aus ſeinen eigenen innern Quellen herauf emancipirte, es von der ſtarren, in ſich ſelbſt zuſammengeknäulten Mißform erlöſte, es geiſtig befähigte ſich an der Geſtaltung der Welt lebendig und mit Hingebung zu betheiligen. Dieſe Selbſterlöſung hat das Judenthum in ihm erlebt.

Der Vater des Moſes, Lehrer an der Anfangsſchule zu Deſſau, trug den ſchwächlichen, wenig über drei Jahre alten Knaben täglich in die Schule, im Winter noch vor Aubruch des Tages, in einen zerlumpten Mantel gehüllt. Der Knabe ſchien geiſtig ſchneller wachſen zu wollen als phyſiſch; der Vater überzeitigte die innere Reife; Moſes machte zehn Jahre alt ſchon hebräiſche Gedichte. Er hat dieſe Zeugniſſe ſeiner Gelehrſamkeit, weil ſie nicht die geringſte dichteriſche Ader verriethen, ſpäter vernichtet. Er wurde die Bewunderung ſeines Lehrers, des Rabbi Fränkel. Seine Frühreife zog ihm aber ſchon in der Kindheit eine ſchwere Nervenkrankheit zu, in deren Folge ſich ſein Rückgrat krümmte. Auch blieb die Schwäche der Nerven zurück, und mit dem höheren Alter nahm die Mißgeſtalt wieder zu, während ſie ſich in der Zeit ſeiner Blüthe ausgleichen zu wollen ſchien. Der innere Meuſch in ihm war geweckt; da wurde Fränkel als Oberrabbiner nach Berlin berufen. Geldgier hieß im gemeinen Juden, den die Chriſtenheit auf den Wucher verwies, die Spannkraft der Seele. Wißbegierde war die gleich ſtarke Regung in Moſes. Mit dem Worte Gewinnſucht bezeichnen wir das Gemeinſte und Edelſte im Menſchen. Moſes wollte im Reiche des Geiſtes Schätze gewinnen, und das Jahrhundert ſchien mit der allgemeinen Verbreitung franzöſiſcher Sprache und Bildung dafür gemacht ſich ohne alle nationale Anregung oder Bedingung den geiſtigen Intereſſen der Welt zuwenden zu können. Moſes hatte in Deſſau noch kein deutſches Buch geleſen; deutſche Lectüre galt im orthodoxen Judenthum von damals als Felonie, als Hinneigung zum Nazarenerthum, als Nationalfrevel. Moſes ſprach mit liſpelnder Zunge das Deutſchjüdiſch ſeines Stammes; er hatte nur ſein Hebräiſch gelernt. So mangelhaft geiſtig ausgerüſtet, faßte er den Entſchluß ſeinem Lehrer nach Berlin zu folgen, vierzehn Jahre alt, ein häßlicher kleiner Judenknabe, ohne Geld, ohne Bekanntſchaft, ſcheu, blöde, ohne Muth, voll Furcht vor der Grauſamkeit und Gewaltluſt der großen Welt, aber doch insgeheim von der brennenden Sehnſucht nach geiſtiger Bereicherung gequält und getrieben.

Die ſeinem Stamme und mehr noch ſeiner Natur angeborene Schüchternheit hat er auch im reifen Vollgefühl ſeiner fertigen Bildung nicht verloren; es hat ihn noch in der Zeit wo er geſucht war und für berühmt galt, immer erſchreckt wenn man ihm Achtung bezeigte. Die Zähigkeit des Geiſtes der Welt ihre Geheimniſſe, den Wiſſenſchaften ihre Quellen, der ganzen Menſchheit ihre oft verdeckten beſſern Triebfedern abzulauſchen, dieſe unermüdliche Dehnbarkeit der Seele hat er in ſeinem Alter noch weniger verloren, obſchon allerdings das Gefühl ſeiner beengten Stellung als Jude ſeine wiſſenſchaftlichen Feldzüge wo nicht kreuzte, doch ſchwächte. Er iſt kein Eroberer im Felde der Wiſſenſchaften geworden, kein Entdecker neuer Welten, neuer Richtungen; er hat ſich vielmehr ſehr mühſam und allmählich im vorhandenen guten Kern der Menſchheit mit ſeinen Gedanken eingeniſtet, um der Welt zurufen zu können, ſie ſolle auf das bisher Errungene ſich beſinnen, um mit dem ſchon gewonnenen Beſitz ſich ein leidlich harmoniſches Daſeyn zu geſtalten. Er hat ſich ſehr kümmerlich behelfen müſſen, nicht bloß mit dem Stück Brod in der Jugend, auch mit der Nahrung die ihm das Zeitalter für ſeinen Wiſſenshunger bot. Es bleibt, ſieht man ihn ſpäter im Genuß ſeiner Errungenſchaften, bewundernswürdig wie er aus den einzeln zuſammengeſtoppelten Beſitzthümern leiblich und geiſtig ein harmoniſch gefügtes, menſchlich ſchönes Ganzes hervorrufen konnte.

Moſes begann in Berlin ſehr kümmerlich ſeinen Unterhalt zu finden, er lebte vom Abſchreiben und von ſeinem Hebräiſch. Eine ſchlechte Dachkammer barg die dürftige Hülle des kleinen Menſchen; ſein Erwerb war ſo ſpärlich daß er auf dem Brode das täglich ſeine Mahlzeit abgab, ſtrichweiſe die Tage der Woche bezeichnete, um zu wiſſen wie weit er damit reichte, um ſeinem Hunger im voraus Gränzen zu ſtecken. Moſes verſtand als er nach Berlin kam, zwei Jahre nach der Thronbeſteigung Friedrichs, weder Latein noch Griechiſch. Er ſuchte ſich dieſe Grundbedingungen einer claſſiſchen Bildung zu verſchaffen, ob es ſchon immer fühlbar an ihm blieb daß er hier nur tropfenweis nachgeholt wo Andere ſich im vollen Strom erſter Jugendaufregung gebadet. Er ſelbſt ſpürte das Zeit ſeines Lebens, zumal ſpäter neben Leſſing, dieſem vom Mark der alten Claſſiker vollauf Genährten. Das Gelüſt nach modernem Wiſſen, nach neueren Sprachen, ward bald eben ſo drängend in ihm; die Zeit der Aufklärung war herangebrochen; jedermann war voll von den franzöſiſchen Ironiſten, von den engliſchen Skeptikern. Die jüdiſchen Rabbiner verketzerten jede moderne Sprachkenntniß; ſie weiſſagten den moraliſchen Untergang des Judenthums falls die Parteinahme an den Intereſſen der chriſtlichen Völker um ſich griffe. Nur den Medicinern war der Beſuch einer Univerſität geſtattet. Die Judenſchaft ſelbſt legte dieß Verdict auf die Pflanzſtätten der Bildung. Moſes mußte heimlich ſeinen Gelüſten nachgehen. Er drängte ſich an die jüdiſchen Aerzte in Berlin; im Umgange mit ihnen gewann er das erſte Zutrauen zu ſich ſelbſt. Er trieb eifrig die mathematiſchen Wiſſenſchaften, eben ſo eifrig Engliſch; er las Locke mit einer Begier, als ſollte dieſer ihm den Schlüſſel zu den Geheimniſſen der Welt reichen. Nicht Locke, Leibnitz ward der ihm naturgemäße Philoſoph, deſſen Lehre von einer ſeit Urbeginn vorherbeſtimmten, harmoniſch gegliederten Welt ihm die beſte Zuflucht für bedrängte Geiſter ſchien. Locke und die Mathematiker gaben ihm nur die Formen für die damals übliche Dialektik in metaphyſiſchen Dingen. Um einen Satz zu beweiſen, widerlegte man die Annahme vom Gegentheil. In der Frage über Gottes Daſeyn ſagte man: Geſetzt er iſt nicht, wie dann? Man führte die umgekehrte Behauptung ad absurdum, und nannte dieſen Wahrſcheinlichkeitsbeweis mathematiſche Sicherheit. In dieſer Methode des Philoſophirens erwuchs Mendelsſohn in Berlin.

Seine äußern Verhältniſſe hatten ſich günſtig geſtaltet ſeitdem ein jüdiſcher Seidenfabricant, Namens Bernhard, ihn als Erzieher ſeiner Kinder in ſein Haus genommen. In dieſem Hauſe blieb er auch nach Erledigung der pädagogiſchen Aufgabe; er correſpondirte für die Handlung ſeines Principals, er trat in die Functionen eines Buchhalters, und wurde in ſeinem hohen Alter nach dem Teſtament des Freundes und der Beſtimmung von deſſen Wittwe am Geſchäft betheiligt. Mit dem Aufenthalt im Hauſe des begüterten Fabricanten begann die gute Epoche für unſern Philoſophen; er konnte ſich erlauben bequem zu leben, ob er ſchon den Haupttheil ſeines Tages jetzt an das Comptoir abtreten mußte. Er war noch Lehrer der Kinder als er 1750, 21 Jahre alt, in hebräiſcher Sprache eine moraliſche Wochenſchrift unternahm. Daß in ihr ſchon moderne Luft wehete, beweiſt das Verbot derſelben durch die Rabbiner. Es waren nur zwei Hefte erſchienen als ſie unterdrückt wurde. Vier Jahre darauf knüpfte ſich zwiſchen Leſſing und Moſes das für beide ſegensreiche Verhältniß an, ein früh geſchloſſener Bund, der doch für das ganze

Digitized by Google

Leben beider, ja über den Tod des einen hinaus wirkſam und in lebendiger Gegenſeitigkeit ausdauerte. Leſſing war zum zweitenmale in Berlin, das ihn als der Tummelplatz der Freigeiſter anzog. Mendelsſohn ward ihm als Schachſpieler empfohlen. Nach einem halben Jahre meldete er auswärtigen Freunden: Ich habe einen zweiten Spinoza gefunden, Moſes wird dereinſt die Ehre ſeiner Nation ſeyn! Der zweite Ausſpruch war eine ſehr richtige Vorausverkündigung. Beide Männer waren von gleichem Alter, in demſelben Jahr geboren; ſie zählten fünfundzwanzig. In allem übrigen waren ſie Gegenpole nach Naturell, Beſtrebung, Wollen und Können. Ihre treu feſtgehaltene Freundſchaft lag alſo in dem Reiz der Gegenſeitigkeit und zugleich in dem Gefühl des Bedürfniſſes zu wechſelsweiſer Ergänzung begründet.

In dieſem Verhältniß zu Leſſing reifte Mendelsſohn erſt zu einem fertigen, der Oeffentlichkeit angehörigen Charakter heran; in dieſer Beziehung zu dem claſſiſchen Hercules der Litteratur unſerer Altvordern liegt auch der Werth den wir auf Mendelsſohn legen, bedingt. Leſſing, der Wittenberger Magiſter, hatte ſich in Leipzig ſeine erſten litterariſchen Sporen verdient; ſeine Fabeln und Sinngedichte waren erſchienen, ſein Freigeiſt, Schatz, Jude waren damals ſeine erſten nicht ganz geglückten dramatiſchen Verſuche geweſen, auf den Brettern den hohlen Schwulſt und die leere Tändelei durch die Macht der nächſten Wirklichkeit, durch wahres Leben aus dem Bewußtſeyn der Zeit zu verdrängen. Er ſchwankte noch immer zwiſchen Theater und Kanzel, ohne zu wiſſen daß ſein Inſtinct, zwiſchen beidem nicht zu wählen, ſondern beides ſchöpferiſch zu verbinden, ihn am richtigſten führen werde. Der Reiz nach der metaphyſiſchen Debatte, der heiße Drang den Wuſt deutſcher Gottesgelahrtheit mit rationellem Beſen auszufegen, der lüſterne Kitzel in der Bücherwelt Perrücke und Reifrock fein aber durchdringend auszuklopfen, der große Entwurf den ängſtlich prüden deutſchen Menſchen auf der Bühne Gemälde ſtarker Leidenſchaften vorzuführen — das alles gährte damals mächtig aber noch unklar in Leſſings feurigem Gehirn.

Wir gewinnen von ſeiner Perſönlichkeit ein unrichtiges Bild, wenn wir ſie uns nach der claſſiſchen Einfachheit und Grazie, nach der gediegenen Fertigkeit und Ruhe, nach der ſicher treffenden, ſcharf und fein geſpitzten Dialektik ſeiner Sprache vorſtellen wollen. Jene Ruhe, wie ſie in der Abfaſſung ſeiner Werke vor uns liegt, war eine erworbene, keine angeborene, jene Virtuoſität in der Kritik zu ſpielen und zu hänſeln, wo er oft lieber mit Keulen dreingeſchlagen, war das Ergebniß ſeiner Berechnungen, der Kryſtall ſeiner geſchliffenen Rede eine Errungenſchaft tiefer, hartnäckiger, gewiſſenhafter Studien. Die Genialität ſeines Geiſtes hatte im perſönlichen Ausdruck etwas Unſtätes, Ungefügiges. Er dürſtete nach Unternehmungen, denn ſeine größten Thaten ſchlieſen damals noch in ihm; er ſchien gleichſam beuteluſtig, gierig nach Stoffen für ſeinen ſchöpferiſchen Drang. Ganz in allem das Gegentheil zum ſchüchternen Moſes, der ſich gern mit Hamlet in eine Nußſchale verkrochen hätte, um die Welt Gottes in nuce und ohne Lärm und Störung zu durchſchmecken. Dazu kam Leſſings Reiſeluſt, der quälende Reiz die Welt zu ſehen; Moſes ſaß gern wie ein Wurm emſig und ſtill am Blatt, noch lieber an einer Wurzel feſt. Er hatte auch geiſtig keinen Hang zur Bewegung; aber er wich auch niemals von der Stelle, er zernagte unabläſſig ſeinen Stoff, und in dieſer unerbittlichen Zähigkeit ſeiner Seele lag für den ſtürmiſch hinſchleudernden Leſſing, der wilde Ausſprüche oft genug zurücknehmen, haſtige Eroberungen eben ſo ſchnell wieder abgeben mußte, eine wohlthuende Art der Ergänzung und Ausfüllung ſeiner eignen Natur.

Daß Mendelsſohn als Menſch und als Denker ihm fortgeſetzt ein Gegenſtand ſolcher Art geblieben, bewies er wohl ziemlich deutlich zwanzig Jahre nach der erſten Anknüpfung ihrer Bekanntſchaft in ſeinem Nathan. Man iſt beim Nachweis der Einwirkungen des Juden auf den Chriſten zu weit gegangen, wenn man in der Perſon des Nathan den lediglichen Abdruck Mendelsſohns geſehen hat, wie ebenfalls der Derwiſch im Stücke das Portrait eines Zeitgenoſſen, eines Lehrers der in Mendelsſohns Hauſe ein- und ausging, der Tempelherr aber in der ganzen drallen, ſtürmiſchen und unwirſchen Art ſich zu gebahren ein abſichtlich bezwecktes Selbſtconterfei Leſſings genannt worden iſt. Inzwiſchen wo die Abſichtlichkeit fehlt, da thut der Inſtinct oft weit mehr. Der dunkle Inſtinct iſt ſelbſt in Leſſings Schöpfungen, die das klare Facit genau abgegränzter Factoren zu ſeyn ſcheinen, mächtiger geweſen als es nach der gewöhnlichen Annahme glaublich ſeyn will. Das Gedicht Nathan entwickelt uns den ganzen Proceß der religiöſen Debatte in Deutſchland, wie er ſich in jener dunſtbefreiten, vernunfthellen, aber zugleich etwas empfindlich kühlen Aetherregion des Verſtandes geſtaltet haben mochte. In dieſer Aetherluft ſuchten und fanden ſich damals als Vertreter der Aufklärung Chriſt und Jude. Boccaccio's Mährchen von den drei Ringen ſchien recht eigens wie dazu gemacht den Stein der Weiſen, nach welchem Schwärmer und Alchymiſten thörichter Weiſe materiell geſucht, ſinnbildlich zu deuten, die Lehre der Humanität, wie ſie in der Menſchenverbrüderung der Freimaurerlogen nach Formen ſuchte, ſymboliſch mythiſch abzufaſſen und mit Beſeitigung aller überlieferten Offenbarung eine Allerweltsreligion kraft menſchlicher Vernunft ausfindig zu machen.

Es iſt ſehr wohl denkbar daß Leſſing auch ſeinen Glauben von der Erziehung des Menſchengeſchlechts, ſeine Hypotheſe von deſſen religiöſer Emancipation, auch ohne Moſes Mendelsſohn ganz in gleicher Sicherheit, Kraft und Unerſchütterlichkeit in ſich ausgebildet hätte; Leſſing war ja darin nur der Vollzieher deſſen was ſein ganzes Jahrhundert ihm erbeigenthümlich überliefert, um es frei aus ſich ſelbſt herauszugebären. Aber die Unterſuchung, ob er ohne den jüdiſchen Freund ſeine Univerſaltheorie zu Stande gebracht, wäre ſo unnütz wie die Frage was aus uns geworden hätte Adam nicht in den Apfel gebiſſen, ſo unnütz als Leſſings Annahme einer Entwickelung der Menſchheit ohne alle mythiſche Vorverkündigung ihrer geheimnißvollen Schickſalsfügungen. Der weiſe Sokrates jüdiſchen Stammes war einmal da als Genoſſe und Freund ſeines beſten Gedankenlebens, und wenn Leſſing den Kosmopolitismus einer Univerſalreligion zum Thema einer Dichtung machte, ſo konnte es nicht fehlen daß auch Porträtzüge perſönlicher Art ungeſucht mit einfloſſen. Es ſtellt uns den Werth der Beziehung beider Männer zu einander nicht weniger hoch, auch wenn wir die Unterſuchung verwerfen müſſen wer von beiden der vorherrſchend einwirkende geweſen. Geiſtige Gemeinſamkeit ſolcher Art und von ſolcher Dauer läßt ſich nicht nach mathematiſchen Geſetzen berechnen.

Wir ſind mit dem Nathan bis ans Ende von Leſſings Leben übergeſprungen, kehren aber jetzt zum Beginne der Bekanntſchaft mit Mendelsſohn zurück. Als der Dichter damals nach Potsdam ging, um in Ruhe ſein Trauerſpiel Sarah Sampſon zu ſchreiben, war die in Berlin geſchloſſene Freundſchaft bereits unzweifelhaft feſt. Der Briefwechſel ward der fortgeſetzte Umgang beider Geiſter. Für den Philoſophen Mendelsſohn war der ſchöpferiſche Leſſing ein Lebenswecker. Sie arbeiteten zuſammen den in Leſſings Werken befindlichen Aufſatz: „Pope ein Metaphyſiker.“ Mendelsſohns „philoſophiſche Geſpräche“ gab Leſſing hinter deſſen Rücken heraus,

Digitized by Google

und ſo war der ſchüchterne Jude plötzlich in die Oeffentlichkeit gedrängt. Noch in demſelben Jahre folgten ſeine „Briefe über die Empfindungen." Hiermit verließ er die Abſtraction des mathematiſchen Philoſophirens; er ſpürte hier zum erſtenmale die Pulſe eines warmbewegten Herzens mitten im Calcul des nüchternen Verſtandes. „Ich werde der Metaphyſik etwas untreu jetzt," ſchreibt er aus jener Zeit, „bekomme einen ziemlichen Anſatz von bel esprit. Wer weiß ob ich nicht noch Verſe mache! Madame Metaphyſik mag es mir verzeihen!" Er ſpricht auch von der Mühſamkeit des Ausarbeitens, von der Wolluſt des Leſens und Denkens. Er war in der That eine mehr genießende, die Entdeckungen und die Arbeit Anderer harmoniſch zuſammenfügende Natur. Sein Scharfſinn ſorgte nur immer daß aus allem auch der rechte Gewinn für das Daſeyn der Menſchen erwüchſe, Leben und Geſellſchaft ſich zu einem freundlichen Ganzen abrundeten.

Es erfolgte für ihn die Bekanntſchaft mit Sulzer, mit Nicolai, der ihn einen edlen, vortrefflichen Menſchen nannte. Es begann ſeine Mitwirkung zur „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte." Er ward Mitglied einer Geſellſchaft von hundert Berliner Gelehrten, die ſich allwöchentlich in einem Kaffeehauſe verſammelten und ſich wiſſenſchaftliche Arbeiten vorlaſen.

In ſolcher Veranlaſſung ſchrieb Mendelsſohn ſeinen Aufſatz „über die Wahrſcheinlichkeit." Endlich faßte er ſein ganzes Glaubensbekenntniß in einer Widerlegung Rouſſeau's zuſammen. Wir haben in dieſer Polemik den ganzen Menſchen in ſeiner Liebenswürdigkeit wie in ſeiner Beſchränkung beieinander. Mithin verweilen wir bei dieſer Arbeit, um den Kernpunkt ſeiner Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. Er überſetzte 1756 Rouſſeau's Abhandlung über die Ungleichheit unter den Menſchen, und fügte ſeine Bemerkungen als einleitende Worte hinzu.

Rouſſeau's große Entdeckungen werden von Mendelsſohn nicht entkräftet, vielleicht nur hie und da geordnet und auf den Boden eingeſchränkt wo ſie volle Gültigkeit behalten. Die Cultur, dieß Ergebniß jahrhundertlanger Mühen der Geſchlechter, ſchleppt alle Gebrechen der Menſchennatur mit ſich. Dieſe wachſen mit den Vorzügen alternder Jahrhunderte gleich ſtark in uns auf, alle Triebe raffiniren ſich, die Tugend verliert mit der Bildung der Völker die ſchlichte Einfalt der ſpartaniſchen Kraft, während die Laſter ſich mit dem Schimmer, ſelbſt mit der Grazie der feinen Geſittung ſchmücken. So wird uns der Friede, der Schooß der Bildung und des Glücks, zu einer elenden Knechtſchaft in üppigem Behagen, der Staat, dieſer Verein freier Seelen, zur Despotie, hinter deren ſtarrer Ruhe die Feigheit ſich bequem und ſicher fühlt. Das iſt die Entdeckung Rouſſeau's. Er machte ſie nicht in der abgeſchloſſenen Stille des einſamen Denkers, ſondern mitten im Gewühl einer ſittlich untergrabenen Welt, im Aufruhr eines leidenſchaftlich bewegten Herzens. Wenn er deßhalb ſein Wehe! über die Mißformen des modernen Lebens, ſein Sauve qui peut! ausruft, die Wilden in der Wüſte preiſt und die geſammte Civiliſation zur Rückkehr in die Unſchuld der erſten Natur zwingen möchte, ſo müſſen wir ihn im Tumult ſeiner heimiſchen Zuſtände, ſeine Perſon im Conflict ſeines Zeitalters begreiflich finden.

Mendelsſohn begegnete ihm nicht mit dem Spotte Voltaire's, der es lächerlich fand im Menſchen das Gelüſt erwecken zu wollen auf allen Vieren zu kriechen. Der deutſche Mendelsſohn corrumpirte nicht die Sätze ſeines Gegners um ſie zu widerlegen. Er fand in Jean Jacques keine kindiſche Liebe zur Seltſamkeit, er fühlte ſich ergriffen von dem hinreißenden Feuer ſeiner Beredſamkeit die uns wider unſern Willen auf eine Seite hindrängt die weit ab lag von aller bisherigen Denkungsart; er ſchrieb an Leſſing, dieſe Sprache des Herzens, „dieſe mächtige Bezauberin redlicher Geiſter," habe in allen Schriften Rouſſeau's zu untrügliche Merkmale um ſie für unwahr, für unehrlich zu halten. Dieſer Ehrlichkeit ſetzt er aber doch, obſchon in zagem Ausdruck, die ganze ſtille Feſtigkeit ſeiner eigenen Ueberzeugung entgegen. Er erfaßt ſeinen ſtürmiſchen Gegner an dem Zugeſtändniß, der wilde Sohn der Natur, der ſich frei fühle von den raffinirten Tugenden und Laſtern der Geſellſchaft, ſey bildungsfähig, habe gleichwohl den Trieb zur Vervollkommnung als Bedingung eines vernunftbegabten Weſens in ſich. Dieſen Beruf und dieß Ziel zur Vervollkommnung ſichert er nun der ganzen Entwicklung der Menſchheit; er rettet ſeinem Zeitalter die Zuverſicht auf dieß Heil, wie verworren auch und kreuz und quer der Lauf der Weltgeſchichte ſich geſtaltet habe. Er ſichert uns den Glauben, der Abfall von der Natur ſey in der Entwicklung des Einzelnen wie des Geſchlechts nicht zugleich ein Abfall von Gott. Jede neue Entfaltung von Kräften, dieß iſt ſeine Anſicht, beginnt eine Erweiterung unſeres Daſeyns, mit jeder neuen Erfindung erwachen neue Bedürfniſſe, mit jedem Bedürfniß neue Schranken, mit jedem Reichthum neue Entſagung, mit jeder Tugend ein neues Gebrechen. Um des Schattens willen verwirft man aber keine Geſtalt, und das Böſe iſt nur der Schatten des Dinges. In der Möglichkeit des Böſen liegt die Tugend und die Freiheit bedingt. Die Welt iſt eine immer reichere Entwicklung von Kräften.

Goethe lobte an Mendelsſohn die autodidaktiſche Bildung. In dieſem Thema kam ſie zur vollen Erſcheinung. Mendelsſohn brauchte nur an ſeine Bruſt zu ſchlagen um die Wohlthaten der Cultur, den Segen geiſtiger Bereicherung zu preiſen. Aus dem dumpfen Winkel ſeines eingeklemmten Herkommens hatte ihn nur der Trieb des Wiſſens, der Drang nach Bildung erlöſt. Ihm war nichts überkommen, alſo hatte ihn nichts überſättigt, alles hatte er ſich errungen, und mit jeder neuen Eroberung im Reiche des Denkens und Empfindens ſtieg das Wohlgefühl einer freien Seele, die ſich ihr gutes Recht an den geiſtigen Schätzen eines vorgerückten Jahrhunderts erwarb. Sein Antheil an der Aufklärung der Geiſter war erworbenes Eigenthum, und dieſer Beſitz war nur im Verkehr und im Austauſch mit ſeinen Nebenmenſchen ein Segen. Rouſſeau wollte den Menſchen wieder zum Einſiedler machen. Mendelsſohn preiſt mit rührender Freude und Dankbarkeit die Reize der Geſelligkeit, ohne die Unſchuld des Geiſtes je eingebüßt zu haben. Und wie ſollte ich deiner vergeſſen, göttliche Freundſchaft! ruft er im Hinblick auf Leſſing, ſüße Erquickung der Geiſter, ohne welche uns Natur mit allen ihren unſchuldsvollen Herrlichkeiten in der äußerſten Nothdurft ſchmachten läßt! — Nur in den Beziehungen zum Menſchen galt ihm der Menſch etwas, und in dieſen Beziehungen ſteigern ſich nach ſeiner Anſicht alle Kräfte, geſtaltet ſich die Familie, erwächſt die Geſellſchaft zum Staat. Reichte die Aufklärung ſeiner Zeitgenoſſen noch nicht aus um in Familie, Geſellſchaft und Staat die Herrſchaft der Menſchenliebe feſtzuſtellen, ſo blieb es nach ſeiner Meinung einer zukünftigen Stufe der Menſchheit vorbehalten dieſe freundſelige Schwärmerei eines guten Herzens, dieſe liebenswürdigen Combinationen eines vorſichtigen Verſtandes zu verwirklichen. Es ſey, wie er ſagt, ſchon überhaupt viel gewonnen wenn man den Glauben an den Beruf der Menſchheit zum Fortſchritt feſthielte, die Zuverſicht, es werde zunächſt immer beſſer und heller unter den denkenden Köpfen, nicht preisgäbe. An dem Zugeſtändniß der Vervollkommnungsfähigkeit, die Rouſſeau ſeinem Wilden nicht abſprach, nahm er deſſen ganze Weisheit vom nothwendigen und heilſamen Rücklauf aller Culturgeſchichte in ihren nackten kahlen Anfangspunkt gefangen.

Digitized by Google

Mendelsſohn war die kindliche Seele, die mit Verſtand zu genießen wußte was die Aufklärung der Geiſter bereits an Segen über die Creatur gebracht hatte. Rouſſeau's Lehre hinterließ in Deutſchland einen in ſpätern Jahren erſt recht fühlbaren ſauern Reſt an trübſeliger Befangenheit. Dieß Phlegma nach verflogenem Spiritus wurde von hausbackenen Stubengelehrten wiſſenſchaftlich durchgeknetet. Erſt zu Anfang der ſiebziger Jahre, unter den Einflüſſen von Oſſian, Young und der Schwermuth der unter Thränen lächelnden engliſchen Humoriſten wurde dieß gährende Element des Trübſinns in Werthers Leiden wieder flüſſig und mächtig. Die deutſche Wiſſenſchaft käuet oft ſehr lange nach, was der Schwung und der Witz des Genie's für Augenblicke zum Zünden hinwarf. Es iſt ſchon vorgekommen daß deutſche Gelehrſamkeit ſolche Schwefelfäden die zünden ſollten, nach Jahr und Tag ſehr gewiſſenhaft als ſolide Speiſe zu ſich nahm und zu verdauen ſuchte.

Mit Thomas Abbt unter andern wurde in den ſechziger Jahren der Rouſſeau'ſche Einfluß in Deutſchland gründlich zerbalgt und bis ins Philiſterhafte zerſetzt. Thomas Abbt, vor dem der gelehrte Gervinus ſoviel Reſpect hat, während er den ſeinen, geſchmackvollen Moſes ſehr gering anſchlägt, gehörte zu den abſtruſen Grüblern, die in einem ſchauderhaften Deutſch platte Fragen über die Beſtimmung des Menſchen für philoſophiſche Skepſis ausgaben. Der Wuſt gelehrter Beziehungen in ſeinen Schriften kann über den markloſen Jargon dieſes Forſchers nur denjenigen täuſchen der ſich in ähnlichen Elementen gefangen ſieht, und hie und da ſich um die beſte Wirkung ſeiner an ſich tüchtigen und geſunden Lebenskraft bringt. Thomas Abbts Zweifel an der Beſtimmung des Menſchen ſind ſo roh und beſchränkt, wie ſie nur je der Philiſter in melancholiſcher Nebenſtunde, der Pedant bei ſchlechter Verdauung äußern konnte. Seine prahleriſch hohlen Beweiſe von der Statthaftigkeit und vom Werth eines Todes fürs Vaterland ſind eben ſo lächerlich als ſeine Winſelei daß das ächte Verdienſt unbelohnt auf Erden bleibe. Wie ſchön ſind Mendelsſohns Widerlegungen dieſes faulen Trübſinns, den er übrigens aus Achtung vor Abbts Ehrenhaftigkeit als Menſch in ſeinen Aufſätzen für die Litteraturbriefe ſehr ſchonend behandelt. Abbt ſtarb ſehr früh, ſchon 1766, in ſeinem acht und zwanzigſten Lebensjahre. Der Hof von Bückeburg mochte nicht viel Freude an ihm gehabt haben; die nächſte Wahl, die auf Herder fiel, war um ſo glücklicher. Wie liebenswürdig und wahr iſt gegenüber jenen leeren Klagen über Mangel an Lohn für das wahre Verdienſt Mendelsſohns einfache Weisheit, die das tiefe ſtille Selbſtgefühl des Menſchen als den Triumph der Glückſeligkeit bezeichnet. Wozu? weßhalb? wohin? dieſe Fragen eines innerlich bangen Zeitalters nahm damals der blanke Verſtand in die Hand, und er handhabte ſie weit unkluger als ſpäter das brütende Gemüth, deſſen Losbruch mit Werther (1773) begann. Mendelsſohn ſagte zur Schwermuth des befangenen Abbt: „Wir leiden vielleicht zur Vollkommenheit des Ganzen!“ und mit dieſem Vielleicht deutete er die ganze Beſcheidenheit eines tieferen Bewußtſeyns an.

Es iſt anzunehmen daß Mendelsſohn bereits mit ſeiner milden Polemik gegen Rouſſeau, womit er deutſchen Sinn gegen franzöſiſche Skepſis vertrat, unter den denkenden Köpfen unſeres Landes ſtarke Sympathien und den Ruhm gewann, der eigentlich erſt einige Jahre ſpäter ſeinem Phädon zu Theil ward. Deutſch — und franzöſiſch; ſo löſt ſich auch am beſten die Debatte über Heil und Unheil der Cultureinflüſſe. Mendelsſohn hatte für Deutſchland ſo gut Recht wie Rouſſeau für Frankreich. Deutſchland hat der Verbreitung der Bildung alles zu danken, gleichviel ob ſie zu Wielands Zeit Urbanität, in Herders Epoche Humanität hieß, von Schiller und Goethe unter dem Begriff Cultur zuſammengefaßt wurde, oder in unſern Tagen ſich als Heranbildung der Maſſen zum Bewußtſeyn bezeichnen läßt. In Frankreich hatte der Hof gleichzeitig mit ſeiner politiſchen Entwicklung die Bildung gepflegt und in ſeiner Luſt heranwachſen laſſen. In der überfeinerten Blüthe ergab ſich dort ein Wurm des Todes, die Königsmacht wurde dort eine launenhafte Deſpotie, die Geſelligkeit mit ihren Reizen ein Sumpf raffinirter Gelüſte, die feine Bildung ſittenloſe Entartung. In Deutſchland erwuchs die Cultur von unten auf, im Schooß des Volkes, die Bildung ward hier für den Einzelnen wie für die Maſſen ein ſelbſterworbener Gewinn, und was wir Freiheit nennen iſt unter uns nur durch die Intelligenz, nicht ohne ſie denkbar. Mendelsſohn fühlte das nicht im ganzen Umfange, aber ſein Inſtinct und ein Rückblick auf ſeine eigne Entwicklung ließen ihn das verſchwiegen fühlen.

In demſelben Jahre, 1767, in welchem Leſſing zu Hamburg in ſeiner Dramaturgie den Rieſenplan entwarf den Deutſchen ein Nationaltheater zuvor kritiſch in Contouren und Abriſſen zu conſtruiren, erſchien Mendelsſohns Phädon. In dieſem Buche berührte Mendelsſohn mit zarter Hand einen ziemlich bloßgelegten Nerv ſeines Zeitalters. Er ward mit dieſen Geſprächen über die Unſterblichkeit der Seele auf einige Zeit in gebildeten und denkenden Kreiſen der Mann des Tages. Das Bewußtſeyn, das Gebäude der europäiſchen Geſellſchaft ruhe auf morſchen Säulen, war noch keineswegs vorherrſchend fühlbar in Deutſchland, und gleichwohl begannen ſchon damals unter den Sinnenden und Lauſchenden die gern mit einer Einkehr in ſich ſelbſt abſchließen, jene emſigen Hinblicke auf ein Jenſeits. Freilich wollte man, ſo lange noch Leſſing'ſcher Athem im Zeitalter war, nicht andächtig ſchwärmen, ſondern klar denken. Man wollte Beweiſe über die perſönliche Fortdauer nach dem Tode. Moſes, der chriſtlich fühlende Jude, verſuchte ſie und er wählte ſich zur dialektiſchen Beweisführung jenen Heiden in Athen, in deſſen Reden er die ganze Feinheit der Schulmethode mit der überſichtlichen Milde ſeiner eigenen Denkungsart verband und ohne allen Behelf chriſtlicher Offenbarungslehre der ſogenannten natürlichen Religion einen Triumph zu liefern gedachte. Der Menſch wollte damals noch auf ſich ſelbſt fußen; der Verſtand entwickelte in Philoſophie und Dichtkunſt ſeine Virtuoſität. Welcher Kraft und Feinheit, welcher Genialität der Verſtand fähig ſey um ſich zum Herrn und Meiſter des Lebens aufzuwerfen, das wolle ein ſpätgeborenes Geſchlecht, in das die aufgezogenen Schleuſen des Gemüths ganz andere Fluthungen brachten, fortgeſetzt und wiederholt am Helden Leſſing lernen und bewundern. Zu welcher freundlichen Harmonie jenes Zeitalter es geiſtig zu bringen im Stande war, das läßt ſich nirgends in ſo ſicheren, wenn auch leiſen Zügen als an Mendelsſohn nachweiſen. In jenen Geſprächen wird uns zu Anfang ganz der platoniſche Sokrates vorgeführt. Er iſt bereits zum Giftbecher verdammt und in den letzten Unterhaltungen mit ſeinen Schülern und Freunden wird das Leben nach dem Tode ungeſucht zum Thema. Mendelsſohn ſchließt ſich nicht bloß den platoniſchen Geſprächen an, er ſcheint ſie wörtlich wiedergeben, nur eine Verdeutſchung liefern zu wollen. Allmählich jedoch gewinnt der Stoff an modernen Bezügen, das Für und Wider erhält jene wärmere Färbung, wie ſie drängende Fragen des Tages mit ſich bringen, die Sprache des Zweifels wird empfindlicher, das Wort der Zuverſicht immer dreiſter; das moderne Bewußtſeyn, das wir nicht anders denn als ein allgemein chriſtliches bezeichnen können, erhärtet ſchließlich alle Zuſage, alle Bejahung der Frage mit ſeinem unmittelbaren Wiſſen vom Zuſammenhang zwiſchen Creatur und Gott.

Digitized by Google

Ich zweifle ob Mendelsſohn dieß eingeräumt hätte, dieſe Behauptung er ſey ſachlich in ſeinem Gedankengange Chriſt geworden, obgleich ſchon Leſſing den Ausſpruch that Sokrates ſey ein Chriſt geweſen ohne ſelbſt darum gewußt zu haben. Hiermit iſt nicht das Chriſtenthum in dieſem oder jenem Bekenntniß mit ſeiner nationalen, geſchichtlichen und localen Färbung gemeint; ſondern die Lehre jenes Jeſu von Nazareth, der einzig in der Weltgeſchichte die Entdeckung machte was der Menſch ſey am reinen Quell ſeiner ſelbſt. Dieſen Athem des göttlichen Lebens in der Gemeinde als heiligen Geiſt feſthalten heißt die unſichtbare Kirche Chriſti auf Erden auferbauen. Ich weiß nicht ob Mendelsſohn, könnten wir ihn mit dieſen Worten eines Bewußtſeyns von heute angehen, es in Abrede bringen wollte, wenn wir den Kern ſeiner Ueberzeugungen und ſeiner Perſon für chriſtlich erklärten, ob wir ihn gleich weder auf den Statthalter Chriſti, noch auf Luther oder Zwingli verpflichten könnten. Daß er ſich ſcheu in den faltenreichen Kaftan ſeiner Väter verkroch als man die Hand brutal nach ihm ausſtreckte und ihm mit Gewalt das Taufbecken aufdringen wollte, verſteht ſich von ſelbſt. Wer in den Momenten ſeiner reinſten Ergüſſe nicht ſchon der Sache nach Chriſt iſt, kann es eigentlich nie werden. Mendelsſohn's Aeußerung in den letzten Jahren ſeines Lebens, die Secte der Unitarier ſey unter allen chriſtlichen Bekennern diejenige mit der ſich der aufgeklärte Jude allenfalls verſtändigen könne, war nur eine Ablenkung vom Mittelpunkt des Intereſſes. Mit jener Secte wird das Göttliche in der Perſon Jeſu geläugnet, mithin der Nerv des Chriſtenthums, das Hereinreichen des göttlichen Lebens in die Bruſt der Creatur, die große Entdeckung Gottes im Menſchen zerſchnitten und gelöſt.

Mendelsſohns Sokrates lehrt, wie der platoniſche, die Seele ſey einfach und nur das Zuſammengeſetzte ſey zerſtörbar. Hieran drängt ſich eine Polemik gegen d'Alembert und die Encyclopädiſten, welche die Seele in ihrer Abhängigkeit von der Beſchaffenheit der leiblichen Organe, in ihrer Abhängigkeit von äußeren Einflüſſen, Klima und Nahrungsmitteln auffaßten, und ihren Scharfſinn in der Schlußfolge triumphiren ließen: der Geiſt ſey nichts als eine Modification der Materie. Die Seele, ſagten die Franzoſen, werde nichts mitnehmen wenn ſie ſich vom Leibe trenne, denn die Kräfte und Fertigkeiten über die ſie im lebendigen Leben zu verfügen gehabt, ſeyen ja ganz und gar im leiblichen Naturell bedingt geweſen. Mendelsſohn läugnet das. Er behauptet die Organe und Werkzeuge der Seele, die ſich allerdings nur leiblich zu bethätigen ſchienen, bildeten ſich zugleich mit der Seele, ſo daß die gewonnenen Begriffe, als Ergebniſſe vergangener Eindrücke, der Seele blieben. Freilich ſeyen die Werkzeuge ungleich bei den Menſchen, und da ſich die Geiſter nach ihren leiblichen Organen modificirten, ſo müßte eine Ungleichheit der Geiſter daraus gefolgert werden. Aber das ſtöre nicht die Sache ſelber, ſey nicht von praktiſchem Nutzen um das menſchliche Daſeyn in jener Welt zu conſtatiren. Zu jenen Werkzeugen der Seele rechnet Mendelsſohn auch weſentlich die geiſtigen, nicht bloß Klima und Nahrungsmittel, ſondern Erziehung, Umgang, Geſellſchaft, Regierungsform ſeyen beſtimmend für die Geſtaltung des Geiſtes im Einzelnen. Und in alle dem fühle ſich die Geburt und das Wachsthum der Seele ſchon im Elemente des allgemeinen Geiſtes. Unſterblich ſey die einzelne Seele nur ſofern überhaupt ein Element des Geiſtes als ein ewiges anzunehmen ſey, ſofern es überhaupt mehr als Natur, ſofern es einen Gott gebe. Mit ihm und in ihm nur ſind wir unſterblich.

Sokrates beweiſt in jenen Geſprächen den Freunden das Fürſichſeyn der Seele, wenn ſie ſich fertig fühle mitten in der leiblichen Hülle, ſich auf ſich ſelbſt beſinne und ſich als freies Selbſtbewußtſeyn empfinde. Simmias iſt unter den Freunden jener Skeptiker der mit Hülfe franzöſiſcher Weisheit den antiken Zweifler macht. Simmias ſagt er könne ſich platterdings nicht vorſtellen daß die Seele irgendwie ſelbſtändig exiſtire, er könne ſie am lebendigen Weſen nur in dem Zuſammenwirken der organiſchen Thätigkeiten des Leibes finden. Sokrates — Mendelsſohn entgegnet ihm, ob er denn glaube daß eine Maſchine, falls er nicht anders den Menſchen nehmen könne denn als ein ſolches Triebwerk mit harmoniſchem Zuſammengreifen vereinzelter Kräfte, dieſe ihre einzelnen Kräfte zu überſchauen vermöge, ob nicht vielmehr dieß Wiſſen um die Theile dem Werkmeiſter eigen ſey. Der Menſch aber ſey dieſer Werkmeiſter im Maſchinenbau, es ſey alſo in ihm ein Etwas das nicht durch Zuſammenſetzung der Beſtandtheile entſtehe, ſondern über alle Kräfte, Triebe und Begierden hinübergriffe, ſie vereinige und regiere. Dieſe Spontaneität, dieſe Willensfreiheit, ließe ſich in der Maſchine Menſch bei aller Abhängigkeit von den Organen nicht läugnen, alſo auch nicht die Immaterialität der Seele. Iſt die Seele nun immateriell, ſo hat ſie Theil am Geiſte. Der Geiſt aber iſt Gott. Iſt Gott ewig, ſo iſt auch unſterblich was an ihm Theil hat.

In dieſer Weiſe, wenn ich es zuſammendränge, geſtaltet ſich Mendelsſohns Gedankengang im Phädon. Im dritten Geſpräche nimmt der Sokratiſche Kebes noch einmal von anderer Seite den Zweifel auf. Irgendwie und wann, fürchtet er, könne die Seele doch wohl einmal gleichgültig verloren und untergehen im großen Raum der Welt. Leben, ſagt der Mendelsſohn'ſche Sokrates, iſt Entwickelung. Erſt wenn es ſich im Fortſchritt entwickelt, beweiſt ein Leben ſeine Wahrheit. Man würde dem Leben ſeine Wahrheit nehmen, wenn man es ohne Entwickelung für möglich hielte. Wie aber könnte ein Ding in ſein Gegentheil umſchlagen? Ein Leben das plötzlich in einem Zeitpunkt fertig iſt, hat ſchwerlich je gelebt, da ihm jetzt der Trieb zur Vervollkommnung ausging. Fortſchritt, Entwickelung, mithin Unendlichkeit iſt der Nerv des menſchlichen Geiſtes. Mißt er die Harmonie des Alls nicht aus, ſo ringe er danach; die Harmonie iſt Gott. Wir erkennen ihn bald dunkler, bald heller, und danach ergibt ſich ſchon hienieden das geringere oder größere Glück der Empfindung. Und je weniger wir körperlich bedingt fühlen, je reiner wir denken lernen, deſto mehr bereiten wir uns zum Tode, d. h. zu einer volleren Entwickelung vor. Warum ſich alſo vor dem Tode ſcheuen der uns das reinere Leben erſt erſchließt? Warum zittern einer Harmonie im ganzen Vollgefühl theilhaft zu werden, zu der langſam heranzureifen ſchon hienieden das Ergebniß der Weisheit und die Luſt der Seele iſt! Wo wir uns auf Erden beglückt fühlten, da fanden wir einen Gleichtact von Kräften zu einem ſchönen Ganzen. Wir gefallen uns im Kleinen an der Vollendung im Ebenmaß von einzelnen Theilen. Dieſe Harmonie vom Weltſyſtem vorauszufühlen, ſie im Ganzen und Großen zu ahnen, während wie ſie im Kleinen ins Werk zu ſetzen bemüht ſind, das iſt die große Wolluſt der menſchlichen Exiſtenz, die Seligkeit des werdenden Geiſtes. Wir haben auch Trübſal im Leben; aber das Mißfallen am Gegenſtande vereinigt ſich doch mit einem Wohlgefallen an der Vorſtellung des Beſſeren. Die Summe von unſern angenehmen und unangenehmen Empfindungen zu ziehen weiſt unſer moderner Sokrates von ſich; das ſey erſt ſtatthaft nach vollendeter Laufbahn. Selbſterhaltungstrieb iſt ſittlich; Selbſtmord unſittlich, denn er ſtört die ſtufenweiſe Entwickelung. Wir reifen langſam der Vervollkommnung entgegen, und unſer Endziel, Theil zu haben am Genuß einer im Ganzen und Großen harmoniſch

Digitized by Google

gegliederten Welt, heißt: Theil haben an Gott. — Dieß in Summa der rationelle Senſualismus Mendelsſohns.

Mit der Verbreitung des Phädon datirt der zum Theil ſachlich wichtige, zum Theil perſönlich glänzende Briefwechſel des Berliner Philoſophen. Bekenner aller Glaubensrichtungen beichteten ihm in Gewiſſensſachen, bedrängte Gemüther forderten Rath, denklustige Köpfe lebten Mendelsſohn's Anſichten weiter aus, ergänzten ihn oder ſuchten ihn zu widerlegen. Die nachfolgenden Auflagen des Phädon zogen hieraus Gewinn, denn in dieſer Mittheilſamkeit und Luſt an gegenſeitiger und gemeinſamer Erörterung gefiel ſich dieſer Geſellſchaftsphiloſoph. Fremde die Berlin beſuchten, wollten nicht bloß den großen König, deſſen Franzoſen und deſſen Wachtparade, ſie wollten auch den kleinen freundlichen deutſchen Philoſophen ſehen, der merkwürdiger Weiſe ein Jude war. So erſchien denn um 1769, das Jahr der dritten Auflage des Phädon, auch Lavater in Berlin. Dieſer feurige Chriſt, Proſelytenjäger und Seelenfänger hatte mit Moſes in religiöſen Dingen eine lange Unterredung, in deren Verlauf der Jude unumwunden die Hochachtung bekannte die er dem Stifter des Chriſtenthums zu zollen nicht umhin könne. An dieſer Aeußerung ſuchte Lavater die obwohl noch zaghafte, doch beinah ſchon reife Seele zu fangen. Im gedachten Jahre erſchien Lavaters Ueberſetzung von Bonnets Beweiſen für das Chriſtenthum, mit einer Zueignung und Aufforderung an Mendelsſohn dieſe Beweiſe für das Chriſtenthum entweder zu widerlegen, oder der Wahrheit die Ehre zu geben und ſich taufen zu laſſen. Die feurigen Köpfe in Deutſchland ſind nicht ſelten die bornirten, und der pomphafte Prieſter Jeſu hielt es nebenbei im Stillen für eine Heuchelei ſich ſo in der Unbeſtimmtheit hinzuhalten. Chriſtusbekenner oder ewige Verdammniß! zitterte dem großen Eiferer auf der Zunge. Mendelsſohn ſchwebte in dieſer Unbeſtimmtheit, aber es war nur tölpelhaft ihn dieſem Zuſtand als gefahrbringend für ſein Seelenwohl, als ſtörend für den allgemeinen Stand der Wahrheit mit Gewalt entreißen zu wollen. Es entwindet ſich Niemand ganz dem Schooße, der Luft ſeines Herkommens. Mendelsſohn fühlte ſich plötzlich, als man ihn zur Entſcheidung drängte, durch und durch als Jude, feſtgewachſen mit dem Schickſal ſeines Volkes, theilnehmend am Kreuz das er mit ſeinen Brüdern nicht bekannte, ſondern trug. Jene Bonnet'ſchen Beweiſe für das Chriſtenthum, ohne Angabe für welches, waren ſo ſchwach; was Aufklärung und Bildung im damaligen Zeitalter hieß, ſchien ſo ſehr der chriſtlichen Satzung enthoben zu ſeyn: wie ſollte Mendelsſohn, ſelbſt wenn ſich chriſtlicher Geiſt in ſeinen Gedankengang eingeſchlichen hätte, ſich zu den Formen bekennen um derenwillen man ſein Volk ſeit Jahrhunderten geknechtet! Er hatte der Welt gezeigt daß ſeine Nation befähigt ſey ſich aus ſich ſelber heraus zu emancipiren, d. h. Theil zu haben am Beſten und Heiligſten das die Menſchheit beſeelt. Sollte er nun bloß ſeinen perſönlichen Gewinn davontragen? Hieße das nicht die Seinigen im Unglück verlaſſen? Und Bonnets Beweiſe, wie geſagt, waren ſchwach; Lavater's Glaube, der die Wohlthaten des Chriſtenthums lediglich in den Wunderwerken ſuchte, konnte nicht Mendelſohns Glaube ſeyn.

Es iſt nicht anzunehmen daß ihn Furcht vor ſeinen Glaubensbrüdern geleitet. Freilich hatte er von ihnen zu dulden; er las nicht allein, er ſchrieb ſogar deutſche Bücher; von graſſen Vorurtheilen wurde das orthodoxe Judenthum erſt durch ihn langſam erlöst. Man erzählt daß polniſche Juden zu ihm kamen, auf der Schwelle ſeines Zimmers ſtehen blieben, ihn verächtlich angrinsten und, als er ihnen freundlich entgegentrat, ihn anſpieen und wieder forteilten. Solche Viſiten mit Verſuchen ſalbungsvoller Werber im Namen Chriſti wechſelten oft genug im gaſtlichen Hauſe des friedfertigen Mannes. Er fühlte ſich als Jude; mit ſeinem Volke zu leiden und zu harren war ſeine Aufgabe, ſeine Luſt. Jetzt aber ſollte er öffentlich erklären warum er nicht Chriſt werden könne. Er fragte beim Conſiſtorium in Berlin an welchem von deſſen Räthen er ſeine öffentliche Antwort an Lavater vorlegen ſolle. Das Collegium gab ihm den Beſcheid er könne ſeine Schriften drucken laſſen ohne ſie zur Cenſur vorzulegen; man ſey von ſeiner „Weisheit und Beſcheidenheit" überzeugt er werde kein öffentliches Aergerniß geben. Dieſes allerdings ſehr ſicher motivirte Zugeſtändniß datirte in Preußen vom Jahre 1770. Man trägt ſich dort noch jetzt mit dem Begriffe einer perſönlichen Cenſurfreiheit; damals war man ſchon ſo weit ſie wenigſtens als Ausnahme zu gewähren; der Geiſt der Aufklärung zwang dazu.

An das öffentliche Sendſchreiben an den Diakonus von Zürich ſchloß ſich Mendelsſohns Briefwechſel mit ihm und andern Zeitgenoſſen, das Thema ſeiner Bekehrung betreffend. „Wie beſchämt — ſchreibt Heyne in Göttingen an Nicolai — die Mäßigung, die Würde, der Anſtand mit welchem ſich der Brief Mendelsſohns ausdrückt, den raſchen und ſchwärmeriſchen Lavater! Wahrlich, jener würde unſerer Religion mehr Ehre machen als dieſer hitzige Eiferer!" — „Hochgeſchätzter Mann! — ſchreibt Semler in Halle an Mendelsſohn — wenn ich nicht andere Empfehlungen meines Lehrbegriffs und der daran hangenden großen Glückſeligkeit hätte als die ich alsdann ergreifen wollte wenn Sie öffentlich ein Chriſt würden, ſo möchte ich der chriſtlichen Religion wohl nicht viele Dienſte leiſten können." Mendelsſohn ſelbſt ſagt in ſeiner Rechtfertigung: „Die verächtliche Meinung die man von einem Juden hat, wünſchte ich durch Tugend und nicht durch Streitſchriften widerlegen zu können." Er äußert, wenn unter ſeinen Zeitgenoſſen ein Confucius, ein Solon lebte, ſo würde er ihn nach den Grundſätzen ſeiner Religion lieben und bewundern dürfen ohne auf den lächerlichen Gedanken zu kommen ihn bekehren zu wollen. Ueber die Lehren wollte er ſich mit ihm bald verſtehen, und ob er glaube ob ein ſolcher Mann ſelig werden könne? „O mich dünkt, wer in dieſem Leben die Menſchen zur Tugend anführt, kann in jenem nicht verdammt werden, und ich habe kein ehrwürdiges Collegium zu fürchten das mich dieſer Meinung halber, wie die Sorbonne den rechtſchaffenen Marmontel, in Anſpruch nehmen könnte." Er erzählt dann dem Manne Gottes in Zürich daß ſeine Nation dem aufgeklärten Zuſtande in Preußen einiges zu danken habe. Es würde demnach undankbar ſeyn hätte ein Jude in Preußen das Gelüſt die Religion der Majorität im Lande widerlegen zu wollen, davon abgeſehen ob er es könne. Anderwärts jagte man damals die Juden wo man ſie fand, zur Stadt hinaus. „Iſt es doch nach den Geſetzen Ihrer Vaterſtadt, verehrungswürdiger Menſchenfreund, Ihrem beſchnittenen Freunde nicht einmal vergönnt Sie in Zürich zu beſuchen!" Fünf Jahre nachher ſchrieb Mendelsſohn im Intereſſe der armen gequälten Juden in der Schweiz an Lavater: „Wie ich höre, gehet die Obrigkeit unter welcher ſie ſtehen, eben jetzt damit um ſie noch näher einzuſchränken; ihnen das Fortpflanzen und Vermehren, das erſte Gebot des Schöpfers an die Menſchen, zu verbieten." Er bittet den Prieſter Chriſti in Zürich, ſoviel es ihm möglich ſey, ſich als Menſchenfreund der Sache der armen Creaturen anzunehmen. In einem Briefe an Bonnet bedauerte Mendelsſohn daß die Sache ſeiner Bekehrung dem müßigen Theil im Publicum zum Zeitvertreib, dem Einfältigen zum Aergerniß, dem Verächter des Wahren und Guten zum boshaften Vergnügen gereiche. „Wenn wir, Sie und ich, die Maſſe unſerer Erkenntniß zergliedern, ſo

Digitized by Google

werden wir ſicherlich in ſo vielen wichtigen Wahrheiten übereinſtimmen, daß meines Erachtens wenig Individua von *einer* Religion harmoniſcher denken können. Die wenigen Punkte die uns etwa noch trennen, können der Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechtes unbeſchadet noch Jahrhunderte unerörtert bleiben. Noch ſind die Wahrheiten die wir gemeinſchaftlich erkennen, nicht ausgebreitet genug daß wir der guten Sache von der Erörterung dieſer ſtreitigen Punkte großen Nutzen verſprechen könnten. In welcher glückſeligen Welt würden wir leben wenn alle Menſchen die Wahrheiten annähmen und *ausübten* die die *beſten* Chriſten und die *beſten* Juden gemein haben!"

Hiermit war der Epoche jener Verſtandesaufklärung das Wort geſprochen, die ſich jedoch bald genug als eine excluſive, d. h. als eine ſolche erwies an der ſich die Maſſe der Nation nicht betheiligt ſah, die mithin als nicht volksthümlich bezeichnet werden muß. In Preußen folgte jener rationellen Richtung, die unter dem franzöſiſch gebildeten König vergeblich im Volke Fuß zu faſſen verſuchte, eine um ſo ſtärkere Reaction. Auf geiſtigem Grund und Boden rief ſie in Deutſchland, nach einer äſthetiſchen Sturm- und Drangperiode, jene große kosmopolitiſche Litteratur hervor, mit der wir uns allerdings in der Reihe der Nationen eine geiſtige Exiſtenz eroberten, in deren Verfolgen uns aber, als der Bau der Welt zu Ende des Jahrhunderts aus ſeinen Fugen trat, jede nationale Haltung unmöglich blieb. Der Begriff einer Weltlitteratur blieb Chimäre, der Begriff des Weltbürgers ein leerer, ein unmächtiger, ſobald der Sturm der Völkergeſchichte uns durchſchüttelte. Seitdem hat die Bildung ſich auf die Kraft des Volkes ſtützen gelernt, ſich als eine nationale zu begreifen angefangen; ſie hat ebenſo das Bewußtſeyn gewonnen daß ſie nicht außerhalb des Chriſtenthums, ſondern weſentlich in und mit demſelben ihren Fortſchritt zu geſtalten habe. Jene angeblich vernünftige Aufklärung unter dem preußiſchen Friedrich, die ſchließlich auf eine lediglich Berliner Aufklärung einſchrumpfte, war — von ihren unnationalen Ausgangspunkten abgeſehen — auch in ihren Conſequenzen ſo undeutſch daß ſie für die großen Reformen Kaiſer Joſephs, der in kirchlicher und ſtaatlicher Beziehung Deutſchland mit neuem Geiſte zuſammenzufaſſen verſuchte, nur Spott und Hohn oder jene kalte Gleichgültigkeit, jenes Phlegma hervorzurufen wußten die wir als das ſchlimmſte Erbtheil unſeres Naturells kennen. In religiöſer Beziehung hielt ſich dieſe Aufklärung des vorigen Jahrhunderts in ihrem Dünkel für ſo ſicher daß ſie das Chriſtenthum bezwungen glaubte, indem ſie es ignorirte. Der Lauf unſerer Entwickelung hat ſich mit dem Bedürfniß der Völker als ein ganz anderer herausgeſtellt.

Was den Hauptpunkt in der Streitſache zwiſchen Mendelsſohn und Lavater, den Kern einer Debatte zwiſchen Judenthum und Chriſtenthum betrifft, ſo hat ihn Mendelsſohn in ſeiner äußerlich bedrängten Stellung nur leiſe bei Seite geſchoben, nicht erledigt. Ich zweifle freilich ob Mendelsſohn, auch wenn er nicht perſönlich beſtürmt wurde, den Nerv der Sache von freien Stücken beſſer erfaßt hätte. Nicht weil er Jude, ſondern weil er ein Rationaliſt jener Zeit war, konnte er den eigentlichen Lebenspunkt des Chriſtenthums nicht *verſtehen*. War ihm der Stifter des Chriſtenthums nur jener ſittlich ausgezeichnete Mann, dem er ſeine Achtung bezeigen durfte, ohne ſich weiter um deſſen geheimen Zuſammenhang mit der Entwickelung der Menſchheit zu kümmern, ſo war ihm dieſe ganze europäiſche Entwickelung, die ſich achtzehn Jahrhunderte hindurch weſentlich als eine vom Chriſtenthum beſtimmte ergab, eine rein zufällige. Konnte ſich die Aufklärung des Mendelsſohn'ſchen Zeitalters, die ſich der chriſtlichen Ueberlieferung enthob, als ein ſchließliches Ergebniß aller Mühen und Kämpfe des Geſchlechts anſehen, ſo war damit dieß Chriſtenthum, deſſen die Bildung nun endlich los wurde, mindeſtens als überflüſſig erklärt. Das aber hieße wieder die Menſchheit in ihren Kämpfen, Aengſten und Wehen im Stiche laſſen. Dazu kommt daß Mendelsſohns Achtung vor der menſchlichen Perſon Chriſti ſich an eine Bedingung knüpfte, deren Stellung ein gänzliches Mißverſtändniß deſſen bekundet was den Kern des Chriſtenthums ausmacht. Mendelsſohn äußerte in der Berliner Zuſammenkunft mit Lavater, wie ſehr gern er bereit wäre die Perſon Chriſti anzuerkennen, hätte ſich dieſer Jeſus von Nazareth „nicht die Ehre der Anbetung die dem einigen Jehovah gebühre, angemaßt." Abgeſehen von dieſer Verdrehung der Sache in der Bezeichnung einer Anmaßung, die von der ruhig und ſtill in ſich gehaltenen Natur des perſönlichen Chriſtus weit ablag, ſo iſt gerade das was jenen Jeſus von Nazareth zu einem Chriſtus macht, in der Entdeckung zu ſuchen der Gott ſey nicht bloß Herr des Himmels und der Erde, er wettere nicht draußen in den Elementen umher, er ſey nicht bloß der große Jenſeitige der von weiter Ferne her die Geſchicke der Völker regiert. Die Entdeckung daß Gott auch der dieſſeitige, uns nahe, täglich fühlbare Geiſt, die Entdeckung des Göttlichen im Menſchen macht das Chriſtenthum erſt zu dem was es iſt. Daß die Menſchheit Jahrhunderte lang aus Mißverſtändniß dieſer Offenbarung gegen ihr eigen Fleiſch und Blut gewüthet, hebt dieſe Offenbarung nicht auf. Mendelsſohn hat namentlich in ſeinen brieflichen Erläuterungen an den Erbprinzen von Braunſchweig-Wolfenbüttel, der ihm geradezu die Frage vorlegte: warum ein Weltweiſer, wenn er als Jude geboren, das Neue Teſtament verwerfen könne, redlich und ehrlich bewieſen wie wenig ſein rationelles Zeitalter bei dem quälenden Reiz nach dem Unſichtbaren, ſelbſt bei der Sehnſucht nach Unſterblichkeit im Stande war den Kernpunkt des Chriſtenthums zu begreifen.

Seitdem Mendelsſohn durch Lavater ſo gewaltſam mit ſeiner Perſon in die Oeffentlichkeit gedrängt worden, ward er ſcheuer und hielt ſich ſtiller. Es fehlte ihm nicht an gutem Humor um ſchlecht geführte Stöße zu pariren, aber er wagte ſelbſt keinen Ausfall mehr. Einen unwirſchen Stürmer, der ſich in die Bekehrungsſtreitigkeit miſchte und ihn öffentlich aufforderte ſeine Ueberzeugungen förmlich zu beſchwören, verwies er lächelnd auf die Thatſache wie wenig Gültigkeit damals vor Gericht ein Judeneid habe. Nicht ſelten witterte er auch Verrath und fürchtete die Falle die man ihm legen könne. Durch einen hochgeſtellten Berliner Beamten erhielt er von einem anonymen Manne von Stand einen Entwurf wie die Juden in Europa zu politiſcher Gültigkeit gelangen könnten. Er dankte dieſem Menſchenfreunde, und machte die Gegenvorſtellung, wie er fürchte ſeine Glaubensgenoſſen hätten ohne ihre Schuld durch den Druck unter dem ſie ſeit Jahrhunderten gelebt, allen geiſtigen Schwung, ſelbſt den natürlichen Trieb zur Freiheit, eingebüßt. Dabei war er jedoch, trotz ſeiner Kränklichkeit und während die Hälfte jedes Tages ſeinem Comptoirgeſchäft angehörte, unausgeſetzt thätig im Einzelnen und Kleinen das Licht ſeiner Ueberzeugungen in Kunſt und Wiſſenſchaft wirkſam zu machen. Seine Kritiken und Aufſätze, meiſtens Beiträge zu den „Briefen die neueſte Litteratur betreffend" und zur Berliner Monatsſchrift, füllen in der Sammlung ſeiner Schriften (Leipzig, Brockhaus) zwei ſtarke Bände. Der gefällige Scherz, die humane Freundlichkeit geht hier mit getreuer Sorgfalt, mit gewiſſenhafter Treue Hand in Hand. Eine Auswahl davon würde uns eine kleine Reihe von Muſterſtücken deutſcher Proſa aus einer Zeit liefern wo der ältere Theil der Nation noch in barbariſchem Deutſch

Digitized by Google

auftrat, die jüngeren erſt in coloſſaler Ungebärdigkeit einen neuen Anlauf nahmen.

Von ganz beſonderem Segen ward Mendelsſohns Thätigkeit in ſprachlicher Hinſicht für ſeine Glaubensbrüder. Er überſetzte ihnen die fünf Bücher Moſes und ließ dieſe Uebertragung zunächſt mit hebräiſchen Lettern drucken, um ihr in den jüdiſchen Schulen Eingang zu verſchaffen. Seine Ueberſetzung der Pſalmen hatte eben auch nur den Zweck und das Verdienſt den Jargon ſeiner Genoſſen auszurotten. Widerſpruch, Haß und Verfolgung ward dafür ſein Theil; die Oberrabbiner von Hamburg und Fürth belegten alle die mit dem Bann die ſeine Bücher läſen. Sein Zweck aber ward erreicht: die Talmudſchulen wurden leer, die jüdiſche Jugend entwickelte ſich deutſch, das Judenthum begann mit der Sprache zugleich deutſcher Bildung und Geſittung entgegenzureiſen. Mendelsſohn wurde von den Redactoren des Allgemeinen Landrechts in Preußen bei Abfaſſung der Judenordnung zu Rathe gezogen; Dohms Schrift über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden erſchien Hand in Hand mit den Anſichten über Anerkennung der Gewiſſensfreiheit, wie ſie Mendelsſohn als erſte Bedingung eines ſittlich geordneten Staates forderte und in ſeinem Werke „Jeruſalem" öffentlich niederlegte. Es war im Jahr 1783, als Kant dieß Buch „die Verkündigung einer großen, obwohl langſam bevorſtehenden und fortrückenden Reform in der bürgerlichen und ſtaatlichen Geſellſchaft" nannte. „Sie haben, ſchrieb ihm Kant, die Nothwendigkeit einer unbeſchränkten Gewiſſensfreiheit für jede Religion ſo gründlich und ſo hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche unſererſeits darauf wird denken müſſen wie ſie alles was das Gewiſſen beläſtigt und drücken kann, von der ihrigen abſondere, welches endlich in Anſehung der weſentlichen Religionspunkte vereinigen muß, denn alle das Gewiſſen beläſtigenden Religionsgeſetze kommen uns von der Geſchichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seligkeit macht."

Dieß war derſelbe „alles zermalmende" Kant, wie ihn Mendelsſohn, mit dem Eingeſtändniß ihn nicht recht zu verſtehen, in ſeinen „Morgenſtunden" nannte. Dieß berühmte Buch erſchien zuerſt im Jahr 1785. Mendelsſohn, bereits von dem abgewendet was deutſche Speculation mit neuem gewaltigen Impuls bewegte, faßte ſchließlich die Summe ſeines Wiſſens in dieſen Betrachtungen über Gott und göttliche Weltordnung zuſammen. Dieſe Unterhaltungen waren aus den wirklichen Morgenſtunden hervorgegangen, die er ſeinem Sohne und einigen andern jungen Männern widmete, um ihnen eine philoſophiſche Propädeutik zu geben. Mendelsſohn war mit ſich und ſeiner Welt fertig. Er fühlte daß ſeine Beweisführungen, noch immer zum Theil mit einem leiſen Geruche aus der alten Wolff'ſchen Schule behaftet, nicht mehr ausreichten um mit Kant Schritt zu halten. Ihm hatte die Philoſophie des Wahrſcheinlichen, die Philoſophie der mathematiſchen Evidenz und indirecten Beweiſe zeitlebens genügt. Aus Sophiſtik und Schwulſt, wie ſie der alten Schule ehedem eigen, hatte er ſich ſchon in ſeiner Jugend glücklich gerettet. Sein ethiſcher Menſch mit der attiſchen Eleganz des Geiſtes hatte Anmuth und liebenswürdige Einfachheit in die metaphyſiſchen Unterſuchungen gebracht, in denen ſonſt abſtruſe Barbarei und der Dünkel der mathematiſchen Rechthaberei geherrſcht. Des Wiſſens war genug in der Welt nach Mendelsſohns Meinung; er verlangte Früchte fürs Leben. Die Philoſophie ſollte jetzt den Verkehr der Menſchen unter einander befruchten, Familie, Geſellſchaft, Staat ſollten den Genuß haben von den Ergebniſſen deſſen was die Philoſophie über Gott und Welt als muthmaßlich ausgedacht. Es war noch wenig erreicht um das Daſeyn erträglich zu machen, und dieß wenige war in Deutſchland noch täglich bedroht. Mit dieſem Gefühl der Ueberzeugung: die Summe des Wiſſens müſſe jetzt praktiſch anwendbar werden und der wirklichen Welt zu Gute kommen, ſchloß Mendelsſohn ab mit ſich und der Zeit. Er war unter den Philoſophen des alten Schlages der Sokrates, d. h. der ſeine Lehre praktiſch bethätigende Menſch geworden, und zugleich der Künſtler in der Darſtellung. Deutſche Speculation aber, der Verwirklichung ihres Wiſſens für Geſellſchaft und Staat abhold, bohrte immer wieder von neuem nach den Wurzeln des geheimnißvollen Geiſtes. Sie hob mit Kant ihre neue Revolution im Reich der Abſtraction an. Deutſchland verſtand ihn nicht, ignorirte ihn zehn Jahre lang. Endlich begriff man erſt daß es ſich, während man ſich ſchon auf die praktiſchen Dinge dieſer Welt wandte, um einen ganz neuen weltfremden Anlauf im Bereich deutſcher Wiſſenſchaft handelte. Kant unterſuchte erſt die Mittel eh' er an den Zweck ging. Er fand ſie unzureichend und zerſtörte ſie. Somit befreite er erſt die Philoſophie von der Sklaverei der alten Begriffsbeſtimmungen, mit denen man zu Felde gezogen war ohne ſie als Waffen geprüft zu haben. „Kants Tiefſinn, ſagte Mendelsſohn am Abend ſeines Lebens, wird hoffentlich mit demſelben Geiſte wieder aufbauen mit dem er niedergeriſſen hat."

In den „Morgenſtunden" finden wir auch Mendelsſohns Verſuche den Spinozismus zu widerlegen und zu läutern. Er war Leibnitzianer inſofern er ſich zu dem Glauben an eine vorherbeſtimmte vollkommene Welt bekannte. Aber er fühlte ſehr wohl daß dieſer Vollkommenheit von Leibnitz gar kein zeitlicher Anfang gegeben ſey, noch weniger die Begriffe des Fortſchrittes, der Entwickelung und der Unendlichkeit ſich damit verbrüdern ließen. Spinoza's ſchwindelnde Tiefe reizte ihn; er hätte gerne Leibnitz mit Spinoza ausgeglichen. Daß die Seele nichts als der ſich denkende Körper, der Körper nichts als die ſich ausdehnende Seele, Intenſität und Extenſität zuſammenfallen, Gott und Welt in ein großes Eins ſich zuſammenfaſſen ſollten, das erſchien ihm freilich ungeheuerlich. Er hatte gegen die franzöſiſche Frivolität geeifert, wonach die Seele nichts als eine Modification der Materie; er ſträubte ſich jetzt mit gleich gutem Rechte daß der Menſch und alle Natur nur eine Modification des Unendlichen ſeyn ſolle. Es kam ihm ein Schauder an wenn er bedachte daß in dieſem Abgrund von Nothwendigkeiten weder Gott noch Menſch ihre Freiheit fänden. Und dieſer Spinozismus galt in damaliger Zeit mit allen ſeinen Schreckniſſen für ſo verrucht, daß wer ihn theilte, als Pantheiſt, als Atheiſt gebrandmarkt wurde. Friedrich Heinrich Jacobi machte ſchließlich an Leſſing dieſe Entdeckung. Leſſing habe ihm in einer perſönlichen Beſprechung unumwunden geſtanden, wenn er ſich durchaus zu etwas bekennen ſolle, ſo ſey's zum Spinozismus. Der Streit begann zwei Jahre nach Leſſings Tode, ſchon 1783. Mendelsſohn war erſchrocken; er ſetzte dem verewigten Freunde, ſeinen Verdienſten um Licht und Tagwerdung in einer dunkeln Welt, in den „Morgenſtunden" ein ſchönes Denkmal. Er ſprach dort von einem geläuterten Spinozismus, den zu conſtruiren freilich ſeine Kraft nicht ausreichte. Der Streit ward immer heftiger; der Fanatismus der kirchlichen Orthodoxie erwachte. Mendelsſohn wußte was es hieß um eines Glaubensartikels willen bürgerlich für ehrlos erklärt zu werden. Jacobi ſchrieb ſein ſtürmiſches Buch „über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Herrn Moſes Mendelsſohn." Hier wurden Pantheiſt und Gotteslängner gleichzeitig an den Pranger geſtellt. Da galt es eine Ehrenrettung Leſſings. Mendelsſohn, krank und zitternd, ſchrieb ſie mit einer Haſt als ſtände der Tod hinter ihm. „Mendelsſohn an die Freunde

Leſſings" war ſeine letzte Arbeit. In heißer Eile trug er ſie ſelbſt zum Buchhändler, die kalte Winterluft befiel ihn tödtlich; wenige Tage nachher war er todt. Die Ehrenrettung des Freundes erſchien erſt nach Mendelſohns Tode, der am 4 Januar 1786 erfolgte. Engel, Moritz, Friedländer, Marcus Herz umſtanden ſeine Leiche; Leſſings Büſte, das Palladium ſeines Hauſes, blickte auf den Todten hernieder. Das aufgeklärte Berlin verlor an ihm ſeinen edelſten Vertreter, das Judenthum ſeinen Reformator, mit dem es erſt deutſch zu werden begann.

F. Guſtav Kühne.

Italieniſche Familien.

II. Strozzi.

Der Touriſt welcher Florenz beſucht und vor den aus koloſſalen Quadern gleichſam für die Ewigkeit gebauten Mauern eines ſeiner mächtigſten und ſchönſten Paläſte ſtehen bleibt, der den Namen der Strozzi trägt; der Kunſtfreund welcher in der Kirche der Trinità in die Sakriſtei tritt, die ein Strozzi baute, oder in Santa Maria Novella die Fresken der Brüder Orcagna und Filippino Lippi's bewundert, welche die Capellen dieſer Familie ſchmücken; der Hiſtoriker welcher die toscaniſchen Chroniken und Geſchichtbücher zur Hand nimmt, bei jedem Schritt einem Strozzi begegnet, und ſieht welche große, oft ſchöne und glorreiche Rolle die Sprößlinge dieſes Hauſes in den Ereigniſſen ſpielten, die ihre Heimath berühmt gemacht haben: keiner von dieſen kann gering denken von den Strozzi. Und Toscana hat auch kaum irgend ein Geſchlecht aufzuweiſen welches das genannte an Glanz, an Einfluß, an vielfachem und verdientem Ruhme überträfe. Der Urſprung der Strozzi iſt unbekannt, der Name kommt in den letzten Decennien des 13ten Jahrhunderts vor. Daß ein Gerio in der Schlacht von Montaperti gefallen ſeyn ſoll, in jenem blutigen Kampfe wo, mit König Manfreds Hülfe, die toscaniſchen Gibellinen ihre guelfiſchen Landsleute mit ſolcher Gewalt aufs Haupt ſchlugen, daß dieſe erſt nach Karl von Anjou's Siegen ſich wieder erholten, iſt eine bloße Sage. Daß die Strozzi Guelfen und Popolanen (Leute vom Volk) waren, geht aus ihrer ganzen Stellung hervor. Denn in dieſer Republik Florenz, die man mit Recht die feſte Burg des Guelfenthums genannt hat, die in wildem Demokratismus zu ihrem eigenen Verderben den Adel ſchonungslos unterdrückte und ſeine Mitglieder nur dann zu öffentlichen Aemtern zuließ wenn ſie entehrenden Bedingungen ſich unterwarfen, finden wir Strozzi in allen Magiſtraturen; daß ſie populär waren, ergibt ſich aus dem einfachen Umſtande daß die Namen von mehr denn hundert von ihnen unter den Prioren der Zünfte vorkommen, den Mitgliedern des oberſten Magiſtrats der Republik, während nicht weniger denn ſechzehn das Gonfalonierat (Banneramt), die höchſte Würde des Staates, bekleideten. Ihr Reichthum mehrte ſich raſch, zugleich mit der Zahl der Linien in welche die Familie ſich theilte. Im florentiniſchen Gebiete beſaßen ſie Güter und Caſtelle; groß war der Schaden den ſie während des Krieges gegen den berühmten Herrn von Lucca, Caſtruccio Caſtracane, erlitten, welcher zwei ihrer Burgen nahm und verbrannte. Schon in der erſten Hälfte des 14ten Jahrhunderts begegnen wir jenen Ehrenbezeugungen für geleiſtete Dienſte, welche nachmals der Familie in ſo reichem Maße zu Theil wurden; als es dem Jacopo Strozzi gelungen war die ſtets in ſich getheilte Stadt Piſtoja zur Eintracht zu vermögen, ſchlug die Republik ihn zum Ritter (eine Ceremonie, die unter ſolchen Umſtänden etwas Seltſames hat und ſelbſt von der unterſten Volksclaſſe in ihren Aufſtänden ausgeübt wurde) und veranſtaltete ihm zu Ehren Spiele und Turniere. Die Bedeutung der Familie ſtieg immer höher. In jenen Parteikämpfen des aus dem Volke hervorgegangenen, durch Gewerbe und Handel reich gewordenen neuen Adels, welche die zügelloſe Reaction der unterſten Volksclaſſen und die unter dem Namen des Tumulto dei Ciompi (Ciompi: die Wollkämmer und Wollwäſcher) bekannte ſchmachvolle Pöbelherrſchaft hervorriefen (1378 bis 1382), war ein Tommaſo Strozzi unter den vornehmen Häuptlingen dieſes Pöbels einer der einflußreichſten; mit Mühe rettete er durch die Flucht ſein Leben, als die unerträglichen Gewaltthätigkeiten dieſes geſetzloſen Regiments eine neue Reaction des genannten Adels herbeiführten und die Herrſchaft der großen Familie der Albizzi ſicherten. Tommaſo und ſein Sohn Uberto flohen nach Mantua, wo ſie einen noch blühenden Zweig ihres Geſchlechtes gründeten, von welchem ſpäter die Rede ſeyn wird. In den nämlichen Zeiten blutiger Verwirrung hatte gleiches Geſchick einen andern gleich einflußreichen Strozzi betroffen, Carlo, welcher zur entgegengeſetzten Faction, jener der Albizzi, gehörte und bei deren momentanem Unterliegen nach Ferrara floh, wo ſeine Nachkommen noch Jahrhunderte lang ſich fortpflanzten.

In Padua aber ſollte einer der edelſten und ruhmwürdigſten des Hauſes Zuflucht finden, Palla, der Sohn Noferi's (Onofrio's), ein Mann welcher mehr vielleicht denn ein anderer die glänzenden Fortſchritte gefördert hat welche im 15ten Jahrhundert die Wiſſenſchaften, namentlich die einſt durch Petrarca und Boccaccio angeregte Kunde der griechiſchen und römiſchen Litteratur in Florenz machten. Seine großen Reichthümer und ſeine angeſehene Stellung benutzte er, wo er es vermochte, Gelehrte zu unterſtützen, Handſchriften namentlich in Griechenland und im Morgenland zu erwerben, Ueberſetzungen claſſiſcher Werke zu veranſtalten. Er war es welcher den Emanuel Chryſoloras veranlaßte ſich in Italien niederzulaſſen, womit eine neue Phaſe im Studium der helleniſchen Litteratur eintrat. Er war es der die hohe Schule zu Florenz zu deren Verwaltung er berufen war, zu ſolcher Berühmtheit erhob, daß von allen Seiten die Lernbegierigen herbeiſtrömten. In ſeinem Hauſe lebte als Lehrer ſeiner Kinder Maeſtro Tommaſo

Digitized by Google

von Sarzana, der nachmals als Papſt Nicolaus V die Chriſtenheit regierte. Man muß die einfache, aber ebenſo ſchöne Biographie leſen welche ein Florentiner Buchhändler des 15ten Jahrhunderts, Veſpaſiano, von Meſſer Palla Strozzi geſchrieben hat.

„Meſſer Lionardo von Arezzo (der berühmte Staatsmann und Gelehrte), heißt es da, pflegte von ihm zu ſagen, er ſey der glücklichſte Mann geweſen den er zu ſeiner Zeit gekannt. Denn er beſaß Alles was zur menſchlichen Glückſeligkeit erforderlich iſt, an Gaben des Geiſtes wie des Körpers. In beiden alten Sprachen war er ſehr erfahren; er war von bewunderungswürdigem Anſtande, ſchön von Körper und vollkommen in allen Theilen, ſo daß ſolche die ihn nicht kannten, nach dem bloßen Aeußern hätten urtheilen müſſen, dieſer ſey Meſſer Palla. Er war der geſittetſte und geachtetſte Bürger den die Stadt beſaß, und ein Gleiches, wollte er, ſollten auch ſeine Söhne ſeyn.“ So war Palla Strozzi, deſſen größter, vielleicht einziger Irrthum darin beſtand daß er, nach Machiavells Ausſpruch, „ruhig, gemäßigt und menſchlich geſinnt und mehr geeignet den Studien und Wiſſenſchaften obzuliegen, als inmitten bürgerlicher Unruhen ein Parteihaupt zu ſeyn,“ in der großen Kriſis, wo es ſich darum handelte ob Albizzi oder Medici Florenz regieren ſollten — einer Kriſis welche die nachmaligen Schickſale der Stadt entſchied — ſchwach und unentſchloſſen ſich zeigte und zwiſchen beiden Factionen ſtehen zu können glaubte, wodurch er ſich und den Seinigen die Verbannung aus der Heimath zuzog, in die er nicht wieder zurückkehrte. Bald nach der Heimkehr Cosmus' des Alten von Medici aus dem kurzen Exil, 1434, auf zehn Jahre nach Padua verwieſen, fuhr er daſelbſt fort den Wiſſenſchaften mit demſelben Eifer wie ehemals ſich zu widmen, und ſein Haus war gefüllt mit Abſchreibern, welche griechiſche und lateiniſche Claſſiker für ihn copirten. „Als die zehn Jahre vorüber waren, hoffte er, der ſich ruhig und innerhalb der vorgeſchriebenen Gränzen verhalten, die geliebte Heimath wiederzuſehen: aber die herrſchende Partei fürchtete ſich vor ſeinem Namen und Einfluß und verbannte ihn auf andere zehn Jahre. Es war ihm ſchmerzlich, er zählte 72 Jahre und liebte Florenz — aber er nahm es in Geduld hin: niemand hörte ihn klagen. Alle Gelehrten und Edelleute in Padua drückten ihm ihr Bedauern aus; er aber erwiederte mit heiterer Miene: „Trauert ihr nicht, da ich nicht trauere, denn ſie haben's gethan damit ich euer Bürger bleiben ſoll, was euch erwünſcht ſeyn muß.“ Er ſtarb zu Padua im Jahre 1462, neunzigjährig. Durch ſeinen Sohn Giovan Franceſco wurden ſeine Nachkommen nach Ferrara verpflanzt, wo ſie, in dem nämlichen Jahre mit dem regierenden Hauſe der Medici, 1737 ausſtarben.

Die Zerſtreuung der Strozziſchen Linien führte den vielleicht einzigen Umſtand herbei daß in der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts einmal drei Individuen aus dieſer Familie als Abgeſandte verſchiedener Staaten in Venedig zuſammentrafen, um durch Schließung eines wechſelſeitigen Bündniſſes der ſteigenden Macht der Visconti Schranken zu ſetzen: Palla Strozzi für die Republik Florenz, Giovanni für den Markgrafen von Ferrara, Roberto für den Markgrafen von Mantua. Dieß erinnert an jenen Auftritt bei Papſt Bonifaz VIII, welcher im erſten Jubeljahr (1300) die Geſandten von zwölf Staaten vor ſich ließ, die Alle Florentiner waren. Selbſt der Tatarchan war durch einen aus dieſer Stadt vertreten. Da nannte der Papſt die Florentiner das fünfte Element.

Die Zeiten des höchſten aber nicht lange währenden Glanzes der Familie ſind nicht ferne. Matteo Strozzi hatte durch Bankgeſchäfte ein bedeutendes Vermögen erworben, und da er in den Parteikämpfen zwiſchen Albizzi und Medici ſtets neutral geblieben und ſeiner Vaterſtadt überdieß manchen Dienſt geleiſtet hatte, ſo durfte er hoffen ungeſtört zu bleiben. Aber auch er ſtand auf der Proſcriptionsliſte als ſein Vetter Palla verbannt ward: auf fünf Jahre nach Peſaro verwieſen, ſah er alle Früchte ſeines Fleißes verloren, und nachdem die fünf Jahre vorüber, wurden ſie zu fünfundzwanzig verlängert, und Matteo ſtarb arm und heimathlos. Sein Sohn Filippo wurde in das Unglück des Vaters verwickelt: ein grauſames Geſetz verdammte die Söhne der Verbannten zur Verbannung; ſeine Mutter, Aleſſandra Mazzinghi, opferte was ihr von der Heirathsgabe geblieben, und ſandte den Jüngling nach Palermo, wo er in einem florentiniſchen Handelshauſe, bei den Bartolini, kaufmänniſche Geſchäfte erlernen ſollte. Denn es war die Zeit wo in den vornehmen florentiniſchen Häuſern Staatsangelegenheiten und Handelsunternehmungen, namentlich Bankgeſchäfte, Hand in Hand gingen; zogen ſich doch die Medici erſt zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts, als ſie längſt Großherzoge waren, von derartigen Speculationen zurück. Der Verfall des toscaniſchen Adels (und der Blüthe des Landes) begann dann als er glaubte er müſſe Titel haben, und die Titel ihn den Handel verachten ließen, durch den allein er emporgekommen. Denn mit Ausnahme einiger weniger Familien von feudalem Urſprunge iſt der florentiniſche Adel, wie er jetzt beſteht, vom Zahltiſch und aus dem Comptoir gekommen — braucht er ſich aber deſſen zu ſchämen, wenn er auf Vergangenheit und Gegenwart blickt?

Um zu Filippo Strozzi zurückzukehren, ſo ließ ſich dieſer in Neapel nieder, und das Glück war ihm ſo hold daß er ein ſehr reicher Mann ward. Dienſte welche er dem Könige Ferdinand von Neapel in kritiſchen Zeiten erwies, bewogen dieſen ſich bei Lorenzo (il Magnifico) de' Medici, der damals an der Spitze der florentiniſchen Republik ſtand, für ihn zu verwenden. Filippo Strozzi kehrte in die Heimath zurück, und mit ſeinem Anſehen ſtieg auch ſein Vermögen. Im Jahre 1489 legte er den Grundſtein zu dem berühmten Palaſt, welcher vielleicht am längſten den Namen der Strozzi in die Erinnerung der Nachwelt zurückrufen wird. Größere Privathäuſer waren in Florenz unternommen worden: wenn nicht das Mediceiſche, welches ſpäter erſt durch Anbau ſeine gegenwärtige Ausdehnung erhielt, doch das Pittiſche welches freilich, ein warnendes Beiſpiel, als halbe Ruine daſtand. So in ſich vollendet und durchgeführt aber wie Filippo Strozzi's Haus und von ſo hoher architektoniſcher Schönheit war noch keines da. Filippo ſah indeß nur den Anfang, denn er ſtarb ſchon im Mai 1491; in ſeinen Letztwillensbeſtimmungen aber, welche ein redender Beweis der Tüchtigkeit und Vorſorglichkeit jener Zeit ſind, einer Zeit die Großes zu Stande brachte, weil ſie haushälteriſch war im Kleinen, und in welcher die patriarchaliſchen Verhältniſſe des Familienlebens ihre heilſamen Schranken noch nicht durchbrochen hatten, traf er ſolche Vorkehrungen daß der Palaſt vollendet werden mußte.

Dieß geſchah indeß erſt 42 Jahre nach ſeinem Tode. Ich brauche hier kaum anzuführen daß Benedetto da Majano den Plan entwarf, daß Simon del Pollajuolo, genannt Cronaca, den ſchönen wenn auch vielleicht etwas ſchwerfälligen Hof und das Geſimſe baute, welches jetzt noch als das vollendetſte in ſeiner Art von allen Bauverſtändigen bewundert wird. Schade daß dieſer herrliche Bau, der ein vollkommenes Viereck bildet, auf der einen Seite — und gerade auf jener wo man ihn gewöhnlich ſieht — nicht ganz vollendet und ſeine Lage ſo unvortheilhaft iſt. Nur auf der anſtoßenden Piazzetta degli Strozzi, welche nach Filippo's und ſeiner Architekten Plane ringsum durch Niederreißen der benachbarten Wohnungen erweitert werden ſollte, kann man einen Standpunkt gewinnen ihn in ſeiner ganzen Schönheit zu ſehen,

Digitized by Google

und ſich ſo recht hingeben der Wirkung der gewaltigen ſchwarzbraunen Werkſtücke, der durch eine kleine Säule und zwei Halbkreisbogen ausgefüllten halbkreisförmigen Fenſter, des unübertrefflichen Geſimſes, der berühmten Eiſenlaternen endlich welche Niccolo Groſſo, genannt Caparra, arbeitete und welche ein beſonderes Vorrecht großer und verdienter Familien oder Perſonen waren. Adelige geringeren Ranges durften nur auf den Zinnen ihrer Wohnungen und Thürme Fackeln ausſtellen.

In einem der Söhne Filippo's erreichte die Familie der Strozzi ihren höchſten Glanz, erlebte aber in ihm auch zugleich das größte Unglück, das nun Schlag auf Schlag ohne Unterlaß und Erbarmen ſie verfolgte. Er hatte bei der Taufe den Namen Giovanni Batiſta erhalten, einen in Florenz des Schutzpatrons der Stadt wegen ſehr häufig vorkommenden Namen. Seine Mutter jedoch, Selvaggia Gianfigliazzi, welche einem der älteſten Geſchlechter angehörend, deſſen Wohnungen man noch am Lung' Arno bei der Trinitàbrücke ſieht, nannte ihn Filippo zur Erinnerung an den verſtorbenen Gatten, und dieſer Filippo Strozzi iſt der berühmteſte Mann des Hauſes geworden. Er war noch jung als er, 1508, mit Clarice de' Medici ſich verheirathete, der Enkelin des großen Lorenzo, von deſſen Geiſt etwas auf ſie übergegangen zu ſeyn ſchien, Schweſter Lorenzo's, Herzogs von Urbino, welcher der Vater jener Caterina war, die Königin von Frankreich wurde. Dieß Bündniß, unter erſchwerenden Umſtänden geſchloſſen (die Medici waren damals in der Verbannung und der Strozzi mußte eine Geldſtrafe zahlen, weil er die Tochter eines Rebellen geheirathet), hatte, menſchlicher Berechnung zufolge, die einſt feindlichen Familien um ſo feſter an einander ſchließen müſſen, während es in der That zu nachmaliger um ſo heftigerer und unheilbarer Entzweiung beitrug. Filippo's ganzes früheres Leben war haltungslos. Der reichſte Edelmann Italiens, haßte er Einzelgewalt, welcher ſich zu fügen er verſchmähte, haßte er Volksgewalt, weil er keine Gleichen neben ſich ſehen wollte. Selbſt aber die erſte Rolle zu ſpielen hätte er nicht Charakter noch Ausdauer genug gehabt, wären auch die allgemeinen Verhältniſſe ihm günſtiger geweſen, daher ſeine unaufhörlichen Schwankungen, daher bis auf die letzten Jahre, wo nur Ein Weg ihm blieb, das geringe Vertrauen der Partei mit der er's gerade hielt. Sein eigentliches politiſches Leben beginnt erſt nach 1530, nachdem die Freiheit von Florenz zu Grunde gegangen, nachdem Aleſſandro de' Medici, ein Baſtard des Hauſes, der für einen Sohn des Herzogs von Urbino ausgegeben ward, durch Papſt Clemens und Kaiſer Karl V Herzog geworden war: eine Staatsumwälzung, zu welcher Filippo ſelbſt mitgewirkt hatte. Er war es der das Geld zum Bau der Feſtung hergab, die Florenz nicht gegen die Feinde, ſondern den Tyrann gegen die Bürger ſchützen ſollte; eine Feſtung, in welcher er ſelbſt den Tod fand.

Nachdem der Papſt ſich überzeugt hatte daß Aleſſandro und Filippo nicht ferner zugleich in Florenz leben konnten, als zwiſchen dem Herzog und des Strozzi Söhnen Mißverſtändniſſe begannen, welche einen ſchlimmen Ausgang befürchten ließen, entfernte Clemens den gefährlichen Verwandten unter dem Schein eines ehrenvollen Auftrags (er geleitete ſeine Nichte Caterina auf ihrer Brautfahrt nach Frankreich), um völlige Entzweiung zu verhüten. Kaum war der Papſt todt (1534), ſo erklärte Filippo ſich zu Rom offen gegen den Medici, und ward nun als das Haupt der Ausgewanderten betrachtet, zu denen, neben den ächten Republicanern, viele in ihren Hoffnungen getäuſchte ehemalige Freunde der herrſchenden Familie gehörten. Die Gegner maßen ſich zu Neapel im Jahr 1535, wo der Kaiſer den Herzog Aleſſandro aufforderte ſich gegen vielfache Beſchuldigungen zu verantworten: Francesco Guicciardini, der große Hiſtoriker und gewandte Staatsmann, vertheidigte den Herzog und ſchloß damit daß er ſagte: deſſen Erhebung ſey das Werk florentiniſcher Bürger und einer der erſten unter dieſen Filippo Strozzi geweſen. Die Ausgewanderten erreichten ihren Zweck nicht. Der Strozzi ging nach Venedig: hier brachte ihm zu Anfang Januar 1537 Lorenzino de' Medici die Nachricht von dem wenige Tage zuvor durch ihn verübten Meuchelmord Aleſſandro's, und bald darauf wurde die Erhebung Coſimo's de' Medici, aus der jüngern Linie des Hauſes, bekannt. Raſch brachten die Ausgewanderten ihre ſchon begonnenen Rüſtungen zum Abſchluß. Der Moment ſchien günſtig: die Geſinnung des Papſtes war unzweideutig gegen die Medici, im Chianathal erſchienen die toscaniſchen Cardinäle Salviati, Ridolfi und Gaddi mit Bewaffneten, die kaiſerliche Beſtätigung des neuen Herzogs ließ auf ſich warten (ſie erfolgte am 21 Jun.), jeden Augenblick erwartete man König Franz I über die Alpen ſteigen zu ſehen, ſeine Anſprüche auf Mailand nach dem Tode des letzten Sforza gutzumachen. Eine Menge vornehmer Florentiner hatte ſich dem Strozzi angeſchloſſen: Filippo war dem Namen nach das Haupt der Unternehmung, in der That aber waren es ſeine Söhne Piero und Roberto. Denn er, der ſeine Tage im Wohlleben, im Leichtſinn zugebracht, dem die Beſchäftigung mit Litteratur und Kunſt nicht ſtählend und ermannend geweſen, konnte Befürchtungen und Zweifel nicht los werden. Die Söhne waren anderer Art: ſie glichen der entſchloſſenen Mutter, nicht dem Vater. Leone, der zweite, war abweſend auf Malta, der älteſte aber, Piero, hatte alle Conjuncturen mit wunderbarer Raſchheit und Ausdauer benutzt. Zu Mirandola, bei dem Fürſten Galeotto Pico, hatten die Franzöſiſchgeſinnten ſich geſammelt: nach manchen Widerwärtigkeiten und mißlungenen Verſuchen ward ein Einfall ins Gebiet von Piſtoja verabredet, während Roberto Strozzi, der dritte Bruder, vom Süden her angriff. Aber — wie es gewöhnlich iſt bei Verbannten, wo keiner dem andern recht ſich fügen will — die Anſtalten waren ſchlecht getroffen und Coſimo de' Medici auf ſeiner Hut. Am 2 Auguſt traf die Schaar Piero Strozzi's bei Montemurlo, einem caſtellartigen Landhauſe der Familie Nerli, auf die herzoglichen Truppen, welche Aleſſandro Vitelli führte, der kaiſerliche Befehlshaber der Florentiner Veſte; Piero und ein Theil der Seinen retteten ſich nach baldbeendigtem Kampfe, Filippo Strozzi, Baccio Valori, der einſt bei der Belagerung von Florenz päpſtlicher Bevollmächtigter geweſen, Anton Francesco degli Albizzi u. A. wurden im Caſtell gefangen genommen. Die letzteren ereilte der Tod durch Henkershand; der Strozzi aber wurde vom Vitelli im Gefängniß gehalten. Nicht fruchteten die Verwendungen von Papſt, Königen und Fürſten. Sechzehn Monate lang ſaß er da, am 18 December 1538 fand man ihn todt. Manche ſagten, er habe ſich ſelber umgebracht; man wollte in ſeinem Kerker die Worte geleſen haben: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor. Die Meiſten aber glaubten Coſimo habe ſich eines gefährlichen Gegners, den er nicht wie die andern öffentlich hinrichten zu laſſen wagte, heimlich entledigt.

Und der Rächer Filippo Strozzi's? Wenn er nicht gerächt ward, ſo lag es nicht an den Söhnen, denn in der Bruſt Piero's, Leone's, Lorenzo's glühte bis zum letzten Athemzuge tödtlicher Haß gegen den glücklichen Medici. Auf Coſimo hatte dieſer Haß ſich vererbt von Aleſſandro. Denn Aleſſandro, an deſſen Ausſchweifungen die jungen Strozzi einen Augenblick theilgenommen, hatte auf alle Weiſe ſich verſündigt an der Familie. Eine von Filippo's Töchtern, Luiſa, war ſo ſchön wie hochſinnig und tugend-

Digitized by Google

haft. Sie war verheirathet mit Luigi Capponi, zu deſſen Eigenſchaften Charakterſtärke und Entſchloſſenheit gerade nicht gehört zu haben ſcheinen. Eine Beleidigung, die ihr von einem der Helfershelfer des ſittenloſen Herzogs widerfuhr, veranlaßte blutige Rache durch die Brüder und vielen Scandal, den kaum der Papſt ſelber zu unterdrücken vermochte. Es hieß allgemein, Aleſſandro ſtelle ihrer Tugend nach. Da ſtarb ſie plötzlich an Gift im J. 1534. Die Meiſten gaben dem Herzog das Verbrechen ſchuld, Andere den Brüdern, die ſie aus den Händen des, göttliches wie menſchliches Geſetz mit Füßen tretenden Wüſtlings zu retten kein anderes Mittel gefunden hätten. Entſetzliche Zeit, wo ſolche Vermuthungen aufkommen, ja begründet ſcheinen konnten! Von jenem Augenblicke an mieden die Brüder Strozzi Florenz, und der Bruch war erklärt. Einer der talentvollſten italieniſchen Schriftſteller unſerer Zeit, Giovanni Roſini zu Piſa, hat die Geſchichte dieſer unglücklichen jungen Frau zum Gegenſtande einer Erzählung gewählt, in welche er die Vorgänge bis zu dem Zeitpunkte wo die Strozzi den Schild erhoben, mit großem Geſchick verflochten und ſo ein lebenvolles Gemälde jener an Gutem wie an Böſem reichen Tage geliefert hat.

Der Tod Filippo's und anderer Häupter der Ausgewanderten zerſprengte die mühſam zuſammengehaltenen Schaaren. Lange irrte Piero Strozzi umher, Haß und Rachedurſt im Herzen. Wo nur in Italien eine Ausſicht ſich zeigte dem Medici beizukommen, finden wir ihn, immer bereit, immer tapfer, ſelten glücklich. Und der Medici wußte daß er keinen hartnäckigeren und gefährlicheren Feind hatte, und ſuchte ihn, vergeblich, durch Meuchler aus dem Wege zu ſchaffen. Wenn es in Italien nichts zu thun gab, focht der Strozzi in Frankreich gegen die Engländer, gegen Karl V. Seine Muhme Caterina liebte ihn eben ſo ſehr wie ſie Coſimo haßte. Piero wurde in Frankreich naturaliſirt, wurde Seigneur von Belville und Ritter des St. Michaels-Ordens. Mit dem Herzog von Guiſe vertheidigte er Metz in jenem Kampfe der das deutſche Reich ſchmählicherweiſe um die Lothringiſchen Bisthümer brachte — ein Verluſt den die noch größere Schmach von Straßburg beinahe vergeſſen gemacht hat. Kaum war er dort fertig, ſo eilte er (1553) nach Italien zurück. Endlich ſchien eine Gelegenheit da ſeine Racheplane auszuführen. Der Kaiſer und Coſimo wollten die unruhige Republik Siena unterwerfen; Heinrich II von Frankreich bot Alles auf Siena zu retten. Piero Strozzi ging als des Königs Statthalter dahin, ſein Bruder Leone ſollte mit der Flotte die toscaniſchen Küſten angreifen. Die Wunder der Tapferkeit welche Piero mit ſchwachen Mitteln gegen einen überlegenen Feind verrichtete, ſein heldenmüthiger Zug durch einen großen Theil des florentiniſchen Gebietes, ſeine Anſtrengungen die Aufhebung der Belagerung zu erzwingen und die ausgehungerte Stadt zu verproviantiren — alles das kann hier kaum berührt werden. Die Ungunſt der Verhältniſſe wurde noch gemehrt durch den Tod ſeines tapfern Bruders, der am 26 Jun. 1554 durch die Kugel eines hinter einer Hecke verborgenen Bauern vor dem Caſtell Scarlino in der Maremma fiel. Am 2 Auguſt des nämlichen Jahres wurde Piero bei Marciano im Chianathal aufs Haupt geſchlagen; ſchwer verwundet entkam er mit geringen Reſten des Heeres, Siena's Schickſal war entſchieden. Als es am 17 April 1555 capitulirte und die eifrigſten und entſchloſſenſten Bürger den Sitz der Republik nach Montalcino verlegten, deſſen Thürme man auf nicht unbedeutendem Hügel erblickt wenn man von Siena nach Rom geht, ſetzte Piero, dem der franzöſiſche Marſchallſtab zugeſendet worden war, den Krieg zwar noch fort, aber mit zu ungleichen Kräften. Wiederholt unglücklich bei Port Ercole in der Maremma, überließ er den franzöſiſchen Generalen Soubiſe und Monluc den fernern Kampf und ging erſt nach Rom, dann nach Frankreich.

Noch einmal ſah er Italien wieder, aber von Tage zu Tage ſchwanden mehr und mehr die Hoffnungen ſeiner Jugend. Der Sieg der Spanier unter Emanuel Filibert von Savoyen bei St. Quentin rief ihn nach Frankreich zurück. Bei der allgemeinen Beſtürzung über das Unglück Montmorency's waren entſchloſſene Männer nöthig. Durch Guiſe und Strozzi ward das Glück den Waffen Frankreichs wieder hold: vereint eroberten ſie Calais und zogen vor Thionville, welches die Spanier beſetzt hielten. Jener Muth durch welchen Piero ſtets ſich ausgezeichnet und der ihn bei den franzöſiſchen Soldaten ſo beliebt gemacht hatte, der aber, an Tollkühnheit gränzend, eher für einen einzelnen Ritter paßte als für einen Feldherrn, führte ſein unzeitiges Ende herbei: am 21 Jun. 1558 fand er den Tod. Kurz darauf nahm der Balafré die Stadt. Piero Strozzi, deſſen Stellung in Frankreich ſchwankend war, ungeachtet der ſich immer gleich bleibenden Gunſt der Königin, hatte wenigſtens nicht den Schmerz den Frieden von Chateau Cambreſis (1559) zu erleben, in welchem Frankreich, wie dreißig Jahre vorher im Damenfrieden von Cambray, Italien aufgab, und der auf die Hoffnungen ſo vieler tapfern und edlen Männer, die bis zum letzten Moment ausgehalten, den Grabſtein wälzte.

Kehren wir zurück zu Leone Strozzi und Filippo's übrigen Söhnen. Leone war jung in den Johanniterorden getreten und wurde Prior von Capua — eine Commende die ihm Papſt Clemens VII zuwandte, welchem ſie gehört hatte bevor er in den geiſtlichen Stand trat. Als die Strozzi Florenz verließen, ging er nach Malta: nicht lange währte es, ſo kam ſeine Kriegskunde ſeiner Unerſchrockenheit gleich. Ungeachtet ſeiner Jugend zum Capitän der Ordensgaleeren ernannt, zeichnete er ſich aus in dem damals nicht raſtenden Kampfe gegen den Halbmond. Er war es der den urſprünglichen Plan zu dem mittlern und feſteſten Theile der Hauptſtadt Malta's, La Valette, gab, die nachmals von dem Großmeiſter gleichen Namens gebaut wurde. Das Verlangen des Vaters Tod zu rächen führte ihn 1541 in franzöſiſchen Dienſt, wobei die politiſchen Conjuncturen ihn in die falſche Stellung brachten daß er, ein Johanniter, für Franz I ein Bündniß in Konſtantinopel ſchloß und an der Seite von Türken gegen den Kaiſer kämpfte. Von den Heldenthaten zu berichten die in ihm einen zweiten Andrea Doria erſcheinen ließen, iſt hier nicht der Ort. Brantôme, der ihn gekannt, ſagt von ihm in ſeinen Vies des hommes illustres et grands capitaines français: „Der Prior von Capua war ein eben ſo großer Seeheld wie ſein Bruder ein großer Feldherr, und noch reden von ihm alle Häfen, Küſten und Meere der Levante, ſo daß ſein Name ſie erfüllt und ich kaum Seeleute, Matroſen, Piloten, Patrone, Sklaven, Galeerenſträflinge, Capitäne und Soldaten geſehen, die ihn nicht für den erſten Admiral ſeiner Zeit gehalten. Glücklich ſchätzte ſich der welcher ſagen konnte: ich habe unter dem Prior von Capua gedient und gekämpft; manche ſagten es bloß um ſich größeres Anſehen zu verſchaffen." Derſelbe Brantôme berichtet auch, wie König Franz ihn wegen ſeines ruhigen und ſchweigſam-nachdenklichen Weſens ſehr geliebt, während Heinrich II den Marſchall vorgezogen. Unter der Regierung dieſes letztern veranlaßten ihn Hofintriguen, in denen der damals allmächtige Connetable von Montmorency die Hand hatte, plötzlich den franzöſiſchen Dienſt zu verlaſſen. Mit zwei Galeeren, die ſein Eigenthum waren, verließ er eines Morgens den Hafen von Marſeille, nachdem er,

Digitized by Google

Thränen im Auge, von ſeinen Untergebenen Abſchied genommen, und erſchien vor Malta, entſchloſſen fortan bloß dem Dienſte des Ordens ſich zu widmen. Dort bewies er ſich von neuem ſehr nützlich in gefahrdrohenden Zeiten, und beim Tode des Großmeiſters d'Omedes (1553) hinderten nur politiſche Rückſichten ſeine Erhebung zur höchſten Würde des Ritterſtaats. Der Krieg gegen Siena rief ihn von neuem nach Italien; ſein Tod war ein unerſetzlicher Verluſt für ſeine Partei. Er war nicht 40 Jahre alt; der Tod raffte beinahe alle großen Kriegsleute ſeiner Zeit in der Blüthe der Jahre weg. Der Marcheſe von Marignan, der Eroberer Siena's, war unedelmüthig genug den ſterblichen Reſten Leone Strozzi's nicht die Ruheſtätte zu gönnen die ſie in dem Caſtell Scarlino gefunden. Er ließ die Gruft aufbrechen und den Leichnam ins Meer werfen, über deſſen Fluthen ſo oft der Siegesjubel des Priors von Capua ertönt hatte. — Von zwei andern Söhnen Filippo's iſt weniger zu melden. Sie waren, nach Brantôme's Ausdruck »non tant pareils aux premiers, mais pourtant leur approchans.« Roberto hatte in ſeiner Jugend an den Unternehmungen des Vaters und älteſten Bruders Theil genommen und dann meiſt zu Rom gelebt, bis der Sieneſer Krieg auch ihn wieder, wie mehrere andere der Familie, die ich hier nicht nennen kann, zu den Waffen rief. Nach dem unglücklichen Ausgang dieſes letzten Verſuches die Macht der Medici zu ſtürzen ging er nach Frankreich. Er war Ritter von St. Michael und Chevalier d'honneur der Königin Catharina. Nach dem Tode der Brüder knüpfte er durch Vermittlung Papſt Pius IV eine Unterhandlung mit Coſimo de' Medici an, um einen Theil der Familiengüter zu retten, was ihm auch gelang. So war er, der 1566 zu Rom ſtarb, der einzige von Filippo's Söhnen der ſich zu einer Annäherung verſtanden. Denn der vierte Bruder, Lorenzo, beharrte ſtandhaft in ſeiner Abneigung. Piero war vom Vater urſprünglich zum geiſtlichen Stand beſtimmt geweſen: ſtatt ſeiner wurde Lorenzo, der bis dahin dem Kriegsweſen ſich gewidmet hatte, Prieſter, hauptſächlich auf Veranlaſſung der Königin, ſeiner Muhme, die ihm die Abtei von St. Victor zu Marſeille verlieh. Er wurde Biſchof von Beziers, im J. 1557 Cardinal, und ſtarb 1571 als Erzbiſchof von Sens. In ſeiner Jugend hatte er gegen die Huguenotten in Languedoc mit weltlichen Waffen gekämpft, ſpäter ſtritt er gegen ſie mit geiſtlichen. Der letzte der Söhne Filippo Strozzi's und Claricens de' Medici erreichte ein Alter von 48 Jahren.

Mit ihnen erloſch aber der kriegeriſche Ruhm der Familie nicht. Piero und Roberto hatten Schweſtern geheirathet, Laudomia und Maddalena de' Medici, deren Bruder jener halbverrückte Lorenzino war, welcher den erſten Herzog von Florenz umbrachte. Der Marſchall hatte nur einen Sohn, Filippo, im J. 1541 zu Venedig geboren. Auf ihn vererbte ſich in vollem Maße des Vaters ungeſtümer Muth. Als junger Menſch von ſechzehn Jahren war er enfant d'honneur bei dem Dauphin, nachmals Franz II, als er von den Waffenthaten der Franzoſen in Piemont reden hörte. Da erſann er einen Plan, welchen Brantôme erzählt. Mit nur zwei Pferden, einer Mailänder Büchſe am Sattelbogen und einem deutſchen Reiter als Geleitsmann, zog er heimlich aus, nachdem er, um die Reiſekoſten beſtreiten zu können, ſeiner Mutter, der Frau Marſchallin, einiges Silberzeug, Schüſſeln und Schalen weggenommen. Als der Marſchall es erfuhr und zugleich die Veranlaſſung, ſagte er, um des ſchönen und ehrenwerthen Grundes willen und weil es geſchehen um in den Krieg zu ziehen, wolle er ihm verzeihen, auch wenn er's noch einmal thäte; wäre es anders geweſen, ſo hätte er ihn hängen laſſen.

So ernſt und ſtrenge er ſonſt war, ſo nahm er ihn doch wieder gut auf und lachte über den Vorfall bei der Marſchallin, die den kecken Dieb beſtraft zu ſehen wünſchte. Wie ſein Vater, kämpfte der junge Strozzi lange unter dem großen Guiſe und war in den Religionskriegen eine der Stützen der katholiſchen Partei. Seine Tollkühnheit überſtieg alle Begriffe: er ſchien nicht zu wiſſen was Gefahr ſey. Seltſamerweiſe ward er nie verwundet, obgleich er bei jedem Angriff und jedem Sturme ſich voran drängte. Bei der Belagerung von La Rochelle trafen ihn vier Büchſenſchüſſe ohne ihn zu ſchädigen, beim großen Sturm erklomm er der Erſte die Breſche und wurde durch einen Schuß unter einem Hagel von Steinen hinabgeſchmettert, ſo daß Alle ihn todt glaubten, während er ſich nur das Bein geſchunden hatte. Er wurde Colonelgeneral der Infanterie und Ritter des h. Geiſtordens. Der Haß gegen Coſimo de' Medici war auf ihn übergegangen: er ſagte einmal, er wünſche nichts ſo ſehnlich als den Beſitz eines kleinen Hafens in der Provence und ein paar Galeeren um den Küſten der Staaten des Erbfeinds alles mögliche Leid anzuthun. An militäriſchen Kenntniſſen ſtand er ſeinem Vater und Ohm nach. Monsieur le Mareschal, ſagt Brantôme (der 23 Jahre lang mit Filippo Strozzi gedient hatte), sçavoit plus de la guerre en son bout de doigt que le fils en tout son corps. Sein Tod war tragiſch. In einem Seegefecht gegen die Spanier griff er mit geringer Macht das Admiralſchiff des Marques de Santacruz an. Mit Wunden bedeckt fiel er in die Hände des Feindes; der barbariſche Sieger ließ ihn niederhauen und ins Meer werfen. Er war 42 Jahre alt. König Heinrich III und alle Ordensritter wohnten ſeiner Leichenfeier bei. Mit ihm ſtarben in Frankreich die Strozzi aus. Seine Mutter glänzte lange unter den Damen des Hofes Catharina's; ſeine Schweſter Clarice heirathete den Grafen von Tenda aus dem Hauſe Savoyen. Sie war von Kindheit an die vertraute Freundin der Prinzeſſin Eliſabeth, nachmaligen Gemahlin König Philipps II von Spanien, der Heldin des Romans in welchem man dem Infanten Don Carlos die Hauptrolle zutheilt.

Der Sohn Roberto Strozzi's hieß wie ſein großer Ohm Leone. Aber er machte nicht gleich dieſem von ſich reden. Er lebte meiſt in Rom, war General in päpſtlichen Dienſten, erbte von ſeinem Vater große Reichthümer und baute in der Kirche S. Andrea della Valle, die in der Nähe des Strozziſchen Palaſtes liegt, die ſchöne Capelle, deren Zeichnung von Buonarrotti herrühren ſoll, der mit Roberto ſehr befreundet war und deſſen Pietà und andere Sculpturwerke man hier in Bronzegüſſen ſieht. Er ſtarb, beinahe achtzigjährig, 1632. Von ſeiner Gemahlin, einer Savelli, hinterließ er keine Kinder; von ſeinen Schweſtern war eine an einen Frangipani, die andere an einen Orſini, eine dritte an Scipione Fieſchi von Lavagna verheirathet, den Bruder jenes Grafen Gian Luigi Fieſchi, welcher die auf dem Theater beinahe mehr noch als in der Geſchichte berühmte Verſchwörung gegen Andrea Doria geleitet hatte. Leone war der letzte der Nachkommen Filippo's.

Ueberblicken wir die Zeit die hinter uns liegt, die neunzig Jahre namentlich vom Tode des erſten Filippo bis zu dem des letzten (1491—1582), welche Fülle von Begebenheiten und Schickſalswechſeln, welche Menge gewaltiger Charaktere in der Einen florentiniſchen Familie, die ſo mächtig eingriff in die Geſchicke ihrer Heimath!

Die Geſchichte der Strozzi iſt damit zu Ende. Denn was bleibt, iſt wahrlich von ſehr geringer Bedeutung. Die beiden in Florenz noch blühenden Linien, die der Duchi di Bagnolo Principi di Forano und jene der Cavalieri Strozzi, ſtammen, die erſte von einem Bruder des berühmten Filippo, Lorenzo, die zweite von deſſen Ohm, Matteo, der zu den vornehmſten Rathgebern

Digitized by Google

Aleſſandro's und Coſimo's de' Medici gehörte. Der erſteren dieſer Linien gehört der ſchon wiederholt erwähnte prachtvolle Palaſt, welchen Lorenzo im J. 1533 bewohnen ging. Die andere aber iſt im Beſitz eines ſchönen alten Hauſes, welches an dem entgegengeſetzten Ende der Piazza Strozzi liegt und urſprünglich von jenem Palla, dem Beſchützer der Wiſſenſchaften, erbaut worden ſeyn ſoll, deſſen Nachkommen es bis zu deren Ausſterben im vorigen Jahrhunderte gehörte. Die nicht vollendete Façade iſt im ſtrengſten Styl mit Opus rusticum; im Saal des erſten Geſchoſſes ſieht man in Frescobildern glorreiche Handlungen der Strozzi. Das Haus iſt dem beau monde von Florenz oft geöffnet, indem es ſeit einer Reihe von Jahren von dem Oberſten Gregor Orloff bewohnt wird, der die Geſellſchaft häufig bei ſich verſammelt. Um auf jenen Lorenzo zurückzukommen von welchem die gegenwärtige Hauptlinie ſtammt, ſo blieb dieſer, ein gelehrter und wohlgeſinnter Mann, ruhig in Florenz; er haßte das deſpotiſche Regiment der Medici, aber er ſah kein Heil in den Verſuchen der Ausgewanderten. Sein Sohn Gian Battiſta verließ während der Belagerung die Stadt, kehrte aber in ruhigen Zeiten zurück und lebte ganz der Dichtung und den Wiſſenſchaften. Durch deſſen Söhne wurden zwei Linien gebildet, von denen die eine, die römiſche, 1722 ausſtarb. Von dieſer kommt der größere Theil des Beſitzes. Denn ihr fiel nicht nur das Erbe Leone Strozzi's anheim, in welchem die Nachkommen Filippo's erloſchen, ſondern ſie erhielt auch durch Heirath das Herzogthum Bagnolo im Principato Ultra des Königreichs Neapel, welches von der Familie Mayorca kam. Forano, ein Marquiſat der Savelli in der Sabina, hatten ſie durch Kauf erworben. Als die florentiniſche Linie in Folge dieſer bedeutenden Erbſchaft nach Rom zog, legte ihr Papſt Innocenz XIII den Fürſtentitel bei. Ferdinando Strozzi aber, welcher im J. 1769 als toscaniſcher Staatsrath und Oberhofmeiſter der Großherzogin Gemahlin Leopolds I ſtarb, verlegte ſeinen Wohnſitz wieder nach Florenz. Seit mehreren Generationen hat die Familie keine andern Chargen gehabt als Hofämter — das gewöhnliche Loos des einſt ſo thatenreichen italieniſchen Adels. Den Duca Ferdinando Strozzi habe ich oft als Oberhofmeiſter der erſten Gemahlin des regierenden Großherzogs fungiren ſehen. Er ſtarb im J. 1835 in Florenz, wo ſeine Wittwe, eine geborne Ducheſſe de Beaufort-Spontin, allgemein geachtet lebt. Der jetzige Chef der Familie und Erbe eines ſo ſchönen Namens und auch heute noch ſo ſchöner Beſitzungen, iſt ein junger Mann. Außer den toscaniſchen und andern Gütern, unter denen die reizende Villa Strozzi bei Florenz an der Livorneſer Straße nicht übergangen werden darf, haben ſie bedeutendes Eigenthum im Kirchenſtaat, unter andern in der Campagna di Roma die große Tenuta Lunghezza, auf den Trümmern oder richtiger in der Nähe des alten Collatia maleriſch gelegen, von Alfonſina Orſini herkommend, der Mutter Claricens de' Medici, von welcher wiederholt die Rede geweſen iſt. Die Feudalrechte in Forano, einem Ort von etwa 600 Einwohnern, trat der Duca Strozzi dem Papſte Pius VII ab, als die allgemeine Regelung der Verhältniſſe des Lehnadels im Kirchenſtaat vorgenommen ward. Der ſchöne Palaſt bei der Kirche der Stimmate und die anmuthige Villa bei den diocletianiſchen Thermen auf dem Viminal, wo Alfieri längere Zeit lebte, ſind ſo viel ich weiß neuerlich verkauft worden. Vielfach ſieht man in Rom, namentlich aber in Florenz, das Wappen der Strozzi, drei ſilberne Halbmonde auf rother Binde in goldenem Felde. Viele Wohnungen die es ſchmückt, ſind längſt in andere Hände übergegangen. Denn es gab eine Zeit wo man an achtzig Häuſer der Strozzi in Florenz zählte. Und in der politiſchen Geſchichte nicht allein, in jener der Künſte auch und der Wiſſenſchaften lebt der Name; denn von mehrern Mitgliedern der Familie wurden Poeſie und Hiſtorie mit großem Erfolge betrieben, und die große öffentliche Bibliothek in der toscaniſchen Hauptſtadt, welche von ihrem Gründer den Namen der Magliabechiſchen hat, ſo wie die berühmte Laurenzianiſche erhielten durch die Strozziſchen Bücherſchätze und Handſchriften einen bedeutenden Zuwachs.

Von den Strozzi'ſchen Linien außerhalb Toscana's beſteht noch die zu Mantua, welche, wie ſchon erwähnt, von dem während der bürgerlichen Unruhen in der letzten Hälfte des 14ten Jahrhunderts ausgewanderten Tommaſo ſtammt. Sie ſtand früher in vielfachen dienſtlichen Beziehungen zu den Gonzagas wie jetzt zu Oeſterreich, und zählt in dieſem Augenblicke noch ziemlich viele Mitglieder. Ein Zweig iſt zu Lugo in der Romagna begütert; ſie ſollen von einer der Ferrareſiſchen Linien ſtammen und zwar von einem natürlichen Sohne Ercole Strozzi's, der im J. 1508 durch Meuchelmord umkam, wie es heißt auf Veranlaſſung Alfonſo's von Eſte. Einige glauben, galante Intriguen Ercole's mit Lucrezia Borgia habe den Herzog zu der That getrieben, Andere ſehen den Grund in deſſen Verheirathung mit Barbara Torelli, der Wittwe des Herrn von Bologna, welche Alfonſo geliebt haben ſoll und die gleich darauf nach Parma entfloh. Aus dieſer im 16ten Jahrhundert erloſchenen Linie ſtammte die Mutter Bojardo's, des Dichters des Orlando innamorato. Der andere Zweig von Ferrara, der des Meſſer Palla, ſtarb wie geſagt erſt im vorigen Jahrhundert aus. Alle dieſe Linien haben eine Menge von Leuten hervorgebracht, die ſich in den Waffen wie auf anderem Felde ausgezeichnet haben. Der florentiniſche Adel hat keinen beſſern Namen aufzuweiſen als den der Strozzi.

Digitized by Google

Lord Eldon.

Advocatenglück und Mißgeſchick in England.

Ein kürzlich in England erſchienenes dreibändiges Werk beſchreibt das öffentliche und Privatleben des vor wenigen Jahren in hohem Alter verſtorbenen vieljährigen Lordkanzlers Eldon, und gibt Auszüge aus ſeinem Briefwechſel. An dieß Buch knüpft das Edinburgh Review einen Artikel, welcher den Lebensgang des hochgeſtiegenen Rechtsgelehrten im allgemeinen und in ſeinen wichtigſten Wendepunkten verfolgt, hauptſächlich aber auch davon Veranlaſſung nimmt manche lehrreiche und intereſſante Bemerkungen über das engliſche Advocatenweſen einzuflechten. Ein kurzer Auszug daraus dürfte unſern Leſern nicht unintereſſant ſeyn, zumal den Rechtsgelehrten und Anwälten, welchen ſich manche nicht eben tröſtliche und erhebende Vergleichungen mit den deutſchen Verhältniſſen aufdrängen werden, obwohl auch in England die Schattenſeiten keineswegs fehlen. Im Ganzen jedoch nimmt dort der Advocatenſtand eine viel günſtigere und angeſehenere Stellung ein als in Deutſchland, ſchon darum weil dort die Laufbahnen des im Staatsdienſt ſtehenden Richters und des Advocaten nicht wie in Deutſchland neben einander her gehen, ſich theilweiſe entgegenſtehen, und nur in ſeltneren Fällen in einander übergehen, ſondern in der engſten Verbindung und Continuität ſtehen, und die Advocatur die Vorbereitung zu den Richterämtern bildet, welche letztere ebendeßwegen, weil ſie mit Männern beſetzt werden die ſich als Anwälte, auf eignen Füßen ſtehend, ſchon erprobt haben müſſen, und nicht mit Männern der Gunſt oder des Dienſtalters, eines um ſo größeren und wohlverdienten Anſehens ſich erfreuen. Dieſe Verhältniſſe bringen es mit ſich daß die Richter in England durchaus eine höhere Stellung in Rang und Gehalt haben müſſen, als in ſolchen Ländern wo die jüngſten Männer, die kaum einige Jahre ihre Studien beendigt haben, Aufnahme in Richtercollegien finden, und daß ſie von den Advocaten in der Regel nicht als die Begünſtigten und Verfechter der Regierung betrachtet werden können, ſondern als die Erprobteſten und Ausgezeichnetſten ihres eignen Standes ihnen erſcheinen, die gleichen Intereſſen mit ihnen theilend, als Zierden der großen Genoſſenſchaft der Rechtsgelehrten, welche das Ziel erreicht haben wornach zu ſtreben jedem erlaubt, das zu erringen ehrenvoll und rühmlich iſt. Ueberhaupt aber erfreut ſich in England, vermöge der hiſtoriſchen Entwicklung ſeiner geſellſchaftlichen und politiſchen Inſtitutionen, die Rechtsidee einer allgemeinen Anerkennung, einer Geltung und Achtung wie wohl in keinem andern Lande; alle die ihr dienen als Richter oder als Anwälte nehmen Theil an dieſer Anerkennung und Achtung, ſofern ſie ſie nicht durch ihre Handlungsweiſe verwirken, und während die engliſche Verfaſſung den ausgezeichnetſten und erprobteſten Rechtsgelehrten eine auch politiſch hohe und einflußreiche Stellung anweiſt, ſie zu Mitgliedern des Oberhauſes macht, ſowie die höhern Richter mit Adelstiteln begabt werden, trägt ſie andererſeits in Uebereinſtimmung mit dem Geiſt der Nation und der öffentlichen Meinung Sorge daß die richterliche Unabhängigkeit möglichſt geſichert und nicht durch politiſche und Parteirückſichten influirt und beeinträchtigt werde. Wir bemerken nur noch daß, ſowie Lord Eldon ein Tory war, auch der Verfaſſer ſeiner Biographie, Twiss, ein Tory, ein Canningit iſt, wie ihn das Edinburg Review nennt, daß aber dieſes, die Whigpolitik vertretend, dennoch ſein Buch im Ganzen höchlich rühmt, und als die Aufgabe ſeines Artikels angibt: Lord Eldons Laufbahn mit der anderer großer Rechtsgelehrten zu vergleichen; eine genauere Würdigung ſeiner Talente und der ihm förderlichen Umſtände zu geben; feſtzuſtellen was er ſeinem Verdienſt und was dem Glück ſchuldig war, und auszuſprechen wo ſein Beiſpiel Nachahmung verdient, und wo man ſich davor hüten muß. Indem wir, ſagt der Artikel, die Urſachen ſeines Steigens erörtern, werden wir nothwendig darauf geführt werden, einen Blick auf die erforderlichen Eigenſchaften zu Erfolgen auf dieſer Laufbahn („an der Barre“) zu werfen, und auf die Schwierigkeiten welche dem nach den forenſiſchen Ehren Strebenden ſich in den Weg ſtellen. Aber wir glauben dieß wird unſern Leſern nicht unintereſſant noch unwillkommen ſeyn. Es iſt kaum eine Familie unter den gebildeten Claſſen die nicht einen Verwandten oder nahen Bekannten unter den Kämpfern und Bewerbern auf dieſem Feld zählte; dieſe alle werden gern vernehmen zu welchen Erwartungen und Hoffnungen ſie berechtigt ſind, und wie ſie am beſten das Glück ihrer Angehörigen fördern können; während andere gern eine unabſichtliche Ungerechtigkeit gut machen werden, wenn ſie finden daß auch auf dieſer, wie auf jeder Lebensbahn, ein anderes iſt Erfolg und Glück *verdienen*, ein anderes ſie wirklich *gewinnen*.

Wir begegnen in dieſer Sphäre mannichfachen Irrthümern, und gleich an der Schwelle ſtoßen wir auf einen weitverbreiteten Wahn. Man ſagt Lord Eldon, der Sohn eines reichen Kaufmanns, habe Wunder gethan, indem er die Nachtheile ſeiner Herkunft überwunden habe. Wie verhält es ſich hiemit? Jüngſt erſt erſchien ein Büchlein: die Größe und Würde des Rechts und der Rechtswiſſenſchaft betitelt, woraus erhellt daß mehr als ſiebzig brittiſche Peerſchaften durch glückliche Rechtsgelehrte gegründet worden, darunter die der Herzoge von Norfolk und von Devonſhire. Sir William Howard, ein Richter unter Edward I und II war der Gründer der Familie Howard, Sir John de Cavendiſh, Lordoberrichter unter Edward III und Richard II, der Familie Cavendiſh. Aber die Kirche war in jenen Zeiten der einzige Beruf welcher den Niedriggeborenen Ausſichten bot; Richterſtellen wurden von den Edwarden und Heinrichen ohne viele Rückſicht auf richterliche Befähigung übertragen, und man wird bei genauerer Unterſuchung finden daß die meiſten von denjenigen welche durch Rechtsgelehrſamkeit hoch emporſtiegen, in der Zeit vor dem ſiebzehnten Jahrhundert Männer von guter Familie waren oder Verwandte der Großen und Vornehmen. Erſt mit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurden die Schranken allen Bewerbern geöffnet und die Preiſe ehrlich und billig vertheilt; von dieſer Zeit an aber haben die ganz auf eigenen Füßen ſtehenden Bewerber ihrem ſchönen

Digitized by Google

Antheil daran davongetragen. Der Vater von Lord Somers war ein Advocat (Attorney) in Worceſter, der Vater von Lord Hardwicke Advocat in Dover, von Lord King Krämer in Exeter, von Lord Gifford ebenfalls, von Lord Thurlow ein armer Landgeiſtlicher, von Lord Kenyon ein kleiner Gutsbeſitzer in Wales, von Dunning ein Advocat, von Sir Vicary Gibbs Wundarzt und Apotheker, von Sir Samuel Romilly ein Juwelier, von Sir Samuel Shepherd ein Goldſchmied, von Lord Tenterden ein Barbier. Lord Mansfield und Lord Erskine waren Männer von Familie; aber ihre vornehme Verwandtſchaft war es nicht was ſie hier förderte. Auf was es hauptſächlich ankommt, verſteht ſich neben Talent und Kenntniſſen, das iſt, wie Sergeant Talfourd dieß ausführt, Bekanntſchaften und Verwandtſchaften mit Advocaten (Attorney's). An dieſe wenden ſich natürlich ihre Freunde und erbitten ſich ihren Beiſtand, und ſie erfüllen deren Bitte wenn ſie von ihrem Talent überzeugt ſind. Daher hat ein junger Mann aus den mittlern Claſſen der Geſellſchaft, welcher ſich an die Barre durchzukämpfen vermag, oft viel mehr Ausſicht auf raſchen Erfolg als ein Gentleman von Stand und Familie. Dieſe Erwägung mag wohl das Erſtaunen vermindern, das man ſo oft äußern hört über die vielen Männer welche aus vergleichungsweiſe niederer Stellung im Leben als Rechtsgelehrte zu hohen Ehren und Würden gelangt ſind. Ohne Fleiß und Talent würden ſie wenig geleiſtet haben; aber mit beidem hätten ſie es doch zu noch weniger bringen können, wenn nicht ihr früher Ruf gehegt und gepflegt worden wäre von ſolchen denen ihr Erfolg als ein Lieblingswunſch am Herzen lag, und deren Eifer ihnen Gelegenheiten verſchaffte und als Sporn diente, wie ſie vornehmeren Abenteurern fehlen.

Lord Eldons Vater, ein Kaufmann der ſich mit Commiſſionsgeſchäften, beſonders in Kohlen befaßte, war reich, und der junge John Scott, ſein zweiter Sohn, war durch Vermögen, durch Geburt und Verbindungen in einer ganz günſtigen Lage. Den Grund zu dem Glück und Glanz der Familie legte der ältere Bruder William, nachmals Lord Stowell, welcher in ſeinem ſechzehnten Jahre als Scholar in das Corpus-Chriſti-Collegium aufgenommen, dieſen erſten Univerſitätserfolg ſo eifrig und glücklich verfolgte daß, als der Vater ihm ſeine Abſicht ſchrieb ſeinen jüngſten Sohn zum Kohlenhandel zu beſtimmen, er ihm antworten konnte: „Schickt Jack mir; ich kann hier beſſer für ihn ſorgen.“ So wurde denn wirklich Jack (John) in ſeinem fünfzehnten Jahre immatrikulirt, und im folgenden Jahre zum Collegiaten (Fellow) gewählt. Wahrſcheinlich war er der einzige berechtigte und befähigte Bewerber. Drei Jahre nachher ward er Baccalaureus. „Das Examen zum Behuf einer Promotion in Oxford,“ pflegte er zu ſagen, „war zu meiner Zeit eine Poſſe. Ich wurde im Hebräiſchen und in der Geſchichte examinirt. — Was iſt das hebräiſche Wort für Schädelſtätte? — Ich antwortete: Golgatha. — Wer hat das Univerſitätscollegium gegründet? — Ich antwortete: König Alfred, — (obgleich dieß beſtritten wird). ‚Ganz recht, Sir, ſagte der Examinator; Ihr ſeyd zur Promotion befähigt.“ Im folgenden Jahre gewann er den Kanzlerspreis für den beſten Aufſatz über das Thema: Vortheile und Nachtheile des Reiſens im Ausland. — Es fehlte der Abhandlung nicht an guten Gedanken; aber der Styl war ſchwülſtig, unbeholfen und uncorrect — und das blieb er ſo ziemlich, wenn auch der Schwulſt ſich ſpäter verlor.

Am Arbeiten hatte der junge John Scott auf dem Collegium keine große Freude; „ich war von Natur ſehr träg,“ ſchreibt er, „und nur das Bedürfniß konnte mich ſehr fleißig machen; wenn ich größere Mittel gehabt hätte, ſo würde ich jetzt nicht da ſtehen wo ich ſtehe.“

Für den Sporn der Nothwendigkeit, des dringenden Bedürfniſſes, ſorgte er ſelbſt. Im Jahr 1772 entführte er Miß Surtors, ein ſchönes Mädchen von achtzehn Jahren, und heirathete ſie. Keines von beiden hatte einen Heller eigenes Vermögen. Seine Collegiatenſtelle mußte er aufgeben; aber ein Gnadenjahr blieb ihm noch, während deſſen er die Wahl hatte eine Collegiumspfründe anzunehmen, die ihn etwa treffen mochte. Während dieſes Jahrs begann er das Studium der Jurisprudenz, um „zwei Sehnen an ſeinem Bogen zu haben.“ Aber die Kirche war ſeine „erſte Geliebte,“ und erſt nachdem alle Hoffnung auf eine Pfründe dahin war, entſchied er ſich für einen Beruf „für welchen er weit weniger Neigung und Achtung hegte.“

Da er ſeine Heirath nie bereute, die Arbeit nie ſcheute noch die Entbehrungen beklagte die ſie ihm auferlegte, wäre es ungerecht jenen folgereichen Schritt bloß für eine jugendliche Unbeſonnenheit zu erklären. Auch war ſeine Lage, vermöge der Unterſtützung die er von ſeinem Vater hatte, gar nicht verzweifelt, obwohl ſehr beſchränkt. Für die Nothdurft des Lebens war geſorgt, aber für das Weitere war er auf ſeine eigenen Kräfte angewieſen, und deßhalb ſtrengte er ſich ſo übermäßig mit Studiren an daß er bedenklich krank wurde; er pflegte um 5 Uhr aufzuſtehen und bis in die Nacht hinein zu arbeiten, mit einem naſſen Tuch um den Kopf um der Schläfrigkeit zu wehren. Bei ſeinem Studium verſchmähte er Blackſtone und andere minder elegante Compilatoren; er packte ſogleich den Stier bei den Hörnern und las Coke über Littleton. Sodann ſcheint er, die Hülfe von Compendien verſchmähend, ſich mit aller Kraft auf das Studium der Entſcheidungen des Kanzlergerichts (Chancery Reports) geworfen zu haben. Zu einer juriſtiſchen Bildung in England gilt es als nothwendig ein Jahr in der Schreibſtube oder dem Bureau gewiſſer Arten von Anwälten zuzubringen, um ſich mit den Formen der Schriften und mancherlei Techniſchem bekannt zu machen. Aber das Honorar für ein ſolches Noviziat iſt hundert Guineen, und ſo entſchloß ſich John Scott darauf zu verzichten. Dafür ſchrieb er alles dahin Einſchlagende ab was er nur bekommen konnte, und trug ſo zwei dicke Bände von maßgebenden Rechtsfällen und Entſcheidungen zuſammen. Ein Notar bot ihm den unentgeltlichen Beſuch ſeiner Schreibſtube an, was er für ein Halbjahr annahm. Gibbon ſagt: Jeder Mann der ſich über das Gewöhnliche emporſchwingt, empfängt eine doppelte Erziehung und Bildung, die erſte von ſeinen Lehrern, die zweite wichtigere von und durch ſich ſelbſt. So war es bei Lord Eldon, der wahrlich nicht zum Rechtsgelehrten gewiegt und gehätſchelt wurde. Im Februar 1776 wurde er zur Barre berufen. Das erſte Jahr ſeiner Praxis war nicht einträglich. Es war zwiſchen ihm und ſeiner Gattin verabredet daß die Einnahme der erſten eilf Monate ihm, die des zwölften ihr gehören ſollte. „Was meint Ihr,“ ſagt er, „daß herauskam? Im zwölften Monat nahm ich eine halbe Guinee ein; achtzehn Pence gingen ab für Sporteln, und Beſſy bekam neun Shilling; in den andern eilf Monaten nahm ich keinen Shilling ein.“

Im zweiten Jahr nahm ihn der Herzog von Northumberland, der damals in Newcaſtle wohnte und mit ſeinem Schwiegervater bekannt war, für einen Rechtsfall vor dem Hauſe der Lords an. „Ich betrachte das Honorar,“ ſagte Scott, „nur als eine gute Art mir zwanzig Guineen zu geben für einen Gang in das Haus der Lords.“ Er hatte auch ein Wartgeld für die Corporation Newcaſtle, und gabelte ein paar Aufträge und Mandate bei den Jahresgerichtsſitzungen auf. Aber das waren kleine Einnahmen, und durch Kränklichkeit geſchwächt verlor er oft beinahe den Muth. Von dem Kanzleigericht ging er, weil er eine Parteilichkeit von

Digitized by Google

Seiten Lord Mansfields für junge Anwälte zu bemerken glaubte, welche in Weſtminſter-School und Chriſt-Church gebildet werden, zu dem Kings-Bench-Gericht über, ein der Art ſeiner Rechtskenntniſſe angemeſſener Wechſel. Zu Anfang des dritten Jahres kam ein Rechtsfall vor der den Grund zu ſeinem Ruf legte. Es war eine Erbſchaftsſache. John Scott machte vor einem Gerichte (at the Rolls), wo er Auftrag hatte einem Teſtament ſeine Zuſtimmung zu geben, im Namen eines Minderjährigen Anſprüche ſeines Clienten auf ein Erbtheil geltend, an welche kaum jemand zu denken ſchien. Der Richter wurde auf den jungen Advocaten aufmerkſam, deſſen Beweisführung ihm gefiel; er fragte nach ſeinem Namen und rühmte ſeine Argumentation, entſchied aber gegen ihn. Der Fall eignete ſich zur Appellation; der Vormund des Clienten meinte: „Werft nicht gutes Geld hinaus ſchlechtem zulieb; gebt dem Mr. Scott eine Guinee daß er zuſtimme, und wenn er die Sache beſtreiten und anfechten will, ſo laßt ihn machen, aber gebt ihm nicht mehr." Es kam zur Appellation: Scott verfocht die Anſprüche ſeines Clienten; der Richter bedachte ſich drei Tage lang und entſchied dann für Scott; ſeine Rede iſt gedruckt und hat ſeither die Entſcheidung über alle ähnlichen Fälle beſtimmt. Wie er den Saal verließ, trat ein angeſehener Solicitor (Name einer gewiſſen Art von Advocaten) zu ihm, klopfte ihn auf die Schulter und ſagte: „Junger Mann, Euer Butterbrod iſt für Eure Lebenszeit geſchnitten." Ihm ſelbſt ſchien es noch nicht ſo, oder ſehnte er ſich nach ſeiner Geburtsſtadt; denn als ihm ein Jahr ſpäter die Stelle des Recorders jener Stadt angeboten wurde, nahm er ſie an und ließ ein Haus für ſich miethen. Da trat ein merkwürdiger glücklicher Zufall ein; er machte einmal die Rundgerichte nicht mit, weil er kein Geld hatte. „Eines Morgens um 6 Uhr," erzählt er, „kamen Mr. Curzon und vier oder fünf Gentlemen an meine Thüre und weckten mich, und als ich nach ihrem Begehren fragte, ſagten ſie der Fall der Wahl von Clitheron ſolle dieſen Morgen um 10 Uhr vor einer Committee des Hauſes der Gemeinen vorkommen; ihr einer Anwalt ſey krank, und der andere erkläre er ſey nicht vorbereitet. Nun, Ihr Herren, fragte ich, was erwartet Ihr von mir daß Ihr zu mir kommt? Die Antwort war, ſie wüßten nicht was ſie erwarten oder thun ſollten, denn die Sache müſſe um 10 Uhr vorkommen, und ſie ſeyen gar nicht gefaßt, aber man habe ſie an ihn als einen vielverſprechenden jungen Anwalt gewieſen. Ich antwortete: Ich will Euch ſagen was ich thun kann; ich will mich anheiſchig machen eine trockene Angabe der Thatſachen zu entwerfen, wenn Euch das genügt; mehr kann ich nicht, da mir die Zeit fehlt mich mit dem Rechtlichen der Sache bekannt zu machen. Sie waren es zufrieden. Ich machte mich daran und der Proceß ging zehn Tage fort. Ich war arm genug als ich ihn übernahm, aber ich war auf dem Wege reich zu werden, ehe er zu Ende war; ſie gaben mir gleich anfangs fünfzig Guineen, dann hatte ich jeden Tag zehn Guineen und fünf Guineen jeden Abend für eine Conſultation. Aber was noch beſſer war, die lange Dauer der Verhandlung ließ mir Zeit mich mit dem rechtlichen Theile vollkommen bekannt zu machen. Wir wurden in der Committee durch eine Mehrheit von Einer Stimme geſchlagen. Nach meiner Rede kam Mansfield, nachmals Sir James Mansfield, zu mir und ſagte, er höre ich wolle London verlaſſen, er rathe mir aber ernſtlich zu bleiben. Ich ſagte ihm, ich habe ein Haus in Newcaſtle gemiethet, meine Familie vergrößere ſich, kurz ich ſey genöthigt wegzuziehen. Nachher kam Wilſon zu mir, redete mir eben ſo zu zu bleiben, und fügte, was ſehr freundlich war, hinzu: er wolle mir für das nächſte Jahr 400 Pfund gewährleiſten. Ich blieb, und ich habe Mansfield zum Oberrichter bei den Common Pleas, und Wilſon zum Puiſne-Richter ernennen dürfen."

Bei einer Klage einer Mrs. Fermor gegen eine ältliche Dame, wegen thätlicher Mißhandlung am Whiſttiſch, war Scott zweiter Anwalt der Klägerin. Der erſte Anwalt war abweſend als die Sache zur Entſcheidung kam, und der Richter wollte in keinen Aufſchub willigen. So führte denn Scott die Klage, und die Zeugen wurden vernommen; es waren beim Spiel hitzige Worte gewechſelt worden, und Miß Sanfteen hatte die Karten der Mrs. Fermor an den Kopf geworfen welche, vermuthlich um dem Wurfgeſchoß zu entgehen, von ihrem Stuhl auf den Boden geglitten oder gefallen war. Der Anwalt der Beklagten wendete ein, es ſey nicht bewieſen worden was in der Klage behauptet ſey; die Klage gebe an die Beklagte habe die Mißhandlung (Angriff, assault) mit der *Hand* begangen, die Zeugenausſagen aber zeigten daß es mit den Karten geſchehen. Aber Mr. Scott erinnerte daran daß in der Sprache des Spieltiſches die *Hand* das Spiel Karten das man in der Hand habe, bedeute, und ſomit ſey die Klage ganz richtig formulirt. Die Richter lachten, die Jury, ſehr beluſtigt, fand die Angaben der Klägerin richtig bewieſen, und der junge Anwalt hatte die Freude und den Ruhm das Verdict zu ſeinen Gunſten ausgeſprochen zu ſehen. Ein andermal erwarb er ſich großen Beifall durch eine witzige Benützung eines Namens; er ſchließt die Erzählung mit den Worten: „Wenn ich erwähne daß ich bei denſelben Aſſiſen ſiebzig Guineen für dieſen Witz einnahm, denn ich bekam Rechtsſachen in Menge, ſo iſt dieß ein Umſtand welcher beweiſt daß ein Rechtsgelehrter reich werden kann durch einige Scherzhaftigkeit, welcher lange warten könnte bis ihn Kenntniſſe in ſeinem Fache bekannt machten und ihm Geſchäfte zuführten." — Bei einem wichtigen Fall in Durham, wo viele Advocaten engagirt waren, welche jedoch dem jungen Scott die Hauptrolle überließen, zum Theil wie zu vermuthen, weil ſie das Ergebniß fürchteten, ſprach der Richter, als der Vortrag für den Beklagten zu Ende war, ſich ziemlich entſchieden gegen Scott's Clienten aus. „Der Richter Buller ſagte: Eure Sache ſteht auf ſchwachen Füßen! — Nun war dieß ſehr unpaſſend — ein junger Mann — und der Richter ſich ſo entſchieden ungünſtig ausſprechen! Ich jedoch verſetzte: Mein Lord, in neun und neunzig Fällen unter hundert würde ich mich hinſetzen, wenn ich den Richter ſich ſo äußern hörte; aber ſo überzeugt bin ich daß das Recht auf meiner Seite iſt, daß ich Eure Lordſchaft bitten muß mir zu erlauben daß ich antworte, und ich muß auch meine Hoffnung auf eine günſtige Entſcheidung ausſprechen. Nun, ich antwortete, die Jury zog ſich zurück, und nach ſechs- bis achtſtündiger Berathung entſchied ſie zu meinen Gunſten. Als ich am Abend auf den Ball ging, ward ich von Jedermann mit offenen Armen empfangen. Ha, mein Ruf war gegründet! Ich glaube wahrhaftig, ich hätte an jenem Abend um die Hälfte der hübſchen Mädchen im Saale werben dürfen. Nie ward einem Manne ſo der Hof gemacht. Es war freilich ſehr ſchmeichelhaft ſo behandelt zu werden, aber doch war auch der Contraſt gegen das vorige Jahr peinlich. Gewiß war es nicht meine Schuld daß ich im Jahr zuvor keinen Proceß zu führen hatte."

Acht Jahre, nachdem Lord Eldon an die Barre berufen worden war, befand er ſich auf der Bahn zu ihren höchſten Ehren. Im gegenwärtigen Zeitpunkt zählen die Richterbank und die Barre eine große Anzahl ausgezeichneter Männer von allen Abſtufungen des Talents und der Kenntniſſe unter ihren Angehörigen, aber wir wären in Verlegenheit auch nur Einen zu nennen, welcher mit Einem Satz in eine große Praxis hineingeſprungen wäre; und

Digitized by Google

es iſt auffallend daß die meiſten der angeſehenſten Anwälte über vierzig Jahre alt ſind, und wenige kürzer als zwanzig Jahre ihren Beruf treiben. Dieß berechtigt zu der Vermuthung daß der Erfolg von einzelnen glücklichen Griffen, in den Fällen die man dafür anzuführen pflegt, etwas überſchätzt wird. Daß John Scott raſcher durchdrang, erklärt ſich nicht aus einer veränderten Einrichtung des Advocatenweſens, ſondern einfach daraus daß ſeit einem Menſchenalter etwa die Zahl der wirklichen Mitglieder der Barre ſich mehr als verdreifacht hat, während die Geſchäfte im Ganzen ſich nicht ſehr bedeutend vermehrt haben. Man darf daher als eine ausgemachte Wahrheit annehmen daß mehr Nieten und weniger Treffer in der Lotterie ſind. Aber die Art der Ziehung iſt gegen früher wohl wenig verändert. Wenn Einer Verbindungen hat, ſo wird er von Anfang an vorgeſchoben, wenn nicht, ſo muß er warten. Das Vorwärtskommen auf der Laufbahn des Rechts hängt, wie auf der militäriſchen, großentheils von Todesfällen und ſonſtigen Erledigungen ab. Sehr ſelten wird ein Sachwalter von gegründetem Rufe verdrängt; der glückliche Zug und Wurf zeigt in der Regel nur ſeinen Nachfolger an. Aber es wäre thöricht behaupten zu wollen, das Verdienſt werde ſicherlich immer gewürdigt, wenn nur der Bewerber ſeine Zeit abwarten wolle; denn die Zeit kommt vielleicht nie oder zu ſpät, wenn ſeine Geiſteskräfte durch Mangel an Uebung abgenommen haben und ſein Muth durch Fehlſchlagen ſeiner Hoffnungen gebrochen iſt. Was ſichert ihm auch nur die wenigen gelegentlichen Mandate, welche durchaus erforderlich ſind um ihn zu befähigen von der großen Gelegenheit Nutzen zu ziehen, wenn ſie ſich darbietet? Denn die Führung von Rechtsſachen läßt ſich nicht durch bloße Beobachtung und durch Nachdenken lernen; einige Praxis iſt unerläßlich, und in der Advocatenkunſt iſt Vieles techniſch, ja beinahe mechaniſch.

Romilly ſagt: „Wenn Einer zuerſt im Gerichtshof erſcheint, ſo iſt kein Attorney geneigt die Probe zu machen, ob er Talent habe; und wenn das Geſicht eines Advocaten bekannt geworden iſt dadurch daß er lange ein ſtummer Zuſchauer der von Andern verhandelten Geſchäfte geweſen, ſo ſetzt man voraus ſeine Geſchäftsloſigkeit ſey die Folge ſeiner Unfähigkeit.“ Erſkine erklärte im Parlament: „Der Erfolg hänge öfter vom Zufall und von gewiſſen natürlichen Vorzügen ab, als vom glänzendſten Talent und von den tiefſten Kenntniſſen.“ Sergeant Talfourd (als Dichter und als Verfechter der Rechte der Schriftſteller bekannt) behauptet: „Wahre Hartköpfigkeit, bei einem gewiſſen Grade von Redefertigkeit, vermag oft nicht wenig. Sie ſetzt ihren Beſitzer in Stand den Kampf noch lange fortzuſetzen, nachdem er ſchon geſchlagen iſt, weil er weder ſeinen eignen Fall verſteht, noch die Argumente mit welchen man ihm geantwortet hat. Es iſt eine Vertheidigungswaffe, die ihn nicht nur gegen ſeine Gegner, ſondern ſelbſt gegen den Richter ſchützt und deckt. Wenn der gelehrte Vorſitzende, ermüdet von endloſen Rabuliſtereien, ihm Einhalt thun will, ſo beſteht er auf ſeinem Vorrecht ſich in ſeiner Dummheit breit zu machen, und erwirbt ſich die Bewunderung des Publicums durch die Feſtigkeit womit er die Rechte der Barre behauptet. In dieſem Punkte hat ein ſcharfſinniger, verſtändiger und tactvoller Advocat keine Ausſicht ihn in der Anerkennung der Umſtehenden auszuſtechen.“

Klare Ordnung, correcte Sprache, Bekanntſchaft mit den Hauptfragen des Tages, eine gewiſſe Kraft der eindringlichen und veranſchaulichenden Rede und einige Kenntniß der Elemente der ins Leben am meiſten eingreifenden Wiſſenſchaften, wird von den Genoſſen eines gelehrten Berufes wohl mit Grund erwartet, welcher es mit allen Zweigen menſchlichen Wiſſens zu thun haben kann und leicht jede Fähigkeit, jedes Talent abwechſelnd in Anſpruch nimmt. Von einem Stockjuriſten, der alle litterariſche Bildung verachtete, urtheilte der Oberrichter Buſhe: „Ein ſolcher Mann ſetzt den Genius herab den er nicht beſitzt, und überſchätzt das Handwerk dem er gewachſen iſt; er möchte einen herrlichen Beruf ſeiner Strahlen berauben und ihn zum Gewerbe herabſetzen. Aber ich will nicht glauben daß der von mir deßwegen gewählte Beruf, weil ich ihn für den liberalſten hielt, ein ſolches mechaniſches Treiben iſt. Ich will nicht die Burghs, die Erſkines, die Currans des Faches preisgeben, und jenen tüchtigen Juriſten und Geſetzeskundigen den Vorzug einräumen die den Genius verachten, der ſie verſchmäht.“ Lord Eldon that zugeſtandenermaßen alles, um nur ſobald als möglich eine gute Praxis zu bekommen, und dachte nie daran das große Spiel zu ſpielen, bis es ihm entgegen kam. Dann aber hatte er auch die Nachtheile des Mangels einer liberaleren Bildung und eines veredelteren Geſchmacks zu empfinden. Nicht die litterariſche Bildung ſchadet dem Juriſten, obgleich der litterariſche Ruf dem juridiſchen manchmal Eintrag thun mag, und ein Sergeant, der dreimal mehr Jurisprudenz verſteht als ein anderer College, der ſonſt nichts weiß, vielleicht bei dem vorurtheilsvollen Haufen für den weniger guten Juriſten gilt.

Als das Coalitionsminiſterium von Fox und North gebildet wurde, wurden die Lords Commiſſäre — die Vertreter des Lordkanzleramts — ermächtigt einige ſeidene Roben auszutheilen, und man glaubte Mr. Scott nicht übergehen zu können. Dieſer nahm nach einigem Bedenken das Anerbieten des Herzogs von Portland an, als er aber hörte daß Erſkine und Pigott, als Mitglieder der Barre jünger als er, auch zu Königsräthen ernannt und am Freitag beeidigt werden ſollten, er ſelbſt aber am Samſtag, wodurch er ihnen nachſtand, zog er ſogleich ſeine Annahme zurück und ſetzte dann durch daß er ihnen wirklich vorging. „Hieltet Ihr es für ſo wichtig,“ fragte ihn Mr. Farrer, „darauf zu beſtehen Euren Vorrang zu behalten?“ — „Es war für mich das Allerwichtigſte,“ antwortete er ſehr lebhaft, „ich verdanke dieſer Handlungsweiſe mein ganzes ſpäteres Glück.“ — Die Königsräthe waren urſprünglich die beſoldeten Räthe der Krone, aber ſeit ihre Zahl ſehr erhöht worden, hat der Gehalt aufgehört und ſie können jetzt bloß als die Stabsofficiere der Juſtiz betrachtet werden. Außer der Ehre gewährt die ſeidene Robe ihrem Inhaber auch gewiſſe Vortheile bei der Führung von Proceſſen; und die Ertheilung jener Auszeichnung gibt dem Lordkanzler welchem ſie eigentlich zukommt, Gelegenheit ſowohl gewiſſe Anwälte zu begünſtigen, als auch für die Ehre des Standes durch Ernennung ausgezeichneter Männer zu ſorgen. Von Lord Eldon, als er Lordkanzler wurde, läßt ſich nicht läugnen daß er dieſe Befugniß ſeines Amtes ſchlecht ausübte. Seine politiſchen Vorurtheile und ſeine Neigung zum Zögern und Hinausſchieben wirkten gleich ſchädlich. Lord Abinger, Lord Brougham und Lord Denman wurden von ihm geächtet — Sir Charles Wetherell lange hinausgezogen. Die Uebergehung Lord Broughams wird mit der lahmen Ausrede zu entſchuldigen geſucht daß, in Folge ſeines Auftretens im Proceß der Königin, ſeine Ernennung eine perſönliche Kränkung für Georg IV geweſen wäre. Aber es war Lord Eldons Pflicht einem ſolchen Vorurtheil entgegenzutreten, und lieber ſein Amt aufzugeben als dieſe Verantwortlichkeit zu übernehmen. Was ſoll aus den Privilegien der Barre werden, wenn ein Advocat für furchtloſe Erfüllung ſeiner Pflicht einer ſolchen Aechtung preisgegeben wird? und was aus der Verantwortlichkeit der Miniſter, wenn dieſe ſich auf die Launen und Grillen des Königs berufen? Hätte Lord Eldon den Ernſt gezeigt, ſo würde

Digitized by Google

ihm Georg IV nicht verweigert haben was er Canning ſogleich bewilligte.

Wenige Tage nachdem John Scott die ſeidene Robe bekommen, ward er zum Parlamentsmitglied für einen Flecken von Lord Weymouth gewählt, doch unter der Bedingung daß er durch die Anſichten ſeines Patrons nicht gebunden ſeyn ſollte. Er und Erskine nahmen zugleich ihre Sitze ein, hielten an Einem Abend ihre Jungfernreden und wurden mit einander als neue Belege für die Behauptung angeführt daß Rechtsgelehrte, Advocaten, im Parlament kein Glück machen. Aber dieſe Behauptung iſt falſch. Es iſt allerdings ſelten daß ein Mann auf zwei verſchiedenen Gebieten das Höchſte leiſtet, und ſo wird auch ein ausgezeichneter Advocat der ſeine Hauptkraft und ſein Studium der Jurisprudenz gewidmet hat, nicht leicht Männern es gleichthun welche die Politik und die politiſche Beredſamkeit zur Aufgabe ihres Lebens gemacht haben, einem Pitt, Fox, Burke und Sheridan; aber hat man nicht die jene Behauptung widerlegenden Beiſpiele von Murray, Sir William Grant, Lord Lansdown, O'Connell, Brougham, Lyndhurſt? Mr. Scott wurde als Parlamentsredner nie ausgezeichnet, obgleich der Ruf ſeiner großen Rechtskenntniſſe ihm, wenn er ſprach, die Aufmerkſamkeit des Hauſes verſchaffte; nichts konnte ſchlechter ſeyn als der Styl und Geſchmack ſeiner früheſten Reden. Beſonders unglücklich war ſein Haſchen nach dem Schmuck gelehrter und poetiſcher Citate, und Sheridan verſpottete ihn ſo daß er einſah daß ſolche rhetoriſche Schönheiten nicht ſeine Sache waren; ſeine ſpätern Reden ſind weniger geziert, doch auch nicht einfach genug, und nie ward er von der übeln Angewöhnung geheilt von ſeinem Gewiſſen zu ſprechen. Indeſſen wurde ſeine Anſicht immer gebührend geſchätzt, und er hütete ſich ihren Werth dadurch herabzuſetzen daß er ſie Parteizwecken dienſtbar gemacht hätte. Bei der Wahl von Weſtminſter erklärte er ſich gegen eine Ungeſetzlichkeit welche zum Nachtheil von Fox begangen wurde, und dieſer ſprach deßhalb immer in ſehr achtungsvollem Tone von ihm. Im Jahre 1788 wurde Scott zum Solicitorgeneral (Generalprocurator) erhoben als Sir John Scott. Bei den Debatten über die Regentſchaft 1789 trat er in die Breſche, und erwarb ſich den warmen Dank des Königs nach deſſen Wiedergeneſung. 1793 wurde er Attorneygeneral (Kronanwalt). Von da an fiel auf ihn die Laſt der von der Krone ausgehenden gerichtlichen Verfolgungen, unter andern die berühmten gegen Hardy, Horne Took und Thelwall. Alle ſchlugen fehl, und Scott wurde vielfach getadelt daß er eine Anklage auf Hochverrath ſtatt auf Aufruhr geſtellt hatte. Indeſſen ward allgemein anerkannt daß er den Proceß mit Mäßigung und Anſtand führte. Horne Took ſelbſt dankte ihm wenige Wochen nachher für ſein humanes und rückſichtsvolles Benehmen. Am Schluß ſeiner Rede gegen Horne Took verfiel Scott in ſeinen gewöhnlichen Fehler, ſeinen Charakter zu rechtfertigen: „es iſt dieß das einzige kleine Erbtheil das ich meinen Kindern hinterlaſſe, und mit Gottes Hülfe ſoll es ungeſchmälert bleiben!“ Hier vergoß er Thränen, und zum Staunen des Gerichtshofs fing auch der Solicitorgeneral zu weinen an. „Seht nur,“ ſagte ein Zuſchauer zu Horne Took, „warum in aller Welt weint denn Mitford?“ — „Er weint bei dem Gedanken an das *kleine* Erbtheil welches Scotts Kinder bekommen werden.“ Das Volk war damals ſehr aufgeregt, und Scott ſah ſich zuweilen auf der Straße ernſtlich bedroht. Im Jahr 1799 wurde er als Lordoberrichter ins Oberhaus verſetzt und zum Baron Eldon ernannt. Während der ſechs Jahre welche er Attorneygeneral geweſen, wechſelten ſeine jährlichen Einkünfte bei der Barre zwiſchen 10,000 und 12,000 Pfund. Im Jahr ehe er Solicitorgeneral wurde, betrugen ſeine Einkünfte über 8000 Pfund; er hinterließ eine halbe Million. Lord Abinger ſoll in Einem Jahr als Attorneygeneral über 18,000 Pf. eingenommen haben.

Im Jahr 1801 empfing Lord Eldon das große Siegel als Lordkanzler. Er pflegte zu ſagen, er ſey des Königs Kanzler, nicht des Miniſteriums. „Ich weiß nicht was Georg III mir ſo geneigt machte, aber er hatte eine große Neigung für mich. Hört nur wie er mir die Siegel übergab. Als ich zu ihm kam, hatte er ſeinen Rock ſo zugeknöpft (ein paar Knöpfe unten zu), und er ſteckte die rechte Hand hinein, holte ſie aus der linken Taſche und ſagte: Ich gebe ſie Euch von ganzem Herzen.“ Georg IV, welcher nach ſeinem eignen Geſtändniß den Lord Eldon zuerſt haßte, war ihm am Ende ebenſo geneigt wie ſein Vater. „Am Montag,“ ſo beſchreibt Lord Eldon ſeinem Enkel ſeine Amtsniederlegung, „wartete Euer Großvater dem König mit den übrigen Miniſtern auf um ſeine Amtsſiegel zu übergeben, und ward zuerſt hineingerufen. Der König war ſo gerührt daß ſehr wenig geſprochen wurde, aber er ſchlang ſeine Arme um Eures Großvaters Hals und vergoß Thränen.“ Dieſe Amtsniederlegung fand ſtatt im Jahr 1827, als Canning ſein Miniſterium bildete. Eine kurze Unterbrechung abgerechnet, während eines Whigminiſteriums von 1806—7, hatte Lord Eldon das große Siegel beinahe fünf und zwanzig Jahre inne, länger als je ein Lordkanzler vor ihm. Unſtreitig beſaß er große richterliche Eigenſchaften — außerordentlich ſcharfen Verſtand, tiefe Rechtskenntniſſe, ein erſtaunliches Gedächtniß und eine höchſt ausgebildete Urtheilskraft, aber Eins fehlte ihm: Entſchiedenheit. Er hatte immer Zweifel und Bedenklichkeiten. Mit den Jahren wurde dieß ſchlimmer; er ſprach am Ende kaum mehr einen Satz aus ohne eine einſchränkende Clauſel. Er hätte können jede Reform im Rechtsweſen ſo gut durchführen als Wellington und Peel die Katholikenemancipation; aber er blieb lieber in dem Unrath ſitzen, als daß er ſich entſchloſſen hätte den Augiasſtall zu ſäubern. Ueberhaupt ſteht wohl ſein Privatcharakter höher als ſein öffentlicher. Ein Platz im Tempel des Ruhms, unter den Magnaten des Geiſtes, unter den Wohlthätern der Menſchheit gebührt ihm nicht. Er hatte nichts Großartiges in ſeinem Genius, nichts Hochſinniges in ſeinen Geſinnungen, nichts Weitherziges in ſeinem Wohlwollen, nichts Fernſchauendes in ſeiner Politik, und bei großen, nützlichen und aufgeklärten Maßregeln der Geſetzgebung kommt ſein Name nur als Gegner derſelben vor. Das Quarterly Review ſagte von ihm: „Noch ein paar Tropfen *Eldonin* mehr, ſo hätten wir die Volkscharte bekommen!“

Digitized by Google

In den Oſtſeeprovinzen Rußlands.

Aufzeichnungen eines Eingewanderten.

September 1843.

I.

Kurland und Livland. — Blicke auf die Geſchichte beider; ihre verſchiedene politiſche Entwicklung und darin bedingte Verſchiedenheit der Geſtaltungen. — Mitau und Riga. — Nur zwei deutſche Oſtſeeprovinzen. — Eſthland und ſeine Geſchicke. — Verhältniß der drei Provinzen nach außen und innen. — Eine einige baltiſche Halbinſel.

Livland und Kurland gränzen breit an einander, von Einem Urvolke ſind ſie bewohnt, von einer Schwertritterſchaft wurden ſie erobert, und es gab eine Zeit da ſie ungetrennt ein einzig großes Reich bildeten. Zu jener Zeit war der baltiſche Ritterſtaat unter den nordiſchen Reichen Europa's von hoher Bedeutung. Es war ein unglückſeliges Ereigniß daß ſich Kur- und Livland von einander ſchieden; denn die natürliche Folge deſſen ward gegenſeitiges Zerwürfniß. Der kuriſche, wie der liviſche Ritterſtaat ſuchte ſich ſelbſtändig zur Bedeutſamkeit heranzukämpfen. Und der kleinere von ihnen wollte vor allem unter den Diamanten eines Herzoghutes ſeine Schwäche verhüllen. Aber beide ſind auf ſolche Weiſe nach und nach immer kraftloſer geworden; in der Nothwendigkeit des Ganges der Weltereigniſſe lag es begründet daß ſie mächtigern Nachbarſtaaten anheimfielen. So ward Livland ſchwediſch, und Kurland ein polniſches Lehen. Unterdeſſen war Rußland zu einer der Nordmächte emporgewachſen, Schwedens Bedeutung ging durch die eigenſinnige Soldatenabenteurerei Carls des Zwölften verloren, Polen hatte ſich bereits in ſich zerſpalten, ehe es von Rußland, Preußen und Oeſterreich factiſch getheilt ward. Liv- und Kurland ſtanden auf ſolche Weiſe ſchutzlos, haltlos; darum kamen ſie unter eine dem Deutſchen nicht nur fremde, ſondern ihm auch feindliche Herrſchaft. All' dieſe Geſchicke ſtürzten im Verlaufe kurzer Jahrhunderte durch das Land hin zwiſchen der Oſt- und dem Peipusſee, und umgeſtalteten alte hundertjährige Verhältniſſe. Doch unbekümmert um den Gang der Weltereigniſſe floß die alte Düna wie in frühern Zeiten zwiſchen deſſen Haupttheilen dem Meere zu, noch heute ſcheidet ſie beide Oſtſeeprovinzen, wie ſie dieſelben ehedem geſchieden, da ſie ſich ſelber geſchieden hatten. Noch heute liegt an ihren Ufern manche Stadt, die früher kriegsgerüſtet aus Livland herüberſchaute nach Kurland, die von hier aus dräuend über den Fluß hinüberblickte. Aber Friedrichsſtadt iſt ein bedeutungsloſer Flecken geworden, die Mauern der feſten Schlöſſer am Fluſſe ſind zerfallen, Jacobſtadt ward eine Hochſchule für Tanzbären, Illurt verwitterte vollends und Dünaburg allein blieb eine hochwichtige Feſtung — aber eine ruſſiſche Veſte, neben Riga Zwinguri der Oſtſeeprovinzen. Dort und in Dünamünde's Kaſematten können die baltiſchen Edelleute oftmals zu erkennen Gelegenheit finden, wie das freie Wort jetzt verpönt iſt und wie die alte adelige Selbſthülfe gegen Ehrverletzungen, für welche das Geſetz keine wahre Genugthuung ſchafft, weil die Welt, und vor allem die ariſtokratiſche Adelswelt, keine andere anerkennt als den Zweikampf, im Czarenreiche ſchwerern Staatsverbrechen gleich geachtet und geahndet wird.

Dieß alles ſind gemeinſame Geſchicke Kurlands und Livlands. Darob hallen die Klagen der baltiſchen Bevölkerung einhellig herüber nach Deutſchland. Und weil ihnen ſo vieles gemeinſam, glauben wir, Kurland kennend oder Livland bereiſend, den Charakter der geſammten Oſtſeeprovinzen aus einem ihrer Theile auffaſſen zu können. Aber hat man beide Provinzen und ihre Städte geſehen, hat man ihre Menſchen kennen gelernt, ſo drängt ſich uns allüberall die Wahrnehmung großer Verſchiedenheit zwiſchen Liv- und Kurland ſelbſt im alltäglichſten Leben auf. Eſthland vollends ſcheidet ſich wiederum weſentlich von beiden ab; ſelbſt die Urbevölkerung iſt hier eine andere, und das Weſen der Deutſchen erſcheint verändert durch Petersburgs Nähe.

Solche Verſchiedenheit in den Geſtaltungen der beiden Hauptſtaaten des baltiſchen Landes mußte auch deren Hauptſtädten eine völlig verſchiedene Phyſiognomie aufprägen. Daher ſind Mitau und Riga, obſchon nur fünf Meilen von einander entfernt, ebenſo verſchieden bis in die kleinſte Einzelheit ihrer äußern Erſcheinung, wie bis in die tiefſte Tiefe ihrer Innerlichkeit. Die neue prachtvolle Chauſſée, welche von der einen Hauptſtadt zur andern ſchnurgerade herüberläuft, gibt eben nur einen Weg ab; aber man fühlt es klar, ſie verbindet Kurland nimmermehr mit Livland. Es iſt die vom ruſſiſchen Kaiſer gebaute Vereinigungslinie zweier Provinzen Rußlands, welche der kuriſche und liviſche Adel in gutem Stand erhalten muß. Ihr Vorhandenſeyn erſcheint nur wie eine von unausweichbaren Rückſichten der Klugheit, des Staatshaushaltes, der Politik aufgedrungene Nothwendigkeit, und ihr guter Zuſtand iſt keine aus Vereinigungsdrang hervorgegangene Thatſache. Er iſt eines der wenigen Zugeſtändniſſe welche der durch kaiſerlichen Befehl gezwungene Adel dem gewerb- und handeltreibenden Nichtadel beider Länder machte; und da nun der Adel nach und nach ſelber aus ſeinen altritterlichen Zuſtänden herausging, und da er nun ſelber kaufmänniſche Geſchäfte begonnen mit den Producten ſeines Beſitzthums, iſt ſie auch ihm ein willkommenes Erleichterungsmittel mercantilen Verkehrs. Trotzdem hat ſie es nicht vermocht die ehemaligen Herrſcher beider Lande einander auch innerlich anzunähern. Beinahe wie ein ſichtlich Wahrzeichen dieſer aus der Vergangenheit in die Gegenwart übertragenen, einander gegenſtrebenden Geſinnungen ſtehen auch auf dem Riga-Mitauer Wege, da wo die Gränzen beider Länder an einander treffen, die Wappen beider neben einander, einander gegenüber. Der livländiſche Greif ſtreckt Kurlands anſpringendem Löwen und dem aus dem Schilde hervortretenden Elenthiere kampfgerüſtet ſeine Klauen entgegen, als gedächte er grollend feindlicher Zeiten.

Digitized by Google

Ein Unglück war es zu nennen daß Kur= und Livland ſich trennten; allein in der erſten Entwickelung jedes derſelben, wie in ihren weitern Geſtaltungen, lag die Nothwendigkeit ſolchen Ganges der Ereigniſſe dennoch begründet. Ihre Intereſſen mußten nothwendig aus einander weichen, ſobald der Schwertritterſtaat nach außen hin gefeſtet war, und nun alle bereits als Stände in das Land hereingezogenen, die vom Urbeginne dieſes Staatengebildes vorhandenen Corporationen der Ritter=, Prieſter= und Bürgerſchaft das innere gegenſeitige politiſche Verhältniß feſt zu geſtalten und in beſtimmten Formen zu regeln begannen. Denn in Livland war das Bürgerthum von Anfang an eine Macht, und die Prieſterſchaft hatte einen bedeutenden Einfluß. Eine Bürgerſchaft hatte im Lande feſten Fuß gefaßt *ohne* die Ritterſchaft, und der Klerus nur *neben* ihr ſich ein Terrain erworben. Als man genöthigt ward die Ritterſchaft herbeizurufen, weil dem Nähr= und Lehrſtande die Wehr nach außen fehlte, hatte doch ied deutſche Bürgerſchaft ſich fortwährend ſelbſtändige Geltung erhalten und *neben* der Ritterſchaft *mit* dem Clerus alles politiſche Verhältniß geſtaltet. Dagegen waren die Schwertritter *allein* in Kurland erobernd eingedrungen, und allein herrſchend hatten ſie ſich dort niedergelaſſen. Die Prieſter waren ihnen erſt tauſend nachgezogen, und hatten ſo von allem Beginn an nur eine zweite Stimme im Staate. Politiſch völlig bedeutungslos endlich erſchienen die wenigen Handel= und Gewerbtreibenden, welche gleichſam als Diener der Bedürfniſſe und des Luxus der vornehmen Stände nach und nach hierher gekommen waren, kleine Flecken gründeten und nur dem Broderwerb nachgingen.

Weil nun die Verhältniſſe alſo, ſtanden auch nur in Livland Ritter, Prieſter und Bürger, Geltung und Privilegien anſprechend, jeder in vollem Rechte, weil gleichen Verdienſtes um die errungene Herrſchaft des Landes mit einander rivaliſirend, einander gegenüber. In Kurland war dagegen alles Recht zweifellos wie aller Grundbeſitz einzig und allein in den Händen der Adelſchaft; das echte Bürgerthum vermochte ſtets nur ſchwache Colonien am Meeresufer zu gründen; die Prieſterſchaft erraffte einzig unter der Aegide einzelner frommer Ordensherren was ſie zu erhaſchen vermochte. In Livland hatte das ewige Ringen aller einzelnen Bevölkerungstheile nach außen die Kräfte geſtählt, die gegenſeitigen Oppoſitionen im Innern hatten feſte Begriffe des Mein und Dein in politiſcher Hinſicht herausgebildet. Darum konnte die Ritterſchaft unter den Heermeiſtern, die Prieſterſchaft unter den Erzbiſchöfen, die Bürgerſchaft unter ihren Stadträthen, jede zu einem Stand emporwachſen, der machtvoll feſthielt was ihm gebührte, und dem andern Stande laſſen mußte was dieſem zukam. Und weil dem alſo und weil trotzdem Alle zuſammenhielten wo es das ganze Livland galt, konnte Eſthland als integrirender Theil dem Ritterſtaat einverleibt werden, konnte dieſer ſelber eine hochwichtige Stellung einnehmen im nordiſchen Staatenſyſtem Europa's. Darin lag allerdings auch der Grund daß dieſes Reich bald nachher zum Zankapfel der nordiſchen Großmächte, daß es ſo häufig zum Schauplatz blutiger Kriege wurde. Allein eben in dieſen Kämpfen focht jeder Livländer nur für Livland, eben da lernte jeder Einzelne ſich als nothwendige Individualität betrachten, eben damals reichten ſich Ritter= und Bürgerſchaft die Hand zu Schutz und Trutz. So wenigſtens geſchah es in frühern Zeiten. Erſt die Reformation vernichtete dieſes Verhältniß: denn der Prieſterſtand, wichtig als Mittelglied, verlor nun ſeine politiſche Exiſtenz. Dem Bürgerthum entging mit ihm ein zwar zweideutiger, aber trotzdem ein Verbündeter; die neue unſelbſtändige Prieſterſchaft ward abhängig vom Adel, und darum vermochte nun der Ritterſtand übermächtig emporzuwuchern. Als jedoch endlich und vielleicht eben dadurch die Zeit des unaufhaltbaren Unglücks hereinbrach, als übermächtige Nachbarn vom Norden, dann vom Oſten erobernd eingedrungen waren, behielten dennoch die Liv= und Eſthländer Ueberlegung genug durch den Nyſtädter Frieden, wie durch die Rigiſche Capitulation ihre alt angeſtammten Gewohnheiten, Sitten, Gebräuche, Rechte, Sprache und Cultus zu ſichern vor dem ſich anwälzenden Wogendrange des Ruſſoſlavismus und vor dem Salböle der ruſſiſch=griechiſchen Kirche.

Kurland dagegen war immer nur das Land eines nach Gütern und Ackerland ſtrebenden Adels. Familienzwiſte traten hier von allem Anbeginn an die Stelle der nothwendigen Kämpfe um die Rechte der Stände. Kurlands größtes Unglück war das fragloſe Beſtehen nur Eines Standes. Darum blieben alle Anfänge der Entſtehung eines Bürgerſtandes in den Seeſtädten unvollendet liegen, oder wurden vom erſten Moment an als ſtörende Einſchiebſel in das geſetzloſe, wild freiherrliche Rittertreiben ſcheelen Auges betrachtet. Die kleinen Städte inmitten des Landes aber hatten vollends nur immer um ihre Exiſtenz zu kämpfen; weiter vermochten deren Bürger ihre Wünſche niemals, ſelbſt ihre Hoffnungen nicht auszudehnen. Und auch ſpäter, als einer der mächtigſten kuriſchen Ritter den Heermeiſterſtuhl mit dem Herzogspurpur überhängt hatte, änderte ſich ſolches Verhältniß in keiner Hinſicht. So lange die Nachkommen dieſes Ritterfürſten regierten, ging auch mit wenigen unbedeutſamen Aenderungen das frühere Weſen der ritterlichen Unterthanen fort. Dazu ragten verſteckt und offen in die verworrenen Zuſtände des kleinen Staates die Einflüſſe ſlaviſcher Nachbarn nach und nach immer verwirrender herein, bis endlich der Kettler'ſche Mannsſtamm mit einem Herzog erloſch, deſſen Wittwe, eine Moskowiterfürſtin, dem verſteckten Treiben ihres Mutterſtaates dadurch in die Hände arbeitete daß ſie den Sohn eines Dienſtbaren aus dem Marſtall durch ihr Schlafgemach auf den Herzogsthron geleitete. Die kuriſche Ritterſchaft aber, eingeſchreckt durch das Dräuen des Oſtens, litt es daß dem neuen Herzoge Bieron, Sohn des Stallbedienten Bieron, Enkel des Goldinger Förſter Bieron, wie hohnweiſe zur Herzogskrone ein legitimer franzöſiſcher Stammbaum angelogen wurde. Die Folge ward daß ſie es dulden mußte, als unter ſeinem Sohn und Enkel fremde Befehle, fremde Truppen, fremdes Geld in Kurland ſich einniſteten. Und nachdem alle Verwirrung zum höchſten Gipfel gediehen, ſchritt eine Deputation aus den Landboten dieſes kuriſchen Adels, eigenmächtig zwar und ohne allgemeine laute, doch nicht ohne das Bewußtſeyn vielfacher verborgener Zuſtimmung nach dem Czarenhofe zu Petersburg. Als dieß bereits geſchah, war es zu ſpät daß der Landtagsmarſchall einem der aus dem Ständehaus Schreitenden den Wolfsruf *Schabah* nachrief. Der Wolf war entkommen mit ſeinen Genoſſen, und man hatte ihn nicht an der Flucht gehindert. *Bedingungslos* legten dieſe verrätheriſchen Deputirten das Land der Kaiſerin Catharina zu Füßen, und verächtlich wandte ſich dieſe von ihnen ab, eben dieſer Bedingungsloſigkeit halber. Auf ſolche Weiſe endete das kuriſche Herzogthum.

Alle Geſchichte und deren Geſchicke, wie ſie im Laufe der Jahrhunderte je nach der Individualität jener beiden Länder einen Geſammtcharakter angenommen, ſind der Phyſiognomie der Hauptſtädte beider noch heute aufgeprägt. Riga, die alte Bürgerfeſte, iſt jetzt noch eine Feſtung und hat dicht an die See, neben den Zuſammenfluß der hier ausmündenden Düna mit der kuriſchen Aa zwei Forts hingeſtellt, die Bolderaa und Dünamünde, welche in frühern Zeiten ihre Feuer bald gegen das kuriſche Land, bald gegen

Digitized by Google

die vom Meere her drohenden Schiffe Schwedens kehrten. Kurlands und ſeiner Verbündeten Angriffe wurden ſtets zurückgeſchlagen; aber die blaugelbe Fahne wehte doch endlich auf dieſen Wällen, bis auch ſie vom ruſſiſchen Adler herabgeſtoßen wurde und das grün, orange und weiße Banner flatterte. Mitau hat ſich leichtſinnig auf ein offenes Feld hingelagert. Die vorbeifließende Aa benutzte es nur als angenehme Unterbrechung der Ausſicht in die langweilig flache Umgebung. Riga's Inneres bietet noch heute den Anblick einer bürgerſtolzen, handelsreichen Hanſeſtadt; ſeine Häuſer haben ſich frühe ſchon eng an einander gedrängt, um feſter zu ſtehen gegen die Stürme welche vom Meere her durch feindliche Geſchwader erregt wurden, wie gegen jene des Flachlandes, das ein der Bürgermacht mißgünſtiger Adel einnahm. Mitau's Straßen dagegen ſind breit, die Häuſer niedrig, bequem für frohe Geſellſchaften. Denn die kuriſchen Ritter welche ſie bauten, wollten nur einen Platz für ihre Wagen und Diener, für Feſte und Tanz, wenn es ihnen einmal einfiele hereinzukommen aus dem Edelhofe, um dem Herzog Hof zu machen, damit ſie in Güte ihren Willen dem ſeinen entgegen durchſetzen könnten — falls ihnen nicht etwa beliebte ihm offen zu widerſtreben und recht unter ſeinen Augen darin nur zu gehorchen worin ihnen beliebte. Und nun, da die Herzogskrone vom Wappen des Landes heruntergefallen, iſt ihnen Mitau einzig noch Sammelplatz für das Winterleben, und Börſenplatz für die Johannisgeſchäfte. Darum bietet dieſe Stadt, außer in jenen Zeiten, recht eigentlich das Bild der penſionirten Reſidenz eines erſtorbenen Staates.

In Riga liegt das Schloß, die ehemalige Wohnung des Ordensmeiſters, inmitten der Stadt; der Oberherr wohnte unter den Seinen. Jetzt freilich ſitzt dort der baltiſche Generalgouverneur umgeben von ruſſiſchen Beamten, ruſſiſche Wachen beſetzen die Thore und eine ruſſiſche Hauptwacht hat ſich daneben gelagert. Bei Mitau aber ſtand das Herzogsſchloß von jeher einſam auf einer von Nebenarmen der Aa gebildeten Inſel; denn des Herzogs und der Ritter Intereſſen gingen nimmer Hand in Hand, und gut war's immer wenn der Regent ſein Schloß zu vertheidigen vermochte. So ſteht das Schloß auch jetzt noch, während drinnen der kuriſche Gouverneur mit ſeinem Bureau ſitzt. In Riga bewahrt das Schwarzhäupterhaus, der Sammelort eines kriegeriſchen Bürgerbundes, noch immer ſeinen alten ehrwürdigen Schmuck. In Mitau prangen die Wappen kuriſcher Ritterſchaft in derſelben Reihe wie ihre Träger auf der Adelsbank ſitzen als Wandornamente im Tanzſaale des Adels, und das nebenan liegende Trinkſtübchen dient für die Verſammlungen des ſelten ſtattfindenden Landtages. An der Brücke welche Riga's Stadttheile dieſſeits und jenſeits der Düna vereint, flattern die Flaggen aller Nationen und kräftige Seemannsgeſtalten, friſches Leben, ſelbſtbewußtes Handeln und Regen belebt die Kaie, die Straßen der Stadt. Bei Mitau dehnt ſich ebenfalls eine Brücke über die faul ſchleichende Aa, und litthauiſche Boote, kuriſch-oberländiſche Flußkähne lehnen ſich träge daran. Aus den Fahrzeugen hervor aber kriechen ſchmutzige Litthauer und graue Letten, die einen den Zug trügeriſcher Verſchmitztheit, die andern den geiſtiger Gedrücktheit im Antlitz; alle aber warten gekrümmten Rückens und entblößten Hauptes der unbedingten Befehle des gnädigen Herrn, der ſie hierher beordert.

Dieß alles mußte eben alſo kommen. Denn Riga hatte ſich durch Bürgerſinn und Bürgerthätigkeit aus einer kleinen Bremer Colonie zu bedeutſamer Selbſtändigkeit aufgearbeitet, und ſtand nun im Bewußtſeyn des gelungenen Werkes. Die ernſten Kaufherren, der ehrbare Bürger, der betriebſame Handwerker, der fleißige Künſtler ſchritten darum als Herren und ſchreiten heute noch ſtolz durch die Straßen. Nächſt dem Rathhaus und dem Schwarzhäupterhauſe bauten ſie darum die Börſe als eines der ſolideſten Prachtgebäude der Stadt. Mitau aber wuchs durch die Befehle eines hoffähigen Adels an ſeine leibeignen Arbeiter, in ſeinen Häuſern nur für den augenblicklichen Bedarf berechnet, neben dem Hoflager empor. Und weil dieſer Adel zu ſeinem öffentlichen Auftreten tauſend Luxusartikel bedurfte, klebten Krämer ihre Buden ängſtlich an die ariſtokratiſchen Häuſer und bauten ringsum ärmliche Wohnplätze. Später kamen, mit Polens Lehnsherrlichkeit über das Herzogthum, noch die Juden in das Land und ſeine Reſidenz. Sie ſchacherten und wucherten und zerſtörten jeglichen Beginn des Handels, an ſeine Stelle die Krämerei ſetzend. Noch heute laufen ſie dort mit ewig plapperndem Munde, mit zerlumpten Kaftanen in den Straßen umher, grüßen demüthig den gnädigen Herrn bereits aus weiteſter Ferne, während dieſer auf raſchem Pferde vorbeiſprengt, kaum einen ſtolzen Gruß zwiſchen den ariſtokratiſchen Lippen murmelnd. Denn er weiß daß von den 15,000 Einwohnern ſeiner Reſidenz mindeſtens 10,000 durch den Verkauf ſeiner Bedürfniſſe leben, oder ſonſtwie ihm dienſtbar ihres Lebens Unterhalt finden. Weil aber durch ſolche Geſtaltung der Dinge der Kaufmann eben nur als Diener der vornehmen Welt geachtet wird, hat ſelbſt in neuerer Zeit Bürger- und Kaufmannſchaft Mitau's nicht die mindeſte politiſche Bedeutung erlangt. Nur die Juden ſind unentbehrlich worden, obſchon ſie den ſchmutzigſten traurigſten Winkel der Adelsreſidenz einnehmen. Aus dieſer Verſchiedenheit in den Stellungen der handelnden und gewerbtreibenden Stände beider Städte ging noch ein anderer viel bedeutſamerer Unterſchied hervor, welcher freilich beim äußern Anblicke nicht augenblicklich offenbar wird. In Riga nämlich lagern 20,000 Ruſſen in den Vorſtädten und vermögen trotz aller Machinationen nicht einzudringen in den von 30,000 Deutſchen bevölkerten Stadtkern, vermögen nicht ſich einzuſchleichen in die ſtädtiſchen Behörden, vermögen nicht einmal ihre Namen einzuſchmuggeln in die Liſten der Bürger — obſchon Riga bereits ſeit 1710 ein ruſſiſches Beſitzthum. Mitau gehört erſt ſeit 1795 factiſch zum ruſſiſchen Reiche; dennoch riſſen 2000 Ruſſen, gegenüber 10,000 Deutſchen, einen großen Theil des Handels an ſich, ſind Bürger geworden und Hausbeſitzer. Kurland freilich hat ſich bedingungslos dem ruſſiſchen Scepter ergeben; Livland ſchloß den Nyſtädter Frieden und die Rigi'ſche Capitulation.

Die Aufzählung derartiger Verſchiedenheiten zwiſchen den Hauptſtädten beider Oſtſeeprovinzen ließen ſich mit leichter Mühe noch weiter fortſetzen und als immer neue Nachweiſe der innern Verſchiedenheit der politiſchen Entwicklungen dienen; als immer neue Hinweiſe darauf würden ſie betrachtet werden können, wie vor allem der deutſchen Kuren politiſches Leben den Keim der Selbſtvernichtung in ſich trug. Aber warum — möchte man fragen — verſchollene Vorzüge und vergeſſene Fehler beider aufzählen, da nunmehr beide vom Einen Untergang im Ruſſenthum, vom Einen Unheil der Entnationaliſirung bedroht ſind, und da nun beiden die Kraft der Erhebung zu freier Entfaltung ihrer Individualitäten gelähmt, da beiden die Möglichkeit der neuen Entwicklung einer Geſammtſelbſtändigkeit vernichtet iſt? Wahr iſt es allerdings, die Klauen des ruſſiſchen Adlers halten dieſe deutſchen Lande umklammert und ſeine ſchwarzen Flügel verdecken ihnen den Blick nach der Sonne. Allein eben ſo wahr iſt es auch daß noch ein Ankämpfen möglich iſt gegen die Ruſſificirung; wenn kein offenſives, doch ein ſtreng defenſives. Und eben in dieſem letzten Moment, wo dieſes Anhalten nicht nur, ſondern ein Anklammern

Digitized by Google

am deutſchen angeſtammten Elemente dem Ruſſoſlavismus gegenüber vor allem als Pflicht, als heiligſte Sorge der Oſtſeeprovinzbewohner ſich geltend macht, muß die Vergangenheit genau durchprüft werden, auf daß man dort die verborgenen Keime der Gegenwart, die guten wie die böſen, erkenne; damit nicht neue böſe Saat ausgeſtreut werde und die nur ſchwachen Ueberbleibſel des Guten jener Zeiten erſticke.

Denn Kurland und Livland ſind noch deutſch. Aber der Samum des Slavismus trägt ſeinen Hauch herein bis in die innerſten Familiengemächer der baltiſchen Halbinſel. Dieſe Dünſte ſind um ſo gefährlicher, je ſchmeichleriſcher ſie die Hoffnungen, Wünſche, Neigungen der baltiſchen Ariſtokratie umſpielen. Dieß aber eben iſt es was der kuriſche wie liviſche Adel allüberall läugnet. Allüberall iſt ihm Deutſchthum ein Schlagwort geworden, hinter welchem er ſein paſſives Dahinleben gegen die Mahnungen des deutſchen Auslandes verſteckt. Aber dieß Schlagwort ward banal, wie in Petersburg der Name Peters des Großen. Man trägt das Wort im Munde um nicht nach dem Worte handeln zu müſſen.

In Deutſchland rechnen wir zu den deutſchen Oſtſeeprovinzen Rußlands Kurland, Livland — auch Eſthland. Die drei Namen wurden uns auf der Schule gelehrt und ſie fallen uns immer zuſammen in den Mund. Aber ſeit wir die drei Namen lernten, iſt die Geſchichte nicht ſtehen geblieben und Rußlands ſlaviſche Politik hat ſich immer weiter zu einem conſequent durchgeführten Syſteme entwickelt. Darum iſt's nur ein alter Sprachgebrauch geblieben, wie der vom Auf- und Untergange der Sonne; wir wiſſen es auch wohl beſſer, aber das Beſſerwiſſen iſt uns noch nicht zu Fleiſch und Blut geworden. Der Oſtſeeprovinzen in denen das deutſche Element noch wirklich wirkſam, gibt es in Wahrheit nur zwei: Liv- und Kurland. In Eſthland iſt es bereits zum Petersburger Zwittergeſchöpfe heruntergeſunken; der lutheriſche Glaube iſt vom ruſſiſchen Cultus bereits überwuchert und mit ihm die deutſche Sprache, voll ruſſiſcher Einſchiebſel, eine Petersburger geworden. Eſthlands Adel hat die kuriſchen und liviſchen Brüder ſchon größtentheils verlaſſen, um ſich Petersburger Einfluß und Lebensform anheimzugeben.

Doch daß dem alſo, lag faſt naturgemäß im Gange der Geſchichte des kleinen Landes begründet, und die Eſthländer ſind kaum anzuklagen wenn ſie ſolchem Geſchick erlagen. Als kleiner Theil des liviſchen Ritterſtaates nahm es Theil an deſſen ſämmtlichen Begebniſſen, und jedes Unglück laſtete doppelt ſchwer auf dieſem Land ohne eigene Selbſtändigkeit. Der ſlaviſche Einfluß war hier wegen größter Nähe ruſſiſcher Nachbarſchaft durch alle Jahrhunderte am bedeutſamſten. Und das Land iſt ſo arm, ſeine Lage für alle induſtrielle Entwicklung ſo ungünſtig. Darum konnten nicht einmal ſeine Seeplätze jemals eine wichtige ſelbſtändige Bedeutung gewinnen. Wie hohnweiſe trugen immer die Wellen alle Schiffe an Habſal vorüber. Reval aber, durch einen däniſchen Königstraum entſtanden, hatte ſich träumeriſch an einem ſchlechten Landungsplatze hingelagert, während wenige Meilen weſtwärts Baltiſchport ſicherer, den Schiffern bequemer, aus Mangel an Unterſtützung nicht emporwuchs. So blieb es immer bedeutungslos, bedeutungsloſer ſogar als Reval, das nun ſeit einem Jahrhunderte langſam an Petersburgs Nähe dahinſtirbt. Die ganze Stadt gleicht einem Bürgerhauſe, bequem und wohnlich. Aber die Generation der Gegenwart hat die klein bürgerliche Heimath verlaſſen, um in der Nähe des Kaiſerhofes die Jahrhunderte hindurch mühſam zuſammengeſparten Schätze der Voreltern raſcher zu verdoppeln oder — zu vergeuden. Und nunmehr, da die ſolide Behaglichkeit des Bürgerhauſes verſchwunden, haben die Revalenſer für ihre Petersburger Nachbarn eine Seebadeanſtalt dort errichtet. Dann führt im Sommer allwöchentlich das Dampfboot deren Schaaren ab und zu; ein trügeriſch lautes Leben durchlärmt dann die Stadt. Aber mit dem Herbſte verweht es und das Bürgerhaus ſteht wieder einſam, verödet, vergeſſen — bis im Winter Einige vom eſthniſchen Adel hereinfahren, denen das Petersburger Leben zu theuer, und die hier eine ſchwache Imitation der Reſidenzwelt aufführen. Dem Lande der Eſthen, der Erkräftigung des deutſchen Elementes kommt dadurch kein Nutzen. Eſthland iſt petersburgeriſirt und ſein Adel hat aufgehört ſich in That und Wahrheit der baltiſch-deutſchen Ariſtokratie zuzuzählen. Nur wenn das ruſſiſche Weſen einmal abſonderlich ſchwer laſtet und der ruſſiſche Adler ſeine Krallen feſter zuſammenzieht, ſchallen auch ſeine Klagen vereint mit denen Kur- und Livlands nach dem Auslande herüber.

Für Livland lag dagegen nicht nur in ſeiner Größe, ſondern auch darin die größte Möglichkeit ſeinem Charakter treu zu bleiben, daß ihm in Riga eine Berührung und eine Verknüpfung mit den Ländern deutſchen Stammes geblieben. Außerdem beſitzt es unter allen Oſtſeeprovinzen nicht verhältnißmäßig nur, ſondern unbedingt die meiſten Städte, welche als ſolche eine Geltung beanſpruchen. Als mächtige Hülfsmittel dienen überdieß dem Lande das Meer, ſeine fruchtbaren Felder, ſeine reichen Wälder und ſein grundbeſitzender Adel. In Kurland ſind dieſe Hülfsmittel die einzigen Hauptmittel. Städte, als ſolche wichtig, beſitzt es nicht; Mitau iſt Geſellſchaftsſaal und Domeſtikenſtube des Adels; Libau und Windau ſind geſtrandete Schiffe. Auf dem Adel allein beruht alle Hoffnung. Dieſer Adel iſt von einem, wenn auch im Einzelnen nicht ungemeſſenen, doch in der Allgemeinheit gleichmäßig verbreiteten Reichthume. Und obſchon in Livland einige ſo reiche Ariſtokraten gefunden werden, daß einer von ihnen noch jüngſt im Teſtament eines ſeiner Güter völlig vergeſſen hatte, ſo iſt doch die dauernde Sicherheit des Beſitzes durch Majorate weniger feſt als in Kurland an einzelne Familien gebunden. Daher hört man häufiger dort als hier glänzende Namen in glanzloſer Umgebung. Gleichzeitig tritt beim kuriſchen Adel noch eine Eigenſchaft in jetziger Zeit als hochwichtig, wenn ſelbſt — wie häufig — bis zum Extrem geſteigert hervor: ſein Zuſammenhalten in ſich. Dieß iſt in Livland weniger der Fall. Allein trotzdem herrſcht dort wie in Kurland jene unſelige Rivalität der Adelſchaft gegen jene der Nachbarprovinz, nach welcher ſich jede einzelne derſelben in ariſtokratiſchen und perſönlichen Vorzügen über die andere erhaben glaubt. Dieß gibt den Urgrund ab zu einem in aller Hinſicht nur provinciellen Beſtreben — nach Außen und nach Innen. Erſt im Auslande ſchwindet ſcheinbar ſolcher Fehler bei den Einzelnen, welche wir dort kennen lernen. Ja, es iſt unter ihnen ſogar eine Mode geworden ſich ſämmtlich als Kurländer zu bezeichnen. Was iſt für dieſe Mode Entſtehungsurſache? Entſtand ſie nur darum, weil die Kurländer im Ausland am bekannteſten und ihre Namen an den Höfen wie in den Geſellſchaftsſälen von gutem Klange ſind? O wäre dieß doch nicht die einzige, weil rein äußerliche Urſache. Läge jener Mode doch ein tieferes Bewußtſeyn zu Grunde, das Bewußtſeyn daß die Oſtſeeprovinzen nur als baltiſche Halbinſel gegen ruſſiſche Uebergriffe einhellig kämpfen müſſen. Livland und Kurland wird, wenn einzeln ſtehend, zuerſt dem Petersburger Leben in ſeiner Ariſtokratie zugewendet werden, wie Eſthland es zum größten Theile bereits iſt. Später wird dann das unverhüllte Moskowiterthum mit Sprache und Sitte über die einzeln ſtehenden Provinzen her einbrechen, und das Salböl der ruſſiſchen Kirche wird über die lutheriſchen Altäre ausgegoſſen werden. Nur eine einige baltiſche Halbinſel würde ſolches Unheil abzuwenden vermögen.

Digitized by Google

J. P. Schafariks ſlaviſche Alterthümer.

Deutſche Ausgabe in II Bänden. Leipzig, 1844.

„Clärchen! es war unerhört amüſant,“ haben wir neulich in einem vielbeſprochenen Reiſewerk geleſen. Das könnte man von Hrn. Schafariks Buch juſt nicht ſagen; wohl aber „unerhört erudit, unerhört, ja wahrhaft akademiſch,“ d. h. zuweilen etwas pedantiſch gelahrt, mürriſch, verdrießlich und deutſchenhaſſend wie vielleicht kein Werk, das je aus ſlaviſcher Feder floß. Palazki und Kollar ſind zwar auch keine warmen Germanenfreunde; aber Kollars Zorn hat bei allem Sprudel doch nur etwas Gutmüthig-polterndes, und Palazki geißelt uns ſogar mit Rhythmus und Eleganz. Hrn. Schafarik dagegen ſieht man es an hundert Stellen an daß er zu ſeinem politiſchen Haß gegen die Deutſchen auch noch Geringſchätzung ihrer Fähigkeiten und offene Verachtung ihres Charakters fügt. Wenn er uns nur verworrene Schmierer und Geſchichtler nennt, geht es noch gnädig ab; meiſtens ſind wir geradezu Lügner und Ignoranten, und folglich von Hauſe aus unfähig Geheimniß, Würde und Majeſtät ſlaviſcher Vergangenheit zu erkennen und darzuſtellen. Meinen Sie etwa ich verüble dem Mann ſeinen Unglimpf und verarge die Bitterkeit, von der ſein Herz gegen uns überfließt? Leidenſchaftliche Wärme, ſelbſt wenn ſie das Maß überſchreitet, im Kampfe wider angeborne Feinde zu verdammen hindert mich die eigene Natur, und wenn uns auch Hr. Schafarik mit allen Invectiven erboſter Gegner verfolgt, und wenn er „ungeſtillten Frankenhaß“ (II, 417) ſogar als Hauptmerkmal ſlaviſcher Nationalität erklärt, ſind wir ihm doch nicht gram; er handelt nur im Styl der Zeit und redet wie es ihm ſein Slavenblut befiehlt. Denn zwiſchen ſeinem Volke und dem unſrigen iſt Erbhaß und angeborne Abneigung ſo alt wie Europa und ſeine Leidenſchaft. Friedlich neben einander könnten wir vielleicht leben, lieben aber werden ſich Slaven und Deutſche nie. Gleichheit der Nationalbeſtrebungen und unmittelbare Nachbarſchaft ſind ja mehr als hinlänglich ſich gegenſeitig abzuſtoßen. Germanen und Slaven ſind vorzugsweiſe die „Gemüthvollen“ und „Ackerbauenden,“ folglich die am meiſten dehnbaren Völkerſtämme des Erdbodens — Japhets Kinder, denen das Erbtheil Sems und die Zelte ſeines Knechtes Cham verheißen ſind. „Er will meinen Platz,“ ſagte einſt Mazarin von ſeinem Gegner Retz. „Er will meinen Platz,“ ſagt der Slave vom Germanen und umgekehrt. Man möchte uns zwar überreden, der Erbfeind ſey im Weſten, aber der Deutſche glaubt es nicht mehr, weil er inſtinctmäßig fühlt daß wahres Unheil von einer andern Seite kommt. Mit der Gefahr die uns von jenſeits der Vogeſen droht, erliſcht deßwegen auch jederzeit ſogleich der Haß, während uns die Slaven auch im Frieden zuwider ſind. Ihre Rührigkeit, ihr Geſchick, ihre Fruchtbarkeit, ſelbſt ihre Geduld erbittert uns, und wenn im Kampf wider andere Völker der furor teutonicus weiland nur den wehrhaften Gegner auf der Walſtatt erſchlug, und ſich im Uebrigen mit Beute, Tribut und Mahlzeit begnügte, verfolgte er den überwundenen Slaven unbarmherzig bis in das Heiligthum der Familie, um ſlaviſche Exiſtenz wo möglich in der Wurzel zu erſticken und auszutilgen. Hat auch die Zeit durch mildere Sitte die Gräuel des Mittelalters gedämpft, ſo iſt uns doch der innere Hochmuth geblieben, und den Slaven als Race wird das Anerkenntniß geiſtiger Ebenbürtigkeit von den Deutſchen bis zu dieſer Stunde verſagt. Es iſt ein eigener Zug der menſchlichen Natur zum Unrecht noch den Haß beizufügen: „Die Slaven ſeyen kein welthiſtoriſches Volk wie Sineſen, Inder, Perſer, Griechen, Römer und wir Germanen, ſie ſeyen nur Ausfüllungspartikel (und gleichſam ein großes Encliticum des menſchlichen Geſchlechts) ohne eigene innere Bedeutung.“ Hegel nennt ſie ein Mittelweſen zwiſchen europäiſchem und aſiatiſchem Geiſt, und hält ihren Einfluß auf den Stufengang der Fortbildung des Geiſtes, ihrer politiſchen Größe ungeachtet, nicht für thätig und wichtig genug um Gegenſtand ſeiner philoſophiſchen Betrachtung zu ſeyn.*) In demſelben Buche welches den Germanen die Verwirklichung des chriſtlichen Princips und die endliche Lebendigmachung des Vernunftſtaates als Weltpanier vindicirt, erhalt die „große ſlaviſche Nation“ keinen Platz.

Hegel — man ſage dagegen was man wolle — iſt der deutſche Philoſoph κατ᾽ ἐξοχήν, weil er in unſerm Volke die Spitze des menſchlichen Geſchlechts und den „zum Bewußtſeyn gebrachten und That gewordenen Geiſt“ erkannt, einer ſo weſenvollen Schmeichelei aber weder ein Volk noch ein Individuum widerſteht. Hat es aber, getrieben von einem Gefühl der Billigkeit, jemand aus unſerer Mitte gewagt gegen dieſes letzte Gericht deutſcher Philoſophie Proteſt einzulegen, und den Slaven coordinirt mit uns ein univerſalgeſchichtliches Moment als Aufgabe anzuerkennen, ſo gilt es in Deutſchland als Abfall von der Philoſophie, wo nicht gar als verdammungswürdiger Verrath am eigenen Blute. Wie Moslimen und Rajah in unſern Tagen das Programm von Gülhane zugleich verlachten, eben ſo werden auch in dieſem Streit alle Verſöhnungsprojecte in der Theorie des Nationalhaſſes von der öffentlichen Meinung zurückgewieſen, und den Slaven ſogar die Rolle als Schatten des großen Lichtbildes europäiſcher Menſchheit zu figuriren hartnäckig abgeſprochen. Heloten ſollen ſie bleiben, und all ihr Streben Macht und Bedeutung zu erlangen und genial zu ſeyn wird in Deutſchland als Vermeſſenheit betrachtet, ja als Frevel und Aufruhr gegen natürliche Weltordnung in den Bann gethan. Komme jetzt einer in Deutſchland und wage es dieſer als Weſen geringerer Art proſcribirten Slavenrace das Wort zu reden, er wird bald erkennen daß es klüger ſey Zorn, Leidenſchaft und ſelbſt Ungerechtigkeit des Heimathlandes zu theilen als Frieden und Billigkeit zu predigen, von denen niemand etwas hören will. Die Slaven wiſſen auch recht gut was wir von ihnen denken, und eben weil ihnen bei aller gegen deutſches Weſen affectirten Geringſchätzung unſere Meinung doch nicht gleichgültig iſt, flammt es hie und da ſchmollend, pochend, herausfordernd, halb zornig, halb wehmüthig aus dem Brennpunkt dieſes gewaltigen

*) Hegel, Philoſophie der Geſchichte, S. 360.

Digitized by Google

Volkes hervor, ſelbſt im Haß ſeyen wir noch unverſtändig und ohne kluge Wahl,

Despectus tibi sum, nec, quis sim, quaeris Alexi!
Quam dives pecoris nivei, quam lactis abundans!

Die von uns Verachteten wollen ſich wie von Einem Geiſte getrieben gleichſam ehrenhaft machen durch das Wort und durch die That. Begabtere Individuen, unter welchen Hr. Schafarik natürlich nicht der letzte iſt, beſtürmen unſere Intelligenz durch dicke Bücher (Broſchüre und Pamphlet gilt bei uns nicht viel), während andere Slaven auf Wegen der politiſchen Intrigue, der Unterhandlung, der Dienſtbefliſſenheit und der nachbarlichen Sorge deutſche Kraft zu lähmen, uns politiſch zu umſtricken, zu bethören und einzuſchläfern ſtandhaft befliſſen ſind. Seht nur einmal dieſes doppelte Sturmlaufen auf das gelehrte, geduldige, uneinige deutſche Volk! Wenn auch Hr. Schafarik läugnet es in ſeinem böhmiſch geſchriebenen Buche hauptſächlich auf uns Deutſche abgeſehen zu haben, ſo glaubt es ihm nicht. Er hat zwar in ſeiner Slavenglorification einerſeits wider die Tücken moskowitiſcher Knutengelehrten und andererſeits ſogar wider unpatriotiſchen Froſt eigner Stammgenoſſen zu kämpfen, aber das Hauptheer ſeiner Argumente iſt beſtändig gegen Hochmuth und Irrſal deutſcher Gelehrſamkeit gerichtet.

Ohne Zweifel möchte der Leſer vor aller weitern Analyſe gleichſam den Feldzugsplan des neuen Samo gegen die verhaßten Deutſchen kennen, oder mit andern Worten dem Hauptinhalte nach erfahren was eigentlich Hr. Schafarik durch ſeine zwei Bände beweiſen und beſagen will. Hr. Schafarik beweiſt mit großer Gelehrſamkeit was verſtändige Leute ſchon lange vorher wußten, hartnäckige Gegner ihm aber doch nicht glauben werden:

1) daß die Slaven von Anbeginn der Dinge in Europa ſaßen, und namentlich das weite Blachfeld zwiſchen der baltiſchen See und den Karpathen, wo nicht gar mit Einſchluß von Ungarn und Walachei ſämmtliche Landſchaften des nördlichen Donauufers als ihre Urheimath zu betrachten, folglich ſie ſelbſt eben ſo alt und ehrwürdig wie ihre Feinde und Verfolger, die Germanen und die Kelten ſeyen.

2) Daß die Slaven numeriſch zu den größten Völkern des Erdbodens gehören, an Tapferkeit aber, an Heldenſinn, an Freiheitsliebe und politiſcher Tüchtigkeit hinter keinem zurückſtehen, ja ihrer martialiſchen Vorzüge ungeachtet

3) an bürgerlichen Tugenden, geſelligem häuslichem Glück, Familienliebe, Bodencultur und Gerechtigkeit den meiſten Nationen, beſonders den germaniſchen, ſogar überlegen ſeyen.

Wer in ſolchen Dingen einigen Tact beſitzt, wird gleich erkennen daß der erſte dieſer drei Punkte am ſchwerſten, der dritte aber am leichteſten zu vertheidigen und zu beweiſen iſt. Es braucht ja nur etwas Verblendung und Selbſtliebe, die die eigenen Unvollkommenheiten verkleinert, verdeckt und überſieht, oder ſie aus Patriotismus ganz weglaugnet und in die entgegengeſetzten Tugenden verwandelt. Das gibt dann eine Gattung Sittenſpiegel, ſlaviſche Cyropädie und hiſtoriſchen Roman, Dichtung und Wahrheit aus der melancholiſchen Schickſalschronik eines ungerecht verfolgten und für ſeine Tugenden allerorts mit ſchnöder Bedrückung heimgeſuchten großen Volkes, das ſich nahe und ferne über alle Nachbarn zu beklagen, die größte Rechnung aber natürlich mit den Deutſchen zu berichtigen hat. Frage man ob es hier an pathetiſchen Tiraden und herben Invectiven fehlen könne!

Größere Noth hat es mit den Argumenten für Ureinſäſſigkeit und alteuropäiſche Bedeutung des Slavenvolkes, nicht weil der Verfaſſer gegen innere Unwahrſcheinlichkeiten, ſondern weil er gegen völligen Mangel unanfechtbarer ſicherer Autoritäten, ja vielmehr aller Autoritäten und aller Zeugniſſe überhaupt zu ringen hat. Alles mußte erſt neu geſchaffen, ſelbſt Land- und Volksname erſt gleichſam aus dem Nichts herausgeſtritten, das Erdreich vom Unkraut ſchädlicher Vorurtheile und offenbaren Irrthums geſäubert, und die jugendliche Pflanze gegen Bosheit und ſtöckiſchen Sinn in- und ausländiſcher Gegner eingezäunt und geſichert werden. Für Europa beginnt die hiſtoriſche Zeit bekanntlich erſt mit Herodot um die Mitte des fünften Jahrhunderts (456) vor Chriſto. Aber zum Unglück für Hrn. Schafarik findet man die erſten beglaubigten Lebenszeichen ſeiner Slaven gar erſt volle tauſend Jahre nach Herodot in den Geſchichten von Byzanz, folglich bei den Ausländern und nicht einmal bei den eigenen Stammgenoſſen. Wollte er ſeine Theſis vollends nur durch einheimiſche Quellen ſichern, ſo müßte er noch weitere fünfhundert Jahre warten bis das Evangelium Licht und Kenntniß im Slavenland entzündet. Die tauſendjährige Lücke zwiſchen Herodot und Procopius auszufüllen iſt für Hrn. Schafarik ein Ehrenpunkt, und folglich muß um jeden Preis bewieſen werden daß die Slaven, obwohl ſie niemand nennt und kennt, zu jener Friſt doch ſchon in Europa waren und die Länder inne hatten wo ſie der erſte Strahl des europäiſchen Lichtes traf. Nicht bloß die griechiſchen und lateiniſchen Monumente in Proſa und Verſen werden mit einer Schärfe geprüft, verrenkt und ausgepreßt, ſondern nebenher auch die kärglichen Sprachüberbleibſel und Wandernotizen aller die vorausgeſetzten Slavenſitze in weitem Halbbogen umgebenden Nachbarvölker, der alten Scandinavier, Isländer, Gothen, Letten, Finnen, Sarmaten, Scythen, Alanen, Kelten und Wlachen mit einer Geduld und Umſicht ins Examen genommen, die dem Talent des Verfaſſers nicht weniger als ſeinem Fleiß und ſeiner Beharrlichkeit zur Ehre gereicht. Obgleich ſich die Argumentation ſelbſt ganz in demonſtrativer Form und — wenn man will — in nothwendig trockenem Magiſterton vorüberſchleppt, folgten wir dem Ideengang des Verfaſſers doch mit der größten Beharrlichkeit und mit derſelben Nachhaltigkeit mit der er ſein Opus geſchrieben, vom Anfang bis zum Ende, weil das Ringen eines kräftigen Geiſtes wider faſt unbeſiegbare Schwierigkeiten ſchon an ſich ein ſchönes Schauſpiel iſt, wir aber noch ſpecielle Gründe hatten ein Thema behandeln zu ſehen, das auch uns — mit Verlaub des gelehrten Pragermagiſters — nicht ganz unbekannt und fremd iſt. Weil aber in beſagter Friſt zwiſchen Herodot und Procopius über „ſlaviſche Nationalität" durchaus nichts herauszubringen iſt, und ſich der ganze Proceß um Conjecturen, Varianten und philologiſche Anatomie corrupter Eigennamen dreht, Hr. Schafarik aber doch zwei dicke Bände mit gedruckten Wörtern füllen will, ſo fällt er auf den ſinnreichen Gedanken für die in beſagtem Zeitraum noch überall mit Stillſchweigen übergangenen Slaven ihre Nachbaren in der Runde auf das kritiſche Theater zu ſtellen. Denn, ſagt Hr. Schafarik, wie jedes andere Volk hatten auch die Slaven Nachbarsleute, mit Nachbaren aber wird gehandelt und verkehrt, und treibt man ſich herum in Gutem und Böſem, in Krieg und Frieden, ergo ſtehen auch die Nachbaren der Slaven in einem Werk über „ſlaviſche Alterthümer" auf ihrem Platz. Und im Grunde, meint Hr. Schafarik weiter, wer anders als die Nachbarvölker haben durch räuberiſche Ueberfälle, Druck und Ungerechtigkeit die Slaven damals gehindert in ihrer wahren Phyſiognomie und Geſtalt auf der Weltbühne aufzutreten, eine Rolle zu ſpielen und ſich rühmlich auszuzeichnen? Hat man ſie nicht allerorts von den Küſten der Meere und den Ufern der großen Ströme in das verbindungsloſe unbekannte Binnenland zurückgedrängt? Die ſcandinaviſchen Gothen und Heruler nahmen ihnen die Oſtſeeländer, germaniſche Sueven, Vandalen und Bur-

Digitized by Google

gunder ängſtigten ſie von der Oder, die Kelten von Böhmen und der Donau her; Daken, Scythen und Sarmaten brachten die Noth vom Don, vom Pontus und vom Iſter in die Slavengauen herein, während Uralen und Finnen von Norden herab Reigentanz und Lautenſpiel der harmloſen Slovenen ſtörten. Zur wohlverdienten Strafe für ſo viele Frevel wird nun allen dieſen Plagegeiſtern der „ſanften, pflügenden, ſingenden“ Slovenzen in ſtrengem Ernſt die Nativität geſtellt und auch ſo zu ſagen der ganze erſte Band des Werkes mit dem Regiſter ihrer Jugendſünden und liederlichen Streiche ausgefüllt; nebenher aber wird nicht undeutlich zu verſtehen gegeben daß, wenn der Tag der Rache und der Abrechnung noch nicht für alle dieſe primitiven Sünder und Dränger gekommen, und wenn namentlich (von den ſpätern Mongolen kann noch keine Rede ſeyn) erſt die Sarmaten durch Polen und Ruſſen den wohlverdienten Lohn erhalten haben (I, 369), deßwegen nichts geſchenkt und vergeſſen ſey, und das Fatum auch die übrigen ereilen werde. Denn Hr. Schafarik iſt feſt überzeugt, „das Schickſal ſelbſt habe wider die ſarmatiſchen Unholde Polen und Ruſſen als Rächer auserkoren.“ Dieſer Poſaunenſchall des letzten Gerichtes ſoll ohne Zweifel den ſchulddewußten Njemzen zur Warnung dienen. Weit entfernt über dieſe ſchwunghafte aber kurze Gemüthserhebung des Verfaſſers zu erſchrecken oder ungehalten zu ſeyn, wünſchten wir nur in ſeinem Buche mehrere Stellen und längerathmende Perioden in dieſem Styl zu finden. Leider ſpielt aber das an ſich langweilige und nur für wenige Leſer erträgliche Geſchäft der grammatiſchen Analyſe ſlaviſcher, finniſcher, gothiſcher, lettiſcher, keltiſcher und anderer barbariſchen Appellativ- und Eigennamen nothgedrungen im ganzen Werk die erſte Rolle. Hier aber hat der Verfaſſer auch Vorzügliches geleiſtet, und ſeinen Ruhm als Philologe, wie uns ſcheint, bleibend begründet. Daß z. B. der den Slaven ſelbſt unbekannte Ausdruck „Weneden,“ „Winiden,“ „Wenden“ und „Winden“ der ausländiſche, bei Germanen, Kelten, Letten und Finnen übliche Name, Slave und Ante ſelbſt nur gewiſſen Stämmen eigen, Srb, Serbe dagegen die alte einheimiſche Benennung des ganzen Volkes ſey, hat noch niemand mit ſolcher Schärfe und mit ſolchem Luxus von Citaten und Gelehrſamkeit nachgewieſen wie Hr. Schafarik. Wer wußte oder bedachte aber auch — beſonders unter den deutſchen „Geſchichtiern und Ignoranten“ — vor der neuen Prager Lection, daß im Drewaner Dialekt und im Kleinruſſiſchen der Urvocal o ſich oft, im Großruſſiſchen aber e häufig in i verwandeln und Iſter ſo viel als Byſtriza (torrens) ſey, daß Scandinavier und Finnen durch Ausſtoßung des d Wanen, Wenen, Wenelainen (I, 88) ſtatt Wenden ſagen, der Vocal i an und für ſich älter und origineller ſey als der Vocal e (I, 154), im Altdeutſchen und Keltiſchen aber i in e, aber niemals e in i übergehe und „Windiſch“ im Grunde mit „Hindu“ eines und dasſelbe ſey? Eigentlich Neues, d. i. die Summe des hiſtoriſchen Wiſſens wirklich vermehrende Thatſachen aus dem politiſchen Leben der nördlichen Länder hat Hr. Schafarik mit allen grammatikaliſchen Tugenden doch nicht geliefert. Wohl aber hat er in reichlichem Maße, freilich nicht ohne ermüdende Controverſen und mürriſche Seitenblicke, an vielen Stellen Schwankendes feſtgeſtellt, Irriges beſeitigt, Dunkles aufgehellt und Ungewiſſes zur Klarheit gebracht, ſo daß im Grunde genommen feſte Normen und ſichere Anhaltspunkte über die alte Slavenwelt eigentlich erſt mit dieſem Werke beginnen. Jedoch ſoll niemand glauben Hr. Schafarik wiſſe in ſeiner Sache alles und vermöge überall Licht zu ſchaffen, wo es uns „Ignoranten“ dunkel blieb. Den größten Reiz hatte in Forſchungen dieſer Gattung von jeher die Kunde über Urſprung und Bedeutung alter Völkernamen. Aber gerade in dieſem Punkte entſteht uns Hrn. Schafariks Gelehrſamkeit öfter als man erwarten ſollte. „Die meiſten uralten Völkernamen,“ ſagt er I, 151, „ſind in Urſprung und Bedeutung unergründlich.“ Auch ſey insbeſondere die frühere und ſpätere Geſchichte der Lechen (Polen) „undurchdringlich dunkel, mährchenhaft und nebelig wie irgend eine Slavengeſchichte.“ So verlaſſen ſey kein größerer Slavenſtamm in Betreff ſeiner Origines, „weil dort Katholicismus und lateiniſche Sprache Eingang fand (II, 351).“ Die Urgeſchichte der ſlaviſchen Schleſier iſt auch „im Dunkel der Vergeſſenheit begraben (II, 377).“ Urſprung und Grundbegriff des polniſchen „Mazowy“ iſt gleichfalls dunkel (II, 402), Sinn und Entſtehung von Kujaw aber „unbekannt, von Kaſchub wieder dunkel,“ auch ich (ſagt Hr. Schafarik II, 408) weiß ihn nicht zu erklären.“ „Was Czech bedeute, könne man wieder nicht wiſſen,“ und die Geſchichte der vom ſiebenten bis zehnten Jahrhundert mit Slaven überfüllten Länder Hellas und Peloponnes ſey „unentwirrbar (II, 190).“

So weit ungefähr ſind wir auch gekommen, und zwar ohne genau zu wiſſen daß in den ſlaviſchen Dialekten e und a wechſeln, ě in a oder ia, und å in ě und das kyrilliſche Sněg in Snah übergehe. Jedoch erinnern wir uns irgendwo geleſen zu haben daß im Polniſchen najaw „ans Licht“ bedeute, und daher kujaw (Kujavien) „der erſte Wohnplatz nach Ausrodung der Wälder“ ſey.

Wir haben durchaus nicht die Abſicht Hrn. Schafarik im Slaviſchen eine Lection zu geben, meinen aber doch daß es um das Allesalleinwiſſenwollen von jeher eine gefährliche Sache war. Wirklich neu für die Europäer wäre nur die Kunde von Ueberfluthung der illyriſchen Halbinſel und ſelbſt Innergriechenlands durch die Wogen ſlaviſcher Völkerwanderung geweſen. Aber leider iſt dem Verfaſſer in Aufdeckung dieſer gewichtvollen Thatſache, wenn wir nicht irren, ein „deutſcher Ignorant“ zuvorgekommen, und zwar durch Anwendung derſelben Mittel die Hr. Schafarik in dieſer Sache als die allein möglichen und allein gültigen bezeichnet und befolgt: Analyſe der Eigennamen und Aufſtellung des Grundſatzes daß die „nothwendigen“ Folgen des natürlichen Ganges der Dinge auch ohne Documente für eben ſo gewiß als die documentirten zu halten ſeyen (II, 5). Fragt nun aber ein vorwitziger oder boshafter Leſer ob des Verfaſſers Behauptung: „Srb ſey der uralte gemeinſame Name der zerſtreuten Slavenſtämme geweſen,“ auch in die Kategorie der undocumentirten aber „nothwendigen“ Folgen des Ganges der Dinge gehöre, ſo wird es der Verfaſſer ſelbſt verneinen und ſein Argument durch eine berühmte, byzantiniſch Gelehrten wohl bekannte Stelle des Procopius ſtützen: Σπόρους γάρ το παλαιόν ἀμφοτέρους ἐκάλουν, d. i. beide (Anten und Slaven) nannten ſich vor Alters „Sporen.“. Der Syllogismus daß Srb uralte Stammbenennung der Slaven war, weil ſie ſich laut byzantiniſchen Documenten Sporen nannten, kann nur Unkundigen oder Uebelwollenden verdächtig ſeyn. Durch unbegreifliche Ironie des Schickſals iſt in den Schriften des Procopius gerade dieſes einzige für Slavophilen unbezahlbare Wort Σπόροι corrumpirt, d. i. durch eine falſche Leſeart verdorben und verkehrt, da es nach Hrn. Schafariks Annahme und Vorausſetzung offenbar Σόρποι heißen ſoll und urſprünglich ohne Zweifel auch ſo gelautet hat. Man braucht ja nur das π hinter das ρ zu ſtellen und die Theſis iſt bewieſen. Um den Vocal braucht es noch weniger Zankens, da im Slaviſchen Serb und Sorb mit gleichem Rechte wie topl und tepl, popl und pepl, bobr und bebr geſchrieben und geſprochen wird (I, 179). Etwas mehr Schärfe wird erfordert um in den Phrugundionen des Alexandriniſchen Geographen Ptolemäus die alten Preußen zu erkennen, von denen als Nachbaren der Slaven natürlich auch die Rede gehen muß. Hr. Schafarik wird ordentlich böſe daß unwiſſende

Digitized by Google

Geſchichtler — natürlich wieder deutſche — durch Aſſonanz verführt in Phrugundionen die germaniſchen Burgundionen (Burgunder) erkennen wollten. Das fragliche Wort ſey aus „Phru“ und „Gund“ zuſammengeſetzt; Gund, Kent, Kund aber bedeute im Keltiſchen und Eſthiſchen ſoviel als Land, Burg, im Schwediſchen aber ſoviel als „Volk.“ Phru aber ſey eigentlich Phruſi, was von Pruſi begreiflich auch nicht weiter als das altdeutſche phunt und phluog vom gothiſchen pund und pluog verſchieden ſey; ergo heißt Phrugundionen auf deutſch Preußenland, Preußenvolk. Jedoch könne der Name Preußen auch von der Stadt Pruſchany im Gouvernement Grodno den Urſprung haben, und vielleicht ſeyen die Preußen erſt von dort in die neuen Sitze längs der Seeküſte herabgezogen (I, 461). Am Ende fragt Hr. Schafarik, ob die Prothinger des Byzantiners Zoſimos und die Pruthunger des Trebellius Pollio nicht ebenfalls Preußen ſeyen? Ganz iſt Hr. Schafarik dem Looſe der Conjecturenſchmiede und Variantenjäger, wie es ſcheint, wenigſtens im erſten Theile ſeines mühevollen Werkes nicht entronnen. Beſſer geht es im zweiten Theile, wo der gelehrte Verfaſſer ganz auf hiſtoriſchem Grunde ſteht, und das plötzliche Auftauchen und die ſiegreiche Wanderluſt ſeiner lange verkannten und von jedermann mißhandelten Slovenen ſchildert. Glaube aber ja niemand Hrn. Schafariks froſtiges Gemüth werde jetzt warm, der Gedanke ſchwunghaft, die Periode zierlich, nervicht und wohlgerundet. Hr. Schafarik bleibt immer kalt, ja entſchiedener Feind und Verächter aller Redekunſt und Phraſenbuhlerei. Den Anſprüchen auf Ehren und Rang eines „Geſchichtſchreibers“ wird ſogar feierlichſt und wiederholt entſagt. Hr. Schafarik iſt vorerſt nur Sammler, der alle auf die ſlaviſchen Origenes bezüglichen, in der Geſammtlitteratur alter, mittlerer und neuerer Zeit zerſtreuten Stellen aufſucht, und wie in gemeinſchaftlichem Magazin nach Plan und Ordnung zur Schau ſtellt und niederlegt. Täuſche ſich der Leſer aber ja nicht mit dem Wahn, Hr. Schafarik habe durch ſeinen kritiſchen Geiſt und ſein ſlaviſches Urkundenſtudium Mittel und Wege entdeckt das plötzliche Erſcheinen ſeiner Landsleute auf der Weltbühne überall hiſtoriſch zu begründen, und gleichſam in fortſchreitender Entwicklung und Geſtaltung dem neugierigen Blicke des Zuſchauers darzuſtellen. „Plötzlich ſind überall Slaven;“ an der Oder, an der Elbe, an der Sale, am obern Main und vom Puſterthal in Tyrol bis ans ſchwarze Meer iſt alles wie durch Zauberſchlag von dieſem Volke in dichten Maſſen überſchwemmt; aber das Hiſtoriſche dieſer Einbrüche — klagt Hr. Schafarik bitter — hat niemand aufgeſchrieben. Daß eigentlich Attila (450) den Slavenbann gelöst und die Völkerſtrömung gegen Süd und Weſt in Bewegung geſetzt, meint auch Hr. Schafarik, wie man es ſchon vor ihm und ohne ſein ſlaviſches Wiſſen gemeint und gefunden hat. Wenn Hr. Schafarik ſchon früher (I, 442) klagte, man habe aus „Ungunſt“ der Deutſchen gegen die Slaven die uralten Berührungen und Verbindungen beider Völker abſichtlich vernachläſſigt, ſo wird er die Schuld ſlaviſche Verbreitung über halb Europa zu verſchweigen und nicht einmal kurz und trocken in die hiſtoriſchen Regiſter einzutragen wohl auch in derſelben Quelle finden. Hätten die Slaven auch Oberhäupter und Nationalhelden an ihrer Spitze gehabt wie die Germanen, würde man wahrſcheinlich von ihren Thaten und von ihrem Ruhm lauter geredet haben. Wenn man aber bloß als Stall- und Ackerknecht mit Pflug, Melkkübel, Hochzeitfackel und Geduld bewaffnet nach Art „ſchwellender Waſſer“ über die Gränzen fluthet, wird man in ſturmbewegten, barbariſchen Zeiten gewöhnlich überſehen. So warm auch ſonſt Hr. Schafarik den „räuberiſchen“ Deutſchen gegenüber ſeine „ſanften, friedliebenden, Häuſer bewohnenden, Ackerbau und Handel treibenden, Städte und Flecken errichtenden“ Slaven lobt und anrühmt, findet er es doch unter ihrer Würde ſo großes Beſitzthum wie die Hälfte Deutſchlands ohne Kampf errungen und in die weiten Landſchaften ſich gleichſam heimlich und unbemerkt wie Rattencolonien eingeſchlichen zu haben. Beſonders gegen die verhaßten Germanen am baltiſchen Meer, an der Weichſelmündung, um die Quellen der Elbe und Oder, im „lugiſchen Grunde“ möchte Hr. Schafarik gerne Denkſteine ſlaviſcher Tapferkeit und Siege entdecken. Aber vergeblich iſt alles Forſchen, und ſelbſt die Ueberlieferungen der Stammgenoſſen geben keinen Erſatz für das unverſchämte und hartnäckige Schweigen deutſcher Annaliſten über ſlaviſches Heldenthum. In dieſer äußerſten Noth findet der patriotiſch-zornige Czechendoctor in einer Stelle des Tacitus noch einigen Troſt: Quidquid inter Peucinos Fennosque silvarum ac montium erigitur, latrociniis pererrant (Venedi). *) Hr. Schafarik glaubt dieſer Stelle keine Gewalt anzuthun wenn er »latrociniis pererrant« auf ſlaviſche Reaction wider Gothen und andere deutſche Stämme in den untern Weichſelgegenden deutet. Wir wollen dem ſcharfen Kriticus ſeine Freude nicht verkümmern, und nehmen zu den übrigen Demüthigungen mit welchen das Schickſal Deutſchland tränkt, ohne Bedenken auch noch die „wendiſchen latrocinia“ hin.

Wenn die Geſchichte unſere angeblichen Niederlagen auf dieſer Seite überſieht, ſo hat ihr Griffel doch unſere Siege und Grauſamkeiten wider die Slaven auf deutſchem Boden mit tiefen und bleibenden Zügen eingegraben. Der vierhundertjährige Vernichtungskampf auf der ganzen Linie zwiſchen der Oſtſee und dem Golf von Trieſt, beſonders in den Saale-, Elbe- und Oderlandſchaften wider das zähe, hartnäckige, ſtandhafte Slavenvolk bildet eine der ſchmerzlichſten Epiſoden deutſcher Geſchichte. Obgleich ihm die Erinnerung peinlich iſt und er ſich über die verlornen Länder jetzt noch grämt, gibt Hr. Schafarik doch eine kritiſch-hiſtoriſche Ueberſicht der gräuelvollen Heimſuchung ſeiner Brüder im deutſchen Lande. Bedenkt man daß die wahrhafte und beglaubigte Geſchichte und gleichſam die Morgenröthe ſeiner Stammgenoſſen mit Scenen ſolcher Natur beginnt, ſo verzeiht man ihm herzlich gerne ſeine Bitterkeit, ſeinen Zorn und ſeinen Schmerz. Sprache und Götter mußten die Beſiegten freilich zum Opfer bringen, aber ein großer Theil germaniſchen Bodens iſt heute noch in den Händen von „Slavendeutſchen,“ die an Geſinnung wie an That wahrhaft nicht die letzten ſind. Keinem deutſchen Litteraten iſt es noch eingefallen dieſe Theſis der deutſchen Geſchichte als unſtatthaft, falſch und ungeſchichtlich zu bekämpfen und zurückzuweiſen. Wie kommt es nun daß ſich Unglauben und Unwillen gegen ein in Beginn und Ausgang völlig ähnliches Ereigniß in den Süddonauländern bei uns noch immer nicht legen will? Wie erklärt man ſich dieſes ſtandhafte Auflehnen gegen eine hiſtoriſche Thatſache, die in ihren Anfängen noch weit unzweifelhafter als die Beſitznahme großer Landſtriche Deutſchlands durch ſlaviſche Ueberzügler iſt und die ſich überdieß noch auf unbeſtreitbare poſitive Zeugniſſe naher Zeitgenoſſen ſtützt? Die meiſten Leſer merken ohne deutlichern Fingerzeig daß man die Ueberſchwemmung des griechiſchen Continents durch ſlaviſche Coloniſten meint, was im deutſchen Publicum ſeit fünfzehn Jahren ſo viel Streit, Verdruß und Aerger verurſacht hat. Unſere Meinung in dieſer Sache wird hier nicht wiederholt, man kennt ſie ja ohnehin genug. Wichtiger für Sie und für den Leſer iſt in dieſer Sache das Urtheil eines Mannes wie Hr. Schafarik. Denn was ſlaviſche Philologie im Allgemeinen betrifft und beſonders jene Heiſcheſätze anbelangt die im ſlaviſchen Elemente wurzeln, wird der Spruch dieſes Prager Gelehrten hoffentlich von

*) Tacit. de Morib. Germ. cap. XLVI.

Digitized by Google

Jedermann, wenigſtens in Deutſchland, als letzte Inſtanz erkannt. Von Mizkiewicz kann keine Rede ſeyn, denn obgleich Slave, Dichter, Litterat, Prophet und Orakelſpender in ein und derſelben Perſon, iſt er doch in byzantiniſchen Dingen ſo wenig unterrichtet daß er die „ſlaviſche“ Topographie um Sparta aus den Zeiten des trojaniſchen Krieges herleitet. Hrn. Schafarik dagegen iſt das entſchiedene, mit dem 6ten Jahrhundert beginnende, Uebergewicht ſlaviſcher Elemente in ganz Griechenland noch im 11ten Jahrhundert eine „unläugbare Thatſache,“ und er verwundert ſich nur wie ein Factum von ſolcher Klarheit bei uns noch immer Controverſe ſey. Hr. Schafarik macht ſich eigentlich über beide Parteien, doch etwas entſchiedener noch über die Reinhelleniſten, luſtig, und gibt nicht undeutlich zu verſtehen daß nur deutſche Verſtandesenge und kurzer deutſcher Sinn ſich über hiſtoriſche Theſen befehden könne, die ohne „Einſeitigkeit und Unwiſſenheit“ gar nicht zu läugnen ſind. Mit gleichem Rechte, ſagt er, könne man wegſtreiten daß Norddeutſchland einſt an Blut und Sprache ſlaviſch geweſen ſey. Vielleicht fällt manchem verſchämten Leſer deſſen ungeachtet noch die Frage ein: Was in einem Buche über ſlaviſche Alterthümer, wo von Ruſſen, Polen, Czechen, Serben, Chorwaten und Elbeſlaven gehandelt wird, etwa Jonier und Dorier, Hellas und Peloponnes zu ſchaffen haben? Hr. Schafarik, wie wir ſchon früher bemerkten, aber deutſcher Dickohrigkeit zulieb noch einmal wiederholen, hat gleichſam die „Geneſis“ ſeines Volkes geſchrieben, hat die Jugendgeſchichte, den Eintritt der ſlaviſchen Völkerſchaften in Welt und Geſchichte darzuſtellen verſucht und das Gemälde bis zur Unterwerfung der Slaven unter das ſüße Joch des Evangeliums (circa 1000 nach Chr.) fortgeführt. Nun aber ſpielt der erſte Act des großen Slavendrama's zu gleicher Zeit in den untern Donauländern wie in den Ober- und Elbegauen, in Thracien, Macedonien, Epirus und Griechenland mit derſelben Nachhaltigkeit und mit derſelben drängenden Wuth wie in den Brandenburger Marken, wie auf Rügen, in Mecklenburg, in Kärnthen und Oſttirol. Die Aeonen lang gezügelte, eingekeilte, gefeſſelte Kraft hat plötzlich die Dämme überwältigt und ſich in wilder Fluth über Weſt und Süd ergoſſen. Dieß iſt die einfache Thatſache, welche Hr. Schafarik in ſeinem Buche conſtatirt, germaniſche Gelahrtheit aber nur erſt zur Hälfte begriffen hat. Die Reaction, einerſeits der germaniſchen Stämme, und andererſeits des byzantiniſchen Kaiſer-Pontifex wider das allen europäiſchen Grundbeſitz bedrohende, höchſt expanſive und zäh heidniſche Slaventhum mit der endlichen Sühne im Taufbecken bilden, bei einiger Nachhülfe durch des Leſers Phantaſie, den zweiten und dritten Gedanken des Werkes, das ſonach keineswegs als ein ſchwebendes, ſondern als ein in ſich abgeſchloſſenes Product ſlaviſcher Muſe zu betrachten iſt.

Wenn nun Hr. Schafarik bei dieſer Sachlage die eigenthümlichen Syllogismen der Deutſchen lieſt, geſtattet man ihm gerne daß er ein wenig lächle. Nur ſoll er nicht laut und nicht anhaltend lachen, weil man es ſonſt bei unſerer Empfindſamkeit in ſolchen Dingen am Ende noch übel nähme. Zehn Dutzend Compendien der Logik, d. h. Anweiſungen zum richtigen Denken, iſt das wenigſte was man in Deutſchland jährlich drucken läßt, und doch will man unſere Tactfeſtigkeit in dieſer einfachſten aller philoſophiſchen Disciplinen verdächtig machen? Wir ſind hier nur Berichterſtatter, nicht Ankläger. Alle Schuld wird Hrn. Schafarik zugeſchoben, der es unlogiſch findet ein hiſtoriſches Factum auf der einen Seite zu glauben weil man es durch ſchriftliche Denkmäler zwar nicht im Anfange aber doch am Ende kennt, auf der andern Seite aber daſſelbe hiſtoriſche Factum ungläubig zu verwerfen weil man uns den Anfang wie das Ende mit gleicher Gewißheit überliefert hat. Bei ſolchen Anſichten über die Dinge in der illyriſchen Halbinſel lieſt man beim Verf. wahrſcheinlich einige Lobſprüche auf F.........r, der mit geringen Hülfsmitteln und noch geringern Vorkenntniſſen bloß durch Leſung der Byzantiner und Studium des griechiſchen Bodens ſchon zehn Jahre früher auf ganz ähnliche Ergebniſſe verfallen iſt und dieſelben, wenn auch nicht ſo gründlich, nüchtern und methodiſch wie Hr. Schafarik, doch für einen „unwiſſenden Deutſchen“ noch erträglich genug zuſammengeſtellt und veröffentlicht hat. Auch verſahen wir uns gleichſam zur Sühne für Benannten um ſo eher eines freundlichen Wortes, da er in Deutſchland ſelbſt nicht immer dem Vorwurf unpatriotiſcher Hinneigung zum Slaventhum entgangen iſt. Ja, bei Anſicht der Stelle (II, 190): „Die vorzüglichſten Schriftſteller unſeres Zeitalters laſſen die Anſiedelung der Slaven (in Hellas und Peloponnes) von der Mitte bis zu Ende des 6ten Jahrhunderts vor ſich gehen,“ zweifelten wir keinen Augenblick in der untenſtehenden Note auch den Namen Fallmerayer zu leſen. Aber ſieh da, Zinkeiſen und Heilmaier werden unter den vorzüglichſten Schriftſtellern als diejenigen genannt die über Slaviniſirung Griechenlands in unſerem Zeitalter zuerſt das Wort erhoben. Selbſt bei der Analyſe der Slavengaue Morea's wird der Verf. der „Geſchichte Morea's im Mittelalter“ noch immer nicht genannt. Erſt am Ende des langen Abſchnittes, über die bulgariſchen, d. i. byzantiniſchen Slaven kommt er als Sammler eines Verzeichniſſes ſlaviſcher Ortsnamen des mainatiſchen Gebirges vor. Hr. Schafarik iſt gegen F.........r nicht etwa feindlich geſinnt, er iſt weder kritiſch ſtrenge wie der ſelige Kopitar, noch erboſt und unhöflich wie Greverus, er ignorirt ihn, ſein Buch und ſeine Ideen völlig, was noch weit ſchlimmer als offene Fehde iſt. Hr. Schafarik macht es in dieſem Punkte faſt wie die Gräfin Ida Hahn-Hahn; was andere vor ihm geleiſtet, achtet er für nichts und wandelt unabhängig ſeiner Wege an das Ziel. Man ſehe in dieſer Bemerkung ja etwa keine Beſchwerde über litterariſche Gewerbsbeeinträchtigung, noch denke man an kleinliche Eitelkeit mit welcher Leute unſerer Beſchäftigung ohnehin nur ſelten behaftet ſind. Im Gegentheil, Hr. Schafarik hat einem viel Geplagten und Angefeindeten endlich Amneſtie verſchafft, und die Gegnerzunft hat künftig ihre Höflichkeiten nicht mehr an F., ſondern an Zinkeiſen und Heilmaier zu adreſſiren, die allein am Unheil ſchuldig ſind.*) Vielleicht iſt aber Hr. Schafarik durch ein Uebermaß von Gelehrſamkeit, ſlaviſcher Verſtandesſchärfe und feinem Tact in der Hauptſache doch auf andere oder auch nur auf reichhaltigere Reſultate gekommen als die früheren Forſcher die er ignorirt? Dieſes iſt ihm nirgend gelungen! Er muß ſogar die von uns aufgeſtellte ſlaviſche Bedeutung des Namens „Morea“ zugeſtehen, und zugleich bekennen (II, 234) daß die Völker- und Ortsbenennungen Griechenlands nicht etwa nur auf Karpathen und Weichſelländer, ſondern unwiderleglich auf den „hohen Norden“ des eigentlichen Moscowiterlandes deuten, woher ſie mit der neuen Bevölkerung bis in den innerſten Peloponnes gedrungen ſeyen. Nur wird der ohnehin froſtige Erzähler in dieſer Abtheilung ſeines Buches noch froſtiger, noch unzuſammenhängender und noch einſylbiger, gleichſam als verdrieße es ihn daß man die Sache ſchon früher als er und nicht ganz ohne Erfolg behandelt habe. Ruhige Kälte und Gleichgültigkeit in helleniſchen Dingen iſt ein auffallender Zug im Charakter der ſlaviſchen Völker, während bei den Deutſchen überall das Gegentheil hervortritt. Man weiß ja

*) Bekanntlich hat ſich Hr. Zinkeiſen in Deutſchland zuerſt gegen die Niederlaſſung ſlaviſcher Coloniſten in Griechenland erklärt. Hr. Heilmaier hat über „romaniſche Sprachen“ zwei Schulprogramme geſchrieben, an denen nichts als die Kürze zu tadeln iſt.

Digitized by Google

wie ſtudentenhaft ſich unſer Blut erwärmt ſo oft die Rede auf Alt- oder Junghellas fällt. Hellas iſt für uns noch immer der Inbegriff irdiſcher Glückſeligkeit und Vollendung, es iſt das verlorene Paradies der Schulgelehrten, das Land der Schattenhaine und der rauſchenden Silberſtröme; nicht gemeine kurze Menſchenkinder wie in Deutſchland, nein, incarnirte Olympier mit ſchwunghaftem Wuchs und wundervoller Schenkelſymmetrie wandeln unter joniſchen Säulengängen und hellgrünem Heſperidenlaub, angethan wie die üppigen Marmorbilder in den Prunkſälen von München und Berlin. In dieſen marmornen Magiſterhimmel mit der goldenen Felderdecke führt Hr. Schafarik ſeine ruſſiſchen Milenzer und Inſerzer, ſeine Nowgoroder und Bereſinaſlaven als Coloniſten ein; und wenn ſein Buch in Deutſchland wenig geprieſen und noch weniger geleſen wird, ſo fällt der Grund deutſcher Ungunſt nicht auf angebornen Slavenhaß, nicht auf das Dürre und Sandige der Compilation, ſondern auf die froſtige Blasphemie mit der er Traum- und Phantaſiegebilde unſerer Schule ſtört. Stelle der wandernde Ueberzügler vom Ilmenſee auf den romantiſchen Triften des Alpheusſtromes oder im grünen Eurotasthal, auf den buſchigen Auen der Lauſitz oder mitten unter Kieferwald und Sanddünen der Elbeufer ſeine Hürde auf, für Hrn. Schafarik macht das keinen Unterſchied, das eine ſagt er wie das andere ohne Steigerung oder Senkung des Redetons, und ohne daß der Name Arkadien ſeine farbloſe matte Seele wärmer anhauche als der Name Ukermark. Für die Sache ſelbſt und für die Wiſſenſchaft bringt dieſes Phlegma nur Gewinn. Oder trägt nicht häufig das froſtige Gemüth über den enthuſiaſtiſch aufgeregten Schwindler im Forſchen und Prüfen den Vortheil mit dem Sieg davon? Bavareſiſche Gegner rühmen ſich zehn Jahre lang Griechenland durchzogen und nirgend, weder in Sprache noch in Phyſiognomie, eine Spur des Slaventhums entdeckt zu haben. Der kühle Schafarik hat nicht nur Hellas nie betreten, er kennt ſogar das Land auch durch geographiſche Studien nur ungenau, und doch iſt ihm nicht entgangen daß ſich ſlaviſche Sprache im nördlichen Theile Acarnaniens ſogar als lebender Dialekt, als Mutterſprache freier Hellenen bis auf den heutigen Tag erhalten hat: „Die Ortſchaften um Wojnitza (Vonitza) und am Meerbuſen von Arta, namentlich die Dörfer Konidari, Babini, Zadeda, Sklaveni u. a. reden bis zu dieſer Stunde ſlaviſch wie man es vor nicht gar langer Zeit auch im Diſtrict von Maina noch geſprochen hat.“

Die Frage iſt nur ob in Deutſchland noch länger die excentriſchen Sprünge der Schulphantaſten über beſſere Erfahrung und nüchternes Wiſſen den Preis gewinnen ſollen? Man iſt Hrn. Schafarik wahrhaft für die unwillkürlich geleiſtete Hülfe der Sache wegen zu Dank verpflichtet. Daß auf oſtrömiſchem Boden ſlaviſche Nationalität großentheils in die gräcobyzantiniſche überging, iſt für den Verf. kein Gegenſtand der Betrübniß und der Melancholie. Ihn grämt nur Niederlage und Verwandlung ſlaviſchen Blutes in den Oder- und Elbegegenden, und das unverkennbare noch immer nicht zu hemmende Zurückweichen ſeines Stammgenius vor deutſchem Uebergewicht. Das iſt der Grundgedanke ſeines Buches.

Deutſche Dichter aus Oeſterreich.

Alljährlich kommen ſie zu uns aus ihren Alpen, aus ihren Karpathen, aus ihrem Böhmerwalde, und ſteigen über das Erzgebirge in die Niederungen der Elbe, der Pleiße, um hier wie umgekehrte Zugvögel, die den Norden ſuchen, Saiſon zu machen. Sie ſuchen eigentlich Deutſchland. Denn in der großen Kaiſerſtadt ſpricht man noch immer: da draußen in Deutſchland! Einige dieſer Zügler die Deutſchland aufſuchen, ſchreiten ſtumm, verhängt, felſenfeſt verſchloſſen unter uns einher. Es ſind das die Hochgebirger, wie Anaſtaſius Grün, der fern von den iſtriſchen Bergen, zwiſchen denen Deutſchlands Name ſich ungewiß verliert, von ſeinem Thurn am Hart vor Jahren über die Elbe zog, um nach dem Rhein zu wallfahrten. Dieſe Wandervögel aus Oeſterreich eilen mit ſcheuer Haſt an der deutſchen Wirklichkeit vorüber, ſie gehen in Wald und Berg alten Sagen und Mährchen nach. Ich weiß nicht ob Vater Rhein vor den ſinnenden Blicken dieſer Geiſterſchauer aus den grünen Wogen leibhaftig ſein Haupt erhebt. Ich weiß nur daß es ein öſterreichiſcher Dichter war, Zedlitz, der den Zauber des alten Stroms und eine fabelhafte Nixenfahrt auf ſeinem Grunde mit der ganzen Anmuth einer begeiſterten und verzückten Kinderſeele beſang. Einige von Oeſterreichs gefeiertſten Dichtern haben Deutſchland nie geſehen. Grillparzer, der Mann mit dem ſchwer verhangenen Auge, ſitzt wie gebannt in der freudeberauſchten Kaiſerſtadt. Es koſtet ihm ein volles Jahrzehnt, ſich von der Wiener Scholle loszureißen, und wenn es geſchieht, wie vor kurzem, ſo zieht er die Donau hinunter und beſucht Byzanz. Der traumreiche Orient gilt ihm mehr als Deutſchland. Er fürchtet wohl die Spuren alter Mährchen und alter Träume bei uns nicht mehr aufzufinden? Er hat vielleicht recht. Für den ſchwellenden Pfühl der weichen Ottomanen die Oeſterreichs Dichter ihrer Phantaſie und Sprache gern unterbreiten, haben wir nur einen harten Boden und eine Wirklichkeit voll Kampf, Zwieſpalt und Noth zu bieten. Beſſer dann ſie bleiben heim oder laſſen ſich von den alten Reizen, von der ewig hinſterbenden Schönheit Italiens locken. Für die Schwelgerei der Empfindung bietet die Arbeit des jetzigen Deutſchlands eine zu herbe Koſt. Beſſer ſie bleiben daheim und wiſſen gar nichts von uns, als wenn ſie mit der Blaſirtheit der vornehmen Suffiſance auf unſern Landſtraßen hin- und hereilten und nach dem mißlichen Comfort unſerer Hotels ſich Deutſchland conſtruirten. Das iſt namentlich einem begegnet der im Fluge durch Süd- und Mitteldeutſchland eilte, in jeder Sopha-Ecke über den Mangel an politiſcher Freiheit klagte, über unſere nächſten Fragen die Achſel zuckte, über unſere parlamentariſche Debatte, wie über ein Faß der Danaiden, die Naſe rümpfte. Die Phantaſie ſieht Geiſter, aber auch Hirngeſpinnſte. Wenn ſie

Digitized by Google

die bittere Wahrheit verſüßen will, warum nimmt ſie oft in übergroßem Eifer die Lüge zu Hülfe? Dieſe Umkehr der Dinge gehört zum uralten Fluche der auf der menſchlichen Hand ruht; er wandelt Gold in Blei, die Quelle der Luſt zur Quelle der Trübſal, und die lichte Tochter der Himmliſchen webt uns zur Betäubung mehr als zur Linderung des Wehes jene Nebel ums Auge, die uns unfähig machen die feſte Geſtalt der Wahrheit und der Wirklichkeit zu ertragen.

In Nikolaus Lenau's Geſängen iſt kein krankhafter Drang, kein eiteles Gelüſt, keine Abirrung von Wahrheit und Natur. Ein ſo edles, feſtes Dichterherz iſt immer geſund, aber oft ſo zart und leiſe beſaitet wie eine Nolimetangere, die, aller Berührung von der Außenwelt abhold, ſich immer ſcheuer in ſich ſelbſt verkriecht. Dieſe Scheu vor der lebendigen Welt iſt Oeſterreichs tiefſten Dichtern eigen. Sie hüllen ſich in ſiebenfache Schleier, und ein Gram, der in ihren Herzenswinkeln niſtet, zwingt ſie in Bildern zu denken, in Bildern zu ſprechen. So wird der Zwieſpalt in ihrer Bruſt nicht gelöst, der Zwiſt einer freien Seele mit Gott und Welt nicht ausgefochten; ſie ſtürzen ſich mit Wolluſt in die Nebel jenes Zwielichts, das uns bald wie junger Morgen, bald wie müder Abend erſcheint, und die Phantaſie brütet mit ſchwerem Fittig über einer Welt voll ewiger Dämmerungen. Lenau iſt der edelſte und tiefſte Ausdruck dieſer Stimmung. Dieſe Stimmung des Poeten der Welt gegenüber iſt eine ſittliche, mithin weder unnatürlich noch kränklich. Der Geiſt, der ſich dem Kloſterdienſt dieſer dichteriſchen Weltentfremdung hingibt, verräth in ſeinem Verhalten eine Bürgſchaft ſeiner Kraft, in ſeiner Abſonderung die Reinheit einer in ſich ſelbſt geſicherten Seele. Das heiter ſtrahlende Wien zahlt viele ſolcher Gemüther, auf denen ein Gram wie ein Bann laſtet. Dieſer Gram macht reif für die Unſterblichkeit. Hier und da fällt aber für dieſe Zeitlichkeit ein Opfer. Der Geiſt bleibt willig, aber das Fleiſch wird ſchwach. Es iſt bei Lenau nur phyſiſche Störung, was ihn am freien Gebrauch ſeiner Lebensgeiſter hindert.

Ueber das Erzgebirge kommen die Jüngeren Jahr aus Jahr ein herübergezogen, immer neue Geſtalten, ſehr verſchiedene Naturen mit gebundener Kraft im Herzen, mit noch ganz heimlich entfalteten Schwingen; die Sehnſucht nach Deutſchland macht ſie flügge. Mancher bleibt an dieſem oder jenem Orte hangen, die deutſche Wirklichkeit entſpricht nicht ſeinen Vorſtellungen und er kehrt blöde und niedergedrückt wieder heim. Den Gedanken an eine nationale Geſammtheit die wir Deutſchland nennen, dieſen Inbegriff alles deſſen was uns in der Reihe der Völker als eine geiſtige Größe hinſtellt, auf dieſer oder jener beſonderen provinciellen Scholle nicht fahren zu laſſen: dazu gehört noch immer ſehr viel Muth, ſehr viel Entſagung, und faſt das Martyrthum einer im Stillen gewaffneten Kraft.

Ein einziger von den Sangvögeln aus Oeſterreich ſchien bei uns ausdauern zu wollen. Die deutſche Studentenwelt hielt ihn feſt, der Leipziger Büchermarkt lieferte eine ganze Reihenfolge ſeiner Geſänge. Selten hat eine ſo zarte Pſyche eine ſo mächtige Flügelkraft entfaltet. In ſeinen „Nächten“ ſchried der jugendliche Apollino in der Geſtalt eines deutſchen Studenten aus dem Ungarnlande ſeine glühenden Freiheitsträume. Er nannte ſie damals gepanzerte Lieder; aber jeder ſeiner Verſe glich weit mehr einem Strome von rothem Herzblut als einem Panzer von Eiſen. In ſeinem „fahrenden Poeten“ gab er ſeine ganze volle Seele an Deutſchland hin. In ſeinem „Janko“ beſann er ſich auf ſein Heimathland und ſang vom verwilderten Sohn der braunen Haide ein Lied. In ſeinem „Saul“ tauchten in der Seele des jungen Chriſten die mächtigen Geſtalten der alten Bibel wieder auf. Soviel ungariſche Glut der Sinne und ſoviel deutſche Muſik der Seele, ſoviel Naturkraft des alten Bibelthums und ſoviel chriſtliche Anmuth und Milde, ſoviel Sturmdrang und Grazie waren noch nicht vereint erſchienen wie in Karl Beck's Geſängen. Sie wirkten in dem Gemiſch dieſer verſchiedenen Elemente entweder befremdend oder bezaubernd. Wer den Kämpfen dieſer wilden Kraft in einer urſprünglich zartgefühlten Natur mit ruhigem Blick zuſah, konnte nicht fürchten, hier ſey ein bloß vulkaniſches Phänomen das ſich raſch in ſich ſelbſt erſchöpft. Es ſind hier nicht einzelne losgelaſſene Kräfte lautgeworden, ſondern ein ganzer voller Menſch, und ein ſolcher gibt die Bürgſchaft, er werde ſich harmoniſch in ſich ſelbſt und zugleich in unſerer deutſchen Gegenwart zurechtfinden. Beck kehrte nach Ungarn zurück, erſchien aber bald wieder unter uns; ein Ungefähr hält ihn ſeit Jahr und Tag in Berlin feſt, wo er ſchon um der großen deutſchen Frage willen, ob er als Dichter zulaſſig ſey, für eine poetiſche Merkwürdigkeit gilt. Er hat mit großer Emſigkeit in der neuen Ausgabe ſeiner Gedichte die frühere Bilderwuth einer überhitzten Phantaſie gemildert. Sein Gedanke hat an feſter Klarheit gewonnen; ſein Gefühl nicht an Schwung verloren. In ſeiner „Auferſtehung“ überkommt uns der alte geflügelte Sturmdrang ſeiner erſten Kraft. Dieſe Kraft iſt noch immer ſo ſchwelgeriſch wenn ſie ſich Raum ſchafft in Wort und Bild, aber ſie iſt zu einer ſittlichen Macht erwachſen, die es ſich zutraut über das Zeitalter zu Gericht zu ſitzen. Es wandelt uns in dieſer dithyrambiſchen Ode etwas von dem ſchweren Athemzug eines jener alten Propheten an, die über die Welt ihr Wehe rufen. In dieſem Hochgefühl verräth ſich wohl hier und da eine fieberhafte Stimmung die ſich auf Momente übernimmt, ſich überbietet und dann nicht leicht zur Wirklichkeit und zur Geſtaltung einer in ſich ſelbſt getragenen Welt den Uebergang findet. Dieſe Pſalmodie mit dem wunderbaren Aufruhr aller Lebensgeiſter eröffnet uns eine neue Epoche des Dichters, kann aber ſelbſtändig für ſeine Beichte und ſein Glaubensbekenntniß gelten. Dieſe Dithyrambe iſt zugleich eine Einleitung zu künftigen Geſängen, ein Gebet um ein Lied, das dieß zerſtreute und zerfloſſene Zeitalter mit mächtigem Arm zu erfaſſen vermöchte. Hier und da erinnert uns dieſe rauſchende Hymne an die alten polniſchen Staroſten die beim Gloria den Säbel ziehen, beim Sanctus ihn wieder raſſelnd in die Scheide ſtoßen.

Wenn ſie nicht in Perſon zu uns kommen, ſo ſchicken ſie Schwarz auf Weiß ihren innern Menſchen herüber, und Leipzig fördert ihre Träume und ihre Seufzer auf den deutſchen Lebensmarkt. So erſchienen ganz kürzlich Gedichte von Alfred Meißner. In dieſem Sänger aus Böhmen, der zugleich ſeiner älteren Herkunft nach als Enkel des deutſchen Boccaz, des Verfaſſers der „Skizzen,“ zu uns nach Sachſen herübergehört, lernt das deutſche Publicum eine ganz neue, merkwürdige, tiefſinnige Natur kennen. Es iſt ein beſcheidenes Bändchen; der Dichter gab vielleicht damit eine Auswahl ſeiner Verſe; ihr Inhalt wiegt um ſo ſchwerer. Ein böhmiſches Herz wird hier in ſeinen dunklen Schmerzen laut. Hier und da überraſcht uns eine aufblitzende huſſitiſche Verwegenheit; aber die Trauer drückt uns bald wieder zu Boden. Mit ihrem gramſchweren Fittig brütet die Muſe über Gräbern. Wir wandeln durch Prag, das Rom der Czechen, die alte Gräberſtadt. Auch Venedig findet ſeine Feier; die drei Gedichte „Venezia“ gehören, ſo oft auch die Lagunenſtadt beſungen ward, zu den ſchönſten Elegien auf dieß ehemalige alte Rom des Meeres. Dieſer Wandel unter Trümmern führt faſt zu jener düſtern Wolluſt, die abgekehrt von der Sonne des Tages mit Geſtalten der Nacht ver-

Digitized by Google

kehrt. Die Poeſie, die heitere Göttin, die Spenderin des Lebens, athmet hier auf ihrem Gange durch Katakomben faſt das metaphyſiſche Gelüſt das in dunkler Nachtſtunde Geiſterſchau hält und die großen Todten vor uns heraufbeſchwört. So fluchbeladen, vergeblich nach Sühne ſuchend, erſcheint uns hier die Muſe. Das Gedicht „Viſion“ iſt der bezeichnendſte Ausdruck dieſer Stimmung. Im Gedicht „Jubel“ ſteigert ſich der Schmerz bis zu jener Trunkenheit die ſich gern in bacchantiſche Luſt verwandelt. Das kranke Herz bettet ſich hier auf ſeinem Gram wie auf weichen Polſtern der Ueppigkeit. Dieß Gedicht iſt vielleicht das ſchönſte der ganzen Sammlung, weil der Poet die Schrecken der inneren Nacht hier überwindet, indem er traut mit ihnen wird und ſie liebgewinnt. Aber der dichteriſche Schmerz führt zu einer Schwelgerei der Phantaſie, und ſie, die uns tröſten, uns erquicken, den lichten Saum am fernen Horizont uns feſthalten ſollte, wird zur Bacchantin, die in der Verzweiflung einen Stachel zur Luſt ſieht. Hier ſtehen wir an dem Punkte, wo die Poeſie aufhört unſere Retterin zu ſeyn, wo ſie anfängt uns mit der Lüge der Selbſttäuſchung zu umſpinnen. Das Wohlgefühl in Schmerzen entnervt, und je mehr die Stimmung der Nobili im Volke dieſem Hange nachgeht, deſto ſtärkeres Gegengift verſchafft ſich das Volk ſelbſt in baarem blankem Spaß. In Italien iſt dieſer Zwieſpalt zwiſchen der Bildung und dem Volke in ſcharfen Gegenſätzen ausgeprägt. Die Edlen trauern, der Pöbel iſt kindiſch; auf beiden Seiten aber iſt die Spannkraft gelähmt. Wir können freilich dieſe Melancholie der Seele in den Tönen unſerer Sänger nicht fortwünſchen; in dieſen Stimmungen haben ſie ihren edelſten Ausdruck. Lenau mit dem magiſchen Dämmerſchein ſeiner brütenden Waldnachtſchatten iſt hier der Hoheprieſter, Byron das Idol. Alfred Meißner hebt mit dem ganzen Zauber ſeiner Entzückung auch Georges Sand auf den Altar. Selbſt den tiefſinnig abgeirrten Hölderlin zieht er in den Kreis ſeiner „Geſtalten;“ er möchte ihm ſchon deßhalb, weil ſich dem Unglücklichen die Sonne des Tages in dunkle Nacht verkehrte, einen Tempel der Unſterblichkeit bauen. Die Sprache Alfred Meißners iſt hier vielleicht am ſchönſten, die Grübelei der Empfindung feiert hier ein Feſt. Aber dieſer nächtliche trübe Todten- und Heiligendienſt iſt noch lange nicht die ächte, freie, lichte Gottesverehrung.

Eine abermals neue Geſtalt aus Böhmen tritt uns in Moritz Hartmann entgegen. Eine ziemlich ſtarke Sammlung ſeiner Gedichte erſchien vor kurzem in Leipzig unter dem Titel „Kelch und Schwert.“ — Es iſt nicht vortheilhaft, daß der Lyriker faſt nicht anders vor der Welt auftritt als mit der Zumuthung, uns ſofort für ſeine ganze Perſon zu intereſſiren. Eine Sammlung lyriſcher Verſe nöthigt uns gleich den ganzen Menſchen auf, gibt uns auch die kleinen Schöpfungen ſeiner Nebenſtunden in ſolcher Geſammtausgabe aller ſeiner dichteriſchen Anwandlungen zum Beſten. Hartmanns eigenthümliche Natur würde ſich mit einem Drittheil ſeiner Verſe vortheilhafter in ihrem Kern gegeben haben. Wir errathen freilich, weßhalb ſich hier abſichtlich mehr als zwanzig Bogen zuſammenfügen mußten. — In dieſem Sänger aus dem Böhmerwalde iſt nicht vorherrſchend jene brütende Schwermuth, die mit den Gebeinen der Todten tiefſinnig ſpielt, mit dem Athemzug der Geiſter um Mitternacht buhlt. Hier iſt mehr ſanguiniſches Element lebendig, mehr Hang zum Aufſchwung, mehr ſinnliche Kraft; deßhalb in ſeinen Gedichten mehr Hinneigung zur Sangweiſe. Meißners Tiefſinn mit ihrer metaphyſiſchen Elegie bringt es nicht zum ſangbaren Liede. Dafür verräth ſich freilich in ihm zuviel gewiſſenhafte Scheu, um loſen Inhalt mit polternden Verſen hinzuſchleudern. Moritz Hartmann bringt uns — Dank der Preßfreiheit über zwanzig Bogen! — manches dünne Sonett und Lied, das weder in ſeinem Inhalt neu, noch in ſeiner Form vollendet iſt. Erſt mitten im Buche taucht ſeine eigenthümliche Natur hervor. In ſeinen Liedern aus der Gegenwart wird ein Huſſit mit der Sturmhaube fühlbar; in ſeinen böhmiſchen Elegien wiegt er ſich wehmuthvoll in nationalen Erinnerungen und Träumen, die uns, zumal bei einem jungen Manne, der mit hochklopfendem Herzen zum erſtenmal in die Welt tritt, bei weitem nicht ſo gefährlich bedünken, als ſie nach Zeitungsberichten an einigen Orten erſchienen ſeyn ſollen. Jedenfalls liegt darin nichts von dem dumpfen Czechenhaß gegen die Deutſchen; vielmehr ruft er ſeinem Vaterlande zu:

„An Deutſchlands Halſe wein' dich aus,
An ſeinem ſchmerzverwandten Herzen.“

Was ſich zur Singweiſe, zum Liede hinneigt, das in friſchen Kehlen laut wird, müſſen wir als beſonders glücklich begrüßen. Völkerſchmerz iſt bei ihm wie bei Meißner das Thema. Nicht ſelten begegnen ſie ſich bei ganz verſchiedenem Naturell in demſelben Stoffe. Meißner ſchildert in der Schenke die fragmentariſchen Geſtalten dreier Nationen; ein Italiener bietet in der Fremde die großen Männer ſeines Volks als Gypsfiguren feil; ein Zigeunermädchen tanzt blind zwiſchen Eiern; ein kranker Pole ſchlägt fieberwund die Harfe. Hartmann läßt einen Zigeuner, einen Juden, einen Polen in der Schenke zechen und Brüderſchaft machen; jedem aber vergällt ſich der Trunk beim Gedanken an ſein Volk. Hartmanns Ballade iſt weniger weich und aufgelöst, ſeine Sprache iſt ſtraffer und ſchlagender. In Meißner hat der elegiſche Tiefſinn ſich ſchon im vollendeten Wohllaut ausgeprägt. In Hartmanns friſcher Kraft ſteckt vielleicht eine vielſeitige dichteriſche Perſönlichkeit, ob ſie ſchon vor der Hand ſich nur ankündigt, manchmal noch etwas unreif zu Tage tritt. Ich zweifle, ob das moderne Talent lediglich in der Lyrik ſeine Aeußerung zu ſuchen hat. Zur Vollendung einer wirklichen Dichternatur gehört nicht bloß daß dann und wann ein Ton auf der Leier glückt; unſer Zeitalter fordert die Herausbildung des ganzen Menſchen, der ſeine Gegenwart in ihren lebendigſten Intereſſen erfaßt. Lyrik iſt eine Sonntagsfeier im Feſtornat. Deutſchland verlangt Tag für Tag ſeine Arbeiter im Weinberg.

Indem wir die Reihe deutſcher Poeten aus Oeſterreich überblicken, müſſen wir noch Rudolf Hirſch hervorheben, denſelben, der ſich auch als Liedercomponiſt einen Namen macht. Er leitete in Leipzig längere Zeit ein Blatt, lieferte zwei Bände Sonette und Balladen und kehrte dann aus freiem Antrieb in den öſterreichiſchen Staatsdienſt zurück. Mähren iſt ſeine ſpecielle Heimath, Piſino unfern Trieſt ſeit Jahr und Tag ſein amtlicher Aufenthaltsort. Auch in dem fernen Iſtrien, umgeben von italieniſchen Lauten, iſt die deutſche Muſe in ihm nicht verſtummt; wir hören von einem neuen Bande Romanzen, der in Wien kürzlich von Hirſch erſchien. Hirſch iſt auch in ſeinen Verſen Muſiker. Dazu geſellt ſich für ſeine Ballade ein ſchönes, formelles Talent. Die innere Poeſie in ihm iſt weniger eigenthümlich.

Dieſe innere Welt des Gefühls, die den Kern einer eigenthümlichen Dichternatur offenbart, verräth ſich in Heinrich Landesmann mit einer ſeltenen Macht. Dieſer böhmiſche Sänger hat ſich bisher nur in zerſtreuten Gedichten angekündigt; eine größere Schöpfung, Abdul, brachten vor einiger Zeit die „Grenzboten“ von ihm. — Oeſterreich hat in den Verſen ſeiner Dichter ſeine Philoſophie. Dieſe Dichter ſind die Metaphyſiker Oeſterreichs, ob ſie gleich in Bildern denken. Ariſtoteles ſagt, das Philoſophiren beginne damit an allem zu zweifeln. In Landes-

Digitized by Google

manns Abdul, dieſem tiefſinnig ſchönen, mit allem Zauber einer orientaliſchen Fülle der Sprache erzählten Mährchen, ſitzt die Verzweiflung auf der nackten, felſigen Endſpitze aller Dinge dieſer Welt. Hier iſt alſo noch mehr, als was Ariſtoteles als den Anfang des Philoſophirens ſetzt. Hier iſt ſchon eine reiche Welt des Genuſſes hinter uns, der Nachgeſchmack einer überreifen Cultur treibt den Dichter in die menſchenleere Oede zwiſchen Klippen und Geſtein, wo er in der kargen Stille des Einſiedlers den in der Fülle des Lebens verlorenen Gott wieder ſucht. Hier oder nirgends iſt poetiſcher Pantheismus, der die Natur an ihren geheimſten Herzſchlägen belauſcht und in ihren Pulſen den Gott, der ihm als Perſon verloren ging, wieder fühlt. Der Dichter findet nur leichter als der Denker die Verſöhnung, weil ſein gutes warmes Herz die Schauer des nackten Gedankens raſch verdrängt.

Man ſucht in Oeſterreich friſche ſinnliche Kraft, und findet unter ſeinen Dichtern ſo düſtere Geſtalten! Dieſe brütende Melancholie der ſchwerbefiederten Muſe nimmt aber nicht die Leiden der Welt auf ihre Schultern, hat nicht den unerbittlichen Forſchertrieb jenes Fauſt, der nicht ruht bis er ſich an Himmel und Hölle die Pforten entriegelt; ſie gibt ſich den dunklen Lebensſchmerzen über Dieſſeits und Jenſeits wie einem weichen Pfühl mit ſchwellenden Kiſſen hin. In Heinrich Landesmanns Gedichten athmet faſt die ſchwelgeriſche Luſt des Orientalen, der ſich an den Fatalismus Gottes und der Welt hingibt. So wird in öſterreichiſchen Talenten ſelbſt die metaphyſiſche Abſtinenz zu einer Wolluſt des Gedankens, und der felſenfeſte Glaube des deutſchen Fauſt, der ſich in dem Worte des griechiſchen Weiſen: Πάντα ῥεῖ zuſammenfaßt, verdampft mit dem üppigen Ambraduft ihrer Dichtungen.

Was ſie befreien könnte von der Schwüle dieſer Betäubung? — Nicht der Vers mit ſeiner Muſik. Vielleicht die Proſa mit ihrer unermüdlich ordnenden, geſtaltenden Thätigkeit. Oeſterreich hat ſo wenige Darſteller in ungebundener Rede, als wenn ſich erſt noch die Frage ſtellen ließe, ob es auch Dichter in Proſa gibt. Und doch regt es ſich auch in dieſem Gebiet. Wir kennen Joſef Rank, einen naiven Naturpoeten im Felde des Romans, aus ſeinen böhmiſchen Skizzen und ſeinen „Vier Brüdern aus dem Volk.“ In Adalbert Stifter, einem Deutſch-Ungarn, der einen Band „Studien“ brachte, regt ſich ein verwandter Naturaliſt. Rank hat ſich in ſeiner Naivetät vor Manierirtheit, Stifter in ſeinem Feuer und bei dem Fonds ſeines Gehaltes vor Verworrenheit zu hüten. Bei weitem feſter, klarer und doch zugleich eben ſo warm und tief iſt Iſidor Heller, der in zerſtreuten Novellen böhmiſche Bilder aus der Wirklichkeit lieferte. — Der Vers verklärt die Wirklichkeit oder hilft über ſie hinweg und gibt ſie auf; die Proſa durchdringt ſie.

Jeruſalem.

Eine Skizze.

Es graute der Morgen des 8 Juli. Ich lagerte mit meinen Kamelen und Arabern unter einem vollbuſchigen Olivenbaume im Thal Ajalon. Meine Araber liebten es ſeines friſchen Quellwaſſers halber; ich verſetzte mich in die Zeit Joſua's zurück, der an dieſe Landſchaft die Erinnerung ſeiner glorreichen Kriegsthaten geknüpft. Wer gedächte ſeiner Worte nicht: Sonne, ſteh ſtill zu Gibeon, und Mond, im Thal Ajalon! Latrun, das ſeinen arabiſirten Namen der alten Mönchsbezeichnung als domus boni latronis — als Heimathsort jenes begnadigten Schächers am Kreuze — verdankt, hängt ſüdweſtlich am Hügel. Ueber Latrun ſchaute noch weſtlicher vom runden Gipfel der Höhe eine Burgruine hernieder. Man konnte keine ſchönere Lage zu einer Wartburg wählen. Gehörte ſie zu dem alten Emmaus (nicht dem neuteſtamentlichen) und dem ſpäteren Nikopolis, ſo mag ſie wohl den Makkabäern vortrefflich gedient haben. Wir ritten nun die Gebirge von Judäa hinan. Eine Strecke lang machte ſich's maleriſch genug; es fehlte nicht an Baumwuchs und an hohem Strauchwerk. Ich glaubte im Charakter dieſer Strecke etwas Aehnliches von unſerem Odenwalde zu erkennen: breite runde Hügel lagen neben und über einander. Aber bald wurde es öder, felſiger, ſteiler. Nach einem mehrſtündigen mühſamen Ritte hielten wir am Abfalle des Gebirges bei einer impoſanten Ruine, ich glaube einſt Kirche der Templer. Ich beſuchte das Innere; wo noch viele mächtige Säulen ſtehen, auch einige Malereien noch ſichtbar ſind. Sie liegt dicht bei dem ſtattlich aus Steinen gebauten Kuryet el-Enab (Stadt des Weins), worin man das alte berühmte Kiriath Jearim (Stadt der Wälder) wieder erkennen will, das zu Samuels Zeiten die Bundeslade aus den räuberiſchen Händen der Philiſter zu ſich holte. Zu unſerer Rechten ſahen wir auf ſchöner Bergſpitze thronend Soba, das mit Samuels Geburtsort Rama und mit dem Arimathia der Evangelien zuſammenfallen ſoll. Wir genoſſen eine Strecke Wegs lang dieſen erhebenden Anblick. Jetzt ritten wir von einem der höchſten Höhepunkte ſo jäh abwärts, daß wir genöthigt waren abzuſteigen. Wir gelangten in ein fruchtbares enges Thal. Zur Linken von uns präſentirten ſich mehrere Bauwerke, auch eins von hervorſtechender Haltung; es war Kulonieh. Wenige Schritte vor mir lief ein Reh den Rebenhügel hinan. Auf dem Wege lag an einer aus alter zierlicher Steinumfaſſung hervorbrechenden Quelle ein türkiſcher Schimmel ſeinen letzten Augenblicken nahe. Man hatte dem armen Thiere noch die Mähne und den Schweif abgeſchnitten; reichliches Blut quoll ihm durch die Zähne. Unſere Kamele mußten darüber ſteigen. So grauſam konnten es gewiß nur Türken, keine Beduinen oder Araber, ſeinem Tode überlaſſen. Unwillkürlich kam mir der Gedanke dieſen ſterbenden Renner, wie er ſich noch mehrmals ſchnaubend emporraffte, aber immer vergeblich wieder nieder-

Digitized by Google

ſank, als ein Bild von der Gegenwart des türkiſchen Reichs zu nehmen.

Nachdem wir eine ſteinerne Brücke über ein rauſchendes Waſſer paſſirt hatten, während wir zu unſerer Rechten einen mit Feigen, mit Oliven und anderen Bäumen reichlich prangenden Garten bewunderten, bot ſich wieder eine ſehr ſteile, felſige Höhe unſern Blicken dar. Unſere Kamele erklommen ſie erſchöpft; die Sonne brannte heiß; die Mittagsſtunde war nahe. Wie klopfte mir das Herz; bald, bald ſollt' ich ſie ſehen, die Stadt Gottes mit ihren heiligen Wohnungen. Freilich hatten wir um uns kein Land das nach Milch und Honig ausſah. Faſt rings umher war's wie in Malta, wo aus dem flach aufliegenden Erdreich oft genug der nackte Felſen hervorſtarrt. Ich fragte mich: Lagen dieſe Steinmaſſen immer ſo offen da? Sie ſahen zum Theil von Regengüſſen ſehr abgeſpült aus; gewiß waren ſie einſt da und dort von viel reichlicherem Grün überwachſen. Faſt zwei Stunden mochten wir die Brücke im Thal von Kulonieh verlaſſen haben, da ſahen wir im Oſten die kahle, ſandröthliche Gebirgskette — das Jordansgebirge, das Pisga der Schrift — ſich erheben; zu unſerer Rechten erkannten wir zwiſchen friſchen Bäumen in grüner Landſchaft ein Kloſtergebäude, das Kloſter zum heiligen Kreuze; der Oelberg erhob ſein olivenbekränztes Haupt ſammt ſeinen heiligen Bauwerken; im Norden von ihm ſtand ziemlich hoch eine Moſchee, auf dem Grunde des einſtigen Silo. Noch einige Schritte weiter, da ſahen wir Mauern, Thürme und Kuppeln, wir ſahen Jeruſalem! Welch' unvergeßlicheren Augenblick hätt' ich je gehabt in meinem Leben! Ich rief es aus vollſtem Herzen dem begeiſterten David nach: Ich freue mich daß ich werde ins Haus des Herrn gehen, daß meine Füßen ſtehen werden in deinen Thoren, Jeruſalem! Aber welchen Eindruck, wird man fragen, macht Jeruſalem an ſich, als bloße Stadt wie jede andere? Wer möchte darauf genügend antworten? Ein Sohn der ſeiner Mutter in die Arme ſtürzt, die er nie geſehen und doch geliebt ſeit früheſter Kindheit, wollen wir ihn fragen: wie gefällt dir deine Mutter? Die Pilgrime aus allen Himmelsſtrichen bekennen es heute wie vor Jahrhunderten: ein tiefer, geheimnißvoller Zug von Melancholie ruht über der heiligen Stadt; mit unausſprechlicher Wehmuth füllt ſie Aug' und Herz. Die vielen Kuppeln über den platten Dächern geben Jeruſalem ein eigenthümliches Gepräge; ſonſt hat es nichts vor andern Städten beſonders Hervorragendes. Faſt möcht' ich ſagen daß es durch ſeine graue Steinfarbe an italieniſche Städte und Avignon erinnert. Seine hohen von mehreren Seiten den Blick begränzenden Mauern machten mir einen Eindruck wie das Katharinenkloſter des Sinai; gleich als wäre dieſer Bau am Fuße des Moſisberges ein Jeruſalem im Kleinen.

Wir ritten bei einem türkiſchen Begräbnißplatz und dicht bei dem Thal Gihon, zu unſerer Linken, vorbei; vor dem Jaffa- oder Pilgerthor hatten wir unſere Sanitätsbeſcheinigung aus der Quarantäne von Gaza abzugeben; unterm Thore ſelbſt ſtiegen wir ab. Es war eben Mittag vorüber. Zudringlich wurden wir in ein neues erſt kürzlich eingerichtetes italieniſches Gaſthaus eingeladen; ich zog es aber vor in die Casa nuova des lateiniſchen Kloſters zu gehen, wohin wir links vom Thore durch eine lange, enge aber reinliche Straße gelangten. Bald war ich daſelbſt aufs freundlichſte empfangen; ein großes helles Zimmer des erſten Stockes nahm mich auf, in ein anderes Parterre ließ ich meinen Dragoman mit meinem Gepäck einquartieren.

Wo ſoll ich anfangen, wo aufhören Jeruſalem zu beſchreiben? Was erzählen dieſe Steine, dieſe Berge, dieſe Thäler! Nennt man Rom die „ewige Stadt," wie will man Jeruſalem heißen? Es iſt als wäre die Menſchheit geboren zu Jeruſalem; die Züge einer trauten, heiligen Heimath ſprechen einem Jeden daraus entgegen. Schon Abraham hat es geſehen. Melchiſedech, der König von Salem, ſegnete den Patriarchen wie er heimkehrte von ſeinen Heldenthaten. Was Joſua's Schlachtheer, obſchon es ſiegreich einzog, nicht vermochte, das Jebus durch Vertreibung der Jebuſiter wieder zu Salem, zur Friedensſtadt, zu machen — das gelang David. „Aus Zion bricht an der ſchöne Glanz Gottes," ſo durfte ſeine Seele ſingen, und weithin klang das Lied vom heiligen Berge. Salomo's prächtiger Tempelbau vollendete Davids Preisgeſang; von nun an beſaß für alle Zeiten die religiöſe Anſchauung ſo ſehr als die politiſche des Volkes Iſrael in Jeruſalem ihren Mittelpunkt. Leider kam es bald zum Trauern und Klagen; feindliche Schwerter und Wagen überwältigten die Tochter Zion, bis ſie in Trümmern lag. Aber wie ewig grüne Palmbäume mitten in der öden Wüſte, ſo ſtanden die Propheten mit ihrem allgewaltigen Gotteseifer über den Trümmern: Mache dich auf, mache dich auf, Zion; ziehe deine Stärke an, ſchmücke dich herrlich, du heilige Stadt Jeruſalem. Und nach den vielen Kämpfen, Mühſalen, Verwüſtungen erhob ſich unter den heimgekehrten Gefangenen aus Babylon eine neue Stadt, ein neuer Tempel. Der alte Glanz freilich kehrte niemals wieder. Die Fremdherrſchaft behauptete ihren feſten Fuß; Raub, Plünderung, Schmach und Unterdrückung waren getreu in ihrem Gefolge. Nur Herodes der Große kleidete noch einmal in einen neuen Prachtmantel die Lieblingstochter des Morgenlandes; ſo war ſie zur rechten Stunde geſchmückt wie eine Braut. Und da ging es wie ein großer letzter Feſttag auf über Jeruſalem. War es ſein letzter nicht, ſo war's doch ſein größter. Das Licht kam. Leider hallte umſonſt der Tempel wieder von den ewigen Lebensworten; vom Oelberge erklang das Abſchiedswort des verſchmähten Retters an die Verlornen: Jeruſalem, du Prophetenmörderin, wie oft hab' ich deine Kinder verſammeln wollen wie eine Henne verſammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt. Siehe, euer Haus ſoll euch wüſte gelaſſen werden! Und es ward wüſte gelaſſen. Titus' Arm ſtreckte ſich wie zum Gericht aus über die Thore der Stadt, rauchende Schutthaufen blieben der Million Leichen das einzige traurige Denkmal. Aber das Heil der Völker war ausgegangen von Zion. Mochte die Stadt zertrümmert liegen: über den Schutthaufen ſtand in unverwelklicher Schöne der ewige Stern. Aelius Hadrian baute umſonſt ſeine Aelia darüber und füllte ſie mit heidniſchen Götzentempeln: Jeruſalem ſtand den chriſtlichen Völkern des Erdkreiſes ins Herz geſchrieben. Unter der frommen Helena und dem thatenfreudigen Conſtantin feierte Chriſtus, auf dem Haupte Dornenkranz und Siegerkrone, ſeinen zweiten Einzug in die Gottesſtadt. Allein gleich wie ein Vorbild der ſtreitenden Kirche auf Erden, ſollte ſie, die Vermittlerin des Friedens, den Frieden ſelber nicht finden unter der Sonne. Die falſchen Propheten zogen als blutige Eroberer ein und der Halbmond verdrängte das Kreuz, wenn ſchon ſowohl Iſrael als auch die Kirche, aller Grauſamkeit der Barbaren ungeachtet, nie ganz gewichen ſind aus den Mauern Jeruſalems.

Was aber dem Chriſtenthume der Oſten, ſein Vaterland, verſagte, das hatte es nach einem Jahrtauſend in der Fremde, im Norden gefunden: ganz Europa betete im Namen des Gekreuzigten. Da loderte plötzlich die Flamme einer ſchönen Begeiſterung auf über die Länder des Nordens; der Glaube wohnte tief in den Herzen; das Feuer der Jugend floß in den Adern; das Ritterthum mit ſeinem Muthe und ſeiner Kraft brach auf aus ſeinen heimathlichen Burgen, das Kreuz auf der Bruſt. Jeruſalem galt es; Jeruſalem, das ewig alte, das ewig neue!

Digitized by Google

Und Jeruſalem ſah noch einmal das Kreuz ſiegreich auf ſeinen Bergen ſtehen; die großen, heiligen Thaten der Vorzeit erwuchſen neu wie Cedern des Libanon. Leider verſchlang bald den kurzen Tag eine lange Nacht. Salaheddins Eroberung war dauernder denn die des edlen Gottfried. Seit dem Ende des 13ten Jahrhunderts behielt der Islam die Stadt Davids im feſten Beſitze. Aber heilig ſteht ſie dennoch da, fort und fort, wie keine andere Stadt von Menſchenhand. Denn auch den Bekennern Mohammeds heißt ſie nicht anders als el Kuds, die heilige; die Chriſten von Nord und Süd haben in ihr ihre Heiligthümer und Klöſter und Bethhäuſer; die verwaisten Kinder Iſraels tragen zu ihr ohne Aufhören ihre Klagen, ihre Schmerzen, ihre Thränen. Wer möchte ſie zählen die Thränen alle die geweint worden ſind im Laufe dreier Jahrtauſende auf den Hügeln dieſer Stadt? Wer möchte es ſagen wie viel Blut gefloſſen über die Steine dieſer Stadt? Wie ein großartiges, ernſtes Schickſal, wie ein verkörpertes Weltgericht ſteht ſie da. Wenn gleich die Welt unterginge — ſo ſang einſt der Sänger, von Gott beſeelt — wenn gleich die Berge ſänken mitten ins Meer: ſo ſoll doch die Stadt Gottes fein luſtig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchſten ſind. Und geblieben iſt ſie, troꜩ allem was ſank und ſtürzte, ruht auch immer eine ſchwere Trauerwolke über ihrem Freudenſcheine.

Durchlauft man, wenn auch nur nach meinen ſchwachen Andeutungen, die Kette der Ereigniſſe die über Jeruſalem gekommen ſind, ſo begreift ſich's nur ſchwer wie heute mit unſerem Auge die Localitäten wieder zu erkennen ſind an die ſich die großen Erinnerungen anknüpfen. Hat doch das prophetiſche Wort faſt ſeine volle Erfüllung gefunden: Es wird hier kein Stein auf dem andern bleiben der nicht zerbrochen würde. Ohne im Geringſten Skeptiker zu ſeyn, wird man im voraus mißtrauiſch zweifeln an gar vielem was der fromme, glückliche Pilger noch in unſern Tagen geſehen haben will. Deſſenungeachtet iſt die Beſonderheit der Lage Jeruſalems von der Art daß ſie viele Merkzeichen unaustilgbar bewahrt hat; wie auch ſchon ſehr viele andere ſogenannte heilige Oerter auf einen höchſt grundloſen Grund hin mit ihren Namen bezeichnet werden. Ich glaube nichts weniger als eine üble Verdächtigung hervorzurufen, wenn ich mich gegen manche der gewöhnlichen Annahmen von heiligen Oertern ohne Rückhalt erkläre.

Wie Rom die Siebenhügelſtadt, ſo könnte man Jeruſalem die Vierhügelſtadt nennen. Der Zion im Süden, Akra gegenüber im Norden; der Morjah im Oſten; im Norden von ihm Bezetha: das ſind die vier Höhepunkte die Jeruſalem tragen. Und wie es heute liegt, ſo lag's in der Hauptſache ſchon vor zweitauſend Jahren, nur daß die Strecke im Süden und noch mehr die im Norden jetzt wüſte und außerhalb der Mauer liegen, während ſie damals bebaut und bevölkert waren, und zwar die im Süden längſt innerhalb der Mauer befindlich war, die im Norden zehn Jahre nach Chriſtus durch eine neue zu den zwei andern hinzugefügte dritte Mauer umſchloſſen ward. Die unveränderlichſten Züge der Natur hat Jeruſalem gegen Oſten; da fällt der Morjah ziemlich ſteil ab ins Thal Joſaphat mit dem Kidron, während ihm gegenüber der die Stadt und die Umgegend überragende Oelberg ſich erhebt. Faſt nicht weniger treu mußte ſich das Terrain nach Süden und Weſten bleiben. Im Südoſt erhebt ſich als Nachbar vom Oelberg der Berg des Aergerniſſes, ſo genannt nach dem dort von Salomo geübten Cultus heidniſcher Gottheiten. An ſeinem Fuße liegt gerade im Angeſichte des Hügels Ophla, der mit dem Morjah ſtreng genommen nur ein Ganzes bildet, das uralte Dorf Siloam, dicht unter welchem das Thal Joſaphat am engſten wird, bis ſich beim berühmten Brunnen Rogel in einem ſpitzen Winkel an Joſaphat das Thal Hinnom anſchließt. In das Thal Hinnom fällt der ganze ſüdliche Theil Jeruſalems, das iſt der Berg Zion ab. Im Weſten, wo Zion und Akra zuſammentreffen, bildet es mit dem Anfange des Thales Gihon gleichfalls eine nothwendige Gränze der Stadt, die gerade hier durch den Hippicus, der ins jetzige Caſtell am Jaffathore hineingebaut iſt, einen überaus wichtigen Anhaltspunkt für die Wiedererkennung der Stadtgränzen bietet wie ſie zur Zeit Chriſti waren. Nur nach Norden hat das Terrain keine fixe Naturgränze; im Nordweſt liegt abſtufiges Hügelland; den Norden ſelber bildet eine andauernde Flachhöhe.

Aus dem allem ergibt ſich daß man noch heute ohne große Mühe den Geſammteindruck von der Lage des alten Jeruſalems empfängt. Vom Oelberg aus hat man ihn am vollkommenſten. Wer möchte je da geſtanden haben ohne die tiefſte Bewegung ſeines Innern? Da ſtand der Herr gewiß oft und ſah zu ſeinen Füßen die heilige Stadt. Wie ſie damals vor ſeinen Blicken die öſtliche Mauer begränzte, ſo begränzt ſie dieſelbe genau noch heute. Wo die Moſchee Omars nebſt der el Akſa auf der weiten blanken Area entgegentritt, da ragte unzweifelhaft damals empor der Tempel mit ſeiner Pracht. Vor allem erinnerte ich mich auf meinen Wanderungen über den Oelberg wie „der Herr weinte über die Stadt als er ſie von ferne ſah," und wie ihn die Jünger daſelbſt fragten nach der ſchweren Stunde der Zukunft. Daß die Oertlichkeit nicht genauer beſtimmt werden kann wo der Heiland geſeſſen bei ſeiner ergreifenden Prophezeiung — das eben läßt die Erinnerung in ihrer harmloſen Reinheit. Der Oelberg bietet noch einen andern herrlichen Standpunkt; er iſt da wo man auf der nach Oſten ſich neigenden Fläche ſeines Gipfels ſteht, ohne die Ausſicht auf die Stadt zu haben die durch einige Baulichkeiten benommen iſt. Da hat man vor ſich das ſandfarbige Pisga, ernſt und ſchroff; von dort — denn der Berg Nebo gehört zum Gebirge Pisga — ſah einſt Moſes das gelobte Land. Unter dem Gebirge breitet das todte Meer ſeinen Spiegel wie eine blendende Stahlplatte aus; ringsum ſtarrt die Nacktheit der Wüſte. Nach Nordoſt läßt ſich der Lauf des Jordans am Grün und an den Bäumen ſeines Ufers erkennen. Auch Ruinen glaubt' ich zu unterſcheiden die mein Führer als Jericho bezeichnete. Nach Südſüdoſt liegt Bethanien; näher zu mir heran ſah ich Baureſte die mir Bethphage genannt wurden. Wie gern mag der Herr mit ſeinen Jüngern in dieſer Gegend und bei dieſem Anblick verweilt haben! Ich genoß hier unvergeßliche Stunden. Das todte Meer liegt da wie ein Immortellen-Vergißmeinnicht, wie ein dunkles Blatt aus dem Buche des Weltgerichts. Seit Jahrtauſenden ſieht es das Auge der wandelnden Menſchen, der Phantaſie des Beſchauers ſchimmern die Zinnen der verſchlungenen Städte entgegen; aber es ſteigt kein Todter aus der kalten Meeresgruft, und die Zweifelgedanken der ewig Blinden verlieren ſich im troſtloſen Sande der Wüſte. Im Norden nimmt das todte Meer den Jordan auf; dicht bei ſeinem Einfluſſe taufte Johannes. Hier ſchleuderte er alſo ſeine aufſchreckenden Blitze in die Herzen der verſtockten Phariſäer. Auch den Heiland taufte er hier; noch alljährlich ſtrömt die Schaar der frommen Pilgrime hinzu um das Andenken daran zu feiern. Aber umſonſt fiel die Stimme vom Himmel auf die Häupter der Ungläubigen; und ſo ward das Wort des Heils zur Poſaune des Gerichts.

Ich kehre in die Stadt zurück; der Weg führt mich an Gethſemane vorüber. Am Fuße des Oelbergs liegt es, von niederen leicht überſteiglichen Mauern eingefaßt, die im Weſten den Bach Kidron neben ſich haben. Acht Oelbäume ſtehen in ſeinem

Digitized by Google

Umkreiſe; das hohe Alter hat ihren Stamm ausgehöhlt; durch eingelegte Steine ſind ſie gegen den Sturmwind gefeſtigt. Bereichert ſich auch gern der pilgernde Fremdling mit Blättern und einem Zweiglein aus Gethſemane, ſo wachen doch Katholik und Grieche ſorgſam für die Erhaltung dieſer ehrwürdigen Bäume. Eine hervorſtechende Abzeichnung hat dieſer Raum zwar nicht die ihn als Gethſemane legitimirte; aber alles was wir aus den Evangelien wiſſen, harmonirt vollkommen mit der Localität. Jeſus ging hinaus mit ſeinen Jüngern an den Oelberg und kam an einen Hof, der hieß Gethſemane, ſagt Matthäus; und Johannes ſagt: Jeſus ging hinaus mit ſeinen Jüngern über den Bach Kidron; da war ein Garten, darein ging Jeſus mit ſeinen Jüngern. Die Vereinigung des heutigen Gethſemane mit dem ſogenannten Cönaculum, dem Saale der Einſetzung des Abendmahls, iſt freilich unbequem; aber für die Aechtheit des Cönaculum ſpricht nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit, obſchon es bereits vor Conſtantin nach Cyrills Zeugniſſe in dieſer Verehrung geſtanden haben kann. Freilich mag man es zu gewiſſen Zeiten recht gut gefunden haben daß dieſer große Saal gerade über dem Grabe Davids, voll von einer traurigen Oede, der Schauplatz eines Actes geweſen den man in ſchauerliche Opferbegriffe einzukleiden bemüht war. In den Garten Gethſemane gelangt man noch heute kurz nach Ueberſchreitung der Kidronsbrücke, wenn man ſich rechts wendet; es ſchließen ſich an ſeine Ummauerung nach dem Berge des Aergerniſſes zu andere ähnliche Gartenräume an, während links von der Brücke die in den Felſen hinein gehauene und größtentheils unterirdiſche Kirche Maria's ſteht, mit Maria's Grab und Andenken an die Eltern derſelben, Anna und Joachim, ſowie an Joſeph. Gleich daneben wurde ich mit Lichtern in den Hintergrund einer Felſengrotte geführt, wo Chriſtus ſeinen Kampf des blutigen Schweißes gekämpft haben ſoll. Jede andere Stelle des Oelbergs ſchien mir eher als dieſe der Schauplatz jener heiligen Stunde geweſen zu ſeyn. Denn wie kann dieſelbe nach dem Berichte der Evangeliſten eine Grotte geweſen ſeyn? Merkwürdig iſt es daß die acht Oelbäume in Gethſemane nachweislich ſchon zur Zeit der Eroberung Jeruſalems durch die Türken geſtanden haben; dennoch ſcheint ihr Beſtehen nicht bis zur Zeit Chriſti ſelbſt hinaufreichen zu können, da Joſephus bezeugt daß Titus bei der Belagerung alle Bäume im Umkreiſe der Stadt bis auf eine Entfernung von hundert Stadien umhauen ließ. Uebrigens hat ſich gewiß die genaue Kenntniß der Oertlichkeit von Gethſemane um ſo leichter erhalten, da ſie nicht in die Hände eigentlicher Zerſtörung fallen konnten.

Ich gehe über die Kidronsbrücke in die Stadt zurück, den kahlen ſteilen Berg hinauf auf dem zur Linken türkiſche Gräber liegen, und paſſire das Stephansthor. Unmittelbar nach dem Eintritt in die Stadt trifft man zur Linken auf den ſogenannten Teich Betheſda, ein großes tiefes länglich rundes Baſſin (nach Robinſons Meſſung 360 engl. Fuß lang, 130 breit, 75 tief). Nach Nord und Weſt wird es von Häuſern umgränzt; im Süden liegt es an der Mauer der Tempelarea; im Oſten dicht an der Stadtmauer. Im Innern liegt viel Schutt aufgehäuft, namentlich in ſeiner nördlichen Hälfte. Darüber grünen hochgewachſene wilde Granatbäume. Robinſons Gründe gegen die Identität dieſer Stelle mit dem bibliſchen Betheſda ſind ſehr gewichtvoll, und zwar um ſo mehr, da noch vor wenigen hundert Jahren ein anderer Teich fur den bibliſchen gehalten worden iſt. Robinſon will in derſelben ein Stück vom tiefen Feſtungsgraben der Burg Antonia erkennen. Sehr viel Wahrſcheinlichkeit bleibt aber dafür daß allerdings in der Nähe vom Stephansthore das bibliſche Betheſda geweſen iſt, vielleicht eben da wo Felix Fabri und noch frühere Reiſende es ſahen, nämlich bei der Kirche der heiligen Anna. Wenn ich mich recht erinnere, ſo iſt auch noch jetzt daſelbſt ein alterthümlich in Stein gefaßter Brunnen, der bei meiner Anweſenheit mitten im Sommer ſchönes Waſſer hatte. Was ſo entſchieden den Teich Betheſda hieher verſetzt, das iſt Folgendes. Das Schafthor, an dem der Teich lag, muß jedenfalls ſo gut wie das heutige Stephansthor ſehr nahe beim Tempel geſtanden haben, da es die Prieſter waren die es unter Nehemias errichteten, ſowie gleich daneben die Männer von Jericho bauten, die doch gewiß da gebaut haben wo der Weg nach Jericho führt. Wie leicht aber wird durch das heutige Betheſda der argloſe Beſchauer zum Glauben verführt! Nicht nur zeigt ſich unten an der ſüdlichen Mauer, die an die Tempelarea anſtößt, Arbeit von kleinen runden abgeſpülten Steinen, die nicht eben neu iſt, und nothwendig darauf führt daß im Graben Waſſer gefloſſen; ſondern im Weſten oder faſt Südweſten ſieht man ſogar zwei offene Bogenwölbungen und eine dritte halbverſchüttete, die zu den fünf Hallen des bibliſchen Betheſda ſo gut zu paſſen ſcheinen. Aber weder das Waſſer in einem Feſtungsgraben hat etwas Ueberraſchendes, noch die Bogengewölbe welche ſtützend die darüber errichteten Gebäude tragen.

Zwiſchen dem Stephansthore und dieſem Teich Betheſda läuft eine enge Straße zu einem Eingange der Tempelarea hin. Ich ging bis an dieſen Eingang und blieb auch minutenlang ſtehen, trotz des proteſtirenden Geſchreies das ein Paar in der Nähe ſtationirte türkiſche Wächter, die ich gar nicht geſehen hatte, ſogleich erhoben. Man hat von hier aus eine bei weitem weniger vortheilhafte Anſicht dieſes berühmten Platzes als ich ſie oben vom Palaſte des Gouverneurs aus genoß.

Wir gehen jetzt die via dolorosa hinauf. Gar intereſſant war mir dieſe Straße deßhalb weil ich ſie in Europa und zwar namentlich in Italien ſo oft nachgebildet geſehen habe. Hier alſo ſah ich die urſprünglichen Stationen des duldenden Meſſias auf ſeinem Wege zum Kreuze. Aber was birgt für die Wahrheit dieſer Annahme? Leider wohl nichts als die Erzählungen müßiger Mönche, die dabei zugleich den reichen Mann in der Parabel mit dem armen Lazarus bedacht wiſſen wollten. Denn ſein Haus trifft man bald nach der Straßenecke wo Simon mit der Tragung des Kreuzes belaſtet worden. Der mich begleitende freundliche Procuratore dei forestieri aus dem lateiniſchen Kloſter bezeigte für ſeine Erläuterungen dabei eben ſo wenig Glauben als ich. Dagegen zeigte mir ein deutſcher, obſchon in New-York geborner Proteſtant mit dem größten Ernſte das Haus des Pilatus und dicht daran den Altan des Ecce homo in einem erſten Stockwerke. Ich hatte Tags vorher geſehen wie man unter den meiſten Häuſern Jeruſalems wie eine Art unterirdiſche Stadt, wie eine Art Pompeji auffindet. Ganz kürzlich hatte man daraus ein der Geißelung geweihtes ſchmuckes Kirchlein freigegraben. Deßungeachtet ſah man alſo hier ſogar genau die Etage mit dem Ecce homo.

Natürlich paßte man dieſe via dolorosa an die heilige Grabeskirche oder an Golgatha ſammt dem Grabe des Herrn an. Daß dieſe Localität ſchon ſeit vielen Jahrhunderten und zwar ſchon ſeit Conſtantins Mutter Helena der Sitz der größten Verehrung iſt, das weiß man überall. Die Kreuzesauffindung im vierten Jahrhundert iſt eine beglaubigte Thatſache; darauf geht die Erbauung der erſten Kirche auf Golgatha und über dem Felſengrabe zurück. Ich ſage: der erſten Kirche; denn daß die jetzt daſelbſt prangende auf dem Schutthaufen mehrerer früheren, der Zerſtörung und den Flammen anheimgefallenen ſteht, begreift man leicht auch ohne einen hiſtoriſchen Nachweis. Sehr ſtörend iſt

Digitized by Google

an ſich der Eindruck den eine groſse in mancherlei Pracht gekleidete Kirche da macht wo man eine Stelle wie Golgatha und das Grab im Garten wieder erkennen will, zumal da dieſes Kirchengebäude mitten in der Stadt ſteht, obſchon Jeder aus ſeiner Kindheit weiß daß Chriſtus außer dem Thore, außer der Stadt, wiewohl nahe bei der Stadt, gekreuzigt und begraben worden iſt. Mancher Pilger ſeit tauſend Jahren hat darüber ſein Befremden in ſeinen Erinnerungen ausgeſprochen; man wußte ſich aber im allgemeinen, ohne auf tiefere Unterſuchung einzugehen, damit zu beruhigen daß die Lage des heutigen Jeruſalems von dem ehemaligen ſehr verſchieden ſeyn möchte. Der Altonaer Buchhändler Jonas Korte war der erſte der in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts ernſtliches Bedenken trug die jetzt gefeierte Localität als die urſprüngliche anzuerkennen. Nach ihm hat der Zweifel unter den gelehrten Forſchern, Katholiken ſowohl als Proteſtanten, die Oberhand gewonnen, obſchon neuerdings unter Anderen beſonders Chateaubriand, Prokeſch und Schubert die frühere Meinung wieder aufgenommen und feſtgehalten haben.

Wie ſteht es zuerſt mit dem Argumente der Ueberlieferung? Ueberflüſſig iſt es nachzuweiſen daß ſeit Conſtantins Zeit die nun einmal mit einer herrlichen Kirche, von deren Lobpreiſe die gleichzeitigen Kirchenſchriftſteller voll ſind, begabten Stellen des heiligen Grabes und der Schädelſtatte fort und fort unverrückt im Auge der Gläubigen geblieben ſind. Hat man unter Conſtantin in der That die rechte Oertlichkeit aufgefunden, ſo iſt an der ſpäteren Forterhaltung derſelben nicht mit Grund zu zweifeln. Aber die Tradition ſucht ihre Hauptſtützen viel früher noch. Während man ſich nämlich zuvörderſt darauf beruft daß gewiß ſchon im erſten Jahrhundert jene beiden hochheiligen Oerter von den Apoſteln und erſten Chriſten ganz beſonders verehrt und zu Verſammlungsörtern erwählt werden mußten, ſowie darauf daß von Jacobus, dem erſten Biſchofe von Jeruſalem, bis zu Hadrians Zeit ununterbrochen die Reihe jüdiſch=chriſtlicher Biſchöfe und mit derſelben auch die getreue Ueberlieferung beſtanden habe: führt man als Hauptbeweis den Umſtand an daß Hadrian zur Verſpottung der Chriſten auf dem Felſen der Kreuzigung ein Marmorbild der Venus und auf dem Grabe eins des Jupiter ums Jahr 135 errichtet habe, wodurch natürlich bis zur Epoche Conſtantins die Localität in einer ſicheren, wenn auch noch ſo unwürdigen Bezeichnung erhalten worden ſey. Aber von dieſen ſammtlichen Argumenten läßt ſich keine Mauer bauen. Daß die erſten Chriſten mit beſonderer Verehrung an jenen beiden Oertlichkeiten in Jeruſalem hingen oder gar Verſammlungslocale daſelbſt gründeten, iſt keineswegs wahrſcheinlich, da ja das Chriſtenthum am allermeiſten bei ſeinem erſten von Geiſt und Leben getragenen Auftreten ganz von dergleichen Aeußerlichkeiten abzuſehen geeignet war. Oder galt es etwa etwas Neues an die Stelle des Samaritaniſchen Berges und des Jeruſalemiſchen Tempels zu ſetzen?

Auch haben wir in keiner von allen Schriften des Neuen Teſtaments die geringſte Anſpielung auf die auszeichnende Beachtung oder Verehrung jener Oerter, obſchon eine ſolche Erwähnung bei der Predigt vom Gekreuzigten und Auferſtandenen ſehr oft ſo nahe lag. Wie ſehr die erſten Chriſten den Ausſpruch des Herrn von der Anbetung im Geiſte feſthielten, beweiſt ſich noch recht ſtark dadurch daß der Worttext der Evangelien und auch der übrigen neuteſtamentlichen Schriften bereits im erſten, zweiten und dritten Jahrhundert eine ſehr große Menge der uns heute hiſtoriſch vorliegenden Corruptionen oder Entſtellungen, an Zahl mehr denn dreißigtauſend, erfahren hat. Und will man vielleicht die Innigkeit geltend machen mit der die Apoſtel an der Perſon ihres Meiſters hingen, die, eine heilige Herzensſache, dem Geiſte des Cultus unmöglich zuwiderlief, wenn ſie Erinnerungen an theuer gewordene Oertlichkeiten ſorglich feſthielt: ſo muß dieß gewiß bei weitem mehr auf die Localitäten des perſönlichen Umgangs der Jünger mit dem Heilande, wie auf den Oelberg und dergleichen, Anwendung finden als auf die Schädelſtätte. Und deſſenungeachtet finden wir gerade hiervon eine Tradition die unzweifelhaft falſch iſt. Ich meine die Stelle wo die Himmelfahrt Chriſti im Beiſeyn der Jünger ſtattgefunden hat. Obſchon uns nämlich Lucas genau genug berichtet daß der Herr die Jünger bis gen Bethanien führte und von da gen Himmel fuhr, ſo hat man doch, und zwar ſchon in ſehr frühen Jahrhunderten, namentlich ein Jahrzehend nach dem Ende des dritten, den Gipfel des Oelbergs, wo auch jetzt noch die Auffahrtscapelle ſteht mit einem tiefen Fußtritt des Herrn in weißem Marmor, als den Ort angeſehen und verehrt wo der Abſchied des Herrn von der Erde ſtattfand.

Was ferner die ununterbrochene Biſchofsfolge von Jacobus bis auf Hadrians Zeit betrifft, ſo haben wir dafür durchaus nichts als das Zeugniß des Euſebius, der ſeinerſeits verſichert daß er beim gänzlichen Mangel ſicherer Nachweiſungen nur berichten könne was ihm hier berichtet worden. Um Hadrians Götterbilder aber hat es eine ſehr mißliche Bewandtniß. Niemand anders als Euſebius — 200 Jahre nach Hadrian — erzählt als der erſte daß auf dem Grabe des Herrn von Frevlerhänden ein Venustempel errichtet worden ſey; Hadrians gedenkt er dabei mit keiner Sylbe. Sokrates und Sozomenus erzählen genau wie Euſebius. Erſt Hieronymus, zu Ende des vierten Jahrhunderts, führt zwei heidniſche Götterbilder, das der Venus auf dem Kreuzesfelſen und das des Jupiter über dem Grabe, auf die Zeit Hadrians zurück. Er ſelbſt ſah natürlich nichts von dem allen mehr; ihn umſtanden Conſtantins Schöpfungen, ſchon über ein halbes Jahrhundert alt. Euſebius hingegen hatte ſeine eigenen Augen zu Gewährsmännern. Mit welchem Rechte übrigens Hieronymus anfängt damit auf Hadrian zurückzugehen, das möchte ſchwer zu ſagen ſeyn. Und was ſagt mit dem allen ſowohl Euſebius ſammt ſeinen beiden Fortſetzern als Hieronymus aus? Nichts als daß die Localität wo unter Conſtantin das Kreuz gefunden worden, auf ſich ein heidniſches Götzenbild trug; ungewiß bleibt aus welcher Zeit es ſtamme. Daß aber daſſelbe abſichtlich über dem wahren Grabe Chriſti errichtet worden ſey, erzählt man ſich einzig deßhalb weil die Kreuzesauffindung dieſe Oertlichkeit als die des Grabes nachwies. Dazu kömmt noch, was von Gewicht iſt, daß die Art wie Euſebius die Entdeckung des Kreuzes berichtet, offen darthut daß man vor dieſer Entdeckung die heilige Oertlichkeit nicht kannte, daß vielmehr eine göttliche Eingebung — nicht eine Ueberlieferung oder ein äußerer Anhaltspunkt — auf die Entdeckung leitete.

Eines Eingehens auf ſpätere Erzählungen bedarf es hiernach nicht, noch auch der Erwähnung daß der Verfaſſer der Epitome bellorum sacrorum im fünfzehnten Jahrhundert nicht plötzlich eine unbekannte Thatſache des zweiten Jahrhunderts, wie diejenige daß Hadrian auf den Wunſch der Chriſten heilige Oerter in Jeruſalem mit Mauern habe umgeben laſſen, hiſtoriſch habe wiſſen können. Aber die Frage könnte man noch aufwerfen, ob denn der Fels oder Berg Golgatha ſchon als Fels oder Berg nicht leicht in Erinnerung bleiben mußte. Darauf iſt zu erwidern daß wir ſelbſt dafür daß Golgatha ein Fels oder ein Hügel geweſen, aus dem Neuen Teſtamente nicht die geringſte Bürgſchaft beſitzen. Die ganze Autorität welche die Tradition dafür hat daß die heutigen Stellen von Golgatha und vom heiligen Grabe in der That die rechten ſind, fällt

Digitized by Google

alſo mit der Geltung zuſammen welche die wunderbare Kreuzesauffindung der frommen Helena behauptet.

Was aber ergibt für oder gegen die Aechtheit jener Stelle die örtliche Unterſuchung der Mauern und Mauerreſte, ſowie des Bodens? Haben wir ſichere Nachrichten über die Geſtalt und den Umfang der Stadt da wo ſich's um Golgatha handelt? Ich glaube daß dasjenige was wir hiſtoriſch wiſſen, zuſammengehalten mit dem was wir heute mit eigenen Augen ſehen, zur Erledigung der Frage hinreicht. Vor allem kömmt Joſephus in Betracht. Er beſchreibt uns die drei alten Mauern Jeruſalems im Norden der Stadt, von denen zwei bereits zur Zeit Chriſti vorhanden waren, während die dritte erſt zehn Jahre ſpäter durch Agrippa hinzugefügt ward. Ließ die zweite Mauer das jetzt ſogenannte Golgatha unumſchloſſen oder nicht? ſo müſſen wir fragen, da wir aus verſchiedenen Stellen der Schrift mit Beſtimmtheit wiſſen daß Chriſtus außerhalb der Stadt, außerhalb des Thores gekreuzigt worden iſt. Allein es ſtellt ſich als unmöglich heraus das jetzige Golgatha außerhalb dieſer Mauer zu laſſen. Daſſelbe liegt faſt auf der Spitze von Akra; die Mauer hätte dicht daran vorbeilaufen müſſen und dadurch ihren Zweck, dieſen Stadttheil militäriſch zu ſchützen, aufs klarſte verfehlt. Wo wollten wir dann auch jenen flachen Raum finden, auf dem Antiochus dicht bei der Mauer ſeine hundert Thürme errichtete? Auch zwingt die Lage des Hiskiateiches die Mauer, die in der nächſten Nähe vom Hippikus auslief, wo denn auch der genannte Teich im Norden oder Nordnordoſt liegt, anſtatt nordoſtwärts, nordwärts beginnen zu laſſen. Endlich nennt Joſephus den Lauf derſelben „kreisförmig," was gar keinen Sinn hat, läuft die Mauer nicht wenigſtens ſo daß ſie das heutige Golgatha mit umfaßt; ohne davon zu reden, daß bei der Annahme des *geraden* nordöſtlichen Laufes der unumſchloſſene Theil, ein ſchmales Dreieck, über alle Gebühr klein ausfällt. Dazu kömmt aber noch ein gar gewichtiges Argument, das ſelbſt gegen den obſchon für mich kaum denkbaren Fall gilt, daß die zweite Mauer dennoch dicht an Golgatha vorbeigelaufen wäre, ohne es ſelbſt einzuſchließen. Zehn Jahre nämlich nach Chriſtus war der Norden Jeruſalems außerhalb der Mauer ſo ſehr bevölkert daß Agrippa die dritte Mauer zu ziehen genöthigt war, deren Lauf jetzt noch mit Sicherheit ermittelt wird. Zwiſchen ihr und dem heutigen Golgatha könnte man faſt einen Berg wie der ganze Zion hineinpaſſen: ſo ſehr liegt Golgatha von ihr im Süden. Darum mußte jedenfalls dieſer ſüdlichſte Theil der durch die dritte Mauer neu umſchloſſenen nördlichen Stadt ſchon zur Zeit Chriſti gänzlich bewohnt geweſen ſeyn. Denn wie könnten die nächſten zehn Jahre für ſich allein einen ſolchen Fortſchritt der Bevölkerung und des Anbaues vertreten? War aber nun die Gegend der Grabeskirche, trotzdem daß ſie außer der Mauer lag, mitten in dem neuen volkreichen Anbau, wie konnte ſie die Schädelſtätte ſeyn? Oder wie konnte auch Johannes ſagen daß Golgatha „nahe bei der Stadt" war, weßhalb viele Juden die Kreuzesaufſchrift geleſen hätten?

Sonach bleibt für die heutige Grabeskirche keine Wahrſcheinlichkeit das wirkliche Golgatha der Schrift nebſt dem davon unfernen Felſengrabe in ſich zu beſitzen. Auf die Frage, wo aber nun Golgatha gelegen, möchte ich nur vermuthend auf das Hügelland im Nordweſten der Stadt hinweiſen; eben dahin lag auch Arimathia. Unmöglich kann es im Oſten oder Süden geſucht werden, und wäre es eine hervorragende Localität wie die mit der Grotte des Jeremias im Norden geweſen, an die man neuerdings gedacht hat, ſo wäre ihr Gedächtniß wohl leichter erhalten worden. Was aber noch als ein theures Beſitzthum für die heutige Grabeskirche bleibt, das iſt die Verehrung, die ſie ſeit Conſtantin und Helena von den Pilgrimen aller chriſtlichen Völker der Erde genoſſen hat und noch genießt; das iſt die alles aufopfernde Liebe mit der ſich durch alle Verfolgungen und Bedrückungen der Mohammedaner hindurch die Chriſten Jeruſalems an dieſelbe feſt angeklammert haben; das iſt die Erinnerung an ſo viel Herzeleid und ſo viel fromme Andacht die ſie im Laufe von anderthalb tauſend Jahren geweckt und geſehen hat.

Ich unterlaſſe die weitere Verfolgung meiner Studien und Erfahrungen in Jeruſalem. Die Bevölkerung der Stadt, die chriſtliche ſowohl als die türkiſche, machte auf mich den betrübendſten Eindruck. Ich leih' ihm ſeiner Zeit die Farbe der Darſtellung. Aber ſoll ich ſagen, mit welcher Stimmung ich noch heute zurückdenke an dieſe Stadt der vier Hügel? Es iſt mir, als hätt' ich ein neues Vaterhaus gefunden, aber älter als das heimathliche, worüber ein Himmel ſich wölbt in den hinein ſich's ſchöner ſchaut und inniger betet. Leſ' ich jetzt die Schrift, ſo iſt mir alles näher wahrer, vertraulicher. Den hohen Feſterinnerungen des Jahres glaub' ich wie ein Familienglied anzugehören. Alles Große und Herrliche was ich in Europa ſah, verſchwindet dagegen wie ein ſchlichter Sonntag hinter den Chriſtbaumlichtern der Weihnachten, hinter der Sonne des Oſtermorgens.

Noch Eins muß ich ausſprechen. Daß Jeruſalem fort und fort unter dem türkiſchen Joche ſeufzet, iſt das nicht eine Schmach die Europa's Politik dem Chriſtenthum anthut? Ein Sprößling aus dem apoſtoliſchen Kaiſerhauſe ſchmückt ſich mit dem türkiſchen Orden. Wofür? Weil ſeine Kanonen geholfen das gelobte Land aus den Händen eines Barbaren in die Hände eines noch größeren Barbaren zurückzugeben. Ich glaube, und ich hoffe es auch zum Ruhme unſeres Jahrhunderts, daß es die Nachwelt für eine Fabel halten wird. Daß es heute nur eines Federſtriches von Seiten der Großmächte bedarf um daſſelbe Ziel ſiegreich zu erreichen wofür das theure Blut der Millionen Kreuzfahrer umſonſt gefloſſen: wer möchte daran zweifeln bei nur einiger Kenntniß des Orients? Aber, ſo fragt man bedenklich, wem ſoll man Jeruſalem überlaſſen? Das eben halt' ich für die größte Schmach daß perſönliche Eiferſucht über die heilige Sache der Geſammtheit triumphirt. Das Eine iſt klar — wenn anders das Chriſtenthum an den Thronen Europa's, die doch den poſitiven Glauben ſo gern ihren hohen Planen dienſtlich machen, nicht zu einer bloßen Form geworden iſt — das Eine iſt klar: Jeruſalem muß chriſtlich ſeyn. Um aber alle Familienzwiſte um dieſes gemeinſame Erbtheil zu vermeiden, ſo erkläre man Jeruſalem zur chriſtlichen Freiſtatt. Eine neue Zukunft für die geſammte chriſtliche Kirche könnte daraus hervorgehen. Die traurige Beſchränktheit der chriſtlichen Confeſſionen, wie ſie jetzt dort waltet, würde zurückfliehen vor den Strahlen des neuen chriſtlichen Lebens, das die begeiſterten Ströme der europäiſchen Pilgrime ausbreiten müßten. Dort gälte es eine neue Einheit des Chriſtenthums zu predigen; dorthin müßten wie zerſtreute Heerden die Völker ſich zuſammenfinden und von dort heimtragen das Evangelium eines großen Kirchenfriedens. Welche Erfolge möchten ſich daraus zugleich für die mohammedaniſche Bevölkerung des Orients ergeben!

Vielleicht hat mein Gedanke kindliche Einfalt; man kann ihn vornehm belächeln, oder mir entgegnen: leider wird die Poeſie leichter politiſch als die Politik poetiſch. Allein ohne ſolche Kindlichkeit gibt's keine Poeſie, und ohne ſolche Poeſie verliert das Leben ſeinen Geſchmack, der Geiſt ſeine Schwungkraft!

Conſtantin Tiſchendorf.

Digitized by Google

Graf Malmesbury über Caroline von England.

Londoner Journale kündigen das Erſcheinen des dritten und vierten Bandes eines Werkes an, welches ſchon durch die früher veröffentlichten Theile Aufmerkſamkeit erregte. Es hat den Titel: „Tagebücher und Briefwechſel James Harris', des erſten Earls von Malmesbury; enthaltend einen Bericht über ſeine Sendungen an die Höfe von Madrid, Friedrichs des Großen, Catharina der Zweiten und im Haag, und über ſeine beſondern Miſſionen nach Berlin, Braunſchweig und an die franzöſiſche Republik. Herausgegeben von ſeinem Enkel, dem dritten Earl.“ Dieſe hinterlaſſenen Papiere eines vielgebrauchten Diplomaten bieten ebenſoviel Intereſſe wie Belehrung; und in den zwei jüngſt erſchienenen Bänden ſind es beſonders die ſkizzirten Bildniſſe Friedrichs des Großen und der zweiten Catharina, welche anziehende Beiträge zur Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts gewähren. Aber auch die Schilderung der Braunſchweigiſchen Fürſtenfamilie nimmt großes Intereſſe in Anſpruch: und hier ſind es nicht allein die Sitten eines kleinen deutſchen Hofes in jener Periode, deren Darſtellung uns anzieht, ſondern wir finden auch ein merkwürdiges Charaktergemälde der unglücklichen Caroline, der Gemahlin Georgs IV von England. Was über dieſe Frau in den Memoiren Malmesbury's enthalten iſt, laſſen wir im Auszuge folgen.

Es war gegen das Ende des Jahres 1794, als Lord Malmesbury von König Georg dem Dritten den Auftrag erhielt um die Hand der Prinzeſſin Caroline von Braunſchweig für den Prinzen von Wales anzuhalten; er mußte jedoch auf ſeiner Reiſe, in Hannover, ſeine förmliche Ernennung zu dieſer Geſandtſchaft abwarten, und bekam dadurch Muße die Beobachtung zu machen daß ſich aus der Aufführung der kurfürſtlichen Regierung in Hannover eben nicht auf große moraliſche Reinlichkeit der kleinen deutſchen Höfe ſchließen laſſe. In Braunſchweig angekommen, wurde er alsbald der Prinzeſſin Caroline vorgeſtellt, und der erſte Eindruck welchen ihre perſönliche Erſcheinung auf ihn machte, war nicht ſehr vortheilhaft. Er ſchreibt in ſeinem Tagebuche: „Die Prinzeſſin Caroline, ſehr verlegen bei meiner erſten Vorſtellung — hübſches Geſicht — ohne gerade Sanftmuth auszudrücken — ihre Geſtalt nicht anmuthig — ſchöne Augen — gute Hand — erträgliche Zähne, aber ſchwindend — blondes Haar (fair hair) und helle Brauen, gute Büſte — kurz, mit dem was die Franzoſen des épaules impertinentes nennen. Sehr glücklich über ihr künftigen Herrlichkeiten.“

Ergötzlich iſt, wie Lord Malmesbury ſich in ſeinem Tagebuch über dieſe Sendung nach Braunſchweig in der aus freien Stücken übernommenen Rolle einer männlichen Art von Duenna zeigt. Auch enthalten ſeine Aufzeichnungen einige derbe Schilderungen, und daneben rührende Beweiſe der natürlichen Sorge welche der Herzog und die Herzogin über den Erfolg ihrer Tochter hegten. Der Geſandte hatte augenſcheinlich von Anfang an böſe Ahnungen über die Vernünftigkeit der Heirath. Er beſchreibt die Prinzeſſin als von ihrem Vater ſtrenge erzogen und ſehr vor ihm in Furcht; aber nicht beaufſichtigt von ihrer Mutter, der Schweſter Georgs III, einer gutmüthigen geſchwätzigen Frau, deren Unterhaltung keineswegs immer die ſtrengen Gränzen des Anſtands beobachtete, und die bei ihrer Tochter ſich ſehr wenig hatte in Reſpect zu ſetzen gewußt. Ein vorſchnelles Weſen, eine Lebhaftigkeit die keine Feſſeln kannte, und Vertraulichkeiten mit ihren Damen, wie ſie an einem kleinen Hofe erlaubt ſind, hatten in dieſer letztern, der Prinzeſſin, große Indiscretion, Dreiſtigkeit und Freiheit der Manieren hervorgebracht. Sie hatte keine Zurückhaltung und keine Selbſtbeherrſchung, ſondern ſie ließ ſich von den Eingebungen des Augenblicks leiten; dieſe Eingebungen aber waren oft unpaſſend, zuweilen ſogar anſtandswidrig genug. Sie war was man nennt eine gute Seele und kein Fünkchen Stolz in ihr! Sie kleidete ſich geſchmacklos, that ſich jedoch viel auf die Schnelligkeit zu gute womit ſie es bewerkſtelligte, und war nebenbei nicht gar zu reinlich an ihrer Perſon. Ihre Unterkleider (under-linen) und Strümpfe — will Lord Malmesbury bemerkt haben, und wir wollen dieſen Zug nicht unerwähnt laſſen als Zeugniß von diplomatiſcher Gründlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts — waren grob, wahrſcheinlich wohl in Folge der Geldnoth und der knauſerigen Wirthſchaft am braunſchweigiſchen Hofe. Es deutete auf den Geſchmack und die unfeinen Gewohnheiten welche ſie ſich angeeignet haben mußte, und die in einem artigen Widerſpruch mit denen des ſybaritiſchen Prinzen von Wales ſtanden. Auch entwickelte ſie eine vollſtändige Verachtung deſſen woraus die Engländer ſo viel Weſens machen, des äußern Scheins. Malmesbury that unter dieſen Umſtänden ſo viel an ihm lag und durch unumwundenſte Aufrichtigkeit und Verſtandesüberlegenheit gethan werden konnte. Er nahm jede Gelegenheit wahr der Prinzeſſin freimüthig zu ſagen was ihm in ihrem Betragen unziemlich ſchien, und ihr begreiflich zu machen welches Benehmen ſie in ihrer zukünftigen Stellung anzunehmen habe, um dem brittiſchen Volke zu gefallen und gegen die vom Prinzen von Wales befolgten Sitten nicht anzuſtoßen. Später, auf der Reiſe nach England, welche verlängert wurde, weil man einen Umweg an der Elbe her nehmen mußte, um der franzöſiſchen Armee auszuweichen, war Lord Malmesbury bemüht die Prinzeſſin durch öffentliche Bewillkommnungen und feierlichen Empfang an eine beſſere Haltung zu gewöhnen — aber ohne Erfolg. Sie verſtand auf Augenblicke die Rolle als Prinzeſſin ganz hübſch auszufüllen, aber nur auf Augenblicke; und ſelbſt dann war ſie, ſobald etwas ihr durch den Kopf fuhr, wie die Katze in Aeſops Fabeln, die in eine Frau verwandelt iſt — ſie war auf einmal wieder ein ungebundenes, ausgelaſſenes und vorwitziges Weib.

Dieſe Eigenſchaften konnten wie geſagt dem Freiwerber nicht beſonders große Hoffnungen erregen, und dieſe wurden nicht erhöht durch die Unterhaltungen welche er mit den Eltern der Prinzeſſin hatte. Die Mutter erzählte ihm dabei unter anderm, daß alle jungen Prinzeſſinnen in Deutſchland im Gedanken an den Prinzen

Digitized by Google

von Wales engliſch gelernt hätten. Bei Caroline aber ſey dieſe Hoffnung nie aufgekommen, weil der König (Georg III, Bruder der Herzogin) oft ſeine Abneigung gegen Heirathen unter Geſchwiſterkindern ausgedrückt habe. Der Herzog ſagte über ſeine Tochter zum Geſandten: Elle n'est pas bête, mais elle n'a pas de jugement — elle a été élevée sévèrement, et il le fallait. Er bat den Geſandten ihr einzuknüpfen daß ſie nicht zu viel Fragen ſtelle und nicht zu vorlaut ihre Meinung über Perſonen und Sachen äußere; dabei ſpielte er zart, aber deutlich genug auf die freien und rückhaltloſen Sitten der Herzogin an, die freilich geneigt war mitunter ihre Umgebungen zu vergeſſen. Auch bat er den Lord ſeiner Tochter zu rathen nie irgend eine Eiferſucht dem Prinzen zu zeigen, und wenn dieſer ſeine »goûts« habe, ſie nicht zu bemerken. Der Geſandte erfüllte ſehr angelegentlich die Wünſche des Herzogs und hatte demzufolge eine intereſſante Unterredung mit der Prinzeſſin. Er empfahl ihr vor allen Dingen Zurückhaltung gegen ihre Damen in England, beſonders die Lady Jerſey, welche als Geliebte des Prinzen von Wales damals eine große Rolle am engliſchen Hofe ſpielte. Prinzeſſin Caroline verſicherte, ſie ſey entſchloſſen nie Eiferſucht zu zeigen: ſie wiſſe daß der Prinz »léger« ſey, und ſie ſey gefaßt in dieſer Beziehung. Beſonders ſuchte Lord Malmesbury die Prinzeſſin daran zu gewöhnen beſonnener ihre Worte abzuwägen und bei ſich ſelbſt zu Rathe zu gehen, bevor ſie etwas thue und ſage; er verhehlte ihr nicht daß er ſie für zu geneigt halte ſich gehen zu laſſen; und es iſt ein ſehr gewinnender Zug im Charakter Carolinens daß ſie mit großer Sanftmuth und Dankbarkeit die Belehrungen des Geſandten aufnahm. Freilich widerlegen die Tagebücher des Lords die in England früher weitverbreitete Annahme nicht daß auf das Herz der Prinzeſſin der Freiwerber ihres Bräutigams ſelbſt einen Eindruck gemacht habe, welcher zum Beiſpiel erklärt daß ſie in Thränen ausbrach, als ihr Vater ihr ſagte vielleicht hielten Geſchäfte den Lord in Deutſchland zurück und er werde nicht mit ihr nach England gehen können.

Bei einem Mahle erzählte die Prinzeſſin ihrem Nachbar, dem Geſandten, daß man am Hofe den Wunſch hege ihren Bruder Wilhelm mit der Prinzeſſin Sophie von Glouceſter zu verheirathen; der Lord gab ihr den Rath ſich nicht darein zu miſchen. Sie ſprach dann vom Herzog von Clarence, den ſie dem Herzog von York vorziehe, und dabei fiel dem Geſandten ein daß jener es war der eigentlich zuerſt des Prinzen von Wales Gedanken auf die Prinzeſſin gelenkt, und das in der Abſicht den Herzog und die Herzogin von York, die er haßte und die der Prinz von Wales auch nicht beſonders liebte, dadurch zu ärgern; denn Clarence war es nicht unbekannt daß die Herzogin von York und die Prinzeſſin Caroline ſich nicht leiden konnten. Der Lord lobte darauf das herzogliche Paar von York, beſonders das Betragen der Herzogin, welche ſich das Wohlwollen der ganzen Nation erworben. „Ich that dieß,“ ſetzt Malmesbury hinzu, „um die Prinzeſſin Caroline zu reizen (to pique her) und ſie anzuſpornen ein Gleiches zu erſtreben. Sie hat keinen Fonds, keinen feſten Charakter, einen leichten und flüchtigen Sinn, aber ſie meint es gut und iſt willig.“ — „Beim Souper — heißt es weiter in dem Tagebuch des Lords — war die Prinzeſſin ungewöhnlich luſtig, ganz laissez aller; mit einer Lobpreiſung leitete ſie die Frage ein, ob ſie oder ihre Schwägerin, die Erbprinzeſſin, meiner Anſicht nach die beſte Prinzeſſin von Wales vorſtellen würde? Ich vermied die Antwort und ſagte: ich wiſſe nur auf welche die Wahl des Prinzen fallen würde. Sie drängte mich weiter, und ich ſagte ſie beſitze von Haus aus Gaben welche die Erbprinzeſſin nicht habe und auch nicht erringen könne, nämlich Schönheit und Anmuth, während alle weſentlichen Gaben der Erbprinzeſſin von ihr erworben werden könnten, Vorſicht, Verſchwiegenheit, Beſonnenheit und Tact.“ — „Mangeln die mir?“ — „Sie können davon nicht zu viel haben.“ — „Wie kommt es daß meine Schwägerin, die jünger iſt, davon mehr hat als ich?“ — „Weil in ihrer erſten Jugendzeit ihre Familie in Gefahr ſchwebte, und weil ſie zur Uebung ihrer geiſtigen Fähigkeiten erzogen wurde; jetzt genießt ſie den Vortheil »d'avoir mangé son pain bis le premier!« — „Ich werde nie ſo werden, ich bin zu offen, zu leichtſinnig!“ — Dann ſprach die Prinzeſſin von ihrer Tante, der Aebtiſſin, und ſagte, dieſe habe ihr, der Prinzeſſin, Mißtrauen einflößen wollen gegen mich; ſie hätte mich dargeſtellt als einen homme dangereux. Ich ſuchte dieſe Art der Unterhaltung abzubrechen, aber die Prinzeſſin blieb dabei und ich mußte ihr ſagen daß die Aebtiſſin vergeſſen habe wie zwanzig Jahre, ſeit ſie mich zum letztenmale geſehen oder von mir gehört, verfloſſen ſeyen, und daß überdieß ſolch eine Warnung mich zugleich als ſehr thörichter Weiſe noch leichtſinnig anklage. Die Prinzeſſin ſagte, die Tante habe es gut gemeint, denke wohl gar zu parteiiſch wohlwollend über mich und fürchte deßhalb für ihre junge Nichte. Es war vergebens die Prinzeſſin von dem Gegenſtande abbringen zu wollen. Sie blieb dabei während des ganzen Soupers, und lachte unbarmherzig über ihre Tante Aebtiſſin und deren vorausgeſetzte Eingenommenheit für mich.“

Der Herzog von Braunſchweig beabſichtigte ſeiner Tochter ihre Vorleſerin, ein Fräulein Roſenzweit, wie die Tagebücher Malmesbury's ſie nennen, nach England mitzugeben. Doch ſcheint dieſe Dame entweder als eine Art von deutſcher Spionin in England haben fungiren zu ſollen, oder mindeſtens von der königlichen Familie dafür angeſehen worden zu ſeyn. Nach mehrfachem Verhandeln drang der Wille des Prinzen von Wales, daß ſie zurückbleiben ſolle, durch. Der Herzog war ſehr ärgerlich darüber, denn er ſagte, ſeine Tochter ſchreibe ſehr ſchlecht und unorthographiſch und deßhalb habe er ihr die Roſenzweit mitgeben wollen daß dieß nicht zu Tage komme. So wie die Zeit der Abreiſe näher kam, wuchſen die Beſorgniſſe des Geſandten. Ein Fräulein von Hertzfeld, eine herzogliche Hofdame, wie es ſcheint, ſagte ihm über die Prinzeſſin: il faut la gouverner par la peur, par la terreur même. Elle s'émancipera si on n'y prend pas garde — mais si on la veille soigneusement et sévèrement elle se conduira bien. Der König von England ſchrieb an ſeine Schweſter, die Herzogin, er hoffe daß ſeine Nichte nicht zu viel Lebhaftigkeit habe und daß ſie ein häusliches eingezogenes Leben führen werde. Dieſe Worte gaben der Prinzeſſin Caroline, der die Herzogin in ihrer gewöhnlichen Indiscretion den Brief vorgeleſen hatte, großen Anſtoß. Eines Tages war der Geſandte genöthigt der Prinzeſſin eine ſehr ominöſe Warnung zu geben. Ein anonymer Brief war angekommen, der, obwohl Lord Malmesbury ihn mit äußerſter Verachtung als von irgend einer betrogenen Putzmacherin oder einem ärgerlichen Stubenmädchen ausgegangen betrachtete, doch große Beſtürzung in der herzoglichen Familie verurſachte. Der Prinz von Wales wurde darin arg heruntergeſetzt, und die Prinzeſſin in den ſtärkſten Ausdrücken vor der Lady Jerſey gewarnt. Die Abſicht war die Prinzeſſin mit dem Gedanken zu erſchrecken, erwähnte Lady werde ſie zu irgend einem Liebeshandel verführen und bei ſolcher Gelegenheit mit größter Willigkeit zur Hand ſeyn. Dieß erſchreckte die Prinzeſſin zwar nicht, wohl aber den Herzog und die Herzogin, und als Lord Malmesbury dieß bemerkte, ſagte er jener, Lady Jerſey werde ſich wohl hüten ſo etwas zu wagen, und zudem wäre es Tod ſich der Prinzeſſin von Wales nähern zu wollen, und

Digitized by Google

kein Mann ſey dreiſt genug daran nur zu denken. Sie fragte den Lord, ob das ſein Ernſt ſey? Er verſetzte, ſo ſeyen die Geſetze Englands: daß jeder der ſich einfallen ließe ſie zu lieben, des Hochverraths ſchuldig wäre, und wenn ſie ſchwach genug ihn zu erhören, mit dem Tode beſtraft würde, ſo wie ſie ſelber. Dieß machte ſie ſichtbar beſtürzt.

Bei der Abreiſe war die Prinzeſſin ſehr ergriffen. Der Herzog war äußerſt beſorgt um ſeine Tochter — empfahl ſie wieder und wieder dem Geſandten — ſagte ſie dürfe ſich nicht allein überlaſſen bleiben, ſie müſſe einen Führer und Lenker haben.

Die Einſchiffung ſollte urſprünglich im Texel ſtattfinden, aber das raſche Vordringen der Franzoſen in Holland ließ dieſen Plan ändern als man ſchon in Holland war. Einmal war man ſogar nicht von aller Gefahr frei auf dem Wege aufgefangen zu werden: der Geſandte erzählte der Prinzeſſin die bekannte Anekdote von der Gemahlin des heiligen Ludwigs und dem Sieur de Joinville bei der Belagerung von Damiette, und fügte die Moral hinzu: Da Ihre königliche Hoheit mehr werth als die franzöſiſche Königin und die Franzoſen ſchlimmer als die Saracenen ſind, ſo bin ich darauf gefaßt wie der Ritter zu handeln. Die Prinzeſſin fühlte ſich ſehr geſchmeichelt durch dieſe Aeußerung, wohl mehr durch die Anſpielung auf ihre Schönheit als durch die darin liegende Drohung. Aus Holland zurück reiſte man über Hannover nach Stade, wohin das Convoi, das ſie aufnehmen ſollte, um die frieſiſchen Küſten herum geſchickt wurde. Während dieſer Reiſe hatte Lord Malmesbury oft genug gegen Gedankenloſigkeiten und Handlungen der Unbeſonnenheit Vorſtellungen zu machen. Wir finden folgendes aufgezeichnet: „Ich bat die Prinzeſſin freigebig gegen die Emigranten zu ſeyn (welche im bitterſten Elend und zahlreich den Reiſenden begegneten). Sie war willig, wußte nur nicht wie ſich dabei anzuſtellen. Ich ſage ihr Freigebigkeit und Edelmuth iſt ein Genuß, nicht eine ſchwere Tugend. Sie gibt einen Louisd'or für Lotterielooſe; ich gebe zehn mit der Bemerkung, die Prinzeſſin habe es mir befohlen; dieß überraſchte ſie. Ich ſagte, ich ſey überzeugt, ſie beabſichtige nicht für die Looſe den genauen Preis zu zahlen und ſo ſey ich ihrer Abſicht zuvorgekommen. Am nächſten Tage näherte ſich ein franzöſiſcher Emigré mit einem hübſchen Kinde der Tafel. Die Prinzeſſin Caroline wickelte aus eignem Antrieb ſofort zehn Louisd'or in ein Papier und gab ſie dem Kinde. Die Herzogin bemerkte es und fragte mich — ich ſaß zwiſchen den beiden — was es ſey? Ich antworte: „Eine Anforderung an Ihre Börſe!“ Sie wurde verlegen: je n'ai que mes beaux doubles Louis de Brunswick. Ich antworte: qu'ils deviendront plus beau entre les mains de cet enfant que dans sa poche. Sie wurde beſchämt und gab drei davon her.“ — Gewiß eine charakteriſtiſche Scene: ein engliſcher Mylord, der deutſchen Fürſtinnen Lection in der Wohlthätigkeit gibt! — Eben ſo charakteriſtiſch iſt das folgende: Am Abende bewunderte der Geſandte das Gepräge der braunſchweigiſchen Münzen. Die Prinzeſſin Caroline nahm darauf acht oder zehn ihrer Doppellouisd'or und bot ſie ihm in allem Ernſte an; ſie ſagte: »cela ne me fait rien — je ne m'en soucie pas — je vous prie de les prendre.« — „Ich erwähne dieß, ſetzt Lord Malmesbury hinzu, um ihren Charakter zu zeigen; er unterſchied nicht zwiſchen Gaben als Wohlthat und kindiſchem Wegwerfen des Geldes. Sie dachte das Verdienſt liege im Ausgeben des Geldes, ohne daß man dem Anſchein nach ſich darum kümmere. Freilich hatten die Eltern der Prinzeſſin, beide geizig, ſie über Wohlthätigkeit u. ſ. w. nie belehrt. Der Geſandte aber that ſein Möglichſtes ſie aufzuklären; ebenſo hielt er mit ſeinen Kümmerniſſen über ihre Toilette nicht hinter dem Berge, und pries ihr die Tugenden der Reinlichkeit und Nettigkeit in jedem Theil des Anzugs, ſichtbar oder nicht (as well as to what was hid as to what was seen). Was er ſelbſt zu ſagen Anſtand nehmen mußte, ließ er durch eine Kammerfrau in Erinnerung bringen, und dieſe entledigt ſich des Auftrags ſo gut daß die Prinzeſſin am nächſten Tage von oben bis unten gewaſchen erſcheint — well washed all over. Auch hatte er ihr das Betragen gegen ihre Mutter zu verweiſen, für welche ſie oft unfreundlich und mürriſch war oder die ſie gar auslachte. Dieſe Ermahnungen fruchteten für eine Zeitlang, dann waren ſie aus dem tieferer Eindrücke unfähigen Gemüthe der Prinzeſſin verſchwunden.

Waren ſo ſchlechte Erziehung und üble Sitten auf Seiten der Prinzeſſin, ſo war das Betragen ihres Bräutigams gegen ſie noch weniger vorwurfsfrei. So begann er damit die Jerſey zu einer ihrer Hofdamen, Lady of the Bedchambre, zu ernennen. Die Prinzeſſin landete in Greenwich; hier ſollten Lady Jerſey, Miſtreß Aſton und Lord Claremont ſie empfangen, waren aber mit den königlichen Equipagen noch nicht da, denn Lady Jerſey fand für gut mit der Toilette auf ſich warten zu laſſen, und ſo mußte die Prinzeſſin eine Stunde lang in Greenwich harren, während deſſen Sir W. Pattiſon, der Gouverneur des Hoſpitals, ſie mit viel unbeholfener Aufmerkſamkeit zu unterhalten ſtrebte. Als die Hofequipagen endlich kamen, verbarg Lady Jerſey nicht ihre ſouveräne Unzufriedenheit mit der Toilette der Prinzeſſin, ſo große Mühe ſich die Kammerfrau auch damit gegeben, und der Lady Tadel wurde ſo laut daß der Geſandte ſich genöthigt ſah ſie ſehr ernſtlich in ihre Schranken zurückzuweiſen. Nun wollte Lady Jerſey, gegen die Etiquette, mit der Prinzeſſin im Fond des Wagens fahren, bis Lord Malmesbury ihr bemerklich machte, wenn ſie Rückwärtsfahren nicht vertragen könne, ſo hätte ſie die Stelle als Hofdame nicht annehmen ſollen. Nun ſetzte ſich der Zug in Bewegung, und als man in London angekommen war, notificirte der Geſandte dieß Ereigniß unverzüglich dem Könige und dem Prinzen von Wales. Der letzte kam ſogleich. „Nach der feſtgeſetzten Etikette führte ich,“ ſchreibt Lord Malmesbury, „die Prinzeſſin Caroline zu ihm, während ſonſt Niemand im Zimmer war. Sie verſuchte mit ſehr viel Anſtand vor ihm zu knien; denn ich hatte ihr geſagt daß dieß Sitte wäre. Er hob ſie mit großer Freundlichkeit auf und umarmte ſie; ſagte bloß ein Wort, wandte ſich dann herum, eilte zum andern Ende des Zimmers und rief mich zu ſich: „Harris, ſagte er, mir iſt nicht wohl — bitte, verſchafft mir ein Glas Brandy.“ Ich antwortete: „Sire, wollen Sie nicht lieber ein Glas Waſſer trinken?“ worauf er ärgerlich einen Fluch ausſtieß und ſagte: „Nein, ich will gleich zur Königin gehen“ — und fort war er! Die Prinzeſſin, die während dieſer kurzen Epiſode allein daſtand, war nicht wenig verwundert; und als ich wieder zu ihr trat, ſagte ſie auf franzöſiſch: „Mein Gott, iſt der Prinz immer ſo? ich finde ihn ſehr dick und keineswegs ſo ſchön wie ſein Porträt.“ Ich ſagte: Se. königliche Hoheit ſey natürlich ſehr aufgeregt und angegriffen bei dieſer erſten Begegnung, aber bei Tafel würde ſie ihn gewiß anders finden. Sie hatte Luſt noch mehr kritiſche Bemerkungen zu machen, auf welche mir die Antwort hätte ſchwer werden können, als ich glücklicherweiſe zum Könige entboten wurde. Des Königs Unterhaltung wandte ſich ausſchließlich auf preußiſche und franzöſiſche Politik; die einzige Frage nach der Prinzeſſin war: iſt ſie guter Laune? Ich konnte mit Fug und Recht ſagen daß in Augenblicken die ſehr verführeriſch zum Gegentheil geweſen, ich ſie nie anders geſehen. Der König verſetzte: „das freut mich!“ und ſein Schweigen bewies mir daß er die Königin geſehen hatte ſeitdem der Prinz von Wales bei

Digitized by Google

dieſer geweſen, und daß der leztere ſeiner Mutter einen ſehr ungünſtigen Bericht von der Prinzeſſin gemacht habe.

Bei der Tafel, zu welcher alle gezogen wurden die die Prinzeſſin von Greenwich herbegleitet hatten, war ich weit entfernt mit dem Betragen der letzteren zufrieden zu ſeyn; es war vorlaut, forcirt luſtig und witzig, und dabei warf ſie mit groben Anſpielungen auf Lady Jerſey um ſich die zugegen war, und, wenn auch ſtumm, le diable en perdait rien. Der Prinz war augenſcheinlich angewidert und dieß unglückliche Diner beſtarkte ſeine Abneigung, welche die Prinzeſſin, ſich ſelbſt überlaſſen, nicht das Talent hatte zu beſiegen, ſondern im Gegentheil durch fortgeſetzte Unbeſonnenheiten und Anſprüche auf Geſcheidtheit und plumpen Witz ſteigerte, bis endlich vollſtändiger Haß daraus wurde.

Einige Zeit ſpäter war Lord Malmesbury wieder zur Tafel in Carlton Houſe, der Reſidenz des Prinzen von Wales, gezogen. Auch der Prinz von Oranien war da. Der Prinzeſſin Benehmen ging, ſo erzählt uns der Lord, bis zur Anſtößigkeit. Nach Tiſch zog der Prinz von Wales den Geſandten in ſein Cloſet und fragte ihn, wie ihm dieſe Art von Betragen gefalle? Dieſer antwortete daß er allerdings nicht viel zu Gunſten deſſelben ſagen könne: der Herzog von Braunſchweig habe ihm oft geſagt, es ſey zweckmäßig »de la tenir serrée;« ſie ſey ſehr ſtreng erzogen worden und wenn man ſie nicht ſtreng halte, ſo würde ſie freilich aus Luſtigkeit und Gedankenloſigkeit über die Schranken ſetzen! „Das ſehe ich nur zu klar," antwortete der Prinz, „aber mein Gott, Harris, warum ſagten Sie mir das nicht früher oder ſchrieben es mir gleich von Braunſchweig aus?" Malmesbury verſetzte daß er keine Vollmacht auf Discretion gehabt, ſondern den einfachen und gemeſſenen Befehl um die Prinzeſſin Caroline zu werben und weiter nichts. — Der Prinz ſchien hiebei beruhigt, aber ein großes Gefallen hatte er doch nicht daran, und es ließ einen geheimen Groll in ſeiner Seele zurück.

So weit die Darſtellung Lord Malmesbury's, wie er ſie ſeinen Tagebüchern anvertraut hat. Obwohl Tory, Diplomat und geneigt das Königthum von jenem Standpunkt aus anzuſehen wo daſſelbe erhaben ſcheint über die Maßſtabe welche das öffentliche Urtheil an andere Sterbliche legt, würde er doch wahrſcheinlich ſeine Ausſprüche über die Prinzeſſin behutſamer, ſchonender gefaßt haben, wenn er ſie ſpater aufgeſchrieben hätte. Als er ſie in ſein Tagebuch eintrug, konnte er nicht vorausſehen bis zu welcher unerhörten Ungerechtigkeit die rückſichtsloſe Unſittlichkeit des „erſten Gentleman in Europa" ſich dieſer armen Caroline gegenüber ſteigern würde; er konnte nicht vorausſehen wie mitleidswerth dieſe Frau, trotz aller ihrer Schwächen, daſtehen werde, neben der Ruchloſigkeit welche ſie bis zum Tode verfolgte. Zu hart aber erſcheint Malmesbury's Schilderung, gegen andere Darſtellungen gehalten, immer, und es wäre unrecht nicht auf eine Vergleichung mit dieſen, z. B. mit der allervortheilhafteſten, dem Zeugniß Broughams hinzuweiſen. Lord Brougham war bekanntlich einer der Vertheidiger der Königin Caroline vor dem Parlament, und ihm verdanken wir in ſeinen Charakteriſtiken der Staatsmänner während der Regierungsepoche Georgs III eine Skizze der Eigenſchaften des Prinzen von Wales und Carolinens, ſowie ihres gegenſeitigen Verhältniſſes, welche, wenn auch fern von der Ungetrübtheit und Glaubwürdigkeit einer reinen hiſtoriſchen Quelle, doch keineswegs unwürdig iſt dem urſprünglich gar nicht für die Oeffentlichkeit beſtimmten ſorgloſen Diplomatengeſchwätz Lord Malmesbury's gegenübergehalten zu werden.

„Es iſt nie in Abrede geſtellt worden," ſagt Lord Brougham unter anderm, „daß die Königin Caroline in ihrer Jugend bedeutende geiſtige und körperliche Vorzüge beſaß. Alle welche ſie in jenen Tagen geſehen, erklärten ſie für liebenswürdig, und die Erwartungen welche dieſe Augenzeugen erregt hatten, wurden bei ihrer Ankunft nicht getäuſcht. Alle welche ſie in ihren Jugendjahren gekannt, ehe die Sorge ihre Lebensgefährtin geworden war, ehe die Grauſamkeit Anderer ihre Gefühle verbittert und ihren Verſtand untergraben hatte, ſchildern ihre geiſtigen Gaben als glänzend; ein Kenner der ebenſoviel Erfahrung als Geſchmack beſaß, ſagte von ihr, lange Zeit nachdem ſie in unſere Mitte gekommen, ſie ſey geſchaffen „die Seele und Zierde der feinen Geſellſchaft" zu ſeyn (Canning im Hauſe der Gemeinen). Ihre Talente überſtiegen um vieles das bei Frauen gewöhnliche Maß, und würden ſie in jedem Stande als eine ausgezeichnete Perſon haben erſcheinen laſſen, wenn ihre Erziehung nicht vernachläſſigt worden wäre. Wenn man ſagt ihre Lebhaftigkeit ſey mit der Etikette eines deutſchen Hofes ſchlecht in Einklang geweſen, und habe bewirkt daß ſie den äußern Formen weniger Aufmerkſamkeit ſchenkte als der Anſtand unſerer engliſchen Paläſte unter der kalten, ſteifen Regierung Georgs III und Charlottens zu erfordern ſchien, ſo muß auf der andern Seite eingeraumt werden daß niemand in dem erhabenen Stande in welchem dieſe Dame geboren war, und in dem noch höheren Range zu welchem ſie ſpäter emporſtieg, jemals eine ſolche Freiheit von Hochmuth und Stolz bewieſen hat, und daß niemand alle Menſchen welche ſich ihr näherten, nach innern Verdienſten mehr zu würdigen verſtand. — — Aber Caroline von Braunſchweig beſaß weit höhere Eigenſchaften als dieſe. Sie fand Vergnügen an Werken der Wohlthätigkeit, und die Leiden ihres Lebens ſtanden in Verbindung mit dieſer liebenswürdigen Neigung ihres Herzens. Ihre leidenſchaftliche Liebe zu Kindern welche durch ihre frühe Trennung von ihrer einzigen Tochter verkümmert wurde, verleitete ſie zu dem unklugen Schritte andere Kinder zu adoptiren, deren ſie ſich mit einer Wärme annahm als wenn dieſelben ihre eigenen geweſen wären. Ihr Muth war von der höchſten Art weiblicher Kraft, verachtete alle Gefahren bei der Verfolgung würdiger Zwecke, verleitete ſie zwar zu Abenteuern welche ſich hauptſächlich durch die damit verbundene Gefahr empfahlen, ließ aber zuweilen nach, je nach dem Zuſtande ihrer Geiſteskräfte, auf die vielleicht die Conſtitution des weiblichen Körpers Einfluß übte, wiewohl die paſſive Tugend der Standhaftigkeit ſtets ungeſchwächt blieb. Es gab Veranlaſſungen wo ihre beiden charakteriſtiſchen Eigenſchaften zugleich zur Thätigkeit aufgerufen wurden, wo ihr Muth ihre Mildthätigkeit unterſtützte. Auf ihrer Reiſe im Orient brach die Peſt unter ihrem Gefolge aus. Ohne ſich durch eine Gefahr abſchrecken zu laſſen, welche die tapferſten Herzen verzagt machte, begab ſie ſich in das Hoſpital und ging andern als Wärterin mit ihrem Beiſpiel voran, ohne die Gefahr zu beachten der ſie ſich ausſetzte wenn ſie ſich über das Bett der Kranken beugte oder ihren Leib berührte. Hiezu kommt noch daß ſie ganz frei von Bosheit oder Rachſucht war; daß ſie das Verdienſt der Vergebung von Beleidigungen kaum begriff, weil es in ihrer Natur lag; daß nie ein hartes Wort oder eine Verleumdung über ihre Lippen kam, oder daß ein Zeichen von Haß und Groll ſich an ihr kund gab, ſelbſt wenn der Scharfſinn ſich in ihrer Qual erſchöpft hatte und Selbſtvertheidigung den Zorn beinahe zu einer Pflicht machte."

Lord Brougham läugnet im Verfolg ſeiner Skizze nicht daß die Königin leichtſinnige Handlungen begangen, unwürdige Rathgeber angehört, ſich zum Werkzeug thörichter Cabalen in den Händen intriguirender Weiber hergegeben habe; aber er will ſie von der Schuld ſolcher Fehler und Unbeſonnenheiten in der Rückſicht

Digitized by Google

auf die ihr widerfahrene Behandlung freigeſprochen wiſſen. Sollte ſie nicht einmal fallen in die Schlingen die von allen Seiten ihr gelegt wurden? Wird man, ſagt er, nie an den Bibelſpruch denken: ſie ernten wie ſie geſäet, und wenn man Dornen auf eine Rebe pfropft, wird man ſich beſchweren nicht länger Trauben von der Pflanze leſen zu können?

In einem Punkte bieten übrigens die Tagebücher unſeres Geſandten den beſten Beleg zu der Darſtellung Lord Broughams; nämlich indem ſie darthun, wie ſyſtematiſch angelegt die Verfolgungen gegen die Prinzeſſin waren, wie dieſe mit dem erſten Schritt an das Ufer Englands auch auf die erſte ſchreiende Schmach aus einer Reihe grauſamer, das Herz eines Weibes doppelt verwundender Beleidigungen ſtoßen mußte, welche auf dieſem trügeriſchen Boden Albions das ſchutzloſe deutſche Fürſtenkind erwarteten. Kein Wunder alſo daß die öffentliche Meinung in England ſich für ſie erklärte, ſo daß man dort, um Broughams Worte zu gebrauchen, laut ausrief: „Geſetzt alles was ihre Feinde angeben, ſey wahr, ſo kümmert es uns doch nicht; ſie wurde ſchlecht behandelt, verfolgt, aus dem Hauſe ihres Gemahls geſtoßen; man verweigerte ihr die Rechte einer Gattin und Mutter und verdammte ſie das Leben einer kinderloſen Wittwe zu führen, damit der welcher ihr Tröſter hätte ſeyn ſollen, das Leben eines ehebrecheriſchen Wollüſtlings führen könne; ſie ſoll nicht mit Füßen getreten und zu Grunde gerichtet werden, um ſeine Rache zu befriedigen!“ —

L. S.

Die Hamburger Bank.

Hamburg im März. Unter den commerciellen Inſtituten Deutſchlands gebührt der Hamburger Bank unſtreitig eine ausgezeichnete Stelle, ſowohl in Rückſicht des geſchichtlichen Intereſſes als nicht minder der praktiſchen Bedeutung welche ſie fortdauernd für den Handel im Allgemeinen, und namentlich für die Handelsbeziehungen Deutſchlands zum Auslande behauptet. Das ſeit Jahrhunderten hergebrachte gleichſam ſich von ſelbſt verſtehende Vertrauen zu der unveränderlichen Solidität dieſer Bank, ſowie die ganze Verfaſſung derſelben bringen es mit ſich daß über die Hamburger Bank ungeachtet des außerordentlichen Umfangs der durch ſie vermittelten Geſchäfte faſt gar keine öffentliche Erwähnung geſchieht, und ihre eigenthümliche Einrichtung nach Verhältniß nur ſehr wenig bekannt iſt. Bei den Meiſten beſchränkt ſich die Kenntniß von der Hamburger Bank darauf daß die größeren Zahlungen in Hamburg mittelſt dieſes Inſtitutes geſchehen und daß dem Hamburgiſchen Bankgelde vorzugweiſe der Charakter der Unwandelbarkeit zukomme. Da aber gegenwärtig eine zum Beſten des Handels beabſichtigte Veränderung einer der Einrichtungen dieſer Bank, nämlich hinſichtlich der Preisdifferenz des ein- und ausgehenden Silbers, die öffentliche Aufmerkſamkeit etwas in Anſpruch nehmen dürfte, und dieſe Frage ohne nähere Bekanntſchaft mit der Geſchichte und Verfaſſung der Hamburger Bank leicht mißverſtanden werden kann, ſo wird eine Skizze derſelben in dieſen Blättern Manchem vielleicht nicht unwillkommen ſeyn.

Im Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts war die Verwirrung und die Willkür des Münzweſens in Deutſchland bis aufs höchſte geſtiegen. Das Kippen und Wippen, Einſchmelzen und Ausführen der guten Münzſorten, namentlich der reichsconſtitutionsmäßig ausgebrachten Speciesthaler (9 Stück auf die Mark fein), hatten in dem Maße überhand genommen daß man an der Wiederherſtellung der Ordnung beinahe verzweifelte. Der äußere Werth der Reichsthaler ſtieg in wenigen Jahren von 33 Schillingen auf 54 Schillinge; ähnliche Schwankungen fanden bei den Wechſelcurſen ſtatt. Bei der Unſicherheit der Berechnung der Zahlungsmittel mußte der ganze Handelsverkehr äußerſt gelähmt werden. In den Niederlanden hatte ein ähnlicher, wenn gleich bei weitem nicht ſo hoch geſtiegener Uebelſtand um das Jahr 1609 die Gründung der Amſterdamer Bank herbeigeführt, woſelbſt die Kaufleute vollhaltige grobe Silbermünzen niederlegten und durch Ab- und Zuſchreiben unter ſich ihre Zahlungen leiſteten. In Hamburg hatte gegen Ende des ſechzehnten und Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts durch die Errichtung des ſogenannten Engliſchen Court, ſo wie durch die Anſiedlung niederländiſcher Flüchtlinge und der ſogenannten portugieſiſchen Juden der Handel einen neuen, von den Zeiten der Hanſa weſentlich verſchiedenen Aufſchwung genommen; man erkannte hier daß unter den veränderten allgemeinen commerciellen und politiſchen Verhältniſſen ein Feſthalten an den alten hanſeatiſchen Handelsgrundſätzen nicht mehr zeitgemäß und vortheilhaft ſey. Schon 1615 bemühten ſich die Kaufleute in Hamburg nach dem Vorgange von Amſterdam eine ähnliche Wechſelbank einzurichten, weil nur dieſes Auskunftsmittel dem Münzunweſen wehren zu können ſchien. Der Senat ging hierauf ein, aber die Bürgerſchaft in der die fremden Kaufleute noch wenig vertreten waren, erklärte die Wechſelbank für „unnöthig und vielen Bürgern mehr ſchädlich als nützlich.“ Erſt vier Jahre ſpäter, durch Rath- und Bürgerſchluß vom 20 Januar 1619, ward die Errichtung einer Depoſito-Wechſelbank, unter Garantie des Staats gegen Feuersgefahr und Diebſtahl, genehmigt. Die Namen der eigentlichen Gründer dieſes Inſtituts, dem der Hamburgiſche Handel einen ſo großen Theil ſeiner Entwickelung und ſeines Flors verdankt, ſind nicht aufgezeichnet worden. — Bis zum Jahre 1770 wurde der Bankfonds ausſchließlich durch eingebrachte Species-Reichsthaler gebildet. Urſprünglich hielten 9 Stück derſelben eine Mark fein Silber; als aber ſpäter in Ermangelung ſolcher Thaler von 540 Aß auch andere Thaler die ſchon durch die Circulation um einige Procente an Gewicht verloren hatten, und ſelbſt Thaler welche vom Kaiſer zu dem geringeren Münzfuße von 516 Aß fein Silber per Thaler ausgebracht waren, allmählich Eingang in die Bank gefunden hatten, entſtand die Rechnung nach dem ſogenannten mittleren Bankthaler zu 528 Aß. Wer 1000 Species-Thaler zu dem

Digitized by Google

eben angegebenen Durchſchnittsgehalte in die Bank brachte, dem wurden dafür 1001 Thaler oder 3003 Mark Banco in den Büchern der Bank gutgeſchrieben. Wer 1000 baare Speciesthaler aus der Bank herausziehen wollte, konnte ſelbige zu jeder Zeit gegen $1001\frac{5}{8}$ Thaler Banco wieder in Empfang nehmen. Die Differenz der Speciesthaler gegen Bankthaler war alſo $1\frac{5}{8}$ per Mille, der wirkliche Verluſt bei der Wiederherausnahme aber nur $\frac{5}{8}$ per Mille, oder 1 Schilling auf 100 Mark. Als Fundamentalſatz der Bank wurde von Anfang an betrachtet daß die Bank einem Jeden der es wünſche ſein Guthaben jeder Zeit unweigerlich und unverkürzt auszuzahlen gehalten ſey. Einigemale, namentlich bei der großen Handelskriſis bald nach dem Ende des ſiebenjährigen Krieges, ward allerdings der Verſuch gemacht von dieſem Grundſatz abzuweichen, aber die Kaufmannſchaft trat jedesmal einer ſolchen Maßregel mit Energie und mit Erfolg entgegen. Es ſey kein Thaler in der Bank ſo gut oder ſo ſchlecht, hieß es, er gehöre dem Kaufmann und wer ſonſt Rechnung in der Bank habe. Der hauptſächlichſte Beweggrund, weßhalb man verſucht hatte das Herausnehmen der Thaler aus der Bank zu hindern, lag in der Beſorgniß daß bei dem im Laufe der Zeit überall angenommenen leichteren Münzfuße die Wiederanſchaffung vollwichtiger Thaler als Bankvaluta, wenn die herausgezogenen eingeſchmolzen wurden, von Jahr zu Jahr ſchwieriger werde. Dieſer letztere Umſtand ward aber gerade Urſache daß die Hamburger Bank in ihrer Ausbildung einen weſentlichen Fortſchritt machte, welcher ihre Solidität und ihr Anſehen außerordentlich geſichert und derſelben hauptſächlich ihre Eigenthümlichkeit vor allen andern Banken verliehen hat. — Die nächſte Veranlaſſung hierzu gab eine Aeußerung des bekannten Baumeiſters Sonnin. Dieſer machte nämlich, als 1768 für die Bank die vorerwähnte Verlegenheit eintrat, beiläufig die Bemerkung, die Chineſen ſeyen doch klug daß ſie ſich nicht um Gepräge der Münzen kümmern, ſondern das Silber nach Gewicht und Gehalt nähmen. Zwei Männer, Kirchhoff und Lütkens, faßten dieſen Gedanken auf und brachten ihn durch ihren Einfluß zur Ausführung. Es war jedoch nicht leicht die entgegenſtehenden Vorurtheile zu beſchwichtigen, und anfangs ward die Begründung des Bankfonds auf fein Silber als ſolches nur im beſchränkten Maßſtabe bewilligt. Der Rath- und Bürgerſchluß vom 18 Januar 1770 lautet nämlich „daß mit dem nach wie vor frei bleibenden Aus- und Eingehen der Species bei der Bank auch das Ein- und Ausgehen 15 à 16löthigen Silbers, zum Preiſe im Nehmen von 27 Mark 10 Sch. Banco für die Mark fein, im Geben von 27 Mark 12 Sch., jedoch nur auf Ein Jahr zum Verſuche verbunden werde." — Einmal eingeführt, ward jedoch die Richtigkeit des neuen Syſtems von Jahr zu Jahr allgemeiner anerkannt, und ſo kam es nach 20 Jahren dahin, durch verfaſſungsmäßige Beliebung vom 8 Jul. 1790, daß die Speciescaſſe ganz aufgehoben und die Bank ausſchließlich auf fein (15 Loth 12 Gran bis 16löthiges) Silber in Barren fundirt wurde. In den Motiven zu ſeinem deßfallſigen Antrage bemerkte der Senat:

1) Bekanntlich war die Conſervation der guten reichs-conſtitutionsmäßigen Thaler eine der vornehmſten Urſachen zur Errichtung unſerer Bank. Wie wenig dieſer Zweck in der Folge der Zeit erreicht worden, liegt zu Tage. Damals waren die Speciesthaler eine allgemeine curſirende Münze; jetzt ſind ſie faſt nirgends mehr in Circulation. Faſt Jedermann verlangt ſeinen Fonds in feinem Silber, weil dieſes durch die ganze Welt einen feſten, zuverläſſigen und keinem Verluſt unterworfenen Werth hat.

2) Unſer Bancogeld muß feſt und unveränderlich ſeyn. Dieſe Qualität hat das feine Silber. Circulirende Species hingegen können wegen der ſchwerlich ganz zu vermeidenden Mängel der Münzkunſt und wegen des Abſchleifens durch den Gebrauch nie einen ſo ſichern Maßſtab geben.

3) Die ſeit 1770 bei unſerer Bank beſtehende Einrichtung mit dem ein- und ausgehenden Silber zu feſten beſtimmten Preiſen, worauf ein Jeder ſeinen Calcul machen kann, hat unſtreitig den Silberhandel mehr hierher gezogen, die ſoliden Wechſelgeſchäfte anſehnlich vermehrt, unſere Curſe befeſtigt und dem hieſigen Commerz auch in anderer Rückſicht große Vortheile geſchafft, ohne von einer andern Seite den mindeſten Nachtheil mit ſich geführt zu haben. Dieſe Vortheile müſſen ſich natürlicher Weiſe noch mehr ausbreiten, wenn der Fonds der Bank ganz allein auf fein Silber reducirt wird.

Die vorſtehenden Grundſätze und Anſichten haben ſich ſeit 1790 auf das vollſtändigſte bewährt, und gelten noch heute in ihrer ganzen Bedeutung. Die Bank hat ſeitdem ohne alle Veränderung ihrer Einrichtungen ihre geräuſchloſe Wirkſamkeit fortgeſetzt, bis auf eine vorübergehende Unterbrechung, welche einzig in der Geſchichte der Banken daſteht, nämlich die willkürliche Wegnahme des ganzen Bankfonds während der franzöſiſchen Occupation durch den Marſchall Davouſt. Aber dieſes beiſpielloſe und den allgemeinſten Unwillen hervorrufende Ereigniß, wie ſchmerzlich es auch den damaligen Bankintereſſenten geworden iſt, hat dazu gedient den Ruhm der Hamburger Bank auf das glänzendſte zu bewähren. Als nämlich am 5 November 1813 auf den Bankfonds Beſchlag gelegt wurde, fand man auf den Conten ein Guthaben von 7,498,343 Mark 12 Sch. 6 Pf., dagegen in den Gewölben der Bank an feinem Silber eine effective Summe von 7,506,956 Mark 4 Sch.*) — Es iſt alſo leicht zu erklären daß die Bank gleich nach Wiederherſtellung der Selbſtändigkeit Hamburgs auf die alten Grundlagen wiederhergeſtellt wurde und gleiches Vertrauen wie früher fand. Auch die große Brandkataſtrophe vom Mai 1842 hat die Solidität der Hamburger Bank aufs neue ans Licht geſtellt. Selbſt während der Tage des furchtbaren Brandes, als das Bankgebäude ſchon in Trümmer geſunken und das Ende des Unglücks noch nicht abzuſehen war, hatten die Zahlungen mittelſt der geborgenen Bücher der Bank ihren ununterbrochenen Fortgang, und als man die ganze Größe des enormen Schadens endlich überblicken konnte, verdankt man gewiß zum Theil auch der ſoliden Einrichtung unſerer Bank daß der Handel in Folge jenes Unglücks auch nicht einmal vorübergehend von einer Kriſis berührt wurde.

Nach dem vorſtehenden geſchichtlichen Rückblick auf die Vergangenheit folge nun eine kurze Ueberſicht über Weſen und Verfaſſung der Hamburger Bank wie ſie gegenwärtig in ihrer Wirkſamkeit daſteht. Da das zuletzt publicirte Bankreglement vom Jahre 1710 ſchon ſeit lange veraltet iſt, die Erlaſſung einer neuen Bankordnung aber, obſchon längſt angeregt und vorbereitet, **) bis jetzt aus verſchiedenen Rückſichten Anſtand gefunden hat, ſo iſt es beinahe die Praxis allein welche die gegenwärtigen Einrichtungen der Bank ausgebildet hat, und von welcher Auskunft über die Eigenthümlichkeit derſelben zu erhalten iſt.

Die Hamburger Bank iſt im ſtrengſten Sinne des Worts eine Depoſitenwechſelbank (Girobank), und unterſcheidet ſich dadurch weſentlich von allen andern Banken welche Noten ausgeben oder ſonſt ſelbſt Geſchäfte machen. Die Bank iſt gleichſam die gemeinſchaftliche Caſſe der Kaufmannſchaft, und als ſolche eine Privatanſtalt unter dem Schutze und der Oberaufſicht des Staats. Der

*) Als Erſatz bewilligte die franzöſiſche Regierung 7 Franken beſtändiger Rente für je 100 Mark Banco.

**) Der letzte Entwurf einer neuen Bankordnung iſt im Jahre 1836 angefertigt.

Digitized by Google

Fonds der Bank bildet ſich durch Einlagen aus Silber in Barren zu 15 Loth 12 Gran fein und darüber für die Mark Kölniſch Gewicht. Für jede eingebrachte Mark fein Silber werden dem Einbringer 27 Mark 10 Sch. auf ſeinem Conto in den Büchern der Bank gutgeſchrieben, die er beliebig auf die Conto jedes andern Bankintereſſenten übertragen kann. Auch durch ſolche Uebertragung kann der Conto eines eintretenden Bankintereſſenten eröffnet werden. Das Uebertragen von einem Conto auf den andern, abſchreiben und zuſchreiben genannt, geſchieht mittelſt von dem Zahlenden perſönlich oder durch einen ſpeciell dazu Bevollmächtigten im Comptoir der Bank einzureichender Anweiſungen (ſogenannter Bankzettel). Um Handſchriften kümmert ſich die Bank nicht. Niemand darf von ſeinem Guthaben jemanden etwas zuſchreiben laſſen was nicht eine Nacht über auf ſeiner Rechnung geſtanden hat. Die Größe des Guthabens eines jeden Bankintereſſenten ſowie des Ab- und Zuſchreibens ſind Geheimniſſe; nur von dem eigenen Conto kann jemand einen Auszug erhalten. Unter keinem Vorwande kann das was jemand in der Bank zu Gute hat, mit Beſchlag belegt werden, nur bei gerichtlich denuncirten Falliſſementen wird das Guthaben des Falliten in der Bank der Maſſe überwieſen. Wer ſein Guthaben oder einen Theil deſſelben aus der Bank herausnehmen will, kann ſelbiges täglich, indem er für jede Mark fein der Silberconto der Bank 27 Mark 12 Sch. zuſchreibt, in Silberbarren wieder in Empfang nehmen. Die Verwaltung der Bank geſchieht durch fünf von der Bürgerſchaft aus einem von der Kaufmannſchaft angefertigten Wahlaufſatz gewählte Bankintereſſenten, von denen jedes Jahr einer ausſcheidet. Dieſe Vorſteher ſowie ſämmtliche Angeſtellte der Bank ſind auf Verſchwiegenheit beeidigt.

Die Grundprincipien und die Vortheile die ſich aus dieſen Einrichtungen der Bank ergeben, ſind in einer früheren Darſtellung *) folgendermaßen zuſammengefaßt worden:

1) Die Fundirung der Bank auf fein Silber bedingt die Unwandelbarkeit des Hamburger Bankgeldes.

2) Das perſönliche Abſchreiben bedingt die Sicherheit der Uebertragungen von einem Conto auf den andern, der Bankzahlungen.

3) Daß niemand Macht hat Geld abzuſchreiben das nicht wenigſtens eine Nacht auf ſeinem Conto ſtand, bedingt die ebenſo nothwendige als bewunderungswürdige Ordnung der Bank.

4) Daß der Stand der Conten und die Circulation derſelben Geheimniſſe ſind, bedingt die freie Benutzung der Bank.

5) Daß der Staat ſich aller Einmiſchung enthält, bedingt die Unabhängigkeit der Bank.

Betrachten wir nun die Wirkung dieſes großartigen Inſtituts, ſo zeigt ſich als erſter und weſentlichſter Vortheil die leichte und doch vollkommen ſichere Geldcirculation. Zweitens zeigt ſich daß Hamburger Bankgeld oder Hamburger Banco durch ſeine Unwandelbarkeit eine Normalvaluta geworden iſt. Drittens bieten die Einrichtungen der Bank das ſicherſte Schutzmittel gegen wirklichen und ſcheinbaren Geldmangel und Geldüberfluß.

Da die Bank ſich aller Operationen enthält, da durchaus keine künſtlichen Mittel angewendet werden, ſo kann es nicht fehlen daß, wenn der Bankſchatz nicht mehr die dem hieſigen Verkehr angemeſſene Größe hat, der Disconto ſteigen wird und die Wechſelcurſe auf fremde Plätze fallen müſſen, bis zu dem Punkt daß Silber mit Vortheil in die Bank eingebracht werden kann. Ein Geldmangel aber macht ſich bei der Einheit der Caſſe aller Kaufleute als Bankſchatz viel leichter bemerkbar, als wenn das Geld zerſplittert in Privatcaſſen läge. Iſt dagegen Geldüberfluß, wächſt der Bankfonds übermäßig an, dann ſinkt der Disconto ſo tief, und die Wechſelcurſe auf fremde Plätze ſtellen ſich ſo hoch daß Silber mit Vortheil zu verſenden iſt; der Bankſchatz fließt gleichſam über. In wie mannichfacher Weiſe auch umfaſſende kaufmänniſche Speculationen hierbei einwirken können: das Herausnehmen und Einbringen des Silbers an ſich iſt niemals Willkür, es iſt ein Reſultat, bedingt durch den jedesmaligen Umfang des Handels und der Geldcirculation.

Nachdem ſo die geſchichtliche Entwickelung und die gegenwärtige Verfaſſung der Hamburger Bank in ihren Hauptumriſſen vorgeführt ſind, wird es nicht ſchwer fallen die beabſichtigte Veränderung derſelben, welche jetzt in Frage gekommen iſt und verhandelt wird, richtig aufzufaſſen. Es handelt ſich nicht im entfernteſten um eine Maßregel welche die Grundprincipien und die Eigenthümlichkeit dieſes Inſtituts, wie ſolche oben dargelegt ſind, irgend beeinträchtigen könnte, vielmehr würde die Durchführung der angeregten Neuerung nur dazu dienen den Charakter einer Depoſitogirobank wo möglich in noch größerer Reinheit und Vollſtändigkeit auszuprägen. Der Vorſchlag geht nämlich dahin daß die Preisdifferenz des in der Bank ein- und ausgehenden Silbers von 2 Schilling auf ½ Schilling per Mark fein herabgeſetzt werde, oder mit andern Worten daß in Zukunft für jede in die Bank eingebrachte Mark fein Silber dem Einbringer 27 Mark 11½ Sch. gutgeſchrieben werden, und dagegen jeder nach wie vor gegen Zuſchreibung von 27 Mark 12 Sch. per Mark fein an die Silberconto der Bank Silber wieder herausnehmen kann, daß alſo die Differenz nur circa 1/9 Proc. betragen würde. Die projectirte neue Einrichtung nähert ſich alſo wieder dem urſprünglichen Syſtem, welches bei der alten Valuta der Speciesthaler beſtand, daß der Unterſchied zwiſchen Einbringen und Herausnehmen nur ein Minimum betragen müſſe; denn bei den Speciesthalern war die Differenz wie oben gezeigt nur 1/16 Proc. Es ſcheint dieß auch dem Weſen einer Girobank angemeſſen. Jeder muß unbehindert über ſoviel verfügen können als er in wirklicher Valuta bei der Bank niedergelegt hat. Ob jemand dieſe Sicherheit durch eigenes Einbringen der Silberbarren oder durch Uebertragung von dem Conto eines andern geſtellt hat, muß als gleichgültig betrachtet werden, und es erſcheint unbillig von den erſteren eine höhere Speſe zu verlangen als die Unkoſten der Annahme des Silbers bedingen; denn die Vergütung an das Inſtitut für die ſichere Aufbewahrung iſt zugleich mit den Unkoſten welche beim jedesmaligen Ab- und Zuſchreiben mittelſt der ſogenannten Foliengelder entrichtet werden, zu berechnen.

Fragt man, warum in Hamburg gerade jetzt der Plan einer Ermäßigung der Differenz des ein- und ausgehenden Bankſilbers aufgenommen werde, ſo erklärt ſich dieß aus dem allgemeinen Streben welches ſich in allen Handelszweigen von Tage zu Tage mehr bemerkbar macht, alle Speſen und Unkoſten bei Geſchäften möglichſt zu vermeiden, oder wenigſtens, ſo weit es nur irgend angeht, zu ermäßigen. Die ſo außerordentlich geſteigerte Concurrenz übt hierin einen unwiderſtehlichen Einfluß. Namentlich hat auch das Bankiergeſchäft dieſen Einfluß erfahren müſſen. Viele und große Contantengeſchäfte werden jetzt entrirt, bei denen 1/8 Procent reiner Avance genügen muß, und hiermit ſteht die Fortdauer der jetzigen Preisdifferenz des Bankſilbers von circa 4/9 Proc. in dem vollſten Widerſpruche. Als dieſe 1770 auf ca. 4/9 Proc. beſtimmt wurde, waren die Verhältniſſe der Bankiersgeſchäfte ganz andere, und trotz jener Speſen zog ſich ein bedeu-

*) Ad Soetbeer. Ueber Hamburgs Handel. Hamburg 1840. S. 59.

tender Silberhandel nebſt den ſich daran knüpfenden Geſchäften nach Hamburg. Jetzt haben ſich die Umſtände geändert, und die Erleichterung des Einbringens des Silbers in die Bank erſcheint durchaus zeitgemäß. Die hieſigen Contantengeſchäfte würden dadurch eine feſte Baſis erhalten und die Handelsbeziehungen zum In- und Auslande ſich vermehren. Ein Mann von Fach äußerte ſich hierüber folgendermaßen: „Die jetzt mögliche Variation des Silberpreiſes (zwiſchen 27 Mark 12 Schill. und 27 Mark 10 Schill. Banko pr. Mark fein), welcher alſo wie jede andere Valuta dem Curſe unterworfen iſt, läßt keine beſtimmte Norm hier aufkommen. Es müſſen demnach diejenigen welche mit dem Auslande in Verbindung ſtehen, bei den Calculationen über zu beziehende Contanten entweder den geringſten Silberpreis von 27 Mark 10 Schill. als Norm annehmen, oder abermals mit dem Geſchäfte die Speculation auf ein etwaiges Steigen des Silbercurſes verbinden. Häufig iſt nun dieſe Beziehung nur durch die Combination mit letzterem Falle möglich, und daß unter ſolchen Umſtänden wirklich eine Erſchwerung vorhanden iſt und manche Geſchäfte, wegen dieſes bei dem geringen Avance unverhältnißmäßigen Riſico's, gänzlich unterbleiben müſſen, leuchtet ein. Wäre eine Schwankung oder Cursvariation nicht möglich, ſo hätte der Bankier ſowohl welcher für eigene Rechnung Contanten zur Silberverwerthung bezieht, wie auch der Ausländer welcher ſolche hierher conſignirt, eine feſte Baſis, auf welche er fußen kann. Eine fernere Folge iſt demnach eine verringerte Circulation des Geldes überhaupt, welche, wie ſich von ſelbſt verſteht, im allgemeinen ſowohl nur nachtheilig wirken kann, als ſie auch insbeſondere die Thätigkeit des Bankinſtituts ſelbſt herabſtimmen muß." Durch die eigenthümliche Einrichtung ſeiner Bank ſcheint, wenn nur die jetzige Speſe bei dem Umſatze des Silbers in Bankgeld aufhört, Hamburg den Beruf zu haben die Hauptvermittlung des großen Silberhandels in Europa immer mehr an ſich zu ziehen. Es findet nämlich hier der beſondere Umſtand ſtatt daß das feine Silber als ſolches zugleich Waare und das eigentliche Geld iſt. Die Benützung deſſelben als Circulationsmittel iſt alſo mit gar keinen Schwierigkeiten und Umſtändlichkeiten verknüpft, wie ſolche bei andern Banken eintreten müſſen. Auch kommt hierbei in Betracht daß offenbar das feine Silber an und für ſich das wohlfeilſte effective Geld iſt, da bei geprägten Münzen nothwendig die Fabricationskoſten auf die eine oder andere Weiſe getragen werden müſſen.

Während man aber an der Hamburger Börſe über die Zweckmäßigkeit einer Herabſetzung der Differenz beim Bankſilber von 2 Sch. auf ½ Sch. ziemlich allgemein einverſtanden iſt, ſind über die angeregte Modalität dieſer Herabſetzung abweichende Anſichten laut geworden und haben einzelne ſehr eifrige Vertheidiger gefunden. Dieſe behaupten nämlich, der Preis welcher beim Einbringen des Silbers in die Bank dem Einbringer berechnet werde, 27 M. 10 Sch., ſey das eigentliche Pari des Bankgeldes, wie auch der frühere Werth des ſogenannten mittleren Bankthalers zu 528 Aß angenommen worden ſey; es müſſe demnach der Vorſchlag wegen Ermäßigung der Differenz ſo ausgeführt werden daß 27 M. 10 Sch. nach wie vor als Preis des eingehenden Silbers bleibe, daſſelbe aber zu 27 M. 10½ Schilling wieder herausgenommen werden könne. Gegen dieſe Anſicht iſt aber, außer den praktiſchen Schwierigkeiten welche eine derartige Maßregel mit ſich führen würde, vornehmlich geltend gemacht worden die Differenz zwiſchen Einbringen und Herausnehmen des Bankſilbers ſey als eine Speſe zu betrachten, die für den Vortheil entrichtet werde daß man das Silber mittelſt der Bank als Geld benützen könne ſo lange man wolle; die Differenz ſey in dieſer Beziehung gleichſam als eine Art Schlagſchatz anzuſehen. Wie z. B., wenn Jemand in Preußen bei der Münze Silber in Thaler umſetzen will, derſelbe pr. Mark fein nicht 14 Thaler erhält, ſondern nur $13\frac{5}{6}$ Thaler, ohne daß man deßhalb ſagen könnte der Münzfuß ſey $13\frac{5}{6}$ Thaler, da in 14 Thalern eine Mark fein Silber enthalten iſt, — in ganz entſprechender Weiſe müſſe als Standard des Bankgeldes nicht 27 M. 10 Sch., ſondern 27 M. 12 Sch., und die zwei Schillinge welche dem Einbringer weniger gut geſchrieben werden, als Vergütung an die Bank angeſehen werden.

Wer Geld in der Bank hat, kann zu jeder Zeit über ein beſtimmtes Quantum fein Silber verfügen, aber nicht zu dem Preiſe wie er es hineingelegt hat, ſondern nur zu dem von 27 M. 12 Sch. pr. Mark, denn unter dieſer ausdrücklichen Bedingung hat die Bank es angenommen. Würde hierin eine Aenderung eintreten daß die Bank das Silber wieder zu 27 M. 10½ Sch. den Bankintereſſenten zur beliebigen Diſpoſition ſtellen wollte, ſo wäre dieß eben ſoviel, als denſelben ein Geſchenk von 1½ Schilling pr. Mark zu machen, und hierzu liegt nicht das mindeſte Motiv vor.

Hoffentlich wird die angeregte Maßregel im Laufe dieſes Jahres zur verfaſſungsmäßigen Beliebung kommen und dem Hamburgiſchen Handel bleibenden Vortheil gewähren!

Digitized by Google

Monatblätter

zur Ergänzung

der

Allgemeinen Zeitung.

1845.

Mai.

Im Verlage und unter Verantwortlichkeit

der

J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Franz Freiherr Gaudy	179
In den Oſtſeeprovinzen Rußlands (Aufzeichnungen eines Eingewanderten)	183
Der Krater und die Seen der Aſtroni	191
In Sachen des italieniſchen Volks (aus einer italieniſchen Handſchrift überſetzt)	193
A. F. Gfrörers allgemeine Kirchengeſchichte (drei Bände in VI Abtheilungen. Stuttgart 1840–1844)	200
Die Elemente der europäiſchen Politik	206
Die rheiniſchen ritterbürtigen Autonomen von E. M. Arndt 1844	216
Monatsbericht vom Leipziger Büchermarkt	219
Etſchmiadſin und die armeniſche Kirche	223

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Franz Freiherr Gaudy.

Wir geben mit dieſer Ueberſchrift den norddeutſchen Dichter, den uns vor fünf Jahren ein plötzlicher Tod entriß, in derſelben Weiſe wie er in litterariſcher Oeffentlichkeit ſich ſelbſt am liebſten uns vorführte. Er gefiel ſich darin das Von in ſeinem Namen zu ſtreichen. Und es war mehr als Spielerei wenn er den Freiherrn ſtehen ließ, indem er damit nach ſeiner eignen Verſicherung nur „den freien Herrn“ für ſich feſthielt „der ſich um niemand ſchiert.“ Man wollte in ſeiner Perſönlichkeit etwas vom Sonderling ſpüren, obſchon das Recht dazu erſt im Alter erworben wird. Die Scheu vor geſelligem Verkehr, den Widerwillen gegen die Formen in denen der Salon ſich bewegt, theilte er wohl ſo gut wie den Hang ſich zu vereinſamen mit jedem deutſchen Dichter. Iſt dieß ein Fluch der poetiſchen Naturen unter uns, ſo iſt es doch zugleich die Quelle ihrer Eigenthümlichkeit. Bei Gaudy ſteigert ſich das Gefühl der Weltentfremdung mitunter bis zu einer Schroffheit die an ſeinen Landsmann aus Frankfurt an der Oder erinnert, an den hartverſchloſſenen, tief in ſich zernagten Heinrich v. Kleiſt, an dem der Gram um das zertrümmerte Vaterland die eigene innere Zertrümmerung vollendete. Gaudy's perſönliche Schroffheit gegen die Außenwelt ging hervor aus dem Kern eines edlen kräftigen Herzens; ſie verſchwand im engeren Verkehr mit denen die ſich zu ihm geſellten; er war unter ihnen good boy, wie der Engländer ſagt.

Er hielt es für Demokratie ſeine Natur in ihrer trotzigen Launenhaftigkeit auch im litterariſchen Forum ſich gehen zu laſſen. Mir wollte die Art und Weiſe wie ſich Gaudy in ſeiner Lyrik mit ſeinem Ich gebärdete, im Gegentheil ſehr feudaliſtiſch erſcheinen. Gaudy's Schroffheit machte in ſeinen nächſten Kreiſen Glück. Eine allgemeine Berechtigung und Anerkennung kann ſie nur nach dem Grade ihrer Urſprünglichkeit in Anſpruch nehmen. Wir müſſen dieß ganze Naturell dieſes Dichters überblicken, auch ſeine Elemente, nicht bloß ſeine Manieren kennen lernen. Seine perſönliche Stellung in der Welt ſey das Nächſte was wir ins Auge faſſen; ſeine Lyrik war der unmittelbarſte Ausdruck derſelben; ſeine Novellen und Genrebilder geben uns dann, abgelöſt von der ſubjectiven Trübung des launenhaften Zufalls, recht eigentlich den Kern ſeiner kraftvollen und in der That eigenthümlichen Natur. Wie weit Gaudy's herausfordernder Wahlſpruch:

Was ich habe dank' ich Keinem,
Was ich bin dank' ich nur Einem,
Und der Eine der bin Ich!

ihm in der Zuſammenſtellung der Perſon mit den Elementen und Geſtalten des Zeitgeiſtes eingeraumt werden kann, wird ſich aus unſerer Auffaſſung und Erklärung ſeines Naturells von ſelbſt ergeben. Was das Aeußere ſeiner Lebenszuſtände betrifft, ſo halten wir uns an die von Arthur Mueller in der Einleitung zu des Dichters geſammelten Schriften überlieferten Beſtimmungen. Sie beſtätigen das innere Bild das ſich nach der Lectüre ſeiner Dichtungen von Gaudy entwerfen läßt.

Franz Gaudy, im Jahr 1800 zu Frankfurt an der Oder geboren, war ein preußiſches Soldatenkind. Sein Vater garniſonirte bald dort, bald in Soldin und andern kleinen Oertern, bis er als Gouverneur des Kronprinzen, des jetzigen Königs, nach Berlin berufen wurde. Seine Mutter war eine Gräfin Schmettow. Ein Generallieutenant v. Kleiſt, der Vater des damals ſchon verſtorbenen Dichters Franz v. Kleiſt, hatte ihn über die Taufe gehalten, und nach dieſem Poeten führte er ſeinen Vornamen. Der Knabe Franz wurde von ſeinen Lehrern als ein ſtörriſcher Trotzkopf bezeichnet, der ſelbſt in der Umgebung preußiſcher Soldatennaturen auffiel, und der Vater mochte ſich im Naturell des Sohnes an die Abſtammung ſeiner Familie aus Schottland erinnert fühlen. Auf dieſe Heimath der Vorfahren im ſchottiſchen Hochlande und auf den Namen Craigmnie den ſie dort führten, that ſich Gaudy eine Zeit lang etwas zu gut; er fügte Anfangs dieſen Namen dem ſeinigen bei. In Berlin ſchien der junge Thronfolger an dem noch jüngern Genoſſen ein Wohlgefallen zu finden, er duzte ihn und hielt mit ihm Waffenübungen.

Die thatenreiche Zeit des Aufſtandes gegen den Welteroberer fand den Knaben Gaudy noch zu jung; als ſein Vater Generalgouverneur von Sachſen wurde, kam Franz nach Schulpforta, wo er ſich drei Jahre lang bis 1818 die gewohnte gelehrte und claſſiſche Zwangsbildung erwarb. Die Novelle „Schülerliebe“ die er fünfzehn Jahre ſpäter ſchrieb, gibt uns ein burleskes Bild von ſeiner Entwicklung auf der Pforte, und ſeinen Widerſtreit gegen die damalige Orthodoxie jener Anſtalt. Er liefert uns in dieſer Novelle die Selbſtbiographie eines Schülers der, gleichſam mit der halben Eierſchale der Gelehrſamkeit auf dem Kopfe, eines kleinen ſehr unſchuldigen und ſentimentalen Liebeshandels wegen ausgeſtoßen wird. Es iſt juſt die Zeit wo die ſiegreiche franzöſiſche Armee gleich nach der Jenaer Schlacht die Gegend überſchwemmt. Der arme Scholar geräth unter den Troß, wird zum Soldaten und, da er die Noten verſteht, zum Trommler gepreßt. Der Widerſtreit zwiſchen der klöſterlichen Gelehrtenbildung auf der Schule und der enthuſiaſtiſchen Soldatenwirthſchaft unter den Fahnen des kleinen Corporals iſt ſchlagend genug an dem ſeltſamen Kauz, dem Helden der Novelle, geſchildert. Einige ergötzliche Scenen dieſer

Digitized by Google

Erzählung gehören in das Fach der Genremalerei, in welchem die Stärke von Gaudy's Talent zu ſuchen iſt.

Der Jüngling Franz ſollte erſt die Rechte ſtudiren, mußte ſich jedoch plötzlich auf des Vaters Geheiß zur Fahne bekennen und trat als Grenadier in die Potsdamer Garde. Was er in kriegeriſcher Zeit mit Leidenſchaft geworden wäre, ward er jetzt mit Unluſt; er tauſchte den Schulzwang mit dem Paradezwang und Gamaſchendienſt. Seine erſten poetiſchen Ergüſſe waren Kinder des bitteren Unmuthes, Epigramme und Spottlieder, deren komiſcher Bombaſt oft kindiſch genug iſt. Shakſpeare's Fähnrich Piſtol hätte ähnliche Lieder dichten können. Nach und nach erſt vertiefte ſich ſein Geiſt des Widerſpruchs gegen die Formen der Welt; ſeine Stimmungen wechſelten dann freilich zwiſchen ſchaaler Gleichgültigkeit und krankhaftem Ungeſtüm.

Seine militäriſchen Erlebniſſe waren mitten im Frieden bunt genug. Sein Biograph ſpricht von Schulden die eine Verſetzung zur Linie zur Folge hatten. Breslau ward Jahre lang Gaudy's hauptſächlicher Aufenthalt; ſeine märkiſche Natur mochte ſich im geſellig und gemüthlich aufgeregten Schleſien erſt recht entfalten. Epigramme und Duelle, Liebeshändel und wieder Duelle wechſelten in Scherz und Ernſt, bis des Vaters Tod und die durch Veruntreuung von Seiten eines Sachwalters herbeigeführte plötzliche Verarmung der Familie eine düſtere Färbung in Gaudy's Leben brachte. In Folge der angezettelten Händel ſaß der Lieutenant-Dichter wiederholt auf der Feſtung, zu Coſel, zu Silberberg. Eines ſeiner Duelle, von dem wir auch durch einen Augenzeugen hörten, zeigt uns im Poeten die Natur eines humoriſtiſchen Haudegens. Gaudy war beleidigt; der Beleidiger aber wollte ſich nicht ſchießen. Da ſtellte ihm Gaudy die Alternative ihn auf offener Parade auszupeitſchen. Es kam zum Duell. Der Gegner fehlte; Gaudy's Kugel traf, ſchlug ſich aber auf einem Thaler in der Weſtentaſche platt. Die zwölfjährige Haft zu welcher der bacchantiſche Raufbold verurtheilt wurde, erledigte ſich auf des Kronprinzen Verwendung nach viermonatlicher Büßung.

In der Muße dieſer mehrfachen Gefangenſchaften konnte der Dichter ſich mehr als im Gamaſchendienſt ſeiner Muſe widmen, d. h. er warf, wie er ſich ausdrückt, „dem Teufel der Langenweile manches Dintenfaß an den Kopf.“ Unter dem Plack dieſer romantiſchen Miſere im preußiſchen Garniſonleben geſtaltete ſich Gaudy's ſatiriſche Lyrik und ſeine barocke Selbſtbeſchaulichkeit. Er lieferte damals ein Bild von ſich, das ausführlicher und emſiger iſt als man ſich ſelbſt beäugeln darf. Die Feuerflamme die ſeine Poetenſtirn umflimmert, erſcheint ihm ſelbſt mehr als ein neckendes Irrlicht denn als die Pfingſtweihe des Genius. Vielleicht reiche ſein γνῶθι σεαυτόν nur ſo weit hin um dem Fremdling ein wohlmeinendes gare! zuzurufen. Auf unfruchtbarer Klippe, ſo ſchildert er ſeine jugendliche Perſon, ſteht ein mit nackten Wurzeln ſich mühſam anklammernder Dornſtrauch: weniges Laub, halbverwelkte Blüthen, ein Raub der Stürme, ungenießbare Früchte, lange zackige Stacheln. Mit einem bangen Seufzer muß er ſagen: me voilà. Oder er empfiehlt ein anderes Recept um ſich ſelbſt zu conſtruiren. Man nehme, ſagt er, ſehr viel Trägheit, faſt eben ſo viel Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, miſche dazu eine anſehnliche Portion Unglück vulgo Pech, äußerſt wenig geſunden Menſchenverſtand, etwas mehr Phantaſie, einigen Hang zur Satire, einen einzigen Gran Humaniora und ſo viel Bonhomie um ſich jeden Augenblick anführen zu laſſen. Von dieſem Höllengebräu, meint er, ſey die Flaſche, ſeine körperliche Hülle, bis zum Rande voll.

Der Jünger Jean Pauls und Heine's war fertig, und ſeine 1829 erſchienene „Erato“ trug noch die Spuren dieſer Schülerſchaft an ſich. Im ſubjectiv lyriſchen Erguß ward er ſein trübes Ich nicht los, und dieſe Heinomanie, wie ſie damals unter den märkiſchen Lyrikern wie Ferrand und anderen Genoſſen Gaudy's in Flor war, dieſer Mangel an Selbſtvergeſſenheit und Hingabe an die Welt iſt nichts weniger als was er ſeyn ſollte: demokratiſch. Dieſe egoiſtiſchen, kalten Liebesfatalitäten in abgeriſſenen Verſen wärmten ſich an der rothen Naſe die ſich beim Weinwirth ſchminkte. Dieß märkiſche Dichterleben blieb froſtig und novemberhaft. Selbſt in das dichteriſche Wanderleben ſchlich ſich das Ennui das die Poeten ſchmähten, aber nicht los wurden. „Wanderers Schreibtafel“ nannte Gaudy ſeine lyriſchen Verſe aus den ſchleſiſchen Gebirgen. Wie anders lacht und weint in Eichendorfs, eines ächten Schleſiers, Liedern Lerchenjubel und Nachtigallenſchlag! Will Gaudy einen Waſſerfall beſingen, ſo ärgern ihn die modiſchen Herren und Damen die auch Touriſten ſind. Wo er auf die Reiſe gehen will mit ſeinen Gefühlen, ſchildert er erſt den Poſtwagen mit Ekel und erſpart uns keinen vorbereitenden Gedanken. Wo er endlich frei athmen, der Natur ſich hingeben möchte, wird er unbedeutend und hat ſeine Stimmung verbraucht. Dazu kommt überall die empfindliche, kränklich gereizte Verwahrung gegen die Kritik, die all den märkiſchen Poeten doch ſelbſt ſehr tief im Leibe ſitzt. Und wo wir endlich wie in Romanzen- und Balladenſtoffen den Hippogryphen wirklich geſattelt zu finden hoffen, da reitet uns Gaudy zum Einleitungsgedicht den alten Gaul Schlendrian vor, den er uns als das Saumthier der germaniſchen Muſe zuführt.

Solche Trübherzigkeit kann ſehr witzig ſeyn wenn man dabei glänzende Waffen führt. Mit dem Sagenhaften und mit der Romantik bleibt aber der moderne Witz immer in Widerſtreit. An der Ueberwindung dieſes Widerſtreites haben ſich oft tüchtige Kräfte abgearbeitet; Ludwig Robert baſirte darauf eines ſeiner Luſtſpiele „Berlin und Madrid,“ womit dieſe ganze Richtung, der mannichfachen phantaſtiſch und Ariſtophaniſch ſeyn ſollenden Verſuche nicht zu gedenken, bankerott machte. Gaudy hat in ſeiner ſubjectiv barocken Lyrik auch einige gelungene Lieder gegeben, aber es ſind nur wenige, und man hat uns in der Sammlung ſeiner Schriften mit dem Weizen auch all die Spreu gegeben. Kalter Wortwitz macht ſich in der Lyrik nur trübe Späßchen. Sein „Geburtstag des Hageſtolzen“ wird immer zu den glücklichen deutſchen Gedichten zählen, wie ſeine „Fünf Jahre,“ deren einfache und doch ſchlagende Weiſe die ſonſtigen ſprachlichen Quälereien verſchmäht. Dann und wann beweiſt er uns in kleinen derben Liedern daß man auch in der idylliſchen Empfindung witzig ſeyn kann, obſchon Berangers ſimple Grazie von ihm nie erreicht iſt, weil er nicht ſo einfach empfand, nicht ſo kunſtlos reimte, nicht ſo tief und ſtill die Harmloſigkeit des Kindes mitten in der Aufregung ſeiner Gedanken feſthielt. Seine Aufregung zeigt uns immer erſt den Stachel mit welchem er ſich reizt. Verſe die der Humor gibt, müſſen ſingbar ſeyn. Zu den wenigen lyriſchen Satyren dieſer Art unter Gaudy's Liedern gehört ſein „Entſchuldigen Sie Frau Gräfin,“ das er der Gräfin Ida Hahn-Hahn ſang; es war eines ſeiner letzten Gedichte, und ward erſt nach ſeinem Tode bekannt. Sonſt ſind ſeine Epigramme gegen böswillige Kritiker, gegen die Zerriſſenen und den Weltſchmerz ziemlich nüchtern, ſein Eifer und Geifer gegen Stammbäume und hergebrachte hohle Ariſtokratie oberflächlich, oder man müßte dieſe biſſige Regung ſeiner Muſe für culturhiſtoriſch wichtig nehmen, weil ſich aus dieſem Aufruhr eines wackeren Poetenherzens ergeben könnte wie tief das Junkerthum in ſeiner Umgebung ſteckte. Süddeutſche Dichter, Grün und Lenau, waffnen ſich im Schwung der Begeiſterung auch gegen Herkommen und Ueberlieferung, aber ſie

Digitized by Google

debattiren nicht erſt mit ſich ſelbſt, ſie haben die Schale ſchon abgeworfen wenn ſie uns den Kern ihrer Natur bieten.

Das Jahr 1830 war auch für den Stand der deutſchen Intereſſen epochemachend; die Weltbewegungen zitterten in den Stimmungen der Gemüther nach. Für Gaudy brachte der polniſche Aufſtand eine äußere Wendung hervor; er kam mit ſeinem Regiment nach Poſen. Die politiſchen Momente des Völkerlebens ſchienen aber weniger ſtark auf ihn zu wirken als die Cholera die ihn befiel; er ſchrieb die humoriſtiſchen „Gedankenſprünge eines der Cholera Entronnenen." Er beſchäftigte ſich mit polniſcher Sprache und Literatur und überſetzte Verſe von Mickiewicz und von Niemcewicz die geſchichtlichen Geſänge der Polen. Damit eröffnete ſich ſein treffliches Ueberſetzertalent eine Reihe von Arbeiten. Drei Jahre darauf erhielt er endlich den ſchon früher vergeblich nachgeſuchten Abſchied: der Kronprinz von Preußen ſetzte ihn in den Stand ſeiner Muße zu leben und Gaudy entwickelte von nun an in Berlin, im Verkehr mit Chamiſſo, Alexis, Streckfuß, Kopiſch, eine außerordentliche literariſche Thätigkeit. Er gab in ſeinem Desengaño, der umfaſſendſten ſeiner Novellen mit humoriſtiſchen Entremets, eine poetiſche Bekenntnißſchrift wie ſie modernen Naturen in irgend einer Epoche der Entwickelung zum ſubjectiven Bedürfniß wird. Jeder hat irgendwie ſeinen Werther los werden wollen, und Gaudy ſchüttelte mit dieſem Buche in Jean-Pauliſch gefärbter Stimmung alles von ſich was als Enttäuſchung und Lebensüberdruß am Herzen nagte. Für dieſe Regungen des innern Zerwürfniſſes mit Gott und Welt fand er kein erſchöpfendes Wort in der deutſchen Rede, und wählte dafür zum Titel des Buches jenen Ausdruck mit welchem der Spanier ſeine Geiſteskrankheit zu bezeichnen pflegt. Bücher dieſer Art ſind nur wichtig wenn der Einzelne damit wie weiland Goethe mit ſeinem Werther das nervöſe Leiden des Zeitalters trifft. Gaudy's Desengaño iſt unbedeutend bei allem Aufwand von Geiſt, unerquicklich, weil hier der emphatiſche Schmerz des reflectirenden Poeten in ſeiner geſuchten und geſtachelten Aufregung keine allgemeine Berechtigung hat.

In einer ſpäteren Novelle gab Gaudy auf altfranzöſiſchem Boden im Landhauſe zu Hauteuil unter Molière und ſeinen Genoſſen dieß Thema des blaſirten Lebensüberdruſſes weit glücklicher mit komiſcher Beleuchtung. Die poetiſche Begeiſterung überfiel ihn mitunter mit einer Fiebergewalt, und mitten aus dem gefühlsdürren Boden der Welt die ihn trug, ſproßten dann plötzlich ſeine Dichtungen wie Cactuspflanzen. Unter ſeinen „Korallen" findet ſich ſolch' ein heißes, jähes Gewächs. Er ſchildert in dem Gedichte „der Liebe Loos," einem Roman in Verſen, die wahnſinnige Aniela und ihre Liebe zum Helden. Dieſe Liebe erliſcht plötzlich als ihr das geſunde nüchterne Bewußtſeyn zurückkehrt; alle Feier der Gefühle, aller Rauſch und alle Muſik der Neigung iſt alſo plötzlich wie ein Meteor mit den Phantaſien des Wahnſinns als hohl und falſch vernichtet.

Ein heißer Drang nach dem Süden iſt nordiſchen Naturen eigen. Gaudy hatte, wie er ſich ausdrückt, eine quälende, an ſeinem Leben zehrende Sehnſucht nach dem gelobten Lande Italien. Er konnte zweimal dieſem Reize nachgehen. Ein Ertrag ſeiner erſten Reiſe waren in drei Bänden ſein „Römerzug" und das ergötzliche „Tagebuch eines wandernden Schneidergeſellen," eine Parodie auf den Flohfänger und Lauſewanzelius Nicolai. Nach ſeiner zweiten Reiſe ſchrieb er ſeine reizenden Skizzen die er Portogalli nannte. Gaudy war als Novelliſt erfindungslos; Italien lieferte ihm auch für ſeine Novelliſtik erſt die Stoffe. Daraus gingen vor allem ſeine Venezianiſchen Erzählungen hervor, welche drei Bändchen der Geſammtausgabe füllen. Er hat dieſe Novelletten einem öffentlichen Erzähler an der Riva degli Schiavoni abgelauſcht, und gibt ſie zum Theil in der ruhmredigen Wunderſucht des bettelſtolzen Sohnes der Lagunen wieder. Es ſind unter dieſen Bildern mehrere kleine Meiſterſtücke deutſcher Novelliſtik, und Gaudy's eigenthümlicher Werth als humoriſtiſcher Genremaler wird uns erſt hier in ſeiner ganzen Bedeutung klar. Ich hebe drei von dieſen Stücken hervor die mit ihren Geſtalten eben ſo neu und keck wie in der Anlage und Gruppirung des Stoffes vollendet zu nennen ſind. In „Antonello der Gondolier" haben wir auf venezianiſchem Grund und Boden einen lebendigen Mährchentraum voll von arabiſchem Duft. In „Canaletta" tritt uns eine Undine der Lagunen entgegen ganz ſo phantaſtiſch wie ſie dem ungariſchen Grenadier, dem Helden der Novelle, das Gehirn verdreht. In „Villa Tornaquinci" ſchildert uns Gaudy die gravitätiſche Armſeligkeit heruntergekommener italieniſcher Nobili mit der ganzen feſten und ſtarken Meiſterſchaft ſeiner trocknen Komik.

Und indem wir hier auf den Punkt ſtoßen wo uns die Eigenthümlichkeit unſeres Dichters mit ihrer vollen Kraft in die Augen ſpringt, deuten wir gleich auf andere ſeiner Novellenbilder, die heimiſchen Boden und heimiſche Menſchen vorführen. „Ludwiga" heißt eines ſeiner vielen kleinen Gemälde. Welch' reizende Schilderung ländlicher Siedelei! Wie gefällt ſich hier der Pinſel des Dichters die halb gothiſche, halb moderne Behauſung eines deutſchen Grandſeigneur à la campagne auszumalen! Es iſt im großen Style und mit der ganzen pomphaften Rumpelkammer altmodiſcher Begriffe das Landhausleben eines Edelmannes, der mitten in der modernen Welt dem herzloſen Egoismus ſeiner verroſteten Vorurtheile Alles, ſelbſt ſein Theuerſtes und Heiligſtes opfert. Pedantiſche Dorfpaſtoren, blöde, feiſte, doppelkinnige Amtleute, verſtauchte Krautjunker, ſpröde, dürre, ſpitznaſige alte Fräulein bilden hier ein Enſemble, wie ſie nur die getreue Satire eines Genremalers mit niederländiſcher Kraft in Farben zu geben weiß. Die Novelle will und ſoll freilich mehr ſeyn als ein Landſchaftsbild mit Staffage, mehr als eine Gruppe voller Genrefiguren. Mit dieſem Anſpruch greift man bei Gaudy ganz fehl; ſein Roman im Romane iſt überall ſehr ſchwach, ohne Erfindung, ohne geordnete Gliederung, nach ſchöner Anlage und Einfädelung immer voll zerriſſener Ausläufe, voller Willkür und capriciöſer Sprünge. Phantaſus geht nicht etwa mitten aus dem ſchönſten Galopp mit ihm durch, ſondern bricht plötzlich unter ihm zuſammen.

In dieſen novelliſtiſchen Humoresken ſtehen wir auf dem beſten Boden ſeines Talentes, aber es ſcheint als habe ſich ſeine Sonderlingsnatur hier recht eigentlich ihr Genüge gethan. Der Mangel an Erfindung iſt bei ſo viel Phantaſie in Ausführung einzelner Scenen auffallend. Selbſt das bedeutendſte unter dieſen Genrebildern ſeiner Novelliſtik „der erlorene Sohn," das in der erſten Hälfte in Ton und Haltung den gelungenſten Gebilden des Cervantes dreiſt an die Seite zu ſtellen iſt, unterliegt im Verlaufe dieſem Mangel an Ausdauer, dieſer plötzlichen Erſchöpfung der poetiſchen Kraft. Man kann nicht ſchöner Situationen anlegen als Gaudy mit der gewählten Darſtellung und Sprache die ihm eigen, und zugleich kaum geſchmackloſer ein künſtleriſches Gewebe entwirren wie im Auslaufe ſeiner „Verrathenen" und anderer Erzählungen geſchieht.

Vorherrſchend war bei Gaudy in der Novelle die Neigung zur autobiographiſchen Form. Er ſchien dieß künſtleriſche Spiel zu lieben, ſich in anderen Geſtalten zu verſtecken und gleichwohl zu verrathen. Meiſtens gefiel er ſich bei ſolcher Selbſtbeſchauung und Erzählung von eigenen Erlebniſſen in der Perſon eines Menſchen

Digitized by Google

aus dem Volke, eines loſen Buben, der in ſeiner trotzigen Naturwüchſigkeit aller Welt der Bildung Hohn ſpricht. Die Bilder, die dieſen Widerſtreit zum Thema haben, ſind ſeine gelungenſten, wahrſten und ſchönſten. Außer „dem verlorenen Sohne" erwähnt' ich ſchon ſeiner „Schülerliebe," wo er halb und halb und mit Aufſtellung farbiger Seitengläſer ſeine eigene Jugend im klöſterlichen Schulpforta beleuchtet. Zu jenem verlorenen Sohne des Chauſſeeeinnehmers und dieſem fortgejagten Scholaren der porta tritt noch als Seitenſtück ein prächtiger Currendejunge, der in der Novellette „Jugendliebe," einem ſüddeutſchen Genrebilde, ſeine Geſchichte erzählt, anderer Novellengeſtalten Gaudy's, wie des Candidaten Ballhorn, nicht zu gedenken.

Es iſt zu bedauern daß der Dichter nicht zur Compoſition eines großen, umfaſſenden und ausdauernden komiſchen Romanes gelangte, da er in dieſen kleinen Schöpfungen ſo meiſterhaft den Ton dazu traf.

Ein längerer Aufenthalt im deutſchen Süden ließ ihn auch die volksthümliche Färbung in einigen ſeiner Erzählungen richtig finden. Im „Pfarrer von Weinsberg" erinnert er — freilich nicht zu ſeinem Vortheile — an Hauff's Lichtenſtein. Ein größerer Romanplan, welcher Georg Frundsberg zum Helden hatte, blieb leider unausgeführt.

Der Verkehr mit Chamiſſo und Streckfuß veranlaßte Gaudy zu einer Reihe von metriſchen Arbeiten, die mit Recht geſchätzt werden. Er überſetzte Robert Wace's altnormanniſchen Roman von Rollo und den Herzogen der Normandie, ſo wie die altfranzöſiſchen Dichtungen von Clotilde Vallon-Chalys. Die Beranger'ſchen Lieder, die er zwei Jahre vor ſeinem Tode in freier Bearbeitung übertrug, ſind ſo vollendet, als ſich Beranger überhaupt wiedergeben, der natürliche Herzſchlag eines Volkes in einer andern Zunge wiederholen läßt.

Und ſeine Kaiſerlieder? — Ich habe gemeint über dieſe eben ſo hoch geprieſenen als aus Princip ſtreng abgewieſenen Verſe mein Urtheil verſchweigen zu können, fühle aber doch daß ich es hier, um Gaudy's Bild fertig zu umſchreiben, nicht ſchuldig bleiben kann. Dieſe Kaiſerlieder ſind allerdings unter Gaudy's metriſchen Arbeiten die bedeutendſte. Aber metriſche Arbeiten ſind noch keine Gedichte. Wir ſehen hier Gaudy mit mehr zuſammengehaltener Kraft als ſonſt die großen Momente in Napoleon's Leben richtig hervorheben und ihre Bedeutung mit nicht geringem Aufwand von ſtolzer Sprache umſchreiben und feiern. Aber dieſe Pracht iſt leer; dieſe ganze Feier läßt kalt; ich vermiſſe die lebendig wärmende Seele der Dichtung. Die Geſtalt Napoleon's läßt ſich überhaupt nicht beſingen, ſelbſt von einem Franzoſen nicht, oder es müßte denn ein Soldat von der alten Garde ſeyn. Die deutſche Muſe, die ſich an allem verſucht, hat auch hier fehlgegriffen. Ich weiß daß wir uns nicht ſo nationell beengen dürfen, um uns die Anerkennung von Napoleon's Weltbedeutung und Größe zu verſagen. Der Hiſtoriker muß dieſen Rieſen begreifen, der Pſycholog mag ihn uns enträthſeln, ſelbſt der Romandichter kann es ſich zur Aufgabe machen ihn in ſeiner Entwickelung zu belauſchen. In den Arbeiten und Schöpfungen aller dieſer hat die denkende Betrachtung Raum. Aber der Lyriker, der den Helden uns nicht in ſeinem Werden entwickeln kann, ſetzt ſeine Geltung für uns voraus; er will, indem er ihn beſingt, ihn unſerem Herzen zuführen, oder vielmehr ihn nur in unſerer Empfindung aufrufen. Das kann man aber nicht mit allem Glanz der Beredſamkeit, nicht mit allem Pomp der Diction, iſt dieſer Held nicht ohnedieß ſchon für uns eine traute Geſtalt. Und was den Aufwand von Kraft und Pracht in Gaudy's Kaiſerballaden betrifft, ſo dünkt mich die kleinſte von Bonaparte's Proclamationen an die große Armee doch um vieles mächtiger und ergreifender. Die Proſa hat hier alle ſchlagende Gewalt des Rhythmus, und die Macht der Wirklichkeit überragt hierbei alle Sprache des Reimdichters. Die Poeſie, die der überwältigenden Größe der geſchichtlichen That nachhinken will, ſehe zu, wo und wie ſie ihr Leben friſte! Und iſt denn deutſche Dichtkunſt an Stoffen der Wirklichkeit ſo abgeriſſen daß ſie barfuß und mit zerfetztem Rock beim Welteroberer, der die Völker knechtete, betteln gehen muß? — Gaudy hatte den Plan den Marſchall Vorwärts in Balladen zu beſingen. Dieſen Plan gab er leider eben ſo auf, wie er den Entwurf zu einem Roman Georg Frundsberg wieder fallen ließ. Kann die deutſche Dichtung die den nationalen Blücher beſingen will, uns eigentlich wahrhaft Großes nicht vorführen, ſo ſoll ſie ſich wenigſtens nicht die Füße wund laufen um uns mit Gewalt einen weltgroßen Götzen herbeizuſchleppen. Wo deutſche Dichtung nicht groß ſeyn kann, ſey ſie wenigſtens warm. Wir wollen denn doch jedenfalls in unſern Liedern, in Liedern die man uns ſingt um ſie mitzuſingen, den nationalen Herzſchlag wiederfinden. Gaudy hätte von Beranger lernen ſollen, was man nicht dichten ſoll. Man ſoll nicht dichten, was ſich nicht dichten läßt.

Ich kann von Franz Gaudy mich nicht trennen, ohne noch einmal ſeines plötzlichen Todes zu gedenken. Zwei Jahre nach ſeiner zweiten italieniſchen Wanderung traf ihn, noch nicht volle vierzig Jahre alt, in Berlin am 5 Februar 1840 ein Blutſchlag. Er dachte nicht an Tod; er wurde überraſcht. Mit der ihm eigenen Energie ließ er ſich nach dem wiederholten Schlage vor den Spiegel führen; er betrachtete mit unwilligem Kopfſchütteln ſeine ſchon vom Schmerz verzogenen Züge. — Man hätte ihm die Grabſchrift ſetzen ſollen: Er wollte Blücher und Frundsberg beſingen. Zu dieſen Geſtalten drängte ihn der Inſtinct, ſeine ganze Natur, Befähigung und Beruf. Vielleicht freilich hätte er ihre Thaten noch lieber mitgelebt als ſie beſungen. Seine beſten Gedanken blieben unausgeführt.

F. Guſtav Kühne.

Digitized by Google

In den Oſtſeeprovinzen Rußlands.

Aufzeichnungen eines Eingewanderten.

September 1843.

II.

Allgemeine Phyſiognomie der Oſtſeeprovinzen, die Städte und Flecken; die Edelhöfe. — Baltiſche Gaſtlichkeit und ihre Urſachen. — Blendung des Ausländers. — Zur Charakteriſtik der Oſtſeeprovinzbewohner: Kurländer und Livländer, Adel und Nichtadel. — Auffaſſung der politiſchen Ereigniſſe des Aus- und Inlandes. — Die Frauen der höhern Stände in ihrem Verhältniſſe zur Litteratur des Auslandes. — Der Mangel litterariſchen Intereſſes unter den Männern. — Materialismus. — Altadelige Vorurtheile. — Ein vorzüglich ausgebildeter Charakterzug und deſſen wichtiger Einfluß auf baltiſches Leben. — Litterariſche Unthätigkeit des Adels und der gelehrten Stände. — Die baltiſche Journaliſtik. — Schlußbetrachtungen.

Es gibt ſehr viele Städte deren geſammtes Leben und Treiben ſich auf einer einzigen Hauptſtraße zuſammendrängt. So wie man dieſe verläßt, geräth man in ſtillſte Stadteinſamkeit. Man vermag es dann gar nicht zu begreifen wie ſolche Stadt einen ſo bedeutſamen Namen führen kann; es iſt uns als wäre jene Lebhaftigkeit der einen Hauptgaſſe nur ein plötzlich aufgeregter Theaterlärmen, ohne innere Nothwendigkeit und ohne lebendige Wahrheit. Ungefähr ein gleiches Verhältniß herrſcht im baltiſchen Lande zwiſchen der es durchziehenden Hauptſtraße, welche von Litthauen herauf über Mitau, Riga, Dorpat und Narva gen Petersburg lauft, und aller Umgegend rechts und links, ſoweit der Blick nur reicht. Hier ſchwirrt und brauſt, wogt und lärmt das lauteſte, raſcheſte Leben. Dort ſcheint es, die verſchiedenſten Völkerſchaften Europa's wären zur Wettfahrt verſammelt und ſuchten alle nur Einem Ziele mit-, neben-, voreinander ſich zuzuhaſten. Die Hauptmenge dieſer Straßenbevölkerung bilden die kleinen grauen Letten, auf kleinem Wagen mit kleinen Pferden emſigſt hin und wieder trabend; dazwiſchen ſehen wir ihre Frauen, nach Männerart reitend, tief verhüllt mit über den Kopf geſchlagenen Tüchern, ſo daß nur eine ſpitze Naſe und runde Augen frei bleiben, auf ihrem Rößlein vorbeieilen. Von Zeit zu Zeit ſingt auch ein Ruſſe auf ſeiner Troika eiligſt vorüber; Litthauer, an der Unſauberkeit des Pferdes, Geſchirres und Wagens wie an gemeiner Verſchmitztheit ihrer Geſichtszüge kenntlich, ziehen faulen Schrittes vorbei. Die Poſten, Niemanden weichend, von fernher an den vielen Halsglocken der Pferde kenntlich, galoppiren vorüber. Die Parias dieſer Straßenbevölkerung, die Juden, drängen ſich überdieß durch das Gewirr. Haufenweis ſitzen ſie auf einem elenden Gefähr, gezogen von einem elenden Gaul; dabei ſchreien und näſeln ſie als geſchäh ihnen fortwährend ſchreiendſtes Unrecht, als hindere ſie Jeder mißwillig in ihrer Haſt nach dem Ziel. Und wie ein Blitz jagt noch bisweilen das breite Viergeſpann eines „Herrn" durch all dieſes Lärmen, Toſen, Drängen und Eilen. Nur ein befehlendes Wort erklingt von Minute zu Minute aus dem Munde des Kutſchers dieſer Fahrzeuge, dem die niedriggeborne Menge unwiderruflich gehorcht. Es iſt als flöge das Viergeſpann nur ſo eilig vorbei, damit der Ariſtokrat dem geſchäftigen Treiben einer Bevölkerung entkomme die ihm fremd iſt und mit der er nichts zu ſchaffen hat.

Im grellen Gegenſatze zu ſo aufgeregtem Leben der Hauptſtraße liegt alle Umgegend ſtill, wie todt. Vorwärts, rückwärts, rechtshin, linkshin bildet immer und immer ein ſchwarzer Waldſaum die Fernſicht; ſeine Vorläufer, Gebüſch und Haideflächen, treten bis nahe zum Wege heran. Dieſer ſelber, allüberall geradlinig ſich ausdehnend, verliert ſich im Schwarzwalde am Horizonte. Zu beiden Seiten iſt das Buſchwerk zwanzig Fuß breit raſirt. Verkümmertes Gras oder todter Sand — der ehemalige Meergrund — nimmt dieſen Raum ein. Nur von Zeit zu Zeit wirft ein Stück Ackerlandes ſeine monotone Abwechslung in ſolche Einförmigkeit herein; bisweilen plätſchern auch die leichtgekräuſelten Wellen eines Teiches bis an die Straße heran; noch ſeltener verräth eine Rauchſäule, hinter den Bäumen aufſteigend, daß außer der Hauptſtraße in dieſem Land wahrſcheinlich auch noch Menſchen leben.

Allein ſolchen Glauben möchte man beinahe wieder aufgeben, ſobald man, von jenem Hauptweg ablenkend, eine der Seitenſtraßen einſchlägt welche in das Innere des Landes hineinlaufen. Die einſamen Wälder, Felder, Büſche und Seen treten jetzt ganz unmittelbar an den Weg heran; dieſer aber windet und ſchlingt ſich in tauſend Krümmungen durch ſie hindurch. Es ſcheint als ſey derſelbe eben nur zum Zwecke unſerer Fahrt urplötzlich emporgewachſen und ſonſt niemals benutzt. Denn ein völliges Ereigniß kann man es nennen, wenn uns eines der kleinen lettiſchen Pferde entgegenkommt, an welchem ganz zufällig ein Wagen mit einem grauen Letten hängt. Und ſchon von ferne verläßt dieſes den dammartig erhöhten Weg — darum hier auch kurzweg „Damm" genannt — um mit Mann und Wagen, auf die Gefahr hin umzuwerfen, im Graben Platz zu nehmen, damit die Quadriga des »zenighs kunks« (gnädigen Herrn) ungeſtört vorbeirolle. Dabei vergißt der Lette niemals vor der ariſtokratiſchen Störung ſeines Geſchäftes demüthig den Hut zu ziehen und noch lange Zeit der Equipage gedankenlos nachzuſtarren.

Der Himmel mag wiſſen was dieſen Letten im Lande der Kuren und Liven allüberall ein ſo kummerreiches, jammervolles Geſicht gab. Es iſt bei ihnen ein durchgehender Nationalzug, welchen weder die Eſthen tragen, noch ſelbſt jene wenigen Ueberbleibſel der Liven im nördlichſten Zipfel von Kurland. Dabei muthet uns ſelbſt ihre Kleidung, grau vom Scheitel bis zur Sohle, wie eine Halbtrauer an. Nichts iſt an ihnen fröhlich als ihre Pferde, welche ſich immer das Anſehen geben als ſteche ſie der Hafer, deſſen Bekanntſchaft ſie doch um ſo ſeltener machen, je öfter und ſchwerer ſie von ihren Herren mißhandelt werden.

Jenen tieftraurigen Zug im Antlitz der Letten könnte man faſt für ein Ueberbleibſel leibeigener Zeit und der jetzt noch verkümmerten Exiſtenz halten, wenn ihn andere Völker theilten die gleiches Schickſal erlitten. So aber erſcheint er nur wie eine

Digitized by Google

Zuthat zur Phyſiognomie des ganzen baltiſchen Landes; denn noch trübſinniger als ſeine Bewohner iſt deſſen Charakter. Die ganze große Fläche vom öſtlichen Strande der Oſtſee bis zu den goldnen Kuppeln der Iſaakskirche hat nur zwei Hauptcontouren: die geradlinige des Vordergrunds, d. i. des Feldes, der Wieſen und der von kümmerlichen Wachholderbüſchen ſparſam bewachſenen Haide; außerdem die leichtgewellte des unausweichbaren Waldſaumes am Horizont. Einzige Abwechslung darin iſt daß der Waldſaum, zum Wald emporwachſend, bisweilen alle Ausſicht verſperrend zur nächſten Nähe der Straße heranrückt. Ueberdieß beſitzt das Land auch nur eine einzige unreine Grundfarbe: Graugrün in drei Schattirungen. Rothgraugrün iſt die Haide, lichtgraugrün das Feld und die Birken, ſchwarzgraugrün der Wald und das Wachholderkrüppelgebüſch in der Haide. Silberglänzende Punkte, unſchön verſtreut in der Fläche, bilden noch mitunter die tauſend und abertauſend ſtehenden Waſſer des Landes; weißgraue Schlaglichter ſcheinen die Birkenſtämme; graugrau wie eine dunklere Schattirung der Letten ſelber erſcheinen deren höchſt ſelten vortretende Hütten. Jedes ſolche Häuschen mit ſeinen zwerghaften Nebenhüttchen — man nennt's in Deutſchland Bauernhof und hier „Geſinde" — erſcheint beinahe wie der verwitternde Reſt eines verſunkenen Dorfes. Rechnet man dazu jene ganz iſolirt ſtehenden fenſter- und ſchornſteinloſen Gebäude, wie ſie inmitten der Felder, der Heuſchläge, der Wälder zu Aufbewahrung des Getreides, des Heues, des Mooſes u. ſ. w. mitunter urplötzlich auftauchen, während doch kein Weg zu ihnen hinführt und kein lebendes Weſen in ihrer Nähe ſichtbar wird, ſo iſt es natürlich daß wir immer und immer einmal ein übriggebliebenes Dorf zu entdecken erwarten. Aber umſonſt. Es gibt kein Dorf, wie unſer deutſcher Begriff es kennt, im Lande der Kuren und Liven. Jeder einzelne Landmann baut ſich einzeln an, jeder Edelmann wohnt allein, jede Kirche ſteht ohne Umgebung, die benachbarte Schenke abgerechnet; ſelbſt die Diener der Kirche leben abgeſondert, entfernt vom Gotteshaus, inmitten ihrer Felder. Dieſe Vereinſamung des Einzelnen macht eben alle Gegend ſo unausſprechlich öde und trübe. Eben darum gleicht ſich auch alle Landſchaft, fern wie nahe, auf ein Haar. Stundenlang ſchlafend kann man dahinrollen — man fährt aber hier ein tüchtig Stück Weges in der Stunde — und wieder erwacht, ſchwört man darauf ſich noch am alten Fleck zu befinden.

Wurde man auf ſolche Weiſe tagelang intereſſelos fortgezogen, ſo geſchieht bisweilen das Unerhörte daß am Horizont aus dem Walde Hügel emporſteigen. Zwiſchen dieſen kann man in Kur- und Livland ſicher auf einen Marktflecken rechnen. Die meiſten derſelben beſtehen nur aus einer Anzahl von ärmlichen Häuſern und elenden Hütten, welche größtentheils Beſitzthum der umliegenden Edelhöfe ſind und auf deren Gebiet wurzeln. Meiſtens entſtanden ſie auf einer ſolchen Stelle wo das Areal verſchiedener Güter aneinanderſtößt, und ſie gehören demnach ſelten ein und demſelben Herrn an. Gewöhnlich reſidirt in ihnen ein Kreis- und ein Hauptmannsgericht; einige Handwerker leben hier, und in Kurland verleiht ihnen die Maſſe der Juden, welche ſich herzog und nun die einzige ungepflaſterte Hauptſtraße haſtig und ſchachernd bevölkert, den Anſchein eines ſelbſtändigen Lebens. In Livland dagegen wo die Juden fehlen, begreift man häufig kaum den Entſtehungsgrund ſolcher Städtchen. Meiſtens ſind dieſelben an der großen Landſtraße hingelagert; aber theilnahmlos geht dieſe an ihnen vorüber oder durch ſie hindurch. Die liviſchen Marktflecken ſind noch viel menſchenleerer als jene Kurlands; aber trotzdem gewähren ſie durchgehends einen angenehmern, reinlichern Anblick als ihre kuriſchen Brüder. Daſſelbe gilt auch von Eſthland; nur finden ſie ſich hier noch ſeltener als in den beiden andern Oſtſeeprovinzen.

Eine einfache lutheriſche Kirche, neben welcher mitunter neuerdings und noch ſelten ruſſiſche Glockenthürme ragen, Windmühlen auf den umgebenden Hügelgipfeln, im Thal ein zuſammengefloſſenes Waſſer welches höflicherweiſe „See" genannt wird — das ſind die drei Wahrzeichen jeglichen Städtchens. Leben verleihen jedoch auch dieſe Städtchen der Landſchaft nicht. Sowie man ſie und ihre Hügelumgebung verlaſſen, herrſcht wieder die vorige Menſchenleere. Selbſt an die größern Städte muß man erſt ganz nah herankommen, ehe einige Begegnende uns ahnen laſſen daß in der Nähe bedeutendere Menſchenmengen zuſammen wohnen. Eben ſo iſolirt wie die Geſinde, Edelhöfe, Kirchen, Schenken und Pfarreien ſtehen auch die Städte im kuriſchen, liviſchen, eſthniſchen Lande. Man vermag nicht, dieß alles tagelang durchfahrend, ſich des Gedankens zu erwehren daß früher dieß alles anders geweſen ſeyn müſſe. Unwillkürlich kommt uns die Ahnung eine verheerende Epidemie ſey über das Land gezogen, und habe die ſchmutzigen Flecken zurückgelaſſen als halbverſunkene Ueberbleibſel ausgeſtorbener Städte. Uns däucht, jene lettiſchen und noch mehr die viel elenderen eſthniſchen Hütten verwittern nur darum weil ihre Bewohner todt darin liegen. Wäre dem nicht alſo, wie möchten wir unſere Anſchauung mit der Erfahrung zuſammenreimen daß dieſe Länder Gegenſtand ſo vielfacher Beſprechung ſind? Wie möchte es erklärbar ſcheinen daß hier ein Feſthalten deutſchen Elementes und ein Verfechten desſelben gegen den Andrang ruſſiſcher Welt erwartet wird? Wie möchte man begreifen daß jene geſellſchaftsgewandten Menſchen, deren ſo viele in Deutſchland, Italien, Frankreich unter den glänzendſten Verhältniſſen auftreten und den Salons eine Zierde ſind, eben aus ſolchem öden Boden emporwachſen? Man iſt geneigt es für einen Irrthum der Tagesgeſchichte zu halten, wenn dieſe erzählt wie die meiſten der bedeutſamen Diplomaten, wie die klügſten Staatsmänner, wie die hervorſtechendſten Heerführer des ruſſiſchen Reiches aus Liv- und Kurland gekommen und über das eisglatte Petersburger Parquet ohne Gleiten zu dem Punkte hinſchritten welchen ſie nun behaupten.

Von jenen einſamen Fahrſtraßen im Innern des Landes, an denen Gränztafeln die Namen des Gutsgebiets bezeichnen welche wir durchfahren, gehen gleich Adern noch viele Feldwege ab und enden an den einzeln ſtehenden Wohnungen der Menſchen. Diejenigen welche nach einem Edelhofe führen, zeichnen ſich meiſtens durch eine Allee, durch beſſere Fahrbarkeit, durch größere Breite vor den übrigen aus. Eben ſolches Verhältniß äußern Anſehens herrſcht zwiſchen den Bauerhütten und den Edelhöfen ſelbſt. Die Häuſer des baltiſchen Adels ſind höchſt ſelten Schlöſſer mit Thürmen und Zinnen. Meiſtens beſteht das Ganze derſelben nur aus einem langen einſtöckigen Gebäude, welches in der Mitte ſeiner Hauptfronte ein Frontiſpiz trägt und mit den in fernerem oder näherem Umkreis aufgeſtellten Wirthſchaftsgebäuden einen großen Hof umſchließt. Vor den Bauerhöfen hat der Edelhof nichts voraus als die Größe und das beſſere Baumaterial; außerdem hängt meiſtens ein parkartiger Garten damit zuſammen.

Es iſt merkwürdig daß in dieſem rein feudaliſtiſchen Land ſo wenig übriggeblieben aus jener Zeit des mittelalterlichen Lebens. Und noch merkwürdiger erſcheint es daß eben in Kurland, wo die Kämpfe der Adeligen untereinander erſt mit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts endeten, die wenigſten Ueberbleibſel ſchloßartiger Bauten exiſtiren. Ganz Kurland zählt nur fünf wirkliche Schlöſſer, und etwa zehn mehr oder weniger verfallene

Digitized by Google

Schloßruinen. In Livland dagegen iſt dieß alles häufiger, und Eſthland ſelber hat verhältnißmäßig weit mehr eigentliche Schlöſſer als jenes ehemalige Herzogthum.

Mit wohlthuendſter Freundlichkeit und Herzlichkeit wird jeder Gaſt, ſey er Freund des Hauſes oder Fremder, in jedem Edelhof aufgenommen. Dieſe Gaſtfreundſchaft des europäiſchen Oſtens, vom Vornehmſten bis zum Geringſten herab geübt, hat für den Einwandernden etwas ſo unendlich Wohlthuendes, daß wir eben durch ſie mit manchen Härten und Schwächen in Volk, Leben und Staatsverfaſſung unwillkürlich verſöhnt werden. Häufig iſt aber ſie der Hauptgrund dafür daß der Eingewanderte für immer ſich in einem Staate feſſeln läßt, deſſen politiſche Geſtaltungen ihm unter andern Verhältniſſen unerträglich wären. Und eben in den Oſtſeeprovinzen, wo alle ruſſiſchen Berührungen des Einzelnen faſt wie eine Ausnahme im Leben auftreten, wo die ruſſiſche Härte und Willkür theils aus Politik, theils durch die ganze Lebensgeſtaltung gemildert auftritt — eben hier umfängt und befängt ſie den Ausländer am weichſten und wohlthuendſten. Niemals hört man einen von da Zurückkehrenden ſich derſelben ohne lebhafteſte Dankesäußerungen erinnern; und obgleich uns allüberall daſſelbe Lob baltiſcher Gaſtfreundſchaft entgegenſcholl, ſo überraſcht doch immer von neuem die Art und Weiſe wie ſie ſich offenbart. Vor allem erſcheint es als ſey jener Argwohn gegen den Fremden, jener Hauch der Verdächtelei hier völlig verſchwunden, wie er im Innern des ruſſiſchen Reiches ſo häufig urplötzlich aus den wärmſten Formen hervorblitzt, und durch ſein Vorhandenſeyn die Gaſtfreundſchaft mehr als äußere Gewohnheit denn als innere Nothwendigkeit und herzliches Bedürfniß offenbart. Der Ruſſe welchen ſein raſches Naturell zu gemüthlicher Wallung leicht hinreißt, kann den Slaven nie verläugnen — wir fühlen dieſen kalten Hauch ſogleich bei der erſten nähern Begegnung. Dagegen ſind wir im Auslande an den Oſtſeeprovinzbewohnern ſtets zwar die ſchmiegſamſte und weichſte Umgangsform gewohnt; doch Herzlichkeit des Entgegenkommens, ſelbſt wo es ſtattfindet, ſcheint immer von einer kühlen, empfindungsleeren Geſellſchaftsfreundlichkeit umweht und umhüllt. Dort ſchien die Lebensdeviſe der blonden Kuren und Liven welche wir in der Geſellſchaft, auf Reiſen, auf Hochſchulen kennen lernten, der alte lebenskluge Spruch:

Komme den Leuten mit Wärme entgegen —
Sie weichen dir alle auf allen Wegen;
Laß ſie ein wenig erſt an dich kommen,
Und überall biſt du gut aufgenommen.

Allein hier im Vaterlande haben ſie ſcheinbar den Spruch vergeſſen und jenes abgeſchloſſene Weſen völlig aufgegeben. Nur die Weichheit und Annehmlichkeit der Lebensform und aller Aeußerung haben ſie beibehalten; ein wahres herzliches Intereſſe am Gaſt, eine wirkliche innige Theilnahme für den Fremden, beſonders wenn dieſer ein Ausländer, ſcheint ſie zu beherrſchen. Es währt immer lang genug ehe der Eingewanderte, umgeben und befangen von ſolchem wohlthuenden Eindrucke, den Blick ſchärfer auf die Innerlichkeit dieſer Oberfläche zu richten vermag, ehe er vorurtheilsfrei genug wird um den Charakter ſeiner Umgebungen unbefangen, klar und objectiv nach allen Seiten hin zu erforſchen. Es dauert lange Wochen ehe wir erkennen daß die Oſtſeeprovinzbewohner auch daheim im Grunde der Seele immer noch dieſelben ſind wie ſie im Ausland uns erſchienen.

Jene unbedingte Gaſtlichkeit vor Allem möchte häufig weit weniger in wirklicher Herzlichkeit, in einem Vorwalten gemüthlicher Regungen vor der Lebensklugheit bedingt ſeyn, als vielmehr in einem kleinen halb bewußten, halb unbewußten, immerhin liebenswürdigen Egoismus. Kohl hat allerdings thatſächlich übertrieben geſchildert, wenn er ſagt daß viele Landedelleute, den ganzen Tag über nach Gäſten ſehnlich ausſchauend, am Fenſter ſtänden — und die baltiſche Welt kann ihm auch ſolche Lächerlichkeiten die er ihr aufbürdet, noch immer nicht vergeben; aber im Grunde ſprach er doch die reine und volle Wahrheit aus. Die Lebenskreiſe des baltiſchen Adels bleiben bei aller Abwechslung der Vergnügungen immerhin einförmig genug; ein Mangel an Anregung und Bewegung von außen her im Bereiche derjenigen Intereſſen welche hier vorherrſchen, gibt dem ganzen Leben eine ermüdende Gleichfarbigkeit. Litteratur, Politik, Künſte und Wiſſenſchaften berühren den baltiſchen Landadel weit weniger unmittelbar und im innern Leben, als dieß in den Städten, unter andern politiſchen und örtlichen Verhältniſſen, geſchieht. Die Iſolirung jedes Edelhofes, jeder Familie geſtaltet alſo den Eintritt jedes Gaſtes als ein Ereigniß; durch ihn gelangt man wieder in unmittelbareren Verkehr mit der Außenwelt, und das eigene Alltagsleben rückt für die Zeit ſeiner Anweſenheit mehr in den Hintergrund. Die Herzlichkeit des Empfanges, die wohlthuenden Formen des Umganges, das Eingehen in alle Intereſſen gelten demnach eben ſo ſehr dem eigenen Vortheil und dem eigenen Wohlbefinden, als dem des Eintretenden. Es wird nicht lange dauern, ſo gewahrt der Beobachter daß die Sprache des Herzens hier zum Geſellſchaftston geworden, daß die herzliche Behabung nur eine modificirte Form rein ſocieller Artigkeit iſt. Denn auffallend genug umfaßt unter den gebildeten Bevölkerungsclaſſen im Lande der Kuren und Liven die geſellige Formenſchönheit alle einzelnen Aeußerungen der Gedanken und Empfindungen, gibt ihnen den Anſchein einer Tiefe, wie wir ſie im Nordoſten Europa's nimmer erwarteten. Allein die Anwendung freundlich tönender Worte ohne tiefere Bedeutung für Jeden, die Modification des Benehmens und der Umgangsformen nach jeder einzelnen Individualität, laſſen uns bald nur eine wunderbar ausgebildete Geſchmeidigkeit perſönlichen Weſens der Kur- und Livländer erkennen. Gleichzeitig wirft ſich uns jedoch unwillkürlich von neuem die Frage entgegen, ob nicht dieſe vollkommenſten Geſellſchafter Europa's, weil ihnen die Sprache des Herzens ſo geläufig, nur allzuhäufig das Herz im Buſen für herzliche Worte dahingegeben haben mögen? Ueberdieß erklingen in unbewachten Momenten zwiſchen all ſolcher freundlichen Wohlwollenheit äußerer Behabung die Offenbarungen eines hoch emporgeſchoſſenen Stolzes und eines ſeltſamen Mißtrauens Aller gegen Alle.

Dieß ſchreckt den Fremden immer von neuem vor einem unbefangenen Sichhingeben zurück. Und je länger er unter und mit den Oſtſeeprovinzbewohnern lebt, deſto mehr befeſtigt ſich die beim erſten Eintritt in das Land wankende Ueberzeugung daß jenes reſervirte Weſen — wie es der Geſellſchaftsjargon nennt und wie wir's im Auslande an den Kuren und Liven gewohnt waren — eben der wahre Ausdruck ihres innerſten Charakters iſt. Nur darum trat es im Auslande ſchärfer hervor, weil den Oſtſeeprovinzbewohnern das Terrain weniger bekannt war auf dem ſie ſich bewegten, und die Umgebungen fremder mit denen ſie verkehrten. Dafür verhüllten ſie dort aber den perſönlichen Stolz und den Geburtshochmuth noch eifriger, als hier in dem Lande deſſen Herrſcher ſie ſind — oder ſich dünken. Die gefällige Geſellſchaftsform iſt das einzige Zugeſtändniß welches ſie aller Welt in ihren Berührungen mit ihr unter jedem Verhältniſſe willig gewähren, weil dieſes ihnen Nothwendigkeit ſcheint. Was über dieſe Form hinausgeht, bewahren ſie nur Einzelnen und Wenigen, ſo ſehr ſie auch glauben laſſen daß ſie der ganzen begegnenden Welt es dar-

Digitized by Google

bieten. Darin liegt die tiefſte Unwahrheit hieſigen Lebens begründet und hierin wurzelt jenes gewiſſe beengende Gefühl im Verkehre Aller mit Allen, wie es die Oſtſeeprovinzbewohner ſelber häufig genug anklagen.

Eine ſolche Höhe geſelliger Formenſchönheit als Allgemeingut bewahrend, ſchließt der Beobachter faſt nothwendig auf einen hohen Grad geiſtiger Durchbildung. Nicht in einem tiefen, aber in einem vielſeitigen encyklopädiſchen Wiſſen ſucht er dieſe begründet. Und wenn wir mit ſolcher vorgefaßten, durch Reflexion erzeugten Meinung in die baltiſche Geſellſchaft treten, ſo geſchieht es leicht, daß wir uns lange Zeit in und mit ihr bewegen, ehe einzelne leichte Zeichen für die Wirklichkeit der Beobachtung ganz andere Reſultate offenbaren. Am leichteſten täuſcht man ſich in ſolcher Hinſicht, ſo lange Geſpräch und Intereſſen der Kuren und Liven ſich an das Ausland knüpfen. In allen weſteuropäiſchen Landen, doch vorzugsweiſe in Deutſchland, ſind dieſelben faſt eben ſo zu Haus, als auf dem eigenen Edelhofe. Reiſen dorthin, ein Aufenthalt in verſchiedenen Badeorten, ein temporäres Leben in Italiens Städten, in Paris, in Wien, Berlin und Dresden ſind ihnen faſt unumgänglich nothwendig erſcheinende Bildungsmittel und beinahe abſolutes Lebensbedürfniß. Werden doch auch die Hochſchulen des Auslandes von den kuriſchen und liviſchen Adelsſöhnen häufig ebenfalls „des Studirens halber" beſucht. Deutſchland ſieht jedoch ihre eleganten Geſtalten ſo gern und häufig in ſeinen Geſellſchaftsſälen, unſere Frauen ermüden ſo wenig im Anhören des glatten, kühlen Dialektes und im Anſchauen der geſelligen wie körperlichen Vorzüge derſelben, daß dieſen verzogenen Kindern der Geſellſchaft vor geſellſchaftlichen Pflichten nur äußerſt wenig Zeit zum beſchwerlichen Studium einer Fachwiſſenſchaft und zum Beſuche der unfaſhionablen Hörſäle übrig bleibt. Was Wunder alſo wenn alle Bildung eine rein cavaliermäßige wird, und alles Wiſſen ſich auf das beſchränkt was durch Umgang und Geſellſchaft mühelos anfliegt. Dieß gilt vor Allem von Jenen welche ältere Söhne reicher Familien und präſumtive Majoratserben ſind. Allein auch diejenigen baltiſchen Adeligen welche dereinſt durch Staatsdienſt ihr Lebensglück zu gründen ſuchen, haben keinen Sporn für ihre Thätigkeit in der Scheu vor einem zukünftigen Examen oder in einer Concurrenz der in Durchbildung und Wiſſenſchaft Höherſtehenden. Sie wiſſen es ſehr gut, wie der mehr oder minder günſtige Erfolg ihrer Beſtrebungen nach „Landespoſten" — d. h. nach einer vom baltiſchen Adel zu vergebenden beamtlichen Stellung innerhalb der Oſtſeeprovinzen — weit mehr von ihrer geſellſchaftlichen Stellung und perſönlichen Haltung, vom Namen ihrer Familie, von der Protection ihrer Freunde und Angehörigen abhängt, als daß hier ein Mehr oder Minder des Vorzugs in praktiſcher oder theoretiſcher Wiſſenſchaftlichkeit zur Frage käme.

Das Leben im Auslande geſtaltet ſich daher den Oſtſeeprovinzbewohnern immer zur goldenen Zeit ihrer Jugend. Den Feſſeln ruſſiſcher Herrſchaft entflohen und frei von vielfachen Beſchränkungen der Heimath, ledig der alltäglichen Sorge, voll der beſten Hoffnungen für die Zukunft, verbrachten ſie hier eine Zeit welche ihnen alle Umgebungen und Zuſtände im roſigſten Licht erſcheinen ließen. Eine Ueberſchätzung des Auslandes bleibt dadurch für ihr ſpäteres Leben herrſchend, und überträgt ſich auch auf diejenigen welche daſſelbe nur vom Hörenſagen kennen lernten. Daraus entwickelt ſich eine entſchiedene Vorliebe für den Ausländer welcher als Gaſt in die Oſtſeeprovinzen hereinkommt, und dieſer, im allſeitigen Lobe der Heimath geſchmeichelt, von eigener Hochſtellung verblendet, läßt ſich lange Zeit von den Liebenswürdigkeiten dieſer Aeußerlichkeiten befangen, ehe er zu genauerer Beurtheilung jener Durchbildung, zu ernſter Abſchätzung jener Bildungshöhe gelangt welche das kuriſche und liviſche Publicum doch ſo fordernd in Anſpruch nimmt.

Zu ſolcher Erkenntniß bedarf es jedoch nicht nur eines Gleichgültigwerdens gegen die Vorzüge äußerer Umgangsform, wie dieſe der Adel bietet, vor Allem gehört dazu ein dauernder und vertrauterer Umgang auch mit dem ſtudirten und nichtſtudirten unadeligen Mittelſtand. Bei dieſem fehlt der ariſtokratiſche Blendglanz jener Aeußerlichkeiten; Reiſen und Leben im Auslande, dadurch Anſchein vielſeitiger Entwickelung, entgeht einem großen Theile ſeiner Mitglieder. Hier zuerſt berührt uns befremdende Einſeitigkeit der Bildung und ungewohnte Enge des Intereſſenkreiſes. Der Geiſtliche, der Arzt, der Advocat, der Beamte aller Claſſen, der Kaufmann, und vor Allem natürlich der Handwerker, kennt und beſpricht nur die eigenſten Verhältniſſe und die perſönlichſten Zuſtände. Fremd und indifferent verhält ſich ihm Alles was jenſeits dieſer Gränzen liegt. Der materielle Lebensgenuß allein füllt ſeine Zeit, ſoweit dieſe vom Berufsgeſchäft frei bleibt.

Es offenbart ſich aber in der Bildungsgeſtaltung des Adels, wie der Mittelclaſſen, ein großer Unterſchied zwiſchen Kur- und Livland. In Kurland ſind es die Adeligen allein welche alle höhere Bildung und Intelligenz repräſentiren; der Mittelſtand iſt hier zu ſparſam vorhanden, zu direct abhängig von der Ariſtokratie und durch die provinciellen Lebensverhältniſſe zu nahe mit ihr verknüpft, um einen ſelbſtändigen Charakter zu offenbaren. Wie dieſe und mit dieſer bildet er hier eine brach liegende intellectuelle Geſammtheit. Wie der Adel Kurlands rechnet auch der Mittelſtand ſich nicht als geiſtig *werkthätige* Menge, ſondern erkennt nur immer das Ausland als Quelle alles Weiterſchreitens an, verachtet die eigenen auftauchenden Kräfte und Geſtaltungen, nimmt das von außen her Gegebene in ſich auf, ſoweit es den altgewohnten Lebensgang unberührt läßt, und reproducirt keinerlei Reaction — ausgenommen jene einer paſſiven Bewunderung ausländiſchen Weſens und ausländiſcher Form. Livlands Mittelſtand iſt dagegen durch die verhältnißmäßig zahlreicheren Städte, durch den großartigeren Handel weit ſelbſtändiger und weit zahlreicher. Aus allen ſeinen Verhältniſſen heraus entwickelte ſich naturgemäß ein viel regeres Beſtreben nach Erweiterung des Intereſſenkreiſes über die perſönlichſten Beziehungen hinaus; ein wahrhaft praktiſches Eingreifen in die Geſtaltungen des eigenen Lebens ſtellte ſich als allgemeineres Bedürfniß dar. Der Adel, fortgeriſſen von ſolchem Drängen und weniger als in Kurland nur dem Ausland ergeben, nur deſſen Geltung anerkennend, ward zu einer ernſteren, tieferen und eigenen Durchbildung gezwungen — eine Thatſache, deren Reſultate im täglichen Umgange, wie im öffentlichen Leben, dem Beobachter ſich unabweislich offenbaren. Allerdings iſt dieß raſchere Bewegen und dieſe mindere Bequemlichkeit des liviſchen Lebens bei den meiſten der einzelnen Individualitäten wohl noch als Effect rein perſönlicher Beziehungen zu betrachten, allein für Gegenwart und Zukunft dieſer Provinz iſt's auch in politiſcher Hinſicht immerhin ein wohl zu beachtender Vorzug.

Freilich ſtehen der Weiterverbreitung ſolcher allgemeinen Theilnahme an den Bewegungselementen der Jetztzeit in den altfeudaliſtiſchen Verhältniſſen dieſer Provinz und in den Principien der ruſſiſchen Staatsverwaltung vielfache Hemmniſſe entgegen. Die perſönliche Berührung mit dem Auslande, der directe Verkehr mit demſelben durch journaliſtiſche Litteratur, vor Allem die Entfaltung einer *baltiſchen* politiſchen Entwickelung der nichtariſtokratiſchen Bevölkerung iſt durch alle Hinderniſſe einer allſeitig

Digitized by Google

hemmenden und bevormundenden Autokratie mit ruſſoſlaviſtiſchen Principien faſt unmöglich gemacht. Wie eine Grabesluft durchweht die Scheu vor dem gefahrdrohenden Walten der Geheimpolizei über jedem Einzelnen, faſt alle perſönliche Mittheilung erſtickend; die offenkundig von der Regierung geübte Verletzung des Briefgeheimniſſes hindert allen ſchriftlichen Ideenaustauſch. Die ohne Vorbereitung und ohne Erläuterung alljährlich von neuem die exceptionellen Rechte der Oſtſeeprovinzen ſchmälernden Ukaſe, mit ihrem abſoluten Schluſſe „Und dem ſey alſo" halten die Oſtſeeprovinzbewohner in einem ewigen Bangen um das Beſtehende und in einer niederdrückenden Furcht vor dem Kommenden. Darum alſo iſt's auch naturgemäß daß die Theilnahme an dem politiſchen Leben des Auslandes, die Verſuche zu Verbeſſerung der eigenen Zuſtände, ſich nur in ſchwachen Aeußerungen zu offenbaren wagen. Allein trotzdem erhält ſich der Sinn dafür; nur ward der Charakter dieſer Theilnahme vielfach verkümmert. Durch jene unſeligen Verhältniſſe geſtaltete ſich aller Antheil an den Ereigniſſen eigener wie fremder Welt bei den Meiſten größtentheils nur zu einem Neugierighören des Geſchehenen und Geſchehenden. Auf ſolche Weiſe verlernte man es die Entwickelungen irgend welcher eclatanten Thatſache Schritt für Schritt zu verfolgen. Darum verſteht man auch nur ſelten deren innere Nothwendigkeit zu würdigen, und faßt das augenblickliche Ereigniß meiſtens eben nur als amüſante, höchſtens als intereſſante Neuigkeit auf. Noch ſeltener jedoch gelangt man dazu von der Tagesgeſchichte des Auslandes, wie des Inlandes, die Blicke wahrhaft prüfend auf den Beſtand der eigenen Einrichtungen und Verhältniſſe zurückzuwerfen. Dieſer Mangel einer Rückanwendung auswärtiger Vorgänge auf die eigenen Zuſtände offenbarte ſich neuerlichſt recht deutlich in der vollkommenen Nichtbeachtung des für die Oſtſeeprovinzen ſo höchſt lehrreichen Sprachenkampfes in Ungarn, des böhmiſch-ſlaviſchen Streites gegen die Deutſchböhmen, der fortdauernden holſtein-däniſchen Debatten und Demonſtrationen.

Gehen aber ſchon derartige auffallende Aeußerungen des Volkslebens, unter Zuſtänden die den eigenen ſo ähnlich, dem politiſch-ungeübten Blicke des baltiſchen Publicums eindrucklos, ja beinahe unbemerkt vorüber — wie kann da eine Beobachtung derjenigen Schritte des öffentlichen Lebens erwartet werden welche nicht eben als politiſche Thatſachen in den Zeitungen aufzutreten pflegen? Hierzu gehört eine Kenntniß der ſtätigen Geſtaltungen des Volkslebens in allen ſeinen Offenbarungen, vorzüglich in denen der Preſſe. Die Litteratur des Auslandes bleibt von den Oſtſeeprovinzen inſofern unerkannt, als ſie ein Wahrzeichen der intellectuellen Entwickelung des geiſtigen Fortſchrittes eines Volkes, der Richtung ſeines Geſammtintereſſes, daſteht. Zwar iſt es vollkommen wahr wenn Kohl behauptet daß jedes bedeutende Buch Nichtrußlands in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen „ſein Echo findet." Aber es findet auch nur ein Echo — nichts weiter. In dieſer Hinſicht haben die Oſtſeeprovinzen nicht den geringſten Vorzug vor den größeren Städten des eigentlichen Rußland und vor dem gebildeteren Theile des echtruſſiſchen Publicums anderer Provinzen. Dort wie hier faßt man dieſe „Ereigniſſe" in der Litteratur, gleich denen in der Politik, zuſammenhanglos, nur als intereſſirende und amüſirende Neuigkeiten auf. Ein tieferes Verſtändniß derſelben in ihren Vorgängen und Folgen, eine wahre Erkenntniß der innerlichen Zwecke ſolcher Bücher und der Zuſtände denen ſie entſprangen, läßt ſich demnach nicht erwarten. Noch weniger aber bemüht ſich der baltiſche Adel — ich nenne ihn, weil er ſich ſelbſt als Vertreter aller baltiſchen Intelligenz betrachtet wiſſen will — aus dieſen litterariſchen Ereigniſſen Rückſchlüſſe auf die allgemeinen und ſpeciellen Fortſchritte des nichtruſſiſchen Europa zu machen und neben dieſe die eigenen Zuſtände vergleichend hinzuſtellen; es kümmert ihn nicht wie aus ſolcher Vergleichung zu erkennen ſey was vor allem im eigenen Lande noth thut, und wie allem drohendem ruſſiſchen Verhängniß am wirkſamſten entgegen zu arbeiten. Die Klage ob der Ruſſificirung und Verfinſterung ſchallt uns bald lauter, bald heimlicher, jedoch allüberall entgegen. Doch wie ein Abwehren ſolchen Unheils möglich und was dafür zu handeln ſey — daran denkt Niemand. Man begnügt ſich mit wohltönenden Worten und brüſtet ſich ſelbſtgefällig mit deutſcher Geſinnung, mit dem Feſthalten am germaniſchen Elemente, mit einer unmotivirten Verachtung alles Ruſſiſchen. Dabei vergißt man, obſchon ſie tadelnd, an den eigenen Mißverhältniſſen zu rütteln und den Anforderungen der Gegenwart in den einzelnen Theilen eigener Staatseinrichtung zu entſprechen, ſoweit dieß ſelbſt unter ruſſiſchem Scepter möglich wäre. Dieß iſt die Folge des ungemeſſenen Egoismus und der unverzeihlichen Bequemlichkeit baltiſcher Ariſtokratie.

Unter ſolchen Verhältniſſen iſt es eine merkwürdige Erſcheinung daß die ausländiſche Litteratur im kuriſchen und liviſchen Lande dennoch Beurtheiler und Kenner zu erwerben vermochte. Dieß ſind die Frauen der höheren Stände. Nicht nur die einzelnen Aufſehen erregenden Erſcheinungen werden von ihnen geleſen, ſondern ſie wenden der geſammten Geſtaltung der Litteratur auch in ihren weniger bedeutſamen Schriften eine ziemlich rege Theilnahme zu. Natürlich bezieht ſich ſolches Intereſſe faſt einzig auf die ſchönwiſſenſchaftliche Sphäre, und das politiſche Schriftweſen iſt ihnen weit ferner gerückt. Von einem activen Einfluß deſſelben auf Leben und Anſichten kann alſo demnach noch keine Rede ſeyn; allein die Richtung des Intereſſes nach eben dieſer Seite hin iſt eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit hieſiger Frauenwelt. Ueberhaupt erſcheint es unbeſtreitbar daß den Frauen der vornehmeren baltiſchen Geſellſchaft ein regerer Trieb nach Allſeitigkeit der Bildung innewohnt, als den Männern. Ihre Neigungen und Beſtrebungen ſind dem rein Materiellen weniger zugewendet, als dieß bei jenen der Fall iſt. Demzufolge wohnt ihnen auch eine unbeſtrittenere Kenntniß der wenn nicht politiſchen, doch geſellſchaftlichen Fragen der Gegenwart inne.

Vor allem gepflegt wird nun von den Frauen der baltiſchen Provinzen — im Gegenſatze zu denen der echtruſſiſchen und polniſchen Lande — die deutſche moderne Litteratur. Die franzöſiſche und nebenbei auch die engliſche Schriftwelt findet zwar auch einigen Anklang; allein es müſſen doch Mystères de Paris erſcheinen, um ſolche in ein wahres Intereſſe der Allgemeinheit zu verwandeln. Ueberdieß erſcheint es natürlich daß in einem Lande mit ſo rein ariſtokratiſchen Vertretern der Intelligenz, in einem Lande wo geſellige Formenſchönheit hauptſächlichſtes Lebensſtudium iſt, auch jene Schriftſteller der modernen Zeit vorzüglichen Anklang und beſondere Anerkennung erwarben welche derartige Richtungen gleichfalls verfolgen. Dadurch ſind Fürſt Pückler, Frau von Paalzow, Baron Sternberg, Gräfin Hahn-Hahn und alle Schriftſteller dieſer brillantirenden Ariſtokratie den Oſtſeeprovinzbewohnern die eigentlichen Vertreter deutſcher Litteratur geworden. Heinrich Laube ward erſt in neuerer Zeit durch ſeine kuriſchen Bandomire, durch die franzöſiſchen Luſtſchlöſſer und die Gräfin Chateaubriand unter dem baltiſchen Adel populär. Weniger hört man dagegen ſeiner früheren Schriften, ſowie Heine's und anderer Anhänger eines eleganten Demokratismus erwähnen. Faſt ungekannt und ungenannt blieben Immermann, Varnhagen, Wienbarg, Kühne, Mundt, Gutzkow und A. trotz ihrer unbeſtrittenen tieferen Bedeutſamkeit.

Digitized by Google

Auch die rein poetiſche und die dramatiſche Litteratur Deutſchlands erſcheint merkwürdig vernachläſſigt. Man weiß nichts von einer ſchwäbiſchen, nichts von einer rheiniſchen Dichterſchule. Nur was die Zeitungen von politiſcher Lyrik neueſter Zeit ſprachen, iſt in dunkler Erinnerung vorhanden, allein Lenau, Grün, Hoffmann aus Fallersleben, Herwegh und Dingelſtedt fanden keine tieferen Sympathien. Auch unter den Dramatikern iſt keiner recht eigentlich bekannt; freilich beſitzt auch das ganze weite Land der drei Provinzen nur die einzige Schaubühne zu Riga, und dieſe entſchlüpft der Cenſur nicht, wie die Schriften des modernen Deutſchland. Halm iſt der Einzige deſſen ſchöne Sprache den Weg zum Herzen und den Thränendrüſen der Frauen fand. Dabei iſt es wohl als Symptom ſehr richtiger Anſchauung zu betrachten daß dieſe Verehrerinnen Halm's ſich meiſtens nicht unter denen befinden welche die Vertreterinnen hieſigen Litteraturgeſchmackes bilden.

Während ſich unter den Frauen der baltiſchen Ariſtokratie ſonach eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit des Litteraturintereſſes unverkennbar während des letzten Jahrzehnts herausgebildet hat, blieb das ganze Intereſſe der Männer in dieſer Hinſicht — wenigſtens im allgemeinen — ein rein negatives. Solche im Gegenſatze zu andern Ländern anomale Erſcheinung kann keineswegs als bloße Zufälligkeit aufgefaßt werden; ſie muß nothwendig ein Ergebniß tiefer gelegener Urſachen ſeyn.

Dieſe finden wir im häuslichen und außerhäuslichen Leben der Oſtſeeprovinzbewohner. Es ward ſchon erwähnt daß in den Männern hier im allgemeinen keine rege geiſtige Strebſamkeit vorhanden. Die Knaben wuchſen in bequemem Leben auf; der Sinn für Kunſt und feinere Intereſſen konnte ſich bei ihnen erſt im Auslande entwickeln, da in der Heimath alle Anregung fehlte. Reiſen und Leben unter Fremden riß ſie wohl für Monate und Jahre in ſeinem geiſtweckenden Strudel mit ſich fort; aber in die Heimath zurückgekehrt findet ſich zu allem geiſtigen Fortſchritte keine drängende Veranlaſſung mehr. Kunſt und Litteratur rücken ihnen nun wieder in weiteſte Ferne. Dabei bewegen ſich ihre Geſchäftsintereſſen faſt ausſchließlich und unmittelbar um das Mehr oder Weniger des Erwerbes und Beſitzes. Das Mein und Dein wird faſt ausſchließliche Lebensfrage; alle andere feinere, geiſtigere Tendenz tritt immer mehr in den Hintergrund. Denn der größte Theil der baltiſchen Ariſtokratie gehört der Landwirthſchaft an, und faſt jeder Edelmann ſteht perſönlich der Verwaltung ſeines Grundbeſitzes vor. Körper- wie Geiſtesthätigkeit gewinnen alſo ſchon an und für ſich eine recht eigentlich terreſtriſche Richtung und das Materielle wird höchſter Lebenszweck. Selbſt das Hauptvergnügen der Kuren und Liven, die Jagd, gibt ihnen keine Anregung zu geiſtigen Strebungen. Die demnächſt ſtarkſte Leidenſchaft aber, das Spiel, weist wieder von neuem auf den Kampf um den materiellen Beſitz zurück; dabei iſt das Leben bequem gebreitet; man bedarf bei nicht allzugroßen Anſprüchen und bei der allſeitigen Vervetterung und Verſchwägerung wenig Geld, um mühelos und doch materiell angenehm zu leben. Endlich kommt zu dem allem die noch heute ſtarke Macht altadeliger Vorurtheile, deren eines der hauptſächlichſten jene Mißachtung aller geiſtigen, in Schriftwerken oder Kunſtausübungen niedergelegten Productivität iſt. Bücherſchreiber und Gaukler ſtehen dem baltiſchen Adel ungefähr auf gleicher Stufe. Der momentane Enthuſiasmus, deſſen man wohl mitunter für Productionen der Schriftſteller, Virtuoſen und Schauſpieler fähig, erſcheint ſelber deſſen Mitgliedern, ſowie er verflogen, gleich dem verwunderten Ach des Publicums, wenn ein Jongleur ſeine Kunſtſtücke brillantiren läßt. Darum geſtattet man auch allen derartigen Individualitäten mitunter zwar den Eintritt in die weiten Geſellſchaftsſäle, damit ſie dort der verſammelten Adelbrüderſchaft zum Danke für die Einladung „ihre Stückchen vormachen.“ Aber man erkennt ſie niemals als ebenbürtige oder doch conſtante Mitglieder der Geſellſchaft, nie als eines von deren wirklichen Beſtandtheilen an. Darum öffnet ſich ihnen — ſelbſt den wenigen welche dem Oſtſeeprovinzadel entſprießen — faſt niemals oder doch nur ungern und höchſt bedächtig der Eintritt in den engeren Kreis der Familien. Rechnet man dieß altangeſtammte Vorurtheil zu der materiellen Richtung alles Lebens, ſo iſt wohl natürlich daß ein Sinn für äſthetiſche Intereſſen unter den Männern der baltiſchen Haldinſel nicht großwachſen konnte. Obenan ſteht ihnen die Landwirthſchaft; dann kommt Jagd und Spiel, Eſſen und Trinken. Höchſtens beim Zubettgehen iſt man einer Zeitung benöthigt und zuletzt, wenn auch dieſe fehlen ſollte, eines Buches.

Vielleicht iſt auch noch ein Charakterzug nicht ohne Bedeutung für ſolchen Mangel an feinerem Intereſſe unter dem baltiſchen Adel, welcher beſonders in Kurland zu erſtaunlicher Höhe emporwuchs. Es iſt das Intereſſe am lieben Nächſten. Wie ein rother Faden — um dieß alte Bild zu brauchen — zieht es ſich durch alles Leben, durch das ganze Seyn und Weſen der Ariſtokratie und verbreitete ſich noch verheerender über allen Aufſchwung der Mittelſtände. Es gibt vielleicht auf der ganzen weiten Erde kein Land in welchem alle von allen ſo bis ins tiefſte Detail ihres Lebens gekannt ſind als in Kurland. Denn die ganze Geſellſchaftswelt beſteht hier doch eigentlich nur aus einem einzigen Elemente — aus dem Adel, zu dem auch der höhere Mittelſtand als untrennbares Anhängſel gehört. Dieſe ganze Menſchengeſammtheit iſt vervettert, verſchwägert, verfeindet und befreundet in allen einzelnen Individualitaten aller einzelnen Familien des ganzen Landes. Vortheile und Nachtheile jedes Einzelnen berühren demnach mittelbar oder unmittelbar, wirklich oder ſcheinbar alle entfernteſten Enden der Provinz. Jeder glaubt ſich dadurch berechtigt in des Andern Leben, Treiben und Weſen, wenn nicht immer thatſächlich, doch beſprechend ſich einmiſchen zu dürfen und zu können. Ganz Kurland gleicht in ſolchem Betracht einer kleinen Stadt, deren Häuſer — die Edelhöfe — nur zufällig in weiten Zwiſchenräumen aufgebaut ſind, in deren Caſino — Mitau — alle Honoratioren allwinterlich zuſammenkommen. Wie aber Kleinſtädterei allen höhern und ernſtern Strebungen hindernd entgegentritt, beweist das alltäglichſte Leben. In dieſen unabweisbaren Hinderungen liegt auch das gegenwärtig ſo wunderſam einmüthig manifeſtirte Streben der Staaten Europa's nach Concentrirung ſeiner intellectuellen Maſſen in große Städte begründet. In den nichtkuriſchen Ländern ſiegte die Zeit und der Zeitgeiſt über die kleinen Städte; in Kurland aber herrſcht noch dieſe Art der Kleinſtädterei über der freien Entfaltung geiſtiger Entwicklung. Durch dieſes provinciell-ſippſchaftliche Intereſſe hat auch der Charakter des baltiſchen Adels — denn in allen drei Oſtſeeprovinzen iſt es nicht unmächtig, nur tritt es in Kurland am grellſten zu Tage — bei aller Liebenswürdigkeit äußerer Behabung und trotz aller Entwicklung geſelliger Formenſchönheit einen hervorſtechenden Beiklang von Begränztheit und Kleinlichkeit erworben. Dieß iſt jene Haupteigenſchaft welche großartigen Weltanſchauungen hindernd entgegenſteht; dieß der Hemmungsgrund einer wahren Theilnahme an den Entwicklungen der Gegenwart; dieß die Kette an welcher der Fortſchritt politiſchen Lebens in den Oſtſeeprovinzen ſeit faſt einem Jahrhundert angefeſſelt ſteht.

Durch all die angedeuteten Eigenthümlichkeiten und Gewohn-

Digitized by Google

heiten alltäglichen Lebens und Treibens der Männer wird es erklärbar daß geiſtige Stoffaufnahme und Verarbeitung von ihnen nur ſoweit geübt wird, als die ſtrengſte Nothwendigkeit dieß fordert. Wenn nur der oberflächliche Anſtrich einer geiſtigen Strebſamkeit vorhanden iſt, ühlt man ſich vollſtändig beruhigt. Es kommt nur darauf an ſich durch Unkenntniß eines eben modiſchen Intereſſes niemals ein Dementi zu geben; einziges Streben bleibt immer das Darthun geſelliger Gewandtheit, wie gefälliger Geltendmachung des zufällig und unvollſtändig Erkundeten. Die Aeußerlichkeiten einer bis zur höchſten Vollkommenheit ausgebildeten Geſellſchaftstournüre haben den Männern der Oſtſeeprovinzen ihre geiſtige und gemüthliche Tiefe verflacht.

Solche Anklage mag demjenigen hart und unwahr erſcheinen, welcher in den Geſellſchaftskreiſen des baltiſchen Adels und der gebildeten Claſſen die Unterhaltungen anhört, welche ſich um feinere und höhere Intereſſen des Lebens bewegen. Die geſellſchaftliche Lebhaftigkeit der Converſation und die gewohnte Wahl faſt übertriebener Ausdrucksweiſen laſſen hier eine tiefer gehende und wahrhaftige Theilnahme an den Entwickelungen der Zeit nach allen Seiten hin vermuthen. Iſt man aber erſt dieſe Art der Darſtellung gewohnt, wie ſie überhaupt unter den vornehmern Claſſen der Geſellſchaft gäng und gäbe, doch wie ſie vor allem in den Oſtſeeprovinzen faſt bis zum Extreme ſich ausgebildet hat — ſo gewahrt man auch darin leicht nichts weiteres, als eine geſellig höfliche Form und ein artiges Eingehen auf die Intereſſen des Andern. Die anderorts geſpendeten Bemerkungen jener Debattirenden, die ſogleich auf ſolche Unterhaltung folgende Selbſtbeſpöttelung beweist wie alles den Sprechenden nur Worte, nichts als Worte, ja vielleicht nur Wörter waren. Man zerſplittert in ſolchen geſellſchaftlichen Zugeſtändniſſen eine Menge von angebornem Geiſt und fein gebildetem Scharfſinne, ohne daß ſich daraus das mindeſte Reſultat für Leben und Fortſchritt entwickelt hätte. Die Einflußloſigkeit all dieſer ſcheinbaren Productionen erhellt am deutlichſten in dem Stehenbleiben der politiſchen Geſtaltungen der Oſtſeeprovinzen, ſoweit dieſe vom Adel abhängig. Noch deutlicher aber documentirt ſich die Lauheit aller Theilnahme an den Entwickelungen der Gegenwart darin daß, trotz der numeriſch außerordentlich großen Menge gebildeter Bevölkerungselemente, die litterariſche Production unter dem Adel der Oſtſeeprovinzen beinahe vollſtändig darniederliegt. Außer einigen wenigen unbedeutenden belletriſtiſchen Schriftwerken, außer wenigen landwirthſchaftlichen Büchern ging nichts von ihm aus. Ein wirklich bedeutſames, Aufſehen erregendes Werk, ein litterariſches „Ereigniß" kam ſeit Menſchengedenken von keinem der Mitglieder kuriſcher und liviſcher Ritterſchaft.

Die rein wiſſenſchaftliche Litteratur kommt ihrer Weſenheit nach dem ſtudirten Mittelſtande zu. Aber auch hier gilt in den Oſtſeeprovinzen daſſelbe was von der allgemein humanen Schriftwelt. Trotz der großen Menge von theologiſch, juriſtiſch, philologiſch, philoſophiſch und medicíniſch gebildeten Menſchen, wie ſie als Erzieher, Lehrer, Prediger, Aerzte und Beamte in den Städten und dem Flachlande der Oſtſeeprovinzen leben, iſt doch in facultätswiſſenſchaftlicher Hinſicht von hier kein Fortſchritt und kein nennenswerther Beitrag ſeit langen Jahren ausgegangen. Einen großen Theil der Schuld mag allerdings hierbei die Verſtreuung dieſer Repräſentanten der Wiſſenſchaft auf einer großen Länderfläche tragen. Auch die ruſſiſche Cenſur und das Bewußtſeyn eines Mangels an empfänglichem Publicum, ſowie der erſchwerte litterariſche Verkehr mit dem Auslande ſind nicht ohne Einfluß. Allein dieß alles kann unmöglich ſo abſolutes Brachliegen ſo vieler intellectuellen Kräfte bedingen. Selbſt das Halbhundert der Dorpater Univerſitätslehrer, bei denen eine Menge dieſer Hinderniſſe ſchwinden, hat in neuerer Zeit keine litterariſch bedeutſamen Reſultate geliefert. Außer von Mädlers populärer Aſtronomie und Pirogoffs anatomiſch-chirurgiſchen Schriften iſt keine Kunde von irgend einem hervorragenden Buche nach dem Auslande gedrungen. Sogar nicht einmal eine fachwiſſenſchaftliche Journaliſtik exiſtirt. Somit iſt die Möglichkeit der Mittheilung einzelner wiſſenſchaftlicher Reſultate von vornherein genommen, und eben damit ein Beweis geliefert wie wenig hervorſtechend das Bedürfniß derartigen Austauſches unter den Gelehrten der Oſtſeeprovinzen iſt. Wie in allgemein humaner Hinſicht, ſo begnügt man ſich auch in den ſtreng wiſſenſchaftlichen Fächern mit dem was das Ausland liefert. Man nimmt auf; aber man gibt dafür nichts zurück.

Für Entſtehung ſolcher Paſſivität und ſolcher unproductiven Richtung gibt übrigens unter den ſtudirten Mittelclaſſen dieſelbe Lebensrichtung den Erklärungsgrund, welche in der Ariſtokratie alles active Eingreifen in die Gegenwart erſtickte. Vom ziemlich wenig beſchäftigten Adel ging ſie aus, und von den Mittelſtänden ward ſie aufgenommen jene Gewohnheit einer zeitraubenden Geſelligkeit zu Liebe die ernſteſten Kräfte zu verſplittern und alles Genügen in äußerer Formeneleganz zu finden. Auch der Gelehrtenſtand ward mit fortgeriſſen in den Jagd-, Ball-, Thee-, Soirée- und Spielſtrudel der adeligen Geſellſchaft; auch der Gelehrtenſtand lernte die Wiſſenſchaft nur als nothwendig abzuthuende Arbeit betrachten und der äußern Erſcheinung des Lebens deſſen innern Gehalt zu opfern.

Es iſt übrigens eine merkwürdige Beobachtung daß auch faſt alle Ausländer, deren viele ſo häufig für längere oder kürzere Zeit Bewohner der Oſtſeeprovinzen werden, ihre außergeſchäftliche Thätigkeit und alle litterariſche Production hier vollkommen ruhen laſſen. Dieſelben Urſachen welche auf die Eingebornen, wirken auch auf ſie. Ueberdieß beſchäftigt ſie in der erſten Zeit ihrer Anweſenheit das Kennenlernen neuer Verhältniſſe und Umgebungen allzuſehr, als daß ihnen noch Zeit zu productiver Thätigkeit bliebe. Außerdem ſind eben ſie am meiſten von den Hinderniſſen des erſchwerten litterariſchen Verkehres betroffen, weil ihnen erlaubte und unerlaubte Wege deſſelben fremd. Und endlich — hat man's ſelbſt empfunden, vermag man's am wenigſten zu läugnen — gibt ſich der Ausländer eben ſo gern als der Oſtſeeprovinzbewohner dem bequemen Gehenlaſſen des baltiſchen Lebens hin, bei welchem, etwa wie bei einem Badeaufenthalt, vor lauter Emſigkeit im Müßiggang und vor Sorge um das angenehme Hinbringen des Tages keine ausdauernde und ernſte Beſchäftigung gedeihen mag.

Qualitativ und quantitativ noch dürftiger als die Reſultate des Buchmarktes ſind in den Oſtſeeprovinzen jene der Journaliſtik. Alle Hemmniſſe, welche der Buchſchriftſtellerei entgegenſtehend ſchon genannt wurden, laſten hier doppelt ſchwer. Beſonders befolgt die Cenſur gegen Tagesblätter noch weit ſtrengere Grundſätze, als ſie gegen bogenreichere Schriften in Anwendung bringt. Eine unbefangene Beſprechung tagesgeſchichtlich wichtiger oder doch intereſſanter Gegenſtände vermag auf keine Weiſe zu Stande zu kommen. Jedes Journal, ſey's politiſch oder belletriſtiſch, ſey's wiſſenſchaftlich oder populär, wird demnach nur im Sinne und nach dem Willen des Miniſteriums redigirt; keine Sylbe wird aufgenommen welche mittelbar oder unmittelbar, kurz irgendwie den ruſſiſchen Volkserziehungsprincipien und den moskowitiſchen Bevormundungsmaximen mißfällig erſcheinen könnte. Triviale Lückenbüßer und banale Ausfüllſel treten an die Stelle des Feuilletons; von einer politiſchen oder publiciſtiſchen Färbung zeigt keines dieſer

Digitized by Google

Blätter eine Spur, und die niedrigſte Schmeichelei gegen alle Staatsmächtigen, die widerlichſte Lobhudelei aller Staatshandlungen tritt an die Stelle verſtändiger Beſprechung und unbefangener Beurtheilung. Aus ſolchem Grund iſt es auch natürlich daß kein irgendwie unabhängiger Mann von energiſchem Charakter oder ſelbſtändigen Anſichten an die Spitze dieſer periodiſchen Schriften tritt. Das gebildetere Publicum gibt keiner derſelben irgendwelche Anregung zu weiterer Entfaltung ihrer Schwingen. Selbſt diejenigen Blätter deren Hebung vielleicht einmal von irgend einem Strebſamen unternommen wurde, ſiechen am allgemeinen Vorurtheile dahin und verfallen nach kurzem, den ewigen Quälereien von Seiten der Cenſur und der Miniſterien zu entgehen, in den althergebrachten charakter- und geſinnungsloſen Ton. Alle kämpfen faſt ängſtlich nur um die kümmerlichſte Exiſtenz.

Dieß ſind die Urſachen denen zufolge in den geſammten drei Oſtſeeprovinzen — deren kleinſte eben ſo viel Flächenraum als das Königreich Württemberg enthält — auch nur ſechs politiſche Zeitungen exiſtiren; nur drei belletriſtiſche, meiſtens kaum lesbare Journale friſten ihr Leben und einige allgemeinwiſſenſchaftliche Zeitſchriften finden noch einen äußerſt kleinen Leſerkreis. Mehrere Amts- und Anzeigeblätter, welche genau nur das enthalten was der Titel verſpricht, vermag man unmöglich dem journaliſtiſchen, überhaupt nicht irgendwelchem Litteraturzweige zuzuzählen.

Ueberblickt man all die dargelegten Zuſtände und Verhältniſſe, ſo ſtellt ſich die Behauptung als gegründet heraus daß von einem Kennenlernen allgemeiner Weltverhältniſſe unter der größern Menge des baltiſchen Publicums keine Rede ſeyn kann, daß keinerlei praktiſche Theilnahme ſtattfindet an geiſtiger Entwicklung und Fortgeſtaltung des nichtbaltiſchen Europa — nenne dieſes ſich Ausland oder Rußland. Alles Intereſſe iſt ein rein paſſives, alle Beziehung eine ſtreng provincielle, nicht einmal eine baltiſche, ſondern bei den Kurländern eine kuriſche, bei den Livländern eine liviſche, bei den Eſthländern eine eſthniſche. Auf ſolche Weiſe gehen die weitſchichtigern und umfaſſendern Anſchauungen der eignen Verhältniſſe und Zuſtände mehr und mehr verloren; alle Beurtheilung wird eine ſtreng ſubjective und durch tauſenderlei nichtige Rückſichten bedingte. Wie könnte man aber auch großartigere Auffaſſungen erwarten in einem Lande deſſen intelligenten Bewohnern die eigne Geſchichte bedeutungslos daſteht? Dieſe Geſchichte der Vergangenheit aber in ihren lehrreichen Details, beſonders die Kenntniß der Pragmatik dieſer Details durch welche die baltiſchen Geſchicke großwuchſen, wäre für Entſtehung eines politiſchen und anderweitigen Anſtrebens von unberechenbarer Wichtigkeit. Erſt dann, wenn die Nothwendigkeit einer Fortentwicklung der Folgezeit aus der Vergangenheit von den Oſtſeeprovinzbewohnern erkannt und als Aufgabe jeglicher Gegenwart anerkannt wäre, könnte ein wahrhaftes Verſtändniß der Anſtrebungen des nichtruſſiſchen Europa bedingt werden. Die Oſtſeeprovinzbewohner würden dann auf ihren Reiſen nach dem Auslande für deſſen aufgewecktes Leben nicht bloß mehr höfliche Bewunderungsworte und vielleicht im Herzen gewiſſermaßen eine kühle Anerkennung haben, ſondern auch, zurückgekehrt in die kuriſche, liviſche oder eſthniſche Bequemlichkeit und Abgeſchloſſenheit, würden ſie dasjenige nicht ſo vollſtändig vergeſſen was ſie geſehen und was ſie gehört. Jetzt rechnen ſie derartige Reiſeerfahrungen aber nur als Beiträge zu den amüſanten Reiſeplaudereien. Sind ſie ſpäter durch ein paar Länder vom Schauplatze politiſchen Fortſchritts getrennt, ſo ſchallt ihnen die Kunde von den Anſtrebungen da draußen nur noch wie ein verworrenes Getös und wie unverſtändliches Gemurmel in ihre Paſſivität herein. Umdämmert vom Flügelſchatten des ſchwarzen Adlers verzagen ſie indifferent an jeglichem Streben nach ähnlichen Reſultaten. Dann bauen die Meiſten nur ihr Feld, jagen in ihren Wäldern, ſprechen viel von ihren baltiſchen Freiheiten, ſpielen allabendlich, rauchen heftig und legen ſich ruhig zum Sterben nieder, wenn ſie ein Majorat und einen Majoratserben hinterlaſſen.

Noch mögen wohl die eigentlichen Elemente der baltiſchen Halbinſel reindeutſche genannt werden; noch genießen die Oſtſeeprovinzen, gegenüber von Rußland und dem zermarterten Polen, ſegensreicher Ausnahmsgeſetze; noch halten Herren und Volk zum größten Theil am alten Lutherglauben feſt. Aber was iſt für die nächſte Zukunft in Bezug auf all dieſe Auszeichnungen zu hoffen, wenn keine Aenderung des ganzen baltiſchen Lebens geſchaffen wird? Die rein materialiſtiſchen Intereſſenrichtungen laſſen keinen Sinn für das Höhere gedeihen; den Spaltungen der gebildeten Bevölkerung in Familien- und Cliquenweſen zu Liebe wird jeglich weiter ausgreifendes Wirken unterlaſſen; das Genügen in äußerer Formenglätte verhindert ein tieferes Eindringen in den Kern der Dinge; die Unkenntniß eigner wie fremder Geſchicke und ihrer Entſtehung läßt keine durchdachte Abwehr drohenden Unheils zu Stande kommen. Ja es iſt als wären die Oſtſeeprovinzen ſich ihrer politiſchen Aufgabe gar nicht bewußt. Und ihnen gerade ward vom Völkergeſchick ein ſchwerer Auftrag zuertheilt. Sie ſollen das germaniſche Element dem Ruſſoſlavismus gegenüber aufrecht erhalten; ſie ſollen den Lutherglauben ſchützen vor Vernichtung durch ſinneverwirrendes Glockengeklingel und Popenunweſen des Ruſſogräcismus; ſie ſollen die Hüter einer geſetzlichen Verfaſſung ſeyn gegen die Willkür des Autokratismus. Und der Adel Kurlands, Livlands wie Eſthlands iſt berufen die Führer abzugeben in dieſem entſcheidenden Kampfe der Abwehr.

Digitized by Google

Der Krater und die Seen der Aſtroni.

Neapel, im März 1845. Daß die Umgebungen Neapels unvergleichlich ſchön, weiß jedermann; daß es aber außer den vielfach beſungenen, geprieſenen und in Reiſebeſchreibungen oder Reiſehandbüchern anempfohlenen Sehenswürdigkeiten noch eine große Anzahl feſſelnder Naturſchönheiten, und zwar in ſehr geringer Entfernung von der Hauptſtadt gibt, iſt vielen unbekannt. Tauſende jagen nach Bajä an den kahlen Südabhängen des Monte Gauro bei Pozzuoli vorüber, ohne zu ahnen daß dahinter, von ſteilen Wänden rings umſchloſſen, ein tiefer Krater ſich befindet, daß anmuthige, von Fruchtfeldern, Reben, Nußbäumen und Kaſtanien umgürtete Bauerhäuſer auf ſeinem Grunde ein romantiſches einſames Dörfchen bilden, und daß von ſeinem Gipfel ein Bild ſich öffnet in welchem die Seeen von Patria, Licola und Fuſaro, das Mare morto, der Lucriner und Averner Waſſerſpiegel, der Epomeo von Ischia, der Monte di Procida, das Cap Miſen, der ſtumpfe Felskegel von Cumä und die ganze Campagna felice bis zu den innern Gebirgsſtöcken des Apennin auf zauberhafte Weiſe verſchmolzen ſind. Noch weniger beſucht wird der melancholiſche See von Patria mit ſeinen großen Erinnerungen an Scipio Africanus, deſſen Villa und Grabmal noch in Trümmern vorhanden ſind. Auch Cumä ſieht höchſtens nur noch einige Engländer die nach alten Vaſen und Münzen umherſtöbern. Der Paß von Caudium, der Schauplatz ſamnitiſcher Liſt und Tapferkeit, das liebliche, ſeiner ſchönen Frauen wegen berühmte Arienzo, nur wenige Schritte von dem Orte Cancello (Gitter des Paſſes), einer Eiſenbahnſtation von Neapel nach Capua entfernt, die Abhänge der trebuliniſchen Hügelkette, wo Hannibals Ochſen mit den brennenden Holzbüſcheln den klugen Fabius täuſchten, der alten Sediciner Hauptſtadt Teano mit den dichten, ſchattenreichen Kaſtanienwäldern und der unvergleichlichen Eiſenquelle, die immer mehr Ruf erhält, und leidenden Einheimiſchen und Fremden gewiß bald das langweilige, an geſchnürter Etikette und ſpeculirenden Quackſalbern reiche Caſtellamare erſetzen wird, die üppigen Thäler von Avellino und Salerno und tauſend andere Gegenden bleiben unbekannt und unbeſucht. Daſſelbe gilt von dem nur 4 Miglien von Neapel gelegenen Krater der ſogenannten Aſtroni oder Aſtruni, einem königlichen Jagdgehege ganz in der Nähe des bekannteren Sees von Agnano mit der Hundsgrotte an ſeinem Ufer.

Wir fuhren an einem heiteren Octobertage gegen Mittag aus Neapel, der ſchönen Riviera di Chiaja entlang durch die Grotte des Pauſilippo, welche der Zauberer Virgil der Volksſage nach in einer Nacht zu Stande brachte, die aber ſchon zu Strabo's Zeiten (Strabo 5, 4) ſo breit war daß zwei Geſpanne ſich bequem ausweichen konnten, und verließen den Wagen ein Viertelſtündchen hinter dem Dorfe Fuorigrotta, wo die Tuffhügel ſich erheben welche nach Oſten das Becken des Agnaner Sees einſchließen. Durch Wein- und Obſtgärten auf ſchmalen Fußpfaden gelangt man in eine von Waſſerbächen aufgewühlte Schlucht die in vielen Windungen auf die Höhe führt. Hier öffnet ſich der Blick auf den klaren glänzenden Waſſerſpiegel, die Heimath' unzähliger Enten und Fröſche die mit Geſchrei und Gequak die Luft erfüllen. Auch hier iſt königliche Jagd, und da nur die Prinzen von Syracus und Salerno Jagdliebhaber ſind, dieſe aber auch nur ſelten hierherkommen, ſo vermehrt ſich das Geflügel auf unglaubliche Weiſe. Ueber den See hinaus ſchimmern die Berge der Solfatara in weißgelblichem Gewande, die alten leukogäiſchen Hügel. Links am Ufer iſt die Hundsgrotte, daneben ſind die Schwitzbäder, Stufe di San Germano, zu den Zeiten der Römer, wie die Trümmer es andeuten, mit großartigen Badgebäuden verſehen. Durch hohes Ginſtergebüſch, junge Kaſtanienwaldung, an ſchroffen Tuffſteinklippen vorüber, geht es ſteil bergab und dann eine halbe Stunde lang durch ſchöne Obſtgärten am Seeufer fort, wo Millionen Fröſche die hier zu der Fabel vom Krötenfall und Froſchregen Veranlaſſung gegeben haben, faſt die Schritte hemmen. Abermals ſteigt man bergan und erreicht dann die Fahrſtraße zum Jägerhauſe, welche die Eingangspforte zu dem romantiſchen Becken der Aſtroni bildet. Wir übergaben hier die Eintrittskarte welche in Folge königlicher Verordnung allen darum nachſuchenden Fremden mit lobenswerther Bereitwilligkeit vom Majordomus Staiti zu Neapel verabfolgt wird, und ſtiegen langſam, bei jedem Schritte von einem neuen großartigen Anblick überraſcht, in den Grund des coloſſalen Kraters hinab. Hohe, ſteile, hier in üppiger Vegetation, dort in wildzerriſſenen Tuffſteinklippen und Lavabrüchen emporſtrebende Wände von mehr als 400 Fuß Höhe umgürten in ſchöner Rundform das Becken. Herrliche Steineichen, Kaſtanien, Pappeln, Myrthen und Lorbeern prangen im Grunde und an den Seiten. In der Mitte erheben ſich drei Hügel von kleinen Thälern und Schluchten durchſchnitten; am Fuße des größten erglänzt ein ſtiller See mit hohem Schilf umwachſen; zwei andere kleine Weiher ſind im Walde verſteckt. Eine herrliche Baumgruppe immergrüner Eichen ziert den höchſten der Hügel die aus dem innerſten Grunde des Kraters ſich emporgehoben. Auf einem Vorſprung der rechten Seitenwand liegt das königliche Jagdſchloß mit einigen kleinen Nebengebäuden. Davor iſt das Gehege der hier in Wald und Gebüſch hauſenden Wildſchweine. Ein breiter, von Pappeln eingefaßter Fahrweg führt tief unten um den ganzen Krater herum; Kreuz- und Querwege durchſchneiden den Grund nach allen Richtungen. Hoch oben um den Rand herum lauft eine hohe und breite Mauer, von wenigen Häuſern oder vielmehr Thürmen durchbrochen, die königlichen Wächtern zum Wohnort angewieſen ſind. Das eingehegte Wild würde, wenn es ihm auch gelingen ſollte die ſteile Kraterwand zu erklimmen, die feſte Mauer, welche man in 1½ Stunden kaum umgeht, nicht überſpringen können. Den innern Grund umgeht man bequem in einer halben Stunde.

Ueberraſcht von dieſem wunderbar ſchönen Anblick lenkten wir unſere Schritte zuerſt zu dem See. Der Zauber der Einſamkeit

Digitized by Google

der dieſe ganze Gegend beherrſcht, wird noch erhöht durch Ephen und Schlingpflanzen aller Art, welche die Bäume bis zu ihren Gipfeln bekleiden und mit dem ihnen eigenthümlichen Grün einen ſeltſamen Contraſt zu dem Laube der Gewächſe bilden, ferner durch die Fülle von Blumen, welche unter dichtem Brombeergeſträuch und Farrnkraut verborgen emporwuchern. Höchſt ſeltene Arten werden hier nach der Angabe der Botaniker Tenore und Guſſone gefunden. In Vergleich mit der verbrannten vegetationsloſen Uferſtrecke vom Pauſilippo bis Bajä erſcheint dieſes vulkaniſche Becken in tropiſchem Glanze, die phlegräiſchen Felder von den leukogäiſchen ſcheidend. Der größere See — die beiden kleineren, Caprara und Coſſonello genannt, verdienen dieſen Namen nicht — liegt an der ſüdlichen Kraterwand, zwiſchen ihr und dem aus dem Mittelpunkte emporſteigenden Hügel. Wie der See von Agnano enthält auch er auf ſeinem 60 Fuß tiefen Grunde und am Uferrande mineraliſche Quellen. Früher bedienten ſich Menſchen derſelben, heutzutage läßt man kranke Pferde, Kühe und Schafe darin mit großem Nutzen baden.

Aus dem Zeitalter des Hohenſtaufen Friedrichs II beſitzen wir ein Manuſcript in Epigrammen über die Mineralquellen von Bajä, Pozzuoli und Cumä, in welchem die Rede iſt von einer ſehr wirkſamen Heilquelle der Aſtroni. Der Kaiſer Friedrich hielt ſich gern in Pozzuoli auf und erholte und ſtärkte ſich hier von ſeinen mannichfachen Regierungsſorgen. Der Verfaſſer eines andern alten Werks: De virtutibus balneorum Puteolorum (Neapel 1475) führt zwei Heilquellen dieſes Kraters an und ſagt von der einen: cerebrum confortat, laesis oculis subvenit, gingivas stringit, dentes roborat, fauces aptat, vocem sincerat, pectus lenit, appetitum incitat, pulmonem a tussi recreat, corpus aquaticum inflammat etc. Hr. Carletti, welcher ein Werk über die verbrannten Gefilde (della regione abbruciata) ſchrieb, ſchildert unſere Gegend alſo: der Boden dieſes Beckens bildet ein ungeordnetes Gemiſch von Hügeln, Abhängen und Ebenen, bedeckt mit Wald, Dornengebüſch und Blumen. Drei kleine Seen ſind daneben, einer größer als der andere, tief, und warme Mineralquellen enthaltend; der größte haucht ſalpetrige und brenzliche, der zweite asphaltartige Dünſte aus, der dritte nimmt durch Schwefeldunſt den Kopf ein und erzeugt einen bitteren Geſchmack. Dem Carletti pflichtet Gaetano d'Ancora bei, welcher im vorigen Jahrhundert einen Guide für die Umgegend Pozzuoli's ſchrieb. Gegen alle opponirt ſich aber Breislak in ſeiner Topografia fisica della Campania p. 242, wo es heißt: „das Waſſer des Sees enthält keine mineraliſchen Beſtandtheile, auch kein Gas und eignet ſich vortrefflich um die hier eingeſchloſſenen Thiere zu tränken." Breislak, ſonſt nicht ungeſchickt in chemiſchen Analyſen, ſcheint dieſen See nur von oben betrachtet zu haben, die mineraliſchen, vulkaniſchen Ausdünſtungen müßte er ſonſt eben ſo gut wie wir beobachtet und gerochen haben, indem wir in einem kleinen Fiſcherkahne, auf den Boden hingeſtreckt, langſam hin und herruderten. Und warum ſollte gerade dieſer erloſchene Vulkan etwas entbehren was die ganze Umgegend in Ueberfluß darbietet? Sebaſtiano Bartoli unterſuchte auf Befehl des Vicekönigs Pietrantonio d'Aragona dieſe Mineralwaſſer und unterſchied 41 Sorten, darunter auch die Acqua degli Astruni, cf. Thermolog. Arag. I, p. 65. Erſt in neueſter Zeit haben ſich die Profeſſoren Ricci, Lancellotti, Caſſola u. ſ. w. mit Analyſen dieſer Quellen, welche dem jetzigen Standpunkte der Chemie angemeſſen ſind, beſchäftigt. Die Annali Civili liefern die Reſultate ihrer Arbeiten. Im nächſten Herbſt werden die Aſtroni und ihre Umgebungen den hier ſich verſammelnden Naturforſchern ein reiches Feld zu neuen Unterſuchungen darbieten; brennende, halb erloſchene und ganz erloſchene Vulkane geben ihnen unerſchöpflichen Stoff.

Um die Ufer des von Aalen und Karpfen wimmelnden Sees herum, der ſeit 30 Jahren nicht ausgefiſcht, wendeten wir uns dem in der Mitte des Kraters gelegenen Hügel zu und nahmen unter ſchattigen Bäumen mit großem Appetit das mitgebrachte Frühſtück ein, zu welchem die königlichen Jäger vortrefflichen Falerner Wein lieferten. Von dieſem Punkte aus überblickten wir das ganze Gebiet dieſes wunderbaren, mit ſteilen Lava- und Tuffſteinklippen, Wald und See geſchmückten vulkaniſchen Kerkers. Durch Brombeergebüſch und hohes Farrnkraut ging es dann bergab in das nördliche Thal, wo auf einem Abhange in überaus reizender Lage ein kleines königliches Jagdſchloß erbaut iſt. Prinz Carl von Capua war der letzte welcher hier, begleitet von ſeiner ſchönen Gemahlin, ein fürſtliches Jägermahl veranſtaltete. Hier warteten wir bis die Sonne hinter den weſtlichen Rand, von deſſen äußerſter Spitze das weiße Wohnhaus eines Forſtwärters herunterſchimmerte, verſchwunden war. Dann führte uns ein Jäger quer durch den Grund in das eigentliche Gehege der Wildſchweine, welches nur bei wirklicher Jagd geſchloſſen wird, ſonſt aber an vielen Punkten geöffnet iſt, weil die ſteilen Wände und die obenerwähnte Mauer ein Entrinnen unmöglich machen. Wir gelangten in eine dunkle, rings von Eichen, Kaſtanien und Lorbeern eingeſchloſſene Schlucht in deren Mitte eine große beckenartige Vertiefung. Einſam prangte hier, von dickem Ephen umſchlungen, eine coloſſale Steineiche. Daneben befand ſich ein von herabrieſelndem Regenwaſſer gebildeter Waſſertümpel. Der Jäger holte eine große Muſchel aus dem Ephen, und der dumpfe Schall derſelben wiederhallte in herrlichem Echo an den vulkaniſchen Wänden. Aus dem Jägerhauſe am Eingange ward ihm nach wenigen Minuten auf gleiche Weiſe geantwortet und bald darauf erſchien der Oberjäger, begleitet von einem Knechte und einem Pferde, welches einen Sack voll Maiskorn (Granone) herbeiſchleppte. Wir nahmen nun in größter Stille unſere Plätze auf dem Boden ein. Beide Jäger ſtießen darauf mächtige Töne aus ihren Muſcheln hervor, ſtreueten das Granone auf den Boden, und mit einemmale begann es in den Gebüſchen zu raſſeln und zu knittern. Ueberall tauchten ſchwarze Köpfe und Leiber aus dem Laubwerk hervor und ſchauten mit klugen Augen auf die ihnen unbekannten Gäſte. Das hingeworfene Futter, das ihnen jeden Abend um 22 Uhr verabreicht wird, überwand bald alle Bedenklichkeiten und nach wenigen Secunden tummelten ſich luſtig und hungrig mehr als 70 Wildſchweine auf dem kleinen Theater zu unſeren Füßen. Wir ergötzten uns lange an ihren Sprüngen und an ihren Aeußerungen von Haß und Liebe. Es waren gar ſtattliche, fette Exemplare darunter, die bei dem letzten Weihnacht- und Carnevalfeſte die königliche Tafel zierten. Eine Sau mit 12 allerliebſten braun und weiß gefleckten Jungen nahm ebenfalls thätigen Antheil an dieſer Mahlzeit, verfügte ſich aber mit ihrem quickenden Gefolge zuerſt in ihr ſchattiges Nachtlager. Nachdem der Hunger geſtillt, ging es zur Tränke, dann zerſtreute ſich alles in dem an Schlupfwinkeln überreichen Buſchrevier.

Wir erklimmten an der nordöſtlichen Seite des ausgebrannten Vulkans, wo Lava- und Tuffmaſſen in abenteuerlichen Formen von dunkelm Lorbeer und gelbem Ginſter überſchattet ſind, wo Steinbrüche wie große Grabhallen ausgehauen ſich befinden, den Pfad, der künſtlich von Menſchenhand aus der Tiefe in die Höhe zum Jägerhauſe, als der einzig gangbare, heraufgearbeitet iſt, nahmen hier Abſchied von den freundlichen Beamten, ſtiegen zum See von Agnano hinab und fanden in der Nähe der Hundsgrotte

Digitized by Google

unſern Wagen wieder. Wir gedachten des guten Seume, als wir hier einherwandelten. „Ein furchtbares Gefühl, als ob ſich alle flüſſigen Theile miſchten und die feſten ſich auflöſen wollten,“ erfaßte ihn, den rüſtigen Fußgänger, auf demſelben Pfade. Was ein drückender, ſchwüler Maiſcirocco ihm zuwege gebracht, das alles ſollte der arme See von Agnano und die unbedeutende Hundsgrotte verurſacht haben! Raſch eilten wir durch die dunkle von Alfons I erweiterte Pauſilippogrotte, an dem widerlich-bettelnden Mönche daſelbſt vorüber und ſahen die Spitze des Sant'-Angelogebirges noch in den letzten Strahlen der ins Meer hinabſinkenden Sonne in rothem Schimmer hell erglühen.

Der geehrte Lorenzo Giuſtiniani, früher Bibliothekar am Muſeo Borbonico, deſſen Werke hier von Tage zu Tage ſeltener und theurer werden, liefert uns in ſeinem Dizionario Geografico Ragionato del Regno di Napoli intereſſante Notizen über die Aſtruni, welche von alten Schriftſtellern auch Liſtrones genannt werden. Der Name kommt höchſt wahrſcheinlich von einer Pflanzengattung, Aſtrone genannt, her, wo der Same im Kelche verſchloſſen iſt, der ſich zur Zeit der Reife in Form eines Sterns (astro) öffnet und ihn fallen läßt (Sternbaum, gleich der Agave, amerikaniſche Pflanze). Guicciardini und Facio, der Hiſtoriograph von König Alfons, ſchildern den Ort als überaus reizend. Auch andere Geſchichtſchreiber, z. B. Summonte, Coſtanzo, Pellegrini, Caſtaldo, reden von ihm. Im Mittelalter ſoll er, wie noch früher der Averner See und die Sibyllengrotten um Cumä, Zauberern und Schatzgräbern als Schauplatz gedient haben. Sein vulkaniſcher Charakter iſt von vielen Sachverſtändigen geprüft worden — wir wollen der Kürze wegen hier nur die Namen Hamilton, Spalanzani, Bartoli, Carletti, Pilla nennen, — alle Unterſuchungen jedoch fielen auf das zurück was bereits Strabo (5) ſagt: „daß dieſer Ort einſt gebrannt habe.“ Es kommen allerhand verbrannte Schlacken vor, Pozzuolanerde, Bimſtein, Lapillen, Lava, viele Tuffſorten u. ſ. w. Seine Oeffnung iſt die größte aller brennenden und ausgebrannten Vulkane der ganzen Umgegend, und ſo gilt er faſt allgemein als der älteſte von allen. Nur der See von Agnano, als deſſen nördliche Wand Einige die 1450 Fuß hohe und ſteile Klippe von Camaldoli anſehen, macht ihm als vulkaniſches Becken vielleicht den Rang des Alters ſtreitig. Es ſcheint, als ob von dem letztgenannten Punkte aus im ganzen Gebiet der phlegräiſchen und leukogäiſchen Felder das unterirdiſche Feuer aus dem Meeresgrunde ſtets neue Vulkane hervorgehoben und an den Rand oder den Fuß der alten angeheftet habe. Daſſelbe ſcheint mit dem Veſuv der Fall, der einſt die dem Meere zugewendete ſüdliche Wand des Somma vernichtete, und vielleicht in einer ſeiner nächſten Eruptionen noch mehr in ſüdlicher Richtung vorwärts ſchreitet. Betrachtet man vom Monte Gauro, vom Cap Miſen oder von den Camaldoli das Land aus dieſem Geſichtspunkte, ſo gewinnen die ohnedieß ſchon genug feſſelnden wunderbaren Becken, Wände, Klüfte und Seeen einen neuen herrlichen Reiz. Die phlegräiſchen Felder ſchildern uns als vulkaniſches Product ſchon die Alten; ich nenne hier Strabo, Diodorus Siculus, Polybius, Plinius und Silius Italicus. Der Eingang in den obenbeſchriebenen Krater der Aſtruni iſt von Menſchenhand gemacht: die Natur ſchuf ihn als ein faſt kreisrundes, mit ſteilen Wanden verſehenes Becken. In den Krater des Monte Gauro arbeiteten ſich die Römer hinein, wie dieß aus mehreren Ruinen, Quaderſteinbau und opus reticulatum zu erſehen; hier ebnete höchſt wahrſcheinlich Alfons den Weg. Pontano und Facio erzählen uns von den großartigen Jagdfeſten welche hier veranſtaltet worden. Der ganze Hof nahm daran Theil. Eine Jagd, welche Alfons der Eleonora und Friedrich III zu Ehren gab, ſoll an 30,000 Menſchen hier vereinigt haben. Facio ſagt ausdrücklich daß in ganz Italien kein ſchönerer und genußreicherer Ort für die Jagd zu finden. Späterhin ward es hier wüſt und öde. Der reizende Vulkan wurde hin und her gekauft und verkauft. Im Jahr 1721 fiel er ſogar in die Hände der Jeſuiten, aus welchen Carl III ruhmvollen Andenkens ihn befreite, die Jeſuiten mit einer noch werthvolleren Schenkung belohnend. Dieſer treffliche Regent ergötzte ſich hier nach dem Beiſpiele von Alfons, ließ ein Jagdhaus und mehrere Thürme bauen und umgab den Rand mit der obenerwähnten Mauer. Die jetzige Regierung bekümmert ſich nicht viel um die Jagd, höchſtens werden in Portici und Capodimonte Faſanen geſchoſſen. Die ungeheuern Summen welche dem jetzigen König alljährlich für die Fütterung der Wildſchweine in Perſano, zwiſchen Päſtum und Eboli (ſowie für die der Enten, Gänſe und Schwäne in andern königlichen Luſt- und Jagdſchlöſſern) in Rechnung gebracht ſeyn ſollen — man ſpricht von einigen hunderttauſend Ducati — haben dieſe Freuden bedeutend getrübt.

In Sachen des italieniſchen Volks.

Aus einer italieniſchen Handſchrift überſetzt.

Wann endlich wird die Tagespreſſe ſo ehrlich ſeyn das italieniſche Volk nicht mehr zu läſtern, und wenigſtens die Gerechtigkeit an ihm zu üben welche ſie Negerſklaven und Chineſen angedeihen läßt? Wie lange noch ſoll die älteſte Geſittung Europa's ihr unverſchuldetes Zurückbleiben hinter den rieſenmäßigen Vorſchritten anderer Völker der Trägheit, Bigotterie, Feigheit, ja der allgemeinen Fäulniß des ganzen Volks zugeſchrieben ſehen?

Unglücklich ſind wir allerdings in vielfacher Beziehung. Zuerſt als Volk, zwar nicht in 34 Bruchtheile zerſtückelt, aber in zehn, und zwar gänzlich, ohne Bund, ohne Zollvereine, ja ohne erleichternde Handelsverträge mit dem nächſten Nachbar, in Bruchtheile welche zu groß ſind um ſich unterzuordnen und nicht groß genug um entweder bedeutenden Einfluß zu üben, oder wenigſtens nicht eiferſüchtig zu ſeyn. Getheilt ferner durch Meer und den Apennin, ohne die großen Verbindungsmittel ſchiffbarer Flüſſe und vervielfältigter Landſtraßen, verſcheucht auf Gebirgſpitzen, hier

Digitized by Google

vom Meeresſtrande, dort vom Flußufer, durch Fieberluft, einer ungeheuern Rachegöttin anheimgefallen, welche uns ſchwebend hält zwiſchen dem Andenken an verlorene Weltherrſchaft das wir nicht los werden können, und dem Gefühle von Fremden beherrſcht zu werden, von welchen eigene Kraft uns nicht befreien kann. Wie groß auch die Sünden unſerer Voreltern geweſen ſeyn mögen, wir büßen ſie reichlich ab ſeit einem halben Jahrtauſend, und würden Mitgefühl und Mitleid unſerer Schweſtervölker verdienen, wenn wir auch wirklich ſo herabgekommen und verworfen wären wie ihre Reiſebeſchreiber uns darſtellen.

Aber wir ſind es nicht, wir haben trotz einem durch Jahrhunderte klug und folgerecht fortgeſetzten Drucke, trotz dem Unglücke daß unſer Schickſal ſeit Jahrhunderten ohne uns und meiſt gegen unſere Wünſche entſchieden worden iſt, unſern Nationalcharakter, wenn auch mit bedeutenden Abſchattungen, bewahrt und mehr Tüchtigkeit und Gutmüthigkeit erhalten als die Welt zu wiſſen ſcheint. Man antworte einmal ehrlich auf die Frage: was wäre aus anderen Völkern geworden bei Schickſalen wie die unſeren es waren? In vielen Beziehungen waren die Griechen noch glücklicher als wir, ſind es noch die Griechen welche die europäiſche Türkei bewohnen. Ihre Unterdrücker gehören einer andern Religion, einer ganz verſchiedenen geſellſchaftlichen Verfaſſung, einem andern Welttheile an. Man darf ſie verachten, man kann ſie überliſten, ſie bedürfen der Capitalien und der geſchäftskundigen Gewandtheit der Rajahs. Wir aber ſind vom übrigen Europa abhangig geworden, weil uns nicht vergönnt wurde uns in unſerer Weiſe zu entwickeln, weil wir zu reich ſind um nicht begehrt zu werden, und von alten Zeiten her zu vielgeſtaltet und getheilt als daß die Wiedererweckung des italieniſchen Namens, die Erneuerung unſerer Geſetzgebungen und Verwaltungen durch die kargen und halben Gaben unſeres großen Landsmanns unſere Maſſen hätten in Bewegung ſetzen können. Wir ſind daher unglücklicher als wir waren vor der franzöſiſchen Eroberung. Das Beſſere in allen Beziehungen des Staatslebens haben wir kennen gelernt und dann verloren, wir ſind genöthigt die grauſen Zeiten der Continentalſperre, der Kriege, ja der politiſchen Unterdrückung während des Segens eines langen Friedens zurückzuwünſchen, wenn wir daran denken daß wir Italiener ſind.

Um gerecht über uns urtheilen zu können, muß man vor allem die weſentlichen und tiefgehenden Verſchiedenheiten ins Auge faſſen welche durch Abſtammung, Geſchichte, beſonders aber durch die natürliche Zertheilung der Halbinſel durch ihre Bergrücken bedeutender hervortreten als in Frankreich, Deutſchland oder gar Rußland. Nur die brittiſchen Inſeln und die pyrenäiſche Halbinſel bieten Aehnliches, aber in ſtaatlicher Beziehung ſind dieſe ungetheilt.

Beginnen wir mit den Lombarden. Sie haben die vortheilhafteſte Lage unter allen Italienern, ſchiffbare Flüſſe und Canäle, Gebirge und Ebene ohne hemmende, zwiſchen beide eingeſchobene Hügelreihen, ein Klima welches Arbeit reichlich belohnt ohne ſchnell abzumatten, herrliche Gelegenheit die Landesproducte nach dem Norden hin zu verwerthen und einen, nur ihnen unter allen inwohnenden, Drang zum Reiſen, zum Glückmachen im Auslande. In Neu-York und Petersburg, in Batavia und Hamburg, überall wo Geld zu verdienen iſt, entwickelt der Lombarde ſeit Jahrhunderten ſeinen Kunſtfleiß, ſeine Handelsthätigkeit, mit Geſchmack, höflicher Sitte, Sparſamkeit und Umſicht. Wie im Auslande iſt er auch im übrigen Italien überall zu finden, thätig in einträglichen Gewerben, in welchen ſtets wechſelnde Colonien ſich bereichern. Hier Laſtträger, dort Bäcker, hier Händler mit Eßwaaren, dort Verfertiger von Wettergläſern oder Regenſchirmen, Weinhändler oder Chocolademacher — überall bereichert er ſich, übergibt einem Verwandten welcher eben ſo arm beginnt als er begonnen hatte, ſein Geſchäft und beſchließt ſein Leben im Geburtsorte. Menſchen dieſer Art werdet ihr weder zu Müßiggängern ſtempeln, noch läugnen wollen daß ſie unter Napoleons Fahnen und Eugens Führung eben ſo tapfer gekämpft haben als die Deutſchen. Dieſe Lombarden nun gedeihen ſichtlich unter der öſterreichiſchen Regierung. Für Straßen und Verſchönerung der Städte wird vortrefflich geſorgt, die Schulen ſind beſſer als irgendwo in Italien, die Conſcription wie ſie jetzt iſt, kann eher eine Erleichterung als eine Laſt genannt werden, die Municipalitäten ſind weislich ſo kräftig und ſelbſtändig als möglich organiſirt, die Wohlhabenheit iſt allgemein und beſonders hat der Widerwille wider Oeſterreich den Mailänder Adel ſehr bereichert, weil dieſer ſeine Paläſte ſchloß und ſich dem Landbau widmete. Aber dennoch kann die Herrſchaft der Fremden den Lombarden nicht anmuthen. Er erkennt ihre lobenswerthen Seiten, aber er vermag ſich um ſo weniger mit ihr zu befreunden als ihre Ruhe, ihre Geduld, ihre Folgerechtigkeit Eigenſchaften ſind welche er noch nicht hat erwerben können, beſonders aber weil ſie ihm zu proſaiſch iſt, ſeiner Einbildungskraft nichts beut. Wir wollen unſere Fehler uns ſelbſt nicht verſchweigen. Nur Selbſterkenntniß kann uns einer beſſeren Zukunft entgegenführen.

Welchen Einfluß die früheren Regierungen auf das italieniſche Volk übten, kann man nach dreißigjähriger gleichförmiger Organiſation des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs noch ſehr leicht bemerken. Mailand theilt noch mit allen ehemaligen ſpaniſchen Provinzen die Eigenthümlichkeit der ſteten Unzufriedenheit mit der beſtehenden Regierung, ohne fähig zu ſeyn etwas Beſſeres an die Stelle zu ſetzen; Venedig aber hat durch eine folgerechte Ueberwachung ſondergleichen ſeine Unterthanen des Feſtlandes auf eine Weiſe gezähmt, welche noch lange nachwirken wird.

Südlich von den öſterreichiſchen Provinzen kann man recht deutlich ſehen wie weit eine in Italien reſidirende Regierung, wenn gleich franzöſiſchen Urſprungs, es bringen kann in Beherrſchung eines gemiſchten, in Abſtammung und Sprache verſchiedenen Volks. Die Herzoge von Savoyen haben nach und nach ein ſchönes Stück der Lombardei an ſich geriſſen, ſind Könige des ſpaniſchen Sardiniens geworden und haben mit Genua ihre politiſche und militäriſche Stellung ausgerundet. Die Verſchiedenheit der Sprachen unter den vier Millionen Unterthanen iſt ſo groß, daß die vier Züge der Nobelgarde (Savoyarden, Piemonteſen, Genueſen und Sardinier) ſich nur mit Noth verſtändigen können. Noch hört man oft in Turin: „Ich gehe nach Italien.“ Ebenſo verſchieden iſt Lebensweiſe und Erwerb der verſchiedenen Landestheile. Hof und Inſtitutionen, hier vollſtändiger als irgend anderswo reſtaurirt, mahnen mehr an das alte Frankreich als an das benachbarte und deßhalb mit Eiferſucht angeſehene Oeſterreich. Für materielles Leben des Volks geſchieht viel, die Verwaltung iſt geordnet, das Heer gut ausgerüſtet und ſchneller Vermehrung durch eingeübte Milizen fähig. Aber die Herrſchaft der Geiſtlichkeit und die Bevorzugung des Adels bei allen Stellen im Heer und Staat drücken auf die Völker, auf welche die Nachbarſchaft Frankreichs und der Schweiz wie auch der Verkehr auf dem Mittelmeere begreiflicherweiſe nicht ohne Einfluß bleibt. Bücherverbote werden bis ins Lächerliche getrieben, die Waldenſer nur durch preußiſche Verwendung gegen Verfolgungen geſichert. *) Ungeachtet man in Mailand

*) Als Obiges geſchrieben wurde, war der wohlwollende Beſuch noch nicht bekannt, welchen der König von Sardinien den Waldenſerthälern machte (Ende Septembers 1844). Der König ſoll ſich aufs freundlichſte gegen die unverän-

nichts weniger als zufrieden iſt, beſonders weil die Stadt von einer Haupt- zu einer Provincialſtadt herabgeſunken iſt, ſo iſt man dort dennoch ganz nicht geneigt an Sardinien abgetreten zu werden. Man athmet ungleich freier in Mailand als in Turin. Es iſt lediglich durch das Vorhandenſeyn eines gut organiſirten und Achtung verdienenden Heeres zu begreifen, wie Graf Balbo in dem Buche: Le speranze d'Italia, den Kern einer zukünftigen Kryſtalliſation Italiens in Turin ſuchen mochte. Weder ein an altſpaniſcher Etikette hängender Hof, noch ein nur von Adeligen befehligtes Heer, weder wiſſenſchaftliche Abſperrung, noch religiöſe Ausſchließlichkeit können und werden Italien verjüngen. Später werden wir ſagen durch welche Mittel allein der Geſammtheit würde geholfen werden können.

Modena gibt das Bild des Turiner Hofs in verkleinertem Maßſtabe und in verſtärkten Maßregeln wieder, Parma, mit Ausnahme der napoleoniſchen Livreen, das der Lombardei. Lucca wie Parma leidet am proviſoriſchen Aufenthalt der Regenten.

Ehe wir auf Mittelitalien übergehen, erwähnen wir noch der italieniſchen Schweiz, des Cantons Teſſin. Lange, verkäufliche Bevogtung durch die deutſche Schweiz, Schmuggelhandel und Familienfehden bieten dort ein unerfreuliches Bild. Demokratiſche Formen paſſen für den jetzigen Italiener noch nicht, und haben auch in der Vorzeit nie für längere Zeit in Italien ſich halten können.

Toscana bildete ſich zu einem Staate, wie auch Genua, Venedig und Bern, durch Herrſchaft Einer Stadt über andere Städte und ihre Gebiete. Noch iſt in Florenz das Andenken jener Zeiten der Herrſchaft, noch iſt in Siena und Piſa das des Verluſtes der Unabhängigkeit nicht erſtorben. Aber dieſem Lande iſt bis jetzt ein glücklicheres Loos gefallen als dem übrigen Italien. Die Verwaltung iſt geordnet, die Rechtspflege vernünftig vereinfacht, das Militär wenig zahlreich, die Abgaben ſind nicht ſehr drückend, die Regierung überwacht die Geiſtlichkeit eiferſüchtig und erwirbt ſich durch Austrocknung der Sumpfebene zwiſchen Volterra und dem Mittelmeere unſterblichen Ruhm. Der nicht ſehr fruchtbare Boden und die große Vertheilung desſelben treiben die Toscaner zu Sparſamkeit und Thätigkeit, und dieſem Bedürfniſſe ſagt das vollkommen zu was in der Regierung von deutſchen Elementen ſich feſtgeſetzt hat. Dennoch wird von den Toscanern Herrſcher und Regierung jetzt noch ebenſo wie in den Zeiten der erſten Medici als etwas Fremdartiges, höchſtens als etwas Ergänzendes, angeſehen. Nie haben ſie im Gemüthe mit der Regierung zuſammengehangen.

Um den Kirchenſtaat richtig zu beurtheilen muß man drei Beſtandtheile desſelben unterſcheiden: die Legationen, die Marken und den Theil welcher an der weſtlichen Geſenkſcheide des Apennins liegt. Die Legationen hatten früher zu bedeutende Municipalrechte, waren dann zu lange der ciſalpiniſchen Republik oder nachher dem Königreich Italien einverleibt, als daß die mit gewaltſamer Reaction verbundene Reſtauration, die Vernichtung ihrer früheren Privilegien, die vermehrte Laſt der Abgaben ihnen hätte zuſagen können. Ueberdieß ſind die Romagnolen von den älteſten Zeiten her unbändiger Natur, ſie ähneln einigermaßen den Völkern welche die gegenüberliegende Küſte des adriatiſchen Meeres bewohnen. Dem italieniſchen Heere lieferten ſie die beſten Soldaten. Sie werden ſich niemals mit Prieſterherrſchaft befreunden. Viel leichter wird der Mailänder ſich mit einer Geſetzgebung ausſöhnen welche wenig zu ſeinen Sitten paßt, mit einer Verwaltung welche ſeine Lieblingswünſche nicht befriedigt, nicht befriedigen kann. Der Romagnole wird jede Veranlaſſung ergreifen um ſich des jetzigen Syſtems zu entledigen. In den Marken iſt weniger Energie und mehr armer Adel, welcher in Rom ſein Glück zu machen ſucht. Aber auch hier hat die italieniſche Verwaltung die Sehnſucht nach ihr zurückgelaſſen. Die ſchönen Ergebniſſe der franzöſiſchen Revolution, die dem italieniſchen Charakter ſo ſehr zuſagende Beſtimmtheit der Formen, beſonders aber das ſchnelle Aufrücken talentvoller Männer in allen Zweigen des öffentlichen Dienſtes haben auch dort eine ſtille Oppoſition am Leben erhalten. Dieſer gehören, obwohl mit minderer Bitterkeit als in der Romagna, die Gebildeten an, weil die päpſtliche Regierung reactionär iſt und ſeyn muß; die Reichen, weil die Auflagen drückend ſind und aller Verkehr darnieder liegt; die Jugend, weil ſie ſich zur Unthätigkeit verdammt ſieht und außer dem Prieſterſtande keine Zukunft hat. Daher iſt die Regierung genöthigt vielfach mit Organen zu handeln welche nicht ſelten aus übel ärger machen. Ohne die Furcht vor Oeſterreich und ohne die ſogenannten Schweizerregimenter würden ſowohl Legationen als Marken morgen eine Wendung der Dinge herbeizuführen ſuchen.

Der weſtliche Theil des Kirchenſtaats war bekanntlich nicht dem Königreich Italien, ſondern Frankreich einverleibt. Seine Handelsverhältniſſe ſind verſchieden von denen der öſtlichen Provinzen, der Grundbeſitz iſt in größeren Maſſen zuſammengehalten und die Bevölkerung ſehr ungleichförmig vertheilt. So verſchieden demnach dieſer Theil des Kirchenſtaats von den beiden erwähnten iſt, ſo tief die franzöſiſche Herrſchaft in Privatwohlſtand, Lebensgewohnheiten und durch die Conſcription in Familienglück eingeſchnitten hat — dennoch hat das Wünſchenswerthe welches man mit der franzöſiſchen Beſetzung verlor, und das Läſtige welches mit der päpſtlichen Regierung zurückkehrte oder wegen der Umſtände neu auferlegt werden mußte, auch hier der Regierung die Gemüther auf lange entfremdet. Natürlich macht hievon ein Theil der Bevölkerung der Hauptſtadt eine Ausnahme, der welcher von der Centralkirche lebt und den Anſtalten welche um dieſe ſich ſchaaren. Wer ſich nicht täuſchen läßt von Außendingen, der wird erkennen wie es mit der Anhänglichkeit an die päpſtliche Regierung in Rom und mehr noch um Rom ſteht. Wenn in der Hauptſtadt mit ihrer aus ganz Italien, ja aus ganz Europa zuſammengekommenen Bevölkerung ohne Municipalverfaſſung, mit dem uralten Gebrauche von fremdem Gelde ohne viele Mühe zu leben und mit der jährlichen Einkehr ſo vieler Reiſenden dieſe Stimmung vorwaltet, ſo muß ſie doch wahrlich ſehr tief liegende Gründe haben. Und dieſe liegen in der allgemeinen Richtung der Zeit ſowohl als in dem beſonderen Grunde daß weder das Perſonale der römiſchen Verwaltung jetzt noch den alten Anſprüchen genügen kann, noch die Geldſpenden von außen den nothwendigen Bedürfniſſen entſprechen. Der Zufluß reicher, gebildeter, vornehmer Nachgeborener in die Prälatenlaufbahn hat aufgehört, und

redlich treuen Unterthanen eines ſo lange verfolgten Glaubensbekenntniſſes benommen haben. Wir wollen die Sage nicht verbürgen, aber ſie war im ganzen Lande verbreitet, die erzbiſchöfliche Behörde in Turin, die biſchöfliche in Pignerol hätten darüber gegrollt, noch mehr darüber daß die Regierung, entſprechend dem Wunſche mehrerer Provincialconſeils um Errichtung einer Muſterſchule guter Elementarlehrer, den Abbate Aporti von Cremona, den in ganz Italien verehrten Stifter der Kleinkinderſchulen in dieſem Lande, nach Turin berufen habe, um dort Vorträge über ſeine Methode zu halten. Bekannt iſt daß die Regierung in der letzten Zeit die Leitung des öffentlichen Unterrichts dem Biſchof von Aleſſandria abnahm und in die Hände des hochgebildeten, freiſinnigen Staatsraths Marquis Alfieri di Soſtegno legte, der ſich den gelehrten Orientaliſten Abbate Peyron zum Gehülfen nahm und die Einſetzung einer Commiſſion tüchtiger Männer für eine neue Organiſation des Volksunterrichts veranlaßte.

Digitized by Google

was ganz Europa ſonſt für Rom bezahlt hat, muß oder ſoll jetzt Rom und der Kirchenſtaat für ganz Europa bezahlen und fortwährend erhalten. Bei täglich ſchwierigerer Stellung ſoll mit ſo ſehr verringerten Geldmitteln der alte Glanz fortdauern. Wer Rom verbürgen könnte daß es die Hauptſtadt von ganz Italien werden und bleiben ſollte, der dürfte überzeugt ſeyn gerade an den Römern die treueſten Anhänger zu finden. *) Keine Hauptſtadt der Welt hat eine ſo ſcharf bemerkende, ſo genau rechnende, jeder Begeiſterung unfähige Bevölkerung. Man ſieht in Allem den Einfluß einer alten, durchgebildeten Schule. Was dem Bologneſen das Andenken an ſeine ehemaligen Municipalfreiheiten, das iſt dem Römer das an die fette, harmloſe Zeit vor der Revolution.

Die Diſtricte um Rom leiden beſonders am Mangel fahrbarer Straßen. Die Provincialcongregationen, in welchen die kurzſichtige Diplomatie von 1832 das Heil der unzufriedenen Laien finden wollte, ſind nichts als ein Mittel alles Gehäſſige vom Clerus auf dieſe zu wälzen, wie man auch den Einfluß des capitoliniſchen Adels dadurch vernichtete daß man die zwölf Polizeimeiſter ausſchließlich aus ihm erwählt hat.

Betrachten wir ferner die größte Maſſe Italiener welche in einen Staat vereinigt ſind, die Bewohner des Königreichs beider Sicilien, ſo finden wir, trotz der gemeinſchaftlichen Beherrſchung durch ſo viele Jahrhunderte, dennoch ſo auffallende Contraſte, daß wir ſie weder durch klimatiſche noch durch gewerbliche, ſondern nur durch Raceverſchiedenheiten zu erklären vermögen. Nirgends im übrigen Italien iſt die Bevölkerung aus ſo verſchiedenartigen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt und von Ort zu Ort, von Thal zu Thal in allem ſo ſcharf abgeſchattet wie hier; nirgends iſt es der ſpaniſchen Regierung ſo vollſtändig gelungen den Oertlichkeitsgeiſt zum Schaden des Gemeingeiſtes ſo vollkommen auszubilden, und nirgends hat die natürliche Beſchaffenheit des Landes dieſe ſyſtematiſche Iſolirung kräftiger unterſtützt. Neben ſpaniſcher Betonung der Regierung und einem zahlreichen, aber nicht als Bildungsſchule benützten Heere, deſſen nothwendiger Kern 7000 Schweizer ſind, beſitzt Neapel von Joſephs und Joachims Zeiten her zwei der wichtigſten Ergebniſſe der franzöſiſchen Revolution: Aufhebung der Majorate und Oeffentlichkeit der Gerichte. Sicilien hat letztere auch erhalten, aber das Baronatunweſen, den reichen Grundbeſitz der Klöſter und Kirchen beibehalten. Wenn die neapolitaniſche Regierung für die Sicilianer unbequem vorſchreitend iſt, und man in Gefangniſſen und Galeeren werben muß um ein paar ſicilianiſche Regimenter vollzählig zu erhalten, ſo iſt leicht zu berechnen wie die Stimmung dieſer halben Saracenen gegen Neapel und das Regiertwerden von dorther ſey. Es kommen in Sicilien zu den übrigen in ganz Italien beſtehenden Oppoſitionen — der nationalen und der liberalen — noch die provincielle und die financielle, welche für die Inſel verwendet wiſſen will was dieſe aufbringt. Ueberhaupt iſt in den italieniſchen Inſeln der Particularismus am ſchärfſten ausgeprägt, der mittelalterliche Zuſtand Italiens in ſeinen guten wie in ſeinen ſchlechten Seiten am treueſten bewahrt.

Die lang dauernde Verbindung mit Spanien hat die Anſicht, vorzüglich in Neapel, hervorgebracht daß das Königreich berufen ſey den politiſchen Gang Spaniens nachzuahmen. Daher die ſonderbaren Erſcheinungen von 1820. Der ſchlechte Erfolg derſelben kommt vorzüglich von zwei Gründen her: das Hauptreſultat der Revolution war bereits durch das Edict Joſeph Bonaparte's dem neapolitaniſchen Volke gegeben; die Maſſe hatte alſo kein ihr zunächſt liegendes Intereſſe am Gelingen der Revolution, und dann hat man es nie verſtanden den Neapolitaner (wie den Italiener überhaupt) auf eine ſeiner Eigenthümlichkeit ſich anſchmiegende ſubjective Weiſe zum Soldaten zu bilden. Ihm iſt der Krieg eine Jagd auf Menſchen und täglicher Zwang beſonders zuwider. Man müßte ihn ſtufenweiſe etwas wild machen und zugleich von der Nothwendigkeit militäriſchen Gehorchens überzeugen, vorzüglich aber müßte man ihn für eine Sache ins Feld führen welche ihm nahe liegt. Perſönlich brav, bildete er ſtets einen Theil einer unzuverläſſigen, ſogleich aufgelöſten Schaar. Es iſt mehr zu wünſchen als zu hoffen daß das ſchöne koſtſpielige Heer bei der nächſten Veranlaſſung die ſchlechten Vorgänge vergeſſen machen möge.

Aus allem dieſem wird doch wohl erhellen wie ſchwer es ſey ein allgemeines Urtheil zu fällen über ein Volk deſſen Theile nicht nur durch Klima, Geſtaltung des Bodens und Beſchäftigung, ſondern auch durch Geſetzgebung, Verwaltung, Geſchichte und politiſche Richtung der Regierungen ſo ſehr auseinander gehalten werden, und deren vielgeſtaltete Vergangenheit weit weniger noch als ſelbſt Deutſchland durch die Erinnerung und Idee eines Kaiſerthums zuſammengehalten wurde, bevor die franzöſiſche Herrſchaft die Nationaleinheit mehr zeigte als gab.

Wir wollen zuerſt beſprechen was der Geſammtheit des Volkes gemeinſchaftlich iſt und welche Erſcheinungen aus dieſen Zuſtänden zu erklären ſind, und alsdann verſuchen die Vermuthungen wegen der Zukunft Italiens auf deſſen Gegenwart zu begründen.

Vorerſt bedenken wir welchen weſentlichen Einfluß die Geſtalt des Landes auf das Weſen ſeines Volkes auch hier übt. Die Lombardei ausgenommen, entbehrt das ganze Land ſchiffbare Ströme von einiger Bedeutung durch Waſſermaſſe und Länge des Laufs. Die Halbinſel iſt durch ein viel veräſtetes Kalkgebirge getheilt, welches nur wenige und ſteile Uebergänge gewährt. Das ſteile Abfallen des Gebirges iſt die Urſache daß die Bergſtröme, welche während der heißen Jahreszeit meiſt trocken oder zu durchwaten ſind, zuweilen zu furchtbarer Höhe binnen wenigen Stunden anſchwellen, die Thäler hier mit Gerölle bedecken, dort verſumpfen und ungeſund machen. Daher wurden ſo viele Ortſchaften auf Bergſpitzen erbaut, ſeitwärts der Straßenzüge, auf welchen der Verkehr ſich bewegt. Was im Mittelalter Sicherheit gewährte und jetzt noch gegen Fieber einigermaßen ſchützt, das wirkt nun nothwendig auf nachtheilige Weiſe auf Gewerbthatigkeit. Die Vernachläſſigung der Wälder auf den Höhen und an den Abhängen der Berge vergrößert das Uebel der ſchlechten Luft immer mehr. Die Trennung der Bevölkerung durch couliſſenförmige Gebirgsausläufer bringt ſehr merkliche Verſchiedenheit in die Einwohner. Sie unterſcheiden ſich überall höchſt auffallend nicht nur in Dialekt und Trachten, ſondern auch in Abſtammung, Geſtalt und Charakter. Dieſe Verſchiedenheiten ſcheinen meiſt älter zu ſeyn als die Völkerwanderung, ja ſogar als die Herrſchaft Roms über ganz Italien. Neben dieſer Vereinzelung in Becken iſt noch die Halbinſel vom übrigen Europa durch die Alpen iſolirt, und dieſe Abſcheidung wurde durch die Meere nicht ausgeglichen, weil die Türkei auf der Oſtſeite des adriatiſchen Meeres, weil Barbaresken, Furcht vor der Peſt und Abſperrung durch Mauthen nicht nur den einſt ſo thätigen Seehandel Italiens ſtets mehr verkümmerten, ſondern auch den jetzt noch beſtehenden in die Hände der Fremden ſpielte und auf einige Freihafen concentrirte.

*) Man kennt die Macht dieſes Traums italieniſcher Einheit in italieniſchen Gemüthern. Wir verweiſen auf das was Mittermaier in ſeiner unlängſt erſchienenen Schrift über dieſe noch haltlos im Dunſtkreiſe aufgeregter, politiſcher Phantaſie ſchwimmenden Nebelbilder ſagt.

Digitized by Google

Dieſe zwiſchen zwei Meere hinausgeſchobene Lage war in der Vorzeit eben ſo vortheilhaft, als ſie jetzt nachtheilig iſt. Bei der Erweiterung des Seehandels und der Allgemeinwerdung politiſcher Fragen wurde Italiens Schickſal meiſt von dem Gang europäiſcher Kriege abhängig, nach welchen die Verträgeſchließenden mehr ihr eigenes Intereſſe als das der Italiener beachteten, und weil keiner dem andern das ſchöne an Hülfsquellen reiche Land gönnte, ſo blieb es getheilt, einzelne Stücke dienten zu Entſchädigungen, keiner ſollte in ihm herrſchen, alle fremdem Einfluſſe gehorchen, Fürſten wie Völker.

Eine weitere Veranlaſſung zu ungerechten und liebloſen Urtheilen über das italieniſche Volk gibt das Klima. Wo dieſes längs des Kammes des Apennins dem nordiſchen ſich nähert und die Körper ſo kräftigt daß ſie nicht nur die mühſame Arbeit um die Heimath auf ſteinigen Feldern ertragen, ſondern auch die noch mühſamere und gefährlichere der Ernten und Grabarbeiten in den tiefer liegenden Ebenen, da verweilt der Fremde beinahe nie, und nie lange genug um über die Elemente des Volkslebens mit Sicherheit urtheilen zu können. Wo Fieberluft das Landvolk entweder ſchwächt oder vertreibt, wird man überall dieſelben Erſcheinungen wiederfinden welche ſo viele Gegenden Italiens unheimlich machen. Das Rhonedelta und Ungarn, einige Theile der Niederlande und die Ebene von Delhy werden eben ſo wenig Lebensfriſche, Fröhlichkeit und die nur bei Wohlhabenheit mögliche Reinlichkeit aufkommen laſſen, als die pontiniſchen Sümpfe, die Reisfelder und die Meeresküſten Sardiniens und Apuliens. Ueberall unter ſolchen Verhältniſſen wird der Menſch, als an der Leber leidend, grimmig, mißtrauiſch, das Leben nicht achtend, zu extremen Stimmungen und Genüſſen ſich hinneigend gefunden werden.

Da aber wo der Menſch wohnen kann ohne Gefahr für ſeine Geſundheit, da iſt in Italien der Landmann fleißig, betreibt ſein Gewerbe verſtändig, iſt mäßig in Speiſe und Trank und von bewundernswerther Geduld und Ausdauer, wenn man den grundherrlichen, ſocialen und kirchlichen Verhältniſſen Rechnung tragen will. Kein Bauer anderer Länder würde in einer Lage wie die ſeinige iſt noch ſo viel geſunden Menſchenverſtand, noch ſo herzliche Gutmüthigkeit, ſo gute Laune ſich erhalten haben. Daß er ausruht, bequem hingeſtreckt in Schatten oder Sonne je nach der Jahreszeit, iſt ihm wohl zu gönnen, nach ſolcher Hitze oder nach Umgrabung der ſtrengen Erdſcholle mit dem Spaten (vangatura). Wenn er nur halb oder nachläſſig gekleidet iſt, ſo iſt er darum noch kein Lump, und auch kein Bandite oder Straßenräuber wenn er den ſchwarzen Bart nur am Sonnabend in der Barbierbude ſich abnehmen läßt. Seines Landes Klima erlaubt ihm arm zu ſeyn, ohne deßhalb elend zu ſeyn, ja mit freien Naturgaben ſich zu erquicken, um welche der Menſch des Nordens ihn täglich beneiden muß. Er iſt in mancher Beziehung reinlicher an ſeinem Leibe, an ſeinem Bette, als der Landmann jenſeits der Alpen. Die Natur hat ſehr viel für ihn gethan, die bürgerliche Ordnung ſehr wenig, aber ſehr viel gegen ihn. Wenn ſeine Kenntniſſe ſehr beſchränkt ſind, ſo iſt es ein Glück für ihn. Wo die Umſtände es nur irgend erlauben, beſonders da wo er Eigenthümer iſt, verbeſſert er ſeinen Zuſtand behende und verſtändig, ja er verſchönert ſein Leben mit natürlichem Kunſtſinn. Man betrachte ſeine liebevolle Sorgfalt für ſeine Oel-, Maulbeer-, Citronen- und Orangenbäume, die Bewäſſerung ſeiner Gemüſefelder, da wo er deren Hervorbringungen verwerthen kann, und nenne ihn noch ſtumpf und träge wenn man den Muth hiezu hat!

Wenn der Weinbau durch ganz Italien noch ſo weit hinter jeder billigen Forderung zurück iſt, während er die ganze Welt mit den köſtlichſten Weinen leicht verſorgen könnte, ſo iſt der Grund hievon theils in den Finanzgeſetzen, theils in der Schwierigkeit der Transporte, beſonders aber in dem Syſtem des Bauens auf Haldſcheid zu ſuchen. Vielleicht würde die Zahl der Verbrechen aus Leidenſchaft ſich noch bedeutend ſteigern, wenn eine rationelle Behandlung der Rebe und des Weins häufigeren Genuß eines vollkommneren und angenehmeren Getränks ermöglichen würde. Jedoch iſt in dieſem Fache Vorſchritt und ausgedehntere Speculation vielfach bemerklich.

Ein weiteres Moment welches von den Beurtheilern gewöhnlich nicht gehörig beachtet wird, iſt die *Kirche*, welche in Italien ihren Mittelpunkt hat, und von da aus einen großen Theil der Welt beherrſcht. Sie, und durch ſie die lateiniſche Sprache gewährten Italien ſo bedeutende Vortheile daß die Reformation dort nur geringe Vorſchritte machen konnte, beſonders auch deßhalb weil ſie bald in Socinianismus überſtürzte. Der Katholicismus hatte bis in die neueſten Zeiten in Italien nicht den finſtern Charakter wie anderwärts, beherrſchte aber die Völker bis auf einen gewiſſen Grad deſto vollſtändiger, je mehr er ſich dem Volkscharakter anſchmiegte, durch ſchöne Bauten und Bilder, durch geſchmackvolle Feſte und leichte Erlangung der Sündenvergebung. Der Italiener, auch der ungläubige, hielt feſt an ihm als an etwas *Nationalem*. Wenn die Reaction des 17ten Jahrhunderts weniger in Italien niederzukämpfen hatte als in Frankreich, Deutſchland und Polen, ſo waren dennoch die Folgen nicht minder traurig für die Halbinſel als für die andern Länder in welchen ſie nach langen Kämpfen Sieger blieb, ja vielleicht dadurch noch trauriger daß geringerer Widerſtand ihre Grundſätze mit der äußerſten Schärfe durchführen ließ. Seit die Erziehung beinahe ausſchließlich in die Hände der Jeſuiten in ganz Italien gegeben ward, bemerken wir daß der hervorragenden Geiſter weniger werden, ſehen dieſe wenigen verfolgt, die kriegeriſche Kraft des Adels gebrochen, und den Italiener welcher ſonſt Vorbild war, zum Nachahmer herabgeſunken. Alles gemeinſame Band hat aufgehört, die Menſchen ſind vereinzelt wie der Sand der Wüſte, denn jede Stufe der Geſellſchaft erhält eine Erziehung für ſich, jede zum Vortheile des Standes welcher allein ſich ſelbſt erzieht und ſich aus allen Ständen mit den tauglichſten Zöglingen ergänzt. Um über die wichtigſten häuslichen Angelegenheiten zu entſcheiden und mitzuſprechen darf man nie Familienvater ſeyn, oft nicht einmal etwas für ſich beſitzen. Rechnet man zu allem dieſem noch die Unauflöslichkeit der Ehen und die Umgehung der ſtrengen Geſetze durch milde Praxis, ſo kann man ſich einen Begriff machen von dem Einfluſſe eines Standes welcher zahlreich, mächtig durch Geldmittel und Kenntniſſe, furchtbar durch Geſetz, Willkür und Unabhängigkeit, jedes Alter, jede Bildungsſtufe, jede Lebensbeziehung beherrſcht. Keine Papſtgewalt vermochte die Jeſuiten zu vernichten, keine Maßregel Napoleons die Herrſchaft der Prieſter zu brechen. Unverändert in ſeinen Anſprüchen, unbotmäßiger als 1788 ſteht der jetzige franzöſiſche Clerus gegenüber dem Throne, welchen nach vierzigjährigen Revolutionen und Kämpfen ein König einnimmt in deſſen Klugheit und Mäßigung die franzöſiſchen Biſchöfe ihre ſicherſte Stütze achten ſollten. Wenn ſolches geſchehen kann im revolutionirten Frankreich, im Angeſichte huguenottiſcher Kirchen, wie kann man es den Nationen verargen wenn ſie ſuchen ſich mit einer Gewalt zurecht zu ſetzen welche ſie häufig nicht lieben, welche ſie aber fürchten und welcher ſie gehorchen müſſen. Das Ausland hat ſie ihnen zurückgegeben, ärmer an Geld und Mitteln ſich wie früher zu ergänzen, aber erbittert und gewitzigt. Italieniſche Schriftſteller glaubten an eine Wiedergeburt Italiens

Digitized by Google

durch den römiſchen Stuhl. Laſſen wir das hier unbeſprochen. Aber unbegreiflich iſt wie Schriftſteller des Auslands nicht bei Beurtheilung italieniſcher Zuſtände vom Contraſte ausgehen zwiſchen dem Grundſatze des *Stillſtands* und der dringenden Nothwendigkeit des *Vorſchritts*. Daß jener mit aller Kraft von den Gewalthabern feſtgehalten, aber dieſe ſtets unabweislicher würde, das hat die Umwälzungen in Frankreich und in Spanien, in Südamerika und in Portugal hervorgebracht, und wenn die Früchte dieſer Revolutionen bitter ſind, ſo iſt es dem zuzuſchreiben daß die ſyſtematiſche Zurückſtauung auf die Maſſen in einer Weiſe gewirkt hat welche ſittlichen Ernſt und Enthuſiasmus ſo ſchnell nicht aufkommen läßt. In Frankreich war der Clerus überwacht, und das Volk genoß doch politiſche Einheit und ſpielte auf der Weltbühne eine der erſten Rollen. Und dennoch waren die Männer des Schreckens Zöglinge jener Zeit. Wenn wir die Hierarchie großgezogen und erhalten haben, ſo haben wir auch keine geringen Opfer dafür bringen müſſen und es ſtehen uns noch größere in der Zukunft bevor. Zu dem was wir ſind hat das Ausland uns gemacht, daß wir nicht ſind was wir ſeyn könnten und ſeyn ſollten, daran iſt das Ausland ſchuld.

Zum Verſtehen der italieniſchen Zuſtände iſt ferner nöthig das Zuſammenbeſtehen eines erobernden und eines unterworfenen Volkes, das hohe Alter der italieniſchen Cultur und den Zuſtand der bäuerlichen Verhältniſſe zu beachten, welcher aus jenen Momenten entſprungen iſt. Man wähne nicht daß unter den romaniſchen Völkern das alte Verhältniß der deutſchen Eroberer und ihrer Rajahs verſchwunden ſeye. Es gibt ſich noch überall kund dadurch daß man den Höherſtehenden nicht liebt und auf jede Weiſe ſich ihm gleich zu ſtellen ſucht. Je gemiſchter die Bevölkerung iſt, wie z. B. in den Inſeln Sicilien und Sardinien, in Neapel und dem Kirchenſtaat, deſto fühlbarer iſt dieſer Zuſtand, dagegen bemerkte man ihn kaum in Venedig, deſſen Anfänge rein italiſch waren. Alle andern romaniſchen Völker bieten zu dieſen tiefgehenden Mißverhältniſſen intereſſante Parallelen. Da aber Italien vorzugsweiſe das Land für ſchreibende Touriſten iſt, ſo wird nur von ihm geſprochen, nur ſeine geſellſchaftlichen Mängel werden getadelt.

Vor Jahrtauſenden ſchon ſagte ein Schriftſteller: Italiens Unſtern ſey der übermäßige Güterbeſitz in Einer Hand (latifundia perdidere Italiam). Vieles hat hieran zwar die franzöſiſche Zeit gebeſſert, einiges die Geſetzgebung, aber im Allgemeinen iſt der Grundbeſitz noch jetzt in den Händen der Städter, der Landmann iſt nur Pächter gegen die Hälfte des Rohertrags, im Gebirge gegen ein Drittel. Daher muß es an einer kräftigen ſelbſtbewußten Bauerſchaft mangeln, welche anderwärts den Kern des Heeres und die Pflanzſchule für ausgezeichnete Emporkömmlinge in allen Fächern bildet. Trotz angeſtrengtem Fleiße und verſtändigem herkömmlichem Betriebe iſt und bleibt der Landmann meiſt arm, und ohne die Freigebigkeit der Natur würde er elend ſeyn. Seit der Oeffnung des ſchwarzen Meers hat ſein Getreide, ſeit der Befreiung Griechenlands ſein Oel gefährliche Mitbewerber. Die Gutsbeſitzer wohnen ſeit langem in den Städten beiſammen, meiſt unbeſchäftigt, freiwillig oder unfreiwillig. Zu gründlichen Verbeſſerungen fehlt Erziehung, Sicherheit und Capital. Derſelbe Fall iſt mit Fabrikunternehmungen, welche doch ſo ſehr durch Einfuhrverbote begünſtigt ſcheinen, dennoch aber ſogar in der Lombardei und Neapel dem unübertrefflich organiſirten Schmuggelhandel kaum widerſtehen können. Auch ſteigt bei wohlfeilen Lebensmitteln der Arbeitslohn ſogleich und umgekehrt. An dieſen ſehr bedeutenden Umſtand ſcheint kaum einer der Schriftſteller gedacht zu haben welche das Urtheil anderer Völker über Italien nur zu ſehr beſtimmen.

Der Reiſende leidet überall vom Geſindel welches Gaſthöfe und Poſtſtälle umlagert, er flüchtet ſich in ein Kaffeehaus, vor welchem junge Edelleute, den Hut auf den Ohren, ſchlechte Cigarren rauchen und vom Theater ſprechen. Ein Paar junge Franziskaner gehen vorüber, gewöhnlich nicht unverhöhnt, und ihre Miene widert ihn an. Er findet die gewerblichen Hervorbringungen unvollkommen und das Geſchäft ausländiſcher Kaufleute am ſchwunghafteſten. Landſtraßen und Landespolizeianſtalten ſind mangelhaft, die Mauthner käuflich, die Plackereien mit den Päſſen endlos. Alle dieſe Bemerkungen ins Taſchenbuch ſind richtig, aber unrichtig ſind meiſt die Folgerungen welche hieraus aufs Ganze gemacht werden, und unbillig weil die Urſachen dieſer Erſcheinungen nicht in Rechnung genommen, und die Schlüſſe von den Landſtraßen und Seehäfen ausgedehnt werden auf Gegenden welche nur ſehr wenige Reiſende zu beſuchen pflegen, aber ſtets mit Liebe und Achtung für die Einwohner verlaſſen.

Wir erkennen vollkommen was uns fehlt, und wenn wir mit Fremden nicht gerne davon reden, ſondern vorziehen zu beſchönigen, ſo ſind bittere Erfahrungen hievon die Urſache. Wir ſind Arme von gutem Hauſe, handeln wie dieſe und wollen wie dieſe behandelt ſeyn. Noch mehr! wir bekennen *unter uns*, ſobald kein Lauſcher uns ſtören kann, daß die Hülfloſigkeit unſerer Lage darin liege daß die Mehrzahl des Volks in ſeiner jetzigen Stellung noch theilnahmlos, keiner Begeiſterung und Selbſtverläugnung fähig ſeyn könne, daß nur in den höheren Schichten der Geſellſchaft ſo recht lebhaft gefühlt werde was uns noth thut, und daß die Vortheile franzöſiſcher Inſtitutionen und der auf kurze Zeit wieder erweckte Zaubername „Italien“ nur auf Geiſter wirke welche fähig ſind ihr Vaterland mit dem Ausland in litterariſcher, politiſcher, militäriſcher und ſtaatswirthſchaftlicher Beziehung zu vergleichen. Auch ſie ſind noch nicht unparteiiſch genug, oft mangelt ihnen die Aufrichtigkeit in Erkennung ihrer Sünden und Mängel, die Kraft die Weltverbeſſerung bei ſich ſelbſt anzufangen. Zu Feinheit, der einzigen Waffe des Schwachen, erzogen, wenden ſie dieſe an, an unrechter Stelle. Erbitterung und natürliche Lebhaftigkeit läßt ſie oft mit dem Herzen denken, mit dem Kopfe fühlen. Menſchen und Völker haben das Eigene daß, wenn ſie einmal geherrſcht haben und aufhören zu herrſchen, ſie ſelten zu Gleichgewicht, Demuth und richtiger Beurtheilung ihrer Lage gelangen können. Sie waren unglücklich durch ihre Macht, noch unglücklicher durch den Verluſt derſelben.

Die großen Geiſter welche unſer Volk der Menſchheit gegeben hat, die Thaten der Römer, die Stiftung der Hierarchie, die Wiedererweckung der Künſte und des Handels können unſere Verleumder uns doch wohl nicht nehmen. Ob wir ſo ganz hinter unſern Altvordern zurückſtehen, ob in dem mißhandelten Stamme keine Kraft mehr ſey neue Schößlinge zu treiben, darauf mögen die kurzen Zeiträume antworten, während welcher wir Preßfreiheit genoſſen, unſere im Exile lebenden Gelehrten, unſere nur im Auslande reichlich belohnten Künſtler. Für fremde Intereſſen gibt der kluge Italiener ſein Leben nicht gerne hin; gebt ihm aber ein Intereſſe welches ihm nahe liegt, welches der zum halben Wilden verkümmerte Beſitzloſe begreifen kann, ihr werdet finden daß die Sonne Italiens es noch vermag dem vielfach vermiſchten Blute ein Feuer, eine behende Benutzung der Umſtände, eine Ausdauer einzuflößen, wie man ſie braucht zu Großthaten und zu Weltbeherrſchung und Weltſittigung, wie das alte Rom ſie geübt hat. Doch ehe wir daran denken die vergangene Größe wieder zu ge-

Digitized by Google

bären, ziemt es ſich zu bedenken auf welchen Wegen wir aus dem Irrſaal uns erretten mögen, in welches wir gerathen ſind, theils mit, meiſt aber ohne unſere Schuld. Je weiter die übrige Welt vorſchreitet, je kräftiger alle Volksthümlichkeiten ſich ausprägen, um deſto gewiſſer wird in alle italieniſchen Herzen die Ueberzeugung dringen daß ihr Volk nichts mehr, oder noch nichts ſey *als ſolches*, daß 22 Millionen, Nachkommen ruhmwürdiger Ahnen, kein anderes gemeinſames Band haben als ihre Sprache, welche ſogar in mancher Städte erſten Geſellſchaften noch dem örtlichen Dialekte weichen muß. Der Individualismus, nothwendige Folge unſerer Zuſtände, wird am Ende dem Gefühle gemeinſamen Unglücks, und die Ueberſchätzung unſeres Werths heilſamer Zerknirſchung auch bei denen weichen welche ſeither jeder Umwälzung gleichgültig zugeſehen haben, indem ihre Lage nach wie vor ſich ſo ziemlich gleich blieb. Allgemeine, jeden Einzelnen aufſtachelnde Noth muß es dahin bringen daß die Grundſätze der Welfen und der Ghibellinen in Einen zuſammenfallen, *nationale Unabhängigkeit und Einheit*.

Beider bedarf Italien gleich dringend, darüber ſind alle ſeine Kinder einig, aber wie ſie erwerben, bei einer Sachlage wie die dargeſtellte, darüber hören wir ſehr verſchiedene Stimmen, und keine ſcheint uns bis jetzt genügende Antwort gegeben zu haben.

Der Verfaſſer der Speranze etc. weist auf Sardiniens wohlorganiſirtes Heer und ſeine altberühmte Staatskunſt hin. Der kriegeriſchen Richtung des Königs beider Sicilien ſcheinen auch Eroberungsgedanken für gewiſſe Fälle zu Grunde zu liegen, ſonſt wäre Alles reine Spielerei, was außer Gendarmen und Schweizern unter den Waffen gehalten wird. So lange die mehr durch die Umſtände erzwungene als freiwillige Kriegsloſigkeit in Europa fortdauert, kann man keine Aenderung des Beſtehenden in Italien erwarten, und daß die Uebelſtände nicht auf das Aeußerſte getrieben werden, dafür ſorgt die leiſe Ueberwachung Oeſterreichs, daß aber dieſe Ueberwachung nicht in ein Supremat ausarte, dafür bürgt die Eiferſucht der übrigen Mächte. Es kann demnach nur ein europäiſcher Krieg eine Ausſicht auf nationale Einheit Italiens gewähren, und nur ſehr harter Druck, vollkommene Unleidlichkeit der Gegenwart den Individualismus und tauſendjährigen Ortspatriotismus überwältigen, welche 1821 und 1831 ſo bedeutende Rollen ſpielten. Italieniſches Blut wird für fremde Sache fließen, auf entfernten Schlachtfeldern wird das Schickſal der Halbinſel entſchieden werden. Alle Extremitäten Europa's ſind in einem Zuſtande welcher nicht lange dauern kann. Jede mächtige Erſchütterung von der Mitte aus muß doppelt ſtark auf ſie wirken, als welche ſich an keinen Nachbar anlehnen oder den Stoß fortleiten können.

Wir haben oben bereits ſolche Beweiſe unſerer Wahrheitsliebe gegeben daß wir auch hier es offen herausſagen können: wir wünſchen vielmehr als wir hoffen daß die Italiener den Lockungen des Auslandes nicht zu ſchnell nachgeben, nicht wieder ihre Wünſche für halbe Gewißheit nehmen, ſich für den Zeitpunkt aufſparen mögen wo man ihrer allgemeinen Erhebung, ihres vollen Beiſtandes bedarf. Ungeduld ſchadet überall, in Staatsfragen iſt ſie oft einem Selbſtmord zu vergleichen!

Eine allgemeine Erhebung ohne äußern Beiſtand hat aber in Italien ganz andere Schwierigkeiten wider ſich, als da wo Eine Hauptſtadt alle Geiſter, alle Capitalien beherrſcht, oder Noth und Verzweiflung in allen Gliedern der Geſellſchaft *zugleich* jene fieberhafte Erregung erzeugt, welche jede Rückſicht bei Seite ſchiebt und vor keinem Opfer zurückbebt. Wo Fanatismus leicht erregt wird, tritt Enthuſiasmus ſchwerlich ein. Bei der Eiferſucht der Städte gegen einander, bei dem geſchichtlich begründeten Widerwillen einer Provinz wider die andere, bei der aus ihrer Erziehung erklärlichen Unfähigkeit der Vornehmſten und Reichſten, ſich an die Spitze zu ſtellen, wäre Italien vor allem äußere Einheit, Unterwerfung unter Einen Herrn nothwendig, um zu innerer Einheit zu gelangen, ſollte es auch im Wege der Oppoſition ſeyn. Der Verfaſſer der Speranze etc. ſagt ſehr richtig, daß man nie ſtreben ſolle politiſche Einheit und Freiheit zuſammen zu erringen, ſondern daß dieſe von ſelbſt kommen werde nachdem jene erſtrebt ſey.

Wahrlich es wäre eine genügende Aufgabe für die größte Kraft, verbunden mit dem reinſten Charakter und der erleuchtetſten Staatskunſt, Italien als Ein Land zu beherrſchen, ſeine Eigenſchaften gleichförmig zu entwickeln, es mit dem übrigen Europa ins naturgemäße Gleichgewicht zu ſetzen. Die unumſchränkteſte Gewalt würde lange zu kämpfen haben mit der ſeit Jahrhunderten eingeübten Kunſt der Umgehung der Geſetze, mit der Schlauheit und Verſtellung, welche die ſeitherige Sachlage zur Nothwendigkeit nur zu oft geſteigert hat. Vor allem müßte der Unterricht der Jugend gänzlich umgeſtaltet, und wenn nicht der Geiſtlichkeit, doch *den* Geiſtlichen welche ihn ſeither ertheilten, genommen und den Grundſatzen der neuen Politik gemäß ertheilt werden. Ein Joſeph II fände hier für ein halbes Jahrhundert volle Beſchaftigung. Daß er dankbare Schüler finden würde, beweist das Andenken ſeines gegen ihn in Vielem untergeordneten und kleinlichen Bruders.

So wenig der Italiener *als ſolcher* befriedigt ſeyn kann von der Regierung des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs *als ſolches*, ſo ſehr würde er es ſeyn und mehr noch werden durch eine ähnliche Beherrſchung der ganzen Halbinſel durch Oeſterreich. Vor allem würden Handel und Kunſtfleiß wieder aufblühen durch das Fallen der Zollſchranken, es würde größerer Ernſt, ſtrengere Rechtlichkeit, erprobte Folgerechtheit in die Verwaltung kommen, den Talenten eine Laufbahn geöffnet, die Geiſtlichkeit in heilſamen Schranken gehalten, das Heer eine Schule des bürgerlichen Gehorſams, das Werkzeug großartiger Verbindungsmittel werden. Bald würde eine zweckmäßiger unterrichtete Generation an die Stelle derer treten, welche die Vergangenheit nicht vergeſſen, die Gegenwart nicht ertragen, die Zukunft nicht vorbereiten können. Statt ewig wiederkehrender Geheimbünde, ſtatt nutzloſer Aufopferung der edelſten Enthuſiaſten würde das nationale Selbſtgefühl ſelbſt in dem Falle ſich Geltung zu verſchaffen wiſſen, wenn die Regierung demſelben entgegen handeln wollte. Wohl wiſſen wir daß viele Italiener nicht dieſe unſere Meinung theilen, aber keiner war bis jetzt im Stande uns zu ſagen, auf welchem anderen Weg die Quelle aller Leiden Italiens beſeitigt werden könnte, es ſey denn durch eine gänzliche Verwilderung, durch den Umſturz alles Beſtehenden, ein italieniſches 1793.

Man wähne nicht daß bei einem Volke von ſo alter Geſittung, von ſo ſyſtematiſcher Bezähmung gänzliche Verwilderung zu den Unmöglichkeiten gehöre. In vielen Gauen der Halbinſel wird dem Landmanne keine Erziehung oder eine ſolche, daß keine vielleicht beſſer ſeyn würde. Die klimatiſchen Verhaltniſſe ſtacheln die Leidenſchaften auf und bieten freiwillige Naturgaben, von welchen man ſich nothdürftig ernähren kann, indem man in Wäldern und Höhlen lebt. Daher bei jeder Veranlaſſung ſchnell ſich bildende Banden ſchwer zu vernichten ſind. Auch ſagt das Leben im Morgenlande dem gemeinen Italiener ungleich mehr zu, als das außeritalieniſche Europa. Viele Unterthanen des Papſtes, welche Lord Exmouth aus der Sklaverei in Algier befreit hatte, gingen bald

Digitized by Google

nachher freiwillig dahin zurück. Es würde aber der Zuſammenſtoß mehrerer Umſtände dazu gehören, um auf dieſem Wege eine umgeſtaltende Bewegung hervorzubringen, ein europäiſcher Krieg, Theurung und Mißwachs und ein hochbegabter Anführer, welcher die Herzen des Volks in ſeiner Hand hätte und auf die Einbildungskraft als ein wunderähnliches Weſen wirken müßte. Lange und erbittert aufs äußerſte müßte der kleine Krieg geführt werden, ehe man an regelrechte Treffen denken könnte. Zu activer Defenſive eignet ſich ſowohl Geſtaltung des Landes als Volkscharakter vorzugsweiſe, und man darf überzeugt ſeyn daß ein Volkskrieg wie der ſpaniſche es war, den Italiener ſchneller und vollſtändiger zum Landwehrmann ausbilden würde, als er den Spanier ausgebildet hat; denn troß ſeines gewaltigen Selbſtgefühls iſt der Italiener doch minder eingebildet und lenkſamer als der Spanier, er iſt mehr Europäer als dieſer.

Doch, warum Wahrſcheinlichkeiten im Einzelnen berechnen, wenn die Vorfrage ſo ſehr unwahrſcheinlich iſt? Fünf Jahrhunderte, ſo lange Dante ſingt, und noch länger, dauert Italiens Zerſtückelung und Beherrſchung durch Fremde. Haben die, welche bei ſich das Alte zerſtört haben, im Neuen größeres Glück, größeren Wohlſtand, mehr geſicherte Zuſtände gefunden? Warum wirft man uns vor, was wenigſtens das lebende Geſchlecht nicht geſündigt hat, was es aber ſchmerzlicher fühlt, als ſeine Väter es fühlten? Unſere Altvordern haben den Eurigen Geſittung, Künſte, Handel, ja Kriegskunſt gebracht, wohlan, dringt uns die Möglichkeit, jetzt das Erbe der Zeiten mit euch zu theilen. Wir wollen gerne eure Schüler uns bekennen, wir ſind es theilweiſe bereits, aber handelt ehrlich, handelt brüderlich gegen uns, wir haben der bittern Erfahrungen des Gegentheils ſchon zu viele gemacht, um nicht mißtrauiſch zu ſeyn. Gebt euch die Mühe die Wehen unſeres Volkes gründlich zu erkennen. Gewiß werdet ihr Erfahrungen machen, welche euch zu Vorſicht und Aufmerkſamkeit auf den Gang der Zeiten führen werden. Wenn ihr nicht vermögt die ſchöne Andromeda zu entfeſſeln, ſo verſpottet ſie wenigſtens nicht, ehrt euch ſelbſt, indem ihr den größten der Dichter unſerer Zeit, den Sänger des Childe Harold nachahmt, fordert dann erſt das Unmögliche, wenn ihr ſelbſt das Mögliche gethan habt. Wenn vor mehr als drei Jahrhunderten der ſcharfſinnigſte Staatsmann zu den äußerſten Mitteln rathen mußte, um ſo große Uebel zu heben, ſo gebt ihr Wirkſameres wenn ihr könnt, wo nicht, ſo meidet wenigſtens die Sünde, unverſchuldetes Unglück zu verhöhnen.

A. F. Gfrörers allgemeine Kirchengeſchichte.

Drei Bände in VI Abtheilungen. Stuttgart 1840—1844.

Brechen denn alle Schranken ein? Iſt keine Autorität ehrwürdig genug um ererbten Beſitz und altes Recht gegen die ſchwellende Fluth des Volksgeiſtes zu ſichern? Die plebeiſchen Claſſen unterwinden und vermeſſen ſich alles. Zuerſt wollten ſie nur genug eſſen und im Winter warme Kleider tragen, was ſchon Vielen mißfiel und bedenklich ſchien. Bald ſtreckten ſie die Hand nach raffinirteren Genüſſen aus, laſen Romane und hatten am Ende auch noch Empfindungen, die, wie wir Alle wiſſen, ein Privilegium der Geburt und des Ranges ſind. Nicht genug! Sogar das Befehlen lernten ſie, und eben neulich erſt mußte man, zu nicht geringer Beſchämung optimatiſcher Begriffe, das Schauſpiel erleben daß beim größten Vorrath alter Wappen und Titel ein Vonuntenheraufgekommener Marokkoſieger, ja Marſchall und Herzog ward. Doch ich klage über Geringes! ſo enorm das alles im Grunde auch klingt, erträgt man es doch mit Geduld, ſo lange nur Einzelne die feſte Ordnung anarchiſch durchbrechen, das Ganze aber, d. i. der geiſtige Hebel der Gewalt, die Wiſſenſchaft, wohl verwahrt in zünftigen Händen ruht. Denn wer den beſſern Theil des Wiſſens, wer Ideen und Intelligenz der Zeit gegen ſich in Waffen hat, kann in Europa — es iſt ein Axiom — in die Länge nicht mehr als Macht beſtehen. Merkt ihr bald welch' hohe Stellung eine occidentaliſche Akademie beſitze, und was es in Deutſchland bedeute Akademiker zu ſeyn? Die Zeitgenoſſen mögen es ja nicht vergeſſen, die Akademie iſt eigentlich Prätorium und Akropolis, der Akademiker aber gleichſam der Cyklop jener geheimnißvollen Inſtrumente mit welchen kundige Hande die Welt aus den Angeln heben.

Alles Wiſſen geht von wegen alter Ordnung vor dieſem Areopag zu Recht und keine irdiſche Gewalt hätte weiland den Bann gelöst, wenn er von akademiſcher Wolkenhöhe auf ein rebelliſches Product deutſcher Litteratur niederfuhr. Ungerne zwar und widerſtrebend fügte ſich das freie Wiſſen von jeher hierarchiſcher Ordnung und Disciplin, aber ſo unbedingt war langefort der Glaube an höheres Erkennen, an Unfehlbarkeit und Majeſtät des Tribunals daß akademiſche Sentenzen und Launen in Deutſchland ohne Widerrede als Norm und Plebiſcit der öffentlichen Meinung galten. Dem in ſolcher Weiſe mit Acht Geſchlagenen gab Niemand Schutz und keine gaſtliche Miene verſüßte des flüchtigen Inſurgenten Loos. Wie ſich aber die Zeiten geändert haben! Die Rollen ſind jetzt umgekehrt, man lächelt beinahe über die Zornpfeile akademiſcher Deſpoten, kauft und lieſt nur um ſo eifriger das gebannte Buch. In Deutſchland iſt jetzt eigentlich das Publicum Akademie, und dem Anſchein nach bereits ſtark genug ſein Urtheil in Vollzug zu dringen und den mit dem Lorbeer der öffentlichen Meinung geſchmückten Clienten, bankerotter Autorität altconſtituirter Muſageten zum Trotz, in Bedeutung und Kraft zu erhalten. Dieſe Erſcheinung für ſich allein deutet auf eine große, nicht überall ſattſam gewürdigte Verwandlung und Umwalzung der Begriffe, und was die alte Tragödie noch in die dunkelſte Ferne ſtellt, iſt jetzt eingetroffen, Zeus hat in Europa die Herrſchaft

Digitized by Google

verloren und das Wiſſen die Feſſeln abgeſtreift. Gebe man dem Gedanken keine phariſäiſch-politiſche Wendung! Es fragt ſich nicht ob überhaupt Ordnung oder Anarchie beſſer ſey, ſondern ob man beim gegenwärtigen Zuſtande der Geiſter engherzige Sprüche geſchloſſener Kaſten in Sachen des Geſchmackes und der Wiſſenſchaft noch unbedingt als Canon, als maß- und tongebende Gewalt gelten laſſen, oder ob man nicht das Allgemeine über das Einzelne ſetzen und das Freie höher als das Gebundene achten ſoll? Die Antwort, wie man ſieht, iſt bereits gegeben und die neue Praxis eingeführt: vom Fetva akademiſcher Diwane wird bei uns an die höhere Intelligenz — an das Publicum appellirt.

Wir meinen aber nicht das Publicum jenes unzufriedenen genialen Jambendichters, wir meinen die heimliche, von vielen Verblendeten nicht anerkannte, zwiſchen Alpen und Belt faſt jetzo ſchon unwiderſtehlich wirkende, ungreifbare neue Macht, die zwar noch keinen Repräſentanten nach Frankfurt ſchickt und weder Orden noch Epauletten gibt, eine Macht deren Hauptſtadt man in den Regiſtern geographiſcher Compendien vergeblich ſucht und für deren Seelenzahl, Finanzbudget, Hofetat und Bundescontingent ſelbſt in den geiſtreichen Tabellen des Univerſitätsſtatiſtikers ** noch keine Rubrik offen ſteht, obwohl dieſe neue Macht Geiſtesproducte von entſchiedenem Charakter und Werth wie das Eingangs genannte Buch gegen die Angriffe parteiiſcher Gegner kräftiger ſchirmt als die weſtliche Quadrupelallianz den Sultan zu Stambol wider moscowitiſche Zudringlichkeit und Hinterliſt bewahrt.

Wie! denkt vielleicht ein Eiferer für deutſche Einheit, das hieße ja germaniſche Polykoiranie, die uns ohnehin ſchon viel zu bedenken gibt, noch um ein neues Fragment vermehren und den Leuten am Steuerruder mit neuen Anſprüchen auch neue Schwierigkeiten und Zerwürfniſſe bereiten! Beſorgniß wäre da unnöthig. Was ich ſage und andeute, iſt eher centripetal und durch tauſend unſichtbare Faden das Viele zu geiſtiger Einheit verknüpfend. Wann erſt ein Geiſt und eine Wiſſenſchaft errungen iſt, mag der Katechismus immer noch ein doppelter und mag auch der politiſche Aushangeſchild reich an Feldern und mannichfaltig an Larven ſeyn, das Spiel iſt doch mehr als halb gewonnen. Denn „*mens agitat molem*" iſt im Grunde — ſo zweifelhaft es auch manchmal ſcheint — doch das rechte Wort. Freilich mögen Sie und andere in dieſer Rede nicht viel mehr erkennen als eine „Walliſiſche Cyffrawd-Linie," von der man unlängſt in der Allgemeinen Zeitung las. Deſto beſſer! Denn eine Zukunft haben nur jene geiſtigen Elemente und nur jene moraliſchen Kräfte tragen Keime des Lebens, der Eroberung und bleibenden Gewalt in ſich, die unſcheinbar im Beginnen und deßwegen von menſchlicher Kurzſichtigkeit unbemerkt und ungeſtört lange nur im Verborgenen wurzeln, jene Kräfte, ſage ich, die ſtatt vorwitzig und unzeitig am Beſtehenden zu rütteln und Gelüſte zu verrathen, zuerſt nur verneinen, in die Tiefe dringen und nicht eher auf der Oberfläche erſcheinen und mitzuſpielen verlangen, als bis ſie nicht mehr zu bewältigen, nicht mehr zu verdrängen und zu zerſtören ſind. Dieſes iſt, wenn wir nicht irren, gegenwärtig der Stand deutſcher Wiſſenſchaft. Die Partie iſt in vollem Zug, und ein nicht gering zu achtender Genoſſe der neuen Richtung hat ſich im Verfaſſer der „Allgemeinen Kirchengeſchichte" ungeladen an den grünen Tiſch geſetzt.

Aber warum „beneiden, haſſen und verfolgen" (ſiehe Vorrede zur neueſten Lieferung) „die ſich das Richteramt der deutſchen Litteratur anmaßenden Akademiker" ein Werk und einen Gelehrten den das Publicum entſchieden unter ſeinen Schutz genommen, dem es warme Theilnahme und ſteigendes Intereſſe ſchenkt? Das „„*infausti populi romani amores*"" wird doch für unſere Zeiten nicht Geltung haben? Die Sache verdient ernſte Erwägung, und mancher Leſer mag auf die Argumente begierig ſeyn die den widerſprechenden Proceduren der Akademiker und des Publicums als Unterlage dienen. Was tadeln denn etwa jene Correcten an der „Allgemeinen Kirchengeſchichte" unſeres Verfaſſers? Vielleicht enges Maß und zu geringe Bogenzahl, da man in Deutſchland, wie wir wiſſen, die Geiſter nicht ſelten nach der Elle auszumeſſen und den Werth eines Schriftſtellers weniger nach dem Kern als nach dem cubiſchen Inhalte ſeiner Leiſtungen zu beſtimmen pflegt? Drei Bände in ſechs dicken Abtheilungen bloß für das erſte Jahrtauſend der chriſtlichen Kirche ſprechen den angefeindeten Verfaſſer gewiß von dieſem Vorwurfe ledig. Der Gegenſtand des Werkes an ſich iſt es wieder nicht was man tadelt, er iſt ja als Cardinalpunkt der chriſtlichen Welt für Vergangenheit und Zukunft von gleich unermeßlichem Gewicht. Der Verfaſſer ſelbſt muß es alſo ſeyn, d. i. Geiſt, Meinung, Urtheil, Gedankenfolge und Concluſum, kurz Haltung und Anlage des ganzen Werkes muß den Unwillen der gelehrten Herren nicht weniger aufgeregt und beleidigt haben als die Gunſt des Publicums. „„Wie! *femme Carteaux*, wer wäre denn ich?"" ſagte der gute alte General Carteaux zu ſeiner Ehehälfte, als ſie die kühnen und genialen Gedanken des Eroberers von Toulon mit nachhaltigerer Wärme pries als der Alltagsmann ertragen wollte. Man weiß ja wie die Sachen heute in Europa ſtehen und wie ſich bei den ſichtlichen und allſeitigen Bedrängniſſen des weltlichen Staates die öffentlichen Zuſtände geſtaltet haben. Das zwölfte und das ſechzehnte Jahrhundert (einen beſtimmtern Ausdruck würde Ihre Schüchternheit nicht ertragen) buhlen, drängen und ringen in die Wette um die (vermeintlich) leere Stelle, die hinterlaſſene Erbſchaft, das Präſidium Orbis einzunehmen. Oder iſt jetzt nicht gleichſam eine neue Ordnung in Europa zu begründen, ein neuer Schlußſtein des öffentlichen Lebens einzulegen? Beide Prätendenten bieten ihre Dienſte an, beide haben ihre Gläubigen, beide ihre Andächtigen wie ihre Speculanten, ihre Herolde und ihre Alguazil. Ohne ſich entſchieden an die eine oder an die andere Richtung anzuſchließen, glauben ſie, könne Niemand Antheil am Kampfe nehmen und ſeinen Spruch zur Löſung der ſchwebenden Frage thun. Daß ſich im Gewirre eine dritte Meinung geſtalten könne und die Welt weder zwölftes noch ſechzehntes, ſondern neunzehntes Jahrhundert ſeyn und heißen wolle, hat man in der Hitze des Streites und der Siegesgierde nicht bemerkt. Offenbar iſt dieſer dritte Gedanke Nerv und Seele eines — wenn nicht alles täuſcht — ſich neu geſtaltenden europäiſch-chriſtlichen Staatslebens, das ſchon ſeine Menge, ſeine Litteraten und Wortführer hat und bereits eine Lebensfähigkeit und Kraft entwickelt die man ihm ungerne zugeſteht. Doch wir wollen der Zeit nicht vorgreifen und ſogar das ungläubige Lächeln manches Leſers über dieſe Phraſe nicht übel deuten. Genug, wenn man zum Geſtändniß genöthigt iſt daß in Deutſchland litterariſche, über Gebundenheit, Extrem, Wuth und falſchen Kram der beiden ſchroff getrennten Richtungen hinaus tönende Stimmen vernommen werden, daß dieſe Stimmen nicht mehr leer verhallen, ſondern nachhaltig im Volke wiederklingen und als eine auf feſten Grundlagen ruhende Thatidee zu betrachten ſeyen.

Die „Allgemeine Kirchengeſchichte" mit allen frühern Schriften unſeres Verfaſſers gehört in dieſe Kategorie einer freien, im deutſchen Volke zuſehends bodengewinnenden dritten politiſch-kirchlichen Meinung. Täuſche man ſich aber nicht am Wort! Der Verfaſſer iſt nicht der Mann der gutmüthig, verſöhnlich, ja ängſtlich-imbecill von beiden Seiten Einiges entlehnt und ſein aus erbettelten Lappen mühevoll zuſammengeflicktes Mixtum-Compo-

Digitized by Google

ſtum den erhitzten Parteien unter ſalbungsreichen Friedenskatecheſen als Symbol der Vereinigung entgegenhält. Nein, nein, ſolche Friedenshelden und alles beſchwichtigen wollende Ausgleicher hat man in den turbulenten Republiken des Alterthums mit den ſchärfſten Ahndungen heimgeſucht, in der Litteratur aber hat man ſie von jeher überſehen, ſeitwärts gedrückt und ausgelacht. Den Verfaſſer kümmert es ſehr wenig was etwa der weiſe Imam Peſchil-Temir unter die Vorzüge einer „guten" Kirchengeſchichte zählt, oder wie der ſtrenge Küſter Paſewalke, der bis jetzt noch immer nicht über den Antichriſt und die babyloniſche H.. des ſechzehnten Jahrhunderts hinauszukommen vermochte, über Dogma, Hierarchie und Concilium denke. Der Verfaſſer thut als hätte der fromme Küſter Paſewalke ſammt ſeinem Nachbar dem erſtaunlichen Kirchenmagiſter *** über die benannten Dinge noch gar nichts gedacht, und als wäre ſelbſt der weiſe Peſchil-Temir nicht der Mann, auf deſſen Einrede er im geringſten zu merken habe. Das wäre freilich kainitiſcher Hochmuth und rebelliſcher Verſtoß wider chriſtliche Demuth und Subordination, ja ſelbſt wider ein ausdrückliches Geſetz des Theodoſius, welcher den Grad des Wiſſens vom kaiſerlichen Dienſtespatent bedingen läßt. Der Leſer ſoll aber nicht erſchrecken, der Verfaſſer iſt deßwegen noch kein Hochmüthiger, kein aufgeblaſener Grammaticus, wie man zu ſagen pflegt; er iſt gelaſſen und billig, achtet und anerkennt mit Freuden das wahre Verdienſt (Tillemont und Gieſeler), hält auch ſonſt Rang, Patent und Würden in gebührenden Ehren, nur meint er nebenher man könne ein vortrefflicher Imam und doch ein lichtſcheuer und ſogar — wenn man ſich des ſchlimmen Worts bedienen darf — ein etwas läppiſcher Pedant in Wiſſenſchaften ſeyn. Der Verfaſſer hat nur „Leute ohne vorgefaßte theologiſche Meinung und Anſicht" im Auge. Für dieſe — hoffentlich zahlreiche, lernbegierige und bedeutende Leſerclaſſe möchte er ein genaues und unparteiiſches Gemälde der kirchlichen Thatſachen, aber in ihrem innern Zuſammenhang und in ihren Folgen wie eines aus dem andern entſtand und entſtehen mußte, gedrängt und doch erſchöpfend entwerfen.

Der Verfaſſer will der Akademiker des Volkes ſeyn. Daß ihm ſein Vorhaben vollſtändig gelingen werde, kann man aus dem Gegebenen wohl vermuthen, doch iſt noch abzuwarten wie er die große Klippe des ſechzehnten Jahrhunderts umſchiffen wird. Vorausſichtlich werden Gunſt und Hoffnung der einen Extremen beim Erſcheinen der letzten Bände merklich erblaſſen, ohne daß ſich der Zorn der andern Extremen — der Akademiker und Küſter — von wegen der erſten Bände weſentlich mindern dürfte. „Der Verſtand," um mit dem Ghaſelendichter zu reden, „iſt ihm nicht zu ſchwer," wie es neulich einem andern begegnet iſt. Wohl aber wird der Mann der ſolch' innerlichen Abſcheu wider alle Gleißnerei und akademiſche Cokotterie, wider Beſchränktheit und Verirrung des Sectengeiſtes verräth und das Große auch am Gegner ehrt, nebenher aber die Beweggründe der handelnden Perſonen und die Fäden der Begebenheiten ſelbſt mit ſolcher Helle, Rückſichtsloſigkeit und Schärfe auseinanderlegt, viele Hoffnungen tauſchen, viele Gemüther erbittern und mächtige Intereſſen verletzen. Oder ſollte ich etwa gleichgültig zuſehen wie man mir angeerbte, blindgeglaubte Ueberzeugungen zerſtört, wie man mir gleichſam die Grundlage meines kirchlichen Daſeyns unter dem Fuße wegzieht und z. B. nachweiſt (I, 270) daß die Hierarchie, die man ſeit Jahrhunderten als Abfall vom Urchriſtenthum erklärt, im Urchriſtenthum ſelbſt ſchon beſtanden habe und daß ſie nach den damaligen Zuſtänden der Menſchen und der Dinge ſogar eine Nothwendigkeit, ein unausweichbares, ja das allein Mögliche und folglich kein Abfall geweſen ſey? Am meiſten aber verübeln es einem die Gelehrten wenn man ſie logiſcher Irrthümer zeiht, falſcher Conſequenzen überführt und z. B. die Theſis, „Späterer Mißbrauch einer kirchlichen Idee gibt das Recht dieſe Idee von Anbeginn zu verdammen," für unhaltbar erklärt. Hr. Gfrörer, wie man ſieht, iſt von ſeinen Gegnern und Tadlern im Princip verſchieden.

Der geiſtig und himmliſch reine, aber unter ſchwachen Sterblichen eingeſiedelte Kern des Chriſtenthums, meint er, wäre ohne hierarchiſche Hülle im eroberten Palaſt der Cäſarn ſelbſt erſtickt, weil die Herrn der Welt das Chriſtenthum nur dem äußern Scheine nach anerkannten, in der That aber die Himmelstochter als Dienſtmagd für ihre „heidniſchen, durch und durch verderbten deſpotiſchen Regierungskünſte geſchickt benützten." Von rein geiſtigem Walten einer Lehre oder Kirche, d. h. von einer ſolchen Herrſchaft, deren Fortdauer nicht an perſönlichen Vortheil und perſönliche Gewalt einer beſondern Kaſte geknüpft war, hatte die alte und mittlere Zeit keinen Begriff (I, 274). Nach dem lauten Gerede der weiland theokratiſchen Herren der Welt hätte ſich ſogar die neueſte Zeit noch immer nicht zu dieſem Begriffe erſchwingen können, und wäre daher das alte Gebäude, wo es eingefallen, ganz nach dem vorigen Plane wieder herzuſtellen. Wie könnte man aber auch nur dieſe Velleitat Verlornes wiederzugewinnen übel nehmen? Jede lebensfähige Kraft hat ja das Recht des Daſeyns und der homögenen Wirkſamkeit. Energie kann nur durch Energie, Starkes durch Stärkeres überwunden und gefeſſelt werden. Wer ſich in ſolchen Fällen bloß durch petitio principii zu ſchirmen wähnt und am Gegner das Recht des Angriffs läugnet, hat ſeine Waffe ſchlecht gewählt. Stark ſeyn iſt das beſte Argument, und noch hat man Herrſchaft niemals aus Gefälligkeit an unmächtige und müßige Competenten hingegeben. „Ich habe mich frei gemacht, ergo haſt du kein Recht mich anzutaſten," wäre wenigſtens in der Politik ein etwas idyllenhaftes Axiom! Das ſind ſehr einfache Wahrheiten, die man aber zeitweiſe zu vergeſſen ſcheint. Hat der Verfaſſer dieſe Ideen auch nicht buchſtäblich und dogmatiſch hingeſtellt, leuchten ſie doch überall aus ſeinem Concept hervor und drängen ſich als Epilog in die Seele des Leſers hinein.

Sehe man mein Urtheil über dieſes Werk immerhin als das an was es wirklich iſt, die Meinung eines Einzelnen, ſo verhehle ich doch weder den Beifall im allgemeinen, noch verläugne ich die Bewunderung mit der mich hie und da der Inhalt erfüllt. Indeſſen wäre eine vollſtändige Analyſis aller ſechs Abtheilungen hier eben ſo unſtatthaft als ſelbſt ſchon die Angabe alles im Werke wahrhaft Neuen, Originellen und bisher nicht Gewußten gegen Geduld und Inſtitut Ihres Blattes verſtieße. Auch kann Geſammteindruck, Rang und wiſſenſchaftlicher Gehalt des merkwürdigen Unternehmens erſt nach ſeiner Vollendung gründlich erfaßt, empfunden und dargeſtellt werden. Namentlich tritt Natur und Entwickelung der byzantiniſchen Kirche, ihr Kaiſer-Pontifex, ihr auf dem ätheriſchen, häufig bodenloſen Reiche der Gedanken und der leeren Logomachie ſich fruchtlos verzehrendes Element im Gegenſatze der mit lateiniſchem Genius und europäiſchen Ideen genährten, von Anbeginn auf praktiſches Leben und Herrſchen gerichteten Kirche von Rom, dem Leſer nirgend mit ſo plaſtiſch vollendetem Gepräge entgegen wie in dieſer Schrift. Die byzantiniſche Partie, wie ſie ſich ſchön gegliedert und in völlig neuem Lichte durch alle ſechs Abtheilungen zieht, iſt ganz Eigenthum des Verfaſſers, ganz Frucht ungewöhnlicher, neuer und genialer Studien, deren Bedeutung im Kirchlichen wie im Politi-

Digitized by Google

ſchen erſt unſere Zeit erkannte. Gewiß werden die Abſchnitte über das Concilium von Chalcedon, über das Jahrhundert des Photius und der bilderbrechenden Dynaſtie, über die Bekehrung Deutſchlands und über St. Bonifacius' Leben und Wirken überall als Muſter der Klarheit, der Schärfe, der Menſchenkenntniß und des richtigen Maßes in Beurtheilung der Dinge gelten. Wie mangelhaft und ungenügend dieſen Leiſtungen gegenüber doch alles Frühere erſcheint! Nicht ſo faſt an der Materie als am Geiſt und am rechten architektoniſchen Talent hat es bisher gefehlt! Wie das politiſche Regiment wird auch das geiſtige Herrſchen, vulgo Bücherſchreiben, mit jedem Jahr ſchwieriger. Was wollen denn halbunterrichtete, die Wiſſenslücken mit Diplomen und glänzendem Flitter verdeckende, das plus und minus zu erſtrebender Vortheile ängſtlich abwägende, auf allen Seiten Anſtoß fürchtende, andächtig-verzagte, Theegeſellen dem drangvollen Ernſte der Zeit gegenüber? Was müſſen ängſtliche Gemüther erbeben, wenn ſie (I, 419) leſen daß im Dogmenſtreit Sieg und Entſcheidung allzeit jener Vorſtellungsweiſe geblieben iſt welche dem kirchlichen Machtintereſſe am meiſten zuſagte, oder wenn der Verfaſſer behauptet der große Haufe falle überall nur denjenigen Lehren mit Enthuſiasmus bei die in richtigem Verhältniß mit ſeinen meiſt nur halbbewußten Anſichten ſtehen und gleichſam das Wort ſeines Denkens ausſprechen? Die deutſche Litteratur hat keine Schrift, ich ſage gar keine, in welcher die wahre Größe und Majeſtät, die wahrhaft providentielle, weiland unermeßliche und unwiderſtehliche Gewalt der chriſtlichen Kirche, und zwar der römiſchen, über die Gemüther und die Dinge der abendlichen Welt ſo wiſſenſchaftlich, ſo verſtändig, ſo ſittlich und geſund wie in dieſem Buche vorgezeichnet wird. Wir ſagen dieſes nicht als wäre Hr. Gfrörer der erſte oder einzige verſtändig-kluge Mann, oder als hätte er eine in nichtkatholiſchen Landen bisher noch gänzlich unbekannte Idee zuerſt entdeckt und ausgeſprochen. Ach nein! hat denn nicht ſchon der geniale Spittler im vorigen Jahrhundert wenn auch nicht die große, „unſterbliche Idee," doch das Nützliche und geiſtige Intereſſen Rettende der alten Hierarchie erkannt? Spittler iſt aber Spötter von Profeſſion und belächelt den Unverſtand ſeiner über weiland papſtliche Deſpotie noch heute unberuhigt ſeufzenden Glaubensbrüder mit angenehmer Ironie. Witz und Ironie machten aber bei den Deutſchen, beſonders in Dingen der Religion, von jeher wenig Glück, und es gereicht unſerem Verfaſſer zu nicht geringem Lobe daß er ſich dieſer gefährlichen, den Urheber oft mehr als das Ziel beſchädigenden Waffe wider ſeine Gegner nicht bedient. Bedenkt man um welchen Preis die Deutſchen das höchſte Gut des Lebens bezahlt und errungen haben, wahrhaft es erſtirbt das ſpöttiſche Wort und man erträgt es ſchonungsvoll wenn ſie das theure Kleinod auch mit übertriebener Sorgfalt hüten und Gefahren wittern wo keine ſind.

Eindrücke verwiſchen, wie ſie der entſetzliche Kampf des ſiebenzehnten Jahrhunderts im deutſchen Gemüthe zurückgelaſſen, iſt keineswegs ſo leicht wie es hie und da in ſchlecht berechnetem Enthuſiasmus jugendliche Zeloten dünkt. Ungerechter Zorn wird auf der einen Seite nicht eher verſchwinden als bis ſelbſt Verdacht und Möglichkeit einer Gefährde auf der andern erloſchen ſind. Wenn je in einer Sache, ſo geht gewiß in dieſer das Wort lange Zeit der That voran. Ein ſolches Wort, aber ein mit Kraft und Selbſtgefühl geſprochenes Wort, hat das deutſche Publicum in dieſem Werk erkannt.

„Alle Kräfte und Anſtalten des alten Roms," ſagt der Verfaſſer mit eben ſo viel Wahrheit als Würde, „hat der germaniſche Eroberer überwältiget, nur Eine Gewalt, die er dort traf, war ſtärker als er; ſiegend unterlag er der Macht der Kirche, deren Wirkſamkeit bei den politiſchen Schöpfungen Europa's ſinnig genug mit jener unwägbaren, räthſelhaften, geiſterartigen Gewalt der Electricität in Bildung der Kryſtalle verglichen wird.*) Spricht die Kirche das Wort der Weihe über den neuen Staat, ſo hat derſelbe Beſtand; verweigert ſie ihre Hülfe, ſo ſtürzt das Gebilde — eine mißrathene Zeugung — wieder in das Nichts." Das ſind Thatſachen die man nicht läugnen kann. Denn von den ſechs germaniſchen Staaten, die ſich auf dem Boden des weſtrömiſchen Reiches erhoben, ſind zwei nach kurzer Dauer, aller Vorzüge und Tugenden ungeachtet, mitſammt dem Volke untergegangen, weil ſie, hartnäckig am Arianismus haltend, ſich dem rechtgläubigen Bekenntniſſe nicht unterwerfen wollten. Mühſelig rangen zwei andere um ihre Fortdauer, und gewinnen erſt Beſtand nachdem der Herrſcherſtamm den Glauben gewechſelt und ſich mit dem katholiſchen Clerus vertragen hatte. Nur einer treibt ſogleich tiefe Wurzeln und lebt unverwüſtlich fort, obgleich Volk und Fürſten in die tiefſte Barbarei verſinken und obwohl die größten politiſchen Fehler begangen werden. Das Frankenreich hatte von vornherein ſeinen Bund mit der katholiſchen Kirche geſchloſſen. Nur ſie allein rettete vom Untergang. Das Biſthum — man kann es ungeſcheut ſagen — hat ein neues Europa aufgebaut; denn die Kirche allein beſaß und gab die Elemente der Ordnung und des ſtaatlichen Lebens. Wahrhaft, bedenkt man die abendländiſchen Zuſtände des fünften, ſechsten und ſiebenten Jahrhunderts, ſind Leo I und Gregor I Wohlthäter der europäiſchen Menſchheit und mit den geprieſenſten Heroen und Geſetzgebern des Alterthums auf gleiche Linie zu ſtellen,

Agnosco rerum dominos gentemque togatam!

Vielen, die da über Kirchenhiſtorie ſchreiben, fehlt das Wiſſen, andern gebricht es an Schwung und Blick, an noch mehreren vermißt man die geiſtige Unabhängigkeit, und niemals werden langweilige und knechtiſch zuſammengedrückte, wenn auch fromme Seelen mit ihrem fanatiſch-andächtigen Geleier die nüchtern-verſtändigen und nach ſchminkeloſer Wahrheit ringenden Deutſchen unſerer Tage erwärmen und herüberziehen. Wie thöricht es doch iſt die kirchliche Verfaſſung nach Art Vieler als ausſchließliche Frucht gemeiner Intrigue, herkömmlicher Rouerie und abgefeimter Kunſtgriffe hinzuſtellen, und den natürlichen Nexus der Zeitverhältniſſe aus dem ſie nach unabänderlichen Geſetzen hervorgegangen, ſo ganz zu mißkennen! Allerdings war die Intrigue nicht müßig, aber „die biſchöfliche Schlauheit," wie der Verfaſſer ſagt, „hat die Entwickelung der Dinge nicht vorgezeichnet und gleichſam planmäßig angelegt, ſondern iſt der Entwickelung nur gefolgt (II, 536)." Das iſt einer jener verzweifelnden, tief einſchneidenden, alles privilegirte Wiſſen ſäculariſirenden, kleine Faiſeurs und politiſche Ränkeſchmiede erbitternden Sätze, die das Buch nachhaltig ſchmücken und überall den hellen, tactfeſten Sinn des Verfaſſers bezeugen. Die Theſis gilt für alle Zeiten und für die Geſammtbewegung der menſchlichen Dinge; wer den Geiſt der Epoche, wer die Seele des Weltalters verſteht, wer ihr helfend und lenkend mit Klugheit zur Seite ſteht, der macht die Geſchichte, der iſt ihr Dux und Imperator, nicht der ärmliche, kurzathmende, ſelbſtiſche Wicht, wie er es in ſeiner Eitelkeit ſo gerne glaubt. Gfrörers Buch iſt eine Schule der beſten politiſchen Weisheit, ein wahres Vademecum für Welt- und Menſchenkenntniß. Oder gibt es nicht den Schlüſſel zu geheimnißvollen Thüren und erklart es nicht vieles was früher ein Räthſel war? Wie vergeblich hat

*) Band II, Abth. 2, S. 1025.

Digitized by Google

man ſich z. B. abgemüht für die gränzenloſe, beſonders proteſtantiſchen Kirchenhiſtorikern unerklärliche Nachgiebigkeit des byzantiniſchen Tonkünſtler- und Dichter-Imperators Juſtinian gegen St. Petri Stuhl irgend einen verſtändigen Grund aufzufinden! Hier (III, 863) iſt die Sache, wenn auch nicht mit documentirtem Citate, doch mit ſchlagendem Scharfſinn aus den politiſchen Zeitläuften erklärt. Muß man daher die Gegner des Verfaſſers nicht für etwas ſonderbare Leute halten, wenn ſie mit dem Vorwurf angezogen kommen, „es ſeyen in dieſe Kirchengeſchichte zu viele fremdartige Dinge, Politik und dergleichen eingewoben?“ Ach dieſe leidige Politik! überall, als wäre ſie der Gedanke des Jahrhunderts, kommt ſie uns entgegen, in der täglichen Rede, in der Wiſſenſchaft, ſogar in der Poeſie! Nackte Thatſachen, meinen ſie, ſoll der Kirchenhiſtoriker aneinanderreihen, aber ohne inneren Zuſammenhang, ohne Wechſelſpiel und Nervengeiſt, beſonders ohne eigene Meinung, ohne Räſonnement. Wozu dieſes Grübeln und Räſonniren diene? Wozu dieß ewige Fragen um wie, was und warum? Dieſe beſorglichen Gemüther möchten das „Meinen“ für ein Privilegium weniger Bevorzugten erklären oder es gar, wie die Sueonen des Tacitus ihre Waffen, hinter Thür und Riegel verſchließen »clausa sub custode et quidem servo.«

Solcher Abgeſchmacktheiten iſt man endlich in Deutſchland, namentlich in der Hiſtoriographie, herzlich müde, man will bei uns keine Byzantiner, keine Chroniken à la Theophanes und Panaretos. Man möchte Bücher leſen in welchen auch Gedanken ſind. Roher Bauſtoff in Hülle und Fülle iſt durch Anderer Fleiß geſammelt, es fehlte nur noch der ordnende Geiſt, der ſchöne Formen meißelt und Leben ſchafft. Dieß hat der Verfaſſer, wie in gleichem Maße kein Anderer vor ihm, begriffen. Und eben weil ſein Werk einem Bedürfniß der Zeit entſpricht, wird es in das Herz des Volkes dringen, wird eine Zukunft haben und geleſen werden, während andere am Abend der Geburt ſchon vergeſſen ſind. Glaube man nicht daß ich parteiiſch bin, daß ich hier überſchätze und dort unter dem Preis notire. Den erbaulichen Sinn des einen und die zierliche Form des andern erkenne ich gerne an, aber wenn ich dieſen einen und dieſen andern geleſen habe und am Ende bin, ſage ich doch zuweilen unwillkürlich wie Aeſops Fuchs bei der Maske: »sed non habet cerebrum.« In ihrer Art mögen freilich auch Andere in derſelben Materie gute und geſchätzte Bücher ſchreiben, mögen an Gehalt und Form, wenn man will, ſogar löblich ſeyn; oder wer läugnet z. B. daß Neander fromm, gelehrt und weitläufig, *** aber witzig, ſcurril, gewandt und giftig ſey? Von Compendien ſchweige ich, denn ſie haben ihr beſtimmtes Ziel. Dagegen hat von den größern Arbeiten Deutſchlands in dieſem Fache ſich keine im gleichen Maße vom Geiſt der Coterie, der Schulſtube, des engherzigen Parteiweſens und des gelahrten Pedantismus losgeſagt und zugleich — wenn ich die Sache recht verſtehe — die wahren Forderungen der Zeit mit ſolchem Tact bemeſſen wie dieſe. Darin liegt das Geheimniß ihres Erfolgs. Ein Buch dieſer Art muß die Eigenſchaft des antiken Drama haben, es muß die Leidenſchaften reinigen und veredeln, den Verſtand erhellen, das Gemüth erwärmen, die Zweifel löſen, die Widerſprüche verſöhnen und dem ringenden Geiſte des Jahrhunderts Worte leihen. Das einzige Dictum des Verfaſſers: „Immer tragen die Laſter der Beherrſchten großen Theil der Schuld tyranniſcher Verwaltungen (III, 914),“ wiegt ſchwerer als ***'s ganze Rhapſodie. Dieſes Dictum ſetzt eine größere Summe praktiſcher Weisheit, Welt- und Menſchenkenntniß voraus als Manchem beim erſten Anblicke ſcheinen mag. Nicht weniger als eine Revolution, und zwar die einzig mögliche, in ihren Wirkungen allein vollſtändige und den zu bannenden Practiken der Schlechtigkeit allein gefährliche liegt in dieſem Spruch. Zeigt er nicht — ohne deßwegen Mißbrauch der Gewalt zu rechtfertigen — die ganze Schwäche des neueuropäiſchen Liberalismus, der bloß mit Hülfe gewiſſer Formenwechſel im Regiment das Uebel zu beſchwören und die edelſten Güter des Lebens zu gewinnen hofft? Die Gewalt allein, ſo verlangt man es, ſoll gegen ihre Natur ſich freiwillig Zügel und Schranken ſetzen, ſoll aller Begehrlichkeit entſagen, ſoll allein mäßig, enthaltſam, gerecht und aſcetiſch ſeyn, während im Volke Jedermann ſeinen Gelüſten der Habſucht, der Eitelkeit, der Ungebundenheit und rohen ungerechten Uebervortheilung ungemindert fröhnen will. So lange ihr nicht die eigenen Sitten verbeſſert, nicht zuerſt euch ſelbſt überwindet und die Kraft gewinnet in Maſſen enthaltſam, uneigennützig, redlich und gerecht zu ſeyn, werdet ihr der Gewalt vergeblich Schranken ſetzen. Macht den Verſuch, bietet euch nicht überall herwärts als willige Inſtrumente und ſchmiegſame Handlanger für ungerechte Beſtrebungen an, und in kurzer Friſt wird die Gewalt euch Allen an Tugend überlegen ſeyn, denn ihr werdet ihr mit den Werkzeugen ſogar die Luſt zur Sünde entziehen. Denn um jeden Preis und in jeder Form und Bedingung will man Herrſcher ſeyn. Die Träger der Gewalt ſind aber die treueſten Spiegel und Conterfeie ihrer Zeit. Die Tugend allein iſt die kraftigſte Conſtitution. Und dieſe können ſich die Völker ſelbſt octroyiren. Wer ſoll euch hindern Tand und ſchnöden Lohn zu verſchmähen, genügſam und tugendhaft zu ſeyn? Daher hatte Cäſar Nero als ſolcher vollſtändig Recht, wenn er »virtutem ipsam exscindere tentavit.« Der Inſtinct ſagte ihm, was Leuten wie er allein gefährlich ſey. Die Wiſſenſchaft prüft nur das Princip; die Anwendung auf die Erſcheinungswelt, d. h. die größere oder geringere Wahrſcheinlichkeit, ob das Evangelium je in einem ganzen Volke oder gar auf dem geſammten Globus eine ſolche Gewalt der Erneuerung und Wiederherſtellung über die Gemüther erlangen, ob die Tugend je einen ſolchen Triumph unter den Menſchen feiern und gleichſam das neue Jeruſalem bauen werde, iſt von der Principienfrage ganz unabhängig, iſt ein eigenes, melancholiſches, noch ungelöſtes Theorem. Es iſt die eigentliche und wahre Lebensfrage, deren Löſung ſo lange dauert als das Geſchlecht der Menſchen ſelbſt. Wie der Miſchungsproceß begonnen und welche Ergebniſſe ſich nach achtzehnhundertjährigem Gähren und wechſelſeitigem Durchdringen herausgeſtellt, ja was überhaupt im Ganzen zu erwarten, zu hoffen, zu beſorgen ſey, das ſind die Fragen auf welche nach Einſicht der Acten ein Kirchenhiſtoriker antworten ſoll.

In Deutſchland werden ſolche Dinge mit tiefem Ernſt, ja mit einer Feierlichkeit behandelt, die weniger gemüthreichen Völkern, beſonders den Ruſſen, als „Weltſchmerz in kleinen Seelen“ bisweilen lächerlich ſcheint. Das hinderte aber die Deutſchen keineswegs in dieſer Wiſſenſchaft mehr und Größeres zu leiſten als das übrige Europa zuſammengenommen. Nur fragen wir ob in dieſer großen Angelegenheit etwas anderes als die Rede eines völlig ungebundenen, von Sectenfeſſeln und vorgezeichneten Normen gänzlich emancipirten Mannes zu ertragen ſey? Wer Rückſichten zu nehmen hat, wer „Anſtoß“ fürchtet, Kaſtenintereſſe verfechten muß und beſonders ſich ſelbſt das Spiel nicht verderben will, der wird niemals zur vollen Höhe der Einſicht und Erkenntniß gelangen, wird niemals zu geſtehen wagen „daß die chriſtliche Religion hauptſachlich durch die Schuld der griechiſchen Väter je zu einem Gewebe eitler, geiſtesöder, herztödtender, Sch*ſt*n die Gewalt gebender Spitzfindigkeiten herabgeſunken ſey; daß ſie aber allen veredelnden Einfluß auf die Gemüther endlich ganz verloren,

Digitized by Google

daß ſie an Mohammed einen nothwendigen Rächer, gleichſam eine Zuchtruthe ihrer Verworfenheit hervorgerufen habe und daß der Prophet von Mekka wenigſtens anfangs kein Betrüger war, ſondern als Erneuerer und Regenerator das göttliche Gericht an der anatoliſchen Kirche vollziehen mußte (Bd. III, Cap. 12)," wird verzagten oder vertracten Scriblern als verdammliche Unwahrheit, als arge häretiſche Läſterung erſcheinen. Unter allen Umſtänden die Vortheile der Gegenwart eincaſſiren und dennoch behaupten, man rede ein freies Wort, iſt grobe Selbſttäuſchung und grober Widerſpruch. »Quittez le sermon ou quittez l'équipage,« rief man einſt in Languedoc den feiſten Mönchen zu, wenn ſie von üppigen Prunkwagen herab die Verirrten der Zeit wieder in die Kirche hineinkatechiſiren wollten.

Wenn auch das Geſagte den innern Gehalt des Werkes und ſeine Vorzüge bei weitem nicht erſchöpft, ſoll es doch hinreichen den freundlichen Leſer über den Geiſt des Buches und ſeine Stellung in der deutſchen Litteratur zu unterrichten. Vielleicht kommen wir anderswo, wenn erſt das Ganze vollendet iſt, noch einmal und zwar etwas mehr ins Einzelne gehend, auf den Gegenſtand zurück; denn hier wäre wohl nicht der Ort kritiſch-plauderhafte Logomachie zu üben. Doch können wir uns nicht enthalten den gelehrten Verfaſſer auf ein paar Kleinigkeiten aufmerkſam zu machen, die zwar an ſich nichts bedeuten, aber vom Publicum, wie es jetzt iſt, doch bemerkt und getadelt werden könnten. Bei der gründlichen Kenntniß der claſſiſchen Sprachen, die ſo vielfach hervorleuchtet, weiß der gelehrte Herr ſo gut wie irgendeiner, daß man im griechiſchen Verbum niemals ἐν τούτῳ νίκᾳ (I, 569) ſchreiben kann, ſondern entweder νικᾷ oder νίκα ſagen muß. Auch bedeutet „Thraceſiſches Thema" in Theophanes nicht die bekannte Landſchaft Thracien in Europa, wie es (III, 146) gemeint iſt, ſondern das altjoniſche Küſtenland mit der Hauptſtadt Epheſus in Kleinaſien. Ebenſo hat der Verfaſſer in einer Stelle, Bd. II, Abth. II, S. 961, offenbar Bagdad am Tigris im Sinne, während die Begebenheit nach Alt-Kahira gehört, das bei den Scribenten des Mittelalters aus bekannten Gründen ebenfalls Bagdad (Babylon) hieß. Ein Werk, das Gelehrte und Ungelehrte leſen und das wahrſcheinlich bleibend wird, ſoll auch kleiner Unvollkommenheiten ledig ſeyn. Dem Publicum, deſſen Forderungen an die Scribenten ſich bei verringerter Nachſicht jährlich ſteigern, kann man ſeine Achtung nicht ſchicklicher bezeugen als wenn man in möglichſter Sorgfalt und Eleganz erſcheint. Der Leſer will ſelbſt aus dem Bau der Phraſe ſchon erkennen daß man ſich verſtändig, redlich, freimüthig und mit Geſchmack um ſeine Gunſt bemüht. Um dieſen Preis vergibt er vieles, denn Urtheil und Meinung über die Dinge bildet er ſich gerne ſelbſt.

Bedauern muß man nur die ſchiefe Stellung in welche der achtbare Verfaſſer dieſes originellen und kräftigen Werkes mit den „Akademikern" gerathen iſt. Denn wenn auch das Monopolium der Gelahrtheit durch die Ungunſt der Zeiten in Deutſchland bereits großen Eintrag erlitten hat und noch täglich mehr erleidet, ſo iſt das Corpus academicum doch nicht ſo tief geſunken daß Beifall und Tadel von ſeiner Seite mit gleicher Geringachtung zu behandeln wäre. Hoffentlich ſind auch nicht alle Adepten dieſes Ordens gleichmäßig vom Geiſte des „Neides, des Haſſes und der Verfolgung" gegen den ehrenwerthen Verfaſſer beſeelt. Zudem müßte man ſich erſt noch beſinnen ob dieſe Ausdrücke wohl auch alle gut gewählt und den wahren Geſinnungen der hart Beſchuldigten durchgehends entſprechend ſeyen. Denn wer hätte je gehört daß ein „Akademiker" neidig und in ſeiner hohen Stellung über anderer Leute Ruhm und Glück erbost und tückiſch ſey? Am Ende käme es beinahe heraus als wären die Akademiker insgeſammt eine Cohorte engſinniger, verworrener, verknöcherter und eingeſchrumpfter Monopolpedanten, ja Feinde aller geiſtigen Bewegung, aller Friſche und alles Lebens, wenn es nicht aus ihrem Kreiſe ſprudelt. Nicht nur dürfte man ein ſo herbes, ſo allgemein hingeſtelltes und zweifelsohne nur von gekränktem Selbſtgefühl dictirtes Urtheil in die engſten Gränzen zuſammenziehen, ich wäre ſogar geneigt das Ganze mit Höflichkeit in Abrede zu ſtellen und beim Verfaſſer um mildere Phraſen zu unterhandeln. Denn Schreiber dieſer Zeilen iſt ja ſelbſt — verſteht ſich ganz und gar ohne alles Verdienſt — des unſchätzbaren Glückes theilhaftig ein „Akademiker" zu ſeyn, und möchte als ſolcher auch die Ehre ſeines ungemein anſehnlichen und geehrten Standes gegen jeglichen Unglimpf nach Kräften beſchützen und vertheidigen. Zwar ſchüchtern und nur ungerne, wie die Götter der Batrachomyomachie, mengt er ſich in den Streit und fühlt nur zu lebhaft, welche Vermeſſenheit es ſey, ſeine eigene Mittelmäßigkeit — mit St. Tertullian zu reden — akademiſchen Centauren als Schild vorzuhalten. Nur die Liebe zum Frieden, über die ich von der ganzen Litterarnachbarſchaft, wie man weiß, die unzweideutigſten Zeugniſſe beſitze, mag einigermaßen die Kühnheit der Intervention entſchuldigen. Denn wie jenem Periplectomenes in der Plautiniſchen Komödie ſind mir ſchwere rauhe Worte in der Seele zuwider und möchte ich alle Unebenheit ausgleichen, beſonders alle Zwietracht und Fehde aus dem Verkehr wiſſenſchaftlicher Männer entfernen, was zwar um ein kleines ſchwieriger ſeyn dürfte, aber doch im Grunde ebenſo leicht als Sellons und Liancourts Idee des ewigen Friedens unter den rivaliſirenden Völkern des Erdbodens durchzubringen und zu verwirklichen wäre. Den erſten Schritt ſoll freilich als Einzelner gegen Viele der Verfaſſer thun, aber thun ſoll er den Schritt ohne daß es ihm ſauer werde oder Principien zu Grunde gehen. Er braucht ja nur auf die ſchwache Seite der angeblich feindlichen Körperſchaft in einer Weiſe anzuſpielen, die ihres Eindruckes nicht verfehlen kann und die ich ihm als Eingeweihter akademiſcher Myſterien, des löblichen Zweckes wegen, gerne verrathen will. Wir ſind ja nicht inexorabel, auch nicht ſonderlich erpicht auf das Weſen der Macht und auf wirkliches Uebergewicht im Wiſſen, nur halten wir ziemlich feſt auf Decorum und äußern Pomp, beſonders aber auf lichtvollen, geſunden, guten akademiſchen Styl und Gedankenſchwung. Ein kleiner in dieſem Sinne verfaßter Act der Anerkennung, ſtatt kühner Vorwürfe, an die Vorrede des nächſten Bandes angefügt, könnte große Verwandlungen erzielen und vielleicht eine völlige Ausgleichung der feindlichen Parteien bewirken, was für die öffentlichen Zuſtände Deutſchlands natürlich von unberechenbarem Nutzen wäre. Der Eingang der Lehnsformel wäre gleichgültig oder vielmehr der Klugheit des Verfaſſers anheimgeſtellt. Der Schluß aber müßte jedenfalls beiläufig folgenderweiſe lauten: „Uebrigens hat die Vernunft der Unvernunft, die ſich mir als Vernunft geſtaltet, dermaßen meine Vernunft bewältiget, daß ich mich abſeits Vernunft mit Vernunft über die Vernunft der Unvernunft eurer Vernunft ſtillſchweigend beklagen muß."

Fallmerayer.

Digitized by Google

Die Elemente der europäiſchen Politik.

Wenn es noch irgend eines Beweiſes dafür bedürfte daß wir Deutſchen ein politiſch-unmündiges Volk ſind und auf der Bahn eines öffentlichen Lebens nur die erſten, unſicheren Schritte verſuchen, ſo wäre es die Art in welcher ſich das allgemeine Urtheil über Verhältniſſe der auswärtigen Politik ausſpricht. Zwar herrſcht auch über die Fragen des inneren Staatslebens immer noch eine große Verworrenheit der Anſichten, und die Meiſten denen die gegenwärtigen Zuſtände nicht genügen, haben nur ein ganz unklares Bild von dem was ſie an ihre Stelle ſetzen wollen; allein dennoch iſt man hierin durch die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte ſichtlich weiter gekommen. Die Extreme haben ſich auf beiden Seiten abgenützt, und von Tag zu Tag wächst die Zahl derjenigen welche dem Grundſatz der allgemeinen Gleichheit und dem des fürſtlichen Privatrechts gleich fern ſtehen, und auf der Grundlage der beſtehenden Verhältniſſe einen beſonnenen Fortſchritt und die Entwicklung eines öffentlichen Lebens wünſchen.

In Beziehung auf die Stellung Deutſchlands zu den übrigen Mächten Europa's hat es dagegen die öffentliche Meinung noch nicht ſoweit gebracht, ſondern ſteht beinahe noch gänzlich im Stande der Kindheit. Der Eine hat dieſe, der Andere jene Anſichten von der Sache. Eine zufällige Vorliebe oder Abneigung beſtimmt in den meiſten Fällen das Urtheil. Der Eine iſt ein unbedingter Gegner, der Andere ein unbedingter Freund von England oder Frankreich und beurtheilt darnach alle einzelnen Fragen. Der Eine fürchtet die ruſſiſche Macht, der Andere verachtet ſie. Der Eine rechnet die deutſche Macht für eine Null im europäiſchen Staatenſyſtem, der Andere hält ſie für etwas was ſie nicht iſt und nicht ſeyn kann, und ſieht in dem deutſchen Bund die erſte Großmacht des Continents, die allein über die öſtlichen und weſtlichen Fragen ſollte entſcheiden können. Dieſe haltungsloſe Mannichfaltigkeit der Anſichten zeigt ſich nicht nur im täglichen Geſpräch über ſolche Verhältniſſe, ſondern in gleichem Maaße treten in der Litteratur und Tagespreſſe die ſeltſamſten und verſchiedenartigſten Theorien auf. In zahlreichen Fällen wird auch das Einfache, unläugbar Richtige geſagt, aber es ſteht ununterſchieden unter dem Unweſentlichen, Halbwahren und Einſeitigen; und nur wenige vermögen aus dieſer verwirrenden Maſſe die einfachen, leuchtenden Hauptpunkte herauszufinden.

Zwar mag man auf den erſten Anblick in der franzöſiſchen und engliſchen Preſſe dieſelbe Erſcheinung wahrnehmen; allein dort haben die widerſprechendſten Anſichten über auswärtige Verhältniſſe doch immer eine gemeinſame Grundlage in einem richtigen und wohlverſtandenen Sinn für die nationalen Intereſſen. Eben dieſe gemeinſame Grundlage, dieſer Inſtinct, den jedes politiſch bedeutende Volk in ſolchen Dingen hat, fehlt uns Deutſchen noch. Es iſt ſchon für einen Einzelnen weit ſchwerer ſeinem eigenen Hausweſen, ſeinem Geſchäfte, ſeiner Familie recht vorzuſtehen, als mit ſeinen Nachbarn zu verkehren und gegen ſie ſeine Intereſſen zu wahren; denn es kommt ihm dabei der jedem Menſchen angeborene ſelbſtſüchtige Trieb zu ſtatten, der das eigene Intereſſe überall herausfühlt. In gleicher Weiſe wird es allen Völkern von einer geſunden und natürlichen Organiſation weit leichter ihre auswärtigen Verhältniſſe, als ihre inneren Zuſtände gut zu ordnen; denn ſie ſind dafür auch mit einem beſonderen egoiſtiſchen Inſtinct ausgeſtattet. Einen ſolchen Trieb haben die Engländer, Franzoſen, Holländer, Nordamerikaner; ihn hatten die Römer und Griechen, und er befähigte dort auch den Ungebildeten über die verwickeltſten politiſchen Verhältniſſe zu urtheilen.

Warum dem Deutſchen dieſer nationale Inſtinct noch abgeht, wollen wir hier nicht unterſuchen, ſondern lieber den Verſuch machen zur Erweckung und Ausbildung deſſelben einen kleinen Beitrag zu liefern.

Allem Urtheil über die Verhältniſſe der Staaten zu einander muß eine allgemeine Ueberſicht über das europäiſche Staatenſyſtem, eine gewiſſe Kenntniß der Macht und Stellung wenigſtens der Hauptſtaaten zu Grunde liegen. Eine ſolche Kenntniß iſt aber nicht etwa Sache eines beſondern, gelehrten Studiums oder das Vorrecht einer beſondern Claſſe von Staatsdienern. Die Diplomaten machen die Geſchichte nicht, ſondern die einfachen geſchichtlichen und geographiſchen Grundkräfte, Lage, Größe, Klima eines Landes, Zahl, Abſtammung, Charakter ſeiner Bewohner, geſchichtliche Erinnerungen, die ins Volksleben eingedrungenen Inſtitute ꝛc. ſind die weit wichtigeren Momente des Staatslebens und treten, wenn auch oft eine Zeitlang von den Leitern verkannt, am Ende immer wieder in ihre unverlierbaren Rechte ein. Dieſe Elemente der Politik zu finden, dazu iſt das erſte und beinahe einzige Erforderniß ein unbefangener Blick der, durch Beſchäftigung mit den vergangenen Zuſtänden der Menſchheit geübt, ſich von dem verwirrenden Detail der gegenwärtigen nicht irre machen läßt, ſondern aus der Vogelperſpective darauf niederſieht und ſo das Einfache, in die Augen Fallende zu finden und feſtzuhalten weiß. Zur Entſcheidung einzelner politiſcher Fragen dagegen gehört weit mehr als zu dieſer allgemeinſten Ueberſicht. Hier machen erſt die beſondern Kenntniſſe und Erfahrungen, ein die betäubende Maſſe der Einzelheiten und entgegengeſetzter Gründe durchdringender Scharfblick den wahren Staatsmann aus.

Wenn man ſich in dieſer allgemeinen Weiſe über das europäiſche Staatenſyſtem orientiren will, ſo wird uns in der Regel kein anderer Anhaltspunkt dazu dargeboten, als die bekannte Eintheilung der Staaten in Mächte erſten, zweiten, dritten, vierten Rangs. Dieſe Location geht aber nur von einem ganz allgemeinen und unbeſtimmten Princip aus, wirft die wichtigſten Staaten unterſchiedslos in Eine Claſſe zuſammen und gibt uns über die beſondere Stellung der einzelnen nicht den geringſten Aufſchluß.

Wir wollen verſuchen, ob wir nicht zu dieſer allgemeinen Orientirung über die Machtverhältniſſe und Stellung der einzelnen Staaten etwas Beſſeres an die Hand geben können.

Digitized by Google

Dazu iſt nöthig zuerſt den Begriff der politiſchen Macht etwas näher zu beſtimmen. Die Theologen ſagen uns, die Allmacht Gottes beſtehe nicht darin daß er alles machen könne was er etwa machen wolle, ſondern daß er wirklich alles macht was iſt. In ähnlicher Weiſe dürfen wir von der politiſchen Macht eines Staats ſagen, ſie hänge nicht davon ab was er etwa ausrichten könnte, ſie ſey nicht allein nach der unbeſtimmten Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs für den Kriegsfall abzumeſſen, ſondern nach der Wirklichkeit, nach dem thatſächlichen poſitiven Einfluß auf andere Staaten. Der militäriſche Geſichtspunkt den die Meiſten voranſtellen, die Frage, welche Hülfsmittel ein Staat für den Fall der ultima ratio im Rückhalt hat, iſt wohl eine ſehr wichtige, aber durchaus nicht die einzige und entſcheidende. Vielmehr ſind alle Momente zuſammenzufaſſen, und wir werden die Macht eines Staates nur darein ſetzen daß andere Staaten in irgend einer Beziehung, ſey es in äußerlich politiſcher oder in diplomatiſcher, in mercantiler, ſocialer, kirchlicher oder geiſtiger Abhängigkeit von ihm ſtehen. Dieſer Einfluß iſt ſowohl nach ſeiner intenſiven als extenſiven Seite zu prüfen, d. h. über eine je größere Reihe von Staaten er ſich erſtreckt und je ſtarker er auf jeden Einzelnen einwirkt, deſto bedeutender iſt er. Zwar iſt bei dem innigen Zuſammenhang des europäiſchen Staatenſyſtems die Einwirkung in allen Fällen eine wechſelſeitige, aber dennoch läßt ſich bei jedem einzelnen Staate ſehr leicht unterſcheiden, ob der active oder paſſive Einfluß das Uebergewicht hat. Es iſt wohl natürlich daß wir auf diejenigen Staaten, bei welchen der letztere Fall ſtattfindet, den Ausdruck Macht gar nicht anwenden.

Aus dieſen einfachen Grundſätzen ergibt ſich folgende Ueberſicht über das europäiſche Staatenſyſtem, die das Maaß des activen oder paſſiven Einfluſſes zu ihrem Ausgangspunkt hat und die wir ohne weitere Begründung im Einzelnen vorläufig hinſtellen wollen.

A. Staaten, welche nicht unter fremdem Einfluß ſtehen oder Mächte.
  I. Staaten, von welchen andere abhängig ſind.
    1) Weltmächte, deren Einfluß ſich auf mehrere Continente erſtreckt.
      1. England.
      2. Frankreich.
      3. Rußland.
    2) Europäiſche Großmächte.
      4. Oeſterreich.
      5. Preußen.
  II. Unabhängige Staaten oder ſolche, welche ſtark genug ſind um nicht von andern abhängig zu ſeyn, ohne deßwegen ſelbſt Einfluß auf andere zu haben.
      6. Spanien.
      7. Schweden.

B. Abhängige Staaten oder ſolche, bei denen der paſſive Einfluß überwiegt.
  I. Iſolirte Staaten oder ſolche, welche zwar für ſich einer Großmacht nicht widerſtehen können, aber doch durch ihre geographiſche Lage und beſondere Verhältniſſe leichter eine iſolirte und neutrale Stellung behaupten können.
      1. Neapel.
      2. Portugal.
      3. Der Kirchenſtaat.
      4. Die Schweiz.
      5. Dänemark.
  II. Sociale Staaten oder ſolche, welche bei den Colliſionen der Großmächte betheiligt ſind.
    1) Activ-ſociale Staaten oder ſolche, welche als wichtige Bundesgenoſſen zu der Entſcheidung der europäiſchen Fragen beitragen.
      a. Bundesgenoſſen erſten Rangs, welche ein bedeutendes, manchmal entſcheidendes Gewicht auf die eine oder andere Seite zu legen im Stande ſind.
        Holland.
        Belgien.
        Bayern.
        Sardinien.
      b. Zweiten Ranges oder ſolche, deren Bundesgenoſſenſchaft immer noch wichtig genug iſt um Gegenſtand der Bewerbung zu ſeyn.
        Baden.
        Württemberg.
        Hannover.
        Sachſen.
        Die beiden Heſſen.
        Toscana.
    2) Paſſiv-ſociale Staaten oder ſolche, die von dem Ausgang der Kämpfe und den Entſcheidungen der Großmächte abhängen
      in erſter Linie:
        Naſſau, Braunſchweig, Oldenburg, Mecklenburg, die ſächſiſchen Herzogthümer, Parma, Modena, die freien Städte;
      in zweiter:
        die übrigen kleinen Staaten Deutſchlands und Italiens.

C. Unconſolidirte Staaten oder ſolche, auf die der Begriff des Staats gar nicht im vollen Sinne anwendbar iſt, und deren Exiſtenz und Stellung erſt von der Zukunft abhängt.
        Türkei.
        Griechenland.
        Die Donaufürſtenthümer.

Das erſte was an dieſer Tabelle auffallen kann, iſt daß wir vom deutſchen Standpunkt ausgegangen ſind und doch Deutſchland in gar keiner Weiſe darin vorkommt. Bedarf es wohl einer beſonderen Rechtfertigung daß der deutſche Bund hier gar nicht erwähnt iſt? Der deutſche Bund als freie Vereinigung ſouveräner Staaten für beſtimmte Zwecke, insbeſondere zur gegenſeitigen Gewährleiſtung des Beſitzſtandes, bildet ſchon durch ſeine rein defenſive Stellung keine ſolche Einheit daß er unter den europäiſchen Großmächten mit aufgezählt werden könnte. Es liegt in der Natur eines aus vielen gleichberechtigten Gliedern beſtehenden Bundes daß er keine offenſive Stellung einnehmen kann. Die Einheit, Kraft und Sicherheit der deutſchen Staaten beruht auch nicht auf der Bundesacte als ſolcher, ſondern auf der Eintracht Oeſterreichs und Preußens und auf den Geſinnungen der deutſchen Fürſten und Völker. Die Bundesacte war und iſt nur das natürliche Reſultat des wirklichen Standes der Dinge und hat den Werth eines äußeren Bindemittels, einer vertragsmäßigen Firirung deſſen was ſich aus der Natur der politiſchen Verhältniſſe ergab. Solange Oeſterreich und Preußen zuſammenhalten, hält auch der deutſche Bund zuſammen; ſobald ſie ſich trennen, iſt jeder Staat auf ſich geſtellt und hat nach ſeinen eigenen Verhältniſſen zu entſcheiden an welche der europäiſchen Großmächte er ſich anſchließen wird. Deßwegen tritt das thatſächliche Verhältniß durch

Digitized by Google

die obige Zuſammenſtellung ganz in das rechte Licht, indem die kleineren deutſchen Staaten als ſociale Staaten aufgezählt wurden; mit wem ſie verbunden ſeyn werden, hängt weniger von der Bundesacte als von der Stellung der beiden deutſchen Großmächte ab.

Trotzdem aber daß das deutſche Vaterland in der obigen Staatenliſte nicht ausdrücklich genannt iſt, werden wir uns doch im Folgenden die Freiheit nehmen von dem Standpunkt eines Deutſchen aus zu politiſiren.

England und Frankreich.

Wenn man die Staaten der Gegenwart von einem univerſalgeſchichtlichen Standpunkt aus mit einander vergleicht, ſo kann kein Zweifel darüber ſeyn daß England an der Spitze aller andern ſteht. Wenn in künftigen Jahrhunderten von unſerem Zeitalter die Rede ſeyn wird, wird man die Stellung Englands als das denkwürdigſte Zeichen deſſelben nennen.

England iſt eine Großmacht auf allen fünf Welttheilen. Der ſechste Theil des Menſchengeſchlechts gehorcht unmittelbar dem brittiſchen Scepter. Seit China beſiegt und eröffnet iſt, beginnt ein weiteres Viertel deſſelben unter engliſchen Einfluß zu treten. Von den brittiſchen Colonien ſagt ein deutſcher Publiciſt: „Auf einem Territorium zehnmal größer als Frankreich, ohne die noch unbewohnten oder bloß von Wilden durchſtreiften Länderſtrecken zu rechnen, die es als einen erſt in Zukunft anzuwendenden Schatz aufſpart, zählt England drei- bis viermal mehr Einwohner als Frankreich oder Deutſchland, noch einmal ſo viel als Rußland. Was aber dieſem Rieſenkörper erſt große Stärke verleiht, das iſt daß ſeine Glieder über alle Zonen des Erdballs ausgeſtreckt ſind, daß ſeine Beſtandtheile die Producte aller Klimate in größter Menge hervorbringen oder doch hervorzubringen vermögen, daß ſie vermittelſt der beſten und wohlfeilſten Hochſtraße der Welt, durch die Meere miteinander in Verbindung ſtehen und daß ſein Haupt in politiſcher Bildung wie im Handel und in den Manufacturen, in der Schifffahrt und Seemacht wie in Capitalkräften über alle andern europäiſchen Nationen weit emporragt.“

England iſt eine See- und Weltmacht wie die Geſchichte kein zweites, auch nur annäherndes Beiſpiel kennt. Die vereinten Kräfte aller übrigen Seemächte ſind ihr nicht überlegen. Kein Volk, weder ein gebildetes noch ein ungebildetes, iſt auf der Erde das mit England nicht in irgend einer politiſchen oder mercantilen Berührung ſtünde. Die hohe weltgeſchichtliche Miſſion europäiſche Cultur auf den übrigen Continenten zu verbreiten und den allgemeinen Kreis des Völkerlebens und Verkehrs zu erweitern iſt von Spaniern, Portugieſen, Holländern ganz an das engliſche Volk übergegangen und wird von ihm in der umfaſſendſten Weiſe erfüllt.

Unterſuchen wir die Stützen und Grundlagen dieſer Macht, ſo muß uns jene Beſorgniß, als ob England auf dem Gipfel ſeiner Größe angekommen ſey und bereits wieder dem Verfall entgegengehe, ja als ob es ſchon an dem Rande eines Abgrunds angekommen ſey, als eine ganz eitle und aus der Luft gegriffene erſcheinen.

Schon nach aller geſchichtlichen Analogie iſt es ſehr unwahrſcheinlich. Jene Miſſion iſt kaum in ſchwachen Anfängen gelöst. Indien iſt kaum ſeit wenigen Jahrzehnten den Europäern wieder eröffnet, und dieſer Zeitraum iſt in dem Leben von Nationen und für den Zweck der Bildung von neuen Völkermiſchungen nur ein flüchtiger Augenblick. Europäiſche Cultur hat kaum hier oder dort vereinzelt Platz gegriffen, und Jahrhunderte werden nöthig ſeyn bis dieſe Aufgabe gelöst iſt, und der Orient an der fremden Cultur ſich ſo von neuem belebt und aufgerichtet hat daß er ſtark genug ſeyn wird ſich der Fremden zu entledigen. Die Eroberung iſt immer nur der Anfang, das Mittel zu dem wahren Zwecke der dann erſt beginnt. Die Engländer ſind in Indien noch nicht über das Stadium der Eroberung hinausgekommen. Mit China haben kaum die erſten Berührungen begonnen. Iſt es nach den Geſetzen der Geſchichte zu vermuthen daß die Natur ein in dieſer Weiſe begonnenes Werk nutzlos wieder vernichtet, oder daß ſie ein für ihre Zwecke ſo brauchbares Werkzeug wie dieſes engliſche Volk ohne Grund aus der Hand wirft? Wie auf die Eroberung der römiſchen Provinzen eine lange Zeit unbeſtrittener Herrſchaft folgte, in welcher den barbariſchen Völkern die claſſiſche Bildung eingeimpft wurde, bis ſie die Schülerzeit durchgemacht hatten und im Stande waren auf eigenen Füßen zu ſtehen, oder wie Alexanders Eroberungen nur als Mittel zu dem höheren Ziel, den Orient durch griechiſche Cultur neu zu befruchten, ihre Bedeutung haben, ſo werden gewiß auch für England auf die Jahre des Kriegs und der Gewalt Jahrhunderte eines ruhigen Beſitzes folgen, in welchen das friedliche Werk einer neuen Völkermiſchung und Bildung vor ſich geht. Das Ziel und Ende dieſer begonnenen Arbeit liegt noch in weiter Ferne. Noch iſt Englands Stern im Steigen begriffen, und der Höhepunkt von welchem es wieder abwärts abgeht, liegt außerhalb unſerer Berechnung.

Der erſte und ſtärkſte Pfeiler dieſer Macht iſt die natürliche Ausſtattung des engliſchen Volks. Wir müſſen an dieſer Nation ebenſo ſehr die Thatkraft und den praktiſchen Sinn des Römervolkes, wie den erfindungsreichen Geiſt, den Erwerbstrieb und die Kühnheit der Phönizier und Carthager bewundern; und mit dieſen energiſchen Fähigkeiten antiker Völker vereinigt es die höhere ſittliche Bildung und das tiefere Seelenleben eines modernen chriſtlichen und germaniſchen Volks. Eine Abnahme dieſer Eigenſchaften zeigt ſich bis jetzt auch nicht in den geringſten Spuren; vielmehr haben ſie ſich erſt im Lauf des verfloſſenen Jahrhunderts recht entwickelt, das große Staatsmänner, Redner, Feldherren und Admirale in Menge aufzuweiſen hat.

Die Stellung Irlands, die Nebenbuhlerſchaft der Vereinigten Staaten, der zweifelhafte, nur auf militäriſcher Gewalt beruhende Beſitz Indiens, die inneren Streitigkeiten, die Nationalſchuld, der Pauperismus, die Korngeſetze, die kirchlichen Wirren, das alles ſind nicht Symptome des Verfalls, ſondern ſo paradox die Behauptung erſcheinen mag, ſo tragen doch alle dieſe Punkte zur Kraft und Feſtigkeit des Staates weſentlich bei. Eine ariſtokratiſch-republikaniſche Verfaſſung, die in England noch den großen Vorzug einer unbeweglichen monarchiſchen Spitze hat, paßt nach dem Zeugniß der Geſchichte am beſten für die Aufgabe einen Staat im dauernden Kampf mit Schwierigkeiten aller Art, mit äußeren und inneren Gegnern zu erhalten und emporzubringen. Sparta, Rom, die italieniſchen und deutſchen Städte bezeugen dieß. In Zeiten des Friedens und beim unbeſtrittenen Beſitz der Herrſchaft reißen dagegen bei dieſer Regierungsform die gewöhnlichen Uebelſtände und Mißbräuche ein, daß ein übermächtiger Adel ſich ſelbſt mit Sinecuren verſorgt und das Mark des Landes in hochmüthigem Prunke verpraßt. Das römiſche Staatsweſen war am geſundeſten als Hannibal ſein Lager im Weichbilde der Stadt aufgeſchlagen hatte; es war krank als auf der weiten Erde kein Gegner mehr war, der ihm hätte die Spitze bieten mögen. Ein Sitz im engliſchen Miniſterium iſt nicht mehr ein erwünſchtes Ruhepolſter, von dem aus man auch ſeinen Verwandten und Freunden bequeme Plätzchen unter und neben ſich verſchaffen kann, ſondern nur die fähigſten und erſten Männer des Staats können noch an eine

Digitized by Google

Stelle von ſo ungeheurer Wichtigkeit und Verantwortlichkeit treten. Und nicht bloß einzelne Beamte und Parlamentsglieder, ſondern die Intelligenz der geſammten Nation arbeitet daran verjährte Gebrechen zu heilen und neu erſtandene Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Unter ſolchen Verhältniſſen dienen Gefahren die einem andern Staat einzeln verderblich werden konnten, hier vereinigt nur dazu große Talente und Charaktere auf die Bahn des öffentlichen Lebens zu rufen und die politiſche Bildung und Geſinnung der Maſſe zu erhöhen.

Allein ſo großartig die Weltſtellung Englands erſcheint, ſo hat ſie doch vom Standpunkt der europäiſchen Verhältniſſe aus für die übrigen Staaten durchaus nichts Bedrohliches. Dieſe haben für ihre Selbſtändigkeit und weitere Entwicklung von England nichts zu befürchten. England iſt nur Seemacht und iſt zu Land keiner europäiſchen Großmacht gewachſen. Seine Berührungen mit dem Continent betreffen immer vorzugsweiſe die Handelsverhältniſſe. Es kann den andern Staaten wohl Schaden zufügen, ihre Schiffe wegnehmen, ihre Küſtenſtädte beſchießen, aber es hat ſchon als Handelsmacht Repreſſalien zu fürchten und kann in ſeltenen Fällen ſeinen Willen mit Gewalt durchſetzen. Gegen eine europäiſche Großmacht kann es nur als Bundesgenoſſe einer andern mit Erfolg kämpfen, wenn dieſelbe nicht auch eine Seemacht iſt. Auch hat es kein Intereſſe gegen europäiſche Staaten offenſiv zu verfahren, ſondern iſt vielmehr bei der Erhaltung des allgemeinen Friedens mehr als irgend ein anderer Staat betheiligt. Die Nationalſchuld und ſeine Handelsverhältniſſe nöthigen es dazu. Als Handelsmacht ſteht es zu den andern Staaten in dem gleichen Verhaltniß wie ein Kaufmann zu ſeinen Kunden. Es wird ſie allenfalls zu übervortheilen ſuchen, ihre Concurrenz niederdrücken, aber es wird doch im Ganzen darnach ſtreben in Frieden mit ihnen auszukommen, ihre Kundſchaft zu erhalten und wird die Anwendung von Gewalt immer als eigenen Nachtheil anzuſehen haben. Während daher ſeine Politik auf andern Welttheilen vielfach eine kriegeriſche und offenſive iſt, muß ſie in Europa immer darauf gerichtet ſeyn das Gleichgewicht der Mächte und den allgemeinen Frieden zu erhalten. Die Stellung Englands zu den kleineren Staaten Europa's insbeſondere iſt ſo wenig bedrohlich, daß es vielmehr der natürliche Beſchützer und Bundesgenoſſe derſelben im Fall eines Angriffes iſt.

Faſt in allen beſprochenen Beziehungen nimmt nun Frankreich eine entgegengeſetzte Stellung ein. Auch auf die Gefahr hin den blinden deutſchen Patriotismus vor den Kopf zu ſtoßen, muß man ſagen daß Frankreich die erſte europaiſche Continentalmacht und die zweite Weltmacht iſt. Seit zwei Jahrhunderten nimmt es den erſten Rang unter den Staaten Europa's ein, hat wiederholt eine entſchiedene Uebermacht beſeſſen und iſt nur durch Coalitionen der anderen Großmächte von einer überlegenen Stellung herabgeworfen worden. Durch ſeine Lage iſt es der Nachbar aller gebildeten Nationen Europa's, auf die es zu verſchiedenen Zeiten den durchgreifendſten Einfluß ausgeübt hat; ſelbſt zu Einem ſtarken Ganzen verbunden, hat es in Deutſchland und Italien eine Reihe kleinerer Staaten neben ſich. Die Geſchichte kennt kein zweites Beiſpiel daß ein ſo zahlreiches und zugleich ſo gebildetes Volk eine ſo kräftige Einheit geſchaffen hätte. Dabei liegt es ſowohl im Charakter des Volks als in der Natur ſeiner politiſchen Einrichtungen daß es ſeine Thätigkeit vorzüglich nach außen richtet. Dieß Volk hat einen ſocialen Trieb, einen Trieb politiſcher Organiſation, durch welchen es das Bedürfniß veränderter Staatsformen und Sitten ſtets am früheſten empfand, und ſeine Ideen zuerſt und mit dem Anſpruch auf allgemeine Geltung durchgeführt hat. Es hat die Lehnsmonarchie zuerſt und am vollſtändigſten ausgebildet, hat zuerſt die Unabhängigkeit von der Kirche erſtritten, die abſolute Monarchie eingeführt und hat in der Revolution die alten Staatsformen zuerſt und in der durchgreifendſten Weiſe bekämpft. Von Frankreich — und darin liegt ſeine hohe geſchichtliche Bedeutung — gehen die politiſchen Impulſe für das Völkerleben Europa's aus. Seine Zuſtände bilden den politiſchen Barometer für den ganzen Welttheil. Das Volk fühlt dieſen Führerberuf in ſich und hat jenen Herrſchertrieb in ſich den wir bei den großen Völkern der Geſchichte finden.

Dieſe Richtung iſt durch die Staatsform, wie ſie von Ludwig XIV ins Leben gerufen, von der Revolution und Napoleon conſequent durchgeführt wurde und ſich ſeitdem unabhängig von allen übrigen Kämpfen der Parteien weiter entwickelt hat, durch das Princip der Centraliſation nur noch verſtärkt worden. Alle Regierungsgewalt läuft von den verſchiedenſten Seiten her zuletzt in wenigen Händen zuſammen; die unbedeutendſten Verhältniſſe der kleinſten Gemeinde ſind von der Centralgewalt abhängig. Paris iſt des Landes Hauptſtadt in einem eben ſo umfaſſenden Sinn wie einſt Rom die Hauptſtadt des römiſchen Reiches war. Wenn ſo die geſammten Kräfte einer großen Nation in der Spitze Eines Keiles zuſammenlaufen, ſo iſt es natürlich daß dieſer Keil ein Ziel ſuche auf das er ſeinen Stoß richte. Die Richtnng nach außen iſt für einen ſolchen Staat natürlich und nothwendig. Im Frieden und für die innere Entwickelung iſt dieſe Regierungsform drückend und unnatürlich; im Verkehr mit andern Staaten iſt ſie die zweckmäßigſte und gibt jene ungeheure Wucht des Stoßes der Frankreich ſeine größten Erfolge verdankt.

Frankreich iſt jedoch nicht nur die erſte Continentalmacht, ſondern zugleich Seemacht und der erſte Rivale Englands. Es bekämpft die überlegene Weltſtellung Englands auf allen Meeren und Continenten; es iſt allenthalben der Freund der Feinde Englands, der natürliche Bundesgenoſſe der Vereinigten Staaten, des Vicekönigs von Aegypten, der indiſchen Gegner der brittiſchen Macht; es ſucht vor allem im Mittelmeer die erſte Stellung zu gewinnen. Die Erfolge dieſes Widerſtandes ſind zwar noch nicht groß, aber doch ſteht es England bei allen ſeinen Unternehmungen als mächtiger Bundesgenoſſe ſeiner Gegner im Wege.

Allein dennoch ſteht Frankreich nicht ſo hoch über den andern Staaten als es nach dem Bisherigen ſcheinen könnte. Zwar hat eine continentale Uebermacht einen ſo hohen Werth als die engliſche Weltherrſchaft. Denn die europaiſchen Verhaltniſſe ſind immer noch wichtiger als die aller andern Welttheile zuſammen. Philipp von Macedonien ſchlug es mit Recht höher an über die kleinen griechiſchen Republiken und die Zunge eines einzigen Redners Herr zu werden, als die weiten Gebiete der Thracier, Scythen und Sarmaten oder die Provinzen des Perſerreiches zu unterwerfen. Wenn Frankreich über die pyrenaiſche Halbinſel, Italien und Deutſchland gebietet, ſo iſt es machtiger als England, wenn ihm alle vier Continente unterthan ſind. Allein Frankreich iſt nicht in dem Grade die erſte Landmacht wie England die erſte See- und Weltmacht iſt. Die übermachtige Stellung Frankreichs hat durch ſeine letzten Niederlagen und ihre Folgen einen Schlag erlitten, von dem es ſich noch nicht erholt hat und von dem es ſchwer iſt ſich zu erholen. Die für Deutſchland wichtigſte dieſer Folgen iſt die Eintracht Oeſterreichs und Preußens und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dieſer Eintracht. Statt einer zerſtückelten Maſſe ſchwacher, abhangiger, uneiniger Landſchaften hat Frankreich einen durch gemeinſames Intereſſe und den Einfluß zweier Großmächte zuſammengehaltenen Staatenbund neben ſich,

Digitized by Google

der das alte politiſche Spiel unmöglich macht. In Italien hat Oeſterreich die Oberhand gewonnen, und nur bei Spanien eröffnen die inneren Zwiſtigkeiten ein bequemes Feld für politiſche Einwirkungen. Frankreich iſt nicht ſchwächer, aber ſeine Nachbarn ſind ſtärker geworden. Auch jetzt noch iſt es den übrigen Großmächten einzeln überlegen, aber einer feſten Vereinigung derſelben unter ſich und mit den kleineren Staaten nicht gewachſen.

Dieß ſind die einfachen Grundverhältniſſe der engliſchen und franzöſiſchen Macht, aus welchen ſich auch die Elemente der deutſchen Politik leicht ergeben.

Frankreich verfolgt ein doppeltes Ziel: entweder wird es die Continentalverhältniſſe zu beherrſchen, ſeine Gränzen zu erweitern, die Nachbarſtaaten von ſich abhängig zu machen ſuchen; oder wird es gegen Englands Uebermacht zur See und in den andern Welttheilen kämpfen. Es wird keine von beiden Richtungen je ganz aufgeben, aber es wird je nach den Verhältniſſen die eine von beiden vorzugsweiſe verfolgen. Wenn wie gegenwärtig die deutſchen Nachbarſtaaten eine compacte Einheit bilden, ſo iſt es für Frankreich ſchwer oder unmöglich auf deutſchem Boden wieder feſten Fuß zu faſſen. Wenn heute dieſe Einheit durch innere Zwiſtigkeiten einen Stoß erlitte, ſtünde es alsbald mit ſeinen alten Anſprüchen in unſerer Mitte. Die franzöſiſche Macht iſt hiedurch dermalen veranlaßt mehr das zweite Ziel, die Colonialerwerbungen, den Kampf gegen England, die Herrſchaft im Mittelmeer zu verfolgen. Dadurch wird ſeine Stellung zu den übrigen Staaten Europa's eine ganz andere. Mit Erfolg wird Frankreich gegen England nur dann kämpfen können, wenn es ſich zum Vorkämpfer und Führer aller Seemächte zweiten und dritten Rangs erhebt, wenn es der Beſchützer und Bundesgenoſſe aller derer wird die durch Englands Uebermacht und Anmaßungen bedroht ſind. Den Continent mit Gewalt zu unterwerfen und dann deſſen vereinte Kräfte gegen England zu wenden — dieſe Aufgabe war ſelbſt für Napoleons Rieſengeiſt zu groß.

Daß Frankreich und England durch die Natur der Verhältniſſe ſelbſt zu Nebenbuhlern und Gegnern beſtimmt ſind, drückt ſich ſchon in der gegenſeitigen Abneigung beider Völker aus. England wird immer Frankreichs continentale, Frankreich Englands maritime Uebermacht bekämpfen. Eine engliſch-franzöſiſche Allianz kann daher vernünftigerweiſe nur für einzelne zufällig gemeinſchaftliche Zwecke ſtattfinden, wenn es z. B. gilt Konſtantinopel nicht in Rußlands Hände kommen zu laſſen, oder die Annäherung Belgiens an den Zollverein zu verhindern. Als Grundſatz einer Politik dagegen iſt dieſe Allianz unnatürlich und nur für Frankreich nachtheilig. Die Gleichheit des conſtitutionellen Princips kann gar kein Motiv zu einer ſolchen Verbindung ſeyn; denn dieß bedarf in beiden Staaten keines äußerlichen Schutzes, und England wird nie daran denken andern Staaten ſein politiſches Princip oder irgend ein anderes aufzudringen. In Wahrheit iſt ein Bund zwiſchen Frankreich und England immer eine Schwäche Frankreichs; denn es erklärt dadurch den Widerſtand gegen Englands Weltſtellung aufgeben zu wollen, ohne daß es ſich deßwegen auf dem Continent entſchädigen könnte. Denn die Möglichkeit dieſer Entſchädigung hängt nicht von Englands Zuſtimmung, ſondern von der Kraft und Einheit der deutſchen Großmächte ab.

Darnach beſtimmt ſich nun auch einfach das Verhältniß der deutſchen Staaten zu Frankreich. Das erſte Geſetz iſt: ſeyd auf eurer Hut und ſchützt euch durch Eintracht gegen jeden Eingriff. Iſt dieſer Forderung aber Genüge gethan, haben wir das Bewußtſeyn der Kraft und Sicherheit, ſo können wir auch in freundſchaftliche Beziehungen zu Frankreich treten. Es iſt im Intereſſe aller europäiſchen Staaten, wenn England nicht ohne Rivalen iſt, und dadurch genöthigt wird von ſeiner Ueberlegenheit zur See einen gerechten und gemäßigten Gebrauch zu machen. Es hat für Deutſchland durchaus nichts Bedrohliches wenn Frankreich die Aufgabe übernimmt Nordafrika wieder für die europäiſche Bildung zu gewinnen und in den Umkreis der Geſchichte hereinzuziehen. Der blinde Haß gegen alles was von Frankreich kommt, iſt immer ein Zeichen der Furcht und der Schwäche. Sobald wir uns ſtark genug wiſſen jeden Angriff abzuwehren, ſo können wir uns unbedenklich auf den allgemeinen ſocialen, mercantilen und geiſtigen Verkehr einlaſſen und durch dieſe wechſelſeitige Berührung mit einem gebildeten, geiſtreichen, großen Volk unſere eigenen Mängel abzuſchleifen, unſere Vorzüge recht zu entwickeln ſuchen.

In der gleichen Weiſe iſt unſere Stellung zu England eine doppelte. Soweit Frankreich ein continentales Uebergewicht erſtrebt, iſt England ein natürlicher Bundesgenoſſe Deutſchlands. Da Englands Politik darauf ausgeht auf dem Continent den Frieden und das Gleichgewicht der Mächte zu erhalten, ſo muß es der Freund und Beſchützer eines Staatenbundes ſeyn, von deſſen Seite es eine offenſive Stellung und Uebergriffe in die Rechte anderer Staaten am wenigſten zu befürchten hat. Soweit, aber auch nur ſoweit geht Englands Freundſchaft für ſeine deutſchen Vetter. Einem eigentlichen Aufſchwung Deutſchlands wird es keinen beſondern Vorſchub leiſten; einer weiteren Entwickelung der preußiſchen Macht würde es ſogar mit mißgünſtigen Augen zuſehen. Insbeſondere ſind es die mercantilen Beziehungen die hier das friedliche Vernehmen ſtören, wiewohl die Bedeutung und Gefahr dieſes Conflictes vielfach überſchätzt wird.

Die deutſchen Staaten haben ſeit den letzten Kriegen in Induſtrie und Handel überall große Fortſchritte gemacht und ſind durch das Zuſammentreten in den großen Zollverein zu einer nicht unbedeutenden Handelsmacht geworden, deren Aufblühen England nicht mit Gleichgültigkeit betrachten kann. Sehr bedenklich iſt übrigens dieſe Concurrenz für England bis jetzt noch nicht, und wird namentlich von uns ſelbſt häufig zu hoch angeſchlagen. Nach der bekannten unpraktiſchen Weiſe mit der wir Deutſchen das Nächſte und Wichtigſte über dem Fernliegenden und Unweſentlichen verſäumen, erheben wir ein großes Geſchrei von einer deutſchen Flotte, deutſchen Colonien, Verträgen mit amerikaniſchen Staaten, um dort mit den engliſchen Fabricaten zu concurriren, während wir ſie nicht von unſeren eigenen Märkten verdrängen können. Das Erſte und Wichtigſte iſt die innere Conſumtion. Es wäre ein ſchlechtes Lob die Chineſen mit wollenen Waaren zu verſehen, ſolange die Mehrzahl unſeres eigenen Landvolks in Lumpen gekleidet iſt. Es wäre ein weit größerer Gewinn wenn in jedem Haus täglich ein Stückchen Fleiſch auf den Tiſch käme, als wenn wir Hunderttauſende von Ochſen jährlich nach Frankreich ſchicken.

Auf fremden Märkten die Engländer zu verdrängen, darauf wollen wir vorderhand in aller Beſcheidenheit verzichten. Die nächſte und nöthigſte Aufgabe iſt die unpraktiſche Theorie der Handelsfreiheit, die nur für den überlegenen Theil vortheilhaft iſt, aufzugeben, und durch angemeſſene Schutzzölle den inländiſchen Fabricaten die deutſchen Märkte ausſchließlich zu ſichern. Die Concurrenz innerhalb des Zollvereins iſt groß genug als daß das conſumirende Publicum darunter zu leiden haben ſollte. England wird nun freilich alles aufbieten ſolche Schutzzölle abzuhalten, aber es wird ſich in das Unvermeidliche fügen, und würde ſich wohl hüten zu offenen Feindſeligkeiten gegen einen Staat zu ſchreiten der nur von einem einfachen, unbeſtreitbaren Rechte Gebrauch macht. Dieſe Aenderung durchzuführen iſt gar nichts weiteres

Digitized by Google

nöthig als der einfache Wille. Das Gleiche iſt bei der Erweiterung des Zollvereins bis an die Meeresküſte der Fall. England wird, namentlich durch ſeinen Einfluß auf Hannover, auf diplomatiſchem Weg alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg legen — und dieß iſt ihm nicht einmal ernſtlich zu verdenken — aber es wird, wenn die richtige Einſicht einmal durchgedrungen iſt, zuletzt doch geſchehen laſſen was es nicht ändern kann.

Von ſolcher Wichtigkeit iſt alſo der mögliche Conflict mit England durchaus nicht als uns der Eifer mancher Fabricanten und Journaliſten glauben machen will. Es iſt ein friedlicher Kampf entgegengeſetzter Intereſſen, der die freundlichen Beziehungen der Staaten nach anderen Seiten hin nicht weſentlich und auf die Dauer ändern wird.

Dieſe Entſcheidung wird um ſo leichter vor ſich gehen können, wenn wir an den im Werk begriffenen Umſchwung in der geſammten Handelspolitik Englands denken. Seit England dem Sklavenhandel den Krieg erklärt hat, geht ſein Intereſſe dahin die amerikaniſche Production der Colonialwaaren durch Mangel an Arbeitern zu ſchwächen, ſeine reichen Capitalien dagegen nach Oſtindien zu werfen und dort auf einem ebenſo reichen Boden, bei einer zahlreichen, einheimiſchen, arbeitſamen Bevölkerung dieſelben Producte zu gewinnen. Wenn dieſer wohl ausgeſonnene Plan gelingt, ſo wird England vielleicht in einer nicht ſehr fernen Zeit Europa mit Baumwolle, Zucker, Kaffee, Tabak aus ſeinen Colonien verſehen, und dagegen dieſe bei dem durch eine ſolche Production geſteigerten Wohlſtand in weit ſtärkerem Grade als bisher mit ſeinen Fabricaten überſchwemmen. Es wird mit ſeinen Colonien allmählich eine eigene Handelswelt für ſich bilden, die von aller Concurrenz europäiſcher Staaten ganz unabhängig iſt. Zwar iſt dieß für England durchaus noch kein Grund auf ſeine europäiſchen Märkte zu verzichten; denn hier gilt wenn irgendwo der Grundſatz das Eine thun und das Andere nicht laſſen. Man dürfte ja den engliſchen Fabricanten zumuthen außer unſerem Planeten auch noch den Mond, Saturn und Uranus mit Twiſt und Calicos zu verſorgen; ſie würden ſich ans Werk machen die Aufgabe zu löſen. Allein jedenfalls wird ein ſolcher anderweitiger, großartiger Erſatz den Verluſt eines Marktes erleichtern, der doch nimmer auf die Länge hätte behauptet werden können.

Das einfache Reſultat aller dieſer Betrachtungen iſt eine ſchon tauſendmal geſagte Wahrheit die man nicht müde werden darf zu wiederholen. Wenn wir ſtark ſind durch Eintracht und Entwickelung unſerer inneren Kräfte, ſo brauchen wir Engländer und Franzoſen weder zu fürchten, noch zu haſſen, noch um ihren Beiſtand zu buhlen, ſondern können auf gleichem Fuße mit ihnen verkehren, und je nach den Bedürfniſſen des Augenblicks uns mit den Einen oder Andern näher verbinden. Wir ſtehen zu ihnen nur in der Beziehung einer gebildeten Nation zur andern; das heißt wir haben die gemeinſchaftliche Aufgabe durch Fortentwicklung unſerer inneren politiſchen Zuſtände, durch Hebung der inneren Wohlfahrt in allen Künſten des Friedens mit ihnen zu wetteifern und durch den Verkehr und die gegenſeitige Anregung zu einer höhern Stufe geſchichtlicher Bildung emporzuſteigen.

Rußland.

Neben England und Frankreich iſt Rußland die dritte und letzte Weltmacht. Es tritt gegenüber von Oeſterreich und Preußen in dieſe höhere Stellung dadurch ein daß es nicht bloß Land, ſondern auch Seemacht, nicht bloß europäiſche, ſondern auch aſiatiſche Großmacht, daß es ferner ein jugendlicher, nach allen Seiten um ſich greifender und eroberungsluſtiger Staat von einer durchaus offenſiven Haltung iſt. Dieſe Macht ruht dabei auf einer ſehr ſoliden Grundlage. Der koloſſale Länderumfang bei relativ ſchwacher Bevölkerung iſt zwar in mancher Beziehung einem Staate nachtheilig, weil er die nöthige Centraliſation und raſche Circulation verhindert, aber er verleiht ihm eine unangreifbare Stellung. Die größten Niederlagen können nicht, wie dieß bei Preußen und ſelbſt bei Oeſterreich denkbar iſt, die Exiſtenz des ganzen Staates in Frage ſtellen, ſondern nur eine vorübergehende Störung hervorbringen, da die wirkliche Occupation und Eroberung eines ſolchen Reiches faſt unmöglich iſt. Es erleichtert Rußland ſeine offenſive Haltung in hohem Grade daß die eigentliche Baſis ſeiner Macht ſtets unantaſtbar bleibt.

So bunt und verſchiedenartig ferner die zahlreichen Völkerſchaften des ruſſiſchen Reiches ſind, ſo bildet doch eine einzige, das Stammvolk der Ruſſen, einen ſtarken, der Geſammtheit aller übrigen weit überlegenen Grundſtock. Und dieß Volk iſt eben ſo ſtark durch ſeine Zahl, wie durch die Gleichartigkeit der Sitte und Religion und ſeine außerordentliche Bildungsfähigkeit, und hat offenbar noch eine große Zukunft vor ſich. Der Gehorſam gegen den Czaren iſt durch die beſondere Stellung welche er als Haupt der griechiſchen Kirche hat, beinahe zu einer religiöſen Verehrung geſteigert. Der ruſſiſche Kaiſer ſteht dadurch auf der höchſten denkbaren Stufe der abſoluten Regierungsform. So ſchwierig es nun bei einem ſolchen Rieſenkörper ſeyn mag daß Ein Mann alles überſieht und die Verwaltung entlegener Provinzen controlirt, ſo gibt doch dieſe autokratiſche Regierungsweiſe dem Staat für die auswärtigen Verhältniſſe außerordentliche Vortheile. Während in Frankreich der letzte Hebel der Maſchinerie — die Centralgewalt — von dem Stand der Parteien abhängig iſt, ruht hier alles in den Händen eines einzigen Mannes, neben deſſen Willen kein anderer Geltung hat. Einem kriegs- und erwerbluſtigen Staat gibt dieſe Vereinigung aller Gewalt in den Händen eines einzigen unverantwortlichen Individuums eine ungeheure Kraft der Bewegungen.

Zunächſt hat die ruſſiſche Politik dermalen ihre Richtung nicht gegen Weſten genommen, weil ſie daran durch dieſelben Umſtände wie Frankreich verhindert iſt, aber es würde ſich auch hier nur um einen günſtigen Anlaß handeln, um die Hand wieder in die deutſchen Angelegenheiten zu miſchen. Die Abſichten des ruſſiſchen Cabinets ſind auf den Süden, auf die türkiſche Erbſchaft gerichtet. Rußlands Stellung iſt äußerſt günſtig dazu den Orient unter ſeinen Einfluß zu bringen, und wenn es dieſer Macht gelänge dort zu herrſchen wo die drei Continente der alten Welt zuſammenhängen, ſo würde es mit England in den Rang einer erſten Weltmacht eintreten.

Allein ſo großartig von dieſem Geſichtspunkt aus die ruſſiſche Macht erſcheinen mag, ſo verliert ſie doch bei näherer Betrachtung der Dinge viel von ihrer furchtbaren Außenſeite. Es zeigt ſich auch hier wieder daß Bildung, Intelligenz, politiſcher Sinn, daß Selbſtgefühl der Bürger und ein zahlreicher wohlhabender Mittelſtand nicht ideale Größen von eingebildetem Werthe, ſondern die nothwendigen Bedingungen auch für die materielle Stärke eines Staates ſind. Mit der franzöſiſchen Macht läßt ſich die ruſſiſche ohnedieß nicht vergleichen; aber auch Oeſterreich und Preußen ſtehen als europäiſche Großmächte durchaus nicht hinter derſelben zurück.

Die Uebermacht Rußlands könnte nur eine militäriſche ſeyn, und gerade von dieſer Seite hat man oft unnöthige Beſorgniſſe. Jene großen Truppenzahlen die wir in ſtatiſtiſchen Werken leſen, machen die Sache nicht aus und ſtehen großentheils nur auf dem geduldigen Papier. Bei der Frage wie viele Soldaten ein Staat

Digitized by Google

aufſtellen kann, handelt es ſich durchaus nicht bloß um die abſolute, ſondern ebenſo um die relative Volksmenge. Wenn von einer dünn über weite Strecken hin geſäeten, ackerbautreibenden Bevölkerung eine halbe Million Arbeiter weggenommen wird, ſo bringt dieß gewiß dem Ackerbau und Wohlſtand des Landes weit größeren und bleibenderen Nachtheil, als wenn man aus einem kleineren aber dicht bevölkerten Lande, wo es an Boden und nicht an Händen fehlt, die gleiche Anzahl nimmt. Wenn Rußland in den franzöſiſchen Kriegen ſo viele Menſchen verloren hätte als Frankreich und Deutſchland, ſo würde es heute noch ſchwer an den Folgen davon zu leiden haben, während ſie in den genannten Ländern längſt ausgeglichen ſind.

Was die kriegeriſche Tüchtigkeit der Truppen betrifft, ſo muß allerdings anerkannt werden daß jener blinde, ein elendes Leben bereitwillig wegwerfende Gehorſam in den modernen Schlachten einen gleichen Erfolg haben kann, wie die Tapferkeit der gebildeten Völker, die aus natürlichem Muth, aus Pflichtgefühl, aus militäriſcher Disciplin und Ehre oder aus Begeiſterung für die Sache hervorgeht. Aber dieß gilt nur für die Maſſen. Der Officier und Feldherr, der mehr auf ſich ſelbſt geſtellt iſt, braucht einen freien praktiſchen Blick, Selbſtgefühl, Charakterſtärke, kurz Eigenſchaften die nicht bloß durch die Künſte einer äußerlichen Dreſſur in einem halbbarbariſchen Land erreicht werden, ſondern das ausſchließliche Vorrecht freier und gebildeter Nationen ſind. Die Kriegsgeſchichte lehrt uns daß ſich die Ruſſen immer gut geſchlagen, daß ſie aber, den einzigen Suwarow ausgenommen, nur unter der Anführung von Ausländern etwas ausgerichtet und in allen ihren neueren Kriegen, dem türkiſchen, polniſchen und kaukaſiſchen die Ueberlegenheit, die man hätte erwarten ſollen, nicht gezeigt haben.

Endlich gehört zum Kriegführen bekanntlich Geld und wieder Geld. Obgleich nun der Ural von Jahr zu Jahr größere Schätze von edlen Metallen liefert, obgleich in den Händen der ruſſiſchen Großen ungeheure Reichthümer zuſammenſtrömen, obgleich das unermeßliche Reich noch manche unbenützte Hülfsquellen hat, ſo bleibt es dennoch wahr daß nur derjenige Staat eine volle und unverſiegliche Quelle von Mitteln hat, in welchem ſich eine zahlreiche, durch Gewerbe und Handel emporgekommene ſtädtiſche Bevölkerung findet. Die geſchichtlichen Beiſpiele hiefür ſind ſo zahlreich und handgreiflich daß es überflüſſig iſt eins zu nennen.

Wir dürfen demnach zuverſichtlich ſagen: nicht bloß der deutſche Staatenbund, nicht bloß die vereinigte Macht von Oeſterreich und Preußen, ſondern jede dieſer Mächte einzeln iſt ſtark genug jeden ruſſiſchen Angriff abzuwehren. Gefährlicher für Deutſchland könnte die Verbindung Rußlands mit andern Mächten werden. Es fragt ſich welche Allianzen ſind für Rußland die natürlichſten? Die Verbindung mit Oeſterreich und Preußen könnte nur auf der Gleichheit des politiſchen Princips beruhen, allein das monarchiſche Princip iſt in dieſen drei Staaten für ſich ſtark genug, und die Zeiten die jene Allianz hervorriefen, ſind vorüber. In allen übrigen Beziehungen wiſſen dieſe Staaten zu gut daß ſie an Rußland einen zweideutigen Nachbar haben, vor dem ſie ſich, auch wenn er Geſchenke bringt, hüten müſſen. England ſteht zu Rußland bei weitem nicht in dem Verhältniß der Rivalität wie zu Frankreich, aus dem einfachen Grunde weil Rußland der engliſchen Macht weit weniger in den Weg treten kann als Frankreich. Die ruſſiſche Flotte in der Oſtſee, welche die Hälfte des Jahres eingefroren iſt, kann für ſie nicht ſehr gefährlich ſeyn; ein Angriff zu Land auf die oſtindiſchen Beſitzungen iſt ein leeres Hirngeſpinnſt. Nur eine Herrſchaft über Vorderaſien und der Beſitz von Konſtantinopel könnte den Engländern, die den Weg über Aegypten nach Indien in ihre Hände bringen müſſen, gefährlich werden, und dieß zu verhindern ſind ſie daher auch auf das angelegentlichſte bemüht.

Anders iſt die Stellung Rußlands zu Frankreich, und eine Allianz dieſer Staaten gehört ebenſo zu den möglichen wie zu den für Deutſchland wirklich bedrohlichen Dingen. Frankreich und Rußland können ſich wenig hinderlich ſeyn, weil ſie ſich nicht berühren; dagegen haben beide das gleiche Intereſſe die engliſche Weltmacht zu bekämpfen, und insbeſondere die compacte Maſſe des deutſchen Staatenbundes, die ihrem Einfluß in allen Dingen hinderlich iſt, zu erſchüttern. Uebrigens ſind ſelbſt in dieſem äußerſten Fall die deutſchen Staaten, wenn ſie einig ſind, ſtark genug ſich beider Feinde zumal zu erwehren und würden jedenfalls England zum Bundesgenoſſen haben. Zudem hat auch die ruſſiſch-franzöſiſche Allianz wieder ihre Schwierigkeiten. Für's erſte iſt ihr Intereſſe in der orientaliſchen Frage ebenfalls ein getrenntes, denn Frankreich wird Rußland die türkiſche Beute ebenſo wenig gönnen als England. Für's zweite iſt derſelbe Umſtand der die beiden Staaten hindert gegen einander zu kämpfen, die räumliche Trennung, auch ein Hinderniß für ein gemeinſames Wirken. Wenn Rußland von Oſten, Frankreich von Weſten angreift, ſo ſind es jedenfalls nur zwei iſolirte Angriffe, da eine Communication der Heere nicht möglich wäre. Drittens ſteht dieſer Allianz jener eigenthümliche Zug des franzöſiſchen Charakters im Weg daß ſie von Haus aus einen Trieb haben Propaganda zu machen und ihren politiſchen und ſocialen Theorien eine allgemeine Geltung zu verſchaffen. Gegenſeitiger Widerwille und Mißtrauen wären jedenfalls die nothwendigen Begleiter einer ſolchen Allianz.

Die Stellung Rußlands zu den deutſchen Staaten wird neben allem andern durch das unnatürliche Syſtem der Abſperrung zu einer geſpannten. Die Abſicht geht dahin allen Handel und Verkehr mit dem Ausland zu erſchweren, und im Innern durch ausſchließliche Bevorzugung der ruſſiſchen Nationalität, durch Gleichartigkeit des Glaubens und der Sprache dem Reiche eine noch größere Einheit und Centraliſation und eine originale, volksthümliche Baſis zu geben. Dieſer Plan iſt nichts anders als ein offenbares Verkennen aller Geſetze der Natur und Geſchichte. Die ungebildeten Völker müſſen bei den gebildeten in die Schule gehen; das iſt die Ordnung, das Geſetz der Welt. Ein Volk muß das von den andern Völkern angehäufte Capital der Bildung in ſich aufnehmen, und zeigt eben daran daß es dieß Capital in einer eigenthümlichen Weiſe aufnimmt und verarbeitet, ſeine Nationalität. So haben die Griechen die orientaliſche Bildung verarbeitet, die Römer die griechiſche, die Kelten und Germanen die römiſche und chriſtliche. Wenn nun irgend ein Volk dazu berufen iſt zuerſt in die Schule zu gehen und dann erſt das Erlernte ſelbſtändig zu verarbeiten, ſo ſind es die Slaven die in einer Reihe von Jahrhunderten Zeit genug gehabt hätten eine originale Cultur zu entwickeln, wenn ſie dazu fähig wären. Man treibt hier mit dem Worte Nationalität ein eitles Spiel. Die ſlaviſchen Völkerſchaften wiſſen größtentheils kaum was Nationalgefühl iſt. Jene ſentimentale Liebe zu den heimathlichen Fluren, Liedern und Sitten, jener Stolz auf eingebildete Vorzüge macht die Sache nicht aus. Wenn ſich nicht objective Vorzüge, eine eigenthümliche Cultur, politiſche Inſtitute, eine glorreiche Geſchichte, wenn ſich nicht die ganz reellen Güter der Macht, des Wohlſtandes mit einer ſolchen Nationalität zu einem untrennbaren Ganzen verbinden, wie das bei den großen Völkern Europa's war und iſt, ſo hat jenes patriotiſche Gefühl bei einem Volke keinen andern Werth, als die Eitelkeit bei einem Individuum. Es gibt kein ſprechenderes Beiſpiel dafür, wie weit

Digitized by Google

ein ſolches ſubjectives Nationalgefühl das nur alles Fremde abweiſen will, ausreicht, als die Geſchichte des polniſchen Volkes. Es iſt mit dieſer ruſſiſchen Nationalität nicht anders. Sie kann nur dadurch etwas Großes werden, wenn ſie die europäiſche Cultur vollſtändig aufnimmt und dann zu etwas Originalem verarbeitet. Peter der Große hat ſein Volk auf das Ausland verwieſen, und mit Recht; es war der einzige und nothwendige Weg in das europäiſche Staatenſyſtem einzutreten. Ein Jahrhundert iſt aber noch keine Schulzeit für ein Volk. Alle Berichte ſtimmen darin überein daß in Rußland die alte Barbarei nur erſt mit einer dünnen und leichten Decke europäiſcher Civiliſation überzogen ſey. Man kann nicht willkürlich das Thor zumachen und ſagen: jetzt haben wir das Fremde genug und wollen nur unſere eigene Nationalität ausbilden. Es iſt mit dieſem Völkerverkehr wie mit einer Schleuße; ſo lange das Waſſer auf einer Seite höher ſteht, muß es auf die andere hinüberlaufen.

Allein die ruſſiſche Politik beſchränkt ſich nicht auf dieſen unnatürlichen Plan die ruſſiſche Nationalität aus ſich ſelbſt heraus zur Blüthe zu treiben, ſondern ſie will dieſelbe zugleich den übrigen Völkern aufdringen um den ganzen koloſſalen Rieſenkörper in Eine Uniform zu zwängen. Die ruſſiſche Sprache und in Verbindung mit ihr die griechiſche Kirche ſucht in Finnland, den Oſtſeeprovinzen, in Litthauen, Polen, am Kaukaſus feſten Fuß zu faſſen und allmählich zur Herrſchaft zu kommen. Die Geſchichte zeigt uns nun Beiſpiele genug daß ein ungebildetes Volk die Sprache, Sitte, den Glauben eines gebildeteren annahm und mit Gewalt zu deſſen Annahme gezwungen wurde. Allein der umgekehrte Fall daß ein ungebildetes Volk einem gebildeteren ſeine Weiſe aufdrängt, verſtößt gegen die heiligſten Geſetze der Natur und Völkergeſchichte. Die katholiſche Kirche ſteht um die Bildung und Erfahrungen eines Jahrtauſends über der griechiſchen, und dennoch wird ſie hier mit den plumpen Waffen phyſiſcher Uebermacht bekämpft. Die weſtlichen Gränzvölker Rußlands, die Finnen, die Bewohner der Oſtſeeprovinzen, die Polen ſtehen der europäiſchen Civiliſation näher als die Ruſſen, und ſind für dieſe die natürlichſten Vermittler derſelben. Was kann dagegen das ruſſiſche Stammvolk dieſen Völkern darbieten als eine ungebildete, wenn auch noch ſo bildungsfähige Sprache, rohere Sitten und eine niedrigere Stufe des religiöſen Cultus? Einzelne Gewaltthätigkeiten einer despotiſchen Regierungsform ſind etwas weit Leichteres und Erträglicheres als ſolche Eingriffe in die natürlichen und heiligen Rechte eines Volkes. Und was wird damit gewonnen? Welchen Werth ſoll eine ſolche Gleichartigkeit haben? Sie kann nur in den Augen derjenigen für etwas Hohes gelten für die es keinen erhebenderen Anblick gibt als ein Regiment Soldaten die Mann für Mann den gleichen Schnurrbart, jeden Knopf und jede Litze genau an derſelben Stelle tragen und auf das Commando den gleichen Fuß in Einer Terzie erheben. Allein die natürlichen Geſetze der Geſchichte ſind ſtärker als ſolche Kunſtſtücke der Einzelnen. Das Reſultat dieſer Politik iſt nur daß ſich Rußland die Antipathien ſeiner Nachbarvölker, die dumpfe Erbitterung der eigenen Unterthanen denen es den Glauben und die Sprache der Väter rauben will, zuziehen muß. Für Rußland ſelbſt iſt dieſe Zeit der Abſperrung eine verlorene, eine Zeit des Rückſchrittes, wodurch der wahre Fortſchritt nur hingehalten wird. Die deutſchen Nachbarvölker dagegen haben ein natürliches und geſchichtliches Recht daß ſie in einem lebhaften ſocialen und mercantilen Verkehr für die öſtlichen Völker die Lehrer und Träger der europäiſchen Bildung werden, und daß in dieſen gegenſeitigen Berührungen beide Theile ihren Vortheil finden. Dieſe unnatürliche Abſperrung eines ungebildeten Volks iſt alſo eine Verletzung ihrer weſentlichen Intereſſen, und darum ſollte die Stellung der deutſchen Staaten zu Rußland nicht bloß die eines zurückhaltenden Mißtrauens, ſondern geradezu ſo lange eine feindſelige ſeyn, bis die natürlichen Beziehungen zwiſchen beiden Nachbarvölkern, durch deren Vernichtung beide Theile leiden, wieder hergeſtellt ſind.

Oeſterreich.

Die beiden rein europäiſchen Großmächte Oeſterreich und Preußen gehören zugleich dem deutſchen Staatenbund an, und ſind die wichtigſten Beſtandtheile deſſelben. Von einer Stellung Deutſchlands zu denſelben kann alſo nicht mehr die Rede ſeyn, und auch in anderer Beziehung machen die folgenden Bemerkungen noch weniger als die bisherigen darauf Anſpruch eine genügende Beſprechung des Gegenſtandes zu ſeyn.

Beim Uebergang von Rußland zu Oeſterreich machen wir vor allem die erfreuliche Wahrnehmung daß das was wir dort ſo entſchieden vermißten, hier in glänzendem Maße erfüllt iſt, indem erſtens hier die Deutſchen zu ihren öſtlichen ſlawiſchen Nachbarn in dem Verhältniß ſtehen das die Geſchichte ihnen angewieſen hat, und zweitens der Beweis geliefert wird daß wenn ein Staat verſchiedenartige Provinzen in ſich begreift, er nicht alle in einen einförmigen Model zu gießen braucht um ſtark und kräftig zu ſeyn.

Es iſt eine durchaus falſche Behauptung, die Deutſchen ſeyen in Oeſterreich das herrſchende Volk. Wer wollte dieß von den ungariſchen Ländern ſagen wo die magyariſche Nationalität ſo ausſchließlich um ſich greift, oder von den polniſchen und italieniſchen wo die deutſche Bevölkerung gänzlich fehlt. Aber das läßt ſich mit Recht ſagen: Die Deutſchen ſind für den Kaiſerſtaat der Sauerteig der Cultur, ſie ſind das nothwendige Verbindungsglied der verſchiedenen Völkerſchaften und auf den deutſchen Erblanden und der deutſchen Bevölkerung, obgleich ſie nur ein Sechstel der ganzen ausmacht, ruht dennoch der Schwerpunkt der Monarchie. In dieſem Sinn dürfen wir uns alſo dennoch freuen und ſtolz ſeyn über die Stellung die das deutſche Volk an ſeinen ſüdöſtlichen Gränzen einnimmt. Unter allen Beziehungen zu den Nachbarn iſt dieß die rühmlichſte.

Die öſterreichiſchen Provinzen ſind urſprünglich auf eine zufällige Weiſe, die wichtigſten durch Heirath zuſammengekommen. Im Lauf der Jahrhunderte iſt dieß Band aber ein feſtes, unauflösliches geworden. Der Staat hat in den Kriegen des letzten Jahrhunderts die Feuerprobe beſtanden und eine Zähigkeit und Conſiſtenz bewieſen, die manchem gleichartigeren und centraliſirteren Lande fehlt. Es iſt nicht bloß der ehrwürdige Glanz des Kaiſerthrons, die alte Anhänglichkeit an ein ruhmvolles Fürſtenhaus was dieſe verſchiedenartigen Völker zuſammenbindet, ſondern zu dieſen gemüthlichen Motiven geſellen ſich auch noch ganz reelle Vortheile die dieſer Bund für jedes einzelne derſelben hat. Es iſt von außerordentlichem Werth Glied eines großen Reiches zu ſeyn. Stünden dieſe Provinzen iſolirt, ſo wäre jede dem willkürlichen Einfluß fremder Staaten ausgeſetzt; jede für ſich wäre eine Null im europäiſchen Staatenſyſtem; vereinigt bilden ſie eine Großmacht des Continents.

Es iſt etwas ſehr Gewöhnliches daß Oeſterreichs Macht und Einfluß auf den Continent noch unter dem wahren Werthe angeſchlagen wird. Die Erfolge derſelben werden vielfach überſehen, weil ſie auf eine geräuſchloſere Weiſe erreicht und nicht ſo redſelig ausposaunt werden. Der aufmerkſamere Beobachter der letzten dreißig Friedensjahre dagegen überzeugt ſich daß weder Rußland noch Frankreich auf den allgemeinen Gang der europäiſchen Ange-

Digitized by Google

legenheiten einen ſo tiefgreifenden und entſcheidenden Einfluß ausgeübt hat als Oeſterreich. Die politiſche Richtung aller kleineren Staaten in Deutſchland und Italien wurde durch die öſterreichiſche beſtimmt. Preußen wollte in den erſten Jahren nach dem Krieg einen eigenen Weg gehen, aber bald lenkte es ebenfalls in die öſterreichiſche Richtung ein. Italien böte jetzt vielleicht das Bild der ſpaniſchen Halbinſel dar, wenn ſeine Regierungen nicht an Oeſterreich einen energiſchen Beſchützer gehabt hätten. Das türkiſche Reich beſtünde vielleicht auch nicht mehr, hätte nicht Oeſterreich den Schild vorgehalten. Die Entſcheidung der wichtigſten Angelegenheiten hing immer von der Stellung Oeſterreichs ab und erfolgte in den meiſten Fällen in ſeinem Sinn; nur die Angelegenheiten der pyrenäiſchen Halbinſel lagen außerhalb ſeiner unmittelbaren Einwirkungen.

Die conſervative und friedliche Politik die Oeſterreich in allen dieſen Beziehungen befolgte, hängt nicht, wie Manche meinen, von den zufälligen Anſichten einzelner Perſönlichkeiten ab, ſondern ſie geht aus der Natur ſeiner Verhältniſſe mit Nothwendigkeit hervor. Wie Frankreich durch ſeine Centraliſation und die Einheit gleichartiger Beſtandtheile zu einer offenſiven, nach außen wirkenden Stellung veranlaßt wird, ſo iſt Oeſterreich ſchon durch die Zuſammenſetzung aus verſchiedenartigen Provinzen zu einer defenſiven, nach innen thätigen genöthigt. Ein Zuwachs an Areal hat für einen ſolchen Staat keinen Werth; er iſt groß genug um unter allen Umſtänden eine hohe Stellung in Europa einzunehmen. Neue Provinzen würden nur die Beſtandtheile noch bunter machen und die Bedeutung des in den Erblanden liegenden Schwerpunktes ſchwächen, während durch innere Entwickelung der großartigen natürlichen Hülfsquellen dieſes Staats, durch Hebung des Ackerbaues und aller friedlichen Künſte ein weit größerer Zuwachs an wirklicher Macht gewonnen werden kann, als durch irgend eine Vermehrung des Länderumfangs. Hierzu iſt aber der Friede die weſentliche Bedingung; denn der Krieg ſchlägt einem erſt aufſtrebenden, in mancher Beziehung noch nach den Elementen der Bildung ringenden Staat weit tiefere Wunden, als einem ſchon entwickelten. Nur daran hat Oeſterreich ein entſchiedenes Intereſſe daß die unteren Donauländer, wenn auch nicht ſeine eigenen, doch keinesfalls die Provinzen der ruſſiſchen Großmacht werden und dadurch die Mündung ſeines Hauptſtroms in feindliche Hände komme. Durch dieſe conſervative und friedliche Stellung iſt Oeſterreich der natürliche Bundesgenoſſe Englands, das die gleichen Intereſſen hat; und unter allen Allianzen in Europa iſt dieſe die älteſte und geſichertſte.

Die Anwendung des Repräſentativſyſtems auf die Verhältniſſe dieſes Reichs wäre ebenſo verderblich, als ſie unmöglich iſt. Denkt man ſich z. B. daß Deputirte aus allen Theilen des Reichs, Polen, Magyaren, Italiener, Deutſche, Czechen, Slavonier, Szeckler in Eine Verſammlung zuſammentreten, ſo würde einfach ſchon Alles an der babyloniſchen Sprachenverwirrung ſcheitern. Denkt man ſich dagegen daß jede dieſer Provinzen ihre eigene Verfaſſung, wie z. B. Ungarn, habe, ſo wäre der Zuſammenhang des ganzen Reichs unmittelbar bedroht und eine gemeinſame Regierung faſt unmöglich. Es iſt ebenſo natürlich als durch Thatſachen erwieſen daß eine Nationalität an derartigen politiſchen Inſtituten nur erſtarkt und ſich iſolirt, während hier im Gegentheil das Intereſſe darauf gerichtet ſeyn muß dieſe verſchiedenen Völker einander näher zu bringen und durch gemeinſame Einrichtungen und Geſetze gleichartiger zu machen. Die Centralgewalt muß unter allen Umſtänden in einem ſolchen Staat ſtark und übermächtig ſeyn, und nur dieß macht es ihr möglich die Beſonderheiten der einzelnen Provinzen mit weiſer Schonung zu berückſichtigen.

Es iſt ebenſo einſeitig als kurzſichtig wenn Deutſche, einer politiſchen Theorie zu lieb, Partei für die Beſtrebungen der ungariſchen Stände gegen die öſterreichiſche Regierung nehmen und dieſer Verlegenheiten gönnen würden die aus dieſem Verhältniß für ſie erwachſen könnten. Jede Schwächung der Centralgewalt des öſterreichiſchen Staatenbundes iſt nichts anderes als eine Schwächung Deutſchlands. Einem Land wie Ungarn thut überhaupt weniger eine freie Verfaſſung, welche nur zum Schutz der Adelsprivilegien dient und nutzloſe Debatten über allgemeine Fragen veranlaßt, als eine gute Verwaltung noth, die Straßen und Brücken baut, Sümpfe austrocknet, Canäle gräbt, der misera contribuens plebs die ſchwerſten Laſten abnimmt, den erſten Grund zu einer gewerblichen und mercantilen Entwickelung legt und die verſchiedenen Beſtandtheile des Landes einander durch Gerechtigkeit gegen Alle und die Bande eines friedlichen Zuſammenlebens verſchmelzt. Wer die Verhältniſſe näher anſieht, der muß die Ueberzeugung gewinnen daß nicht die Magnaten und die Ständetafel, ſondern die Regierung die Intereſſen aller Stände und Völkerſchaften, das Princip der Gerechtigkeit, der Civiliſation und das heißt ſo viel als die Grundſätze der wahren Freiheit vertritt. Die Ideen von Freiheit welche der ungariſche Adel hat, weichen von denen der polniſchen Landboten, die Scenen der ungariſchen Ständetafel von denen des polniſchen Reichstags nur in unweſentlichen Dingen ab. Dieß magyariſche Nationalgefühl iſt auch noch ebenſo wenig über jene Liebe zu einer ungebildeten Sprache, zu heimathlichen Melodien, Trachten, zu Leichen und Hochzeitgebräuchen und was ſonſt noch jedes Volk für derlei Beſonderheiten hat, hinausgekommen; ſie iſt ebenfalls noch unreif und hat die weitere Schulzeit noch durchzumachen, ehe ſie ſich von der Civiliſation des Weſtens, die für ſie durch die deutſche vermittelt iſt, wird emancipiren können.

Die Ideen des politiſchen Liberalismus bedürfen eines andern Bodens, als ihn die ungariſchen und überhaupt die öſterreichiſchen Verhältniſſe darbieten. Wenn man auf die praktiſchen Reſultate und nicht auf die Theorie achtet, ſo gehen jene Ideen in ihrer vernünftigſten Richtung darauf aus einem gebildeten, durch Gewerbe und Handel zu höherem Wohlſtand und dadurch zu höherem Selbſt- und Gemeingefühl erſtarkten Mittelſtand eine größere Theilnahme am öffentlichen Leben zu verſchaffen, und denſelben zur eigentlichen Stütze und zum Schwerpunkt des Staates zu machen. Wo ſich eine ſolche zahlreiche und gebildete ſtädtiſche Bevölkerung nicht findet, wo zwiſchen Adel, Beamten und Bauern kein eigenthümlicher Stand von Bedeutung beſteht, da haben jene politiſchen Ideen keinen ſoliden Grund. Die Aufgabe kann hier nur ſeyn einen ſolchen Stand allmählich zu ſchaffen. Allein eben dieß thut ja die öſterreichiſche Regierung, indem ſie für den materiellen Wohlſtand der Provinzen, für die Aufhebung der inneren Schranken des Verkehrs unabläſſig thätig iſt, indem ſie die Eiſenbahnen, dieß großartigſte Bindungsmittel der Völker, mit der größten Energie unter allen Großmächten des Continents ergriffen und durchzuführen begonnen hat, indem ſie nach allen Seiten langſam, aber mit ſicherem Erfolg den Samen zu künftiger Bildung ausſtreut.

Ob dagegen Oeſterreich ein gegründetes Intereſſe daran hat daß jene politiſchen Ideen auch in den übrigen Bundesſtaaten, wo ein günſtigeres Terrain für ſie vorhanden iſt, nicht Platz greifen, ob ein nationaler und politiſcher Aufſchwung des deutſchen Volkes ſeiner Macht ſchädlich oder nicht vielmehr eben dadurch vortheilhaft wäre daß das deutſche Element, der Kern und die Stütze ſeines Staatenverbandes, dadurch gehoben und gekräftigt würde,

Digitized by Google

dieß iſt eine andere Frage deren weitere Beſprechung hier überflüſſig iſt, weil ſie ſich dem Urtheilsfähigen von ſelbſt beantwortet.

Preußen.

Bei den bisher beſprochenen Mächten durfte man nicht nach einem Beweis fragen daß ſie Großmächte ſeyen. Ein Blick auf die Landkarte oder in irgend ein geographiſches oder geſchichtliches Handbuch zeigte dieß ſchon. Bei Preußen dagegen beträgt das Areal, ohne von England und Rußland zu ſprechen, nur die Hälfte von dem Oeſterreichs und Frankreichs, die Bevölkerung nicht einmal ſo viel. Das Land iſt in zwei iſolirte Hälften getrennt. Die Gränzen ſind von allen Seiten bloßgeſtellt und berühren das Gebiet der drei andern Großmächte unmittelbar. Sie reichen nicht an das deutſche Meer, und zu der Oſtſee iſt Thor und Schlüſſel in den Händen einer andern Macht. Die Bevölkerung iſt zwar gleichartig, d. h. zum größten Theil deutſch; doch iſt weder Einheit der Confeſſion, noch der Geſetzgebung, noch der geſchichtlichen Erinnerungen. Eine der blühendſten und volkreichſten Provinzen hat jene altpreußiſche Geſinnung nicht, iſt katholiſch, hat franzöſiſches Recht und hängt mit den öſtlichen Ländern nicht einmal räumlich zuſammen; eine andere wurde vor nicht ſehr langer Zeit dem Nachbar entriſſen; eine dritte gehört einem andern Volksſtamm an.

Wenn alſo Preußen dennoch eine Großmacht ſeyn und neben den andern als ebenbürtige Genoſſin ſtehen ſoll, ſo muß es den Mangel natürlicher Kräfte und materieller Grundlagen durch intenſive Erhöhung ſeiner Hülfsquellen erſetzen. Fragen wir worin dieſe beſtehen, ſo erhalten wir gewöhnlich eine Antwort die wir am beſten mit den Worten eines preußiſchen Profeſſors und Hiſtorikers ſelbſt anführen können. Gans ſagte in ſeinen Vorleſungen an der Univerſität Berlin bei dieſem Anlaß allemal: „Meine Herren! die Garantien der preußiſchen Macht haben Sie in der Nähe; es iſt hier die Univerſität und drüben das Zeughaus.“ Die Intelligenz, die allgemeine Wehrpflicht und, wir dürfen noch ein Drittes hinzufügen, die Verwaltung, gelten für jene Erſatzkräfte.

Der preußiſche Staat ſoll, wie man uns verſichert, in einem ganz ſpeciellen Verhältniß zur Wiſſenſchaft ſtehen. Man kann ſich aber im Grunde nichts Klares bei dieſer Behauptung denken. Daß Berlin die erſte Univerſität in Europa, die preußiſchen Gymnaſien die beſten, die Examina die ſchwerſten ſind, daß recht viele Leute über recht viele Gegenſtände recht vernünftig ſprechen können, daß Jedermann im ganzen Land Leſen und Schreiben gelernt hat, was thut das zur politiſchen Macht und Größe des Staats? Wenn es gleich die Profeſſoren ſchon tauſendmal in ihren Feſtreden und Programmen in deutſcher und lateiniſcher Sprache bewieſen haben, ſo iſt es doch einfach nicht wahr daß die Wiſſenſchaften einen Staat groß und kräftig machen. Die Wiſſenſchaften haben kein Vaterland; ſie bedürfen auch keiner beſonderen Pflege von Seiten der Regierungen, ſondern nur Einer Gunſt, der freien Bewegung; ſie haben gegenüber von ihnen nur jenen beſcheidenen Wunſch den Diogenes gegen Alexander von Macedonien ausſprach: „geh' mir ein wenig aus der Sonne.“ Wenn ein Fürſt von hoher Bildung und edler Geſinnung große Talente in Kunſt und Wiſſenſchaft um ſich verſammelt, zu großen Werken Anregung und Hülfe gibt, ſo iſt das die würdigſte und nützlichſte unter allen fürſtlichen Neigungen. Dazu bedarf es aber nicht der europäiſchen Großmächte. Das kleine Weimar hat hierin ſeiner Zeit mehr geleiſtet, als die ganze preußiſche Monarchie, aber es iſt darum doch das kleine Weimar geblieben und kein mächtigeres Herzogthum dadurch geworden, als Coburg und Meiningen. Als die Griechen mit den Römern zuſammentrafen, waren ſie denſelben in allen Wiſſenſchaften weit überlegener, als jetzt Preußen den andern Staaten, und dennoch unterlagen ſie beim erſten Zuſammenſtoß. Die Italiener waren im 16ten Jahrhundert das gebildetſte Volk in Europa, und dennoch waren ſie nicht ſtark genug ſich der Fremden zu erwehren.

Allerdings gibt es eine Bildung durch die kleine Staaten den großen überlegen werden; es gibt eine Intelligenz die macht daß Hunderte ſo viel ausrichten als ſonſt Tauſende, aber dieſe Bildung iſt nicht eine litterariſche, ſondern eine politiſche. Sie beſteht nicht darin daß alle Leute leſen und ſchreiben können, wiewohl das auch gut iſt, ſondern daß den gemeinſamen Angelegenheiten die Theilnahme und Kraft des ganzen Volks zugewandt iſt, daß durch die freie Concurrenz der Talente große Männer erſtehen und in ihrer Thätigkeit für das Geſammtwohl wetteifern. Wir wollen nicht ſagen daß ſich hievon in Preußen gar nichts finde, aber doch findet ſich nicht ſoviel davon als nöthig wäre um jenen Mangel natürlicher Hülfsquellen auszugleichen. Jene Behauptung dagegen daß Preußen der Staat der Intelligenz und Wiſſenſchaft und dadurch groß ſey, können wir nur als eine obligate Phraſe preußiſcher Profeſſoren anſehen.

Als die zweite Garantie gilt das preußiſche Heerweſen. Wir ſind der Meinung daß dieß Heerweſen ebenſo gut ein Zeichen der Schwäche als der Stärke Preußens genannt werden kann. Daß jeder Bürger Soldat, jeder Soldat Bürger iſt, das iſt etwas Schönes; daß aber jeder Bürger ein paar Jahre ſeines Lebens in einer Caſerne mit Exerciren und Schildwachſtehen zubringt, das iſt die Kehrſeite der Sache. Die Koſten die dieſe Einrichtung dem Staat verurſacht, ſind weit geringer anzuſchlagen, als die Nachtheile die ſie für den Einzelnen, für Ackerbau, Gewerbe und Handel hat. Jeder Menſch verliert für ſeine Berufsbildung oder die Ausübung desſelben ein paar Jahre ſeiner beſten Jugend, und der Schaden iſt größer, als wenn in Preußen jeder Mann um ſo viel kürzer leben würde. Es iſt unberechenbar wie tief und ſtörend dieß in das bürgerliche Leben eingreift.

Die Rechtfertigung ſcheint in der Nothwendigkeit der Sache zu liegen, allein der Zweck wird dennoch nur ungenügend erreicht. Eine Großmacht ſoll allezeit ſchlagfertig ſeyn. Dazu gehört aber nicht bloß daß ſie in ſo und ſo viel Zeit ſo und ſo viel Tauſende exercirter Soldaten ins Feld ſtellt, ſondern daß ſie zu jeder Zeit bei jedem, auch dem geringſten Anlaß, wo Ehre und Intereſſe es verlangt, bereit und fähig iſt das Schwert in die Wagſchale zu werfen, ohne daß darum die ganze Nation in Bewegung geſetzt werden müßte. So führen die Franzoſen Krieg in Algier, die Ruſſen am Kaukaſus, die Engländer in allen Theilen der Welt, und während deſſen gehen zu Hauſe alle friedlichen Geſchäfte ihren Gang fort. Denn der Krieg wird hier von ſolchen geführt die in ihrem Stand einmal für eine Reihe von Jahren den Beruf ihres Lebens erkannt und auf jeden andern, wie auf das Leben in der Familie verzichtet haben. Die Einführung ſtehender Heere iſt bei Großmächten nicht ein alter Mißbrauch, ſondern eine natürliche Folge der Dinge, die bei allen Völkern, auch im Alterthum, allmählich an die Stelle bürgerlicher Heere trat. In Preußen dagegen bildet bekanntlich die eigentliche Macht und den Kern des Heeres das erſte Aufgebot, das zum größten Theil aus verheiratheten und anſäſſigen Männern beſteht. Das ſtehende Heer iſt theils an Zahl zu ſchwach, theils beſteht es aus ganz jungen Leuten von 20 bis 23 Jahren; wenn auf ſie die Laſt eines Krieges allein fiele, ſo würde Jeder nur einen unglücklichen Zufall darin ſehen daß gerade in ſeine kurze Dienſtzeit eine ſo verhängnißvolle Entſcheidung trifft.

Digitized by Google

Jeder Krieg iſt daher in Preußen ein ungeheures Ereigniß das die ganze Nation in Belagerungszuſtand erklärt. Tauſende von Familien werden brodlos; Tauſende von Gewerben ſtehen ſtill, und kein Haus iſt das nicht ſchwer davon betroffen würde. Ein Staat, bei dem ſo viel auf dem Spiel ſteht, wird ſich wohl hüten wegen Angelegenheiten die ihn nicht auf das Unmittelbarſte berühren, zum Schwert zu greifen; er wird nicht, wie es einer Großmacht geziemt, nur um ſeinen Einfluß, ſeine Stellung zu erweitern, einen ſo verhängnißvollen Schritt wagen. Was aus allem dieſem folgt, iſt daß Preußen eine defenſive Stellung hat und nur ſchwer zu einer offenſiven ſchreiten kann. Sein Heerſyſtem paßt zur Vertheidigung; wenn das Vaterland in Gefahr iſt, dann iſt es gerechtfertigt alle Kräfte der Nation aufzubieten und das Land in ein Standlager zu verwandeln; aber wegen der orientaliſchen Frage, wegen Spanien oder irgend eines unwichtigeren Anlaſſes ſo Ungeheures zu wagen wird es ſich ſchwer entſchließen. Zur wahren Schlagfertigkeit, zu der Stellung einer europäiſchen Großmacht gehört einmal, mag man nun dieſe Nothwendigkeit beklagen wie man will, thatſächlich ein ſtehendes Heer, deſſen Kern aus Männern beſteht die darin die Aufgabe ihres Lebens und die Ehre ihres beſondern Standes erkennen den Staat nach außen zu vertreten, und die jeden Augenblick auch bei dem geringſten Anlaß in Bewegung zu ſetzen nicht die geringſte Schwierigkeit hat. Für kleinere Staaten die nur ſich ſchützen, nicht andere angreifen wollen, mag daher das Syſtem der Nationalbewaffnung ſehr zweckmäßig ſeyn. Preußen dagegen muß im Frieden die ungeheuerſten Anſtrengungen machen, und dennoch einen Krieg fürchten. Ob und wie Preußen auf andere Weiſe dieſem Bedürfniß genügen könnte, iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen. Es ſollte überhaupt nicht ſowohl dieß Syſtem als ein verwerfliches dargeſtellt werden, indem es offenbar viel Großes und Schönes hat, ſondern wir wollten nur ſagen daß trotz dieſes Syſtems und durch daſſelbe Preußen eine Defenſivmacht und in der Wirklichkeit nicht ſo ſchlagfertig iſt wie die andern Großmächte.

Als der dritte Edelſtein in der preußiſchen Krone gilt die Verwaltung. Man ſpricht immer viel von der Centraliſation des franzöſiſchen Staats. In den deutſchen Ländern, als deren Muſter hierin Preußen gelten kann, iſt die Einheit der Verwaltung und die Kraft der Regierung noch weit größer. In Frankreich iſt nicht nur die höchſte Gewalt ſelbſt von der Majorität der Deputirtenkammer abhängig, ſondern auch ein großer Theil der Beamten wechſelt mit jedem Miniſterium; der Eintritt in dieſen Stand und der Rücktritt aus demſelben iſt etwas viel Leichteres und Gewöhnlicheres. Bei uns iſt der Einfluß der Beamten in dem Maße größer, in welchem ſie einen mehr geſchloſſenen und den erſten Stand im Staate ausmachen und eine geſichertere Stellung haben, je intelligenter, gebildeter und angeſehener ſie dadurch ſind, je geordneter ihre Organiſation, je mehr die ganze Stufenleiter von Stellen in den Händen einer unveränderlichen Centralgewalt iſt, je mehr es gar keine andere Form zu regieren gibt, als durch Beamte, je mehr nicht nur die Verwaltung, ſondern auch die ganze Geſetzgebung von der Regierung abhängt.

Es läßt ſich nun nicht verkennen daß dieſe preußiſche Verwaltung ihre großen Vorzüge hat, daß ſie in den letzten dreißig Jahren nach allen Seiten hin viel geleiſtet hat, daß im Allgemeinen in dieſem Staat eine Ordnung, Unparteilichkeit und Rechtlichkeit waltet, wie ſie wohl in einem Lande von gleichem Umfang niemals größer war. Die Schattenſeite dieſer Einrichtung iſt aber daß das Papier und die Acten die erſte Rolle im Staatsleben ſpielen, daß der Staat zu einer immer complicirteren Maſchine und das Volk den öffentlichen Angelegenheiten immer mehr entfremdet, ſtatt nähergerückt wird. Jener erſten und wichtigſten Garantie, von der wir oben geſprochen, ſteht dieſe dritte in den weſentlichſten Punkten im Wege.

Allen bisherigen Ausſtellungen zum Trotz iſt aber Preußen dennoch eine Großmacht, einfach dadurch daß es von einer Reihe kleinerer deutſchen Staaten umgeben iſt, deren natürlichen Führer es bildet, daß es eine junge, aufſtrebende Macht iſt, deren Entſtehung und rechte Entwickelung gerade in diejenige Zeit fällt in welcher ſich das deutſche Volk aus den Zuſtänden einer unſeligen Zerriſſenheit, politiſcher Schwäche und Unmündigkeit zu dem Bedürfniß einer höheren Organiſation ſeiner öffentlichen Verhältniſſe erhoben hat. Preußen iſt allerdings eine Großmacht und jeder andern ebenbürtig, aber weder durch die Univerſität Berlin noch durch das Zeughaus, weder durch die Hegel'ſche Philoſophie noch durch die Schelling'ſche, weder durch den Guſtav-Adolfverein noch durch den Schwanenorden, weder durch ſeine Provincialſtände noch durch das Bisthum in Jeruſalem, ſondern — durch ſeine Zukunft und einen ſchönen Anfang dieſer Zukunft, den Zollverein.

Die rheiniſchen ritterbürtigen Autonomen von E. M. Arndt 1844.

Fürwahr, das iſt deutſch geſprochen! Das nennt man ſeine Meinung frei herauslegen, ehrlich und unumwunden, mit Wärme aber ohne Haß, entſchieden aber ohne Parteigeiſt. Neues, das im Weſentlichen nicht ſchon längſt und tauſendfältig wäre über den Gegenſtand, und über den Adel überhaupt geſagt, entwickelt, nachgewieſen worden, wird man in der kleinen Schrift allerdings nicht finden; aber das darin ausgeſprochene Wort wird tiefer eindringen und feſter haften als die meiſten, um nicht zu ſagen als alle ſeine Vorläufer zuſammengenommen. Geſtehen wir nur, bei aller öffentlichen Rede und Lehre, der geſchriebenen wie der geſprochenen, iſt von den drei dabei aufzuwerfenden Fragen: **Was** iſt geſagt, **wie** und von **wem** iſt es geſagt worden? die letzte, von deren Beantwortung das Meiſte abhängt. Es ſcheint zwar daß vor Allem Alles auf die Sache ſelbſt ankomme, die Form dann das zunächſt Wichtige, und gegen dieſe beiden die Perſon das Gleichgültige ſey. Aber wer die Schickſale der Gedanken in der Welt und den Gang auch der politiſchen Wandlungen genau betrachtet hat, der erkennt daß es ſich umgekehrt verhalte, und daß die Bedeutung des Wortes

Digitized by Google

von der des Mannes getragen wird. Dieſe Erkenntniß wäre freilich geeignet viele unſrer Schriftſteller, manche von unſern Dichtern und die meiſten unſrer Publiciſten zur Verzweiflung zu bringen.

Den trefflichen Schriften des Verfaſſers ſind wir Deutſchen großen Dank ſchuldig; die früheren derſelben, auf den Moment berechnet, treibend und übertreibend, waren bekanntlich durch ihre Fehler nicht minder als durch ihre Vorzüge von großer Wirkung; ſie ſind mit den Zeiten aus denen ſie geboren, vorübergegangen; den ſpäteren welche der rüſtige Fleiß des Mannes im Zeitraum der letzten Jahre druckfertig gemacht, den „ſchwediſchen Geſchichten“, dem „Verſuch in vergleichender Völkergeſchichte“ iſt eine viel längere Dauer gewiß, und ganz beſonders ſind die vortrefflichen bereits in dritter Auflage vorhandenen „Erinnerungen aus dem äußern Leben“ hervorzuheben, mit welchen der Verfaſſer die Ehre des autobiographiſchen Theils unſrer jüngſten Litteratur, welche auf das bedenklichſte compromittirt worden, glücklich gerettet hat. Es iſt das männliche Buch eines männlich geſinnten Autors, der ſich und ſeine Stellung zu den Ereigniſſen und zu den Menſchen richtig begreift, mit ernſtem Verſtändniſſe nur mittheilt was zu wiſſen frommt, und mit einem einzigen Bande, weil er die Beziehung von ſich zum Allgemeinen würdig feſthält, fertig zu werden weiß; während Andre, die umgekehrt das Allgemeine nur in Beziehung zu ſich ſelbſt erblicken, des Redens kein Aufhören finden, und in endloſer Reihe Band an Band fügend zuletzt nur das Bild eines kindiſchen Geiſtes und ein Zeugniß eitelſter Verblendung zur Schau ſtellen. Daß Bücher der letzteren Art geſchrieben werden, könnte an ſich gleichgültig erſcheinen; daß ſie aber noch heutigen Tages und ſelbſt von ſehr begabten und in weiten Kreiſen thätigen Männern geſchrieben werden können, darin liegt etwas für unſre einheimiſchen deutſchen Verhältniſſe immerhin Demüthigendes. Denn ſo gewiß es iſt daß auch die befangenſte Ueberſchätzung der eignen perſönlichen Wichtigkeit durch große öffentliche Einflüſſe und Umgebungen bald zur Enttäuſchung geführt wird, ſo gewiß beweiſen Bücher wie die angedeuteten daß in Deutſchland der Einfluß der Oeffentlichkeit noch nicht mächtig genug iſt das Beharren in ſolcher Befangenheit unmöglich zu machen. In England und auch in Frankreich wäre das Erſcheinen ſolcher, nicht ſelten bis an das Läppiſche ſtreifenden Selbſtbiographien geradhin undenkbar. Die drei Auflagen der Arndt'ſchen „Erinnerungen“ gewähren daher in der angegebenen Beziehung wahrhaften Troſt.

Wie iſt der Verfaſſer im gegenwärtigen Augenblicke wieder auf die „Autonomen“ gerathen? Sie haben lange nicht von ſich reden gemacht und, ſo viel wir wiſſen, ſeitdem ſie formell ihre Zwecke erreicht, keinen Anlaß zu erneuertem Widerſpruch gegeben. Zudem ſcheint es haben wir jetzt ſo viel mit den niedern Ständen zu thun, daß ſie uns kaum Zeit laſſen an die höheren zu denken. Vielleicht dachte der Verfaſſer eben darum, es wäre gut über die einen der anderen nicht ganz zu vergeſſen. Im Kramen unter ſeinen Papieren, ſagt er, ſeyen ihm die Aufzeichnungen die er über einzelne Erſcheinungen des ſtändiſchen Lebens am Rhein gemacht, in die Hände gekommen, und ſo ſey dieß Schriftchen (auf gleiche Weiſe gibt er auch die Entſtehung ſeiner eben erſchienenen „Wanderungen in und um Godesberg“ an) zu Stande gekommen. Arndt hat das Recht gegen Verkehrtheiten und Verblendungen des Adels zu ſtreiten, denn er hat oft und laut genug den Adel vertheidigt und als eine der feſteſten Säulen des Staats dargeſtellt, weßhalb er denn auch häufig Ariſtokrat, und wie er ſelbſt erzählt, von ſeinem Freund Näke ſogar brennender Ariſtokrat „geſcholten“ worden. Aber ſelbſt ein ſo brennender Ariſtokrat hat ſich durch die Erſcheinung der ritterbürtigen Autonomie am Rheine von Erſtaunen überwältigt gefühlt, ſelbſt ein ſolcher hatte Mühe zu begreifen wie im Jahre 1836 ein königliches Statut möglich geworden, das einer gewiſſen Kategorie von Familien die eine altherkömmliche Berechtigung anrieſen, die Befugniß beilegt mit Abweichung von dem gemeinen Recht die Erbfolge unter den Kindern und alle auf dieſelbe bezüglichen Verhältniſſe nach Gutdünken feſtzuſetzen, und ihre hierüber entſtehenden Streitigkeiten von einem ſtandesmäßigen Schiedsgericht mit Ausſchluß der ordentlichen Gerichtshöfe entſcheiden zu laſſen. Arndt ſagt, er kenne deßgleichen von Machtfülle nicht welche ein Herrſcher einer Genoſſenſchaft jemals auf ähnliche Weiſe gegeben hätte, verſteht ſich auf ſtille geſetzliche Weiſe, ohne Noth und Zwang irgend einer Empörung. Wohin, fragt er, könnte das möglicherweiſe einmal getrieben werden? Geſetzt es würden aus den dreißig dreihundert ſolcher Familien — denn das Statut zieht den Rahmen weit genug — welche Geld- und Geiſtmacht fände ſich in wenigen Händen zuſammengeſchloſſen, und in böſen Zeiten wie gefährlich in den Händen eines anſchlägigen Hauptmanns! Welche Macht der Macht des Herrſchers gegenüber! Welch ein Gewicht für fremde oder ſchlimme Zwecke! Habt ihr ſolche Macht irgendwo geſetzlich und politiſch anerkannt und ineinandergekettet geſehen? fragt er, und ſetzt hinzu: „Wir müſſen, indem wir den Anlauf, Verlauf und Auslauf dieſer außerordentlichen deutſchen Erſcheinung überſchauen, mit den Verſtändigen und Weiſen geſtehen daß das königliche Herz mit einer im neunzehnten Jahrhundert außerordentlichſten Verleihung ſich hat überraſchen laſſen.“

Ohne Zweifel will der Verfaſſer jene argen Befürchtungen, Ausrufe und Fragen nur in theoretiſchem Sinne verſtanden wiſſen; es iſt nur theoretiſcher Lärm den er ſchlägt. Denn meinte er es anders, und wären ſeine Warnungen und Beſorgniſſe politiſcher Natur, wie vertrüge es ſich damit daß er geradezu ausſpricht: „Betrachten und erwägen wir wo der Adel in unſern Tagen ſtehen ſoll und allein noch ſtehen kann, ſo weiſſagen wir dieſer Autonomie nur eine kurze Dauer.“ Er iſt doch alſo ſelbſt ganz offenbar der Anſicht daß Stiftung und Daſeyn dieſer Autonomie gefahrlos ſind. Denn wie könnte ein Inſtitut einerſeits mit ſo verderblicher und gewaltiger Machtentwicklung drohen, und anderſeits aus innerſten Gründen unvermeidlichem und raſchem Untergange gewidmet ſeyn? In der That auch hat dieſe Autonomie keine andre politiſche Wichtigkeit als die eines Wahrzeichens, eines intereſſanten und merkwürdigen Symptoms; denn ſie enthüllt und verräth deutlich auf der einen Seite die Tendenzen, den Mißverſtand und die unbeſiegbaren Gelüſte derer die ſie gefordert, und auf der andern Seite die Staatsanſichten und Neigungen derer die ſie gewährt haben. Dieß iſt ihr ganzes in dem angegebenen Verſtande allerdings nicht geringfügiges Intereſſe. Hat die Erſcheinung dennoch mehr Widerſpruch, ja Erbitterung und heftigere Leidenſchaften hervorgerufen als durch eine nur ſymptomatiſche Bedeutung erklärlich ſcheinen, ſo iſt es, weil die Form, die Ueberhebung und Anmaßung, womit ſie auftrat und ſich ſelbſt motivirte, eine ſociale Beleidigung einſchloß. Als die Aufreizung hierüber ſich gelegt hatte, was bald geſchehen war, zumal gewichtige Männer des höchſten Adels ſelbſt ihre Mißbilligung ausſprachen, trat die richtige Würdigung der Sache ein, die denn auch ſchnell Beruhigung zur Folge hatte. Das Gemeingefühl der Gegenwart und das Vorgefühl der Zukunft, beide ſind denn doch in Deutſchland, am Rhein, ſchon mächtig genug um die Ueberzeugung von der Unmacht der autonomiſchen Körperſchaft, in politiſchem Betreff, überall bald befeſtigt zu haben. Für die aber die noch nicht klar ſahen und noch zweifelten, bot ſich frühzeitig ein Beiſpiel dar, geeignet ihre Anſichten für immer zu berichtigen. Einmal nämlich gedachte die genannte Körperſchaft, und zwar als ſolche, eine poli-

Digitized by Google

tiſche Demonſtration zu machen, und ſendete in der Sache des Erzbiſchofs Clemens Auguſt eine Botſchaft nach Berlin an den König. Jedermann weiß wie dieſe empfangen und abgefertigt worden. Arndt ſelbſt führt dieſe Thatſache an, als einen Beweis von der Mißlichkeit der verliehenen Bevorrechtung und der „Ueberhebung der Hocherhobenen"; ſie iſt aber noch vielmehr ein Beweis ihrer politiſchen Machtloſigkeit und ein Verweis in ihre unüberſteiglichen Schranken. Daher auch das Intereſſe der Arndt'ſchen Schrift nicht ſo ſehr in dem liegt was er von den Autonomen, als in dem was er bei dieſem Anlaß über des deutſchen Adels Stellung überhaupt zu hören gibt. Mit welchen Anſprüchen und Anſichten dieſer Adel, kaum daß der Krieg beendigt war, theilweiſe auftrat, wie er da und dort in die Zuſtände von 1770, die „gute alte Zeit" zurück wollte, welchen Lärm damals das in dieſem Geiſt von C. Schloſſer abgefaßte und von der Ritterſchaft der jülich'ſchen Lande überreichte Memorandum verurſachte, daran und an manches Aehnliche damaliger Zeit erinnert der Verfaſſer, und mit Recht, denn bei jeder Bewegung ſind die erſten Anfänge für die Erkenntniß des Charakteriſtiſchen das Wichtigſte. Er iſt geneigt jene Irrungen mit Rückſicht auf die Gewalt welche den Privilegien und dem großen Grundbeſitz durch die politiſchen Umwälzungen war angethan worden, zu entſchuldigen; er ſtellt dem Adel über ſein Betragen während der franzöſiſchen Zeiten ein im Ganzen ehrenvolles Zeugniß aus; zum Ruhme des niederrheiniſchen und weſtfäliſchen Adels müſſe bekannt werden daß der Name Duc de Dalberg ziemlich allein ſtehe. Entſchuldigt er aber die damaligen Täuſchungen des Adels, ſo nimmt er ihn wegen ſeines Beharrens in denſelben um ſo viel ſchärfer in die Lehre. Deutſchland, ſagt er, ſey im Wechſel ſeiner Schickſale mehr als einmal in das eingetreten was man in der Naturgeſchichte die Verpuppung und Verlarvung des Wurms nennt; es ſey im 17ten und 18ten Jahrhundert einer Maſchine gleich geweſen, aus hundert und tauſend kleineren Maſchinen zuſammengeſetzt, und nun ſtehen „unſre Ritter mit rückwärts gekehrten Geſichtern in der Zeit und vergucken und verzaubern ſich in der nicht bloß abgelebten, ſondern längſt geſtorbenen und begrabenen Vergangenheit; ſie meinen ihr kleines Maſchinchen in die alte Maſchine hineinzubauen — und ſie bauen in einen leeren Traum hinein." Denn aus jenem entſetzlichen Zuſtande, da „oft alle Völker auf unſrer erſtarrten Larve ihre Nothdurft verrichten durften" ohne daß wir recht lebendigen Schmerz darüber empfunden hätten, aus dieſem ſtarren Scheintode ſeyen wir nun ſo weit erwacht „daß wir wieder Schmerz empfinden können, und oft recht heißen und brennenden Schmerz." Von jenem Hineinbauen in einen leeren Traum will der Verfaſſer den Adel weg und ins friſche offene Leben hineinrufen. Dem Beſtreben große Majorate zu gründen ſetzt er das Erlöſchen gerade der auf ihnen gegründeten alten Familien entgegen; vor der Anhäufung des Grundvermögens warnt er mit dem Zuruf: »latifundia perdidere Italiam;« das Capitel von der Ebenbürtigkeit, von deren „Urdeutſchthümlichkeit" er nichts wiſſen mag, wird mit heiterer Ironie behandelt; dem adeligen Vorurtheil wider Gewerbthätigkeit antwortet er mit dem Spruch: daß freie Arbeit freie Ehre iſt, die abgeſchloſſene Erziehung in adeligen Schulen verwirft er weil die Schule nur als ein Abbild der Mannichfaltigkeit des Lebens zu bilden vermag. Er ſchließt damit daß er nochmals ſagt: Ja liebe Fürſten, liebe Grafen und Freiherren, wir ſtehen auf einem neuen Boden, Vieles, ja das Meiſte deſſen was man die gute alte Zeit nannte, iſt dahin; „glaubt mir, dieſer Strom fließt nicht zurück, denn es iſt ein Strom der Noth und des Verſtandes, die Glocke der Zeit klingt und läutet unbarmherzig für alle: Gleiches Recht jedermänniglich! keine Vorrechte mehr!" Es iſt immerhin merkwürdig bei dieſem deutſcheſten Mann folgende Stelle zu leſen: „der Germane, im Ganzen betrachtet, hat immer viel auf gutes reines Blut gehalten und auf reine gute Ehre; aber in dem lieben Deutſchland ſelbſt iſt dieſe löbliche Sitte zuletzt wirklich faſt in eine braminiſche Uebertreibung ausgeartet, wie ſich denn in dieſem alten heiligen germaniſchen Urland viel Edles und Löbliches alter Art und Zucht häufig nur in einer gewiſſen Verholzung und Verſteinerung gleichſam als deutſcheſte Deutſchheit, als ſeltſame Carrikatur erhalten hatte. Was einſt edle Freiheit des Gedankens geweſen war, hatte ſich im Laufe der Jahrhunderte in dumme Sklaverei des Vorurtheils verwandelt. Dahin gehört das deutſche Ahnenweſen und die ſogenannte ritterliche Ebenbürtigkeit. Dieſe hat ſich in andern germaniſchen und germaniſch-romaniſchen Ländern zwar auch entwickelt und bis zu einer gewiſſen Starrheit der Grundſätze hin ausgebildet, aber nirgends bis zur vollen deutſchen Uebertreibung."

Wir haben oben geſagt, des Verfaſſers Wort werde Eindruck machen; er ſpricht eben kräftig aus was die Meiſten mehr oder minder klar über den Gegenſtand denken, empfinden, urtheilen, und dieſen Stimmungen und Gedanken gibt er das volksthümliche Anſehen ſeines Namens. Eine andere Art des Eindrucks haben wir natürlich nicht meinen können. Die politiſche Umgeſtaltung des Adels in Deutſchland iſt weder durch Vorſtellungen noch Warnungen, weder durch hiſtoriſche noch Vernunftbeweiſe, nicht durch Zumuthungen und nicht durch Lectionen zu bewirken oder nur ein Zoll breit zu befördern. Solche Umgeſtaltung wird und kann nur das Reſultat der allgemeinen geſammten Volksentwicklung ſeyn. Einem Stande zumuthen daß er freiwillig entſage und abdanke, ſcheint uns ein entſchiedener Mißverſtand; in Privatdingen mag man mit Erfolg Verzichtleiſtungen fordern können; in politiſchen nimmt Jeder und behält Jeder ſo viel er kann; dieß gilt ſchon vom Einzelnen meiſt, von Körperſchaften gilt es abſolut. Herrſchen, Macht haben iſt im Politiſchen das Looſungswort Aller ſobald ſie ſich fühlen lernen. Man erlebt wohl einmal, ein einzigesmal in der Geſchichte, eine Nacht vom 4 Auguſt, aber ſie bedeutet, politiſch, nicht mehr als ein Kuß Lamourette und beide bleiben ohne geſtaltende Folgen. Die Zurufe demnach, heraus aus eurer alten Kaſte, friſch hinein in alles friſche lebendige Leben! ꝛc. ꝛc. ſind ehrlich gemeint, munter, treuherzig, aber auch nichts weiter. Die höheren Stände wollen nicht kleiner und werden nicht kleiner werden als bis die unteren größer geworden. Dieß iſt der einzige, der allein politiſche, der allein mögliche Weg, und jede Behandlung des Gegenſtandes die nicht von dieſem Geſichtspunkt ausgeht, ſcheint uns nothwendig eine verfehlte. Zum Glück für den ſocialen Frieden der Zukunft fehlt es in unſerer Zeit nicht an Erſcheinungen unter dem deutſchen Adel ſelbſt, welche gegen die der autonomiſchen und ähnlicher Statute einen erfreulichen Gegenſatz bilden. Man darf nur die Verhandlungen der bedeutendſten unter den preußiſchen provincialſtändiſchen Verſammlungen leſen, um ſich zu überzeugen, daß die Ideen welche die Zeit bewegen mit ihrer umgeſtaltenden Kraft längſt ſchon auch einen großen Theil des Adels ergriffen haben. Für dieſe, durch Einſicht, Bildung und Entſchloſſenheit hervorragende Adelsfraction kommt alſo ein Zuruf wie der obige Arndt'ſche bereits zu ſpät; für die andere rückwärtsgekehrte kommt er zu früh, iſt in ſofern unzeitig und wird es wohl auch in alle Ewigkeit bleiben.

Digitized by Google

Monatsbericht vom Leipziger Büchermarkt.

Leipzig, Mitte Aprils. Ich erinnere mich nicht eines Zeitraums, welcher wie der jetzige arm an neuen Büchern geweſen wäre. Sollte den Verlegern endlich die Ueberzeugung einleuchtend geworden ſeyn daß um zwei Drittheile des Mittelmäßigen zu viel gedruckt wird? Schwerlich. Denn gedruckt wird noch in gleicher Menge, ja wenn man in den Druckereien nachfragt, in noch größerer Menge. Journale und namentlich Broſchüren ſteigen in Maſſe wie Frühjahrswaſſer. Die kirchliche Reformbewegung, journaliſtiſch begonnen, bewegt ſich hier im Norden als Broſchürenheer. In einem Zeitraume von zwei Monaten waren deren bei dreihundert erſchienen, ſämmtlich theologiſchen Inhalts. Der Standpunkt dieſer Broſchüren iſt meiſt ein untergeordneter, aber man verſichert dieß ſey eben dem zunächſt liegenden Zwecke angemeſſen, und gerade ſolche Broſchürenlitteratur finde ein außerordentliches Kauf- und Leſepublicum. Nicht im Kreiſe philoſophiſcher und theologiſcher Speculation, welcher ſich in Deutſchland längſt überladen habe, ſchwinge ſich die neue Bewegung, ſondern im Kreiſe populären Verſtändniſſes, populärer Anſchauung. Dem hat nun wohl auch im Weſentlichen entſprochen was man von dem hieſigen „Concil“ geſehen, gehört und erfahren. Die Verhandlungen und die Perſönlichkeiten ſtimmen dazu. Die Verhandlungen ſind äußerſt raſch zur Einſtimmigkeit gekommen, und haben ſich mit einem kurzen, allgemein gehaltenen Glaubensbekenntniſſe begnügt. Die Perſönlichkeiten haben ſich vielfache Theilnahme erworben, ohne den Anſprüchen an theologiſche Gelehrſamkeit und bewußte Gliederung hiſtoriſcher Entwickelung zu entſprechen. Die Anhänger ſagen, es ſey nichts vonnöthen als eine lautere Naivetät. In dieſem Zuſammenhange wird auch die ausdrückliche Beſtimmung gedeutet daß zwei Drittheile des gewählten „Conciliums“ Laien ſeyn müſſen. Auch ſonſt geſtaltet ſich die neuere Entwickelung in dieſem Sinne: anfangs ſchien es auf eine halbe Reformation abgeſehen zu ſeyn. Man wollte Katholik bleiben und nicht Proteſtant werden. Der Proteſtant anerkennt nur „Gottes Wort“ als Glaubensnorm. Man ſchien alſo mehr anerkennen und nur einige einzelne Einrichtungen der römiſch-katholiſchen Kirche abſtellen zu wollen. Dieß hätte man durch ein Zurückgehen auf den früheren Zuſtand der katholiſchen Kirche ſelbſt klar erreichen können, da dieſelbe ſich als eine einzige von Petrus an dietet. Dieſer hiſtoriſche Standpunkt wurde erwartet, und von einem Theile der wirklich gläubigen Menge wird wohl auch klar oder unklar die Angelegenheit jetzt noch ſo aufgefaßt. Aber die Mehrzahl ſcheint, ganz im modernen Geiſte, keine ſolche hiſtoriſche Anknüpfung zu ſuchen. Dadurch rufen ſie allerdings die Angriffe von entgegengeſetzten Seiten ſelbſt hervor, und ſetzen wohl auch einen Theil des eigenen Anhanges aufs Spiel, ſich berufend auf den herrſchenden Sinn der Zeit welcher ſich aus ſich ſelbſt beſtimmen wolle, verbannen ſie einen großen Theil der ſelbſt von Luther und deſſen Nachfolgern noch in der „Schrift gefundenen“ Dogmen, und beſeitigen die Geiſtlichkeit weit mehr als dieß bisher in einer lutheriſchen oder reformirten Kirche geſchehen iſt. Auf dieſe Weiſe enthält die „deutſch-katholiſche Kirche“ eine Stellung, daß ſich ſelbſt Proteſtanten ihr hie und da anſchließen, was aber bis jetzt zu nichts geführt hat, weil zunächſt nur einige Leiter der Bewegung dieſe Stellung wollen und dieß Thema der Frage noch nicht durchgearbeitet iſt. Jene Auffaſſung einer Verringerung auch der proteſtantiſchen Dogmen und eine Anregung in Bezug auf den Anſchluß von Proteſtanten enthält eine hier erſchienene Broſchüre von Dr. Jachmann „Das Verhältniß des Proteſtantismus zu der neuen deutſchen Kirche.“ Solche Auffaſſung waffnet natürlich die Streng-Proteſtantiſchen gegen die neue Reform. Auf der andern Seite aber geht die Reform den Vertretern des „freien Geiſtes“ bei weitem nicht weit genug in Beſeitigung der Dogmen und Formen. In dieſem Sinne läßt ſich vernehmen die Broſchüre: „Der Seifenblaſenjubel über den Ronge'ſchen Brief, oder Götzendienſt in allen Ecken.“ Einen ähnlichen Angriff — denn das ſich kreuzende Feuer iſt im letzten Monate bereits vollſtändig ſichtbar geworden — hat Wilhelm Jordan in einer Broſchüre gemacht: „Ihr träumt! — Weckruf an das Rongeberauſchte Deutſchland.“ Er ſchildert die Zugführer der neuen Bewegung in erſchreckendem nüchternen Tone. Die Triebfeder ſey gar nicht eine kirchliche, ſondern eine politiſche, und deßhalb gehe die Gebarung nicht ab ohne Heuchelei, welche das Fortreißen der Menge beabſichtige. Nach vorwärts ſey ſie irrig, denn Lüge baue nie Dauerndes.

Jetzt nach Abhaltung des „Concils“ und nach Feſtſtellung des Glaubensbekenntniſſes richtet ſich nun das Für und Wider auf dieſen Mittelpunkt. Das Wider ſagt: hier iſt alles loſe, oberflächlich, ohne logiſche Kraft, ohne die Kernigkeit und Innigkeit ehemaliger Glaubensäußerungen; nichts wird feſtgeſtellt, nicht einmal die Negation, durch welche es ſich vom römiſch-katholiſchen unterſcheide; Concilien ſollen durch Stimmenmehrheit alles anordnen können, folglich können ſie auch zum Beiſpiel die Ohrenbeichte wieder einführen, folglich kann die ganze Neukirche auch zum Romanismus wieder zurückkehren oder ſich dem Proteſtantismus anſchließen; jedenfalls iſt es bis zum Aeußerſten modern durch Majorität der Stimmen Beſchlüſſe in Glaubensſachen faſſen zu laſſen, welche für die Minorität bindende Kraft haben ſollen. Das Für entgegnet: Die Majorität gilt einmal für das heutige Kriterium, und iſt es weniger auffallend, wenn ein Ausſchuß irgend welcher Art bindende Verpflichtung in Glaubensſachen anſpricht? Die weiten Gränzen ferner ſind ebenwohl bedacht; es ſoll auch die Zukunft durch uns nicht gefeſſelt werden, wie dieß bisher immer zur Störniß des ſich entwickelnden Geiſtes geſchehen iſt; und um eben die kleinlichen, die Menſchenkraft unnütz aufreibenden Spaltungen über dogmatiſche Einzelheiten, welche vom Menſchengeiſte nie einhellig feſtgeſtellt werden können, um eben dieſen Zwietrachtsapfel zu umgehen, ſtellen wir nur das allgemeinſte Dogma an die Spitze.

Außer dieſem Für und Wider, welches den Herzpunkt der

Digitized by Google

Sache berührt, knattern denn natürlich bei obiger Broſchürenunzahl außerordentlich viel Schüſſe aus allerlei Winkeln und Ecken nach allerlei Winkeln und Ecken. So gruppirt ſich eine große Anzahl um ein Schriftchen Sporſchils gegen die Neukatholiſchen, in welchem die Fürſten aufgefordert ſind die kirchliche Bewegung, den Keim eines Religionskriegs, um jeden Preis nicht aufkommen zu laſſen. Es iſt natürlich nicht ſchwer ſolche Auffaſſung geſchichtlicher Entwickelung zu bekämpfen, aber die Kämpfer haben auch keinen beſonderen Aufwand von Geiſt daran geſetzt. Uebrigens dient Fabrikarbeit jeglicher Art dem erweckten Bedürfniſſe, und da dieß Bedürfniß beſonders unter den mittleren Schichten der Laien erweckt worden iſt, ſo kommt die Waare zu Werth.

Wird nun die ganze Bewegung Beſtand haben oder nach kurzem Brauſen verwehen? Wir laſſen es dahingeſtellt, aber gewiß iſt, große Maſſenkreiſe haben in Norddeutſchland in wenig Wochen bewährt daß bei uns jede kirchliche Frage unverhältnißmäßig mehr Antheil findet als irgend eine politiſche. Nie ſind wir ſo lebhaft daran erinnert worden daß die Reformationskriege im ſechzehnten und der dreißigjährige Krieg im ſiebzehnten Jahrhundert bei uns und nur bei uns Stoff und Stätte gefunden haben. In Abrede ſoll indeſſen nicht gezogen werden daß die Bewegung faſt ganz ausdruckslos ſich geſtalten könne, wenn nicht Führer von größerer Geiſtesmächtigkeit an die Spitze gelangen.

In Berührung mit dem Staate ergeben ſich denn auch hierbei wichtige Streitfragen. Ob und wie weit es geſetzmäßig ſey einer neu ſich bildenden kirchlichen Gemeinde Raum zu verſagen, wenn Religionsfreiheit grundgeſetzlich beſtehen ſolle? Dieß Thema iſt bis jetzt vorzugsweiſe in ſächſiſchen Zeitungen erörtert worden. Die Raum verweigernde Richtung beruft ſich darauf, es hätten nur gewiſſe Religionsbekenntniſſe geſetzliche Anerkennung, folglich die Neukatholiken nicht, bis ein Geſetz mit dem Landtage zu Stande gekommen ſey. Die fordernde Richtung ſagt dagegen: Weil einige Rechte *anerkannt* ſind, gibt es darum keine weiteren Rechte und müſſen darum alle neuen rechtlichen Anſprüche unterdrückt werden? Es bildet ja das Leben das Recht, und das Geſetz anerkennt nur oder beſtimmt was in zweifelhaften Fällen vorbehaltlich des Gegenbeweiſes und des Privatvertrags als rechtlich angenommen werden ſoll, oder es gebietet und verbietet zu beſtimmten Zwecken. — Hier alſo wie überall Zuſammenſtoß des feſten Buchſtaben und der weiter drängenden Deutung.

Außerdem iſt in neueſter Zeit die wichtige Frage der Preſſe in Broſchüren von ſehr verſchiedenem Ausgangspunkte zur Sprache gekommen, und da die eine derſelben „Ideen zur Einführung eines deutſchen Preßgeſetzes“ halb und halb officiell oder officiös ausſieht und aus Preußen verlautet es würden beim Bundestage neue Formen beantragt und es bereite ſich ohne Oeſterreich, welches abweichender Bedürfniſſe halber ſich ſelbſtändig verhalten werde, ein Preßgeſetzverein, analog dem Zollvereine, ſo iſt es wohl angemeſſen die Frage wiederum näher ins Auge zu faſſen. Der officiöſen Broſchüre, die von einem höheren Beamten in Preußen herrühren mag, wird man manche richtige Anſicht zugeſtehen, wenn man auch ihren vormünderiſchen und ſchulmeiſterlichen Ton nicht loben und ihr eine gründliche, klare, zuſammenhängende Einſicht in das Weſen der Sache nicht zuſprechen kann. Ihr gegenüber ſteht als Repräſentant der liberalen Wünſche: „Die Cenſurverhältniſſe in Preußen. Denkſchrift mit Bezug auf die beigefügte Petition dem Provinciallandtage der Mark Brandenburg gewidmet von Dr. Theodor Mügge.“ Dieſe enthält die bekannten Forderungen welche man gar zu allgemein unter dem einen Worte Preßfreiheit zu vereinigen pflegt, eine allgemeine Bezeichnung welche der eingeriſſenen Verwirrung manchen Vorſchub leiſtet. Denn es gehen da ſtets Vorderſätze und Beiſpiele mit einher welche zu ganz andern Schlüſſen führen als gefolgert werden, und deren conſequente Logik dem Begriffe der Freiheit nicht entſprechen würde. Es wird verlangt was man nicht wünſcht, und es wird gewünſcht was man nicht verlangt. Wer einmal dieſe Verwirrung ſtreng ordnete in einer Schrift, der würde ſich ein großes Verdienſt um unſer Vaterland erwerben, denn das Bedürfniß einer logiſchen Reform in Preßangelegenheiten iſt ja doch nicht mehr abzuläugnen. Man verlangt auf der einen Seite mehr und beſtreitet auf der andern Seite mehr als nöthig iſt, weil die klaren Vorſtellungen fehlen. Wir wünſchen Freiheit für Jeden durch den Druck zu veröffentlichen was ihm gut dünkt, wollen aber bei näherem Zuſehen doch nicht daß Alles veröffentlicht werde. Unanſtändigen, gemeinen, obſcönen Schriften zum Beiſpiel möchten wir im Intereſſe guter Sitte den Markt nicht geſtatten, und wie hier die gute Sitte, ſo haben wir doch noch gar Vieles mit dem Zwecke der Regierung gemein was wir nicht aus frivoler Abſicht gemißbraucht ſehen möchten. Wir beſtreiten alſo Einſchreiten der Regierung in gewiſſen Fällen, beſtreiten Verbotgeſetze nicht. Wir haben alſo vorzugsweiſe nur gegen zu große Ausdehnung der Verbotgeſetze zu eifern, haben die Strecken welche mit Unrecht verboten werden zu bezeichnen, und haben den in Preßfragen entſcheidenden Gerichtsbehörden die Vertretung eines möglichſt hohen und freien Standpunktes zu erobern. Letzteres iſt die eigentliche Freiheit welche wir verlangen, und wenn wir dieß nicht ausſprechen, ſo wünſchen wir etwas was wir nicht fordern. In dieſelbe Kategorie gehört, wenn wir die Folgerungen des Strafrechts welche in allen übrigen Staatsverhältniſſen gelten, in Preßangelegenheiten nicht gelten laſſen. Gehört in die Befugniß des Strafens auch die Befugniß des Verhütens? Ich glaube es wird nicht beſtritten. Man verhindert rechtlich denjenigen der Feuer anlegen will. Darf alſo der Staat verhindern können daß eine ſchädliche Druckſchrift zur Verbreitung ausgegeben werde? Nach obiger Analogie gewiß. Die ausgedehnteſte Maßregel, welche wohl in dieſer Logik wurzelt, iſt die Cenſur. Sie iſt uns zu ausgedehnt und der Willkür zu preisgegeben. Unſere Aufgabe iſt es alſo klar zu machen: wie weit, in welchen Formen, unter welchen Garantien für die möglichſt freie Aeußerung iſt der Staatsbehörde die Verhütung anheim zu geben? Hier iſt der Punkt wo wir ſchöpferiſch ſeyn ſollen, denn das Berufen auf Frankreich und England, welches wir uns obenhin angewöhnt, fördert uns nicht, da Frankreich und England in dieſem Punkte ebenfalls mangelhaft organiſirt ſind. In Frankreich belegt der Staatsanwalt oder die Polizei, ſobald ſie Kunde erhalten von Ausgabe einer nach ihrer Anſicht verderblichen Schrift, dieſe Schrift auf der Poſt oder in den Bureaux. Verhüten iſt alſo geſtattet, aber es iſt dem Zufalle und der Spionerie überlaſſen ob die nöthige Kunde erlangt wird. Der Grundſatz freier Verbreitung iſt alſo geopfert, und doch wird die Verbreitung nur zufällig und ungenügend verhindert. England beweiſt nichts, denn es würde zu viel beweiſen. Dort fehlt es dem Staate in tauſenderlei Beziehungen an Organen, und die Regierung iſt in den meiſten Beziehungen unſerem geſtorbenen deutſchen Kaiſer ähnlich der im Innern und im Detail ſo gut wie keine Befugniß hatte. Dieſer Mangel detaillirten Regierens, dieſe erſtaunliche Freiheit des Individuums, dieſer ganze Gegenſatz zum Polizeiſtaate iſt unter uns, eben weil wir nicht engliſch ſind, ſehr beliebt, und was gäbe es auch Idealeres als eine Regierung welche äußerſt wenig Befugniß heiſchte und doch den Bedürfniſſen der Staatsgeſellſchaft vollkommen genügte! Wie ſollen wir aber hier z. B. in Sachen

Digitized by Google

der Preſſe Analogien finden wo es ſich nicht um einen geſetzlichen, ſondern um einen herkömmlichen Zuſtand handelt! Preßgeſetze ſucht man vergeblich in England. Man beanſprucht und erlangt nur Strafe, wenn man perſönliche Beſchädigung nachweiſen kann, ſo viel ich weiß, und wenigſtens kann man immer nur gegen die Perſon und nicht gegen die Schrift einſchreiten. Es iſt bekannt daß in England immer eine obſcöne und gotteslängnериſche Winkellitteratur exiſtirte, von welcher man nicht gern ſpricht. Nun wohl, hält Sitte und Wahrheit ihr ſo übermächtig das Gegengewicht, wie dieß in England geſchieht, daß ſich dergleichen nicht über den Begriff einer obſcuren Winkellitteratur erheben kann, dann iſt die allgemeine Freiheit ja doch nicht allzu theuer bezahlt und dann iſt es allerdings wünſchenswerth, es beſchäftigte ſich ein Kundiger mit Vorſchlägen im engliſchen Styl zu unſerem Preßgeſetze. Der moderne Polizeiſtaat, um welchen es ſich allerdings in Obigem vorzugsweiſe handelte, hat unter uns wenig Sympathie und man wird jeden Ausweg begrüßen. Wir ſtecken aber in allem Uebrigen längſt in den Gränzen dieſes Polizeiſtaates; wird es thunlich ſeyn gerade nur in dieſem einen Punkte aus dem Rahmen zu treten? Noch mehr! Das moderne England ſelbſt beſeitigt ſeit der Reformbill einen freien d. h. in dieſem Sinne unbeſtimmten Zuſtand nach dem andern und verſchafft ſich mehr und mehr beſtimmende Organe, es erklärt ſich alſo ſelbſt mitten in ſeinen geſicherten Herkömmlichkeiten für bedürftig moderner Formen; das darf nicht überſehen werden! Dennoch, wiederhole ich, ſind ſchöpferiſche Vorſchläge mit Hinblick auf England ſehr wünſchenswerth für dieſen tief einſchneidenden Punkt der Preßgeſetzfrage: ſoll und kann die Regierung das ſich erfüllen laſſen was hinterher als ſchädlich und ſtrafbar von dem Gerichte bezeichnet wird? In Erledigung dieſer Frage liegt die Hauptſchwierigkeit. Können wir hier mit einem Nein zu den Anſichten der regierenden Staatsmänner treten, ſo geht die unerträglich verzögerte Frage eines Preßgeſetzes wahrſcheinlich raſch ihrem Ziele zu, wenigſtens gewiß raſcher als wenn wir auf bloßer Wiederholung der allgemeinen Forderung beharren. Denn alles Uebrige: ein klares Verbot- und Strafgeſetz, eine Gerichtsorganiſation, eine Proceßordnung hat im Princip viel weniger Schwierigkeiten. Man klagt im Norden darüber daß die kirchliche Bewegung jedes andere Intereſſe verdränge. Dieß Verdrängen liegt zum Theil nur darin daß es ſich um neue wirkliche Geſtaltung handelt welche ſtets ein größeres Intereſſe findet. Die Preßfrage, für alle übrigen Fragen ein Ausgangspunkt, kann nicht wie eine kirchliche Frage Theilnahme finden; aber die Zahl der Theilnehmer iſt hierbei nicht entſcheidend. Eine Broſchüre, welche praktiſch auf die Geſtaltung unſeres Preßgeſetzes einginge, könnte auch in dieſem Augenblicke der Aufmerkſamkeit und des Einfluſſes ſicher ſeyn. Man täuſcht ſich ſehr, wenn man glaubt die kirchliche Reform beſeitige andere Reformen: ſie ſetzt nur andere und großentheils noch unberührte Kreiſe in Bewegung, und drängt ſogar die meiſten andern Fragen aus der verſchwimmenden allgemeinen Haltung heraus.

Ueber Pauperismus ſind auch wieder einige Broſchüren erſchienen. Eine von J. Gambs, dem Anſcheine nach einem alten, der Litteratur ziemlich fremden Manne. Sie führt den Titel: „Die menſchliche Geſellſchaft dem chriſtlichen Ideale eine Stufe näher.“ Eine zweite von L. Buhl: „Andeutungen über die Noth der arbeitenden Claſſen und über die Aufgabe der Vereine zum Wohl derſelben,“ ſetzt aus einander daß Pauperismus und Armuth zweierlei ſind. Er meint daß Pauperismus eine Folge des freien Angebots, der freien Nachfrage nach Arbeit ſey. Ihm verfallen Leute welche arbeiten können und wollen, aber keine oder doch keine lohnende Arbeit finden. Es wird gezeigt daß unſere Vereine die den Lohn herabdrückende Concurrenz der Arbeitgeber und Arbeitſucher nicht ändern können und daß ihre Thätigkeit ſich auf kleine Nothhülfen beſchränken muß, auf Nothhülfen da wo die Noth nicht Folge jener allgewaltigen, ſondern zufälliger und vorübergehender Urſachen iſt. Leider verirrt ſich Buhl in die jetzt vielfach aufgeputzte ſcheinbare Conſequenz welche keine Conſequenz iſt: dem Fabricanten und ſonſtigen Erwerber zum Vorwurfe zu machen daß er z. B. guten Wein trinke. Soll denn der Wein ungetrunken, der Diamant ungetragen bleiben? Wenn ihn aber doch Jemand trinken, Jemand tragen darf, warum denn gerade der Fabricant nicht? Etwa weil er mehr Arbeitslohn geben könne, wenn er weniger luxuriös lebe? Dieß wäre eben nur eine Appellation an die Wohlthätigkeit, und zwar eine von noch geringerer Bedeutung als oben den Vereinen zugeſtanden wird; irgendwie Organiſches läge aber in ſolchem Ausfalle gar nicht. Im Gegentheil würde eine demgemäße Folgerung organiſcher Art leicht dahin führen, daß die radicale Abſchaffung des Luxus unter den Vermögenden den Pauperismus nur ſteigern müßte.

In Litteratur der Geſchichtsſchreibung iſt ſeit Monaten nichts erſchienen. *) Der betäubende Lärm, welcher das Erſcheinen des Thiers'ſchen Buches begleitet, iſt in dieſen Blättern ſchon nachdrücklich zurecht gewieſen worden. Unter den Stimmfähigen bei uns im Norden iſt zwar weniger Gefahr daß der bornirt franzöſiſche Standpunkt unbeachtet und unbekämpft bleiben könnte, denn es lebt noch ein großer Theil jener Generation welche im antinapoleoniſchen Trachten aufgewachſen und thätig geweſen iſt bei der erſten Schilderhebung gegen den Eroberer. Aber trotzdem fehlt es auch bei uns nicht an Kurzſichtigen oder gar Gedankenloſen, welche den franzöſiſchen Standpunkt um einiger allgemeinen Phraſen willen ſorglos zu dem ihrigen machen konnten. Die Ueberſetzungsfabrik mit wohlfeilen Preiſen iſt dabei behülflich die Geſchichte franzöſiſchen Standpunktes zahlreicher unter uns zu verbreiten als dieß mit einem heimathlichen Geſchichtswerke geſchehen kann. Geſtehen müſſen wir außerdem daß ſich die unter uns vernachläſſigte Kunſt der Faſſung und Darſtellung bei ſolcher Gelegenheit bitterlich rächt, und daß uns dabei die Geringſchätzung darſtellender Kunſt in Behandlung geſchichtlicher Aufgaben wie man ſagt zu Haus und zu Hof komme. Fragend ſehen wir umher nach dem Manne welcher die letzten fünfzig Jahre vom deutſchen Standpunkte darſtelle, alſo darſtelle daß alle Gebildeten, nicht bloß Fachmänner ein Genüge daran finden, und nicht nur ein Genüge, ſondern eine anziehende, erweckende und ſpornende Lectüre. Ein neuer Beitrag zu ſolchem nationalen Geſchichtswerke wird eben hier in Leipzig gedruckt, und wird wohl in den nächſten Wochen erſcheinen; Tyrol und der Tyrolerkrieg von 1809, wie es heißt ein urkundliches Werk in zwei Bänden, wohl von Hormayr. Außerdem iſt nahe am Erſcheinen Raumers Reiſebuch über Nordamerika in zwei Bänden unter dem Titel: „Vereinigte Staaten von Nordamerika.“

Die Broſchurenzeit mag es mit ſich bringen, denn ſie iſt ja doch ſelbſt ein Symptom, daß auch die eigentlich ſchöpferiſche Litteratur ſeit Monaten wie ausgeſtorben erſcheint. Sonſt hatte man wohl über Mangel an guten und geſchmackvollen Büchern ſchöner Litteratur zu klagen, aber an Vorrath fehlte es nicht für einen weniger heiklen Geſchmack. Jetzt fehlt es auch an Vorrath. Kaum ein der Rede werthes Buch iſt ſeit Monaten erſchienen. Möchte dieß

*) Der Verfaſſer vergißt die Fortſetzung von Reuchlins Geſchichte von Port Royal, und Häuſſers treffliche Geſchichte der Pfalz. Die Monatblätter werden dieſem letztern Werke einen eigenen Artikel widmen.

ein Zeichen ſeyn daß die deutſchen Verleger endlich zu der Einſicht gekommen wären: das voreilige Drucken mittelmäßiger Erzeugniſſe verderbe nicht nur die Litteratur, ſondern auch das Geſchäft. Weil man von all den Mittelmäßigkeiten nichts zu beſitzen wünſchte, hatten die Bücher keinen Werth mehr. Sie wurden gleich einem Ausſchußartikel behandelt und verſchleudert, ja die Zahl der Verleger welche nur noch auf das dürftige Geſchäft mit Leihbibliotheken ſpeculirten und ihren Büchern gar nichts weiter als die Eigenſchaft des Leſefutters zutrauten, dieſe Zahl war die Mehrzahl geworden im Fache der Belletriſtik. Hat nun vielleicht dieſe Handwerkerei in der ſchönen Litteratur ihren Höhepunkt überſchritten und geht dieſe Krämerei abwärts? Trotz einiger Anzeichen wage ich nicht geradezu Ja zu ſagen. Die Handlungen welche mit dem Verſchleiß der Mittelmäßigkeiten wohlhabend geworden ſind, bei einem erſchreckend niedrigen Honorarſatze für die Producenten, beſtehen noch und ſind wohl nur durch die maſſige Ueberſetzungskoſt augenblicklich beſtürzt. Die eintretende Pauſe wird indeſſen, ſollte ich meinen, doch Früchte reifen. Man wird ſich von Seiten der Leſer beſinnen über die unergiebige Lectüre, wird ſich die Pauſe ausfüllen mit Nachleſen ſchwererer Bücher, und die fühlbar gewordene Stockung wird hinderlich werden daß man ſpäter wiederum ins alte Gleis verfallen könne. Wäre dem ſo! Wir wollten dann die Flugſchriftenepoche ſegnen, auch wenn ſie nicht, was doch zu erwarten ſteht, zu Flugſchriften tieferer und ſtarkerer Art führte.

Ein einziger Roman, „Anna" von Adele Schopenhauer, hat das Glück gehabt gerade in dieſer leeren Zeit zu erſcheinen. Er zeichnet ſich nicht aus durch großes Talent der Verfaſſerin, wohl aber durch eine ſchöne Bildung welche dem mäßigen Erzählungstalente zu Hülfe kommt. Deßhalb feſſelt das Buch nicht beſonders, aber es beſchäftigt und gewährt in manchen Partien eine wohlthätige Genugthuung, wenn es auch durch verſtreute Anlagen den großen und nachdrücklichen Eindruck eines Kunſtwerkes nicht hervorbringen kann. Die Verfaſſerin iſt eine Tochter der verſtorbenen Johanna Schopenhauer und man ſagt, ſie ſey ſchon für Entwerfung mancher Bücher, welche die Mutter nur ausgeführt, thätig geweſen. Dieſe Notiz wäre kein vortheilhaftes Zeichen für die Zukunft der Verfaſſerin. Denn gerade das was den Eindruck ſchwächt in dem Romane „Anna", die Ueberhäufung mit Zeiträumen, Perſonen und Beziehungen, könnte einem erſten Romane leichter nachgeſehen werden. Wenn man noch Alles zu geben und in der Technik noch keine Uebung hat, dann ſchwächt man wohl ſein Buch durch das Vielerlei, gewinnt aber eine lehrreiche Erfahrung für das zweite Buch. Hoffen wir daß der feine Geiſt der Verfaſſerin unſere Vermuthungen aus dem Felde ſchlage in einem zweiten, das Intereſſe eng zuſammenhaltenden und dadurch ſteigernden Romane.

Die Buchhändlermeſſe ſelbſt, welche in dieſem Augenblicke ſtattfindet, bietet dießmal keine beſonderen Merkmale. Auch die Reformvorſchläge, welche in den letzten Jahren von energiſchen Handlungsführern zu wiederholtenmalen verſucht worden ſind und welche dem traurigen Verſendungsweſen auf „Condition" ein Ende machen wollen, ſind im Hintergrunde verblieben. Dieſe Art des Bücherverkaufs unter uns hat weſentlich beigetragen zur Geringſchätzung der Bücher. Man kann die Bücher mit einigen kleinen Einſchränkungen benützen und die benützten dem Sortimentshändler wieder zuſtellen, welcher ſie dann in abgenutztem Zuſtande dem Verleger wieder zuſendet unter dem Bemerken: dieſe auf Condition bezogenen Artikel ſeyen eben nicht gekauft worden. Dieſes Ueberraſchungsdrama im Buchhandel ſpielt im Weſentlichen jahrweiſe von Meſſe zu Meſſe, und es wird kaum einen Artikel im Handel geben welcher ſo geringſchätzig tractirt werden dürfte. Zu weſſen Vortheile? Zu dem der Sortimentsbuchhändler und, ſagt man, des Publicums. Jene haben gewiß das gefahrloſeſte und ergiebigſte Geſchäft; denn ſie riskiren nicht das Mindeſte, und erhalten durchſchnittlich über dreißig Procent vom Preiſe des Buches. Wir würden, ſetzen ſie hinzu, nicht die Hälfte der jetzt abgehenden Bücher verkaufen, wenn die Bücher nicht dergeſtalt hauſiren dürften. Das Publicum ferner hat doch ganz gewiß den großen Vortheil in alle möglichen Bücher hineinſehen zu dürfen. Müßten wir eine Anzahl neuer Bücher feſt verlangen, wie man will, und dann auch behalten und zur Meſſe dem Verleger zahlen, ja dann könnten wir nicht ſo mit den Büchern umgehen laſſen, müßten ſie ſauberer und koſtbarer halten und könnten ſie nicht unter ſo viel doch möglicher Käufer Hände bringen. Wir ließen alsdann Riſico, wir würden viele Bücher gar nicht erſt kommen laſſen und das Publicum verlöre den ausgedehnten Umgang mit all dem was gedruckt wird. Dieß iſt das Raiſonnement des Schlendrians der über die Bequemlichkeiten der Gewohnheit nicht hinaus ſehen will. Ein thätiger Sortimenter würde ſich ohne dieſen Schlendrian ſcharf aufmerkend auf dem Laufenden erhalten, was denn wohl unter den Neuigkeiten wirklich der Rede werth ſey, und nur dieß würde er „verlangen." Schon hiemit wäre dem überzähligen Verlage des Mittelmäßigen der Boden ausgeſtoßen; denn dieß wahlloſe Mitlaufendürfen und gelegentliche Hängenbleiben iſt die friſtende Hülfe für das Mittelmäßige. Es lebt ganz und gar vom Conditionsbuchhandel. Was ſich aber der Sortimenter nach ſorgfältiger Prüfung verſchriebe, dem widmete er nun auch ſeine entſchloſſene Thätigkeit. Und es müßte wunderlich zugehen, wenn er dabei nicht wenigſtens ebenſo viel abſetzte als jetzt, und des haufenmäßigen Maculaturkrams wäre er ledig. Die Kunden würden ſich bald um einen ſolchen wirklichen Kaufmann zuſammenfinden, die beſſeren Kunden nämlich, die nicht bloß lecken und koſten und die oberflächliche Neugier befriedigen wollen, die nicht bloß Büchertitel und Bücherfetzen brauchen für prahleriſches Geſchwätz, und dieſe Kunden würden jene gar ſelten kaufende Menge bald übertragen. Denn ſie würden, nicht mehr beirrt von dem jetzigen Haufen von Neuigkeiten, bald erkennen daß des guten Neuen gar nicht ſo viel vorhanden und der größere Theil wohl erſchwingbar ſey für einen leidlich bemittelten Mann. Unter dieſem litterariſch wahrhaft theilnehmenden Kreiſe würde der Sortimenter auch ſehr bald auf ſeine Gefahr eine gewiſſe Circulation der werthvollen Neuigkeiten wagen können, ſo daß auch der ärmere Kundige, welcher nicht oft kaufen kann, wenigſtens eine Einſicht gewänne. Was iſt denn, um den ſogenannten Vortheil des Publicums ins Auge zu faſſen, an Stillung jener oberflächlichen Neugierde des Publicums verloren? Nützt es der Bildung daß Titel und einige Seiten von allen möglichen Büchern geleſen werden? Ueberladen ſich nicht im Gegentheile gar Viele mit dieſem brockenweis Zuſammenleſen? Dieſe Vielleſerei entſpricht ganz der Vielſchreiberei: die eine iſt ſo wenig werth wie die andere, die eine entnervt wie die andere. Erwarten wir aber nicht daß dieß eher anders werde als bis die beſſeren Verleger darauf beharren und die beſſeren Sortimenter ihnen beiſtimmen die Conditionsverſendung abzuſchaffen. Die Haupthülfe liegt bei den Verlegern. Sie können es nur mit guten Büchern erzwingen und können ſolchergeſtalt das Publicum bald zu der Einſicht leiten: daß unter den hauſirenden Büchern ſelten die guten zu ſuchen ſeyen.

Digitized by Google

Etſchmiadſin und die armeniſche Kirche.

(Zweiter Artikel. *)

Der Titel Katholikos, welchen der in Etſchmiadſin reſidirende oberſte Prieſter führt, wurde von Fremden durch das Wort Patriarch überſetzt, was aber eigentlich, wie ſchon Parrot bemerkt, irrig iſt, denn der Katholikos iſt das Oberhaupt der ganzen armeniſch-gregorianiſchen Chriſtenheit, der Papſt der armeniſchen Nationalkirche, während die Würde eines Patriarchen weit geringer iſt und den Erzbiſchöfen von großen und entfernten armeniſchen Erzbisthümern, z. B. denen zu Jeruſalem und Konſtantinopel zukommt. Spaltungen in der armeniſchen Kirche führten ſchon vor Jahrhunderten zu Verſuchen ehrgeiziger Prieſter die oberſte Würde zu uſurpiren, und neben dem heiligen Vater in Etſchmiadſin beſtand lange ein eigener Katholikos zu Sis in Cilicien, und ein anderer welcher ſich auf der Inſel Achthamar im Wanſee durch eine Reihe von Jahrhunderten unabhängig von der Synode in Etſchmiadſin behauptete. Doch machte ſich das Anſehn dieſer armeniſchen Gegenpäpſte nie in einem ſehr weiten Kreiſe geltend, und in neueſter Zeit ſcheint auf allen Punkten wo armeniſch-gregorianiſche Gemeinden beſtehen, die Suprematie des Katholikos einmüthig anerkannt zu ſeyn. Selbſt die Prieſterſchaft zu Achthamar ſoll wieder die Befehle der Synode von Etſchmiadſin gehorſam empfangen, wie der Conſul Brant in Erzerum, der letzte gebildete Reiſende welcher den Wanſee beſucht hat, mir perſönlich verſicherte. So ſcheint alſo die Mutterkirche am Ararat ziemlich unbeſtritten wieder in ihre alten Rechte getreten zu ſeyn, und das Jahr 1843 zeigte ein merkwürdiges, ſeit langen Jahren nicht mehr vorgekommenes Schauſpiel: das Erſcheinen armeniſcher Bevollmächtigten von faſt allen gregorianiſchen Gemeinden des Orients zu Etſchmiadſin, um hier in der hiſtoriſchen Mitte ihres Vaterlandes zur Wahl eines neuen Oberhirten ihrer Kirche ſich zu vereinen.

Im April 1843 fand dieſe denkwürdige Handlung der Wahl des Katholikos in Etſchmiadſin ſtatt. Ich hielt mich damals in Tiflis auf und beabſichtigte noch zur rechten Zeit in dem berühmten Kloſter einzutreffen, um den öffentlichen Wahlverhandlungen als Augenzeuge beizuwohnen; aber der plötzliche Ausbruch der Peſt in der Provinz Eriwan verſpätete meine Reiſe. Denn da im Falle der Weiterverbreitung dieſer Seuche ganz Armenien von den übrigen transkaukaſiſchen Provinzen durch ſtrenge Contumazmaßregeln abgeſperrt worden und eine Rückkehr nach Georgien nur nach vierzigtägiger ſtrenger Quarantänegefangenſchaft möglich geweſen wäre, wollte ich in Tiflis erſt weitere Nachrichten abwarten. Glücklicherweiſe beſchränkten ſich die Verheerungen der Seuche auf wenige tatariſche Ortſchaften jenſeits des Araxes, welche durch militäriſche Cordons abgeſperrt wurden. Während der milden Tage des Maimonats bereiſte ich die Provinz Eriwan, mußte mich in Etſchmiadſin aber mit einer Schilderung der beendigten Wahlceremonien begnügen, da ich leider um einige Tage zu ſpät dort eingetroffen die Verſammlung ſelbſt zu ſehen. Die Verhandlungen hatten nur drei Tage gedauert. Staatsrath Scheldnchin war von St. Petersburg gekommen, um im Namen des Kaiſers der Verſammlung zu präſidiren. Es fehlte nicht an feierlichem Pomp, und als die Wähler am erſten Tag in die Kirche traten um beeidigt zu werden, ſtrömten die armeniſchen Landleute der weiten Umgegend, fromme, gläubige Menſchen, die auch in der That viel beſſer ſind als ihre Prieſter, herbei, um mit ihren erzbiſchöflichen Graubärten zu beten und für die Wahl des Kirchenoberhaupts den Segen Gottes zu erflehen. Es waren im Ganzen neunundzwanzig Wähler, worunter ſechs Mitglieder der Synode, acht Biſchöfe des Landes, acht auswärtige Geiſtliche von verſchiedenen Städten und ſieben Laien, die aus verſchiedenen Gegenden Rußlands, Perſiens und der aſiatiſchen Türkei als Bevollmächtigte der Gemeinden geſandt waren. Von den entfernteſten Gemeinden in Centralaſien, aus Oſtindien und der Tatarei waren ſchriftliche Stimmen eingeſandt worden, welche die Mitglieder der Synode als ihre Vertreter und Bevollmächtigten anerkannten. Am zweiten Sitzungstage wurden vier Geiſtliche bezeichnet welche zur Würde eines Katholikos geeignet wären, für den Fall daß der Kaiſer ſich bewogen finden ſollte keinem der beiden wirklich gewählten Candidaten ſeine Beſtätigung zu ertheilen. Bei der dritten Sitzung fand die eigentliche Wahl ſtatt.

Dicht an dem Altar, wo der Sage nach Chriſtus dem heiligen Gregor erſchienen und die alten heidniſchen Götzen, die Kinder des Satans in die Tiefe geſtürzt, an dieſer heiligſten Stelle Armeniens, von welcher der Triumph des Chriſtenthums in dieſem Lande ausgegangen, ſtand eine Tafel mit rothem Tuch bedeckt, auf der Kreuz und Evangelium lagen, und um welche alle Wähler, die Prieſter in ihrem prachtvollſten Ornat, ſaßen, mit dem kaiſerlichen Bevollmächtigten an der Spitze. Die eingeſammelten Wahlzettel bezeichneten einſtimmig Narſes, den Erzbiſchof von Kiſchenew, als erſten Wahlcandidaten zur oberſten Kirchenwürde. Als zweiter Candidat wurde der Patriarch von Jeruſalem vorgeſchlagen, der aber nur zwanzig Stimmen erhielt. Darauf fand wieder feierlicher Gottesdienſt ſtatt und die ganze Wahlceremonie hatte ein Ende. Das Reſultat ward bald in allen Gauen des Orients, wo Gemeinden der armeniſchen Nationalkirche wohnen, bekannt, und erregte aus zweierlei Gründen allenthalben große Freude. Erſtens betrachtete man die Zuſammenkunft von Wählern aller armeniſchen Gemeinden des Orients als ein Ereigniß von unermeßlicher Bedeutung, denn nach langen Jahren des Zwieſpalts, des Mißtrauens und der Eiferſucht zwiſchen den auf ſo weitem Gebiet zerſtreut wohnenden Gemeinden war wieder ein erſter großer Schritt zur Einigkeit geſchehen, und man erkannte wohl welche Stärke man damit dem ganzen armeniſchen Volk gab.

Rußlands feine, kluge, thätige Politik hatte bei dieſem Anlaß wieder einen Meiſterſtreich geſpielt, deſſen Bedeutung vielleicht

*) Der erſte Artikel iſt im Februarheft der Monatblätter abgedruckt.

Digitized by Google

nur der ganz zu würdigen weiß dem der heutige Zuſtand des Orients recht klar geworden. Die Völker und Regierungen des Islam verfallen in Aſien mit jedem Tage mehr, die chriſtlichen Elemente gewinnen dort eine immer höhere Wichtigkeit. Als nach dem ſiegreichen Einzug von Paskewitſch' Heer in der Hauptſtadt Aſerbeidſchans Feth Ali Schah auf ſeinem Thron zitterte und demüthig die Friedensbedingungen unterſchrieb die ihm der Ruſſengeneral dictirte, dachten manche Rußland ſey ungemein großmüthig gegen den gedemüthigten Feind verfahren; es hätte eben ſo gut das eroberte Aſerbeidſchan für ſich behalten, oder den Perſerkönig zur Abtretung der ſchönen Provinzen Gilan und Maſenderan zwingen können. Der Theil Armeniens, mit deſſen Wegnahme ſich Rußland begnügte, iſt weder durch Größe noch durch Fruchtbarkeit und Reichthum ein ſehr lockendes Beſitzthum, aber er ſchließt den Boden der gregorianiſchen Mutterkirche in ſich, und der weltliche Gebieter dieſes Landes verfügt zugleich über die geiſtlichen Waffen des Katholikos und der Synode, deren religiöſer Einfluß überall hinreicht wo Armenier wohnen. Die ruſſiſche Regierung erkannte bei den letzten Friedensſchlüſſen mit Perſien und der Türkei vollkommen den Werth dieſes für alle Armenier ſo heiligen Bodens. Sie war auch klug genug dem Beſitze des Landes am linken Ufer des Araxes wo Etſchmiadſin liegt, noch ein Stück Gebiet auf dem rechten Ufer dieſes Stromes beizufügen und vom Ararat ſelbſt einen Antheil zu reclamiren, die Nordſeite des vom armeniſchen Volk ſo heilig verehrten Berges mit dem St. Jacobskloſter, das durch die Eruption des Jahres 1840 verſchüttet worden. Dieſe Gegenden bilden den wahren claſſiſchen Boden der armeniſch-gregorianiſchen Kirchengeſchichte. Kein Punkt im ganzen Orient iſt für die religiöſen Gefühle der Armenier anziehender, geheiligter, ſelbſt nicht das Grab des Erlöſers in Jeruſalem oder das berühmte Kloſter Johannis des Täufers am öſtlichen Euphrat. Die Zahl der Pilger welche nach Etſchmiadſin wallfahrtend ziehen, iſt, wenn auch nicht mehr ſo groß wie im vorigen Jahrhundert zur Zeit als Tavernier und Chardin dieſe Gegenden bereiſten, doch immer noch ſehr beträchtlich, und um die Oſterzeit finden ſich nicht ſelten Wallfahrer vom Ganges, Indus, Don, Jordan und Nil hier zuſammen. Sowohl der Schah als die Pforte haben die Wichtigkeit der Beſitznahme dieſes Gebietes durch die Ruſſen, als eines Punktes wohin alle religiöſen Sympathien der Armenier ſtreben, wohl erkannt. Abbas Mirza hatte als Vicekönig von Aſerbeidſchan dem Katholikos und der Synode immer geſchmeichelt und ſie für das perſiſche Intereſſe zu gewinnen geſucht. Lange drang dieſer kriegeriſche Prinz in ſeinen königlichen Vater lieber noch einmal das Glück der Waffen zu verſuchen als ein Gebiet ſich entreißen zu laſſen, das weniger durch ſeine Einkünfte als durch die religiöſe Macht über die chriſtlichen Unterthanen Perſiens der perſiſchen Krone werthvoll ſeyn müſſe.

Als endlich nach langem Widerſtreben des Schahs der Friedensvertrag doch geſchloſſen ward und die Provinzen Eriwan, Ordubad und Nachitſchewan für Perſien verloren gingen, that Abbas Mirza noch alles Mögliche die vertragsmäßig zugeſtandene Ueberſiedlung armeniſcher Unterthanen Perſiens nach den neuen ruſſiſchen Provinzen zu erſchweren. Das Gleiche geſchah von der Pforte, welche überdieß all' ihren Einfluß aufbot die auf türkiſchem Gebiet wohnenden armeniſchen Prieſter von der geiſtlichen Herrſchaft der Synode von Etſchmiadſin loszureißen. So groß auch die heimliche Freude aller Armenier über die Demüthigung ihrer moslemiſchen Unterdrücker war, ſo hegte man doch anfangs einiges Mißtrauen gegen Rußland, indem man fürchtete die Regierung in St. Petersburg, welche als nicht ſehr tolerant gilt, werde ihre neugewonnene Stellung benützen um die gregorianiſch-armeniſche Kirche zur griechiſch-ruſſiſchen hinüberzuziehen, und in dieſem Sinn ſowohl unter den Geiſtlichen als unter den Laien Armeniens Proſelyten zu machen. Ein großer Theil der Gemeinden und höheren armeniſchen Geiſtlichen in der Türkei, vor allem die zahlreiche Prieſterſchaft in Konſtantinopel, zauderte lange bis ſie die Suprematie eines unter ruſſiſchem Scepter ſtehenden Kirchenoberhaupts anerkannte. Aber Rußland, das ſich gegen ſeine Katholiken ſo wenig ſchonend benimmt, weil deren geiſtliches Oberhaupt nicht auf ruſſiſchem Gebiet wohnt, folglich nicht im Bereich ſeines directen Einfluſſes iſt, erkannte ſeine glückliche Stellung der armeniſchen Kirche gegenüber und benahm ſich gegen dieſelbe ſtets überaus klug, tolerant, gefällig. Rußland ſah in der Synode von Etſchmiadſin ein koſtbares Werkzeug des mächtig wirkenden religiöſen Einfluſſes auf die in Aſien weit verzweigten gregorianiſchen Gemeinden, und wußte ſich desſelben auch ſeit 18 Jahren mit unvergleichlicher Geſchicklichkeit zu bedienen. Es gelang der Thätigkeit der Synode nach und nach alle widerſpänſtigen Gemeinden Perſiens und der Türkei wieder unter die geiſtliche Gewalt des Katholikos zu bringen, und bei der Wahl im Jahre 1843 feierte dieſelbe mit Rußland den Triumph die Abgeordneten und Bevollmächtigten aller größeren Gemeinden der armeniſchen Nationalkirche in den Hallen des alten Gotteshauſes am Araxes zu bewillkommnen. Die ruſſiſche Regierung hatte ausdrücklich darauf gedrungen daß zur Wahl des neuen Katholikos die Stimmen aller armeniſch-gregorianiſchen Gemeinden im ganzen Orient geſammelt werden ſollten. Durch dieſe kluge Maßregel ward ſelbſt die Geiſtlichkeit in Konſtantinopel gewonnen, welche der Anerkennung der Synode von Etſchmiadſin am längſten widerſtrebt hatte, der aber der ruſſiſche Antrag daß auch ſie zur Wahl des Kirchenoberhaupts direct mitwirken möge, ſchmeichelte. Die Correſpondenten verſchiedener deutſcher Zeitungen in Konſtantinopel ſind im Irrthum, wenn ſie meinen erſt im Jahre 1845 habe die Unterwerfung der dortigen armeniſchen Prieſterſchaft unter die Suprematie des Katholikos ſtattgefunden. Schon vor zwei Jahren hat Rußland dieſes ſeiner Stellung im Orient höchſt wichtige Reſultat erzielt. Wenn die Prieſter zu Konſtantinopel erſt in neueſter Zeit ihren Kopfſchmuck, das äußerliche Zeichen ihrer geiſtlichen Würde, nach der Form der in Etſchmiadſin wohnenden Prieſter angenommen, ſo iſt dieſe äußerliche Reform wahrſcheinlich erſt jetzt durch denſelben Katholikos angeordnet worden, zu deſſen Erwählung ſich bereits im Jahre 1843 die Armenier der Türkei mit ihren auf ruſſiſchem Gebiet lebenden Glaubensbrüdern vereinigt hatten.

Ein zweiter Grund der Freude über die vollzogene Katholikoswahl war die Thatſache daß die Einheit der Stimmen auf den würdigſten Prälaten gefallen, welchen nach der in Transkaukaſien allgemein herrſchenden Meinung die armeniſche Kirche gegenwärtig beſitzt. Narſes iſt eben ſo durch ſeine Frömmigkeit, ſeinen hellen Verſtand als durch ſeine innige Vaterlandsliebe in den armeniſchen Gauen bekannt, und dieſe unter der hohen Prieſterſchaft dort ſehr ſeltenen Eigenſchaften wandten ihm die Sympathien des Volkes in hohem Grade zu. Narſes iſt im Dorf Abſchalag auf den Abhängen des hohen Allahgädgebirges geboren, und wurde in Etſchmiadſin zum geiſtlichen Stand erzogen. Sein milder Charakter gewann ihm ſo ſehr die Gunſt der Prieſter und Laien daß er wahrſcheinlich ſchon vor zehn Jahren nach dem Tod des alten Jephrem (Ephraim), welchen Parrot und Dubois zu Etſchmiadſin im hohen Greiſenalter geſehen, zum geiſtlichen Oberhaupt gewählt worden wäre, wenn nicht ein ernſtliches Zerwürfniß mit dem Grafen Paskewitſch vorangegangen. Als nämlich zur Zeit des ruſſiſch-perſiſchen

Krieges die tatariſchen Krummſäbel von Aſerbidſchan vor den don'ſchen Lanzen über den Araxes zurückgewichen, erfolgte ein kurzer Stillſtand der Operationen, weil Graf Paskewitſch Truppenverſtärkungen aus dem Innern Rußlands erwartete, bevor er den Araxes zu überſchreiten und gegen Tauris vorzudringen wagte. Ein Theil der perſiſchen Streitkräfte, größtentheils Kurden und Tataren, machte einen Verſuch Etſchmiadſin zu überrumpeln. Aber die Kloſterleute waren auf ihrer Hut und hatten ſich hinter ihren hohen Erdmauern verſchanzt. Von den wilden Banden belagert, in der äußerſten Bedrängniß ſchickte Narſes einen Eilboten an einen ruſſiſchen Obriſt, welcher mit einigen Bataillonen einen kleinen Tagmarſch entfernt ſtand. Dieſer ruſſiſche Obriſt war ein Armenier von Geburt, der den Erzbiſchof Narſes kindlich verehrte. Er vermochte nicht der dringenden Aufforderung deſſelben zur Rettung des Kloſters zu widerſtehen und rückte in einem Eilmarſch nach Etſchmiadſin vor, obwohl ihm ſein Obergeneral ſtrenge bedeutet hatte ohne ausdrücklichen Befehl keine Bewegung zu machen. Die Perſer hatten inzwiſchen durch einen Theil der regulären Truppen Abbas Mirza's Verſtärkung erhalten und waren den anrückenden Ruſſen fünffach überlegen. Die Ruſſen erlitten daher vor Etſchmiadſin eine Niederlage und die Schuld derſelben ward dem Erzbiſchof Narſes beigemeſſen, der durch ſeinen prieſterlichen Einfluß den armeniſchen Obriſten zum Ungehorſam gegen die Befehle ſeines Chefs vermocht hatte. Narſes mußte in Folge dieſes Vorfalles Etſchmiadſin auf kaiſerlichen Befehl verlaſſen, und wurde als Erzbiſchof nach Kiſchenew geſchickt. Als trotz der kaiſerlichen Ungnade die dieſen allverehrten Prieſter getroffen, im Jahre 1843 die Stimmen aller Wähler in Etſchmiadſin ſich für ihn vereinigten, wollte Kaiſer Nikolaus dem von Prieſtern und Laien einhellig ausgeſprochenen Wunſch nicht widerſtehen und beſtätigte die Wahl. Für Narſes ſchien wieder die volle Sonne der kaiſerlichen Gunſt und Gnade. Er wurde nach St. Petersburg beſchieden, fand dort eine ausgezeichnete Aufnahme und der Stern des St. Annaordens erſter Claſſe leuchtet gegenwärtig auf ſeinem blauen Kaftan. Im Spätſommer 1844 überſchritt Narſes den Kaukaſus, fand in Tiflis jubelnden Empfang und zog unter Glockengeläute und Prieſtergeſängen in der alten Kloſterkirche am Araxes, die er vor 16 Jahren faſt wie ein Verbannter verlaſſen, nun als geiſtliches Oberhaupt der armeniſchen Chriſtenheit wieder ein. Narſes iſt ein achtzigjähriger Greis; ſein Geiſt, der ſich lange friſch erhalten, ſoll in letzter Zeit ſchwach geworden ſeyn. Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich daß binnen kurzer Zeit ein neuer Wahlact in Etſchmiadſin nothwendig ſeyn wird. Vielleicht ſah man in Rußland die Erwählung eines hochbetagten Greiſes ſchon deßhalb gerne, weil dabei ein neuer Anlaß die Deputirten oder Bevollmächtigten aller armeniſchen Gemeinden wieder auf ruſſiſchem Gebiet zu verſammeln in nicht große Ferne gerückt wurde.

Von einem ehemaligen Zögling des Seminars in Etſchmiadſin, welcher durch eine veränderte Lebensrichtung ſich zu einem ſeltenen Grad von Bildung aufgeſchwungen, erhielt ich über Lebensweiſe, Erziehung und ſittliche Zuſtände der dortigen Prieſterſchaft umſtändliche Mittheilungen, von welchen ich nur Einiges hier wiedergeben will. Die Art und Weiſe wie man in dem Patriarchalſitz ſein Tagwerk vollbringt, iſt jedenfalls bezeichnend für den heutigen Zuſtand des armeniſchen Klerus. Noch vor dem Hahnenſchrei ſteht man in dieſem Kloſter auf. Um 1 Uhr Morgens beginnt der erſte Gottesdienſt, welchem mit Ausnahme des Katholikos ſämmtliche Kloſtergeiſtliche beiwohnen. Die Erzbiſchöfe und Biſchöfe leſen Evangelien und ſprechen Gebete, die Archimandriten und die Diakone ſingen abwechſelnd mit den jungen Seminariſten. Nach dieſem erſten Morgengottesdienſt, welcher drei bis vier Stunden dauert, ſtehend gehalten wird und deßhalb nicht wenig ermüdet, ziehen ſich Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Archimandriten in ihre Zellen, Diakone und Seminariſten in ihre gemeinſchaftlichen Wohnzimmer zurück. Diejenigen Prieſter welche etwas Vermögen haben, nehmen gewöhnlich einige Magenſtärkung auf eigene Koſten zu ſich und überlaſſen ſich dann wieder dem Schlaf. Die jüngeren Geiſtlichen, welche meiſt weder Vermögen noch irgend ein Einkommen haben, müſſen, wenn ſie mit dem Küchenmeiſter nicht in beſonderer Freundſchaft ſtehen, mit leerem Magen zuwarten bis um 10 Uhr Morgens die Eßglocke zur Tafel ruft. Sämmtliche Geiſtliche, mit Ausnahme des Katholikos, finden ſich täglich im Speiſeſaal ein und nehmen an einer langen Tafel auf einer ſteinernen Bank Platz. Alles iſt da ſo mönchiſch einfach als möglich. Nur vier- oder fünfmal des Jahrs ſpeiſt auch der Katholikos mit den übrigen, hat aber dann immer einen geſonderten Sitz. Die gewöhnliche Mahlzeit beſteht aus Fleiſchſuppen oder Milch, dann kommt Pilaf (das bekannte Reisgericht) oder Fiſch. Während der langen Faſtenzeit, die überaus ſtrenge gehalten wird, iſt ſelbſt der Fiſch von der Tafel verbannt. Die Faſten zu verletzen gehört in Armenien zu den größten Todſünden; Betrug und Diebſtahl iſt in den Augen dieſes Volkes eine Kleinigkeit dagegen. Nach der Mahlzeit gehen die höheren Geiſtlichen ihren Amtsgeſchäften nach oder beſuchen die Dorfgemeinden der Gegend, die Archimandriten halten Schule. Die Seminariſten und ſelbſt die Diakone werden mit barbariſcher Strenge behandelt, erſtere beim geringſten Vergehen, z. B. bei einer nachläſſigen Stellung während des Gottesdienſtes, mit Schlägen ſchrecklich gezüchtigt. Gegen Abend iſt wieder Gottesdienſt. Die Meſſe wird nur an Sonn- und Feiertagen von Erzbiſchöfen, Biſchöfen oder Archimandriten geleſen. An den größten Feſttagen lieſt der Katholikos ſelbſt die Meſſe. Man ſcheint es der Würde ſeiner hohen Stellung angemeſſen zu halten daß er ſich nicht oft dem Publicum zeige. Gewöhnlich bringt er den Tag innerhalb ſeiner Gemächer zu. Nach der kargen Abendmahlzeit zieht ſich alles in die Zelle zurück, legt ſich zur Ruhe und ſchließt das einförmige traurige Tagwerk. Ein freudenleereres Leben als das der Mönche in Etſchmiadſin läßt ſich nicht denken. Weder wiſſenſchaftliches Studium noch Kunſt, noch irgend eine heitere Geiſtesbeſchäftigung unterbrechen die düſtere Monotonie dieſes Kloſterlebens. Die hiſtoriſchen und poetiſchen Werke vermodern unbenützt und ungeleſen in der ſtaubigen Halle der Bibliothek. Inſtrumentalmuſik iſt in Etſchmiadſin ganz unbekannt, und nur der eintönig heulende Geſang der Mönche begleitet den traurigen Gottesdienſt. Alles was zur Friſche, zur Erheiterung des Geiſtes beitragen könnte, iſt aus dieſem wie aus allen übrigen Klöſtern Armeniens verbannt. Nirgends langweilt ſich ein gebildeter Europäer mehr als unter armeniſchen Mönchen. Ich habe während meiner Reiſen in Aſien auch katholiſche Klöſter häufig beſucht und die Gaſtfreundſchaft der Mönche genoſſen. Traf ich auch bei den Kapuzinern wenig Bildung, ſo fand ich bei ihnen doch immer eine heitere wohlthuende Gutmüthigkeit, einen frohen glücklichen Sinn. Wenn ſie auch keine Bücher laſen und von Muſik nichts verſtanden, ſo verſammelten ſie ſich doch während der Abendſtunden gerne im Plauderſtübchen, ſpielten irgend ein harmloſes Spiel oder ſchwatzten und lachten offen und herzlich. Der ernſte, dumpfe, freudleere Sinn der armeniſchen Mönche aber hat zu gemüthlicher Geſelligkeit keine Neigung. Wer in das troſtlos hohle Leben dieſer armeniſchen Klöſter einen Blick geworfen, wendet ſich bald mit Ekel hinweg und findet dagegen ſelbſt das Mönchthum Italiens noch liebenswürdig.

Digitized by Google

In Vergleich mit dem Leben der Mönche iſt die Exiſtenz der armeniſchen Weltgeiſtlichen immer noch glücklich. Dieſe ſind gewöhnlich unter dem niedern Volk aufgewachſen, leben mit dem Volk, beſitzen ihren eigenen Herd, heirathen und haben meiſt großen Eheſegen. Jeder Laie, wenn er von der Gemeinde erwählt worden und die vorgeſchriebenen vierzig Tage unter Faſten und religiöſen Uebungen in einer Kirche zugebracht hat, kann durch einen Biſchof zum Prieſter geweiht werden und darf nun Meſſe leſen, Taufe, Firmelung, Trauung und letzte Oelung verrichten und hat Macht Sünden zu vergeben. Dieſe Weltgeiſtlichen ſind meiſt einfache Leute, weniger anſpruchsvoll als die Mönche, ſie leſen und ſchreiben das Altarmeniſche nicht ſo fertig (viele können überhaupt weder leſen noch ſchreiben), ſie wiſſen auch nicht eine ſo ungeheuere Menge von Gebeten und Bibelſtellen auswendig wie die in den Klöſtern erzogenen Prieſter; dafür beſitzen ſie aber gewöhnlich mehr geſunden Menſchenverſtand als die Kloſtergeiſtlichen, welche durch die einförmige Beſchäftigung in den Zellen meiſt völlig verdummen. Bei dem gemeinen Volk ſind die Weltgeiſtlichen beliebter, obwohl ſie keineswegs die hohe äußere Verehrung genießen wie die Mönche. Schon der Umſtand daß die Weltgeiſtlichen nicht von ehrgeizigen Wünſchen verzehrt werden, macht ſie glücklicher und liebenswürdiger. Den Mönchen ſchwebt beſtändig die Biſchofsmütze vor und all' ihr Trachten geht nach dieſem Ziel. Jene hingegen können nicht einmal bis zur Würde eines Archimandriten vorrücken, denn für alle höheren Stellen der gregorianiſchen Kirche iſt das Cölibat unumgängliche Bedingniß.

Vergehungen gegen die Keuſchheit galten vormals unter dem armeniſchen Klerus als eine der größten Sünden. Von dieſer ſtrengen Anſicht ſoll man einigermaßen zurückgekommen ſeyn, und ſelbſt die höheren Prieſter in Etſchmiadſin ſind jetzt in dieſem Punkt vor übler Nachrede nicht ſicher. Derſelbe Erzbiſchof mit dem impoſanten Bart, welcher bei meinem erſten Beſuch in Etſchmiadſin mit ſo eigenthümlichem Anſtand mich empfangen, ſoll öfters unüberwindliche Anwandlungen verliebter Laune haben und bei den hübſchen armeniſchen Bäuerinnen der Gegend auch nicht ſelten Gunſt finden. Im Allgemeinen wird aber die Enthaltſamkeit in Bezug auf Geſchlechtsliebe von der Mehrzahl der höheren Prieſter noch immer ſtrenge gehalten, wenn gleich der Beſuch der armeniſchen Klöſter den Frauen nicht verboten wird, wie dieß bei vielen katholiſchen und griechiſchen Mönchsorden der Fall iſt. Die ſtrengen Mönche vom Berg Athos verbannen alle Frauen ſelbſt aus der Umgegend, und geſtatten nicht einmal ihren Hausthieren ein Weibchen. Das Kloſter Etſchmiadſin dagegen hat öfters reiſende europäiſche Damen beherbergt, ſo z. B. die Gattin des bekannten Senators Hahn, eine durch Geiſt, Tugend und Liebreiz ausgezeichnete Dame. Das anmuthige Benehmen dieſer geiſtvollen Frau machte auf die graubärtigen Prieſter den wohlthuendſten Eindruck, obwohl dieſelben ihr gegenüber nicht wenig verlegen waren, und gar nicht wußten was ſie auf die freundlichen Worte der vornehmen Dame erwiedern ſollten. Von dem alten Patriarchen Jephrem (Ephraim) erzählte man mir in dieſer Beziehung eine ergötzliche Anekdote. Derſelbe war ein überaus keuſcher Mann, der auf die Pflichten und Gelübde ſeines Standes mit exemplariſcher Strenge hielt. Einſt machte Jephrem eine Reiſe nach Aſtrachan, wo er die Oſterzeit zubrachte und zufällig am erſten Oſterfeiertag dem ruſſiſchen Gouverneur der Stadt einen Beſuch abſtattete. Die meiſten Leſer kennen wohl die unter den Ruſſen wie unter allen Anhängern der griechiſchen Kirche herrſchende Sitte am Oſterſonntag mit dem Ausruf „Chriſtus iſt erſtanden!“ ſich zu umarmen und zu küſſen — eine Sitte welcher ſich ſelbſt die vornehmſten Perſonen unterziehen, ſo zwar daß man in Petersburg bei dieſer Gelegenheit den Kaiſer ſeine Grenadiere und ſeine Bauern küſſen ſieht. Der Patriarch hatte kaum im Zimmer des Gouverneurs Platz genommen als drei wunderliebliche Mädchen, die Töchter des Gouverneurs, hereingehüpft kamen, ohne Umſtände den ehrwürdigen Gaſt der Reihe nach umarmten und auf das anmuthigſte küßten. Jeder andere wäre an des greiſen Prieſters Stelle durch eine ſolche Ueberraſchung gewiß recht heiter geſtimmt worden und hätte vielleicht gerne zur Wiederholung jeden Tag in Rußland als Oſtertag gefeiert. Unter allen in Rußland herrſchenden Gebräuchen ſcheint mir das naive Oſternküſſen der lieblichſte, beſonders wenn man das Glück hat dieſes Feſt bei einer ſo liebenswürdigen Familie zu verleben wie die des Gouverneurs von Aſtrachan. Der ehrwürdige Jephrem theilte in dieſem Punkt nicht meinen Geſchmack, ſondern war über die empfangenen Küſſe der reizenden Mädchen ganz beſtürzt, verließ ſchnell das Haus und brach außerhalb desſelben in Thränen und Wehklagen aus, indem er nicht anders dachte als ſeine heilige Würde ſey durch die Berührung der roſigen Lippen der ſchönen Ruſſinnen auf immer befleckt. Der Dragoman hatte alle Mühe ihn zu tröſten, und nur ſeine umſtändliche Erklärung der durchaus religiöſen Bedeutung dieſer ruſſiſchen Oſterküſſe beruhigte einigermaßen den alten Patriarchen.

Zur Zeit als Tavernier, Chardin und Tournefort das Land am Araxes bereisten, ſtand Etſchmiadſin in weit größerer Blüthe als heute. Obwohl in Folge der politiſchen Wirren und der häufigen Kriege zwiſchen den zwei großen mohammedaniſchen Nachbarſtaaten ſchon damals manches Ungewitter den Patriarchalſitz heimgeſucht, ſo ſcheint doch die ſchlimmſte Zeit für Etſchmiadſin erſt gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, als Rußland Georgien beſetzte und ſeine Colonnen allmählich weiter gegen den Araxes vorſchob, gekommen zu ſeyn. Die über das Umſichgreifen einer großen chriſtlichen Macht aufgelärmten und erbitterten Perſer wollten nun mehr als je in den armeniſchen Unterthanen Perſiens Verräther und Rebellen wittern. Die Prieſterſchaft von Etſchmiadſin erregte beſonders den Argwohn des Schahs und ward mehr als je bedrückt. Während der Zerwürfniſſe zwiſchen Rußland und Perſien ging die Verfolgung ſo weit daß ſich der Katholikos mit der Elite ſeiner Prieſter einigemale auf ruſſiſches Gebiet flüchtete. Abbas Mirza ſuchte zwar durch Güte und Schmeichelei die armeniſche hohe Prieſterſchaft für das perſiſche Intereſſe zu feſſeln, aber ſeine wohlwollenden Geſinnungen waren oft unmächtig gegen den Fanatismus und die Raubſucht welche die übrigen perſiſchen Großen beſeelten. Je drohender die Stellung der Ruſſen in Transkaukaſien gegen die Perſer, um ſo bedenklicher wurde die Lage des Patriarchalſitzes. Die perſiſchen Großen der Provinz Eriwan ſchienen zu ahnen daß über kurz oder lang die Araxesländer und mit ihnen die noch übrigen Schätze der Klöſter in ruſſiſche Hände fallen würden, und ſie gaben ſich daher nur dem Gedanken hin vor dem Ende ihrer Herrſchaft das Volk und die Prieſterſchaft noch ſo viel als möglich auszuſaugen. Der letzte perſiſche Statthalter in Eriwan, zu deſſen Gebiet auch Etſchmiadſin gehörte, war ein ziemlich gemäßigter Mann, welcher zwar Geld und Beſitz auch in hohem Grade liebte, aber doch das perſiſche Erpreſſungsſyſtem in milderer Form als ſeine Vorgänger übte. Er ſuchte gewöhnlich einmal im Jahre den Sitz des Katholikos heim. Für die Mönche war dieß immer eine Zeit des Schreckens — eine Empfindung, die man natürlich unter der Miene der Freude über die hohe Ehre des Beſuches verbergen mußte. Wenn der perſiſche Sardar mit einem überaus zahlreichen Gefolge von

Digitized by Google

Eriwan auszog, verkündeten die Freudenſchüſſe vorangeeilter Reiterſchaaren den beſtürzten Mönchen die nahende Ankunft des Statthalters. Die Geiſtlichkeit ſchmückte ſich mit ihrem feſtlichſten Ornat und ging, mit den Erzbiſchöfen an der Spitze, dem Sardar entgegen. Die beſten Teppiche wurden außerhalb des Kloſters auf dem Weg ausgebreitet über welchen der Sardar ſeinen Einzug hielt; von den Glockenthürmen hallte ihm feierliches Geläute entgegen. Der Katholikos empfing ſeinen Gaſt unter dem Portal des Kloſterhofes und führte ihn von dort in die beſten Gemächer ein, wo für ihn und ſein Gefolge eine leckere Mahlzeit bereit ſtand. Gewöhnlich verweilte der perſiſche Statthalter mit ſeinem Schwarm von Schmarotzern mehrere Tage, ließ ſich und ſeine Leute reich beſchenken und gut bewirthen und zog erſt wieder ab, wenn Caſſe und Speiſekammer des Kloſters leer geworden. Die Mönche, welche aus Furcht zu dem ſchlimmen Spiel die beſte Miene machten, mußten nach dem Abzug der perſiſchen Blutegel wieder Sorge tragen ihre leeren Vorrathskammern zu füllen, und dazu ſteuerten der arme Landmann der Gegend und der fromme Wallfahrer bereitwillig bei.

Es iſt eine merkwürdige Thatſache daß zur Zeit des ärgſten Druckes der Perſerherrſchaft die Geſchenke der armeniſchen Gemeinden von nah und fern viel reichlicher für den Patriarchalſitz floſſen, als nach der ruſſiſchen Beſitznahme dieſer Gegenden, wo eine ruhige friedliche Zeit für die vielgeplagten Mönche begann. Selbſt von den reichen Städten wo Armenier die Mehrzahl bilden, wie Tiflis, fließen jetzt die Vermächtniſſe und Gaben immer ſpärlicher. Die jährlichen Geſammteinkünfte von Etſchmiadſin belaufen ſich gegenwärtig nach zuverläſſigen Angaben auf nicht mehr als 16,000 Silberrubel, welche meiſt vom Grundbeſitz des Kloſters, vom Miethzins der ihm gehörigen Buden in Tiflis und Eriwan und von den Spenden der Pilger gezogen werden. Die Zahl der Wallfahrer iſt zwar noch immer beträchtlich, aber auch ihre Gaben mindern ſich von Jahr zu Jahr. Ueberhaupt ſind die Pilgerfahrten nur noch unter den ärmeren Claſſen viel im Gebrauch, die reicheren, namentlich die ſehr wohlhabenden Handelsleute in Tiflis, werden in dieſer Beziehung immer gleichgültiger und mit ihren Opfergaben ſparſamer. Die von entfernten Gegenden kommenden Wallfahrer ſind mit zeitlichen Gütern wenig geſegnet. Als ich vom Ararat nach Etſchmiadſin zurückkehrte, begegnete ich einem ganzen Haufen armeniſcher Pilger, welche halb wie Koſaken, halb wie Tſcherkeſſen gekleidet waren und von Nachitſchewan am Don kamen. Sie hatten die mühſelige Fahrt über den Kaukaſus gemacht, in der Mutterkirche ihres Stammlandes ſich ſatt gebetet, und waren nun im Begriff nach dem vielverehrten Kloſter Utſch-Kiliſſa am öſtlichen Euphrat, wo die Gebeine Johannis des Täufers ruhen ſollen, zu ziehen. Jeder dieſer Pilger hatte während voller ſieben Jahre vor dem Antritt der Reiſe kein Fleiſch genoſſen. Die meiſten waren nicht begütert und wandten bei dieſer Reiſe ihre ganzen Erſparniſſe darauf. Viele der Pilger werden bei dem Uebergang der Päſſe des Agri-Dagh von kurdiſchen Räubern geplündert, oft ermordet, und doch ſieht man jedes Jahr wieder neue Schwärmer von jenen fernen Gegenden kommen.

Je näher der gänzliche Verfall des mohammedaniſchen Orients rückt, je mehr der Einfluß Europa's auf die bisherigen Verhältniſſe dort zerſetzend wirkt, um ſo mehr nehmen die in Aſien zerſtreuten chriſtlichen Elemente unſer Intereſſe in Anſpruch. Unter allen chriſtlichen Völkern dieſes Welttheils ſind die Armenier das zahlreichſte und wichtigſte. Jeder auch noch ſo fragmentariſche Beitrag zur näheren Kenntniß des heutigen Zuſtandes dieſes merkwürdigen Volkes wird dem Leſer, welcher dem Gang der Zeitgeſchichte, beſonders dem Laufe der Dinge im Orient mit Aufmerkſamkeit folgt, willkommen ſeyn. Der Zuſtand des armeniſchen Volkes aber iſt mit dem Zuſtand ſeiner Kirche im allerinnigſten Zuſammenhang. Die Einſamkeiten der Hochthäler Armeniens waren bei ſtets geringer Volksmenge, gleich wie die ihrer Natur nach ſo verwandten tübetiſchen und abyſſiniſchen Hochländer, die einzigen in denen das Mönchsweſen zum charakteriſtiſchen vorherrſchenden Volksleben ganzer Nationen geworden, recht eigentlich zur Anlage von Kloſtergemeinden geeignet, und dieſes dort vorherrſchend gewordene Kloſterleben hat der ganzen Entwicklung des armeniſchen Volkes den kirchlichen Stempel um ſo mehr aufgedrückt, da das politiſche Leben durch fortwährende Unterjochung ganz in den Hintergrund treten mußte. Alle großen Männer der Nation, von Thatkraft wie von Wiſſenſchaft in der Blütheperiode ihrer Litteratur, im 4ten, 5ten und 6ten Jahrhundert, waren Mönche, Prieſter, Aebte, Patriarchen. Drei Viertheile ihrer eigenen claſſiſchen Litteratur, abgeſehen von ihren Ueberſetzungen, ſind theologiſche Schriften; ihre Meiſter der Geſchichtſchreibung geben Kirchenhiſtorien und Lebensbeſchreibungen ihrer Patriarchen und Heiligen. Den Angaben der Welthändel, ſtatt der Erforſchungen der Urſachen und Folgen, ſind fromme Sermone, Litaneien, Predigten, Elegien angehängt. Ihre Poeſie iſt nur Dichtung geiſtlicher Lieder, ihre Philoſophie nur dogmatiſche Disputation geblieben, ihre Arbeiten ſelbſt über die Sphära, die Chronologie, den Kalender betreffen nur die Feſtſtellung der Kirchenfeſte. Ritter, unſer großer, ſcharfſinniger Geograph, macht die ſehr richtige Bemerkung daß das was die Armenier in all den vielfachen Wechſeln der Dinge national zuſammenhielt, nicht ſowohl das Vaterland war, das ſie zwar immer als die Heimath ehren und preiſen, das ſie aber oft genug verlaſſen mußten, auch nicht die armeniſche Sprache, von deren Reinheit ſie ſeit dem 13ten Jahrhundert durch das immer mehr ſich verunreinigende Vulgär-armeniſche abwichen, ja die ſie endlich ganz, wie im ſlaviſchen Europa, wo ſie ſich zum Polniſchen und Ruſſiſchen wandten, und in Konſtantinopel, wo ſie das Türkiſche ſprechen, verließen, ſondern die armeniſche Kirche, welche ſie durch ihr höchſtes Oberhaupt, den Katholikos zu Etſchmiadſin, auch wieder an ihre Araratheimath band, wie ihre theologiſchen Studien und ihre einheimiſche Litteratur ſie zur altarmeniſchen Mutterſprache zurückführten. Die Einverleibung der Provinz Eriwan und des wichtigſten Theiles der Araratgegend mit der Mutterkirche Etſchmiadſin in den ruſſiſchen Kaiſerſtaat war für die Kirche wie für die Nationalität der Armenier von unermeßlicher Wichtigkeit. Die Synode und der Katholikos, welche durch den Druck der Perſerherrſchaft zur äußerſten Schwäche herabgeſunken, können jetzt unter dem ſichern Schutz des ruſſiſchen Scepters ruhig zur Reorganiſation der armeniſchen Kirche und Nation wirken. Eines der wichtigſten und folgenreichſten Reſultate das ſie erzielen konnten, iſt ihnen wirklich in neueſter Zeit gelungen: die Anerkennung ihrer Suprematie von Seite der entfernt wohnenden Gemeinden des türkiſchen Reiches, unter welchen die armeniſche Bevölkerung Konſtantinopels durch Zahl und Reichthum von beſonderer Wichtigkeit. Die Erzbiſchöfe in Achthamar und Sis, welche ſich lange den Titel des Katholikos angemaßt, ſcheinen, als ſie die Stimmung ihrer Gemeinden erkannten, dem allgemeinen Beiſpiel gefolgt zu ſeyn.

Die Suprematie des Katholikos iſt an den Beſitz der vorzüglichſten Reliquie St. Gregors, nämlich der rechten Hand desſelben, gebunden. Es iſt merkwürdig, wie zur Zeit der tiefſten religiöſen Spaltungen in Armenien die Parteien bemüht waren

Digitized by Google

ſich durch Liſt oder Gewalt in den Beſitz dieſer Hauptreliquie zu ſetzen. Dem Beſitzer derſelben, auch wenn er ſonſt der ſchlimmſte Uſurpator war, folgte immer eine große Zahl Gläubiger; unter keinem chriſtlichen Volk der Welt üben Reliquien eine größere Macht, als unter den Armeniern. Die Sage berichtet, Sanct Gregor habe ſich vier Jahre vor ſeinem Tod in abgelegene Einſamkeit zurückgezogen, um den Reſt ſeines Lebens in Buße und Gebet zuzubringen. Ein Schäfer ſoll den Heiligen, ohne ihn zu kennen, beerdigt, ein Geiſtlicher, Gahrnio, durch Offenbarung ſein Grab wieder aufgefunden haben. So berichtet Moſes von Chorene. Des Heiligen Glieder ſollen nach damaligen Gebrauch in viele Kirchen zerſtreut, ein Theil ſogar gewaltſam, zu Kaiſer Zenons Zeit, nach Konſtantinopel entführt worden ſeyn. Die rechte Hand kam nach Etſchmiadſin, von da nach Achthamar, von wo ſie wieder, entwendet, nach Romkalah und Sis, dann mit den Kriegsverheerungen in Cilicien nach Aegypten, endlich im 15ten Jahrhundert abermals nach Etſchmiadſin, darauf nach Achthamar gekommen und ſpäter durch Schah Abbas' Gewalt temporär für die armeniſche Colonie Dſchulfa nach Jspahan gebracht worden. Nach dem Verfall jener Colonie wurde die Reliquie durch Vermittlung des Katholikos Philippus mit Liſt und Geldſummen nach der Mutterkirche Etſchmiadſin zurückgebracht. Während der Entfernung der Hauptreliquie ſuchten die Prälaten zu Etſchmiadſin natürlich den ihnen noch zurückgebliebenen anderen Reliquien, wie St. Gregors Ledergürtel, Sandalen ꝛc. einen deſto höheren Werth beizulegen. Mit allen dieſen Reliquien und ihren Translationen ſind aber auch die kleinen Fehden der innern Parteiungen ſtets Hand in Hand gegangen. So daß, wie Ritter ſehr wahr bemerkt, „von der beſeligenden Lehre des Evangeliums für das verirrte Volk wie für ſeine Hirten faſt nichts als das dürre, hinfällige Gerüſte der Kirche und der ignoranteſten Hierarchie übrig geblieben iſt.“

Der nationalen und religiöſen Einheit der Armenier ſchlugen die theilweiſe mit bedeutendem Erfolge gekrönten Beſtrebungen katholiſcher Miſſionäre, den Uebertritt armeniſcher Gemeinden der Nationalkirche zur römiſch-katholiſchen Kirche zu bewirken, eine bleibende Wunde. Alle übrigen durch die Uſurpation der oberſten geiſtlichen Würde, durch ehrgeizige Prieſter verurſachten Spaltungen waren vorübergehend; zwiſchen der katholiſch-unirten und der gregorianiſchen Kirche fand ſeit einem Jahrhundert kein Schritt zur Annäherung, zur Verſöhnung ſtatt. Die Differenz der armeniſchen Nationalkirche von der römiſch-katholiſchen beſteht im weſentlichen darin daß jene in Chriſto nur Eine Natur anerkennt und nur die drei erſten Kirchenconcilien, die anderen nicht. Ferner reichen die gregorianiſchen Armenier ungemiſchten Wein, glauben nicht an das Fegefeuer, verſetzen das Geburtsfeſt Chriſti vom 25 December auf den 6 Januar, bringen an dieſem Feſte ſowohl als an anderen in die Kirche Stiere und Kälber, deren Hörner mit Kränzen umwunden, mit Lichtern beſteckt ſind, und ſchlachten dieſelben mit allen Ceremonien des Mithrasopfers, wider welchen heidniſchen Gebrauch ſchon der Kirchenvater Narſes in einem Hirtenbriefe vergebens geeifert hatte.

Nach St. Martins Angabe fand der erſte gelungene Verſuch einer Bekehrung gregorianiſcher Gemeinden zur römiſchen Kirche bei den Armeniern in Gallizien ſtatt. Um das Jahr 1624 hatte der Erzbiſchof Nicolas Toroscewicz ſich, ungeachtet des Widerſtandes der armeniſchen Geiſtlichkeit, des armeniſchen Volkes und ſeiner Magiſtrate, des Epiſkopats von Lemberg bemächtigt und erklärte ſeinen Plan ſich der römiſch-katholiſchen Kirche anzuſchließen, um die Protection der polniſchen Regierung und eine Stütze an Rom zu erhalten. Seine nächſten Anhänger folgten ſeinem Beiſpiel; aber es entſtand ein Schisma unter der dortigen armeniſchen Bevölkerung. Jene Kirchen der Walachei, der Krim und Rußlands, welche bis dahin jenen Erzbiſchof als Vorſtand anerkannt hatten, ſagten ſich von demſelben los und erklärten daß ſie mit ihrem Patriarchen vereint bleiben wollten. Das Benehmen des Erzbiſchofs hatte lange Streitigkeiten unter den Armeniern in Polen zur Folge; nach langer heftiger Oppoſition ſtimmte ein Theil von ihnen erſt im Jahr 1652 in die Vereinigung mit der katholiſchen Kirche; doch blieben immer noch viele Gegner übrig. Zur Vollendung der Vereinigung und zur Ausbreitung des Unterrichts unter den unirten Armeniern beſchloß die Congregation der Propaganda in Lemberg, welche ein Zweig der vom Papſt Urban VIII im J. 1623 in Rom geſtifteten Propaganda war, ein Collegium zur Erziehung junger Armenier, das auch 1664 zu Stande kam. Einem der Schüler dieſer Anſtalt, deren Hauptbeſtreben es war die armeniſchen Gemeinden in ganz Polen unter den Supremat des römiſchen Stuhls zu bringen und gänzlich von der heimathlichen Kirche abzuwenden, gelang dieß endlich auch. Vartan Hunanian, Erzbiſchof von Lemberg und Nachfolger des Toroscewicz, berief am 20 October 1689 zu Lemberg eine Provincialſynode, worin mit ihm der Nuntius Apoſtolicus in Polen präſidirte. In dieſer erklärte ſich der Erzbiſchof mit ſeinem Anhange als völlig unabhängig vom Patriarchen Großarmeniens und vollendete dadurch die Vereinigung mit der römiſch-katholiſchen Kirche.

In einer viel bedeutendern Ausdehnung und mit großartigern Mitteln wurden dieſe Verſuche zu Ende des 17ten Jahrhunderts im Mittelpunkt von Armenien ſelbſt wiederholt. Aus den in Paris 1780 erſchienenen Berichten der Jeſuitenmiſſionen ergibt ſich daß dieſes Unternehmen unter dem Schutz Ludwigs XIV plangemäß verfolgt worden. Der Biſchof von Cäſaropolis, François Piquet, Vicarius Apoſtolicus in Bagdad und Protector der Franzoſen im Orient, brachte es durch den Beichtvater Père Lachaiſe bei Ludwig XIV dahin daß eine Geſandtſchaft mit Briefen von ihm und anſehnlichen Geſchenken nach Jspahan an den Schah abging, an deren Spitze die Jeſuiten Longeau und Potier ſtanden. In der Audienz zu Jspahan im J. 1683 erhielten ſie die Erlaubniß zur Errichtung einer Miſſion in Eriwan und die Zuſage des Schutzes für die katholiſch-unirten Gemeinden in der Provinz Nachitſchewan, welche ſich dort ſchon früher zur Zeit der Dominicanerbekehrung gebildet hatten. Der damalige Katholikos von Etſchmiadſin, aufgeklärt durch das Erſcheinen dieſer Jeſuiten welche ohne ſeine Erlaubniß ſich in ſeiner Diöceſe anſiedelten um ſein Anſehen zu untergraben, verbot ſeinen Armeniern bei Strafe der Excommunication jeden Verkehr mit denſelben. Der Sardar von Eriwan ſchützte ſie zwar, aber Pater Longeau ſtarb ſo plötzlich daß man ihn für vergiftet hielt; ſeinen Armeniern verbot der Katholikos deſſen Leiche zu beerdigen. Ein anderer Jeſuitengeiſtlicher, Pater Roux, kam an ſeine Stelle, und es gelang ihm in einer Audienz beim Katholikos zu Etſchmiadſin denſelben mit der Miſſion zu verſöhnen und die Erlaubniß zu erlangen im Kloſter Meſſe zu leſen. Aber auch er ſtarb bald darauf im J. 1686. Sein Nachfolger, Pater Dupuis, ſetzte die begonnene Verbindung mit dem Katholikos fort, und hoffte durch vielfältiges Drängen von ihm endlich ein Schreiben an den Papſt zu erhalten, darin er als öffentliches Zeugniß erkläre daß er in Union mit dem heiligen Stuhle zu Rom zu leben und zu ſterben wünſche. Durch eine ſeiner ſo würdige Handlung, ſtellte man ihm vor, würde dann das beklagenswerthe Schisma der armeniſchen Kirche aufhören. Viele Biſchöfe, wie alle Gemeinden, würden,

Digitized by Google

glaubte man, ſeinem Beiſpiel folgen. Aber der Katholikos Nahabiet, obwohl ungemein wohlwollend gegen die Jeſuiten deren Miſſion er ſchützte, blieb, ohne in Einzelnes ſich einzulaſſen, bei ſeiner einmal gegebenen Ausſage: „daß ſeine armeniſche Kirche im Glauben nicht von der römiſchen Kirche abweiche.“ Der Muth, ſagen die Jeſuiten, die ihn ſchon für ihren Convertiten hielten, habe ihm gefehlt um ſich auch öffentlich darüber zu erklären, weil er dann ſeine Abſetzung gefürchtet habe. Aus ſpäteren Berichten des Pater Ricard vom J. 1697 ergibt ſich jedoch daß den Patriarchen Nahabiet dennoch das gefürchtete Loos, wenn auch nur vorübergehend, traf. Der armeniſche Biſchof von Ispahan, ein eifriger Gegner der Katholiken, wußte vom Schah die Abſetzung Nahabiets zu erwirken und ſich ſelbſt dadurch zur oberſten Würde emporzuſchwingen. Aber ſeine Zeit war nur vorübergehend; denn der Patriarch Nahabiet, der ſein Leben gerettet hatte und große Achtung im Lande genoß, auch den Jeſuiten noch Hoffnung zu Erreichung ihrer Zwecke ließ, wurde durch Vermittlung des Pater Ricard, der einen perſiſchen Prinzen durch ſeinen ärztlichen Beiſtand vom Tode gerettet hatte, wieder als Katholikos eingeſetzt. Ehe derſelbe jedoch in die Plane der Jeſuiten weiter einging, ſtarb Pater Ricard, und auch die damals erbetene Mitwirkung des Königs Sobiesky denſelben Patriarchen durch Ehrenbezeugungen und Geſchenke zur Union zu bewegen mißlang durch deſſen frühzeitigen Tod. So blieben alle jene Projecte eine Vereinigung der armeniſchen Nationalkirche mit der römiſchen Kirche zu Stande zu bringen vergeblich.

Außer den genannten Jeſuitenvätern wirkte auch der gelehrte Warthabed Mechitar, welcher um die Kenntniß und Verbreitung der armeniſchen Litteratur ſich ſo glänzende Verdienſte erworben, mächtig zur Bekehrung ſeiner Landsleute zum römiſch-katholiſchen Glauben. Mechitar, der berühmte Stifter der armeniſchen Congregation auf St. Lazaro, erblickte zu Siwas im Jahr 1676 das Licht der Welt, wurde von zwei Nonnen erzogen und machte ſeine Studien in Etſchmiadſin. Im Jahr 1700 eröffnete derſelbe an neun ſeiner Schüler ſeinen Plan einen Orden zu ſtiften, deſſen Zweck ſeyn ſollte die armeniſche Nation durch Religion und Wiſſenſchaft der groben Unwiſſenheit und politiſchen Sklaverei unter der ſie ſeufzte, zu entreißen. Mechitar entwarf die Statuten des neuen Ordens welcher dem der Benedictiner am verwandteſten. Papſt Clemens XI beſtätigte im Jahr 1712 dieſe Congregation der Mechitariſten. Mechitar arbeitete die Lehrbücher aus die zum Unterricht in Religion und Wiſſenſchaft nöthig waren, und ſchickte Miſſionen in die verſchiedenen Provinzen Armeniens aus. Dieſer Eifer der katholiſch-unirten Armenier mißfiel dem Patriarchen in Etſchmiadſin. Durch ſeinen Einfluß bei der Pforte welche immer den katholiſch-unirten Armeniern abhold war, wußte er es dahin zu bringen daß die Ordensgeſellſchaft das türkiſche Reich verlaſſen mußte und genöthigt war Frankreich und Venedig um Schutz und Aufnahme zu bitten. Die Venetianer nahmen ſie freundlich auf, unterſtützten ſie und erbauten ihr zu Modon in Morea, damals eine venetianiſche Beſitzung, ein Kloſter. Als ſie aber im Jahre 1715 und 1716 all' ihre Beſitzungen in Griechenland an die Türken verloren, zogen die Mechitariſten mit ihnen nach Venedig und erhielten von der Republik die früher als ein Krankenhoſpital verwendete Inſel San Lazaro. Hier blühte die Hauptanſtalt der Mechitariſten auf welche ſeitdem die gelehrte Schule für die Wiedererweckung des Studiums der armeniſchen Sprache und Litteratur durch die gelehrte Bearbeitung und Herausgabe im Druck der vorzüglichſten claſſiſchen Schriften dieſer Nation, die früher ſo gut wie unbekannt waren, geworden iſt.

Gegenwärtig iſt die Zahl der katholiſchen Armenier in den ruſſiſchen Provinzen am Araxes ſehr gering. In Tiflis aber bilden ſie eine ziemlich anſehnliche und wohlhabende Gemeinde von etwa 2000 Individuen. In Kutais, der Hauptſtadt Imerethiens, zählt die katholiſche Gemeinde mit Inbegriff der armeniſchen Katholiken in den Dörfern der Umgebung nahe an 800 Köpfe. In Gori und Achalziche ſind die katholiſch-unirten Gemeinden weniger beträchtlich; auch in den an Perſien und Rußland gränzenden Theilen des türkiſchen Armeniens iſt die Zahl der Katholiken ſehr zuſammengeſchmolzen. In Kars und Umgegend bilden ſie noch eine Gemeinde von vierzig Familien mit dem gebildeten Prieſter Selviani. Im Dorf Mollah Suleiman am Fuße des hohen Kuſſa-dagh, wo ich bei meiner Rückreiſe von Perſien übernachtete, traf ich dreißig katholiſche mit einem ganz ignoranten Prieſter.* Kleine armeniſche Katholikengemeinden, zuſammen gegen 400 Familien betragend, befinden ſich noch in den Städten Muſch, Erzerum, Gümüſchhaneh, Trebiſond, Tokat, Siwas. Viel zahlreicher iſt die Gemeinde der katholiſch-unirten Confeſſion in Konſtantinopel. An die Stelle der Jeſuitenmiſſionen des 17ten Jahrhunderts zur Erhaltung der katholiſch-unirten Gemeinden und zur Bekehrung der Schismatiker ſind in neueſter Zeit italieniſche Capuciner und franzöſiſche Lazariſten getreten. Erſtere hielten ſich vorzugsweiſe in den ruſſiſchen Provinzen auf, von wo ſie erſt kürzlich auf gewaltthätige Weiſe ausgewieſen worden; letztere ſcheinen ihr Augenmerk hauptſächlich auf die Neſtorianer und Jacobiten in Kurdiſtan und in Aſerbeidſchan gerichtet zu haben.

Der ſittliche Zuſtand der gregorianiſchen und der katholiſch-unirten Armenier zeigt wenig Verſchiedenheit. Das im Morgenland vorherrſchende Laſter der äußerſten Habſucht und Lug und Trug in Handel und Wandel findet man bei beiden Confeſſionen in gleichem Grade. Beide haſſen ſich gegenſeitig von Herzen und meiden ſo viel wie möglich jeden Verkehr. Die armeniſchen Katholiken wollen kaum zugeben daß ſie wirklich mit den Bekennern der Nationalkirche einerlei Stammes ſind. Fragt man ſie: welchem Volk ſie angehören, ſo lautet die Antwort: dem katholiſchen Volk. Die einzige geiſtige Macht bei den Orientalen iſt die Religion. Alles was ſonſt abendländiſche Völker begeiſtern kann: Vaterland, Nationalehre, Freiheit, Humanität, iſt für den Morgenländer leerer Schall — es ſind Worte deren Bedeutung er nicht im entfernteſten zu erfaſſen fähig. Ein gregorianiſcher Armenier könnte einen armeniſchen Katholiken auf der Folter ſehen ohne Mitleid zu fühlen, ohne einen Para für ſeine Rettung zu geben. Nie theilen Armenier bei ihren Feſten, bei ihrem häuslichen Segen ihre Freuden mit ihren Landsleuten von der andern Kirche. In Tiflis, wo es unter den Katholiken viele reiche und angeſehene Männer gibt, wohnte ich einſt der Hochzeit eines ſehr begüterten Armeniers von der Nationalkirche bei. Mehrere hundert Gäſte waren geladen, worunter auch viele ruſſiſche Beamte und Officiere. Unter dieſem großen Schwarm ſchmauſender und tanzender Gäſte, die alle Hallen des Hauſes füllten, befand ſich aber nicht ein einziger katholiſcher Armenier. Ebenſo ſtreng werden bei allen häuslichen Feſten der letzteren ihre Landsleute von der Nationalkirche

*) Es hält ungemein ſchwer im Orient genaue ſtatiſtiſche Notizen zu ſammeln, weil man höchſt ſelten zuverläſſige und gewiſſenhafte Perſonen findet welche Aufſchluß zu geben vermöchten. Eli Smith, welcher Mollah Suleiman, das einzige rein katholiſche Dorf zwiſchen Erzerum und Bajaſid, gleichfalls beſuchte und bei dem Prieſter wohnte, gibt 25 Familien an. Als ich den Prieſter hinſichtlich dieſer Differenz befragte, antwortete er: vor einigen Jahren habe allerdings ein reiſender Engländer bei ihm übernachtet, der nach der Zahl der Familien gefragt. Er habe 25 angegeben, weil er es damals ſelbſt nicht genau gewußt.

Digitized by Google

ausgeſchloſſen. Man ſieht den Armenier in Tiflis als gewandten Handelsmann mit allen Völkern, von welchen Individuen in der Hauptſtadt Georgiens zuſammenſtrömen: mit Ruſſen, Deutſchen, Gruſinern, Tataren, Perſern, Lesgiern, Tſcherkeſſen, Juden ꝛc. verkehren. Aber mit ſeinen Landsleuten vom gleichen Blut, von derſelben Sprache die aber nicht zu derſelben Kirche gehören, meidet er jede Berührung. Europäer finden jedoch bei den Armeniern beider Kirchen in der Regel eine gleich zuvorkommende Aufnahme; die Hoffnung des Geldgewinns und der eigenthümliche Reſpect den jeder Europäer gegenwärtig faſt allenthalben im Orient findet, überwinden da jede religiöſe Antipathie. All das Lob welches der franzöſiſche Reiſende Boré, welcher gegenwärtig in Dienſten der Lazariſten in Konſtantinopel ſteht, den armeniſchen Katholiken im Orient ſpendet, iſt theils völlig unwahr theils übertrieben. Von ſämmtlichen Schriften die von den Zuſtänden des Orients handeln, iſt das Buch des Hrn. Boré vielleicht das allerungetreueſte und läßt in dieſer Beziehung ſelbſt die Schriften Lamartine's und Poujoulat's hinter ſich.

In neuerer Zeit haben ſich auch proteſtantiſche Miſſionen mit den Armeniern viel beſchäftigt, weniger um ſie zur proteſtantiſchen Kirche zu bekehren, als vielmehr in der lobenswerthen Abſicht auf ihren ſittlichen Zuſtand beſſernd einzuwirken. Die amerikaniſchen Miſſionäre von der presbyterianiſchen Kirche in Bruſſa, Konſtantinopel, Trapezunt und Erzerum verſuchten durch Schulunterricht in der armeniſchen Jugend einen beſſern Geiſt zu wecken, ohne daß bis jetzt damit viel ausgerichtet worden. Von großer Bedeutung war vor zwölf Jahren die ächt chriſtliche Thätigkeit der Basler Miſſion zu Schuſcha in Transkaukaſien welche aus den Paſtoren Dietrich, Saremme und Hohenacker beſtand. Dieſe Miſſionäre bearbeiteten eine Ueberſetzung des neuen Teſtaments in der armeniſchen Volksſprache, durften dieſelbe aber nicht drucken laſſen, obwohl ſie ſich erboten das Manuſcript der Synode in Etſchmiadſin zur Durchſicht vorzulegen. Bis jetzt iſt in Armenien die Bibel nur in der dem gemeinen Mann ganz unzugänglichen alten armeniſchen Schriftſprache überſetzt. Sowohl die orthodox-armeniſche Geiſtlichkeit in Etſchmiadſin als die römiſch-armeniſche in Venedig ſind darin gleichen Sinnes daß ſie die Herausgabe der Bibel in der Volksſprache für eine unerlaubte Neuerung erklären. Unter den evangeliſchen Miſſionären war beſonders der Paſtor Dietrich der armeniſchen Schrift- und Volksſprache in ſeltenem Grade Meiſter. Die von ihm in Schuſcha errichtete Schule, worin alle Eingeborenen unentgeltlich Unterricht empfingen, hatte großen Zulauf, und der wohlthätige Einfluß den dieſe hochgebildeten, tugendhaften Geiſtlichen auf alle die mit ihnen im Verkehr ſtanden, übten, gewann ihnen eine große Zahl inniger Verehrer. Zwei junge armeniſche Prieſter die mit ihnen Umgang hatten, wurden von der Wärme und Wahrheit ihrer evangeliſchen Lehre ſo ergriffen daß ſie den Gedanken faßten die tief verdorbene armeniſche Prieſterſchaft im Sinne der proteſtantiſchen Kirche zu reformiren und in dem zum bloßen Ceremonienweſen herabgeſunkenen armeniſchen Chriſtenthum ein inneres Leben zu wecken. Sie ſprachen andern Prieſtern gegenüber ihre Ueberzeugung mit Begeiſterung aus. Der geſammte armeniſche Klerus für welchen die Zeit einer Reformation noch nicht gekommen, ward durch die ihm völlig neue Sprache der jungen Reformatoren in Unruhe verſetzt und wandte alle Mittel an das gemeine Volk wider die fremden Miſſionäre aufzuhetzen. Man ſchilderte dem damaligen Generalgouverneur von Transkaukaſien, Baron von Roſen, * die Anweſenheit der evangeliſchen Miſſionäre als mit der Ruhe des Landes unverträglich, und der armeniſche Erzbiſchof in Tiflis wußte es ſo weit zu bringen daß Baron Roſen den Miſſionären Befehl ertheilte das Land unverzüglich zu verlaſſen. Die beiden jungen armeniſchen Prieſter, die auch nach der Entfernung der Basler Miſſionäre der evangeliſchen Lehre treu blieben, wurden auf Befehl des Katholikos zuerſt nach dem einſamen Kloſter der Inſel Sewan im Goktſchaiſee verbannt, dann, als ſie noch immer bei ihrer neuen Ueberzeugung beharrten, nach Etſchmiadſin berufen, wo beide nach ganz kurzem Aufenthalt eines plötzlichen Todes ſtarben. Allenthalben war im Lande die Meinung verbreitet daß ſie vergiftet worden. So verſchwanden dort dieſe neuen Märtyrer eines beſſern Glaubens. Die Begeiſterung mit welcher ſie die evangeliſche Lehre aufgenommen, die Standhaftigkeit mit der ſie ihrer neuen Ueberzeugung treu geblieben, bürgt wenigſtens dafür daß auch in dieſer in Ignoranz und Laſterhaftigkeit tief verſunkenen Prieſterſchaft Armeniens einzelne gute Keime ſchlummern, die durch das Licht einer reinen Lehre geweckt werden können.

Moriz Wagner.

*) Baron von Roſen war ein ſchwacher, eitler, vom Pantoffel ſeiner Frau beherrſchter Mann. Das kriechende, ſchmeichelnde Weſen der Armenier ſagte ihm zu. Einſt fragte die Frau Baronin den bejahrten armeniſchen Erzbiſchof von Tiflis: wie alt er ſey? — „Drei Jahre!“ war die Antwort. „Wie? — Drei Jahre!“ — „Ja,“ ſagte der ſchmunzelnde Prälat, „erſt ſeitdem der Hr. Baron im Lande regiert, kann ich ſagen daß ich lebe.“ Dieſe plumpe Schmeichelei fand bei der Frau Baronin und ihrem Gemahl Beifall.

Digitized by Google

Monatblätter

zur Ergänzung

der

Allgemeinen Zeitung.

1845.

Junius.

Im Verlage und unter Verantwortlichkeit

der

J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite
Ueber Litteratur und Kunſt in den Vereinigten Staaten 231
Die Handelsverhältniſſe der Schweiz 244
Thorwaldſen 251
Zur Kritik Hegels und namentlich ſeiner Rechtsphiloſophie 254
Karl Gutzkow 261
Der Mendelsſohn-Jacobi'ſche Streit über Leſſings Spinozismus 271
Franzöſiſche Plane am Senegal 275
Mittheilungen aus Spanien 279

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Ueber Litteratur und Kunſt in den Vereinigten Staaten.

New-York, im Februar 1845. Die Stadt der Bruderliebe hat ſich den Namen des amerikaniſchen Athens beigelegt, den übrigens Boſton (die Hauptſtadt von Neu-England) nicht gelten laſſen will. Philadelphia iſt unſtreitig dieſenige Stadt in den Vereinigten Staaten deren Einwohner den meiſten Geſchmack für Kunſt und Litteratur beſitzen; dagegen ſind aber die Bildungs-anſtalten der nordöſtlichen Staaten die alteſten und beſten in der Union, und die Mehrzahl unſerer amerikaniſchen Schriftſteller entweder dort geboren oder erzogen. In Philadelphia herrſcht noch immer der ſolideſte Luxus; auch iſt unſere Stadt der Sitz der ſogenannten periodiſchen Litteratur; aber Boſton dürfte in Bezug auf gediegenere Werke uns vielleicht doch den Rang ablaufen. Die Geſellſchaft in Philadelphia iſt litterariſch und artiſtiſch gebildet — in Boſton geben die Kaufleute den Ton an; aber ein großer Theil derſelben gehört zu den gebildetſten und ausgezeichnetſten in der Union, der auf Reiſen in Europa das nachgeholt was in ſeiner früheren Comptoirerziehung vernachläſſigt wurde, oder als unnütze Zierde unberückſichtigt blieb. Auch iſt es in Boſton Brauch ſelbſt jungen Kaufleuten eine ſogenannte College-Education zu geben, obgleich die Geſchäftsmanner behaupten daß die Gelehrtenbildung auf den Handelsmann einen ſehr ungünſtigen Einfluß übe; daher man denn gewöhnlich nur die mittelmäßigen Talente ins College ſchickt, die beſſeren aber ſchon im zwölften Jahre auf die Rechenſtube nimmt und im zwanzigſten als Supercargos nach Oſtindien fahren läßt.

Philadelphia iſt weniger Handelsſtadt — ja es iſt ſogar ausgemacht daß der Handel hier mit jedem Jahr mehr ab- als zunimmt; dafür weht aber in Philadelphia ein mehr national-amerikaniſcher Geiſt, und es blühen Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe. In Boſton bilden, ſtreng gehalten, nur Kaufleute die ſogenannte gute Geſellſchaft — in Philadelphia ſtehen Rechtsgelehrte, Aerzte, Theologen und die vorzüglichſten Publiciſten an der Spitze derſelben, und die Kaufleute werden eigentlich bloß geduldet. Philadelphia iſt der Sitz einer philoſophiſchen Geſellſchaft, einer Akademie für bildende Künſte, eines Conſervatoriums für Muſik — es beſitzt die ausgezeichnetſten Rechtsgelehrten der Union, eine ſchon ſeit Benjamin Ruſh's Zeiten berühmte mediciniſche Schule und ſeit einigen Jahren auch eine Sternwarte. Boſton beſitzt eigentlich keine Gelehrtenanſtalten; aber dafür iſt die alteſte amerikaniſche Univerſität Harvard-College nur drei engliſche Meilen von der Stadt entfernt, und der Verkehr zwiſchen den Profeſſoren und Litteraten der Anſtalt mit den Bewohnern von Boſton ſehr lebhaft. Man könnte ſagen daß in Boſton die litterariſche, in Philadelphia die wiſſenſchaftliche Bildung vorherrſcht; daß die Schriftſteller Boſtons und Neu-Englands im allgemeinen ihre Inſpiration aus England holen, daß daher ihre Producte den engliſchen nachgebildet ſind, und weit weniger den Stempel der Originalitat an ſich tragen als die in der Regel bis jetzt minder gelungenen Producte der Schriftſteller der mittleren und ſüdlichen Staaten. Der ganze Zuſchnitt Neu-Englands iſt, wie Hr. Michel Chevalier in ſeinem Werk über die Vereinigten Staaten ſehr ſcharfſinnig bemerkt, puritaniſch, und derſelbe Sectengeiſt der in Bezug auf Religion eine freiere und tolerantere Geſinnung nicht aufkommen läßt, halt im allgemeinen auch die Gemüther in Bezug auf das eigene Vaterland befangen.

Man ſpricht in Boſton noch von der „Heimath der Vater,“ man bildet ſich noch immer nach engliſchen Originalien; man glaubt dort noch immer größtentheils an eine engliſche, nicht amerikaniſche Miſſion. Im letzten Krieg ſpielten Neu-England und ganz beſonders die Einwohner von Boſton eine wenig nationale Rolle, und auch ſeit dem Frieden ſind eine gewiſſe Abſonderung von den übrigen Staaten, ein durch und durch provincialer Geiſt, und eine Engherzigkeit die von den weſtlichen und ſüdlichen Staaten auffallend abſticht, im Thun und Treiben des Volkes, noch mehr aber in den Erſcheinungen der Preſſe und Tageslitteratur unverkennbar. Boſton mit all ſeinen ausgezeichneten Mannern, ſeinem commerciellen Unternehmungsgeiſt und ſeiner Schulbildung iſt vielleicht die kleinmüthigſte Stadt der Union, obgleich ſie ſich nach der Schlacht bei Bunkers' Hill das Pradicat der „Wiege der Freiheit“ (cradle of liberty) beigelegt und einen großen Theil der ausgezeichnetſten Staatsmänner der Union geliefert hat.

Erſt wenn der Neu-Englander ſich emancipirt, das heißt wenn er in andere Staaten, des Südens oder Weſtens, überſiedelt, wird er Amerikaner, und als ſolcher nationaler Eindrücke und einer nationalen Erhebung fahig. Es iſt daher begreiflich daß, ſo lange die amerikaniſche Bildung faſt ausſchließlich von Neu-England ausging, keine national-amerikaniſche Litteratur ſich bilden konnte, ſo wie daß die Sphäre der Dichter auf wenige hiſtoriſche Erinnerungen aus dem Freiheitskampfe, der Geſchichte der Landung der Pilger und der erſten Niederlaſſungen ſich beſchränken mußte. Durch alle poetiſchen Erzeugniſſe dieſer Zeit lauft noch überdieß ein ſtreng puritaniſcher Geiſt. Die erſten amerikaniſchen Gedichte ſind faſt alle didaktiſch, größtentheils moraliſchen oder religiöſen Inhalts, und ſelten über Alltagsgefühle und Localeindrücke ſich erhebend. Die freiere Schule, welche ſeit dem Aufblühen von Yale College und dem Uebertreten der Univerſität Harvard zum

Digitized by Google

Unitarismus folgte, erhebt ſich allerdings über dieſe Erſtlinge; doch tragen ſie mit wenigen Ausnahmen insgeſammt noch immer die Merkmale des Bodens dem ſie entſproſſen; ſie ſind der Reflex nicht einer höheren dichteriſchen Weltanſchauung, ſondern der eigenthümlichen Geſtaltung eines innerhalb enger Gränzen abgeſchloſſenen Lebens. Wo ſich die neuengliſche Poeſie über dieſe Sphäre erhebt, da iſt ſie Nachahmerin der engliſchen — ein Nachhall engliſcher Gefühle mit colonialem Sehnen nach dem Mutterlande. Aber nicht die kräftigen genialen Dichter Englands, nicht Shakſpeare, Byron, Butler, Spencer, Scott, Shelley, Burns, Lamb, ſondern die ſentimental-religiöſen wie Wordsworth, Mackenzie, Southey, Montgomery und die unerträgliche (?) Miſtreß Hemans. Erſt in neueſter Zeit kamen hauptſächlich durch Vermittelung der Göttinger Schule, von der ich gleich ſprechen werde, Coleridge und die ihm verwandten engliſchen Schriftſteller in Aufnahme. Den Producten dieſer Schule fehlt es mit wenigen Ausnahmen an aller Objectivität; ſie ſind aus der mehr oder weniger ſpeculativen Anſchauung einer ſtarren Moral- oder Religionsformel hervorgegangen, und laſſen den Leſer, der ſich nicht auf derſelben Stufe der moraliſchen oder religiöſen Betrachtung wie der Dichter befindet, völlig kalt. Es wäre unnütz hier eine Menge Namen der wohlverdienten Vergeſſenheit entziehen zu wollen, und ich übergehe daher gerne ſowohl die Dichter als die Dichtungen dieſer höchſt unerquicklichen, höchſtens für die Culturgeſchichte von Amerika merkwürdigen Periode.

Bald nach dem zweiten Friedensſchluß mit England (1815) zog eine Anzahl talentvoller junger Männer, die ſo eben ihre Studien auf der Univerſität Harvard beendigt hatten, nach Deutſchland, um ſich auf der Hochſchule von Göttingen weiter auszubilden. Hiermit beginnt eine neue, ich möchte ſagen glanzvolle Periode in der neuengliſchen Litteratur. Der Geiſt wurde aus ſeiner ſtarren presbyterianiſchen Formel erlöſt; obgleich nicht zu verkennen iſt daß die norddeutſche Gelehrſamkeit die dadurch nach Boſton kam, mehr auf den Verſtand als das Herz gewirkt, und zu einer mehr metaphyſiſchen als natürlichen Auffaſſung der Dinge die erſte Veranlaſſung bot. Boſton iſt ſeitdem der Sitz von dem geworden was man in Amerika transcendentale Philoſophie nennt; das heißt ſeine Denker wagen ſich nach dem Beiſpiele der Deutſchen über das Gebiet der Offenbarung. Unter den Zöglingen der Univerſität Göttingen die in Amerika und ſpäter auch in Europa ſich einen Namen erwarben, ſind vorzüglich anzuführen: der unitariſche Prediger Channing, nächſt Waſhington Irving unſtreitig der beſte amerikaniſche Styliſt, deſſen Werke auch in England mehrere Auflagen erlebten und zum Theil ins Deutſche übertragen worden ſind; Edward und Alexandre Everett, beide durch verſchiedene Flugſchriften und Gedichte, letzterer aber beſonders durch ſein Buch über Spanien bekannt; George Bancroft, der ausgezeichnete Geſchichtſchreiber von Amerika; Prescott, der berühmte Hiſtoriker von Ferdinand und Iſabella und der Eroberung von Mexico; und endlich Longfellow, einer der beſten amerikaniſchen Dichter, welcher ebenfalls ſeine höhere Bildung den deutſchen Univerſitäten, namentlich Göttingen und Heidelberg verdankt. Auf kurze Zeit ſpukte in Boſton ſogar die deutſche romantiſche Schule, während der Zeit nämlich als Hr. George Ticknor als Profeſſor der modernen Litteratur zu Harvard ſeine Zuhörer mit Schlegels Vorleſungen über dramatiſche Dichtkunſt unterhielt, und durch Frau v. Staël (!?) ſie in die deutſche Dichterſchule einführte. Das romantiſche Element ging jedoch bald unter, und der gelehrte Profeſſor, welcher ſeither reich geheirathet, übernimmt jetzt mit mehr Erfolg die Rolle des litterariſchen Amphitryons. Hier darf nicht vergeſſen werden daß gerade zur Zeit als dieſer deutſche Aufſchwung in Boſton ſtattfand, mehrere deutſche politiſche Flüchtlinge dort eintrafen, worunter der ſpäter auf dem Dampfboot Lexington verbrannte Dr. Karl Follen, Karl Beck und Dr. Franz Lieber. Follen gab zuerſt Vorleſungen über römiſches Recht; dann über deutſche Litteratur und Kirchengeſchichte. Er heirathete ſelbſt eine amerikaniſche Dichterin, und wurde Profeſſor der deutſchen Sprache und Litteratur an der Univerſität Harvard. Ihm verdankt man hauptſächlich die Verbreitung deutſcher Sprache und Litteratur unter den höhern Claſſen Neuenglands und der Union. Dr. Beck wurde Profeſſor der lateiniſchen Sprache an derſelben Univerſität, und Dr. Lieber hat durch die Ueberſetzung des Brockhaus'ſchen Converſationslexicons ſich das deutſch-amerikaniſche Bürgerrecht erworben. Unter allen Städten der Union iſt Boſton diejenige in welcher deutſche Sprache und Litteratur die meiſten Verehrer finden; in Philadelphia, wo 35,000 Deutſche wohnen, fand ſich zur Zeit als das Buch des Herzogs von Sachſen-Weimar erſchien, kein einziger der daſſelbe ins Engliſche zu übertragen im Stande geweſen wäre, und man mußte zu dieſem Zweck einen Polen, der zugleich Lehrer der deutſchen Sprache war, verwenden, deſſen Engliſch ſodann von einem Amerikaner durchgeſehen und verbeſſert wurde.

Bei dem Hin- und Herſchwanken zwiſchen engliſcher und deutſcher Schule fehlt es den Neuengländern, mit einzelnen kräftigen Ausnahmen, an Originalität. Eine Nationallitteratur würde Neuengland in Ewigkeit nicht ſchaffen; obgleich bis jetzt noch immer drei Viertheile aller amerikaniſchen Schriftſteller Neuengländer ſind, die erſt in reiferen Jahren in andere Staaten der Union überſiedelten. Das was die amerikaniſche Litteratur vor jeder andern auszeichnen wird — die Abſpiegelung einer rieſigen Natur, der ewig ſich erneuernde Kampf um die Emancipation des Individuums (was eigentlich die Aufgabe und das Ziel der amerikaniſchen Freiheit iſt) und das daraus hervorgehende thatkräftige männliche Bewußtſeyn, der Vertilgungskrieg gegen die Urwälder, die Bewaltigung der Elemente, von allem dem findet ſich in den Ergüſſen der neuengliſchen Poeſie keine Spur. Ueberall nur die Liebe zum heimathlichen Boden, Anklänge an das alte Vaterland; und der immer wiederkehrende eintönige religiöſe Hymnus. Faſt alle neuengliſchen Dichter haben die Landung der Pilgerväter beſungen, und dieſen nüchternen obwohl großen Naturen eine poetiſche Seite abzugewinnen geſucht, die keiner fand und wahrſcheinlich keiner finden wird. Außer der immer wiederkehrenden Apotheoſe der Pilgerväter findet ſich hie und da eine ſehr ehrbare, keuſche, beſcheidene Zueignung an ein reſpectables Frauenzimmer, eine moraliſche Schilderung von Gatten- und Mutterpflichten, eine Schulphantaſie des alten Roms, und ein bis zur Schlacht von Bunkers' Hill reichender Patriotismus. Der Neuengländer muß zuerſt umgeſetzt werden ehe er amerikaniſche Blüthen treiben und Früchte bringen kann. Die ſogenannten gebildeteren Claſſen von Neuengland ſind nie recht national geſinnt geweſen, und das was der Dichter nicht im Herzen trägt, was im Herzen des Volks keinen Anklang findet, das wird er in alle Ewigkeit nicht darzuſtellen im Stande ſeyn. Der neuengliſche Dichter klebt im eigentlichſten Sinne des Worts an der Thürſchwelle; er iſt ein guter Bürger, Vater und Gatte, und überträgt dieſe Eigenſchaften auch auf ſeine poetiſchen Erzeugniſſe, die daher in jeder Beziehung unſchädlich ſind, und wie die Legenden des Hrn. Goodrich (eines noch lebenden Boſtoner Dichters) die beſte Lectüre für Schulkinder bilden. Er iſt die Perſonification des geſunden nüchternen Verſtandes, der öffentlichen Moral und hauptſächlich der Pietät. Wie

Digitized by Google

noch unlängſt ein amerikaniſcher Recenſent von den Schriftſtellern ſeines Vaterlandes ſagte: „ſie beleidigen nicht, und wagen ſich nur höchſt ſelten auf das Gebiet der Leidenſchaften.“ Am Ende dreht ſich die ganze neuengliſche Poeſie um „eine ſatte Tugend“ und „zahlungsfähige Moral;“ wenigſtens die der Haupt- und Handelsſtadt Boſton.

Um zu zeigen daß dieſe Schilderung der litterariſchen Zuſtände in den nordöſtlichen Staaten keine übertriebene iſt, will ich hier einige Proben der erſten und berühmteſten Sänger folgen laſſen, aus welchen Sie den neuengliſchen Provincialismus und die coloniale Sentimentalität klar erſehen können. Ich thue dieß bloß zu meiner Rechtfertigung, und enthalte mich daher jeder parteilich erſcheinenden Ueberſetzung.

»AMERICA TO GREAT BRITAIN.«

All hail! thou noble land,
Our lathers' native soil!
O stretch thy mighty hand,
Gigantic grown by toil,
O'er the vast Atlantic wave to our shore;
For thou, with magic might,
Canst reach to where the light
Ot Phœbus travels bright
The world o'er!

The genius of our clime,
From his pine-embattled steep
Shall hail the great sublime;
While the Tritons of the deep,
With their conchs the kindred league shall proclaim.
Then let the world combine —
O'er the main our naval line,
Like the milky way shall shine
Bright in fame!

Though ages long have passed
Since our fathers left their home;
Their pilot in the blast
O'er untravell'd seas to roam, —
Yet lives the blood of England in our veins!
And shall we not proclaim
That blood of honest fame
Which no tyranny can tame
By its chains?

While the language free and bold
Which the bard of Avon sung,
In which our Milton told
How the vault of heaven rung
When Satan, blasted, fell with his host:
While this with reverence meet
Then thousand Echos greet
From rock to rock repeat
Round our coast;

While the manners, while the arts
That mould a nation's soul
Still cling around our hearts,
Between let oceans roll,
Our joint communion breaking with the sun:
Yet still from either beach
The voice ot blood shall reach
More audible than speech:
We are one!

Der Verfaſſer iſt kein geringerer als der bekannte jüngſt verſtorbene Schriftſteller Waſhington Allſton, deſſen Roman auch ins Deutſche überſetzt worden, und der als Hiſtorienmaler vielleicht noch einen höhern Platz einnimmt denn als Dichter. Obwohl im Süden der Union geboren, erhielt er ſeine Erziehung doch in Harvard College bei Boſton, und verheirathete ſich zweimal, jedesmal mit einer Dame aus Neuengland. Seine erſte Frau war die Schweſter des oben angeführten berühmten Dr. William Channing, und ſeine zweite Frau die Schweſter des Poeten Danna, des Verfaſſers des auch in England erſchienenen „Buccaneer.“ Verſe dieſer Art finden außer Neuengland nirgends Anklang, und würden hinreichen jeden Candidaten für ein öffentliches Amt oder einen Ehrenpoſten das Feld räumen zu machen.

Die kalte puritaniſche Weiſe, die das Herz eher ſchließt als erweicht oder öffnet, und ſich gern auf den eigenen Herd beſchränkt, iſt nirgends beſſer ausgedrückt als in einer Ode des Hrn. Charles Sprague, eines noch jetzt lebenden Dichters und Caſſirers der Globe Bank in Boſton. Ich will nur die erſte und letzte Strophe wiedergeben:

We are all here!
Father, mother
Sister, brother,
All who hold each other dear
Each chair is filled — we are all *at home*; *)
To-night let no cold stranger come:
It is not often thus around
Our old familiar heartq we 're found:
Bless then the meeting and tqe spot;
For once be every care forgot;
Let gentle peace assert qer power;
And kind affection rule tqe qour;'
We 're all — all here.

— — — —
— — — —
— — — —

We are all here!
Father, mother,
Sister, brother,
You that I love with love so dear
This may not long of us be said;
Soon must we join the gather'd dead;
And by the hearth we now sit round,
Some other circle will be found.
O! then that wisdom may we know,
Which yelds a life ot Peace below!
So in the world to follow this
May each repeat in words of bliss
We 're all — all *here!*

Dieſe Familientage, die man auch im nördlichen Deutſchland kennt, ſind allerdings von der Art daß man wohl thut Fremde davon auszuſchließen; aber noch beſſer wäre es geweſen wenn der Dichter auch ſeine Gefühle geheim gehalten hätte; denn wozu überhaup dergleichen der Oeffentlichkeit übergeben?

Selbſt einer der beſten jetzt lebenden Dichter John Pierpont kann, obgleich ein Unitarier, nur ſchwer über „die Pilgerväter“ wegkommen. Ueberall ſteigen ſie wie Phantome vor ihm auf, und zwingen ihn ſich ihnen zu unterwerfen. So ſingt er:

The Pilgrim Fathers, — where are they? —
The waves that brought them o'er
Still roll in the bay — and throw theier spray
As they break along the shore:
Still roll in the bay, as they roll'd that day
When the Mayflower moor'd below
When the sea around was black with storms
And white the shore with snow.

— — — —
— — — —
— — — —

*) Im Original unterſtrichen.

Digitized by Google

The Pilgrim *spirit* has not fled:
It walks in noon's broad light
And it watches the bed of the glorious dead,
With their holy stars by night.
It watches the bed of the brave who have bled,
And shall guard this ice-bound shore,
Till the waves of the bay where the Mayflower lay
Shall foam and freeze no more!

Und wiederum in einer Hymne:

»The winds and waves were roaring,
The Pilgrims met for prayer,
And here their God adoring
They stood in open air.
When breaking day they greeted
And when its close was calm,
The leafless wood repeated
The musik of their psalm.

Not thus o God! to praise thee
Do we, their Children throng:
The temple's arch we raize thee
Gives back our coral song.
Yet on the winds that bore thee
Their worship and their prayers
May ours come up before thee
From hearts as true as theirs.«

Die Verſification iſt gut, und der Gedanke ſchön und fromm; wenn er nur nicht immer wiederkehrte und ſo viele andere ſchöne Gedanken ausſchlöſſe! Die Landung der Pilgervater inmitten eines tiefen amerikaniſchen Winters, ihre Einſchiffung in Holland, ihr Vertrauen auf Gott, die unſäglichen Beſchwerden und Mühſeligkeiten mit welchen ſie bei ihrer Niederlaſſung zu kämpfen hatten, alles das iſt heroiſch, und kraftiger poetiſcher Stoff; aber es geht damit wie mit den Thematen berühmter Opern, die ſo lang auf ſchlechten Drehorgeln abgeleiert werden bis man ſie endlich ſatt bekömmt. Weit wurdiger und einfacher iſt das Andenken an die Pilgerfahrt in einem der großen Bilder im Capitol zu Waſhington verewigt. Es bildet dort ein würdiges Seitenſtück zu der gewiß nicht weniger poetiſchen Bekehrung und Taufe der indianiſchen Prinzeſſin Pocahontas.

Der 4 Julius, der Jahrestag der Unabhangigkeitserklärung, wird in der ganzen Union mit großer Feierlichkeit begangen. An dieſem Tage ſollte Ein großes Nationalgefühl die ganze Union durchdringen, und das gilt auch von allen Staaten, nur nicht von Neuengland. Der eben angeführte volksthümliche Dichter und Prediger denkt auch hier nur an die Pilgervater, obwohl er bei dieſer Gelegenheit gerade keine engliſche Geſinnung an den Tag legt. Das Versmaaß iſt dem Burns'ſchen »Scots who ha' wi' Wallace bled« nachgebildet:

»Day of glory! welcome day!
Freedom's banners greet thy ray.
See! how cheerfully they play
With thy morning breeze,
On the rocks where *Pilgrims* kneel'd,
On the heights where squadrons wheel'd,
When a tyrants thunder peal'd
O'er the trembling seas.

God of Armies! did thy »stars
In their courses« smite his cars,
Blast his arm, and wrest his bars
From the heaving tide?
On our standard lo! they burn,
And, when days, like this, return,
Sparkle o'er the soldier's urn
Who for freedom died.

God of peace! — whose spirit fills
All the echoes of our hills,
All the murmurs of our rills
Now the storm is o'er; —
O, let freemen be our sons;
And let future *Washingtons*
Rise to lead their valliant ones
Till there's war no more.

By the Patriot's hallow'd rest
By the warrior's gory breast,
Never let our graves be press'd
By a Despot's throne;
By the *Pilgrims'* toils and cares
By their battles and their prayers
By their ashes, — let our heirs
Bow to thee alone!

Ich glaube, ich habe hier genug Beiſpiele angeführt um meine oben aufgeſtellte Behauptung zu rechtfertigen. Eine wahrhaft poetiſche Ader wird man bei der puritaniſchen Schule der neuengliſchen Litteratur nicht leicht finden; dagegen iſt die deutſche Schule wenigſtens in den Gedichten Longfellows würdig repräſentirt. Zwiſchen dieſem Dichter und Freiligrath ſcheint eine Art von Sympathie zu walten; denn es hat jeder gelungene Verſuche gemacht die Gedanken des andern in ſeine Sprache zu übertragen. Folgendes Gedicht iſt eines der beſten, und man ſieht darin wohl deutlich genug den deutſchen Ideengang:

ENDYMION.

The rising moon has hid stars,
Her level rays like golden stars,
Lie on the landscape green,
With shadows brown between.

And silver white the river gleams,
As if Diana, in her dreams
Hat dropt her silver bow
Upon the meadow low.

On such a tranquil night as this
She woke Endymion with a kiss,
When sleeping in the grove,
He dream'd not of her love.

Like Dian's kiss, unask'd, unsought,
Love gives itself, but is not bought;
Nor voice, nor sound betrays
Its deep impassion'd gaze.

It comes, the beautiful, the free,
The crown of all humanity —
In silence and alone
To seek the elected one.

It lifts the bows, whose shadows deep
Are Life's oblivion, the soul's sleep,
And kisses the closed eyes
Of him who slumbering lies.

O weary hearts! O, slumbering eyes!
O, drooping souls whose destinies
Are frought with fear and pain,
Ye shall be loved again!

No one is so accursed by fate,
No one so utterly desolate
But some heart, though unknown,
Responds unto his own.

Responds — as if, with unseen wings,
A breath from heaven has touch'd its strings
And whispers, in its song:
»Where has thou stay'd so long?«

Digitized by Google

Die engliſchen Recenſenten welche Longfellow volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wollen dagegen ſeinen Nationalismus nicht gelten laſſen, und behaupten er ſey eigentlich gar kein Amerikaner, ſondern habe ſeine Bildung auf europäiſchen — deutſchen Univerſitäten erhalten, ſey daher mehr Europäer als Amerikaner. Dieß iſt jedoch ein ſehr kleinlicher Einwurf; denn wie ſehr auch der Dichter ſich in Deutſchland gebildet haben mag, ſein Genius ſtammt doch aus Amerika; und Deutſchland und die deutſche Litteratur konnten an ihm nur ausbilden was in ihm lag. Uebrigens gehört Longfellow nicht zu den kraftvollen amerikaniſchen Dichtern, und er ſcheint ſich in einem gewiſſen Goethe'ſchen Indifferentismus zu gefallen, der die Geſchichte und die großen Leidenſchaften des Tages ruhig an ſich vorüber gehen läßt, ohne von dem Schwall derſelben unangenehm berührt oder gar beherrſcht zu werden. In dieſer Beziehung ihm gegenüber, und in poetiſcher weit über ihm, ſteht William Cullen Bryant, gewiß der erſte Lyriker Amerika's. Schon in ſeiner früheſten Jugend gab er auffallende Beweiſe ausgezeichneter Talente; aber ebenfalls in Neuengland geboren und erzogen, waren ſeine Erſtlinge einer andern Muſe geweiht als der welcher er die Producte ſeiner reiferen Jahren widmete. Eines ſeiner Jugendgedichte, »the Embargo« (Februar 1809), war gegen Jefferſon und ſeine Verwaltung gerichtet, den Mann den er ſpäter ſo beredſam vertheidigte, und deſſen Grundſätzen er jetzt noch huldigt. Im Jahr 1825 zog er nach New-York und übernahm die Redaction des radicalſten Blattes in der Union, „the New York Evening Poſt," welcher er jetzt noch vorſteht. Bryant iſt durch und durch Amerikaner, durchdrungen von der Miſſion der Vereinigten Staaten, und ſeine Anſchauung iſt eine rein amerikaniſche. Nirgends eine Spur von europäiſchen oder gar engliſchen Nachklängen. Selbſt ſeine Bilder ſind amerikaniſch, ſowie die Natur in deren Myſterien er ſo tief eingeweiht; nur iſt er etwas monoton wie die Prairien und die Urwälder die er ſo herrlich beſingt, und es ſcheint daß ſeine enthuſiaſtiſche Liebe zum Vaterlande die große Leidenſchaft der Menſchheit in ſeiner Bruſt nicht aufkeimen ließ. Die Liebe hat er nie beſungen; deſto mehr aber die Freiheit. Von Bryant iſt vieles ins Deutſche überſetzt; unter anderm „die Winde" von Freiligrath; ich will daher lieber als Proben zwei Gedichte anführen, von welchen das erſte ein Gelegenheitsgedicht, gleich nach der großen Niederlage der demokratiſchen Partei in New-York im Jahr 1836 erſchien, und worin ſeine politiſche Anſicht und ſeine Hoffnung auf die Zukunft ſich ſehr klar und rein ausſprechen; das zweite iſt, ſo viel ich weiß, nur in einer zu Philadelphia erſchienenen Sammlung amerikaniſcher Poeſien erſchienen, und trägt, obgleich unvollendet, entſchieden den Stempel des Berufs und der Meiſterſchaft.

THE BATTLE FIELD.

Once this soft turf, this rivulet's sands
Were trampled by a hurrying crowd,
And fiery hearts and armed hands
Encounter'd in the battle-cloud.
— Ah! never shall the land forget
How gush'd the life-blood of her brave —
Gush'd warm with hope and courage yet,
Upon the soil they fought to save.

Now all is calm, and fresh, and still;
Alone the chirp of flitting bird,
And talk of children on the hill,
And bell of wandering kine are heard.
No solemn host goes trailing by
The blackmouth'd gun and staggering wain;
Men start not at the battle-cry;
O! be it never heard again!

Soon rested those who fought; but thou
Who minglest in the harder strife
For truths which men receive not now,
Thy warfare only ends with life.
A friendless warfare! lingering long
Through weary day and weary year.
A wild and many weapon'd throng
Hang on thy front, and flank and rear.

Yet, nerve the spirit to the proof
And blench not at thy chosen lot.
The timid good may stand aloof,
The sage may frown — yet faint thou not.
Nor heed the shaft too surely cast,
The hissing, stinging bolt of scorn,
For with thy side shall dwell at last
The victory of endurance born.

Truth crush'd to earth shall rise again:
The eternal years of God are hers;
But error wounded, writhes in pain,
And dies among his worshippers *).
Yea, though thou lie upon the dust,
When they who help'd the flee in fear,
Die full of hope and manly trust,
Like those who feel in battle here.

Another hand thy sword shall wield,
Another hand the standard wave,
Till from the trumpet's mouth is peal'd
The blast of triumph o'er thy grave!

Ich laſſe hier ſeine Evening Reverie folgen; das beſte was, meiner Meinung nach, die engliſche Sprache in dieſer Beziehung aufzuweiſen hat. Ich überlaſſe es einem poetiſchen Gemüth dieſelbe ins Deutſche zu übertragen.

The summer day has closed — the sun is set;
Well have they done their office, those bright hours,
The latest of whose train goes softly out
In the red west. The green blade of the ground
Has risen, and herds have cropp'd it; the young twig
Has spread its plaited tissues to the sun;
Flowers of the garden and the waste have blown,
And wither'd; seeds have fallen upon the soil
From bursting cells, and in their graves await
Their resurrection. Insects from the pools
Have fill'd the air a while with humming wings,
That now are still forever; painted moths
Have wander'd the blue sky, and died again;
The mother-bird hath broken for her brood
Their prison-shells, or shoved them from the nest,
Plumed for their earliest flight. In bright alcoves,
In woodland cottages with barky walls
In noisome cells of the tumultuous town,
Mothers have clasp'd with joy the new-born babe.
Graves by the lonely forest, by the shore
Of rivers and of ocean, by the ways
Of the throng'd city, have been hollow'd out,
And fill'd, and closed. This day has parted friends,
That ne'er before were parted; it hath knit
New friendships; it has seen the maiden plight
Her faith, and trust her peace to him who long
Hath woo'd; and it hath heard from lips which late
Were eloquent of love, the first harsh word,
That told the wedded one her peace was flown.
Farewell to the sweet sunshine! One glad day
Is added now to childhood's merry days,
And one calm day to those of quiet age.
Still the fleet hours run on; and as I lean

*) Dieſe vier Zeilen waren während der letzten Präſidentenwahl das Motto der demokratiſchen Partei — und ſie ſiegte.

Digitized by Google

Amid the thickening darkness, lamps are lit
By those who watch the dead, and those who twine
Flowers for the bride. The mother from the eyes
Of her sick infant shades the painful light,
And sadly listens to his quick-drawn breath.
O thou great movement of the universe,
Or Change, or Flight of Time — for ye are one!
That bearest, silently, this visible scene
Into Night's shadow, and the streaming rays
Of starlight, whither art thou bearing me?
I feel the mighty current sweep me on,
Yet know not whither. Man foretells' afar
The courses of the stars; the very hour,
He knows, when they shall darken or grow bright:
Yet does the eclipse of sorrow and of death
Come un fore warned. Who next of those I love,
Shall pass from life, or sadder yet shall fall
From virtue? Strife with foes, or bitterer strife
With friends, or shame, and general scorn of men —
Which, who can bear? — or the fierce rack of pain,
Lie they within my path? Or shall the years
Push me with soft and inoffensive pace,
Into the stilly twilight of my age?
Or do the portals of another life,
Even now, while I am glorying in my strength,
Impend around me? O! beyond that bourne,
In the vast cycle of being, which begins
At that broad threshhold, with what fairer forms
Shall the great law of change and progress clothe
Its workings? Gently — so have good men taught —
Gently, and without grief, the old shall glide
Into the new, the eternal flow of things
Like a bright river of the fields of heaven
Shall journey onward in perpetual peace!

Bryant iſt, ich wiederhole es, der erſte amerikaniſche Dichter. Alle ſeine Werke ſind der Spiegel des reinſten Gemüths. Er iſt nirgend Nachahmer und wie in ſeinem öffentlichen Leben ſo in ſeinen Geſängen wahr, furchtlos und edel. Seine Boſtoner Freunde beſchuldigen ihn zwar der politiſchen, vielleicht auch der religiöſen Apoſtaſie; es iſt dieß aber ein heidniſcher Vorwurf, denn er iſt ſicherlich zum Chriſtenthum übergegangen, und ſeine angebliche Apoſtaſie iſt nichts anders als eine Bekehrung. Ausgezeichnet ſind, wie bereits bemerkt, ſeine poetiſchen Schilderungen der weſtlichen Prairies und der Urwälder:

»These are the gardens of the desert, these
The unshorn fields, boundless and beautiful,
For which the speech of England has no name —
The Prairies! — I behold them for the first
And my heart swells, while the dilated sight
Takes in the encircling vastness. Lo! they stretch
In airy undulations, far away,
As if the ocean in its gentlest swell
Stood still with all his rounded billows fix'd
And motionless forever!«

ſingt er von den Prairien; und den wunderherrlichen, von Chateaubriand claſſiſch beſchriebenen, in Europa kaum geahnten Zauber der amerikaniſchen Wälder, wenn der Herbſt die Blätter färbt, ſchildert er in ſeinen »Autumn Woods«:

Ere, in the northern gale,
The summer tresses of the trees are gone,
The woods of autumn all around our vale
Have put their glory on.

The mountains that infold
In their white sweep the colour'd landscape round
Seem groups of giant kings in purple and gold,
That guard the enchaunted ground.«

James G. Percival wird in Amerika für den fruchtbarſten und am meiſten mit Einbildungskraft begabten Dichter gehalten. Er iſt unſtreitig einer der begabteſten, aber ſeine Bilder ſind nicht immer natürlich, ſeine Verſe gezwungen, und als Neuengländer kann er ſich nicht recht von dem Provincialismus ſeiner Landsleute befreien. Auch er hat Neuengland und die Pilgerväter beſungen, und zwar, wie dieß von den meiſten neuengliſchen Dichtern geſchehen, mit einer gewiſſen Ruhmredigkeit, die für die übrigen Staaten der Union — man bedenke doch daß Waſhington aus Virginien ſtammt — nicht ſehr ſchmeichelhaft iſt.

»Hail to the land whereon we tread
Our fondest boast;
The sepulchre of migthy dead,
The truest hearts that ever bled
Who sleep on glory's brightest bed,
A fearless host,
No slave is here; our unchain'd feet
Walk freely o'er the waves that beat
Our coast.«

lautet der Eingang zu ſeiner Apotheoſe der ſechs nordöſtlichen Staaten der Union, und gleich darauf

»Our fathers cross'd the ocean's wave
To seek this shore;
They left behind the coward slave
etc. etc. etc.

Ich kann nun einmal dieſen Poeſien keinen Geſchmack abgewinnen. Sie wirken eher verneinend und ſcheidend auf das Volk, als daß ſie das Nationalgefühl ſtärkten und der ſo nöthigen Einheit das Wort redeten. Daher finden ſie auch in der Union wenig Anklang, und es iſt vorauszuſehen daß die wenigſten von ihnen auf die Nachwelt gelangen werden.

Nathaniel P. Willis iſt der Dichter des geſellſchaftlichen Lebens, doch gefällt mir ſeine Proſa beſſer als ſeine Poeſie. Auch er iſt Neuengländer und heißt England „ſein Vaterland," obwohl er ſich über die engliſche Kritik gerade nicht ſehr zu erfreuen hat.

»Adieu, o, Fatherland! I see
Your white cliffs on the horizon's rim,
And, though to freer skies I flee,
My heart swells and my eyes are dim!
As knows the dove the task you give her,
When loosed upon a foreign shore;
As spreads the rain-drop in the river
In which it may have flow'd before —
To England over vale and mountain,
My fancy flew from climes more fair,
My blood that knew its parent fountain,
Run warm and fast in England's air.«

ſingt er bei ſeiner Abfahrt von Europa, um ſich zurück nach Amerika zu begeben. Iſt ſeine Vorliebe für England verzeihlich, wenn man bedenkt daß er dort reich geheirathet?

Ganz Amerikaner iſt dagegen der aus einer holländiſchen oder deutſchen Familie New-Yorks ſtammende James Kirke Paulding, ein ſehr fruchtbarer Romanſchreiber und im Jahr 1838 von Martin van Buren zum Marineminiſter ernannt, welchen Poſten er jedoch nur zwei Jahre bekleidete. Seine proſaiſchen Schriften ſind ſehr zahlreich und haben faſt alle eine mehr oder weniger politiſche Beziehung, wie z. B. »John Bull and Brother Jonathan,« »the United States and England,« »the lay of a scotch fiddle,« »Letters from the South,« »John Bull in America,« »Merry Tales of the wise men of Gotham,« »the new Pilgrims' progress,« »the Dutchman's fireside,« »Westward Ho!« »Life of Washington,« »Slavery in the United States« etc. Sein »Backwoodsman«

Digitized by Google

und einige zerſtreute Gedichte ſind alles was er in poetiſcher Beziehung geleiſtet. Seine Gefühle ſind wahr und nicht den engliſchen nachempfunden, und ſeine Schilderungen amerikaniſcher Scenen originell und bezeichnend. Folgende Beſchreibung des ſchnellen Aufblühens der weſtlichen Staaten dürfte als Probe manchem Leſer nicht unwillkommen ſeyn:

PASSAGE DOWN THE OHIO.

As down Ohio's ever ebbing tide,
Oarless and sailless, silently they glide,
How still the scene, how lifeless, yet how fair
Was the lone land that met the stranger there!
No smiling villages or curling smoke
The busy haunts of busy men bespoke;
No solitary huts the banks along
Sent forth blithe labour's homely, rustic song;
No urchin gamboll'd on the smooth, white sand
Or hurl'd the skipping stone with playful hand
While playmate dog plunged in the clear blue wave,
And swam in vain the sinking prize to save.
Where now are seen, along the river side
Young busy towns, in buxom painted pride,
And fleets of gliding boats with riches crown'd
To distant Orleans or St. Louis bound.
Nothing appear'd but nature unsubdued,
One endless, noiseless woodland solitude,
Or boundless prairie, that aye seem'd to be
As level and as lifeless as the sea;
They seem'd to breathe in this wide world alone,
Heirs of the earth — the land was all their own!
'Twas Evening now: the hour of toil was o'er,
Yet still they durst not seek the fearful shore,
Lest watchful Indian crew should silent creep
And spring upon and murder them in sleep;
So through the livelong night they held their way,
And 'twas a night might shame the fairest day;
So still, so bright, so tranquil was its reign,
They cared not though the day ne'er came again.
The moon high wheel'd the distant hills above,
Silver'd the fleecy foliage of the grove,
That as the wooing zephyrs on it fell,
Whisper'd it loved the gentle visit well;
That fair-faced orb alone to move appear'd,
That zephyr was the only sound they heard.
No deep-mouth'd hound the hunter's haunt betray'd,
No lights upon the shore or waters play'd,
No loud laugh broke upon the silent air,
To tell the wanderers, man was nestling there;
All, all was still, on gliding bark and shore,
As if the earth now slept to wake no more.

Charles Jenno Hoffman, ebenfalls aus holländiſcher oder, wie die meiſten meinen und ſein Name deutlich genug anzeigt, aus deutſcher Abkunft und in New-York geboren, iſt der beſte amerikaniſche Scenendichter. Sein Roman »Greyslaer« und ſeine »Wild scenes of the Forest and the Prairie« übertreffen in dieſer Beziehung nicht nur die ähnlichen Schöpfungen Waſhington Irvings, ſondern ſelbſt die maleriſchen Schilderungen Fennimore Coopers. Auch er ſah ſich gezwungen, wie die meiſten amerikaniſchen Dichter, an der Tagespreſſe zu arbeiten, indem das von ihm gegründete American Monthly Magazine und der New York Mirror, deſſen Mitredacteur er geweſen, trotz aller gebrachten Opfer zu exiſtiren aufhören mußten. Sein »Greyslaer« hat in einem Jahr vier Auflagen erlebt, wovon zwei in New-York, eine in Philadelphia, und eine vierte in London. Auch ſeine Schilderungen der Indianer ſind meiſterhaft, und noch getreuer und wahrer als die des großen amerikaniſchen Walter Scott. Im folgenden Lied beſchreibt er wirklich auf geniale Weiſe den wilden amerikaniſchen Jäger der, von der fortſchreitenden Cultur verſcheucht, immer weiter nach Weſten zieht.

THE FORESTER.

There was an old hunter camp'd down by the hill,
Who fish'd in this water, and shot on that hill;
The forest for him had no danger nor gloom,
For all that he wanted was plenty of room.
Says he, »The world's wide, there is room for us all:
Room enough in the greenwood, if not in the hall.«
Room, boys, room, by the light of the moon,
For why should n't every man enjoy his own room?

He wove his own mats, and his shanty was spread
With the skins he had dress'd and stretch'd out overhead;
The branches of hemlock, piled deep on the floor
Was his bed, as he sung, when the day light was o'er,
»The world's wide enough, there his room for us all;
Room enough in the greenwood, if not in the hall.«
Room boys, room etc.

That spring, half choked up by the dust of the road,
Through a grove of tall maples once limpidly flow'd;
By the rock whence it bubbles his kettle was hung
With their sap often fill'd, while the hunter he sung.
»The world's wide enough, there is room for us all,
Room enough in the greenwood, if not in the hall.«
Room boys, room etc.

And still sung the hunter — when one gloomy day
He saw in the forest what sadden'd his lay,
'Twas the rut which a heavy-wheel'd waggon had made
Where the greensward grows thick in the broad forest glade, —
»The world's wide enough, there is room for us all;
Room enough in the greenwood, if not in the hall«
Room boys, room etc.

He whistled his dog, and says he, »We can't stay;
I must shoulder my rifle, up traps, and away.«
Next day, mid those maples, the settler's axe rung
While slowly the hunter trudged off, as he sung:
»The world's wide enough, there is room for us all,
Room enough in the greenwood, if not in the hall.«
Room boys, room, by the light of the moon,
For why should n't every man enjoy his own room?

Noch ſchöner als in dieſem Lied hat er die Hochzeit und Wanderung des weſtlichen Jägers mit ſeiner Geliebten beſchrieben:

Der weſtliche Jäger an ſeine Geliebte.

Wend, love, with me, to the deep woods, wend
Where, far in the forest, the wild flowers keep,
Where no watching eye shall over us bend,
Save the blossoms that into thy bower peep
Thou shalt gather from buds of the oriole's hue,
Whose flaming wings round our pathway flit,
From the saffron orchis and lupin blue
And those like the foam on my courser's bit.

One steed, and one saddle us both shall bear,
One hand of each on the briddle meet;
And beneath the wrist that entwines me there,
An answering pulse from my heart shall beat.
I will sing thee many a joyous lay,
As we chase the deer by the blue lake-side,
While the winds that over the prairie play
Shall fan the cheek of my woodland bride.

Our home shall be by the cool, bright streams,
Where the beaver chooses her safe retreat,
And our hearth shall smile, like the sun's warm gleams
Through the branches around our lodge that meet,
Then wend with me, to the deep woods wend
Where far in the forest the wild flowers keep,
Where no watching eye shall over us bend,
Save the blossoms that into thy bower peep.

Digitized by Google

Hier iſt wenigſtens keine Spur einer krankhaften Phantaſie, ſondern eine lebendige Anſchauung eines friſchen grünen Lebens; dieſe amerikaniſchen Jäger ſind wahre Hotſpurs, die nur im Kampfe und in immerwährender Bewegung Glück und Beruhigung finden. Und ihre Weiber ſind eben weibliche Hotſpurs, welche an demſelben Leben Gefallen finden und die Gefahren desſelben willig mit ihren Männern theilen. Daß hieraus ein kräftiges männliches, unbeugſames Volk hervorgehen muß, kann man wohl nicht leicht bezweifeln; daß aber dieſes Leben, das auf den erſten Anblick dem Europaer nicht anders als fürchterlich erſcheint, ſeine poetiſchen Reize hat, die die Einbildungskraft wecken und den Dichter begeiſtern können, wird ſelbſt nach den wenigen Mittheilungen die mir hier geſtattet ſind, wohl niemand bezweifeln. Noch muß ich hier einige Verſe des „Thaukönigs in New-York“ von demſelben Dichter anführen, die zu bezeichnend für unſere Natur ſind als daß ſie hier wegbleiben könnten. Bekanntlich haben wir nur drei Jahrszeiten: einen ſtrengen Winter, dann einen ſchnell einbrechenden, wie durch Zauber die Eisrinde der Erde in einen Blumengarten umwandelnden Sommer, und einen wahrhaft poetiſchen langen Herbſt welcher bis tief in den December hineinreicht. Gewöhnlich halt der Sommer bei einem warmen Südweſtwind ſeinen Einzug; und es herrſcht dann ſogleich die größte Thätigkeit nicht nur auf den Feldern, ſondern auch in den Seehäfen und auf den Flüſſen und Binnenſeen. Die Schiffe welche bis dahin mit ihren nackten Maſten ausgehungerten Skeletten gleichen, werden dann plötzlich wieder flott und erhalten durch das Aufhiſſen der Segel neue Leiber. Dieſe Auferſtehung iſt es die der Dichter bei der Ankunft des Thauwindes in New-York beſingt:

THAW-KING'S VISIT TO NEW YORK.

He comes on the wings of the warm South-West,
In the saffron hues of the sunbeam dress'd,
And lingers a while on the placid bay,
As the ice-cakes languidly steal away,
To drink these gems which the wave turns up,
Like Egyptian pearls in the Roman's cup.

Then hies to the wharves, where the hawser binds
The impatient ship from the wistful winds,
And slackens each rope till it hangs from on high,
Less firmly pencill'd against the sky;
And sports in the stiffen'd canvass there,
Till its folds float out in the wooing air;
Then leaves these quellers of ocean's pride
To swing from the pier on the lazy tide.

He reaches the Battery's *) grassy bed,
And the earth smokes out from beneath his tread;
And he turns him about to look wistfully back
On each charm that he leaves on his beautiful track;
Each islet of green which the bright waters fold,
Like emerald gems from their bosom roll'd,
The sea just peering the headlands through
Where the sky is lost in its deeper blue,
And the thousand barks which securly sweep
With silvery wings round the land-locked deep.

He loiters a while on the springy ground,
To watch the children gambol around,
And thinks it hard that a touch from him
Cannot make the ages as lithe of limb;
That he has no power to melt the rime,
The stubborn frost that is made by Time;
And sighing he leaves the urchins to play
And launches at last on the world of Broad-way **)

There where faces and figures of heavenly mould,
Of charms not yet by the poet told;
There where dancing plumes, there where mantles gay,
Flowers and ribbons flaunting there,
Such as, of old, on a festival day
Th' Idalian nymphs were wont to wear.
And the Thaw-king felt his cheek flush high
And his pulses flutter in every limb,
As he gazed on many a beaming eye,
And many a form that flitted by,
With twinkling foot and ankle trim. etc.

Schreiber dieſes kann dem Dichter im Lob der Schönen von New-York nur beiſtimmen. Broadway, der beim Wiedererſcheinen der Sonne von Damen wimmelt, gleicht dann wirklich einem reichgeſchmückten Blumenbeet. Auch in der Satire hat ſich Hoffman ſehr glücklich verſucht, wozu wohl ein Unglück das ihm in ſeinen Knabenjahren begegnete, manchmal die indirecte Veranlaſſung ſeyn mochte. Als zwölfjähriger Knabe hatte er nämlich das Unglück, ſeinem ſtrengen Lehrer entlaufend und vom Werft auf das Dampfboot ſpringen wollend, auszugleiten und zwiſchen die Balken und das Triebrad zu gerathen, wodurch ſein rechtes Bein jämmerlich zerquetſcht wurde, ſo daß es über dem Knie abgenommen werden mußte. Hätte der Knabe nicht die Geiſtesgegenwart gehabt ſich trotz der entſetzlichen Verſtümmelung mit beiden Händen an den Balken anzuklammern, ſo wäre er ins Waſſer gefallen und wahrſcheinlich ertrunken. Sonderbar iſt daß er trotz dieſes Unfalls und obwohl einbeinig, einer der beſten Reiter und Schwimmer wurde; aber unter ſeinen Gedichten finden ſich eine Menge welche beweiſen daß er kein Glück bei den Frauen hatte, obwohl ſeine unglückliche Liebe nie in Haß ausartete und ſich gelaſſen in ihr Schickſal ergab. So ſchrieb er einer jungen Dame ins Gebetbuch:

Thy thoughts are heavenward! and thy heart they say
Which love, o! more than mortal, fail'd to move,
Now in its virgin casket melts away,
And owns the impress of a Saviour's love!
Many, in days gone by — full many a prayer,
Pure, though impassioned, has been breathed for thee,
By one who once thy hallowed name did dare
Prefer with his to the Divinity!
Requite them now! not with an earthly love;
But since with that his lot thou mayst not bless —
Ask what he dare not pray for from above —
For him the mercy of forgetfullness!

Es iſt wohl nicht möglich ſich zarter und liebenswürdiger auszudrücken. Das iſt eine Liebe ſo rein wie die des Ritters Toggenburg; doch faßt er endlich Muth und wirft ſich auf die Politik, um ſeinem Ehrgeiz ein würdiges Ziel zu ſetzen:

Another year! another year,
Alinda, it shall not be so;
Both love and lays forswear I here,
As I 've forsworn thee long ago.
That name, which thou wouldst never share,
Proudly shall Fame emblazon where
On pumps and corners posters stick it,
The highest on the *Jackson* ticket.

Doch ich habe hier genug Stellen angeführt um zu beweiſen daß die Behauptung ſo vieler engliſchen Recenſenten Amerika beſitze keine Nationalliteratur und ſey auch nicht auf dem Wege eine ſolche zu erwerben, gehäſſig ungegründet iſt. Die Proſaiker Waſhington Irving und Fennimore Cooper muß ſelbſt England unter die Claſſiker zählen, und die engliſchen Ausgaben der Gedichte Bryants, Hoffmans, Willis, Longfellows u. ſ. w. beweiſen

*) Das Fort am Eingang der Stadt, eine Sommerpromenade für die Bewohner New-Yorks.

**) Die ſchönſte Straße und Promenade von New-York — der amerikaniſche Corſo.

Digitized by Google

wenigſtens daß den amerikaniſchen Dichtern auch das engliſche Publicum Geſchmack abgewinnt, ſo ſehr die Recenſenten ſich auch dagegen auflehnen. Vor allem iſt klar daß das amerikaniſche Leben, die politiſchen und ſocialen Zuſtände, ſowie die großartige Natur, die Prairien, die Urwälder, die Rieſenſtröme und das rege Leben auf denſelben der dichteriſchen Einbildungskraft hinlänglichen Stoff bieten, ſowie daß die Nothwendigkeit des Erwerbs, der Ausbreitung und der Bewältigung des Bodens keineswegs das poetiſche Gefühl ausſchließt. Daß die Vereinigten Staaten vorderhand noch vieles thun müſſen was künftige Dichter zu beſingen berufen ſind, folgt aus der Natur der Dinge. Unſer hiſtoriſches Bewußtſeyn, die große Quelle jeder Nationallitteratur, iſt natürlich noch jung; aber in Anbetracht ſeiner Jugend iſt es wahrhaftig hinlänglich ausgebeutet, und jedes Jahr vermehrt ſeinen Schatz. Daß der Geſchmack für Litteratur noch nicht allgemein iſt, mag wohl von unſerer thatkräftigen Geſundheit herrühren:

»There's nothing rotten yet in Denmark«

Wir haben bis jetzt noch lange nicht die vielen menſchlichen Zuſtände durchlaufen die ein Volk hiſtoriſch und durch die belebte Erinnerung poetiſch ausbilden. Unſere Geſchichte iſt bis jetzt nichts als die Kunde unſerer ununterbrochenen mit jedem Jahre ſteigenden Proſperität; das Unglück iſt aber weit poetiſcher als das Glück, und die Zukunft ſchon durch das Vage proſaiſcher als die perſpectiviſche Vergangenheit. Dieß beiläufig zur Entſchuldigung warum Amerika bis jetzt noch keinen Shakeſpeare oder Byron hervorgebracht; was die übrigen engliſchen Dichter betrifft, ſo dürfte der Abſtand nicht ſo unendlich ſeyn als daß uns nicht die beſcheidene Hoffnung bliebe ſie mit der Zeit einholen zu können. Nur Eine auffallende Aehnlichkeit beſitzen unſere amerikaniſchen Dichter mit den engliſchen: die bis auf die unendlich kleinſten Eigenthümlichkeiten ſich vertiefende Betrachtung der Natur. Folgendes Gedicht an eine Biene, von dem ganz anſpruchloſen Ralph Waldo Emerſon, liefert hievon den ſchlagendſten Beweis:

Fine humble-bee! fine humble-bee!
Where thou art is clime for me,
Let them sail for Porto Rique
Far-off heats through seas to seek, —
I will follow thee alone,
Thou animated torrid zone!
Zig-zag steerer, desert cheerer,
Let me chase thy waving lines,
Keep me nearer, me thy hearer;
Singing over shrubs and vines.
Flower-bells,
Honey'd cells,
These the tents
Which he frequents.

Insect lover of the sun,
Joy of thy dominion!
Sailor of the atmosphere,
Swimmer through the waves of air,
Voyager of light and noon,
Epicurean of June,
Wait, I prithee, till I come
Within earshot of thy hum,
All without is martyrdom.
When the south wind, in May days,
With a net of shining haze
Silvers the horizon wall,
And with softness touching all,
Tints the human countenance
With a colour of romance,
And infusing subtle heats
Turns the sod to violets. —
Thou in sunny solitudes,
Rover of the underwoods,
The green silence dost displace
With thy mellow breezy bass.
Hod midsummer's petted crone
Sweet to mee thy drowsy tune,
Telling of countless sunny hours,
Long days and solid banks of flowers,
Of gulfs of sweetness without bound,
In Indian wildernesses found;
Of Syrian peace, immortal leisure,
Firmest cheer, and bird-like pleasure.

Aught unsavoury or unclean
Hath my insect never seen;
But violets and bilbery bells,
Mapple sap, and daffodels,
Clover, catchfly, adders-tongue
And brier-roses dwelt among.
All beside was unknown waste,
All was picture as he pass'd.

Wiser far than human seer,
Yellow-breech'd philosopher,
Seeing only what is fair,
Sipping only what is sweet.
Thou dost mock at fate and care,
Leave the chaff and take the wheat.
When the fierce north-western blast
Cools sea and land so far and fast,
Thou already slumberest deep,
Wo and want thou canst outsleep;
Want and wo which torture us,
Thy sleep makes ridiculous.

Unter den Dichtern die den Süden der Union zum Gegenſtand ihrer Muſe gewählt, nimmt William G. Simms unſtreitig den erſten Rang ein. Ihm dürfte auch der Verfaſſer der transatlantiſchen Reiſebilder manches zu danken haben. Seine Recenſion von Mrs. Trollope's »Domestic Manners of the Americans,« hat auch in England mehrere Auflagen erlebt. Zu den beſten Werken dieſes Autors gehören: »Atlantis,« »Martin Faber,« »the Book of my Lady,« »Guy Rivers, a Tale of Georgia,« »the yemassee, the partizan,« »Carl Werner,« und ganz beſonders »Southern passages and pictures,« welche im Jahre 1839 in New-York erſchienen. Simms iſt ein geborner Südcaroliner, und ſchrieb auch die Geſchichte dieſes Staates. Zu den eigenthümlichſten Gedichten muß die Beſchreibung eines ſüdlichen Sumpfes gezählt werden, die leider zu wahr iſt als daß man die Einbildungskraft des Dichters bewundern könnte. Das Bild welches er darin von einem Alligator entwirft, den ein Schmetterling verſcheucht, iſt keineswegs übertrieben, und der Sonderbarkeit willen will ich es hier wiedergeben:

THE EDGE OF THE SWAMP.

'Tis a wild spot, and hath a gloomy look;
The bird sings never merrily in the trees,
And the young leaves seem blighted. A rank growth
Spreads poisonously round, with power to taint
With blistering dews the thoughtless hands that dares
To penetrate the covert. Cypresses
Crowd on the dank, wet earth; and stretch'd at length,
The cayman — a fit dweller in such home —
Slumbers, half-buried in the sedgy grass.
Beside the green ooze where he shelters him,
A whooping crane erects his skeleton form,
And shrieks in flight. Two summer ducks, aroused
To apprehension as they hear his cry,
Dash up from the lagoon, with marvellous haste,
Following his guidance. Meetly taught by these,
And startled by our rapid, near approach,

The steel-jaw'd monster, from his grassy bed,
Crawls slowly to his slimy, green abode,
Which straight receives him. You behold him now,
His ridgy back uprising as he speeds
In silence to the centre of the stream,
Whence his head peers alone. A butterfly,
That, travelling all the day, has counted climes
Only by flowers, to rest himself a while,
Lights on the monster's brow. The surly mute
Straigtway goes down, so suddenly, that he,
The dandy of the summer flowers and woods,
Dips his light wings and spoils his golden coat,
With the rank water of that turbid pond.
Wondering and vex'd, the plumed citizen
Flies, with a hurried effort to the shore,
Seeking his kindred flowers: — but seeks in vain —
Nothing of genial growth may there be seen,
Nothing of beautiful! Wild, ragged trees,
That look like felon spectres — fetid shrubs,
That taint the gloomy atmosphere — dusk shades,
That gather, half a cloud, and half a fiend
In aspect, lurking on the swamp's wild edge, —
Gloom with their sternness and forbidding frowns
The general prospect. The sad butterfly,
Waving his lacker'd wings, darts quickly on,
And, by his free flight, counsels us to speed
For better lodgings, and a scene more sweet,
Than these drear borders offer us to-night.*)

Wenn es in Amerika noch keine ſogenannte Gelehrtenrepublik gibt, wenn unſere Dichter und Proſaiker noch immer gezwungen ſind in die Tagesfragen der Politik einzugreifen und durch die Zeitungen zum Volke zu reden, ſo beweist dieß weiter nichts als daß gerade die Maſſe der Bevölkerung mehr als irgend eine Kaſte poetiſchen Geſchmack beurkundet, und daß der öffentliche Geiſt welcher das Bindungsmittel zwiſchen Individuum und Geſellſchaft iſt, den Dichter nicht ausſchließt. Die Grimaſſe der Sentimentalität wird dadurch allerdings verſcheucht; denn der Dichter muß ins praktiſche Leben mit eingreifen und es bildet ſich weder ein Dichter noch ein Auditorium im Studirzimmer. Der Genuß der Dichtkunſt iſt in Amerika nicht das ausſchließende Privilegium derer welche Bücher kaufen können; ſondern allgemein, wie er war als die Dichter unmittelbar zum Volk redeten, ohne ſich eines litterariſchen Maklers in Geſtalt eines Verlegers zu bedienen: aber daraus folgt noch immer nicht daß hierdurch der Poeſie ſelbſt ein Damm geſetzt iſt; man müßte denn annehmen daß das Volk durchaus keiner Veredlung, keiner Begeiſterung und keines poetiſchen Aufſchwunges fähig iſt; ein Gedanke der, wie mich dünkt, jedes wahre Dichterherz erkalten, jeden wahren Dichtermund auf ewig ſchließen würde. Es iſt ein verzärtelter Geſchmack, der die Leidenſchaften, welche das ewige Thema der Poeſie bilden, nur in ſogenannten höheren Ständen erblickt; die niederen Claſſen ſpiegeln dieſelben viel reiner, edler und natürlicher ab, und am Ende kann der erhabenſte Poet nichts beſſeres thun als „den Armen das Evangelium predigen." Und was nun gar die engherzige haute bourgeoisie betrifft, die ſogenannten hohen Induſtriellen die bei uns den Adel ſpielen möchten, ſo ſcheint mir ein ſehr klarer Beweis für den Beruf unſerer Dichter darin zu liegen daß der beſſere Theil derſelben ſich von ihnen fern hält. Der Glaube, die Ueberzeugung, das Hellſehen des Dichters fühlen das Bedürfniß der Mittheilung, und es iſt nichts als eine altmodiſche Geſpreiztheit, wenn die litterariſchen Gecken Englands meinen daß das Mittel weſentlich auf den Stoff zurückwirkt, daß ein einfaches Tagblatt nicht der Träger eines poetiſchen Gefühls ſeyn kann. Die Corn Law Rhymes ſind nicht weniger poetiſch weil ſie, auf einem Lumpen gedruckt, das trockene Brod beſingen das die Adelsgeſetze Englands den Armen entziehen. Wenn es aber im Gebiete der Natur etwas fades und abgeſchmacktes gibt, ſo iſt es gewiß die ſogenannte »Parlour Literature,« die in England nicht viel mehr als die deutſchen Kaffeegeſellſchaften repräſentirt. Die Schriftſteller welche für dieſes Publicum arbeiten, und auf Velinpapier gedruckt und in Marocco gebunden den Damen ihre Aufwartung machen, ſchreiben am Ende doch nur für Geld und wählen das Thema welches ihnen der Buchhändler vorſchreibt. Der Volksdichter muß, um Erfolg zu haben, den Stoff wählen der in Aller Herzen Anklang findet, und ein ſolcher iſt ſelten ganz ohne Poeſie.

Von einem der beſten amerikaniſchen Publiciſten, William Legget, der zugleich Dichter war, ſagt Bryant, in der Democratic Review:

The words of fire that from his pen
Were flung upon the lucid page,
Still move, still shake the hearts of men,
Amid a cold and coward age!

His love of Truth, too warm — too strong
For Hope or Fear to chain or chill
His hate of Tyranny and Wrong,
Burn in the breast, he kindled still.

Legget diente in ſeinen jüngern Jahren in der Vereinigten Staatenmarine, und ſchrieb während dieſer Zeit »Sketches at sea«. Später als er abdankte, gab er »Tales of a country schoolmaster« heraus, und zuletzt eine Zeitung »the Plaindealer«, die ſich an keine Partei hielt, ſondern im ſtrengſten Sinn an Wahrheit und Recht. Er ſtarb, gerade als er zum Geſchäftsträger nach Guatemala ernannt wurde, am Schlagfluſſe.

Georg D. Prentice, ein anderer amerikaniſcher Dichter, iſt noch jetzt Redacteur und Herausgeber des Louisville (Kentucky) Journal; Joſeph C. Neal gibt zu Philadelphia den Pennſylvanian heraus; Park Benjamin war Redacteur der in New-York erſcheinenden New-World und des New-Yorkers; Robert C. Sands Redacteur des Commercial advertiſer. Willis Gaylord Clark gab die Philadelphia Gazette heraus; Edward Sanforth arbeitete am Waſhington Globe; Epes Sargent an der Republic u. ſ. w. Daß der größte amerikaniſche Dichter Herausgeber der New-York Evening Poſt iſt, habe ich bereits oben bemerkt.

Was uns die Engländer ganz beſonders vorwerfen, iſt der kriegeriſche Geiſt der in vielen unſerer Nationalpoeſien liegt und woraus ſie ſehr Schlimmes für die Zukunft prophezeien. Aber die amerikaniſche Unabhängigkeit iſt aus einem langjährigen Kampf hervorgegangen, und es iſt daher ebenſo natürlich daß die Erinnerung an denſelben und ſein glorreiches Ende die Einbildungskraft des Nationaldichters beſeelt, als daß gerade dieſe Charakteriſtik amerikaniſcher Dichtungen den Engländern mißfällt. „Das amerikaniſche Nationallied Hail Columbia," ſagt ein Recenſent in einer der letzten Nummern des Foreign Quarterly, „öffnet ſich mit einer Kanonade; und wenn man glaubt daß es endlich an den Frieden kommt, folgt eine zweite Kanonade." Der Vorwurf iſt nicht ganz ungegründet, doch liegt vielleicht hierin eine Ahnung der Zukunft. Das Gedicht fängt ſo an:

Hail Columbia! happy land!
Hail, Ye heroes! heaven-born band!
Who fought and bled in Freedom's cause,
Who fought and bled in Freedoms cause,

*) Die Ausdünſtung dieſer Sümpfe iſt, beſonders bei Nacht, faſt immer tödtlich, ſelbſt für die Eingeborenen, und mit Schauder fliehen Vögel und andere Thiere ihre Nähe. Das Geſträuch in der Nähe iſt gewöhnlich giftig, und verurſacht Geſchwülſte an den Händen die es berühren.

Digitized by Google

And when the storm of war was gone,
Enjoy'd the peace your valour won.
Let Independence be our boast,
Ever mindful what it cost;
Ever grateful for the prize
Let its altar reach the skies
Firm — united — let us be,
Rallying round our Liberty;
As a band of brothers join'd,
Peace and safety we shall find.

Und gleich in der nächſten Strophe heißt es:

Immortal patriots! rise once more;
Defend your rights, defend your shore, etc.

Indeſſen iſt »Hail Columbia,« wie alle Nationallieder, ein Gelegenheitsgedicht, und als ſolches dem »God save great George our King« und vielleicht noch andern Nationalliedern recht gut an die Seite zu ſtellen. Der »Star spangled banner« verdankt ſein Entſtehen ebenfalls einem Zufall, der den Autor als Parlamentäre, bei Beſchießung des Forts Mac Henry am Eingange der Cheſapeakbay, an Bord des engliſchen Admiralſchiffes ſandte, von welchem aus er Zeuge der Tapferkeit ſeiner Landsleute und des Rückzuges der Engländer war. Das Feuer dauerte die ganze Nacht, und des Morgens erblickt er bei Sonnenaufgang das Sternenbanner ſeines Vaterlandes. Hierauf bezieht ſich namentlich der zweite Vers der, wie das ganze Lied, begreiflich zur Nationalhymne wurde.

On the shore dimly seen through the mists of the deep,
Where the foe's haughty host in dread silence reposes,
What is that which the breeze o'er the towering steep
As it fitfully blows half conceals, half discloses?
Now it catches the beam of the morning's first beam,
Its full glory reflected now shines on the stream;
'Tis the star-spangled banner, O! long may it wave
O'er the land of the free, and the home of the brave.

Zu den beſten Gelegenheitsgedichten dieſer Gattung gehören die Verſe William B. Tappan's, ebenfalls eines Zeitungsſchreibers und Redacteur des in New-York erſcheinenden „Journal of Commerce," beim Vomſtapellaſſen des Linienſchiffes Pennſylvania, des größten Schiffes welches jetzt das Meer trägt, eines Vierdeckers mit hundertundſechsundfünfzig Kanonen, wovon ich hier nur den erſten und letzten wiedergebe.

TO THE SHIP OF THE LINE PENNSYLVANIA.

»*Leep* forth to the careering seas
O ship of lofty name!
And toss upon thy native breeze,
The stars and stripes of fame!
And bear thy thunders o'er the deep
Where vaunting navies ride!
Thou hast a nation's gems to keep —
Her honour and her pride!
O! holy is the covenant made
With thee and us to-day,
None from the compact shrinks afraid
No traitor utters nay!
We pledge our fervent love and thou
Thy glorious ribs of oak,
Alive with men who cannot bow
To kings, nor kiss the yoke.

Spread out those ample wings of thine!
While crime does govern men,
'Tis fit such bulwark of the brine
Should leave the shores of Penn;
For hid within thy giant's strength
Are germs of welcome peace,
And such as thou shall cause at length
Man's feverish strife to cease.
From every vale, from every crag
Word of thy beauty's past
And joy we that our country's flag
Streams from thy towering mast, —
Assured that in thy prowess thou
For her wild win renown
Whose sons can die, but know not how
To strike that pennon down!

In der dramatiſchen Litteratur haben die Amerikaner bis jetzt wenig geleiſtet, doch verdienen die Tragödien von James A. Hillhouſe ehrenvolle Anerkennung. Sein Hadad hat auch in England Glück gemacht. Außer ihm hat Epes Sargent ſich in Velasco, einer Umarbeitung des Cid, glücklich verſucht, und mehrere andere deren Namen mir hier nicht beifallen. John G. Whitier hat beſonders die Indianer beſungen. Fitz Green Halleck gehört zu den beſten Humoriſten, und Sumner Lincoln Fairfield beſchuldigt Bulwer daß er „die letzten Tage von Pompeji" ſeiner »last night of Pompeii« nachgebildet habe. Unter den Damenſchriftſtellern verdienen vor allen genannt zu werden: Lydia H. Sigourney, eine Dichterin von ſehr zarter Einbildungskraft und tiefem Gefühl, aber faſt zu weiblich, wie denn überhaupt das ſtrenge ſittliche Gefühl in den Vereinigten Staaten den Damen eine ſehr enge Sphäre anweist die ſie nicht leicht ungeſtraft überſchreiten können. Nur Maria Brooks, oder Maria del Occidente, wie ſie ſich gewöhnlich nannte, wagte Leidenſchaften zu beſingen. Sie heirathete einen reichen Kaufmann in Boſton, mit dem ſie ſpäter nach Europa reiste. Man ſollte kaum glauben daß ſie in dieſer Wahl glücklich war, denn ſie entwirft in ihren Gedichten folgendes ſonderbare Bild von der Ehe:

MARRIAGE.

The Bard has sung, God never form'd a soul
Without its own peculiar mate, to meet
Its wandering half, when ripe to crown the whole
Bright plan of bliss, most heavenly, most complete!
But thousand evil things there are that hate
To look on happiness; these hurt, impede,
And, leagued with time, space circumstance and fate,
Keep kindred heart from heart, to pine, and pant, and bleed.
And as the dove to far Palmyra flying,
From where her native founts of Antioch beam,
Weary, exhausted, longing, panting, sighing
Lights sadly at the desert's bitter stream;
So many a soul o'er life's drear desert faring,
Love's pure, congenial spring unfound, unquaff'd,
Suffers, recoils, then thirsty and despairing
Of what it would, descends and sips the nearest draft.

Eliſabeth J. Ellet hat mit vielem Erfolg eine Anzahl Gedichte von Schiller und Lamartine ins Engliſche übertragen, und iſt Verfaſſerin einer Tragödie »Cantarina«; Mrs. Seba Smith aber beſingt hauptſächlich amerikaniſche Landſchaften, wie z. B. den Susquehanna, den Ontarioſee, den See St. George, Sodusbay und viele andere. Als Muſter tiefen, innigliche, mütterlichen Gefühls mag zum Schluſſe Sigourney's „Tod eines Kindes" hier noch Platz finden:

Death found strange beauty on that polish'd brow,
And dash'd it out. There was a tint of rose
On cheek and lip. He touch'd the veins with ice,
And the rose faded. Forth from those blue eyes
There spake a wishful tenderness, a doubt
Whether to grieve or sleep, which innocence
Alone may wear. With ruthless haste he bound
The silken fringes of those curtain'd lids
Forever. There had been a murmuring sound
With which the babe would claim its mother's ear,
Charming her even to tears. The spoiler set

Digitized by Google

The seal of silence. But there beam'd a smile,
So fix'd, so holy, from that Cherub brow,
Death gazed and left it there. He dared not steal
The signet-ring of heaven.

Aus obiger Zuſammenſtellung geht wenigſtens deutlich genug hervor daß eine Nationallitteratur, ungeachtet der gleichartigen Sprache mit England durch Verſchiedenheit der Natur, der klimatiſchen Verhältniſſe und der ſocialen und politiſchen Zuſtände des Landes, nicht nur möglich, ſondern daß auf dieſem Wege bereits große Vorarbeiten geſchehen, wenn nicht bereits Nationales geleiſtet worden iſt. Daß vorderhand die Freiheit, der Muth, der Nationalſtolz und die Liebe zum Vaterlande und deſſen Inſtitutionen hauptſächlich den Text unſerer Poeſien bilden, iſt nicht nur begreiflich, ſondern nothwendig; doch fehlt es unſern Dichtern nicht an einem tiefen Blick in die Geheimniſſe der Natur und das menſchliche Herz. Das ſtreng moraliſche und religiöſe Gefühl, das beinahe in allen poetiſchen Erzeugniſſen Amerika's vorherrſcht, mag bis auf einen gewiſſen Grad dem Genius des Dichters in einer oder der andern Richtung Schranken ſetzen; im Ganzen iſt aber die Rückſicht auf die Sittlichkeit von Seiten des Publicums, gerade bei der völligen Unmacht der Regierung ſie durch den Cultus einer Staatskirche oder durch die ihrer Aufſicht unterworfenen Erziehungs- und Bildungsanſtalten zu ſichern, eine ſehr erfreuliche Erſcheinung die der wahren Poeſie am Ende doch wenig Abbruch thut. Wenn man auf die Jugend der Vereinigten Staaten und auf die anfängliche Nothwendigkeit ſich nach engliſchen Muſtern zu bilden Rückſicht nimmt, ſo muß man über das Geleiſtete erſtaunen und zur Ueberzeugung gelangen daß Amerika, in jeder andern Beziehung der kühne Nebenbuhler Europa's, auch im Gebiete der Litteratur nicht hinter demſelben zurückbleiben wird. In Bezug auf die allgemeine Verbreitung nützlicher Kenntniſſe hat Amerika bereits einen bedeutenden Vorſprung, der ſogar von den Engländern, obwohl nicht ohne einiges Zaudern, zugeſtanden wird. »Their best men are equal to ours, and the masses are superior to our own,« ſagt das letzte Januarheft der Edinburgh Review in einer Recenſion der politiſchen Philoſophie Lord Brougham's, ein Zugeſtändniß auf welches in dieſem Augenblick größeres Gewicht zu legen iſt als je. Das menſchliche Herz bleibt unter allen Breitengraden daſſelbe, nur die äußere Erſcheinung iſt abwechſelnd. Auch iſt die Behauptung falſch daß der Handelsgeiſt in Amerika kein poetiſches Gefühl aufkommen läßt; denn erſtens iſt Amerika noch immer hauptſächlich ein Agricultur- und kein Handels- oder Fabriksſtaat, und wird dieß auch im Laufe der nächſten Jahrhunderte noch bleiben; und zweitens iſt nach der Beobachtung aller Unparteiiſchen die abſtracte Liebe zum Geld in England und Holland weit größer als in Amerika. Der größte Fehler des Amerikaners iſt die Uebertreibung in allem, was zum Theil in den klimatiſchen Verhältniſſen liegen mag. Er iſt zu jeder Unternehmung bereit, nicht des Geldes willen, ſondern weil ihm die Thätigkeit ein Bedürfniß iſt. Er wagt nicht nur das Aeußerſte im Handel, ſondern in jeder Induſtrie, im Ackerbau, in der Jagd, in der Fiſcherei. Der eigentliche Geldmann iſt nicht unternehmend, ſondern ſparſam und gewinnſüchtig; er ſpielt lieber auf der Börſe als auf den Märkten der Welt, in Indien und China. Es liegt etwas abenteuerliches, wenn nicht poetiſches, in der Art und Weiſe wie die Amerikaner Handel treiben; wie die Reichen, ſtatt ihr Geld auf ſichere Intereſſen zu legen, lieber Schiffe bauen und die fernſten Inſeln des Oceans aufſuchen: das iſt kein engherziger Krämergeiſt; das iſt Muth, Selbſtvertrauen, Beharrlichkeit. Der Amerikaner iſt der kühnſte und abenteuerlichſte Seefahrer, und hierin allein liegt ſchon ein gewaltiger poetiſcher Stoff, den namentlich Cooper vortrefflich ausbeutete und worin Marryat und Soulié ſeine beſcheidenen Nachahmer geblieben ſind. Schon jetzt beſitzen die Vereinigten Staaten, bei einer Bevölkerung von nicht viel mehr als zwanzig Millionen Menſchen und ohne Colonien, eine Handelsmarine deren Tonnenzahl zwei Drittel der engliſchen beträgt, und doch ſind die Handeltreibenden noch immer ein ſehr kleiner Theil der Bevölkerung. Der amerikaniſche Handel iſt vielleicht weniger ſicher, oder das was man in der Kaufmannsſprache „ſolid" nennt; aber das kommt einzig daher daß der Amerikaner mehr unternimmt und wagt. Daſſelbe wiederholt ſich im Fabrikweſen, im Maſchinenbau, in der Agricultur. Der große Dampfwagenfabricant Norris in Philadelphia und der claſſiſche Schriftſteller Waſhington Irving waren beide Kaufleute und machten als ſolche nicht die beſten Geſchäfte; aber ihr Genie hat das Verſäumte ehrlich nachgeholt, und bei den in Philadelphia von Deutſchen und Franzoſen aufgeführten Mozart'ſchen Opern leitete derſelbe Norris regelmäßig die Chöre. Norris iſt jetzt in Wien, und wird wohl dort Gelegenheit haben ſeinen vortrefflichen muſikaliſchen Geſchmack noch weiter auszubilden.

Derſelbe raſtloſe Unternehmungsgeiſt, unbekümmert um den Erfolg, äußert ſich auch in den neuen Anſiedlungen. Was kein Europäer unternimmt, das unternimmt gewöhnlich raſch und ohne Zagen der Amerikaner. Hat er ſich im Boden oder im Klima geirrt und ein paar Jahre umſonſt gearbeitet, ſo zieht er mit ſeinem ſchmächtigen Weib und ſeinen fünf bis ſechs blondhaarigen Kleinen ruhig hundert Meilen weiter nach Weſten; es iſt ein fehlgeſchlagenes Unternehmen, weiter nichts. Nicht Hang zum Gelde iſt es was den Amerikaner nach Weſten treibt, ſondern Liebe zur größten uneingeſchränkteſten Freiheit, wie dieß das oben angeführte Gedicht „der weſtliche Jäger," von Hoffman, deutlich und klar abſpiegelt. Dieſe Niederlaſſungen ſind mehr als poetiſch, ſie ſind heroiſch und als ſolche auch von engliſchen Dichtern, wie z. B. Campbell, beſungen worden. Wenn dieß bis jetzt noch nicht häufiger von Amerikanern geſchehen, ſo liegt die Urſache darin daß dieſe Dinge noch nicht weit genug hinter ihnen zurück liegen um aus poetiſcher Ferne in das Bewußtſeyn zu treten, wie etwa das Strahlen des Hohlſpiegels in den Brennpunkt, und weil der Europäer den Contraſt eines ſolchen Lebens leichter auffaßt. Aber dieſer Contraſt wird auch in Amerika kommen und iſt in den großen atlantiſchen Städten bereits da, und mit ihm, wie aus Obigem hervorgeht, die Erregung des poetiſchen Gefühls. Man wird doch nicht verlangen daß der Backwoodsman ſelbſt Dichter ſey und mit der einen Hand die Axt und der andern die Feder führe? — Die engliſche Behauptung daß wir Sprachverderber ſind und daß unſer Engliſch mit der Zeit von Engländern gar nicht mehr wird verſtanden werden, will ich als bloße Redefigur dahingeſtellt ſeyn laſſen. Ich glaube daß derjenige Theil Ihrer Leſer welcher Engliſch verſteht, keine Schwierigkeit haben wird den Sinn der angeführten Gedichte zu faſſen; und auch die welche eines engliſchen Wörterbuchs bedürfen, werden auf keine Worte ſtoßen die ſie dort nicht aufgezeichnet finden. Auf die amerikaniſchen Proſaiſten werde ich ein andermal zurückkommen.

Ich habe oben bemerkt daß Philadelphia mehr der Sitz der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte als der Litteratur iſt; dennoch iſt Philadelphia der Ort wo die meiſten Auflagen amerikaniſcher Dichter erſcheinen. Dort kam auch die Ueberſetzung des Brockhaus'ſchen Converſationslexikons zu Stande, und außerdem erſcheint in der Stadt der Bruderliebe eine Menge litterariſcher und wiſſenſchaftlicher Monat- und Wochenſchriften deren Aufzählung mich hier zu weit führen würde. Nur muß ich hier des ſehr aus-

Digitized by Google

gezeichneten „Franklin Journal," das ſich hauptſächlich mit mathematiſchen und mechaniſchen Gegenſtänden beſchäftigt, und des bei Carey und Hart erſcheinenden mediciniſchen Journals nächſt Graham's Monthly Magazine erwähnen, welches letztere nur Originalaufſätze von amerikaniſchen Schriftſtellern liefert. Es ſcheint demnach als ob wenigſtens der Geſchmack für Litteratur und Kunſt in Philadelphia zu Hauſe wäre, und dem wird nicht leicht jemand widerſprechen. Namentlich herrſcht in Philadelphia unter allen Städten der Union der meiſte Geſchmack für Muſik, wozu wohl die Anweſenheit vieler geſchickten Lehrer aus Frankreich und Deutſchland — worunter auch mehrere Wiener — vieles beiträgt. Die Musical Friend Society gibt jährlich eine Anzahl gewählter Concerte in einem ungeheuren Saal, der mehr als zweitauſend Menſchen faßt und bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich gepfropft voll iſt. Die deutſche katholiſche Kirche daſelbſt thut ihr Möglichſtes für Kirchenmuſik, und Meſſen von Mozart und Beethoven werden hier häufig von ausgezeichneten Dilettanten — worunter eine Anzahl Proteſtanten — aufgeführt. Bei dem letzten Aufruhr des Volks gegen die katholiſchen Irländer litt weder die deutſch- noch die franzöſiſch-katholiſche Kirche den geringſten Schaden. Faſt alle nur einigermaßen auf Bildung anſpruchmachenden Damen ſpielen das Pianoforte, und wohl auch die Harfe, wenigſtens gut genug um den Geſang zu begleiten; aber die Männer lernen gewöhnlich nur die Flöte; Violine und andere Streichinſtrumente gehören zu den ſogenannten »Professional studies« der Muſik. Dieß iſt wie in England, wo nur wenig Eltern die Verantwortlichkeit auf ſich nehmen wollen ihren jungen Henry oder James durch dergleichen Allotria von ernſteren Studien abzuziehen. Ich glaube es gibt in Amerika keinen, mit Ausnahme des Trompetenſpielers Norton, eingeborenen Virtuoſen, wenigſtens iſt mir deſſen Name nicht bekannt, und es iſt leicht einzuſehen daß wenn es Einen gäbe, derſelbe in Europa ſich gebildet haben müßte. Wenn es wahr iſt daß die Muſik die romantiſchſte von allen Künſten iſt, ſo iſt dieſe Erſcheinung erklärlich. Bei aller Tapferkeit und allem ritterlichen Sinn gegen die Damen ſind wir doch nur wenig romantiſch. Wir nähern uns in jedem Fall noch mehr dem claſſiſchen Alterthum als dem Mittelalter, und beſitzen wenig das uns

„. . . . . mahnt
An der Vorzeit holde Romantik
An die Burgfrau Johanna von Montfaucon
An den Freiherrn Fouqué, Uhland, Tieck." *)

Mit der tragiſchen Kunſt geht es uns ſchon beſſer, wie ſo viele ausgezeichnete Schauſpieler und Schauſpielerinnen zur Genüge darthun. Foreſt iſt ſelbſt von den beſten engliſchen Kunſtrichtern Macready an die Seite geſtellt worden, und in manchen Charakterzeichnungen übertrifft er dieſen ſogar. Foreſt hat mehr Talent als Macready, aber weniger Bildung. Miß Cuſhman iſt unſtreitig eine beſſere Schauſpielerin als Miß Helen Faucit; zudem gibt ſowohl ſie als Foreſt in dieſem Augenblick Gaſtrollen in England, und ich beziehe mich hier bloß auf die Urtheile der *engliſchen* Preſſe. Das Theater in dem ſie auftreten, iſt jeden Abend ſo gedrückt voll daß ein großer Theil des dahinſtrömenden Publicums keinen Platz findet. Sie ſpielen beide hauptſächlich in Shakeſpeare'ſchen Tragödien. Auch hat Amerika ausgezeichnete Komiker, wie Linn, Hacket, Jefferſon u. ſ. w. geliefert. Halleck der jetzt ebenfalls in England gaſtirt, gilt für den beſten jetzt lebenden Falſtaff. Noch muß ich hier bei Gelegenheit des Theaters der italieniſchen Oper in New-York erwähnen das wirklich zu den beſſern gehört, und in dem die Herren wie in England im Frack und weißen Handſchuhen, die Damen in Ballkleidern erſcheinen. Concerte ſind in New-York und Philadelphia faſt ſo gewöhnlich wie in den größeren Reſidenzſtädten Europa's: überhaupt fehlt es nicht an Geſchmack für Muſik, wie ſchon der Umſtand beweiſt daß ſo viele europäiſche Virtuoſen hier ihr Glück machen; nur ſcheuen ſich bis jetzt unſere wenigen Dilettanten öffentlich aufzutreten, vielleicht des Contraſts wegen in dem ſie zu den europäiſchen Künſtlern zu ſtehen befürchten. Das gilt jedoch keineswegs vom Geſang. Mehrere unſerer Sänger gaſtirten in England, und Mrs. Sutton iſt ſogar mit Erfolg in der italieniſchen Oper in Neapel aufgetreten. Es ſind dieß freilich nur Anfänge; aber was haben denn die ſtammverwandten Engländer in derſelben Zeit beſſeres geleiſtet, und wie verhält ſich überhaupt die engliſche Muſik zur deutſchen, italieniſchen und franzöſiſchen?

Unter den amerikaniſchen Bildhauern verdienen vorzüglich Greenough und Power genannt zu werden. Beide leben ſchon ſeit vielen Jahren in Rom und Florenz; beſchäftigen ſich aber ausſchließlich mit Illuſtrationen der amerikaniſchen Geſchichte und Staatsmänner. Für die Rieſenſtatue Waſhington's, welche Greenough für den Congreß lieferte, wird jetzt, da dieſelbe zu groß iſt um in der Rotunda des Capitols aufgeſtellt zu werden, ein eigener Tempel gebaut. Greenough ſtammt aus Neu-England und iſt mit einer Dame aus Boſton verheirathet; Power, meiner Meinung nach bei weitem das größere Talent, aus einer armen Familie von Cincinnati in Ohio.

Unter den amerikaniſchen Malern haben viele auch in Europa einen Namen erworben. Ich will hier nicht von Benjamin Weſt, dem Quäker, ſprechen, der zur Zeit der Revolution lebte und ſpäter Präſident der Akademie der ſchönen Künſte zu London wurde, noch von dem Porträtmaler Copley, dem Vater des jetzigen Lord Lyndhurſt, ſondern hauptſächlich von noch lebenden oder kürzlich verſtorbenen Künſtlern. Unter dieſen muß ich vor allen Stuart nennen, der ein ausgezeichnetes Genie für die Porträtmalerei beſaß und bei deſſen Bildern hauptſächlich das ausgedrückt iſt was man gewöhnlich bei Porträts vermißt — der Charakter. Er war nach dem Zeugniß des Expräſidenten Adams der beſte Geſellſchafter in der Union und beſaß eine außerordentliche Beredſamkeit, wodurch es ihm ſtets gelang das Geſpräch auf ſolche Gegenſtände zu lenken die dem Manne deſſen Bild er zu malen hatte, ein Intereſſe abgewannen. Er führte ſodann die Unterredung mit vielem Takt fort bis es ihm gelang den Moment zu treffen in welchem deſſen Theilnahme ihr Maximum erreichte; die Züge und der Ausdruck *dieſer* Phyſiognomie fanden ſich ſodann immer auf dem Bilde. Er nahm bei dieſen Gelegenheiten oft zu ſeinem Anekdotenſchatz und noch öfters zur Einbildungskraft ſeine Zuflucht. Alle ſeine Bilder leben in der den Originalien eigenthümlichen Art und Weiſe — nirgends iſt Zwang oder künſtliche Gruppirung. Den Präſidenten John Quincy Adams den er malen ſollte, beſuchte er zu dieſem Ende mehreremale, ließ ihn aber zuletzt mit der Bemerkung ſtehen daß er nicht mehr derſelbe ſey. Oft rührte er während mehrerer Sitzungen weder Kohle noch Pinſel an, „weil der Mann ſich nicht des Gedankens entſchlagen könne daß er hier ſey um ihn zu malen." Zweimal ließ ihn Georg IV nach England kommen; das drittemal

*) Wir erinnern auch an die Xenien *Goethe's*:

Amerika, du haſt es beſſer
Als unſer Continent, das alte,
Haſt keine *verfallenen Schlöſſer*
Und keine Baſalte:
Dich ſtört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Digitized by Google

gab Stuart dem engliſchen Miniſter zur Antwort, der König möge ſich nur in Gottes Namen von einem engliſchen Künſtler malen laſſen, er ſey jetzt zu alt dazu.

Nächſt Stuart verdient wohl Newton genannt zu werden, der, in England allgemein verehrt, dort ſeinen Tod fand. Er hat das beſte Porträt Lord Byron's gemalt das ſich jetzt noch im Studirzimmer des bekannten Herausgebers und Freundes des Dichters, Murrey, befindet. Doughty und Rand befinden ſich in dieſem Augenblicke beide in London und genießen eines hohen Anſehens. Dodge, ebenfalls jetzt in England, iſt ein ausgezeichneter Miniaturmaler und pflegt namentlich die in England ſo beliebte Gattung der Aquarellen. In der Genremalerei iſt Mount, der amerikaniſche Wilkie, zu nennen, deſſen Schilderungen des ſüdlichen und weſtlichen Lebens, worin namentlich die Neger eine Hauptrolle ſpielen, allgemein anſprechen. Sully von Philadelphia hat, wie bekannt, das beſte Portrat der Königin Victoria gemalt, und Healey, ebenfalls von Philadelphia, iſt jetzt vom König der Franzoſen beauftragt die vorzüglichſten Stücke der Galerie zu Windſor zu copiren. Unter den amerikaniſchen Hiſtorienmalern iſt wohl Waſhington Allſton, Mitglied der königlichen Akademie der Künſte in England, der bedeutendſte. Das größte (16 Fuß lange und 12 Fuß hohe) und zugleich das beſte Bild das er gemalt, iſt „Belſazars Feſt"; Leslie und Vanderlin ſtehen ihm am nächſten; dann kommen Ingham und Cole. Turnbull gehört zu den älteren. Der beſte amerikaniſche Kupferſtecher iſt Durand, von franzöſiſcher Abkunſt.

Catlin dürfte ſchwer zu claſſificiren ſeyn, denn er iſt Maler, Geſchichtsforſcher, Schriftſteller, Kupferſtecher, Drucker und Verleger in einer Perſon. Er brachte viele Jahre unter den wildeſten Indianerſtämmen zu und ſtudirte ihre Gebräuche, Gewohnheiten und Ueberlieferungen. Die vorzüglichſten Häuptlinge malte er in Lebensgröße und, mit reichen Schätzen beladen, ging er nach England, wo er ſein berühmtes Buch über die Indianer herausgab, auf das die Königin zuerſt ſubſcribirte. Er iſt Selbſtverleger und hat ſämmtliche Kupfer- oder Stahlplatten die das Werk begleiten, ſelbſt geſtochen und gemalt, und zwar nach ſeinen eigenen Porträts. Auch hat er mit vielem Erfolg über die Sitten und Gewohnheiten der nordamerikaniſchen Indianerſtamme Vorleſungen gehalten.

Hier hätten Sie denn eine gedrängte Zuſammenſtellung unſerer litterariſchen und künſtleriſchen Notabilitäten, aus welcher Sie hoffentlich erſehen werden daß es um die höhere Bildung in den Vereinigten Staaten lange nicht ſo verzweifelt ſteht, als man, nach dem Mitleid zu urtheilen das man uns von ſo mancher Seite zollt, denken ſollte. Die ganze jetzige Zeit iſt ernſt geworden, und wenn bei uns die Politik und das öffentliche Leben überhaupt den größten Theil des diſponibeln Talents abſorbiren, ſo können wir uns damit tröſten daß in Europa, obgleich in einem verjüngten Maßſtab, daſſelbe ſtattfindet. Die franzöſiſche Republik und das Kaiſerreich brachten auch wenig Dichter hervor (weil ſich nicht alle Fähigkeiten eines Volkes zugleich entwickeln können), ohne daß dadurch das poetiſche Gefühl der Nation erloſchen wäre; und ſo hoffe ich denn daß bei allem Aufwand von materiellen und intellectuellen Kräften welche die Bewältigung der rohen Natur und die Entwickelung unſeres Staatenvereins in Anſpruch nehmen, der Moment nicht fern iſt der uns auch in litterariſcher und artiſtiſcher Beziehung den cultivirteſten Völkern der alten und neuen Zeit zur Seite ſtellt.

Die Handelsverhältniſſe der Schweiz.

(Rapport de la commission fédérale d'experts en matière de commerce sur les relations commerciales de la Suisse avec l'Étranger.)

Es wird manchem unſerer Leſer angenehm ſeyn, anſtatt des widerlichen Unfugs der fanatiſirten religiös-politiſchen Parteien, deren keine einem wirklich religiöſen und redlichen Gemüth irgendwie gefallen kann, wieder einmal eine andere Seite aus dem Schweizer Leben zu betrachten, eine Seite bei welcher die Haupttugenden des Schweizer Charakters, ausdauernder Fleiß, praktiſche Klugheit, ökonomiſche Vorſicht und große Geſchäftsredlichkeit in einem glänzenden Lichte ſich zeigen. Zwar iſt auch in der Handelsfrage der Geiſt der Parteien lebendig, auch ſie erwartet ihre endliche Löſung von Seiten der Politik; aber in Dingen die den Erwerb berühren, war der Schweizer noch immer vorzugsweiſe conſervativ und, in richtigem Einklang mit dem wohlverſtandenen Intereſſe des Landes, jederzeit extremen Maßregeln abhold. So ſehr der Schweizer alle Verhältniſſe des Lebens politiſch aufzufaſſen geneigt iſt, und ſo ſehr auch ſeine Urtheile überhaupt von ſeinem politiſchen Standpunkte bedingt werden, in ökonomiſchen Dingen folgte er zum Glück immer noch mehr ſeinem Intereſſe als ſeinen politiſchen Idealen; ſo ſehr er ſein Vaterland liebt, ſo iſt es ihm doch nie ernſtlich in Sinn gekommen ſeinen Patriotismus auf das Streckbett einer übertriebenen nationalen Zollgeſetzgebung zu legen, oder nach dem ergötzlichen Vorbild des magyariſchen Induſtrieſchutzvereins zu glauben ein Rock ſtehe einem beſſer wenn er im Inland gemacht, als wenn er mit inländiſchen Producten aus dem Ausland gekauft ſey.

Der angeführte Bericht enthält eine ziemlich ausführliche Darlegung der gegenwärtigen Lage der Schweiz in Bezug auf Ackerbau, Induſtrie und Handel. Daran reihen ſich die Vorſchläge der Commiſſion wie ſie von der Majorität und Minorität in derſelben gemacht wurden, nebſt einem weiteren Vorſchlag der von Seiten des Berichterſtatters ſelbſt, des in Handelsſachen ſehr erfahrenen Dr. v. Gonzenbach, ausgeht. Der erſte oder ſtatiſtiſche Theil verdient um ſo mehr alle Anerkennung, als die Beiſchaffung der nöthigen Notizen von zweiundzwanzig Kantonen, von denen mehrere für ſolche Arbeiten gar wenig Intereſſe haben, mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden war. Dieſe waren denn auch die Urſache daß der Bericht ſo lange auf ſich warten ließ; denn während ſchon im Auguſt 1842 die Commiſſion den Auftrag erhalten hatte den Bericht auszuarbeiten, konnte er doch erſt im Mai 1844 vollendet werden.

Die nächſte Veranlaſſung zur Niederſetzung einer Commiſſion

Digitized by Google

gaben die großen Verlegenheiten in denen ſich einzelne Zweige des Ackerbaues, der Induſtrie und des Handels in den letzten Jahren befanden. Die Urſachen dieſer Noth waren allerdings nicht bloß local; denn ähnliche Erſcheinungen, durch die gleichen Urſachen hervorgerufen, zeigten ſich zu derſelben Zeit auch in andern Ländern. Aber in der Schweiz wurde der in den jüngſtvergangenen Jahren auf mehreren Induſtriezweigen überall ſchwer laſtende Druck noch bedeutend verſtärkt durch die über alle Maßen ungünſtigen Zollverhältniſſe mit den Nachbarländern, ein Uebelſtand der um ſo mißlicher iſt, als er nicht wie jene allgemeinen Hemmniſſe der Induſtrie nur vorübergehend beſteht, ſondern eine immer ſchlechtere Zukunft vorausſehen läßt. Daß hier etwas geſchehen müſſe was dem Handel wieder Schwung, der Induſtrie wieder Abſatz geben könne, entweder durch directe Gegenwirkung auf der gefährdeten Seite oder auf irgend einem andern Wege, dieſe Ueberzeugung drängte ſich in den letzten Jahren jedermann auf; ſie war die Urſache daß eine Expertenunterſuchung von der Tagſatzung angeordnet wurde.

In der That iſt die Schweiz unglücklich genug mit ihren Nachbarn. Seit den letzten fünfzig Jahren iſt kein Decennium vergangen wo ſie nicht von irgend einer Seite neue Befeindungen ihrer Induſtrie und ihres Handels zu erfahren hatte. Während ſie allen Völkern vollkommene Freiheit der Einfuhr ihrer Producte gewährte, hat ſie ſelbſt immer wieder neue Beſchränkungen erfahren; während ſie ſelbſt an der für ihre Lage allerdings gebotenen Handelsfreiheit mit großer Conſequenz feſthielt, hat ſie es ſich müſſen gefallen laſſen daß ein benachbarter Markt nach dem andern ihren Producten verſchloſſen wurde.

Die Zeit des Aufblühens derjenigen Induſtriezweige auf welchen der ſchweizeriſche Ausfuhrhandel beruht, fällt in die Zeit der Continentalſperre. Die Ausſchließung oder wenigſtens Beſchränkung der engliſchen Concurrenz und die verhältnißmäßige Leichtigkeit des Abſatzes in den meiſten Nachbarländern begünſtigten damals die Entſtehung der Baumwollen- und Seidenfabriken. Als aber nach Wiederherſtellung des Friedens die europäiſchen Staaten ihre Handelsgeſetzgebung neu ordneten, verlor die Schweiz einen Markt nach dem andern für ihre Fabricate. Zuerſt verſchloß Frankreich durch die Zollgeſetze von 1816 und 1817 ſeine Gränzen. Vergebens war es daß die Tagſatzung den reſtaurirten Bourbonen Schweizerregimenter zur Verfügung ſtellte, daß Louis XVIII die Schweizer die älteſten Bundesgenoſſen Frankreichs nannte, daß die Schweiz öftere Bitten und Vorſtellungen an den franzöſiſchen Thron gelangen ließ, daß ſie endlich ſogar (1822) zu Retorſionsmaßregeln griff — Frankreich blieb bei ſeinem Ausſchließungsſyſtem und verſtärkte und erweiterte es ſogar anſtatt es zu ermäßigen. So ging der für die weſtliche und mittlere Schweiz wichtigſte Markt verloren. Sardinien und Piemont folgten dem Beiſpiele Frankreichs. Oeſterreich hatte ſchon ſeit Maria Thereſia das Prohibitivſyſtem angenommen; der Friede der ſeine Durchführung erleichterte, brachte es noch mehr zur Anwendung. Der einzige Nachbar der ſeine Märkte den Schweizern wenigſtens nicht ganz zuſchloß, war Deutſchland. Die kleineren deutſchen Staaten waren ebenſo wenig wie die Schweiz im Stande Zollſyſteme mit hohem Tarif durchzuführen; ſo behielt dieſe demnach hier einen bedeutenden Abſatz für ihre Baumwollen- und Seidenfabricate, ihre Uhren und Leinenwaaren, ein Abſatz der um ſo werthvoller für ſie war, je mehr ſie gerade von Süddeutſchland Rohſtoffe aller Art und namentlich Lebensmittel bezog und noch immer zu beziehen genöthigt iſt, und jemehr ihr demnach daran gelegen ſeyn muß die Einfuhr mit eigenen Producten zu bezahlen. Die Entſtehung des Zollvereins und namentlich der Anſchluß Badens an denſelben änderte die Lage der Dinge vollſtändig. So ſehr auch die deutſchen Regierungen in einzelnen Dingen auf die Schweiz Rückſicht nahmen und ſo ſehr man ſich von dieſer Seite bemühte durch Ermäßigung des Zolls von Schweizerſeeweinen, Käſe, Vieh u. a. m. den ſo wichtigen Gränzverkehr zu ſchonen, ſo mußte doch der Abſatz ſowohl dieſer Producte als namentlich der bedeutenderen Ausfuhrartikel unter dem Druck der deutſchen Schutzzölle, die gar bald den anfänglich angenommenen Satz von 10% des Werths weit überſtiegen, ſich mehr und mehr mindern. Anfangs wurden jedoch dieſe Nachtheile weniger beachtet. Um dieſelbe Zeit nämlich wo der deutſche Zollverein ſich fühlbar zu machen begann, erfuhr der Ausfuhrhandel nach Amerika und insbeſondere in die Vereinigten Staaten eine vorher nicht geahnte Ausdehnung; anſtatt abzunehmen wurde die Baumwollenfabrication ſogar noch erweitert; die größten Spinnereien entſtanden in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre. Aber dieſe Ausdehnung des Handels und der Production war keine natürliche und ſolide; hervorgerufen durch das ſchwindelhafte Creditſyſtem Nordamerika's, mußte ſie durch die Handels- und Geldkriſis des Jahres 1838 einen furchtbaren Schlag erleiden; noch mehr litt ſie durch den neuen Schutzzolltarif der Vereinigten Staaten. Erſt jetzt machte ſich der große Verluſt recht fühlbar den die Schweizer Induſtrie dadurch erlitten hatte daß ihr der ſicherſte und nächſte Abſatz nach Deutſchland theils ganz genommen, theils beſchrankt worden war.

Man wird beſtimmt annehmen können daß gegenwärtig die Schweiz von ihren Nachbarländern zuſammen viel mehr einführt als ſie dahin verkauft, mit andern Worten, daß die Handelsbilanz mit den benachbarten Ländern ſehr ſtark zum Nachtheil der Schweiz ſteht. Während Frankreich 1840 an eigenen Waaren im officiellen Werthanſchlag zu 35½ Millionen Franken an die Schweiz verkaufte, betrug die Einfuhr aus derſelben für die franzöſiſche Conſumtion nur 20½ Millionen Franken und, zieht man von dieſer Summe ab was darunter nur Tranſitgut aus Deutſchland und Italien iſt, nicht einmal 17 Millionen Franken.* Ebenſo iſt nicht zu glauben daß, was die Schweiz an Baumwollenwaaren, Seidenfabricaten, Uhren, Vieh, Käſe u. ſ. w. an Deutſchland für deſſen eigenen Verbrauch verkauft, der Summe gleichkommt welche ſie an Deutſchland für Wolle und Wollenwaaren, Metalle, Weine, Leder, Vieh, Salz und namentlich für Getreide zu zahlen hat. Beträgt doch die Getreideeinfuhr allein nach der Angabe des Berichtes über 400,000 Säcke oder Malter (= 1½ Hectoliter) zum Werth von gewiß mehr als 5 Millionen Franken. Es fehlen uns genauere Angaben um den Handel der Schweiz mit Sardinien, der Lombardei und Tyrol zu ſchätzen; bei einer Vergleichung der ein- und ausgeführten Producte ſcheint indeß der Annahme daß auch hier die Handelsbilanz keine günſtige ſey, kein begründeter Zweifel entgegenzuſtehen.

Eine ſolche Thatſache mag namentlich denjenigen gefährlich vorkommen welche an das veraltete oder das wiederaufgewärmte Mercantilſyſtem glauben. Dieſe mögen ängſtlich auf die zunehmende Verarmung der Schweiz hinblicken, wenn ſie erfahren daß dieſelbe ſeit vierzig Jahren wenigſtens für 600 Millionen Franken von Frankreich mehr eingeführt als dahin ausgeführt hat. Indeß müſſen wir bemerken daß gerade auf den Handel der Schweiz ſich die Lehre von der Handelsbilanz am wenigſten anwenden laßt, daß gerade hier der Schluß von einer ungünſtigen Bilanz auf

*) Siehe: Dr. von Gonzenbach, Darſtellung der Handelsverhältniſſe zwiſchen der Schweiz und Frankreich während des Jahres 1840. Bern, 1842.

Digitized by Google

Geldausfuhr durchaus unzuläſſig iſt. Denn abgeſehen von den nicht geringen Summen die durch den Schmuggelhandel ins Land kommen, muß man die ſehr bedeutende Einnahme in Anſchlag bringen welche die Schweiz von den Tauſenden von Fremden hat die alljährlich dorthin reiſen. Ein großer Theil der Einfuhr ferner wird gar nicht bezahlt, ſondern iſt Eigenthum von Schweizern die von ihren im Auslande angelegten Capitalien Zinſen beziehen oder die mit den draußen erworbenen Summen ins Vaterland zurückkehren. Um ſo viel als dieſe verſchiedenen Poſten betragen, mag immerhin die Ausfuhr von der Einfuhr überſtiegen werden, ohne daß deßwegen baar Geld ins Ausland geht.

Wie dem auch ſey, ſo viel iſt gewiß daß das Verhältniß der Schweiz zu ihren Nachbarn ein höchſt ungünſtiges iſt. Allerdings iſt es ihr bis jetzt gelungen für die Verluſte ihres Abſatzes auf den naheliegenden Märkten in den entfernteren und namentlich in den überſeeiſchen Gegenden einen Erſatz zu finden. Mit der den Schweizern eigenthümlichen Thätigkeit, Gewandtheit und Vorſicht haben ſie in der Levante, in Nordafrika, in Nord- und Südamerika, in Oſt- und Weſtindien neue Abſatzörter aufgeſucht und gefunden. Es iſt intereſſant zu verfolgen wie ſtufenweiſe mit der größeren Beſchränkung ihrer Induſtrieproducte in Europa ihr Handel mehr und mehr zum Welthandel wurde. Indeß iſt dieſer Erſatz, wenn auch die Geſammtausfuhr der Schweiz in Vergleich zu früher nicht nur nicht abgenommen, ſondern ſogar noch zugenommen hat, doch kein genügender. Denn zunächſt ſind es keineswegs dieſelben Producte welche von den neuen Käufern begehrt werden und welche früher abgeſetzt wurden, und ſodann iſt der Activhandel in entfernte überſeeiſche Länder wenn auch zeitweiſe gewinnreicher, doch immer viel unſicherer als der Verkauf in der Nähe. Bei weitem zum größten Theil bewerkſtelligt er ſich durch Commiſſions- oder Conſignationsgeſchäfte, weniger durch directe Beſtellungen; er hängt ab von tauſend politiſchen und ökonomiſchen Momenten auf welche einzuwirken, welche auch nur zu überſehen unmöglich iſt. Dazu kommt daß dieſer Abſatz ſelbſt keineswegs für die Zukunft geſichert erſcheint; vielmehr iſt bei der fortſchreitenden Neigung der Völker ſich mittelſt Schutzzölle gegen außen abzuſchließen, und bei der Politik der großen europäiſchen Staaten durch Handels- und Schifffahrtsverträge ihrem Handel mit Amerika, der Türkei u. ſ. w. Begünſtigungen zu erwerben, die Hoffnung auf unbeſchränkte Erhaltung dieſes Abſatzes keineswegs begründet. Auch lehrt die Erfahrung daß kein bedeutender Ausfuhrhandel mit Manufacten auf die Dauer beſtehen kann, der ſich nicht auf einen großen inneren Verbrauch ſtützt. Erwägt man dieſe verſchiedenen Umſtände, ſo wird man zuzugeben genöthigt ſeyn daß der Zuſtand der für die Ausfuhr arbeitenden Manufacturinduſtrie keineswegs ein geſunder genannt werden kann, und daß allerdings Urſache genug vorhanden iſt einen Verſuch zu machen, ob man nicht das verlorene Terrain wenigſtens zum Theil wiedergewinnen kann.

Wir laſſen, ehe wir die Vorſchläge mittheilen welche von Seiten der Commiſſion gemacht worden ſind der Induſtrie und dem Handel eine beſſere Zukunft zu bereiten, eine gedrängte Darſtellung des Berichtes ſelbſt über die dermalige Lage der wichtigſten Erwerbszweige vorangehen.

Was zunächſt Ackerbau und Viehzucht betrifft, ſo rühmt der Bericht im allgemeinen die großen Verbeſſerungen die hierin zu bemerken ſeyen. Die *Rindviehzucht* habe qualitativ und quantitativ in den letzten Decennien außerordentliche Fortſchritte gemacht. Erfreulich iſt es daß ſie vielfach die Schaf- und Ziegenzucht verdrängt hat. Dennoch iſt dem Umfang nach die Rindviehzucht weniger bedeutend als in andern Ländern und als man gewöhnlich glaubt; der Bericht nimmt an daß auf drei Perſonen ein Stück komme, während die officiellen Nachweiſungen aus Bayern darthun daß hier in den Kreiſen Oberbayern und Schwaben und Neuburg ein Verhältniß von mehr als einem Stück auf zwei Perſonen beſteht. Die Hauptausfuhr geht in die Lombardei; wenig kommt des hohen Zolles wegen nach Frankreich. Vorarlberg und Süddeutſchland geben gewöhnlich Jungvieh an die Schweiz ab, und erhalten von dieſer etwas Maſtvieh und namentlich Zuchtvieh. Die Ausfuhr von Butter hat abgenommen, es findet ſogar eine ſtarke Einfuhr davon aus Süddeutſchland ſtatt; die Ausfuhr von Käſe hat dagegen trotz der hemmenden Zölle ſehr zugenommen, namentlich nach entfernteren Ländern und für den Seetransport wegen der größeren Haltbarkeit desſelben in Vergleich zu andern Käſearten. An *Pferden* hat die Schweiz noch immer einige Ausfuhr nach Italien und Frankreich; neuerdings nimmt ſie jedoch ab in Folge der Concurrenz deutſcher Pferde. Die *Schafzucht* hat mit der Ausbildung einer im höchſten Grade intenſiven Ackerwirthſchaft die bei der großen Parcellirung des Grundbeſitzes und den hohen Preiſen der Producte nothwendig iſt, ſehr abgenommen; demgemäß findet eine ſtarke Einfuhr von Deutſchland ſtatt nicht nur für den eigenen Bedarf, ſondern auch zur Wiederausfuhr nach Frankreich. An *Schweinen* findet ebenfalls eine ſtarke Einfuhr von allen umliegenden Ländern ſtatt.

Noch immer iſt eine Quelle großen Gewinns die Ausfuhr von *Holz*. Früher ging dasſelbe nach Holland, jetzt in großen Quantitäten auf dem Canal Monſieur nach Frankreich und Algier. Die Furcht vor zu ſtarker Conſumtion hat ſich neuerlich auch in der Schweiz ausgeſprochen, und der Bericht ſchlägt deßhalb vor eine gemeinſame Geſetzgebung über Holzverbrauch und Forſtcultur ins Leben treten zu laſſen.

An *Getreide* iſt die Schweiz ſchon ſeit langer Zeit abhängig vom Ausland; nur vier Kantone (Luzern, Freiburg, Solothurn und Schaffhauſen) erzeugen ihren eigenen Bedarf. Außer der ſtarken Einfuhr von Deuſchland im Betrag von über 400,000 Malter, empfängt die Schweiz noch Getreide aus Italien und aus Frankreich, wogegen ſie an letzteres auch etwas abgibt.

Der *Weinbau* hat in der neueren Zeit einen großen Stoß erlitten. Zwar ſollen noch 60—70,000 Morgen in Cultur ſtehen mit einem Erträgniß von etwa 600,000 (?) Saum (= bad. Ohm) Wein; aber ſelbſt die große Begünſtigung die der Tarif des Zollvereins den Schweizer Weinen gewährt, hat den Ruin des Weinbaues in Aargau, Thurgau, Schaffhauſen und Zürich nicht abwenden können. Der Preis der Weinberge iſt vielfach auf ein Viertheil des früheren geſunken; in vielen Gegenden hat man die Cultur eingehen laſſen. Neben der noch immer bedeutenden eigenen Production findet jedoch ein außerordentlicher Verbrauch ausländiſcher Weine ſtatt. Nicht weniger als 481,983 Centner Wein wurden durchſchnittlich in den Jahren $18^{41}/_{43}$ eingeführt. Nächſt Algier iſt die Schweiz der ſtärkſte Abnehmer der geringeren franzöſiſchen Weine. Neben dieſer ſtarken Weineinfuhr findet noch eine außerordentlich ſtarke Einfuhr von Spirituoſen ſtatt. Der Bericht gibt dieſelbe im Durchſchnitt der drei Jahre $18^{41}/_{43}$ auf 58,700 Centner an; außerdem werden im Lande ſelbſt gegen 30,000 Saum producirt, von denen nur wenig ausgeführt wird. Der Bericht drückt ſein Bedauern aus über die Zunahme des Verbrauchs geiſtiger Getränke, und macht auf die Nothwendigkeit aufmerkſam durch gemeinſame polizeiliche Maßregeln entgegenzuwirken.

Digitized by Google

Von den Gewerben welche dem Landbau am nächſten ſtehen, war ehedem die Gerberei ſehr bedeutend. Die Schweiz verarbeitete ihre eigenen rohen Häute zu Sohlleder, und tauſchte dasſelbe gegen weiches Leder aus Deutſchland um. Seitdem die Tarife der Nachbarländer die Ausfuhr von Leder erſchweren, gehen viele Häute roh ins Ausland, während doch die Einfuhr von weichem Leder fortbeſteht. — Große Bedeutung hat neuerdings die Strohflechterei in der Schweiz gewonnen, namentlich in den Kantonen Aargau, Teſſin, Freiburg. Ein Theil des Products wird in Genf und Neuchatel zu Hüten verarbeitet; der größere Theil geht ins Ausland. Aber auch dieſe Induſtrie leidet unter dem Druck der Zolltarife der Nachbarländer, namentlich Frankreichs. An Tabak verarbeitet die Schweiz das wenige was ſie ſelbſt producirt, und noch eine ziemliche Quantität ausländiſcher Blätter; doch führt ſie noch mehr fabricirten Tabak ein; im Durchſchnitt der drei Jahre $18^{41}/_{43}$ betrug die Geſammteinfuhr von Tabak nahe an 50,000 Ctnr.

An Metallen gewinnt die Schweiz etwas über 200,000 Ctnr. Eiſen nebſt etwas Kupfer, Blei und Zink; die Einfuhr beträgt an rohem und verarbeitetem Eiſen ebenſo viel wie die inländiſche Production. Dieſe leidet ſehr durch die ausländiſche Concurrenz, ohnehin ſchon im Nachtheil durch den Mangel an wohlfeilem Brennmaterial und theure Handarbeit. Die Producenten verlangen dringend ſchützende Maßregeln, namentlich einen bedeutenden Einfuhrzoll auf Eiſen und einen Ausfuhrzoll auf Holz. Dieſem Intereſſe entgegen verlangt die blühende Maſchinenbauinduſtrie wohlfeiles Eiſen. Dieſelbe hat ihren Hauptſitz in Zürich; ihre Producte werden in der Schweiz ſelbſt und in den benachbarten Ländern, namentlich Italien, verkauft. Außer den Metallen iſt von Bergbauproducten noch das Salz zu erwähnen. Ehemals war die Schweiz beinahe ganz abhängig mit ihrem Salzverbrauch vom Ausland, namentlich von Frankreich; gegenwärtig producirt ſie ſelbſt ſchon über 200,000 Ctnr. wovon der größte Theil, nämlich etwa 165,000 Ctnr., aus der neuen Saline Schweizerhalle in Baſelland kommt; außerdem erhält ſie noch von allen umliegenden Ländern Salz im Betrage von jährlich 600,000 Ctnr.

Den erſten Rang unter denjenigen Induſtrien welche der Schweiz Ausfuhrartikel liefern, nimmt die Baumwollenfabrication ein. Obwohl dieſelbe im Bezug des Rohſtoffes andern Ländern gegenüber in Nachtheil iſt, ſo hat ſie ſich doch ohne Schutzzölle und ſogar im Kampfe mit der übermächtigen Concurrenz Englands zu der großen Ausdehnung erhoben die ſie gegenwärtig zeigt, ein ehrenvoller Beweis für die Thätigkeit und das induſtrielle Talent der Nation. Die Zahl der Spinnereien beträgt gegenwärtig 131, wovon mehr als die Hälfte im Kanton Zürich. Die Zahl der arbeitenden Spindeln iſt über 660,000; dieſelben produciren Garn von jeder Feinheit, zumeiſt die Nummern 38—40; die Quantität der verarbeiteten Baumwolle betrug in den Jahren $18^{41}/_{43}$ durchſchnittlich 203,587 Ctnr. Etwas Garn wird nach Deutſchland ausgeführt, dagegen bezieht die Schweiz noch Garn von England, aber nur in den feinſten Nummern. An Maſchinenwebereien beſitzt die Schweiz nur 18 Fabriken, wovon ſechs im Aargau; dieſelben produciren jährlich an 100,000 Stück Baumwollenleinwand. Der größte Theil des Gewebes wird von der Hand fabricirt; die Zahl der Webſtühle überſteigt 90,000. Wie überall leiden auch in der Schweiz die Handweber ſehr durch die Concurrenz der Maſchinen; ihr Verdienſt iſt gegenwärtig nicht über ſechzehn Batzen die Woche ohne Ausſicht zum Steigen. Als die einzige Hülfe bezeichnet der Bericht den allmählichen Uebergang von der Fabrication glatter und geköperter Zeuge zur Fabrication von brochirten und façonnirten Stoffen, bei denen die Handarbeit noch lohnender iſt und weniger die Concurrenz der Maſchinen zu fürchten hat. Neben dieſen Webereien beſtehen noch nahe an hundert Kattundruckerien, die außer den inländiſchen Geweben auch noch ausländiſches verarbeiten. Trotz dieſer großen Production führt die Schweiz doch noch ausländiſches Fabricat ein im Durchſchnitt der drei Jahre $18^{41}/_{43}$ über 30,000 Ctnr.; von ihrem eigenen Product dagegen geht bei weitem der größte Theil ins Ausland, und zwar kaum ein Viertel in die europäiſchen Länder, drei Viertheile in andere Erdtheile.

Die Seidenfabrication nimmt die zweite Stelle unter den Induſtrien der Schweiz ein; ihr Hauptſitz iſt in den Kantonen Zürich und Baſel. Sie bezieht den Rohſtoff zum Theil aus Teſſin, zum Theil aus Italien; die Einfuhr von Seide und Seidenſtoffen betrug in den drei Jahren $18^{41}/_{43}$ durchſchnittlich 34,259 Ctnr. Die beiden Hauptarten der Seidenfabrication, die von Zeugen und Bändern, ſtehen ſich an Umfang ungefähr gleich; von den erſteren werden mehr glatte und geköperte Stoffe fabricirt, weniger façonnirte, in denen die Lyoner einen Vorzug genießen. Der Hauptabſatz iſt in Nordamerika, etwa die Hälfte des Geſammtproducts; der Reſt geht über Hamburg nach dem Norden, über Leipzig nach Rußland und dem Oſten, über Trieſt nach der Levante; der Abſatz in Deutſchland, ehedem bedeutend, iſt ſeit dem Zollverein beinahe ganz verloren worden. — Die Leineninduſtrie, deren Hauptſitz Bern, Aargau und Luzern, iſt in Folge der engliſchen und belgiſchen Concurrenz gegenwärtig im Verfall; noch hat die Maſchinenſpinnerei wenig Fortſchritte gemacht. Obwohl noch immer einige Ausfuhr nach dem Süden Europa's und Amerika beſteht, ſo wird ſie doch weit überwogen durch die Einfuhr an Geſpinnſt und Geweben aus England, Belgien und Deutſchland. Der Bericht gibt die Einfuhr von Leinwand in den Jahren $18^{41}/_{43}$ auf durchſchnittlich 12,000 Ctnr. an. — Auffallend iſt es daß die Wolleninduſtrie in der Schweiz nie hat recht aufkommen wollen; ſie iſt hierin noch immer abhängig vom Ausland, namentlich von Deutſchland. Die Einfuhr an roher Wolle betrug $18^{41}/_{43}$ durchſchnittlich 12,000 Ctnr., die an Wollenwaaren aller Art aber 26,000 Ctnr. — Die Spitzenfabrication in Leinen, Baumwolle und Seide iſt beſonders ausgedehnt in den Kantonen Waadt und Neuchatel. Ihr Product iſt an Feinheit untergeordnet dem von Flandern, ſteht aber höher als das ſächſiſche und böhmiſche Fabricat. Das Einfuhrverbot Oeſterreichs, die hohen Zölle Frankreichs und Deutſchlands haben in Verbindung mit der Maſchinenfabrication dieſes nur von Handarbeiterinnen in den Familien getriebene Gewerb bedeutend beeinträchtigt. Erſt in der neueſten Zeit iſt wieder einige Beſſerung in den Geſchäften bemerklich geworden.

Die dritte Stelle unter den großen Induſtrien der Schweiz nimmt die Uhrenfabrication ein. Ihr Hauptſitz iſt im gebirgigen Theil des Kantons Neuchatel. Daran reihen ſich Genf und das Berner und Waadtländer Juragebiet. Die beiden letztgenannten Gegenden produciren Uhren von geringerer Güte; Genf hat den Vorzug in der Fabrication künſtlicher Gehäuſe; die eigentliche Uhrenfabrication iſt weitaus am bedeutendſten in Neuchatel. Obwohl von hier aus viele Uhren ohne Gehäuſe zur Vollendung nach Genf kommen, überſteigt doch der jährliche Verbrauch von Gold und Silber die Summe von $1^1/_2$ Millionen Franken. Durch einen glücklichen Zufall in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts entſtanden, iſt dieſe Induſtrie ohne irgend einen Schutz als den welchen die Gewerbs- und Handelsfreiheit gewährt, ja ſogar im Kampfe mit Einfuhrzöllen und Einfuhrverboten der meiſten europäiſchen Staaten zu einer ſolchen Ausdehnung ge-

Digitized by Google

kommen daß ſie die ganze civiliſirte Welt mit ihren Fabricaten verſorgt. Arbeitstheilung und Arbeitsverbindung finden im vollkommenſten Grade ihre Anwendung; innerhalb der Familien nimmt Groß und Klein, Mann und Frau daran Antheil; das äußere Leben ebenſo wie Bildung und Wiſſen, alles wird von dieſer Induſtrie beherrſcht; mit einem Wort, ſie iſt vollkommen mit dem Volke verwachſen und genießt damit einen Vorzug vor jener anderer Länder, der ihr immer auch unter den ungünſtigſten Zollverhältniſſen einen bedeutenden Abſatz ſichert.

Wir ſchließen damit den Bericht über die Schweizer Induſtrie, und fügen nur noch einige Angaben über den eigentlichen Handel der Schweiz bei. Die Einfuhr von Zucker betrug im Durchſchnitt der drei Jahre $18^{41}/_{43}$ 146,396 Ctnr., und von Kaffee in der gleichen Periode 117,852 Ctnr. Hiernach käme auf den Kopf an Zucker jährlich 6,6 Pfund und an Kaffee 5,3 Pfund, während im Zollverein bekanntlich die Conſumtion von Zucker auf den Kopf 4,3 Pfund und von Kaffee nur 2,1 Pfund beträgt. Ein Theil dieſer Einfuhr wird aber wieder ins Ausland verführt, ſo daß ſich das angegebene Conſumtionsverhältniß allerdings etwas vermindert. — Der noch immer bedeutende Tranſithandel der Schweiz hat in der neueren Zeit manche Beeinträchtigung erlitten. In der Mitte von Europa gelegen, hat ſie die Aufgabe den Norden mit dem Süden, den Oſten mit dem Weſten zu verbinden, und in dem Beſtreben dieſer Aufgabe zu entſprechen kommt ihr das Syſtem der Handelsfreiheit zu gute, welches ſie zu einem Freihafen mitten unter den von Zolllinien umgebenen Ländern macht. Auch an dem was die Kunſt thun kann um ihr den Vortheil eines bedeutenden Tranſithandels zu erhalten, hat ſie es nicht fehlen laſſen; vortreffliche Straßen durchziehen beinahe alle Kantone, und namentlich ſind die Alpenpäſſe der Gegenſtand beſonderer Sorgfalt von Seiten der betreffenden Regierungen. Aber auf den meiſten dieſer Straßen werden ziemlich hohe Straßen- und Brückenzölle erhoben, beſonders von den ärmeren Kantonen die nicht im Stande ſind koſtbare Straßenbauten aus anderweitigen Staatsmitteln zu beſtreiten. Dieſe Abgaben ſind freilich an ſich nicht drückend, und kommen gewiß nicht in Betracht gegenüber von der Erleichterung die der Transport durch die guten Straßenverbindungen erfahren hat. Aber heutzutage wo die Schweizer Transportgelegenheiten durch die umfaſſenden Anlagen von Canälen, Eiſenbahnen und Landſtraßen in Deutſchland, Frankreich und Oeſterreich gefährliche Concurrenten erhalten haben, und wo auch der geringſte Vortheil von dem Kaufmann benützt werden muß um den ohnehin ſo ſehr geſunkenen Geſchäftsgewinn nicht zu verlieren, ſind jene Zölle allerdings drückend und eine Urſache der verminderten Speditions- und Commiſſionsgeſchäfte. Will die Schweiz dieſen bedeutenden Erwerbszweig ſich erhalten, ſo wird ſie gerade in dieſem Punkt eine Aenderung eintreten zu laſſen genöthigt ſeyn, und wir werden ſehen in welcher Weiſe die Commiſſion dieſem Bedürfniß zu begegnen vorſchlägt.

Schon oben wurde erwähnt daß die Mitglieder der Commiſſion ſich in ihren Vorſchlägen nicht vereinigen konnten, und daß ſich zwei einander entgegengeſetzte Anſichten in derſelben bildeten. Würden wir uns nicht ſcheuen Benennungen die dem Parteikampfe entnommen ſind, hier anzuwenden, ſo müßten wir die Anſicht der Minorität die radicale, die der Majorität die conſervative nennen; wenigſtens laufen die Principien welche die beiden Anſichten verfolgen, ziemlich parallel mit den Principien der genannten politiſchen Parteien.

Beide, ſowohl die Majorität wie die Minorität, ſtimmen mit einander darin überein daß der ökonomiſche Zuſtand des Landes gegenwärtig noch kein kranker genannt werden könne, daß vielmehr viele Zeichen des Wohlſtandes erkennbar ſeyen; aber beide geſtehen auch ein daß die Ausſicht in die Zukunft keine beſonders erfreuliche, und daß beſonders einige der bedeutendſten Erwerbszweige in Folge des gehemmten Abſatzes ſehr in Noth ſeyen. Was ihre ökonomiſche Grundanſicht anlangt, ſo ſind beide Theile der Commiſſion warme Anhänger der Lehre von der Handelsfreiheit; die Disharmonie beginnt erſt bei der Frage ob es für die Schweiz möglich ſey dieſes Syſtem in der bisherigen Weiſe, dem ſich mehr und mehr abſperrenden Ausland gegenüber, auch forthin in Anwendung zu bringen.

Der Gedanke der die Minorität in ihren Vorſchlägen leitet, iſt weſentlich folgender. Es habe ein Kampf begonnen unter den Völkern auf dem Gebiet der politiſchen Oekonomie; jeder Staat mache unerhörte Anſtrengungen um ſich die ökonomiſche Unabhängigkeit zu erringen, und wo möglich andere Länder ſeiner Induſtrie unterthan zu machen. Dieſem Kampfe der großen Nationen gegenüber, in welchem die kleineren Staaten das Opfer zu werden drohten, dürfe die Schweiz nicht in ihrer politiſchen wie ökonomiſchen Zerriſſenheit und Schutzloſigkeit verharren; es könne keinem Zweifel unterliegen daß ſie auf dieſem Wege zu Grunde gehen müſſe. Handelsfreiheit ſey eine ſchöne Sache, aber ſie ſey nur anwendbar wenn ſie auch von andern Nationen mehr oder weniger beobachtet werde; die Schweiz müſſe dem Ausland gegenüber eins werden, und ſich in den Stand ſetzen Widerſtand zu leiſten; dann werde ſie allmählich beſſere Bedingungen und mehr Rückſicht bei demſelben finden; ihre Vorſtellungen und Bitten würden wenigſtens nicht mehr bloße Worte ſeyn. Die Schweiz ſey dann ſtark genug um dem Ausland ein anderes Verfahren nicht nur als billig, ſondern auch als vortheilhaft und nothwendig erſcheinen zu laſſen. Dieſe Anſchauung der Verhältniſſe iſt ganz die gleiche, wie die welche bei der Berathung des Retorſionsconcordates 1822 geäußert wurde. Damals ſagte der Bericht der Commiſſion: „Der Grundſatz der Handelsfreiheit ſey zwar ſchön und wohlthätig; wolle ihn aber eine einzige und zwar kleine, mitten im Binnenland gelegene, von der Natur mit keinen reichen Gaben ausgeſtattete, wohl aber durch die Leichtigkeit ihres früheren Verkehrs mit einer allzu großen Bevölkerung überladene Nation gegen alle andern behaupten, ſo würde ſie unfehlbar das Opfer werden."

Als Mittel dieſe Vereinigung durchzuführen ſchlägt nun die Minorität die Errichtung eines Zollvereins vor. Die Kantonalzölle und die Straßen- und Brückenabgaben ſollten aufgehoben werden; an ihre Stelle ſolle ein Gränzzoll treten, deſſen Ertrag für die nächſten Jahre nach Maßgabe der bisherigen Zolleinnahme der einzelnen Kantone vertheilt werden ſolle; ſpäter ſolle dann eine Vertheilung nach Köpfen platzgreifen, jedoch mit Berückſichtigung beſonderer Verhältniſſe die durch die Lage an der Gränze oder den Straßenzug gegeben ſeyen. Der Tarif ſolle ſo hoch beſtimmt werden daß man eine Einnahme habe die gleich ſey dem bisherigen Ertrag der Bundes- und der Binnenzölle; dabei ſey aber auf Beſchützung mehrerer Schweizer Gewerbszweige vor ausländiſcher Concurrenz gebührend Rückſicht zu nehmen. Demgemäß theilt die Minorität die Güter in vier Claſſen ein, und ſchlägt für dieſelben Zölle von 2 bis 50 Batzen vor. Die erſte Claſſe umfaßt die nothwendigſten Lebensmittel, die Rohſtoffe für die Induſtrie und die Halbfabricate; dieſe ſollen einem Zoll von 2 bis 5 Batzen der Centner unterliegen. In der zweiten Claſſe ſtehen diejenigen Lebensmittel welche gar nicht oder nur wenig im Inland erzeugt werden; für dieſe werden höhere Zölle vorgeſchlagen, z. B. für

Digitized by Google

Caffee 12½ Batzen, für Zucker und Tabak 20 Batzen der Centner. In die dritte Claſſe kommen die entbehrlicheren Lebensmittel die auch im Inland producirt werden; dieſe ſollen ſehr verſchieden beſteuert werden, z. B. Bier mit 5 Batzen, Käſe und Wein mit 10 Batzen, Branntwein mit 20 Batzen, Wein in Bouteillen mit 50 Batzen. Zuletzt kommen Producte der Fabrication im engern Sinn; dieſe ſollen nach dem Vorſchlag der Minorität ebenfalls mit Zöllen von 5 bis 50 Batzen belegt werden, namentlich Baumwollenwaaren mit 25 Batzen, Möbel mit 30 Batzen, Kleider, Seidenwaaren und feine Wollenſtoffe mit 50 Batzen der Centner. Als *Ausfuhrzoll* ſchlägt die Minorität eine Controlabgabe von 2½ Rappen vor, und außerdem für einige Rohſtoffe einen Schutzzoll, z. B. für Häute, Brennholz, Rinde, Lumpen u. ſ. f. — Die *Tranſitzölle* ſollen mit Rückſicht auf den Straßenzug angelegt und ebenfalls an den Gränzen für Rechnung der eidgenöſſiſchen Zollcaſſe erhoben werden.

Was die Conſumtionsabgaben in den einzelnen Kantonen betrifft, ſo wagt es die Minorität nicht ihre Aufhebung und Erſetzung durch die Gränzzölle zu verlangen, aus Furcht ſie möchte durch Zuvielfordern ſich die Ausſicht benehmen überhaupt etwas zu erhalten; aber ſie ſpricht den Wunſch aus daß dieſelben ermäßigt und daß ihnen der Charakter von Zöllen genommen werde, mit andern Worten daß ſie als Acciſe und nicht als Zölle erhoben werden. Schließlich verlangt ſie die Bildung einer eidgenöſſiſchen Handelskammer, die mit der Ausführung der Vorſchläge beauftragt werde und unmittelbar unter der Tagſatzung ſtehe.

Die Minorität verkennt nicht daß ſie mit ihren Vorſchlägen, die direct auf die Vernichtung der ökonomiſchen Kantonalabgeſchloſſenheit und eine Uebertragung der Handelsgeſetzgebung in die Hand der Centralregierung abzielten, auf großen Widerſtand ſtoßen werde; aber ſie rechnet auf den Gemeinſinn der Kantone, der den vorgeſchlagenen Zollverein zur Ausführung bringen werde, ſelbſt wenn er einzelne particuläre Intereſſen beeinträchtige; ſie iſt überzeugt daß derſelbe durch gegenſeitige Annäherung und Vermiſchung der materiellen Intereſſen die nationale Einheit mächtig befördern werde. Die Mitglieder ſprechen ihre Hoffnung aus daß früher oder ſpäter der Vorſchlag doch ſeine Verwirklichung finden werde, und verwahren ſich aufs beſtimmteſte gegen den möglichen Vorwurf daß ſie mit demſelben die ganze Baſis der Eidgenoſſenſchaft, die Souveränetät der Kantone erſchüttern wollten. Die Verhältniſſe machten eine Vereinigung zur unbedingten Nothwendigkeit, und der Bund müſſe mit der Zeit fortſchreiten; ſie wollten durch ihre Vorſchläge nicht das drohende politiſche Gewitter herbeiführen, ſondern die Zeit ſelbſt habe dasſelbe herbeigeführt; ihr Vorſchlag ſey nur beſtimmt im voraus demſelben ſeine zerſtörende Gewalt zu nehmen und es zu einem fruchtbringenden zu machen.

Wie die Minorität einerſeits den Gedanken des Fortſchritts mittelſt der nationalen Einigung vertritt, ſo vertritt die Majorität den Status quo. Sie hat wie meiſtens der Conſervatismus den Vortheil daß ſie nichts weſentliches vorſchlägt, ſondern gegen das Vorgeſchlagene ankämpft, daß ſie die Gefahren und Schwierigkeiten einer neuen Einrichtung hervorhebt, nicht ſelbſt einen neuen durchgreifenden Vorſchlag macht; ſie hat das Beſtehende und alle diejenigen die mit dem Beſtehenden noch ſo leidlich zufrieden ſeyn können, von vornherein für ſich, und vertritt dasſelbe, wie ſich's für den Conſervatismus ziemt, mit weit größerer Kenntniß des Details der ökonomiſchen Beziehungen als ſich im Gutachten der Minorität zeigt. Politiſch aufgefaßt vertritt ſie das Princip der Kantonalſouveränetät, während die Minderheit dem Princip der Centraliſation der Schweiz, der Stärkung der Centralregierung anhängt. Zwar will auch ſie einige Veränderungen, aber ihre Vorſchläge halten ſich im Ganzen ſtreng innerhalb des Status quo und ſind weit entfernt von jeder durchgreifenden Maßregel.

Zuvörderſt weiſt das Gutachten der Majorität darauf hin daß der wirthſchaftliche Zuſtand der Schweiz im Ganzen ein befriedigender genannt werden müſſe; die große Einfuhr ſey der Beweis für die große Kaufkraft der Nation; man könne aus den an ſich ungenauen Einfuhr- und Ausfuhrliſten die weder den Werth der Waaren noch die Contrebande angeben, noch auch erkennen laſſen wie viel von der Einfuhr Schweizer Capitaliſten zugehöre, durchaus keinen richtigen Schluß auf das ökonomiſche Befinden des Landes ziehen. Die Noth welche in der jüngſten Zeit einige Induſtriezweige getroffen, ſey zum Theil aus allgemeinen Urſachen entſprungen; auch in andern Ländern hätten die gleichen Erſcheinungen ſtattgefunden. Noch immer habe die Schweiz große induſtrielle Vortheile; der Fleiß und die Genügſamkeit ihrer Bewohner, die Freiheit des Gewerbsbetriebs, die niedrigen Abgaben, der geringe Zinsfuß ſeyen Bürgen daß ſie auch künftig ihre induſtrielle Bedeutung bewahren werde. Die Handelsfreiheit habe ſie reich gemacht; ſey dieſe auch nur eine halbe, indem die Freiheit zu verkaufen fehle, ſo dürften ſie ſich doch die andere Hälfte — die Freiheit überall zu kaufen — nicht nehmen laſſen; dieſe werde aber beeinträchtigt durch einen höheren Zolltarif. Es ſey äußerſt gefährlich von dem Wege auf dem man ſich bis jetzt glücklich befunden, abzuweichen, und ein anderes Syſtem zu ergreifen deſſen Vortheile noch ſehr ungewiß, deſſen Nachtheile aber eine allgemeine Vertheuerung des Lebens, eine theure und hemmende Gränzbewachung, die Entſtehung des demoraliſirenden Schmuggelhandels unvermeidlich ſeyen. Allerdings ſey der Vorſchlag der Minorität fürs erſte auf Einführung mäßiger Zölle gerichtet; aber es liege in dem Charakter dieſes Syſtems daß man bei ſolchen nicht bleibe, ſondern zu immer höheren Tarifſätzen fortgeriſſen werde. Wenn aber die Minorität von dem vorgeſchlagenen Tarif auch Vortheile für die Induſtrie erwarte, ſo ſey zu bemerken daß die Schweiz nur wenig Manufacte (etwa ⅙ der Geſammteinfuhr) vom Ausland beziehe, und daß ſie beinahe nur Rohſtoffe und Lebensmittel demſelben abkaufe; ein Schutzzoll ſey aber überhaupt nur bei jenen anwendbar; in der geringen Höhe, wie er vorgeſchlagen worden, ſey er überdieß für die Producenten ohne Werth. Sey dieß ſchon im allgemeinen gegen den Vorſchlag eines Zollvereins mit einem höheren Tarif einzuwenden, ſo treffen die vorgeſchlagene Art der Durchführung noch mehr Vorwürfe. Zuvörderſt habe die Tagſatzung gar kein Recht zu einem Beſchluſſe wie er ihr durch den Vorſchlag zugemuthet werde. Der Artikel VIII der Bundesverfaſſung der der Tagſatzung die Befugniß gebe Handelstractate abzuſchließen, involvire nicht das den Kantonen allein zuſtehende Recht Steuern zu decretiren; und ebenſo berechtige der Artikel XI auf den man ſich noch berufen habe, die Tagſatzung nur die Entſtehung neuer Kantonalzölle zu verhindern, keineswegs aber neue Zölle zu errichten. Die vorgeſchlagene Maßregel könne nur mittelſt Stimmeneinhelligkeit beſchloſſen werden. Ferner ſey der Vorſchlag der Minorität ungerecht; denn während gegenwärtig die einzelnen Kantone ſehr verſchieden mit Zöllen belaſtet ſeyen, müßten ſie ſpäter gleich viel zahlen, ohne daß doch dann jeder einen entſprechenden Antheil am Zollertrag habe, indem ja die Vertheilung nach Maßgabe der bisherigen Einnahme aus Binnenzöllen ſtattfinden ſolle; namentlich ſey dieß eine ſtarke Bedrückung derjenigen Kantone welche ihre Zölle mit großen Opfern abgeſchafft hätten.

Indem die Majorität in ſolcher Weiſe dem Vorſchlag der Minorität widerſpricht, thut ſie ihrerſeits folgende Vorſchläge:

Digitized by Google

Es ſollen zur Hebung der Induſtrie Gewerbsſchulen errichtet werden ſowohl für den allgemeinen gewerblichen Unterricht als auch für einzelne induſtrielle Geſchäfte. Damit ſey die Errichtung von Bibliotheken und Modellſammlungen, Induſtrieausſtellungen und Preisvertheilungen an Induſtrielle zu verbinden. Um die Laſten zu vermindern die auf Induſtrie und Handel liegen, ſoll man dahin wirken daß die Kantonalzölle mehr und mehr vermindert, daß die Conſumtionszölle, mit welchen in mehreren Kantonen die Induſtrie anderer Kantone mehr als die eigene Induſtrie belaſtet werde, unterdrückt, daß eine Vereinbarung unter den betreffenden Kantonen über Erleichterung des Tranſithandels erwirkt, und daß namentlich die Wege und Poſtverbindungen verbeſſert werden. Ferner müſſe man mit allen Kräften auf Abſchließung von Handelstractaten wirken in denen die Schweiz auf den Fuß der begünſtigtſten Nationen geſtellt werde, eine Forderung die gewiß billig ſey, da die Schweiz ſelbſt gegen das Ausland ſo liberal wie irgend möglich verfahre. Endlich ſollen die Stände aufgefordert werden ſich eine genaue Kenntniß der induſtriellen Verhältniſſe ihrer Kantone zu verſchaffen und die Reſultate ihrer Unterſuchungen bekannt zu machen, und ebenſo ſolle man die Schweizer Geſchäftsträger und Handelsconſuln anweiſen genaue Berichte über die auswärtigen Zoll- und Handelsverhältniſſe mitzutheilen, deren Kenntniß dem ſchweizeriſchen Handel nützlich werden könne.

Außer den einander im Princip entgegengeſetzten Anſichten der Majorität und Minorität wurde in der Commiſſion noch eine dritte in der Mitte ſtehende Anſicht laut, nämlich die des Berichterſtatters Dr. v. Gonzenbach. Derſelbe ſchloß ſich zwar im Ganzen der Majorität an, ohne jedoch die Idee eines Zollvereins zu verwerfen. Nur weicht er bei dieſer Idee von den Vorſchlägen der Minorität dadurch ab daß er die Anſicht ausſpricht eine ſolche Vereinigung könne nur durch ein freiwilliges Uebereinkommen der Kantone oder durch ein Concordat mehrerer derſelben bewirkt werden, nicht aber durch einen Majoritätsbeſchluß der Tagſatzung. Ferner will derſelbe daß nur die Kantonalzölle, nicht aber zugleich auch die Straßen- und Brückenabgaben centraliſirt und an der Gränze erhoben werden, und daß der Tarif einfacher und niedriger ſey als der von der Minorität vorgeſchlagene, nämlich von 2 bis 20 Batzen anſteigend nach fünf Claſſen; als Vertheilungsmaßſtab ſchlägt derſelbe die Bevölkerung vor, und gibt eine Abweichung nur für ſolche Kantone zu welche wie Baſel und Genf wenig ländliche Bevölkerung haben. Als wahrſcheinlicher Ertrag ſolcher Zölle werden 1,460,000 Schweizerfranken berechnet, ſo daß alſo, nach Abzug des mittleren Ertrags der jetzt beſtehenden für Rechnung des Bundes erhobenen Zölle mit 260,000 Fr., auf den Kopf eine jährliche Abgabe von 5½ Batzen käme.

Die Idee eines die ganze Schweiz umfaſſenden Zollvereins iſt keineswegs ganz neu; ſchon bei Entſtehung der franzöſiſchen Prohibitivzölle und namentlich bei Gelegenheit der Berathung des durch die Uneinigkeit der Stände gleich nach ſeiner Bildung wieder aufgelöſten Retorſionsconcordates vom Jahr 1822 wurden ähnliche Gedanken laut. Gegenwärtig haben die Verlegenheiten vieler Induſtriezweige, die natürlich die Betroffenen auffordern ſich nach einer Rettung umzuſehn, und das in vielen Beziehungen ſo einladende Beiſpiel unſers deutſchen Zollvereins der Idee neuen Schwung verliehen.

Fragen wir zuerſt ob denn eine ſolche Vereinigung wirklich ſo viele erfreuliche Folgen in Ausſicht ſtelle, daß es ſich verlohnte trotz der mannichfachen unverkennbaren Nachtheile welche in ihrem Gefolge unausbleiblich eintreten würden, den Verſuch zu machen. Dabei ſetzen wir voraus daß der angenommene Zolltarif, wenn er auch immerhin die Wirkung hätte der inländiſchen Induſtrie einigen Schutz zu gewähren und dem Ausland wehe zu thun, doch in keinem Fall ſo hoch beſtimmt würde daß er eine koſtſpielige und chicanöſe Gränzbewachung nöthig machte oder der Induſtrie einen unnatürlichen Entwicklungsgang gäbe. Unter dieſer Vorausſetzung glauben wir keinen Augenblick zweifeln zu können daß jene Frage zu bejahen ſey. Den größten Vortheil würde zunächſt der *innere Verkehr* davon haben. Der Bericht erkennt es an daß dieſer unter der Maſſe von Straßen- und Brückenabgaben, Kantonalzöllen und Conſumtionsſteuern weſentlich beeinträchtigt iſt; bei der großen Verſchiedenheit der Production unter den einzelnen Kantonen ſcheint ein viel ſtärkerer Austauſch der inländiſchen Producte erwartet werden zu können als bis jetzt beſteht. Schon hierdurch würden einzelne Induſtriezweige viel gewinnen, beſonders ſolche welche ſchwer transportable Producte liefern; noch größern Vortheil würde die *Induſtrie* durch wenn auch ſehr mäßige Schutzzölle haben; Productionen wie die von Leinenwaaren, Leder, Wollenwaaren, Tabak, Bier u. a. m. würden bei einem Schutz im Betrag von wenigen Procenten gewiß eine große Ausdehnung erfahren; der inländiſche Weinbau könnte wenn auch nicht wieder aufleben, doch vor weiteren Verluſten geſichert werden, die Einfuhr franzöſiſcher und deutſcher Seiden- und Baumwollenwaaren, welche trotz der großen Production im Inland auffallenderweiſe noch immer fortbeſteht, würde aufhören und der eigene Abſatz wachſen. Wir ſehen auch nicht ein wie ein ſolches Syſtem von Zöllen übel auf den Ausfuhrhandel der Schweiz einwirken könnte; denn dieſer geht, ſo weit er Manufacte betrifft, weitaus zum größten Theil nach Ländern deren Production durch ſolche Zölle nicht beeinträchtigt würde; der Nachtheil würde nur die Nachbarvölker treffen, die ohnehin ſo wenig als möglich von der Schweiz kaufen, und in ihrem Ausſchließungsſyſtem ſo weit gegangen ſind als ſie füglicherweiſe gehen können. Und ſollte die Schweiz nicht die Hoffnung hegen können daß durch ſolche Maßregeln endlich auch die Nachbarn zu einem billigern Verfahren in ihrer Handelsgeſetzgebung ſich werden beſtimmen laſſen? Wer dem Andern ſchon alles geboten hat was man irgend bieten kann, nämlich vollſtändige Freiheit der Einfuhr, der kann keine Zugeſtändniſſe mehr machen um ſelbſt beſſere Bedingungen vom Andern zu erlangen; bei dem induſtriellen Egoismus der im internationalen Verkehr herrſcht, wäre es aber arge Täuſchung zu erwarten eine Nation würde aus Billigkeit das thun wozu ſie ſich kaum aus Noth verſteht. Unſer deutſcher Zollverein mag die Schweiz lehren wie ganz anders eine Nation vom Ausland behandelt wird wenn man weiß daß ſie im Stande iſt ſich ökonomiſch zur Wehr zu ſetzen, als ſo lange man in ihr nur den wehrloſen Sklaven der ausländiſchen Handelswillkür erblickt. Was hat die Schweiz bisher von Frankreich anders erfahren als Hohn auf alle Vorſtellungen und Bitten, die ſie an ihren „älteſten Verbündeten" gelangen ließ? Wie ſehr bemüht ſich dagegen dieſes das für ſeinen Handel nicht einmal der Schweiz an Bedeutung gleichkommende Belgien für ſich zu gewinnen! Dieſelbe politiſche und ökonomiſche Eiferſucht zwiſchen Frankreich und Deutſchland, welche Belgien zu gute kommt, würde auch der Schweiz von Vortheil ſeyn; ſie wäre der ſtärkſte Bundesgenoſſe den ſie in dem gegenwärtigen politiſch-ökonomiſchen Kriege für ſich gewinnen könnte. Von Frankreich freilich glauben wir nicht daß die Schweiz viel zu hoffen hat; dort iſt die Geſetzgebung viel zu ſehr in der Hand egoiſtiſcher Fabricanten als daß man eine weſentliche Aenderung der Zölle oder auch nur halbweg genügende Bedingungen für einen Handelstractat erwarten darf. Dagegen zweifeln wir nicht daß mit Deutſchland ein

Digitized by Google

für beide Theile vortheilhafter Vertrag zu Stande kommen könnte. Wie in geographiſcher und ethnographiſcher Beziehung ſo bildet der größte Theil der Schweiz auch in ökonomiſcher Beziehung mit dem ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland ein Ganzes. Wer Preisverzeichniſſe zur Hand nimmt, kann bemerken daß die Richtung des ökonomiſchen Verkehrs in den Producten des Ackerbaues von der Donau und dem Neckargebiet aufwärts bis an die Gränzſcheide der Alpen ſich zieht; der Verkehr mit Ackerbauerzeugniſſen bildet aber die natürliche Baſis jedes Handels mit Induſtrieproducten. Zudem iſt Deutſchland bis jetzt in ſeiner Zollgeſetzgebung — Dank der Beſonnenheit und Vorſicht unſerer Regierungen — noch nicht ſoweit auf dem Wege einer künſtlichen Induſtrie vorangeſchritten, daß nicht ohne weſentliche Beeinträchtigung unſerer Fabricanten der Schweiz namhafte Begünſtigungen bewilligt werden könnten.

Anders wird das Ergebniß einer Unterſuchung der ſchweizeriſchen Zollvereinsfrage ausfallen, wenn man nicht ihre ökonomiſche Zweckmäßigkeit ſondern ihre Ausführbarkeit betrachtet. In dieſer Beziehung ſcheint uns die Anſicht der Majorität ganz richtig zu ſeyn, daß eine ſolche Maßregel ohne Verletzung der Bundesverfaſſung keineswegs durch einen bloſſen Majoritätsbeſchluß der Tagſatzung, ſondern nur durch eine freiwillige Vereinigung aller Kantone bewirkt werden könnte. Aber wollte man auch nach dem Vorſchlag des Dr. v. Gonzenbach nur die eigentlichen Kantonalzölle centraliſiren und wie beim deutſchen Zollverein die Straßen- und Brückenzölle für's erſte unberückſichtigt laſſen, ſo fragen wir: welche gegründete Hoffnung darf man hegen daß 22 Kantone, die in ihren politiſchen und ökonomiſchen Intereſſen ſo ſehr verſchieden von einander ſind, ſich zu einer Maßregel vereinigen die keineswegs allen einzelnen gleich viel Vortheile und Nachtheile, ſondern dem einen überwiegenden Vortheil, dem andern überwiegenden Nachtheil verſpricht? Dieſelben Rückſichten welche im Jahr 1822 die für den Handel wichtigſten Städte und Kantone, Baſel, Genf und Zürich vom Beitritt zum Retorſionsconcordat abhielten, beſtehen heute noch und zum Theil in viel ſtärkerem Grade wie damals. Wie könnte man von Baſel und Genf, welche ihrer Lage nach die Nachtheile von Beſchränkungen des auswärtigen Verkehrs am ſtärkſten fühlen und von der Ausdehnung des innern Verkehrs weniger gewinnen würden, wie könnte man von Neuchatel, welches für ſeine Producte von Seiten des Zollvereins beſondere Begünſtigungen genießt, irgendwie erwarten daß ſie zu einem Vereine die Hand bieten der die Vortheile deren ſie ſich in ihren Geſchäftsbeziehungen erfreuen, beeinträchtigen würde, ohne ihnen eine entſprechende Entſchädigung zu geben? Wie iſt vollends eine Vereinigung in Betreff des Vertheilungsmaßſtabes der Zollrevenüen zu erwarten? Man iſt heutzutage nicht gewohnt in der Schweiz Beiſpiele von großem Gemeinſinn zu ſehen, zumal wenn das vom allgemeinen Beſten geforderte Opfer ein ökonomiſches iſt; und doch iſt ſoviel gewiß daß, wenn nicht alle Kantone ſich zu einer derartigen Maßregel vereinigen würden, jeder Verſuch zu ihrer Durchführung von vornherein vereitelt wäre.

Es gibt im Leben der Völker Momente welche entſcheidend ſind für eine lange, vielleicht für ihre ganze Zukunft. Daß die Schweiz ſich in einem ſolchen befindet, iſt unverkennbar. Entweder findet ſie in ſich die Kraft durch Stärkung der Centralgewalt ſich ſelbſt und dem Ausland Garantien für einen geordneten geſellſchaftlichen Zuſtand zu geben, oder ſie fällt auf dem Wege den ſie jetzt geht, der Anarchie anheim, und wird wie weiland Polen die ſichere Beute intervenirender fremden Mächte. Im Intereſſe der Freiheit, Humanität und Civiliſation muß man wünſchen daß das letztere nicht geſchehe, daß vielmehr die Schweiz den antinationalen Kantönligeiſt überwinde und nach innen und außen einig und ſtark werde. Vielleicht iſt der vorgeſchlagene Zollverein beſtimmt der Anfang und das Mittel einer beſſern Zukunft zu werden; vielleicht wird er gleich unſerm deutſchen Zollverein das Grab wie der ökonomiſchen ſo auch der politiſchen Zerriſſenheit und Uneinigkeit.

Thorwaldſen.

Dem Andenken Thorwaldſens hat der däniſche Dichter Anderſen einige Blätter gewidmet, welche überſetzt in eine deutſche Sammlung von Biographien aufgenommen worden. Dieſem patriotiſch begeiſterten Nachruf fühlt ſich, wer ſo glücklich geweſen den großen Künſtler zu kennen, leicht zu dem Verſuche angeregt ein ergänzendes Wort, ſo weit eben Kunde und Befähigung reicht, hinzuzufügen, wünſchend daß Andere welche in gleichem Falle waren, mit reicherem Beitrage nachfolgen mögen. Die moderne bildende Kunſt hat keinen Namen zu nennen der ſie ſtolzer ziert als der Name Thorwaldſen, ja ſeine Werke retten in gewiſſem Sinne ihre geſchichtliche Ehre, ſofern ſie dauernde und glorreiche Zeugniſſe einer productiven Kraft ſind, welche, was Plaſtik betrifft, unſerer Epoche wollte abgeſprochen werden. Den großen Werth anderer neuerer, beſonders deutſcher Bildhauer unangefochten gelaſſen, iſt doch zu glauben daß jene Frage von dem plaſtiſchen Berufe der modernen Zeit ohne Thorwaldſen unentſchieden geblieben wäre. Er hat ſie ruhmreich beantwortet; in welchem Sinne er es gethan, darüber wagen wir unten eine allgemeine Anſicht auszuſprechen. Der einzige Neuere der vor ihm und eine Zeitlang neben ihm genannt wurde, war bekanntlich Canova; aber wie der Geiſt dieſes Künſtlers ein weicher und ſchmelzender war, ſo rang er ſich in ſeinen Werken niemals ganz aus dem Gebiet des Maleriſchen heraus, und gab ſo der Meinung von dem unplaſtiſchen Weſen der modernen Kunſt eher Vorſchub als daß er ſie widerlegt hätte. Zudem gerieth Canova nach dem unausweichlichen Gange ſolcher Kunſtrichtungen bald in das Süßliche und Schwächliche, das, ſeiner Natur nach individuell, dem Wechſel der Zeiten und des Geſchmacks nicht zu widerſtehen vermag. Das Schickſal des Veraltens womit

Digitized by Google

durch dieſen Umſtand ſeine Werke ſich ohnehin bedroht ſahen, ward denn auch durch die umgeſtaltende Wirkung welche die Elgin'ſchen Marmore hervorbrachten, früher noch als die enthuſiaſtiſchen Bewunderer des reichbegabten Mannes geahnet haben mochten, erfüllt. Thorwaldſen hingegen größer, kräftiger, ſchöpferiſcher als jener, fühlte ſeinen Geiſt durch den Einfluß des ebengenannten Kunſtereigniſſes nur um ſo höher gehoben, und die Bewunderung ſeines größten Werkes, des Alexanderzuges, konnte durch den Vergleich mit jenen alten Wunderwerken nur geſteigert werden, indem die Verwandtſchaft ſeines Genius mit dem der Antike dadurch um ſo offenbarer hervortrat. Freilich hatte Thorwaldſen vor Canova den unendlichen Vortheil voraus der Spätere gekommen zu ſeyn. Canova's Denkmal des Papſtes Rezzonico war bereits aufgeſtellt als Thorwaldſen, kaum noch zum klaren Bewußtſeyn über ſeinen Beruf gelangt, in Kopenhagen die erſte Thonſkizze entwarf, durch die er ſich eine kleine Schülermedaille erwarb; und als er in Italien ſeine Laufbahn begann, hatte der Kunſtgeſchmack, den Canova, da er anfing, noch roh vorfand, bereits eine höhere Richtung genommen, war das lang vernachläſſigte Studium der Antike ſchon in beſſerem Gange und die Unnatur der Plaſtik des achtzehnten Jahrhunderts wiederum vorzüglich durch Canova's Arbeiten beſiegt. Dieſe Verdienſte ſeines berühmten Vorgängers ſind von niemand williger anerkannt und dankbarer gewürdigt worden als von Thorwaldſen ſelbſt.

Die kleine Schrift des obengenannten däniſchen Dichters iſt unſeres Dankes werth, obgleich man merkt daß hier der Verfaſſer der „Improviſatoren" nicht auf ſeinem Felde iſt; es ſteht dem Dichter wohl an daß er auch als Biograph, zumal eines Künſtlers, ſeine Poeſie nicht verleugne; aber dieſe, wenn ſie ihren Reiz nicht einbüßen ſoll, muß ſich von aller Abſichtlichkeit und allem Schein geſuchter Wirkung frei zu halten wiſſen. Zumal wenn ſie beſtimmt iſt als Schmuck zu dem Bilde eines Mannes zu dienen, der ſo einfach war wie Thorwaldſen, und ſo entfernt von dem Anſpruch ungewöhnlichen prunkhaften Auftretens. Hier nehmen wir ſogleich Veranlaſſung über dieſe Einfachheit des Mannes, die von mancher Seite bezweifelt und beſtritten worden, unſere Anſicht auszuſprechen. Er war keineswegs ohne Kenntniß der Dinge dieſer Welt, noch fehlte ihm die Klugheit richtiger Beobachtung der Verhältniſſe, noch auch Scharfblick zum Verſtändniß der Menſchen und der complicirten Charaktere. Sollte alſo nur die ahnungsloſe Unkunde dieſer Dinge, und dazu noch die naive Unfähigkeit ſie zu begreifen Einfachheit genannt werden, ſo wäre ſie für Thorwaldſens Art und Weiſe nicht die richtige Bezeichnung. Dennoch aber war er ein einfacher Mann, und zwar in einem weiteren Sinne als dem eben beſchriebenen. Nämlich durch die Energie ſeines Kunſtgeiſtes hatte er jene untergeordneten Antriebe und Störungen aus welchen das Gedränge und die Verwickelungen des Lebens entſtehen, ein für allemal in ſich bezwungen; er ſah und kannte die Krümmungen des herkömmlichen Treibens, aber hinausgehoben über ſie ſchritt er auf geradem Wege einher und verharrte darauf; und da er ſich der vollendeten Reinheit ſeiner künſtleriſchen Abſichten bewußt war, ſo führte ihn der Adel dieſes großen Gefühls zur urſprünglichen Einfachheit des Kindes zurück. Irrten daher diejenigen denen er des Weltgetriebes völlig unkundig erſchien, ſo waren dagegen die anderen die ihn des Scheines und rückhaltigen Sinnes beſchuldigten, in noch viel größerem Mißverſtande befangen. Er fühlte warm und theilnehmend, urtheilte mild ſchonend und liebreich, Heiterkeit und Ruhe waren über ſeinem ganzen Weſen verbreitet; nur wenn ihm Nebenzwecke angedichtet wurden, fühlte und äußerte er ſich verletzt, wie er auch fremde künſtleriſche Liſt und Ueberhebung nicht leiden mochte und ſeine Mißbilligung in ſolchen Fällen nicht zurückhielt. Der Neid raſtet nicht, und bei Thorwaldſen war das Maaß der Ehre und des Ruhmes ſo gehäuft, daß es eben durch ſeine Ueberfüllung die Eiferſucht zu Verſuchen reizte, wenigſtens einige Tropfen davon zu verſchütten.

Es wird erzählt, und der dichteriſche Anderſen hat viel hochklingende Worte darüber, daß Thorwaldſen „ziemlich" in gerader Linie von dem Dänenkönig Harald Hildetard abſtamme, und daß Einer aus dieſem Geſchlechte Namens Oluf Pan ein gar mächtiger Häuptling geweſen, deſſen Sinn für Kunſtwerke in den Scaldengeſängen geprieſen werde. Andern Angaben zufolge war der Sammler der Edda unter Thorwaldſens Vorfahren. Das alleinige Intereſſe bei ſolchen Herleitungen läge in ihrer Gewißheit, aber eben dieſe wird man immer vermiſſen. Es fehlte noch daß auch die Muſen anfingen ihren Blick ſtatt auf Lorbeerbäume auf Stammbäume zu richten! Das iſt gewiß daß Thorwaldſen eine nordiſche Natur ächteſten Gepräges und herrlichſter Erſcheinung war; ſeine Geſtalt, ſtattlich, nicht übergroß, durch kräftigen Bau und würdige Haltung ausgezeichnet, war vollkommen harmoniſch mit dem ernſten bedeutſamen, aber natürlich-ſchlichten Ausdruck des Geſichts, den großen kräftigen Zügen; eine gewiſſe Weiche der Empfindung lag in den Linien und Bewegungen des Mundes, am anziehendſten aber wirkte das poetiſche helle blaue Auge ſchimmernden Blickes, zugleich Ausdruck eines klaren Gemüths und einer tiefen Anſchauung. Er kleidete ſich ganz ſchmucklos, aber wenn er in großen Geſellſchaften erſchien, war er auch äußerlich eine Zierde derſelben. Solche Geſellſchaften liebte er nicht, vermied ſie ſo viel es ging und verweilte niemals lange in ihnen; in Rom wo er, man kann ſagen, ſein ganzes Leben verbracht hat, ſuchte er am liebſten kleinere Kreiſe auf; es war dann eine anmuthige Gewohnheit an ihm, die ſein liebenswürdig einfaches Weſen bezeichnet, daß er ſich auf ſolche Einladungen meiſt ſehr früh, der erſte unter den Gäſten einfand. Dieſem Umſtand verdankt es der Verfaſſer dieſes Aufſatzes daß Thorwaldſen eines Abends Zeit fand ihm, bevor die übrigen Geladenen eintrafen, ſeine Lebensgeſchichte zu erzählen. Dieſe Erzählung trifft genau mit der Anderſens zuſammen; das Leben des Mannes war ſo einfach wie der Mann ſelbſt; mit zwei Worten iſt es beſchrieben. Im Jahre 1770 ward er, der Sohn eines armen Bildſchnitzers der Schiffsverzierungen ausſchnitt, in Kopenhagen geboren; er ging in frühen Jahren ſeinem Vater zur Hand, blieb bis ins zwanzigſte ziemlich unbemerkt; dann gelang es ihm durch einige Thonſkizzen nach einander die kleineren Preiſe der Kopenhagener Kunſtakademie in die man den Knaben geſchickt hatte, und zuletzt, 23 Jahre alt, den größeren zu gewinnen, mit welchem ein Reiſeſtipendium verbunden war. Doch befand er ſich im Falle dieß nicht ſogleich benutzen zu können; ſeine Schulkenntniſſe waren zu mangelhaft, es mußten noch einige Jahre zur Nachholung verwendet werden. So hatte er das 27ſte Jahr erreicht als er ſeine Reiſe nach Italien antrat. Es charakteriſirt ſeinen Genius ganz daß er in Rom ſeine Studien ohne weiteres an den gewaltigen Quirinaliſchen Dioscuren zu machen begann; dieß einflußreiche Bildungsmoment hätte die biographiſche Skizze nicht unerwähnt laſſen ſollen; es war die eigentliche Schule Thorwaldſens, aus welcher ſein erſtes bedeutendes Werk hervorging, der Jaſon, bedeutend auch darum weil es für die Zukunft des Künſtlers ſo entſcheidend geworden; denn als das Modell dazu fertig war, kam ein vermögender engliſcher Schriftſteller in ſeine Werkſtatt, beſtellte das Werk in Marmor und ward, eine namhafte Summe dafür zahlend, dem durch Mangel bedrängten und

Digitized by Google

deßhalb ſchon zur Rückkehr in die Heimath vorbereiteten Künſtler der größte Wohlthäter. Thorwaldſen konnte nun in Rom bleiben. Von dieſer Zeit an ſind keine weiteren Lebensereigniſſe von Bedeutung zu erzählen. Mit vollem Muth ging er an die Arbeit; jener Jaſon ward der Vorläufer einer ganzen Reihe heroiſcher und olympiſcher Geſtalten, die den Ruhm des Künſtlers ſtufenweis immer höher hoben, bis er im Jahre 1811 durch das große Basrelief, den Triumpheinzug Alexanders in Babylon, den höchſten Gipfel erreichte. Durch dieſes herrlichſte und claſſiſcheſte Werk der neueren Sculptur ward Thorwaldſen der Künſtler des Jahrhunderts. Als ſolcher wurde er denn auch, da er am Abend ſeines Lebens in die Heimath zurückkehrte, von ihr begrüßt; das ganze Volk hatte ſich erhoben ihm entgegenzueilen und ihn zu empfangen; es war nicht mehr Huldigung und Ehrenbezeugung, es war Dank und Unterwerfung; die Dänen, in Wiſſenſchaft und Litteratur nicht die Letzten, waren doch im Gebiete der Kunſt an ſo große Verherrlichung ihres Namens nicht gewöhnt geweſen. „Thorwaldſen“ ward die Loſung nationalen Stolzes und patriotiſch begeiſterter Einigung. Im Sinne derſelben Gefühlserhebung geſchah, nur wenige Jahre ſpäter, ſeine Leichenfeier, nachdem er am 24 März 1844 in Kopenhagen plötzlichen aber glücklich ruhigen Todes geſtorben war.

Die Geſchichte der Künſte führt manchen ihrer Helden auf, deſſen Namen in große Ereigniſſe ſeiner Zeit verflochten erſcheint; ſie nennt dann auch Andere, die zwar auf engerem Schauplatz beſchränkt geblieben, aber durch Unruhe und Leidenſchaften ſich ein Leben reich an Schickſalen und mannichfaltigen Abenteuern geſchaffen haben. Dieſen und jenen gegenüber erſcheint wie eine Reihe Auserwählter die kleine Zahl derer die, unbekümmert um das Gewirr wie um die Ordnungen der Menſchenwelt, und ohne Sinn oder ohne Neigung dafür, nur der Erfüllung eines innerlichen Geſchickes zu leben, nur um dieſer Sendung willen gekommen ſcheinen, und die nur Leidenſchaften jener edeln Art mitgebracht haben wie ſie der Genius ſelbſt zu ſeiner Nahrung bedarf. Man wird Thorwaldſen in dieſe Reihe ſetzen müſſen. Von den Weltgeſchäften blieb er fern; fähig ſie zu begreifen, würde er ſie doch nicht zu behandeln verſtanden haben; der Ruhm, der dauernde geſchichtliche Ruhm war ſeine Leidenſchaft; er verſchmähte es nicht, ſeine Werke zeigend, oftmals ſelbſt ihr Sachwalter zu ſeyn, ihre Bedeutung zu erklären, den Styl ſeiner Kunſt als den wahren, den richtigen, den fruchtbarſten zu vertheidigen. Hierin äußerte er ſich ganz unbefangen, verhielt er ſich ganz bewußt, von allen einengenden Rückſichten befreit. Man empfand bei ihm die Einheit höchſten Selbſtgefühls und höchſter Beſcheidenheit. So war er denn auch aufrichtig genug gegen Tadel, gegen den wohl niemals irgend ein Künſtler gleichgültig, Empfindlichkeit zu zeigen. Von manchen Seiten iſt Thorwaldſen auch einer andern Leidenſchaft angeklagt worden, und zwar einer niedrigen, des Geizes. Keine Beſchuldigung iſt ungerechter. Veranlaßt ward ſie durch die ausnehmende Einfachheit ſeiner Lebensweiſe, weil der ſo begüterte Mann die ſchmuckloſeſte Wohnung, den dürftigſten Hausrath hatte, ohne Dienerſchaft lebte, immer zu Fuß ausging, keine Geſellſchaften gab. Wie viele aber waren die ſeinen reichlichen großmüthigen Unterſtützungen ihren Lebensunterhalt, ihre Rettung, ihre Laufbahn, ihr Glück zu danken hatten! Anderſen führt ein Beiſpiel ſeiner Freigebigkeit an, wie er einen armen durch Krankheit geſchwächten Landsmann, der im Begriff war von Rom aus den langen Heimweg zu Fuß anzutreten, ſo beſchenkt habe daß die bequemſte Rückreiſe möglich geworden. Indeß iſt das Hervorheben eines einzigen Zuges zur Widerlegung einer allgemeinen Anſchuldigung immer ungenügend und wirkt oft ſogar bedenklich. Die ſiegreichſte Erwiederung auf all ſolchen Argwohn hat Thorwaldſen ſelbſt gegeben durch das überreiche frühzeitig von ihm beſchloſſene und noch bei ſeinen Lebzeiten ausgeführte Vermächtniß ſeiner koſtbaren Sammlungen und Werke an ſein Vaterland. Ein ſolcher Entſchluß reiſt nicht in der Seele eines Geizigen. Von dieſen Sammlungen war ihm die liebſte und wertheſte eine Galerie vortrefflicher neuerer, zu großem Theile von jüngeren Künſtlern gemalten Bilder, die er in Rom meiſt durch Ankauf zu glänzenden Preiſen in ſeinen Beſitz gebracht hatte. Da er ſie durch neue Erwerbungen zu vermehren nicht abließ, und die Aufnahme eines Stückes in dieſe gewählte Sammlung begreiflich für eine Empfehlung des Künſtlers galt, ſo war dieſe Galerie kein bloß beſchauliches Beſitzthum, ſondern wirkte in vielfachem Betracht als fördernder lebendiger Antrieb. Es war eine Freude und ein Genuß, von Thorwaldſen geführt, dieſe Bilder welche die Wände ſeiner Wohnzimmer ſchmückten, zu betrachten; er liebte ſie und beſprach ſie mit Bewunderung und Wärme; die Stücke die er darunter am höchſten hielt, waren einige farbige figurenreiche Zeichnungen des wahrhaft großen (nicht, wie Anderſen will, Dänen, ſondern Schleswigers) Carſtens. Traf man ihn bei Muße, ſo zeigte er gern auch ſeine, übrigens nicht für bequeme Anſicht aufbewahrte Sammlung von vorzüglichen und ſeltenen Stichen und Radirungen, beſonders aber ſein Cabinet von geſchnittenen Steinen und Münzen.

Dieſe Schätze waren theils Geſchenke, theils Erwerbungen. Auf ſolche Weiſe und, wie man geſehen hat, zu Förderungen, Hülfen, vornehmlich auch zu Verſorgungen der ihm zunächſt Zugehörigen verwandte er ſein Vermögen. Eine richtig urtheilende Freundin ſagte von ihm er ſey ſparſam mit Kupfer, verſchwenderiſch mit Gold. So muß es denn auch als ein Glück für Thorwaldſen angeſehen werden daß er ſein Schickſal nicht, wie er einen Augenblick zu thun im Begriff war, an das einer für ihn begeiſterten und ihn liebenden Engländerin geknüpft hat; er hatte ihr, die ihn in Neapel während einer Krankheit gepflegt, bereits ein Eheverſprechen gegeben, das er aber ſpäter nach ſchmerzlichem Kampfe mit ſich ſelbſt zurücknahm und erhielt. Dieſe Dame iſt nun todt; Anderſen bezeichnet ſie als ſchön und romantiſch, ſie war weder das eine noch das andere, wohl aber durch ein höchſt vortreffliches Gemüth und die ſeltenſte Geiſtesbildung ausgezeichnet, dabei indeß der Erforderniſſe eines geordneten Hausweſens ſo unkundig und für die Verwaltung ihrer eignen ökonomiſchen Angelegenheiten ſo wenig geſchickt, daß ſie, ohnehin durch ihre große Herzensgüte leicht zu Ausgaben beſtimmbar, täglich und ſtündlich ein Opfer ihrer Unerfahrenheit wurde, weßhalb wir denn Thorwaldſens eben erwähnten Entſchluß einen glücklichen haben nennen müſſen.

Er blieb unvermählt, doch war er keineswegs ohne Sinn für Häuslichkeit; Bedürfniſſe aber der Gemächlichkeit kannte er nicht, und Zumuthungen an eine, äußerlich dem was man etwa Stellung nennt, angemeſſene Umgebung und Lebenseinrichtung ließ er nicht gelten; vielmehr hatte und behielt er die einfachſten Gewohnheiten. Klingelte man an ſeiner Thür, ſo kam er nicht ſelten ſelbſt ſie zu öffnen; eines heiteren Empfanges konnte man immer gewiß ſeyn; im Winter fand man ihn dann im Schlafpelz, die Füße mit warmen Schuhen bedeckt in einem nicht geräumigen und nur von der Sonne erwärmten Zimmer gewöhnlich an einem Thonmodell beſchäftigt. Nur ſehr ſelten, zumal während des letzten Jahrzehnds in Rom, war er in ſeinem großen, von ſeiner Wohnung getrennten Atelier des Barberiniſchen Palaſtes

Digitized by Google

zu finden, wo die Abgüſſe der meiſten ſeiner Statuen und Basreliefs aufgeſtellt waren, und das die fremden Beſucher Roms gewöhnlich gleich in den erſten Tagen zu ſehen eilten. Befand man ſich nun mit ihm inmitten dieſer von ihm geſchaffenen Welt von Bildwerken, ſo gewahrte man wohl daß er die oft großen Verſchiedenheiten ihres Werthes ſich nicht verbarg, daß er ſich der Schwächen des einen und andern dieſer Denkmale wohl bewußt war. Bei ſolchen, in Augenblicken geeigneter Stimmung, von ihm ſelbſt ausgehenden Andeutungen war ſeine Haltung durchaus groß; er hatte ſich zu der Höhe des ächten Künſtlerſtolzes erhoben und die bloße Eitelkeit abgethan. Am merkwürdigſten war er dann, wenn er von ſeiner Chriſtusſtatue ſprach; mit ihr wollte er den Gipfel ſeiner Kunſt erreicht, ja faſt die Aufgabe ſeines künſtleriſchen Lebens erfüllt haben; er ſchien ausdrücklich auf Anerkennung dieſes Werkes zu dringen, es war als beunruhigte ihn hierüber ein innerer Zweifel, als fühlte er ſich auf demjenigen Gebiete des Geiſtes dem dieſe Statue mit denen der Apoſtel angehört, nicht mit gewohnter Ruhe von der Zuverſicht ſeines Genius getragen. Hieran ſchließen wir nun das letzte das uns an dieſer Stelle zu ſagen bleibt, nämlich ein Wort über das Verhältniß des Mannes zu ſeiner Kunſt und ſeiner Zeit. In welchem Sinne iſt die Frage nach Möglichkeit und Beruf der modernen Sculptur von Thorwaldſen gelöſt worden?

Er iſt zur antiken Welt, in den Kreis antiker Ideen und Weltbegriffe zurückgegangen; er iſt nur darum ſo groß geworden, weil er, wie der ihm geiſtverwandte Winckelmann den Alten productiv nachempfand, und ſeine künſtleriſche Anſchauung der ihrigen homogen war. Sofern die Vergötterung der erſchaffenen Sinnenwelt als der Gedanke des Heidenthums erſcheint, iſt in aller Weltanſicht, alſo auch der modernen chriſtlichen ein unzerſtörbares ewiges claſſiſches Moment enthalten, deſſen künſtleriſche Manifeſtation vornehmlich der Sculptur anheimfällt. Dieſe, ihrer Natur und Idee nach zur Darſtellung der auf ſich beruhenden in ſich fertigen Perſönlichkeit berufen, vermag eben darum für den Begriff und Glauben der modernen, nicht in ſich abgeſchloſſenen, ſondern vor allem auf ein höheres Leben hingewieſenen Welt nicht der erſchöpfende Ausdruck zu ſeyn. Der moderne Bildhauer wird daher im eigentlichen Verſtande nicht ſowohl zum Alterthume zurückkehren, als er vielmehr durch den Geiſt ſeiner Kunſt unwiderſtehlich in die beſtimmte Sphäre getrieben und gebannt wird, in welchem die antike Idee auch unter uns ihr ein erlöſchendes Leben hat. Aber der Künſtler der neueren Zeit kann ſich ſo nicht feſtbannen laſſen; er gehört eben dieſer Zeit, ihren Gedanken und Empfindungen an, gehört ihr um ſo gewiſſer an je geiſtvoller und begabter er iſt. Dieſes Verhältniß macht einen Zwieſpalt begreiflich in welchem der neuere plaſtiſche Künſtler ſich nothwendig befinden wird. Thorwaldſen brachte einſt in Rom, in ſpäter Nacht mit Niebuhr auf einen Balcon zum Capitol hinaustretend, den Becher in der Hand, ein Lebehoch dem Zeus Olympios, wobei Cornelius Künſtler genug war mitanzuſtoßen. Dieß war ein heiteres Hinausrufen in die urſprüngliche Heimath, den mythiſchen Quell ſeiner Kunſt. Aber wie antik Thorwaldſen auch geſinnt, und wie claſſiſch immer der Geiſt ſeiner bildenden Phantaſie war, es umfing ihn doch die tiefere Wahrheit, in der er geboren war, mit ihrer Macht, und drängte ihn, zumal begreiflich bei vorrückendem Alter, auch für ſie in ſeiner Kunſt die Geſtaltung zu ſuchen. So entſtanden die ſchon erwähnten Werke die Thorwaldſen für eine Kirche ſeiner Vaterſtadt gearbeitet, Werke von großer Bedeutung, die aber durch ihre Vollendung ſelbſt Zeugniß geben daß die ideale Welt, als deren Darſtellung ſie auftreten, ſolcher Natur und Weſenheit iſt daß ſie in der Plaſtik nicht aufgehen kann. „Ich glaube ich habe es nun endlich doch gefunden,“ ſoll Thorwaldſen geſagt haben als er ſeine Chriſtusſtatue vollendet hatte, Worte in denen ſich weniger die geſuchte Befriedigung als der durchlebte Kampf und Zweifel ausſpricht, deſſen oben näher Erwähnung geſchehen. In dieſer inneren Erfahrung mögen die modernen plaſtiſchen Künſtler, vor allem die größeren, da bei ihren umfaſſenden Arbeiten ſich jener Zwieſpalt unaufhörlich an vielfachen und beredten Zeichen kund gibt, wohl ihre eigene zuſtimmend erkennen, wie denn auch die Werke des Michel Angelo, die Pietà nicht ausgenommen, keinen Widerſpruch gegen ſie enthalten.

Herman-Franck.

Zur Kritik Hegels und namentlich ſeiner Rechtsphiloſophie.

Ein wahrhaft bedeutendes Werk der Wiſſenſchaft findet erſt bei einem zweiten nachwachſenden Geſchlechte in der Regel die volle kritiſche Würdigung, bei ſeinem Erſcheinen nimmt es verwandte Geiſter gefangen, ohne daß dieſe ſogleich weiter zu bringen vermöchten, denn es gilt erſt den gewonnenen Standpunkt einzunehmen und das Neue zu lernen, ehe man es weiter führen kann; Andere dagegen haben wohl ein Gefühl ſeines Mangels, ſeiner Einſeitigkeit, der ſie eine andere, die eigene, entgegenſetzen und die ganze That des Geiſtes verwerfen ſtatt ſich ihrer zu bemächtigen. Fichte hat einſt voll edlen Selbſtgefühls gefragt: „Wer iſt denn in Deutſchland der die Wiſſenſchaftslehre recenſiren ſoll?“ Ein ſolcher konnte erſt erſcheinen, als durch ſie ſelber eine höhere Stufe philoſophiſcher Einſicht vermittelt worden, und ſelbſt von dieſer aus wartet das epochemachende Buch noch des gerechten Richters, da auch Hegel es keineswegs in ſeiner ganzen Macht und Tiefe charakteriſirt hat. Von den Schriften die Hegel publicirte, ward keine auch außerhalb der Schule mehr beſprochen, als die Rechtsphiloſophie, und im Laufe von einigen Decennien kamen die widerſprechendſten Urtheile zum Vorſchein. Dort galt ſie für eine Rechtfertigung des Beſtehenden als ſolchen, für eine hofphiloſophiſche Vertheidigung des Abſolutismus, hier ward ſie demagogiſch genannt, im Gegenſatz gegen den Geiſt des preußiſchen Staats erfunden; Gans redete von einem Metall der Freiheit aus dem ſie gegoſſen ſey, und das Staatslexikon brach über ſie, als ein Werk der Reaction, den Stab. Da ſo viele tüchtige Männer ein Ungenügen an ihr empfanden, da ſie viele ehrenwerthe Sympathien

Digitized by Google

verletzt hatte, war ſie hinlänglich durch die Stimme des Volks als eine Arbeit bezeichnet die keineswegs eine allberuhigende Löſung der Zeitfragen vollbracht. Aber durch ein Bemäkeln von außen her, durch Flicken im Beſondern läßt ein philoſophiſches Werk ſich nicht überwinden: hier gilt es vielmehr ſich nicht an die ſchwachen Stellen zu halten, ſondern die Stärke des Gegners zu ergreifen, und ſein Princip da wo es genial; zeugungskräftig iſt, über die ſeitherige Geſtalt desſelben hinauszuführen. Die ächte Kritik erkennt jenes nicht minder in ſeiner Nothwendigkeit und ſeinem ewigen Werthe an, als ſie es für ein Moment im Entfaltungsproceſſe des Geiſtes erklärt welcher ſich bald durch einander ergänzende Gegenſätze vollzieht, bald dieſe zu einer Einheit ſammelt aus der von neuem ein mannichfaltiges, höheres Leben hervorſprießt.

Wollen wir nun das Hegel'ſche Naturrecht, die Hegel'ſche Staatslehre in ihrer wiſſenſchaftlichen Bedeutung wie in ihrem Verhältniß zur Geſchichte und den Tendenzen der Gegenwart wirklich erfaſſen, ſo müſſen wir vor Allem uns über die Eigenthümlichkeit des Philoſophen ſelbſt und über ſeine Stellung im Entwickelungsgange der Philoſophie verſtändigen. Hegel iſt nicht mit einigen Phraſen zu beſeitigen, dafür hat er ſchon zu tief in unſere Cultur eingegriffen; ebenſo wenig iſt er mit ſeiner Schule für den Abſchluß des Erkenntnißſtrebens, für den Vollender freier Wiſſenſchaft zu achten: das letzte Wort des Räthſels hat auch ſein Syſtem nicht ausgeſprochen. Aber er iſt der Schluß- und Gipfelpunkt einer Epoche der modernen Speculation. Hegel erweitert das Denken des Individuums zu einem allgemeinen oder logiſchen, ſtatt Ich und Nicht-Ich ſetzt er Seyn und Nichtſeyn, aber das Seyn iſt ihm der Gedanke, die rechte Wirklichkeit hat ihm nur der Begriff, und ſo bleibt auch er bei allem Ringen nach Lebensfülle im Ganzen abſtract idealiſtiſch. Das philoſophiſche Erkennen iſt ihm nicht das Erfaſſen einer in ſich und durch ſich ſeyenden Gegenſtändlichkeit, noch weniger iſt es ihm das Seinerſelbſtinnewerden, die Selbſterfaſſung des Seyns, ſondern es iſt ihm „das Denken des Denkens“, der Geiſt hat und findet nur ſich ſelbſt. Einige Blicke auf die einzelnen Theile der Wiſſenſchaft werden dieß erläutern. Bis auf Hegel hatte man die Logik (einige tiefere Anſchauungen bei Abälard, Kant und Andern abgerechnet, die wir abrechnen können, weil ſie nicht durchgeführt wurden) für nichts anderes angeſehen als für die Lehre wie der menſchliche Geiſt im Denken verfährt; die Formen des Erkennens, ganz abgeſehen vom Inhalt, glaubte man in ihr zu haben. Dagegen ſagt Hegel: „Wenn die Geſetze des Seyns nicht Gedanken wären, wie wollten wir ſie ergreifen, und wenn die Formen unſeres Denkens nicht auch der Natur zukämen, wie würden wir dann dieſe durch jene nicht vielmehr verändern, ſtatt aufzufaſſen wie ſie iſt? Deßhalb was man ſeither unter dem Namen einer Ontologie vorgetragen, die Grundbegriffe oder Kategorien der Wirklichkeit, wie z. B. die Beſtimmungen über Seyn, Werden, Quantität, Identität, Unterſchied, Grund, Urſache und Wirkung ꝛc., dieß nannte Hegel den erſten Theil, die objective Logik, die reinen Gedanken welche ſowohl der Welt wie dem Geiſt zu Grunde liegen, hier wie dort Geſetze ſind. Nicht minder aber wies er in einem zweiten Theil, der ſubjectiven Logik, nach, wie Begriff, Urtheil und Schluß auch in der Realität exiſtiren, wie nicht wir bloß urtheilen: die Roſe iſt eine Pflanze, ſondern wie ihr dieß ſelbſt zukommt, wie im Organismus, im Erkennen und Handeln ein Begriff ſich beſondert hat, aber ſich wieder mit ſich ſelbſt zuſammenſchließt. Dieß iſt eine epochemachende That, deren Werth dadurch erhöht wird daß Hegel ſich beſtrebte alle jene Beſtimmungen nicht neben einander hinzuſtellen, ſondern eine aus der andern zu entwickeln und vom Nichts bis zur abſoluten Idee dialektiſch aufzuſteigen. Freilich iſt es ihm hierbei begegnet daß er Manches ohne Prüfung annahm und begrifflich deduciren wollte, wie z. B. die ganz grundloſe Eintheilung der Urtheile in zwölf Arten von denen immer eine aus der andern hervorgehen ſollte; aber die Nothwendigkeit der Entwickelung, das Princip der Methode, hat er doch gefunden, mögen Andere es weiterführen!

Allein warum ſtellt Hegel die Lehre vom Seyn und Weſen neben die vom Begriff? Wenn der Begriff wirklich das Weſen der Dinge iſt, wie darf man es außerhalb desſelben abhandeln? Wenn Denken und Seyn wirklich identiſch ſind, ſo muß das Objective in den Formen des Subjectiven aufgehen. Es iſt eine nothwendige Conſequenz der Hegel'ſchen Lehre die Dreitheilung der Logik aufzugeben und darzuthun wie in den Formen von Begriff, Urtheil und Schluß alle jene ontologiſchen Kategorien geſetzt ſind, z. B. im Begriff die Einheit, im Urtheil der Unterſchied, die Cauſalität, im Schluß der Organismus, die Harmonie. Ferner: Hegel hat uns erwieſen daß Form und Inhalt ſich nicht trennen laſſen; es gibt keine Form, als an einem Stoff, kein Reich der Geſetze, als in den Erſcheinungen; es gibt keinen Stoff ohne Form, ohne Beſtimmtheit; der Marmorblock iſt wohl für den Bildhauer formlos der ihn zur Statue geſtalten will, für den Mineralogen iſt er's nicht, ſonſt würde ihn derſelbe nicht von Thon oder Kieſel unterſcheiden können. Was thut aber Hegel in der Logik? Er gibt uns ein Reich der Schatten oder reinen Formen, deren Inhalt und Erfüllung dann die Philoſophie der Natur und des Geiſtes ſeyn ſoll; er gibt uns eine Sammlung von Geſetzen, die Erſcheinungen ſollen wir ſpäter kennen lernen! Er nennt die Logik das Syſtem des reinen Gedankens, die Wahrheit, wie ſie ohne Hülle an und für ſich ſelbſt iſt; als ob das concrete Daſeyn, die Wirklichkeit eine Decke wäre welche die Wahrheit verbirgt, und nicht vielmehr die Art und Weiſe wie ſie exiſtirt! Hegel nennt die Logik die Darſtellung Gottes, wie er in ſeinem ewigen Weſen vor der Erſchaffung der Natur und des endlichen Geiſtes iſt; aber heißt es nicht mit Recht in der Bibel: Gottes ewiges unſichtbares Weſen wird erſehen aus ſeinen Werken; und iſt nicht Gott ewig das was er iſt, alſo auch ewig Schöpfer? Wo in aller Welt liegt denn das Reich der Kategorien? Es gibt keine Gattungen für ſich, die Gattung iſt wirklich nur in den Individuen; es gibt keine Urſache an ſich, ſie iſt immer Urſache von etwas. Die Hegel'ſche Logik iſt darum trotz allen Dringens auf das Concrete eine großartige Abſtraction, die freilich dadurch belebt wird daß Hegel ſtets Anſchauungen aus Natur und Geſchichte mit hereinzieht. Die Aufgabe iſt darum hier keine andere als dieſe: die Formen des Denkens darzuſtellen wie ſie zugleich Geſetze des Seyns ſind, und wie ſie allen Inhalt in Natur und Geiſt beſtimmen und von ihm erfüllt werden. So wird die Logik zur Wiſſenſchaft des Lebens, und das Denken, weit entfernt ſich in leeren Abſtractionen zu ergehen, eint ſich mit der empiriſchen Beobachtung. Denn „Begriffe ohne Anſchauungen ſind leer, Anſchauungen ohne Begriffe ſind blind“, wie es in der Kritik der reinen Vernunft heißt; das Allgemeine verwirklicht ſich in allen Beſonderheiten und erfaßt ſich als Allgemeines im Denken; darum weder eine geſetzloſe Erſcheinung noch ein erſcheinungsloſes Geſetz, ſondern ein organiſches Leben, darum wie der Menſch nicht bloß Verſtand für das Unſichtbare, ſondern auch Ohren und Augen für das Sinnliche hat, eine menſchliche Erkenntniß die den Begriff in der Realität wahrnimmt, eine wirkliche Wiſſenſchaft!

Dem ſubjectiven Standpunkt Hegels gemäß iſt ſodann die Naturphiloſophie eine aprioriſtiſche Conſtruction; der Philoſoph will

Digitized by Google

der Natur Geſetze geben, ſtatt ſie von ihr zu erforſchen und dann als vernünftig aufzuweiſen. Nachdem Hegel einmal eine reine Idee erſonnen hat, die aber nirgends exiſtirt, denn auch inſofern ſie im Kopfe des Philoſophen iſt, hat ſie an deſſen Gehirn eine reale Baſis, nachdem ein Reich der reinen Geſetze als hüllenloſe Wahrheit angenommen worden, iſt nun die Natur nicht das Daſeyn, ſondern das Andersſeyn der Idee. Wo es herkommt? Es fällt von der Idee ab! Alſo war es vorher in der Idee, und demnach ſelbſt Idee, wie kommt es da zum Abfall? Und was iſt aus der nur unvollſtändigen Idee geworden daß ſie doch noch abſolut heißt? Hierauf weiß Hegels Syſtem ebenſo wenig eine Antwort, als ſein Urheber dadurch veranlaßt worden wäre ſein Hirngeſpinnſt aufzugeben und die Natur als das Daſeyn der Gedankenbeſtimmungen, als das Reich der wirklichen Geſetze zu erfaſſen. Vielmehr ſtatt die Ohnmacht ſeiner Abſtractionen einzuſehen, redet er von einer Ohnmacht der Natur die den Begriff nicht feſthalten könne, wenn dieſelbe in ihrem Reichthum und originalen Leben der äußerlich angehefteten Regeln ſpottet.

Das Hervorheben der Gedankenallgemeinheit gegenüber dem individuellen Daſeyn erſtreckt ſich auch auf das Gebiet des Geiſtes. Hier polemiſirt Hegel gegen Gefühl, Vorſtellung und Phantaſie: nur das begriffsmäßige Denken ſoll fähig ſeyn die Wahrheit angemeſſen zu beſitzen, nur das wiſſenſchaftliche Syſtem ſoll die rechte Geſtalt des Abſoluten ſeyn. Aber das reine anſchauungsloſe Wiſſen iſt ebenſo nichtig als die verſtandloſe Phantaſie, als das geiſtloſe Gefühl. Wird aber die Wahrheit daß der Charakter des Menſchen ſein Schickſal iſt, eine unvollkommene Exiſtenz haben, wenn ſie uns von Shakſpeare nach allen Seiten hin poetiſch veranſchaulicht entgegentritt? Hat die Wahrheit in dem frommen Menſchen der mit der Ueberzeugung: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan“ gottergeben und freudig lebt, eine mangelhafte Exiſtenz, und erſt in der philoſophiſchen Entwickelung des Begriffs der Nothwendigkeit eine vollkommene? Religion iſt wiſſendes Leben, Philoſophie lebendiges Wiſſen; da iſt die gleiche Abſolutheit. Allein Hegel hat Kunſt und Religion der Philoſophie untergeordnet, wiewohl er es ſchwerlich wagen würde einen Homer für kleiner als Parmenides, einen Luther für geringer als Carteſius zu erklären.

Weil er Individualität und Gefühl gering ſchätzte, hat Hegel die Religion zu ſehr in das Wiſſen geſetzt; da mußte die Conſequenz in ſeiner Schule hervortreten: Was brauchen wir neben dem vollendeten Wiſſen der Philoſophie noch das unvollendete der Religion? Wäre die Religion weſentlich Erkennen, ſo würde ein kenntnißreicher Dogmatiker auch ein religiöſer Menſch heißen müſſen, während dieſer Name doch nur von demjenigen gilt der Gott im Herzen hat und ein gottinniges Leben der Liebe führt. Allein zufolge jenes Mangels im Hegel'ſchen Syſtem verwechſelt Strauß in ſeiner Dogmatik dieſe ſelbſt mit der Religion und polemiſirt gegen alle Religion, wo er einſeitige Satzungen der Theologie bekämpfen wollte. Hier muß Schleiermacher durchaus zur Berichtigung Hegels herangezogen werden; ſeine Richtung auf Gefühl und Eigenthümlichkeit iſt die gegenſatzliche Ergänzung zu dem Denken und der Allgemeinheit deſſelben. Sonſt ſind die Verdienſte Hegels für die Philoſophie des Geiſtes großartig und weitgreifend genug. Er hat uns angeleitet, in der Geſchichte nicht minder wie in der Natur, das Walten Gottes zu erblicken und in dem Gange der Dinge die nothwendige Entwickelung der Freiheit und Humanität anzuſchauen; er hat die welthiſtoriſchen Völker in ihrer Berechtigung anerkannt, und zugleich nachgewieſen warum doch über ſie hinausgegangen werden mußte. Er hat den Zuſammenhang der Kunſt mit den Nationalitäten und Zeitrichtungen aufs umfaſſendſte dargethan, und in ſeiner Aeſthetik eine Fülle der feinſten und eindringendſten Urtheile niedergelegt. Sein geſunder deutſcher Sinn war an den Brüſten des claſſiſchen Alterthums genährt worden. Er hat in der Religion die Anſicht der flachen Aufklärung niedergeworfen daß der Glaube der Menſchen das Werk trügeriſcher Pfaffen oder vormundſchaftlicher Prieſter ſey; er hat nachgewieſen wie der Geiſt nicht ohne Religion ſeyn kann, und wie alle Religionen die eine göttliche Wahrheit nach Maßgabe der Cultur der Völker enthalten; er hat gezeigt wie die Hauptformen der Religion anzuſehen ſind als die Stufen zu ihrer Vollendung im Chriſtenthum, und hier hat er die Ehrfurcht vor dem Hiſtoriſchen mit der Freiheit der Philoſophie in ſeiner Perſon innig verbunden. All' das ſind Errungenſchaften die nimmer aufgegeben werden können, all' das ſind ewige Gedanken, in ihnen und ähnlichen war Hegel der Mund unſerer Zeit, und ſprach aus was Tauſenden auf der Lippe brannte, oder ſammelte in einen Brennpunkt ſyſtematiſcher Darſtellung was die begabteſten Männer der Nation, jeder auf ſeinem Gebiet, erzeugten, hegten und pflegten. Und gleich große Ehre gebührt ihm für ſeinen Einfluß auf die Geſchichte der Philoſophie. Er hat den Zuſammenhang der einzelnen Syſteme nachgewieſen und dargeſtellt, wie in ihrem Fortſchritt der freie Gedanke ſich ſelbſt erarbeitet; er hat viele dieſer Syſteme tiefer und voller erfaßt als es vor ihm geſchehen war; er hat namentlich den Ariſtoteles recht eigentlich in ſeine Würde wieder eingeſetzt; wie viel im Einzelnen berichtigt, ja wie auch die Conſtruction des Ganzen verändert werden mag, Hegels Vorleſungen über die Geſchichte der Philoſophie werden die Baſis jeder ſachgemäßen Behandlung dieſer Wiſſenſchaft bleiben.

Der Leſer der mir bisher gefolgt iſt, wird bereits die Vorzüge und die Mängel des Werkes ahnen das wir nun näher ins Auge faſſen. Die Hegel'ſche Rechtsphiloſophie hat zunächſt all' das Gerede von einem Vertrag niedergeſchlagen auf den der Staat gebaut ſeyn ſollte, ſo daß er dadurch zu einem Product der Reflexion und Willkür der Individuen würde die vielleicht auch ohne Staat leben könnten; er hat ſtillſchweigend die Meinung der Juriſten bekämpft denen die menſchliche Geſellſchaft nur eine Polizeianſtalt iſt, mit dem Zwecke ſich ſelber unnöthig zu machen: er hat gezeigt wie der Staat Selbſtzweck iſt, wie die menſchliche Natur nur in ihm ihre Beſtimmung erreichen kann und er demnach nicht auf dem Belieben Einzelner, ſondern auf der allgemeinen Vernunft beruht, und ſo nothwendig iſt wie dieſe ſelber; wie er nicht etwas Temporäres iſt, ſondern als Organismus der Vernunft ein Ewiges. Und mit gleicher Entſchiedenheit wandte er ſich gegen die Haller'ſche Lehre die den modernen Staat durch Hierarchie und Patriarchenthum reſtauriren wollte, und ſich „in den bitterſten Haß gegen Geſetze, Geſetzgebung und förmlich beſtimmte Rechte warf.“ Der Haß des Geſetzes, ſagt Hegel, der Haß des geſetzlich beſtimmten Rechts, iſt das Schiboleth an dem der Fanatismus, der Schwachſinn, die Heuchelei der guten Abſichten unfehlbar zu erkennen geben was ſie ſind, ſie mögen ſonſt Kleider annehmen welche ſie wollen. Aber dabei verdroß ihn der prickelnde Trieb des beſtändigen Beſſerwiſſenwollens und Kritiſirens den die Liberalen zu üben pflegen; er meinte daß in den öffentlichen Geſetzen, der öffentlichen Moral, Religion, dargelegt ſey was Recht, Sittlichkeit und Staat iſt, und daß die Philoſophie dieſe gegebene Welt begreifen und nicht meiſtern, ſondern rechtfertigen ſoll. Er that ſicherlich wohl daß er von leerem Theoretiſiren und hohlen Verbeſſerungstraumen auf die Wirklichkeit hinwies, und unter der oft rauhen Schale den ewigſüßen Kern zu finden anleitete. „Was wirklich iſt, das iſt vernünftig, was vernünftig iſt, das iſt wirklich“ — dieſe Worte

Digitized by Google

klangen gewaltig und gewichtig genug in die Debatten des Tages. Sie waren es die, wie die Inſchrift der Dante'ſchen Hölle, von vornherein viele Gemüther von dem Buch abſchreckten und es zu einem ſervilen ſtempelten. Und doch, was iſt dieſer Satz anders als eine in die philoſophiſche Sprache überſetzte Lehre einer göttlichen Weltregierung? Was ſagt er anders als daß nur das Vernünftige das Dauernde ſey, alles aber was zur Wirklichkeit geworden, damit auch nach dem Willen der Vorſehung eine Berechtigung zu ſeyn habe?

Indeß hätte der Satz der für die Natur ſchlechthin gilt, für die Geſchichte einiger Erläuterung bedurft. Denn in der Geſchichte iſt der Geiſt, der Fortſchritt, das wahrhaft Beſtehende, das Wirkliche, während die einzelnen Lebensformen wechſeln mögen; ein bloß Poſitives, eine Satzung die ein für allemal feſtgehalten werden ſoll, iſt gerade negativ gegen den Geiſt der Geſchichte, iſt ihm ein Pfahl im Fleiſch; was unter andern Verhältniſſen dieſen ſelbſt angemeſſen und ſomit vernünftig war, wie z. B. das römiſche Recht für das römiſche Volk, iſt gerade darum in veränderten Weltzuſtänden, in einer andern Zeit, deren Bedürfniſſen nicht entſprechend und ſomit unvernünftig, wenn es aufgepfropft wird. Aber dieſe Erörterung fehlt bei Hegel, er hat den Staat nicht in der Bewegung aufgefaßt, er ſchließt vielmehr ſeine Vorrede folgendermaßen: „Um noch über das Belehren wie die Welt ſeyn ſoll ein Wort zu ſagen, ſo kommt dazu ohnehin die Philoſophie immer zu ſpät. Als der Gedanke der Welt erſcheint ſie erſt in der Zeit, nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungsproceß vollendet und ſich fertig gemacht hat. Wenn die Philoſophie ihr Grau in Grau malt, dann iſt eine Geſtalt des Lebens alt geworden und mit Grau in Grau läßt ſich nicht verjüngen, ſondern nur erkennen; „die Eule der Minerva beginnt erſt mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug." — Dieß iſt charakteriſtiſch für die Hegel'ſche, aber falſch, wenn es von aller Philoſophie geſagt ſeyn ſoll. Denn als Gedanke der Zeit iſt dieſe nicht bloß in der abgelebten, ſondern auch in der jugendlichen, vorſtrebenden; und zwar iſt ſie da dem Volk ein Licht auf ſeinem Wege, und das gerade iſt das Große und Schöne unſerer Tage daß man ſich von einem rohen Experimente, von einem blinden Naturwuchs abkehrt, daß man vor der Ausführung überlegt, daß man Ideen zur That werden läßt. Theorie ohne Praxis iſt Träumerei, Praxis ohne Theorie iſt Pfuſcherei: beide müſſen einem ſelbſtbewußten Leben weichen. Das Grau in Grau iſt nur die ſchattenhafte Abſtraction, der ächte Philoſoph taucht ſeinen Pinſel in die Farbe der Natur und gibt den Dingen ihr eigenes Colorit. Und es gibt auch eine Morgendämmerung! Und in der Erkenntniß des Beſſern iſt bereits der Tag ſeiner Verwirklichung angebrochen! Gerade die Philoſophie ſoll, ſtatt eitle Hirngeſpinnſte zu weben, den Gedanken erfaſſen der in den Gemüthern noch gährt und dämmert, ihn ſoll ſie lichten, auslegen daß er nicht auf rohe gewaltſame Weiſe, ſondern als Reform durch die friedliche Macht der Ueberzeugung harmoniſirend ins Leben trete.

In einem zweiten Punkte liegen Vorzug und Mangel des Syſtems in gleicher Weiſe neben einander. Hegel wendet den Blick auf das Ganze; der Staat als Totalorganismus in ſeinen ewigen Geſetzen, die Verhältniſſe des Lebens in ihrer durchgreifenden Großartigkeit werden vorangeſtellt, aber die Perſönlichkeiten durch die doch der Staat allein beſteht, werden zu wenig berückſichtigt; auch hier wiegt das Allgemeine als ſolches vor und das Individuelle tritt zurück; auf ein gutes Geſetzbuch kommt es im Hegel'ſchen Staat mehr an, als auf den Patriotismus der Bürger, und in der Wirklichkeit iſt es umgekehrt. Hegel überſieht daß das Ganze des Staats im Bewußtſeyn der Einzelnen lebendig ſeyn, ſeine Intereſſen vom warmen Herzen der Individuen aufgenommen und ausgeführt werden müſſen; er redet von einem „Brei des Herzens, der Freundſchaft und Begeiſterung," dem er die beſtimmte Unterſcheidung der Kreiſe des öffentlichen Lebens und die Strenge ihres Maßes entgegenſtellte; feudale Anſichten die nicht erſt die Revolution, die ſchon Friedrich der Große und Ludwig XIV gebrochen hatten, ſchoben ſich ihm hier unter die modernen Gedanken der Staatseinheit die als Seele jedes Glied durchdringen muß. Seine Zurückſetzung des Gefühls gegen die verſtändige Erkenntniß ließ ihn in die bittern Ausfälle gegen Fries ausbrechen in denen er dieſen einen Heerführer der Seichtigkeit nannte, der ſich nicht entblödet habe bei einer feierlichen Gelegenheit in einer Rede über den Gegenſtand von Staat und Staatsverfaſſung die Vorſtellung zu geben: „in dem Volk in welchem ächter Gemeingeiſt herrſche, würde jedem Geſchäft der öffentlichen Angelegenheiten das Leben von unten aus dem Volke kommen, würden jedem einzelnen Werk der Volksbildung und des volksthümlichen Dienſtes ſich lebendige Geſellſchaften weihen, durch die heilige Kette der Freundſchaft unverbrüchlich vereinigt." Die Entwickelung der Gegenwart in dem erwachten freien Aſſociationsgeiſte hat bereits der Frieſiſchen Anſicht Recht gegeben. Dagegen wollen wir nicht verkennen daß gegen die mittelalterlich-romantiſche Deutſchthümelei die Hegel'ſche Lehre heilſam gewirkt hat; Roſenkranz bemerkt in der Biographie des Meiſters: „Der einfache Gedanke daß der menſchliche Geiſt in ſo viel tauſend Jahren in den beſtehenden Staaten doch nicht bloß Verkehrtes und Widermenſchliches hervorgebracht habe, daß alſo eine nur negative Stellung zur Wirklichkeit als gegebene nicht die rechte ſeyn und es mithin nicht auf das kahle Poſtuliren anderer Zuſtände ankommen könne, dieſer einfache Gedanke wirkte auf Viele mit magiſch-verſöhnender Gewalt. Die geiſtvolle Auffaſſung der beſondern Momente des Staatsorganismus welche Hegel gab, erſchuf ein ganz anderes Bild des Staats, als die ſubjectiven Allgemeinheiten der burſchenſchaftlichen Politik hatten bieten können. Man fand ſich angenehm überraſcht in der Gegenwart doch ſchon mehr Freiheit und praktiſche Vernunft anzutreffen, als das ſehnſüchtige Pathos der überſchwänglichen Reden es erwarten ließ. Viele junge Männer welche in Folge der burſchenſchaftlichen Unterſuchungen nach Berlin kamen und Hegels Zuhörer wurden, fingen an ihm ein wahrhaft neues Leben zu verdanken und bildeten recht eigentlich den Kern ſeiner Anhängerſchaft, an den ſich erſt allmählich die breitere Maſſe anſetzte. Gar manche Namen wackerer, jetzt angeſehener Männer könnten hier genannt werden welche zu Hegel in ſolchem Verhältniß ſtanden und für welche er unermüdlich, mit väterlichem Gemüth, mit Aufopferung aller Art, ja mit perſönlicher Gefahr thätig war."

Treten wir nun in das Innere des Werkes ein und richten unſere Aufmerkſamkeit auf die ſyſtematiſche Gliederung des Ganzen, ſo finden wir die bekannte Dreitheilung natürlich wieder. Der Staat iſt die Entwickelung des allgemeinen freien Willens, der objective Geiſt. Der Wille iſt nun erſtens unmittelbar, ſein Begriff die Perſönlichkeit, ſein Daſeyn die Sache: die Sphäre des abſtracten oder formellen Rechts. Hier werden das Eigenthum, der Vertrag und das Verbrechen abgehandelt. Zweitens iſt der Wille als ſubjective Einzelheit in ſeinem in ſich reflectirten Daſeyn als beſtimmt gegen das Allgemeine zu betrachten, und das Recht der Subjectivität im Verhältniß zum Recht der Idee und der Welt behandelt die Moralität. Drittens: Die Einheit und Wahrheit beider Momente, die Idee in dem Willen des Subjects und in der Welt realiſirt, die Sittlichkeit. Dieſe iſt

Digitized by Google

a) natürlicher Geiſt, Familie; b) *bürgerliche Geſellſchaft* oder ſittliche Subſtanz in Erſcheinung und Entzweiung; c) *der Staat*, als die in der Selbſtändigkeit des Willens objective Freiheit, die als Geiſt eines Volks, als Verhältniß der Völker und als Proceß der Weltgeſchichte ſich offenbart. Das Recht der letztern iſt das höchſte.

Es ſoll alſo der objective Geiſt dargeſtellt und gezeigt werden wie die Subjectivität durch That und Leben ſich verwirklicht und ein weites ſicheres Reich ihrer Freiheit erbaut. Da erſcheint es denn als ein großer Sprung daß mit einem formellen Recht und ſeiner Aeußerlichkeit begonnen wird, während doch zunächſt die Innerlichkeit ſich durch die ſittliche Handlung gegenſtändlich wird; demnach muß nicht die Rechtslehre, ſondern die *Ethik* der erſte Theil der vorliegenden Wiſſenſchaft ſeyn, in welchem erörtert wird wie die Subjectivität des Menſchen in kindlicher Unſchuld lebt, aber von ihr zu Kampf und Trieb und Pflicht, von Sinnlichkeit zur Vernunft fortgeht und endlich in ſchöner Sittlichkeit die Harmonie beider mit freier Selbſtkraft wiederherſtellt; ferner wie die Subjectivität vom Vorſatz und Entſchluß zur That kommt und durch dieſe ſich ihr Schickſal bereitet. Dagegen hat Hegel die Moral zwiſchen Recht und Staat in die Mitte geſchoben und zu ausſchließlich in ihr die Differenz des Herzens mit der Idee betrachtet; es fehlt in ſeiner Darſtellung der rechte Schwung, es iſt auf das harmoniſche ſchöne Leben, das Schiller und Fichte wiſſenſchaftlich beſprachen und dem gegenwärtigen Geſchlecht vermitteln wollten, es iſt auf die Wiedergeburt die Chriſtus fordert, keine Rückſicht genommen, von Begeiſterung, von Liebe, von Genialität der Sittlichkeit keine Spur! So viel ich weiß, iſt darum auch dieſe Partie der Hegel'ſchen Lehre die wirkungsloſeſte geblieben von Allem was er geſchrieben hat. Die Verachtung gefühlvoller Lebendigkeit und der Eigenthümlichkeit des Individuellen hat ſich ſogleich gerächt, wenn auch der Meiſter ſelbſt nicht zu dem Unſinn fortgegangen iſt gleich einem ſeiner Schüler zu behaupten: „Alles was wir Eigenthümliches ſind und haben, ſind wir in der Lüge und Täuſchung." Im Gegentheil! Kein Menſch würde ſeyn, wenn er nicht eine von Andern unterſchiedene, damit eigenthümliche Beſtimmung und Gabe hätte, und es gehört der volle Muth der Wahrheit dazu dieſe Originalität geltend zu machen, und wem es gelingt, der iſt ein großer Mann.

Wenn ich nun die Ethik naturgemäß voranſtelle, mach' ich nicht etwa das formelle Recht zum zweiten Theil, ſondern ich verwerfe es gänzlich, denn es iſt nur im Staate wirklich, und kann deßhalb nicht vor oder außer demſelben betrachtet werden. Hier wiederholt ſich die große Abſtraction der Logik daß die reinen Gedanken der Realität vorausgehen ſollen; aber ein Recht als ſolches exiſtirt ebenſo wenig, als die Pferdheit oder Hundheit; dieſe Gattungsbegriffe leben in den Individuen und das Recht hat ſeinen Organismus am Staat. Das, was *iſt*, ſoll die Philoſophie begreifen, und wenn es außer dem Staat weder rechtliches Eigenthum noch bürgerliche Strafe für die Verbrechen gibt, ſo darf die Philoſophie auch von dergleichen nicht reden. Die Lehre vom Beſitz iſt bei dem Haus oder der Familie, der Vertrag bei der Gemeinde, das Verbrechen bei Gelegenheit der Rechtspflege im Staat abzuhandeln. So geht der erſte Theil Hegels im dritten auf und wird mit dieſem zum zweiten. Aber die *Philoſophie der Geſchichte* als zeitlicher Proceß von Individualitäten und Staaten ſcheidet ſich von ihm aus, und ſtellt ſich als eigener dritter Theil das Ganze krönend und abſchließend auf.

Wenden wir uns zum Einzelnen. Indem Hegel in ſeinem erſten Theil den Begriff des Eigenthums gibt, verbreitet er ſich ſcharfſinnig und weitläuftig über Beſitznahme, Gebrauch und Veräußerung; er ſpricht es als Forderung der Vernunft aus daß Jeder beſitze, was aber und wie viel ſoll vom Zufall abhangen. Daß der Staat erſt das Eigenthum garantirt und eine höhere Macht über dasſelbe auszuüben hat, ſo daß nicht nur der Gebrauch den einer von ſeinem Beſitze macht, auf die andern Menſchen Rückſicht nehmen muß (ich darf mein Haus nicht anſtecken, mit meinem Stock niemanden ſchlagen), ſondern auch über den Beſitz ſelbſt durch das Ganze im Intereſſe des Ganzen verfügt wird, wie bei Expropriationen oder agrariſchen Geſetzen — dieß wird zufolge des Grundfehlers daß der Begriff des Staats nicht an die Spitze geſtellt iſt, überſehen; noch weniger kommt Hegel, da er ganz unphiloſophiſch den *Zufall* hereinruft, zu der Idee der Organiſation des Beſitzes, dem großen Probleme das die Sphinx der Weltgeſchichte jetzt den Völkern vorlegt, und deſſen Verkennung ſo gewiß zum Abgrunde des Verderbens führt, als ſeine Löſung die Baſis einer ächt-menſchlichen Lebensentwickelung ſeyn wird, einer höheren und ſchöneren, als die Schulweisheit oder der Egoismus ſich träumen laßt. Ebenſo empfindlich iſt die Schiefheit welche die Lehre von Verbrechen und Strafe durch ihre falſche Stellung erhält. Zwar iſt Hegel weit davon entfernt die Strafe aus äußeren Rückſichten abzuleiten, wie die ſogenannten relativen Theorien thun, ſie iſt ihm nothwendige Folge der That; das Verbrechen iſt Negation des Rechts, die wieder negirt werden muß; würde das Verbrechen nicht aufgehoben, ſo würde es gelten. Da die poſitive Exiſtenz der Verletzung aber der beſondere Wille des Miſſethäters iſt, ſo erſcheint derſelbe als das Uebel das hinweggeräumt werden muß. Die Strafe iſt Wiedervergeltung die aus dem Weſen der Gerechtigkeit folgt. Da Hegel ſelbſt erkennt wie die an ſich ſeyende Gerechtigkeit nicht verletzt werden kann, ſo lag es nahe zu folgern daß ſie alſo auch an ſich nicht, wohl aber in der Seele des Verbrechers, wieder hergeſtellt werden muß, daß die Strafe alſo Verſöhnung und Heilung iſt. Auch das entging ihm daß alle Verbrechen der Qualität nach gleich ſind, nämlich Freiheitsmißbrauch, und daß deßhalb die Gerechtigkeit für alle Eine Strafe verlangt, die Freiheitsſtrafe, deren Quantität nach Maßgabe der Verhältniſſe intenſiv und extenſiv flexibel iſt. Statt deſſen erklärt ſich Hegel für die Todesſtrafe. Aber die Gerechtigkeit exiſtirt im Staate ja nur durch die Individuen, und wer dieſe vernichtet, hebt das Daſeyn des Rechts ſelber auf; die Todesſtrafe iſt nicht Heilung und Wiederherſtellung, ſie iſt Vernichtung, ſie iſt eine Barbarei, die gleich den Folterkammern und Hexenproceſſen vor dem philoſophiſchen Geiſt noch in dieſem Jahrhundert weichen wird. Mögen nur unſere Staatsmänner einſehen daß die Scheidung zwiſchen Recht und Humanität eine unſelige, das Vernünftige aber immer auch das Zweckmäßigſte und Frommendſte iſt!

Da wir von der Moral ſchon geredet haben, ſo wenden wir uns ſogleich zum dritten Theil der unter dem Begriffe der Sittlichkeit von Familie, bürgerlicher Geſellſchaft und Staat handelt. Man hat es als einen glücklichen Griff geprieſen daß Hegel die beiden letzteren geſchieden, und die Sorge für die Bedürfniſſe des Lebens, für Rechtspflege und Polizei der bürgerlichen Geſellſchaft zugewieſen, im Capitel vom Staat aber inneres und äußeres Staatsrecht beſprochen und in jenem dann fürſtliche Gewalt, Regierung und Geſetzgebung unterſchieden; mir ſcheint aber auch dieſe Trennung ein Mißgriff. Denn wo iſt Rechtspflege als im Staat, und was ſoll anders die Polizei, als ſeine Ordnung aufrecht erhalten; beides ſind, gleich der Sorge für das materielle Wohl, Functionen der Staatsverwaltung, und eine außerſtaatliche bürgerliche Geſellſchaft kann in der Wiſſenſchaft aus dem ganz einfachen

Digitized by Google

Grunde keine Stelle finden, weil ſie auch in der Wirklichkeit keine hat. Die wahre Mitte zwiſchen Staat und Familie iſt die Gemeinde. Von ihr iſt bei Hegel kaum die Rede; wir werden im Folgenden Einiges zur Ergänzung beibringen, und verweiſen zugleich auf die Schrift des badiſchen Miniſterialraths *Chriſt* über Gemeinde und Gemeindeverfaſſung, die klar und ſcharf die Hauptpunkte über deren Stellung zum Staat auseinanderſetzt. Sonſt hat Hegel gerade in dem Capitel von der bürgerlichen Geſellſchaft vortreffliche Gedanken, namentlich in Bezug auf die Rechtspflege. Er verlangt Oeffentlichkeit, denn „das Recht iſt ein gemeines Gut," er verlangt Geſchworne, die das Gewiſſen des Angeklagten ſelber repräſentiren; er verlangt eine Nationalgeſetzgebung welche die Rechtsſitten und Gewohnheiten codificirt, und nach dem Princip des Volksgeiſtes ſyſtematiſirt. „Einer gebildeten Nation oder dem juriſtiſchen Stande in derſelben die Fähigkeit abzuſprechen ein Geſetzbuch zu machen, da es nicht darum zu thun ſeyn kann ein Syſtem ihrem Inhalt nach *neuer* Geſetze zu machen, ſondern den vorhandenen Inhalt in ſeiner Allgemeinheit zu erkennen, d. i. ihn denkend zu faſſen, mit Hinzufügung der Anwendung aufs Beſondere, wäre einer der größten Schimpfe der einer Nation oder jenem Stande angethan werden könnte." — Die Geſetze ſo hoch aufhängen, wie Dionyſius der Tyrann that, daß ſie kein Bürger leſen konnte, oder ſie in den weitläufigen Apparat von gelehrten Büchern, Sammlungen, von Deciſionen abweichender Urtheile und Meinungen, Gewohnheiten u. ſ. f. und noch dazu in einer fremden Sprache vergraben, ſo daß die Kenntniß des geltenden Rechts nur denen zugänglich iſt die ſich gelehrt darauf legen, iſt ein und dasſelbe Unrecht. Die Regenten welche ihren Völkern, wenn auch nur eine unförmliche Sammlung, wie Juſtinian, noch mehr aber ein Landrecht als geordnetes und beſtimmtes Geſetzbuch gegeben haben, ſind nicht nur die größten Wohlthäter derſelben geworden und mit Dank dafür von ihnen geprieſen worden, ſondern ſie haben damit einen großen Act der Gerechtigkeit exercirt."

Im „Syſtem der Bedürfniſſe" hebt Hegel die Nothwendigkeit der Arbeitstheilung und eines beſtimmten Berufs für jeden Einzelnen hervor, aber der Egoismus, die Concurrenz ſind ihm ſtatt der Liebe und ſelbſtbewußten Organiſation das Band der Geſellſchaft; von einer durchgreifenden Volksbildung, die jeden zum Bewußtſeyn ſeiner Menſchenwürde bringt und an den geiſtigen Freuden Antheil nehmen läßt, von einer Arbeit in der das Individuum Genuß findet, weil ſie die ſeiner Natur gemäße Thätigkeit iſt, von einer Aſſociation in der Einer für Alle und Alle für Einen wirken, weiß Hegel noch nichts; doch will er daß kein Pöbel entſtehe, daß die Sorge für die Armen nicht bloß der particularen Wohlthatigkeit anheimgegeben, ſondern vom Ganzen übernommen werde; ſeltſam genug meint er im Capitel von der Polizei, es habe ſich als das directeſte Mittel gegen das Proletariat dieß erprobt, „die Armen ihrem Schickſal zu überlaſſen!" Aber derartige Widerſprüche finden ſich manche: oft nimmt eine Anmerkung zurück was der Paragraph geſagt hat; bald folgt Hegel dem innenwaltenden Geiſt zu kühnen Ideen, die er dann philiſterhaft ermäßigt, bald hat er in ihm feſte Vorurtheile als vernünftig zu deduciren geſucht, und es bricht unwillkürlich in ein paar Worten das Beſſere durch.

Ich glaube nun daß der zweite Theil der Philoſophie des objectiven Geiſtes, die Lehre von der Geſellſchaft oder dem Staat, dieſen aus ſeinen Elementen organiſch muß erwachſen laſſen. Dem Menſchen ſagt ſchon ſein Naturdaſeyn, inſofern es an beide Geſchlechter geknüpft iſt, daß er nicht allein ſeyn kann; die Familie macht im Anfang die einzige Exiſtenz des Staates aus, ſie erweitert ſich im Lauf der Geſchichte zur Gemeinde, und dieſe zum Volk. Aber innerhalb des letztern bleiben die erſtern beſtehen, und ſind als Glieder die nothwendigen Momente durch die das Ganze lebt. Der orientaliſche Staat, das Patriarchenthum iſt Familienſtaat; Athen, Sparta, Rom, die mittelalterlichen Städterepubliken ſind Gemeindeſtaaten; erſt die neue Zeit macht den freien Volksſtaat möglich, indem die Preſſe und Repräſentation ein lebendiges Bewußtſeyn des Ganzen, ein Forum bilden; die einzelnen Gemeinden ſtellen das Demokratiſche dar, ebenſo ſind die Familien erhalten, und im Souverän iſt die Einheit des Ganzen wie das monarchiſche Princip verwirklicht. Dieß iſt eine Conſtruction des Staats die mit ſeinem hiſtoriſchen Werden übereinſtimmt; neben dem Hegel'ſchen Naturrecht haben mich beſonders die Vorleſungen über Staatskunſt von Adam Müller zu ihr hingeführt; dieſelben enthalten neben ſchrullenhafter mittelalterlicher Romantik ſo viel geniale Blicke und ſchöne zukunftsvolle Ideen, daß ihr Studium allgemeiner zu werden verdient.

Die *Familie* würde Hegel genügend behandelt haben, wenn er nicht das Recht der Individualität einigemal verletzend beſchränkt hätte. Die Ehe iſt ihm mehr als nackte Natürlichkeit oder bürgerlicher Contract, ſie iſt ein *ſittliches* Verhältniß, in welchem die natürliche Einheit der Geſchlechter zu einer geiſtigen, zu ſelbſtbewußter Liebe erhoben wird. Die Liebe iſt die Subſtanz der Ehe, und dieſe iſt weſentlich Monogamie, da ihre Wahrheit und Innigkeit nur aus der gegenſeitigen ungetheilten Hingebung der Perſönlichkeit hervorgeht. Während nun klar iſt daß jede eigenthümliche Individualität nur in einer entſprechenden wahlverwandten andern ihr volles Bewußtſeyn wiederfinden, und in der Vereinigung nur dann frei ſeyn kann wenn ſie im Andern an ihr eigenes Selbſt gebunden iſt, während daraus als der alleinige Ausgangspunkt für die wahre Ehe ſich die Liebe ergibt, in der es allerdings und weſentlich auf dieſe beſtimmte Perſönlichkeit und keine andere ankommt, meint Hegel, es ſey wohl gar der ſittlichere Weg wenn der Entſchluß ſich überhaupt zu verehelichen oder der Wille der Eltern den Anfang mache, und dann aus dem Zuſammenleben die Neigung entſtünde; allein wie ſelten folgt das Herz den äußern Rückſichten der Convenienz! Es erſcheint hier wiederum in der Mißachtung der Individualität ein Abfall vom chriſtlich-germaniſchen Princip.

Die Familien vereinigen ſich in freier Gegenſeitigkeit zur bürgerlichen und religiöſen Gemeinde; die Gemeinden werden zum *Volk*. Daß Hegel dieſen Begriff, den doch Fichte's Reden an die deutſche Nation ſo energiſch und herrlich aufgeſtellt, ſo gut wie gänzlich außer Acht ließ, iſt ein Grundmangel ſeiner Rechtsphiloſophie. Denn als die Einheit der Gemeinden und Familien ſteht auf einem beſtimmten Boden, der mit ſeiner Natur zuſammenhängt, das Volk in der Gemeinſamkeit des gleichen Bluts als Glied der Menſchheit da. Es iſt ein ſelbſtändiger eigenthümlicher Organismus, in welchem That und Erkenntniß, Kunſt und bürgerliches Geſetz, Glauben und Wiſſen aus Einer Wurzel entſpringen und in freier Entfaltung für das Ganze zuſammenwirken; es iſt ein Organismus des Geiſtes, darum im Wechſel der Individuen ſich forterzeugend, darum ſtets Neues und doch mit dem Gewordenen Zuſammenhängendes aus ſeinem innerſten Weſen verwirklichend, darum ſeiner ſelbſt bewußt im Nationalgefühl, in der Vaterlandsliebe, in der urſprünglichen Sprache; es iſt ein Organismus der Freiheit, und dieſe iſt eins mit der Nationalitat als die Macht der Selbſtbeſtimmung nach der Eigenthümlichkeit ſeiner Natur, die ſtets voller und tiefer ſich ans Licht gebiert. Nur in

Digitized by Google

ſeinem Volk iſt der Einzelne frei, nur da wird das Neue was er iſt und thut, verſtändnißinnig aufgenommen, weil es ja aus dem Ganzen hervorquillt und in ihm mit ſich ſelber zuſammengeht. Was für das Volk geſchieht, iſt ewig und verewigt den Menſchen in ihm, ſo daß Himmliſches und Irdiſches in ſeinem Gemüth ſich durchdringen und im Vaterland ein gediegenes ſichtbares Gottesreich gegründet wird. Dieß volle Selbſtbewußtſeyn der Freiheit, die Luſt an ihr, die brave Geſinnung der Liebe, in welcher das Allgemeine concret und energiſch wird, iſt der Charakter des Volks. Der Staat iſt das entwickelte und ſelbſtbeſtimmte Syſtem ſeines Lebens, die Totalität der ſocialen Verhältniſſe in Ordnung und Ebenmaß. Volk und Regierung ſtehen nicht als zwei Parteien mit geſchiedenen Intereſſen einander gegenüber, vielmehr iſt die Regierung der geläuterte Volkswille, wie er durch die Intelligenten und Befähigten ſich manifeſtirt; ſie iſt das organiſche Haupt durch welches das Volk die Macht des Geiſtes hat, kraft der es Ich ſagt. Durch die Volksvertretung gewinnt die ideale Staatseinheit ihre Realität, und in der Perſon des Fürſten hat das Parlament ſelbſt wieder ſeine entſcheidende Spitze, die Anſchauung der Souveränetät. Der freie Staat organiſirt ſich in der Geſetzgebung, und verwaltet ſeine Intereſſen in der Rechtspflege wie in der Fortbildung des leiblichen und geiſtigen Wohles der Bürger. Die geſetzgebende und ausübende Gewalt ſetzen einander voraus, und eine iſt in der andern wirkſam; der Ausdruck ihrer Einheit iſt die Souveränetät. Doch wenden wir uns wieder zu Hegel! Im innern Staatsrecht deducirt er die conſtitutionelle Monarchie als vernünftige Verfaſſung; er will öffentliche Repräſentation mit zwei Kammern und Preßfreiheit, er führt es durch daß die Geſellſchaft in Einer Perſönlichkeit ihre ſelbſtbewußte Spitze haben muß und hält an der Erblichkeit des Fürſtenthumes feſt. „Man muß ſich," ſagt Roſenkranz, „in Erinnerung hieran der Vorſtellung entſchlagen als ob Hegel ſeinen Staatsbegriff, mit ſelbſtbewußtem Abfall von ſeiner Philoſophie, für die Intereſſen der preußiſchen Regierung erſt zurecht gemacht habe. Hegel war vielmehr damals, unter Hardenberg, überzeugt daß alle jene Begriffe in denen er die Vernunft des Staats überhaupt erkannte, auch die Seele des preußiſchen ausmachten. In einem Schreiben an den Staatskanzler, mit welchem er demſelben ein Exemplar ſeiner Rechtsphiloſophie überſandte, ſprach er dieſen Glauben ganz entſchieden aus." Die ſüddeutſchen Liberalen haben wahrlich keinen Grund ſo ſpröde gegen Hegel zu thun; hat doch Schubarth einmal behauptet ſeine Rechtsphiloſophie paſſe für Baden, das ein conſtitutionelles Land ſey; nicht aber für Preußen, deſſen Princip der Hohenzollern'ſche Familiengeiſt ausmache.

Die Souveränetät iſt nach außen hin die Erhaltung der Selbſtändigkeit eines Staats gegen andere; dieß leitet den Philoſophen zur Betrachtung des Völkerrechts. Unter gegenſeitiger Anerkennung ordnen die Staaten ihre Verhältniſſe zu einander durch Verträge, aber ihre Streitigkeiten, meint Hegel, ſchlichte allein der Krieg. Für ihn verlangt er ſeltſam genug einen beſondern Stand der Tapferkeit, ſtehende Soldaten, während Preußen durch die allgemeine Wehrhaftigkeit ſeiner Bürger bereits wieder anerkannt hat daß der Muth die Cardinaltugend des Mannes iſt, und darum das Volk in Waffen geboren ſeyn ſoll. Wenn Jeder ſtark und willig iſt Gut und Blut für das Vaterland einzuſetzen, alsdann iſt in dieſem kriegeriſchen Sinn, in dieſer Begeiſterung des Schwerts — „das Eiſen ziehet den Mann an" — bereits gewonnen was Hegel als das Heilſame des darum nach ſeiner Meinung nothwendigen Krieges anſieht, wenn er ſagt: „Der Krieg als der Zuſtand in welchem mit der Eitelkeit der zeitlichen Dinge und Güter, die ſonſt eine erbauliche Redensart zu ſeyn pflegt, Ernſt gemacht wird, iſt hiermit das Moment worin die Idealität des Beſondern ihr Recht erhält und Wirklichkeit wird; die Unſicherheit des Zeitlichen kommt in Form von Huſaren mit blanken Säbeln wirklich zur Sprache; der Krieg hat die höhere Bedeutung daß durch ihn die ſittliche Geſundheit der Völker in ihrer Indifferenz gegen das Feſtwerden der endlichen Beſtimmtheiten erhalten wird, wie die Bewegung der Winde die See vor der Fäulniß bewahrt, in welche ſie eine dauernde Ruhe, wie die Völker ein dauernder oder gar ewiger Friede verſetzen würde." Wir können noch hinzufügen daß der Krieg ſeither ein Hebel der Cultur war, indem er die Völker durcheinander rüttelte und eines in das andere hineinführte; aber wir fragen dabei, ob nicht die Cultur in der Preſſe und den Eiſenbahnen das friedliche Mittel für ſolchen Zweck der Völkervereinigung und Ideenverbreitung gefunden hat, und ob nicht im öffentlichen Leben und ſeiner Entwicklung, in der Theilnahme Aller am Staat, im Kampf der Gedanken und Talente um Anerkennung und Macht dem Volk hinlängliche Bewegung und friſche Luft gegeben iſt, die es vor der Verſumpfung innerlich bewahrt? Wir glauben dieß bejahen zu müſſen. Hegel polemiſirt gegen Kants ewigen Frieden und Völkergericht; dennoch ſehen wir bereits daß das Kriegshandwerk, wie es im 17ten und 18ten Jahrhundert die Länder verwüſtete, im geſitteten Europa ein Ende genommen, daß die Diplomatie manchen Hader blutlos geſchlichtet hat. Bildung und Freiheit werden den muthigen Sinn und die Opferluſt für das Ganze wach erhalten ohne barbariſche Gräuel, im beweglichen Wachsthum der Volkskörper bei geſunder ungehinderter Circulation aller ihrer Lebensſäfte.

Zu Volk und Völkern ſtellt ſich als höheres Drittes nun nicht ſogleich die Geſchichte, ſondern die Menſchheit, die in der Scheidung der Völker als harmoniſche Einheit lebendig iſt. Denn das muß für die Wahrheit des Kosmopolitismus gelten daß mannichfaltige Staatsindividualitäten da ſind, aber für einander Aug und Herz haben, ſich durch den Austauſch ihrer eigenthümlichen phyſiſchen und geiſtigen Producte fördern und ergänzen, und ſo jedes in ſeiner Weiſe das Ganze darſtellen; ſowie das Weltbürgerrecht des Menſchen darauf beruht daß er nirgends Sklave, ſondern überall Rechtsſubject iſt, und ſeine Fähigkeit Bürger zu werden anerkannt findet. Kosmopolit kann Jeder nur dadurch ſeyn daß er ein tüchtiger Patriot iſt, d. h. nicht die Menſchheit auf abſtracte Weiſe, ſondern in einem beſtimmten Gliede ihres Organismus darſtellen hilft. Sie in der Exiſtenz der beſondern Völker iſt die Auslegung und allſeitige Verwirklichung des Geiſtes, ihr Seyn darum ihre That. Dieß Dritte hat Hegel überſehen, er iſt von dem Nebeneinanderſeyn der Staaten nicht zu der ſie gleichzeitig zuſammenfaſſenden Menſchheit, ſondern zu der ſie zeitlich nacheinander verbindenden Geſchichte fortgegangen; ſtatt zum Volks- und Völkerrecht das Weltbürgerrecht hinzuzufügen, iſt er auf das Recht der Geſchichte übergeſprungen. Aber die Geſchichte iſt das Dritte im ganzen Gebiet des objectiven Geiſtes, ſie vereint Ethik und Politik, Individuen und Völker und ſtellt die in dem Proceß derſelben ſich zeitlich ſelbſt erarbeitende Idee der Menſchheit dar.

Von der Weltgeſchichte erfaßt Hegel hier wie in den Vorleſungen über die Philoſophie derſelben eigentlich nur ein Drittel, die mittlere Periode. Er charakteriſirt mit gewaltigen Zügen ſcharf und tief den Orient, Griechenland, Rom und das Germanenthum als die vier welthiſtoriſchen Reiche; anderwärts faßt er wohl die antike Welt zuſammen und ſagt dann: Im Orient iſt Einer frei, der Despot, in der antiken Welt Einige, die Andern

Digitized by Google

ſind Sklaven und Barbaren, in der chriſtlich-germaniſchen Zeit gilt die Freiheit Aller. Nach Hegels Conſtruction ſteht die Geſchichte an ihrem Ende; er läßt ebenſowenig für eine zukünftige epochemachende Entwicklung noch Raum, als er für das Kindesalter der Menſchheit ein Auge hatte. Nach meiner Anſicht lebt die Menſchheit ihr erſtes Alter inſtinctiv vernünftig, einheitlich in ſich ſelbſt wie im Gefühl der Einheit mit Gott und der Natur; es iſt ein Stand der Unſchuld, aber des noch unentfalteten Daſeyns, weder beſtialiſche Roheit noch ſelbſtbewußte Cultur, ſondern der kindliche Friede eines naiven Sinnes und weltoffenen Gemüths. In der Erinnerung bleibt ein ſolcher Zuſtand als Paradies oder goldnes Zeitalter aufbewahrt; in ihm iſt die Menſchheit da, aber erſt im Begriff, im Keim. Es folgt nothwendig, weil ſie ſich entfalten und ihre Beſtimmung mit eigner Kraft erringen muß, die Periode des Urtheils, der Scheidung der Stämme, Völker und Individuen, die Herrſchaft des Egoismus, des Verſtandes, die Zeit des Kampfs. Die Copula dieſes Urtheils, die verbindende Mitte iſt Chriſtus, der reine Held, welcher als wiedergeborner Adam die Idee der Menſchheit in der Scheidung der Nationen darſtellt und die Welt mit Gott verſöhnt. Die alte Geſchichte ſtrebt nach ihm hin, die neue hat die Verwirklichung ſeines Reichs zur Aufgabe. Noch arbeiten wir an dieſer; iſt ſie erreicht, dann tritt die Menſchheit in ihr drittes Lebensalter, in das des Schluſſes oder der Harmonie, wo ſie ſich als Organismus des Geiſtes erweiſt, zu dem die Individualitäten der Einzelnen wie der Völker in allſeitiger Entwicklung ihrer Anlagen ſich vereinigen. Statt Selbſtſucht und Habgier werden Ehre und Liebe die Triebfedern des Handelns und das Band der Geſellſchaft ſeyn. Alsdann hat die Menſchheit ſich zu der Lebensſtufe emporgearbeitet auf der die Natur immer ſteht, alsdann erſt hat ſie ihre Beſtimmung erreicht und führt ein frohes, ſelbſtbewußt vernünftiges Leben. Eine Ahnung desſelben durchzuckt bereits die Gegenwart. Der Menſch ſoll ja nichts Uebermenſchliches erreichen, ſondern nur das Menſchliche, und dazu brauchen wir nicht Engel, ſondern nur ganze Menſchen zu werden. Aber denke man nicht durch Gewalt das erſehnte Ziel zu erſtürmen: hier bedarf es der Gottinnigkeit, der Sittlichkeit, der Bildung; erſt harmoniſche, geiſtvolle Individuen können eine harmoniſche Geſellſchaft bilden in welcher der Arbeiter am Denken und der Denker am Arbeiten Antheil nimmt, in welcher das materielle Wohl mit dem ideellen Hand in Hand geht und dieſem zur Grundlage dient, in welcher Keinem geraubt wird, aber Alle gewinnen. Daß Handwerksburſchen aus dieſer Idee ein Zerrbild machen, daß unruhige Köpfe den Pöbel mit ihr fanatiſiren möchten, iſt traurig, benimmt aber der Sache ſelbſt nichts, weder an ihrer Würde, noch an ihrer Nothwendigkeit. Denn das Reich Chriſti muß erbaut werden, das Reich des Geiſtes und die Frucht des Geiſtes wie ſein Weſen iſt Wahrheit, Freiheit und Liebe.

M. C.

Karl Gutzkow.

Geſammelte Werke. Vollſtändig umgearbeitete Ausgabe. 12 Bände. Frankfurt am M. 1845.

Es war im Jahre 1835 als der königlich preußiſche Regierungsrath Tzſchoppe jene höchſt originelle Maßregel erfand, welche alle ſchriftſtelleriſche Vergangenheit und Zukunft von Heine, Gutzkow, Laube, Mundt, Wienbarg polizeilich verbot. Seitdem ſind zehn Jahre verfloſſen, zehn für die Litteratur, für den öffentlichen Geiſt Deutſchlands, für die inneren Erlebniſſe der Nation bedeutungsvolle Jahre. Jene letzte Conſtellation unſerer Litteraturgeſchichte, deren ſchlimme Abſichten den Freunden des Beſtehenden ſchleunige Unterdrückung ſo gebieteriſch zu erheiſchen ſchienen — wie harmlos und ungefährlich muß ſie jetzt eben dieſen Freunden erſcheinen in Vergleichung mit den desorganiſirenden und ſubverſiven Beſtrebungen, welche in unſerer Zeit ihre nächtliche Ruhe ſtören und ihren Gleichmuth bei Tage bedrohen!

Das junge Deutſchland war eine Sünde, aber ſchwerere, noch über dasſelbe hinausgehende Frevel an der wahren und ächten Entwicklung deutſchen Geiſtes und Lebens haben ſeitdem jene Sünde faſt als eine läßliche erſcheinen laſſen. Die Sünder haben ſie auch längſt gebüßt: ſie haben noch mehr gethan, ſie haben das Aergerniß welches ſie durch unvernünftige Worte gaben, vergeſſen gemacht durch vernünftige, ja durch ſchöne Thaten, wenn man geiſtreiche und unterhaltende Bücher ſo nennen darf. Es wäre einmal Zeit daß unſere tugendſtrengen litterariſchen Rhadamante ihnen die Abſolution ertheilten von ihren Jugendſünden, von ihren frevelhaften Träumereien und auch von ihren gelben Glacéhandſchuhen!

Jede Standarte welche erhoben wird findet in dieſer Welt bunteſter Meinungsverſchiedenheit ihre Anhänger, die ſich um ſie ſchaaren. Denn das iſt ja von allem Wunderſamen womit der Himmel ſeine Schöpfung ausgeſtattet hat, das wunderſamſte, dieſe Fülle der Gaben welche über die Sterblichen ausgegoſſen ſind, ſo daß immer der Eine noch viel weisheitbegabter iſt als der Andre. Dadurch entſteht jene unzählbare Menge verſchiedener Philoſopheme, welche in den Gemüthern der Einzelnen aufblühen und, in das Wort eingekleidet, alle diejenigen nach ſich reißen die, gleicher philoſophiſcher Tiefſinnigkeit ſich erfreuend, doch das Wort dafür nicht ſelbſt zu finden wußten. Solcher Gruppirungen um irgend eine vorausgetragene Idee haben wir ſeit dem Auftauchen des „jungen Deutſchlands“ mehrere geſehen; wenn aber die

Digitized by Google

Tzſchoppe kamen, die polizeiliche Hand auf die Standarte zu legen wenn das flatternde Fähnlein mit ſeinem Wappen — etwa dem goldnen Stein der Weiſen im weiten Feld — aus der Reihe der ſichtbaren Dinge verſchwinden mußte, dann ſchwanden auch die Kämpfer die um die Fahne geſchaart geweſen, eben ſo plötzlich wie ſie auftauchten, wieder in ihre frühere Dunkelheit zurück.

So ſind eine große Menge Namen unter uns aufgetaucht, ſind in den Vordergrund der litterariſchen, politiſchen, ſocialen Debatte getreten und darauf, als man das äußere Bindungsmittel ihnen nahm, ſind ſie verſchwunden wie Bienen, denen die Königin getödtet. Anders bei jener polizeilich-litterariſchen Kategorie welcher die Widmungsinſchrift von Wienbargs äſthetiſchen Feldzügen: „dem jungen Deutſchland," den Namen gab. Obwohl von einer härteren Maßregel betroffen als je eine gegen den Schriftſteller ausgeſprochen wurde, ſtehen ſie jetzt noch ebenſo und weit feſter im Vordergrund unſeres litterariſchen Lebens als damals, wo die Donner der Vernichtung über ihren Köpfen rollten, und ſind geachtete, verdiente, ja in Vieler Augen glänzende Namen.

Es laſſen ſich hieraus mancherlei Schlüſſe ziehen: z. B. daß ein ächtes Talent ſich unter allen Umſtänden durchbricht und daß es alſo gar nicht nöthig iſt ein Talent zu hegen, zu unterſtützen, ſeine jungen Dramen aufzuführen, ſeine alten Klagen zu erhören. Aber auch andere, auch der, daß wenn nicht in der Richtung der jungen Litteratur, doch in den Köpfen der Einzelnen dieſer Jüngeren nicht bloß eine kritiſch zerſetzende, ſondern auch eine organiſirende Kraft gelegen habe, ohne welche auf die Dauer ein innerer Halt bei äußerer Bedrängniß nicht möglich iſt.

In Beziehung auf den Namen den wir an die Spitze dieſes Aufſatzes ſchrieben, wird das Niemand mehr in Abrede ſtellen können. Ja, man darf ſagen, daß Karl Gutzkow in jenen zehn Jahren ſich entwickelt hat als das durch ſeine Vielſeitigkeit unläugbar bedeutendſte belletriſtiſche Talent unter den Lebenden in Deutſchland. Freilich, er hat weder die dichteriſche melancholiſche Tiefe Lenau's, noch die fruchtbare Erfindungsgabe und den Humor Tiecks: aber ſein unermüdlicher Geiſt, die elaſtiſche Schnellkraft ſeiner Gedanken, die raſtloſe Dialektik derſelben ſind Mittel die ihn raſch an jedes Ziel bringen, welches nur irgend ein anderer ſeiner Mitſtrebenden — mit Ausnahme unſerer großen Lyriker natürlich — erreichen kann. Die Geſchichte der jüngeren Litteratur knüpft ſich am paſſendſten an ſeinen Namen an: er hat für die Richtungen welche ſeit der Julirevolution Deutſchland bewegten, gekämpft oder er hat ſie befehdet; hat er auch keinen Sieg für ſich allein entſchieden, an ſeiner Stimmenabgabe hat es nie gefehlt, mag die Frage nun eine theologiſch-kirchliche wie die Kölner Angelegenheit, oder eine philoſophiſche wie der Streit Leo's und der Hegelingen, oder eine politiſche, eine ſociale, eine rein litterariſche geweſen ſeyn. Karl Gutzkow wäre der ausdrucksvollſte Typus um darauf eine Phyſiologie des heutigen Litteraten, ja ich möchte ſagen des modernen, nach ſo viel Richtungen auseinander fahrenden, haſtigen, ichſüchtigen Menſchen überhaupt zu bauen, und es kann keine geiſtige Potenz gefunden werden in der ſich die ganze Eigenthümlichkeit unſerer Zeit, mit ihrem Forſcherdrang und ihren fabelhaften Kenntniſſen, mit ihrem vorſchnellen Urtheile, ihrer raſchen Beweglichkeit und ihrem unruhigen Suchen, mit ihrer eminenten Verſtandesſchärfe und ihrem zurückgedämmten Gefühle, endlich mit ihren großen Mitteln und ihren halben Siegen — in der dieß Alles ſich vollſtändiger ſpiegelte als in dem Verfaſſer der Zeitgenoſſen und des Blaſedow, der Biographie Börne's und des Gottes Maha Guru.

Blicken wir zuerſt auf die äußere Thätigkeit Karl Gutzkows. Geboren 1811 in Berlin, zeigte er früh ſeine bedeutenden Anlagen; im Jahre 1830, in dem Augenblick wo in der akademiſchen Aula zu Berlin die Nachricht von der Flucht Karls X und von der Julisrevolution ihn electriſirte und alle ſeine Geiſtesthätigkeit plötzlich der unmittelbarſten Gegenwart und den modernſten Angelegenheiten derſelben zuwarf — in dem Augenblick rief Hegel ſeinen Namen als Sieger über ſechs Mitbewerber aus; ſeine Preisabhandlung hieß: „de diis fatalibus!" Bald darauf begann er, charakteriſtiſch für ſeine Entwicklung, ein „Forum für Journalkritik" zu ſchreiben: er begann mit der Kritik der Kritik. Mehr entwickelt zeigte ſich Talent, Richtung und Styl, jene ſcharfe, ſchillernde, ellige Diction in den anonymen Briefen eines „Narren an eine Närrin" — ein Titel wie ſie damals in Mode waren, wo Kühne „die Quarantäne im Irrenhauſe," Mundt „moderne Lebenswirren, Briefe und Zeitabentheuer eines Salzſchreibers" herausgab. Es liegt in dieſen Titelwahlen eine Selbſtironie der Autoren, welche theils noch ein Nachgeſchmack des berühmten Salzes ſeyn mochte womit die Romantiker ihre Gerichte ſchmackhaft machten, theils aber und mehr wohl die Unſicherheit bezeichnete womit die jungen Autoren ihre kecken Gedankenbaue aufrichteten. Jedenfalls war man geſcheidt genug auf Spott gefaßt zu ſeyn und ſtellte den Titel über das Werk als Blitzableiter, da Selbſtironie den Spott am beſten entwaffnet.

Gutzkows Aufenthalt in Stuttgart bezeichnen die erſten Anfänge dichteriſcher Thätigkeit. Er ſchrieb einige kleinere Novellen für das Morgenblatt, namentlich „den Sadducäer von Amſterdam." Im Jahre 1833 erſchien in Stuttgart ſein erſtes bedeutendes Werk, von einer reichen Schilderungs- und Erfindungsgabe zeugend, geiſtreich und pikant durch ſeine Abſicht — der Roman Maha Guru, Geſchichte eines Gottes, d. h. des irdiſch ſichtbar gewordenen Gottes der Tibetaner. Nachdem er noch Novellen, das Drama Nero und die für die Allgemeine Zeitung geſchriebenen öffentlichen Charaktere herausgegeben, ferner in Frankfurt zwei Bände Soireen hatte erſcheinen laſſen, erfolgte, durch ſeinen Roman Wally veranlaßt, die Kataſtrophe des jungen Deutſchlands, und Gutzkow büßte mit dreimonatlicher Haft am Ende des Jahres 1835 die Schuld ein ſehr mittelmäßiges Buch geſchrieben zu haben. Während er ſo an ſeiner Vergangenheit litt, ſchnitt Hr. v. Tzſchoppe ſeine Zukunft ab, weil die Regierungen eine Verbrüderung, einen Bund gleichgeſinnter ſubverſiver Beſtrebungen glaubten unterdrücken zu müſſen. Dieß war ein Irrthum; ſie haben Alle dawider nachdrücklichſt proteſtirt, Gutzkow in dem Aufſatz: „Vergangenheit und Gegenwart" in ſeinem „Jahrbuch der Litteratur," wo er über jene Zeit der Entſtehung der Wally und der Vorrede zu Schleiermachers Briefen über die Lucinde die folgenden Worte aus ſeinem Tagebuch mittheilt: „Tendenz iſt es nicht die mich Wally ſchreiben ließ. Mein Gemüth mußte Frieden haben, die letzte Anſtrengung, wie eine vulkaniſche Eruption, mußte ihm noch einmal vorangehen. St. Simonismus, Wiederherſtellung des Fleiſches, junges Deutſchland: kenne von dem Allen nichts, kenne mein Herz nur, mein Leben, meine Todten . . . . . . Strafbar iſt es vielleicht ſeine Gemüthsumwälzungen öffentlich in Scene zu ſetzen; ſtrafe man mich! Aber meine Zukunft mache mir Niemand unmöglich! . . . Fühlen werd' ich minder hart, minder dornig. Denken aber und forſchen nach wie vor." Und an einer andern Stelle dieſer „Gedanken im Kerker" heißt es: „Ich ſtehe *allein*; ich trage die Schuld . . . . Wozu die Genoſſen? Es ſind meine Freunde nicht, es ſind Rivale. Ihre Freunde ſchürten Haß, nicht Liebe unter uns. Hier iſt keine Tendenz, kein Syſtem, keine Verabredung. Nur einige Männer ſeh ich, von denen jeder ſich einbildet der

Digitized by Google

Nation verheißen zu ſeyn . . . Heine ſpricht vom „jungen Deutſchland." Er denkt an die jeune France, eine geſellſchaftliche Caricatur, eine Caricatur des Modejournals. Im Figaro und im Vaudeville wird jene blaſirte Phantaſterei verſpottet. Ihr republicaniſch-doctrinäres Air mit St. Simoniſtiſchen Falten und Wellenlinien gab ihm die Veranlaſſung von einer jeune Allemagne zu ſprechen . . . . Parteiungen in der Litteratur ſind mir zuwider: denn bei ſogenannten Schulen will ſich nur die Mittelmäßigkeit der Einen auf die der Andern ſtützen. Wo die Verantwortlichkeit ſolidariſch iſt, wird der Einzelne ſorglos und die Menge durchſchaut Alles." —

Wer wollte daran zweifeln daß dieß Gutzkows innerſte Meinung iſt? Nur ein oberflächlicher Blick auf ſeine weſentlichſten Eigenſchaften, auf den Menſchen und den Schriftſteller in ihm, zeigt daß ſein Weſen ein durchaus ſolitäres iſt, daß ſein Charakter nimmermehr ein Anlehnen an andere Perſönlichkeiten erlaubt, ſein Geiſt nimmermehr das Stichwort von einer Verbrüderung ſich zutheilen laſſen kann. Hätte eine Verbündung beſtanden, würden dann alle dieſe Autoren jemals in ſo feindſeliger Spaltung auseinander getreten ſeyn, würden ſie nicht immer, Einer im Andern, den Theilnehmer eines Geheimniſſes zu ſchonen gehabt haben? Ohnehin iſt ja die Erſcheinung daß einige jetzt zu großer Bedeutung gekommene Schriftſteller in der Mitte des vorigen Decenniums zu gleicher Zeit mit ziemlich zuchtloſen und jedenfalls am meiſten von Eitelkeit ſtrotzenden Gedanken debütirten, aus den geiſtigen Conſtellationen jener Zeit genugſam zu erklären. Wolfgang Menzel hatte ſich eben das große, unvergängliche Verdienſt erworben das wuchernde Unkraut jener mattherzigen erbärmlichen Belletriſtik, welche während der Reſtauration zuletzt geherrſcht hatte, niederzuſicheln, er hatte mit ſtarker Hand kühn in die Neſſeln und ſchlüpfrigen Pilze gegriffen um ſie auszureißen. Das Feld war durch ihn geſäubert, gerodet, geackert. Ein neuer Samen mußte ausgeſäet werden. Die Revolution des Julius 1830 kam: der öffentliche Geiſt wachte aus dem Schlummer auf, ein Drang nach Leben, nach Bewegung, nach der That wurde fühlbar. Die erregten Geiſter drängten ſich über die Schwelle der neuen Aera, deren Thore die Donner der drei heißen glorreichen Tage aufgeſprengt hatten. Die eine Säule dieſes Thors war ein neues politiſches, die andere ein neues ſociales Princip. Dreifarbig, regenbogenhaft wölbte ſich oben der große Name: Freiheit! darüber. In dieſer Bewegung ſah man mit Staunen wie weit zurück hinter dem öffentlichen Geiſte, hinter den politiſchen Thatſachen die deutſche Litteratur von damals ſey — weibiſch, kindiſch, entnervend, eines männlichen Volkes unwürdig! Eine andere ſollte an ihre Stelle treten: in die Furchen welche Menzels kritiſcher Pflug aufgeriſſen hatte, ſollten die Fruchtbäume einer neuen Zeit gepflanzt werden. Woher den Samen dazu nehmen? Woher die Keime eines neuen Aufwuchſes von kräftigen Stämmen, die nicht allein für ewig das geile Gewächs, das ſich in den Tagen der politiſchen Stagnation erzeugt hatte, erdrückten, ſondern aus deren Holz der Bau der neuen Sion gezimmert werden könne? H. Laube glaubte dieſe Keime beim Studium älterer Schriftſteller zu finden, die ſich die Emancipation unbefangener Natur, die Heiligung der Sinnlichkeit durch künſtleriſche Auffaſſung, die Rechte der ſinnlichen Schönheit hatten angelegen ſeyn laſſen; er ſah bei Goethe, Fr. Schlegel, Heinſe, Woltmann, Schleiermacher die Punkte angeregt, welche das junge Deutſchland großentheils nur amplificirte. Heine mußte ſich ſchon aus originellem Widerſpruchsgeiſt zur Oppoſition wider die herrſchenden Theorien in Schule und Kirche gedrängt fühlen, zudem wirkten die von Frankreich kommenden Einflüſſe auf ihn zunächſt ein. Gutzkow hatte nicht allein Laube's Studien gemacht, er hatte Alles ſtudirt: Theologie in Berlin, wo er als Candidat predigte, dann Philoſophie, ſpäter in München und Heidelberg Rechts- und Staatswiſſenſchaften. In ſeinem Kopfe gährten, wie er ſelbſt ſagt, die erſtickten und gebundenen revolutionären Kräfte, die neue ſociale franzöſiſche Philoſophie, die Lamennais'ſche Verbindung der Religion mit der Politik, die Grundzüge einer neuen Geſellſchaft durch den St. Simonismus, Rahel, Bettina, das Geſchick der Stieglitz u. ſ. w. Aehnliche Einflüſſe machten ſich in den andern geltend, und ſo kam es daß ungefähr zu gleicher Zeit in Deutſchland einige Bücher erſchienen deren Gedanken in auffallend ähnlicher Richtung ſegelten, weniger vom Steuer einer gereiften überlegenen Intelligenz als vom Winde der Zeitſtimmung gelenkt. Es waren Bücher die viel mehr Eitelkeit und Leichtſinn bewieſen als irgend etwas anderes, und die keinenfalls viel Aufhebens zu machen verdienten. Von einer Verbündung mit gemeinſchaftlichen Tendenzen war dabei ſo wenig die Rede, wie jetzt z. B. die Rede ſeyn kann von einer Verbündung zwiſchen den Kühnſten unſerer politiſchen Dichter des Tages, obwohl die deutſche Flagge, Aufhebung der Cenſur, Einführung des altdeutſchen Schwurgerichts, der Reichsſtände u. ſ. w. bei ihnen einſtimmig herbei geſungen wird.

Nach jener Ausſchweifung der Flegeljahre ſeines Geiſtes beſann ſich Gutzkow ſehr raſch. Die Haft mochte ſeinen Uebermuth gebrochen, der Kampf ſeine Intelligenz gereift haben. „Seraphine" wurde nach der „Wally" geſchrieben, ein Roman deſſen conſervativere Ruhe ganz geeignet war zu zeigen wie hoch der Geiſt des Verfaſſers eigentlich über jenem unglücklichſten Kinde ſeiner Muſe ſtehe. Eine ſtaunenswerthe Thätigkeit folgte. Im Jahre 1835 waren von Karl Gutzkow erſchienen: die Wally, die Vorrede zu Schleiermachers Briefen, Nero, die Soireen in zwei Bänden, die öffentlichen Charaktere, nebenher lief Theilnahme an Dullers Phönix, der Entwurf der Deutſchen Revue und manches andere. Im Jahre 1836 erſchien: Zur Philoſophie der Geſchichte, Beiträge zur Geſchichte der neueſten Litteratur, zwei Bände, Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte. Nachdem das Jahr 1837 die „Zeitgenoſſen" von ihm gebracht, trat 1838 der Roman „Blaſedow" in drei Bänden, das Buch „Götter, Helden und Donquixote," die „rothe Mütze und die Kapuze," der Aufſatz „Vergangenheit und Gegenwart" ans Licht; „Seraphine" wurde in demſelben Jahre ausgegeben, und zudem brachte der Telegraph eine Fülle von Aufſätzen aus der Feder ſeines Redacteurs. Dieſe Thätigkeit einer ſo kurzen Reihe von Jahren iſt unglaublich, ſtaunenswerth; aber Niemand wird läugnen daß ſie ohne Ueberreizung der erzeugenden Geiſteskräfte nicht möglich iſt. Es iſt zu viel, als daß an das Einzelne die Feile der letzten Hand gelegt ſeyn konnte. Dieß Bewußtſeyn mag es ſeyn was Gutzkow eilen läßt ſeine Schriften geſammelt und geſichtet zu ſehen. Er hat ſie jetzt gemuſtert und geordnet; er hat ſie ergänzt wo Lücken klafften, er hat abgeſchnitten wo Diction oder Debatte über das Maaß des Gehaltenen hinauswucherte. Er mag es fühlen daß ſeine litterariſche Vergangenheit im Ganzen, wie manche ſeiner Schriften im Einzelnen, nicht frei ſind von einer gewiſſen Verworrenheit, die aus dem embarras de richesses an Gedanken, Bildern, Richtungen und Kenntniſſen hervorgeht; dieß Bewußtſeyn mußte ihn drängen zu einem Abſchluſſe zu kommen und eine auch äußerlich ſichtbare Ordnung herzuſtellen.

Und dann iſt ein zweites da welches ihn veranlaſſen konnte ſeine Schriften geſammelt jetzt noch einmal herauszugeben. Die Bücher keines ſeiner Zeitgenoſſen haben wohl wider mehr Vor-

Digitized by Google

urtheil, wider mehr übeln Willen, wider mehr gehäſſige Anfeindung zu kämpfen gehabt — verſchuldet und unverſchuldet — als die ſeinen. Wie Gutzkow, während man ihn mit Gewalt zum Mitglied einer Coterie ſtempeln wollte, ohne innere Sympathie und Gemeinſamkeit mit irgend jemanden war, ſo iſt er es ſeitdem geblieben. Er ging für ſich ſeinen Weg. Jüngere Schriftſteller traten wohl um den „Telegraphen“ zuſammen, aber nicht um Gutzkow. Er fühlte ſich ſeinen Mitſtrebenden überlegen, und dieß wollte er geltend machen: er war es in der That, aber er hatte noch keine äußeren Beweiſe geliefert daß er es ſey, wie er es jetzt hat, und ſo erbitterte er, bald durch wirkliche Anmaßung, bald durch bloße Anticipation von Rechten, welche ihm damals noch niemand zugeſtehen wollte. Seine Kritik war ſcharf, dornigt, rückſichtslos; zuweilen auch war ſie ungerecht, namentlich wo perſönliche Gereiztheiten ſich geltend gemacht hatten. Am wenigſten hatte er die Politik den lärmenden Pöbel der Litteratur zu ſchonen; er ſchlug unbarmherzig auf Ueberſetzer et hoc genus omne los: ſo rührten ſich alle ihre Federn gegen ihn, und ſelbſt die Buchhändler, wider die er die Intereſſen der Litteratur in ſeiner ſcharfen Weiſe geltend machen wollte, miſchten ſich in den Chorus und ſchrieben Pamphlete: „Karl Gutzkow und die Gutzkowgraphie.“ Ich weiß nicht, traute ſich Gutzkow die Kraft eines Atlas zu? Er lud eine Welt voll Haß auf ſeine Schultern. Man warf ihm vor er habe kein Herz, nur combinirenden Verſtand, nur ätzende Schärfe. Seine jüngſten Schöpfungen, das warm pulſirende Leben in ſeinen letzten Novellen, früher die Pietät und der ſittliche Ernſt in ſeiner Biographie Börne’s haben dieß ſiegreich widerlegt. Aber wahr iſt daß Gutzkow jenen Egoismus der jeder dichtenden Originalität, jedem auf dem ſtillen Grunde der Innerlichkeit ſeine Blumen ziehenden Genius eigenthümlich iſt, in einem ungewöhnlich hohen, in zu hohem Maße beſitzt. Man warf ihm vor er ſuche den Scandal. Wahr iſt daß er dem Scandal nicht immer von weitem ſchon auswich. Jedenfalls hatte er den Muth der Kritik, von welchem er in ſeinen Xenien ſagt:

Die Tendenzpoeten.

Redet Ihr ſtets von der Zeit, der Idee und von dem Jahrhundert,
　Weiß man wahrhaftig nicht wie man Euch ſelber kommt bei.
Habt Ihr Talent, wie ſoll man, was Euer iſt, ſondern und ſcheiden
　Von dem himmliſchen Stoff, dem Ihr das Beſte verdankt?
Habt Ihr es nicht — was klagt Ihr mich an daß ein Pfeilſchuß
　Leicht den Apfel wohl trifft, aber auch leicht die Idee?
Das iſt der Muth der Kritik daß man das Jahrhundert zu ächten
　Wagen muß, wenn ſich das Nichts rühmet ſein Sprößling zu ſeyn.

Hatte Gutzkow nun an keiner litterariſchen Gruppe eine wahre Stütze — denn wie ſchwach an Kräften und Mitteln, wie gering an Zahl war alles das was man ſeine Lobpreiſer, ſeine Satelliten, ſeine Claqueurs nannte, der Kraft und der Zahl der Widerſacher gegenüber — ſo griff ihm gleich wenig irgend eine politiſche Sympathie unter die Arme. Es iſt keine Fraction der öffentlichen Meinung und der Parteien in Deutſchland welche Karl Gutzkow unbedingt zu den ihren zählen könnte. Seinem Weſen nach iſt er Doctrinär. Aber kein Syſtem, keine Theorie hat ihm eine unbedingte Huldigung abgerungen. Er hat geſtritten mit den verſchiedenſten Richtungen, von Görres bis zu den Halle’ſchen Jahrbüchern; und der angeborene Eigenſinn mit welchem er eiferſüchtig ſeine eigenen Pfade wandelt, würde ihn verhindern ſich einer Partei anzuſchließen, auch wenn er ſelbſt dieſe Partei gebildet hätte, ſelbſt ihre Fahne trüge, ihre Stichwörter austheilte. Denn die Unabhängigkeit, in dem Maße wie ſie das Bedürfniß Gutzkow’s iſt, findet ſich nur bei vollſtändiger Iſolirung erreichbar.

Dieſe Stellung unſeres Autors war es welche ſeine Laufbahn unſäglich mühſam machte. Er hatte zu kämpfen Tag für Tag, und obwohl er ſich längſt als eines der bedeutendſten Talente bewieſen, fuhr man hartnäckig immer noch fort ſeine ganze Exiſtenz anzufechten. Er konnte nie eines Sieges froh werden, denn das Terrain das er durch offene Feldſchlacht errungen zu haben glaubte, mußte er am nächſten Tage von neuen Feinden beſetzt ſehen. Die Feinde wuchſen wie Kadmäerſaat für ihn aus der Erde, in welche er freilich die Drachenzähne ſelbſt geſtreut. Gutzkows perſönliches Weſen iſt mit großer Reizbarkeit verquikt. Raſch zum Zürnen gab ſeine Verſtandesſchärſe ihm Waffen in die Hand, welche unheilbare Wunden ſchlugen. Deſto mehr wuchs die Erbitterung gegen ihn. Es iſt nicht leicht in Deutſchland eine litterariſche Unpopularität zu ertragen, noch ſchwerer mit ihr zu kämpfen zu haben. Es ſtehen ſich hier keine einfachen Meinungsverſchiedenheiten, keine zu größeren Heerlagern geſchiedene Parteien gegenüber, ſondern es iſt ein ewiges Hetzen und Necken der leichten unorganiſirten Truppen, ein fortwährender Guerillakrieg, wo rechts und links, vorn und hinten die Plänkler auftauchen aus ihren Sträuchen. Dieſe litterariſchen Buſchklepper, die um ihr Leben zu friſten immer auf dem großen Horn die Noten abblaſen welche juſt populär ſind, müſſen den reizbaren nervos organiſirten Mann eine wahre Hölle haben durchmachen laſſen. Hob ihn einmal die Anerkennung ſeines Talents, oder auch der Widerſpruchsgeiſt durch einen enthuſiaſtiſchen Artikel hoch empor, ſo konnte er ſicher ſeyn deſto plumper von anderer Seite wieder angegriffen zu werden.

Aber Gutzkow unterlag nicht: ſein Muth wurde nicht niedergeſchlagen, die Spannkraft ſeines Geiſtes nicht gelähmt, die lebendige Beweglichkeit ſeiner Gedanken nicht verkümmert. Den gleichgültigen Zuſchauern mußte er damals in ſeiner unermüdlichen Schnellkraft, die nie ermattete, die immer wieder da war, vorkommen wie das carteſianiſche Teufelchen in der großen Waſſerflaſche der Litteratur. Etwas Dämoniſches hatte dieſe Ausdauer in der That. Statt zu unterliegen wuchs er über die andern höher und höher empor; mit einer wahrhaft bewundernswürdigen Fruchtbarkeit ſtürmte er von Werk zu Werk, bis ſeine letzten nicht mehr halben Siege ihm endlich jene wahre Popularität gewannen, welcher die Kritik die noch bis auf dieſen Augenblick Gutzkow gegenüber ſelten unbefangen, ſondern entweder als Lobhudelei oder blinde Befeindung auftritt, nicht viel mehr anhaben kann. Dieſen Augenblick hat er abgewartet um eine Sammlung ſeiner früheren Arbeiten zu veranſtalten, weil er für ſie jetzt eine andere Aufnahme hoffen darf als ſie beim erſten Erſcheinen erhielten. Die Baſis ſeiner litterariſchen Stellung war raſch, in der Haſt des Kampfs, in der Hitze nur empor, nur an das Ziel brennenden Ehrgeizes hinauf zu kommen, gelegt und aufgebaut. Dem reiferen Urtheil macht ſich beim Rückblick das Bedürfniß fühlbar dieſe Baſis neu zu feſtigen. Der Autor nimmt die Stücke und kantet ſie, fugt ſie dann neu zuſammen, das rauhe, nicht zu bewältigende Geſtein wirft er fort. Es iſt vieles fortgelaſſen was von minderem Werthe, oder für den Augenblick geboren oder die momentane Stimmung zu ſehr verrieth; oder auch was altes Aergerniß erneuert hätte. „Ich bin,“ ſagt Gutzkow, „gegen mich ſelbſt mit der größten Strenge verfahren. Ich behandelte dieſe zerſtreuten Schriften wie die Werke eines Andern. Ich habe keine Unklarheit mehr für Licht ausgeben mögen, keine Unordnung für Plan, keine parteiiſche Liebloſigkeit für Charakter; ich habe getilgt nicht was Andern, ſondern was mir ſelbſt mißfiel. Ich durfte dieß thun, da ich auf der andern Seite eben ſo viel von reiferer

Digitized by Google

Einſicht, älterer und kälterer Erfahrung hinzufügte. Die Ausgaben ſind durchweg nicht nur verbeſſert, ſondern auch im Umfange vermehrt.“

Wenn die bisherige ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit Gutzkow's ſich nun ſo mit ihren Reſultaten in reinlicher klarer Geſtalt zur Ueberſchau und neuer Beherzigung vor uns ſtellt, ſo iſt damit zugleich die Aufforderung gegeben von der Debatte über das Einzelne, von der Erforſchung der genetiſchen Entwicklung des Autors abzuſehen und zu einem Geſammtbilde ſeiner Individualität, zu einer Darſtellung ſeiner Eigenthümlichkeiten zu kommen. Eine ſolche Charakteriſtik iſt ſchwer. Um ſie vollſtändig zu liefern dazu müßte man alle die vielfach verſchlungenen Lebensadern unſerer neuen Litteratur verfolgen, denn wie in einem Mikrokosmus finden ſich im Weſen unſeres Autors alle dieſe Adern nachgezeichnet. Nur Gutzkow's eigenes kritiſches Talent — dieſes große Talent welches die ſonſt der Dichtkunſt vorbehaltene Gabe, die Intuition zu theilen ſcheint — könnte vielleicht allſeitig und genügend dieſe Charakteriſtik liefern. Wir beſchränken uns hier auf Andeutungen. Zuerſt iſt es der Reichthum der Gedanken welcher ohne Sparſamkeit, unermüdlich, unerſchöpflich ſeine Habe um ſich ſtreut, was uns im Schriftſteller entgegentritt; ſeine Diction achtet in ihrem raſchen Vorwärtsgange nicht auf das was ſie ausſtreut, wie in ſtolzer Sicherheit, daß ihr nie der Gedanke und die heftige Theilnahme am Stoff ausgehen werde. Sie iſt wie ein voller Strom, dieſe Diction, der raſch einherſchießt, der ohne zu ruhen wühleriſch ſich ein Bett gräbt und dann, gerade ausſtürmend, von allen Ufern her Blumen mit ſich fortreißt. Mit unglaublicher Leichtigkeit fließen ihm die Vergleiche zu, von allen Seiten her, ohne jemals geſucht oder verfehlt zu ſeyn. Eine eigenthümliche Färbung bekommt jene Diction noch durch das vielſeitige Wiſſen und die umfaſſenden Studien Gutzkow's. Dieß verräth ſich überall, es bildet in Verbindung mit der Gedankenbeweglichkeit, der fortreißenden Lebhaftigkeit, der Schärfe ſeines Urtheils, das unendlich anregende was in ſeinen Schriften liegt. Häufiger Gebrauch von Fremdwörtern kommt hinzu um dem Styl ſeine bunten ſchillernden Farben zu geben. Die Schattenſeite deſſelben iſt daß er mitunter nicht haushälteriſch genug mit ſeinen Gedanken umgeht, daß er zuweilen Ruhe und Klarheit vermiſſen läßt. Gutzkow verzettelt nur zu oft ſeine Argumente; die bedächtige Dürftigkeit welche ſich Sparſamkeit und Schonung hat angewöhnen müſſen, würde mit der Hälfte der Gedanken, die jener um ſich wirft, manchmal größere Wirkungen herbeizuführen wiſſen, indem ſie die Argumente klüglicher gruppirte und ſie zu künſtleriſchen oder rhetoriſchen Effecten geſchickter über einander zu ſtellen wüßte. Jene Eigenſchaft Gutzkow's iſt auch der Grund weßhalb ſeinen Büchern oft der Schluß fehlt. Er hat ſich ausgeſprochen, ſich auserzählt ehe er es ſelbſt vermuthet, und plötzlich bricht er ab weil er nichts geſpart hat auf die Schlußgruppe ſeiner Gedanken oder ſeiner Geſtalten. Dieß hat dann wieder die mangelnde Rundung, den unkünſtleriſchen Eindruck des Ganzen zur Folge.

So viel was die Form angeht. In Beziehung auf den Gehalt ſeiner Leiſtungen ſind zwei Partien derſelben zu unterſcheiden: die Werke des Räſonnements und die Werke der Fiction. In beiden Gebieten iſt ſeine Thätigkeit unendlich mannichfaltig und bunt, und zu den vielen Früchten die er auf ihnen gepflückt hat, kommen wieder andere welche vermittelnd, den Uebergang bildend, zwiſchen beiden ſtehen, wie Nero, wie Wally.

In der Periode ſeines Lebens, unter welche er jetzt durch die Sammlung ſeiner Werke einen Strich gezogen hat, war die kritiſche, die belehrende Thätigkeit Gutzkow's offenbar überwiegend. Er war reich an Gedanken, ärmer an Geſtalten. Plaſtiſch, lebensfähig, warmen Hauches erfüllt, waren nur gewiſſe Figuren in ſeinen Schöpfungen, die übrigen waren die Repräſentanten einer pſychologiſchen Wahrheit, eines philoſophiſchen Satzes oder die Geſchöpfe einer Berechnung, die Kinder eines Experiments. Niemand aber wird läugnen daß ſeine Gedanken dagegen immer voll Lebendigkeit waren, und daß ſie ſich nicht auf gewiſſe Arten von Gegenſtänden zu beſchränken brauchten, um gleich anregend und beachtenswerth zu bleiben. Die Politik wie die Litteratur, die Pädagogik wie die Theologie ſind Gebiete in die Gutzkow ſich mit gleicher Vorliebe, meiſt mit gleichem Glücke vertieft hat. Es iſt oft der Fall daß er die Stoffe welche er auf dieſen Gebieten ergreift und behandelt, zu raſch erledigt, daß er ſie fallen läßt und abgeurtheilt wähnt ehe ſie ergründet und allſeitig beleuchtet ſind: aber er verläßt ſie nie ohne wenigſtens einige Schlaglichter in den innerſten Kern ihres Weſens haben fallen zu laſſen. Das was ſich hart und ſchroff ihm gegenüberſtellt, die verſchloſſene Feſte einer Individualität, eines unzugänglichen Weſens überfällt er weder, noch gebraucht er den Apparat einer Belagerung um als offener Sieger einzuziehen. Er plänkelt lieber ſorglos umher, er ſucht und beängelt bis er den Punkt gefunden wo eine Mine eindringt, und plötzlich taucht er dann von unten auf im Kerne des verſchloſſenen Weſens empor.

Groß in ihm iſt das dialektiſche, das Talent der Advocatur. Karl Gutzkow hätte, glaub' ich, gar nicht in Deutſchland, er hätte in Frankreich geboren werden müſſen um die ihm gemäße Entwickelung zu finden. Er würde ſich dort dem Barreau gewidmet haben. Eine ſiegreiche Gabe der Beredſamkeit hätte ihn hoch empor getragen, hätte ihn zum öffentlichen Charakter gemacht, hätte die Bahnen des Ehrgeizes vor ihm aufgeſchloſſen. Er fühlt einen Drang in ſeinem Innern mitagirend im Staate zu ſtehen, ſtatt außerhalb deſſelben. Der deutſche Staat bietet ihm keine Stelle. Dort aber, in Frankreich, hätte er ſeinen Thätigkeitstrieb beſchäftigen können in der bewegten Sphäre der politiſchen Parteien, in den Reibungen des öffentlichen Lebens. Er iſt kein Mann der blinden Partei, aber er iſt ein Mann den es nach der That drängt; und da die Verhältniſſe bei uns ihm nirgends die Handhabe einer That bieten, iſt er in eine Mißſtimmung zu dieſen Verhältniſſen gekommen, welche ſich zur Verachtung geſteigert hat. Die kalte Verachtung aber iſt ein für den Charakter und für das Talent gleich gefährliches Gefühl.

Das Talent der Advocatur in Gutzkow iſt es was ihm unbewußt den Gedanken unterſchiebt, das geiſtige Leben unſeres Jahrhunderts ſey ein Proceß. Er wünſcht es, weil er fühlt wie hoch und bedeutungsvoll ſeine Stellung in einem Proceſſe der großen geiſtigen Richtungen unſerer Zeit wider einander ſeyn würde. Ein Proceß aber iſt die geiſtige Bewegung unſerer Zeit nicht, weil wir keinen Richter haben. Die öffentliche Meinung kämpft bei uns wider die Thatſachen an. Wer entſcheidet? Die Geſchichte? Unſre Geſchichtſchreibung iſt nicht unparteiiſch, und die Geſchichte hat keine Zwangsmaßregeln um ihre Urtheile zu vollziehen — noch dazu an Parteien, die alle längſt todt ſind wenn die Geſchichte zu Worte kommt. Nein, die Bewegung der Zeit iſt ein Kampf worin das Recht des geiſtig Stärkeren entſcheiden wird, und es iſt wichtig dieſe Wahrheit aufrecht zu erhalten. Die Schriftſteller und Dichter ſind keine Advocaten, wie Gutzkow in der Vorrede ſeiner geſammelten Werke ſagt, ſondern ſie ſind Waffenſchmiede.

Die kritiſche Seite Gutzkow's iſt bis jetzt bei zuſammenfaſſender Beurtheilung am meiſten hervorgehoben worden: es iſt kaum möglich etwas neues darüber zu ſagen, denn kein jüngerer Schrift-

Digitized by Google

ſteller hat zu ſo vielfacher Beſprechung angeregt als dieſer. Die gewichtigſten Stimmen über ihn haben diejenigen Autoren abgegeben welche einſt mit ihm in eine Kategorie geſtellt wurden, Mundt, Laube, Kühne — Mundt in ſeiner Geſchichte der Litteratur der Gegenwart, Laube in der Geſchichte der deutſchen Litteratur, Kühne in ſeinen Porträts und Silhouetten. Mundt richtet, ſchon damals, ſeine meiſte Aufmerkſamkeit auf Gutzkow's Productionskraft und hebt beſonders die Poeſie ſeines „Nero“ hervor; Laube zieht alle räſonnirende Thätigkeit desſelben ſeiner ſchaffenden vor, obwohl er bei jener den spiritus rector vermißt. Am beſten und ſchärfſten ſcheint uns Kühne's Urtheil, wenn auch vollſtändige Unbefangenheit bei ihm ſo wenig wie bei allen dreien vorhanden iſt — was Gutzkow freilich auch um alle drei nichts weniger als verdient hat. Und doch hat Kühne's Urtheil, wie es in den „Porträts und Silhouetten“ ausgeſprochen iſt, eine ſehr anerkennenswerthe Milde, und obwohl er dem „Blaſedow“ und der „Seraphine“ durch Unterſchätzung Unrecht thut, würden wir uns doch am liebſten auf ſeine Worte zur Ergänzung der unſrigen beziehen. Aber freilich iſt ſeit jenen Beurtheilungen die dramatiſche Wirkſamkeit unſeres Autors eingetreten, die alle früheren Urtheile über ihn ſo bedeutend zu ſeinen Gunſten modificirt.

Von dem Dichter in Gutzkow haben wir bis jetzt weniger geſprochen. Es iſt dieß die zweite Seite ſeines Weſens welche eine merkwürdige Erſcheinung darbietet. Nicht daß er aus kritiſchen Anfängen zur Production übergegangen — was der Bildungsgang der meiſten unſerer jüngeren Schriftſteller iſt — nein daß die Wärme ſeiner Erfindung, der lebendige Hauch ſeiner Geſtalten ſich immer mehr ſteigert, daß ſeine Theilnahme an menſchlichem Weh und Leid wächst, und daß ſeine Poeſie zunimmt wie er älter und reifer wird. In vielen Charakteren wächst mit den Jahren das Gefühl, aber der poetiſche Drang nimmt mit den Jahren, in dem Maße wie ſie Beſchaulichkeit und Neigung zur Speculation mit ſich führen, ab. In Gutzkow iſt es umgekehrt; hatte er früher die Gabe der Intuition bei ſeiner Kritik, ſo fehlte ihm bei ſeinem Dichten der Inſtinct des Talents oder, wenn man lieber will, die unbewußte von oben her kommende Offenbarung, welche dem Genie ſelbſt ein Unklares bleibt, und das angeborene, das räthſelhafte an der Dichtergabe iſt. Die Alten nannten es die Einflüſterung der Muſe, welche ſie im Beginn ihrer Geſänge anriefen. Dieſe Muſe ſtand nicht bei der Wally, bei der Seraphine zu Gevatter. Aber die ſpäteren Schöpfungen, die neueſten Novellen, die Geſtalten ſeiner Dramen, Patkul, Pugatſchew, Werner, ein weißes Blatt, haben das Blut und Leben, den menſchlich warmen Herzſchlag, die concrete Wahrheit welche ohne tiefe Emfindung, ohne ächtes Mitgefühl und ohne Phantaſie — im Gegenſatz zur Einbildungskraft — kurz ohne eine eigentliche Gabe der Dichtung nicht hervorgebracht werden können.

Unzweifelhaft alſo hat ſich Gutzkow berufen gezeigt auch durch Werke der Fiction unſere Litteratur zu bereichern, und zwar ſie wahrhaft zu bereichern, denn die beſondere Art ſeines Talents befähigt ihn zu Schöpfungen einer Gattung deren wir wenige beſitzen, und in denen ſich vor allen die franzöſiſchen Schriftſteller auszeichnen. Ich meine jene Werke deren Hauptreiz und Hauptſtärke die pſychologiſche Analyſe iſt. Bis in die tiefſten Geheimniſſe der menſchlichen Seelenregungen, bis zu den verſteckteſten Gefühlen, Triebfedern, Bewegungen jener Welt voll Räthſel niederzuſteigen, die der Dichter „das Herz“ nennt, iſt bis jetzt wenigen unter uns gelungen: unſer Roman begnügt ſich hier meiſt mit der oberflächlichen Skizze, oder er hilft ſeinem Mangel an pſychologiſcher Tiefe durch Phraſen nach. Unſer Publicum begnügt ſich damit. Die feinen Charakteranalyſen welche den raſchen Gang der äußeren Handlung beeinträchtigen und große Theilnahme vorausſetzen, auch ohne eigene Feinheit der Beobachtung nicht ganz verſtanden werden können, langweilen unſere haſtige Leſewelt, und Schriften von jener unerhörten Schärfe und Wahrheit der Charakteriſtik, welche bis zur Bloßlegung der verſteckteſten Faſern halb unbewußter oder ungeſtandener Entſchlüſſe und Empfindungen geht, wie z. B. Balzac's Eugenie Grandet, G. Sands Pauline u. ſ. w. weicht man bei uns aus. Und doch iſt hier eine der ſchönſten Aufgaben des Romans und der Novelle gelöst, wobei ſich zugleich ohne alle Tendenzmacherei und Abſicht der moraliſche Nutzen ergibt und an die Kunſt heran tritt, ohne ihre Klarheit durch den Schatten den ſeine materielle Geſtalt wirft, zu verdunkeln. Zu dieſer Art Dichtung welche die Dramen in der tiefſten Bruſt des Menſchen ſtatt auf dem offenen Welttheater aufſucht, halten wir vor allen durch die Schärfe ſeines inquiſitiven Blickes Gutzkow berufen. In ihr beruht mehr ſeine Stärke als in derjenigen Art welche großen Reichthum der Phantaſie zur Erfindung äußerlicherer Situationen und Ereigniſſe fordert. Seine Dichtungen welche jener Gattung angehören und ſich um tiefere pſychologiſche Motive als ihren Angelpunkt bewegen, haben immer noch den ergreifendſten, den reinſten und dauerhafteſten Eindruck gemacht: z. B. Werner, das weiße Blatt, die Novellen: die Wellenbraut, die Selbſttaufe (in der Urania); Seraphine und Partien im Blaſedow gehören ebenfalls dahin. Wir ſehen hier den wahren Dichter der die tiefſten Conflikte der Menſchenbruſt zu belauſchen verſteht, der ſie mitfühlt und der ſie ſittlich zu löſen ringt, ja der mit beſtem Willen nach dieſer ſittlichen Verſöhnung ſtrebt, wenn er ſie auch nicht immer findet, was mit einer andern Richtung ſeines Weſens zuſammenhängt. Ich meine die Richtung welche ihn ſo ſtürmiſch an das hieroglyphenbedeckte Thor der Zukunft klopfen läßt, hinter dem die alte Sphinx liegen ſoll, welche uns einſt alle Daſeynsrathſel löſen wird. Unſer Autor hat die Geduld nicht gehabt zu warten bis die Alte für ihn den verſchwiegenen Mund öffnet, und ſein immer auf den Kern gehender Wiſſensdurſt hat es lange verſchmäht ſich unterdeß ſelbſt ein Princip ſittlicher Löſungen zu ſuchen, welches aufzufinden Gott dem Einen ſeine Religion, dem Andern ſeine Philoſophie ſchenkte. Die größere Reife welche die letzten Jahre Gutzkow unläugbar gebracht haben, beginnt ſchon ihn dahin zu führen wo er ſein fragedurſtiges Herz beſchwichtigt und gleich Andern ſich begnügen lernt.

Unter den eben genannten Dichtungen heben wir noch vorzüglich Werner, das weiße Blatt und die Selbſttaufe hervor, weil hier die Conflikte nicht durch äußere Umſtände, oder durch Pflichten welche nur von außen an die ringenden Charaktere herangetreten ſind, entſtehen, ſondern weil ſie hier ein rein innerliches Gepräge haben. Wir finden alſo in dieſen Werken die ſchönſten, ergreifendſten, würdigſten Motive deren ein Dichter ſich bemächtigen kann: den Kampf der Leidenſchaft gegen Pflichten die der Held ſich ſelbſt aufgelegt hat, die aus ſeinem eignen Innern, ſeiner Vergangenheit, ſeinem Charakter heraus vor ihn treten, und die er nicht verachten und verletzen darf ohne — nicht irgend einem Gebot — ſondern ſeinem eignen Schwure oder ſich ſelber untreu zu werden.

Da hierzu noch das Talent des Autors für Auffaſſung und Darſtellung ſocialer Verhältniſſe kommt, ſo ſagen wir vielleicht nicht zu viel, wenn wir ihn berufen nennen auch dem modernen deutſchen Roman eine weſentliche Entwicklung einzuleiten — natürlich falls Gutzkow dem Roman und der Novelle einen Theil des Strebens zuwenden wird das er jetzt faſt ganz der Bühne zuwendet.

Digitized by Google

Die Bühnenſtücke Gutzkows haben eine endloſe Debatte hervorgerufen: alſo von vornherein das Verdienſt gehabt für das deutſche Drama das Intereſſe anzuregen welches die Folie der guten Schöpfung iſt. Beſonders laut war der Streit über „Zopf und Schwert.“ Wir meinen, wenn man „Poſſe“ auf den Titel ſchreibt, ſo wird niemand etwas gegen dieß Drama einzuwenden haben, und ein Stück das durch ein einziges Wort gut gemacht wird, kann unmöglich an und für ſich ſo werthlos ſeyn, wie viele Derer behaupten die es Gutzkow nicht vergeben können daß er ſie einen Abend lang herzlicher hat lachen gemacht, als irgend eine andere deutſche Poſſe vorher. Was das „Urbild des Tartüffe“ angeht, ſo bezeichnet es einen unläugbaren neuen Fortſchritt des Dichters und iſt das beſte deutſche Luſtſpiel welches wir haben, wenn man nicht auf die älteſten Sachen, z. B. auf Kleiſts zerbrochenen Krug, der übrigens nicht deutſches Original iſt, zurückgehen will. Die Charakteriſtik dieſes Stücks hält ganz die rechte Mitte zwiſchen Oberflächlichkeit und der Feinheit welche dem Bühnenpublicum verloren geht und ſich über die Schranken dramatiſcher Erfaßlichkeit hinaus verſteigt. Die Situationen ſind neu, wirkſam, draſtiſch, die Sprache iſt voll Geiſt. Die Sprache der Gutzkow'ſchen Dramen hat überhaupt immer mehr gewonnen. Der ſonſt ſo gedankenreiche Autor ſchien ſich anfangs, wohl in der Beſorgniß, den Dialog ſeiner Dramen zu ſehr zu beſchweren, mehr Maß aufzulegen als nöthig, ſo daß eine gewiſſe Dürre entſtand. Die Uebung hat ihn augenſcheinlich zum rechten Maß geführt. Am meiſten zeigt dieß „Pugatſchew“ mit ſeiner reichen, außerordentlich dichteriſchen Diction. Wenn von Gutzkows Dramen die Rede iſt, darf Patkul nicht mit Stillſchweigen übergangen werden den wir kürzlich in franzöſiſcher Ueberſetzung erſcheinen ſahen. Doch knüpft ſich zunächſt an dieß Stück die Bemerkung daß Gutzkows eigentlicher Beruf nicht Behandlung des hiſtoriſchen Stoffs iſt; ſein Geiſt iſt zu ſehr mit modernen Gedanken und Anſchauungen erfüllt und ganz durchtränkt, als daß ihm rein objective Anſchauung und hiſtoriſch treue Darſtellung gelingen könnte. Im Luſtſpiel iſt dieß nicht ſo ſtreng erforderlich, wie im ernſten Drama, und da, z. B. im „Richard Savage,“ beging Gutzkow grobe Verletzungen des „Coſtüms,“ wie man es nennt.

Aus dieſem Allen aber, wie aus der ganzen Entwicklung des Autors, ergibt ſich ein Reſultat welches wir nicht ſtark genug urgiren zu können glauben. Das überwiegende Talent welches die Litteratur in Gutzkow beſitzt, hat ſich in dem Maße reicher und *beſſer* entfaltet, in welchem es Anerkennung gefunden: ſeine Seele iſt gewachſen in dem Maße wie der Haß und die Schmähung abgenommen haben; ſeine Verdienſte werden mit jedem neuen Drama unbeſtreitbarer; deßhalb, laßt ihm endlich die Ruhe, woraus allein die Schaffensfreudigkeit entſtehen kann, ohne welche nichts Großes gedeiht. Das ewige Mäckeln, Bohren, Nergeln, der ungünſtige Mißmuth über ſeine Erfolge, die perſönliche Gereiztheit der jede Waffe wider ihn recht iſt und die ſich bis zu den abſurdeſten Vorwürfen verliert, *) ſie ſind für den welcher unbefangen die litterariſchen Verhältniſſe verfolgt, und dem nichts Anderes als die Entwicklung der Litteratur am Herzen liegt, nicht allein widerwärtig, ſondern tactlos. Iſt es euch wirklich um das deutſche Luſtſpiel, die deutſche Bühne zu thun? Nun wohl, Gutzkow hat den Weg gewieſen wo das Luſtſpiel hinaus muß, er hat zuerſt durch ſeine Stücke Wegſäulen aufgerichtet an denen der Pfad vorüberführt: ſo laßt ihn dieſes Weges ziehen, ermuntert ihn, laßt ſeiner empfindlichen reizbaren Natur endlich die Sammlung und Stille, den Frieden des Gemüths, ohne welche Shakſpeare ſelber kein ordentliches Stück hervorgebracht hätte. Die litterariſche Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben — die Kritik darf ſich durch keine Rückſicht die Hände binden laſſen; aber für die perſönlich verletzenden Eigenſchaften die man einem Autor nachſagt, ſich an ſeinen Arbeiten rächen, iſt eine litterariſche Perfidie.

Die Bühnenſtücke unſeres Schriftſtellers ſind in beſonderer Sammlung — in drei Bänden bis jetzt — bei Weber in Leipzig erſchienen und deßhalb von der neu veranſtalteten Sammlung früherer Schriften ausgeſchloſſen. Dieſe letztere wird zwölf enggedruckte Bände umfaſſen und binnen Jahresfriſt erſcheinen. Die zwei erſten liegen uns vor: ſie enthalten, der erſte, „Gedichte,“ das dramatiſche Gedicht „Nero,“ eine kleine dramatiſche Skizze: „Hamlet in Wittenberg,“ „Xenien und Epigramme;“ der zweite die öffentlichen Charaktere, vermehrt und verbeſſert. Die übrigen werden die bekannten andern Schriften des Verfaſſers bringen — ausgelaſſen ſehen wir jedoch den „Saul,“ die Soireen, die Schrift in der Cölner Angelegenheit und Vieles von den kritiſchen Arbeiten des Autors; denn der ſechste Band deſſen zweite Hälfte nach der Ankündigung „Kritiken und Charakteriſtiken“ enthalten wird, ſcheint nur eine Auswahl aus den „Beiträgen zur neueſten Litteratur,“ dem Buch: Götter, Helden und Donquichote, und den andern kritiſchen Aufſätzen bringen zu können.

Gutzkow als lyriſchen Dichter zu betrachten iſt in hohem Grade intereſſant. Was uns dabei zuerſt entgegentritt, iſt daſſelbe Schickſal welches ſeine proſaiſche Schriftſtellerthätigkeit verfolgt, neben ſo vielem Vorzüglichen hier und da ſo Mittelmäßiges zu produciren, daß man mit Recht bei einem Geiſte wie dem Gutzkows darüber erſtaunt. So finden wir unter den Gedichten eines: „Der Morgen einer Schmerzensnacht,“ von dem Niemand glauben ſollte daß er es unter ſeine Geiſteskinder aufgenommen habe. — Anwendbar auf ſeine eigene Entwicklung ſteht die Chrie daneben:

Du ſollſt den Wuchs des Dichters nicht verklagen!
Der Aſt am Obſtbaum wächst die Kreuz und Quere;
Nur Bäume die uns keine Früchte tragen,
Erheben ſchlank ihr Haupt, das blüthenleere.

---

*) Z. B. das „Urbild des Tartüffe“ ſey nach italieniſchem Muſter gearbeitet; oder der geänderte Schluß dieſes Stücks ſey unlogiſch, da Lamoignon ein Jeſuit ſey, alſo nicht mehr ein Jeſuit in Rom zu werden brauche — als ob zwiſchen einem ſogenannten Jeſuiten, d. i. einem Heuchler wie der Präſident Lamoignon iſt und einem eingekleideten Ordensmitglied kein Unterſchied wäre; oder daſſelbe „Urbild“ habe nicht den Mittelpunkt und die Erklärung in ſich ſelber, da es ſich an das Mollereſche Stück anlehne — als ob Molière und ſein Tartüffe nicht ebenſo gut der Geſchichte angehörte wie irgend einer der antediluvianiſchen Könige, welche die claſſiſche Tragödie früher zu ihren Helden zu erwählen pflegte! Weßhalb hat man dieſen Vorwurf nicht dem ſchönen Gedicht Freiligraths „Prinz Eugen, der edle Ritter“ oder ſeinem: „Eine Geuſenwacht“ gemacht, welches letztere ſich ſo an ein fremdes Volkslied anlehnt daß es vielen unverſtändlich iſt? Wenn das „Urbild“ die Erklärung nicht in ſich ſelber hätte, ſo würde es nicht den einſtimmigen rauſchenden Beifall ſowohl der excluſiv Gebildeten als des großen Publicums errungen haben. Das haben die Zeitanſpielungen gethan, wird man mir einwerfen. Dieß iſt eine Behauptung von demſelben Werthe wie alle früheren: ſie iſt aus der Luft gegriffen. Von witzigen Anſpielungen ſtrotzt das in Rede ſtehende Stück gar nicht in dem Maße, wie man, um ſeinen Erfolg zu erklären, behauptet; und zweitens iſt noch nie aus witzigen Anſpielungen ein wirkſames, effectreiches, überall bei den Leuten *verſchiedenſter* Lebensanſicht Beifall ärndtendes Bühnenſtück zuſammengeflickt worden. Man ſollte in Berlin lieber den Pugatſchew und Zopf und Schwert, die Sachen von Prutz u. ſ. w. aufführen; es wäre das ein beſſeres Förderniß der Anfänge eines nationalen deutſchen Drama's, als durch ungerechte Angriffe von da aus dieſe Anfänge befehden. Pugatſchew wird in Berlin nicht gegeben aus Schonung eines ruſſiſchen Unterthanen (Orloff). Wie wohlthätig muß dieß dem deutſchen Nationalgefühl ſeyn, wenn es damit die jüngſten Behandlungen preußiſcher Unterthanen an der ruſſiſchen Gränze zuſammenhält!

Digitized by Google

Ueberhaupt macht ſich die Neigung zu gedankenſchwerer Kürze, zu epigrammatiſcher Wendung bemerkbar; die daraus entſtandenen kleinen Gedichte ſind der beſte Schlüſſel zu der viel debattirten perſönlichen Individualität des Verfaſſers. In dieſer Beziehung ſind ſie bedeutend; ſie zeigen einen größeren Fond von ächter Melancholie, von Liebesbedürfniß, von dichteriſcher Schwermuth, als Manche erwartet haben mögen. Einige ſind von großer Schönheit, z. B. „Abſchied von Untreue,“ — „Chamounix,“ — „Thronrede des Frühlings“ u. ſ. w. Ueber ſich ſagt der Dichter:

Ihr ſagt da wohl, ich hätte
Nicht Herz und nicht Natur,
Und haft' an Euch als Klette
Durch meine Stacheln nur —

Ich gebe Mittagsſchwüle,
Saharaſonnenbrand,
Nie ſanfte Abendkühle,
Nie warmen Druck der Hand.

Ich gliche wohl dem Feuer
St. Elmo's auf dem Meer,
Das Keinem recht geheuer,
Niemanden Führer wär' —

Ich könnte Tempel ſpinnen
Und drehen aus Asbeſt;
Doch keine Hülle drinnen
Sich's ruhig ſchlafen läßt! —

Doch, wo ſoll ich ſie finden,
Die Liebe, die Ihr wollt?
Wie kann ich den verbinden,
Der unverſöhnlich grollt?

Wie kann den Arm ich legen
Um Eure Schultern hin,
Mit Blumen Euch umhegen,
Da auf der Flucht ich bin?

Wenn wo auf den beſtäubten
Landſtraßen Ruh ich fand,
Liegt mir ein Schwert zu Häupten,
Der Griff hart an der Hand.

Nehmt meinem Wort die Feſſel,
Gebt ihm das Echo frei;
Dann find't ſich wohl ein Seſſel,
Ein Trunk, ein Scherz dabei.

Eine Verwahrung in Beziehung auf Früheres ſpricht ſich in dem Gedicht „der jüngere Nachwuchs“ aus.

Glücklich ſeyd Ihr, jüngre Streiter,
Daß Euch ſchwarze Warnungsplanken
Zeigen, wo einſt Roß und Reiter
Vor Euch in den Abgrund ſanken!

— — — — — — — — —

Von dem Speer die Eiſenſpitze
Dürft Ihr ſtoßen in die Erde,
Daß er nach des Kampfes Hitze
Euch ein ſchattig Laubdach werde.

Ihr braucht's, wollt Ihr fürder kämpfen,
Nicht den Leuten erſt zu drucken,
Daß Ihr nicht die Sterne dämpfen
Nicht die Sonne wollt verſchlucken!

Die Saiten welche wir am meiſten angeſchlagen finden, ſind die Qual des Zweifels der umſonſt die Räthſel des Daſeyns zu löſen ſtrebt, der auf Fragen wie:

Wozu das, Gott? Was ſoll ich dir
In dieſer Welt, der herben?
Was machſt du eine Blüth' aus mir,
Läß'ſt welken mich und ſterben? —

keine Antwort enthält, der ſich ſagen muß:

Nimmer iſt es zu erjagen,
Was du ſuchſt, das wahre Glück!
Willſt du drum die Blume fragen
Hebt zum Sterne ſie den Blick —
Und der Stern, er wird dir ſagen:
Ach, zur Blume kehr' zurück! —

der ſich aber in Stunden weicher Empfindung dem Vertrauen in die Arme wirft:

— — Mich nahm ein andrer Stern,
Umrauſcht von andern Lebenstönen!
Einſt werden Schuld und Reue fern
Auf einem Dritten ſich verſöhnen!

Ein ferneres Moment, das oft auftaucht, iſt die große Kluft zwiſchen dem unendlichen Drang und Durſt der Seele, und der Gebundenheit ihrer Kraft, der kurzen Endlichkeit ihrer Dauer, der Kleinheit ihrer Mittel; am ſchönſten ſpricht ſich dieß aus in dem „Epilog“ I. 343; auch im Schluß des Gedichts:

Räthſel des Daſeyns.

Was darf mein Geiſt ein Seraph ſeyn,
Mein Leib iſt Wurm und kriechet?

Dann verlorene Liebe, Erinnerungen, Todesahnung, Bilder von Reiſen zurückgebracht — das ſind die Hauptgegenſtände dieſer Lyrik, welche im Ganzen mehr durch geiſtreiche Wendung als Neuheit der Stoffe wirkt. Die Form iſt rein und gebildet, obwohl ſie hier und da eine gewiſſe Mühſamkeit verräth. Urſprünglich begabt für die Lyrik ſcheint uns Gutzkow nicht; oder wenn eine Ader ſeines Talents wirklich lyriſch pulſirt, ſo iſt doch ſeine ganze Entwicklung der lyriſchen Production zu ungünſtig geweſen, um ihn dabei Großes erreichen zu laſſen. Kritiſcher Scharfſinn, nagender Zweifel verzehrt die lyriſche Anlage; Gutzkows Geiſt will unterſuchen, fragen: die Frage iſt aber nie poetiſch, nur die Antwort iſt es. Für den lyriſchen Dichter gibt es keinen Zweifel: für ihn ſind die Offenbarungen des Gefühls gegeben, er ſchaut und erzählt das Geſchaute und weilt beruhigt bei dem was oft nur Erfindung ſeiner Phantaſie iſt, aber vom leuchtenden Scheine höherer Offenbarung genug an ſich trägt um ein kindliches Gemüth zu befriedigen. Das Haften an Illuſionen, die Freude an ihnen, auch wenn der Verſtand den nichtigen Kern der holden Täuſchung hervorgekehrt hat, iſt weſentlich und charakteriſtiſch für den lyriſchen Dichter. Gutzkow aber iſt der geborene Antipode jeder Illuſion. Selbſt im perſönlichen Umgange verläßt ihn nie eine innere kritiſche Thätigkeit, die beſtändig das was ihm Andere ſagen, in zwei geſchiedene Hälften, in das Wahre und das Unwahre, das Gefühlte und das nur Affectirte zu zerſetzen bemüht iſt. Charakteriſtiſch für ihn iſt das Gedicht:

Die Hölle.

— — — — —

Die Hölle iſt das Land der Wahrheit,
Das alldurchſicht'ge Licht,
Wo jede That in voller Klarheit
Aus jedem Herzen bricht.

Die Hölle iſt die Qual des Lebens,
Noch einmal durchgelebt,
Doch ſo daß Menſchenwitz vergebens
Der Lüge Schleier webt.

Digitized by Google

Was je im Trug hier ward geſprochen,
Was je im Lug geſchah,
Wird nicht geſtraft dort, nicht gerochen,
Es liegt nur offen da.

Und offen liegt es jedem Auge!
Warſt du dem Freund ein Feind —
Das iſt der Hölle bittre Lauge
Nicht Gott ſieht's, nein, der Freund!

Ganz aus demſelben Sinne geht hervor die:

Bitte an Bettina.

„Sey uns offen und wahr! Wirr' in das keuſche Geheimniß
Deiner Liebe uns nicht täuſchende Mythen hinein!"

Sollten dem lyriſchen Dichter nicht gerade die „täuſchenden Mythen," in denen Bettina's dunteſte Reichthümer zu Tage kommen, am meiſten gefallen?

Wo dagegen Gutzkows Talent in ganzer Fülle glänzt, das iſt in der epigrammatiſchen Dichtung. Seine „Xenien" welche die Schlußabtheilung des erſten Theils ſeiner Schriften bilden, ſind voll von Witz; und es iſt nicht allein der dlankgeſchliffene Stachel des Hohns oder der Satire der hier gegen die Perſonen des Tages gezückt wird, ſondern manch' tiefer, ſchöner Gedanke birgt ſich wie eine duftige Blume in dieſen Strauß ſtachlichter Verirnelken. Z. B. neben dem folgenden:

Georgi.

Deutſchland, glückliches Land, wo der Wahnſinn ſitzt zu Gerichte,
Und in dem ſtändiſchen Saal taumelnd ein Trunkenbold lallt! —

finden wir:

Schleiermacher.

Kalt wie die Säule des Memnon und nur harmoniſch erkli.gend,
Wenn ihn die roſige Gluth ſeiner Gedanken beſchien.

Am ſchärfſten ſind wohl die auf Berliner Zuſtände; wir führen einige an:

Der Humor davon.

Alles zurück, der Staat, die Kirche, die Schule, das Leben,
Auch die Künſte zurück, rückwärts die Litteratur!
Doch ironiſch Geſchick! Antigone mußte uns lehren
Daß es den Göttern gefällt, wenn man die Todten begräbt.

Der neue Janustempel.

Offen ſtehet ſein Thor und Hitzig läutet die Glocken
Doch der politiſche Pfaff bleibt mit dem Küſter allein.

Das Bedeutendſte und Poeſiereichſte von Allem was Gutzkow in gebundener Rede geſchrieben hat, iſt die Tragödie Nero. Er will darin, wie er ſagt, den von der Griechenzeit bis auf unſere Tage noch unentſchiedenen Kampf des Schönen mit dem Guten ſchildern:

Und ſchildern will er euch die grauſen Schrecken
Der doppelten Natur der Menſchenbruſt,
Wie ſich der Geiſt mit Lüge kann bedecken
Und Schönheit Schlechtes athmet unbewußt;
Wie ſchon dieſelbe Zunge Blut kann lecken
Die eben noch geſcherzt in heitrer Luſt,
Wie Geiſter, die dem Genius verbunden,
In ihrem Wahn doch grauſam oft verwunden.

Man ſieht, das Thema welches hier behandelt wird, iſt ein höchſt tiefſinniges, es iſt das tiefſte welches Gutzkow, der doch ſo manche Frage berührt hat, je angeſchlagen. Mit großer Poeſie, mit Gedankenfülle und Genialität hat er ſeine Abſicht durchgeführt; der Charakter des Nero iſt ganz ſo ſchauerlich gewaltig gemalt, ſein Inneres tritt uns ganz ſo dämoniſch begabt und ſo teufliſch gemuthet, ſo eiſig kalt für die Menſchen und ſo ſchwärmeriſch warm für Natur, Schönheit, Poeſie, entgegen, wie der Dichter es will. Doch ſtehen die beiden Elemente der Natur Nero's ſchroff neben einander, ſie haben mitunter keine rechten Uebergänge die ſie zu einer Individualität verſchmolzen zeigen. Aber bedeutende effectreiche Situationen treten hervor und das dramatiſche Talent des Autors beurkundet ſich ſchon hier augenfällig, wie wenig auch bei dieſem „Nero" von einem theatraliſchen Werke die Rede ſeyn kann, ebenſo wenig wie bei Fauſt, wie bei Merlin. Beſſer im Charakter Nero's verſchmolzen als ſeine Doppelnatur, als ſeine Poeſie und ſeine Verworfenheit, iſt der Hohn den er für ſeine Zeit im Buſen trägt, und die Verachtung welche ſein eigenes Weſen ihm einflößt. Daher der Reiz in ihm zu zerſtören und zu tödten, Menſchenleben zu vernichten, Glauben und Gedanken woran die Pietät der Sterblichen feſthält, ſkeptiſch zu zerätzen. Und dieß iſt der Punkt in ihm worin die Aehnlichkeit zwiſchen dem Zerſtörungstrieb Nero's und dem modernen philoſophiſchen Zweifel liegt. Der Verfaſſer hat ſich Nero ſo inmitten des Uebergangs von alter Zeit zu neuer, von Heidenthum zu Chriſtenthum gedacht, wie er ſelbſt mit ſeinen Zeitgenoſſen inmitten des Uebergangs ſteht welcher unſer Jahrhundert charakteriſirt. Nero iſt ein genereller Repräſentant des kritiſchen, verachtenden, zerſtörenden Gedankens, der durch jede Zeit ſchreitet worin Altes einbricht, Neues geboren werden ſoll. Doch müſſen wir geſtehen, wir finden einerſeits dieſe Stellung Nero's nicht deutlich genug hervorgehoben und den Hintergrund des Stücks, eben jenen Uebergang, das Ineinanderſtrömen zweier Zeiten, über deren kämpfenden Wogen der Charakter des Helden hin und her ſchwanken ſoll, bis er in ihnen unterſinkt — nicht klar und faßlich genug ausgemalt. Der Rahmen des Stücks hätte weiter geſpannt werden müſſen um die ganze Intention des Dichters umfaſſen zu können. Und dann iſt ferner das Ganze welches „die grauſen Schrecken der doppelten Natur der Menſchenbruſt" ſchildert, ohne über den klaffenden grauſigen Contraſt hinauszukommen, eine pſychologiſche und philoſophiſche Studie geblieben. Es iſt keine volle Schöpfung, welche in ſich ſelbſt Löſung der Fragen trüge die ſie anregt und aufwirft. Der ganze „Nero" iſt eigentlich nur eine mit Hinweiſung auf ein pſychologiſches Räthſel geſtellte Fauſtfrage: die Frage nach dem Verhältniß von Gut und Böſe, nach der Möglichkeit des Böſen in der Schöpfung Gottes, oder der Möglichkeit der Coexiſtenz des böſen Princips neben der Allmacht des Guten. Wir ſehen, wir haben es eigentlich wieder mit „Räthſeln des Daſeyns" zu thun, wie ſie uns in Gutzkows lyriſchen Gedichten entgegentraten — auch dort ohne auf Löſung zu ſtoßen.

Uebrigens iſt das Stück reich an treffenden oder witzigen Gedanken die für Zuſtände unſerer Zeit vollſte Gültigkeit haben — auch an directen Anſpielungen fehlt es nicht.

In der dramatiſchen Phantaſie „Hamlet in Wittenberg" worin Fauſt und Hamlet zuſammentreffen, tauchen ähnliche Gedanken und Fragen auf, wie im Nero; Mephiſtopheles ſpricht hier z. B.:

Nenn' zwiſchen Höll' und Himmel mir den Damm,
Den Ort wo Gut' und Böſes ſich zerklüften!
In das Erhabne, wie in einen Schwamm
Saug' ich mich ein mit meinen ſüßen Giften.
Ich ziehe Gottes Mantel an,
Friſir' mein Haupt mit des Olympiers Locken;
Auf leiſen wollnen Socken
Schleich' ich zur Schwärmerei heran,
Und bring' durch einige ſalbungsvolle Sprüche
Die arme Seele in Brüche.

Digitized by Google

Die Idee dieſer feinen anziehenden Skizze iſt jedoch: die melancholiſche Unentſchloſſenheit des Dänenprinzen, wie ſie in Shakſpeare's Stück hervortritt, als durch ein früheres Lebensereigniß herbeigeführt zu zeigen, das den Keim der Schwäche in ſeine Bruſt legt. Fauſt nämlich reißt ihn durch ſeine dämonologiſchen Künſte in das Reich der Geiſtererſcheinungen und magiſcher Gaukeleien hinein in deren Wirrniß ſeine Thatkraft untergeht.

Ueber die „öffentlichen Charaktere" welche in der Allg. Zeitung mitgetheilt wurden, enthalte ich mich des Urtheils und führe nur an daß einzelne dieſer geiſtreichen Skizzen weitere Ausführungen erhalten haben und daß neu hinzugekommen: Carl Johann, Friedrich Wilhelm III, Altenſtein, Oelsner, Schleiermacher, Shelley, Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz, Wilhelm Schadow, Fr. v. Raumer und Georg Büchner — dieſe litterariſchen frühere Arbeiten des Verfaſſers.

Wir wünſchen dieſer Geſammtausgabe der Gutzkow'ſchen Schriften freundliche Aufnahme. Denn nur dann, wenn der mildern, verſöhnungſuchenden, conſervativeren Stimmung welche bei dem Autor eingekehrt iſt, wenn dem Drange nach organiſcher Geſtaltung, der dem kritiſchen Triebe in ihm folgte, wärmeres Wohlwollen und die Liebe entgegenkommt die ihm doch ein Bedürfniß iſt, wie Jedem der Werke der Liebe ſchaffen ſoll — nur dann wird die Litteratur aus ſeinem Talente die Reſultate erhalten die noch im Keime darin liegen. Es mag Standpunkte geben auf welchen eine ſchärfere Kritik des bisherigen Wirkens Gutzkows gerechtfertigt iſt. Wem es aber nicht um ſich, ſeine Anſicht, ſeine perſönliche Geneigtheit zu thun iſt, ſondern um die Förderung der Litteratur, der wird es fühlen daß Freundlichkeit und Milde der Beurtheilung einen Charakter wie den des beſprochenen Autors am beſten auf dem ruhigen Pfade harmoniſcher ſchöner Fortentwicklung erhalten, auf dem wir unſererſeits mit den beſten Wünſchen unſerer Seele ihn erhalten ſehen möchten.

L. Schücking.

Der Mendelsſohn-Jacobi'ſche Streit über Leſſings Spinozismus.

Die Monatsblätter vom April enthalten einen geiſtvollen und intereſſanten Aufſatz über Moſes Mendelsſohn, den jüdiſchen Weltweiſen, den Freund Leſſings, deſſen philoſophiſche Schriften in ihrer Zeit ſo großen Beifall fanden, einen ſo weitreichenden Einfluß übten. Dieſer Aufſatz eilt jedoch ſo raſch zum Schluſſe, daß er uns über die Vorgänge welche Mendelsſohns Tod wahrſcheinlich beſchleunigt haben, nicht ganz genügendes Licht zu verbreiten und Mißverſtändniſſen Raum zu geben ſcheint. Der Schluß lautet ſo: „In den Morgenſtunden" finden wir Mendelsſohns Verſuche den Spinozismus zu widerlegen und zu läutern .... Der Spinozismus galt in damaliger Zeit mit all ſeinen Schreckniſſen für ſo verrucht daß, wer ihn theilte, als Pantheiſt oder Atheiſt gebrandmarkt wurde. F. H. Jacobi machte ſchließlich an Leſſing dieſe Entdeckung. Leſſing habe ihm in einer perſönlichen Beſprechung unumwunden geſtanden, wenn er ſich durchaus zu etwas bekennen ſolle, ſo ſey es zum Spinozismus. Der Streit begann zwei Jahre nach Leſſings Tode ſchon 1783. Mendelsſohn war erſchrocken; er ſetzte dem verewigten Freunde, ſeinen Verdienſten um Licht und Tagwerdung in einer dunkeln Welt in den Morgenſtunden ein ſchönes Denkmal. Er ſprach dort von einem geläuterten Spinozismus, den zu conſtruiren freilich ſeine Kraft nicht ausreichte. Der Streit ward immer heftiger; der Fanatismus der kirchlichen Orthodoxie erwachte. Mendelsſohn wußte was es hieß um eines Glaubensartikels willen bürgerlich für ehrlos erklärt werden. Jacobi ſchrieb ſein ſtürmiſches Buch: „Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an Hrn. Moſes Mendelsſohn." Hier wurden Pantheiſt und Gottesläugner gleichzeitig an den Pranger geſtellt, da galt es eine Ehrenrettung Leſſings. Mendelsſohn, krank und zitternd, ſchrieb ſie mit einer Haſt als ſtände der Tod hinter ihm. „Mendelsſohn an die Freunde Leſſings" war ſeine letzte Arbeit. In heißer Eile trug er ſie ſelbſt zum Buchhändler; die kalte Winterluft befiel ihn tödtlich. Wenige Tage nachher war er todt. Die Ehrenrettung des Freundes erſchien erſt nach Mendelsſohns Tode." Es ſey geſtattet den Verlauf der Sache aus den Urkunden etwas ausführlicher darzuſtellen.

Leſſing, der vieljährige vertraute Freund Mendelsſohns, war im Jahr 1781 geſtorben. Mendelsſohn gedachte ihm in einer Schrift ein Denkmal zu ſetzen, und mochte dazu um ſo mehr Aufforderung in ſich fühlen als er die philoſophiſchen Ueberzeugungen ſeines freiſinnigen Freundes im weſentlichen mit den ſeinigen übereinſtimmend glauben konnte. Leſſing, zu verſtändig um ohne Noth nach dem Märtyrerthum zu trachten, hatte nie geheuchelt, nie ſich zu Anſichten bekannt die ihm falſch ſchienen, aber auch nicht ſich verbunden, ja auch nur berechtigt geglaubt mit allen ſeinen Anſichten, die etwa mit den herrſchenden im Widerſpruch ſtanden, und von deren Unumſtößlichkeit er ſelbſt noch nicht überzeugt ſeyn mochte, vorlaut und anmaßend, ſich ſelbſt zum Schaden und Andern zum Verdruß, hervorzutreten. In ſeinen theologiſchen und philoſophiſchen Schriften hatte er ſich als Theiſt ausgeſprochen, oder vielleicht richtiger: den Theismus vorausgeſetzt, und da die Streitigkeiten in welche er verwickelt wurde, ganz andere Punkte betrafen, kam er nicht in den Fall dieſe Vorausſetzung als ſeine eigene Ueberzeugung ausdrücklich anerkennen, oder ihr eine andere Anſicht entgegenſtellen zu müſſen, und Mendelsſohn mochte deßhalb an ſeiner Uebereinſtimmung in dieſer ihm ſo wichtigen Lehre nicht zweifeln. Im Jahr 1783 erfuhr Jacobi durch eine beiderſeitige Freundin (Eliſe Reimarus, die Tochter des Wolfenbüttler Fragmentiſten) daß Mendelsſohn nun bald an ſeine Schrift über Leſſing gehen werde; Jacobi ſchrieb ihr zurück: es dürfte wohl für Mendelsſohn in dieſer Beziehung von großem Intereſſe ſeyn zu erfahren, falls er es nicht ſchon wiſſe, daß Leſſing in ſeinen letzten Tagen ein entſchiedener Spinoziſt geweſen.

Digitized by Google

Dieß mache es rathſam für Mendelsſohn in dem Ehrengedächtniſſe das er Leſſing ſetzen wolle, gewiſſen Materien entweder ganz auszuweichen, oder ſie wenigſtens ganz vorſichtig zu behandeln. Er ſtellt es ſeiner Freundin, der er dieß unter der Roſe der Freundſchaft vertraut, anheim Mendelsſohn hievon etwas zu eröffnen oder nicht.

Jacobi wußte aus Geſprächen mit Leſſing daß dieſer ſeine Anſicht Mendelsſohn nicht eröffnet hatte, vermuthete aber daß Andere davon unterrichtet ſeyn möchten, und fühlte ſich dadurch bewogen jenem einen Wink darüber zu geben. Die Freundin ſetzte Mendelsſohn von der Sache in Kenntniß, und erbat ſich dann in ſeinem Auftrage von Jacobi Aufſchluß über mehrere Punkte und ausführlichen Bericht: „was, wie und bei welcher Gelegenheit ſich Leſſing über dieſe Sache geäußert habe; da Mendelsſohn feſt von Jacobi überzeugt ſey daß er ſowohl Leſſing ganz verſtanden, als von einer ſo wichtigen Unterredung jeden Umſtand im Gedächtniß behalten haben werde." Beſondere Fragen Mendelsſohns ſind: Ob Leſſing mit trocknen Worten geſagt: ich halte das Syſtem des Spinoza für wahr und gegründet? Und welches? Das im Tractatu Theologico Politico, oder das in den Principiis Philosophiae Cartesianae vorgetragene, oder dasjenige welches Ludovicus Mayer nach dem Tode des Spinoza in ſeinem Namen bekannt machte? Und wenn das allgemein dafür bekannte *atheiſtiſche* Syſtem des Spinoza gemeint geweſen, ob Leſſing dann das Syſtem ſo genommen wie es Bayle mißverſtanden, oder wie es Andere beſſer erklärt haben? Wenn Leſſing im Stande geweſen ſich ſo ſchlechtweg zu dem Syſtem irgend eines Mannes zu verſtehen, ſo ſey er zu der Zeit nicht mehr bei ſich ſelbſt oder in ſeiner ſonderbaren Laune geweſen etwas paradoxes zu behaupten, was er in einer ernſthaften Stunde wieder verworfen. Habe aber Leſſing nur etwa geſagt: der ſo ſehr verſchrieene Spinoza mag wohl in manchen Stücken weiter geſehen haben als alle die Schreier, die an ihm zu Helden geworden, in ſeiner Ethik beſonders ſeyen vortreffliche Sachen; ſein Syſtem ſey ſo ungereimt nicht als man glaube — ſo laſſe ſich Mendelsſohn dieß gefallen. Er werde in ſeiner Schrift allerdings der Sache Erwähnung thun, „denn auch unſers beſten Freundes Name ſoll bei der Nachwelt nicht mehr und nicht weniger glänzen als er es verdient. Die Wahrheit kann auch hier nur gewinnen."

Auf dieß hin ſchrieb Jacobi an Mendelsſohn ſelbſt einen ausführlichen und herzlichen Brief über den Gang ſeiner philoſophiſchen Bildung, über ſeine Bekanntſchaft mit Leſſing, „dem großen Manne, den er immer verehrt," mit welchem perſönlich bekannt zu werden ſeine Begierde ſeit ſeinen theologiſchen Streitigkeiten und durch die Leſung der *Parabel* noch lebhafter geworden, und dann weitläufig über eine Unterredung die er mit Leſſing in Wolfenbüttel gehabt. Dieß Geſpräch knüpfte ſich an das Goetheſche Gedicht *Prometheus*, welches Jacobi im Manuſcript Leſſing zu leſen gab. Goethe ſelbſt ſpricht davon in ſeinem Leben, wie es in der deutſchen Litteratur bedeutend geworden: „es diente zum Zündkraut einer Exploſion, welche die geheimſten Verhältniſſe würdiger Männer entdeckte und zur Sprache brachte, Verhältniſſe die ihnen ſelbſt unbewußt, in einer ſonſt höchſt aufgeklärten Geſellſchaft ſchlummerten. Der Riß war ſo gewaltſam, daß wir darüber, bei eintretenden Zufälligkeiten, einen unſerer würdigſten Männer, Mendelsſohn verloren." Leſſing nahm an dem Gedicht durchaus kein Aergerniß, er fand es gut, er bat es ſich wiederholt aus, er äußerte: der Geſichtspunkt aus welchem es genommen, ſey ſein eigener .. die orthodoxen Begriffe von der Gottheit ſeyen nicht mehr für ihn; ἓν καὶ πᾶν, er wiſſe nichts anderes; und auf Jacobi's Bemerkung, daß er demnach mit Spinoza ziemlich einverſtanden ſeyn müſſe, erwiederte er: „Wenn ich mich nach jemand nennen ſoll, ſo weiß ich keinen andern."

Bei dem am folgenden Tage wieder aufgenommenen Geſpräch über dieſen Gegenſtand rieth Leſſing Jacobi, welcher Spinoza's Syſtem mit gründlicher Einſicht in ſeinen Hauptzügen auseinanderſetzte, aber ſich mit demſelben, weil es Fatalismus und Pantheismus oder Atheismus ſey, durchaus nicht befreunden konnte, ſo hoch er den Geiſt und Charakter ſeines Verfaſſers ſtellte, lieber ganz Spinoza's Freund zu werden. Es gebe keine andere Philoſophie als die des Spinoza. Hiemit war Jacobi in gewiſſem Sinne einverſtanden, welcher Spinoza's Conſequenz bewundernd anerkannte, aber gerade daraus auf die Unzulänglichkeit aller bloßen logiſchen Speculation ſchloß. „Wir waren," ſchreibt er, „in unſerer Philoſophie ſehr wenig auseinander, und nur im Glauben unterſchieden." Dem ſehr ausführlichen Bericht über das Geſpräch mit Leſſing fügte Jacobi eine Beantwortung der beſondern Fragen Mendelsſohns bei, von welchen er geſteht einigermaßen befremdet worden zu ſeyn, weil ſie eine ziemliche Unwiſſenheit bei ihm (Jacobi) vorausſetzten, da das Syſtem Spinoza's vernünftigerweiſe nur das in ſeiner Ethik enthaltene Syſtem bedeuten könne. Bayle habe das Syſtem Spinoza's, was die Schlußſätze anbelange, nicht mißverſtanden, ſondern es nur nicht *weit genug zurück* verſtanden, ſeine Gründe nicht nach dem Sinn des Verfaſſers eingeſehen. Mißverſtanden aber und verdreht haben es Andere, die es beſſer zu erklären meinten als Bayle und Leibnitz.

Die beiderſeitige Freundin meldete hierauf Jacobi: Mendelsſohn geſtehe aufrichtig ihn (Jacobi) mißkannt zu haben, indem er ſtatt eines Liebhabers der Philoſophie einen Mann gewahr werde der das Denken zu ſeinem Hauptgeſchäft gemacht, und Kraft genug beſitze ſich vom Gängelbande loszureißen und ſeinen eigenen Weg zu gehen. Es leuchte aus dem Gebäude, das er ganz auf eigene Koſten errichtet, ſo viel philoſophiſcher Scharfſinn hervor daß er gar wohl begreife wie Leſſing dafür hätte eingenommen werden, und für den Erbauer deſſelben ein unumſchränktes Zutrauen gewinnen können. Jacobi habe vorderhand ſeinen Fragen vollkommen Genüge gethan, ſey berechtigt über ihn ungehalten zu ſeyn, und er (Mendelsſohn) bereit ihn um Verzeihung zu bitten. Er wünſche den Aufſatz noch behalten zu dürfen, und werde ſich, wenn er über Leſſings Charakter ſchreibe, über eines und anderes in demſelben noch Erläuterungen ausbitten. Von Jacobi und den Geſchwiſtern Reimarus ſolle es hauptſächlich abhängen welcher Gebrauch von jener Unterhaltung mit Leſſing zu machen ſey; er ſeinestheils ſey noch immer dafür daß es nöthig und nützlich ſey die Liebhaber der Speculation treulich zu warnen, und ihnen durch eclatante Beiſpiele zu zeigen welcher Gefahr ſie ſich ausſetzten, wenn ſie ſich derſelben ohne allen Leitfaden überließen.

Nach längerer Zeit erfuhr Jacobi von ſeiner Freundin daß Mendelsſohn die Schrift über Leſſings Charakter vorderhand bei Seite legen, und erſt einen Gang mit den Spinoziſten wagen wolle, und bald darauf ſchrieb ihm Mendelsſohn ſelbſt wie ſehr er durch ſeine philoſophiſche Zuſchrift beſchämt ſey, und dankte ihm daß er ihm die Uebereilung vergeben mit welcher er über Jacobi's erſten Antrag hergefahren. Er habe den Aufſatz mehrmals durchleſen, aber „nach dem fünfzigſten Jahre mag wohl unſere Seele ſich nicht leicht einen neuen Weg führen laſſen .. Dieſes mag vielleicht die Urſache ſeyn warum mir ſo manche Stelle in Ihrem Briefe ſchlechterdings unverſtändlich iſt, und bei mancher ich die Bündigkeit vermiſſe mit welcher die Gedanken in Ihr Syſtem paſſen." Da er geſonnen ſey zunächſt über den Spinozismus zu

Digitized by Google

ſchreiben, ſey es ihm ſehr wichtig Jacobi's Gedanken richtig zu faſſen, und die Gründe gehörig einzuſehen mit welchen er das Syſtem dieſes Weltweiſen zu unterſtützen bemüht ſey. Deßwegen lege er ihm ſeine Bedenklichkeiten und Erinnerungen vor. „Sie haben den Handſchuh ritterlich hingeworfen; ich nehme ihn auf, und nun laſſen Sie uns unſeren metaphyſiſchen Ehrenkampf nach Ritterbrauch unter den Augen der Dame ausfechten, die von uns beiden hochgeſchätzt wird."

Die philoſophiſchen Erörterungen und Bedenken der Beilage gehören nicht für unſern Zweck, nur folgendes heben wir aus: „Ich übergehe eine Menge von witzigen Einfällen, mit welchen unſer Leſſing Sie in der Folge (des Geſprächs) unterhalten, und von denen es ſchwer iſt zu ſagen ob ſie Schäckerei oder Philoſophie ſeyn ſollen. Er war gewohnt in ſeiner Laune die allerfremdeſten Ideen zuſammenzupaaren, um zu ſehen was für Geburten ſie erzeugen würden. Dadurch entſtanden zuweilen ganz ſonderbare Betrachtungen. Die mehrſten aber waren denn freilich bloß ſonderbare Grillen, die bei einer Taſſe Kaffee noch immer unterhaltend genug waren. Von der Art iſt alles was Sie ihn S. 33 der Handſchrift ſagen laſſen ... Gedankenſchwärmer, die einen Augenblick leuchten, praſſeln und dann verſchwinden. So laſſe ich auch den ehrlichen Rückzug unter die Fahne des Glaubens, den Sie auf Ihrer Seite in Vorſchlag bringen, an ſeinen Ort geſtellt ſeyn. Er iſt völlig im Geiſte Ihrer Religion, die Ihnen die Pflicht auferlegt die Zweifel durch den Glauben niederzuſchlagen. Die chriſtliche Philoſophie darf ſich den Zeitvertreib machen den Naturaliſten zu necken; ihm Zweifelsknoten vorzuſchlagen die ihn, wie die Irrlichter, aus einem Winkel in den andern locken, und ſeinen ſicherſten Griffen immer entſchlüpfen. Meine Religion kennt keine Pflicht dergleichen Zweifel anders als durch Vernunftgründe zu heben, befiehlt keinen Glauben an ewige Wahrheiten. Ich habe alſo einen Grund mehr Ueberzeugung zu ſuchen."

Zur Erwiederung ſchickte ihm Jacobi zunächſt nur einen zuvor ſchon geſchriebenen Dialog über die Lehre des Spinoza, und ſchreibt in ſeinem kurzen Briefe: „Daß ich ritterlich den Handſchuh hingeworfen hätte, davon weiß ich nichts. Wenn er mir entfallen iſt und Sie wollen ihn für hingeworfen anſehen und ihn aufnehmen, gut; ich wende nicht den Rücken, ſondern wehre mich meiner Haut ſo gut ich kann. Wofür ich aber ſtand und ſtehen bleibe, das iſt nicht Spinoza und ſein Lehrgebäude; es ſind jene Worte des Pascal: La nature confond les Pyrrhoniens, et la raison confond les Dogmatistes. Dieſes, was und wer ich bin, habe ich vernehmlich geſagt; und daß Sie mich für einen andern halten, das kommt nicht von irgend einem blauen Dunſte den ich gemacht hätte."

Jacobi bemerkt über den Brief Mendelsſohns: derſelbe habe in gleichem Maße zu zweifeln geſchienen, ob er (Jacobi) im Grund des Herzens dem Atheismus oder dem Chriſtianismus ergeben ſey. Zu Anfang des Jahrs 1785 ſchrieb Mendelsſohn an Eliſe Reimarus, er werde Jacobi, der ihn vergeſſen zu haben ſcheine, durch ein vielleicht zwanzig oder mehr Bogen ſtarkes Manuſcript beweiſen daß er jenen nicht vergeſſen, und ihm daſſelbe vorlegen. Zugleich erbittet er ſich die Erlaubniß, wenn er an den Spinozismus komme, von deſſen philoſophiſchen Briefen öffentlichen Gebrauch machen zu dürfen, da es für ihn ſehr bequem, ſo wie für viele Leſer von großem Nutzen wäre, wenn er ſich des lebhaften Vortrags des Hrn. Jacobi dabei bedienen und ihn an Spinoza's Statt ſprechen laſſen könnte. Jacobi ertheilte ihm die gewünſchte Erlaubniß, und verſprach ihm in Bälde eine Beantwortung ſeiner Erinnerungen und Bedenken. In dieſer verſicherte er ihn daß er ihm nichts im Ernſt übel genommen, und verſpricht ſich einen großen Nutzen davon, wenn das Lehrgebäude des Spinoza in ſeiner wahren Geſtalt und nach dem nothwendigen Zuſammenhang ſeiner Theile öffentlich dargeſtellt werde, was Mendelsſohns Abſicht war. In der Beilage aber erklärt er daß Mendelsſohns Erinnerungen von Anfang bis zu Ende eine Irrung zu Grunde liege, die jener unerörtert gelaſſen. Da ihr beiderſeitiger Begriff von der Lehre des Spinoza nicht übereinſtimme, ſo müſſe wenigſtens Einer ſie unrecht faſſen; und indem Mendelsſohn unterlaſſen durch eine Vergleichung mit den Schriften des Spinoza ſelbſt ſeinen Begriff vom Spinozismus gegen den Jacobi's zu wägen, habe er die Sache ſelbſt umgangen. So ſey er mit vielem zugleich ins Gemenge gekommen: mit der innerlichen Unwahrheit ſeines eigenen Begriffes, oder mit dem Falſchen in der Sache ſelbſt nach ſeiner Vorſtellung davon; mit der innerlichen und mit der angenommenen äußerlichen Unwahrheit von Jacobi's Begriff; ſodann mit dem was Leſſing und Jacobi beſonders angehörte oder ſo genommen werden konnte. Dieß alles habe ſeine Entgegnung ſehr verwickelt gemacht, weßhalb Jacobi, um ins Reine zu kommen, die Lehre des Spinoza ſelbſt ins Klare zu ſetzen von neuem unternahm. Sodann beſtimmte er, gegenüber von Mendelsſohns Bemerkungen über den Glauben, ſeinen Begriff hievon näher, daß er darunter nicht die chriſtliche Offenbarung, ſondern die Offenbarung der Natur verſtehe, welche nicht allein befiehlt, ſondern alle und jede Menſchen *zwingt* zu glauben, und durch den Glauben ewige Wahrheiten anzunehmen — die unmittelbare Gewißheit im Unterſchied von der Ueberzeugung durch Beweiſe. Einen andern Glauben lehre dann die Religion der Chriſten — ſie befehle ihn nicht.

Nachdem dieſe Sendung längſt an Mendelsſohn abgegangen, theilte Eliſe Reimarus Jacobi aus einem Schreiben des erſtern die Bitte mit noch mit der Antwort auf ſeine Erinnerungen zu warten, bis er den erſten Theil ſeiner Schrift geleſen welcher nach der Meſſe erſcheinen ſolle. Er handle hauptſächlich vom Pantheismus, erwähne aber des Briefwechſels zwiſchen ihnen noch gar nicht.

Weil nun eine Antwort von Mendelsſohn ſelbſt lange auf ſich warten ließ, über drei Monate, fand ſich Jacobi „allmählich bewogen einen Entſchluß für ſich allein zu faſſen, und fühlte ſich je mehr und mehr geneigt mittelſt der hier eingerückten Briefe eine ſolche Darſtellung des Spinozismus, wie ich ſie in dem gegenwärtigen Zeitpunkt für nützlich hielt, an das Licht zu ſtellen." Er hörte daß Mendelsſohns *Morgengedanken* (ſo wurde ihm der Titel angegeben) unter der Preſſe ſeyen, ja ſie ſchon verlaſſen hätten, als er endlich ein Schreiben von dieſem ſelbſt erhielt, worin er ihm meldete daß er in ihrer Streitſache nicht müßig geweſen, wie ihm der nächſte Meßcatalog beweiſen werde. „Den Statum Controversiae hoffe ich in der nächſtens Ihrer Beurtheilung zu unterwerfenden Schrift feſtzuſetzen und dadurch den Streit gehörig einzuleiten. Wenigſtens wird es ſich zeigen, woran es liege daß mir manches ſo ſchlechterdings unverſtändlich vorkomme und ſich meinem Blick immer mehr entziehe, je mehr Erläuterung Sie mir zu geben bemüht ſind." Jetzt glaubte Jacobi nicht länger ſäumen zu dürfen; da Mendelsſohn ſein Vorhaben ihm das Manuſcript mitzutheilen geändert, ihm nicht einmal den Titel der Schrift mitgetheilt und beſchloſſen hatte in eben dieſer Schrift einen Statum Controversiae feſtzuſetzen, konnte er, „bei all' ſeinem ungemeſſenen Vertrauen in die Rechtſchaffenheit und in die edeln Geſinnungen ſeines Gegners, es ihm doch nicht allein und ganz einſeitig überlaſſen *den Streit gehörig einzuleiten* u. ſ. w." noch auch zugeben „daß ein Status Controversiae feſtgeſetzt würde, wo es ihm anheimfiele den Advocatum Diaboli gewiſſermaßen zu ſpielen, wenn man nicht zugleich die ganze Veranlaſſung des Streites

Digitized by Google

bekannt machte.“ Er ſah es als höchſt wichtig an daß bekannt würde, in welchem Verſtande er die Partei Spinoza's genommen. Und ſo ſtellte er ſeine und Mendelsſohns Briefe und Aufſätze über die Lehre des Spinoza zuſammen, im Auguſt 1785, und gab ſie heraus.

Mendelsſohn nahm es ſehr übel daß Jacobi mit einer Privatcorreſpondenz ſo hervorgeeilt war, ohne diejenigen darum zu befragen die Antheil daran hatten, und noch bitterer empfand er das Motiv zu dieſem Schritte, das Mißtrauen in ſeine Redlichkeit in der Feſtſetzung des Streitpunktes und in der Erfüllung ſeiner Zuſage daß in ſeinem Buche nichts von dem ganzen Briefwechſel vorkommen ſollte. Wirklich enthielten auch die inzwiſchen erſchienenen Morgenſtunden welche den Spinozismus überhaupt zu widerlegen ſuchten, hievon nichts, und Jacobi's Beſorgniß erwies ſich hierin als nichtig. So weit hatte Mendelsſohn das Recht empfindlich zu ſeyn. Doch würde er, wie ſein Freund Engel berichtet, dieſe Kränkung haben verzeihen können; aber daß Leſſing nicht bloß als Atheiſt, ſondern als Spötter nnd Heuchler vor der Welt erſcheinen, und er, Mendelsſohn, leben und es zugeben ſollte — das war ihm durchaus unerträglich. Er überwand ſeinen Abſcheu vor Streitigkeiten, er wollte ſogleich den erſten Eindruck vertilgen den die Jacobi'ſche Schrift gemacht haben konnte, und ſo opferte er den letzten Reſt ſeiner Kräfte Gott und der Freundſchaft. Auch ſein Arzt bezeugt daß ihm nichts in ſeinem Leben ſo viel oder überhaupt eigentliche Gemüthskränkung verurſacht zu haben ſcheine, als dieſe Sache ſeines Leſſing, und daß er von dem Abthun dieſer verdrießlichen Sache mit einem ihm ungewöhnlichen Widerwillen und Mißmuth geſprochen habe.

Das Schriftchen, das er als: Einen Anhang zu Hrn. Jacobi's Briefwechſel über die Lehre des Spinoza verfaßte, erſchien unter dem Titel: Moſes Mendelsſohn an die Freunde Leſſings, nach ſeinem Tode. Der Hauptgegenſtand des Schriftchens iſt die Vertheidigung Leſſings gegen die Behauptung daß er ein Spinoziſt, oder, wenn man auch ſeine philoſophiſchen Anſichten mit dieſem Worte bezeichnen könnte, daß er ein Gotteslästerer und Heuchler geweſen. „Die Anhänglichkeit unſeres Freundes an den Spinozismus ſoll nicht bloß Hypotheſe ſeyn... Ein Mann von bewährtem Anſehen, Hr. Jacobi, tritt öffentlich auf, behauptet daß es ein wahres Factum ſey: Leſſing ſey wirklich und in der That ein Spinoziſt geweſen. Die Beweiſe hievon ſollen in einem Briefwechſel enthalten ſeyn den er dem Ketzergericht im Publico vorlegt und der das Factum außer allen Zweifel ſetzen ſoll... Ueber alle Bedenklichkeiten hinweg, wirft er den Zankapfel in das Publicum und klagt unſern Freund, G. E. Leſſing, den Herausgeber der Fragmente, den Verfaſſer des Nathan, den großen bewunderten Vertheidiger des Theismus und der Vernunftreligion, bei der Nachwelt als Spinoziſten, Atheiſten und Gotteslästerer an... Leſſing und Heuchler, der Urheber Nathans und Gotteslästerer!“ Er beſtreitet ſodann Jacobi's Bericht daß er über die erſte Nachricht von Leſſings Spinozismus erſtaunt geweſen; auf ſeine Freundſchaft für Leſſing habe dieſe Nachricht keinen Einfluß haben, ſo wenig als ſeine Begriffe von Leſſing, Genie und Charakter dadurch leiden können. Was haben die ſpeculativen Lehrſätze mit dem Menſchen gemein? So lange man meinen Freund noch nicht als heimlichen Gotteslästerer, mithin auch als Heuchler anklagte, war mir die Nachricht: Leſſing ſey ein Spinoziſt geweſen, ſo ziemlich gleichgültig. Ich wußte daß es auch einen geläuterten Spinozismus gibt der ſich mit allem was Religion und Sittenlehre Praktiſches haben, gar wohl verträgt... und daß ſich dieſer geläuterte Spinozismus hauptſächlich mit dem Judenthum ſehr gut vereinigen läßt. Endlich wußte ich auch ſchon daß unſer Freund in ſeiner früheſten Jugend dem Pantheismus geneigt geweſen... auch die Lehre des Athanaſius aus demſelben zu demonſtriren geſucht hatte... Aber höchſt unangenehm war mir der Antrag von Seiten des Hrn. Jacobi. Im Grunde hatte ich Hrn. J. nie gekannt. Auch wußte ich nicht daß er Leſſings Freundſchaft und perſönlichen Umgang genoſſen habe.“ So habe er die Nachricht zuerſt für eine ihm zufällig zugekommene, grundloſe Anekdote gehalten; doch habe er wohl geſehen daß man geneigt ſey Leſſing auf dieſe Weiſe den Proceß zu machen, und er habe auf nähere Erklärungen gedrungen, die ihn freilich eines andern belehrt. Aber herzlich leid würde es ihm ſeyn, wenn die Geſpräche deren Inhalt J. ihm mittheilte, wirklich als vertrauliche Unterredungen im höchſten Sinne des Wortes, als Herzensergießungen der innigen Freundſchaft zu betrachten wären, wo nicht nur Kopf gegen Kopf, ſondern Herz gegen Herz ſich öffne. Leid um ſich ſelbſt, daß der Freund, mit dem er dreißig und mehr Jahre lang nach Wahrheit geforſcht, ihn dieſes Zutrauens nicht gewürdigt haben ſollte, das ein Anderer in wenig Tagen zu erhalten gewußt. Leid um Leſſing; „denn wie ſehr müßte der in den letzten Tagen ſeines Lebens geſunken ſeyn, wenn er das alles in vollem herzlichen Vertrauen geſagt hätte, was er geſagt haben ſoll. Dort erſcheint er nicht als der kühne, entſchloſſene Denker der ſeiner Vernunft folgt nnd von ihr auf Abwege geführt wird; er iſt ein ſchaler Atheiſt, nicht aus der Schule eines Hobbes oder Spinoza, ſondern irgend eines kindiſchen Witzlings. — Man findet in allem was Leſſing vorbringt, nicht Einen geſunden Gedanken. Alle Vernunftgründe fallen auf das Antheil des Hrn. J... Leſſing unterbricht ſeinen Freund bloß hie und da durch einen gezwungenen Einfall der mehrentheils auf eine Gotteslästerung hinausläuft... *) Und nun vollends ſein Urtheil über das Gedicht Prometheus das ihm J. in die Hände gab, das er ihm ſicherlich nicht ſeiner Güte, ſondern ſeines abenteuerlichen Inhalts wegen gegeben haben kann und das L. ſo gut fand. Armer Kunſtrichter! wie tief mußteſt du geſunken ſeyn dieſe Armſeligkeit im Ernſte gut zu finden!“ **) Endlich müßte es ihm auch um J. leid thun; denn wie würde es ſich mit der an ihm gerühmten Rechtſchaffenheit vertragen, ein Bekenntniß das ſein Freund in ſeinen Schooß niedergelegt, dem Publicum zu verrathen, ſein Andenken bei der Nachwelt durch die Verbreitung einer Schwachheit zu brandmarken, zu deren Vertrauten er ihn in den letzten Tagen ſeines Lebens gemacht? Er würde ihn anklagen, ohne einen Zeugen von deſſen Vergehen zu haben, außer ſeiner eigenen Perſon, während er der Mitſchuldige deſſelben geweſen und ihn mehr noch verführt, als auf unrechtem Wege gefunden, dabei aber doch ſo vorſichtig geweſen ſich eine Hinterthüre vom Rückzug offen zu halten, durch die er ſelbſt dem Atheismus entlaufe und zur ſichern Fahne des Glaubens zurückkehre, während er ſie dem armen Mitſchuldigen zuſchlage. Unbegreiflich findet unter jener Vorausſetzung M. Jacobi's Betragen gegen ihn ſelbſt daß er ihn zuerſt aufſuche, um ihm das gefährliche

*) Mendelsſohn muß entweder damals ſchon entſetzlich verſtimmt oder überhaupt für Scherz und Humor ganz unempfänglich geweſen ſeyn, daß er die ſcherzhaften Aeußerungen Leſſings ſo grämlich als Gotteslästerungen eines ſchalen Atheiſten aufnimmt. Auch ſcheint er gar nicht gewußt zu haben daß ein Mann von Geiſt ſich im Verkehr mit Freunden von verſchiedenem Charakter und Gemüthsart unwillkürlich auch verſchieden giebt.

**) Hamann ſchreibt über dies Gedicht an einen Freund: „Kommt Ihnen der Prometheus auch ſo kläglich vor wie den jüdiſchen Kunſtrichtern? Jacobi iſt nicht Verfaſſer davon. Mein Freund Criſpus ſchilt es bloß wegen ſeiner Härte, die meines Erachtens zur Natur des Gegenſtandes gehört und worin der alte Menſchenſchöpfer und Bildhauer mit den modernen Feuerdieben von ganz gleichem Gehalt und Stoff iſt.“

Digitized by Google

Geheimniß aufzudringen, mit welchem Leſſing ihn, um ihm nicht wehe zu thun, vorſichtig verſchont hatte. — Um dieſen Schwierigkeiten zu entgehen, ſchlägt M. folgende Hypotheſe vor; J. gehe offenbar darauf aus ſeine in der Speculation verirrten Nebenmenſchen auf den ebenen und ſicheren Pfad des Glaubens zurückzuführen. Leſſing habe derſelbe vielleicht für einen irrigen und in ſeinen Subtilitäten verlorenen Sophiſten gehalten, der Wahrheit und Irrthum in gleichem Licht oder in gleicher Dunkelheit erblickt, dem am Ende Witz ſo viel als Philoſophie gilt, und dem, wenn er in der Stimmung iſt, Gotteslaſterung Stärke des Geiſtes zu ſeyn ſcheint. Er faßte den edelmüthigen Entſchluß ihn von ſeiner Krankheit, von dieſer traurigen Verwirrung des Geiſtes, zu heilen, wagte als geſchickter Arzt das Uebel etwas zu verſchlimmern, um es deſto ſicherer zu curiren und ihm den einzigen Ausweg, den Rückzug unter die Fahne des Glaubens deſto annehmlicher zu machen. Leſſing mochte dieſe Abſicht bald merken und ihn ſchalkhaft in ſeiner Meinung von ihm beſtärken, daher er nur den Discurs durch Witzelei im Gange zu erhalten ſuchte. Mit Leſſing ſey es nun freilich Jacobi nicht gelungen; aber nun habe er es mit ihm (Mendelsſohn) verſucht, den man ihm vielleicht auch als ſolchen Klügling geſchildert habe. Er habe gleich ſo etwas vermuthet. Die gute ehrliche Abſicht ihn in den Schooß des Glaubens zu führen, wenn ſie auch nicht alles rechtfertige, entſchuldige doch vieles. Dann geht M. auf die Erörterungen über das Syſtem Spinoza's ein, und ſagt gegen das Ende, nachdem er ſich über die Veröffentlichung ihres Briefwechſels beklagt: „Ich kann mich in die praktiſchen Grundſätze des Hrn. J. ſo wenig als in ſeine theoretiſchen finden. Ich glaube es ſey bei ſo bewandten Umſtänden durch Diſput wenig auszurichten, und alſo wohl gethan daß wir aus einander ſcheiden. Er kehre zum Glauben ſeiner Väter zurück, bringe durch die ſiegende Macht des Glaubens die ſchwermäulige Vernunft unter Gehorſam und ſchlage die aufſteigenden Zweifel durch Autoritäten und Machtſprüche nieder.“

Mit dieſer Erwiederung hat unſeres Bedünkens Mendelsſohn des Vortheils, welchen ihm die voreilige und eigenmächtige Veröffentlichung des Briefwechſels von Seiten Jacobi's in formeller Hinſicht verſchafft hatte, ſich allzuſehr überhoben, er hat die Gränzen der Abwehr und einer gerechten oder entſchuldbaren Empfindlichkeit überſchritten und in verblendeter Leidenſchaftlichkeit, unter dem Schein der beſonnenen Ruhe und Kälte, indem er den Gegner zu verwunden ſuchte, ſich ſelbſt verwundet. Der Streit konnte, nachdem er ihn ſo weit getrieben hatte, für ihn nicht mehr glücklicher beendigt oder abgebrochen werden, als durch ſeinen raſch erfolgten Tod welcher ihn gewiſſermaßen als einen Märtyrer erſcheinen ließ, was er in dieſer Sache durchaus nicht war. Witzig ſagt hierüber Hamann: „Ich habe meine Freude immer an der Advocatenliſt womit er ſich aus dem Handel mit unſerem L. wie eine Schlange herausgewunden, und wie er jetzt ſich und ſeinen Freund in Sicherheit gebracht und die Fortſetzung den Berliner Erben übertragen.“ Auf die eigentliche Streitſache ließen ſich dieſe, die Erben, natürlich weniger ein, als daß ſie, die damals ſo ziemlich den Ton angaben, weh- und anklagten. Der Lärm muß wirklich arg geweſen ſeyn; Hamann fährt in ſeinem Schreiben an Jacobi, nachdem er erklärt, jener habe der Wahrheit und guten Sache einen Dienſt gethan durch die unſchuldige Offenbarung des Geheimniſſes der Bosheit das mit ſo viel Energie in den Kindern des Unglaubens wirke zum Haß des Chriſtenthums, alſo fort: „Laſſen Sie ſich die kleine Verfolgung um ſeines Namens willen nicht leid thun. Anſtatt des Todten haben Sie eine Legion wider ſich.“

Schwer konnte es Jacobi nur fallen ſich Gehör zu verſchaffen bei dem Geſchrei, aber leicht mußte es ihm werden die Beſchuldigungen Mendelsſohns zu widerlegen, was er alsbald that. Der Vorwurf daß J. die Nachricht M. aufgedrungen habe, erledigt ſich aus der Erzählung des Hergangs. Sodann fanden vertraute Freunde Leſſings und competente Beurtheiler die Unterredung ganz im Geiſt und nach dem Geſchmack Leſſings; vertraulich war ſie in ſofern nicht zu nennen, als andere Perſonen wenigſtens theilweiſe zugegen waren, eine Schwachheit glaubte Leſſing gewiß nicht Jacobi zu beichten; die Hauptgründe von M.s Nicht-Erſtaunen beruhen auf einer unverantwortlichen Verwechslung der wirklichen Lehre des Spinoza mit der willkürlich erſonnenen und von M. ohne allen Beweis vorgetragenen Lehre dieſes Mannes, dem angeblich geläuterten Spinozismus. Die künſtliche Hypotheſe M.s gibt natürlich ſeinem Gegner leichtes Spiel, ſo daß dieſer nicht mit Unrecht ausruft: „So ſind denn beide Hypotheſen, die feine und die gröbere, wohl am Ende nur zum Scheine da! — Zwei Marken für eine, um die Glaubwürdigkeit der Geſchichte in Verdacht zu bringen! Ziemlich gleichgültig wird es nun zu dieſer Abſicht, ob man mich als einen Schwärmer in der Religion oder in der Irreligion nehmen will; das Beſtreben zu betrügen iſt in beiden Fällen gleich groß.“ Energiſch weiſt J. die Beſchuldigung zurück Leſſing als heimlichen Gotteslaſterer, mithin auch als Heuchler angeklagt, die Sache einem Ketzergericht vorgelegt, es auf einen Proceß abgeſehen und M. aufgefordert zu haben die Sache Leſſings zu übernehmen. „Iſt denn wirklich meine Schrift unterdrückt; wirklich ſchon durch Bundesgenoſſen und Mitläufer ſo ganz herunter recenſirt und proſcribirt daß ſie kein Menſch mehr leſen wird, und Mendelsſohn auf dieſe Weiſe reden darf?“ In Bezug auf die Jacobi ſchuldgegebene Abneigung gegen Männer von gewiſſen ſpeculativen Anſichten erwiederte er: „Wer vor mir hat von Spinoza mit der Hochachtung, mit der Bewunderung und Liebe geſprochen, womit ich von ihm geſprochen habe?“ ſo wie er anderswo von Leſſing ſagt: „Mir iſt Leſſing, ſo wie er war, gut genug!“ — Der letzte Wille meines Gegners iſt in der That .. ein Meiſterſtück der Kunſt. Jeder kann nach der Anſicht die er hat, nach ſeiner Denkart und Gemüthsbeſchaffenheit, nach ſeinen Vorurtheilen und Neigungen, mich auf ſeine eigene Art, nach Belieben, ſo haſſenswürdig und abſcheulich finden, als es ihm gefällt!“

Und am Ende ſagt er: „Wißt Ihr den Ausdruck für das was ich hier entlarvte? Ich weiß keinen andern dafür, als wiſſentliche Unwahrheit, vorſetzlichen Betrug.“ Daß Hamann, ſo zu ſagen der Alliirte Jacobi's, ſich nicht glimpflicher, ſondern noch viel herber über Mendelsſohn ausſpricht, obgleich er bei deſſen Tode mit Rührung und Wehmuth ihrer alten Freundſchaft gedenkt, wird man natürlich finden; aber er beruft ſich auch auf ein Urtheil Herders, welcher für Spinoza ſehr eingenommen war und Jacobi's Auffaſſungsweiſe theilweiſe bekampfte: „Herder beurtheilt Mendelsſohn ebenſo wie ich: „„er iſt zu alt und ein zu elaſtiſcher Philoſoph der deutſchen Nation und Sprache, als daß er ſich belehren ließe, und ein zu pfiffiger Ebräer, als daß ein ehrlicher Chriſt mit ihm auskäme. In ſeinen Morgenſtunden hat er ſeinen Schatten von Leſſing (denn es iſt nichts als ein Schattenbild das er als den müden Hirſch vormalt) aus dem Gefecht zu bringen geſucht, daß er durch dieſe Verrückung der Steine ſchon gewonnen Spiel hat. Es iſt ſonderbar daß in dem alten Mann der verſteckte Haß gegen die Chriſten von Tag zu Tag mehr hervorzutreten ſcheint; denn allenthalben bringt er, wo mit der eiskalten Wolfiſchen Wortphiloſophie nicht weiter auszukommen iſt, die Chriſten als geborene oder wiedergeborene Schwärmer ins Spiel, und mit dieſer geheimen bitterſten Intoleranz iſt alles Diſputiren am Ende.““

Digitized by Google

Um Mendelsſohn milder zu beurtheilen, muß man bedenken daß die ihn allerdings verblendende Leidenſchaftlichkeit womit er dieſe letzte Schrift ſchrieb, einen Grund hatte der ſeinem Gemüth Ehre macht: treue Anhänglichkeit an einen Freund deſſen Gedächtniß ihm entweder durch die ihm zugeſchriebene Hinneigung zu einem troſtloſen und abſurden Syſtem, welche er doch dem vieljährigen Freunde verhehlt hätte, getrübt, oder deſſen Name durch eine ſolche Behauptung, wenn ſie irrig war, verunglimpft werden ſollte. Beide Vorſtellungen mochten ihm in einander fließen, und in ſeiner Aufgeregtheit einerſeits, und ſeiner Schwäche anderſeits, da er ſchon den Keim des Todes in ſich trug, mochte er nicht mehr die Beſonnenheit und die Kraft haben Einbildungen und Vorſtellungen von Thatſachen genau zu trennen, und ſich zu Behauptungen hinreißen laſſen in welchen peinlich angeſpannter Scharfſinn mit bedauerlicher Verkennung der nächſtliegenden Wahrheit, des einfachen Zuſammenhangs der Thatſachen ſich paart. Gewiß wußte er ſelbſt nicht wie irrig ſeine Behauptungen, wie ſchwach ſeine Hypotheſen, wie nichtig ſeine Beſchuldigungen waren, denn ſonſt hätte ihm neben ſeiner Rechtlichkeit ſchon der Gedanke an die nicht ausbleibende Widerlegung von Seiten des Gegners nothwendig Mäßigung auferlegen müſſen, da er ja nicht wußte daß ſein eigener Tod ihm die Antwort darauf erſparen würde; es war dann wieder eine vielleicht unwillkürliche Ungerechtigkeit ſeiner Gegner, wenn ſie die Sache ſo anſahen und darſtellten, als ſey dieſe Schrift gleichſam bewußt der letzte Wille, das Teſtament Mendelsſohns geweſen, den dann der Tod der Verlegenheit enthoben ſeine Worte verantworten zu müſſen. Einige Entſchuldigung kann man auch in dem Umſtande finden daß in Folge der langen Hinſchleppung der Sache durch Briefe, die zum Theil durch dritte Hände gingen und nur auszugsweiſe mitgetheilt wurden, die einzelnen Umſtände ſich leicht im Kopfe, im Gedächtniß der Betheiligten verſchieben und in ein falſches Licht treten konnten, zumal wenn leidenſchaftliche Aufregung die Geneigtheit einen wirklichen oder ſcheinbaren Vortheil über den Gegner zu benützen ſteigerte. Was man aber auch zur Entſchuldigung Mendelsſohns geltend machen mag, das muß man doch anerkennen daß er nicht ein Verfolgter, ein Verketzerter, ein Märtyrer war; Jacobi wollte weder den von ihm ſo hoch verehrten Leſſing, noch auch Spinoza verketzern, herabſetzen, oder an den Pranger ſtellen; er machte Mendelsſohn weder einen Antrag, noch forderte er ihn zum Kampf heraus. Vielmehr ſpielten die Berliner — von welchen der grimmige Hamann in halber Reue über ſeine heftigen Ausfälle gegen ſeinen ehemaligen Freund denn doch wieder dieſen unterſchieden wiſſen wollte — damals noch, obgleich ihr Stern von dem aufſtrahlenden Geſtirne Kants ſchon anfing verdunkelt zu werden, ganz zuverſichtlich die Rolle der Dictatoren in der Philoſophie, und ihre Phalanx deckte Mendelsſohn welcher freilich Einer ihrer Ausgezeichnetſten, ihr Stolz war. Die Anklage eines an Mendelsſohn begangenen Mordes betrachtete Hamann als komiſch einerſeits, als verächtlich andererſeits, weil eine grobe Verleumdung enthaltend, und ſah darin den Anſchlag jener mächtigen Partei das Publicum und Mendelsſohns Gegner zu übertölpeln, — der Partei der „Berliniſchen Masken mit ihrem hypokritiſchen Theater und philoſophiſchen Taſchenſpiel."

Der Athem der Zeit verjagt viele Gewölke, und es iſt uns Fernerſtehenden möglich vieles klarer zu ſehen, als den Zeitgenoſſen; das Medium freilich durch welches die Einzelnen ſehen, wird immerhin ein verſchiedenes bleiben, oder ſind die Augen ſelbſt verſchieden organiſirt; aber darnach wenigſtens verlohnt es ſich zu ſtreben daß die hiſtoriſchen Thatſachen, ſo weit ſie zugänglich ſind, mit möglichſter Unparteilichkeit und Unbefangenheit dargeſtellt werden; und die Streitſache über welche hier genauere Nachweiſungen zuſammengeſtellt worden, verdient gewiß als in vieler Hinſicht belehrend und warnend für die deutſche litterariſche und philoſophiſche Welt zur Beherzigung empfohlen und mit möglichſt treuen Farben in der Erinnerung aufgefriſcht zu werden.

Guſtav Pfizer.

Franzöſiſche Plane am Senegal.

Paris, 24 Mai. Die Thätigkeit welche Frankreich ſeit einigen Jahren in ſeinen Colonialangelegenheiten zeigt, fängt an ſich auf den Senegal auszudehnen, wo ſie zu ſehr weitgehenden Planen geführt hat, deren Ausführung zum Theil ſchon begonnen hat und die für den Handel und die Civiliſation von Afrika eine unendlich große Wichtigkeit erhalten können, wenn ſie in einem humanen Sinne geleitet werden. Seit der Zurückgabe der Colonie des Senegal an Frankreich, in Folge des Pariſer Friedens, war das faſt einzige Intereſſe derſelben in dem Gummihandel gelegen. Es wurde zwar Ebenholz, Häute, Goldſtaub, Elfenbein und Wachs von dort eingeführt, aber der einzige Artikel von großem Werth beſtand in Gummi, von dem etwa 2 Millionen Kilo jährlich eingeführt wurden. Dieſer Artikel wird großentheils mit einer beſondern Art blauer Baumwollenwaaren bezahlt, welche in Pondichery verfertigt werden, und auf dieſem Abſatz beruht faſt die ganze Induſtrie von franzöſiſch Indien. Dieſer Handelszweig iſt jedoch keiner bedeutenden Ausdehnung fähig, indem der Gummi in Wäldern von beſchränkter Ausdehnung wild wächst und dort von halbnomadiſchen Maurenſtämmen geſammelt wird. Die Maſſe des vorhandenen Gummi kann daher durch Induſtrie nicht vermehrt werden (denn die Mauren zum Anpflanzen neuer Wälder zu bewegen iſt ohnehin unmöglich) und die ganze Kunſt des Gummihandels beſteht nur darin die Karawanen an den Senegal zu ziehen und ſie abzuhalten in die engliſchen Etabliſſements an den Gambia oder nach Portendick zu gehen. Dieß iſt auch ein Gegenſtand beſtändiger Eiferſucht zwiſchen dieſen Colonien, aber in der ganzen Sache liegt kein Element zu einem beträchtlichen Verkehr. Der Gummihandel war überdieß ſeit einiger Zeit in große Unordnung gefallen, weil die Händler am Senegal durch eine unmäßige Concurrenz den Preis der Waare ſo in die Höhe

Digitized by Google

getrieben hatten, daß die Colonie in offenbaren Bankerott verfiel. Die franzöſiſche Regierung hat vor zwei Jahren eine öffentliche Unterſuchung darüber veranſtaltet, deren Reſultat eine neue Organiſirung des Handels am Senegal war, welche zum Zweck hatte die Concurrenz etwas zu mäßigen. Das ganze Detail dieſer Geſchichte iſt nicht ohne Intereſſe, aber es iſt ſehr verwickelt und liegt von meinem heutigen Zweck entfernt, welcher darin beſteht von den neuen Unternehmungen der Colonie am obern Senegal zu reden.

Die alte franzöſiſch-afrikaniſche Compagnie, welche im letzten Jahrhundert das Monopol des Handels am Senegal beſaß, hatte viele Verſuche gemacht ihre Operationen am obern Strom und ſeinen Zuſtrömen auszudehnen und den Fluß nur als eine Handelsſtraße für das innere Afrika zu benützen. Namentlich hatte ſich dieſe Geſellſchaft viele Mühe gegeben in den Beſitz des goldreichen Landes Bambuk zu kommen. Schon im Jahr 1730 ſchickte ſie eine Expedition dahin und ließ das Fort St. Joſeph erbauen, deſſen Garniſon aber von den Eingeborenen aufgerieben wurde. Das Fort wurde 1741 wieder hergeſtellt, und einige neue höher oben errichtet. Im Jahr 1756 verſchaffte man ſich zahlreiche Proben aus neuen Goldminen, die nach Paris geſchickt wurden und zu neuen Niederlaſſungen Anlaß gaben. Von da an unterbrachen die Kriege alle weiteren Verſuche, die Forts am obern Senegal zerfielen und ſo blieb es bis zum Jahr 1824, wo die Regierung die Sache wieder aufnahm und einen Hrn. v. Beaufort nach Bambuk ſchickte, der aber am Fieber ſtarb; ſie ſandte hierauf im Jahr 1828 einen Hrn. Duranton aus, mit dem Befehl einen erfahrenen Bergmann mitzunehmen, den Eingebornen die beſten Methoden des Goldſammelns zu lehren und ſie mit der Colonie in Verbindung zu bringen. Duranton miſchte ſich in die Streitigkeiten der eingeborenen Stämme und die Unternehmung verunglückte. Doch geſchah einiges; man gründete das Fort Bakel, 200 Stunden vom Meer, etwas höher hinauf das Fort Saint Charles, endlich Medina, an den erſten Katarakten des Senegal, 260 Stunden vom Meer. Dieſe letzte Niederlaſſung beſtand jedoch nur aus einigen Hütten die zu Magazinen dienten und den Wohnungen der Agenten und wurde, ſo wie das Fort Saint Charles, nach einigen Jahren wieder aufgegeben, weil die Kriege der Eingeborenen den Handel dort unterbrachen. Die große Entfernung von Bakel von dem Hauptſitz der Colonie und einige locale Umſtände erſchwerten es daß der einzelne Händler ſich dorthin von St. Louis aus begeben und mit Vortheil Handel treiben konnte, und die große Ungeſundheit des Ortes machte die Anſiedlung von Europäern unmöglich. Die Händler pflegten ſich daher jährlich in eine Geſellſchaft zu organiſiren um dieſen Markt zu beſuchen. Im Jahr 1838 begründete eine Ordonnanz der Regierung dieſe Geſellſchaft feſter, theilte das Capital derſelben in 2000 Actien von je 200 Franken, um auch den minder bemittelten Händlern Theil daran zu geben, und gab ihr ein beſchränktes Monopol des Handels am obern Senegal und an dem obern Caſamanza, unter dem Titel der Geſellſchaft von Galam und Caſamanza. Ihr Hauptlager iſt in Bakel.

Die Geſellſchaft hat bis jetzt gute Geſchäfte gemacht, aber ihr Capital und ihre Vorrechte ſind nicht groß genug daß ſie die Ausdehnung gewinnen könnte deren ihre Lage ſie fähig macht. Ihr Monopol in Bakel iſt nämlich vom 1 Auguſt bis 1 Januar jeden Jahres ſuſpendirt, und während dieſer Zeit iſt der Handel dort allen Händlern von St. Louis freigegeben. Dieß iſt die Zeit während deren der obere Strom ſchiffbar iſt. Die Folge iſt daß die Händler während dieſer Zeit in dem Geiſt der unmäßigen Concurrenz der unter ihnen herrſcht, den Markt mit Waaren überführen und die Preiſe des Gummi u. ſ. w. ſo hinauftreiben daß die Geſellſchaft während dieſer Monate ihren Handel ſo gut als einſtellt. Dabei aber können dieſe Händler doch gewiſſe, für dieſen Verkehr ſehr wichtige Waaren, namentlich Salz und Pulver, nicht ſo wohlfeil liefern als die Engländer am Gambia, und ſo geſchieht es alle Jahre daß ſich in Bakel ſelbſt Karawanen von Eingeborenen, die ihre Waaren dorthin gebracht haben, organiſiren um an den Gambia zu ziehen. Sobald die Händler abgezogen ſind, läßt die Geſellſchaft ihren unwandelbaren Tarif eintreten, nach welchem ſie mit den Karawanen handelt welche in den ſieben Monaten ihres Monopols ankommen. Aber nicht nur haben die Händler durch Verſchleuderung ihrer Waaren die Preiſe hinaufgetrieben, ſondern die Geſellſchaft iſt nach ihren Statuten verpflichtet das Salz, welches die Händler bei ihrer Abreiſe noch in Händen haben, doppelt ſo theuer zu übernehmen als ſie es ſelbſt kommen laſſen könnte. Hätte die Geſellſchaft das gänzliche Monopol dieſes Handels, ſo könnte ſie theils an den Artikeln welche die Engländer wohlfeiler liefern, ſich einen Verluſt gefallen laſſen, theils ihre Niederlaſſungen weiter ausdehnen und trotz eines anfänglichen Verluſts doch am Ende einen größeren und einträglicheren Handel erzwingen. Sie kauft gegenwärtig etwa 500,000 Kilo Gummi jedes Jahr und dieſe Maſſe könnte vielleicht, unter obigen Umſtänden, verdoppelt werden, aber dieß iſt nur ein ſehr unbedeutender Theil der Vortheile welche ſie ſich und Frankreich verſchaffen könnte, wenn ſie die Mittel hätte ihre Operationen weiter auszudehnen. Zu dieſem Zweck hat man daher jetzt im Sinn ihre Privilegien zu erweitern, ihr am obern Senegal eine ſichrere Baſis zu geben und ſie dadurch ſo zu verſtärken, daß ſie im Stande ſey nicht nur ſich in Bambuk bei den Goldminen feſtzuſetzen, ſondern ihren Handel tiefer ins Innere, einerſeits bis an den Niger und andererſeits durch die Wüſte bis Algier zu erſtrecken. Man fühlte aber wohl daß ſolche weitausſehende Unternehmungen der genaueſten Studien bedürfen, und daher hat das Gouvernement der Colonie vom Senegal am Ende des Jahres 1843 eine Expedition unter der Leitung eines Hrn. Hunet ins Innere geſchickt, welche den obern Senegal, den Faleme, den Diſtrict zwiſchen dieſem Fluß und dem Gambia bereiste und am Ende über den Gambia nach St. Louis zurückkehrte. Die Reſultate dieſer Erforſchung ſind ſehr merkwürdig und verdienen einigen Detailbericht.

Die Expedition beſtand aus den HH. Hunet, Raffenel und Pottin Patterſon, die beiden erſten Marinebeamte, der letzte ein Kaufmann von St. Louis. Sie verließen Bakel den 29 Nov. 1843 mit drei Schülern aus der Negerſchule der Regierung in St. Louis, ſechs afrikaniſchen Matroſen und drei Negern aus Bakel. Sie nahmen eine Ladung Salz mit zur Bezahlung ihrer Ausgaben, drei Pferde und zwölf Eſel, welche auf der Rückreiſe mit Erde aus den Goldgruben beladen werden ſollten. Bakel liegt im Lande Galam das ſich ſüdlich vom Senegal aus am Faleme hin erſtreckt, es iſt von dem Stamm der Saracolet bewohnt, einer friedlichen, fleißigen Nation, welche theils Ackerbau, theils aber und hauptſächlich Handel treibt und am ganzen obern Senegal Colonien gebildet hat, von denen aus Karawanen ins Innere und an die europäiſchen Niederlaſſungen gehen. Sie ſteht ſo ziemlich unter franzöſiſchem Einfluß und unter einem ſchwachen einheimiſchen Gouvernement, das immer in den Händen eines alten Mannes iſt, da die Königswürde ſich nicht von Vater auf Sohn, ſondern von Bruder auf Bruder oder Vetter vererbt. Die inneren Verhältniſſe des Stammes ſind zu verwickelt als daß ſie ſich in kurzem aus einander ſetzen ließen, man findet in einem Bericht von Raffenel

Digitized by Google

darüber viele Details, die aber hier von keinem Intereſſe ſind. Die Expedition erreichte nach vier Tagen Bulebane, die Hauptſtadt von Bondu, wo der Almamy reſidirt, ein Fürſt von großem Einfluß in dieſen Gegenden. Bondu liegt ſüdöſtlich von Galam und iſt von der unter dem Namen Fulah in ganz Mittelafrika bekannten gelblichten Race bewohnt, doch iſt der herrſchende Theil der Bevölkerung nicht von reinem Fulahſtamm, ſondern beſteht aus Meſtizen, welche durch die Vermiſchung der Neger mit den Fulah entſtanden ſind und deren eigentlicher Name Tucuier iſt. Die eigentlichen Fulah, welche unter ihnen wohnen, bilden eine Art von leibeigener Claſſe. Sie ſind Ackerbauer, treiben aber weniger Handel als die Saracolet und ſind kriegeriſcher als dieſe; ihr König, der Almamy, iſt unumſchränkter Herr, und der gegenwärtige, Sada Amady, iſt ein Mann von Energie. Sie ſind Mohammedaner, aber ohne den Fanatismus den dieſe Religion gewöhnlich mit ſich führt, ſie befolgen die moraliſchen Vorſchriften des Koran mit großer Genauigkeit und ſind ein höchſt zuverläſſiges Volk. Ihr Land liegt am linken Ufer des Faleme hin, doch beſitzt der Almamy auch einen ſchmalen Streifen am rechten Ufer hin, wo er Colonien von Auswanderern aus Futa Dſchallon angeſiedelt hat. Zwiſchen den Fulah von Bondu und den Mandingo von Bambara herrſcht ein tiefer Nationalhaß, deſſen Grund in dem mohammedaniſchen Fanatismus der letztern zu liegen ſcheint, denen die Milde und Toleranz der Fulah gehäſſig iſt. Dieſer Haß geht ſo weit daß der Almamy den franzöſiſchen Reiſenden erklärte daß er nie mit einem Volk in gutem Vernehmen ſtehen könne das mit den Mandingo gut ſtehe, und daß er ſich daher dem Plane das franzöſiſche Comptoir von Makana wiederherzuſtellen widerſetze, weil die Beſitzer dieſes Landes, die Bakiri, in Bündniß mit den Mandingo ſtehen. Dieß iſt die einzige Schwierigkeit welche ſich gegenwärtig der Befeſtigung des franzöſiſchen Einfluſſes auf Bondu entgegenſetzt, und dieſe Ausdehnung iſt nothwendig für die weiteren Plane von Frankreich in dieſen Gegenden, denn Bondu iſt ſo gelegen daß man es nicht umgehen kann, es iſt ein bevölkertes und wenn gleich nicht mächtiges Land, doch ſo conſtituirt und regiert daß es jedem Angriff der umliegenden Nationen zu widerſtehen im Stande iſt.

Die franzöſiſche Miſſion hielt ſich einige Tage in Bulebane bei dem Almamy auf, dem ſie die drei Negerknaben aus der Schule von St. Louis vorſtellte und erklärte daß ſie zu Agenten der Regierung im Innern erzogen werden, was ſeine große Bewunderung erregte. Hier iſt eine Lücke im Bericht die ſich, wie es ſcheint, auf die politiſchen Unterhandlungen mit dem Almamy bezieht. Die Miſſion verließ Bulebane und erreichte in fünf Tagen das Ufer des Faleme in Sanſandig-Pul wieder, wo ſie die erſten Goldminen traf, aber ihre genauere Unterſuchung auf ihre Rückreiſe verſparte, weil es für ſie von der größtn Wichtigkeit war ſo ſchnell als möglich in Bambuk vorzudringen, ehe der Verdacht der dortigen kleinen Republiken ihr ernſthafte Schwierigkeiten in den Weg legen könnte. Ein Theil von Bambuk ſteht freilich unter dem Almamy, der einen gewiſſen Einfluß auf diejenigen Dörfer des Landes auszuüben ſcheint die von Fulah bewohnt ſind, und auch immer beſchäftigt iſt ſeine Herrſchaft auf dieſer Seite hin auszudehnen. Aber bis jetzt iſt dieſer Einfluß noch nicht hinreichend um Reiſende zu ſchützen. Er begnügte ſich daher die Franzoſen den Häuptlingen der Fulah-Dörfer zu empfehlen und ihnen zu rathen ſo ſchnell als möglich zu reiſen.

Bambuk liegt öſtlich von Bondu; ſeine Bevölkerung beſteht aus Mandingo. Ihre politiſche Lage iſt ſehr unſtät, indem ſie in eine Menge von kleinen Staaten vertheilt iſt, die zu ſchwach ſind einem Angriff von außen zu widerſtehen. Gegen Oſten bilden dieſe Staaten einen Föderativſtaat welcher einige Ruhe und Anſehen nach außen genießt; aber der weſtliche Theil des Landes Bambuk beſteht aus ganz vereinzelten und ſehr ſchwachen Gemeinden, welche mit Mühe die Eingriffe des Almamy abwehſen. Die Mandingo ſind weit ungebildeter als die Fulah, ihre Hauptbeſchäftigung beſteht in der Jagd, ſie haben wenig Ackerbau und verachten ihn, aber ſie bauen ihre Goldminen und die Weiber waſchen das Gold aus. Sie bringen in eigenen Karawanen ihr Gold und das Elfenbein das ihnen ihre Jagden liefern, direct in die europäiſchen Niederlaſſungen. Die Franzoſen beſaßen ehemals einen Poſten in Farabana an einem der Zuſtröme des Faleme, und der Chef von Farabana ſchickte Boten an die Expedition, um ſie zu bitten dieſen Poſten wieder zu beſetzen.

Die Expedition machte vier Tagmärſche in Bambuk ehe ſie auf die erſten Goldminen ſtieß. Auf dieſem Theil des Wegs litt ſie am meiſten; denn ſie hatte faſt undurchdringliche Wälder vor ſich. Das Waſſer war ſelten, die Hitze unerträglich und jeder mußte ſeine Waffen in der Hand tragen um ſich gegen einen augenblicklichen Angriff zu vertheidigen. Der Boden iſt ſehr uneben, nicht gebirgig, aber hügelförmig und mit verkrüppelten Bäumen überwachſen. Die Expedition war dem Häuptling von Kenieba, einem Dorf in der Nähe der Minen, empfohlen; er ſuchte ſie umſonſt von dem Beſuch derſelben abzuſchrecken, und als er ſie unerſchütterlich fand, ließ er ſie den nächſten Tag von der ganzen bewaffneten Mannſchaft ſeines Dorfes begleiten. Sie beſuchten eine Anzahl von Minen, die theils horizontal in die Hügel gegraben ſind, theils ſenkrechte Brunnen mit Galerien die von ihnen auslaufen, bilden. Hunet kündigt dem Miniſter einen ausführlichen Bericht über die Minen, die Erdarten, die Natur des Sands und der Steine die man findet, an; er iſt ſehr erſtaunt über die Unwiſſenheit der Neger, ſie begnügen ſich den Sand und die Erde zu waſchen und werfen die Goldſtufen weg, er ſagt er habe zu ihrer Verwunderung aus zwei Loth Stein vor ihren Augen mehr Gold gezogen als ſie aus zwei Calebaſſen Sand und Erde, und er ſey überzeugt daß ſie nicht den hundertſten Theil des Goldes erhalten das ſie unter den Händen haben. Von da kehrte die Expedition wieder nach Sanſandig-Pul am Faleme zurück, wo man Gold aus dem Flußſand, und wenn das Waſſer hoch iſt, aus der aufgeſchwemmten Erde der Ufer wäſcht. Sanſandig iſt das Centrum der Goldwäſchereien am Faleme, die ſich vier Tagreiſen weit oberhalb und ebenſo weit unterhalb erſtrecken. Die Bewohner aller Dörfer dieſes Diſtricts beſchäftigen ſich mit nichts als Goldwäſcherei. „Ein Comptoir,“ ſagt Hunet, „in dieſer Lage unter einem geſchickten Chef welcher die Eingebornen, die ſehr friedlich und lenkſam ſind, zu leiten verſtände, hätte alle Ausſicht auf Gelingen. Nichts würde uns hindern hier ſelbſt Goldwäſchen einzurichten und den Sand von den Eingeborenen zu kaufen; unſer Beiſpiel würde ſie ermuthigen und die Zunahme ihrer Induſtrie uns bereichern.“

Von Sanſandig aus kehrte die Expedition nach Bakel zurück, und da der niedrige Waſſerſtand nicht erlaubte den Senegal herunter zu fahren, ſo folgte ſie dem Karawanenweg der von Bakel an den Gambia führt und erreichte dort die franzöſiſche Niederlaſſung von Albreda. Von hier aus kehrte ſie zu Waſſer nach dem Senegal zurück, wo Hunet in Folge ſeiner Strapazen ſtarb.

Nach dem Tod von Hunet erſtattete Raffenel einen ausführlichen Bericht, in welchem er die Vorſchläge auseinanderſetzte welche die Commiſſion während ihrer Expedition beſchloſſen hatte der Regierung vorzulegen, und der Leſer wird nach dem Vorher-

Digitized by Google

gehenden die Intereſſen die ſich daran knüpfen, leicht verſtehen. Der Plan beruht darauf daß die beſtehende Handelscompagnie vom Senegal verſtärkt und ihre Privilegien erweitert werden, um ſo eine ſolide Baſis zu erhalten welche die Mittel zur Ausdehnung des franzöſiſchen Handels ins Innere von Afrika liefern könnte, von dieſer Geſellſchaft ſollen dann zwei Linien von Poſten von Bakel am obern Senegal aus errichtet werden, die eine ſüdlich am Faleme hin und ſich nach Bambou erſtreckend, um den Goldhandel dort zu beleben und zu beherrſchen, die andere öſtlich am Senegal hin und von da ins Innere gegen den Niger ſich ausbreitend.

Die erſte Niederlaſſung der erſten Linie wäre die von Senu Debu am Faleme, 25 Meilen ſüdlich von Bakel und 6 Meilen weſtlich von Buledane, der Hauptſtadt von Bondu. Die Commiſſion hatte dazu einen proviſoriſchen Vertrag mit dem Almamy abgeſchloſſen. Dieſer iſt, ſo viel ich glaube, ſeitdem ratificirt worden, und die Localität ohne Zweifel in dieſem Augenblick in Händen der Compagnie. Der Zweck dieſes Poſtens iſt faſt ganz politiſch, um den franzöſiſchen Einfluß in Bondu und bei dem Almamy zu verſtärken. Denn hier iſt die Baſis der Linien, und alle übrigen Unternehmungen hängen von dieſem Punkt ab. Der Handel von Senu Debu iſt ganz unbedeutend, obgleich ſpäter die Karavanen von Bambara und Kaſſon dort auf die franzöſiſche Linie ſtoßen könnten. Aber das Volk von Bondu iſt civiliſirter, und die wahrſcheinliche Zunahme des Ackerbaues in der Nähe des Comptoirs könnte Mittel zur Verproviantirung von Saint Louis liefern, die gegenwärtig oft ſchwierig iſt. Von da aus ſoll die zweite Niederlaſſung am Faleme, 15 Stunden höher am Strom in Sanſandig gegründet werden. Dieſe wäre induſtriell durch die Goldwäſchereien, und commerciell weil ſchon jetzt die Karavanen aus dem Oſten hier über den Faleme ſetzen, um ſich an den Gambia zu begeben. Von hier aus könnte auch der Handel mit dem Goldminendiſtrict von Kenieba, das 12 Stunden von Sanſandig liegt, betrieben, und die überaus unvollkommenen Methoden ſowohl des Grubenbaues als der Goldwäſcherei vervollkommnet werden. Dieſe Minen ſind reich genug daß gegenwärtig ein Goldwäſcher innerhalb der vier Monate während welcher er arbeitet, den Werth von vier bis fünf Sklaven herauszieht. Man könnte entweder eine Niederlaſſung in Kenieba ſelbſt gründen und die Bewohner in den beſſeren Methoden von Grubenbau und Amalgamation unterrichten, oder ſich begnügen für die Stufen und den Goldſand einen Markt in Sanſandig zu errichten, wohin die Neger das rohe Material brächten, und wo dieſes in einer regelmäßigen metallurgiſchen Anſtalt behandelt würde. Um aber einen Poſten in der Mitte der reichſten Goldminen von Bambuk zu haben, müßte man einen in Farabana gründen, wie der Häuptling dieſes kleinen Staats ſchon der Expedition angeboten hatte. Es hatte früher dort ein franzöſiſches Comptoir beſtanden, von dem die Kanonen noch an Ort und Stelle liegen ſollen. Die Schwierigkeit welche die Gründung dieſer Niederlaſſung finden würde, beſteht alſo nicht in der Abneigung der Bewohner ſelbſt, ſondern in dem Haß des Almamy von Bondu gegen die Mandingo, die er ungern in directer Verbindung mit den Franzoſen ſehen würde, allein es wäre wahrſcheinlich nach Errichtung der Etabliſſements in Bondu ſelbſt nicht ſo ſchwer ihn zur Einwilligung zu bringen. Farabana liegt 20 Meilen öſtlich vom Faleme, und es wäre um ſo vortheilhafter dieſen Punkt zu beſetzen als dort die meiſten Karavanen aus dem Innern die an den Gambia gehen, durchkommen, und ſich von da ſüdlich wenden, um die Beſitzungen des Almamy zu vermeiden, was ſie nothwendig von den franzöſiſchen Niederlaſſungen ab und zu den engliſchen führt. Wenn ſie aber in Farabana einen franzöſiſchen Markt fänden, würden ſie ihre Waaren dort umtauſchen, und ſo der ganze Handel des Innern an den Senegal abgeleitet werden.

Während dieſe Linie von Poſten beſtimmt wäre den Zugang zum Goldlande von Bambuk offen zu halten, und die Karavanen die an den Gambia gehen, auf die franzöſiſchen Niederlaſſungen zu leiten, würde eine zweite Linie von Bakel aus direct gegen Oſten am Senegal hinauf errichtet um den Sudan zu öffnen. Dazu wäre das erſte das ehemalige Comptoir von Makana am Senegal, 20 Meilen höher hinauf als Bakel, wiederherzuſtellen. Es liegt im Land der Bakiri und würde die Koſten ſeiner Beſetzung bezahlen, indem es den Mauren am obern Fluß und den Karavanen der Diula zum Markt dient. Auch hier würde man in dem politiſchen und religiöſen Haß des Almamy gegen die Bambara Schwierigkeiten finden, aber mit einiger Geduld und beſonders mit der Vorſicht nicht von den andern Niederlaſſungen zu reden bis die von Senu Debu feſt gegründet wäre, würde man doch ſeine Einwilligung erhalten können. Der zweite Schritt wäre das Comptoir von Medina, das auch ehemals von der franzöſiſchen Compagnie beſetzt geweſen war und 30 Meilen höher am Senegal, jenſeits der Waſſerfälle von Felu liegt, wieder zu eröffnen. Es liegt im Lande Kaſſon, und man kann es beim hohen Waſſer in großen Booten erreichen, die man über die Waſſerfälle bringt.

Durch dieſe beiden Linien wäre Frankreich der ungeſtörte Handel auf dem ganzen linken Ufer des Senegal, am Faleme und in einem großen Theil von Bambuk geſichert, aber die directe Verbindung mit dem Sudan noch nicht eröffnet. Dazu gehörte als erſter Schritt eine Niederlaſſung an den Waſſerfällen von Gowina am höchſten Lauf des Senegal, nicht weit von den Goldminen von Burre und Konkudu, und in einer nicht großen Entfernung vom Niger. Dieß iſt der letzte Punkt den der franzöſiſche Handel bis jetzt berührt hat, und die afrikaniſche Geſellſchaft hielt dort im Jahr 1828 einen eingebornen Agenten, der beträchtliche Einkäufe von Gold machte. Von da aus ließen ſich nach den Umſtänden und im Verhältniß als die Kräfte der Compagnie zunähmen, neue Comptoirs im Innern anlegen, deren Localitäten nicht voraus zu beſtimmen wären, und es läßt ſich denken daß ſie mit der Linie von Poſten welche Frankreich von Algier aus mit Hülfe arteſiſcher Brunnen durch die Wüſte Sahara hin ziehen will, zuſammenſtießen, und ſo einen großen und doppelten Strom von Handel ins Innere des Welttheils aufthäten.

Uebrigens erwartet der Urheber dieſes Plans nicht daß alles ſo leicht und friedlich gelingen werde, und beſteht auf der Nothwendigkeit an jedem dieſer Comptoirs einen befeſtigten Poſten mit vier Kanonen und zwei Haubitzen und einer Beſatzung von 60 Mann zu errichten, und eine Reſerve von 200 Mann in einem centralen Poſten aufzuſtellen, welche hinreichend wäre die Negerfürſten zu Erfüllung ihrer Verträge anzuhalten. Da man keine europäiſchen Truppen ins Innere ſchicken kann, ohne ſie der größten Gefahr auszuſetzen, ſo müßten die Negertruppen der Colonie beträchtlich vermehrt und auf einen beſſeren Fuß geſetzt werden als gegenwärtig, wo ſie einen traurigen Contraſt mit den engliſchen Negerſoldaten am Gambia bilden. Aber dieß wäre nicht hinreichend, denn man müßte ebenfalls Eingeborne als Commandanten der Poſten, als Handelsagenten, als Chefs der Ackerbaucolonien, als Directoren der metallurgiſchen Etabliſſements verwenden, und dazu wäre nöthig daß man eine Anzahl Negerknaben jährlich nach Frankreich ſchickte, um ſie dort wiſſenſchaftlich erziehen zu laſſen. Damit will der Verfaſſer noch andere Anſtalten

Digitized by Google

verbinden, er verlangt daß die Schulen für die Söhne der Negerfürſten, welche der Baron Roger als Gouverneur des Senegal in St. Louis errichtet hatte, und die man zu Grunde gehen ließ, wieder in Stand geſetzt werden, damit dieſe jungen Leute Kenntniſſe von Ackerbau und richtigere Begriffe von den Handelsbedürfniſſen von Europa mit in ihre Heimath bringen. Er klagt bitter und mit allem Recht daß Frankreich bis jetzt nichts für die Civiliſation von Afrika gethan hat, während England unabläſſig daran arbeite. Der Plan den er vorlegt und deſſen Ausführung wahrſcheinlich wenigſtens verſucht wird, hat etwas großartiges: eine Linie europäiſcher Niederlaſſungen quer durch Weſtafrika bis an den Niger und von da eine Reihe arteſiſcher Brunnen und durch ſie geſchaffener Oaſen bis an die Gränzen von Algier, iſt ein ſchwieriges, aber nicht unmögliches Unternehmen das, in rechten Händen, mehr für die Civiliſation von Afrika thun könnte als alles was bisher geſchehen iſt. Aber ich muß geſtehen daß alle franzöſiſchen Coloniſationsplane etwas ſo gewaltthätiges haben, und daß die Nation bisher ſo wenig Sympathie mit der Negerrace gezeigt hat daß ich nur wenig Reſultate für die Humanität daraus hoffe, und jede Civiliſirung die mit Kanonen und Blockhäuſern anfängt, iſt mir mehr als verdächtig.

Mittheilungen aus Spanien. *)

I.

Der Fall Eſpartero's.

Die Ereigniſſe des Jahres 1843 in Spanien hatten einen ſo außerordentlichen Charakter, das Princip der Repräſentativregierung iſt dabei in der Halbinſel auf ſo harte und ungewöhnliche Proben geſtellt worden, daß der ſociale und politiſche Zuſtand jenes merkwürdigen Landes wohl zu keiner früheren Periode ein aufmerkſameres Intereſſe in Anſpruch genommen haben mag. Die Quellen der Geſellſchaft wurden in ihren Tiefen aufgewühlt, die Pfeiler des Gemeinweſens heftig erſchüttert, die Ordnung umgekehrt, das Geſetz verhöhnt; das executive Oberhaupt des Staates wurde abgeſetzt und verbannt, ein Kind vor der durch die Conſtitution feſtgeſtellten Periode zur Souveränetät erhoben, ein Miniſter nach ſechstägiger Ausübung der Macht durch ein Palaſtcomplott aus ſeinem Amte getrieben und, wie fünf Monat früher der Regent, gezwungen aus dem Lande zu fliehen, um ſein Leben zu retten; das Parlament wurde ſummariſch geſchloſſen und ſeine Stimmenabgabe mit Verachtung umgangen, ſeine Functionen wurden kühnlich uſurpirt, die Häupter der Volkspartei ohne geſetzliche Formen in den Kerker geworfen und zahlreiche Bürger ohne gerichtliches Verfahren am Leben geſtraft; der Souverän wurde in eine unwürdige Stellung gebracht und eine Militärherrſchaft oder eine geſetzloſe Regierung übelberüchtigter Civiliſten eingeführt. In ſolcher Agonie politiſcher Syſteme zeigt der Volkscharakter dem nahen Beobachter neue und ſeltſame Züge; und die heftigen Paroxysmen denen das Land unterlag, müſſen die öffentliche Neugier auf die nationale Lebenskraft lenken, welche daſſelbe aufrecht erhalten hat. Mein Zeugniß iſt das eines Augenzeugen: fehlt ihm Scharfſinn, ſo beſitzt es mindeſtens Unparteilichkeit.

Der Beginn des Jahres wurde unter dem Miniſterpräſidenten Marquis von Rodil in parlamentariſchem Kampfe zwiſchen dem Regenten Eſpartero und der Majorität der Congreßdeputirten zugebracht. Die Maſſe ſeiner eigenen Progreſſiſtenpartei hatte ſich nach und nach von der Seite des Regenten zurückgezogen; der Miniſter harrte eine Zeitlang aus, trotz der verlorenen Majorität, und eine Kriſis nahte mit ſchnellen Schritten. Der Tag an welchem das Miniſterium Lopez ſich bildete, war der denkwürdige neunte Mai. Die neue Verwaltung legte dem Regenten ſofort einen Amneſtieentwurf vor, nach welchem zuerſt die wegen ihres kühnen Angriffs auf den Palaſt (October 1841) verbannten Moderados nach Spanien zurückkehren ſollten. *) Der Herzog von Vittoria betrachtete dieſes Project mit dem allerentſchiedenſten Widerwillen. Er ſah darin die Abſicht ſeine Stellung zu gefährden und die Grundlage ſeiner Macht zu untergraben. Die bittere Feindſchaft der Militäranführer und Politiker, welche dieſe Maßregel nach Madrid zurückgebracht hätte, unterlag keinem Zweifel und wurde auch nicht in Abrede geſtellt. Es war ein Haß von ganzer Seele, eine Erbitterung ohne Maß; denn die Opfer, welche durch eine mißverſtandene Loyalität in den Tod geführt worden, welche, vielleicht mehr der ein Beiſpiel ſtatuirenden Strenge Eſpartero's als ſeiner Rachſucht gefallen, — Leon und Montes de Oca, Borſo, Fulgoſio und Frias, Boria und Gobernado blieben tief und unauslöſchlich im Gedächtniſſe.

Deßhalb betrachtete Eſpartero die Abſicht der Zurückberufung der Moderados als einen perſönlichen Angriff. Die Nation aber war ohne Zweifel zur Amneſtie geneigt und Eſpartero hatte ſeine Popularität eingebüßt. Seine Armee ſelbſt war wider die fernere Ausſchließung ihrer alten Kameraden, deren ſtrenges Exil für hinreichende Strafe gehalten wurde, während man in der oben angeführten Liſte von Executionen eine hinreichende Sühne ſah.

*) Nicht bloß ſie, ſondern auch manche früher aus dem Land verbannte Officiere, wie Narvaez.

*) Nach den Revelations of Spain in 1845. By an english resident. II Vol. London. H. Colbourn. 1845.

Digitized by Google

Ohne Zweifel wäre es edler und politiſcher von Eſpartero geweſen, wenn er auf gute Art ſeine Einwilligung in die Amneſtie gegeben; dann würden der Abneigung die ſtärkſten Waffen entriſſen geweſen ſeyn und die Oppoſition hätte den Schein der Undankbarkeit bekommen. Der mächtigſte Fuß zertritt Menſchengefühl nicht, und ein Seidenfaden leitet oft was diamantne Feſſeln nicht binden. Eſpartero, der wahrſcheinlich noch jetzt Regent wäre, hätte er ſich weiſer benommen, ſetzte einen hartköpfigen Widerſtand entgegen; die Progreſſiſtenanführer ihrerſeits fühlten ſich nicht ſehr freundlich gegen den geſinnt, welcher Zerwürfniſſe und Eiferſucht zwiſchen ſie geſäet, welcher mit ſehr geringer Rückſicht auf ihre Wünſche regierte und ſie von der eigentlichen Führung der Geſchäfte, mit Ausnahme von ein Paar Günſtlingen, ſammt und ſonders ausſchloß. Aus der Amneſtie wurde auf dieſe Weiſe eine Cabinetsfrage, woran ſich Fortdauer oder Fall des Miniſteriums knüpfte. Zum Unglück für Eſpartero war es obendrein eine weſentlich populäre Frage, eine Frage die der Freiheit und Humanität heilig ſeyn mußte. Die verbannten Moderados waren heimathloſe und bettelarme Flüchtlinge: Friede und Einheit unter den Spaniern war ein furchtbares Stichwort und Feldgeſchrei, und die Gefühle vieler Progreſſiſten ſowohl wie die aller Moderados im Lande nahmen aufrichtigſt Antheil an der Sache.

Die Ausdehnung der Amneſtie, ihr Inhalt und ihre Tendenz hatten keineswegs einen unbeſtimmten oder gefährlichen Charakter; der Entwurf war im Gegentheil mit politiſcher Beſonnenheit umgränzt. Er räumte denen, welche in der Lage waren die Wohlthaten der Amneſtie zu genießen, lediglich die Rechte, den Schutz und die Sicherheit ein, welche die Conſtitution jedem Spanier verbürgt; er gewährte, was ſich ſchwerlich länger verweigern ließ und war zugleich gerecht und edelmüthig von Seiten der Nation gegen eine Anzahl unglücklicher Verbannter, die nur mächtig ſo lange ſie unterdrückt waren, die man, jetzt da der Friede geſichert ſey, zurückrufen konnte ohne die Klugheit und ohne die Würde zu verletzen. Die Maßregel brachte dem Staat keine Gefahr, denn ſie gewährte den Amneſtirten keine politiſche oder ſociale Bedeutung, gab den Moderados kein Uebergewicht in ihren Berathungen. Sie erklärte einfach, daß die Regierung die Macht habe, wenn ſie es für paſſend finde, Militär- und Civilperſonen anzuſtellen, welche früher öffentliche Stellungen eingenommen. Die Frage, wem ſolche Anſtellung zu gewähren, war der Berückſichtigung der individuellen Verhältniſſe vorbehalten, und eine mit der gewöhnlichen Klugheit vorſchreitende Regierung konnte leicht etwaige Gefahr abwenden.

Dennoch wurde die Amneſtie vom Regenten mit Verachtung verworfen; und ſein Privatſecretär Linage wurde dazu gebraucht mit dem Miniſterium auf einem Wege zu verhandeln, der ſeines Herrn und Meiſters Verdruß und Mißfallen deutlich genug ausdrückte, aber auch für völlig unconſtitutionell erklärt wurde und den Häuptern der Progreſſiſten den größten Anſtoß gab. Die Entlaſſung Linage's, Zurbano's und anderer, die eine Art militäriſcher Camarilla bildeten, wurde verlangt, aber trotz der ernſtlichſten Aufforderung vom Regenten verweigert. Das Miniſterium Lopez ſelbſt wurde entlaſſen, in directer Oppoſition mit der Deputirtenkammer, wo dieſes Miniſterium eine ſtarke Majorität hatte. Don Gomez Becerra, der Präſident des Senats, ward an die Spitze einer neuen Adminiſtration berufen. Unmittelbar darauf bildete ſich jene mächtige Coalition der Moderados- und Progreſſiſten-Intereſſen, deren Ziel die Entfernung Eſpartero's von der Regentſchaft war, und die ſich die parlamentariſche Partei nannte. Bald nachher und in Folge davon fand das Pronunciamiento von Reus in Catalonien ſtatt, das nach Barcelona und Valencia flog und dem auf der Stelle alle Provinzen folgten. Revolutionäre Junten wuchſen auf wie Pilze. Als ob eine Mine Pulver über ganz Spanien gelegt worden, ſo flammte Stadt nach Stadt auf in raſcher Folge; der Stand der Angelegenheiten war umgewandelt wie durch Zauberei und in einem Augenblick ſtand die ganze Halbinſel in Brand. Man flehte zu Gott, die Königin und das Land zu retten, und verlangte von Eſpartero peremtoriſch die Wiedereinſetzung des Miniſteriums Lopez.

Die Spanier ſind nur unvollkommen mit der feineren Gliederung der repräſentativen Regierung vertraut; und für eine Reihe von Pronunciamientos, Empörungen und Ausbrüchen, welche der Welt unerklärlich ſchienen, liegt — bei ſpaniſchen Gemüthern — eine hinreichende Entſchuldigung in der Conſtitution ſelbſt. Der Eid, den nach der Conſtitution von 1837 Souverän und Regent abgelegt, iſt eine ausdrückliche Einladung an das Volk, die königlichen Handlungen zu unterſuchen und gegen jede derſelben zu rebelliren, welche nach ſeinem Verſtändniß ihm ungeſetzlich ſcheint. Dieſer Eid wurde von Eſpartero abgelegt im Jahre 1840, von der Königin Iſabella im November 1844: „Ich ſchwöre bei Gott und dem heiligen Evangelium, daß ich halten und halten laſſen will die Conſtitution der ſpaniſchen Monarchie, verkündet zu Madrid am 18 Junius 1837; daß ich halten und halten laſſen will die Geſetze, und daß mein einziges Trachten ſeyn ſoll was ich zum Heil und Wohle der Nation zu thun vermag. Wenn ich das Gegentheil deſſen was ich beſchwöre, oder eines Theils desſelben thun würde, ſo ſoll mir kein Gehorſam geleiſtet werden, ſondern das, worin ich alſo fehle, ſoll von keiner Wirkung und Gültigkeit ſeyn. So wahr mir Gott helfe und mein Schutz ſey!" Hiermit iſt alſo eine unmittelbare Einladung an jeden Spanier ausgeſprochen ſich zu „pronunciiren" wenn er es für gut hält — das Urtheil des Einzelnen iſt ausdrücklich berechtigt, ja mehr noch, er iſt berufen einen bewaffneten Widerſtand zu leiſten, denn dieſelbe Conſtitution ſagt — und ſie iſt im Mittelpunkt jeder Stadt in Stein ausgehauen —: „Jeder Spanier iſt verpflichtet, wenn das Vaterland ihn ruft, die Conſtitution mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen."

Es bedarf wenig um den Sohn der Halbinſel zu beſtimmen zur Volksverſammlung zu eilen und eine neue Revolution zu machen. Zuweilen iſt er ſo eilig dabei daß er vergißt nur ſeine Schuhe anzuziehen; eine für unſere nordiſchen Naturen ſehr auffallende Thatſache, aber allen denen wohl bekannt welche Zeugen eines Alborotos (Auflaufs) in Madrid, Barcelona oder Sevilla waren. Ein Dutzend Viva's, der Schlag einer Trommel, drei Schritte vorgerückt — und es iſt fertig! Eine vorhergehende Neigung der Gemüther der Menge wird dabei vorausgeſetzt — und die Menge war in unſerem Falle geneigt genug. Eſpartero's Macht war vollſtändig untergraben; ſeine Gewalt über die Sympathien des Volkes war dahin; mochte er nun Recht haben oder nicht, er ſetzte ſich perſönlich und heftig in Oppoſition zu der Majorität im Parlament. Das Volk verſteht ſich nicht auf Sophismen und ſpitzfindige politiſche Unterſcheidungen; es ſah das augenfällige breite Factum, daß Eſpartero im Widerſtreit mit den Wünſchen ſeiner Vertreter zu regieren ſuche, und nun erhob es ſich wider einen Dictator.

Man hat gut reden von franzöſiſchem Geld und Verſchwörungen die in Paris ſtattgefunden. Ein Volk läßt ſich nicht beſtechen. Die Verſchwörung war im Werk, das Gold wurde geſchickt, die Armee wurde theilweiſe beſtochen; aber das Volk urtheilte und handelte für ſich ſelbſt; die Municipalitäten erklärten ſich wider

Digitized by Google

den Regenten, geſtützt auf hinreichende Gründe oder was ſie als ſolche betrachteten, und, wenn ſie auch thöricht handelten, da die Vergehen Eſpartero's durch das Prisma politiſcher Leidenſchaft vergrößert wurden, ſo wäre es doch noch thörichter zu glauben, daß jede Stadt und jeder Markt, jedes Dorf und jeder Weiler Spaniens ſich gegen den, der vor drei Jahren noch als Abgott galt, ohne weſentliche Urſachen oder nur auf den Wink Frankreichs erklärt hätte. Die Germanada oder heilige Ligue der Städte war das einzige analoge Beiſpiel der Geſchichte; und wenn dieſe Ligue überwältigt und Spanien wieder unterworfen wurde, ſo war es der Geiſt eines Karl V, der dieß vollbracht!

Die Flamme loderte von Stadt zu Stadt, die Fackel wurde mit furchtbarer Schnelligkeit weiter getragen — eine Schnelligkeit, die des Regenten Herz erzittern ließ und ihn in Albacete mit Schrecken ſchlug. Er blieb zu lange in der Mancha; er verließ Madrid zu ſpät. Das Pronunciamiento war ein Gorgonenhaupt, das ihn in Stein verwandelte; beſtürzende Kunden kamen von allen Seiten; er ſtand da wie in fallſüchtiger Bewußtloſigkeit. Der Ruf der von Reus ausging (das ſpäter zwei Königinnen beſuchten, weil es zuerſt die Standarte der Empörung aufgepflanzt hatte), wurde von dem unruhigen Barcelona aufgenommen; er erweckte den verwandten Geiſt cataloniſcher Empörung; er hallte wider an den Pyrenäen; er tönte über jenes ſtolze und freiheitliebende Aragonien fort, das Ferdinand mit Caſtilien verbunden, und über Navarra welches er erobert hatte; von Saragoſſa, das vierzig Stürme der franzöſiſchen Heere in den Unabhängigkeitskriegen nicht erſchüttert hatten, nach Pamplona, das wie eine Feſte über den Ufern der Arga ſteht. Er hallte von Toledo nach Talavera, von Talavera nach Badajoz und Ciudad Rodrigo an den Gränzen Portugals; er verbreitete ſich von Eſtremadura, wo Karl V ſtarb, nach Valladolid, wo Philipp II erzogen wurde, und Ferdinand und Iſabella den Vermählungsring tauſchten. Er drang bis nach Logroño, nach Soria und nach Leon und ſein Echo flog durch die kloſterhaften Hörſäle von Salamanca; er erſtieg die rauhen Felſen von Liebana, erweckte den Nachhall der Wälder Aſturiens, in welche der Maure nicht vorzudringen vermocht und wo ſich das edle Geſchlecht der Gothen acht Jahrhunderte lang unbezwungen erhalten hatte; er rief das wilde Galizien und Finisterrae wach, wo die römiſchen Legionen erbangt vor der Unermeßlichkeit des Oceans. Auch Granada hatte ſein Pronunciamiento und ſeine Zwiſtigkeiten zwiſchen Milicianos und Soldaten. Die Nationalfarben flatterten von den rothen Thürmen der Alhambra und der Feuerſtrom wälzte ſich fort über das friedliche Andaluſien. Das Königreich Iliberiens wurde ergriffen von der epidemiſchen Wuth, und erhob ſich mit einem Enthuſiasmus wie nur Barcelona und Valencia ihn zeigten. Von den Orangenwäldern Murcias verbreitete er ſich zu den Limonenhainen Almunecars, von den Granatgärten des ſonnigen Malaga zu der Gartenebene von Cordova. Ueberall ahmten revolutionäre Junten in wahnſinniger Schwärmerei die gewaltigſte Maßregel der alten Könige nach, und die Donnerſchläge eines blinden Fanatismus wurden auf das verfallene Haupt des Regenten geſchleudert. Die Vorſteher der Municipalitäten, die Civil- und Militärbeamten wurden unter dem majeſtätiſchen Dache der Cathedrale von Sevilla verſammelt, und vor dem goldnen Altare ließ der Stiftsherr Caparo ſie ſchwören eher ſterben zu wollen bei der Vertheidigung der Stadt als ſie zu übergeben; in hundert Kirchen aber wurden Gebete emporgeſendet an die heilige Jungfrau, die Nothhelferin, um Schutz für die Sache des Volks. Ein Beweis, was der Enthuſiasmus vollbringt: als während der Beſchießung drei Klöſter in Flammen ſtanden, von den Bomben Van Halens getroffen, ſtürzten die Nonnen, „Jungfrauen des Herrn," wie die Proclamation der Stadtobrigkeit ſie nennt, auf die Straßen hinaus und die Einwohner mit dem Brudernamen anrufend, betheuerten ſie alles erdulden zu wollen, wenn nur der Tyrann Eſpartero nicht eingelaſſen werde. „Der Tyrann Eſpartero!" das iſt die Macht des Worts. Was wußten dieſe Nonnen von politiſchen Parteien, was von den Geheimniſſen der Parteiintriguen? Aber der Strom der Worte hätte ſie fortgeriſſen wie ihre übrigen Landsleute, der Schwindel hatte ihre Klöſter erfaßt.

Narvaez und Concha, Pezuela und O'Donnel verloren keine Zeit, als die franzöſiſche Regierung ihnen verſtattet hatte, ſich aus Frankreich zu entfernen und in den ſüdöſtlichen Häfen zu landen, ſondern ſchritten mit außerordentlicher Energie vor, um ihren vorher abgekarteten Plan in's Werk zu ſetzen. Der eine ſtellte ſich an die Spitze der Empörung in Caſtilien, der andere begab ſich nach Andaluſien, ein Dritter nach Navarra, während Narvaez ſelbſt, der lenkende Geiſt der Unternehmung, mit einer Handvoll Truppen von Valencia aufbrach und, die Belagerung von Teruel aufhebend, den erſten Streich führte und den erſten Erfolg erkämpfte, was hier wie immer die Hälfte des Sieges war; unterdeß blieb der Regent in unbegreiflicher Apathie Wochenlang in Albacete. Jede Stunde dieſes unwürdigen Zauderns wurde durch Pronunciamientos und Deſertionen bezeichnet. Friſche Truppen eilten unter das triumphirende Banner des Narvaez; er marſchirte nach Aragonien und dehnte die Empörung über dieß Königreich aus, das ihm mit Ausnahme der Hauptſtadt ganz zufiel. Der Regent lag betäubt und gelähmt immer noch in Albacete. Narvaez, im Beſitz aller der Eigenſchaften die Eſpartero fehlten, rückte entſchloſſen auf Madrid vor, bewerkſtelligte ſeine Verbindung mit Aſpiroz, ſtieß auf die vereinigten Truppen Seoane's und Zurbano's bei Torrejon, ſchlug die merkwürdige blutloſe Schlacht, in der ſtatt Kugeln Umarmungen gewechſelt wurden, und zog in die Hauptſtadt Spaniens ein.

Unterdeß hielten Serrano und Mazarredo Barcelona und das Gebiet Cataloniens beſetzt; der Regent erhob ſich endlich zur Thätigkeit, vereinigte ſeine Truppen mit denen Van Halens und ſchritt zur Belagerung von Sevilla vor. Da dieſer ausgedehnte Ort mit ſeinen niedrigen gezahnten Mauern arabiſchen Urſprungs, offen vor ihm lag, ſo waren Van Halens Batterien vollſtändig unangemeſſen zu ihrer Unterwerfung, und Motive der Menſchlichkeit, wahrſcheinlich auch das Bewußtſeyn daß der Würfel gegen ihn gefallen, hielten den Regenten ab die Stadt mit Sturm zu nehmen. Unterdeß verbreitete ſich die Nachricht von der Einnahme von Madrid mit der gewöhnlichen Schnelligkeit bei Ereigniſſen erſter Größe, wie ſich erweiternde Kreiſe auf dem Meer. Sie kam nach Saragoſſa, und Saragoſſa, die Stadt, die mit nur einer andern noch bis zuletzt treu geblieben, erließ ihr Pronunciamiento gegen den Regenten; ſie kam nach Sevilla und traf den letztern wie der Schlag. Er zog ſich nach Alcala zurück, eilte durch Utrera, floh durch Xerez, bei jedem Schritte von neuen Abtheilungen ſeiner Truppen verlaſſen; er erreichte, von Concha und ſeinen Leuten hitzig verfolgt, Porto Santa Maria, ſchiffte ſich in einem kleinen Fiſcherboot ein, wurde an Bord des ſpaniſchen Dämpfers Betis genommen und durch den Meerbuſen zu Ihrer Brittiſchen Majeſtät Schiff Malabar gebracht, das vor Cadiz lag, welche Stadt — die letzte in Spanien, wo ihm eine Partei treu geblieben — gegen ihn pronuncirte, als er an Bord ging; und ſo ſegelte er, ein gebrochener Mann, nach England.

„Man behauptet ſehr richtig," ſagt Sancho Panſa, „daß viel

Digitized by Google

Zeit nothwendig iſt, um einen Mann kennen zu lernen und daß nichts in der Welt ſicher iſt. Wer würde geſagt haben daß nach den fürchterlichen Schwertſtreichen welche Ew. Geſtrengen austheilte, ſo blitzſchnell dieſer Regen von Hieben ſich auf unſere Schultern entladen würde!"

Das erſte Pronunciamiento gegen die Regentengewalt des Herzogs von Vittoria fand am 23 Mai ſtatt, und am 30 Juni ſchiffte er ſich in Cadiz ein; er beſuchte Liſſabon auf ſeinem Wege nach England, wurde aber mit beiſpielloſer Niederträchtigkeit von den Portugieſen zurückgewieſen, während die Britten ihn aufnahmen, wie ein großmüthiges Volk einen Flüchtling aufnimmt.

II.

Die Erhebung Narvaez'.

Es war claſſiſcher Boden den Narvaez betrat, als er von Valencia vorrückte, um auf die Hauptſtadt Spaniens zu marſchiren. Zu Murviedro, auf der ſandigen Ebene die ſich bis an das mittelländiſche Meer erſtreckt, führte ſein Pfad an der Lage des alten Sagunt vorüber, das einſt die tapfern Celtiberier, nachdem ſie eine Belagerung von acht Monaten ausgehalten, in ein flammenloderndes Leichentuch hüllten, um mit Weibern und Töchtern darin eher umzukommen, als ſich dem Joche des Hannibal zu unterwerfen. Als Narvaez mit ſeiner Handvoll Truppen durch die moderne Stadt zog, mögen ſie auf manchem Stein, den ſie von den Ruinen auflaſen, welche verſchwinden um zu andern Mauern benutzt zu werden, phöniciſche oder lateiniſche Inſchriften geſehen haben die an dies älteſte Opfer des ſpaniſchen Geiſtes erinnern. Als ſie Teruel entſetzten und in der Provinz dieſes Namens, während des glühenden Sommers den Ruf der „Central-Junta" triumphiren machten, da badeten ſie ihre klopfenden Schläfe in den lieblichen ſich vermiſchenden Gewäſſern des Guadalaviar und Alhambra, den Strömen der Romanze, wo der Cid ſie badete in alter Zeit, als Alfonſo ihn vom caſtiliſchen Hofe verbannte; und von der ſteilen Höhe, die noch den Namen Peña del Cid (Felſen des Cid) trägt, wo der Held der Ruhe pflegte, kamen ſie an Montalbo und den Thürmen von Toledo vorüber, nach der Ebene von Torrejon de Ardoz, dem Geburtsort des glücklichen Muñoz, wo ſein Vater einen Schnupftabakladen hielt. Ein freundliches Zuſammenſtoßen von zehn Minuten machte dann Narvaez zum Herrn von Spanien.

Eine Scene vom traurigſten Intereſſe fiel hiebei vor, der einzige verſöhnende Zug bei dieſer ſonderbaren »Transaccion.« Entrüſtet über die ſchmachvolle Verrätherei ſeiner Truppen und erſchrocken vor den Wirkungen dieſer Comödienſchlacht auf die Disciplin der ſpaniſchen Armee, ſchrieb Seoane als Oberbefehlshaber der Eſparteriſtiſchen Streitkräfte eine kurze Depeſche an den Miniſter in Madrid, um dieſes ſchmachvolle Ereigniß anzukündigen. Er ſchrieb nur ein paar Zeilen, im Weſentlichen dieſelben Worte welche von den Lippen Franz I auf dem Unglücksfelde von Pavia fielen: »Tout est perdu hors l'honneur.« Und als er ſo weit geſchrieben, überwältigten bei dem Gedanken daß dieſe Worte des Stolzes nur auf ihn ſelbſt und eine Handvoll Officiere aus der ganzen Armee angewendet werden könnten, die Gefühle des Grams, der Scham, der Vernichtung ſein Soldatenherz ſo ſehr daß er in epileptiſchem Anfall auf den Boden fiel. Viele Stunden lang wurde er nicht wieder ſo weit zu ſich gebracht, um im Stande zu ſeyn, eine Feder zu halten — ſein Adjutant war genöthigt, die Depeſche zu beendigen. Aber Seoane's Satz blieb ungeendet; und die Worte: „Hier fiel der General beſinnungslos nieder" ſtehen in Klammern eingeſchloſſen in dem einzigen officiellen Berichte über das Zuſammentreffen. — Seine Soldaten zogen vor, ſich an das Sprichwort zu halten: »una hora de vida es vida.«

Es gibt ein Homeriſches Epitheton des Mars, auf das Eſpartero unter ſeinen Landsleuten gerechte Anſprüche machen darf, — das einzige, welches ſie ihm beizulegen geneigt ſind — nämlich, der „Mauernzertrümmerer," der Beſtürmer der Städte. Barcelona und Sevilla werden leben im Angedenken der Spanier ſo lange wie die Niederlage bei Ayacucho in Peru, und was auch immer ſeine unbeſtreitbaren Rechte waren, die Sorgloſigkeit dieſer Angriffe auf Leben und Eigenthum, die Gleichgültigkeit bei der Zerſtörung der edelſten Monumente Spaniens, werden eben ſo unauslöſchlich in ihre Gemüther ſich einſchreiben, wie der Verluſt von Calais dem Herzen der Gemahlin eines ihrer Könige, unſerer eigenen Königin Maria, eingeſchrieben ſtand. Ich kann dies Gefühl nicht billigen und glaube daß Eſpartero's Handlungsweiſe ſich großentheils rechtfertigen läßt. Aber ſo ſind die Spanier einmal, und hier kommt es nur darauf an die überwiegenden Eindrücke zu erwähnen. Das Beiwort: »heroica« wird ohne Widerſpruch Valencia beigelegt, weil es die erſte bedeutende Stadt war die ſich gegen Eſpartero pronunciirte und, von allen ſeinen Streitkräften bedroht, ihm mit der größten Entſchloſſenheit Widerſtand leiſtete; die Vertheidigung Sevilla's aber wird der Zukunft in übertriebener Schilderung geprieſen werden, weil ſeine Macht ſich daran brach, als zu ſeinem Hohn auf der ehrwürdigſten aller Cathedralen das Banner des heiligen Ferdinand entfaltet wurde.

Das Sinken Eſpartero's von ſeiner Höhe geſchah raſch, aber in beſtimmten Abſätzen. Sein Fall glich dem Aufſchlagen eines Menſchen der die ſchräge Seite eines Abgrundes niederſchießt. Es war nicht die furchtbare Zerſchmetterung eines Augenblicks nach muthig geſchlagener Feldſchlacht, das Geſchick eines Roderich, eines Richard, eines Napoleon, ſondern das allmähliche Niederſinken ohne allen Kampf, von Madrid auf Ciudad Real, von Ciudad Real auf Albacete das ein Anhaltspunkt wurde, von Albacete auf Cordova, von Cordova auf Sevilla, von Sevilla auf Porto Santa Maria und von da auf den weiten Ocean. In dieſem Untergang eines zertrümmerten Ehrgeizes, den populäre Charaktere wohlthäten zu beherzigen, fiel er von Vergötterung zum Enthuſiasmus, vom Enthuſiasmus zur Anhänglichkeit, von Anhänglichkeit zu Achtung, von Achtung zu Gleichgültigkeit, von Gleichgültigkeit zu Verachtung, von Verachtung zu Haß und vom Haß fiel er in die See! Doch man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er hat niemanden in Spanien hinter ſich zurückgelaſſen welcher

Digitized by Google

die Aufgabe löſen konnte, der er ſich nicht gewachſen zeigte, niemanden der dieſe Windsbraut zu reiten, dieſen Sturm zu lenken vermögte. Einen Atlas findet man nicht. Nur ein Phaeton geweſen zu ſeyn iſt ſchon Ruhm genug!

Der Geſetzentwurf welcher den großen Kampf zwiſchen Eſpartero und ſeinem von Lopez vertretenen Parlamente veranlaßte, ſchien in der That den verbannten Moderados eine bedenkliche Stellung zu geben. Der Haß derſelben, beſonders der Militärs unter ihnen, gegen Eſpartero war gewaltig, und der Regent behandelte die Frage als eine über Leben oder Tod. Er betrachtete ſie durch die Nebel der ſüdlichen Leidenſchaft die ſich auch in ſeine langen dunklen Züge eingeſchrieben hat. Aber man darf nicht vergeſſen daß der Vollzug der Maßregel jene Flüchtlinge ihres Stachels beraubt haben würde, und es war dann nicht ſchwierig zu verhüten was bald nachher eintrat, nämlich daß ſie ſich den Weg nach Madrid mit ihren Schwertern bahnten. Edelmuth wäre geſunde Politik geweſen. Die Gewährung würde ein feindliches Auftreten von Seiten des Narvaez als undankbar unpopulär gemacht haben, und hätte die hauptſächlichſte Anklage gegen den Regenten daß er ſich freventlich in Oppoſition mit dem Willen ſeines Parlaments geſetzt habe, — eine Anklage die nicht zurückgewieſen werden kann, — nicht aufkommen laſſen. Es iſt die zweite Kammer deren Stimme bei der Bildung von Miniſterien in repräſentativen Staaten den Ausſchlag geben muß, und die Entlaſſung von Lopez den die Deputirten ernannt, und die Berufung Becerra's, des Senatspräſidenten, war eine ſo augenfällige Beleidigung des populäreren und mächtigeren Körpers daß ſie unmöglich gerechtfertigt werden konnte.

Obwohl charakteriſtiſch ruhig und geräuſchlos, war doch jener achtungswürdige Charakter, Martinez de la Roſa einer der thatkräftigſten Widerſacher Eſpartero's während der Periode der Regentſchaft. Er konnte nie die Rohheit und Strenge vergeſſen, mit welcher Eſpartero die Königin Chriſtine behandelt hatte; oft verglich er Eſpartero mit Cromwell, wobei er mit großer Zuverſicht hinzufügte daß die Herrſchaft des ſpaniſchen Regenten kürzer ſeyn würde als die des engliſchen Protectors. Martinez de la Roſa's Prophezeihung iſt erfüllt worden, denn während der Protector vier Jahre lang regierte, wurden dem Regenten nicht einmal drei vergönnt. Gewiß konnte nur die größte Uebertreibung eine Vergleichung zwiſchen Eſpartero und Cromwell anſtellen; aber der Umſtand iſt bemerkenswerth als Beweis, wie verſchieden dieſelben Thatſachen in England und in Spanien angeſehen werden. In brittiſchen Augen war ein Nimbus um Eſpartero verbreitet (in Folge der Annahme daß er der Vertreter des brittiſchen Intereſſes geweſen ſey), von dem ich in Spanien keine Spnr wahrnahm, weder in der Meinung des Volkes noch in dem Urtheil verſtändiger Politiker. Die Spanier lachten über ihn, ſelbſt im Meridian ſeiner Macht, wie ſie über ihre Götter und Heiligen lachen, und wenn man ihre Herzensmeinung tiefer ausforſchte, ſo fand man darin ſehr wenig Reſpect vor ſeiner Perſon; man ſprach von ihm als Spieler und Roué, der Glaube an ſeine Feldherrngröße wurde lächerlich gefunden, kurz man betrachtete ihn als nichts anderes denn einen glücklichen Intriganten.

Als Eſpartero im Jahre 1838 während des Miniſteriums des Grafen Ofalia zuerſt der Königin Chriſtine beunruhigend wurde und zwei ihrer Moderado-Miniſter entfernt haben wollte, redete Martinez de la Roſa, einer der Ehrenſtaatsräthe, die bei dieſer Gelegenheit der Königin Regentin mit ihrem Rathe beizuſtehen berufen worden, die letztere feierlich folgendermaßen an: „Ich kenne kein anderes Geſetz für die Bildung eines Miniſteriums als den Willen Eurer Majeſtät und die Kammermajoritäten. General Eſpartero mag ſeine Entlaſſung in Ihre Hände niederlegen und dann mag er die Armee aufbieten. Für mich aber ſteht eines über allen andern Rückſichten — die Würde des Thrones Eurer Majeſtät. Der Forderung Eſpartero's nachgeben heißt die Krone zum Fenſter hinauswerfen.“

Man nimmt gewöhnlich in England an, Chriſtina's Sturz ſey durch jenen Angriff auf die Municipalfreiheiten *) herbeigeführt worden, und daß dieß die einzige parlamentariſche Frage geweſen, über welche ſie damals mit der Progreſſiſtenpartei geſtritten. Aber es lag noch eine andere und inhaltſchwerere Frage vor; denn mit dem Geſetzentwurf, die Municipalalcalden nicht mehr durch Volkswahl, ſondern durch königliche Ernennung einzuſetzen, traf das Factum zuſammen daß die Cortes einen Theil der Zehnten zur Unterſtützung des Clerus votirten. Dies Votum bezeichnete weit auffallender die Reaction als das Project der Municipalernennung, von dem begleitet es auftrat; die unmittelbare Folge war die Bewegung im September 1840 und die Abreiſe Chriſtinens nach Frankreich. Der Verkauf der übriggebliebenen Kirchengüter iſt neuerlich abbeſtellt worden. Aber es unterliegt keinem Zweifel daß ein Verſuch, die ſchon verkauften Güter dem Clerus wieder einzuräumen, eine neue Revolution herbeiführen würde, blutiger als alle bisherigen waren.

Nachdem die Frage, ob die Regentſchaft einem oder drei Mitgliedern oder den Notabilitäten der Kammer anvertraut werden ſolle, gegen die Wünſche eines großen Theils der Progreſſiſten entſchieden und Eſpartero zur höchſten Würde erhoben war, obwohl er auf nichts als ſein Soldatenthum ſich ſtützen konnte, um ſeine Anſprüche auf einen Poſten darzuthun, der ſtaatsmänniſche Weisheit erforderte, wurde es für ihn die erſte und dringendſte Pflicht, mit Mäßigung zu regieren. Er hätte eine geziemende Nachgiebigkeit für die Anſichten derjenigen parlamentariſchen Führer zeigen ſollen, in Verbindung mit denen die Bewegung ausgeführt worden, welche ihm die Macht übertragen hatte und mit deren allgemeinen Grundſätzen die ſeinigen übereinſtimmten. Aber er war ſo weit davon entfernt, daß er ſie ſogar von ſeinen Privatcirkeln ausſchloß; kein Mann von hoher Stellung in den Cortes erhielt eine Einladung von ihm, und nur zu häufig zeigte er das Verlangen bei jeder Frage wie Brennus durch das Gewicht des Schwerts den Ausſchlag zu geben. Der Parteigeiſt hat die Engländer lange blind gemacht, ſowohl für dieſe höchſt merkwürdige Thatſache als auch den Umſtand, daß das Aufdringen ſeines Militärſecretärs Linage bis zu einem Grade geführt wurde, der ſich mit einer parlamentariſchen Regierung nicht vertrug. Man ſollte ſich nicht gegen Eſpartero's Fehler verblenden, weil Narvaez ſo unendlich viel ſchlechter iſt. Die Intervention eines bloßen Privatſecretärs, der mit keiner anderen Würde bekleidet und als Fremder von dem ſtolzen Geiſte ſpaniſcher Nationalität mit eiferſüchtigem Auge angeſehen war — die Einmiſchung eines ſolchen Mannes in Staatsangelegenheiten und wichtige politiſche Fragen konnte in keinem andern Lichte erſcheinen denn als Mißbrauch der Gewalt; und der Ausdruck eines heftigen Verlangens durch einen ſolchen Kanal, nachdem directe aber vergebliche Verſuche gemacht worden, den Willen der Majorität zu beugen, war entſchieden unconſtitutionell. Die mehr auf die Moderado's als auf die alten Progreſſiſtenfreunde ausgedehnte Gunſt, die Hegung von Fehde und Eiferſucht unter deu letzteren und die völlige Ausſchließung eines großen Theils derſelben, waren Irrthümer von ganz

*) Bekanntlich war das betreffende Geſetz durch beide Kammern gegangen.

Digitized by Google

hinlänglicher Größe um in Verbindung mit Espartero's beibehaltener Gewohnheit militäriſchen Gebietens ſeinen Sturz zu erklären; und obgleich er immer (?) den Buchſtaben der Conſtitution unangetaſtet ließ, ſo darf man doch nicht länger glauben, er ſey mehr das Opfer einer ſchwarzen Verſchwörung als ſeiner eigenen Mißgriffe geworden — wie man dieß in England wegen ſeiner vorausgeſetzten Begünſtigung der engliſchen Politik zu thun geneigt iſt. Die parlamentariſche Ligue welche ihn ſtürzte, war nicht eine leere Fiction, ſondern eine Wirklichkeit; die unbeſtochenen Stimmen der großen Mehrzahl der Spanier waren wider ihn, und die franzöſiſchen Intriguen mögen viel übertrieben worden ſeyn.

Die Thätigkeit Maria Chriſtina's und ihrer Anhänger in Paris führte jedoch materiell allerdings zu jenem denkwürdigen Reſultat. Ihr Hotel in der Rue de Courcelles war ein zweites ſpaniſches Hoflager und ihre Agenten waren in den Tuilerien beſſer accreditirt als die Geſandten des geſetzlichen Regenten. Ihr beleidigter weiblicher Stolz dürſtete nach einer vollen Rache, zu ihrer Sache übergetretene Soldaten ſtachelten ihre natürlichen Gefühle zum Aeußerſten und der verſchmitzte Souverän an ihrer Seite, der Espartero beleidigt hatte, kannte ihre Pläne und entmuthigte ſie nicht. Narvaez und ſeine Freunde wurden zur See abgeſchickt um die ſpaniſche Armee zu gewinnen oder zu beſtechen, während eine Million Franken den Landweg einſchlug.

Espartero's Popularität iſt, in demſelben Maaße wie in Madrid, in London ſtufenweiſe geſunken. Es iſt als ob er, vom Fatum verfolgt, ſowohl moraliſch als politiſch den ſchwerſten Irrthum begehen und ſowohl ſein Gefühl als ſeinen Verſtand in dem edelmüthigen Lande ſeiner Zuflucht in übeles Licht ſtellen mußte; als ob alle Spanier Schmuggler ſeyn müßten, ſchwärzte er bei dem großen Banket der Stadt London den Frauenmörder Nogueras ein. Stand ihm Niemand zur Seite, der ihn gewarnt, der ihm von dem drei Jahre lang dauernden Proceß erzählt hätte, den Warren Haſtings beſtehen mußte, weil er das ſchwächere Geſchlecht verfolgt, weil er die Schwachen und Hülfloſen unterdrückt hatte? War Keiner bei ihm, der ihm von der Unterſuchung gegen die Königin Karoline geſprochen und von dem Strom von Unwillen, welcher ſich auf ihren Verfolger ergoß? War es paſſend für Jemanden, der eben noch eine königliche Stellung eingenommen, einen allgemein gebrandmarkten Menſchen unter falſchem Namen in eine gaſtliche Verſammlung der Elite der brittiſchen Hauptſtadt einzuſchwärzen? Das Fehlſchlagen des dreiköpfigen Complotts um die Rückkehr nach Spanien zu bewirken, in welchem Iriarte, Linage und Nogueras mit der Ungeſchicklichkeit ihres Meiſters wetteiferten, ließ die Illuſionen des brittiſchen Volks endlich ganz in Gleichgültigkeit ſich auflöſen und dann in ſtille Verachtung übergehen; die Londoner Atmoſphäre wurde zu kalt und der Herzog von Vittoria gerieth bis ins Vorſtadtleben herab.

In dem Augenblick wo die Truppen des Narvaez Madrid beſetzten, bekam militäriſche Gewaltthätigkeit die Herrſchaft. Die zu Aſpiroz unterzeichnete Convention, nach welcher die Rechte der Nationalmiliz heilig gehalten werden ſollten, wurde ſchamlos verletzt und ſobald Narvaez im Beſitz der Stadt war, wurde die Nationalmiliz entwaffnet. Der ganze Senat wurde aufgelöst, die Provincialdeputation wurde aufgelöst, die Municipalität wurde aufgelöst! Die Geſetze der Conſtitution wurden jeden Augenblick verletzt und die Ernannten der Regierung in die ſo eröffneten Stellen eingeſchoben. Die Soldaten begannen zu murren, denn der Schatz war leer und der außerordentliche Schatz, mit dem Chriſtina gewirkt hatte, ſchloß ſich, ſobald dieſe wieder feſten Fuß gefaßt hatte. In der Hoffnung auf ihre licencia absoluta oder Erlaubniß den Dienſt zu verlaſſen, waren die Soldaten Espartero untreu geworden und Narvaez nur zu treu geblieben; dieſer grauſame und herzloſe Abenteurer aber ließ acht ſeiner Soldaten erſchießen als ſie ihn darum baten! Ihr Gehirn beſpritzte die Mauer, neben der ſie niedergeſchmettert wurden, in den Vorſtädten von Madrid — ihr Blut ſtand in acht Lachen auf dem trockenen und ſtaubigen Grund. Auf die Milizen und Bürger wurde gefeuert, ſobald ein paar zuſammentraten und die gewöhnliche Art lebhafter Südländer, ſich zu unterhalten, wurde politiſche Ruheſtörung genannt. Espartero's Generale und Miniſter kamen nur mit Mühe mit dem Leben davon. Zurbano ſtahl ſich aus Madrid als Maulthiertreiber verkleidet. Seoane reiſte mit freiem Geleit nach Frankreich und wurde treulos auf dem Wege gefangen genommen. Mendizabal und Gomez Becerra hielten ſich lange in der Hauptſtadt verborgen und hatten endlich das Glück, durch Liſt den ſpaniſchen Boden verlaſſen zu können. *)

*) Wir werden in den folgenden Heften weitere Auszüge liefern.

Digitized by Google

Monatblätter

zur Ergänzung

der

Allgemeinen Zeitung.

1845.

Julius.

Im Verlage und unter Verantwortlichkeit

der

J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die neueren Bewegungen in der franzöſiſchen Rechtswiſſenſchaft 285
In den Oſtſeeprovinzen Rußlands (Aufzeichnungen eines Eingewanderten) 290
Zehn Jahre in der Theologie 296
Die Reiſen des Venetianers Marco Polo im dreizehnten Jahrhundert 311
Reiſeſkizzen aus Spanien 320
Deutſche Lyrik 332

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Die neueren Bewegungen in der franzöſiſchen Rechtswiſſenſchaft.

Seit etwa einem Jahrzehend bricht ſich in Frankreich eine Richtung in der Rechtswiſſenſchaft Bahn, die für dieſes Land eben ſo folgenreich als für die Deutſchen von Intereſſe ſeyn muß. Nach langen Kämpfen mit faſt rückſichtsloſer Vernachläſſigung, aus kleinem aber energiſchem Beginne emporwachſend, faſt nur getragen von einzelnen hervorragenden Perſönlichkeiten, hat die junge hiſtoriſche Schule in der franzöſiſchen Jurisprudenz einen Platz in dem öffentlichen Leben der Wiſſenſchaft gewonnen, und iſt endlich wie es ſcheint auf dem Punkte angelangt von wo aus ſie ihre Principien und Forderungen für das juriſtiſche Studium im Allgemeinen und den juriſtiſchen Unterricht wenigſtens mit irgend einem Gewicht wird geltend machen können. Ja ſie iſt ſchon ſo weit fortgeſchritten, daß ſie einen förmlichen und offenen Angriff der Oppoſition erlebt hat, und daß in Beziehung auf das hiſtoriſche Element in der Rechtswiſſenſchaft ſich zwei Parteien dauernd zu ſcheiden beginnen.

Es iſt nun das aber nicht bloß für die Geſchichte der Wiſſenſchaft überhaupt von Intereſſe. Wäre das allein der Fall, ſo würden wir kaum an dieſem Orte von einer alsdann weſentlich ſingulären Erſcheinung zu reden Anlaß nehmen können. Jene Bewegung des franzöſiſchen Rechtslebens ſteht uns näher als wir im Allgemeinen glauben; ſie iſt in der That nichts anderes als das Erſcheinen unſeres deutſchen Gegenſatzes von hiſtoriſcher und philoſophiſcher Schule im Gebiete der franzöſiſchen Rechtsentwicklung. In dem Augenblicke wo bei uns derſelbe zu Grabe getragen wird, erſteht er in verjüngter Geſtalt bei dem Nachbarvolke, und liefert aufs neue einen Beweis für ein Grundprincip der künftigen Geſchichte, daß nicht bloß die engliſche Induſtrie und die franzöſiſche Revolution, ſondern auch die deutſche Wiſſenſchaft ihre Reiſe um die Welt zu machen beſtimmt ſcheint. Es iſt gleichſam unſer Leben, das in Frankreich wieder fortzuleben beginnt; wir haben einen Theil von dem was dort geſchieht und ſich vorbereitet, und deßhalb ſollte es auch an unſerer Theilnahme für dieſe neue Entwicklung nicht fehlen.

Gerade deßhalb ſcheint es uns nicht unangemeſſen auch dem größeren deutſchen Publicum dieſe neue Geſtalt der Dinge in Frankreich darzulegen. Denn in der That, ſo leicht es iſt einen wohlfeilen Patriotismus durch rückſichtsloſe Verdammung Frankreichs in jeder Beziehung an den Tag zu legen, ſo vollkommen unmöglich iſt es zu läugnen daß kein Land und kein Recht für uns und unſere Rechtsbildung eine ähnliche Bedeutung gehabt hat, wie Frankreich; ja wie viele von den Leſern dieſer Zeilen werden ſich nicht noch der Zeit erinnern wo Frankreich mehr Einfluß auf uns hatte, als die Beſten aus dem eigenen Vaterlande? Die Oekonomie der Geſchichte hat einmal Deutſchland und Frankreich zuſammengeſtellt in die Mitte des europäiſchen Staatenſyſtems, als die beiden Extreme der germaniſchen Volksbildung überhaupt; und von je her iſt es ſo geweſen daß der Mangel des Einen der Ueberfluß des Anderen geworden iſt. Der Thatſache unſerer Rechtsbildung nach — es verſteht ſich als Ganzes betrachtet — iſt daher Frankreichs Rechtsleben uns keineswegs ein fremdes. Und wenn es nun wahr iſt daß wir gerade jetzt, nach ſo vielen inneren Kämpfen auf dieſem Gebiet, einer neuen und ſelbſtändigen Rechtsentwicklung entgegengehen, und daß dieſes Recht in aller Weiſe mit dem ganzen Volke, ſeinem Leben und ſeinem Verkehr auf das innigſte zuſammenhängt, ſo ſind wir vollkommen berechtigt die allgemeine Aufmerkſamkeit für jene Bewegungen des Nachbarlandes in Anſpruch zu nehmen, deſſen Rechtsgeſchichte, ja deſſen poſitives Recht ſogar nicht mehr ganz von dem deutſchen getrennt werden kann.

Trotz dieſes innigen Zuſammenhanges beider Rechtskörper gibt es dennoch kein Gebiet des Lebens jener Völker, das ihnen gegenſeitig unbekannter wäre als gerade das Recht derſelben. Wir wollen hier zunächſt nicht von Frankreich ſprechen; denn man würde uns zu leicht die wenn gleich einſeitige, ſo doch nicht ganz unwahre Bemerkung entgegenſetzen daß, bei aller Eleganz und Gewandtheit, der franzöſiſchen Darſtellung die Vielſeitigkeit und Gründlichkeit der Studien weſentlich abgeht. Allein Deutſchland rühmt ſich doch der letzteren in hohem Maße; ja gerade auf dieſe ſeine erblich gewordenen Eigenſchaften ſtützt es ſeine Forderung auf allgemeine europäiſche Anerkennung. Iſt es da nicht eine merkwürdige Erſcheinung, daß dieſes Land der tiefen und umſichtigen Arbeiten ſich faſt gar nicht um das ihm dennoch gleichgeartete Leben kümmert, das gerade jetzt in Frankreich ſich zu bewegen beginnt? Wird man dem Tadel der uns dafür treffen muß, haltbares entgegenzuſtellen haben?

Wir glauben es nicht. Und wir glauben es um ſo weniger, als dieſes verkehrte Verhältniß nicht auf einem Princip, gleichfalls nicht auf einer bloßen Nichtachtung, ſondern in der That nur auf dem Verlaufe der geſchichtlichen Entwicklung unſeres Rechtslebens und Rechtsbewußtſeyns beruht. Unſere ganze Abgeſchloſſenheit gegen Frankreich und ſein Recht, die neben der wirklichen Geltung der franzöſiſchen Geſetze in Deutſchland nur um ſo eigenthümlicher erſcheint, und die dennoch die ganze Rechtswiſſenſchaft des Vaterlandes durch und durch mit einer gewiſſen Geringſchätzung und Vornehmthuerei gegen Frankreich gefärbt hat, will geſchichtlich erklärt ſeyn. Und weil wir uns überzeugt halten

Digitized by Google

daß dieſe Epoche in allem Weſentlichen ſich überlebt hat, ſo möge dieſe geſchichtliche Erklärung hier ihren Platz vor der Darſtellung des heutigen Gegenſatzes zwiſchen der hiſtoriſchen und der, wie wir ſie gleich nennen wollen, liberalen Schule in Frankreich finden.

Vor der Revolution, während der Zeit des 18ten Jahrhunderts, bietet das Verhältniß des deutſchen und franzöſiſchen Rechts ein eigenthümliches Bild dar. Damals nämlich war der Rechtszuſtand beider Mittelvölker Europa's ſich in allem Weſentlichen gleich. In beiden herrſchten zwei Grundformen des Rechts, die in beſtändigem Kampfe mit einander waren. Jeder größere und kleinere Theil derſelben hatte ſein eigenes locales Recht, und ſollte nach dieſem gerichtet werden; den Mittelpunkt der Gerichte und des Rechts bildete dort das Parlament, hier das R. K. Gericht, und von ihm aus ging eine beſtändige Bewegung, vermittelt durch die Anwälte wie durch die Schriftſteller, ein allgemeines deutſches und franzöſiſches Recht zu bilden und zur Geltung zu bringen; die Baſis dieſes gemeinen deutſchen und franzöſiſchen Rechts war zunächſt das römiſche Recht; neben ihm ſtand das germaniſche Recht, hier in der Form des ſog. deutſchen Privatrechts, dort als das dieſem ganz entſprechende *droit coutumier*. Dieſe Elemente bewegten ſich in träger, faſt hoffnungsloſer Weiſe durcheinander; nirgends war rechter Geiſt, rechte intenſive ſchaffende Kraft, rechter Glaube an die Zukunft; alle Mühe und alle Arbeit erſchöpfte ſich in Einzelheiten und Controverſen, hier wie dort; ſelten iſt in der ganzen Rechtsgeſchichte Europa's ein ſo trüber, innerlich machtloſer Zuſtand der poſitiven Rechtswiſſenſchaft da geweſen.

Trotz dieſer entſchiedenen Gleichheit des ganzen Rechtslebens kannten ſich beide Völker noch weniger als gegenwärtig. Im 17ten Jahrhundert hatte noch eine gewiſſe Gemeinſamkeit der Rechtsſtudien ſtattgefunden, wenn auch hauptſächlich nur für das römiſche Recht und ſeine Interpretation; allein ſeitdem man in Deutſchland begonnen hatte mit Struve, Stryk, Leiſer u. A. das geltende Recht mit dieſer Interpretation allmählich zu verſchmelzen und die franzöſiſchen Juriſten entweder wie Jouſſe in ſeinem Commentar der Coutumes von Paris das coutumiare Recht zur Hauptſache und das römiſche zur Nebenſache machten, oder gar wie Pothier ganz ſelbſtändig erfundene Pandektenſyſteme aus dem Corpus Juris entwickelten, war bei dem Mangel höherer Wiſſenſchaftlichkeit an die Communicirung der Reſultate jener Arbeiten nicht zu denken. So kam es denn daß gerade jene Gleichheit ſelber der Grund einer faſt vollſtändigen Unbekanntſchaft des gegenſeitigen Rechtslebens wurde.

Indeſſen während ſich ſo die praktiſche Jurisprudenz in immer engeren und kleinlicheren Kreiſen bewegte, hatten ſich in beiden Ländern von einer andern Quelle aus gleichartige Elemente geſammelt, die freilich nicht auf unmittelbare Anerkennung hoffen durften. Seit dem Auftreten Hugo Grotius' war die Rechtsphiloſophie ein integrirender Theil der Rechtswiſſenſchaft geblieben; aber freilich bildete ſie nur für Deutſchland eine wirkliche Aufgabe. Der Rechtsphiloſoph des 18ten Jahrhunderts, ſo weit es ſich nicht um Volksvertretung und Staatsrecht handelte, war der ſo vielfach verkannte, ſo ſehr vergeſſene Chriſtian Wolff. In demſelben Maße in welchem Rouſſeau und Montesquieu Deutſchland in Staatsrecht und Philoſophie der Rechtsgeſchichte beherrſchten, beherrſchte Wolff Frankreich im Gebiete der eigentlichen Rechtsphiloſophie, ſeinen Vorgänger, den kaum weniger berühmten Puffendorf, verdunkelnd. Das Weſentliche und Wichtigſte an der durch beide begründeten Rechtsphiloſophie war nun freilich nicht die Reihe der einzelnen Rechtsſätze, die ſie als abſolutes Recht hinſtellten, ſondern vielmehr der Gedanke daß überhaupt die höchſte Wahrheit und Geltung alles Rechts nicht auf dem zufälligen, poſitiven Geſetze beruhe, ſondern daß es das unverjährbare Recht des bewußten Willens eines Volkes ſey ſich ſelber ſein Recht zu geben, und daß die Möglichkeit für daſſelbe dieſes Recht zu finden, an der Leichtigkeit und Beſtimmtheit dargelegt ſey, mit welcher die Rechtsphiloſophie aus ihrem feſten Princip heraus den ſcheinbar unendlichen Stoff des Rechts ſich aneigne und bewältige. Das war die Ueberzeugung, die ſich durch das fortgeſetzte und immer lebendiger entwickelte Studium der Rechtsphiloſophie mehr und mehr ausbreitete; ſie hatte ihrem Weſen nach nichts ſtreng Nationales an ſich, und es war daher natürlich daß ſich auf dieſem Gebiet beide große Nationen freundlich und willig die Hand boten um das Gewonnene anzuerkennen und von ihm weiter zu ſchreiten.

Auf dieſe Weiſe herrſchte im vorigen Jahrhundert zwiſchen dem Rechtsleben Deutſchlands und Frankreichs Unbekanntſchaft und Bekanntſchaft, Indifferenz und Gemeinſamkeit zugleich; aber der richtige Unterſchied beider Verhältniſſe, der noch damals nicht zur Entwicklung kam, lag darin daß jenes, die Scheidung des Rechtslebens, doch am Ende auf dem nationalen Recht beruhte, während die Einheit ihre Grundlage in der Vorſtellung eines abſtracten, unwirklichen, kosmopolitiſchen Rechts hatte. Welches von beiden das gewaltigere ſey, ſollte ſich zeigen ehe noch dieſes Jahrhundert ſeinen Abſchluß gefunden.

Die Revolution kam. Eine That des Gedankens nennt ſie Hegel; ſie war es wenigſtens im Gebiet des Rechts. Fertig oder nicht fertig mit ſich und ihren Aufgaben — jetzt war der Augenblick da für die philoſophiſche Richtung in der franzöſiſchen Rechtswelt, zu zeigen was ſie vermochte. Der ganze alte Rechtszuſtand war mit Einem Schlage aufgehoben; nun galt es das neue Leben des franzöſiſchen Volkes auch im Gebiete des Rechts zu manifeſtiren. Das Recht gehört aber ſeinem Weſen nach nicht wie ein Aeußeres dem Volke, ſo daß es daſſelbe nach Gutdünken annehmen und zur Seite ſchieben könnte, ſondern es iſt eben ſelber ein immanentes Glied des geiſtigen Organismus deſſelben, und wie es das Leben auf allen Punkten umgibt und durchdringt, ſo durchdringt dieſes Leben wieder das Recht. Daher war es denn gänzlich unabweisbar daß nicht ſich die ganze Auffaſſung der franzöſiſchen Revolution mit der neuen Rechtsſchöpfung identificiren ſollte. Es gibt deßhalb wenig ſo lehrreiche Partien in der inneren Geſchichte der Revolutionsepoche als die Geſchichte der Abfaſſung des Code, und es iſt zu bedauern daß man dieſe reiche Quelle bisher noch unbenutzt hat liegen laſſen. In jedem Falle aber begann mit der Revolution nicht bloß ein neues Recht, ſondern ein altes Princip erhielt zugleich eine neue Geltung — daß das Recht nicht bloß da ſey in dem hiſtoriſchen, überlieferten Recht der beſtimmten Zeit, ſondern daß es ſein höheres Leben habe in der freien thatkräftigen Geſetzgebung, dem ſelbſtändig ſich als ſein eignes Recht ſetzenden, ſich durch ſein eigenes Gebot beherrſchenden Willen des Volkes. Der Träger dieſes Princips war das franzöſiſche Volk, der Vermittler deſſelben die Revolution, ſein Körper die franzöſiſche Codification geworden. Wohl war es die Arbeit des ganzen 18ten Jahrhunderts die hier zur Wirklichkeit kam; aber unvermeidlich ward es daß man aus jenem Grunde Frankreich, Revolution und Codification auf dieſelbe Weiſe identificirte, wie das franzöſiſche Volk es ſelber gethan hatte.

Es iſt eine müßige Frage was geſchehen wäre, wenn die Kriege die Deutſchlands vermoderten Zuſtand zerbrachen, nicht gekommen wären. Allein das iſt entſchieden genug daß dieſe Kriege

Digitized by Google

unter dem Vielen und Größeren was ſie zum Abſchluß oder zum Beginn gebracht haben, auch den Würfel für das Urtheil über die Codification warfen. Daß das deutſche Volk in Frankreich die übermüthigen Sieger und den furchtbarſten Feind ſeiner Nationalität haßte, war natürlich und nothwendig. Eben ſo natürlich war es daß dieſer Haß ſeinen Weg fand bis mitten in das ſchlummernde Leben der poſitiven deutſchen Rechtswiſſenſchaft. Der franzöſiſche Code wanderte mit dem franzöſiſchen Adler zum Rhein und über den Rhein; das franzöſiſche Recht ſollte vollenden was die franzöſiſchen Waffen begonnen hatten; allenthalben drohte der letzte Reſt der deutſchen Nationalität von der franzöſiſchen verſchlungen zu werden. Gab es denn damals kein *deutſches* Recht, das man dieſem franzöſiſchen entgegenſtellen konnte? Keinen feſten Damm gegen den Code, gegen den Gebrauch desſelben, gegen die Infiltration ſeiner Principien in das Rechtsleben des eigenen Volkes, keinen lebendigen Mittelpunkt, aus dem man die *eigene* Rechtsentwicklung als Mitgabe der lebendigen Jugend von den Univerſitäten reichen konnte, um ſie an die überfließende Macht der Fremden nicht verloren gehen zu laſſen? Gewiß, vortrefflich und wichtig war und blieb die Rechtsphiloſophie, aber ſie konnte wohl die Perſönlichkeit, nicht ein *Volk* in ſeinem angeſtammten Recht erhalten. Ein anderer Weg mußte gefunden werden. Gab die Gegenwart kein Mittel, ſo mußte jetzt zum erſtenmal die *Vergangenheit* der Punkt werden auf welchem man die Waffen für den Kampf gegen das franzöſiſche Recht ſuchte. Das war nun der Punkt auf welchem eine der großartigſten Bewegungen beginnt, die Deutſchlands Wiſſenſchaft je geſehen hat. Allerdings kannte man ſchon lange in Deutſchland das Studium der deutſchen Rechtsgeſchichte, und Heineccius war wenigſtens ſo viel für ſeine Zeit als Eichhorn für die unſrige. Aber es war nicht die Maſſe der hiſtoriſchen Kenntniſſe, die man in der Zeit der Unterdrückung in den halbvergeſſenen Quellen unſerer Geſchichte ſuchte. *Die* Rechtsgeſchichte, die uns die franzöſiſche Revolution erzeugt hat, trat mit einem ganz anderen Princip ins Leben: ſie ſollte eine lebendige und ſtarke Quelle des *Nationalbewußtſeyns* der Deutſchen im Gegenſatz zu den Franzoſen werden, und die Selbſtändigkeit des Volkes in der Geſchichte wiederfinden, die man für die Gegenwart verloren hatte. Darum war Eichhorns Werk nicht etwa bloß eine treffliche hiſtoriſche Arbeit, ſondern ſeine Rechtsgeſchichte war eine *nationale That*; ſie gehört unter die glänzende Reihe der Mühen und Anſtrengungen, mit denen uns ſchwer und langſam die Idee der eigenen ächt deutſchen Volksthümlichkeit, die Berechtigung zu einem ſelbſtändigen Leben und Recht, der Glaube an den Sieg in jenen herrlichen blüthenreichen Zeiten der Freiheitskriege erworben worden iſt. Und das iſt die hohe Bedeutung jenes Studiums, daß es nicht etwa wie ſo manches andere zur bloßen Ergötzung, eben ſo wenig zur bloßen weiteren Ausbildung dient; ſondern es iſt uns in Deutſchland zu einem unmittelbaren Inhalt unſeres ganzen Rechtslebens und Rechtsbewußtſeyns geworden, und das Bild des früheren großartigen Syſtems dieſes deutſchen Rechts ward zum Schild gegen das fremde Recht, zum Schwert für die Erreichung des eigenen. Unſere deutſche Rechtsgeſchichte iſt in jener Zeit ein gewaltiger Hebel der muthigen Hoffnung auf Befreiung von fremdem Joche geweſen, und, ſo weit menſchlicher Blick und menſchliche Berechnung reicht, iſt ihre Beſtimmung der Eckſtein der künftigen *eigenen* Entwicklung zu werden.

Das ahnten damals freilich die Franzoſen nicht; wußten doch die Deutſchen ſich ſelber keine Rechenſchaft von dem Drange zu geben, der ſie ſo tief in ſcheinbar ſpurloſe Zeiten zurücktrieb! Erſt Laboulaye, auf den wir ſogleich zurückkommen, hat die eigentliche Bedeutung jener Studien ausgeſprochen, und wir können es uns nicht verſagen ſeine Worte hier anzuführen, da ſie den Kern der Sache ſelber erfaſſen. Der rechtsgeſchichtliche Unterricht, den er einer früheren Schrift (De l'enseignement du droit en France) das »*enseignement politique* le plus important qui jamais ait été donné« nennt, hat, wie er an einer andern Stelle ſagt (Vie et doctrines de Savigny 1842. p. IV): — En exaltant le sentiment national il y a dès l'origine une *caractère politique* des plus remarquables — il a donné à l'Allemagne une force, une vitalité, dont en France on ne soupçonne pas l'energie — et l'Allemagne a su se créer une force dans un enseignement, que nous redoutons comme un danger.« Und dem iſt in der That ſo; keinen beſſeren Beweis hat Deutſchland für die Richtigkeit dieſer Behauptung als die trotz der heftigſten Angriffe und trotz der eigenen ſchiefen Richtung dennoch faſt ungeſchmälerte Hochachtung vor allem ernſten geſchichtlichen Studium.

Während das nun in Deutſchland geſchah, ſah es allerdings ganz anders aus in Frankreich. Hier aber iſt der Ort, einer vielverbreiteten Anſicht auf das Beſtimmteſte entgegen zu treten. Die geſchichtliche Schule, im Bewußtſeyn ihrer Macht und ihrer Bedeutung in Deutſchland, iſt nicht müde geworden auf das Rechtsleben Frankreichs hinzuweiſen, das nach der Revolution ſich entwickelte. Das nämlich liegt in der Natur jeder Codification daß ſie nothwendig auf eine Zeitlang die hiſtoriſchen Studien in den Hintergrund drängt, weil das Volk und ſeine rechtlichen Organe einer gewiſſen Zeit bedürfen um ſich den neuen Stoff anzueignen. Der Haß gegen Frankreich ließ gänzlich überſehen daß Frankreich bei der ungeheuern Umwälzung ſeines Rechts wohl füglich berechtigt war eine ſolche Uebergangsperiode auch für ſich in Anſpruch zu nehmen. Man bedachte es nicht oder wollte es nicht bedenken. Man ſchalt die Franzoſen das abſolut ungeſchichtliche Volk, und verdammte die Codification, weil man Frankreich verdammte. Damals ſahen wir die merkwürdige Erſcheinung daß dasſelbe Land das unter allen *zuerſt* im 18ten Jahrhundert eine ebenſo umfaſſende Codification verſucht, die Codificirung mit demſelben Athem verurtheilte, mit dem das eigene preußiſche Landrecht geprieſen und commentirt wurde. — Doch wir wollen uns hierbei nicht aufhalten, ebenſo wenig bei der Frage, weßhalb man *dasſelbe*, die Vernachläſſigung der hiſtoriſchen Studien, in Frankreich aus der Geſetzgebung, in England aus dem Mangel an Geſetzgebung herleitete. Auch hier iſt einer, und ein gar wohlbekannter, von den Punkten auf denen die politiſche Geſchichte ſich mit der Rechtsgeſchichte auf das innigſte verſchmolzen hat.

Sey dem wie ihm wolle, ſeit dem Pariſer Frieden hat das Rechtsſtudium Frankreichs auf lange Zeit mit dem deutſchen nichts mehr gemein. Nicht bloß der Inhalt, ſondern auch die Form iſt ſo weſentlich verſchieden daß an eine Gemeinſamkeit für lange Zeit nicht mehr zu denken ſeyn konnte. In Deutſchland verſchmolz allmählich die Philoſophie mit dem Recht, eine Bewegung deren letzte und höchſte Reſultate erſt noch zu erwarten ſtehen. Der poſitive Stoff verarbeitete ſich zu *Syſtemen*, und die Syſtematiſirung zwang der alten unbeweglichen Doctrin die Nothwendigkeit ab, nach Begriffen und Entwicklungen zu ſuchen, und den Werth ſcharfſinniger Definitionen anzuerkennen. Daneben fand die Rechtsgeſchichte ein immer breiteres Bette. Leider ſiegte nach dem Umſturz des tauſendjährigen Reichs unſeres Karl des Großen noch einmal Rom über Deutſchland. Männer wie Niebuhr und Savigny führten die *römiſche* Rechtsgeſchichte ſtatt der *deutſchen* ins Feld, und dieſe, deren politiſcher Charakter

Digitized by Google

unzeitgemäß erſcheinen mochte, fing an ſich aus dem erſten Rang zurückzuziehen. Dennoch blieb ſie, und hiſtoriſche und ſyſtematiſche Arbeit wechſelten in den tüchtigſten und trefflichſten Erſcheinungen, um den Vorrang ſtreitend. Ganz anders war es in Frankreich. Die hoffnungsloſe Form der Rechtsſtudien, die Aufwärmung der alten Interpretationsmethode ohne Leben und ohne irgend eine andere als eine rein praktiſche Bedeutung, ließ alles tiefere Studium gänzlich in Einzelheiten untergehen; ohne Schwung und ohne Theilnahme wälzte ſich der träge Strom der Jurisprudenz fort, und was Luſt und Kraft zum Leben hatte, wandte ſich von dem öden Gebiet derſelben ab, der Politik und dem herannahenden Kampfe der Julitage mit der Reſtauration zu. Auf dieſe Weiſe war an keine Gegenſeitigkeit beider Völker und beider Formen der Wiſſenſchaft zu denken. Niemand fiel es in Deutſchland, ſelbſt mitten in der hiſtoriſchen Schule ein daß doch am Ende auch das franzöſiſche Volk eine germaniſche Rechtsgeſchichte habe; niemand dachte in Frankreich daran daß es der Mühe werth ſeyn könne ſich nach dem gegenwärtigen Rechtsleben Deutſchlands umzuſehen. Es war die Zeit der größten und entſchiedenſten Trennung beider Reiche, die jemals ſtattgefunden.

Nur drei Männer in Frankreich machten vor der letzten Revolution hiervon eine entſchiedene und um ſo ehrenvollere Ausnahme. Guizot, Auguſtin Thierry und der Lehrer und Ausgangspunkt beider, der Vater der Romantik in der Geſchichtſchreibung, der edle Chateaubriand. Es iſt nicht hier der Ort ihr Verhältniß zu einander zu würdigen; wir haben ſchon früher im kurzen Umriß daſſelbe darzulegen verſucht. Sie ſind es die den Faden der Verbindung des Lebens beider Völker feſtgehalten haben, und ihre Werke verdienen wahrlich mehr geleſen und benutzt zu werden als es im allgemeinen in der wiſſenſchaftlichen Welt Deutſchlands zu geſchehen pflegt. Doch hier vor allem kann man ſagen daß nicht die Einzelnen ſondern vielmehr die Zeit ſie vernachläſſigt hat.

So ſtanden die Sachen zur Zeit der Julirevolution. Als dieſe über Frankreich kam, mußte es ſcheinen daß jenes Vaterland der Revolutionen von jetzt auf immer der geſchichtlichen Bildung ſeiner Studien verloren ſey, wenn überhaupt die Principien der hiſtoriſchen Schule über das Verhältniß von Codification und hiſtoriſchem Sinne richtig waren. Die Kluft zwiſchen dem deutſchen Leben und dem der franzöſiſchen Wiſſenſchaft ſchien für lange Zeit eine unausfüllbare, und die Wege der Geiſter in abſolutem Gegenſatz zu einander in beiden Landen.

Und dennoch iſt dem nicht ſo; es iſt vielmehr gerade das Gegentheil von dieſem allen eingetreten. Seit der Julirevolution entwickelt ſich langſamen aber ſichern Schrittes das Element der Rechtswiſſenſchaft, das den Franzoſen am meiſten fehlt, und das in mehr als einer Beziehung ihre Leiſtungen unter denen der Deutſchen erſcheinen läßt, das Bedürfniß nach einer *hiſtoriſchen Grundlage* des Rechtsbewußtſeyns, nach einer geſchichtlichen Durchforſchung der alten Zeit, ja ſogar nach einem förmlichen geſchichtlichen Unterricht in den Facultäten des Rechts. Allerdings iſt dieſe Bewegung noch jung, und wollte man die Stimmen zählen und nicht wägen die ſich dafür ausgeſprochen, ſo würde man ihr kaum eine große Gewalt zuſchreiben. Allein dennoch zweifeln wir keinen Augenblick an der Zukunft dieſer Beſtrebungen. Nicht bloß weil jeder Wohlgeſinnte und Beſonnene wünſchen muß daß in dem überhitzten Leben des franzöſiſchen Volkes der ruhigere Sinn endlich einen beſtimmten, gemeinſam anerkannten Mittelpunkt gewinnen möge, um ein immer gegenwärtiges Gegengewicht gegen das Ueberſchlagen der Bewegungspartei zu bilden — ſondern eben ſo ſehr deßhalb, weil es das Weſen aller germaniſchen Wiſſenſchaft iſt jeden Fortſchritt auf das Bewußtſeyn der bisherigen geſchichtlichen Entwicklung zu bauen, und ſo das Alte zu verlaſſen ohne ſich von ihm zu trennen. Jene Bewegung daher die das geſchichtliche Element in ſein Recht einſetzen will, iſt in der That eine mehr als franzöſiſche; ihr Charakter reicht über die Gränzen Frankreichs hinaus; und daher, wie ſie eine allgemein germaniſche Seite des Lebens vertritt, iſt ſie es denn auch die beſtimmt iſt den erſten und dauernden Anknüpfungspunkt für das Rechtsleben Deutſchlands und Frankreichs wiederzufinden. So gewiß es daher iſt daß ſich beide Völker in ihrer gegenſeitigen Eigenthümlichkeit ergänzen und erfüllen, ſo gewiß iſt es daß ſie eines gemeinſamen, immer thätigen Bindemittels bedürfen und darnach ſuchen werden; und wir begrüßen daher mit wahrer Freude die Arbeiten und Beſtrebungen der Männer die gegenwärtig die hiſtoriſche Schule in Frankreich vertreten, als Führer und Zeichen einer Zukunft die die Gemeinſamkeit des wiſſenſchaftlichen Lebens beider Länder erzeugen und erhalten wird.

Von dieſem Geſichtspunkt aus meinen wir nun daß die deutſche Rechtswiſſenſchaft die Aufgabe hat jene Bewegung in der franzöſiſchen Rechtswiſſenſchaft ſich zur Kunde zu bringen und zu verfolgen. Denn es iſt dieſelbe nicht bloß aus den eigenen Bedürfniſſen und Regungen Frankreichs heraus entwickelt, ſondern ſie hat deutſche Elemente in ſich aufgenommen und mit Entſchiedenheit zuerſt in Frankreich die deutſche Wiſſenſchaft des Rechts zur Anerkennung gebracht. Wer nun wird es läugnen daß wir den Franzoſen auch im Gebiete des Rechts Vieles und Großes verdanken? Nun denn — die Zeit beginnt wo wir auf unſere Weiſe ihnen dieſe Schuld abtragen; waren wir bisher die Nehmenden und Empfangenden, ſo iſt jetzt die Zeit gekommen wo wir es ſind die da geben und antreiben; und kein geringer Sporn wird es ſeyn für die Zukunft der deutſchen Rechtsgeſchichte, daß jeder der für ſie arbeitet, mit dem Bewußtſeyn die Hand ans Werk legt daß er für zwei Völker zugleich arbeiten wird! Gerade mit dem Anfange dieſes Jahres kann man ſagen daß ſich die hiſtoriſche Schule als ſolche gleichſam erſt recht habilitirt hat, und zu einem ſelbſtändigen Element in der franzöſiſchen Rechtswiſſenſchaft geworden iſt. Deßhalb nun glaubten wir daß es für das größere Publicum nicht ohne Intereſſe ſeyn würde den Verlauf dieſer Entwicklung in kurzem Ueberblick durchzugehen, und Geſtalt und Bedeutung jenes neuen Gegenſatzes einmal ins Auge zu faſſen. Dazu möge das folgende dienen.

Seit dem Beginne der erſten Revolution war allerdings die Rechtsgeſchichte Frankreichs auf eine faſt unglaubliche Weiſe vernachläſſigt worden. Von den etwanigen Bearbeitungen derſelben ganz zu ſchweigen, ahnte ſelbſt der höhere Theil der Rechtskundigen nicht einmal die Exiſtenz der gedruckten *Quellen* derſelben, viel weniger die der ungedruckten; kaum daß ſich durch Montesquieu und durch die Arbeiten des Inſtituts eine gewiſſe Tradition erhielt von jenen verborgenen Schätzen der Wiſſenſchaft. Hier nun haben zwei Männer ſich hohes Verdienſt erworben, und es möge uns erlaubt bleiben nicht zu vergeſſen daß ſie beide zwar keine Deutſchen ſind, aber doch beide aus deutſchen Gränzländern herſtammen. *Guizot*, der Träger der quellenmäßigen Studien der Geſchichte, war es, der im Jahre 1833 als Miniſter die Herausgabe der »Collection des Documens inédits sur l'histoire de France« veranlaßte, die neben den Ordonn. du Louvre die Hauptquellen der franzöſiſchen inneren Geſchichte ſeyn werden. Schon ſind bis jetzt 43 ſtarke Quartbände publicirt, und jährlich erſcheinen neue. Hier öffnete ſich daher ein weites Gebiet für die Arbeiten der Rechtsgeſchichte im eigentlichen Sinne, und dieß ward zuerſt

Digitized by Google

betreten von dem Elſäſſer H. Kleinrath, den zum tiefen Bedauern aller Freunde der Wiſſenſchaft ein zu früher Tod (er ſtarb in ſeinem 31ſten Jahre) dahinraffte, um nicht bloß der Anfänger ſondern auch der Begründer für die franzöſiſche Rechtsgeſchichte zu werden. Seine kleinen Arbeiten ſind von der tiefgreifendſten Wirkung geweſen, und wenn man die Jugend desſelben, die Schwierigkeit des erſten Schrittes auf einer unbetretenen und ſogar ungeachteten Bahn, und die innere Tüchtigkeit ſeiner Aufſätze, die jetzt in der vom Hrn. Prof. Warnkönig veranſtalteten Sammlung vorliegen, betrachtet, ſo muß man es beklagen daß ihm keine Zeit gegeben ward an Größerem zu beginnen. Doch ging die einmal gewonnene Richtung nicht verloren. Eine Reihe bedeutender Männer, unter denen wir hier nur Wolowsky, Giraut und Königswärter nennen wollen, traten zuſammen zur Gründung der Revue de législation et de jurisprudence, dem Organ der hiſtoriſchen Schule, die nun ſeit 1834 beſteht. An ſie ſchloſſen ſich alle diejenigen an die für die Sache Intereſſe gewonnen, und die Exiſtenz dieſer Richtung war für Frankreich geſichert.

Indeſſen mangelte Eins, und gerade dieſes war von der höchſten Wichtigkeit. Jene ganze hiſtoriſche Schule nämlich ſtand noch außerhalb des wirklichen Lebens. Sie war da, aber ſie war eben nur für ſich da; ihre Bedeutung ging nicht über den Kreis derer hinaus die ihr angehörten, ſie war eine Richtung der gelehrten Welt, nicht des Volkes. Obgleich alſo mit ihr das deutſche Princip der Wiſſenſchaft ſeinen Platz gewonnen, ſo blieb dennoch der Unterſchied zwiſchen Deutſchland und Frankreich ein weſentlicher; denn der letzte Schritt, der Uebergang der hiſtoriſchen Aufgabe aus den Studirzimmern der Gelehrten in das Volk, in die Schulen des Rechts, war noch nicht gethan, und was mehr iſt, man dachte eigentlich nicht daran daß er überhaupt geſchehen könne.

Hier nun trat ein Mann auf, der unſers Erachtens noch von großer Bedeutung für ſein Vaterland zu werden beſtimmt iſt, und mit welchem, um den gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, ein neuer Abſchnitt der hiſtoriſchen Schule ſich vorbereitet. Edouard Laboulaye, ſchon rühmlichſt bekannt durch hiſtoriſche Forſchungen im Gebiete des franzöſiſchen und des römiſchen Rechts, wandte zuerſt den Blick der Schule nach Deutſchland hinüber. In der Ueberzeugung daß für Deutſchland die hiſtoriſche Arbeit mehr bedeute als ein bloßes gelehrtes Studium, begab er ſich ſelber 1840 auf eine Reiſe durch die deutſchen Univerſitäten. Mit hellem und vorurtheilsfreiem Blick begabt, erkannte er vor allem die hohe Wichtigkeit der rechtshiſtoriſchen Lehre auf den Hochſchulen unſeres Vaterlandes, und die Frucht dieſer Reiſe war daher nicht bloß eine klare Anſchauung von dem Zuſtande und den Gegenſätzen der deutſchen Rechtswiſſenſchaft, die er in ſeiner »Vie de Ch. Fr. de Savigny« mit acht franzöſiſcher, lebendiger und eleganter Darſtellung niedergelegt hat, ſondern vor allem die Ueberzeugung daß ein ähnlicher Unterricht ſeinem Vaterlande noth thue. Allerdings waren ſchon früher ähnliche Behauptungen ausgeſprochen; Laboulaye's Verdienſt iſt es aber dieſelben zuerſt zu einem förmlichen Ganzen gebracht und als abſolute und allgemeine Forderung hingeſtellt zu haben. Von dieſer Zeit an datirt ſich nun eine neue Wendung der hiſtoriſchen Schule. Sie hat das Moment das vorzüglich Laboulaye vertritt, in ſich aufgenommen; ſie will Lehrſtühle der Rechtsgeſchichte in den Facultés de droit, eine breitere, praktiſche Baſis für ihre Wirkſamkeit, ein Anſchließen der Form des Unterrichts in Frankreich an die der deutſchen Univerſitäten — kurz ſie will die Zukunft der hiſtoriſchen Richtung nicht mehr auf den perſönlichen Willen einzelner Gelehrten, ſondern auf das Volk ſelbſt baſiren. Gewiß bedarf es keiner weiteren Entwicklung um die hohe Bedeutung dieſer Tendenz für Frankreich zu erkennen, und niemand dem es Ernſt iſt um die allgemeine Entwicklung eines höheren Lebens des Rechts, wird derſelben mit ſeiner Theilnahme und ſeinen Wünſchen fern ſtehen!

Aber gerade dieſer Grundgedanke der neueren hiſtoriſchen Schule in Frankreich iſt es nun auch, der endlich nicht bloß die wiſſenſchaftliche Welt, ſondern auch weitere Kreiſe auf jene und vorzüglich auf Laboulaye ſelber aufmerkſam zu machen begann. Zweierlei kam hier zuſammen, um — wer hätte vor wenigen Jahren daran denken können! — den Kampf der hiſtoriſchen und der franzöſiſch-nationalen Schule hervorzurufen. Auf der einen Seite jene vis inertiae die das Alte liebt und vertheidigt, eben nur weil es das Beſtehende iſt; man wollte die hiſtoriſchen Studien und ihren Unterricht nicht, weil ſie eben etwas neues waren; und wunderbar genug, während in Deutſchland die hiſtoriſche Schule am abſoluten Beſtehen der heutigen Formen feſthielt, mußte ſie in Frankreich für eine neue Form kämpfen. Der geſchichtliche Zuſtand ergriff die erſte Partei gegen dieſe hiſtoriſche Schule. Dann aber war eine vage Vorſtellung von dem Weſen und der Bedeutung der hiſtoriſchen Schule nach Frankreich gedrungen. Man meinte dieſelbe ſey der abſolute Feind alles Fortſchritts, ſtemme ſich jeder Verbeſſerung, jeder Entwicklung entgegen; man hielt ſie für die Vertreterin der Negation aller lebendigen Kraft und alles lebendigen Volksgeiſtes, die Extreme der Sache mit der Sache ſelber verwechſelnd, wie das nicht ſelten in Frankreich iſt. Endlich aber fürchtete man daß ein deutſches Element in der Mitte des geiſtigen Lebens Frankreichs Platz und Berechtigung finden möge — ohne zu bedenken daß es eine geringere Schmeichelei für die Kraft der franzöſiſchen Nationalität iſt, wenn ſie ſelbſt von dem Guten das eine andere Nation ihr anbietet, in Gefahr kommt. Dieſe Elemente traten nun zuſammen zur Oppoſition, als die hiſtoriſche Schule den ihr zukommenden Platz in dem Syſtem des franzöſiſchen Rechtsunterrichts forderte.

Den Anlaß zur Erklärung und zum offenen Bruch gab ein Umſtand, den wir in Deutſchland für ſehr untergeordnet halten würden. Unter den erſten Concurrenten für einen offenen Platz in der franzöſiſchen Akademie ſtand entſchieden Laboulaye an der Spitze; ſein Eintritt in dieſelbe, in Deutſchland in gleichem Falle ein unwichtiges Ereigniß, war in Frankreich von weit allgemeinerer Bedeutung. Es war eine poſitive Anerkennung ſeines Princips, und ein indirecter Ausſpruch daß die Forderungen der jungen hiſtoriſchen Schule nicht unbeachtet bleiben würden. Daher denn galt es, dieß zu verhindern.

Herr Ledru-Rollin, der bekannte Führer der äußerſten Linken, gab ſich dazu her die nöthigen Schritte zu thun. Kurz vor der Wahl des neuen Mitgliedes ſchrieb er eine Broſchüre: »De l'école française et de son influence au dix-neuvième siècle,« die unmittelbar vorher den Mitgliedern mitgetheilt ward. Was ſie enthielt, läßt ſich aus dem Obigen leicht ſchließen. Es iſt ein heftiger unverhohlener Angriff auf die hiſtoriſche Schule überhaupt und auf Laboulaye insbeſondere. Die »jeune école germanique« ward darin mit unfreundlichen Farben geſchildert und die Nationalität gegen das deutſche Element, die liberale Oppoſition gegen das hiſtoriſche zum Kampfe aufgerufen. Dieſe kleine Schrift wird ihren Platz in der franzöſiſchen Rechtsgeſchichte behalten, denn von ihr wird ſich, wie einſt von der Broſchüre Thibauts, der Streit der Schulen in Frankreich datiren. Wir beneiden ſie freilich um dieſen Platz nicht; denn ihr Princip iſt ein engherziges und außer Stande Frankreich und ſeine Rechtsentwicklung als ein Glied der

Digitized by Google

großen germaniſchen Rechtsgeſchichte zu begreifen, in der jenes Land dennoch daſteht als der nächſte und erſte Verwandte Deutſchlands und ſeiner Aufgabe. Großartiger und der beſten Anerkennung werth iſt die ruhige und würdige Antwort der Revue auf dieſen Angriff, und wir können uns nicht verſagen ihre Worte herzuſetzen, da ſie ganz unſere Anſicht und gewiß die aller Beſſern unſerer Nation ausdrücken: »La France et l'Allemagne *ont beaucoup à gagner à ce qu'il s'établisse entre elles un commerce intellectuel*, qui mette à la disposition commune les recherches patientes, la critique ingénieuse, la science exacte et solide et cette puissance de synthèse *qui donne un corps aux éléments épars* et qui conduit à des solutions positives.« (Janvier. p. 146.) Zugleich kündete die Revue die Wahl Laboulaye's mit 28 Stimmen gegen 6 an. Der Kampf der Schulen iſt ſomit durch einen glänzenden Sieg der hiſtoriſchen Richtung eröffnet, und ganz entſchieden kann man nicht bloß dem Führer derſelben, ſondern auch der Rechtswiſſenſchaft Frankreichs dazu nur Glück wünſchen. Ihre Aufgabe wird es jetzt ſeyn das Princip das Laboulaye vertritt, nun auch zu verwirklichen und den Unterricht des Rechts an der Geſchichte theilnehmen zu laſſen. Frankreich iſt nicht darnach geſchaffen unter den Fehlern der hiſtoriſchen Schule zu leiden; ihm kann ſie nur Nutzen bringen. Wir begrüßen daher dieſe Erſcheinung als eine bedeutende und hoffnungsvolle, und jeder der den niedrigen Standpunkt des franzöſiſchen Rechtsunterrichts auch nur einigermaßen kennt, wird mit uns den Wunſch ausſprechen daß die Häupter jener Bewegung die Erwartungen die ſich an ſie knüpfen, mit Eifer und Kraft verwirklichen mögen.

L. Stein.

In den Oſtſeeprovinzen Rußlands.

Aufzeichnungen eines Eingewanderten.

December 1843.

Die Fehlangriffe deutſcher Preſſe im Kampfe gegen Rußland. — Fanny Tarnow und Fürſt Trubetzkoi. — Zur Geſchichte der Petersburger Militärrevolution von 1825. — Die Sibirienſtrafe. — Fürſt Dolgoruki. — Irkuzk. — Die Verbannten. — Die vornehmen Verbannten von 1825. — Adelsrechte.

Nur die offenbare und unwiderlegliche Wahrheit iſt überzeugend, die Uebertreibung erzeugt Mißtrauen in der eigenen Partei. Wie dem Fürſten nichts gefährlicher als der ſpeichelleckende Schmeichler, ſo iſt der vernichtendſte Feind jeder Partei das Heer jener welche ohne wahrhafte Ueberzeugung, nur um Namen, Geld und Ruhm zu erringen, den Krieg der Liberalen oder der ſtarren Legitimiſten in ſich überſtürzenden haltloſen Tiraden bis zum Wahnſinn ſteigern, welche jede Nachricht aus dem feindlichen Lager, trage ſie noch ſo offenbar den Stempel der Lüge an der Stirn, mit offnen Armen aufnehmen und mit ſchreibſeliger Feder verbreiten. Falſches, Halbwahres und Wahres zu einem unentwirrbaren Knäuel zuſammenballend, verzerren ſie das Charakterbild des Gegners und verſchieben den Standpunkt der Beurtheilung ihrer eigenen Partei. Getäuſcht richtet dieſe ihre Angriffe leicht gegen Principien, Syſteme, Handlungen, welche nicht exiſtiren oder in anderer als der angegriffenen Form. Geblendet eröffnet dieſe einen Kampf gegen Windmühlenflügel, während die Kerntruppen der feindlichen Armee unbemerkt und ungehindert mit klingendem Spiel und offenem Hohnlachen immer weiter vordringen.

Dieß Alles gilt leider nur allzuhäufig von der Polemik deutſcher, wie franzöſiſcher Journaliſtik und Publiciſtik gegen Rußland. Auf dieſe Weiſe iſt es dahin gekommen daß das ruſſiſche Gouvernement gar nicht für nöthig hält den nicht mit unläugbaren Thatſachen belegten Beſchuldigungen irgendwelche Berichtigung entgegenzuſetzen. Es hält derartige Druckſchriften nur von ſeinen Gränzen entfernt, und läßt von Zeit zu Zeit durch ihm ergebene Schriftſteller irgend eine eclatant lächerliche Uebertreibung als Beweis aufſtellen daß a l l e ausländiſchen Nachrichten über Rußlands Weben und Treiben, über Praxis und Theorie ſeiner Politik gehalt- und wahrheitloſe Verleumdungen ſeyen. Durch dieſes Mittel hat es erreicht daß das Ausland ſelber den Nachrichten von ruſſiſchen Thatſachen und den Beſprechungen ruſſiſcher Zuſtände nur ein zweifelndes Gehör ſchenkt. Auf ſolche Weiſe iſt's ihm möglich worden daß ſelbſt authentiſche Berichte über tauſendfache Vorfälle des conſequent ſchweigenden Oſtreiches, einer die Briefe an den Gränzen viſitirenden und nach Befinden zurückhaltenden Staatsverwaltung, meiſtens unaufmerkſam geleſen und häufig nur als Journalfabrication betrachtet werden. Die ganze ausländiſche Journaliſtik und Publiciſtik iſt auf ſolche Weiſe bei ihrem antiruſſiſchen Kampfe in das übelſte Verhältniß gerathen. Sie kann nichts fördern, ſie kann keine feſte Allgemeinanſicht begründen, ſie vermag nicht die Indifferenten zu politiſchen Rennern zu erheben. Unbeachtet verhallen ihre Fanfaren und ihr Sturmgeläute wird ein blinder Lärmen genannt. Ihre Kriegsmanifeſte und deren Begründungen heißt man Schönrednerei und ihre Kämpfe verlachen Manche als Manövergefechte.

Rußland aber ſchweigt und ſchweigt immer tiefer, je lauter der Lärmen ſeiner Gegner ertönt. In dieſem Schweigen finden die Bequemen den Beweis für die Nichtigkeit der journaliſtiſchen Angriffe. Denn es iſt ja viel leichter in unthätiger Behaglichkeit dahinzuleben als an den Regungen der Zeit und alles Lebens wahrhaften Antheil zu nehmen.

Derartige Betrachtungen erregte neuerdings ein Aufſatz im Freihafen von Fanny Tarnow über Trubetzkoi und ſein Loos in Sibirien. Allerdings weiß man in den Oſtſeeprovinzen nur das Wenige von jenem Aufſatze was die uncenſirten Exemplare der

Digitized by Google

Allgemeinen Zeitung erwähnten. Aber daraus geht hervor daß Fanny Tarnow, trotzdem daß und vielleicht auch weil ihr nur eine perſönliche Specialität am Herzen lag, die Verhältniſſe Rußlands, wie jener Verbannten, entweder nicht kennt oder dieſelben ihrem vorliegenden Zwecke zuliebe unrichtig aufgefaßt und dargeſtellt hat. Gänzlich unbekannt ſind ihr aber — dieß erhellt aus jedem Worte — die Verhältniſſe der wegen jener Militärrevolution von 1825 verbannten vornehmen Ruſſen. Auch das Detail der Geſchichte und die Zwecke jener Revolution erſcheinen, vom Naherſtehenden geſchildert, vollkommen anders, als wir in Deutſchland anzunehmen gewohnt ſind. Und auf ſolchen Standpunkt geſtellt, wird die Anklage Rußlands eben in dieſer Sache nach einem ganz andern Punkte hingewendet, als dieß von Fanny Tarnow geſchehen iſt, als es überhaupt die ausländiſchen Beſprechungen dieſer Angelegenheiten gewöhnlich thun. *)

Oberſt Peſtel, ein Mann von wirklichem Eifer für die Sache des Volkes, hatte bereits ſeit 1817 verſchiedenen politiſchen Vereinen vorgeſtanden, welche auf Umänderung der beſtehenden Regierungsform zu zeitgemäßen Geſtaltungen hingearbeitet hatten. Aber dieſe Geſellſchaften ſelber waren eigentlich nur dadurch zum Leben erweckt worden, daß Kaiſer Alexander den Willen zu ſolchen Umgeſtaltungen der Verfaſſung angedeutet hatte. Die laufende Geſchichte ſeiner Regierung zeigte jedoch wie alle dieſe Manifeſtationen eben nur erfolgloſe Andeutungen blieben, und nunmehr erſt nahmen die politiſchen Vereine eine ſtaatsfeindliche, gleichzeitig eine von ihren urſprünglichen Zwecken abweichende Geſtalt an. Früher war ihr Zielpunkt einzig die Vorbereitung des Volkes zu einer politiſchen Bildung, welche den vom Kaiſer angedeuteten politiſchen Umgeſtaltungen des Reiches entſpräche. Die Nichtgewährung der kaiſerlichen Verſprechungen rief in den Vereinen erſt die Idee gewaltſamen Umſturzes und der Einführung einer Republik herbei. Viele welche bisher zu den Vereinsmitgliedern gehört hatten, wendeten ſich nun plötzlich, vor ſich ſelbſt erſchrocken, ab, und Peſtel fingirte darum eine völlige Auflöſung aller derartigen Verbindungen. Aber ihm ſelbſt war die Sache über den Kopf gewachſen. Um nicht ſelbſt ins übelſte Verhaltniß zu gerathen, ſah er ſich gezwungen ſpater wieder an die Spitze dreier Vereine zu treten, von denen jeder ſcheinbar ganz divergirende Zwecke verfolgte. Der eine war der „Verein der ruſſiſchen Ritter“, welcher eine ariſtokratiſch-oligarchiſche Staatsform erzielte; der andere, der „Verein der Slaven“, war ein Product panſlaviſtiſcher Beſtrebungen; der dritte, der „Verein für Polens Unabhangigkeit“, ſprach ſein Ziel in ſeinem Namen aus und beſtand großentheils nur aus jungen Enthuſiaſten. Der Verein der ruſſiſchen Ritter hatte zu jenem der Slaven natürlich tauſendfache Bezüge und auch in vieler Hinſicht gleiche Beſtrebungen. Daß in beiden das ariſtokratiſche Princip vorherrſchte, war natürlich; denn nur der Adel ſtand in politiſcher Bildung hoch genug, um zu politiſchem Willen zu gelangen. Die Ausdehnung dieſer beiden Brüdervereine vermochte auch den polniſchen Verein zum Anſchluß, und ſo conſolidirte ſich die weitverbreitete Verbindung zu einer einzigen, mit freimaurerähnlicher Verfaſſung. Dieſer Bund zerſpaltete ſich nun in ein nördliches und ſüdliches Departement, jedes mit zwei Unterabtheilungen, deren Centrum die Städte Petersburg, Moskau, Warſchau und Waſſilkoff. Aber alle liberale Richtung des Bundes war auch verzerrt, er war nur noch eine Adelskette, welche ſlaviſch-ariſtokratiſche Zwecke verfolgte. Darum ſtanden auch überall die Häupter der alten ruſſiſchen Ariſtokratie an der Spitze, und Peſtel war in dieſer letzten Zeit nichts als ein durch die liberale Maske getäuſchtes Werkzeug. Verſchiedene Gelegenheiten zum Ausbruche der Revolution waren ſeit 1823 als unpaſſend verworfen worden. Aber alle Mitglieder des Bundes ſtanden fortwährend zum Losſchlagen auf gegebenes Zeichen gerüſtet. Da ſtarb Alexander in Taganrog.

Kaum befand ſich der Brief der kaiſerlichen Wittwe, worin ſie ſchrieb: Notre ange est au ciel! in den Händen der Kaiſerin-Mutter, als bereits in Petersburg und Moskau der höhere ruſſiſche Adel in voller Bewegung war. Zuerſt ſendete man eine Deputation des Senats an den Großfürſten Conſtantin mit dem Antrage zu Annahme der Krone. Der Kaiſer Nikolaus war bereits als Großfürſt für die Intereſſen und Wünſche des Adels zu kraftvoll erſchienen. Dagegen kannte man Conſtantins heftigen und ſtolzen, daher herrſchſüchtigen, aber andererſeits leitſamen Charakter. In ihm hoffte man einen Peter III oder Paul I auf den Thron zu heben. Kampf, wahrſcheinlich blutiger Kampf, war vorauszuſehen. Mit abgöttiſcher Liebe hing aber das Militär an Conſtantin, und ſo benutzten deſſen Zuneigung jene Oberofficiere welche mit den Intereſſen des ruſſiſchen Bojarenadels zuſammenſtimmten, um es für die Revolution zu gewinnen. Man tauſchte den gemeinen Soldaten, indem man ihm die Verzichtleiſtung des meſalliirten Großfürſten als eine erzwungene ſchilderte; man ſuchte ihm zu beweiſen daß nunmehr der Großfürſt auf ſeine Soldaten baue; man ſchilderte den Kaiſer Nikolaus als einen Tyrannen, vor allem aber als Gegner des Militars. Da kam die Antwort Conſtantins an die Senatoren wie ein Donnerſchlag in alle Vorbereitungen hereingebrochen. „Ihr waret zugegen,“ hatte er geſagt, „als ich die Abfaſſungsacte unterſchrieb, und Ihr wagt es mir die Krone anzubieten, die meinem Bruder Nikolaus gebührt?“ — Jetzt war der Verſchwörung des Adels die Maske genommen, hinter welcher man zu fechten und zu ſiegen gehofft hatte. Jetzt galt es nur das Unternehmen blitzſchnell ins Werk zu ſetzen, ehe der kraftvolle Kaiſer Nikolaus die Herrſchaftszügel allzu feſt mit ſtarker Hand angezogen haben würde. In vier Sectionen getheilt waren die Verſchworenen zu Petersburg, zu Moskau, zu Warſchau, zu Waſſilkoff bereit auf ein gegebenes Zeichen loszuſchlagen. Vorzeitig brach jedoch die Petersburger Revolte aus, an deren Spitze Fürſt Trubetzkoi geſtellt war. Dadurch ward nicht nur der Ausbruch einer Revolution an den vier bezeichneten Punkten zernichtet, ſondern auch zugleich das Vorhandenſeyn einer ausgebreiteten Verſchwörung offenbart. Erwägt man nun, wie in dieſem Momente Reich und Kaiſerthum, die Exiſtenz des Hauſes Romanoff auf den Spitzen der Bajonnette, Piken und Degen einer erbitterten Soldateska ſchwebte, wie dieſe ſelbſt aber, nach Scheiterung ihres Planes harte Ahndung befürchtend, das Aeußerſte erwarten ließ, ſo wurde die heftigſte Strenge in raſcheſter That der Regierung gegen die Theilnehmer jener Verſchwörung nicht nur erlaubt, ſondern in der Stellung des neuen Kaiſers ſogar eine abſolute Nothwendigkeit. Es war wieder das alte blutige Spiel, wie es jeder Regierungswechſel in Rußland gezeigt hatte. Eine ſtille Verſchwörung im Palaſt war ja von jeher deren Grund, oder eine laute Empörung deren nachſte augenblickliche Folge geweſen. Kaiſer Nikolaus mochte zurückblicken ſo weit er vermochte: immer ſah er kaiſerlich Blut vergoſſen oder den Czaarenpurpur von Gifttropfen befleckt. Selbſt die Todesurſache ſeines Bruders erſchien in dieſem Momente zweifelhafter als jemals. Nun hatte er aber in urkraftiger Feſtigkeit, durch perſönlichen Heroenmuth

*) Eine detaillirte, obſchon mit manchem Falſchen untermiſchte Erzählung der ganzen Empörungsgeſchichte geben die gegen Ende des Jahres 1844 erſchienenen Revelations of Russia. (Später beigefügte Anmerkung.)

Digitized by Google

das Schwert der Macht feſtgehalten, und ſo ſchwang er's ſtrafend mit vollem Rechte.

Wie immer unter ähnlichen Verhältniſſen war es jetzt ebenfalls der Adel, jener ſtarre Moskauer Adel, waren es die uralten Bojarenfamilien, jene Drewnoi Dworänſtwoj, welche das Regiment in raſchem Schlag zu erringen geſucht hatten. Nikolaus wußte ſehr gut wie ihnen nur das eine Ziel des Herrſchens vorſchwebte, während ſie einer Puppe den Herrſchernamen ironiſch aufzubürden beabſichtigten. Der Czaarennamenszug ſollte ihnen des Volkes Gehorſam verbürgen, und dahinter wollten ſie wieder erringen was Peter des Erſten eiſerne Fauſt ihnen an Vorrechten zerſchmettert hatte. Kaiſer Nikolaus wußte genau wie ſie die Verſchwörung begonnen, die Revolution geleitet und den gemeinen Soldaten, den Subalternofficier nur vorgetrieben hatten zur offenen Empörung. Denn der Soldat glaubte, wie erwähnt, in vollem Rechte für das gute, ächte Recht zu fechten.

Und Nikolaus bewies daß ihn der Adel richtig beurtheilt, da er ihn als einen zu ſelbſtändigen Autokraten zu beſeitigen getrachtet hatte. Seine erſte Regierungshandlung zeigte, welch ein ſcharfer Blick, welch kräftiger Wille, welch durchgreifende Thätigkeit in ſeiner Perſon an die Spitze des Staates getreten war. Denn ehe noch eine Ahnung von den Ereigniſſen der Hauptſtadt in die Umgegend derſelben gekommen war, flogen bereits die kaiſerlichen Flügeladjutanten nach allen Seiten des Reiches. Selbſt als Conſtantin nach Empfang der erſten Mittheilungen darüber einigen ſeiner Günſtlinge, die er mit Recht oder Unrecht in die Verſchwörung verwickelt meinte, warnend zur Flucht verhelfen wollte, war es zu ſpät. So urplötzlich und unerwartet waren, wie in Petersburg ſo auch in Warſchau, in Moskau, in Waſilkoff die Verhaftsbefehle gegen die Verdächtigen in Ausführung gebracht worden. Aus dem Schlafe geweckt, aus dem ahnungsloſen Familienkreiſe, mitten aus dem Gelächter fröhlicher Geſellſchaft hatte ſie der kaiſerliche Befehl in den bereit ſtehenden Wagen geriſſen und von Gendarmen begleitet nach Petersburg geführt. Hier geleitete man die Beſtürzten, oft Unſchuldigen aber doch Verdächtigen, direct aus ihrer Kibitke nicht vor das Oberauditoriat, ſondern häufig unmittelbar in das Cabinet des Kaiſers. Dort trat ihnen Nikolaus in aller Macht ſeiner imponirenden Perſönlichkeit mit raſchen, ſich kreuzenden Fragen entgegen, und erkannte ſo meiſtens auf der Stelle die Schuld oder Unſchuld der Verhafteten. Vielleicht darf man dieß eine Verletzung der Form nennen. Aber das Reſultat ſolcher Formverletzung erwies deren Zweckdienlichkeit im vorliegenden Falle, bei ſo höchſter Gefahr des Staates. Die eigentliche Unterſuchungscommiſſion beſtand aber aus dem Großfürſten Michael, dem damaligen Kriegsminiſter Tatitſcheff, dem Grafen Paskewitſch, dem Grafen Benkendorff, dem Fürſten Kutuſow (Nachfolger Miloradowitſch's), den Generaladjutanten Lewaſcheff und Protapoff und den Staatsräthen Bludoff und Galyzin.

Man braucht keinerlei Vorliebe für ruſſiſches Syſtem zu haben, man mag ſelbſt vor jenem nur in einem Selbſtherrſcherſtaate möglichen Verfahren zurückbeben, man darf der erbittertſte Gegner ruſſiſcher Politik in ihrer Allgemeinheit ſeyn, wie in den Einzelheiten ihrer Manifeſtationen; aber trotzdem muß man in dieſem einen Fall der heftigſten Strenge gegen die Verſchwornen, der härteſten Beſtrafung des Geſchehenen Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Fünf der Häupter der Verſchwörung wurden gehenkt, eine große Anzahl in verſchiedenen Feſtungen eingekerkert, eine noch bedeutendere Menge aber verbannt, verſchickt, degradirt.

In jedem anderen europäiſchen Staate würde bei gleich großer Anzahl der Schuldigbefundenen die Todesſtrafe noch mehr Individuen getroffen haben, als es hier der Fall war. Auch war eine derartige Erſcheinung hier keineswegs die Folge einer Milde, die in den Annalen ruſſiſcher Kriegsgerichte als unerklärbare Anomalie daſtehen würde, wenn man erwägt wie eben Rußland ſelbſt dem bloßen Verdachte ſtaatsfeindlicher Beſtrebungen gegenüber die Kerker ſeiner Feſtungen, die Provinzen Sibiriens, das kaukaſiſche Schlachtfeld den Beſchuldigten zur Strafe anweiſt. Es iſt ſolches Schonen der Menſchenleben, wie es ſeit dem Tode Peters des Großen geübt wird, nur das Reſultat einer klugen Politik. Denn Rußland, welches Alles beſitzt was einem Staate nöthig, fühlt nur einen Mangel — den an Menſchen. Trotz ſeiner 60 Millionen vermag es nicht auch nur die Hälfte ſeiner brachen Länderſtrecken nothdürftig zu bevölkern. Wie eine Laſt liegen ihm dieſe Landmaſſen unbenutzt, unzinsbar da, während doch andererſeits immer eine gewiſſe Menſchenmaſſe zu deren Nutzen von Staatswegen verwendet werden muß. Die Cultur alles ruſſiſchen Landes, die Cultivirung alles ruſſiſchen Volkes erfordert weit mehr Menſchen, als dem Reiche gegenwärtig gegeben ſind. Und eher vermag das große Oſtreich nicht vollſtändig ſich in ſich zu genügen, nicht eher wird es das ſeyn was es möchte, ein iſolirter ſechster Erdtheil, ehe mindeſtens 100 Millionen innerhalb des Bereiches ſeiner jetzigen Gränzen gleichmäßig vertheilt ſind. Weil aber in Widerſpruch mit dieſen Thatſachen zu Erringung wie Erhaltung runder Gränzen immer neue Menſchenhekatomben nöthig werden, deßhalb muß dieſer ungeheure Staat, mehr als irgend ein anderes Land der Erde, bis ins geringſte Detail die Menſchenerſparung fortſetzen. Dieß mag den Hauptgrund für beinahe völliges Verſchwinden der Todesſtrafe, für die verhältnißmäßig geringe Bevölkerung der Detentionshäuſer und Feſtungen in Rußland abgeben. Die Milde wenigſtens iſt ſicherlich nicht Grund einer derartigen Erſcheinung. Dieß erkennt man aus dem Grade der Strafen welche jedem Verbrechen folgen, inſonderheit aber den politiſchen Vergehungen. Polens Schickſale im Allgemeinen, die polniſchen Inſurgenten insbeſondere können dazu als Beiſpiele dienen. Viele von ihnen, beſonders die Theilnehmer der ſpätern Aufſtandsverſuche unter Kanarsky, Szawiſcha u. A. ſchienen jedoch ſogar zur Verpflanzung ins Innere des Reiches zu gefährlich, und die Feſtungen der ſüdweſtlichen Provinzen enthalten die meiſten dieſer Opfer. In Bobriusk allein rechnet man deren über 700.

Zwar iſt bekannt daß die verſchiedenartigſten Vergehen wie Verbrechen in Rußland durch Ueberſiedelung aus der angeſtammten Heimath nach von der Regierung beſtimmten Gouvernements geahndet zu werden pflegen. Weniger bekannt iſt aber in Deutſchland der ſelbſt im ruſſiſchen Sprachgebrauche ſtreng feſtgehaltene Unterſchied zwiſchen Verſchickten und Verbannten.

Den Verſchickten wird häufig nur für eine beſtimmte Jahresmenge ein Gouvernement im Innern Rußlands als Wohnort angewieſen, und die mehr oder minder günſtigen klimatiſchen Verhältniſſe dieſes Beſtimmungsortes, die mehr oder minder günſtige bürgerliche Stellung des Beſtraften am neuen Wohn- und Wirkungsplatze, ſowie die Dauer ſeiner Strafzeit, hangen dem Worte des Geſetzes nach von der größeren oder geringeren Strafwürdigkeit des Vergehens ab. Meiſtens werden die vier Gouvernements Kleinrußlands, die drei Südrußlands und Beſſarabien, doch auch nicht ſelten Sibirien dafür gewählt. Trotz der Worte des Geſetzes aber waltet eine feſte Regel hier ebenſo wenig als in allem übrigen ruſſiſchen Criminal- und Juſtizweſen. Protection, Zufall, Rückſichten der Beamten in ab- und aufſteigender Linie, die zufällige Laune und Stimmung der oberſten Mächte — alles dieß zuſam-

Digitized by Google

mengenommen dictirt die mehr oder minder ſtrenge Vollziehung der zuerkannten Strafe, verlängert oder verkürzt deren Dauer. Dadurch entſtehen die verſchiedenſten Geſtaltungen der Verhältniſſe der Beſtraften unter oft gleichen Umſtänden des Vergehens. Dieſe Geſetzloſigkeit ſelbſt unter und eben bei Handhabung der Geſetze iſt im ruſſiſchen Staate zu einer furchtbaren Höhe emporgewachſen, trotzdem daß im Allgemeinen die Beſtechlichkeit der Beamten, beſonders in höheren Sphären, unläugbar abgenommen hat. Aber jene ungleichmäßige Anwendung des Geſetzes auf gleichartige Fälle reſultirt daher daß das Gouvernement in politiſcher Hinſicht faſt niemals den vorliegenden Fall allein beſtraft, ſondern die Strafe nach allen den anſcheinend niemals beachteten, als Strafgründe nirgendwo genannten Umſtänden modificirt, wie ſie aus dem Leben jedes Individuums durch Hülfe der fortgeſetzten geheimen Späherei dargelegt worden ſind. Falls man nun auch die Nothwendigkeit einer geheimen Polizei in außerordentlich großen und aus den widerſprechendſten Bevölkerungselementen zuſammengeſetzten Staaten, trotz des heftigſten Widerſpruchs moraliſcher Gründe, wenn nicht anerkennen doch zugeſtehen mag, ſo iſt doch die Ausbildung dieſes verabſcheuungswürdigen Inſtituts in Rußland zu ſolcher Höhe gediehen, ſo erſtreckt ſich deſſen Wirkſamkeit doch ſo tief in die innerſte Innerlichkeit des Familienlebens, daß unter dieſem Scepter, wenn Herz und Sinn ſich irgendwie über die gemeinſten materiellen Beſtrebungen der Lebensalltäglichkeiten und Exiſtenznothwendigkeit zu erheben wagen, alles Wirken und Schaffen durch eine fortgeſetzte Reihe von Aengſten vor unſichtbar drohenden Gefahren, durch Befürchtungen vor ungeahneten und um ſo ſchwerer als unrichtig zu erweiſenden Beſchuldigungen gehemmt und erſtickt werden muß.

Dieſer Zuſtand trifft natürlich die höherem Intereſſe zugewandten und politiſch freier ausgebildeten Oſtſeeprovinzen Rußlands unter den gegenwärtigen Verhältniſſen doppelt ſchwer. Denn einerſeits überträgt Rußland die überſcharfe Bewachung der politiſchen Regungen und der politiſchen Meinungen in Polen auch auf die benachbarten deutſchen Lande ſeines Scepters, weil es dieſe einer Hinneigung zu antiruſſiſchen Tendenzen am fähigſten erachtet; andererſeits mißbilligt es im Geheimen zwar und ohne einen lauten Schritt dagegen zu thun, aber doch ſeinem innerſten Principe nach, jede ſtärker hervortretende Manifeſtation des eingeborenen Germanismus dieſer Provinzen gegenüber dem abſolutiſtiſchen Ruſſo-Czarismus. Bis zu welchem Grade eben die Beobachtung der Oſtſeeprovinzbewohner ſelbſt im Auslande gediehen iſt, welche Folgen aus einer einfachen Denunciation für den davon betroffenen Unglücklichen hervorzugehen vermögen, bewies ein Fall, welcher noch vor wenigen Jahren das Intereſſe ganz Kurlands in Anſpruch nahm.

Ein junger B., der illegitime Sohn eines Baron M., reiſte als Erbe des ziemlich bedeutenden Vermögens ſeines Vaters mehrere Jahre nach Beendigung des polniſchen Krieges in das Ausland. In Paris machte er die zufällige Bekanntſchaft einiger dorthin geflüchteten Polen und beſuchte ein einzigesmal deren politiſchen Club. Darauf verbringt er noch zwei volle Jahre ungeſtört, ungewarnt, aber wahrſcheinlich ſtets von ruſſiſchen Beobachtungsnetzen umgarnt, in verſchiedenen Ländern Weſteuropa's und kehrt endlich zurück. Auf der Heimreiſe meldete er ſeinen kuriſchen Freunden den Tag ſeiner bevorſtehenden Rückkehr nach der Heimath. Aber dieſe erwarteten ihn umſonſt. Wochen, Monate vergehen. Endlich ſtellt man Nachforſchungen an; ſeine Spur läßt ſich bis Königsberg verfolgen. Von dort ſey er — ſo heißt es — nach der kuriſchen Gränze weiter gereiſt. Aber bei Polangen endet plötzlich jede Spur des Vermißten. Erſt nach langem Fragen erfährt man daß er, hier angelangt, ſogleich von Gendarmen in Empfang genommen und nach den inneren Provinzen des Reiches abgeführt worden ſey. Jahre waren ſeitdem ohne irgend eine Nachricht über ihn vergangen, als unerwartet ein Brief bei ſeinen Freunden einlief, in welchem er dieſen mittheilt daß er damals nach dem —ſchen Gouvernement abgeführt, ſpäter die Bekanntſchaft des dortigen Gouverneurs gemacht und dieſen erſucht habe ihn, den Unbeſchäftigten, irgendwie zu beſchäftigen. Dadurch ſey er zuerſt ohne Rang und Gehalt zur Mitarbeiterſchaft in deſſen Bureau gezogen worden. Eine ſpätere Neigung zur Tochter des Gouverneurs habe ihn deſſen Hauſe näher gebracht, und gleichzeitig mit ſeiner Verheirathung ſey ihm auch eine Anſtellung im Gouvernementsbureau zu Theil geworden.

Dieſer Vorfall beweiſt nun zwar einerſeits, welch geringes Vergehen, ja wie ſelbſt der Verdacht einer Abneigung gegen Rußlands Principien, einer entfernten Theilnahme für die von Rußland Verdammten bereits zur „Verſchickung" reif machen kann. Andererſeits aber läßt er erkennen, wie die Verſchickung an und für ſich, unter günſtigen Zufälligkeiten, der Laufbahn eines noch jungen Mannes keine Hinderniſſe in den Weg legt. Freilich geſtalten ſich die Verhältniſſe furchtbar genug, wenn eben dieſe günſtigen Zufälligkeiten fehlen. Und noch ſeltener geſchieht eine ſo glückliche Wendung des Geſchickes als im vorliegenden Falle. Häufiger aber als unter den Civiliſten ſehen wir unter den Militärperſonen Fälle, in denen Einzelne ſelbſt nach Ablauf ihrer Strafzeit am neuen Wohnorte zu bleiben wünſchen. Und für den Nichtruſſen am unbegreiflichſten erſcheint es daß derartige Wünſche ſich ſogar mitunter auf die ſibiriſchen Provinzen erſtrecken. So befanden ſich z. B. unter den vielen Hunderten der in Folge des Jahres 1825 Verſchickten und Degradirten auch fünf Officiere, denen das Irkuzk'ſche Gouvernement als Aufenthaltsort angewieſen worden war. Natürlich hatten ſie die Gouvernementsſtadt als Wohnplatz gewählt und dort bereits mehrere Jahre verbracht, als ihnen die Erlaubniß ward bei der kaukaſiſchen Armee ſich wieder zum früheren Rang emporzudienen. Dort angekommen erklärten ſich drei von ihnen ſogleich dahin daß ſie, nach wiedererlangtem Range, nach Irkuzk zurückzukehren und um ihre Stationirung daſelbſt einzukommen entſchloſſen ſeyen. Einer von ihnen blieb im Kampfe, die beiden andern leben jetzt noch als Oberofficiere in Irkuzk.

Bei Erwähnung der Verſchickten erinnert man ſich unwillkürlich auch eines Mannes, deſſen Geſchicke in jüngſtverfloſſener Zeit die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen haben. Dieß iſt Fürſt Dolgoruki, der Verfaſſer des berüchtigten und berühmten Buches über den ruſſiſchen Adel. Die Journale haben gemeldet daß er nach ſeiner halberzwungenen Rückkehr den ihm angetragenen Militardienſt ausgeſchlagen habe, und ihm daher Wjätka als Verbannungsort angewieſen worden ſey. Wenn man erwägt welches (vom ruſſiſchen Geſichtspunkt aus betrachtet) großen Vergehens dieſer Mann ſich ſchuldig gemacht hatte, ſo dringt ſich der Vergleich zwiſchen ſeiner Strafe und dem was andere, weniger Schuldige erlitten, unwillkürlich auf. Rechnet man dazu daß Dolgoruki's Güter in der Umgegend von Wjätka gelegen ſind, ſo muß auch ſeine Verweiſung nach dieſem Orte als ein Beweis für die ungeheure Macht der Protection im ruſſiſchen Staate dem Geſetze gegenüber von neuem betrachtet werden.*) Denn nur ein

*) Bereits zu Ende des Jahres 1844 wurde Dolgoruki vollkommen begnadigt, wie die Zeitungen melden. Später beigefügte Anmerkung.

Digitized by Google

politiſch Mährchen kann jene Erzählung genannt werden, welche in Rußland über ſeine Beſtrafung curſirt. Der Kaiſer habe nämlich — erzählt man — zu ihm geſagt: „Du haſt den Moskauer Adel zu ſchwer beleidigt. Ich würde dich nicht ſtrafen, nun bin ich dazu gezwungen. Du haſt den Militärdienſt ausgeſchlagen, und ſo muß ich Dir Wjätka als Wohnort anweiſen. Deine Güter ſind nicht weit davon entfernt. Ich muß den Moskauer Adel beruhigen."

Zwar hat Rußland aus ſeinen Verbannungsorten ſicherlich keine Roſengärten machen wollen. Aber ſo wie der Menſch allüberall ſeine Qual mit hinſchleppt, ſo pflanzt er doch auch Roſen und Freuden ſelbſt in den unwirthbarſten Gegenden welche ſein Fuß betritt. Demzufolge hat ſich in Irkuzk nicht nur überhaupt ein geſelliges, ſondern ſogar ein angenehmes geſelliges Leben ausgebildet, ſoweit es die Verhältniſſe geſtatten. Die Erklärung hiezu findet ſich, außer in der allgemeinen Wahrnehmung daß gemeinſames Unglück die Menſchen raſcher und enger vereint als gemeinſame Freuden, auch noch in dem Umſtande daß in Irkuzk ganz beſonders viele politiſche Staatsgefangene ſich aufhalten. Dieſe bilden die Mehrzahl der Stadt- und Umgegendbevölkerung. Natürlich gehören ſie faſt ausnahmslos den gebildeten Geſellſchaftsclaſſen an und ſtreben alſo auch hier nach Befriedigung höherer, feinerer Intereſſen. Daß dieſes Streben wenigſtens theoretiſch — wenn man alſo ſagen darf — ſein Genüge finden kann, dazu trägt eine Begünſtigung bei deren, außer den ſibiriſchen Provinzen und den Univerſitätsprofeſſoren, das ganze übrige Rußland entbehrt: Cenſurfreiheit für alle ausländiſchen Schriften. Dieſe Anomalie läßt ſich nur aus dem Sicherheitsgefühle des ruſſiſchen Gouvernements jenen Unglücklichen gegenüber erklären. Man weiß, wie dort alle Schritte ſo genau überwacht ſind daß eine ſtaatsgefährliche Schädlichkeit ſich aus ſolcher Vergünſtigung nimmer zu entwickeln vermag. Und dennoch dürfte vielleicht eben dort unter allen Landen ruſſiſchen Scepters, die Oſtſeeprovinzen nicht ausgenommen, das regſte Intereſſe für alle Lebensäußerung des Auslandes, die wärmſte Theilnahme an jedem Ereigniſſe Rußlands zu finden ſeyn. Denn der Mehrzahl jener Verſchickten kam doch durch irgendwelche Berührung mit dem nichtruſſiſchen Europa die erſte Erkenntniß der vaterländiſchen Zuſtände, vielleicht auch die erſte Idee zu den Verſuchen oder auch nur zu dem Gedanken einer Umgeſtaltung derſelben. Selbſt denen welche rein cliquenhaften Zwecken ihr Streben opferten, mag ein glücklicherer Zuſtand als der gegenwärtige, wenn auch unklar, vorgeſchwebt haben. Und ſo liegt eine unausſprechlich tiefe Tragik in dieſem ruſſiſchen Gnadenerweiſe der Cenſurfreiheit für Sibirien.

Vorzüglich die Verſchickten ſind es auch, welche an ihren Stationspunkten den Zwecken der Regierung d. h. der Cultivirung und Bevölkerung des Bodens, dienen ſollen. Es iſt darum nur eine rein egoiſtiſche Milde des ruſſiſchen Gouvernements zu nennen, wenn es den Familien derartiger Sträflinge erlaubt ihren Angehörigen nach den Colonien zu folgen. Von dieſem Geſichtspunkt aufgefaßt — und wie ſollte man eine ſo allen übrigen Strafmaximen Rußlands widerſprechende Ausnahme anders auffaſſen? — iſt ſelbſt das (ſpärliche) Reiſegeld welches die Krone derartigen freiwilligen Ueberſiedlern zuzugeſtehen pflegt, nur als ein Anlagecapital zu betrachten, deſſen ſichern Zinſenertrag der Staat voraus zu berechnen vermag.

Obſchon verwandten Schickſals, bilden die Verbannten dennoch einen ſchroffen Gegenſatz zu den Verſchickten. Denn dieſe haben häufig die Hoffnung, faſt die Gewißheit, nach Ablauf ihrer Strafzeit das Vaterland wiederzuſehen, in die gewohnten Geſchäfts- und Familienkreiſe wieder einzutreten. Weiſt ihnen aber ihre Verſchickung für alle Lebenszeit den Aufenthalt fern von der Heimath an, ſo können ſie doch mit den Ihrigen verbunden bleiben, ſo ſteht ihnen doch frei das angewieſene Geſchäft (wenn z. B. in die Colonien verſchickt) nach eigenem Gutdünken und zu eigenem Vortheil zu betreiben. Aber dem Verbannten ſchließt ſich mit dem geſprochenen Urtheile alles Leben der Vergangenheit ab, und jede Selbſtbeſtimmung für die Zukunft ſchwindet. Die Schritte vom Gefängniß zum Transportwagen waren ſeine letzten auf vaterländiſchem Boden, der Blick und Gruß welchen er hier an die Seinigen ſendete, die letzten in dieſem Leben. Er hört völlig auf, ſowie er dieſen ominöſen Reiſewagen betritt, oder, iſt's ein Verbrecher niederen Standes, ſowie er an jene Kette angeſchloſſen iſt, welche ihn auf dem viele tauſend Werſte weiten Marſche mit ſeinen Leidensgefährten vereint. Denn ſein Name wird in einen andern von der Krone befohlenen umgeändert, er hat kein Eigenthum weiter als die Kleider welche er trägt, als den Sparpfennig welcher ihm heimlich zugeſteckt wurde. Der Klang ſeines verfloſſenen Lebens iſt mit ſeinem Namen verſchollen; ſeinen Freunden iſt er geſtorben und für ihn ſind ſie nicht mehr vorhanden; ſein Angedenken iſt ein Vergehen; ſeine Güter hat der Staat eingezogen oder ſeinen Unterſuchungsrichtern, ſeinen Anklägern als Gnadengeſchenk zur Belohnung ihrer Dienſte überlaſſen. Dieß nämlich geſchieht alles dem Buchſtaben des Geſetzes nach, falls die Protection, die nimmer ruhende, nicht auch hier ihren Einfluß geltend zu machen verſteht. Wie weit und inwiefern ſie dieß vermag, offenbart die Geſtaltung der Zuſtände der vornehmen Rebellen von 1825.

Die Verbannten werden meiſtens nach den rauheſten Gouvernements Sibiriens geſendet. Hier iſt ihnen der Ort ihres Aufenthalts beſtimmt, ihre tägliche Arbeit angewieſen. Jeder ihrer Schritte iſt bewacht, und keiner ihrer Briefe gelangt anders als durch ein Amtsſiegel geſchloſſen nach der Heimath. Die Verbannten ſtehen auf vollkommen gleicher Stufe mit den ſchweren Zuchthäuslern anderer Staaten. Vor dieſen haben ſie nur den Vortheil voraus, daß ihnen kein Fußeiſen die Knöchel verwundet und an ihren Armen keine Kette klirrt. Die Flucht iſt aber natürlich noch weniger möglich, als aus einem Detentionshaus. Außerdem muß auch erwähnt werden daß die ſibiriſchen Verbannten — politiſche Verbrecher ſo gut als ganz gemeine Diebe, Mörder und Räuber — nach ihren verſchiedenen Wohnorten durch verſchiedenfarbige Tuchflecken, welche auf dem Rücken ihrer Kleidung aufgenäht ſind, unterſchieden werden. Das ruſſiſche Staatsrecht gibt über Farbe und Bedeutung dieſer Tuchflecken Aufſchluß, und die Studenten lernen es auswendig.

Das Klima der Gegenden Sibiriens, in denen die meiſten der Verbannten leben, iſt wirklich furchtbar. Wie zum Hohne ſtrahlt die Sonne wärmelos den langen, ewig langen Tag über aus ewig klarem Himmel auf die bis in ihre innerſten Tiefen ſteinhart gefrorene Erde nieder. Selbſt keine wohlthätige Schneedecke verhüllt meiſtens das ſtarre Land, und dem Auge das umſonſt nach einem Baum, einem Strauch, einer Spur von Vegetation umherſucht, erſtiert die nicht nur von der Kälte hervorgelockte Thräne, ehe ſie die Wimper verläßt. Die eingeathmete Luft ſchneidet ſcheermeſſerſcharf in die Lungen, und nur ein eiſerner Organismus vermag es ſolchem Klima für längere Zeit zu widerſtehen.

Dennoch bildet dieſes Leben noch nicht den härteſten Grad der Sibirienſtrafe. Dieß iſt die Bergwerksſtrafe. Sie iſt das Analogon der Todesſtrafe; härter und furchtbarer als dieſe. Denn nur um zum Stollen geführt zu werden, verläßt der Unglückliche

Digitized by Google

den Kerker der kleinen Feſtungen am Fuße des Ural, und aus jenem führt ſein Weg eben nur hieher zurück. Herzzerreißend ſind die Schilderungen, welche ſelbſt die eifrigſten Vertheidiger ruſſiſchen Weſens von der Bergwerksſtrafe machen. Eine wohlthätige Sage hat ſich aber das Volk erfunden, damit es den Gedanken an das Loos der Unglücklichen ruhiger ertrage, unter denen es ſo viele Angehörige zählt. Dieß Mährchen erzählt daß jeder Beamte in Sibirien außer ſeinem Dienſteid einen Separateid ablegen müſſe, demzufolge er ſich verpflichte auch nach ſeiner Rückkehr unter die milderen Himmelsſtriche Rußlands dem Publicum Sibiriens Klima und alle Verhältniſſe der Verbannten wie Verſchickten ſo erſchreckend als möglich zu ſchildern. Dieß Mährchen, daß ſich, den Zwecken der Krone zu dienen, ein Menſch eidlich zu einer fortgeſetzten Lüge für ſeines Lebens Dauer verpflichten müſſe, iſt durch alle Provinzen Rußlands verbreitet und findet ſelbſt in den höheren Ständen viele Gläubige. Denn weil das ſchweigſame Gouvernement jede Nachrichtsſylbe eifrigſt unterdrückt, iſt ſolche Sage ein Troſt geworden, und Niemand denkt daran wie tiefinnerlich, obgleich vielleicht kaum bewußt, ihm eine Herrſchaft verhaßt ſeyn muß, der er zutraut daß ſie wenigſtens den Schein einer Grauſamkeit zu bewahren ſuche, wenn ihr die Erreichung ſo hohen Grades der Strafhärte unmöglich wird oder ſie dieſe als zweckwidrig nicht in Anwendung bringt. — — Und doch, wie mag die Wahrheit ſiegen, da ſich alle Erzählungen vom Looſe der Bergwerksſtrafe Erleidenden nur durch Tradition im ganzen weiten Reiche fortpflanzen? Denn noch kehrte niemals Einer aus den ſibiriſchen Schachten und Stollen zurück. Jenem Publicum aber, deſſen Väter, Brüder, Verwandte wirklich in den Bergwerken athmeten, muß jede Kunde von einer Milde des Geſchickes wie ein Sonnenblick in das Nachtdunkel ſeiner Trauer brechen. Und dasjenige Publicum, deſſen Mitglieder zu den Bergwerksarbeiten verurtheilt, der Strafausführung irgendwie entſchlüpften, verſchweigt die Nachrichten welche ihm davon wurden. Denn die Werke der Protection dürfen ſich der Welt nicht offenbaren. Wie mächtig aber dieſelbe ſelbſt auf die Geſchicke derer einzuwirken vermag denen jene letzte und höchſte aller ruſſiſchen Strafen zuerkannt ward, beweist die Geſchichte der vornehmen Verbannten des Jahres 1825 am deutlichſten. So beginnt denn auch hier die Anklage, nicht gegen die Strafausſprüche des damals verurtheilenden Kriegsgerichtes, ſondern gegen die Ausführung dieſer zuerkannten Strafe, gegen die Vollziehung derſelben in auf- und abſteigender Linie.

Denn unter den Verſchworenen und Verbannten des Jahres 1825 befanden ſich 120 Sprößlinge der vornehmſten Geſchlechter Rußlands, denen die Bergwerksſtrafe zuerkannt war. Sie verloren alſo, dem Ausſpruche des Geſetzes nach, ihre Titel, Namen und Güter, ſie waren politiſch todt. Aber während die minder Vornehmen jener Verſchwörung, welche gleicher Strafe würdig erkannt worden waren, dieſelbe in vollſter Ausdehnung erlitten haben, wußte die Vetterſchaft jenen 120 die Namen, eine trügeriſche Intrigue aber ſehr Vielen wenigſtens einen Theil der Güter zu erhalten und Alle vor der wirklichen Bergwerksſtrafe zu ſchützen. Nur diejenigen zermarterten ſich den Leib in den todhauchenden Schachten und in der lungenzerreißenden Luft Sibiriens unter übermenſchlichen Anſtrengungen, nur jene verzehrten ſich in unſäglichen Qualen der Hoffnungsloſigkeit, welche, unmündig ſeit Menſchengedenken von Geſchlecht zu Geſchlecht, dem Obern und Vornehmen zu glauben und unbedingt ſeinen Befehlen zu gehorchen nicht nur gewohnt, ſondern durch Zwang und Furcht gewöhnt waren, daher auch bei der Verſchwörung von 1825 ihm geglaubt und gehorcht hatten. Die Fürſten, Grafen und Herren aber, welche das Geſchehene befohlen, wohnten nur nahe den Bergwerken, in Dörfern zerſtreut, kümmerlich zwar noch und getrennt von gewohntem Luxus, aber doch geſchützt vor einem mörderiſchen Klima, nicht ihren Körper in den furchtbaren Bergwerksarbeiten zernichtend, vertrauend auf das Wirken ihrer Vettern, Ohme, Väter und Brüder am Kaiſerhofe. Und dieß alles, weil ihre Vettern, Ohme, Väter und Brüder reich waren und vornehm, Präſidenten der Gerichte und Generale der Armeen und Miniſter der Krone. Gleichmäßig waren alle Namen der zu den Bergwerken Verurtheilten nach dem Geſetz aus den Liſten der Lebenden geſtrichen geweſen. Aber die Protection und Intrigue hatte ſie, wennſchon ohne Fürſten-, Grafen- und Herrenrang, den vornehm Geborenen zu erhalten gewußt. Die Güter aller zu den Bergwerken Verurtheilten waren vor dem Geſetze gleichmäßig confiscirt. Aber die Protection und Intrigue hatte den reich und vornehm Geborenen, während der Urtheilsſpruch bereits unabwendbar drohte, fingirte Schuldverſchreibungen und Schenkungen von früherem Datum zur Unterſchrift zukommen laſſen. So wurde dieſen verbannten Fürſten, Grafen und Herren ſelbſt ein Theil ihres Reichthums erhalten. Nach zehn Jahren mögen von den Niedriggeborenen, Unprotegirten kaum einige mehr am Leben geweſen ſeyn, und von den Nummern, welche ihnen ſtatt Namen dienten ſeit ihrem bürgerlichen Tode, waren lange durchſtrichene Liſten in Petersburg alljährlich eingelaufen. Von jenen hundert und zwanzig Vornehmen waren dagegen nur zwei geſtorben, als im Jahr 1835 die nimmer raſtende Protection ihnen eine Erleichterung ihres Geſchickes bewirkte. Demzufolge überſiedelten die nunmehr übrigen 118 vornehmen Verbannten aus ihren bisherigen Aufenthaltsorten in die Nähe von Irkuzk. Dort gründeten ſie ein Dorf. Bald nachher erlangte man auch die Erlaubniß für ihre Angehörigen ihnen dorthin folgen zu dürfen. Und mit den Frauen, mit den Kindern kamen ihnen jene pecuniären Hülfsmittel, deren Vorhandenſeyn bis jetzt geheim gehalten werden mußte. Die ariſtokratiſche Dorfſchaft ward in Folge deſſen zu einem Miniatur-Petersburg; wenigſtens fand dort aller Luxus und alle Eleganz der Hauptſtadt bald genug den Eingang. Nichts fehlte alſo den Verbannten als der altariſtokratiſche Glanz des Namens. Doch die Verwandten in Petersburg halten dieſen Verluſt in gutem Gedächtniß, und ſicherlich wird ihnen gelingen nach und nach die Zurückberufung der Verbannten, die Wiedererſtattung des alten Namenglanzes zu erlangen. Allerdings hat man bis jetzt für keinen jener hundert und achtzehn vollkommenen Erlaß der Strafe erreicht, wie dieß anderen, freilich auch minder hart Verurtheilten gelungen iſt. Aber bereits errangen manche von ihnen die Erlaubniß im kaukaſiſchen Dienſte wieder emporzudienen, und ſchon im Jahr 1838 wurden dort unter den Officieren die Fürſten Odoiwsky, Nariſchkin, Naſimmoff, Wigelin, Sanguško, Graf Platen und a. m. bemerkt.

Geſetzt aber, es gelänge den meiſten jener Hundertundachtzehn nicht die Adelskrone über dem Namenszuge perſönlich wieder zu erringen, ſo erſcheint doch ſolcher Verluſt im Auslande noch weit bedeutſamer, als er es für Rußland in der That iſt. Die Verwandtſchaft kann man den Trägern jener alten Namen nicht nehmen, und dieſe wird immer für ihre Angehörigen fortwirken. Es kann alſo nicht fehlen daß die in der Verbannung erzeugten Kinder — die vorher Geborenen trifft jener Verluſt nicht — in den Staatsdienſt eintretend, ſehr raſch eine Adel verleihende Poſition erringen werden. Und aller Adel gilt ja in den Landen ruſſiſchen Scepters (die Oſtſeeprovinzen ausgenommen) nur in ſofern, als er durch den Dienſtrang erworben iſt. Der Adel ſelbſt der älteſten und

Digitized by Google

unbeſcholtenſten Familie geht für jeden einzelnen Zweig derſelben verloren, falls in demſelben drei Generationen hindurch kein Familienmitglied durch Staatsdienſte in eine der vierzehn Rangclaſſen eingetreten iſt. Schon dieſe dritte Generation genießt nur mehr eine gewiſſe Reihe von Jahren hindurch die Rechte der Eremten, d. h. Steuer- und Militärfreiheit, tritt aber nach deren Ablauf auf gleiche Linie mit den Leibeigenen und dem Bauernſtande, wird ſteuer- und militärpflichtig. Ja, jenes Regierungsprincip daß nur der Staatsdienſt wahrhaft adle, wird ſo conſequent feſtgehalten daß ſogar der Sohn des vornehmſten Adeligen und ſelbſt als Staatsdiener Höchſtgeſtellten, falls er niemals einen der Adel verleihenden Ränge erwarb, während ſeines ganzen Lebens minorenn geachtet wird, ſeine Güter nur unter Vormundſchaft beſitzt, keine Stimme in den Adelsverſammlungen ſeines Gouvernements hat und ohne Mitwirkung eines Aſſiſtenten überhaupt keine Handlung rechtskräftig vollziehen kann.

Uns Nichtruſſen erſcheint ein derartiger Eingriff der Regierungsmacht in die perſönlichſte Freiheit und in das individuellſte Erbrecht eines Unterthanen allerdings ungerecht und tyranniſch. Die alten adeligen Geſchlechter Rußlands, denen in der Vergangenheit aus ihren Familienbüchern ebenfalls ein anderer Zuſtand bekannt iſt, mögen wohl auch all' ihre Kräfte aufbieten ſolches Verhältniß umzuändern. Aber der Macht eines Selbſtherrſchers gegenüber, dem widerſtrebenden Bemühen einer durch den Tſchin geadelten Bureaukratie entgegen, bleibt jeder darauf hinzielende Schritt fruchtlos. Die von der oberſten Macht Rußlands in vielen andern Beziehungen ſo ſchonend behandelte und gefürchtete Moskauer Ariſtokratie vermag, trotz ihrer ungeheuern Land-, Leute- und Geldmacht, nicht an dem Grundſatze zu rütteln daß alle Erinnerungen an Rechte des Einzelnen dem Willen der autokratiſchen Krone gegenüber verſchwinden. Und als Antwort verweiſt bei der vorliegenden Frage noch überdieß dieſe Krone auf ihr hiſtoriſches Recht. Denn Peter der Große verordnete und Catharina wiederholte: „Der Name und die Würde des wohlgeborenen Adels ward von Alters her und wird jetzt und künftig nur durch die dem Reiche und Throne geleiſteten nützlichen Dienſte und Bemühungen erworben." Verſprochen aber haben Peter wie Catharina weiter nichts als: „Wir beſtätigen dem wohlgeborenen ruſſiſchen Adel auf ewige Zeiten und ſeinen Nachkommen die Freiheit."

Freiheit, d. h. Nichtleibeigenſchaft, iſt alſo die einzige poſitive Begünſtigung welche der Freie in Rußland ſeinen Enkeln geſichert weiß. Jeder andere Vorzug vor dem Leibeigenen muß der Einzelne dem Staate abverdienen. Auf ſolche Weiſe werden alle Claſſen der Unterthanen, trotz dieſer Freiheit, in Unfreiheit erhalten. Nur in den Oſtſeeprovinzen iſt der Adel auch vor dem Geſetz durch eheliche Geburt von einem dort indigenen adeligen Vater erblich. Aber gefährlich iſt für die Oſtſeeprovinzen daß Rußlands Adel bei ſeinen Beſtrebungen auf dieſes Ausnahmsgeſetz wieder und wieder hinweiſt. Zwar ſind Liv- und Eſthlands alte Rechte durch Capitulationen geſichert. Allein Kurland darf niemals vergeſſen daß es unbedingt, wenn auch durch eine eigenmächtig vorſchreitende Deputation, dem ruſſiſchen Scepter anheimgegeben ward.*) Schon ſind ſogar nach und nach manche Privilegien Liv- und Eſthlands, trotz Friedensſchlüſſen und Capitulationen, verloren gegangen, und Kurland genießt nur durch eine zufällige Gnade der Czaren bis jetzt gleicher Ausnahmsrechte mit jenen beiden Provinzen. Jeder folgende Kaiſer kann die rein perſönlichen Verſprechungen ſeiner Vorgänger zurücknehmen. Daher iſt's immer und überall eine zweifelhafte und ſchwankende Baſis, die Baſis der Gnade für das Recht.

*) Beiläufig ſey hier die Bemerkung gemacht daß jene Deputation, welche am 15 April 1795 Katharinen „das Land zu Füßen legte," aus acht hauptſächlichen Mitgliedern zuſammengeſetzt war, an deren Spitze der Oberburggraf von Howen ſtand. Die übrigen waren: Baron Nolde, von Hölkerſahr, von Hahn, von Ganskau, zwei von Heyking und ein von Korff.

Zehn Jahre in der Theologie.

Erſter Artikel.

Wenn wir eine inhaltſchwere und bedeutungsvolle Epoche unſerer Entwicklung zurückgelegt haben, wenn wir an einen Punkt gekommen ſind der uns in der Treibjagd des Lebens eine kurze Raſt gewährt, dann werfen wir wohl rückwärts einen prüfenden Blick auf die Laufbahn die wir im Drange der Ereigniſſe halb bewußtlos durchmeſſen hatten, und laſſen die Vergangenheit mit ihrer ſtürmiſchen Aufregung noch einmal an unſerem inneren Geſicht vorübergehen. Und wie das Leben des Menſchen, ſo iſt auch das Leben der Wiſſenſchaft; auch für ſie gibt es Zeiten, wo ſie in wilder, fieberhafter Haſt ſich ſelbſt zu überſtürzen ſcheint, bis ſie allmählich wieder zur Beſinnung kommt und in das gewohnte Geleis des gleichmäßigen, aber ſichern Fortſchritts wiederum einlenkt. Aber die Reſultate der gemachten Erfahrungen begleiten ſie fortan auf ihrem Wege, die erlebten gewaltſamen Erſchütterungen ſind von unermeßlichem Einfluß, ſey es unmittelbar oder mittelbar, und wohl mag es geſchehen daß ein Jahrzehent hier mit dem Gewicht eines Jahrhunderts in die Wagſchale fällt. Denn wie viel oder wie wenig auch von der unmittelbaren Errungenſchaft des Kampfes einen bleibenden Werth in Anſpruch zu nehmen berechtigt ſeyn mag, das iſt jedenfalls ſeine unberechenbare Bedeutung daß er dem Geiſte der Wiſſenſchaft die Augen öffne für das was da noth thut, daß die ſchwachen Seiten offenbar werden, wo der Feind widerſtandslos eindringen kann, kurz daß der Weg gewieſen wird auf dem allein der Fortſchritt zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit möglich iſt.

Ein Moment, wohl geeignet zu einem Rückblick auf die jüngſte

Digitized by Google

ſtürmiſche Vergangenheit, ſcheint augenblicklich, beſonders für die theologiſche Wiſſenſchaft, gekommen zu ſeyn. Der Strom der Negation, welcher vor einem Decennium über ſeine Ufer zu treten begann und mit nie geſehener Heftigkeit alle bis dahin noch für ſicher gehaltenen Zufluchtsſtätten zu überfluthen drohte, hat ſich theils im Sande verlaufen, theils iſt er wiederum in ſein gewöhnliches Bette zurückgekehrt, um in geregeltem Laufe ſeinen Weg zu verfolgen. Dazu iſt gegenwärtig das theoretiſche Intereſſe in den Hintergrund getreten vor den großen Lebensfragen welche ſich in unſern Tagen auf dem praktiſchen Gebiet der Kirche erhoben haben. So wollen wir denn hier einen kurzen Blick werfen auf die theologiſche Bewegung welche ſeit ungefähr einem Jahrzehent die Gemüther in Spannung geſetzt hat. Dieſe Gränze iſt nicht willkürlich gewählt; 1831 war Hegel, 1834 Schleiermacher von dem Schauplatz ſeiner Wirkſamkeit abgetreten. Die Periode der Productivität war zu Ende, das Zeitalter fing an ſein Beſitzthum zu überrechnen; es begann die Periode der Kritik. 1835 erſchien das Leben Jeſu von Strauß welches der zündende Funke ward, durch den der bis dahin allmählich zuſammengehäufte Brennſtoff in lichterlohe Flammen gerieth.

Der Gegenſatz des Supranaturalismus und Rationalismus, welcher den Anfang unſeres Jahrhunderts mit ſeinen Kampfen erfüllt hatte, war um dieſe Zeit vor den großen Koryphaen der philoſophiſchen Theologie in den Hintergrund getreten. Dennoch zählten auch ſie ihre Anhänger. Noch in den zwanziger Jahren konnte der erſtere durch Hahn das Votum ſtellen laſſen daß der Rationalismus aus der chriſtlichen Kirche zu entlaſſen ſey. Aber durch die Trennung des kirchlichen Symbols von der Schriftlehre untergrub er den Boden unter ſeinen eigenen Füßen. Derſelbe Gelehrte welcher ſo offenkundig gegen den Rationalismus proteſtirt hatte, trug in ſeinem eigenen Lehrbuch des chriſtlichen Glaubens (1828) kein Bedenken ſich der weſentlichſten Abweichungen von der Kirchenlehre ſchuldig zu machen, angeblich zu Gunſten der heiligen Schrift, und Steudel in ſeiner Glaubenslehre der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche nach ihrer guten Begründung mit Rückſicht auf die Bedürfniſſe der Zeit (1834), brach faſt noch offenkundiger mit dem kirchlichen Symbol, um deſto ſtrenger an dem Buchſtaben der Schrift feſtzuhalten und dieſen in ſeiner großartigen Einfachheit dem verdorbenen Geſchmack der Zeit als Remedium darzureichen. Aber mit dieſer Scheidung zwiſchen Schrift- und Kirchenlehre ſtand der Supranaturalismus ſchon mit einem Fuße gänzlich auf dem Boden des Rationalismus, und was Bretſchneider, dem berühmten Dogmatiker der evangeliſch-lutheriſchen Kirche, begegnete, war nur die innere begriffliche Bewegung der Sache ſelbſt in einem äußerlichen Hergange ſymboliſirt. Feſthaltend an einer übernatürlichen Offenbarung, hat er dieſelbe zugleich mit der Vernunft zu verſöhnen geſucht; aber in dem Beſtreben, beiden gerecht zu werden, machte er es keiner Seite recht, und ward endlich durch die ſtets erneuten Angriffe der Orthodoxie faſt gänzlich auf die Seite des Rationalismus hinübergedrängt. Hier zehrten die Namen eines Wegſcheider und Paulus von dem Ruhme, mit dem eine andere Zeit ſie bekränzt hatte, und Röhr, der Repräſentant eines moderniſirten Rationalismus, ward bald nach der Zeit, in welcher wir unſere Darſtellung beginnen, in einen ungleichen Kampf mit dem geiſtreichen und talentvollen Eklektiker Haſe verwickelt, welcher nicht eben dazu beitrug die Actien des Rationalismus ſteigen zu machen.

Daneben hatte ſich indeß bereits eine andere excluſive Richtung gebildet, welche die ſtrengſte kirchliche Orthodoxie zu ihrem Panier gewählt hatte. Die großen Erſchütterungen welche zu Anfang dieſes Jahrhunderts das Leben der Völker bewegten, hatten wie überhaupt einen geiſtigen Aufſchwung in faſt allen Gebieten des Lebens, ſo auch eine Neu-Belebung des religiöſen Intereſſes in ihrem Gefolge gehabt. Hiemit war zugleich die Anhänglichkeit an die Kirche, ihre Inſtitutionen und ihre Lehre von neuem erwacht. Der Ruf welchen Claus Harms bei Gelegenheit der dreihundertjährigen Reformationsfeier erſchallen ließ, fand einen weiten und ungeahnten Wiederhall. Im Gegenſatz gegen die Halbheit des bibliſchen Supranaturalismus, ſowie gegen die rationaliſtiſchen und philoſophiſchen Beſtrebungen der Zeit entwickelte ſich die ſtreng kirchliche Partei zu immer feſterer Conſiſtenz, bis ſie in der evangeliſchen Kirchenzeitung ein ſeither durch die ſtarre Conſequenz fanatiſcher Hyperorthodoxie berühmtes Organ fand. Alle Mittel wurden hier in Bewegung geſetzt, um die Gegner aus den günſtigen Poſitionen die ſie damals noch inne hatten, zu vertreiben. Im Jahr 1830 erſchien die berüchtigte Denunciation der Halle'ſchen rationaliſtiſchen Profeſſoren, in welcher der Staatsmacht das Einſchreiten gewiſſermaßen zur Pflicht gemacht ward. Das durch dieſen Artikel hervorgerufene Aufſehen welches die Tendenzen dieſer Richtung ſo ganz offenkundig enthüllte, war ſo arg daß nicht nur die liberale Partei von allen Seiten ihre Stimme erhob, ſondern ſelbſt der gemäßigte Neander in einer ſcharfen Erklärung ſich von der Theilnahme an jener Zeitſchrift losſagen zu müſſen glaubte. (Dr. Neanders Erklärung über ſeine Theilnahme an der evangeliſchen Kirchenzeitung. 1831.) Energiſch proteſtirt er hier gegen jede unberufene Einmiſchung der äußeren Macht in die naturgemäße Entwicklung der Wiſſenſchaft; er appellirt an Luthers goldenes Wort welches derſelbe 1524 an den Kurfürſten von Sachſen ſchrieb: ‚Das Wort Gottes muß zu Felde liegen und kämpfen; man laſſe die Geiſter auf einander platzen und treffen; man laſſe ſie predigen wider wen und was ſie wollen.‘ Daß durch die falſche Lehre ſo viele irre geleitet werden, die für die Wiſſenſchaft hätten gewonnen werden können, mögen wir bedauern; aber jeder Verſuch es von außen her anders zu machen, könnte die Sache nur verſchlimmern. „Denn es ſteht in keines Menſchen Macht, — fährt der Verfaſſer fort, und ich kann mich nicht enthalten, die ganze Stelle herzuſetzen, — die Wahrheit in der Wiſſenſchaft als etwas Fertiggewordenes dem ſich entwickelnden Geſchlecht zu überliefern. Der eigene Kampf kann hier Keinem erlaſſen werden. Es wäre das verkehrteſte Beginnen die ſich wiſſenſchaftlich bildende Jugend aus den einmal in der geſchichtlichen Entwicklung gegebenen Gegenſätzen, durch welche ſie ſich hindurchkämpfen ſoll, in eine willkürlich gebildete geiſtige Umgebung, durch welche ſie dieſen Gegenſätzen enthoben werden ſoll, hineinverſetzen zu wollen. Wir müſſen hier wieder mit Luther ſagen: „„Werden indeß Etliche verführet, wohlan, ſo geht es nach rechtem Kriegslauf; wo ein Streit und Schlacht iſt, da müſſen Etliche fallen und wund werden; wer aber redlich ficht, der wird gekrönt werden.““ Sollten die Univerſitäten, die von weiſen Regierungen für die Entwicklung der Jugend zu geiſtiger Selbſtthätigkeit geordneten Bildungsanſtalten, der Berührung mit den in der Zeit vorhandenen wiſſenſchaftlichen Gegenſätzen durch menſchliche Willkür entzogen werden, ſo würden doch auf die eine oder die andere Weiſe dieſe Gegenſätze, die in der Zeit einmal vorhanden ſind, den in der Zeit ſich bildenden Theologen entgegentreten und ihnen ſpäterhin deſto gefährlicher werden können, je weniger ſie darauf vorbereitet worden und je weniger ſie zu geiſtiger Selbſtthätigkeit ſich zu entwickeln Gelegenheit gefunden hatten.“ — So ſprach Neander damals, und wahrlich, es iſt ein goldenes, wohl zu beachtendes Wort; keine Macht der Welt vermag die Freiheit der geiſtigen Entwicklung

Digitized by Google

auf die Dauer in Ketten zu ſchlagen; wohl mag ſie unterdrückt, und dem äußern Anſchein nach ſelbſt ertödtet werden; aber das Feuer welches unter der Aſche glüht, wirkt nur um ſo verderblicher, der endliche Ausbruch um ſo zerſtörender.

Damals war man indeß auch in den höheren Regionen noch weit entfernt dergleichen Inſinuationen Folge zu geben. Noch ſtand unter der Aegide des Altenſtein'ſchen Miniſteriums die philoſophiſche Theologie in der Blüthe ihres Anſehens, noch war ſie keine persona suspecta et ingrata geworden, noch dachte man nicht daran die Theologie von der Philoſophie zu epuriren. Zwei großartige Syſteme rangen in der Theologie um den Primat: das Hegel'ſche und das Schleiermacher'ſche, deren Bedeutung für die damalige Theologie wir hier mit kurzen Zügen charakteriſiren müſſen. Beide hatten ſich hervorgebildet aus dem Entwicklungsproceß welcher ſeit Kant auf dem Felde des Denkens begonnen hatte.

Als der menſchliche Geiſt gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts alles was früher feſt und unumſtößlich ſchien, mitleidslos über den Haufen geworfen hatte, da ward es ihm unheimlich in der ſelbſt geſchaffenen Einöde: um jeden Preis mußte die unendliche Leere ausgefüllt werden. So ſtieg er hinab in die Tiefe ſeines eigenen Selbſt, und aus ihrem Grunde langte er eine Idee hervor, oder vielmehr die Idee, die Idee des Abſoluten, welche er, um ſeine Sehnſucht zu ſtillen, mit einer poſtulirten Exiſtenz begabte. Denn nur eine poſtulirte Exiſtenz war es; Kant hatte das Endliche in ſeiner Endlichkeit erkannt; ſeine ganze Philoſophie läuft darauf hinaus: daß das Abſolute als ſolches nicht Gegenſtand des endlichen Denkens ſeyn könne; ſollte es dennoch für dasſelbe exiſtiren, ſo konnte dieſe Exiſtenz nur eine poſtulirte ſeyn. In dem Endlichen ſelbſt manifeſtirt ſich nach Kant das Abſolute nur als das abſolute Soll, als kategoriſcher Imperativ, dem von Seiten des Menſchen allerdings ein ebenſo abſolutes Können entſprechen muß. Was wir ſollen, müſſen wir nach Kant auch können. Der Menſch aber, in welchem jenes Sollen und dieſes Können dahin ausgeglichen ſind daß er dasjenige wirklich iſt was er ſeyn ſoll, wäre der urbildliche Menſch. Als den Träger dieſer mit der Idee übereinſtimmenden Wirklichkeit betrachtete er Chriſtum, ohne ſich indeß darüber zu entſcheiden — auch war nach ſeiner Anſicht eine ſolche Entſcheidung unmöglich — ob in Chriſto die Wirklichkeit der Idee ſchlechthin entſprochen habe, ob alſo in ihm faktiſch das Urbild zur Erſcheinung gekommen, oder ob er nur von uns als der ſignificative Repräſentant jener urbildlichen Uebereinſtimmung angeſehen werde, abgeſehen davon ob er es wirklich ſey, oder nicht. Sich poſitiv für das Eine oder das Andere zu entſcheiden, iſt nach Kant unmöglich, und wir müſſen es bei der Möglichkeit bewenden laſſen daß dem Sollen in irgend einem Menſchen das Seyn entſpricht, da eben der Menſch, was er ſoll, auch können muß. Hier hatte alſo die Kant'ſche Philoſophie eine ſpecielle Beziehung auf das Chriſtenthum, näher auf die Perſon Chriſti. Doch erhellt es leicht, wie loſe dieſelbe war: Kant bringt es nur bis zur Möglichkeit der Realität des urbildlichen Menſchen; von einer Nothwendigkeit desſelben war bei ihm noch nicht die Rede, und konnte es auch nicht ſeyn. Das Hauptgewicht fiel bei Kant immer auf die ſubjective Seite; Chriſtus mit ſeinem Thun und Leiden, mit ſeinem Sterben und Auferſtehen hat nur die Bedeutung ein Symbol derjenigen Vorgänge zu ſeyn, durch welche jeder Menſch in ſich ſelbſt den Verſöhnungsact vollziehen ſoll. So war zwar die Idee des urbildlichen Menſchen, oder was dasſelbe iſt, des Gottmenſchen, gefaßt, und ihre Verwirklichung als das Thun der ganzen Menſchheit; doch war ihre Realität nur eine relative, ſofern eben ein jeder Menſch ſie in ſich verwirklicht; ob ſie de facto irgendwo vollkommen exiſtire, blieb unausgemacht und erſchien auch auf dieſem Standpunkte als völlig gleichgültig.

Dieſelbe Stellung zu dem hiſtoriſchen Chriſtenthum und ſeinem Stifter behaupten im Weſentlichen auch Jacobi, Fichte und Schelling. Der erſtere erklärte es bekanntlich für irrelevant, was Chriſtus an ſich geweſen; nur darauf komme es an was er im Gläubigen ſey, und wenn nach Fichte's Anſicht die Einigung Gottes und des Menſchen dadurch vollzogen wird daß das Subject ſein individuelles Leben dem univerſellen in ihm zum Opfer bringt, ſo iſt kaum noch abzuſehen welche Nothwendigkeit hier ein Erlöſer haben ſoll in welchem jene Einigung auf objective und abſolute Weiſe vollzogen wäre. Kommt es doch nach Fichte nicht darauf an wie jemand mit Gott geeinigt ſey, wenn er nur überhaupt Gott in ſich aufgenommen habe. Daher er denn auch die beſondere Dignität des Sohnes Gottes nicht darin findet daß jene Einheit in ihm vollſtändig realiſirt ſey, ſondern daß er zuerſt die Idee derſelben den Menſchen mitgetheilt habe. Auch bei der Schelling'ſchen Menſchwerdung Gottes von Ewigkeit konnte für den Stifter des Chriſtenthums nicht wohl eine andere Bedeutung übrig bleiben, und wenn er die gottmenſchliche Natur nicht einem einzelnen Individuum, ſondern dem ganzen Geſchlecht vindiciren zu müſſen glaubte, ſo ſcheint hierin ausgedrückt zu ſeyn daß der hiſtoriſche Chriſtus, dieſes einzelne Individuum, als eine ſchlechthin vollkommene Verwirklichung der Idee des Gottmenſchen nicht zu betrachten ſey.

In ihrer Auffaſſung der Perſon Chriſti aber drückt ſich, wie es auch in der Natur der Sache liegt, die Stellung dieſer philoſophiſchen Syſteme zum Chriſtenthum im Allgemeinen und weiter zur Religion überhaupt aus. Zwar war man von der geiſtloſen Flachheit der Popularphiloſophie zurückgekommen und erkannte in den religiöſen Vorſtellungen einen tieferen idealen Gehalt an; allein die religiöſe Form ſelbſt, welcher es weſentlich iſt einen aus der empiriſchen Wirklichkeit entnommenen Inhalt zu haben, galt aus eben dieſem Grunde nur als eine niedere Form des Geiſtes; die religiöſen Vorſtellungen konnten hier, weit entfernt an ſich die Wahrheit zu ſeyn, nur eine ſymboliſche Bedeutung in Anſpruch nehmen, ſofern ſie jenen nur dem denkenden Erkennen zugänglichen idealen Gehalt für eine tiefere Stufe des Bewußtſeyns zur Anſchauung brachten. Indem aber ſo die Speculation als die Wahrheit des religiöſen Elementes erſchien, ſchien ſich hieraus die Folgerung zu ergeben daß auf der höchſten Stufe der geiſtigen Entwicklung die Religion in die Speculation, die Theologie in die Philoſophie übergehen müſſe. Hiedurch erwies ſich indeß die Kluft zwiſchen Idee und Wirklichkeit als nur ſcheinbar ausgefüllt; die Idee in ihrer übergreifenden Allgemeinheit ſchwebte noch immer hoch über den concreten Geſtaltungen der Wirklichkeit, und wo ſie ſich aus ihrem Himmel herabließ, da ſchien es nur geſchehen zu ſeyn um dieſe in ſich zu abſorbiren.

Eben dieß Verhältniß blieb nun auch im Weſentlichen in der Hegel'ſchen Philoſophie; zwar ſchien hier zunächſt die Speculation in ein engeres Bündniß mit der Religion treten zu wollen; das Chriſtenthum ward als die abſolute Religion geſetzt, worin es lag daß hier eine der Idee entſprechende Wirklichkeit gegeben ſey, und der tiefere ſpeculative Gehalt ward an den einzelnen Momenten des chriſtlichen Glaubens mit größerer Beſtimmtheit aufgezeigt als zuvor. Dennoch ſchien auch hier die Religion aus ihrer untergeordneten Stellung noch nicht befreit zu ſeyn. Einerſeits ward zwar die Religion als Verhältniß des abſoluten Geiſtes zu ſich ſelbſt gefaßt, in dem andern ſeinem, in dem endlichen Geiſt.

Digitized by Google

Zu ihrem Inhalt hatte ſie alſo die Einheit des Endlichen mit dem Unendlichen, und zwar wie ſie durch den Unterſchied vermittelt iſt; aber dieſer abſolute Inhalt iſt in der Religion nach Hegel erſt in der Form der Vorſtellung geſetzt, welche die weſentliche Beſtimmung hat in das abſolute Wiſſen aufgehoben zu werden. Erſt in dieſer Bewegung ſchließt der Proceß des abſoluten Geiſtes ſich ab; allein eben damit iſt zugleich ein Hinausgehen über die Religion, als der niederen Sphäre des vorſtellenden Bewußtſeyns angehörig, gefordert, und erſt das ſpeculative philoſophiſche Erkennen erſcheint als die höchſte Stufe der geiſtigen Entwicklung. Es war eine natürliche Folge der einſeitig theoretiſchen Faſſung in welcher der Religionsbegriff bei Hegel auftritt.

Das Uebergewicht indeß welches bei conſequenter Durchführung der aufgeſtellten Principien immer auf die Seite der Idee fallen mußte, ließ Hegel in der Regel mehr nur durchblicken, als er es offen hervortreten ließ. Auch ſcheint es ihm ſelbſt oft gar nicht zum Bewußtſeyn gekommen zu ſeyn; ſein ganzer Standpunkt war ſo ſehr in der Einheit von Idee und Erſcheinung genommen, daß ihm die concreten Geſtaltungen der Wirklichkeit ſchon immer zu unmittelbaren Trägern der ideellen Momente wurden, ohne daß er die kritiſche Unterſuchung angeſtellt hätte in wie weit ſie als der entſprechende Ausdruck der Idee zu betrachten ſeyen. Aus dieſem Geſichtspunkt muß man die Aeußerungen Hegels über die gottmenſchliche Perſönlichkeit Chriſti, als des Stifters der abſoluten Religion, betrachten. Man hat bekanntlich vielfach darüber geſtritten ob nach Hegel Chriſtus in dem abſoluten Sinne als der Gottmenſch zu betrachten ſey, daß in ſeiner Perſon die Einheit Gottes und des Menſchen einen ſchlechterdings vollkommenen Ausdruck gefunden habe, oder aber, ob er nur *für den Glauben der Welt* der Repräſentant jener Einheit ſey, ſofern die Idee derſelben durch ihn der Menſchheit zum Bewußtſeyn gebracht worden, ohne daß damit eine vollſtändige Verwirklichung der Idee in ſeiner Perſon geſetzt wäre. Durch eine Vergleichung der einzelnen Aeußerungen Hegels über dieſen Punkt läßt ſich hier ſchwerlich eine Entſcheidung für die eine oder die andere Anſicht herbeiführen, denn es können ihrer leicht eben ſo viele und nicht minder gewichtige für die erſtere als für die letztere angeführt werden; mit Sicherheit ſcheint ſich nur das feſtſtellen zu laſſen, falls wir nicht Hegel eine abſichtliche Tergiverſation zur Laſt legen wollen, wozu keine Berechtigung vorliegt, daß er die Alternative, ob Chriſtus als der abſolute Ausdruck der Idee des Gottmenſchen zu betrachten ſey, oder ob er dieſelbe für ſeine Perſon nur in relativer Annäherung verwirklicht habe, ſich in dieſer Schärfe gar nicht zum Bewußtſeyn gebracht habe, daß er vielmehr auch hier, wie dieß häufig von ihm geſchah, die Einheit von Idee und Erſcheinung in unmittelbarer Weiſe feſthielt, ohne ſich auf die kritiſche Unterſuchung des Inwieweit näher einzulaſſen. Es erhellt indeß daß, ſo lange hier nicht das Verhältniß von Idee und Erſcheinung aufs Reine gebracht iſt, das Bündniß der Speculation mit der Religion, der Philoſophie mit der Theologie immer noch auf einem ſehr unſichern Boden ſteht, und es iſt daher das Mißtrauen leicht erklärlich welches die Orthodoxie dem in der philoſophiſchen Theologie eingegangenen Bündniß zu bezeigen niemals aufgehört hat.

Doch ſchien die theologiſche Schule des großen Meiſters in Daub, Marheinecke, Göſchel, Conradi, zum Theil auch Roſenkranz und Andern, allen Anforderungen Genüge zu leiſten welche von Seiten des Glaubens an die Speculation geſtellt wurden. Die Einführung der religiöſen Vorſtellung, des immer ein wenig über die Achſel angeſehenen Plebejers, in die excluſive Sphäre des Begriffs ſchien gelungen, Glaube und Wiſſen ſchüttelten einander die Hände und ſchienen Arm in Arm ihr Jahrhundert in die Schranken zu fordern. Der Friede zwiſchen Idee und Erſcheinung ſchien für alle Zeit geſichert, indem ihre reale Einheit in der Perſon Chriſti als dem Gottmenſchen in vollendetem Sinne geſetzt und begriffen ward. Denn gerade hierin ſtimmte jene theologiſche Fraction der Hegel'ſchen Schule überein daß ſie, was der Meiſter unbeſtimmt gelaſſen, das Verhältniß der Perſon Chriſti zur Idee des Gottmenſchen, näher beſtimmte, und auf dieſem Punkte eine ſchlechthinige Uebereinſtimmung der Idee und der Wirklichkeit ſtatuirte. Man ging hier von oben nach unten, indem man von der Idee des Gottmenſchen ausging, dieſelbe als eine nothwendige zu begreifen ſuchte, und nun endlich damit ſchloß daß dieſe an ſich nothwendige Idee in Chriſto zur Erſcheinung gekommen ſey. Allein dieſe letzte Behauptung ward hier durchaus nicht näher motivirt, und war zu augenſcheinlich nur ein Sprung aus der luftigen Höhe der Idee auf den Boden der Wirklichkeit, als daß man ſich dabei hätte befriedigt fühlen können. Wie wir dazu kommen dieſen beſtimmten Menſchen Jeſus als den Gottmenſchen zu ſetzen, als die abſolute Verwirklichung der Idee, das bleibt hier im Ungewiſſen, und muß es auch bleiben, ſobald man es bei einer einſeitigen Reflexion auf das ideelle Moment bewenden läßt. Um die wirkliche Exiſtenz, die reale Poſition der Idee darzuthun, müßte man den empiriſchen Weg der Erfahrung hinzunehmen, um wie dort von der Idee herab, ſo hier von der Wirklichkeit hinaufzuſteigen. Schlug nun das Hegel'ſche Syſtem und die auf ſeinem Grunde baſirende theologiſche Speculation vornehmlich den erſteren Weg ein, wodurch ſie in die Einſeitigkeit verfiel die Frage nach der hiſtoriſch empiriſchen Wirklichkeit nicht zu ihrem Recht kommen zu laſſen, ſo ſehen wir das umgekehrte Verfahren und die entgegenſtehende Einſeitigkeit bei dem Schleiermacher'ſchen Syſtem, welches wir jetzt in der erwähnten Beziehung noch kurz zu charakteriſiren haben.

Schleiermacher ging in ſeiner Glaubenslehre bekanntlich aus von der unmittelbar gegebenen Wirklichkeit, dem unmittelbaren chriſtlichen Bewußtſeyn. Dieſe Methode reſultirt mit Nothwendigkeit aus ſeinem Begriff der Religion welche er als unmittelbares Selbſtbewußtſeyn, als Gefühl faßt, und zwar näher als Gefühl der abſoluten Abhängigkeit. In dieſer Begriffsbeſtimmung legt ſich ſchon die ganze Duplicität des Schleiermacher'ſchen Standpunktes zu Tage. Die abſolute Abhängigkeit einerſeits führt in letzter Inſtanz auf einen ſpinoziſtiſchen Determinismus hinaus, wo die Subjectivität nicht zu ihrem Recht kommt, ſondern nur als accidentielles Moment an der Objectivität der abſoluten Subſtanz erſcheint. Andererſeits aber ſoll die abſolute Abhängigkeit unter der Form des Gefühls, des unmittelbaren Selbſtbewußtſeyns geſetzt ſeyn; es ward nicht geſagt daß der Menſch wirklich abſolut abhängig *iſt*, ſondern nur daß er ſich als ſolchen fühlt, ſich in ſeinem unmittelbaren Selbſtbewußtſeyn in dieſer Weiſe beſtimmt vorfindet. Hier iſt das objective Verhältniß in ein rein ſubjectives umgeſchlagen, das Subject iſt der Träger des abſoluten Abhängigkeitsverhältniſſes. Indem aber ſo einerſeits (durch die abſolute Abhängigkeit) das Subject ſich all' ſeines Inhalts und all' ſeiner Bedeutung entäußert, um alles Uebergewicht auf die Seite der Objectivität hinüberzuwerfen; indem es ferner andererſeits dieſe Entäußerung ſeiner ſelbſt und dieſe abſolute Präponderanz der Objectivität unter die Form der Subjectivität ſtellt, da ja das Subject es iſt welches ſich ſeiner als des ſchlechthin abhängigen bewußt iſt, indem es alſo an ſeinem eigenen Selbſt die Gewißheit haben ſoll daß es von abſolut gar keiner Selbſtändigkeit iſt, ſo erhellt hieraus der Widerſpruch welcher in dem Begriff eines Ge-

Digitized by Google

fühls abſoluter Abhängigkeit nothwendig enthalten iſt. Gefühl iſt Beſtimmtheit der Subjectivität, Selbſtheit, Ichheit; durch die abſolute Abhängigkeit aber wird dieſelbe durchaus negirt, ſo iſt das Gefühl der abſoluten Abhängigkeit eine contradictio in adjecto. Aber es iſt dieß der principielle Widerſpruch des Spinoziſtiſchen Subſtantialismus und des Fichte'ſchen Subjectivismus welcher ſich unverſöhnt durch das ganze Schleiermacher'ſche Syſtem hindurchzieht.

Aus eben dieſer Ambiguität des Schleiermacher'ſchen Standpunktes entſpringt auch der unaufgehobene und unvermittelte Gegenſatz zwiſchen dem Allgemeinen und Beſondern, zwiſchen der Idee und der empiriſch gegebenen Wirklichkeit, welcher ſich nicht nur überhaupt in der Trennung reflectirt, welche Schleiermacher für die Gebiete des Speculativen und Religiöſen in Anſpruch nimmt, ſondern auch beſonders in der Art und Weiſe wie er beide Momente in ſeiner Auffaſſung der Perſon Chriſti als des urbildlichen Menſchen vergeblich zu vereinigen ſucht. Schleiermacher beſtimmte nämlich die eigenthümliche Würde des Erlöſers, im Weſentlichen nicht verſchieden von der theologiſchen Schule Hegels, als den vollkommen urbildlichen Menſchen, in welchem die Idee ſchlechthin zur Erſcheinung gekommen iſt. Dieß Reſultat ſucht er indeß auf dem entgegengeſetzten Wege zu gewinnen, als dieß von der genannten Fraction der ſpeculativen Theologie zu geſchehen pflegte. Er geht nämlich aus von der empiriſch vorliegenden Beſtimmtheit des chriſtlichen Bewußtſeyns im Subject, und weiter in der chriſtlichen Gemeinſchaft, ſofern hier alle Förderungen des religiöſen Lebens welches eben in der Uebereinſtimmung des Selbſtbewußtſeyns mit dem Gottesbewußtſeyn beſteht, in letzter Inſtanz auf Chriſtus als letzte Urſache zurückgeführt werden. Allein wie jene religiöſen Zuſtände ſowohl des Subjects als der chriſtlichen Gemeinſchaft empiriſch vorliegen — und von der Reflexion auf das empiriſch Gegebene geht ja Schleiermacher aus — ſo iſt darin keineswegs eine ſchlechthinige Uebereinſtimmung des Selbſtbewußtſeyns mit dem Gottesbewußtſeyn oder, was daſſelbe iſt, eine abſolute Kräftigkeit des letzteren, geſetzt; auch der Frömmſte findet immer nur eine relative Kräftigkeit des Gottesbewußtſeyns in ſich vor, ſofern der in der Sünde ſich manifeſtirende Zwieſpalt in keinem ganz vollkommen überwunden iſt. Was kann uns nun berechtigen von einer in dem Subject und in der chriſtlichen Gemeinſchaft nur relativ verwirklichten Sündloſigkeit auf eine abſolute Unſündlichkeit in dem Stifter derſelben zu ſchließen? Denn durch dieſen Schluß von der Wirkung auf die Urſache kann Schleiermacher einzig ſeinem Princip nach die vollkommene Urbildlichkeit des Stifters der chriſtlichen Kirche gewinnen. Wodurch werden wir aber genöthigt in dem Stifter der chriſtlichen Gemeinſchaft eine abſolute Sündloſigkeit und Fülle des Gottesbewußtſeyns anzunehmen, da dieſelbe in den Gläubigen erfahrungsmäßig immer nur in relativer Vollkommenheit angetroffen wird? Da wir nach Schleiermacher zu der Urſache nur durch einen Schluß von der Wirkung aus gelangen, ſo können wir auch nicht veranlaßt ſeyn, in der Urſache mehr zu poſtuliren, als eben hinreicht dieſe beſtimmte Wirkung hervorzubringen, und wir kämen ſomit auch nur zu einer relativ höheren Vollkommenheit des Stifters der chriſtlichen Religion.

Schleiermacher ſelbſt kann ſich das Gewicht dieſes Einwurfs nicht verbergen, glaubt ihn indeß durch die Bemerkung zu beſeitigen, in einer Anſchauungsweiſe welche Chriſtum nicht als den vollkommenen Ausdruck des Urbildes betrachte, berge ſich immer die Annahme der Möglichkeit daß das Menſchengeſchlecht, wenn auch nur in ſeinen Edelſten und Trefflichſten, über Chriſtum hinausgehen könne, und dieß ſey offenbar die Gränze des chriſtlichen Glaubens. Allein abgeſehen davon daß ja mit der Anerkennung einer nur relativen vorbildlichen Würde Chriſti der Glaube vielleicht noch vereinbar wäre daß das Menſchengeſchlecht nie über Chriſtum hinausgehen werde, indem dieſer die relativ höchſte Vollkommenheit erreicht habe, abgeſehen hievon, woher erhalten wir denn hier mit einemmale jene Begriffsbeſtimmung des Chriſtlichen, woraus Schleiermacher die abſolute Vollkommenheit des Erlöſers folgern will? Um den Begriff des Chriſtlichen zu beſtimmen, ſind uns als Data nach ſeinen Principien nur das unmittelbare Selbſtbewußtſeyn des chriſtlichen Subjects, weiter die chriſtliche Gemeinſchaft gegeben; darin kommt aber keine abſolute Vollkommenheit vor, und wir können uns mithin dadurch allein nicht zu der Behauptung veranlaßt ſehen daß das Menſchengeſchlecht an Vollkommenheit über Chriſtum nie hinausgehen könne. Schleiermacher macht aber, da er einſieht daß er auf dem empiriſchen Wege, den er urſprünglich einzuhalten beabſichtigte, nicht zum Ziel kommen kann, einen Sprung von dem Boden der Wirklichkeit zur Idee hinauf, wie die früher charakteriſirte Richtung welche ihren Standpunkt weſentlich in der Idee nahm, zu der empiriſchen Wirklichkeit gleichfalls nur durch einen Sprung gelangte. Mit einem Wort, der Begriff des urbildlichen, idealen Menſchen welcher als ſolcher die der Idee ſchlechthin entſprechende Erſcheinung iſt, iſt bei Schleiermacher nicht aus der Analyſe der religiöſen Erfahrung des Subjects gewonnen, wie es ſeinem Princip nach der Fall ſeyn ſollte, ſondern aus der Sphäre des Denkens entnommen, und ſeine Deduction aus der Beſtimmtheit des unmittelbaren Selbſtbewußtſeyns iſt eine nur ſcheinbare, wie es denn überhaupt Schleiermacher, dem Theologen, häufig begegnet daß ihm von Schleiermacher, dem Philoſophen, mancherlei Begriffe unter der Hand communicirt werden welche jener nun für ſein Eigenthum ausgibt. So iſt alſo auch bei Schleiermacher welcher von der empiriſch gegebenen Wirklichkeit zu der Idee aufzuſteigen bemüht iſt, die Vermittlung beider Seiten nicht gelungen; vielmehr bleibt auch hier eine unausgefüllte Kluft, über welche er nur durch einen Sprung hinüberzukommen vermag.

Ein genaueres Eingehen auf die ſo eben charakteriſirten Standpunkte ſchien nothwendig, weil ſie ſich als die nächſten Vorausſetzungen der Bewegung erweiſen welche ſich alsbald erheben ſollte. Man kann die Wahrnehmung machen, wie ſich das Intereſſe mehr und mehr um die Perſon Chriſti, als den eigentlichen Mittelpunkt, concentrirt; in den Beſtimmungen über dieſen Punkt reflectirt ſich zumeiſt der eigenthümliche Charakter des geſammten Standpunktes. Die große Frage nach dem Verhältniß des Idealen und Realen welche als die bewegende Macht aller und beſonders der neueren Speculation erſcheint, dieſe Grundfrage welche ſich für die religiöſe Sphäre als das Verhältniß Gottes zum Menſchen beſtimmt, hatte in der Auffaſſung der Perſon Chriſti, als des Gottmenſchen oder urbildlichen idealen Menſchen, einen praktiſchen Anhaltspunkt, an welchem gewiſſermaßen immer ſogleich die Probe gemacht werden konnte ob die Rechnung richtig ſey. Wenn in den Zeiten der Reformation, in der erſten Entwicklungsepoche des Proteſtantismus vorzüglich diejenige Seite der Soteriologie zum Gegenſtand des dogmenbildenden Proceſſes ward, welche die ſubjective Aneignung des durch Chriſtum erworbenen Heils zum Inhalt hat, während die objective Seite, die Perſon Chriſti ſelbſt und ihre Bedeutung, die Einwirkungen des proteſtantiſchen Princips noch nicht erfuhr, ſo ſcheint gerade dieſe Seite für diejenige Entwicklungsepoche des Proteſtantismus in den Vordergrund treten zu wollen welche mit dem zu Ende des vorigen Jahrhunderts er-

Digitized by Google

folgten Aufſchwung des ſpeculativen und religiöſen Bewußtſeyns begonnen hat. Zugleich aber mußte die Entwicklung des Proteſtantismus durch jene Hinwendung auf das innerſte Centrum der chriſtlichen Religion an einen Punkt gelangen, wo die Entſcheidung zu einer Lebensfrage ward nicht nur für den Proteſtantismus, ſondern für das Chriſtenthum und die Religion überhaupt, wie ſich dieß im Folgenden näher herausſtellen wird.

Nachdem ſchon ſeit längerer Zeit einzelne Sturmvögel ein heraufziehendes Ungewitter geweiſſagt hatten, erlitt das Bündniß der Speculation mit der Theologie die erſte heftige Erſchütterung durch das bekannte Leben Jeſu von Strauß, deſſen erſte Auflage 1835 und 1836 erſchien. Mit einer Tiefe des Gefühls begabt welche nur durch die Schärfe des Verſtandes überwogen ward, hatte ſich der Verfaſſer aus dem magiſchen Helldunkel eines myſtiſchen Romanticismus hindurchgerungen zu der Tageshelle einer kritiſchen Dialektik. Reichlich genährt mit allen philoſophiſchen und theologiſchen Elementen ſeiner Zeitbildung, hatte er alsbald ihre ſchwachen Seiten aufgefunden, und es fehlte ihm nicht an Muth, was er erkannt hatte, offen und rückhaltslos auszuſprechen. Es war jenes unvermittelte Verhältniß zwiſchen der Speculation und dem religiöſen Bewußtſeyn, zwiſchen der Philoſophie und der Theologie, die noch immer beſtehende und nur ſcheinbar verdeckte Lücke zwiſchen der Idee und der empiriſch gegebenen Wirklichkeit welche ſich dem ſcharfen Auge der Kritik nicht länger entziehen konnte. Strauß beſchloß dieſe Lücke aufzudecken, ſie wo möglich aber auch in einer genügenden Weiſe auszufüllen. Wenn ihm nur das Erſtere gelungen iſt, ſo iſt dieß eine Schuld an welcher unſere ganze Zeit mitzutragen hat.

Das unvermittelte Verhältniß zwiſchen den Formen des ſpeculativen Begriffes und der religiöſen Vorſtellung erfaßte Strauß zunächſt in der Perſon Chriſti, als dem eigentlichen Mittelpunkt der chriſtlichen Religion. Man war hier, wie früher bemerkt iſt, bisher immer nur durch einen Sprung, ſey es von oben herab, von der Idee des Gottmenſchen zu ihrer Verwirklichung in dieſem beſtimmten Menſchen Jeſus gelangt, oder von unten herauf, von dem empiriſch Gegebenen zu der Idee des urbildlichen Menſchen. Auf beiden Seiten knüpft das Straußiſche Unternehmen an. Einmal nämlich hatte man ſich von jener Seite bisher faſt gar nicht auf die Frage eingelaſſen, inwiefern es nothwendig oder auch nur möglich ſey daß die Idee des Gottmenſchen in einem *einzelnen* Individuum ihre vollkommene Verwirklichung finde. Strauß ging nun auf das Verhältniß der Idee zur Wirklichkeit näher ein, und fällte hier, wie er glaubte, in der conſequenten Durchführung Hegel'ſcher Principien das Urtheil daß die Idee ſich überhaupt nicht in einem einzelnen Individuum, ſondern nur in der Gattung auf angemeſſene Weiſe verwirklichen könne. Daher denn auch Chriſtus nicht in der abſoluten Weiſe der Gottmenſch oder der urbildliche Menſch ſeyn konnte, wie dieß die Vorſtellung des religiöſen Bewußtſeyns war. Der Stifter der chriſtlichen Religion kann hienach nur der ſymboliſche Repräſentant der Idee des Gottmenſchen ſeyn, die Incidenzpunkte ſeiner Geſchichte, entſprechend den Momenten der Idee, ohne daß in ihm die Idee factiſch ihre ſchlechthin adäquate Verwirklichung gefunden hätte. Diejenigen Beſtimmtheiten ſeiner Perſönlichkeit vielmehr, ſowie diejenigen Vorgänge in ſeiner Geſchichte welche ihn als den abſolut vollkommenen Träger der Idee erſcheinen laſſen, können keine wirklich geſchichtliche, ſondern nur eine *mythiſche* Bedeutung haben, ſofern eben der Mythus die Verkörperung der Idee in einer ſcheinbar geſchichtlichen Hülle iſt. Auf der andern Seite hat das Straußiſche Leben Jeſu auch auf der empiriſchen Seite einen Anknüpfungspunkt. Wenn nämlich Schleiermacher, um die eigenthümliche Würde des Erlöſers zu beſtimmen, von der religiöſen Erfahrung des Subjects ausgeht, ſo iſt dieß allerdings nur eine unvollkommene Durchführung des empiriſchen Standpunktes; er ſelbſt wird auch ſchon hinübergetrieben auf die Erfahrung der chriſtlichen Gemeinſchaft als Totalität. Allein will man hier eine wahrhafte Totalanſchauung gewinnen von der religiöſen Erfahrung der chriſtlichen Gemeinſchaft, ſo darf man hier nicht bloß auf die gegenwärtigen Zuſtände derſelben reflectiren, auch ſteht ſie ja nur durch die ganze vorangegangene Entwicklung mit ihrem Stifter in Verbindung, ſondern auf das religiöſe Bewußtſeyn in derſelben, wie es in ihr von den erſten Anfängen ihres Entſtehens vorhanden geweſen iſt. Vor allen Dingen werden hier nur diejenigen Ausſagen des Bewußtſeyns der chriſtlichen Gemeinde über ihren Stifter in Betracht kommen welche dem Erſcheinen des Erlöſers der Zeit nach am nächſten ſtehen, und deßhalb am meiſten geeignet ſind, den unmittelbaren Eindruck welchen die Zeitgenoſſen von ihm empfingen, möglichſt treu wiederzugeben. Es mußten hier alſo die älteſten in der heiligen Schrift niedergelegten Denkmale der chriſtlichen Urzeit von vorzüglichem Gewicht ſeyn, ſofern ſie uns von der Perſon des Erlöſers und ſeiner Geſchichte Kunde geben. Mit einem Wort, um die eigenthümliche Würde des Stifters der chriſtlichen Religion zu beſtimmen, bedurfte es eines genauen Eingehens auf die empiriſch vorliegenden Urkunden über das Leben und Wirken Chriſti. In dieſer Beziehung nun hatte Strauß die ganze vorangehende Entwicklung der bibliſchen Hermeneutik und Kritik zu ſeiner Vorausſetzung, wie er denn auch ſeinen Standpunkt hier beſtändig als die nothwendige Conſequenz des bis dahin ſchon Errungenen darzuthun bemüht iſt. Es kamen hier in Betracht die Unterſuchungen über die Aechtheit oder Unächtheit der neuteſtamentlichen Bücher, über das Verhältniß der Evangelien unter einander und zu den übrigen Schriften des neuen Teſtaments, über die richtige und der Sache angemeſſene Weiſe der Auslegung, kurz alle jene Fragen welche die bibliſche und beſonders neuteſtamentliche Kritik und Exegeſe ſeit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ſo lebhaft beſchäftigt haben.

In Rückſicht auf die beiden ſo eben näher bezeichneten Ausgangspunkte des Straußiſchen Werkes betrachten wir nun kurz zuerſt die ſpeculative, und ſodann die hiſtoriſch- und hermeneutiſch-kritiſche Grundanſchauung des Verfaſſers.

Was zunächſt die philoſophiſche Grundanſchauung des Straußiſchen Lebens Jeſu anbetrifft, ſo haben wir ſchon geſehen daß das Verhältniß von Idee und Erſcheinung hinſichtlich des Gottmenſchen dahin beſtimmt wird daß die erſtere nicht in dem Einzelnen, nicht in dem Individuum, ſondern nur in dem Allgemeinen, in der Gattung, ſeinen angemeſſenen Ausdruck findet. Dieſe Präponderanz des Allgemeinen geht bei Strauß noch weiter zurück. Das Verhältniß des Unendlichen und Endlichen, Gottes und der Welt faßt er vollkommen richtig in einer ſolchen Weiſe auf daß dabei für die gewöhnliche Vorſtellung vom Wunder, als einem unmittelbaren Eingreifen der göttlichen Cauſalität in die Continuität des Cauſalnexus endlicher Urſachen und Wirkungen, ſchlechterdings kein Raum bleibt. Die Ueberzeugung daß alles in der Welt durch eine Kette von Urſachen und Wirkungen zuſammenhängt welche keine Unterbrechung duldet, iſt nach Strauß ſo ſehr Bewußtſeyn der neueren Zeit geworden, daß im wirklichen gegenwärtigen Leben die Meinung oder Behauptung, eine übernatürliche Urſache, eine göttliche Wirkſamkeit, habe irgendwo unmittelbar eingegriffen, geradezu als Unwiſſenheit oder Betrug betrachtet zu werden pflege. Aus dieſer Ueberzeugung ſey denn das Extrem der

Digitized by Google

rationaliſtiſchen Anſicht hervorgegangen, welche, der bibliſchen, den Weltzuſammenhang überall aufhebenden Anſchauungsweiſe gerade entgegengeſetzt, die göttliche Urſächlichkeit entweder ganz entfernte, oder ſie doch ſo weit zurückſchob daß ſie nur im Act der Schöpfung eine unmittelbare, von hier an abwärts aber bloß eine mittelbare ſey, d. h. daß Gott nur inſofern auf die Welt wirken ſollte, als er ihr in der Schöpfung dieſe beſtimmte Einrichtung gegeben habe. Sofern hier die Welt als eine Maſchine vorgeſtellt wird, welche ſeit ihrer Erbauung durch die von dem Verfertiger in ſie gelegten Kräfte ſich ſelber bewegt, ſofern hier alſo die göttliche Wirkſamkeit unter den Geſichtspunkt der Zeitlichkeit geſtellt wird, da ſie nur bei dem Schöpfungsact eigentlich thätig geweſen ſeyn ſoll, ſo wird die göttliche Cauſalität hierdurch verendlicht, und es bildet ſich ein unhaltbarer, äußerlicher Gegenſatz zwiſchen der unmittelbaren und mittelbaren Wirkſamkeit Gottes auf die Welt. Ebenſo unhaltbar iſt indeß die ſupranaturaliſtiſche Anſicht, welche die unmittelbare und mittelbare Wirkſamkeit der göttlichen Urſächlichkeit in der Weiſe zu vermitteln ſtrebt, daß die Welt in der Regel zwar im Zuſammenhange der in ihr verbundenen Urſachen und Wirkungen ſich bewege und Gott nur mittelbar auf ſie wirke; in einzelnen Fällen aber, wenn er es zu beſonderen Zwecken nöthig finde, ſey es ihm doch unbenommen auch unmittelbar in den Verlauf der weltlichen Veränderungen einzugreifen. Wenn nun der Begriff Gottes eine unmittelbare (weil abſolute), der Begriff der Welt aber eine nur mittelbare (weil durch die endlichen Urſachen und Wirkungen vermittelte) Einwirkung Gottes erheiſcht, beides ſich aber nicht durch die Annahme eines Wechſels zwiſchen beiden Wirkungsweiſen vereinigen läßt, ſo bleibt nach Strauß nichts anderes übrig, als beide ſich ſtetig und bleibend vereinigt zu denken, ſo daß alſo die Wirkſamkeit Gottes auf die Welt immer und überall ſowohl eine unmittelbare wäre als eine mittelbare: unmittelbar wirke nämlich Gott auf die Welt als Ganzes, auf jedes Einzelne in ihr aber nur durch Vermittlung ſeiner Wirkſamkeit auf alles andere Einzelne. Obwohl man nun der Behauptung, daß die Wirkſamkeit Gottes auf die Welt überall beides, ſowohl eine unmittelbare ſey als eine mittelbare, unbedingt wird beiſtimmen müſſen, ſo ſcheint doch dieſe Anerkennung bei Strauß durch die nähere Beſtimmung wieder alterirt zu werden, wonach als Object der unmittelbaren göttlichen Wirkſamkeit das Ganze der Welt, als Object der mittelbaren das Einzelne erſcheint. Das Ganze und das Einzelne treten hier in einen unvermittelten Gegenſatz, in welchem das Uebergewicht auf die Seite des Ganzen fällt; denn nur dieſes ſoll der unmittelbare Ausdruck der abſoluten göttlichen Wirkſamkeit ſeyn. Dagegen, wenn Gott auf jedes Einzelne nur durch Vermittlung ſeiner Wirkſamkeit auf alles andere Einzelne wirken ſoll, ſo ſcheint dieß unvermeidlich auf einen Spinoziſtiſchen Determinismus hinauszuführen, ſofern eben das Einzelne nur beſtimmt wird durch alles andere Einzelne. Schon hierin offenbart ſich die Straußiſche Grundanſchauung, wonach das Einzelne als ein ſelbſtloſes Accidens des Ganzen, der allgemeinen Subſtanz, beſtimmt wird.

Derſelbe Standpunkt welcher ſich hier im Allgemeinen ausſpricht, gibt ſich nun bei Strauß insbeſondere in der Anſicht über die Frage zu erkennen, inwiefern es möglich ſey daß in einem einzelnen Menſchen die Idee oder das Urbild des Menſchen zur Erſcheinung komme, mit deren Löſung die Entſcheidung über die Alternative verbunden iſt, ob Chriſtus κατ' ἐξοχήν der Gottmenſch geweſen ſeyn könne, indem eben in ihm das Urbildliche vollkommen geſchichtlich geworden ſey, oder aber, ob dieſe Verwirklichung auch in dem Stifter der chriſtlichen Religion nur eine relative ſeyn könne. Strauß entſcheidet ſich bekanntlich, beſonders in der Schlußabhandlung zu ſeinem Leben Jeſu, für das letztere. Wie er nämlich in ſeinen Beſtimmungen über das Verhältniß der Welt im Allgemeinen zu Gott nur das Ganze als das der abſoluten Idee Correſpondirende betrachten zu können glaubte, während das Einzelne immer nur durch ſeine Beziehung auf das Ganze an derſelben Theil nimmt, ſo gilt ihm nun auch in Anſehung der Menſchheit nur das Ganze, die Gattung, als der entſprechende Ausdruck der Idee welche den Menſchen in ſeiner Beziehung zum Abſoluten darſtellt. Der Einzelne dagegen, ſo wenig er der Gattung gleichgeſetzt werden kann, ſo wenig kann er auch den Menſchen nach ſeiner vollkommenen Idealität und Urbildlichkeit zur Erſcheinung bringen. Gottmenſch im eigentlichen Sinne kann nach Strauß nur die menſchliche Gattung ſeyn. „Wenn,“ heißt es über dieſen Punkt in der Schlußabhandlung, „der Idee der Einheit von göttlicher und menſchlicher Natur Realität zugeſchrieben wird, heißt dieß ſoviel daß ſie einmal in einem Individuum, wie vorher und nachher nicht mehr, wirklich geworden ſeyn müſſe? Dieß iſt ja gar nicht die Art wie die Idee ſich realiſirt, in ein Exemplar ihre ganze Fülle auszuſchütten und gegen alle andern zu geizen, ſondern in einer Mannichfaltigkeit von Exemplaren die ſich gegenſeitig ergänzen, im Wechſel ſich ſetzender und wieder aufhebender Individuen, liebt ſie ihren Reichthum auszubreiten.“ — Dieſes Ausſchütten in ein Exemplar und das Geizen gegen alle übrigen erklärt Strauß (Streitſchriften 3, p. 119.) dahin daß er damit nicht leugnen wolle daß die Kirchenlehre und die ſich ihr anſchmiegende Speculation auch der übrigen Menſchheit außer Chriſto Antheil an der Gottmenſchlichkeit gebe, ſondern nur daß ſie dieſelbe in Chriſto vollkommen, in allen andern bloß unvollkommen verwirklicht finde, nur das ſey ihm ein Ausſchütten der ganzen Fülle der Idee in ein Individuum und ein Geizen gegen alle übrigen — und dieß müſſe er der Art wie die Idee ſich ſonſt verwirkliche, nämlich in dem Wechſelſpiel ſich gegenſeitig ergänzender Individuen, durchaus unangemeſſen finden. Sofern alſo nach Strauß niemals ein einzelnes Individuum für ſich, ſondern immer nur ein Plus aller andern Individuen gleich der Gattung iſt, oder ſofern dieſe nur in dem Geſammtumfang ihrer Verwirklichung ihrem Begriffe genügt, ſo wird auch die Gottmenſchlichkeit, wofern hiemit Idee und Beſtimmung des menſchlichen Geſchlechts ausgeſprochen ſeyn ſoll, immer nur bei der Gattung in der Totalität ihrer Individuen und dem Geſammtverlauf ihrer Geſchichte, niemals aber bei irgend einem Individuum für ſich zu ſuchen ſeyn (Glaubenslehre II, p. 228.) „Und dieß,“ fragt er in der vorhin angezogenen Stelle aus der Schlußabhandlung zum Leben Jeſu, „ſoll keine wahre Wirklichkeit der Idee ſeyn? Die Idee der Einheit von göttlicher und menſchlicher Natur wäre nicht vielmehr in unendlich höherem Sinne eine reale wenn ich die ganze Menſchheit als ihre Verwirklichung begreiſe, als wenn ich einen einzelnen Menſchen als ſolche ausſondere? Eine Menſchwerdung Gottes von Ewigkeit wäre nicht eine wahrere, als in einem abgeſchloſſenen Punkte der Zeit?“ — Schlimm nur daß jene Menſchwerdung Gottes von Ewigkeit, auch auf die menſchliche Gattung ausgedehnt, ſich als eine Illuſion erweist und zu einer Menſchwerdung in einem abgeſchloſſenen Punkt der Zeit zuſammenſchrumpft, ſobald man bedenkt daß auch das menſchliche Geſchlecht, wie es einen Anfang gehabt hat, ſo auch nach Strauß's eigenen Principien ein Ende haben wird (vergl. Glaubenslehre II, p. 666 f.), und ſomit in die Gränzen einer beſtimmten Zeit eingeſchloſſen iſt. Zudem tritt das menſchliche Geſchlecht zu der Totalität der übrigen vernünftigen Gattungen des Univerſums — denn daß es dergleichen auch noch außer dem menſchlichen Geſchlecht

Digitized by Google

geben muß, könnte nur eine Beſchränktheit der Weltanſchauung in Abrede ſtellen, von welcher Strauß ſicherlich weit entfernt iſt, in ein durchaus ähnliches Verhältniß, wie das einzelne Individuum zu der menſchlichen Gattung, und dieſelben Gründe welche Strauß gegen die Möglichkeit anführt daß das einzelne Individuum der vollkommene Ausdruck der Idee ſeyn könnte, würden auch gegen ihre Verwirklichung in der menſchlichen Gattung angeführt werden können, ſofern dieſe gleichfalls nur ein einzelnes, an die endlichen Gränzen der Zeit und des Raumes gebundenes Moment des Weltganzen bildet. Daher denn auch die menſchliche Gattung nach Strauß's eigenen Principien nur ein relativ vollkommener Ausdruck der abſoluten Idee ſeyn kann, und der Begriff des Gottmenſchen, als der Einheit von Idee und Wirklichkeit, kann auch auf das menſchliche Geſchlecht nicht minder in nur relativem Sinne angewandt werden, wie auf den einzelnen Menſchen. Den ſchlechthin angemeſſenen Ausdruck für die Idee kann nach Strauß nur das geſammte Univerſum bilden, ſo daß man alſo, um die abſolute Einheit von Idee und Erſcheinung zu bezeichnen, ein Wort wie Gottuniverſum bilden müßte. Da aber auch nach Strauß das Weltganze nur als progressus in infinitum exiſtirt, der ſich theils in die Breite eines gränzenloſen Raumes, theils in die Länge einer endloſen Zeit ausdehnt, ſo wäre hiemit auch die der Idee ſchlechthin angemeſſene Wirklichkeit nur als eine endloſe Reihe, und die philoſophiſche Grundanſchauung des Straußiſchen Werkes mündet hier mithin in die ſchlechte Unendlichkeit des endloſen Progreſſes.

Die hiſtoriſch- und hermeneutiſch-kritiſche Baſis des Straußiſchen Werks hängt mit ſeiner philoſophiſchen Grundanſchauung durch den Mythusbegriff zuſammen. Mythus nämlich iſt die Darſtellung einer allgemeinen Idee in der Form einer einzelnen geſchichtlich empiriſchen Thatſache, welche als ſolche theils ganz aus der Idee hervorgebildet ſeyn kann, theils aber auch nur mit einem von der Idee entlehnten Heiligenſchein umgeben, ſo daß allerdings ein wirkliches Factum zu Grunde liegt, welches nur in dem Strahlenglanze der Idee verklärt iſt. Wird alſo das einzelne geſchichtliche Individuum als ſolches mit dem ideellen Menſchen identiſch geſetzt, erſcheint nach irgend einer Darſtellung der urbildliche Menſch in der Geſchichte, ſo muß nach Strauß eben ſchon in dieſem Vorgeben das Mythiſche liegen; denn der einzelne Menſch kann ja ſeinem Weſen nach mit dem ideellen nicht coincidiren. Wir haben daher in dieſem Fall keine reine, ſondern nur eine mythiſche Geſchichte vor uns, in welcher allerdings ein wirklich geſchichtlicher Hintergrund nicht zu fehlen braucht, obwohl er ſtellenweiſe ſo ſtark mit mythiſchem Farbenſchmuck übertüncht ſeyn kann, daß von ſeiner eigentlichen Beſchaffenheit kaum mehr etwas erkennbar iſt. Der eigentliche Grundmythus an der Perſon und Geſchichte Jeſu iſt daß er als der ſchlechthin göttliche Menſch dargeſtellt wird, und indem ſich nun dieſe Idee in die Vorſtellungen der Zeit, beſonders in die jüdiſche Meſſiasidee einkleidet, ſo entſtehen hieraus die beſonderen Formen der Mythik, wie wir ſie in der evangeliſchen Geſchichte vorfinden. Der mythiſche Standpunkt für die Auffaſſung der Geſchichte Jeſu tritt indeß bei Strauß nicht unmittelbar als die Anwendung ſeiner philoſophiſchen Grundanſchauung auf — denn ſo müßte mit der Entwicklung dieſer letzteren das ganze Werk begonnen haben — ſondern er zieht es vor den mythiſchen Standpunkt auf hiſtoriſchem Wege zu introduciren, indem er nachweiſt wie ſich derſelbe allmählich gebildet hat, ſo daß er nun in der Form in welcher er bei ihm ſelbſt auftritt, nur als das Reſultat einer ganzen langen Entwicklungsreihe, und mithin als hiſtoriſche Nothwendigkeit erſcheint.

Strauß geht davon aus daß überall wo eine auf ſchriftliche Denkmäle geſtützte Religion durch ein größeres Raum- oder Zeitgebiet ſich verbreitet und ihre Bekenner durch immer höher ſteigende Bildungs- und Entwicklungsſtufen begleitet, früher oder ſpäter eine Differenz entſteht zwiſchen demjenigen was jene alten Urkunden bieten, und der fortgeſchrittenen Bildung derer welche an dieſelben als an heilige Bücher gewieſen ſind. So lange nun dieſe Differenz noch nicht bedeutend genug iſt um ein völliges Losſagen von jenen Urkunden herbeizuführen, ſo lange muß unter denen in deren Bewußtſeyn das Gefühl jener Differenz bereits mehr oder weniger deutlich aufgetaucht iſt, ein Beſtreben entſtehen in der Auslegung jener Schriften den veralteten Standpunkt derſelben mit ihrer eigenen fortgeſchrittenen Bildung zu vermitteln. Ein integrirendes Moment aller Religionsurkunden iſt nun heilige Geſchichte, ein Geſchehen in welchem das Göttliche unvermittelt in das Menſchliche hineintritt, die Ideen unmittelbar ſich verkörpert zeigen. Mit der fortſchreitenden Bildung aber werden die Völker auch der Vermittlungen ſich immer deutlicher bewußt welche die Idee zu ihrer Verwirklichung bedarf; ſo verliert für die fortgeſchrittene Bildung das in den alten Religionsurkunden berichtete unmittelbare Eingreifen des Göttlichen in das Menſchliche an Wahrſcheinlichkeit — und außerdem, da dieſes Menſchliche der Vorzeit angehört und ſomit den Charakter des Unentwickelten, mitunter ſelbſt Rohen an ſich trägt, ſo geſellt ſich zu jener Unwahrſcheinlichkeit ein unbehagliches Sichabwenden von dem ſo Berichteten. Dieſe Differenz wird ſich nun in der Weiſe ausſprechen: entweder daß das Göttliche nicht ſo (theils überhaupt unmittelbar, theils noch dazu roh) geſchehen ſeyn kann; oder aber daß das ſo Geſchehene nicht Göttliches geweſen ſeyn kann; eine Alternative, in Folge deren die Auslegung, in dem Beſtreben die neue Bildung mit dem überkommenen religiöſen Inhalt zu vermitteln, ſich bemühen wird entweder das Göttliche als nicht ſo Geſchehenes darzuſtellen, alſo den alten Urkunden die hiſtoriſche Geltung abzuſprechen, oder das Geſchehenſeyn anzuerkennen, das Geſchehene aber als nicht Göttliches aufzuweiſen, alſo aus jener Geſchichte den abſoluten Inhalt wegzuerklären. Beide Auslegungsweiſen finden ſich im helleniſchen Heidenthum, und wenigſtens die erſtere auch im Judaismus als Allegoriſtik zu der Zeit ihres Verfalls. Im Chriſtenthum trat die erſtere jener beiden Auslegungsweiſen, welche die empiriſch-geſchichtliche Form über dem abſoluten göttlichen Inhalt in den Hintergrund ſtellt, in der allegoriſchen Interpretationsmethode der Alexandriner, beſonders des Origenes hervor, während die andere, welche eher geneigt iſt den geſchichtlichen Hergang zuzugeben, aber nur um ihn nicht als einen göttlichen, ſondern als einen reinmenſchlichen zu faſſen, zunächſt bei den Gegnern des Chriſtenthums, einem Celſus, Porphyrius, Julianus ſich vorfindet, welche, obwohl ſie viele der heiligen Erzählungen als ganz und gar mährchenhaft verwarfen, doch manches als geſchichtlich ſtehen ließen, nur daß ſie es meiſtens als entſprungen aus gemeinen Beweggründen und bewerkſtelligt durch groben Betrug oder gottloſe Zauberei erklärten.

Beide Auslegungsweiſen gingen indeß hier noch von dem Gegenſatz der alten Weltanſchauung gegen das Chriſtenthum aus; nachdem dieſe allmählich abgeſtorben war, da war das Mittelalter hindurch die Welt mit dem Chriſtenthum nach Inhalt und Form befriedigt, und jene Auffaſſungen verſchwanden welche einen Zwieſpalt der Geſammtbildung mit der Religion zur Vorausſetzung haben. Zuerſt die Reformation iſt nach Strauß als das Lebenszeichen einer Bildung zu betrachten, welche, aus dem Schooße des Chriſtenthums entſproſſen, weit genug erſtarkt war um eine Reaction gegen ihren mütterlichen Boden, die geltende Religion, zu

Digitized by Google

unternehmen. In der Reformation richtete ſich indeß die Reaction nur gegen den herrſchenden Kirchenglauben; in ihrer Richtung gegen die bibliſchen Urkunden trat ſie zunächſt in der Form der wüſten Revolutionsverſuche des Deismus auf, und geht bis in die neueſte Zeit herunter. Wenn aber vom Deismus die zweite jener beiden Erklärungsweiſen, welche die heilige Geſchichte zwar als wirkliche Geſchichte paſſiren läßt, ſie dafür aber ihres göttlichen übernatürlichen Charakters entkleidet, in der Weiſe angewendet ward daß man die Handlungen und die handelnden Perſonen als unſittlich und ſomit der Gottesidee unwürdig darzuſtellen bemüht war, ſo blieb auf der andern Seite bei der natürlichen Erklärungsart noch der andere Weg offen, die berichteten Thatſachen zwar nur als gemeine Geſchichte zu betrachten, dabei aber den Charakter derſelben und ihren Träger, ſtatt ihn als unſittlich und ſchlecht herabzuwürdigen, vielmehr in der Weiſe zu faſſen daß er als der rein menſchliche und ſittliche nur in ein deſto helleres Licht tritt. Die Subjecte der heiligen Geſchichte, obwohl der unmittelbaren Göttlichkeit entkleidet, werden hier zu weiſen und ſittlich reinen Menſchen, Wohlthätern der Menſchheit; ihre Thaten, wenn gleich nicht als Wunder anzuſtaunen, ſind doch auch nicht als Betrügereien zu verſchreien, vielmehr tragen ſie, wenn auch bei natürlichem Hergange, den Charakter der Weisheit, Wohlthätigkeit und Sittlichkeit an ſich. In dieſer Modification trat die natürliche Erklärungsweiſe, vornehmlich repräſentirt durch Eichhorn und Paulus, dem Deismus und Naturalismus entgegen. Indeß that doch auch dieſe Weiſe der natürlichen Interpretation den bibliſchen Berichten zu offenbare Gewalt an, als daß man dabei hätte ſtehen bleiben können.

Nachdem man nämlich ſo allen höheren ideellen Gehalt der heiligen Geſchichte verflüchtigt hatte, ſo mußte mit dem Wiedererſtehen der Philoſophie in Kant auch das Beſtreben verknüpft ſeyn die heilige Geſchichte aus einem ideellen Geſichtspunkt aufzufaſſen. Wie er aber die Idee vorwiegend nach der praktiſchen Seite als moraliſche erfaßt hatte, ſo war es auch die *moraliſche* Auslegung, welche nach ſeiner Anſicht bei den bibliſchen Berichten in Anwendung zu bringen war. Die idealiſtiſchen Syſteme, beſonders das Schelling'ſche, waren es ſodann durch welche die *mythiſche* Auffaſſung als gültig für alle älteſte Geſchichte, heilige wie profane, aufgeſtellt ward. In dem Mythus iſt ja das Weſen die Idee, das Unweſentliche die hiſtoriſche Form in welche dieſe Idee eingekleidet iſt. Zuerſt, beſonders durch Gabler und Bauer vornehmlich auf das alte Teſtament angewendet, iſt die mythiſche Erklärungsweiſe allmählich auch in das neue Teſtament vorgedrungen. Aber der Begriff des Mythus ward nach Strauß hinſichtlich der bibliſchen Geſchichte von den Theologen bisher weder rein gefaßt, noch umfaſſend genug angewendet; das erſtere nicht, ſofern man auch in den als mythiſch anerkannten Stücken immer noch nach einem hiſtoriſchen Grunde ſuchte, und damit in die natürliche Erklärungsweiſe zurückfiel; das andere nicht, ſofern man den Mythusbegriff nur auf einzelne, willkürlich ausgewählte Stücke aus der Lebensgeſchichte Jeſu anwandte. Vielmehr komme das Mythiſche auf *allen* Punkten der Lebensgeſchichte Jeſu zum Vorſchein, womit indeß nicht geſagt ſeyn ſolle daß es überall gleich dicht ſtehen werde; ſey es doch zum voraus wahrſcheinlich daß in demjenigen Theile des Lebens Jeſu welchen er am Lichte der Oeffentlichkeit zugebracht habe, mehr geſchichtlicher Boden zu finden ſeyn werde als in dem Abſchnitte der ihm im Dunkel des Privatlebens verfloſſen war. So war es die durchgängige und rückſichtsloſe Anwendung des Mythusbegriffes, durch welche ſich Strauß von ſeinen Vorgängern unterſchied.

Damit aber die mythiſche Auffaſſungsweiſe in dieſem Umfange auf die evangeliſche Geſchichte angewandt werden konnte, mußte es feſtſtehen daß die evangeliſchen Berichte erſt längere Zeit nach den darin berichteten Ereigniſſen aufgezeichnet ſeyen, und dieß iſt allerdings auch die Annahme auf welcher Strauß in ſeinem Leben Jeſu fußt. Er konnte hier die bisher gewonnenen Reſultate der neuteſtamentlichen Kritik zu Grunde legen, wonach die Evangelien meiſt nicht von den Verfaſſern herrührten denen die kirchliche Tradition ſie beigelegt hat. Hinſichtlich der beiden erſten unſerer Evangelien war es von mehreren der bedeutendſten Kritiker bereits anerkannt daß ſie in der uns vorliegenden Form nicht von Matthäus und Marcus, als ihren angeblichen Verfaſſern, herrühren konnten, und in Beziehung auf das dritte Evangelium gibt es ſehr gewichtige Gründe welche es zweifelhaft machen ob es von Lucas, dem Gefährten des Paulus, verfaßt ſey. Indeß geſetzt auch dieß wäre der Fall, ſo iſt es doch nach Strauß wahrſcheinlich daß er ſeine Schriften erſt in ſpäterer Zeit abgefaßt habe, wo er durch den Einfluß des Apoſtels Paulus nicht mehr gegen die trübenden Einflüſſe der Tradition geſichert ward. Was endlich das vierte Evangelium anbetrifft, ſo war zu der Zeit als die erſte Ausgabe des Lebens Jeſu erſchien, die Johanneiſche Abfaſſung noch ziemlich allgemein anerkannt, und der bekannte Angriff Bretſchneiders in den Probabilien, wie es ſchien, mit Erfolg zurückgeſchlagen. Strauß, obwohl er in der Einleitung die Frage über die Authentie oder Nichtauthentie des Johanneiſchen Evangeliums ziemlich kurz und ungenügend behandelt, geht doch — wenigſtens in den beiden erſten Auflagen — in ſeiner Darſtellung des Lebens Jeſu immer von der Grundanſicht aus daß das vierte Evangelium wenig glaubwürdig ſey, und daher auch nicht von dem bekannten Jünger des Herrn abgefaßt ſeyn könne. In der dritten Auflage war er beſonders über den hiſtoriſchen Werth dieſes Evangeliums wieder ſchwankend geworden; doch kehrte er in der vierten meiſt zu ſeiner früheren Anſicht zurück. Indeß war die Partie über die äußere Glaubwürdigkeit der Evangelienurkunden am wenigſten ausgeführt, und da doch die Annahme einer ſpäteren Abfaſſung der evangeliſchen Berichte für die mythiſche Auslegung unbedingt nothwendig ſchien, damit die Mythen Zeit hatten ſich zu bilden, ſo war hier den Gegnern des mythiſchen Standpunktes wenigſtens ſcheinbar eine ſchwache Seite geboten, zumal wenn man bedenkt daß die Authentie des vierten Evangeliums in der allgemeinen Anerkennung zu jener Zeit noch ziemlich feſtſtand.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die *Methode* der Straußiſchen Darſtellung des Lebens Jeſu, ſo kann dieſelbe im Allgemeinen als die dialektiſch-kritiſche bezeichnet werden. Er läßt die verſchiedenen Auslegungen der einzelnen Partien einander kritiſiren; zuerſt führt er in der Regel die ſupranaturaliſtiſche, ſodann die rationaliſtiſche vor, und zeigt wie ſie einander gegenſeitig aufheben und in einander überſchlagen, und ſchließt dann endlich mit der ſeinigen, d. h. der mythiſchen. Der Schluß iſt der folgende: kann weder die ſupranaturaliſtiſche Erklärungsweiſe, noch auch die rationaliſtiſche ſtattfinden, ſo bleibt nur die mythiſche. Dieſe dialektiſche Methode der Kritik iſt mit der äußerſten Gewandtheit durchgeführt, und obwohl ſie ihrem Princip nach, ſofern ſie aus der inneren Dialektik der verſchiedenen Erklärungsweiſen und Standpunkte hervorgegangen iſt, gewiß als die richtige betrachtet werden muß, ſo iſt doch ihre Durchführung bei Strauß inſofern ungenügend, als er nur zu ſehr dazu geneigt iſt, überall wo keine genügende Erklärung vorliegt, ſogleich auf den unhiſtoriſchen Charakter des Berichteten zu ſchließen, oder mit andern Worten die mythiſche Auslegung zur Anwendung zu bringen. Dabei legte

Digitized by Google

indeß der Verfaſſer des Lebens Jeſu nicht nur eine ſehr tüchtige Erudition zu Tage, indem er für ſeinen Zweck beſtändig die geſammte Geſchichte der Auslegung vor Augen hatte, ſondern auch ein bewunderungswerthes Talent die ganze Maſſe des vorliegenden Stoffes zu überblicken, und dem Leſer in leicht überſehbarer Anordnung vor Augen zu führen. Der Scharfſinn endlich den er als Kritiker entwickelt, iſt ziemlich allgemein anerkannt; das Schlimme iſt nur daß der Kritiker mit dem Hiſtoriker durchgeht.

Fragen wir nun nach dem materiellen Ergebniß jener Methode, ſo geht dieſe Frage größtentheils in der andern auf, wie viel oder wie wenig denn nach Abzug der mythiſchen Elemente von dem Leben Jeſu noch als wirklich geſchichtlich übrig bleibt. Als das einfache hiſtoriſche Gerüſte des Lebens Jeſu bezeichnet Strauß ſelbſt (I. S. 72 erſte Aufl.), daß er zu Nazareth aufgewachſen ſey, von Johannes ſich habe taufen laſſen, daß er Jünger geſammelt, im jüdiſchen Lande lehrend umhergezogen, überall dem Phariſäismus ſich entgegen geſtellt und zum Meſſiasreiche eingeladen habe, daß er aber am Ende dem Haß und Neid der phariſäiſchen Partei erlegen und am Kreuz geſtorben ſey. Dieſes Gerüſte ſey dann mit den mannichfaltigſten und ſinnreichſten Gewinden frommer Reflexionen und Phantaſien umgeben, indem alle Ideen welche die erſte Chriſtenheit über ihren entriſſenen Meiſter hatte, in Thatſachen verwandelt ſeinem Lebenslaufe eingewoben worden. Allein jenes hiſtoriſche Gerüſte, in dieſer Einfachheit worauf wir es bei Strauß reducirt ſehen, dürfte doch, wie dieß auch von mehr als einer Seite dagegen eingewendet iſt, allzu armſelig und völlig ungenügend ſeyn die Entſtehung der chriſtlichen Gemeinde zu erklären, und dieſe muß doch jedenfalls erſt hinreichend motivirt ſeyn, ehe man ſie daran gehen laſſen kann mit den ſinnvollen Gewinden frommer Reflexionen und Phantaſien jenes Gerüſte zu umgeben. Streicht man zumal, wie dieß von Strauß geſchieht, die Auferſtehung aus der Reihe des Hiſtoriſch-Thatſächlichen in dem Leben Jeſu, ſo geräth man mit der Entſtehung der Gemeinde, die ja mit dem Glauben an die Auferſtehung ihres Meiſters aufs engſte zuſammenhängt, ins Bodenloſe, indem man ſie auf eine viſionäre Selbſttäuſchung der erſten Jünger zurückzuführen genöthigt wäre, welche unter den Umſtänden unter denen ſie erfolgt ſeyn müßte, kaum ein geringeres Wunder geweſen wäre als die wirkliche Auferſtehung ſelbſt.

Ueberhaupt iſt das Geſammtreſultat des Straußiſchen Lebens Jeſu ſehr negativer Natur, wie denn auch der urſprüngliche Plan, dem negativ kritiſchen Theile des Werks einen poſitiv wiederaufbauenden als den Schluß des Ganzen beizufügen, während des Verlaufs der Arbeit aufgegeben ward, indem die Stelle deſſelben durch die Schlußabhandlung vertreten werden ſollte. Aber wenn hier, was dem Individuum Jeſus genommen war, der menſchlichen Gattung zugutgeſchrieben ward, ſo war dieß doch ein ſehr ungenügender Erſatz, zumal wenn man bedenkt, wie dieß früher bemerkt iſt, daß auch die Gottmenſchlichkeit welche der menſchlichen Gattung als Totalität beigelegt wird, nur eine ſcheinbare iſt, und ſich ſcharf betrachtet in die troſtloſe Perſpective eines endloſen Progreſſes auflöst.

Der Charakter des Straußiſchen Werkes war der Art daß ſich eine heftige Reaction dagegen von Seiten des chriſtlichen Bewußtſeyns unſchwer vorausſehen ließ. Auch konnte er ſelbſt, während er noch bei den erſten Entwürfen beſchäftigt war, ſich die Möglichkeit ſchon nicht mehr verhehlen daß ihm, wenn er dergleichen in Tübingen leſe, der Hörſal werde geſchloſſen werden. Daher er auch darüber klagte daß alles, was er in der Theologie thun möchte, ſolche halsbrechende Arbeit ſey; doch könne er es nicht ändern; auf irgend eine Weiſe müſſe dieſer Stoff aus ihm herausgeſtaltet werden (Viſcher über Strauß in den Hall. Jahrbüchern 1838.). Jene Ahnung ging in Erfüllung; nach dem Erſcheinen der erſten Auflage ſeines Werks ward Strauß ſeiner Repetentenſtelle an dem Seminar zu Tübingen entlaſſen. Dieſer Schlag war indeß nur die nächſte, ihn am unmittelbarſten berührende Folge ſeines Unternehmens.

Das Aufſehen welches durch das genannte Werk in Tübingen und Württemberg erregt war, verbreitete ſich alsbald lawinenartig anſchwellend durch ganz Deutſchland und weit über ſeine Gränzen hinaus. Und nicht nur in dem Gebiet der Wiſſenſchaft verblieb die Bewegung, auch die Theilnahme der Laien ward natürlich durch ein Werk angeregt welches die höchſten und concreteſten Intereſſen der Menſchheit vor das Tribunal ſeiner Entſcheidung gezogen hatte. Den beſten Beweis für die allſeitige Theilnahme liefert wohl die Thatſache daß binnen fünf Jahren vier Auflagen des Lebens Jeſu erſchienen ſind (die erſte 1835 und 36, die zweite mit einigen weſentlichen Erweiterungen über die Möglichkeit von Mythen im neuen Teſtament, ſowie über die Kriterien des Mythiſchen, 1837; die dritte, in welcher den Einwürfen der Gegner die meiſten Conceſſionen gemacht waren, 1838 und 39; die vierte, in welcher faſt alles wieder zurückgenommen wird, indem der Verfaſſer nach eigenem Ausdruck die Scharten wieder auswetzt, die er in ſein gutes Schwert hineingeſchliffen, 1840). Es war nicht anders zu erwarten als daß eine mehr oder minder heftige Oppoſition alsbald ſich kund geben werde, ſobald man gemerkt um was es ſich handle. Wohl war der mythiſche Standpunkt nichts ſchlechthin Neues; aber mit dieſer Conſequenz, in dieſer Concentrirung und mit dieſer Gewandtheit war er noch nirgends durchgeführt. Und wie bei außerordentlichen Ereigniſſen ein jeder es für ſeines Amtes zu halten pflegt ſeine Stimme vernehmen zu laſſen, ſo ſammelten ſich denn alsbald alle Parteien um den Stein des Anſtoßes, um über das Weſen und die Bedeutung deſſelben ihr vollwichtiges Urtheil abzugeben. Eine zahlloſe Litteratur ward dadurch veranlaßt, die wir hier nur in ihren allgemeinſten Umriſſen zeichnen können. *

Beginnen wir zunächſt mit der Theologie, ſo ließ ſich hier von Seiten des Katholicismus natürlich nur ein ſchlechthin verwerfendes Urtheil erwarten, und wo es, wie in Pflanz's Blättern über Theologie und Kirchenthum, 1835, 6, Recenſion von Sprißler, ſcheinbar anerkennend lautete, da geſchah es nur, um die proteſtantiſche Anſicht von der alleinigen Autorität der heiligen Schrift als unzuläſſig und unhaltbar darzuſtellen, und ſich hinter den Wällen der Tradition deſto ſicherer zu fühlen. Das von dem Veteranen Hug abgegebene Gutachten (in der Freiburger Zeitſchrift für Theologie Bd. I, 1 ff.) bewies nur daß es eine Verſchiedenheit der Standpunkte gibt, für welche eine richtige Würdigung der Leiſtungen des Gegners eine Unmöglichkeit iſt. Von den Juden verklagt, von den Römern hingerichtet, iſt Chriſtus nunmehr daran ſeiner höheren Perſönlichkeit von Chriſten entſetzt zu werden, ſo daß ihm von ſeinem angeſtammten Adel nur ſo viel bleibt als ihm die deutſche Dialektik übrig zu laſſen geruht. Ueberhaupt konnte der Katholicismus, in der negativen Richtung welche ſeit Strauß im Proteſtantismus immer offener hervortrat, nur Deſtruction und Auflöſung erblicken. Er iſt es ſeither nicht müde geworden zu behaupten daß ſich erſt hierin das proteſtantiſche Princip in ſeiner eigentlichen Natur offenbare. Und aus dieſem

* Man vergl. die Ueberſichten der durch das Leben Jeſu veranlaßten Litteratur in Rheinwalds Repertorium (an verſchiedenen Stellen), welche zum Theil im Folgenden benutzt ſind.

Digitized by Google

rückhaltloſen Offenbarwerden ſeines Princips, welches ſich hier als die reine Negation erweiſe, ſtellt er ihm dann die Prognoſe eines baldigen Endes, wozu ſich indeß bisher der Proteſtantismus noch immer nicht hat bequemen wollen.

Auf dem Gebiet der proteſtantiſchen Theologie eröffnete nun der Supranaturalismus älterer Formation das Feuer gegen den Mythiker. Zunächſt trat, noch ehe der zweite Band des Lebens Jeſu erſchienen war, der Tübinger Steudel auf den Kampfplatz mit einem „Vorläufig zu Beherzigenden bei Würdigung der Frage über die hiſtoriſche oder mythiſche Grundlage des Lebens Jeſu, wie die kanoniſchen Evangelien dieſe darſtellen, vorgehalten aus dem Bewußtſeyn eines Glaubigen, der den Supranaturaliſten beigezählt wird" (1835), und Klaiber folgte ihm in „Bemerkungen über das Leben Jeſu, kritiſch bearbeitet von Strauß" (1836). Der ältere Supranaturalismus will natürlich ſeine von Strauß behauptete Abgeſtorbenheit nicht eingeſtehen, und auch vom Rationalismus meint Steudel, ſein Reich und ſeine Gewalt ſeyen noch nicht aller Orten ſo ganz vernichtet. Uebrigens urgirt Steudel gegen die von der Wiſſenſchaft ausgehenden Angriffe die praktiſche Bedeutung des Glaubens, ohne indeß auf eine Vereinbarkeit des Glaubensinhaltes mit dem Wiſſen verzichten zu wollen. Daher er denn auch das Straußiſche Werk von ſeiner wiſſenſchaftlichen Seite anzugreifen verſucht, und in dem Bilde Chriſti, wie es doch auch der Mythenbildung hätte zu Grunde liegen müſſen, eine Bürgſchaft für die geſchichtliche Perſönlichkeit Chriſti findet, während ohne dieſe die Entſtehung der Idee des Chriſtenthums in der Mitte einer ihm feindlichen Bildung unbegreiflich bleibe. Aehnlich iſt nach Klaiber das von Strauß als hiſtoriſch ſtehen gelaſſene Gerüſte des Lebens Jeſu völlig ungenügend zur Erklärung der Entſtehung des Chriſtenthums: das Leben eines Landrabbiners und die zauberartige Entſtehung des Chriſtenthums aus dieſem armſeligen Subſtrat wäre eine Wirkung ohne Urſache, das naturwidrigſte aller Wunder.

Mit dem älteren Supranaturalismus war ſein Zwillingsbruder und Antipode, der Rationalismus, wenigſtens in der Oppoſition gegen den mythiſchen Standpunkt einig, und indem er ſeine Stimme gegen die mythiſche Verflüchtigung des Geſchichtlichen erhob, bezeugte er dem Mythiker zugleich ſeine Indignation über den hochfahrenden Ton den er ihm gegenüber angeſtimmt hatte. Hatte Paulus das Straußiſche Werk von dem bekannten Standpunkt aus beurtheilt, welcher nach Abzug alles Wunderbaren an der hiſtoriſchen Realität des in den Evangelien Berichteten feſthält (Litteraturblatt der allgem. Kirchenzeitung, 1835, Nr. 85 ff.), ſo tadelte dagegen Röhr (Kritiſche Predig.-Bibliothek Bd. 17. Heft 2.) den Verfaſſer des Lebens Jeſu, daß er die Paulus'ſche natürliche Erklärungsweiſe als die des Rationalismus überhaupt bezeichne und abfertige. Röhr kennt drei Betrachtungsweiſen der in den evangeliſchen Urkunden enthaltenen Berichte, die erſte die aber- oder überglaubige, die zweite die glaubige, die dritte die unglaubige. Die erſte iſt die ſupranaturaliſtiſche, die dritte die mythiſche, und die zweite die glaubige, die rationaliſtiſche — jedenfalls ein etwas ungewöhnlicher Sprachgebrauch. Die letztere erkennt alle weſentlichen Thatſachen der evangeliſchen Geſchichte für vollkommen bewährt und glaubwürdig an, und gibt von dem hiſtoriſchen Chriſtus auch nicht einen Zug auf, welcher das eigenthümliche Bild desſelben zu einem heiligen und unerſetzlichen Palladium für die Menſchheit macht, während die mythiſche gerade das Gegentheil thut und das Kind mit dem Bade ausſchüttet. Freilich, welches ſind denn die weſentlichen Thatſachen und diejenigen Züge des hiſtoriſchen Chriſtusbildes, welche der Menſchheit nicht genommen werden dürfen? Am Ende läuft hier der Unterſchied des Rationalismus von dem Mythicismus doch nur auf ein Mehr oder Weniger hinaus. In dem nebelhaften Gewande eines unklaren Aeſtheticismus trat der Rationalismus auf in Wilke's Tradition und Mythe, ein Beitrag zur hiſtoriſchen Kritik der kanoniſchen Evangelien überhaupt, wie zur Würdigung des mythiſchen Idealismus im Leben Jeſu von Strauß (1837). Er unterſcheidet drei Epochen in der Entwickelung des Mythus: ſeine Kindheit, in welcher er durch einen Dichter entſteht, ſeine Jugend, ſo lange er traditionell in der Sage lebt und wächst, und ſein Greiſenalter, wenn er aufgezeichnet wird. Hinſichtlich der evangeliſchen Berichte ſucht der Verfaſſer gegen Strauß darzuthun daß nach Abzug alles Wunderbaren an Geburt, Kindheit, Verklärung, Auferſtehung, Himmelfahrt Jeſu der zurückbleibende Kern einen ſtreng geſchichtlichen Werth in Anſpruch nehmen könne. Es iſt dieß im Grunde genommen nur der Paulus'ſche natürliche Standpunkt.

Lebendiger und fruchtbarer als der Kampf des älteren Supranaturalismus und Rationalismus war das Lauffeuer, welches der neuevangeliſche Supranaturalismus in ſeinen mannichfachen Schattirungen gegen den Feind eröffnete. Auf der äußerſten Rechten ließ hier die evangeliſche Kirchenzeitung die Poſaune des Gerichts ertönen (Vorwort zu 1836, und dann öfter), und aus dem Chriſtenboten hallte ein Jahr ſpäter das Echo wieder. Strauß hat nach der Wahrnehmung der evangeliſchen Kirchenzeitung das Herz eines Leviathan, das ſo hart iſt wie Stein und ſo feſt wie ein Stück vom unterſten Mühlſtein; ſie geräth in apokalyptiſche Verzuckungen, und ſchaut den Geiſt aus dem Abgrunde und das große Thier, dem gegeben ward ein Mund zu reden große Dinge und Läſterung; ſie läßt ihm die Begeiſterung für das Thier, um ſich bald darauf an den Qualen zu erbauen welche, die es angebetet haben, von Ewigkeit zu Ewigkeit verfolgen, und ſchließt mit den Schrecken des Gerichtes welche wie ein Ungewitter den Gottloſen auf den Kopf fallen werden. Die letzte Ermahnung: „Seyd wach! der Löwe brüllt!" — Ein artiges Compliment, durch welches ſich indeß der Kritiker-Leviathan ſo wenig beleidigt fühlte, daß er die ihm gehaltene Predigt in der Vorrede zur zweiten Auflage ſeines Werkes als eine Neujahrs-Capucinade belächeln konnte.

Der durch die evangeliſche Kirchenzeitung vertretenen Richtung nahe ſtellt ſich die Schrift von Harleß „Die kritiſche Bearbeitung des Lebens Jeſu von Strauß, nach ihrem wiſſenſchaftlichen Werth beleuchtet" (1836), wenn auch der Ton bei weitem gehaltener iſt. Sein Urtheil über das Straußiſche Werk iſt daß von einem ſolchen Verfahren, von ſolchen Principien und noch mehr von einem ſolchen guten Willen und ſolchen Zwecken für alle Partien der Evangelienkritik nichts, gar nichts zu erwarten ſtehe. Selbſt nicht einmal die natürlichen Gaben des Kritikers zu loben fühlt ſich Harleß gemüßigt. „Das mögen diejenigen thun welchen es gleich iſt in weſſen Dienſte ſie verwendet werden. Denn während die Gelehrten die Zeit damit verbringen ſich gegenſeitig ihrer Wiſſenſchaftlichkeit wegen zu preiſen, gehen die Gemeinden zu Grunde. Ich aber möchte nicht mit gelehrten Artigkeiten mein Gewiſſen verletzen." — Auch Tholuk, der übrigens der Tüchtigkeit und Offenheit welche ſich in dem Straußiſchen Werke ausſpricht, lobend Erwähnung thut, meint doch daß wir genug der gelehrten Complimentirerei haben, da wo ſie nicht hingehöre; ob ſie auch da noch einen Ort finden ſolle, wo es ſich um Seyn oder Nichtſeyn der chriſtlichen Religion handle? (Die Glaubwürdigkeit der evangeliſchen Geſchichte, zugleich eine Kritik des Lebens Jeſu von Strauß

Digitized by Google

für theologiſche und nichttheologiſche Leſer. 1837.) In der bekannten geiſtreichen Manier ſucht nun der Verfaſſer die Glaubwürdigkeit der Evangelien zu erweiſen und die Straußiſche Kritik zu bekämpfen; manche ſchwache Seiten derſelben findet er mit einem glücklichen Tacte auf und deutet ſie in der erdenklichſten Weiſe aus; Schwierigkeiten aber die ihm ſelbſt im Wege ſtehen, überſpringt er mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit, und thut dabei als ob er immer auf ebenem Boden einherginge. Ueberhaupt war die leichte Cavallerie Tholuk'ſcher Vielſeitigkeit weniger geeignet es mit den geſchloſſenen Angriffscolonnen des Gegners aufzunehmen, und trotzdem daß der gelehrte Halleſche Profeſſor alle möglichen hervorragenden Namen der alten, mittlern und neuern Zeit aus dem Morgen- und Abendlande zu ſeiner Hülfe entbietet — gleich auf dem Titel ſtehen ein paar Mottos aus Vincentius Lerinenſis, dem chriſtlichen Kirchenvater, und dem alten Heiden Ariſtoteles in traulichſter Nähe bei einander, — obwohl ein Herodot und Plutarch, ein Epimenides und Pheidippides, ein Livius und Tacitus, ein Dio Caſſius und Vellejus, ein Heeren und Johannes v. Müller, ein Shakſpeare, Goethe, Schubarth, ein Wolf, Bourienne und v. Clauſewitz und noch viele andere ihr Hülfscontingent zu dem Kampfe gegen den Mythiker haben aufs Piket ſtellen müſſen, ſo hat doch der Angriff dem Feinde wenig Schaden zu thun vermocht, und das Ganze glich mehr einer Plänkelei, unternommen um die Gewandtheit und Volubilität des Kämpfenden zu zeigen, als dem Ernſte einer wirklichen Schlacht. Auf einem ähnlichen Standpunkt wie die Tholuk'ſche Schrift ſtellte ſich auch die kleine Broſchüre von Lange, damals noch evangeliſchem Pfarrer in Duisburg: „Ueber den geſchichtlichen Charakter der kanoniſchen Evangelien, insbeſondere die Kindheitsgeſchichte Jeſu, mit Beziehung auf das Leben Jeſu von Strauß“ (1836.) Allein gerade für die Geburts- und Kindheitsgeſchichte Jeſu den hiſtoriſchen Charakter zu retten dürfte auch für den Geiſtreichſten die Unternehmung einer Siſyphusarbeit ſeyn. Zur ſelben Zeit machte Sack (in Bonn) einen wenig gelungenen Verſuch dem Verfaſſer des Lebens Jeſu nachzuweiſen daß er weder einen theologiſchen, noch hiſtoriſchen, noch philoſophiſchen Standpunkt habe, und Nitzſch nannte das Leben Jeſu ein antitheologiſches Werk.

Das Organ einer gemäßigt vermittelnden Auffaſſungsweiſe des Chriſtenthums, die theologiſchen Studien und Kritiken, brachte mehr als eine Beurtheilung des Lebens Jeſu. Julius Müller, der bekannte Verfaſſer des Werkes über die Sünde, warf Strauß eine gänzliche Verkennung des Zuſtandes der Menſchheit vor, und mithin auch der Sünde und Erlöſung. Das Leben Jeſu iſt ihm ein Product des Fanatismus der Speculation, dem er weder Neuheit noch kritiſche Schärfe, weder eine genügende ſpeculative Baſis noch eine bündige Beweisführung zugeſtehen kann. Das Chriſtenthum iſt nach der mythiſchen Hypotheſe eine in der Luft hängende Wirkung. Zu dem Beſten was gegen Strauß geſchrieben iſt, muß unſtreitig nach Inhalt und Form die Ullmann'ſche Recenſion des Lebens Jeſu gezählt werden. Mit Recht macht der Verfaſſer auf die mannichfachen Nuancirungen aufmerkſam welche durch die Verbindung der Mythenbildung mit einer hiſtoriſchen Grundlage nothwendig entſtehen müſſen, ſo daß entweder, wie in dem philoſophiſchen und hiſtoriſchen Mythus die freie Bildung, oder, wie in der von Ullmann ſogenannten mythiſchen Geſchichte, der hiſtoriſche Charakter, wenn auch ins Ideale hinübergebildet, das Vorwiegende iſt. Daher denn auch, wo uns irgend etwas Ungeſchichtliches entgegentritt, keineswegs ſchon deßhalb das Ganze als unhiſtoriſch zu verwerfen iſt. Dabei geſteht Ullmann daß er, gern oder ungern, durch die ganze Entwicklung unſerer hiſtoriſchen Kritik und unſerer Weltanſchauung überhaupt zu der Anerkennung gezwungen ſey daß durch die Art der Fortpflanzung und Aufzeichnung der evangeliſchen Geſchichte Mythiſches in ſie eingedrungen ſey, wenn gleich er die Ausdehnung der mythiſchen Erklärungsweiſe, wie ſie bei Strauß vorliegt, abweiſen zu müſſen glaubt. Die angeführte Recenſion ward ſpäterhin aus den Studien und Kritiken abgedruckt in der Schrift „Hiſtoriſch oder Mythiſch? Beiträge zur Beantwortung der gegenwärtigen Lebensfrage der Theologie,“ von Ullmann, 1838, — welche noch außerdem drei andere Abhandlungen deſſelben Verfaſſers enthält, worunter ein Sendſchreiben an Strauß über die Perſönlichkeit Chriſti und das Wunderbare in der evangeliſchen Geſchichte, als Antwort auf Strauß's Sendſchreiben an den Verfaſſer in dem dritten Heft ſeiner Streitſchriften. Ullmann hat kein Bedenken getragen für das Detail der evangeliſchen Geſchichte manches fallen zu laſſen was nicht mehr zu halten war, aber nur um an der gottmenſchlichen Lebensfülle in der Perſönlichkeit Chriſti deſto feſter zu halten.

Mild und beſonnen erklärte ſich auch Neander in einem auf höhere Veranlaſſung abgefaßten Gutachten über das Buch des Dr. Strauß: Das Leben Jeſu und das in Beziehung auf die Verbreitung deſſelben zu beobachtende Verfahren (vom 15 Nov. 1835, veröffentlicht mit einer Erklärung in Beziehung auf einen ihn — Neander — betreffenden Artikel der Allgemeinen Zeitung, in der Beilage 1836 Nr 10 S. 79.) Obwohl Neander nicht umhin zu können erklärt den Standpunkt von welchem jenes Werk geſchrieben worden, durchaus und die Ergebniſſe größtentheils zu verwerfen, ſo muß er doch den Scharfſinn des Verfaſſers, ſein kritiſches Talent, ſeine Kenntniſſe, ſeine geſchickte Entwicklungsgabe und auch die Offenheit und Ehrlichkeit mit der er unverhohlen ausgeſprochen, was Andere, von denſelben Principien ausgehend, aus äußerlichen Rückſichten auszuſprechen ſich ſcheuen, gerechterweiſe anerkennen. Doch geht dem Scharfſinn nicht der Tiefſinn zur Seite; vielmehr waltet in dem Buche ein einſeitiges Verſtandeselement welches, in dieſer Einſeitigkeit auf die in der Geſchichte ſich offenbarenden göttlichen Dinge angewendet, zum Pyrrhonismus führen, und die Grundlagen der chriſtlichen Kirche zerſtören müßte, wenn die dadurch gewonnenen Reſultate ſich allgemeiner verbreiteten. Doch iſt ein Verbot unbedingt zu widerrathen, denn der Kampf gegen ein wiſſenſchaftliches Werk darf nur mit den Waffen der Wiſſenſchaft geführt werden, wie denn das in dieſem einzelnen Fall thatſächlich ausgeſprochene Princip einer Bevormundung des rein wiſſenſchaftlichen Verkehrs von Seiten des Staates dem Intereſſe der Wiſſenſchaft überhaupt ſehr gefährlich ſeyn würde. Zugleich nimmt Neander von dem früher angeführten Vorwort der evangeliſchen Kirchenzeitung Veranlaſſung gegen alle alleinſeligmachende Dogmatik, gegen alles Päpſtthum und von demſelben zuerſt gemachte Procruſtes-Bette zu proteſtiren, und zu warnen vor jener Conſequenz in der Beſchränktheit, welche ſo leicht mit anmaßendem Abſprechen oder Geiſtesträgheit ſich paart. Wie von Neander ward auch von Lücke der Straußiſche Standpunkt mit voller Ueberzeugung zurückgewieſen (Göttinger gel. Anzeigen 1837, Mai.)

Insbeſondere mochte ſich nun das Schwabenland, welches ja das deſtructive Gift aus ſeinem Schooße geboren, vor allen für berufen halten auch ein heilkräftiges Antidoton gegen die zerſtörenden Wirkungen deſſelben zu verabreichen. Wenigſtens legen von ſolchem Beſtreben die Schriften von Beck, Hoffmann, Vaihinger, Oſiander, Kern ein unverkennbares Zeugniß ab. Beſonders die Schrift des letztern, des langjährigen Lehrers von Strauß, nimmt unter den Gegenſchriften unbeſtritten einen ſehr ehrenvollen

Digitized by Google

Rang ein. Sie führt den Titel: Erörterung der Hauptthatſachen der evangeliſchen Geſchichte in Rückſicht auf Strauß's Schrift „das Leben Jeſu" (1836). Der mythenbildende Glaube mußte eine adäquate, angemeſſen kräftige Urſache gehabt haben; wie kam er ſonſt dazu gerade Jeſum von Nazareth zum mythiſchen Träger der Erlöſungsidee zu machen? Die Urſache konnte nur die hiſtoriſche Erſcheinung Jeſu ſelbſt ſeyn welche die Idee des Erlöſers ſchon ausdrückte, alſo die Einheit des hiſtoriſchen und idealen Chriſtus in Jeſu. Der Mythiker aber hätte zu zeigen gehabt wie der Glaube ohne gehörigen Anlaß die Perſönlichkeit Jeſu als des hiſtoriſchen und idealen Chriſtus produciren konnte, eine Aufgabe die er nicht gelöſt hat. Dazu iſt die von Strauß behauptete Urbildlichkeit der Gattung welche ſich in der gegenſeitigen Ergänzung der einzelnen Individuen realiſiren ſoll, eine Unmöglichkeit, und die Straußiſche Chriſtologie ſinkt hier herab zu dem Kant'ſchen Dualismus des Seyns und Sollens. Diejenige Unendlichkeit in welcher die Straußiſche Anſicht, nach Kern auch die Hegel'ſche, ſich verliere, mache die Verwirklichung der Idee ganz unmöglich, indem ſie einen Ungedanken und mithin ein Unwirkliches recht eigentlich an die Spitze ſtelle. Bei dem Gegenſatz gegen Strauß iſt indeß auch Kern keineswegs gemeint für das einzelne Detail der evangeliſchen Geſchichte durchgehends den hiſtoriſchen Charakter feſtzuhalten.

Schon die Kern'ſche Schrift enthält mannichfache ſpeculative Elemente, und mag daher den Uebergang bilden zu dem Verhalten der ſpeculativen Theologie gegen das Straußiſche Werk. Da indeß die Darſtellung deſſelben von dem Verhältniß der Hegel'ſchen Philoſophie überhaupt zu dem Standpunkt des Lebens Jeſu nicht gut getrennt werden kann, ſo faſſen wir beides zuſammen, nachdem wir zuvor noch einen kurzen Blick auf die Stimmführer der anderen philoſophiſchen Fractionen geworfen haben. Als Hauptrepräſentant einer myſtiſch-theurgiſchen Philoſophie, welche auf dem philoſophiſchen Gebiet die äußerſte Rechte einnimmt, wie in der Theologie die Hyperorthodoxie einer evangeliſchen Kirchenzeitung, ſchrieb Eſchenmayer, außerdem gereizt durch Strauß's vermeintliche Apoſtaſie hinſichtlich des Somnambulismus, ſeinen Iſchariothismus unſerer Tage, eine Zugabe zu dem jüngſt erſchienenen Werke das Leben Jeſu von Strauß (1835). Schon der Titel zeigt zur Genüge auf welchen Standpunkt der Verfaſſer ſich geſtellt hat. Als Iſchariothismus, eine Bezeichnung welche an ſich ſchon gehäſſig genug iſt, wird die alte Tendenz bezeichnet durch kritiſche und dialektiſche Künſte die hiſtoriſche Grundlage des Chriſtenthums zu verſtümmeln, die Würde der Offenbarung zu profaniren, und die Perſon des Stifters nach dem Maßſtabe großer Individuen zu betrachten. Die natürliche und die mythiſche Auslegungsweiſe fallen unter dieſe Kategorie; beide machen die Heiligung, Erlöſung, Beſeligung zu einem Wahn. Wie ſich Eſchenmayer der Laie in den Glauben hinein, ſo hat ſich Strauß der Theologe aus dem Glauben herausgearbeitet. Einer auf dieſem Standpunkt ſtehenden Philoſophie war natürlich eine auch nur einigermaßen richtige Würdigung des Straußiſchen Werkes unmöglich.

Die Rolle des Rationalismus in der Theologie ſpielt in der Philoſophie der Kantianismus; er gab ſein Urtheil über das Leben Jeſu ab durch den Veteranen Krug: Ueber altes und neues Chriſtenthum, in Hinſicht auf Ammon's Fortbildung des Chriſtenthums und Strauß's Leben Jeſu. Ein Sühnewort für Paläologen und Neologen als Programm zum nächſten Jubelfeſte der Chriſtenheit (1836). Es wird hier im weſentlichen nur eine Anwendung gemacht von den ſchon aus der Perfectibilitat der geoffenbarten Religion bekannten Principien. Das Straußiſche Leben Jeſu hat Krug wie ſelten ein Buch angezogen. Beim erſten Anlauf iſt es ihm ſogar vorgekommen als hätte Strauß vollkommen Recht, und würde von keinem widerlegt werden. Es wurde ihm aber doch zu arg, weil Strauß alles mythiſirt. Hatte Strauß ihm Inconſequenz vorgeworfen, ſo findet er dagegen die Straußiſche Conſequenz leichtfertig; hatte Strauß dem Rationalismus eine wenig verhehlte Geringſchätzung bewieſen, ſo bezeichnet Krug ihn dafür als Ultraiſten und Irrationaliſten. Schließlich beruft ſich Krug auch auf ein gleichfalls verwerfendes Urtheil von Ammon.

Die der Sage nach über Hegel hinausgegangene Philoſophie erklärte ſich durch Weiſſe, einen ihrer talentvollſten Repräſentanten, zum Theil ziemlich günſtig über das Leben Jeſu — ſo in den Blättern für litterariſche Unterhaltung 1836, Nr. 61—65 — doch nur um ſich andererſeits, von dem Standpunkt der Philoſophie aus, deſto entſchiedener gegen die Straußiſche Anſicht von der Perſon Chriſti in Oppoſition zu ſetzen. (Ueber die philoſophiſche Grundlage von Strauß's Leben Jeſu in Tholuck's Litter. Anzeiger 1836, Nr. 19.) Strauß hat nach ihm nur die religionsphiloſophiſchen Principien Hegel's mit Conſequenz durchgeführt. Das Streben des Hegelianismus aber iſt weſentlich darauf gerichtet das Chriſtenthum auf das ethiſche Princip zurückzuführen. Weiſſe hat ſodann ſeine Anſicht in einem eigenen Leben Jeſu ausführlicher entwickelt und motivirt, worauf wir noch ſpäter zurückkommen werden.

Was nun die Hegel'ſche Philoſophie insbeſondere anbetrifft, ſo wie die durch dieſelbe tingirte ſpeculative Theologie, ſo war ſie bis zum Erſcheinen des Lebens Jeſu mehr oder weniger noch als eine compacte Einheit aufgetreten, und wenn gleich ſchon manche bedenkliche Vorzeichen auf einen nicht allzu fernen Bruch gedeutet hatten, ſo betrachtete ſich doch bis dahin die Hegel'ſche Schule noch als ein Ganzes. In den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik hatte ſie ihr Hauptquartier aufgeſchlagen. Das Straußiſche Werk brachte die in der Hegel'ſchen Philoſophie verborgenen heterogenen Elemente zum Bewußtſeyn ihrer Divergenz, und es bildete ſich von der Zeit an eine Scheidung, für welche Strauß in ſeinen Streitſchriften die von der politiſchen Welt entlehnten Bezeichnungen der Rechten, des Centrums und der linken Seite geprägt hat. Auf der Rechten ſtanden ein Göſchel, Bruno Bauer, Marheineke, Daub, Conradi, nach Strauß auch Gabler, Erdmann und Andere, kurz alle diejenigen welche mit der Hegel'ſchen Philoſophie die ganze Poſitivitat des Schrift- und Kirchenglaubens für vereinbar hielten. Von dieſer Seite erklärten ſich beſonders Göſchel und Bruno Bauer ausführlicher gegen Strauß. Der erſtere — in dem Aufſatz: Erſtes und Letztes, ein Glaubensbekenntniß der ſpeculativen Philoſophie in B. Bauer's Zeitſchrift für ſpeculative Theologie 1836, Bd. I. Heft 1 — wirft der Straußiſchen Auffaſſung der Idee ihre Subjectivitat vor, ſofern ſie nicht in einem einzelnen Individuum, ſondern nur in der geſammten Menſchheit als vollſtandig verwirklicht geſetzt werde, und Gabler ſtimmt ihm bei in dem Programm De verae philosophiae erga religionem pietate. Beide beſchuldigen Strauß, nicht mit Unrecht, daß er auf den Kant'ſchen Standpunkt eines bloßen Sollens zurückgeſunken ſey. Denn wenn auch Strauß dagegen erimirt daß nur nach ſeiner Anſicht die Idee wahrhaft verwirklicht ſey, ſofern ſie nicht am empiriſch Einzelnen hänge, ſondern an dem Allgemeinen der ganzen Menſchheit, ſo kommt doch, wie dieß ſchon früher angedeutet iſt, auch die Verwirklichung der Idee in der geſammten Gattung bei Strauß bei Lichte betrachtet nicht über ein bloßes Sollen hinaus. Ein Muſterſtück von unklarem Kategorienbombaſt iſt die Recenſion des Lebens Jeſu von B. Bauer.

Digitized by Google

(Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik, 1835, December), um ſo merkwürdiger mit Rückſicht auf den exorbitanten Gang den der Verfaſſer ſpäterhin genommen. Bauer geſteht hier dem Zweifel und der Kritik eigentlich nur die Bedeutung eines formalen Durchgangspunktes zum Wiſſen zu; die Poſitivität des Schrift- und Kirchenglaubens ſoll hienach zwar in das Fegefeuer des kritiſchen Zweifels eingehen, aber nur um ebenſo, wie ſie hineingekommen, wiederum aus demſelben entlaſſen zu werden. Unterſteht ſich die Kritik an dem in ihre Hände gegebenen Stoffe etwas als unvernünftig und nicht probehaltig zu finden, ſo iſt ſie eine falſche Kritik. Dagegen konnte denn freilich Strauß mit Recht bemerken, eine Kritik welche ihren Gegenſtand als abſoluten makelloſen vorausſetze, ſey eben gar keine Kritik. Wie ſich nun jene poſitive Kritik im Einzelnen zu geriren habe, das ſucht B. Bauer an dem Beiſpiele einer aprioriſchen Deduction der übernatürlichen Zeugung klar zu machen, deren ungefährer Sinn iſt daß, da durch individuelle Geſchlechtsthätigkeit immer nur Beſchränktes, Unvollkommenes hervorgebracht werden könne, die Entſtehung der abſolut vollkommenen Perſönlichkeit Chriſti nur als unmittelbare That der allgemeinen menſchlichen Natur, des Begriffs, begriffen werden könne, ohne Vermittlung zeugender Individuen, wobei indeß doch auch wieder das Weib, oder die Jungfrau als perſonificirte Empfänglichkeit Theil nehmen ſoll. Wir ſagten es ſey dieß der ungefähre Sinn, denn genau läßt ſich derſelbe nicht beſtimmen, wie denn auch Strauß die treffende Bemerkung macht, beim Leſen jener Stelle ſey es ihm immer als wäre er in der Fauſt'ſchen Hexenküche und hörte ein ganzes Chor von hunderttauſend Narren ſprechen. Die humoriſtiſche Anwendung ſolcher Principien auf einen concreten Fall, wo der Begriff der Poeſie das abſolute Gedicht ohne die Vermittlung einer menſchlichen Hand auf das empfängliche Papier ſchreibt, möge man bei Strauß ſelbſt nachleſen (Streitſchriften III, S. 111.).

Während nun die rechte Seite der Hegel'ſchen Schule den Mythiker gänzlich von oben herab behandelte, und ihm ein Mißverſtehen der Philoſophie des Meiſters vorwarf, ließ ihm das Centrum zwar mehr Gerechtigkeit widerfahren, ſuchte ſich ihn indeß doch auch möglichſt weit vom Leibe zu halten. In den Streitſchriften, in denen die Eintheilung der Schule in Rechte, Centrum und Linke zuerſt durchgeführt ward, ſtellt Strauß in das Centrum nur Roſenkranz; nur dieſer hatte ſich nämlich damals ſchon ausführlicher über das Leben Jeſu erklärt; eben dahin möchten indeß auch Schaller, Vatke, Frauenſtädt und Andere zu ſtellen ſeyn, welche ſich erſt ſpäter erklärt haben. Roſenkranz in dem Vorwort zu ſeiner Kritik der Schleiermacher'ſchen Glaubenslehre (1836) bezeichnete die Straußiſche Anſchauungsweiſe als eine faſt directe Emanation der Schleiermacher'ſchen Schule, während dagegen Alexander Schweizer, in geradem Gegenſatz gegen Roſenkranz, den Beweis unternahm wie gerade die Grundanſicht der Schleiermacher'ſchen Chriſtologie in diametralem Gegenſatz zu der Straußiſchen ſtehe. Roſenkranz hält unbedingt feſt an der abſoluten Congruenz der Idee und Wirklichkeit in der hiſtoriſchen Perſönlichkeit Chriſti. Wenn gleich auch die ganze Menſchheit vor und nach Chriſtus in dem Proceß der Menſchwerdung Gottes begriffen iſt, ſo iſt doch nur dieſe einzelne Geſtalt allein dem Begriff angemeſſen, und außer ihr hat kein anderer Menſch die Realität der Idee als individuelle Erſcheinung vollbracht. Von dieſer Seite nun iſt Jeſus der eingeborne Sohn Gottes, der in der Erſcheinung Chriſti ſich als punktuelles Daſeyn auf abſolute Weiſe geſetzt hat. In dem Feſthalten der urbildlichen Perſönlichkeit Chriſti, als in welcher die Idee einen adäquaten Ausdruck gewonnen, ſtimmte mit Roſenkranz mehr oder weniger überein Schaller, der hiſtoriſche Chriſtus und die Philoſophie, Kritik der Grundidee des Werks das Leben Jeſu von Strauß (1838), ſicherlich eine der tüchtigſten Arbeiten, welche vom ſpeculativen Standpunkt aus gegen Strauß geſchrieben iſt. Seine Polemik richtet ſich gleichfalls vornehmlich gegen das Verhältniß in welches Strauß das Individuum zur Gattung und dieſes zur Idee ſtellt, während er ſelbſt die Nothwendigkeit einer vollendeten Erſcheinung der Idee im Individuum darzuthun bemüht iſt. Zu vergleichen iſt die Beurtheilung der genannten Schrift durch Vatke in den Halliſchen Jahrbüchern 1838, Nr. 283 ff. Vatke, welcher in ſeiner altteſtamentlichen Theologie (1835) die Geſchichte des alten Bundes unter den Geſichtspunkt einer begrifflichen Entwicklung geſtellt hatte, und ſich ſeitdem durch ſein Werk über die menſchliche Freiheit (1841) als einen der tiefſten und gediegenſten Forſcher auf dem Felde der ſpeculativen Theologie bewährt hat, ſucht durch die Unterſcheidung zwiſchen dem erniedrigten hiſtoriſchen und dem erhöhten verklärten Chriſtus die Realität der gottmenſchlichen Idee in Chriſtus zu behaupten, und Frauenſtädt in der Schrift über die Menſchwerdung Gottes unterſchied zu demſelben Zwecke an der Idee des Gottmenſchen ſehr richtig eine allgemeine und beſondere Seite, deren erſtere, beſtehend im wahren Gottesbewußtſeyn und in der Sündloſigkeit, ſich in jedem einzelnen Individuum vollſtändig verwirklichen kann, und eine gegenſeitige Ergänzung derſelben nicht zuläßt, dagegen hinſichtlich der beſonderen Seite des Inhalts der Idee, wonach das gottmenſchliche Leben in den verſchiedenen Nationen und innerhalb einer jeden in verſchiedenen Wirkungs- und Berufsarten ſich ausbreitet, die Realiſirung der Idee im Einzelnen ſtets nur eine unvollkommene ſeyn kann. Auf der Gränze des Centrums und der Linken, doch näher an die letztere angeſchloſſen, ſteht der Tübinger Baur, auf den wir noch ſpäter zurückkommen müſſen; wenn gleich er bald nach dem Erſcheinen des Lebens Jeſu in einer Weiſe ſich erklärte, welche einen Unterſchied ſeiner Anſchauungsweiſe von der des Mythikers vorausſetzen ließ (in der abgenöthigten Erklärung gegen einen Artikel der evangeliſchen Kirchenzeitung, Tübinger Zeitſchrift 1836, Heft 3), ſo gibt ſich doch in ſeinen letzten Werken über die Verſöhnungs- und Dreieinigkeitslehre, beſonders am Schluß derſelben, eine von der Straußiſchen kaum zu unterſcheidende chriſtologiſche Grundanſchauung zu erkennen.

Wir ſtehen hier alſo am Uebergang zur linken Seite, auf welche Strauß in den Streitſchriften nur erſt ſich ſelbſt zu ſtellen weiß — wenn es die Hegel'ſche Schule, wie er hinzuſetzt, nicht vorzöge ihn aus ihrem Bereiche ganz auszuſchließen und anderen Geiſtesrichtungen zuzuwerfen; freilich aber werde dieß nur geſchehen, um ihn von dieſen wie einen Ball wieder zurückgeworfen zu bekommen. So arg ward es indeß nicht, ſondern die Linke behielt ihn, oder vielmehr ſie bildete ſich erſt um ihn heran, indem ſie ſeine Anwendung der Hegel'ſchen Principien als die wahren und allein richtigen Conſequenzen der Philoſophie des Meiſters bezeichnete. Von den Herausgebern der Hegel'ſchen Werke erklärte ſich Michelet in ſeiner Geſchichte der Philoſophie von Kant bis Hegel (1838) II, S. 659 ziemlich offen für Strauß. Da, meint er, der Unterſchied zwiſchen Roſenkranz und Strauß wohl zu vermitteln wäre, beſonders nachdem der letztere zugeſtanden daß er ſich hin und wieder vielleicht ungerecht gegen den Inhalt des Glaubens bewieſen habe, ſo ſchlage er (Michelet) die Coalition des Centrums („ohne welche es weder Fiſch noch Fleiſch, ein niederträchtig Grau wäre,“) mit der linken Seite vor, [illegible] pacte Majorität bilden würde, deren Leiter der Abgeſchiedene

Digitized by Google

ſelbſt bliebe. Und wie Strauß in Berlin ſich zu ſeinen Vorträgen gehalten, ſo wolle er ſich jetzt ſeinerſeits zu ihm halten. Es wäre nicht unmöglich daß ein ſpäterer Kritiker hier zwiſchen den Zeilen läſe, die erſte Anregung zu dem Straußiſchen Unternehmen ſey eigentlich von — Michelet ausgegangen. Unter der von Strauß aufgepflanzten Fahne auf der Linken ſchaarte ſich ſodann eine Reihe von jüngeren Kräften, welche in den ſeit 1838 gegründeten Halliſchen Jahrbüchern ein Organ für die Verbreitung ihrer Anſichten erhielten. Die Halliſchen Jahrbücher, deren erſte Laufbahn eine ſo glänzende war wie es wohl ſelten einer Zeitſchrift begegnet iſt, waren indeß zu Anfang auch in theologiſcher Beziehung noch weit entfernt von einem einſeitig extremen Standpunkt, auf den ſie ſpäterhin mehr und mehr hinübergedrängt wurden, und wenn auch die linke Seite der Hegel'ſchen Schule in ihnen ihre Anſchauungsweiſe geltend zu machen Gelegenheit fand, ſo war anfangs doch die centrale Stimmung noch die durchaus vorherrſchende. Der Herausgeber ſelbſt, Arnold Ruge, der nach einem Umſchwung weniger Jahre die Halliſchen Jahrbücher unter Bauer'ſchen und Feuerbach'ſchen Bannern weit über Strauß hinausgeführt hatte, gehörte 1838 in dem erſten Jahrgang der Zeitſchrift noch den Männern des Centrums an. Als Viſcher in dem bekannten Aufſatze über Strauß und die Württemberger es mit Strauß als eine Durchlöcherung des Weltzuſammenhangs bezeichnete wenn ein Individuum zugleich unmittelbar das Abſolute ſeyn ſolle, erklärte Ruge in einer Anmerkung ſich faſt entſchuldigend daß er einer ſolchen Anſicht den Zutritt verſtattet habe. Er ſelbſt vertheidigt die abſolute Perſönlichkeit Chriſti. Das Individuum Chriſtus ſey geiſtiges Individuum, Perſon, und die Perſönlichkeit des Abſoluten. Perſon ſey der Geiſt gewiß, abſolut zu ſeyn dürfe er aber auch in ſeiner Perſönlichkeit nicht verhindert ſeyn, es müßte ſich denn zeigen daß ſeine Perſönlichkeit ſeine Endlichkeit ſelbſt wäre, wogegen ſie doch vielmehr das Durchtönen (personare) des Ewigen, den Durchbruch des Geiſtes durch die Natur in dem exiſtirenden Menſchen ausſpreche, und damit ſchon das Geheimniß am lichten Tage, die Offenbarung ſelbſt ſey, denn das vollendete Selbſtbewußtſeyn der Perſon ſey das Gottesbewußtſeyn.

Wir werfen jetzt noch ſchließlich einen kurzen Blick auf die nicht gerade dem engeren Gebiet der Wiſſenſchaft angehörige Litteratur, ſofern ſie durch das Leben Jeſu veranlaßt ward. Während die Männer des jungen Deutſchlands in ihrer eigenen Grundrichtung mehr oder weniger Veranlaſſung finden mußten die Straußiſchen Reſultate mit Beifall zu begrüßen, ſo ſetzte ſich dagegen das alte patriotiſch-moraliſche Deutſchland in der Perſon ſeines Repräſentanten Wolfgang Menzel in eine deſto entſchiedenere Oppoſition gegen das Werk des Mythikers, je weniger es ihm gelungen war in den Sinn der Straußiſchen Anſicht einzudringen (Literaturblatt 1836 Nr. 100). Denn nur ein radicales Mißverſtändniß kann es ſeyn wenn Strauß die Annahme zugeſchrieben wird daß die chriſtlichen Prieſter erſt hinterdrein ſich ein ideales Bild, Chriſtus genannt, geſchaffen, und demſelben der nie exiſtirt habe, erſt alles angelogen hätten, was wir heutzutage unter der chriſtlichen Tradition verſtehen. Der moraliſche Maßſtab fehlt natürlich auch hier nicht. Ueber das Buch von Strauß haben nach Menzel nur diejenigen ſich herzlich gefreut denen das Chriſtenthum einen moraliſchen Zwang auferlegt, und die begierig jeden Grund ſuchen unſittlich ſeyn zu dürfen; er ſetzt uns ferner davon in Kenntniß daß das Buch von Strauß von den antiſocialen Tendenzen bewillkommnet wird, die nicht bei der religiöſen Indifferenz ſtehen bleiben, ſondern auch eine Gleichgültigkeit gegen die ſociale Moral erzeugen, und dieſe aus Egoismus oder Schadenfreude untergraben wollen, ja daß die Kritik ſelbſt es nicht ſowohl auf die Religion als hinter der Religion auf die Moral abgeſehen hat. Das toujours perdrix verwandelt ſich bei Menzel in ein toujours morale. Mit Menzel, dem Franzoſenfreſſer, befand ſich der franzöſiſche Eklekticismus wenigſtens in ſo weit in Uebereinſtimmung, als er über das Straußiſche Werk den Stab brach. Edgar Quinet (Revue des deux mondes 1838, December) malt mit grellen Farben in Victor Hugo'ſcher Manier den Charakter des Lebens Jeſu. Strauß hat mit mehr Entſchloſſenheit, Urtheilskraft und Unerſchrockenheit als irgend jemand ſich zu dem abſchreckenden Dienſte hergegeben die friſche Wunde unſerer Zeit zu unterſuchen, zu betaſten und zu erweitern, und zwar in einer Weiſe daß ſelbſt der Indifferentismus zuſammengefahren iſt, und ſich mit einem Schrei auf ſeinem Lager in die Höhe gerichtet hat; doch wenn man das düſtere, eiſige, ſchneidende Buch zur Hand nimmt, ſo muß man mit jener Frau die ſich den Dolch ins Herz ſtieß, ausrufen: es thut nicht weh! Das Straußiſche Werk iſt nur die letzte Conſequenz aus den ſeit einem halben Jahrhundert in der deutſchen Theologie aufgeſtellten Prämiſſen. Allein wenn gleich Chriſtus durch die Doctoren unſerer Tage ein härteres Leiden erduldet als einſtmals auf Golgatha, ſo wird dennoch aus dem Schooß unſerer Finſterniß der ewig alte, ewig neue Gott wieder hervorgehen, angethan mit ſtrahlenderem Glanze als dem auf Tabor.

Selbſt Diplomaten betheiligten ſich bei dem Straußiſchen Kampfe; der Frhr. v. Canitz, damals königl. preußiſcher Geſandter in Hannover, ſchrieb (anonym) Betrachtungen eines Laien über die neue Betrachtungsweiſe der Evangelien des Dr. Strauß, nach denen der Grundirrthum des Straußiſchen Werkes darin beſteht daß er den Begriff des Glaubens wie ſein Verhältniß zu Wiſſenſchaft, Zweifel, Kritik ganz unrichtig gefaßt hat, und von einer entſchieden ungläubigen Vorausſetzung ausgeht. Dagegen ein anderer Laie in den Laienworten über die Hegel-Straußiſche Chriſtologie (Zürich 1836) gegen den armen Hegel die Anklage ſchleudert eine von Hauſe aus ſo geſunde kräftige Natur, wie den jungen Strauß, zur Verdummung (!) in philoſophiſchen Dingen gebracht zu haben, und in dem Umſichwerfen mit Ausdrücken wie Blödſinn, Einfältigkeit, ganz ordinärer Menſch zur Genüge beurkundet daß wenigſtens kein Diplomat an ihm verdorben iſt. Auch das ſchöne Geſchlecht ſuchte man in den Kampf hineinzuziehen, und ihm das Verſtändniß der Straußiſchen Ideen zu erſchließen, ſo „Das Chriſtenthum des neunzehnten Jahrhunderts. Zum Verſtändniß der Straußiſchen Grundanſichten. In Briefen an eine Dame." (Braunſchweig 1839.)

Endlich nahm man ſogar das perſiſtirende Genus der Parodie zu Hülfe, um die Straußiſchen Reſultate zu bekämpfen; die Auszüge aus der Schrift: das Leben Luthers, kritiſch bearbeitet von Dr. Caſuar, Mexico 2836; herausgegeben von Wurm, Tübingen 1836, ſuchten durch vorgebliche Anwendung Straußiſcher Principien das Leben des deutſchen Reformators mythiſch zu verflüchtigen, und mit Napoleon ward ein ähnlicher Verſuch gemacht in dem Leben Napoleons, kritiſch geprüft. Aus dem Engliſchen, mit einigen Nutzanwendungen auf das Leben Jeſu von Strauß (Leipzig 1836). Sogar ein Beweis daß Luther nie exiſtirt habe, ward von Hrn. Prof. v. d. Hagen in der deutſchen Geſellſchaft in Berlin vorgetragen und ſpäter publicirt (1838). Daß man durch dergleichen Uebertreibungen die Sache ſo wenig fördern konnte als dieß neuerlich durch die Meinhold'ſche Poſſe geſchehen iſt, liegt auf der Hand; hatte doch auch Strauß nicht in Abrede geſtellt daß Chriſtus überhaupt exiſtirt habe, ſondern nur daß die wunderbare,

Digitized by Google

übernatürliche Hülle von welcher ſeine Erſcheinung nach den evangeliſchen Berichten umgeben erſchien, auf hiſtoriſche Geltung Anſpruch machen dürfe.

Wir ſchließen hiemit die Skizze der Bewegungen welche unmittelbar durch das Leben Jeſu veranlaßt wurden. Wenn die meiſten Stimmen ſich in eine mehr oder weniger ſcharfe Oppoſition zu dem Princip ſowohl als zu den Reſultaten des Werkes geſtellt haben, ſo ſpricht ſich darin allerdings eine nothwendige Seite des chriſtlichen Bewußtſeyns aus, wonach die concrete Wirklichkeit, die empiriſch-hiſtoriſche Bedeutung des Chriſtenthums in eine abſtracte Idealität nicht abſorbirt werden kann, ohne daß dadurch das chriſtliche Bewußtſeyn in ſeinem innerſten Weſen verletzt würde. Daß man nun gegen Strauß häufig und größtentheils auch das Unweſentliche mit dem Weſentlichen vertheidigte, daß überhaupt bei dem ganzen Kampfe viele Schwächen und Gebrechen nicht nur unſerer Wiſſenſchaft, ſondern auch unſeres Lebens an den Tag traten, das war bei der Natur der Sache um welche geſtritten ward, eine unvermeidliche Nothwendigkeit.

(Die Fortſetzung in einem zweiten Artikel folgt.)

Die Reiſen des Venetianers Marco Polo im dreizehnten Jahrhundert.

Zum Erſtenmale vollſtändig nach den beſten Ausgaben. Deutſch mit einem Commentar von August Bürck. Nebſt Zuſätzen und Verbeſſerungen von Karl Friedrich Neumann. Leipzig, 1845. S. XVI. 631.

Woher kommt das unruhvolle Gemüth und der raſtloſe Wandertrieb der weißen (kaukaſiſchen) Menſchenrace? Neben den allen Weſen unſerer Gattung gemeinſamen Uebeln haben wir Weißen noch insbeſondere die Qualen unerſättlicher Forſch- und Wißbegier zu ertragen. Während es die Trotter, die Harris, die Abbadie, die Schomburgh nach Sego, nach Enarea, nach Dſchindſchira und nach den Quellen des Amazonenſtromes zieht, verlockt der unheimliche Dämon des Alleskennenwollens Middendorf und ſeine Genoſſen bis in die ſchauerlichen Froſtöden an der Lenamündung. Wo iſt das Ziel unſerer Mühſale und welche Erkenntniß ſättiget endlich den Wiſſensdrang, der von Noahs Kindern nur Japhets Geſchlecht verfolgt? Und doch iſt es ungewiß, ob wir Aufruhr und Gährung im Innern mit der Gemüthsſtille und regungsloſen Ruhe unſerer phlegmatiſcheren Brüder am Parana, am Niger und am Kerulam vertauſchen möchten. Der Menſch vermag nichts wider ſein Loos. Und wie das Leben alles thieriſchen Organismus durch die Circulation des Blutes, ebenſo iſt das ethniſche Leben des Erdballs durch den expanſiven Geiſt und die Springkraft der weißen Race bedingt. Ihrem Angriff und ihrer Bewegung ſteht als Widerpart die *vis inertiae* und Selbſtgenügſamkeit der gefarbten Welt entgegen. Alles Leben iſt Gegenſatz. Innerafrika und Oſtaſien hätten ebenſo wenig als die Neue Welt je einen Columbus oder Marco Polo hervorgebracht. Um die großen Fragmente des menſchlichen Geſchlechts aus dem Zuſtande cyklopiſcher Abgeſchiedenheit in die freie und ſchwunghafte Strömung der Gegenſeitigkeit hineinzulenken, haben dieſe beiden Wanderhelden gewiß entſcheidender und nachhaltiger als die genialſten Weltbezwinger und vielleicht nicht weniger tief und einſchneidend als die größten Weiſen des Alterthums mitgewirkt. Beide gehören ſie jenem Stamm der weißen Bevölkerung an, dem der Urheber der Dinge eine beneidenswerthe Summe phyſiſcher und geiſtiger Vorzüge verliehen hat. Gleichwie man in der franzöſiſchen Staatsumwälzung und in Kants neuer Richtung des deutſchen philoſophiſchen Gedankens, nach der Bemerkung eines geiſtreichen Mannes, nur den beſtimmten Ausdruck deſſen erkannte was der Zeit längſt im Sinn und auf den Lippen geſchwebt, eben ſo wirkten die geographiſchen Entdeckungen des Marco Polo und des Chriſtoph Columbus gewiſſermaßen wie ein electriſcher Schlag, der eine loſe Menge Erfahrungen, Meinungen, Vermuthungen, Zweifel und Sehnſuchten ihrer Zeitgenoſſen ſtillte und gleichſam aufgeſtauten Waſſern ihr Tempe öffnete. Marco Polo's Entdeckung der völlig unbekannten öſtlichen Welt ging der Auffindung der weſtlichen Hemiſphäre und den großen Bewegungen der Spanier und Portugieſen des 15ten Jahrhunderts wie der keimreiche Gedanke der That voran. Beide Heroen wurden von ihren Zeitgenoſſen, wie natürlich, mit Undank belohnt; jedoch verfolgte und verwundete Neid und gekränkte Eitelkeit den Genueſer Columbus noch weit empfindlicher und unverſöhnlicher als den Venetianer Marco Polo, weil neue Gedanken, deren Wahrheit und praktiſcher Werth ſich einfach läugnen oder wenigſtens bezweifeln läßt, weniger beleidigen und erbittern, als kühne gelungene Thaten, deren Wirkungen ſich niemand erwehren kann. Marco Polo, den erſten Europäer der als Augenzeuge über Turkeſtan, über die Mongolei, über China, über die Gewürzinſeln und Hinterindien berichtete und die erſte Idee vom Daſeyn Japans nach Occident gebracht, begnügte man ſich für ſeinen Ruhm und ſeine Schätze mit Unglauben und Spottnamen zu beſtrafen. Man fand es lächerlich und impertinent zugleich, wenn der weltkundige Polo in der neuen Oſtwelt prachtvollere Paläſte als in Venedig und Genua, wenn er Hochſtraßen mit Baumalleen, Finanzen und Steuerſyſtem, Volksmenge und Volkszählung nach Millionen, wenn er Handel und Ueppigkeit, Polizei- und Regierungskünſte, Pflanzen und Thiere geſehen haben wollte, von welchen man damals in den halbbarbariſchen Chriſtenländern am Mittelmeer noch keine Ahnung hatte. Und die Zeitgenoſſen glaubten dem Helden dieſer unerhörten Dinge große Nachſicht und Schonung zu erweiſen, wenn ſie ihn nur „Meſſer Marco Millione" nannten und für einen ergötzlichen Fabelſchmied und Lügner hielten.

So feindſelig iſt die Natur des Menſchen im Allgemeinen

Digitized by Google

gegen jede überwiegende Größe, gegen jedes die gemeine Linie überſpringende Thun und Schaffen, gegen alles geniale Stören hergebrachter Vorſtellungsweiſe, gewöhnter Ordnung und Begriffe. Wer andern vorauseilt an Geiſteskraft und ſchöpferiſcher Erkenntniß, wird und kann nicht eher Verzeihung, Gerechtigkeit und Anerkennung finden als bis ihn die Zurückgebliebenen eingeholt, bis ſie das Eigenthümliche und Ausſchließliche ſeines Wiſſens durch Selbſterperiment zum Gemeingut erklärt und in den Kreis der Alltagsbegriffe herabgezogen haben. Wie lange dieſe poſthume Gerechtigkeit manchmal auf ſich warten laſſe, hat man außer Herodot am deutlichſten bei Marco Polo geſehen. Mehr als ein halbes Jahrtauſend mußte vergehen bis die Wahrhaftigkeit ſeiner Berichte über das entlegene Morgenland und deſſen Politur zu Tage kam. Vom Schluſſe des 13ten Jahrhunderts (1298), wo die Ideen des berühmten Levantewanderers zuerſt in Umlauf kamen, bis zum Jahr 1818, in welchem der Engländer William Marsden die erſte im kritiſchen Geiſte der neueren Zeit bearbeitete und auf die volle Summe der heutigen Weltkunde geſtützte Ueberſetzung, Sichtung und Herſtellung des venetianiſchen Reiſetertes beſorgte, iſt Marco Polo auf der Liſte mittelalterlicher Romane geblieben. Daß in der Zwiſchenzeit einzelne privilegirte und correcte Geiſter ſogar im langſamen Deutſchland den wahrhaftigen Charakter und den hiſtoriſchen Kern des Erzählers ahnten, ſieht man aus der um 1671 zu Berlin gedruckten lateiniſchen Ausgabe des Tertes durch Andreas Müller (»Marci Pauli Veneti historici fidelissimi juxta ac praestantissimi, de Regionibus Orientalibus libri III etc. Coloniae Brandenb. (Berolini), 1671. 4.«), der unter anderen gelehrten Zugaben dem Werke auch eine »disquisitio geographica et historica de Chataja,« verſteht ſich mit gehöriger Breite und deutſcher Gründlichkeit als Erläuterung anfügte.

Zur allgemeinen Anerkenntniß aber, ſowie insbeſondere zum Verſtändniß des verſtümmelten Tertes und der unglaublich corrumpirten chineſiſchen, indiſchen und tatariſchen Eigennamen wäre es in Europa ſicherlich niemals gekommen, hätten Glaubenseifer, Waffen und philologiſche Studien der Weſtwelt ihre ſiegreichen Fortſchritte nicht bis in jene entlegene, geheimnißvolle und verſchloſſene Zone ausgedehnt. Denke man nur in welcher Geſtalt ein chineſiſch-mongoliſcher Roman — denn als ſolcher galten die Erzählungen des „Meſſer Marco Millione“ — zweihundert Jahre vor Entſtehung der Buchdruckerkunſt in der italieniſchen Vulgarſprache niedergeſchrieben und durch italieniſche Copiſten fortgepflanzt, die Schwelle des 18ten Jahrhunderts erreichen mußte! Vielleicht ward auf kein Product der alten und mittleren Litteratur des Occidents ein ſolches Maß von Gelehrſamkeit, Divination, Conjectur und Genie verſchwendet, wie auf Marco Polo's Reiſetert. Und wenn der Ruhm hierin das Größte geleiſtet zu haben, den Britten geblieben iſt, ſo wird die Schuld nicht im Mangel an Mühe und Ingenium der Deutſchen, ſondern in der glücklicheren Weltſtellung unſerer Nebenbuhler liegen. Was wir aus dem Bauſtoff den uns fremdes Talent geliefert, auf mechaniſchem Wege zu ſchaffen und zu zimmern vermögen, hat am beſten Ritter gezeigt.

Originelle Reſtauration und Erläuterung der Marco Polo'ſchen Verlaſſenſchaft verſuchte unter uns, wenn wir nicht irren, zuerſt der chineſiſch und tatariſch gelehrte Klaproth nicht ohne Nutzen und Erfolg. Jedoch eine Arbeit, die wir William Marsden wenigſtens an die Seite ſtellen könnten, hat er nicht geliefert. Dieſer Ruhm ward Hrn. Auguſt Bürck vorbehalten. Hr. Bürck ſcheint zwar nicht chineſiſch zu verſtehen, ja nicht einmal Orientaliſt im gewöhnlichen Sinne zu ſeyn; an einige Selbſtanſchauung des Marco Polo-Theaters iſt natürlich nicht zu denken. Hr. Bürck hat wahrſcheinlich ſeine liebe nebelige Oſtſeeplatte zeitlebens nicht verlaſſen. Hr. Bürck beſitzt aber entſchiedene Gewandtheit mit fremdem Capital geſchickt und gewinnreich Wucher zu treiben und durch glückliche Combination den litterariſchen Reichthum Deutſchlands nicht unbedeutend zu vermehren. Wie lange dieſe deutſche Bearbeitung Marco Polo's ihre Geltung behaupten werde, läßt ſich beim raſchen Schwung des europäiſchen Forſchungsgeiſtes freilich nicht vorherbeſtimmen. *) Gegenwärtig iſt aber Marco Polo in der größten Vollkommenheit und im weiteſten Verſtändniß bei den Deutſchen eingekehrt. Schon dieſe kleine Ehre thut uns wohl, und tröſtet ein wenig für den hochmüthigen Spott mit dem die Nachbarſchaft unſere „Träume“ überſeeiſcher Colonien mit Handels- und Kriegsmarine und einſtigen Zollvereins-Conſulaten in Nukaheiwa und Donga Tabu geißelt und verhöhnt. Ein weſentlicher Schmuck dieſer deutſchen Polo-Ausgabe ſind die am Ende (S. 597—631) beſonders abgedruckten „Zuſätze und Verbeſſerungen,“ die Hr. Neumann dem Verf. aufs freundlichſte und uneigennützigſte überlaſſen hat. Beim doppelten Vortheil der Sprachenkunde ſowohl als der perſönlichen Bekanntſchaft mit Land und Leuten des Polo'ſchen Welttheaters gilt Hr. Neumann in Dingen Oſt- und Mittelaſiens bei den Deutſchen mit Recht als bedeutende und wohlbegründete Autorität. Daß Hr. Bürck dieſe Verdienſtestitel wiederholt und vollſtändig anerkennt und ſeine Arbeit durch die beträchtlichen Forſchungen Neumanns ſtellenweiſe zu ergänzen und zu heben ſucht, iſt eine weſentliche Zierde dieſer deutſchen Schrift.

Welcher Reichthum an Erd- und Sittenkunde in Marco Polo's Berichten begraben liege, zeigt am klarſten der Umſtand daß nach ſo vielen Jahrhunderten und nach ſo großen Leiſtungen der Neuzeit das Werk theilweiſe (beſonders Buch II, Cap. 46 bis Cap. 51) noch immer dunkel und unentwirrbar geblieben iſt. Freilich iſt auch kein abendländiſcher Menſch von Talent und Geſchicklichkeit ſo lange und in ſo günſtigen Umſtänden im öſtlichen Aſien herumgewandert wie Marco Polo. Als hochbetrautem Günſtling des weltherrſchenden Imperators Chubilai-Chan ſtanden dem Notizenbuch und der Wißbegierde des edeln Venetianers Zugänge und Erkenntnißquellen offen, die ſich ſeit jener Zeit für jeden Europäer verſchloſſen haben.

Die Waffen der Mongolen hatten um die Mitte des 13ten Jahrhunderts die Scheidewand zwiſchen Hochaſien und Europa abgebrochen und Zufall mit Handelsſpeculationen führten anfangs die zwei Gebrüder Maffio und Nicolo Polo und nachher Nicolo's talentvolleren Sohn Marco an das Hoflager Chubilai's, des größten und genialſten aller Großchane des Mongolenreiches, das von den Ufern der Bereſina und des Euphrat bis an das Meer von Japan reichte.

Eine kurze Andeutung über Richtung und Wege, auf welchen die drei Polo das den Europäern jener Epoche noch völlig unbekannte Oſtaſien durchzogen, kann dem Leſer nur willkommen ſeyn.

Zu Sarai an der Wolga, nicht weit vom heutigen Aſtrachan, hatte ein mongoliſcher Theilfürſt dem Rußland gehorchte, ſeine Reſidenz aufgeſchlagen und der Ruf ſeiner Pracht und Freigebigkeit war bis nach Konſtantinopel gedrungen, was damals zugleich mit verſchiedenen Provinzen des byzantiniſchen Reichs noch in den Händen der Abendländer war. Begierde nach Gewinn und vermehrtem Reichthum führte die Gebrüder Maffio und Nicolo Polo

*) Was Hugues Murray in ſeiner zu Edinburgh erſchienenen neueſten Bearbeitung Polo's geleiſtet hat, iſt auf dem Continent noch unbekannt.

Digitized by Google

um das Jahr 1254 nach glücklichen Handelsgeſchäften in Konſtantinopel mit einer Ladung Edelſteine an den Hof des Bereke-Chan von Sarai, wo ſie freundliche Aufnahme fanden und durch ihr kluges Benehmen bald die Gunſt des Herrſchers erwarben. Nach einem Jahre gewinnreichen Aufenthalts gedachten ſie mit ihren Reichthümern auf demſelben Wege auf dem ſie gekommen waren, d. i. über den krim'ſchen Seehafen Soldaia, nach Konſtantinopel und Venedig zurückzugehen. Ein unglücklicher Krieg in welchem ihr Gönner den Angriffen ſeines in Tabris reſidirenden Vetters Hulaku erlegen war, verſchloß die weſtliche Handelsſtraße und nöthigte die beiden Abenteurer zum Entſchluſſe, auf weiten Umwegen über die Landſchaften öſtlich vom kaſpiſchen Meere, zuerſt Perſien und von dort die Seeſtädte und Handelsniederlaſſungen der abendländiſchen Chriſten auf der ſyriſchen Küſte zu erreichen. Sie ſetzten glücklich über den Jaxartes, und trafen nach vielen Mühſeligkeiten endlich wohlbehalten in Bochara ein, wo Hulaku's Geſandter an den Großchan Chubilai faſt zu gleicher Zeit mit den beiden Venetianern angekommen war. Der Weg von Bochara bis an die Küſten des Mittelmeers war aber nicht weniger gefährlich als die Straße vom Hoflager an der Wolga nach Soldaia in der Krim. Der Geſandte, ein Mann von großem Anſehen und ungewöhnlichem Geiſte, hatte noch niemals Italiener geſehen und lud ſie, nachdem er in wiederholten Beſprechungen das rüſtige Weſen, den verſtändigen Sinn und die tatariſche Redekunde dieſer Fremdlinge bemerkt hatte, zur Mitreiſe an den Hof des Großchans am äußerſten Ende des Feſtlandes ein. Das war der entſcheidende Augenblick im Leben dieſer Männer. Sie ſchloſſen ſich ohne langes Zagen mit ihrem Gefolge venetianiſcher Diener dem Zuge des mongoliſchen Geſandten an und erreichten, in nordöſtlicher Richtung fortziehend, erſt nach Umfluß eines Jahres Chubilai's Reſidenz außerhalb der großen Mauer. Die Aufnahme war ungemein wohlwollend und gnädig, wie der Geſandte, welcher Gemüthsart und Geſchmack ſeines Oberherrn kannte, ſchon voraus in Bochara verſichert hatte.

Der Großchan war kein Potentat in gewöhnlichem Sinne und Maß, er war eines jener Phänomene, wie ſie in beſtimmten Zwiſchenräumen über die Erde wandeln als Angelpunkt und Markzeichen, ſo oft ein entſcheidender, weſentlicher Schritt in den Geſchicken des menſchlichen Geſchlechtes geſchehen ſoll. Wären die beiden Venetianer nur fromme, aber geiſtesleere und unwiſſende Mönche geweſen, ſo wäre das Ereigniß vermuthlich ohne Spur vorübergegangen. Allein die Polo waren geweckte, welt- und geſchäftskundige Männer, die dem mongoliſchen Univerſalmonarchen in ſeiner eigenen Sprache und jedesmal in geeigneten Worten die politiſchen und religiöſen Zuſtände des Abendlandes ſchilderten und auf alle ſeine Fragen über Religion, Kriegsführung und Machtumfang der weſtlichen Königreiche und Fürſtenthümer verſtändig und genügend Beſcheid zu geben wußten. Die Träger der mongoliſchen und der kaukaſiſchen Menſchenrace machten hier das erſtemal geiſtige Bekanntſchaft, nachdem ſie ihre phyſiſchen Kräfte auf den Schlachtfeldern von Liegnitz, Ollmütz und Neuſtadt früher gemeſſen hatten.

In welcher Weiſe die edeln Venetianer das Machtverhältniß der Weſtwelt aufgefaßt und dem Gebieter der neuentdeckten Oſtwelt dargeſtellt haben, verriethen Aufträge und Maßregeln, zu denen ſich der kluge Großchan in Folge wiederholter Unterredungen mit ſeinen Gäſten entſchloß, mehr als zur Genüge. Die abendländiſche Kirche hatte ja eben den Kampf mit der weltlichen Gewalt ſiegreich vollendet, und nach Zermalmung des Kaiſerhauſes der Hohenſtaufen die Macht des heiligen Stuhles auf den Gipfel ihrer politiſchen Größe gehoben. Das lateiniſche Europa ward dem Großchan als eine compacte Einheit in der Hand des römiſchen Pontifex geſchildert, ſo daß nach Vernichtung des islamitiſchen Chalifats in Bagdad und des Cäſarthums von Byzanz auf der ganzen damals bekannten Erde nur noch zwei Gewalten, das mongoliſche Großchanat und das chriſtliche Papſtthum, übrig waren. Beide ſtanden in der Blüthe ihrer Kraft und die Frage „ob Europa und Aſien Einem Willen gehorchen, oder ob ſie auch hinfüro noch als zwei Kräfte ſich gegenſeitig die Wage halten und eine dritte ins Daſeyn rufen ſollten, war in keinem Weltalter ſo nahe geſtellt wie zu jener Friſt. Die Gebrüder Polo waren gleichſam die Mittelsperſonen, durch welche die beiden Competenten um die allgemeine Herrſchaft ihr Wechſelſpiel begannen. Denn offenbar lag die großartige, nach unſeren Begriffen faſt romanhafte Idee einer Weltreligion im Sinne des gewaltigen Chubilai, und er machte den beiden venetianiſchen Gäſten den Vorſchlag als ſeine Abgeſandten und Zwiſchenhändler in Begleitung eines mongoliſchen Würdenträgers zum heiligen Stuhl nach Rom abzugehen um Sr. Heiligkeit die Wünſche des Großchans der öſtlichen Erdhälfte zu überbringen: „Der Papſt ſollte hundert gelehrte Männer ſchicken, die durchaus vertraut ſeyen mit den Grundſätzen der chriſtlichen Religion ſowohl, als auch mit den ſieben Wiſſenſchaften, und zugleich befähigt den Gelehrten des Mongolenreiches mit klugen und rechten Beweisgründen darzuthun, daß der Glaube zu dem ſich die Chriſten bekennen, höher ſtehe und auf größerer Wahrheit beruhe als irgend ein anderer; daß die Götter der Tataren und die Götzenbilder, die in ihren Häuſern verehrt würden, nichts anderes ſeyen als böſe Geiſter, und daß ſie mit allen Völkern des Oſtens dieſelben mit Unrecht als Götter ehren.“ Weiter ſagte ihnen der Großchan: „welches Vergnügen er empfinden würde, wenn ſie bei ihrer Rückkehr aus Occident etwas von dem heiligen Oel mitbringen wollten aus der Lampe die ewig brennt über dem Grabe unſeres Herrn Jeſu Chriſti, für den er hohe Verehrung hege und den er als den wahren Gott erkenne.“

Tatariſch geſchriebene Briefe und Beglaubigungsſchreiben an den heiligen Vater in Rom wurden den Geſandten in die Hände gelegt, und zugleich die goldene Tafel beigefügt für Verpflegung und ſicheres Geleit durch das ganze mongoliſche Reich, d. i. durch alle Landſchaften Aſiens, von der chineſiſchen Mauer bis zum Seehafen „Giazza“ (Ajas, Iſſus) in Kleinarmenien oder Cilicien, gegenüber der Inſel Cypern.

Niemals vielleicht waren inhaltsvollere Aufträge den Händen zweier Menſchen anvertraut! Welchen Gang hätten wohl die Dinge genommen, hätten ſich die weltherrſchenden, zwiſchen Islam, Buddhaismus und Chriſtenthum noch unſchlüſſig wankenden Mongolen mit derſelben Wärme für das letztere erklärt mit der ſie ſich den beiden andern ergaben? Es war dieß eine der größten und entſcheidendſten Kriſen, durch die das Chriſtenthum in ſeiner irdiſchen Erſcheinung und Wirkſamkeit je gegangen iſt.

Die Rückreiſe der Geſandtenkarawane ging bis Bochara auf demſelben Wege, auf dem die beiden Venetianer in Jahresfriſt ans kaiſerliche Hoflager außerhalb der großen Mauer gekommen waren. Aber ſo groß waren diesmal die natürlichen Hinderniſſe durch Kälte, Schnee, Eis und Ueberſchwemmungen der Flüſſe daß ſie erſt drei Jahre nach ihrem Auszug aus der Tatarenreſidenz den vorbenannten Seehafen „Giazza“ in Kleinarmenien (Cilicien) erreichten. Von da ſchifften ſie zum päpſtlichen Legaten nach Acre (Ptolemais), wo ſie glücklich, aber ohne den mongoliſchen Würdenträger der unterwegs erlegen war, im April 1269 eintrafen und ſich beim Legaten des unterdeſſen verſtorbenen Papſtes (Clemens IV)

Digitized by Google

vorläufig ihres Auftrages erledigten, bis der neu zu wählende Pontifex in dieſer großen und weitſehenden Angelegenheit der öſtlichen Hemiſphäre die geeigneten Maßregeln nähme. Inzwiſchen machten ſie, um ihre Familie nach ſo langer Abweſenheit wieder zu ſehen, einen Abſtecher über Negroponte nach Venedig, wo ſie wegen verzögerter Papſtwahl über zwei Jahre blieben. Marco=Polo, Nicolo's Sohn, während des Vaters Abweſenheit zum 19jährigen Jüngling herangereift, ward als willkommener Reiſegefährte mit auf die ſyriſche Küſte geführt. Sie pilgerten inzwiſchen nach Jeruſalem, um das verlangte heilige Oel zu nehmen, aber die Chriſtenheit war auch nach ihrem Wiedereintreffen beim Cardinallegaten in Acre noch ohne geſetzliches Oberhaupt. Die Nachricht daß ihr Beſchützer, der Cardinallegat, endlich die dreifache Krone erhalten, traf ſie ſchon auf dem Wege nach Hochaſien, weil ſie, der langen Zögerung überdrüſſig, die Rückreiſe an das Hoflager Chubilaichans nicht weiter hinausſchieben wollten. Nacheilende Boten brachten ſie wieder nach Acre zum neuerwählten Gregorius X zurück, von dem ſie endlich nach dreijährigem Zeitverluſt mit Beglaubigungsſchreiben in gehöriger Form und mit nur theilweiſer Erfüllung der überbrachten Aufträge und Wünſche zum Mongolenchan entlaſſen wurden. Statt der hundert gelehrten Männer die der Weltgebieter verlangte, ſchickte der Pontifex nur zwei Dominicanermönche mit der Befugniß, nach der nicht mehr zu bezweifelnden Bekehrung des Großchans und ſeiner Unterthanen, mongoliſche Prieſter zu weihen, Biſchöfe zu ernennen und Abſolution zu ertheilen, wie der heilige Vater ſelbſt. Werthvolle Geſchenke und der päpſtliche Segen für den kaiſerlichen Neophyten fehlten freilich nicht. Allein der Unſtern der von Anbeginn der Dinge bis auf die neueſte Zeit über alle Eroberungs=, Bekehrungs= und Civiliſationsverſuche der Europäer in Aſien hing, erſchien auch dieſesmal. Die ägyptiſchen Mamlucken waren eben damals unter Sultan Bondokdar verheerend in Kleinarmenien eingedrungen. Die beiden gelehrten Dominicaner welche die Mongolei mit ganz Oſtaſien bekehren und dem Himmel gewinnen ſollten, verloren ſchon in Cilicien den Muth, übergaben Briefe und Geſchenke den herzhaftern Venetianern und flohen voll Schrecken vor Bondokdars Chriſtenhaß wieder an die Küſte zurück. Die drei Polo mit ihrem zahlreichen Gefolge entrannen zwar allen Gefährlichkeiten, erreichten aber erſt vierthalb Jahre nach ihrer Abreiſe von Acre die kaiſerliche Sommerreſidenz Chemen=fu, ſiebenzig Miglien (ſechsunddreißig Stunden) nördlich vom heutigen Peking außerhalb der großen Mauer. Gregors X Briefe, das heilige Oel und die Geſchenke wurden in feierlicher Audienz überreicht und zugleich der Bericht über die Hin= und Herreiſe, über die Gründe des verzögerten Aufenthalts in der Weſtwelt mit allen Gefährlichkeiten und Abenteuern der Wanderung bei voller Verſammlung der katariſchen Fürſten und Herren fließend und ſinnig in der Landesſprache vorgetragen und vom Großchan mit ſichtlichem Wohlgefallen angehört und aufgenommen. Auf die Frage des Monarchen, wer der junge Menſch ſey den er neben ihnen ſehe, erwiederte Nicolo Polo mit Klugheit, es ſey Marco, ſein Sohn, und der Diener Seiner kaiſerlichen Majeſtät. Von dieſem Augenblick angefangen war das Glück Marco Polo's am mongoliſchen Kaiſerhofe gemacht, und für das leider verlorene Seligkeitsapoſtolat in gewiſſem Maße voller irdiſcher Erſatz geleiſtet. Der junge und geiſtvoll blickende Italiener gefiel dem alten Großchan, und ward ſofort in Vorahnung ſeiner Brauchbarkeit unter beſondern Schutz des Gebieters genommen und zu einem ſeiner Ehrenbegleiter (Adjutanten) ernannt.

Marco rechtfertigte das Vertrauen und die gute Meinung ſeines kaiſerlichen Beſchützers im vollſten Maße. Der neue Günſtling fügte ſich vortrefflich in die Sitten und Gebräuche der Tataren und lernte die verſchiedenen Sprachen des Weltreiches (Türkiſch, Mongoliſch und Chineſiſch) nicht nur verſtehen und reden wie ſein Vater und Oheim, ſondern auch leſen und ſchreiben, wobei er ſo viel Eifer, Geſchick und Fähigkeit entwickelte daß der Großchan bald den Verſuch machte, wie ſich Marco in Staatsangelegenheiten zu benehmen wiſſe. Man ſandte ihn bei einer wichtigen Veranlaſſung nach Karazan, einer Stadt, ſechs Monatreiſen von der kaiſerlichen Reſidenz entlegen, und Marco benahm ſich mit ſolcher Klugheit und vollzog die Aufträge des Imperators mit ſoviel Umſicht und Erfolg daß er in der Gunſt Chubilaichans noch höher ſtieg und in Kürze mit diplomatiſchen Sendungen vertrauteſter Art in die verſchiedenſten Gegenden des unermeßlichen Reiches beehrt wurde. Der kluge Marco erkannte bald daß der Gebieter jedesmal mit beſonderem Vergnügen anhöre was er ihm über Sitten und Gebräuche fremder Völker und über die beſondern Verhältniſſe, über Producte, Handel und Nahrungsſtand entfernter Landſchaften erzählte. Wohin Marco immer kam, bemühte er ſich genaue Kunde über die benannten Gegenſtände zu erlangen, und machte ſich ſchriftliche Bemerkungen über alles was er ſah und hörte, um deſto leichter und vollſtändiger die kaiſerliche Wißbegierde zu befriedigen.

Bedenkt man daß ein Mann von ſo großen und ſeltenen Gaben ſiebenzehn volle Jahre Gunſt und Vertrauen des Weltgebieters genoß und in wiederholten Aufträgen nicht nur das unermeßliche Hochland zwiſchen den Gebirgsketten Hilmalaya und Altai durchſtrich, daß er die geheimnißvollen Landſchaften der Wüſte Gobi, des Reiches Tangut (Tibet), des Alpenlandes Kokonor, der Heimath der Rhabarbara, der Quellen des Gelben und des Blauen Fluſſes ſah, ja ſelbſt die meiſten innern Provinzen des „Reiches der Mitte“ und ſogar Hinterindiens als kaiſerlicher Schützling mit der Schreibtafel in der Hand beſuchte, ſo läßt ſich leicht berechnen, welche Maſſe neuer Ideen über Größe und Geſtalt der Oſtwelt, über Induſtrie und Städtepracht, über Staatshaushalt, über Geld= und Steuerweſen, über Canal= und Straßenbau, über Polizei= und Regierungskünſte, fabelhafte Reichthümer und unerhörte Volksmengen zu zähmen und auszubeuten Marco Polo in ſeinem Notizenbuche niederlegte und dem unwiſſenden Occident verrieth.

Als durchweg praktiſche Männer begnügten ſich die drei Polo etwa nicht bloß Schätze an Einſicht und Weltkunde zu ſammeln; ſie gedachten auch ihrer urſprünglichen Beſtimmung und benutzten ihre Stellung am Hofe des Mongolenchans — inmitten des Weltmarktes und des Sammelplatzes aller Reichthümer Aſiens — zu gewinnreichen Handelsſpeculationen im ausgedehnteſten Sinn. Durch italieniſche Klugheit und kaiſerliche Munificenz häuften ſie in ſo langer Friſt beneidenswerthe Schätze in Gold und Juwelen auf. Marco gibt in ſeiner muſterhaften Beſchreibung von King=ſſe (Quinſai), *) der größten und üppigſten Stadt jener Weltepoche, nicht undeutlich zu verſtehen daß er ein bedeutendes Amt in Chubilaichans Finanzen bekleidete, ein Amt das neben guter Kenntniß und Einſicht über das Woher und Wieviel nebenbei — wenigſtens in Aſien — auch meiſtens etwas materiellen Nutzen gewahrt.

Der Chan war betagt, die Taſchen der drei Italiener waren voll und die Sehnſucht nach der theuren Heimath in der Lagunenſtadt wurde endlich im Herzen wach. Lange wollte Chubilai nichts von der Abreiſe ſeiner drei Gäſte hören und wies alle Bitten um Entlaſſung aus dem kaiſerlichen Dienſtverbande unbedingt, aber

*) S. 460—466 mit Neumanns höchſt wichtigen Erläuterungen.

Digitized by Google

in herablaſſenden und gnädigen Worten, zurück. „Warum wollt ihr die Gefahren der großen Reiſe ins Abendland noch einmal beſtehen? Was fehlt euch hier? Verlangt euer Herz nach Gold und Edelſteinen? Ich gebe euch das Doppelte von dem was ihr ſchon beſitzet, und überdieß noch Ehrenſtellen wie ihr ſie nur wünſchet; entlaſſen aber kann ich euch nicht, weil ihr mir lieb und theuer geworden ſeyd.“ Der Großchan, obgleich Mongole, hatte ganz die Seelengröße Cäſars, die Herrſcherkraft Napoleons und dazu noch die verſöhnende Milde Alexanders in Behandlung der Ueberwundenen, vorausgeſetzt daß man ſeine Anſprüche auf die allgemeine Herrſchaft des Erdbodens ohne Widerrede als gültig anerkannte. Wohlgeneigtheit und Achtung eines ſolchen Gebieters gewinnen und bis ans Ende ungeſchmälert bewahren konnten nur Männer von ungewöhnlichen Eigenſchaften und entſchiedener Brauchbarkeit in öffentlichen Geſchäften. Willenloſer Gehorſam und Sklavenſinn waren dem „Herrn der Welt“ nicht genug, er fühlte das Bedürfniß liebevoller, verſtandesreicher, freiwilliger Ergebenheit, wie er ſie an den drei Polo fand. In ihrer Huldigung erblickte er aber auch zugleich unterwürfige Schmiegſamkeit des ganzen Occidents, und die Idee der Weltherrſchaft hatte für Chubilai nur ſo lange reellen Sinn, als er neben den Großen aus China, Indien, Iran und Turan auch die Repräſentanten der europäiſchen Menſchenrace in ſeinem goldenen Palaſte ſah. Ihr Abzug aus dem Weltprätorium zu Chan-Baligh (Peking) mußte dem Imperator wie ein Lostrennen des Occidents, wie ein Riß in ſeiner Herrſchaft und Allgewalt erſcheinen. Und ohne den günſtigen Zufall, der ihnen den Heimweg öffnete, hätten ſie Venedig wahrſcheinlich nie, in keinem Falle aber vor dem Ableben Chubilaichans wieder geſehen.

Geſandte aus Perſien hatten für ihren Gebieter Arghunchan eine Braut aus Chubilai's Verwandtſchaft abgeholt, waren aber, aus Furcht vor kriegeriſchen Gefährlichkeiten, nach achtmonatlicher Reiſe wieder an das kaiſerliche Hoflager zurückgekommen, als eben Marco Polo von einer Sendung nach verſchiedenen Gegenden Hinterindiens heimkehrte und dem Großchan Bericht über die Länder abſtattete die er beſucht, ſo wie über die Umſtände ſeiner Schifffahrt auf dem indiſchen Meere, das er in verſchiedener Richtung und mit der vollkommenſten Sicherheit im Dienſte ſeines Gebieters und zu eigener Belehrung gleichſam als Entdecker durchforſcht und durchſegelt hatte.

Dieſer Umſtand öffnete den drei Venetianern unvermuthet die verſchloſſenen Thore zum Heimathlande. Denn die perſiſchen Geſandten, denen Marco in langer Beſprechung die Vortheile des Seeweges von China nach Perſien auseinanderſetzte, ſahen ſchnell daß ſie in dieſer Weiſe mit ihrer fürſtlichen Braut leichter, ſchneller und gefahrloſer als auf dem Landwege durch Oberaſien in die Staaten ihres Gebieters Arghunchan gelangen könnten. Chubilai geſtattete ihnen willig die benannte Richtung, wich aber nur ungerne und widerſtrebend den wiederholten Bitten ihnen Marco Polo mit ſeinen beiden Anverwandten als ſeekundigen Führer und Reiſegenins auf die Fahrt zu geben. Urlaub, nicht Entlaſſung ward bewilligt. Nach Stillung des Heimwehes durch einigen Aufenthalt in Venedig ſollten ſie zum drittenmal in die Oſtwelt zu ihrem Wohlthäter und Gebieter Chubilai wandern mit Nachrichten des Papſtes und der Könige von Spanien und Gallien, mit denen ſie in der Eigenſchaft großmongoliſcher Geſandten zu unterhandeln Vollmacht hatten. Von den deutſchen Fürſten als des Papſtes beſiegten Knechten war am Hofe des Weltgebieters ſchon damals (1292) keine Rede mehr.

Dieſes hartnäckige und faſt ſehnſuchtsvolle Feſthalten Chubilai's an ſeinen drei europäiſchen Gäſten dürfte manchen Leſer befremden, es findet aber in den oben berührten Umſtänden, ſowie in der Gemüthsart beider Theile ſeinen genügenden Grund. Der Großchan, obgleich ein Mann von klarem und wohlwollendem Sinn, handelte am Ende doch wie alle Fürſten die, weit entfernt mit Untergebenen Roman zu ſpielen, Gunſt und Neigung, wie billig, überall bloß nach dem Grad individueller Verwendbarkeit bemeſſen. Chubilai hatte mit den andern Gewaltigen der Erde auch den Glauben an die endloſe Dauer ſeiner irdiſchen Wirkſamkeit gemein. Obgleich nahe an achtzig, fiel es dem Herrn der Welt noch immer nicht ein daß er ſterben, oder Marco mit ſeinen Angehörigen je die Süßigkeiten der Heimath dem Glanz kaiſerlicher Mongolengnaden opfern könnte.

Ein Geleit von vierzehn Einmaſtern, von denen etliche bis dritthalbhundert Mann Beſatzung trugen, ward in der Seeſtadt Zaitun (Thſen-thung) auf der Südſeite des Mittelreichs ausgerüſtet und mit Vorräthen auf zwei Jahre verſorgt. Außer der goldenen Reiſetafel für unentgeltliche Verpflegung, ſo weit Chubilai's Anſehen reichte, gab der milde Gebieter ſeinen ſcheidenden Venetianergäſten Geſchenke an Rubinen und köſtlichen Edelſteinen von großem Werthe zum bleibenden Angedenken.

Auf Java, das ſie nach dreimonatlicher Seefahrt vom chineſiſchen Zaitun aus erreichten, hielt ſie ungünſtiges Wetter fünf Monate feſt, und nicht weniger als achtzehn Monate brauchten ſie, um von dort über Ceilan nach Ormus im perſiſchen Meerbuſen zu ſchiffen, wo ſie landeten und die mongoliſche Prinzeſſin mitten durch Perſien an das Hoflager des Sohnes und Nachfolgers des in der Zwiſchenzeit verſtorbenen Arghunchans begleiteten. Von den drei mongoliſchen Geſandten hatte die lange Fahrt nur Einer überſtanden, und von der Schiffsmannſchaft ſelbſt waren bei der Landung auf perſiſchem Boden ſchon über ſechshundert Individuen geſtorben. Zu Tabris, der üppigen Reſidenz der Chane von Iran, blieben die drei Venetianer neun Monate, um ſich von den Mühſeligkeiten und Sorgen der Reiſe in Geſchäften und friedlicher Raſt zu erholen. Hier erreichte ſie die Kunde vom zeitlichen Hintritt ihres Wohlthäters und Beſchützers, des Großchans Chubilai — ein Ereigniß das ſie in beſter Form des gegebenen Wortes entband, und zugleich Veranlaſſung und Ausſicht einer dritten Wanderung in die tatariſche Oſtwelt vernichtete.

Auf dem heute noch üblichen und ihnen aus früheren Zeiten wohl bekannten Karawanenwege durch Hocharmenien kamen ſie in die Stadt der den Mongolen gleichfalls tributären Großcomnenen von Trebiſond, und ſchifften von dort über Konſtantinopel und Negroponte wieder in die erſehnte Heimath nach Venedig zurück, wo ſie um 1295, d. i. vierthalb Jahre nach ihrer Abreiſe von Chan-Baligh und ſechsundzwanzig Jahre nach ihrem erſten Zug in die Morgenländer, friſch und geſund und mit großen Reichthümern geſchmückt, endlich das Ziel ihrer abenteuerlichen und romanhaften Wanderſcenen fanden.

Marco Polo war noch nicht vierzig Jahre alt, und ſah neben ſeinen Schätzen in Gold und Edelſteinen den unerhörten Reichthum an Welterfahrung, an Eindrücken und Erinnerungen aus dem Gebiete neuentdeckter Länder und Völkerſchaften in ſeinem Palaſte zu Venedig aufgehäuft. Denke man ſich einen Reiſenden der neuern Zeit, einen jener Morgenlandtouriſten, wie ſie in unſern Tagen die Donau hinuntergleiten, die Küſtenſtädte im Pontus Eurinus, im Archipelagus und in der Runde um das Mittelmeer beſuchen, in Smyrna mit geſchminkten Fenſterdamen kokettiren, zu Beirut auf „Stühlen ſitzen,“ auf Ruhebetten in Damascus „wachend träumen,“ am Nil die Beduinen „mit aufgeſchürztem

Digitized by Google

Hemd" bewundern oder Mehemed Ali's Küchenzettel gaſtronomiſch prüfen und dann hundertmal Geſagtes in dicken Bänden wiederſagen, denke man — ſage ich — einen dieſer Redſeligen, dieſer Ueberſchwänglichen an Marco Polo's Stelle, und berechne dann im Geiſte die Bücherſluth und das endloſe Diluvium andächtig-empfindſamen oder geiſtlos-abgedroſchenen Trödels, womit ſie die Leſewelt überſchwemmt und das Kernhafte, das wahrhaft Neue und Nützliche der Erzählung breit getreten und durchwäſſert hätten! Unter allen geiſtreichen Menſchen welche je Bücher ſchrieben, haben ſich beim größten Reichthum an Ideen und Stoff die beiden Italiener Julius Caſar und Marco Polo dem Worte nach am kürzeſten, der Klarheit und Fülle nach aber am bündigſten gefaßt. In der Kunſt dagegen, aus geringer und ſchaler Unterlage endloſes Papiergerede herauszuſpinnen, hat es unſere Zeit, und zwar der weiſe ***** in ** am weiteſten gebracht.

Ein Wanderbuch ins Morgenland beginnt bei uns Deutſchen unfehlbar gleich vor unſerer Zimmerthüre, und erſchöpft die Geduld des Leſers meiſtens ſchon eher als der Bericht auf den Punkt gelangt den man nennt:

„. . . . . Idalie
où finit l'Europe et commence l'Asie."

Günther, der ſchonungsvolle und milde Hahnpatron, findet ſogar noch Gründe dieſe Ueberſchwänglichkeit deutſchen Phraſenſpieles als lehrreich und ergötzend anzupreiſen — eine Weichheit der Geſinnung und eine Eigenheit des Geſchmackes, über die man nicht weiter hadern will.

Marco Polo jedoch huldigt einer andern Oekonomie und ſtellt den Leſer ohne Vorſpiel und mit Ueberſpringung der weiten, damals jedermann bekannten Meere und Länder zwiſchen Venedig und Cypern gleich in den Vordergrund der Scene, in den Hauptſtapelort Giazza (Ayas, Iſſus) in Cilicien, und führt ihn dann raſchen Schrittes durch Aſia Minor (Turcomanien) und Großarmenien über kolchiſchen Buchsbaumwälderduft nach Iran und in die lieblichen Landſchaften am obern Oxusſtrom, über deren Einrichtung, Sitten und phyſiſche Beſchaffenheit die Gebrüder Polo durch dreimaligen Beſuch und ungewöhnlich langen Aufenthalt zu größerer Einſicht gelangten, als je ein Occidentale der frühern oder ſpätern Zeit. Marco hat den guten Tact die chronologiſch frühern Reiſebemerkungen des Vaters und des Oheims mit ſeinen eigenen zu verſchmelzen und das Viele und Mannichfaltige dreigetheilter Strebungen methodiſch in ſchön gegoſſenem Cyclus zur Einheit auszuprägen.

Der ungeheure Halbbogen von der ſchönen Oxusthallandſchaft Bedachſchan quer durch Aſien nach Chan-Baligh und Kinſſaï im nordöſtlichen China, dann zur See über Zai-tun und Java nach Ceilan zurück, war für die Europäer des dreizehnten Jahrhunderts eine neu entdeckte, völlig unbekannte Welt, wie es dieſer Halbbogen in ſeiner continentalen Hälfte trotz aller Furie neuerer Wiſſenſchaft und Reiſekunſt gewiſſermaßen bis zum heutigen Tage geblieben iſt.

Während es in Amerika, ſelbſt in den höchſten und verſchloſſenſten Thälern der Andeskette, kaum noch einen von Europäern undurchforſchten Winkel gibt, ward die große Handels- und Karawanenſtraße vom Oxus bis an die chineſiſche Mauer ſeit Marco Polo's Zeiten, d. h. in einem Zeitraum von mehr als 570 Jahren, nur von einem Abendländer (dem portugieſiſchen Jeſuiten P. Goës, 1602), und zwar ohne weſentliche Förderung geographiſcher Kunde, betreten. Erſt in unſern Tagen (1839) drang der engliſche Lieutenant Wood bei Erforſchung der Oxusquellen bis zum höchſten Flächenpunkt des Erdbodens, der berühmten Hochebene „Pamir," zwiſchen Bedachſchan und Kaſchgar hinauf, um die von Marco Polo's Zeitgenoſſen ungläubig beſpöttelten Angaben über die Kraft der Pamiralpenkräuter und über die Schärfe der ſelbſt das Feuer am Brennen und Wärmen hindernden Atmoſphäre des „Erddaches" (das iſt der Sinn des Wortes Pamir) kundig zu beſtätigen. *)

So ſchwer, ſo langſam und faſt naturverpönt iſt Fortſchritt und Wirkſamkeit jeder Art von Europa ausgehend in umgekehrter Richtung der Völkerſtrömung nach dem Orient zurück. Sinn und naturgemäße Ordnung treiben uns mit dem Sonnenlaufe abendwärts.

Am entſchiedenſten aber und zugleich am beklagenswertheſten beurkundete ſich dieſe Unmacht des reinen Occidentalismus im mißlungenen Verſuche das Weltreich der Mongolen für das ſanfte Joch des Chriſtenthums zu gewinnen. Niemals war die Verheißung, „das Evangelium werde der allgemeine Glaube des Erdbodens ſeyn," der Erfüllung näher, als im Jahrhundert Marco Polo's, um deſſen Namen ſich das größte Ereigniß in der Culturgeſchichte unſeres Geſchlechtes geſchlungen hätte. „Sobald man mich," ſagte der Großchan zu den Gebrüdern Polo, „von der höhern Kraft und Weihe des Chriſtenthums überzeugt, werde ich ſogleich die Heiden (d. i. die Bekenner des Buddhismus) mit dem Interdict belegen und mich ſelbſt taufen laſſen. Meinem Beiſpiele werden dann alle Fürſten meines Reiches folgen und in gleicher Weiſe die Taufe annehmen, und dasſelbe werden dann die Großen nachahmend auch alle meine Unterthanen thun, ſo daß die Chriſten dieſer Länder die in eurem eigenen Lande wohnenden an Zahl noch übertreffen."

Chubilai-Chan blieb aber buddhiſtiſcher Heide, und mit ihm blieb es bis auf dieſen Tag die größere Hälfte des menſchlichen Geſchlechts, ſo daß die „offenbarte Religion des Buddha" nach der Zahl ihrer Bekenner den erſten, die offenbarte Religion Chriſti aber nur den zweiten Rang auf Erden beſitzt.

Statt Polo's Nachrichten vom tangutiſchen Büffel mit Seidenhaaren, von der Palaſtpracht im Thiergarten zu Schang-tu, von den ausgeſuchten Ueppigkeiten und weichen Sitten der großen Stadt Kin-ſſe, von chineſiſcher Feuerpolizei und vom Nutzen der Polygamie (334) auszugsweiſe zu wiederholen, wäre es dem Geiſt der Zeit wie dem eigenen Gefühle angemeſſener die Gründe herauszuſuchen, warum der kluge, geiſtvolle, gerechte, edel- und menſchlichgeſinnte Großchan Chubilai nach reiflicher Erwägung und bei vollſtändiger Sachkenntniß doch mit ruhiger Seele und ſtandhaft den Uebertritt zu unſerm Glauben verweigerte? Man weiß ja, an eindringlichem Mahnen, Bitten und Drängen von Seiten des heiligen Stuhles durch abenteuernde Mönche hat es zeitweiſe auch unter Chubilai's unmittelbaren Vorgängern Ogotai, Kujuk und Mengku am mongoliſchen Hofe nicht gefehlt; zugleich waren nach Polo's Andeutungen zu ſchließen damals in der öſtlichen Tatarei und ſogar in China die Chriſten nicht nur weit zahlreicher als gegenwärtig, ſie hatten auch gleiche bürgerliche Rechte mit Mohammedanern und Buddhiſten, und der beſeligende Inhalt der chriſtlichen Sittenlehre war dem Großchan durch langen und vertrauten Verkehr mit Chriſten vollkommen bekannt. „Das Evangelium," ſagte Chubilai zu den venetianiſchen Gäſten, „verlangt von ſeinen Bekennern nichts als was gut und heilig iſt." Wie es aber die glaubenseifrigen Italiener zu günſtiger Stunde wagten einige näher zielende Worte in Bezug auf das Chriſtenthum an ihren Gebieter und Beſchützer zu richten, ſagte Chubilai

*) Ueber einheimiſche Ausſprache und Bedeutung ſowie über türkiſche Orthographie des Wortes „Pamir" werden wir am Ende des Artikels in Kürze das Nöthige bemerken.

Digitized by Google

ganz ruhig: „Weßhalb ſoll ich ein Chriſt werden? Ihr ſelbſt müßt geſtehen daß die Chriſten dieſer Länder nichts wiſſen und können was wunderbar iſt, die Heiden (Buddhiſten) dagegen thun können was ſie wollen (268).“ Zugleich nannte der Chan mehrere Probeſtücke prieſterlicher Gaukelei und optiſche Kenntniſſe verrathender Kunſtleiſtungen, denen die chriſtlichen Prieſter in ihrer Unwiſſenheit nichts Aehnliches entgegenzuſtellen vermochten. Unter ſolchen Umſtänden zum Chriſtenthum übertreten, meinte Chubilai, wäre in den Augen der Großen des Reiches ein Beweis von Tactloſigkeit und Geiſtesſchwäche, die ihm in Folge verletzter Prieſterintereſſen ſogar am Ende noch „Thron und Leben koſten könnte.“ Mit dieſen Worten hat Chubilai mit dem ſeinigen zugleich das Geheimniß aller Königsherzen verrathen. Oder haben ſich etwa die Gewaltigen der Erde nicht von jeher in großen geiſtigen Kriſen zu jener Religion bekannt die ihnen die größere Summe von Sicherheit, Macht, Unbeſchränktheit, Beſitz und Genuß verſprach? Sagte ja ſchon Ahasverus, der König der Könige, beim deutſchen Dichter:

„Mir iſt es einerlei, wem ſie die Pſalmen ſingen,
Wenn ſie nur ruhig ſind und mir die Steuern bringen.“

Den Fürſten eines geſitteten Volkes gegen die Mahnungen wohlverſtandener zeitlicher Vortheile aus reiner Liebe ſittlicher Vollendung zum Glaubenswechſel bekehren wollen, ſcheint unter allen menſchlichen Beſtrebungen die ſchwierigſte, verzweifeltſte und unnützeſte zu ſeyn. Auch muß man über die Einfalt oder verſchmitzte Heuchelei jener Kirchenhiſtoriker billig lachen, die (um ja mit unſerm Exempel in anſtändiger Ferne zu bleiben) in Konſtantins Uebertritt zum Chriſtenthum die ſiegende Kraft der Wahrheit oder gar die Wirkung unmittelbar von oben kommender Erleuchtung ſehen wollen. „Ahasverus,“ Konſtantin und Chubilai regelten in dieſem Punkte ihre Handlungsweiſe ganz nach dem gleichen Typus, von welchem abzuweichen für die Ahasverus, für die Konſtantin und die Chubilai der ſpätern Zeiten noch immer kein überzeugender Grund zu entdecken und aufzubringen war.

Ein ſolcher Konſtantin, der mit Hülfe des Kreuzes und wehender Labarumsfahnen den Bürgerkrieg entzündete und ſeinen rechtmäßigen Herrn im Namen der Religion vom Throne ſtoßen wollte, that ſich während Chubilai's Herrſchaft auch in der Tatarei hervor. Marco Polo erzählt aber (als Augenzeuge) wie Nayan-Chan, der Rebell und Verräther, des Kreuzes und der Taufe ungeachtet, durch Chubilai überwunden, gefangen und getödtet wurde (263). Zu dieſer ſchlimmen Erfahrung im eigenen Lande kamen noch die Berichte über die ſchmachvolle Wendung der Dinge im fernen Occident, wo die Heere des Statthalters Chriſti allenthalben den wilden Streitern des „Propheten von Mekka“ erlagen. Oder glaubt man etwa die Niederlagen der Chriſten vor Manſura und Tunis, in Kleinarmenien, Syrien und Paläſtina und ihre ſchimpfliche Vertreibung aus der Levante durch die Sultane der cirkaſſiſchen Mameluken hätten neben gänzlichem Erlöſchen päpſtlicher Autorität in Byzanz (1261) kein Gewicht in die zwiſchen Buddha und Chriſtus lange unentſchieden ſchwankende Wage des Großchans der Tataren gelegt? Am meiſten aber ſchadete damals unſerm Glauben das herbe Loos der chriſtlichen Ruſſen, deren Zuſtand in der Vorſtellungsweiſe des Orients als Symbol und letzter Ausdruck der Infamie und politiſchen Erniedrigung galt. Wie hätte ſich der mongoliſche Weltgebieter zu einer Religion neigen ſollen deren Bekenner im Felde geſchlagen, in Sitten, Politur und Friedenskünſten aber nicht viel beſſer als Barbaren ſchienen?

Mancher Leſer denkt vielleicht es wäre am Ende doch vortheilhafter und für den chriſtlichen Namen ehrenvoller ausgefallen, hätte nur der Papſt die hundert gelehrten, beſcheidenen und mit den „ſieben Wiſſenſchaften“ vertrauten Theologen (natürlich Dominicaner) nach Chan-Baligh geſandt, wie es der Großchan in ſeiner erſten Bevollmächtigung der Gebrüder Maffio und Nicolo Polo an den heiligen Stuhl begehrte. Statt „hundert“ ſchickte man zwei, und dieſe verloren gleich anfangs den Muth und überließen den Ruhm den Mongolenchan zu bekehren den drei weltlichen Juwelenhändlern aus Venetia. Denke man ſich das Schauſpiel, wenn hundert barſche und von albigenſiſchem Ketzerblute trunkene Inquiſitionsgeſellen St. Dominiks vor Chubilai's goldenem Thron zu Schan-tu oder Chan-Baligh ihr ſcholaſtiſches Geſchoß wider die polirten und verſchmitzten Bhuddapfaffen geſchleudert hätten! Mit welchen Argumenten dieſe Streiter Chriſti damals zu fechten wußten, zeigen die gleichzeitigen Scenen im ſüdlichen Frankreich und in den heidniſchen Oſtſeeländern.

Vielleicht verdankt man es gerade dieſem Saumſal des Papſtes und der Verzagtheit ſeiner Predigermönche, daß ſich zu unſerer Unmacht auf den Schlachtfeldern damals nicht auch noch die Makel ungenügender Wiſſenſchaft und verkrüppelter Philoſophie geſellte.

Bei erprobtem Unvermögen Intelligenz und Staatsgewalt Oſtaſiens auf dem Wege geiſtlicher Eroberung und gleichſam durch einen Dominicanerhandſtreich zu unterjochen, wählte man endlich die langſamer wirkende, aber apoſtoliſchere Verfahrungsweiſe: durch Geduld, Schmiegſamkeit und Bearbeitung der untern Claſſen die oberſte Gewalt der Buddhiſtenſtaaten zu ermüden und zur Capitulation zu zwingen, wie weiland die Cäſarn im heidniſchen Rom.

Leider ſtehen aber die apoſtoliſchen Ernten mit der Summe der eingeſetzten Menſchenleben und mit der Maſſe vergeudeter Schätze, die das andächtige Europa für Bekehrung Aſiens zu ſpenden nicht müde wird, heute in noch weit ungünſtigerem Verhältniß als ſelbſt zu Marco Polo's Zeiten. Druck, Verfolgung und Märtyrerkronen gab es auch hier wiederholt, wie einſt im Occident unter Diocletian; nur der ſiegreiche Neophyt Konſtantin und ſein Edict von Mediolanum iſt bis heute für die Mongolen nicht gekommen. Ja es beginnt trotz aller frommen Leerheiten und gottſeligen Täuſchungen der Miſſionsberichte aus London, Baſel und Lyon das Gefühl vergeblicher Spende und unfruchtbarer Mühe ſogar in Deutſchland allmählich ſich der Geiſter zu bemächtigen. Den Schlüſſel zum Verſtändniß einer für Europa ſo peinlichen und ſo demüthigenden Erſcheinung findet man hauptſächlich in Marco Polo's Reiſebericht, durch deſſen Herausgabe und Erläuterung die beiden benannten Gelehrten (Bürck und Neumann) verſtändige und correcte Weltanſicht mittelbar weiter förderten als ſie vielleicht ſelbſt bedachten. Denn »rerum cognoscere causas,« d. h. andächtiger Kurzſichtigkeit und frömmelnder Suffiſance die Hülle wegzunehmen und ohne alle Poeſie Menſchen und Dinge zu zeichnen wie ſie ſind, iſt der eigenſte Charakter unſerer Zeit, zu deren Glauben wir uns mit wahrem Luxus von Freimüthigkeit bekennen, und den wir in keinerlei Umſtänden zu verläugnen geſonnen ſind.

Bekanntlich hat einer von Chubilai's nächſten Vorfahren, wenn wir nicht irren Gujuk-Chan, nach Anhörung des im Staube vor ihm knienden apoſtoliſchen Sendmönches die verſchiedenen Religionsbekenntniſſe mit den fünf ausgeſpreizten Fingern der menſchlichen Hand verglichen, die ſich alle in gemeinſamer Wurzel zur Einheit verbinden. Vergeſſe man ja nicht daß Leute, beſonders Fürſten, die einmal ſo denken wie Gujuk-Chan, durch Worte und Verheißung überirdiſchen Lohnes allein nicht mehr zu bekehren ſind. Sogar das gemeine Buddhiſtenvolk wird und kann wegen auffallender Aehnlichkeit ſeines Cultus mit dem römiſch-chriſtlichen durch gemeine Theologenpraktiken wohl ſchwerlich jemals für

Digitized by Google

unſere Lehre in Maſſe gewonnen werden. Verbeſſerung der öffentlichen Zuſtände durch Unterricht, durch zeitliche Wohlfahrt, durch menſchlichere Geſetze und vernünftigeres Regiment wäre für dieſe Völkerſchaften vielleicht förderlicher und gewinnreicher als daß ſich ihre neubekehrten Theologen mit Belaſſung des alten Schmutzes und der alten politiſchen Verkümmertheit in ihren Diſputen über das Unbegreifliche nicht mehr auf die „Yaçomitra" und auf die „Sutra-Pitaka" wie früher, ſondern auf Pater Gaſſendi, auf Pater Molina und auf Pater Moullet und ſeine Freiburger Moral berufen. Nicht mit heimlicher Schadenfreude oder gar in einem der Chriſtenheit ſelbſt feindlichen Sinn deuten wir auf die Erfolgloſigkeit vielhundertjähriger Mühen, ja auf die erwieſene Unmöglichkeit hin die buddhiſtiſche Oſthälfte der alten Welt durch mechaniſches Bibelvertheilen und durch bettelhafte Capucinaden zu Chriſto herüberzulocken. Im Gegentheile, wir wünſchen aufrichtig und warm den Sieg des Evangeliums auf der ganzen Erde, weil dieſes Evangelium, Dank der Weisheit ſeiner Bewirthſchafter und Spender, überall die wilden Leidenſchaften zähmt, Einheit und brüderſinniges Nebeneinander ſeiner Bekenner fördert und ein neues Jeruſalem öffentlicher Glückſeligkeit und Staatenharmonie begründet, wie man zu Troſt und Belehrung in Helvetien und Deutſchland als lebenden Muſterbildern alle Tage ſehen kann. Wir fürchten aber Gott habe aus Mitleid und Vorſorge für Erhaltung des irdiſchen Friedens in der Buddhiſtenwelt die Herzen der Bewohner ſo lange verhärtet bis er die uneinigen, in ärgerlichem Hader ſich untereinander ſelbſt tückiſch zerfleiſchenden Kirchenmilizen des Occidents durch ſegensvollere Inſtrumente erſetzt. Oder läge es am Ende etwa gar im Plane der Vorſehung daß die Oſtwelt ewig buddhiſtiſch bleibe, und nur das Weſtland chriſtlich ſey?

Solche Fragen und Bedenken — ſicher boten ſie ſich auch dem klugen Marco Polo dar — drängte das dreizehnte Jahrhundert noch ſcheuevoll in das innerſte Gemüth zurück; das neunzehnte Jahrhundert aber ſetzt ſie mit Ruhe als Gegenſtand öffentlicher Verhandlung auf die Tagesordnung.

Um die üble Laune jener Leſer zu beſänftigen welche die freien Reden des neunzehnten Jahrhunderts noch immer nicht ohne heimliches Grauen hören können, wollen wir die religiöſe Frage nicht weiter verfolgen, und fügen nur noch zum Schluſſe unſer kleines Scherflein für Verbeſſerung des Reiſetextes und ſeiner Ueberſetzung bei.

Von Abkürzung, Weglaſſung und Verſtümmelung aller Art, die ſich vortypographiſche Copiſten hie und da erlaubten, vermögen freilich auch wir im Texte nichts wieder herzuſtellen. Aber in einem Werke dieſer Art müſſen auch kleine Verbeſſerungen des Gegebenen dem Leſer willkommen ſeyn. Wie ſchwierig es ſey, ohne alle Kunde orientaliſcher Linguiſtik ein beſonders in den Eigennamen correctes Reiſewerk über Aſien herzuſtellen, weiß jedermann und zeigt ſich deutlich genug in hundert Stellen des berühmteſten Geographen der Neuzeit, Hrn. Ritters in Berlin. Kann man auch ohne Unbilligkeit und Schaden nicht verlangen daß ſich niemand ohne Wiſſenſchaft in Orthographie und Ausſprache der über den größern Theil der alten Welt verbreiteten Türki-Dialekte mit Herausgabe und Erläuterung des Marco Polo'ſchen Werkes befaſſe, ſo darf man doch mit Recht erwarten daß die Bearbeiter wenigſtens die aus engliſchen Quellen geſchöpften Eigennamen und Phraſen des (ſemitiſchen) Orients uns deutſchen Leſern mundgerecht zu bilden gelernt haben, und daß z. B. das اسكندر (Alexander) der Aſiaten in einem deutſchen Buche correct als „Escander" und nicht in engliſcher Weiſe als Secunder figurire. Die wenigſten Deutſchen können ja wiſſen, daß die erſte Sylbe in E'Scander mit einem zwiſchen a und e fallenden Laut zu ſprechen iſt. Auch ſollte uns der vielgeprieſene Ritter in den Ausgaben ſeiner „Erdkunde" nicht immerfort erzählen, der heute mit engliſcher Penſion in ſeinem Palaſte zu Delhi lebende Großmogul heiße „Schah Allum." Das iſt ja eben ſo viel als erzählte ein aſiatiſcher Geograph ſeinen Landsleuten, der gegenwärtige Beherrſcher Rußlands heiße mit ſeinem Tauf- oder Geſchlechtsnamen „Autokrat," während ihn doch ſeine kaiſerlichen Eltern, wie wir alle wiſſen, in der Taufe nicht „Autokrat," ſondern Nicolaus nannten. In gleicher Weiſe iſt auch „Schah Allum" nicht perſönlicher Name, ſondern Rang bezeichnender Titel des weiland oberſten Gebieters in Hinduſtan, und wäre im Deutſchen mit „Herr der Welt," oder „Gebieter aller Creatur" zu überſetzen. Sprechen und ſchreiben aber ſoll ein Deutſcher nicht mit Hrn. Ritter „Allum," was in Aſien kein Menſch verſtünde, ſondern Âlem, weil es das in Iran und Turan gleichmäßig übliche شاه عالم Schah âlem iſt.

Mit dergleichen Bemerkungen, die man übrigens in das Endloſe vermehren könnte, wollen wir Ritters Verdienſte und rieſige Compilation in keiner Weiſe benagen und verdächtigen. Der gute Genius behüte uns vor ſolcher Thorheit und Felonie! Denn wer bloß über einen Theil Aſiens zwölf dicke Bände und mehr als ſechzehntauſend engzeilige Seiten in groß Octav und auf Löſchpapier drucken läßt, hat in Deutſchland ſein Anſehen mit Recht bleibend und feſt begründet. Nur erlauben wir uns im Geiſte des Jahrhunderts die höfliche Bemerkung daß Ritters ungeheure Moles durch einen Zuſatz von etwas Kritik und linguiſtiſcher Gelehrſamkeit weder an Ruhm noch an Brauchbarkeit und innerem Gehalte viel verlieren könnte. Denn vermuthlich würde ein orientaliſch Gelehrter in den „Sahranéſchin" (شهرنشين) des Beludſchengebiets nicht ſo faſt mit Hrn. Ritter „buddhiſtiſche Einſiedler" als gemeines rohes Bauernvolk im Gegenſatze polirter Stadtebewohner (شهرنشين Schehirnéſchin) gefunden haben. In dieſem Falle hätte gewiß auch der fleißige und treffliche Bürck (S. 94, Note) das orientaliſche Manuſcript über die Edelſteine nicht ſchlechtes Muſter blind nachcopirend „Juaher Nameh," ſondern in correcter Form Dſchevahir-Nameh genannt, weil man im Original „Edelſtein" جوهر dſchevher, Plur. جواهر dſchevahir ſchreibt und nennt. Wie könnte man es Hrn. Bürck ſonach verübeln, wenn er (S. 123, Note) das perſiſche زر ſer, Gold, mit „Zur;" das arabiſche بلاد belad, Städte, mit „Bulud" (S. 130) und den heute von der Stadt Van, zu Marco Polo's Zeiten aber von der jetzt zerſtörten Stadt „Chalat" zubenannten See (S. 69) mit „Geluchalat" ſtatt Gjöl-u-Chalat wiedergibt? Er folgt unbedingt Hrn. Ritter, von welchem kundige Analyſe des beſagten Namens und wiſſenſchaftliches Ausſcheiden des türkiſchen Appellativums كول gjöl (See) und des ungeſchriebenen Bindevocals u ebenfalls nicht zu verlangen iſt. Dagegen darf man nicht unbemerkt laſſen daß S. 145, Note, die ebenfalls aus Ritter entlehnte Ueberſetzung des Wortes „Sarikol" eigentlich grammatikaliſch unrichtig iſt, weil صارى ſari im Türkiſchen nicht „ſchwarz," ſondern gelb bedeutet. Auch heißt auf Türkiſch بولوت طاغ Bulut Dagh keineswegs „Eiſengebirge," wie man S. 147, Note lieſt, ſondern Wolkenberg, was im Grunde doch nicht ganz daſſelbe iſt.

Digitized by Google

Wenn ich nicht beſorgen müßte durch zu häufiges und zu pedantiſches Corrigiren zuerſt Hrn. Ritter, dann Hrn. Bürck und am Ende auch noch den armeniſch gelehrten Hrn. Neumann zu erboſen, möchte ich zu der Note 18, S. 43 noch hinzufügen daß der in Europa als Aithon und Haithon bekannte, von den Arabern aber nach Marsden „Hatem“ geſprochene armeniſche Königsname bei den Armeniern ſelbſt durchweg Hethum laute, wie ich es oft genug in armeniſchen Häuſern zu Stambol hören mußte und es auch der arabiſchen Kehle angemeſſen iſt. Aber wozu dieſe Hyperkritik, dieſe kokett gewurfelte Gelehrſamkeit? Wenn das ſo fortgeht — denkt vielleicht der Leſer — kommt es zuletzt noch ſo weit daß man in Deutſchland nur noch Bücher über ſolche Dinge ſchreiben kann die man gelernt hat, was in ... s Augen natürlich eine höchſt verdammliche und revolutionäre, den Leipziger Meßkatalog puritaniſch aushüngernde Neuerung wäre. Warum rennt aber auch; ſtatt wie in der guten alten Zeit das von Gelehrten und Mächtigen Geſagte blind und gläubig-bewundernd hinzunehmen, jetzt alle Welt nach Konſtantinopel um ſelbſt zu prüfen, um zu hören und nachzuſehen wie die Dinge eigentlich ſind? Dieſes unduldſame Beſſerwiſſen, Sichten, Lernen und Vorwärtstreiben iſt eines der größten Uebel unſerer Zeit, weil es überall Ruhe und Bequemlichkeit privilegirten Seyns, Habens und Wiſſens ſtört, mit keinem Reſultat zufrieden iſt und erſt neulich ſelbſt „Frankenbergiſche“ Morgenenergie noch ungenügend fand.

Unter Inſpiration dieſes ſchlimmen Geiſtes der Zeit und beſonders des leidigen, in Deutſchland früher unbekannten Turkiſtudiums, halten wir unter den vielerlei, meiſt corrumpirten Namen des Hauptlandungsplatzes der krimiſchen Halbinſel im 13ten Jahrhundert gegen Neumanns Anmerkung zu S. 32 nicht Soldadia, ſondern Sedac für die ältere und der Wahrheit nähere Form, weil die Krim wenigſtens ein halbes Jahrtauſend vor dem Erſcheinen abendländiſcher Seefahrer im Pontus Euxinus ſchon von türkiſch redenden Volksſtämmen bewohnt und beherrſcht war, Sedac aber offenbar das von den Abendländern in Soldaia und Soldadia, von den Griechen aber in Συγδάα ꝛc. verwandelte صوداغ Su-Dagh der Türken iſt und zu deutſch „Waſſerberg“ bedeutet. Edriſi's Anſehen gilt hier nichts, weil Edriſi Araber war und das Türkiſche nicht verſtand. Aus Demidoff's neueſtem Reiſewerk über die Krim weiß man daß der Ort unter der alten und ächten Form Su-Dagh heute noch beſteht, aber ſeinen Glanz verloren hat und zum Dorfe herabgeſunken iſt. Dagegen hat Hr. Neumann durch ſeine Anmerkung zum Namen des berühmten turkeſtaniſchen Hochlandes „Pamir“ (S. 613) unter allen Commentatoren Marco Polo's einen der nützlichſten und lehrreichſten Zuſätze gemacht. Hr. Neumann — das weiß man wohl — hat dieſes vielbeſprochene Plateau (Tafelland) Pamir und ſeinen gelden Alpenſee nicht etwa ſelbſt geſehen, um in Europa als Augenzeuge zu berichten, daß es die höchſtgelegene *) noch grasbewachſene, von einem eigenthümlichen Thiergeſchlecht bewohnte und von Menſchen wenigſtens nomadiſch durchſtrichene Hochebene des Erdglobus, ja der eigentliche Mittelpunkt der Flußſyſteme und Gebirgszüge Mittelaſiens ſey und daher von den Leuten in Turkeſtan mit Recht Bam-i-dunia, d. i. Dach der Welt, heiße, was mit dem „Pamer“ oder „Pamir“ des Marco Polo natürlich als eines und daſſelbe zu gelten habe. Hr. Neumann hat das Verdienſt dieſe letzten Entdeckungen der Engländer früher und emſiger als andere zu beſſerem Verſtändniß des Marco Polo in Bürck's Ausgabe gelehrt und fruchtbar anzuwenden. Uebrigens iſt Bam-i-dunja, oder nach osmanliſcher Conſtruction Dunja-Bami (بامی دنیا) ein Ausdruck, den etwa nicht bloß in Turkeſtan, ſondern eben ſo gut in Stambol und in türkiſch Theſſalien jedermann verſteht. *)

Erwägt man, wie langſam die europäiſche Wiſſenſchaft in Verification des Marco Polo'ſchen Wanderbogens vorwärts ſchreitet, und daß es länger als ein halbes Jahrtauſend bedurfte um nur das kleine Segment vom Hindukuſch bis zur Pamir-Ebene hinauf zu erforſchen und nachzuprüfen, ſo möchte man gar zu gerne Salluſt's Gedanken über das Wachsthum römiſcher Größe wenigſtens in einer Beziehung auf das Wiſſen und Können unſeres Jahrhundetts übertragen. Wie dort, ſo iſt auch hier kein gleichmäßig und conſequent zu berechnender Fortſchritt wahrzunehmen; überall nur launenhafte Sprünge und unbeſtimmtes Maaß. Wenigen an Kraft und genialem Weſen überwiegenden und das Zeitgeſchleppe mit ſich fortreißenden und alles bewältigenden Geiſtern verdanken wir die geſammte Errungenſchaft in der Politik wie in der Wiſſenſchaft. Flickwerk und unfruchtbarer Taumel gemeiner Zeiten und gemeinen Troſſes füllen die leeren Zwiſchenräume der großen Männer und der großen Epochen aus. Und doch iſt Hr. v. A. voll nächtlicher Unruhe und polizeilicher Angſt, wir möchten uns im Laufe übereilen und durch zu ungeſtümes Vorwärtsdrängen den ruhigen Waſſerſpiegel des deutſchen Lebens trüben.

„Jetzt müſſen wir mit unſerm Liberalthun etwas innehalten, ſonſt werden ſie gar zu muthig,“ war der erſte Laut, der ſich im Augenblick der glücklichen Wendung bei Leipzig der aufathmenden Bruſt entrang. Aber warum hat Hr. v. A. zweien deutſchen Ehrenmännern den Weg nach Stettin verlegt und ſchnellen Rückzug angeordnet? Das iſt jetzt die große Frage, und der vorleuchtende, alle Gemüther bewegende Gedanke des deutſchen Volkes. Vorläufig wird man ſtatt des alten Griechenſpruches: „Es iſt nicht jedermanns Sache nach Korinth zu gehen,“ in Deutſchland mit größerer Wahrheit ſagen können: „Es iſt nicht jedermanns Sache nach Stettin zu gehen.“

Ueber den Grund des Ereigniſſes ſelbſt laufen zwei weſentlich verſchiedene Meinungen bei den Deutſchen um; die eine dieſer Meinungen gehört den Philologen, die andere hauptſächlich den Publiciſten, den Staatsklugen und Autodiplomaten an. Die Philologen erkennen in dieſem uns gewöhnlichen Menſchen unerklärlichen Act ſchlechthin das Streben des preußiſchen Staats wie in der bildenden Kunſt ſo auch in Redeſtyl und beſonders in der Berliner Syntax helleniſchen Schwung und helleniſche Wendungen einzuführen, und für „Korinth“ einsweilen Stettin in den Text zu bringen. Auch ſehen die Philologen den edeln Grafen nach ſo glücklichem Debüt bereits als einen der Ihrigen an, und ſollen ihm vorerſt nebſt Doctordiplom einſtimmig das Präſidium des nächſten Philologencongreſſes in Darmſtadt angeboten haben.

Dagegen meinen die Andern Hr. v. A. habe mit Hülfe „trandabuliſcher“ Spitzfindigkeit noch zu rechter Zeit aus Bewegung, Haltung und Blick der badiſchen Volksvertreter herausgebracht, daß ſie nicht nach Stettin, ſondern insgeheim auf das Hochland „Pamir“ trachten, um in Marco Polo's Wanderbogen ein neues

*) 15,600 Fuß über der Meeresfläche, und folglich nur um 62 Fuß niedriger als die Montblancſpitze.

*) Im Weſttürkiſchen jedoch hört man ſtatt دام bam meiſtens بام dam ſprechen.

Digitized by Google

Segment zu recognoſciren und am Ende gar noch das wundervoll nährende Pamir-Alpenkraut mit der Brut des Jak-Ochſen aus Mittelaſien an die Spree zu verpflanzen, was natürlich eine Revolution in Klima, in Zoologie und Politik erzeugen und die Einheit Deutſchlands zum größten Nachtheil der ſeparirten Geſammtintereſſen aus dem Reiche der Chimären in die Wirklichkeit niederziehen müßte. Dieſe Beſorgniſſe, dieſe Gemüthsbewegungen und Gefährlichkeiten, insbeſondere aber die thörichte Meinung als wolle ſich „Trandabul" durch Tugend und Bürgerſinn zur geiſtigen Hegemonie der deutſchen Stämme erheben, hat Hr. v. A. zu allgemeiner Erheiterung des Publicums mit einem Federzug gründlich und auf ewig beſeitiget und widerlegt. Wird uns fremde Kritik noch länger vorwerfen, das Luſtſpiel ſey deutſchem Genius fremd und höchſtens Plötz beſitze noch die Kunſt im trübſinnigen Deutſchland durch ſeiner Muſe Scherz geſundes Lachen anzuregen? Hr. v. A. — ihr ſeht es ja — verſteht das beſſer. Vos autem plaudite!

Reiſeſkizzen aus Spanien. *)

I.

Puerto de Santa Maria, 8 Junius 1845. Ein Dampfboot welches täglich ſechs bis acht Fahrten macht, hat den Weg zwiſchen Cadiz und Puerto de Santa Maria, die zu Lande ſechs Leguas von einander entfernt ſind, um fünf Stunden abgekürzt. Damit iſt dieſen beiden Städten, deren gegenſeitiges Handelsverhältniß einen häufigen und raſchen Perſonenverkehr erfordert, ein weſentlicher Dienſt geleiſtet, und mir gleichfalls; denn ohne das Dampfſchiff würde ich ſchwerlich hieher gekommen ſeyn. Luſtig tanzte das Boot unter blauem Morgenhimmel auf den leichten Wellen der Bucht von Cadiz dahin, und ehe eine Stunde vergangen war, ließ es ſeinen Anker in dem Hafen von Santa Maria fallen, der bekanntlich durch die Mündung des Guadalete gebildet wird. Größere Schiffe können hier nicht einlaufen, ſondern ſie nehmen im Hafen oder in der Bai von Cadiz ihre Fracht ein. Weßhalb nun trotz dieſes Uebelſtandes Puerto de Santa Maria und nicht Cadiz der Mittelpunkt des Weinhandels dieſer Gegenden geworden iſt, darüber mag ſich ſchwerlich eine befriedigende Auskunft finden laſſen.

Die Weinausfuhr iſt der einzige Handelszweig von Puerto de Santa Maria, und ſo bedeutend ſie auch iſt, ſo reicht ſie doch nicht hin um der Stadt den Anſtrich eines Handelsplatzes zu geben. Puerto de Santa Maria gleicht vielmehr einer großen Factorei, um welche herum ſich nach und nach eine beträchtliche Menſchenmenge angeſiedelt hat, die dem Zweck und dem Charakter der urſprünglichen Niederlaſſung völlig fremd geblieben iſt. Die Stadt hat eine abgeſtorbene Miene und beim Durchwandeln ihrer ſtillen menſchenleeren Gaſſen fragt man ſich verwundert: was die unſichtbaren Bewohner dieſer Häuſer wohl treiben und wovon ſie wohl leben mögen. Der einzige heitere Theil von Puerto de Santa Maria beſteht in mehreren großen und ſchönen Spaziergängen, in denen ganze Wälder der edelſten Fruchtbäume mit einer Fülle ſeltener Zierpflanzen und Blumen abwechſeln. Warum man nun in Deutſchland das doch ſo viel Naturgeſchmack und ſo viel Sinn für die Ausſchmückung des Lebens beſitzt, noch nicht begriffen hat, wie ein ſchöner Spaziergang, ganz abgeſehen von ſeinen andern Vortheilen, die Phyſiognomie der häßlichſten Stadt retten kann, wie ein ſchönes Auge ein ſonſt garſtiges Geſicht. An Raum für einen ſolchen Volksgarten fehlt es nirgends, die erſte Anlage desſelben koſtet wenig und ſeine Unterhaltung ſo gut wie gar nichts, und gleichwohl findet man bei uns nur äußerſt ſelten eine Stadt untergeordneten Ranges die ſich dieſen wohlfeilen Luxus geſtattet. Sollte es mir vom Schickſal vorbehalten ſeyn jemals Bürgermeiſter irgend einer heimathlichen Schöppenſtadt zu werden — on a bien vu des rois épouser des bergères — ich würde jede Sitzung hochedlen Rathes mit dem Antrage eröffnen irgend einen der wüſten Plätze, an denen es Gott ſey Dank ſolchen Ortſchaften niemals fehlt, mit Bäumen und Büſchen und Blumen zu bepflanzen, kurz einen Spaziergang nach dem Zuſchnitt einer ſpaniſchen Alameda anzulegen, zu Scherz und Luſt für die Jungen, zum Ausruhen für die Alten, zur Erholung und Erfriſchung nach des Tages Laſt und Hitze für Alle. Die Branntweinwirthe würden vielleicht gegen meinen Vorſchlag Einſprache erheben, aber hoffentlich ohne Erfolg. Möglich daß auch die wohllöbliche Polizei ſolche Neuerungen mit mißgünſtigem Auge ſähe, daß ſie in dem Spaziergange eine Gefahr für die öffentliche Moral oder wohl gar eine Art grünes Forum witterte, aber beſagte Staatsanſtalt würde vermuthlich Schicklichkeitsgefühl genug haben um Beſorgniſſe dieſer Art wenigſtens nicht laut werden zu laſſen. In manchen unſerer Dörfer vertritt die große Linde auf dem Kirchhof oder auf einem künſtlichen Hügel die Stelle der Alameda. Aber dieſe Linden werden vieler Orten altersſchwach und baufällig, und ich habe wohl einige derſelben ganz verſchwinden ſehen, aber ich erinnere mich nicht Zeuge vom Nachpflanzen neuer geweſen zu ſeyn. Wenn der Schulze in dieſem Stücke ſeines Amtes nicht zu walten weiß, ſo iſt es Ihre Sache, Hr. Pfarrer, für die Zierde des Dorfes zu ſorgen.

Durch die reizenden neuen Anlagen des Paseo de la victoria, der am nördlichen Ende der Stadt liegt, wanderte ich dem eigent-

*) Von demſelben deutſchen Reiſenden, von welchem in der Allgemeinen Zeitung in der jüngſten Zeit Reiſebriefe aus dem ſüdlichen Frankreich und Spanien mitgetheilt wurden.

Digitized by Google

lichen Ziele meines heutigen Ausfluges zu. Jenſeits des Weichbildes von Puerto de Santa Maria führt der Weg eine halbe Stunde lang durch eine Niederung, die links von einem Fichtengehölze begränzt wird das man beinahe einen Wald nennen könnte, und die ſich rechts immer tiefer bis nach Chiclana und Puerto real und über dieſelben hinaus bis an das Meer hinunterſenkt. Magere Kornfelder wechſeln hier mit Haideland, in welchem hie und da einige Olivenpflanzungen verſucht worden ſind, aber wie es ſcheint ohne guten Erfolg. Am nördlichen Rande dieſer Ebene erhebt ſich ein felſiger Hügel der ſtellenweiſe mit einer dünnen Sandſchichte bedeckt iſt, in welchem nur kurzes Geſtrüppe und Bergkräuter Fuß faſſen können. Eine verlaſſene Venta und die Trümmer einer Capelle ſind die einzigen Spuren menſchlichen Treibens in dieſer Oede. Durch Diſteln und Dornen brach ich mir Bahn nach dem höchſten Gipfel des Hügels, und vor mir lag was ich ſuchte, das Schlachtfeld von Xerez de la Frontera.

Von meinem Standpunkte aus beherrſchte ich im Süden die Ebene von Puerto de Santa Maria und die ganze Bai von Cadiz, im Norden ein mehrere Stunden langes und breites Wellenland, in deſſen Mitte Xerez liegt, und das in nördlicher Richtung erſt in großer Entfernung von einigen grauen Bergzügen begränzt wird. Nach Oſten ſcheidet der Guadalete die Landſchaft von den Niederungen am Meere, im Weſten gehen die leichten Schwingungen derſelben bis an den Horizont fort. In dieſem Wellenlande wurde Spanien durch zwölftauſend Saracenen in einer einzigen Schlacht für den Islam erobert. Wie das unermeßliche Ergebniß des Sieges von 709, ſo iſt der Sieg ſelbſt beinahe unbegreiflich. Das Gothenheer war doppelt ſo ſtark als das der Araber, und die Gothen hatten überdieß die Vortheile eines unebenen Bodens für ſich, in welchem ſie die Hülfsmittel ihrer von den Römern geerbten Kriegskunſt mit dem größten Nutzen gegen die rohe Kampfweiſe der Araber anwenden konnten, die es bei allen Fortſchritten ihrer Civiliſation ſelbſt in der Blüthezeit ihres Reiches in Spanien in der militäriſchen Taktik niemals weiter bringen konnten als bis zu der barbariſchen Schlachtordnung in welcher die orientaliſchen Völker von jeher, ſeit der Schlacht bei Kunara bis auf die Tage der letzten Türkenkriege, zu fechten gewohnt waren: ein wilder Haufen Fußvolk in die Mitte, ein ungeordneter Troß Reiterei auf beide Flügel und dann im Namen Allahs vorwärts, zum Siege oder in rettungsloſes Verderben. Die furchtbare afrikaniſche Reiterei, die im Blachfelde wie Sturmwind auf den Feind ſtieß und die ſpäter manches Chriſtenheer beim erſten Stoße in Trümmer zerſprengte, konnte auf dem hügeligen Boden von Xerez nur einen geringen Theil ihrer Kraft entwickeln. Dazu kam daß die Schlacht nicht weniger als zehn Tage dauerte, und daß die Araber alſo große Mühe haben mußten ſich in dieſen langen ſchwierigen Tagen in Feindesland die nöthigſte Nahrung und Pflege für Leute und Thiere zu verſchaffen, während es den Gothen an nichts fehlen durfte, und während die Gothen außerdem überflüſſige Zeit hatten ſelbſt von entfernten Punkten her ſo viel Verſtärkung an ſich zu ziehen, als ſie nur immer nöthig haben mochten. Freilich, im entſcheidenden Augenblicke brach Verrath aus im gothiſchen Heere, aber dieſer Verrath würde überhaupt nicht möglich geworden ſeyn, wenn ſich nicht jene unerklärliche Schwäche bei den Gothen gezeigt hätte, die den Arabern neun Tage Zeit ließ um den Sieg zu werben und den Verräthern Vertrauen einzuflößen. Auf alle dieſe Zweifel läßt ſich, da die Schlacht bei Xerez de la Frontera keinen Xenophon gefunden hat, kaum etwas anderes erwiedern als ein gut mohamedaniſches: ſo ſtand es geſchrieben! Und der weitere Verlauf des Einfalls der Saracenen beweiſt auch zur Genüge daß hier das Verhängniß waltete, daß hier ein großes Geſetz der Weltordnung in Erfüllung ging, die nicht nach Laune, ſondern nach feſter Regel, wie geheimnißvoll dieſelbe auch ſeyn möge, das Reich von dem Einen nimmt um es dem Andern zu geben. Zwei Jahre nach der Schlacht bei Xerez de la Frontera gab es außer den Gebirgen von Aſturien keine Handbreit Landes mehr in Spanien die den Gothen gehörte, und hundert Jahre ſpäter hatte das ſpaniſche Volk auch ſein ganzes moraliſches Eigenthum, bis auf die Religion, an die Araber verloren, ſeine Tracht, ſeine Sitte, ſeine nationalen Erinnerungen und ſelbſt ſeine Sprache, ſo daß der Biſchof Alvaro von Cordova ſchon im neunten Jahrhundert ſchreiben konnte, daß von tauſend Chriſten ſeines Sprengels kaum ein einziger auch nur lateiniſch zu beten verſtehe.

Solche Thatſachen laſſen keinen Zweifel darüber daß die gothiſche Herrſchaft in Spanien, obgleich kaum dreihundert Jahre alt, ja daß das Gothenvolk ſelbſt ſich bereits überlebt hatte, und daß die Araber an ihm eigentlich nur das Amt des Todtengräbers vollzogen. Auffallend genug zeigt ſich eine ganz ähnliche Erſcheinung bei allen übrigen Völkern die ſich über die römiſche Welt hergeſtürzt und aus ihren Bruchſtücken neue Staaten gebaut hatten. Alle dieſe Staaten waren auf Sand gegründet, alle dieſe Staaten, bis auf einen einzigen, wurden von dem erſten Sturmwinde hinweggeweht. Wir ſehen das eiſerne Vandalenvolk in Afrika nach drei Menſchenaltern ſo entartet, daß Beliſar mit einem Heere von Griechlingen im Stande iſt es binnen ein paar Jahren zu vernichten, ja auszurotten. In Italien verſchwinden die Oſtgothen wie durch Zauberei vor den Longobarden, und das Longobardenreich ſeinerſeits bricht unter dem erſten Fußtritte der Carolinger zuſammen. England, das ſächſiſche England, wird zuerſt einer Handvoll däniſcher Seeräuber und dann nach einer einzigen Schlacht dem normänniſchen Eroberer zur leichten Beute. Und das Frankreich ſelbſt, wiewohl es ſich durch die Stürme der Zeiten hindurchgerettet, wie kümmerlich iſt ſeine Exiſtenz Jahrhunderte lang! Die Saracenen nahmen ihm Septimanien (und ſie würden wahrſcheinlich die Herren des ganzen Landes geworden ſeyn, wenn die Deutſchen nicht die Schlacht bei Poitiers für die Francogallier gewonnen hätten), die Normannen nehmen ihm am Canal eine ſeiner größten und reichſten Provinzen, und zu gewiſſen Zeiten ſcheint der Fortbeſtand des Frankenreiches inmitten aller innern Zerrüttung und aller äußern Bedrängniß ein wahres Wunder der Geſchichte.

Alle jene Völker die noch eben rieſenſtark die Wälle der römiſchen Weltherrſchaft durchbrochen hatten, waren erſchlafft und wie entmannt von dem Augenblick an wo ſie ihr barbariſches Volksthum aufgaben, um die Civiliſation der beſiegten Römer dagegen einzutauſchen. Das Baſtardgeſchlecht welches aus ihrer Vermiſchung mit den Römern hervorging, war nicht im Stande das Werk ſeiner Väter aufrecht zu erhalten, weil ihm die Sinneseinheit, die Uebereinſtimmung des Willens, mit einem Worte, weil ihm das nationale Bewußtſeyn fehlte. Die Bewohner der pyrenäiſchen Halbinſel zum Beiſpiel waren im achten Jahrhundert keine Römer mehr, ſie hatten aber auch aufgehört Gothen zu ſeyn, und ſie waren noch keine Caſtilianer geworden. Daſſelbe gilt in jenen Zeiten von den übrigen Ländern der romaniſchen Zunge. Erſt als durch die langſame Arbeit einer Reihe von Jahrhunderten aus Römerthum und Germanenthum neue Nationalitäten zuſammengeſchmolzen und zuſammengeſchmiedet waren, erſt dann kam wieder kräftiges Leben in jene Völker und Beſtand und Dauer in ihre Staaten. Das arabiſche Reich in Spanien ging unter, weil es den Flüchtlingen in den aſturiſchen Bergen Zeit gelaſſen hatte,

Digitized by Google

— nicht ſich militäriſch zu organiſiren, ſondern zur caſtilianiſchen Nation heranzuwachſen. Der Fortſchritt der Wiedereroberung Spaniens war langſam wie der Fortſchritt der neuen Nationalität, und gewiß zum großen Glücke für die chriſtliche Sache, welche durch vorzeitigen Erfolg, durch eine der Ausbreitung der Nationalität vorgreifende Eroberung wahrſcheinlich von neuem preisgegeben worden wäre. Die ſo oft beklagte Vertreibung der Araber aus dem wiedereroberten Spanien wird ſich allen Umſtänden nach bei kalter Ueberlegung immer als eine politiſche Nothwendigkeit darſtellen, ohne deren Erfüllung der innere Friede und die Sicherheit der chriſtlichen Herrſchaft noch härtere Maßregeln gegen die Beſiegten erfordert haben würde als dieſe Verbannung in Maſſe.

Ueber dieſen und ähnlichen Gedanken kam mir die Erinnerung an die dichteriſchen Sagen, deren Mittelpunkt das Schlachtfeld von Xerez de la Frontera geworden iſt, und in denen weit mehr geſchichtlicher Stoff verborgen liegen mag, als ihnen die hiſtoriſche Kritik unſerer Tage zugeſtehen will. Die Kathedermänner und andere gelahrte Herren mögen ihre Gründe zu dem ſyſtematiſchen Zweifel an allen Berichten aus der Vorzeit haben die nicht durch eine ſolide litterariſche Firma gewährleiſtet ſind, ich für meine ungelehrte Perſon habe das Recht mit meinem Credite freigebiger zu ſeyn und zum Beiſpiel dem was ein ganzes Volk ſeit Jahrhunderten von Geſchlecht zu Geſchlecht erzählt und ſingt, nach Umſtänden ebenſo viel, wo nicht noch mehr Glauben zu ſchenken, als dem was Ariſtoteles oder Cicero geſchrieben hat.

Wer weiß ob der felſige Gipfel auf dem ich im Angeſichte von Xerez meinen Sitz genommen hatte, nicht derſelbe iſt den König Roderich auf der Flucht erſtieg um einen letzten Blick auf die Walſtatt zu werfen, auf der er Krone und Reich verloren! Mein Hügel, wie der des Gothenkönigs, war der höchſte in der ganzen Umgegend. Auf todmüdem Pferde, triefend von Blut, den Helm voll Beulen, das Schwert zur Säge zerhackt und von allen den Seinigen verlaſſen, floh Roderich, wie das Volkslied ſagt, dem Guadelete zu. Dann heißt es weiter:

Subióse encima de un cerro
El mas alto que veia.
Dude alli mira su gente
Como iba de vencida;
De alli mira sus banderas
Y estandarte que tenia,
Como ertan todos pisados
Que la tierra los cubria;
Mira por sus capitanes,
Que ninguno parecia;
Mira el campo tinto en sangre,
La cual à arrayos corria.
El, triste de ver aquesto
Gran mancillu en si tenia.

Ehe ich an das halb wehmüthige, halb verzweiflungsvolle Selbſtgeſpräch des Königs kam, wurde ich in meinen dichteriſchen Erinnerungen durch ein ſeltſames Raſſeln in den ſonnverbrannten Krautern geſtört, in denen ich mich gelagert hatte. Ich ſah auf und erblickte eine drei Ellen lange Schlange von höchſt verdächtiger grüngelber Farbe, die auf mich zuſchoß. Die Aehnlichkeit meiner Lage mit der des Gothenkönigs wurde bedenklich, denn man weiß daß Roderich, um ſeine Sünden hienieden zu ſühnen, ſich auf das Geheiß des Einſiedlers bei dem er Zuflucht gefunden, in Geſellſchaft einer Natter in eine Grube verſenken ließ. Drei Tage lang wartete der Büßer vergebens auf den tödtlichen Biß, wie auf das Zeichen der himmliſchen Gnade, der Verzeihung des Frevels an der Familienehre des Grafen Julian, der alles Unglück über ihn ſelbſt und Spanien gebracht. Endlich am vierten Tage antwortete der König auf die Frage des Einſiedlers:

Dios es en la ayuda mia,
La culebra me comia;
Comeme ya por la parte
Que todo lo merecia.

Unter dem frommen Zuſpruche des Einſiedlers verſchied der König.

Y al cielo derecho se iba.

Die Ausſicht auf ein ähnliches Schickſal, ſo tröſtlich ſie immerhin ſeyn mag, war für den Augenblick nicht nach meinem Geſchmacke, um ſo weniger, als mich das Gewiſſen nicht an derſelben Stelle drückte wie den König Roderich. Eingedenk der Todfeindſchaft die ſeit Eva's Zeiten zwiſchen dem Menſchengeſchlechte und jenem kriechenden Gezücht beſteht, ſprang ich auf um der Schlange dem bibliſchen Geſetz gemäß „den Kopf zu zertreten," es fiel mir jedoch noch zur rechten Zeit ein, daß ſie laut desſelben Geſetzes das Recht habe mich „in die Ferſe zu ſtechen," und deßhalb griff ich raſch zu einem anderen Vertilgungsmittel, welches ſchriftgemäß freilich nur gegen gewiſſe aufrecht wandelnde ſchöne Schlangen angewendet werden ſoll. Wie raſch ich aber auch ſeyn mochte, als ich meine Hände mit Steinen bewaffnet hatte, war die Teufelslarve in der Erde verſchwunden. Ihre Erſcheinung hatte mich indeſſen ein für allemal aus meiner träumeriſchen Stimmung geriſſen, und mich zu der ſehr einfachen und ſehr nüchternen Bemerkung fähig gemacht daß in der ganzen Umgebung von Xerez, ſo weit mein Auge reichen konnte, auch nicht ein einziger Weinberg ſichtbar war. Nur auf dem ſüdlichen Abhange der Anhöhe auf der ich mich befand, alſo in der Richtung von Puerto de Santa Maria, waren ein paar unbedeutende Rebenpflanzungen bemerklich; in nördlicher Richtung konnte ich bis auf eine Entfernung von mehreren Stunden nichts entdecken als Kornfelder und Viehweiden.

Ich will daraus juſt nicht ſchließen daß der Xereswein eine Fabel ſey, und daß es ein Mephiſtopheleskrank geweſen der mir heute Morgen aus ein paar der älteſten Fäſſer in dem ungeheuren Keller eines hieſigen Weinhändlers geſchöpft wurde, aber es dünkt mich doch, nach dem was ich geſehen oder vielmehr nicht geſehen habe, daß Xerez den Namen zu gar manchem Producte hergeben muß für welches ſein Boden nicht verantwortlich iſt. So muß es, beiläufig geſagt, auch mit Alicante ſeyn, in deſſen unmittelbarer Nachbarſchaft kaum ein Grashalm wächst, geſchweige denn daß der Weinſtock in ſeinen nackten Kalkfelſen Wurzel ſchlagen könnte.

Was den Xereswein betrifft, ſo habe ich nach den ausweichenden Antworten die mein Weinhändler in Puerto de Santa Maria auf meine vielleicht indiscreten Fragen gab, alle Urſache zu glauben daß derſelbe niemals unverfälſcht in den Handel kommt. Daß gewöhnlich verſchiedene Arten dieſes Weins mit einander gemiſcht, und daß ſie zum Behufe der Ausfuhr mit Branntwein verſetzt werden, wurde mir ohne Schwierigkeit zugeſtanden, aber ich bin überzeugt daß in dieſem Verfahren nicht das einzige Geheimniß der „Fabrication" beſteht, wie man ſich hier naiv genug ausdrückt. Aus dem ſüßen Xerez zumal ſchmeckt man ganz deutlich den Honig heraus ſo lange er jung iſt, und erſt ſpäter überwältigt der Alkohol den künſtlichen Zuckerſtoff ſo weit als nöthig iſt um leichtgläubige Gaumen über den Urſprung dieſer Süßigkeit zu belügen. Kurz der Xerez mißfällt mir an Ort und Stelle faſt ebenſo ſehr wie bei uns zu Lande, und ich wünſche daß der ruſſiſche Geſandte in London, für den ich ein ungeheures Faß dieſes Fabricats zurüſten ſah, beſſern Geſchmack daran finden möge als meine undiplomatiſche Wenigkeit.

Digitized by Google

II.

Cadiz am 10 Junius. Bücher und Karten ſind vortreffliche Freunde und Rathgeber; wenn ſie den Hülfeſuchenden nur nicht ſo oft im Stiche ließen, gar nicht zu reden von den unzähligen Fällen wo ſie ihn gar böslicher Weiſe in die Irre führen. So hatte ich bisher bei allem Eifer niemals zu einer deutlichen Vorſtellung von der Oertlichkeit der „Inſel Leon“ kommen können, die in der neueſten ſpaniſchen Geſchichte zu verſchiedenenmalen eine ſo wichtige Rolle geſpielt hat. Einmal in Cadiz, wollte ich die Gelegenheit nicht verſäumen über dieſen geographiſchen Zweifel durch den Augenſchein ins Klare zu kommen, und demgemäß nahm ich heute Morgen einen Platz auf der Imperiale, der einzigen Diligence durch welche der Perſonenverkehr zwiſchen Cadiz und ſeinen Nachbarſtädten unterhalten wird. Die Wagen dürfen nicht über die Zugbrücken fahren, ſie müſſen ihren Weg vielmehr durch die Gräben der Stadt nehmen, welche nach der Landſeite durch eine drei- oder vierfache Linie mächtiger Werke vertheidigt wird. An der äußerſten Mauer iſt die Landzunge, auf deren Spitze Cadiz gebaut iſt, kaum vier- oder fünfhundert Schritte breit, ſo daß der Verſuch des bewaffneten Eintritts in die Stadt von dieſer Seite her ſchon durch die Ortslage zu einem ſehr bedenklichen Unternehmen gemacht wird, deſſen Schwierigkeiten die Kunſt bis zur Unmöglichkeit geſteigert zu haben ſcheint. In einiger Entfernung vom Thore erweitert ſich die Landzunge bis zur Breite von höchſtens einer halben Stunde. Ein paar recht hübſche Gärten, eine kleine Vorſtadt, San Joſe oder auch Puerta de tierra geheißen, ein Kirchhof und einige bebaute Felder nehmen den größten Theil dieſes Raumes ein, welcher zugleich den einzigen Spaziergang bildet den die Cadizer außerhalb ihrer Mauern machen können. Da wo die Vorſtadt aufhört verengt ſich die Landzunge von neuem bis auf höchſtens tauſend Schritte, und in dieſer durchſchnittlichen Breite läuft ſie zwiſchen der offenen See zur Rechten und dem Meerbuſen zur Linken anderthalb Stunden lang ſtracks nach Mittag. Der unebene Boden verſchwindet, und zu beiden Seiten der hochaufgemauerten Straße ſieht man nichts als Moraſt- und Sandufer. Seit geſtern Abend tobte ein heftiger Seewind, der gefährliche Levante, an welchen ich nicht gedacht als ich meinen luſtigen Sitz oben auf dem Eilwagen genommen hatte. Obgleich mit acht guten Pferden beſpannt, kam die Diligence nur mühſam vorwärts gegen den Sturm, der ſie halb von vorn und halb von der linken Seite packte. Der Meerſand den der Wind in dicken Wolken vor ſich her trieb, fiel mir wie ein Hagelſchauer und mit ſo empfindlicher Wirkung ins Geſicht, daß ich zuletzt genöthigt war mir aus meinem Taſchentuch einen Schleier zu machen. Mehrere Stunden ſpäter fand ich bei dem Verſuche eines Spaziergangs auf der Alameda daß der noch immer fortdauernde Levante den Sand über den ganzen Meerbuſen von Cadiz, der hier doch wenigſtens zwei Stunden breit iſt, herüber ſchleuderte, ſo daß die Alameda zolldick davon bedeckt war. Wie Seeungeheuer mit geſträubter Mähne ſtürmten die Fluthen von der Seite des offenen Meeres her mit gellendem Geheul gegen den Straßendamm an, und auch die Wellen der Bai, obgleich weniger wild, gingen hoch genug um die dort vor Anker liegenden Schiffe zu ſchütteln, als ob es Nußſchalen wären. Und dieſe ganze Scene des Aufruhrs ging vor ſich unter dem blaueſten Himmel und bei dem hellſten Sonnenglanze, die man ſich in irgend ein Prachtſtück der Natur hineinwünſchen kann. Die lachende Miene des Himmels über dem Tummelplatze der tobenden Elementargeiſter flößte mir, der ich ein ſolches Schauſpiel zum erſtenmale ſah, eine Art Grauen ein; ſie kam mir vor wie eine gräßliche Ironie der Natur, wie das kaiſerliche Lächeln eines Nero, welcher, von wollüſtigen Weibern umgeben, von ſeinem goldgeſtickten Purpurlager einem Circusſpiele zuſieht in welchem die Rollen zwiſchen nackten Menſchen und reißenden Beſtien vertheilt ſind.

Eine Viertelmeile von Cadiz iſt die Landzunge ihrer ganzen Breite nach durch ein Polygon geſperrt, welches mit ſeinen ſtarken Mauern und breiten Gräben allein hinreichen würde um ein Belagerungsheer wochenlang aufzuhalten. Eine Stunde ſpäter ſieht man rechts neben der Straße ein zweites Fort, von dem großen Thurm welcher ſich in ſeiner Mitte erhebt, in der Sprache des Volkes la torre gorda genannt. An dieſem Punkte erweitert ſich der ſchmale Erdſtreif plötzlich zu einer ziemlich ausgedehnten Ebene, und die Straße wendet ſich beinah im rechten Winkel oſtwärts. Der Boden iſt hier von einer unzähligen Menge von Gräben durchſchnitten, welche das Seewaſſer in viereckige Gruben leiten, in denen man es zum Behufe der Salzgewinnung verdunſten läßt. Die unmittelbare Nähe der Inſel Leon kündigt ſich bald durch einige Strecken bebauten Bodens, ein paar Landhäuſer und ein halbes Dutzend Palmen an. Noch einige Minuten, und der Wagen raſſelt auf dem regelmäßigen und beinahe moſaikartigen Pflaſter der breiten Hauptſtraße in die Stadt hinein. Aber dieſe ſchöne breite Straße iſt völlig menſchenleer, zwiſchen ihrem künſtlichen Pflaſter drängt ſich reichlicher Graswuchs hervor, ihre Häuſer ſcheinen größtentheils wie ausgeſtorben und einige derſelben ſind in der That von ihren Bewohnern verlaſſen und bereits halb verfallen. Die Inſel Leon entſpricht Zug für Zug dem Bilde welches man von Cadiz zu machen pflegt: ſie iſt eine Ruine von geſtern. Keine Läden, keine Werkſtätten, keine Spur gewerblichen Lebens. Die Hausthüren und Fenſter ſind verſchloſſen, die Balkons mit Roſt überzogen und die öffentlichen Gebäude ſcheinen nur für die Schildwache gemacht zu ſeyn, die einſam vor ihnen auf- und abſchreitet.

Der heutige Verfall der Inſel Leon ſetzt mich übrigens weit weniger in Erſtaunen als die deutlichen Spuren ihrer früheren beſſeren Zeiten. Dieſe Stadt liegt inmitten eines Bodens welcher den Ackerbau unmöglich macht, ſie iſt zu weit von dem Meere entfernt um Schifffahrt zu treiben, und ihr einziger Gewerbfleiß ſcheint von jeher in der Gewinnung des Seeſalzes beſtanden zu haben. Genügt nun aber eine ſolche Induſtrie um eine Stadt von 18 bis 20,000 Einwohnern, wenn auch nur augenblicklich, zur Blüthe zu bringen? Wo nicht, wie es mich dünken will, ſo iſt mir das ehemalige Gedeihen, der ehemalige Wohlſtand, deren Reſte noch heute in der Inſel Leon ſichtbar ſind, ein unerklärliches Räthſel.

Nicht ohne einige Mühe gelang es mir das Gebäude ausfindig zu machen in welchem die conſtituirenden Cortes von 1810 die erſten Grundlagen der conſtitutionellen Staatsverfaſſung in Spanien gelegt haben. Nach mancher vergeblichen Frage bezeichnete man mir endlich ein Haus das unter den durchweg in Terraſſen auslaufenden übrigen Gebäuden der Stadt durch ſein ſpitzes Ziegeldach aus der Ferne kenntlich war. Ich fand ein Haus von dem beſcheidenſten Aeußern, mit verſchloſſener Thür und mit Lucken ſtatt der Fenſter, die mit Tannenläden zugemacht waren. Nach fruchtloſem Pochen trat ich in das Nachbarhaus, und hier erfuhr ich daß der Cortezpalaſt von 1810 nicht mehr und nicht

Digitized by Google

weniger ſey als das Theater der Stadt. Das gewölbte Erdgeſchoß des Wohnhauſes in dem ich mich befand war früher die Trinkſtube des Theaters und dann das Erfriſchungszimmer der ſpaniſchen Volksvertreter geweſen, die unter den Kanonen der Franzoſen, der Meiſter des ganzen Landes mit Ausnahme einiger Spannen Erde, die Verfaſſung ihrer zu befreienden Nation entwarfen. Es kommt mir wahrlich nicht in den Sinn der Cortesverſammlung von 1810 einen großen nnd ſtolzen Platz in der Geſchichte ihres Landes ſtreitig zu machen, daß es ihr aber an richtigem Tact fehlte, davon zeugt neben vielen wichtigeren Mißgriffen auch die Wahl ihres Verſammlungsortes. Man mag über die Rettung des Vaterlandes immerhin ſelbſt in einem Kuhſtalle zu Rathe gehen, wenn man eben kein anderes Local hat, ſteht aber neben dem Kuhſtalle eine Scheune, ſo nehme man doch anſtandshalber die letztere. Welche Gründe auch jene Wahl der Cortes von 1810 beſtimmt haben mögen, ſie hätte ſich ohne allen Zweifel in der geräumigen Inſel Leon umgehen laſſen, und man hätte es ſich erſparen können die begeiſterten Worte des „göttlichen" Arguelles von derſelben Bühne herunter zu hören, die noch geſtern einem ſchlechten Poſſenreißer gedient hatte.

Vom entgegengeſetzten Ende der Stadt aus ſieht man den Platz wo das Lager der Franzoſen ſtand, das ſein Feuer ein Jahr hindurch gegen die Inſel Leon und gegen Cadiz verſchwendete. Die geſammten Feſtungswerke der Inſel Leon beſtanden damals und beſtehen auch heute noch einzig und allein in einem Brückenkopfe und ein paar Redouten welche den Uebergang über den ſogenannten Rio Suazo vertheidigen. Ich muß indeſſen hinzufügen daß die Tauſende von Salzgräben welche die Stadt von allen Seiten umgeben, gegen ein Belagerungsheer beſſere Dienſte leiſten als alle Bollwerke welche die Kriegsbaukunſt erſinnen möchte.

Der Rio Suazo oder Canal von Santi Petri iſt ein ſchmaler Meerarm welcher die Landzunge in einer Entfernung von zehn Minuten hinter der Inſel Leon durchſchneidet. Einen anderen, aber noch viel unbedeutenderen Canal, Rio Arillo genannt, überſchreitet man auf halbem Wege zwiſchen der Torre Gorda und dieſer Stadt. So iſt denn die Isla de Leon ſtreng genommen was der Wortlaut ihres Namens ſagt, ein rings vom Meere umfloſſenes Land, wiewohl die beiden Seearme durch welche dieſe Inſel gebildet wird, ſo ſchmal und ſo ſeicht ſind daß man ſie ohne Schwierigkeit hat überbrücken können. Daß auch Cadiz eigentlich auf einer Inſel liegt, ergibt ſich ſomit von ſelbſt. Die Inſel Leon hat dieſen Namen in neueren Zeiten, kraft Cortesbeſchluſſes, gegen den Namen Cindad de San Fernando vertauſcht, aber der letztere iſt bis jetzt noch nicht in die Volksſprache übergegangen. In Cadiz dagegen hat im Laufe der conſtitutionellen Periode mehr als ein Heiliger das Vorrecht eingebüßt den Straßen und Plätzen der Stadt ſeinen Namen zu geben. Mina, Torrijos, Riego ſind in die Stellen der bibliſchen Perſonen und der Kirchenväter eingerückt, die ſeit Jahrhunderten im Beſitze des Patronats über die wichtigſten Theile der Stadt waren. In einer Straße hat der heilige Franz ſein altes Eigenthum mit dem zuletzt genannten Revolutionsmanne wenigſtens theilen müſſen, ſie heißt calle de San Francisco y de Riego. Der Auguſtinsplatz iſt zum Freiheitsplatz geworden, kurz dieſe Art der Wiedertäuferei iſt hier ſo vielfach gehandhabt worden, daß ein Cadizer, welcher nach dreißigjähriger Abweſenheit etwa aus der Havannah oder von den Philippinen zurückkäme, große Mühe haben würde ſich in ſeiner Vaterſtadt zurecht zu finden und das Haus zu erfragen in dem er geboren, vorausgeſetzt daß ſeine Eltern nicht etwa in der Straße „der flämiſchen Trunkenbolde," calle de los Flamencos borachos, gewohnt hätten; denn dieſer wohllautende Name hat dem Wechſel der Zeiten bis jetzt glücklich widerſtanden.

Nach Cadiz zurückgekehrt, fragte ich in mehreren Buchhandlungen nach einer geſchichtlichen Darſtellung der franzöſiſchen Belagerung von 1808, mit deren Hülfe ich den mühſeligen Ausflug nach der Inſel Leon doppelt belohnend für mich zu machen hoffte. In der erſten Buchhandlung bot man mir einen Adreßkalender, in der zweiten ein Heldengedicht, auf dem der Trocaderozug des Herzogs von Angouleme znm Gegenſtande, in der dritten endlich einen dicken Quartband franzöſiſcher Documente über den ſpaniſchen Krieg, die von dem Kriegsminiſterium in Paris veröffentlicht ſind. Kurz ich fand nicht einmal die Spur deſſen was ich ſuchte. Sonderbares Volk dieſe Spanier — wenn die Belagerung von Cadiz uns Deutſchen begegnet wäre, welche ſchönen Bücher wir duzendweiſe darüber geſchrieben haben würden!

Die Cadizer hegen keinen ſo lebhaften Groll gegen die Franzoſen als die übrigen Spanier. Ganz natürlich, Cadiz hat in dem Invaſionskriege viel weniger von den Franzoſen zu dulden gehabt, und es hat ſich für die geringen Leiden der Belagerung durch eine vollſtändige Demüthigung des Feindes gerächt. Nachdem ich Cadiz geſehen habe, wundere ich mich übrigens weniger über den ſiegreichen Widerſtand den es den napoleoniſchen Truppen geleiſtet, als über das Selbſtvertrauen der Franzoſen welche die Belagerung eines ſolchen Platzes unternehmen konnten ohne Meiſter der See zu ſeyn. Wenn Cadiz ſich vertheidigen *will*, ſo iſt der Gedanke an ſeine Eroberung von der Landſeite her ein leeres Hirngeſpinnſt. Wenn es im Jahre 1823 in Cadiz nicht an gutem Willen, an moraliſcher Kraft, an Einheit der Geſinnung gefehlt hätte, ſo würde die ganze franzöſiſche Expedition vielleicht an ſeinen Mauern geſcheitert ſeyn. Aber die Cadizer waren damals nicht mehr dieſelben die ſie fünfzehn Jahre früher geweſen waren, und ſo konnte ein Herzog von Angouleme an der Stadt zum Helden werden welche der Heeresmacht Napoleons Hohn geſprochen. Das erſte Fort in welches die Franzoſen einrückten, wurde ihnen von dem Commandanten ſelbſt geöffnet, der ſeine Soldaten zuvor betrunken gemacht hatte. Eine Sache an welcher auch nur eine einzige Verrätherei wie dieſe möglich iſt, eine ſolche Sache iſt von vornherein verloren.

III.

Cadiz, am 7 Jnnius. Der Weg von Sevilla hieher iſt der einzige in ganz Spanien den man mit allen den Bequemlichkeiten zurücklegen kann, durch welche der Reiſende jenſeits der Pyrenäen ſo verweichlicht und verwöhnt iſt daß er gewöhnlich glaubt eine Herculesarbeit zu verrichten, wenn er ſich auf die holperigen Straßen und die zuweilen etwas zweideutig ausſehenden Herbergen dieſes Landes wagt. Als bloße Fahrſtraße betrachtet iſt der Guadalquivir eben ſo gut wie der Rhein, und ſeine Dampfboote ſtehen den unſrigen an Eleganz und an zweckmäßiger Einrichtung nur wenig nach. Wie geſagt, die Fahrt den Strom herunter iſt ſo

Digitized by Google

bequem als man ſie ſich wünſchen kann, dafür aber auch verzweifelt intereſſelos. Ein Verdeck voll von Koffern, Soldaten, Gensdarmen und Handelsreiſenden, ein ſchlammgelber Fluß und auf beiden Seiten desſelben eine eintönige Ebene ohne abſehbare Gränze, unter einem melancholiſchen nebelgrauen Himmel, alle dieſe Dinge, von denen nur der geringſte Theil etwas zufälliges war, brachten mich zu der Erkenntniß daß man ſich in Spanien unterwegs eben ſo gründlich langweilen könne wie auf der breiteſten und beſtunterhaltenen Chauſſee im deutſchen Flachlande. Die Hügel welche in der Nähe von Sevilla das Ufer des Guadalquivir bilden, bleiben bald hinter dem Dampfſchiffe liegen, mit ihnen verſchwinden die Dörfer und die Orangengärten die den äußerſten Rand der Oaſis der Suevenſtadt ſchmücken, und ſo weit das Auge reicht, gibt es nichts mehr als Stoppelfelder und Haiden, die nur hie und da von Pferde- und Rinderheerden belebt werden. Erſt in der Nähe der Mündung des Fluſſes zeigen ſich am äußerſten Geſichtskreiſe wieder einige Hügel, einige Fichtenpflanzungen und ein paar Ortſchaften, namentlich Bonanza und San Lucar, die beiden Gränzſäulen des ſalzigen Reiches Neptuns. In offenem Meere angekommen, hat man wenigſtens die Gefahr einer kleinen Seekrankheit zum Zeitvertreibe. Noch eine Wendung um den letzten Vorſprung des Ufers, und Cadiz, die entthronte Königin der atlantiſchen Gewäſſer, ſteht in ſtiller Majeſtät vor dem Blicke. Cadiz ſcheint von hier aus geſehen eine Inſelſtadt, ein auf dem Meere ſchwimmendes Venedig. Von allen Seiten her ſchlagen die Wellen an ſeine Mauern, und zwar nicht im mindeſten bildlich geſprochen, ſondern mit ſo ernſtlicher Wirklichkeit daß ſie in den weſtlichen Hafenwall eine breite Breſche geriſſen haben, durch welche ſie die zunächſt gelegenen Straßen bedrohen.

Der Hafen von Cadiz in welchem ſich noch vor vierzig Jahren die goldbeladenen Galionen drängten, iſt jetzt nur dünn beſäet: ein Hundert Fahrzeuge, größtentheils Küſtenfahrer von ärmlicher Miene — das iſt Alles. Zwei oder drei Corvetten und Brigantinen bilden die ganze Kriegsflotte vor derſelben Stadt welche 1790 binnen drei Monaten dreißig Linienſchiffe ausrüſten und in See ſtechen laſſen konnte. Und das waren gleichwohl nur noch die Trümmer der ſpaniſchen Seemacht! Doch laſſen wir die Todten ruhen.

Zu den Todten nun gehört Cadiz ſelbſt glücklicherweiſe noch nicht, ſo laut man ſein Grabgeläute auch ſchon oft durch die Welt hat klingen laſſen. Statt eines zweiten Cordova, das ich nach dem Texte ſo manches Klageweiberliedes hier zu finden glaubte, ſehe ich mich in einer Stadt welcher warmes friſches Lebensblut durch die Pulſe ſtrömt, in einer Stadt voll Eleganz und Luxus und feſtlicher Bewegung. Ich glaube die Urſache dieſes Widerſpruchs zwiſchen der Wirklichkeit und den Schilderungen der meiſten Reiſenden zu errathen. Die Kaufleute die hier noch immer das laute Wort haben, rufen vom Morgen bis zum Abend Ach und Weh über die Abnahme des Handels. Das erſte Wort meines Bankier war ein Stoßſeufzer über das Stocken der Geſchäfte. Dieſe Klagen haben ohne allen Zweifel ihren guten Grund, allein man ſollte ſich doch nicht allzu ſtark davon rühren laſſen, und man ſollte am allerwenigſten die Augenſcheinlichkeit und die Handgreiflichkeit darüber vergeſſen. Und das würde auch nicht geſchehen, wenn es nicht eine ſo pikante Situation wäre auf den Trümmern einer gefallenen Größe zu weinen. Je troſtloſer der Anblick der Trümmer iſt, deſto reichlicher dürfen die Thränen fließen, und ſo malen denn jene gefühlvollen Seelen unwillkürlich ins Schwarze und Schwärzeſte hinein. Die Verſuchung iſt um ſo größer, je ſchwerer es für gewiſſe Augen ſeyn mag dem wirklichen Cadiz, dem Cadiz wie es nun einmal leibt und lebt, eine intereſſante Seite abzugewinnen; aus der nüchtern erſcheinenden Natur pflegen ſich ja die Leute welche ſich zu helfen wiſſen, gewöhnlich in phantaſtiſche Regionen zu flüchten.

Bei einiger Ueberlegung findet man bald daß der angebliche Zuſtand des tiefen Verfalls, in welchem ſich Cadiz heutiges Tages befinden ſoll, die einleuchtendſten Geſetze der natürlichen Logik Lügen ſtrafen würde, wenn er etwas anderes wäre als eine Dichtung. Eine Stadt die dreihundert Jahre lang den reichſten Verkehr der Welt vermittelt hat, eine Stadt in welcher zehn Generationen Schätze auf Schätze gehäuft haben, eine ſolche Stadt kann durch das bloße Verſiegen ihrer Goldquellen unmöglicherweiſe binnen zwanzig oder dreißig Jahren verarmen. Welchen Begriff hat man von dem Reichthum einer Handelsſtadt, wenn man annimmt daß dieſer Reichthum binnen eines Menſchenalters aufgezehrt werden könne? Wer mit Recht reich genannt wird, der kann im Nothfalle von ſeinen Zinſen leben, und ich zweifle daß der Millionär in Cadiz bis jetzt gezwungen worden iſt ſein Capital anzugreifen, um ſeinen Hausſtand auf dem höchſt anſtändigen Fuße zu erhalten auf welchem er ſich befindet. Einige Kaufleute, einige Fabricanten, einige Rheder haben ſich freilich aus Cadiz zurückgezogen um ſich in Xerez, in San Lucar, in Sevilla niederzulaſſen, aber von einer allgemeinen oder auch nur ſehr ſtarken Auswanderung der in den Geſchäften reich gewordenen Leute kann natürlich nicht die Rede ſeyn, um ſo weniger als die genannten und alle andern benachbarten Städte im allgemeinen keine beſſern Ausſichten zur vortheilhaften Fortſetzung der Geſchäfte darbieten als Cadiz ſelbſt.

Wenn Cadiz nun jetzt nicht gerade übermäßig viel zu thun hat, ſo verliert es doch deßhalb keineswegs ſeine Zeit, es benützt ſie vielmehr äußerſt gewiſſenhaft, um ſich ſo gut zu unterhalten und ſo viel zu beluſtigen, als nur irgend möglich. Die Stadt ſieht aus als ob es hier alle Tage Sonntag wäre. In vielen Straßen haben die großen ſchneeweiß gehaltenen Häuſer mit ihren zierlichen Balcons und ihren Schauthürmchen eine äußerſt vornehme Miene. Ihre bloße Außenſeite verräth auf den erſten Blick daß hier noch manche Tonne des Goldes von Peru und von Mexico in Sicherheit geborgen liegt. Daß für die Bedürfniſſe und Launen der Inhaber dieſer kleinen Erſparniſſe hinreichend geſorgt ſey, das beweist eine Menge überaus reicher Läden in den Stadtvierteln wo der Kleinhandel ſein Zelt aufgeſchlagen hat. Auf den öffentlichen Plätzen unter ſchattigen Acazien und Ulmen ſieht man zu jeder Tageszeit zahlreiche Gruppen junger und alter Herren, die plaudernd und cigarrenrauchend ausruhen vom Nichtsthun. Die prachtvollen Spaziergänge der Stadt, zumal die unvergleichliche Alameda am Meere, füllen ſich, ſobald der Tag anfängt ſich zu kühlen, mit ſchöner Welt die hier ihren Namen wirklich verdient. Man ſcheint in Cadiz den Spaziergang ganz anders und viel gründlicher zu verſtehen als in den übrigen ſpaniſchen Städten. Die Alameda iſt hier nicht der zufällige Sammelplatz einer Anzahl von Menſchen die einander unbekannt und gleichgültig ſind; ſie iſt ein großer Geſellſchaftsſaal, in welchem man ſich gegenſeitig berückſichtigt, gegenſeitig verſteht, deſſen ganze Atmoſphäre geſchwängert iſt mit gemeinſchaftlicher Luſt und mit einem feinen Dufte von Intrigue und Galanterie. Mehrere Schauſpielhäuſer helfen die Stunden des ſpätern Abends ausfüllen, deſſen Schluß das Werk des Tages, wie man ſagt, würdig zu krönen pflegt.

Die Politik ſcheint in dem Intereſſe der Cadizer einen ziemlich großen Platz einzunehmen. Die Zeitungen ſind hier häufiger als im übrigen Süden des Landes, und geſtern erſchien mir im Kaffeehauſe, gleich einem Geſpenſte, ſogar ein franzöſiſches Blatt,

Digitized by Google

das erſte welches ich ſeit Barcelona zu ſehen bekommen habe. Die beiden Tagesblätter welche in Cadiz ſelbſt erſcheinen, der »Nuevo defensor del Pueblo« und der »Comercio«, ſind nicht, wie die Zeitungen in Valencia, Malaga und Sevilla, bloße Schattenbilder der Madrider Preſſe, ſondern ſie haben ein ſelbſtändiges Leben und eine eigene Meinung. Der Nuevo defensor del Pueblo zumal, das Organ der Oppoſition, hat eine federkundige und energiſche Redaction. Seine heutige Nummer enthält einen Aufſatz über die große Frage des Tages den es der Mühe lohnt anzuführen.

„Die Männer der heutigen Staatsgewalt,“ heißt es darin, „haben ihre ſchwankende Herrſchaft niemals auch nur einen Augenblick für geſichert gehalten; ſie ſahen ſich vielmehr von Anfang an von allen Seiten her bedroht, weil man von allen Seiten her ihre moralwidrigen Umtriebe und ihre geſetzloſen Grauſamkeiten mißbilligte. Nun aber glauben ſie ihre Rechnung dabei zu finden daß ſie die allgemeine Unzufriedenheit als aufrühreriſches Streben auslegen, und daß ſie jeden Bürger der mit ihren Ideen nicht übereinſtimmt, als Verſchwörer und Rebellen betrachten. Dieß iſt eine ſehr beredte Thatſache. Sie beweist daß unſere Machthaber wider den Strom des Volkswillens regieren.

„Wollt ihr wiſſen, ihr Männer der Regierung, wo die Verſchwörung ſteckt, wollt ihr wiſſen wer am nachdrücklichſten darauf hinarbeitet euch zu ſtürzen, wollt ihr den Beweis ihrer Anſchläge haben? Nun ſo hört: Wenn ihr diejenigen Verſchwörer nennt welche hoffen daß ihre Partei zuletzt Meiſter bleiben werde, ſo laſſen wir uns die Bezeichnung gefallen, denn wir ſind feſt überzeugt daß das Land nicht zu ſeinem Ziele gelangen wird, ehe die Progreſſiſten die Gewalt in die Hände bekommen. Fragt ihr nach unſerem Chef und nach den Mitteln durch welche wir unſern Zweck zu erreichen gedenken, ſo antworten wir euch: unſer Chef iſt der Vatican, unſere Waffe iſt das Concordat. Der Vatican und das Concordat ſind das Oberhaupt und das Werkzeug der progreſſiſtiſchen Verſchwörung. Während unſer Chef in Rom arbeitete, wer brachte euch die Niederlage an der Börſe bei? Demüthigt euch, ihr Thoren, demüthigt euch vor dem Vatican; das iſt eben ſo gut als wenn ihr die Waffen vor uns ſtrecktet.“

Nächſt der Frage vom Stehen oder Fallen der gegenwärtigen Regierung gibt es kein öffentliches Intereſſe welches das hieſige Publicum in dieſem Augenblicke ſo lebhaft beſchäftigte als dasjenige welches mit dem Entwurfe eines neuen Zolltarifs in Verbindung ſteht. In Cadiz, wo der Schmuggelhandel mit ſehr großen Schwierigkeiten verbunden iſt, iſt das gegenwärtige Zollſyſtem noch verhaßter als in den übrigen Hafenſtädten am mittelländiſchen Meere, die ſich mit den Einfuhrverboten und den unerſchwinglichen Schutzzöllen zuletzt doch noch abzufinden wiſſen. Die hieſige Stimmung iſt im Grunde auf die Idee der unbeſchränkten Handelsfreiheit, oder doch auf die Abſchaffung aller Einfuhrverbote und die Einführung eines Tarifs geſtellt, welcher niedrig genug iſt um allem Schmuggel ein Ende zu machen. Man begreift indeſſen recht gut daß ſolche Anſprüche für jetzt durchaus noch nicht an der Zeit ſind, und man begnügt ſich deßhalb damit vorläufig beſcheidene Forderungen laut werden zu laſſen. Vor allen Dingen verlangt man wenigſtens einige Ermäßigung des gegenwärtigen Tarifs, das heißt eine Herabſetzung des Eingangszolles auf 20 bis 25 Proc. des Fabrikpreiſes der fremden Waaren, welche jetzt zum großen Theile ſo ſchwer beſteuert ſind daß ſie der Schmuggelaſſecuranz eine Prämie zahlen können die nach Umſtänden bis zu 60 und 80 Proc. hinaufſteigt. Bei einem Zolle von 20 bis 25 Proc. würde die einheimiſche Production in der That immer noch einen Schutz finden welcher ihr für viele Fälle auf dem Markt die Ueberlegenheit über das ausländiſche Fabricat ſichert, und auf der andern Seite würde dadurch der Contrebande doch einigermaßen, das heißt wenigſtens für diejenigen Fälle und Zeiten geſteuert werden wo die Aſſecuranzprämie den Zoll überſteigt. Der Vortheil der aus einer ſolchen Veränderung für den Staatsſchatz entſtehen würde, liegt auf der Hand. Spanien beſitzt bereits einen Induſtriezweig dem ein Schutzzoll von etwa 25 Proc. vollkommen zu genügen ſcheint, die Seidenweberei nämlich, welche ſich ſeit Jahren im beſten Gedeihen befindet und in deren Namen man wenig oder gar keine Klagen über die Unzulänglichkeit jenes Zollſatzes vorbringen hört.

Ein zweiter Punkt des Zollſyſtems, deſſen Reform dringend verlangt wird, iſt die gegenwärtige Methode der Abſchätzung der zu verzollenden Waaren. Die Verwaltung berechnet nämlich die zu erhebende Steuer nach übertriebenen Anſätzen, und jedenfalls nach dem Preiſe welchen die Waaren im Laden des ſpaniſchen Kaufmanns haben, ſo daß dieſer den Werth des Transports, der Commiſſion und ſogar des Zolles ſelbſt mit verzollen muß. Eine Elle Caſimir welche der engliſche Fabricant mit 15 Realen verkauft, hat nach dieſem Maßſtabe bei der Einfuhr nur 2½ Realen zu erlegen, aber die Mauth erhebt kraft ihrer Berechnungsweiſe davon bis zu 7 Realen. Eine Elle Tuch zu 60 Realen kommt dem ſpaniſchen Kaufmanne nach demſelben Syſtem ſtatt auf 83 auf 97 Realen zu ſtehen. Bei einigen Waarengattungen ſoll die Berechnungsweiſe des Zollamtes den geſetzlichen Zoll ſogar vervierfachen.

Dazu kommt nun noch bei der einfachſten Zolloperation eine Häufung der Förmlichkeiten, welche nicht das geringſte Uebel des gegenwärtigen Zollſyſtems iſt und die dem Handel unermeßliche Schwierigkeiten und Verluſte bereitet, ohne daß der Staat oder die einheimiſche Induſtrie oder ein ſonſtiges Intereſſe, wenn auch nur ein eingebildetes, den mindeſten Nutzen daraus zöge. Dieſe Förmlichkeiten hindern, wie man weiß, keine Art des Betruges und des Unterſchleifs, und andere Staaten, in denen die regelmäßigſte Verwaltung herrſcht, beweiſen durch ihr Beiſpiel wie überflüſſig ſie ſind. Jedes Zollamt wimmelt von Beamten, von denen die meiſten nichts zu thun haben als ihren Namen zu ſchreiben, und der Geſchäftsgang in dieſen Anſtalten iſt ſo verwickelt daß die Exiſtenz beſonderer Agenten nothwendig geworden iſt welche die Kaufleute bei dem Zollamt vertreten, wie der Advocat oder der Procurator ſeinen Clienten vor Gericht, und dieſe Leute, obgleich ſie in ihrem Geſchäfte völlig zu Hauſe ſind, haben oft mehrere Tage nöthig um alle die Schritte zu thun welche nöthig ſind um eine einzige Ausfertigung zu erlangen. Was aber den Luxus des Beamtenperſonals betrifft, ſo hat er zur nothwendigen Doppelfolge geringe Beſoldung und die äußerſte Beſtechlichkeit. — Doch ich würde nicht enden, wenn ich alle die Argumente wiederholen wollte welche hier jeder Kaufmann gegen das heutige Zollſyſtem immer ſchlagfertig mit ſich führt. Und daß wenigſtens ein großer Theil derſelben auf gutem Grunde ruht, wer wollte das bezweifeln!

Digitized by Google

IV.

Sevilla, 14 Junius. Ich hatte einige Mühe die kleine Spitalkirche de la Caridad ausfindig zu machen, die den „Souverän" unter den Kunſtjuwelen von Sevilla beſitzt. Erſt nach vielem vergeblichen Hin- und Herfragen, und nachdem die halbe Dienerſchaft des Gaſthofes von dem Wirthe in meiner Gegenwart abgehört worden war, erfuhr ich endlich in welchem Winkel der Stadt die Caridad verſteckt liegt. Nach raſchem Gange ſtand ich mit klopfendem Herzen vor der verſchloſſenen Kirchenthür, die mir einen Augenblick darauf von dem Spitalwärter geöffnet wurde. Mein Blick fiel der Thür gegenüber auf einen großen grünen Vorhang. Hier iſt es, ſagte ich mir, und auf meine ungeduldige Handbewegung eilte mein Führer den Vorhang wegzuziehen. Betrogene Erwartung; ich ſah San Juan de Dios vor mir. Von dieſem Bilde wird freilich viel Aufhebens gemacht, und ich erinnere mich namentlich in dem Buche des Marquis Cuſtine eine wahre Hymne auf dasſelbe geleſen zu haben, es iſt mir aber nicht gegeben dieſe Bewunderung zu theilen. Der Heilige trägt einen Kranken fort, den er hülflos auf der Straße gefunden hat, und er wird bei dieſem frommen Geſchäft von einem Engel unterſtützt; das iſt der gewiß ſehr dramatiſche Gegenſtand des Gemäldes, deſſen Ausführung meinem beſcheidenen Ermeſſen nach keineswegs eine glückliche zu nennen iſt. San Juan de Dios hat ſeinen Schützling über die linke Schulter geworfen wie einen Mehlſack. Ein nicht allzu roher Metzger würde Anſtand nehmen ein Kalb in dieſer Stellung nach dem Schlachthauſe zu tragen, und wenn unſer Heiliger ſeine Kranken wirklich in ſolcher Weiſe behandelt hat, ſo wäre es jedenfalls menſchlicher von ihm geweſen ſie auf dem Straßenpflaſter liegen zu laſſen. Dazu hat der heilige Mann ein ſo finſteres, ungewaſchenes, gemeines Geſicht, daß er zum Verwechſeln einem Banditen ähnlich ſieht welcher eben den Leichnam eines Ermordeten über die Seite ſchaffen will. Die Geſtalt und die Haltung des Engels trieft von jener ſüßlichen Ziererei welche ſo vielen Künſtlern untergeordneten Ranges für ein Attribut des himmliſchen Charakters gilt. Als ob er fürchte ſich die Hände zu beſchmutzen — ungegründet wäre die Furcht allerdings nicht — faßt der Engel den Heiligen mit ſpitzen Fingern am Rockärmel. Eine Hülfleiſtung wie dieſe iſt ſchlimmer wie gar keine, und ich finde es denn auch inſofern ganz natürlich daß der Heilige, der unter ſeiner Laſt zuſammenknickt, ſich mit unwirſchem Ausdrucke nach dem unberufenen Helfer umwendet. Thäte San Juan de Dios den Mund auf, ich fürchte der Engel würde für ſeinen guten Willen eine derbe Grobheit zu hören bekommen. Mit einem Worte, in der Compoſition dieſes Gemäldes iſt eben ſo wenig Wahrheit als Poeſie, und ich zweifle daß viele eben ſo verfehlte Bilder aus der Werkſtatt Murillo's hervorgegangen ſind.

Und wo iſt der Moſes? fragte ich meinen Begleiter. Dort oben, antwortete er, indem er auf ein großes Brettergerüſt wies, hinter welchem nur ein paar Stück Himmel und Rahmen ſichtbar waren. Ich wurde ſtumm vor Schreck, und ſchöpfte erſt dann wieder Athem als ich neben dem Gerüſte eine hohe Leiter bemerkte. Ein junger Maler hatte die Erlaubniß erhalten dieß Bretterwerk aufſchlagen zu laſſen um den Moſes zu copiren. So konnte ich denn das Meiſterſtück Murillo's ganz in der Nähe ſchauen. Um die volle Wirkung eines ſolchen Werkes zu empfinden bedarf es vieler Stunden, vieler Tage; aber auch ſchon der erſte Eindruck iſt überwältigend. Die Menſchenhand hat vielleicht niemals aus Farben und Leinwand oder aus Erz oder aus Marmor ein ſo ergreifendes Bild der Gottbegeiſterung geſchaffen als den Kopf des Moſes. Wenn inmitten unſerer kalten hohnlächelnden Zeit dieſer Prophet aus dem Bilde Murillo's herunterſtiege, um unter dem Volke zu wandeln, die halbe Welt würde ihm zu Füßen ſtürzen. Ja dieſer Blick dringt durch in die tiefſten Tiefen des Himmels bis zu dem von Donnerwolken getragenen Throne Jehovahs; dieſes Auge lieſt in fernen Jahrtauſenden den furchtbaren Fluch der auf dem Volke Gottes laſten wird bis an das Ende der Zeiten; dieſe übermenſchliche Stirn iſt die Werkſtatt eines Gedankens der ſtärker iſt als eine ganze Welt, die ſich nun ſchon ſeit hundert Generationen zu ſeinem Untergange verſchworen hat; auf dieſen Lippen wohnt das Wort des Segens und das Wort der Verdammniß, das Gebet deſſen Melodie die Rache eines zürnenden Gottes entwaffnet, und der vom Himmel eingegebene Machtſpruch von welchem ganze Völker verbluten. Es iſt nicht leicht neben der Figur des Moſes bei einem erſten Beſuche noch ein Auge zu haben für das übrige Bild. Nur daß ſeine ganze Haltung im ſchönſten Verhältniſſe ſteht zu der herrlichen Geſtalt des Propheten, ſieht man auch beim flüchtigen Ueberblick.

Dem Moſes gegenüber hängt als Seitenſtück ein anderes Bild von Murillo, die Speiſung der fünftauſend Mann durch die fünf Brode und die zween Fiſche darſtellend. Die Idee der beiden Bilder iſt eigentlich dieſelbe. Dort wird ein verdurſtendes Volk getränkt, und hier wird ein hungerndes Volk geſpeiſt. Und gleichwohl, welch' ein unermeßlicher Abſtand zwiſchen den beiden Stoffen als maleriſche Aufgabe gedacht! Neben dem altteſtamentlichen Gegenſtand nimmt ſich der neuteſtamentliche aus wie ein phyſikaliſches Experiment neben einem Drama. Es iſt kein Leben, keine Handlung in dieſem zweiten Bilde. Auf der einen Seite von einigen ſeiner Jünger umgeben Jeſus, welcher ſegnend die Hände über den Broden erhebt die er auf den Knieen hält, während der Knabe mit den Fiſchen vor ihm ſteht; auf der andern Seite und im Hintergrunde Volksgruppen, die ruhig der Dinge warten die da kommen ſollen. Das Bild würde den Beſchauer trotz ſeiner vortrefflichen Ausführung kalt laſſen, auch wenn es nicht die unmittelbare Vergleichung mit dem Moſes zu beſtehen hätte. Dieſer Stoff ſcheint ſich überhaupt gar nicht für die darſtellende Kunſt zu eignen. Könnten wir Leſſing befragen, er würde uns ſagen warum die Löſchung des verzehrenden Durſtes der Iſraeliten in der Wüſte von der Malerei im erhabenſten Styl behandelt werden kann, während die Befriedigung des Heißhungers der Fünftauſend unfehlbar ein unedles Bild geben müßte. Da Murillo eine große Schmauſerei dieſer Art nicht darſtellen wollte und durfte, ſo blieb ihm dann freilich kaum etwas anderes übrig als ein froſtiger Prolog zu der dramatiſchen Handlung. Ich bin überzeugt daß Murillo hier nicht nach eigener Wahl, ſondern auf Beſtellung gearbeitet hat, denn ein Künſtlergeiſt hätte ſich durch die ſcheinbare und bloß äußere Aehnlichkeit jener beiden Gegenſtände über die durchaus unmaleriſche Natur des zweiten gewiß nicht täuſchen laſſen.

Ich nahm meinen Rückweg durch das Spital zu welchem die Kirche gehört und von dem ſie benannt wird. Das Spital iſt eine Anſtalt für Unheilbare, größtentheils alte Männer welche des Gebrauchs eines Theils ihrer Glieder beraubt ſind. Als ich in den Saal eintrat, fand ich die Greiſe, etwa hundert an der Zahl, mit ihrem Frühſtücke beſchäftigt. Sie lagen alle halbaufgerichtet in ihren Betten, und ich bemerkte nicht einen einzigen

Digitized by Google

der ſich die Suppe, die in irdenem Teller auf dem Bette vor ihm ſtand, nicht recht gut ſchmecken ließ. Neben den Betten ſind in der Wand kleine Niſchen angebracht, in denen die Kranken die Reſte ihrer Mahlzeiten verſchließen können. In der ganzen Anſtalt, die unter der Leitung barmherziger Schweſtern ſteht, ſchien Reinlichkeit und Ordnung zu herrſchen, und die Greiſe, von denen nur wenige im Stande ſind aufzuſtehen, hatten im allgemeinen trotz ihres verzweifelten Zuſtandes eine ganz zufriedene Miene. Und doch — gibt es eine ſchlimmere Exiſtenz als die dieſer armen Leute, die inmitten einer Umgebung von Schmerz und Elend verurtheilt ſind Tag und Nacht jahraus und jahrein an ihr hartes Lager gefeſſelt zu bleiben bis endlich der Tod ſie erlöst! Die Völker welche ihre mißgeſtalteten Kinder ertränkten und ihre hinfällig gewordenen Alten todtſchlugen, waren doch vielleicht, wenn man der Sache auf den Grund geht, nicht ganz ſo ſchwarz als ſie gewöhnlich gemalt werden.

Sevilla hat noch eilf oder zwölf andere Spitäler, die alle ſehr reich ausgeſtattet und zur Aufnahme aller mittelloſen Kranken in Sevilla vollkommen hinreichend ſind. Eine andere fromme Stiftung hat den Zweck arme junge Mädchen auszuſteuern, und ihnen Männer aufzuſuchen. Ich geſtehe daß mir dieſe Anſtalt viel beſſer gefällt als die vier Beguinenhäuſer die in Sevilla beſtehen, von den 64 Klöſtern die ehemals in der Stadt waren, und von denen hier wie überall nur noch ein paar Nonnenklöſter übrig ſind, gar nicht zu reden.

Mein Rückweg aus dem Gotteshauſe führte mich am Tempel des goldenen Kalbes vorbei, und ich trat ein. Die Börſe von Sevilla iſt ein trotz ſeiner Einfachheit ſehr ſtattliches Gebäude aus den letzten Jahren des ſechzehnten Jahrhunderts. Sie bildet ein völlig freiſtehendes gleichſeitiges Viereck mit geräumigem Hofe in der Mitte, welcher mit weißen Marmorplatten gepflaſtert, und wie alle dieſe Patios mit Bogengängen umgeben, und in der Mitte mit einem Springbrunnen geziert iſt. Das Prachtſtück des Gebäudes bildet die breite Haupttreppe die, aus dem ſchönſten Jaspis gebaut, in ihrer heutigen Geſtalt dem vorigen Jahrhundert angehört.

Auf dieſer Treppe ſteigt man hinauf zu dem „Indiſchen Archiv," das den obern Stock des Gebäudes einnimmt. Karl III, der einzige organiſirende Kopf der während der letzten dreihundert Jahre die ſpaniſche Krone getragen hat, iſt der Stifter dieſes Archivs, deſſen Beſtandtheile auf ſeinen Befehl aus den verſchiedenſten Urkundenſammlungen des Reichs hieher zuſammengetragen ſind. Das indiſche Archiv enthält alle im Beſitze des Staats vorhandenen Documente welche auf die Entdeckung, Eroberung und Verwaltung von Amerika Bezug haben, von dem erſten Vertrage an welcher 1492 von Ferdinand und Iſabella und Columbus in Granada unterzeichnet wurde, bis auf die neueſten Zeiten herunter. Das Archiv von Simancas hat einen großen Theil dieſer Documente geliefert, und nächſt ihm hat die ſogenannte „Contratacion," das ehemalige Handelsarchiv von Sevilla, die anſehnlichſten und koſtbarſten Beiträge gegeben. Alle dieſe Urkunden ſind nach Jahren und nach Gegenſtänden geordnet, und in Pakete von mäßigem Umfange vertheilt, die mit einer ausführlichen Etikette verſehen den Wänden entlang in ſchönen Bücherbrettern von Mahagoniholz aufgeſtellt ſind. In dreien der vier langen und hohen Säle welche durch das ganze obere Geſchoß der Börſe hindurchgehen, ſind die Mahagonifächer von dem Fußboden bis zur Decke mit dieſen Papieren ausgefüllt. Militärberichte, öffentliche Rechnungen, politiſche Correſpondenzen, gerichtliche Urkunden, geiſtliche Documente und hundert andere Arten öffentlicher Papiere ſind hier mit Sorgfalt geſammelt und in chronologiſche Ordnung gebracht. Vieles davon mag ohne allen Werth für die Geſchichte ſeyn, die Aufbewahrung des Ueberflüſſigen iſt aber in ſolchen Fällen ein gar geringes Uebel. Auffallend war es mir aus einem kurzen Zeitraume des ſechzehnten Jahrhunderts eine unermeßliche Menge von Actenſtößen, „die Hinterlaſſenſchaft Verſtorbener betreffend," zu finden. Freilich, Reichthum und ein raſcher Tod waren zwei Dinge die man damals mit großer Leichtigkeit in jenen neuen Landen erjagen konnte.

Am Ende eines der großen Säle, in einem kleinen Zimmer das der Handelsjunta zum Verſammlungsorte dient, befindet ſich hinter Glasſchränken der koſtbarſte Theil des Archivs, die Correſpondenzen von Columbus und Cortez, und was denſelben an hiſtoriſchem oder auch bloßem Curioſitätenwerthe nahe kommt. Die Erlaubniß zur Einſicht dieſer Papiere wird, ſeitdem ſie von Diebeshänden mißbraucht iſt, nur noch als eine ganz außerordentliche Begünſtigung und unter den ſtrengſten Vorſichtsmaßregeln ertheilt. Ich hätte wenigſtens die Handſchrift des Ferdinand Cortez ſehen mögen, um mich zu überzeugen ob ſie zu ſeinem Bilde ſtimmt welches man hier zeigt. Mein Begleiter konnte mir nicht ſagen von welcher Hand dieß Bild herrührt, und ich weiß nicht ob es als authentiſch betrachtet wird; aber Cortez hat ſich dieſes Bildes jedenfalls nicht zu ſchämen. Ein beredter Ausdruck von Kühnheit, Trotz und ſelbſt Härte, etwas gemildert durch einen gewiſſen ritterlichen Zug, gibt dieſem friſchen kräftigen Geſichte die ſchlagendſte Aehnlichkeit, wenn nicht mit Cortez ſelbſt, ſo doch jedenfalls mit der Vorſtellung die wir uns von der Perſon des Eroberers von Mexico machen können. Wenn Cortez im Leben nicht ſo ausgeſehen hat wie hier im Bilde, ſo thut es mir leid um ihn ſelbſt und um ſeine Doña Maria, die ſchöne Schlange die ihr Volk und ihre Götter für weniger verrieth als für dreißig Silberlinge, für einen ſoldatiſchen Liebhaber. Neben dem Bilde Cortez ſind die Porträte der letzten ſpaniſchen Könige, vom Gründer des indiſchen Archivs an, aufgehängt. Gäbe es noch gute monarchiſche Zucht und Ordnung in dieſem Lande, ſo wäre dem Anſtifter ſolches Frevels längſt ein Proceß wegen Majeſtätsbeleidigung gemacht. JJ. MM. nehmen ſich neben Cortez aus wie der Vollmond eine Stunde vor Sonnenuntergang. Jeder Augenzeuge muß eingeſtehen daß eine ſolche Zuſammenſtellung hochverrätheriſch iſt. Aber ach, es gibt keine Juſtiz mehr in Spanien. Seltſam genug iſt das nichtsſagendſte unter dieſen nichtsſagenden Geſichtern gerade das Karls III, der doch, wenn man aus den Handlungen ſeiner Regierung ſchließen kann, ſeinen Nachfolgern noch unendlich überlegen war. Oder muß man bei der Beurtheilung dieſer Regierung das Syſtem der miniſteriellen Verantwortlichkeit in Anſchlag bringen, das der Sache nach ſo ziemlich zu allen Zeiten exiſtirt zu haben ſcheint?

Digitized by Google

V.

Ecija, 15 Junius. Nichts haſſe ich auf Reiſen ſo ſehr als denſelben Weg zweimal zu machen. Um nicht nach Malaga zurückzukehren bin ich von Granada über Stock und Stein nach Cordova gegangen, ohne zu bedenken daß ich mich auf dieſe Weiſe in die Nothwendigkeit verſetzen würde entweder auf Sevilla, Cadiz und Gibraltar zu verzichten, oder die verhaßte Doppelfahrt die ich vermeiden wollen, um 40 Leguas zu verlängern. Gibraltar iſt mir darüber verloren gegangen, den Weg von Cordova nach Cadiz aber, etwa 25 deutſche Meilen lang, werde ich zweimal ſehen, weil ich mich nicht hatte entſchließen können die kaum 15 deutſche Meilen lange Strecke von Granada nach Malaga ein zweites Mal zurückzulegen. In dieſem Augenblicke iſt der Kelch, dem Himmel ſey Dank, beinahe bis auf die Hefe geleert, ich bin nur noch 7 Leguas von der alten Chalifenſtadt entfernt, hinter welcher wieder eine neue Welt für mich beginnt.

Die Fahrt in einem ſpaniſchen Eilwagen hat große Aehnlichkeit mit einer Karawanenreiſe. Menſchen und Thiere bilden ein kleines Heer; glühende Sonne und erſtickender Staub, Hitze und Durſt können in der Sahara kaum ſtärker ſeyn als auf einer andaluſiſchen Landſtraße im Juniusmonat. Die Dörfer oder einzeln ſtehenden Ventas, in denen umgeſpannt wird, ſind wie die Brunnen in der Wüſte. Die Karawane macht einen langen Halt, die ſchweißtriefenden Reiſenden erfriſchen ſich an einem Schattenplätzchen und durch einen kühlenden Trunk. Auf die Stimme des Schechs, in abendländiſcher Proſa Mayoral genannt, ſetzt ſich der Zug von neuem in Bewegung. Die ſchweren Stunden des Mittags kommen heran, aber da iſt kein Raſten, denn in offener Wüſte läßt ſich das Zelt nicht aufſchlagen. In langen Zwiſchenräumen erſcheint ein einſamer Pilger zu Fuße oder auf müdem Eſel, vom Kopfe bis zu den Füßen in eine dicke Staubdecke eingehüllt, matten Auges und mit großen Waſſertropfen auf der glühenden Stirn. Möge Allah die Schritte des armen Wanderers zur Oaſe leiten; uns treibt es in wilder Haſt an ihm vorüber. Hie und da ragt eine Gruppe von Palmbäumen aus der nackten Ebene hervor, und man ſchaut unwillkürlich aus nach den täuſchenden Wundern der Luftſpiegelung. Endlich iſt auch die letzte Orange verzehrt, nichts mehr um den lechzenden Gaumen zu kühlen, da zeigt ſich wie ein Bote des Himmels durch die dichten Staubwolken welche der Huf der Zugthiere aufwühlt, das Minaret des Ortes, deſſen offener Chan auf uns wartet. Viele der ſpaniſchen ſogenannten Wirthshäuſer ſind in der That kaum etwas anderes als Karawanſerais, in denen der Fremde nichts findet als vier nackte Mauern, und wo es ihm überlaſſen bleibt entweder zu faſten oder in eigener Perſon für ſeines Leibes Nothdurft und Nahrung zu ſorgen, eigenhändig Speiſe und Trank auf dem Markt einzukaufen, und wenn er ſein Abendeſſen erträglich zubereitet haben will ſich ſelbſt an den Herd zu ſtellen. Das gilt indeſſen freilich nicht von der großen Straße von Sevilla nach Madrid. Nach fünf- oder ſechsſtündiger Raſt wird gegen Mitternacht das Zeichen zum Aufbruche gegeben. Die Trägen und Schlaffen taumeln von dem Lager auf, wo ſie gegen ganze Heere von blutdürſtigen Feinden vergebens einige Augenblicke des Schlafs zu erobern verſucht haben; der rüſtigere und zugleich geſcheidtere Theil der Karawane, der um einen beredten Jäger oder Soldaten oder auch Handelsreiſenden, mit einem Worte um einen Mährchenerzähler im Kreiſe geſeſſen hat, iſt raſcher marſchfertig und hilft die Säumigen treiben. Für die Nacht ſetzt ſich die Karawane in Vertheidigungszuſtand gegen die Anfälle räuberiſcher Beduinen. Drei oder vier Büchſenmänner, Escopeteros, nehmen Platz auf dem Verdecke des Eilwagens. Leider aber iſt dieſe Bedeckung gewöhnlich juſt ſo gut wie gar keine. Erſt vorgeſtern hat ſie auf demſelben Wege auf dem ich mich befinde, einen glänzenden Beweis ihrer völligen Nichtsnutzigkeit geliefert. Der von Madrid kommende Eilwagen wurde eine halbe Stunde dieſſeits Andujar, wo er ſeine Abendraſt gehalten, von ſechs Wegelagerern angehalten. Der Escopeteros waren freilich nur drei, aber ſie führten acht Feuerwaffen, und gleichwohl thaten ſie nicht einen Schuß. Mehr noch, nachträglich machten dieſe braven Leute wie gewöhnlich gar Anſpruch auf die Dankbarkeit der Reiſenden dafür daß ſie dieſelben nicht durch eine gefährliche Gegenwehr der Rache der Räuber preisgegeben. Dieſe plünderten den ganzen Wagen mit aller Muße aus, und ſie ſollen eine ſehr reiche Beute gemacht haben. Ein einziger Reiſender hat, wie es heißt, 10,000 Realen in baarem Gelde verloren. Seit vielen Monaten war kein Raubanfall in dieſen Gegenden mehr vorgekommen, und man glaubte ſich hier, Dank der neuen Polizei, in völliger Sicherheit. Das vorgeſtrige Ereigniß wird die Eilwagenunternehmer lehren was es damit auf ſich hat die Zeitläufte zu mißbrauchen, um den armen Leuten die aus dem Stegreife leben, den Tribut zu entziehen welchen ſie denſelben für die Sicherheit der Straßen ſchuldig ſind.

Man will hier in Ecija mit Beſtimmtheit wiſſen daß die Wegelagerer in dieſer Gegend niemand anders ſind als die Förſter und Feldſchützen, welche die großen Eigenthümer auf ihren Grundſtücken unterhalten. In Zwiſchenräumen von mehreren Monaten finden ſich dieſe wackern Eigenthumswächter zu ſechs, acht und mehreren auf einem zuvor verabredeten Punkte zuſammen, der Eilwagen welcher zur beſtimmten Stunde eintrifft, wird, Dank der Feigheit der Escopeteros, ohne Widerſtand, ohne Lärm, ja ohne eigentliche Gewaltthätigkeiten ausgeplündert, und die Thäter zerſtreuen ſich alsbald darauf in ihre meilenweit von einander entlegenen Wohnungen, wo man ſich in der Regel nicht die Mühe gibt ſie aufzuſuchen. Kommt es indeſſen ausnahmsweiſe zu einer gerichtlichen Verfolgung, ſo läuft dieſe doch in den meiſten Fällen auf ein nichtiges Ergebniß hinaus. So wurde vor etlichen Jahren der Förſter eines Verwandten und Namensvetters des bekannten Generals Serrano wegen Raubanfalls in Unterſuchung gezogen, und man fand in ſeinem Hauſe einen Theil der geraubten Sachen. Der Herr des Förſters, ſtatt ſich Glück zu der Entdeckung zu wünſchen die einen Banditen aus ſeinem Dienſte entfernte, bemühte ſich aus allen Kräften den Unterſuchungsrichter zur Niederſchlagung der Sache zu bewegen; aber umſonſt, ſeine Geldanerbietungen wurden gegen alle Gewohnheit zurückgewieſen. Das Spruchcollegium zeigte ſich eben ſo unerbittlich als der Unterſuchungsrichter, die Schuld des Angeklagten war zu handgreiflich, und aller Einfluß ſeines Patrons konnte ihn nicht vor einer Verurtheilung zu zehn- oder zwölfjähriger Kettenſtrafe retten. Kaum aber hatte der Verurtheilte 14 Tage in dem Preſidio von Malaga zugebracht, ſo wurde er unter irgend einem Vorwande oder auch ohne Vorwand durch den Gouverneur der Stadt in Freiheit geſetzt, und kehrte er geraden Weges auf ſeinen vorigen Poſten zurück, den er auch heute noch innehat. Die großen Herren in Spanien, wie man aus dieſem Beiſpiele ſieht, verſtehen das Patronat über ihr Haus auf eine ächt orientaliſche Weiſe.

Bei dem Geſpräche über Vorfälle dieſer Art verfehlen die

Digitized by Google

Spanier niemals in den heftigſten Tadel gegen ihre Regierung, gegen die öffentlichen Einrichtungen des Landes und ſogar gegen ihr Volk auszubrechen. In ſolchen Augenblicken iſt Spanien für ſie ſelbſt ein Barbarenland, ein Land in welchem es eine Dummheit oder ein Unglück iſt ein ehrlicher Mann zu ſeyn, ein Land wo Betrug, Diebſtahl und Raub für anerkannte Erwerbsmittel gelten, deren Beeinträchtigung einer Schmälerung des rechtmäßigen Verkehrs beinahe gleichkommt. Es würde von Seiten eines Fremden die größte Tactloſigkeit ſeyn alle dieſe Klagen wie baare Münze anzunehmen, oder wohl gar in dieſelben einzuſtimmen. Jeder von uns ſagt ſich ſelbſt zuweilen Dinge die er von einem Dritten nimmermehr dulden, die er, wenn ein fremder Mund ſie wiederholte, wie blutige Beleidigungen rächen würde. Eben ſo iſt es mit den Wahrheiten und Uebertreibungen mit denen die Spanier in jenen Anfällen des Unmuthes nicht zu geizen pflegen; ſo iſt es überhaupt auch bei allen andern Völkern, die doch ſelbſt bei der größten Eigenliebe immer gewiſſe Momente der Offenherzigkeit gegen ſich ſelbſt haben, ohne den Fremden deßhalb im mindeſten das Recht einer ähnlichen Aufrichtigkeit gegen ſie einzuräumen. Nur die Deutſchen machen eine Ausnahme, nicht im Punkte der Offenherzigkeit, bewahre der Himmel, ſondern hinſichtlich des Gleichmuthes mit dem ſie es anhören wenn Engländer und Franzoſen, oder wohl gar Türken und Ruſſen in deutſchem Namen Ohrenbeichte ablegen. Die Deutſchen haben eine große Aehnlichkeit mit dem Eckenſteher Trotty in der Neujahrsnovelle von Charles Dickens. Wie unverſchämt das fremde Urtheil auch gegen ſie auftreten möge, ſie ſind ſtets bereit ſich ſeinen Ausſprüchen in Demuth zu unterwerfen. Wie beſagter Trotty in dem Uebermuthe der Reichen immer neue Gründe dafür findet in ſeiner eigenen Armuth ein Zeichen der Verworfenheit oder gar ein abſcheuliches Laſter zu ſehen, ſo dient die frechſte Anmaßlichkeit der fremden Meinung den Deutſchen gewöhnlich nur dazu ſich ſelbſt in ihren eigenen Augen herabzuſetzen. In unſerer überſchwänglichen Demuth finden wir Rechtfertigungsgründe für jede Inſolenz die uns von den Ausländern geſagt wird, wenn dieſe nur die Vorſicht gebrauchen nicht allzu grobe Ausdrücke zu wählen, und auch etwa von Zeit zu Zeit eine huldvolle Miene zu ihren boshaften Worten zu ſchneiden. Jedem fremden Tadel wiſſen wir, oft mit ſeltener Kunſt, eine wahre Seite abzugewinnen. Scheint es uns daß er nicht auf Norddeutſchland paßt, ſo nehmen wir ihn wenigſtens für Süddeutſchland an, und halten wir unſere eigene Partei für frei von dem Vorwurfe, ſo geben wir dafür unſere Landsleute von entgegengeſetzter Meinung preis. Um mich keiner Uebertreibung ſchuldig zu machen, muß ich hinzufügen daß wir in letzter Zeit allerdings angefangen haben dieſe Schwäche zu begreifen und zu bekämpfen, aber es fehlt uns noch viel von der Schärfe und von dem Nachdruck womit andere Völker die unbefugte Einmiſchung des fremden Urtheils in die Frage von den Schattenſeiten ihrer Nationalität zum Schweigen zu bringen wiſſen.

Wohlverſtanden, ich rede hier weniger von dem was man auf ausländiſchen Rednerbühnen ſagt, oder in ausländiſchen Büchern und Zeitungen druckt, denn dort iſt die fremde Kritik an ihrem Platze, als von dem was ſich nur gar zu oft fremde Lippen vor deutſchen Ohren herausnehmen. So wenig es uns an Empfindlichkeit für perſönliche Beeinträchtigungen fehlt, und ſo gut wir unſern individuellen Ehrenpunkt zu wahren wiſſen, ſo iſt doch das nationale Selbſtgefühl in uns noch viel zu wenig entwickelt als daß wir es verſtehen ſollten jedem Angriff auf den Charakter unſeres Volks ſo zu begegnen wie ſich gebührt.

VI.

La Carolina, am 17 Junius. Weder in la Luiſiana noch in la Carloda hatte ich bei meiner zweimaligen Durchfahrt Zeit gehabt mich nach den letzten Ueberreſten deutſcher Sitte und deutſcher Erinnerungen umzuſehen die ſich in dieſen beiden Orten etwa noch finden laſſen. Vergebens ſuchte ich vom Eilwagen aus wenigſtens ein ſtammverwandtes Geſicht; die Verſicherung eines Poſtillons daß es dort noch Leute gebe welche deutſch verſtehen, war die einzige Spur von dem Vorhandenſeyn deutſchen Weſens, deren ich habhaft werden konnte. Hier in la Carolina verſprach mir das mehrſtündige Anhalten des Eilwagens eine beſſere Befriedigung des lebhaften Wunſches ein kleines Reis vom Baume deutſcher Nationalität über achtzig Jahre und über mehrere hundert Meilen hinaus noch nicht ganz verwelkt zu ſehen.

Schon bei der Annäherung an la Carolina gibt ſich deutlich ein fremdartiges Weſen kund das ſcharf gegen die ſpaniſche Art abſticht. Die Felder ſind wenigſtens theilweiſe viel regelmäßiger und reinlicher gehalten, als man ſie im übrigen Andaluſien findet; lebendige Hecken, ein hier zu Lande ganz ungewöhnlicher Anblick, laufen neben der Straße her und der ganze Ort liegt halb verſteckt in Pflanzungen von Fruchtbäumen, Platanen und Ulmen, während faſt alle ſpaniſchen Städte und Dörfer ſich von weitem ganz nackt darſtellen, als ob man ſie dem Reiſenden auf einem Theebrette entgegentrüge. Dem Orte ſelbſt ſieht man es gleich bei der Einfahrt an daß er künſtlichen Urſprungs iſt. Breite, gerade Straßen, gleichförmige Häuſer, ſpitze Schieferthürme an den Haupteingängen, große regelmäßige Plätze, kurz ein unverkennbares Ausſehen von Neuheit und Planmäßigkeit zeugen davon daß la Carolina nicht aus ſich ſelbſt herausgewachſen, ſondern durch einen fremden Willen und auf einen Schlag entſtanden iſt. In den Straßen begegnete mir gleich eine Anzahl jugendlicher Erſcheinungen, denen der deutſche Urſprung mit großen Buchſtaben auf die Stirne geſchrieben war. Ich lege kein Gewicht auf das blonde Haar und die blauen Augen, denn dieſe Zeichen ſind ſelbſt im äußerſten Süden von Spanien durchaus trügeriſch; ich ſpreche von dem Ausdrucke des Geſichts, von der Bildung des Kopfes, von der ganzen Geſtalt und Haltung. Wer immer in der Heimath gelebt hat, dem entgehen leicht die oft ſehr geheimen Merkzeichen des äußern Nationalcharakters; wer dagegen das Ausland und fremde Völker aus längerer Gewohnheit kennt, der erhält gewöhnlich, wenn er anders für ſolche Intereſſen überhaupt empfänglich iſt, für alle dieſe Dinge ein ſcharfes Auge. Ein paar junge friſche Mädchen ſchauten neugierig aus dem Gitterfenſter eines der erſten Häuſer, und ich begrüßte ſie auf den erſten Blick im Herzen als Landsmänninnen. Ein junger Officier, mein Wagennachbar, der ohne Zweifel gleichfalls Rechte der Landsmannſchaft gegen die hübſchen Carolinerinnen zu haben glaubte, erlaubte ſich dieſelben durch einen artigen Wink mit der Hand geltend zu machen. Ein ſpaniſches Landmädchen würde den Gruß des galanten Lieutenants wie einen

Digitized by Google

ganz erlaubten Scherz aufgenommen und vielleicht lachend erwiedert haben, die beiden Carolinerinnen aber wandten ſich beleidigt ab, und klirrend flog das Fenſter hinter ihnen zu. Welch ein beredter Commentar zu den Geſichtern!

Im Gaſthofe galt meine erſte Frage den deutſchredenden Einwohnern der Colonie. Man antwortete mir daß bei der unlängſt erfolgten Nachfrage eines andern Reiſenden nur ein einziger Mann aufgefunden worden ſey welcher ſeine Mutterſprache noch nicht ganz vergeſſen zu haben geglaubt; es habe ſich indeſſen gezeigt daß er nicht im Stande geweſen auch nur ein einziges deutſches Wort vorzubringen. Ich ließ mich durch dieſe Verſicherung nicht entmuthigen; ich machte mich vielmehr ſofort auf den Weg in das Dorf, um mit eigenen Augen zu ſehen und mit eigenen Ohren zu hören. Unter den Kindern die ich auf der Straße ſpielend fand, hätte ich einem jeden ſeinen ſpaniſchen oder deutſchen Urſprung nachſagen wollen, mit der Gewißheit mich nur etwa in den Fällen zu täuſchen wo eine Miſchung des Blutes ſtattgefunden. Und nicht bloß in Geſicht und Körperbau, ſondern ſogar in dem Anzuge machte ſich ein gewiſſer Unterſchied bemerklich der da deutlich ſagte daß die deutſche Bevölkerung noch weit davon entfernt ſey ſich vollkommen hiſpaniſirt zu haben. Ich hätte gern einen von den kleinſten dieſer Buben beim Schopfe genommen und ihn abgeküßt, aber „was würden die Leute dazu geſagt haben!“

In einer offenen Hausthür ſtand ein Mann von vielleicht ſechzig Jahren den ich auf ſeine Miene hin ohne weitere Vorrede fragte, aus welchem Theile von Deutſchland er abſtamme? „Aus Flandern,“ antwortete er mir; „mein Vater wohnte früher in Brüſſel, er war aber ſchon ſeit zwanzig hier in la Carolina anſäſſig, als ich geboren wurde.“ Die Hausfrau die während dieſer Worte gleichfalls in die Thür getreten war, begrüßte mich auf das freundlichſte und lud mich ein zu ihr einzutreten. „Wir habe das Deutſche nicht gelernt,“ ſagte ſie, „aber ein paar Häuſer weiter hinauf wohnt ein altes Ehepaar das noch recht gut deutſch ſpricht.“ Auf meinen Wunſch wurde ich dorthin geführt. Ich fand eine achtzigjährige Frau, altersſchwach und ſehr ſchwerhörig, die mich, als ich mich ihr als Landsmann vorſtellte, mit wahrer Herzlichkeit bei der Hand nahm und neben ſich auf einen Stuhl niederzog. Die gute Alte redete ihre Mutterſprache in der That ganz deutlich, aber ſie mußte oft lange nach dem Ausdrucke ſuchen. „Es iſt ſo lange her,“ ſagte ſie mir, „daß ich nichts anderes mehr ſprechen höre als ſpaniſch. Sie ſehen, ich bin ſehr alt, ich bin mehr als ſechzig, ich bin mehr als ſiebenzig — warten Sie, ich bin jetzt „vier Thaler“ alt.“ Ich errieth, was ſie ſagen wollte. Das Wort achtzig war ihr entfallen, und ſie fand zu ſeiner Bezeichnung nichts näher liegendes als den Gedanken: ſo viel Jahre als vier Thaler Realen haben, den ſie nicht in die gehörige Form zu bringen wußte. Ihr Mann der bald darauf eintrat, um zehn Jahre jünger, ſprach eben ſo gut, und er verſtand mich beſſer als ſeine Frau welche über die Reinheit meines Dialektes die unverhohlenſten Zweifel laut werden ließ. Die beiden alten Leute waren gleichfalls in der Colonie geboren, und ſie wußten mir den früheren Wohnort ihrer Eltern nicht anzugeben. Auf meine Aeußerung daß dieſelben vermuthlich vom Rhein gekommen ſeyen, mußte ich erfahren daß ihre Kinder den Rhein ſelbſt nicht einmal dem Namen nach kannten.

Man begleitete mich noch in ein anderes Haus, wo ich deutſch reden hören ſollte, aber der Eigenthümer deſſelben war, wie es ſich fand, ein Italiener der, in la Carolina geboren, ein paar Worte von unſerer Sprache aufgefangen hatte. Dieſer Mann empfing mich mit aller Lebhaftigkeit und Höflichkeit ſeiner Nation, deren äußere Merkmale unendlich verſchieden ſind von den Charakterzeichen des Spaniſchen und ſelbſt der ſüdſpaniſchen Volksthümlichkeit. Ich mußte italieniſch mit ihm reden; er ſprach mit Enthuſiasmus von ſeinem Vaterlande das er auf einer Reiſe kennen gelernt, und er klagte mit wehmüthigem Kopfſchütteln darüber daß ſein Vater auf den Gedanken gekommen ſey ſich nach Spanien überzuſiedeln. Hätte ich über Gnaden und Gunſtbezeugungen zu verfügen gehabt, dieſe Klage würde dem alten Italiener eine ausgezeichnete Belohnung eingetragen haben. So mußte ich mich damit begnügen mit einem herzlichen Händedruck von ihm Abſchied zu nehmen.

Die Bevölkerung von la Carolina iſt nicht ſehr zufrieden mit der Revolution bei welcher ſie alle ihre alten Privilegien eingebüßt. Die deutſchen Anſiedlungen in Andaluſien waren von Olavides verſchwenderiſch ausgeſtattet. Nicht nur fand jeder Coloniſt bei ſeiner Ankunft ſein Haus fertig, ſeinen Boden und ſeinen Keller auf ein Jahr lang gefüllt, eine Kuh und ein paar Maulthiere in ſeinem Stalle, ſondern die Colonien erhielten zugleich außer andern Vorrechten die Zuſicherung der Befreiung vom Kriegsdienſt, von Zehnten und Steuern auf ewige Zeiten. Der Zehnte wurde den Anſiedlern nach dem Sturze des Olavides durch die pfäffiſche Reaction aufgenöthigt; aber ihre übrigen Vorrechte blieben bis zum Jahre 1835 in voller Kraft. Trotz dieſer ungewöhnlichen Begünſtigungen hatte die erſte Generation der Deutſchen ſchwere Mühe ſich in ihre neue Lage hineinzufinden. Das Heimweh tödtete viele von ihnen, und die Verwaltung der Colonien die in la Carolina ihren Sitz hatte, ſann auf Mittel die armen Leute von Amtswegen zu zerſtreuen und zu erheitern. So wurde namentlich an allen Sonn- und Feſttagen ein Muſik- und Tanzfeſt angeſtellt. Die Deutſchen verſammelten ſich auf dem Hauptplatze von la Carolina, um bei Geigen- und Flötenklang zu zechen und zu walzen, während die ſpaniſchen Einwohner des Orts auf einem zweiten Platze zuſammenkamen, wo nach Guitarre und Caſtagnetten der Bolero getanzt wurde. Dieſe Feſte ſind jetzt in Vergeſſenheit gerathen, wie denn auch der frühere Gegenſatz von Spaniern und Deutſchen aus dem Bewußtſeyn der Bevölkerung von la Carolina beinahe völlig verſchwunden zu ſeyn ſcheint; aus dem Bewußtſeyn, ſage ich, aber nicht aus dem Weſen.

Die deutſchen Anſiedler in Andaluſien haben ſich der Begünſtigungen die man ihnen angedeihen laſſen, zu jeder Zeit würdig gezeigt. Ihrer Arbeitſamkeit iſt es z. B. in la Carolina gelungen eine Wüſte in einen Garten zu verwandeln, und die prächtige Straße über die Sierra Morena, und namentlich durch den Paß von Despeñaperros, iſt größtentheils ihr Werk. Ohne die deutſchen Arme und den deutſchen Fleiß würden dieſe ſteilen Höhen und dieſe Felsſchluchten wahrſcheinlich noch heute nur für Maulthiere wegſam ſeyn. Auch während der Revolution und des Bürgerkrieges haben die deutſchen Anſiedlungen immer den lebhafteſten Sinn für Ordnung und öffentlichen Frieden gezeigt, und es iſt ihnen niemals eingefallen ſich aus Unmuth über die Vernichtung ihrer Privilegien durch die Partei der Conſtitution zu der Partei des Abſolutismus zu ſchlagen.

Digitized by Google

Deutſche Lyrik.

Man kann mit Recht die Lyrik die Blüthe und den Stolz unſerer Litteratur nennen. In der Lyrik ſind wir reich an Erfindung und voll angeborener Kraft; in ihr ſind wir original und zugleich formgewandt wie kein anderes Volk unſerer Zeit. Jener weſentliche Beſtandtheil aller Poeſie, das eigentliche volksthümliche Element, welches unſere Romanſchreiber nicht zu erfaſſen, unſere dramatiſchen Autoren mit ſeltener Ausnahme gar nicht einmal zu finden wußten, in unſerer Lyrik lebt es und ſchlägt in Blüthen aus die nicht verwelken können: denn nur die Kunſt die aus dem innerſten Geiſtesleben des Volks hervorgeht, wird mit der Bürgſchaft einer Zukunft geboren. In den einfachen Liedern unſerer Dichter, von den ungekünſtelten und naiv gereimten Klängen, welche die Tochter des Fergen ſingt wenn ſie euch im Abendſonnenſchein über den Rhein ſetzt, wie: „Ich ſtand auf hohem Berge" — bis zu Uhlands ſinnigen Liedern, bis zu Kerners weichen ſchwermüthigen Weiſen, bis zu Heine's kurzen poetiſchen Ausbrüchen, in denen die Tiefe des Schmerzes ſich ſo wunderbar mit der ſchalkhaften Anmuth der Form vermählt, finden wir mehr vom Grundklang deutſchen Fühlens und Seyns ausgeſprochen als in ganzen Bändereihen unſerer dramatiſchen und Romanlitteratur. Und wer kann läugnen daß in den Balladen Goethe's und Bürgers, daß in den ſibylliniſchen Blättern Lenau's, in den ſchmetternden Hornesſtößen worin Freiligrath oder Herwegh einem Heer freiheitdurſtiger Jünglinge Signale geben, der Herzſchlag des Volkes klopft, daß hier ſein Schmerz und ſein Entſagen, ſein Muth und ſein Hoffen ſich eine ungeſchminkte und ächte, eine rührende und erſchütternde Sprache verſchafft haben?

In unſerer übrigen Litteratur iſt die Geſchichte von geringem Belang. Sie iſt nicht volksthümlich. Es gibt keine Namen bei deren Erwähnung das Herz *jedes* Deutſchen höher ſchlägt, oder der Erinnerungen nationalen Glanzes heraufriefe um dadurch unſer Selbſtbewußtſeyn zu nähren. Die großen Charaktere unſerer Geſchichte kamen nicht über halbe Siege hinaus, und in den meiſten Fällen errangen ſie nicht einmal dieſe. Die großen Ereigniſſe unſerer Geſchichte aber knüpfen ſich an halbe Charaktere, an ſolche die keinen ganzen und ungetrübten Eindruck machen. Wir haben weder einen »Empereur«, deſſen Ruhm, noch einen Franz den Erſten, deſſen ritterliche Weiſe, noch einen Ludwig XIV, deſſen Majeſtät allen Söhnen Frankreichs imponirt; wir haben unſeren Rothbart, unſeren Friedrich II, unſeren Maximilian; aber theils ſind ſie dem Bewußtſeyn des Volks entfremdet, das im Ganzen keine Theilnahme für ſeine Geſchichte hat, theils verunſtalten ſich bei uns die Welfen und die Ghibellinen, die in heißer Spannung ſich wieder gegenüber ſtehen, einander gefliſſentlich ihre Helden. So bleibt keinem dieſer Helden der ganze ungetrübte Glanz der ihn volksthümlich machte oder ihn als Vertreter einer deutſchen Idee, einer deutſchen Eigenſchaft verehren ließe. Wir haben keines jener ſchmeichelnden zärtlichen Eigenſchaftswörter für Deutſchland, durch welche andere Völker den Stolz auf eine ruhmwürdige Geſchichte ausdrücken; wir nennen es weder das „ſchöne", wie der Franzoſe, noch das „luſtige", wie der Engländer, noch das „heilige", wie der Ruſſe ſein Vaterland nennt. Wir nennen es nicht einmal das „geduldige", was ſo nahe läge!

Dazu kommt daß die Geſchichte der Gegenwart ebenſo wenig durch große äußerliche Erfolge volksthümliche Momente erzeugt. Wir haben keine Flotte, wir müſſen die Tauſende unſerer Brüder die uns jährlich verlaſſen, unbeſchützt ziehen ſehen; wir wiſſen daß der deutſche Name weder im Weſten eine Vertretung hat wie ſie eines großen hiſtoriſchen Volkes würdig iſt, noch im Oſten, wo die ungläubigen Barbaren der Levante ſeiner ſpotten. Daher die Erſcheinung daß die ſtreng hiſtoriſchen Stoffe bei uns nicht populär ſind, ja daß unſere ganze Geſchichte eigentlich nicht populär iſt, daß wir ſogar die Glorie der Befreiungszeit im Hinblick auf die folgenden Jahrzehnte kalt bei Seite laſſen. Wir beſitzen ſehr wenige gute hiſtoriſche Romane, und die beſten von dieſen, wie die Tiecks und Königs, ſind noch dazu fremder Geſchichte entlehnt; hervorragende Talente haben bei der Bearbeitung geſchichtlicher Stoffe für die Bühne völligen Schiffbruch gelitten. Der Volksgeiſt, der der gewaltigſte Dichter iſt, hatte dieſe Stoffe nicht vor ihnen ergriffen, poetiſch umkleidet und liebend durchdrungen, ſo daß ſie der Bearbeiter dann leicht in die Formen poetiſcher Geſtaltung gegoſſen hätte. Nein, der letztere mußte Alles an dem Stoffe ſelbſt thun und dann noch die Gleichgültigkeit des Publicums für ſeine Helden überwinden; dazu aber reichte nicht die Routine eines Raupach, nicht einmal die große Begabung eines Immermann oder das wilde regelloſe Genie eines Grabbe hin!

Wäre dieſe Entfremdung vom hiſtoriſchen Stoffe und dieſe Theilnahmloſigkeit für geſchichtliche Größen überall gleich bei uns, ſo läge darin eine große Schwäche der Litteratur, ein großer Nachtheil für unſere Entwicklung. Denn nur wenn ein Volksthum ſich in Treue gegen ſich ſelbſt erfaßt und überall den Blick auf Errungenſchaften früherer Tage feſthält, wird es ſich kräftig erhalten können; abgelöſt von dem Gedanken ſeiner Vorzeit und ohne bleibendes Bewußtſeyn ſeiner genetiſchen Bildung ſiecht das Volksthum, wie ein Menſch der keine Jugend gehabt hat.

Um ſo höher müſſen wir unſerer Lyrik es anrechnen daß ſie großentheils in einer gewiſſen Beziehung zur Geſchichte bleibt; denn lyriſche Behandlung findet uns noch erregbar und voll Theilnahme für die hiſtoriſchen Stoffe, gehören ſie nun alter oder neuer Zeit an. Die Heldenthaten mittelalterigen Ritterſinns oder Unabhängigkeitsgefühls, die bewunderungswürdigen Zeugniſſe von der Kraft, der Geiſtesgröße, der Frömmigkeit, der Selbſtverläugnung unſerer Vorderen haben eine unermeßliche Menge zum großen Theil guter und gelungener Gedichte hervorgerufen, die noch jugendliche Gemüther entzünden und begeiſtern können. In anderen Poeſien ſpiegelt ſich die Geſchichte der neueren Zeit. Die großen Anſtrengungen, Kämpfe und Siege der Blutjahre von 1813 bis 1815 — worin leben ſie anders und mehr fort als in den Gedichten

Digitized by Google

Körners und Schenkendorfs, Arndts und Rückerts, in den Geſängen der Burſchenſchafter und den Weiſen der Turnvereine? Und die neueſte Geſchichte welche eine durchaus innerliche iſt, welche aus dem Ringen von Gedanken, dem Wachſen eines gemeinſchaftlichen Gefühls und dem Kampfe großer geiſtiger Gegenſätze ſich zuſammenwebt, hat ſie nicht zu ihrem Spiegel wieder die Lyrik genommen? Ihre heißeſten Debatten, ihre lebendigſten Forderungen, die Kränkungen ihres tiefſten Bewußtſeyns, die Erbitterungen ihres hellſten Rechtsgefühls hat die Zeit in die Lyrik gedrängt. Die Lyrik muß in ihrem Triebe nach unmittelbarer Wirkung auf Gefühl und Herz immer das perſönliche dem allgemeinen Verhältniß vorziehen. Dieſe Eigenſchaft aber iſt die welche das Volk ſucht, und ſo iſt die Lyrik das Organ des Volks geworden; die Dichter ſtehen da als ſeine Herolde, ihre am begeiſterſten aufgenommenen Lieder ſind Stimmen des Volks, und die Geſchichte der Stimmung und des Geiſtes der laufenden Decennien wird einſt in weit ſchärferen Umriſſen aus den Liederbänden unſerer Poeten den Enkeln entgegentreten als aus den profunden Disquiſitionen cenſirter Blätter und Zeitſchriften.

Der Streit über die künſtleriſche Berechtigung einer „politiſchen Poeſie“, der ſo eifrig geführt wurde, iſt zu unſerer Beſchämung von überlegenen Talenten durch die That erledigt worden. So ſehr die Kritik dabei beharren muß dem Eindringen des rohen politiſchen Stoffes in die Poeſie zu wehren und ernſter Stirne den rhetoriſchen Drang, der in Kammerdebatten ſich ein Genüge thun mag, von der Schwelle des Kunſtheiligthums zurückzuweiſen, ebenſo bereitwillig muß ſie ſeyn, ein Gedicht wie z. B. Zwei Flaggen oder Eine Seele aus dem Glaubensbekenntniß als eine wahrhafte, ergreifende und ächte Poeſie anzuerkennen, oder zu geſtehen daß die „böhmiſchen Elegien“, von denen kürzlich viel die Rede war, die Weihe eines dichteriſchen Geiſtes tragen. So mag ſich denn wohl als endliches Urtheil der öffentlichen Meinung über dieſen Streit, der lange geführt worden iſt ohne daß man ſich über den Begriff des fraglichen Gegenſtandes und ſeine Begränzung klar war, das herausgeſtellt haben: jenes Gereim welches, der Modethorheit huldigend, ein Echo publiciſtiſcher Verhandlungen zu werden ſtrebt und ſich in der Verneinung des modernen Polizeiſtaats ergeht, jene kleinſtädtiſchen Nachahmungen des großen Beranger, die ſo viel vermögen um zu erbittern und niederzuſchlagen, ſo wenig um zu erheben oder innerlich zu bereichern, werden von Rechtswegen mit ihren lächerlichen Anſprüchen auf Poeſie zurückgewieſen. Ein ganz anderes iſt es wo uns die Schöpfung eines Geiſtes begegnet, der aus der unmittelbarſten Gegenwart und dem gegenwärtigen Zuſtande ſeines Volkes das poetiſche Element dadurch auszuſcheiden weiß daß er den volksthümlichen Gedanken welcher der Zeitbewegung zu Grunde liegt, und der immer poetiſch iſt, erfaßt und in ſchöner Form ausſpricht. Solcher Poeſie muß das Verdienſt eingeräumt werden daß ſie mehr als unſere übrige an ſo vielem Ungeſchick kränkelnde Belletriſtik eine reine Blüthe des deutſchen Gefühls in einer beſtimmten Epoche iſt.

Noch gibt es eine dritte Art „politiſcher Poeſie“, nämlich die welche zu ihrem Stoffe tragiſche oder auch komiſche Situationen hat, die aus einer kurzſichtigen Geſetzgebung oder einem politiſchen Verhältniſſe irgend einer Art entſtanden ſind. Niemand kann läugnen daß wir viele der ergreifendſten Gedichte die wir beſitzen, unter dieſe Kategorie rechnen müſſen, von den Griechen- und Polenliedern Wilhelm Müllers und Platens bis auf bekannte Ausbrüche philanthropiſcher Begeiſterung aus neueſter Zeit.

Wir mußten hier auf die politiſche Poeſie zurückkommen, weil die bedeutendſten lyriſchen Gaben der jüngſten Vergangenheit in dieſe Gattung fallen oder doch Anklänge daraus enthalten. Es ſind die „Neuen Gedichte“ von H. Heine; „Ein Glaubensbekenntniß“ von F. Freiligrath; Gedichte von A. v. Droſte-Hülshoff; Gedichte von Karl Beck; „Kelch und Schwert“ von Moriz Hartmann; Gedichte von Karl Egon Ebert; Gedichte von Franz Dingelſtedt. Es wäre jedoch überflüſſig auf die erſtgenannten und vielbeſprochenen Bücher genauer einzugehen; ſie ſind in ſo unerhörten Auflagen, wie ſie in Deutſchland erſt durch die politiſchen Gedichte der jüngſten Zeit bekannt geworden ſind *), verbreitet. Jeder hat ſie geleſen und jeder ſich gewiß von ihnen zu ſehr berührt gefühlt, um ſich nicht ſelbſt ein Urtheil darüber zu bilden. Was das „Glaubensbekenntniß“ angeht, ſo glauben wir daß das Urtheil über dieß Buch, wie es ſich jetzt im allgemeinen äußert, ihm vom rein poetiſchen Standpunkt aus Unrecht thut. Gewiß iſt daß, trotz des vielen was dieſes kleine Buch entſtellt und was dem mühſamen Streben es über 20 Bogen auszudehnen zum Theil auch ſeine Aufnahme verdanken mag, es doch einige meiſterhafte Gedichte enthält, welche die Behauptung von einem Rückſchreiten des Dichters ebenſo ſiegreich widerlegen, als ſie ſeinen Band hoch über die Sphäre von Zeitgedichten emporheben, z. B. „Aus dem ſchleſiſchen Gebirge“, „Vom Harze“ u. ſ. w. Freilich, ein Politiker iſt der Dichter nicht, ſeine Anregung iſt eine rein philanthropiſche, und nur die Gedichte worin dieß zu Tage tritt, ſind ihm gelungen.

Heine's neue Gedichte ſind dagegen, wo ſie wirklich neue ſind, meiſt nicht ſehr hoch über die Sphäre der Zeitgedichte erhaben. Die lächelnde und anmuthige Muſe dieſes witzigſten Autors ſeit den Tagen Swifts iſt nach und nach verwöhnt worden wie nur je eine gefeierte Tänzerin; ſie iſt ſo launenhaft, ſo kokett, ſo übermüthig wie irgend eine Fanny oder Marie oder Zephirine aus der Reihe berühmter Sylphiden. In ihrem Schlafkämmerlein — ſie ſchläft und träumt erſtaunlich viel — liegen ſo viel ſonderbare Dinge, ſo viel geheimnißvolle Sachen und Sächelchen in liederlicher Unordnung durch einander — wie würdeſt du roth geworden ſeyn, blonde deutſche Muſe, wenn du in den Tagen aufknoſpender Jungfräulichkeit einen Blick auf dieſe Myſterien deiner heutigen Eleganz hätteſt werfen müſſen! Damals gingſt du nach Kevelaer wallfahrten und opferteſt ein krankes Herz der Mutter Gottes; du ſchmollteſt mit Romantik und Katholicismus, und obwohl du ſehr ärgerlich gegen ſie thateſt, hatten ſie doch ganz ſonderbare geheimnißvolle Reize für dich. Du warſt ein Wildfang, aber wenn die Stunden der Dämmerung kamen und wenn die Lorelei ihr Lied begann, dann wurdeſt du ſtill, dann ging dein Träumen an, dann ſchmolz das Eis deines ironiſchen Herzens und du ſtießeſt dann tiefe ſchwermüthige Klagen aus, die zu goldnen Klängen wurden, während deine Thränen als Perlen niederrieſelten welche die Poeſie aufſammelte. Aber freilich, auch deine Unarten fanden ihre Sammler, und dieſe verführten dich. Du ſelbſt riefeſt einmal in Reue und Unmuth aus:

Selten habt Ihr mich verſtanden,
Selten auch verſtand ich Euch;
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verſtanden wir uns gleich!

Aber jetzt, wohin biſt du geſunken? Zuweilen quillt in deiner Seele noch eines jener ſüßen rührenden Lieder auf, wie du ſie

*) Ein Glaubensbekenntniß hat 8000 Exemplare, Herweghs Gedichte eines Lebendigen in der ſechsten Auflage 6000 Exemplare. Von Heine's neuen Gedichten, von K. Becks und Hartmanns Poeſien wurden in wenigen Wochen neue Auflagen nöthig.

Digitized by Google

dieſſeits des Rheines ſangeſt, aber gleich darauf ſchweifen deine Gedanken ab und gehen Arm in Arm mit der reine Bacchanal, der dicken Hammonia luſtwandeln!

Es ſcheint es iſt Heine unmöglich geworden jene Sammlung und Verdichtung der Innerlichkeit der das Gedicht entſpringt, zu erreichen. Und doch birgt ſich wieder in dem Wintermährchen „Deutſchland“ eine ſolche Fülle von lächelndem Spott und kauſtiſchem Witz, die darin waltende Verhöhnung der Form iſt ſo ſchalkhaft und mehr ein Triumph als ein Mangel der Formengewandtheit — daß man die erſte Hälfte dieſes Gedichtes und „Atta Troll“ als ein paar Muſter eines neuen Genres epiſch-jocoſer Dichtung betrachten muß. Leider nur verläuft der Schluß des Wintermährchens in eine ganz ordinäre cyniſche Reimerei.

Wie weit der Kreis deſſen geſpannt iſt was ſich alles in Deutſchland in die Lyrik flüchtet, zeigt ſich am auffallendſten wenn man neben Heine's Schelmereien einen Band Gedichte wie den von A. v. Droſte-Hülshoff ſtellt. Dieſer Gedichte iſt von der Kritik wenig Erwähnung geſchehen, und doch ſind ſie in mehr als einer Beziehung von großem Intereſſe. Wenn man ſonſt einen Band Gedichte irgend einer Dame aufſchlägt, ſo findet man gewöhnlich was man in allen früheren fand, und man wird verſucht mit Heine auszurufen:

Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt ſich über mein Herz! —

Dieſer weſtfäliſchen Sängerin dagegen gebührt der Ruhm in die Frauenlyrik durchaus männlichen Ausdruck, entſchloſſene und energiſche Kürze und eine Fülle originaler Bilder und Gedanken gebracht zu haben welche weder eine deutſche Dichterin, noch auch eine der begabten engliſchen Frauen, wie die Landon und die Hemans, früher je erreicht hat. Eigenthümlich vor allem iſt bei A. v. Droſte das Prophetenhafte und das Dämoniſche, die Neigung dem Unheimlichen in Natur und Menſchenbruſt nachzuſpüren und Geiſter heraufzubeſchwören welche, ohne dem erſchütterten Sterblichen Antwort auf woher? und weßhalb? zu geben, durch ihre kunſtvollen und durchaus eigenthümlich behandelten Balladen ſchreiten. Der „Spiritus familiaris des Roßtäuſchers“ würde ein meiſterhaftes Gemälde eines Nachtſtücks, eine unvergleichliche pſychologiſche Studie ſeyn, wäre nicht die dunkle Form welche das Gedicht unverſtändlich macht und die Verfaſſerin gezwungen hat den Kern der Geſchichte in einer Note vorauszuſenden, wodurch die Spannung und die Theilnahme von vornherein gedämpft wird. Jene Neigung zum Dämoniſchen wird übrigens erklärlich wenn man aus den vorliegenden Gedichten ſich ein Geſammtbild der Eigenthümlichkeiten der Verfaſſerin zu machen ſucht. Sie iſt ſcharfe Beobachterin, ſie hat einen mikroſkopiſch genauen Blick für die Natur, und dieſer Schärfe ihres Auges die alles Detail umfaßt, verdankt ſie die außerordentliche Lebendigkeit, die frappante plaſtiſche Kraft ihrer Schilderungen, aber auch die Angewöhnung überall nur mit dem Auge zu ſuchen, überall nur das zu erforſchen was dem Blicke ſich darbietet und aus dem ſo Erlauſchten die Bilder der Natur nicht allein, ſondern auch des Menſchencharakters und der geſchichtlichen Thatſache ſich zuſammen zu conſtruiren. Was hinter dem Sichtbaren liegt und dem Auge entgeht, der Sinn welcher der hiſtoriſchen Thatſache zu Grunde liegt und nur durch Gedankencombinationen gefunden werden kann, beſchäftigt ſie weniger. Dieſes Haften an der äußeren Erſcheinung muß ſie verleiten im Reiche der Erſcheinungen nach den auffallendſten zu ſuchen, an denen die Kunſt des Beobachters und des Schilderers ſich am meiſten ergehen kann; ſie muß das Phänomen lieben und ſich von dem merkwürdigſten aller Phänomene, vom Uebernatürlichen, angezogen fühlen. In obigem liegt auch der Grund weßhalb der Dichterin die größere epiſche Darſtellung weniger gelingt als das lyriſche Gedicht. In dieſem erreicht die Tiefe ihres Gefühls, die Kraft und Originalität ihres Ausdrucks, der Reichthum ihrer Phantaſie oft die höchſte Schönheit; in der ausführlichen Darſtellung dagegen überwuchert die Fülle des kleinen Details den Grundgedanken des Ganzen. Sie ſcheint vorauszuſetzen daß alle Leſer ſo gute und ſcharfe Beobachter ſeyen wie ſie ſelbſt es iſt, und daß dieſen die leiſe Andeutung irgend eines Zuges oder Umſtandes genüge um daraus eine ganze Reihe von lichtgebenden Schlüſſen zu ziehen, wie ſie ſelbſt verſteht es zu thun.

Erziehung und Lebensſtellung der Dichterin haben, ſcheint es, überdem eingewirkt ſie vom Strom der lebendig bewegten Zeit fern zu halten und ihr das Verſtändniß des Geiſtes der Epoche zu verſchließen. Um ſo mehr iſt es anzuerkennen daß ſie nur in liebenswürdig milder und weiblicher Weiſe für alte einfache und treue Sitte, für Pietät und Herzensreinheit, für einen frommen und ſanften Glauben ihre Stimme erhebt und ſich jeder politiſchen Abſicht, jeder reactionären Richtung fern hält. Nur hie und da ſtößt ſie in dieſer Beziehung ab; z. B. iſt es kindiſch den Geiſt des Fortſchritts mit den einem modernen Autor in den Mund gelegten Verſen perſiffliren zu wollen, wie ſie in das Gedicht „alte und neue Kinderzucht“ verflochten ſind. Dieſe Abſperrung vor dem friſchen Hauche des Lebens, dieß Verwechſeln des ernſten Gedankens der Gegenwart mit modernen Windbeuteleien ſchadet dem Eindrucke des Ganzen. Das affectirte Haften an veralteten Ausdrücken und unklaren, nicht logiſch gedachten Satzbildungen (aus Furcht durch einfach klaren Ausdruck das originelle Gepräge zu verlieren?) ſind aber noch mehr zu bedauern, da man ohne dieſe Schwächen keinen Anſtand nehmen dürfte das urſprüngliche Talent der Dichterin hoch über alle anderen dichtenden Frauen der Gegenwart und unmittelbar neben die Sand zu ſtellen.

Die Dichtungen von Moriz Hartmann, welche „Kelch und Schwert“ überſchrieben ſind, enthalten manches hübſche was ein bedeutendes Talent ankündigt und beſonders acht kleine Gedichte, die „Böhmiſchen Elegien“, die, obwohl einem ganz unberechtigten Particularismus huldigend, doch von unläugbar großer Schönheit ſind und eine tief ergreifende Gewalt haben; z. B. jene die beginnt:

„Dein Volk iſt nicht wie jener Huß
Der ſich den Holzſtoß hat erkoren,
Es gleichet dem Hieronymus,
Der ſeinen Glauben abgeſchworen.“

oder die vierte dieſer Elegien:

„Dreimal unſelig Volk, dein Leid
Bewegt kein Herz mehr daß es weine,
Es iſt ein Leid aus alter Zeit,
Und gleicht bemoostem Leichenſteine.

„Beweint wird Polens junges Weh,
Weil es in Warſchau's Schutt noch gluthet;
Du biſt im Wald ein todtes Reh,
Das längſt und langſam ſich verblutet.

„O Gott, die Weißenburgerſchlacht
Erreicht wohl Oſtrolenka's Trauer,
Und die darauf gefolgt, die Nacht,
Hat trübre als Sibiriens Schauer.“ u. ſ. w.

Außerdem aber enthält das vorliegende Bändchen ſo viel des Unreifen und durchaus Unbedeutenden daß wir die ganze, vielfach von Freunden ausposaunte Erſcheinung als eine ziemlich untergeordnete betrachten und darin nur die Keimangen künftiger Blüthen ſehen können.

Digitized by Google

Ein Dichter von anerkannt entſchiedener Begabung iſt Karl Beck. Es ſiedet und kocht, es iſt ein Drängen und Gähren, eine Fülle und ein Reichthum in ihm welche den wahren Dichter bezeichnen: er hat Wärme bis zur Gluth, er hat Enthuſiasmus bis zur Trunkenheit, er hat Kraft bis zum Opferdrange. Aber das alles macht nur eine Seite des Dichters aus, die ſchöpferiſche; die andere, die organiſirende, die moderirende, die den spiritus rector der Schöpfung machen ſoll, fehlt Karl Beck faſt ganz. Er hat Wärme, ja ſo viel Wärme daß er uns unmerklich mit erwärmt, daß wir ihn lieben und voll Wohlwollens zu ſeinen großen Wortthaten lächeln; aber die Erleuchtung fehlt ihm, und wie im Gefühle dieſes Umſtandes hat er ſeine erſten Gedichte „Nächte“ überſchrieben. So kommt es daß aus dem Wuſt von Bildern die er um ſich wirft, ſelten eine große dichteriſche Anſchauung ſich entwickelt, daß aus dem Strom von ſtürmiſchen Gefühlen ſelten ein großes und einfaches Gefühl auftaucht, das bleibenden Eindruck auf die Seele des Leſers machte und hier eine Zeitlang nachvibrirte. Dieſer Vorwurf gilt jedoch nicht den ſpäteren Gedichten Becks, nicht den „ſtillen Liedern“, in denen ſo viel Innigkeit und Tiefe des Gefühls herrſcht, nicht den „ungariſchen Melodien“, nicht der „Auferſtehung“; in dieſen Poeſien hat der Dichter zu einer edlen Einfachheit den Schwulſt ſeiner früheren Geſänge geläutert. Und wenn von Karl Beck die Rede iſt, darf nicht übergangen werden daß ſich bei keinem der Freiheitsſänger der Gegenwart die Freiheitsideen und die Begeiſterung für das unterdrückte Recht, der Schmerz über das Leid der Menſchen inniger mit ſeinem eigenen Weſen verſchmolzen zeigen als bei ihm. Seine Muſe iſt eine wilde prophetenhafte Zigeunerkönigin, glühenden Auges, in jedem Blicke lodernde Leidenſchaft, ſtolz und ſcheu wie ein Adler: die Freiheit iſt ihre Lebensluſt, die Freiheit tauſchte ſie nicht für den erſten Thron der Welt. Und wegen dieſes ächten Dranges, dieſer vollen Wahrheit des Beck'ſchen Dichtens und Trachtens ſieht man gern mancher Unbeſonnenheit nach, z. B. der kindiſchen Anmaßung eine neue Bibel ſchreiben zu wollen, oder dem einzelnen Unſinn, wie:

„Und meine Pfeife ſtreut im Funkenblitze
Den Weihrauch, den gepanzerten Gedanken.“ —

Die Revue des deux Mondes hat kürzlich in einem ausführlichen Artikel aus der Feder St. René Taillandiers die Gedichte von Karl Beck beſprochen. Der genannte geiſtreiche und mit deutſcher Litteratur vertraute Kritiker beginnt ſeinen Aufſatz damit daß er behauptet, unter der Schaar der jungen politiſchen Sänger Deutſchlands ſtehen ſicherlich ſehr wenige Schriftſteller welche den Titel auf den ſie ſo ſtolz ſeyen, rechtfertigten und ſich die poetiſchen Vertrauten und Organe des Bewußtſeyns ihres Landes nennen könnten. Aber trotzdem ſeyen ihre Anſprüche eine ſehr ernſte Thatſache, ein wichtiges Symptom das man unmöglich außer Acht laſſen dürfe. „Wo iſt,“ ruft er aus, „der Beranger Deutſchlands, wo ſind die wahren Dichter, die ächten Propheten des öffentlichen Gedankens? Man wartet auf ſie, freilich, aber mit Ausnahme einiger beredten Strophen, einiger wirklich ſchönen Schöpfungen, ſcheint es doch nicht als ob dieſer ganze Lärm der jungen Tyrtäen der Demokratie bis jetzt ſich ſehr fruchtbar erwieſen hätte.“ Gleich darauf aber geſteht unſer Beurtheiler ein daß man dieſe „Tyrtäen der Demokratie“ dieſſeits des Rheines mit großer Begierde anhöre, und daß ſie höchſt denkwürdige Belege über die öffentliche Stimmung in Deutſchland lieferten. Iſt dieß wahr, dann meinen wir, kann eine Dichtergruppe welche Urkunden zur inneren Geſchichte eines Zeitraums liefert, d. h. welche den Stand der öffentlichen Meinung und den Geiſt der Gegenwart ſpiegelt, nicht mehr ſo ganz unfruchtbar genannt werden. Was aber die Frage angeht inwiefern einer der in jüngſter Zeit vielgenannten Dichter der Vertraute des Bewußtſeyns des Volkes iſt, inwiefern ſeine Lieder als Signale und Rufe der öffentlichen Stimme zu betrachten ſind, ſo führte ſie zu einer Debatte die ſchwerlich allſeitig befriedigend und erſchöpfend hier erledigt werden könnte.

„Ich möchte nicht behaupten,“ fährt Taillandier fort, „daß viel Politik in der Sammlung der Gedichte Karl Becks enthalten ſey. Gewiß nicht; aber merkwürdig iſt gerade die Oſtentation womit er ſie vorbringt, ſo unbedeutend ſie auch iſt; es iſt die ungeduldige Begierde die er offenbart in die unruhige Miliz aufgenommen zu werden, während es ihm ſo leicht war in höheren Regionen einen einſameren und beneidenswertheren Rang einzunehmen. Trotz meiner Befürchtungen, trotz meines Mißtrauens habe ich mit Eifer den Band von Beck durchgeleſen. Als ich den Verfaſſer ſeine Verſe inmitten all' dieſes Geräuſches veröffentlichen ſah, konnte ich den Entſchluß den er genommen, im Intereſſe ſeines Talents bedauern; aber ich war begierig zu ſehen welchen beſondern Charakter, welche eigenthümliche Färbung er ſeiner Begeiſterung zu verleihen gewußt habe. In der Gruppe der politiſchen Dichter vertritt Freiligrath die verdienſtlichen Anſtrengungen einer ernſten Partei; Hoffmann aus Fallersleben ſpricht den luſtigen Geiſt des Wirthshauslebens in ſeinen Liedern aus; Herwegh und Prutz haben der jungen Hegel'ſchen Schule ihre anmaßenden Allüren entlehnt; Heinrich Heine iſt das Haupt der Skeptiker und der Dilettanti; jede Gruppe hatte ſo ihren Vertreter, jede Schaar ihren Hauptmann. Welche Rolle blieb nun für Karl Beck übrig? Eine Frage die nicht ohne Intereſſe war, da wir ſchon wußten daß der junge Schriftſteller ein Sohn der poetiſchen Gegenden der Donau ſey und dem ſtarken Geſchlechte der Magyaren angehöre (Karl Beck iſt in Ungarn geboren, aber nicht aus magyariſchem Geſchlecht, ſo viel uns bekannt). Einer der charakteriſtiſchen Züge dieſer politiſchen Poeſie iſt, wohl gemerkt, die plötzliche und allgemeine Erhebung durch welche ſie hervorgebracht wurde, und das nachhaltige Echo welches ſie an den vier Enden der Welt erweckte. Alle jene Poeten haben ſich zu gleicher Zeit in allen Theilen Deutſchlands erhoben. Sonſt machen ſich die geiſtigen Bewegungen keineswegs in ſehr harmoniſchem Zuſammenwirken bei den germaniſchen Stämmen; nach den Breitegraden ſind Wiſſenſchaft und Freiheit dort außerordentlich abgeſtuft; der Mann aus dem Süden und der aus dem Norden begegnen ſich ſelten auf denſelben Wegen der Philoſophie oder des freien Gedankens. Wie weit iſt's von Wien nach Berlin! Aber dieſe Einheit des Vaterlandes welche durch die intellectuelle Einheit vorbereitet werden muß, doch leider noch ſo weit von ihrer Verwirklichung entfernt iſt, ſcheint heute für einen Augenblick in der politiſchen Poeſie zu exiſtiren. Die Länder wo die Wiſſenſchaft am meiſten gefeſſelt iſt, die Völker die noch am tiefſten im Schlummer liegen, ſind in dieſer Minſtrelverſammlung nicht ſchlechter vertreten als die andern, und nun tritt der Deputirte einer ganz neuen Provinz hinzu. Von Ungarn hatte noch niemand geſprochen; der welchem dieſe Miſſion wird, kann leicht originell bleiben und ſich eine beſondere Stellung ſchaffen.“

Taillandier deutet dann die in Ungarn gährenden Elemente an, und wirft nun dem Dichter vor daß er die Stoffe und die Färbung der Heimath nicht zu benutzen gewußt, daß er nicht vermocht habe ſeinen Poeſien den nationalen Charakter zu geben welchen man hätte erwarten dürfen zu finden. Unſeres Erachtens iſt es nicht gerecht an einen Dichter welcher ſich eine Stelle unter den deutſchen politiſchen Sängern erringen will, die Anforderung zu richten er ſolle ungariſch bleiben. Es beruht das auf einem

Digitized by Google

Irrthum, der in dem uns durchaus fremden Ungarn eine deutſche Provinz ſieht. Ungariſche Bilder hat Beck ſkizzirt im erſten „Ungarn“ überſchriebenen Geſange ſeines fahrenden Poeten und in den „ungariſchen Melodien“; eine ungariſche Färbung mag man in dem ſtürmiſchen Drange ſeiner Lieder die viel von ſüdlich heißem Blute zeigen, erkennen. Aber daß er ungariſche Politik aus ſeinen Gedichten weggelaſſen hat, dafür können wir ihm nur dankbar ſeyn: ſie iſt ſchon in Proſa nicht immer ganz genießbar und nun gar in Verſen! Mögen magyariſche Dichter die Sympathien ihrer Nationalität, die Herrlichkeiten ihrer Geſchichte, die Größe ihrer heutigen Beſtrebungen feiern — der Deutſche iſt doch wohl auf andere Stoffe gewieſen! Uebrigens hat auch Lenau lange vor Beck ſchon Bilder aus dem Ungarlande gezeichnet. Dagegen iſt ſicherlich begründet ein anderer Ausſpruch des franzöſiſchen Kritikers der mit ſo viel Geſchmack über deutſche Erſcheinungen urtheilt. Taillandier ſchließt nämlich mit der Bemerkung über die „Auferſtehung“: „Wo dieſe Predigt Karl Becks nicht äußerſt vag und unbeſtimmt iſt, da iſt ſie trivial und ſchreibt die allergemeinſten Recepte vor. Es iſt ſehr löblich den Königen nützliche Stiftungen, Hoſpitaler, Aſyle für die Armen zu empfehlen; in der That nichts iſt edler und menſchlicher, aber man ſieht nicht ein, warum es nöthig war, um zu dieſem Ende zu gelangen, alle Maſchinerie der epiſchen Dichtung aufzubieten und mit lautem Lärm Himmel und Erde zuſammenzurufen. Dieß ließ ſich einfacher ſagen, ohne mit flatternden Haaren im Lichtgewande eine Bergpredigt zu halten.“

Trotz dieſer richtigen Ausſtellung bleibt jedoch die Auferſtehung immerhin ein ſchönes Gedicht, und wir können nur wünſchen daß der Auferſtehung ein Wirken folge, gleich begeiſtert was die Sache, gleich eigenthümlich was die Form angeht.

Neben öſterreichiſche Dichter, wie Beck, Hartmann, Landesmann, A. Meißner u. ſ. w., deren größte Bedeutung doch eigentlich nur darin liegt daß ſie die Stimmung bezeichnen von welcher eine Menge jüngerer Gemüther in Oeſterreich ergriffen iſt, hat ſich ein Dichter aus Oeſterreich geſtellt der ganz andere Farben trägt, und in völlig verſchiedenen Gebieten ſich ergehend einen Gegenſatz zu jenen bildet welcher ſich ziemlich unverhohlen ausſpricht. Dieſer Dichter iſt Karl Egon Ebert, kein junges Talent mehr, ſondern mit Achtung ſchon ſeit längerer Zeit genannt. Zwei frühere Sammlungen von Gedichten erſchienen 1824 und 1828; jetzt liegt uns eine vollſtändige Ausgabe in drei Büchern vor — eine dritte, ſtark vermehrte Auflage der zuerſt erſchienenen Dichtungen des Autors. Im Ganzen macht ſich mehr Formengewandtheit als Gedankenfülle als charakteriſtiſches Merkmal dieſer Gedichte geltend. In den gewöhnlichen einfachen Formen deutſcher Dichtung bewegt ſich Ebert mit Meiſterſchaft. Dem Gehalt aber vermögen wir nicht leicht eine eigenthümliche Seite abzugewinnen. Die alten und traditionellen Stoffe gemüthlicher deutſcher Lyrik, als da ſind Liebe, Frühling, Natur, denen das erſte Buch der Sammlung gewidmet iſt, ſind auch hier behandelt, aber nicht ſo daß aus dem wechſelnden Vorüberziehen von Gefühl und Bild ſich dem Leſer eine beſondere poetiſche Individualität mit neuem Gepräge zuſammenſetzte. Entſchiedene Begabung iſt da zu geſtalten, aber das Erlebniß, der Stoff, die beſondere Gedankenwelt fehlt. Auch zartes Gefühl, ein edles Wollen, eine reine und für alles Schöne leicht erregbare Innerlichkeit ſprechen ſich aus, aber vermiſſen muß man die Genialität, die Kraſt und den Enthuſiasmus, von dichteriſcher Trunkenheit oder von Leidenſchaft ganz zu geſchweigen. Wie es Reiſebeſchreibungen gibt die im Lehnſtuhl gemacht worden ſind, ſo ſcheinen die Liebeserlebniſſe unſeres Dichters am Schreibtiſch entſtanden zu ſeyn. Wegen dieſer Glätte der Form und des Mangels an Eigenthümlichkeit des Gehalts ſind die Gedichte Eberts ſchwer zu charakteriſiren; wir beſchränken uns darauf ein paar derſelben folgen zu laſſen die uns gelungen ſcheinen und des Dichters milde, heitere, oft bewegte, aber nie tief ergriffene Stimmung andeuten:

„Ein ſanfter Morgenwind durchzieht
Des Forſtes grüne Hallen,
Hell wirbelt der Vögel muntres Lied,
Die jungen Birken wallen.

Das Eichhorn ſchwingt ſich von Baum zu Baum,
Das Reh durchſchlüpft die Büſche,
Viel hundert Käfer im ſchattigen Raum
Erfreun ſich der Morgenfriſche.

Und wie ich ſo ſchreit' im luſtigen Wald,
Und alle Bäum' erklingen,
Um mich her alles ſinget und ſchallt,
Wie ſollt' ich allein nicht ſingen?

Ich ſinge mit ſtarkem, freudigem Laut,
Den der die Wälder ſä't,
Der droben die luftige Kuppel gebaut,
Und Wärm' und Kühlung wehet.“

Die Liebeslieder ſind nicht ohne Sinnigkeit und Anmuth, z. B.

„Du böſe Maid, dein holdes Bild,
Ich kann es nicht verſenken,
Mein Herz erglüht, mein Buſen ſchwillt,
Ich muß noch dein gedenken.

Bleibt ja die Erde warm noch lang
Und fühlet Tageswonne,
Wenn längſt die Nacht hinunterſchlang
Den letzten Strahl der Sonne.

Schwankt doch und zittert bang der Baum,
Und ächzt ob ſeinen Wunden,
Wenn lang ſchon aus geklärtem Raum
Der wilde Sturm verſchwunden.“

„Keim und Kind“, „die Bergmeſſe“ u. ſ. w. verdienen ferner rühmende Erwähnung.

Das zweite Buch der Gedichte Eberts iſt überſchrieben: „Kunſt und Litteratur“. Die ſchönſte der darin mitgetheilten Poeſien, und ich glaube des ganzen Buches, iſt ein Gedicht an Uhland das hier ganz eine Stelle finden mag:

Ein Mann mit einer ſchlichten Weiſe,
Mit einem ſtill beſcheidnen Sinn,
Mit klarem Aug' und heller Stirne,
So tritt er freundlich vor dich hin;
Er heißt dich herzlich gern willkommen,
Schmerzt dich auch nicht der Druck der Hand,
Doch wenn der Abſchied ward genommen,
Hat Manchen ſchon ſein Kuß gebrannt.

Du ſuchſt ſogleich in ſeinen Zügen
Des Geiſtes aufgeregte Kraft,
Den innern Sturm, das ew'ge Sehnen,
Die Fluth der Dichterleidenſchaft,
Du ſuchſt der Träume Glut und Fülle,
Die raſtlos ziehn von Ort zu Ort,
Und dir begegnet — ernſte Stille
In Blick und Haltung, Mien' und Wort.

Doch wenn du jetzt vom Seeſturm redeſt,
Von Gletſchereis und Alpenwand,
Von hohen Burgen, düſtren Domen,
Von blauem Himmel, grünem Land,

Digitized by Google

Wenn du der Ehre, Treu' und Liebe,
Des ein'gen Bruderſinns gedenkſt,
Und deine Red' auf Heimathtriebe,
Auf Wohl und Weh der Völker lenkſt:

Dann ſiehſt du ſeine Züge ſtrahlen,
Vernimmſt ſo edler Worte Klang,
Wie er dich oft aus ſeinen Liedern
Mit wunderſamer Macht durchdrang;
Da hörſt du Schlachtlärm, ſchreckenvollen,
Dazwiſchen Glocken und Schalmei'n,
Lawinen ſtürzen, Donner rollen,
Und Lerchenwiebel ſchallt darein.

Das iſt des hohen Meiſters Sitte,
Der ſchlicht iſt, wie ein Sohn der Alb,
Er ſpricht nur halb, wenn Andre ſchwatzen,
Doch fühlt er ganz was Viele halb;
Und iſt ſo voll der Strom ergoſſen,
Daß er ſein Becken übertritt,
Dann kommt er herrlich hergefloſſen,
Und Gold und Perlen führt er mit.

Und wenn ſich nun dein Mund erſchließet
Zu ſeiner Sänge Preis und Lob,
Da ſenkt er ſtill ſein Auge wieder,
Das er ſo flammend erſt erhob;
Und wollt'ſt du ihm den Eichkranz reichen,
Den Deutſchland ſeinen Meiſtern beut,
Er nähme nur ein Blatt der Eichen,
Und legt' ans Herz es unterm Kleid.

Ich zweifle nicht daß auch viele der andern Gedichte ihren Beifall finden, an mir ſind ſie jedoch meiſt vorübergegangen ohne einen Eindruck zu hinterlaſſen, und meines Erachtens enthält die ganze, zwanzig ausführliche Gedichte umfaſſende Rubrik: „Litterariſches Unweſen" weit mehr ehrenwerthe Geſinnung als Poeſie oder Witz. Um ſolche der Poeſie ſo ſpröde und ſchroff ſich widerſetzende Stoffe zu bewältigen, muß man den Genius eines Lenau beſitzen, und auch dieſer hat in der Abtheilung „Litterariſches" im zweiten Bande ſeiner Gedichte oft Schiffbruch an derartigem widerhaarigen Material gelitten. Einzelnes iſt Ebert ebenſalls gelungen, aber das Ganze iſt etwas matt.

Das dritte Buch enthält: „Sage und Geſchichte". Hier ſcheint der Verfaſſer ſich auf ſeinem eigentlichen Felde zu bewegen. Ballade, Romanze, Legende, poetiſche Erzählung, Epiſches, dramatiſche Scene, jede dieſer Gattungen wird von ihm mit Glück und Geſchmack angebaut, und wenn die Erzählungen u. ſ. w. in dieſer Fülle auch etwas ermüden, ſo iſt nicht zu vergeſſen daß viele derſelben einer Zeit ihre Entſtehung verdanken mögen wo die Leſewelt noch nicht wie jetzt überſättigt war mit bloßem mittelalterigem Stoff, wo man dem Ritterthum, dem Kloſterleben, dem Sängerthum noch einen breiteren Raum in der ſchönen Litteratur einräumte, und wo man überhaupt durch eine ſo außerordentlich reiche Lyrik wie die unſerer Tage noch nicht verwöhnt war, ſo daß ein reimgewandter, formſertiger Dichter leicht verleitet wurde ſich etwas läſſig gehen zu laſſen, in welchen Fehler Ebert nicht ſelten verfällt.

Eine gewiſſe Sichtung wäre deßhalb auch Ebert wohl zu rathen geweſen; denn es hat etwas ſehr Ermüdendes die Thaten höchſt unternehmender Ritter, die Leiden außerordentlich ſchöner und ſinniger Burgfräulein und Nonnen, den Zorn mächtiger Könige und endlich den Trutz ſehr wackerer Bürger und Geſellen aus alter Zeit beſchrieben zu leſen, ohne daß irgendwo der Dichter in den fortrinnenden Strom ſeiner Worte mit genialer Fauſt hinuntergriffe und aus der Tiefe die Perle eines glänzenden Gedankens oder den Leviathan einer tüchtigen Leidenſchaft emporholte.

Einige Sagenſtoffe hat Ebert mit großem Glück behandelt, z. B. den „Schelm vom Berge", „Telemach" und ſo mehreres; im Ganzen aber verliert er in dieſer Gattung der Poeſie neben Karl Simrock, deſſen jüngſt erſchienene vollſtändige Sammlung von Gedichten ebenfalls zum größten Theile aus erzählenden Dichtungen beſteht. Bei Simrock tritt der Stoff in conciſerer Form, in ſchärferen Umriſſen, in einfacherem Gewande auf. Simrock will nichts geben als die Sache, und er ſtellt ſie in ſchlichter Treuherzigkeit vor uns, ohne Anſprüche durch die von ihm ſelbſt hinzugethane ſchöne Form wirken zu wollen. Ebert bewegt ſich mehr in den anſpruchsvolleren Formen der Darſtellung, welche früher bei uns Glück machten und der „bezauberten Roſe" einen ſo großen enthuſiaſtiſchen Leſerkreis verſchafften.

Neben die politiſchen Dichter Oeſterreichs, von denen wir oben redeten, hat ſich in neuerer Zeit auch eine Gruppe anderer weit harmloſerer Sänger geſtellt, welche ſich die Ausbildung der öſterreichiſchen Mundart zu poetiſchen Zwecken angelegen ſeyn laßt. Schon früher hat Caſtelli ſich niederöſterreichiſcher Sprechweiſe zu allerlei Verſuchen bemächtigt; in obderennſiſchem Dialekt hat zuerſt ein Ordensgeiſtlicher, Maurus Lindemayr, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts mit Glück populäre Dichtungen verſucht; in neuerer Zeit aber Franz Stelzhammer, eine intereſſante und eigenthümliche Individualität die aus dem unmittelbarſten Volksleben des Innviertels hervorgegangen iſt und in Oeſterreich viel genannt wird, ſich Beifall durch Gedichte in oberöſterreichiſcher Mundart errungen. Jetzt liegt uns ein neuer Band „Oberöſterreichiſche Lieder" von C. A. Kaltenbrunner vor, der ſich auch durch die Herausgabe eines „Oberöſterreichiſchen Jahrbuchs" thätig erweiſt für Weckung und Einigung litterariſcher Kräfte in jener Provinz. Im Ganzen möchten wir nicht auffordern zur Fortſetzung ſolcher Beſtrebungen. Wo ein Gemüth das mit beſonderem Organ für volksthümliche Auffaſſungsweiſe begabt iſt, in der Mundart des Volks wie der Alemanne Hebel dichtet, wird niemand ſeinen hohen und urſprünglichen poetiſchen Beruf in Frage ſtellen. Was aber der Dichtkunſt oder der Sprache genützt werde mit einer Litteratur von Gedichten in verſchiedenen Dialekten die nur einen Provincialparticularismus hegen kann, deren Gemüthlichkeit und „Gſpaßigkeit" meiſt ſehr wohlfeilen Kaufes iſt und die endlich doch nur volksthümliche Auffaſſung und Ausdrucksweiſe nachahmen, nicht aber ſie bereichern wird, iſt uns nicht ganz klar geworden. Wenn jeder Dialekt ſich ſeine poetiſche Litteratur ausbilden wollte, ſo wäre das Ende nicht abzuſehen: dann würden ja auch die Sachſen und die Heſſen, die Pommern und Caſſuben die ihrige ins Leben rufen müſſen, und niemand wird behaupten daß die deutſche Sprache an Wohlklang dadurch bedeutend zunehmen würde!

Noch übrig bleibt die Erwähnung der Gedichte von Franz Dingelſtedt, ein Buch das in hohem Grade intereſſant und denkwürdig iſt, denn wir wüßten keines welches in dieſem Grade das Gepräge eines modernen Dichter-Litteratenlebens trüge, deſſen Phyſiognomie mehr als dieſes die Züge zeigte welche der Geiſt der Epoche, in dem gute und verwerfliche Elemente ſich ſo nahe begegnen, in das Antlitz derer ſchreibt welche er ſich zu Prieſtern geweiht oder zu Werkzeugen auserleſen hat. Einen ſo bekannten Dichter charakteriſiren zu wollen wäre überflüſſig; wir beſchränken uns darauf den Inhalt dieſer Sammlung anzudeuten, die zumeiſt Neues und noch nicht Veröffentlichtes enthält. In drei Perioden zerfällt das Dichterleben des Verfaſſers. Zuerſt führt er uns in ſeine „Heimath" ein. Hier erhalten wir ſeine träumeriſchen

Digitized by Google

„erſten Lieder,“ die voll Innigkeit und Reiz ſind, dann die Blätter worauf er die reinen Gedanken ſeiner „erſten Liebe“ niederſchrieb. Von Liebe iſt Leid nicht fern und „erſte Leiden“ folgen. Die Abtheilungen vaterländiſche Dichtungen und Ferien enthalten dann das ſchönſte und gelungenſte was Dingelſtedt geſchrieben hat. Wir brauchen nur die Gedichte „Oſterwort im Schloßhofe zu Marburg“, „Die Brüder Grimm“, „Am Grabe Chamiſſo's“, „Rheinfahrt“, „Die Erinnerung an Jordan“ u. ſ. w. zu nennen, die früher bekannt wurden und zum Theil, wie das Oſterwort, eine ergreifende Wirkung übten. Von gleicher Schönheit ſind: „Eine Sage“, „Auf dem Friedrichsplatz“, „Ein Märchen“, „Auf dem Königsplatz“, „Das Geſpenſt der Kattenburg“. Die große lyriſche Anlage Dingelſtedts, welche uns die übrige ſchriftſtelleriſche Begabung dieſes viel genannten Autors zu überragen ſcheint, verbindet ſich hier mit einem glänzenden und reichen Geiſte und jener Anmuth in Scherz und Ernſt, welche wir aus ſeinen proſaiſchen Schriften kennen. Daraus ſind dieſe Gemälde vaterländiſcher Zuſtände, dieſe Echos vaterländiſcher Wünſche und Ideen, dieſe witzigen und ſarkaſtiſchen Spöttereien entſtanden, die uns hier rühren oder ergötzen.

Es iſt begreiflich daß aus Zuſtänden der Art, wie ſie den Hintergrund jener „vaterländiſchen Dichtungen“ bilden, ein dichteriſcher und begabter Geiſt von allen Wünſchen ſeiner Seele ſich fortgezogen fühlt. Dieſe Sehnſucht hinaus aus der Enge der kleinen Stadt und des kleinen Denkens wird denn auch beim Dichter bald genug laut. Er ruft, für wenig Wochen zu einer „Ferienreiſe“ freigeworden, aus:

„Mich lüſtet nicht zu ſchaffen, zu gewinnen,
Ich hab' kein Ziel als das: mich ſelbſt betäuben;
Mich treibt es raſtlos, zwecklos nur von hinnen,
Im Wirbelwind der Welt emporzuſtäuben.“

Dort hinter mir weht Moderluft des Kerkers,
Schlafloſer Nächte, Tage voller Träume;
Wie kalt die Wände waren meines Erkers,
Wie finſter des verwaiſten Zimmers Räume.

Dieſe Klage iſt uns verſtändlich und wir können ihr theilnehmend lauſchen; die Klage iſt ja überhaupt ein Attribut des Dichters, die Geiſter der Schwermuth und der Trauer ſind die Träger welche ihn in das Land des Ideals fortreißen, und mit Recht ſagt ein italieniſches Sprüchwort: „Kein großer Künſtler ohne große Traurigkeit.“ Es ließe ſich ein ausführliches äſthetiſches Capitel ſchreiben von der Bedeutung der Trauer in der Poeſie, die der Grundmoment der elegiſchen, der humoriſtiſchen und zum Theil auch der religiöſen Dichtung iſt, die endlich, wenn auch dem Dichter unbewußt, ſich wie ein weicher ſchwärmeriſcher Ton aus jedem mächtigen Hymnenaufſchwung zum Gebiete des Idealen loslöſen wird.

In neuerer Zeit iſt der Trauer und der Klage von jüngeren Dichtern jedoch eine eigenthümliche Wendung gegeben worden, in der ſie nicht mehr dichteriſch iſt. Es iſt die blaſirte Klage der Unzufriedenheit, die ſich nicht einmal mehr bis zu dem gewaltſamen blutigen Jammer des Weltſchmerzes und der tödtlichen Zerriſſenheit verſteigt, ſondern die ſich mehr als allgemeine Unluſt an der Welt und den Menſchen, der Natur und der Kunſt, und beſonders an der eigenen Kunſt zeigt. Es iſt das chroniſche Siechthum der Empfindung, die Niedergeſchlagenheit die ſich nicht ſelbſt helfen will, und der mithin auch nicht geholfen werden kann. Es iſt oft auch nur Affectirtheit, dieſer ganze blaſirte Schmerz!

Bei Franz Dingelſtedt ſtoßen wir oft auf dieſe moderne Art der Dichterklage, die übrigens durchaus unfruchtbar und undichteriſch iſt. Schon in ſeiner „Heimath“, in den „Dämmerſtunden“ bemächtigt ſich ſeiner die Unzufriedenheit, die in die Worte ausbricht:

Den Tag verwünſch' ich und die ſchwarze Stunde,
Da mir das erſte Lied im Herzen keimte —
— — — — — — — — —

Was dient ihr einem unbekannten Gotte,
Ihr alle die ihr euch Poeten ſcheltet?
Ahnt ihr denn nicht daß er der Welt zum Spotte
Mit einer Dornenkrone euch vergeltet?
— — — — — — — — —

Ihr tragt ein Neſſushemd, ein feingewebtes,
Die böſe Gift von eurem Muſenweibe;
Je mehr ihr rennt, um deſto feſter klebt es
Durch Schweiß und Blut an dem gehetzten Leibe.

Brich, edles Dichterwild, aus allen Gleiſen,
Und fern entfleuch' von deiner Treiber Netzen;
Verſuch's das ſchlimme Hemd herabzureißen,
Dein letztes Lied, das iſt ſein letzter Fetzen.

Dieß iſt nicht allein unſchön, ſondern auch unwahr und eine Blasphemie der Muſe, der ein Dichter ſich nicht ſchuldig machen ſollte. Wir wollen nicht ergründen, inwiefern hier wirklich Gefühltes und nur Affectirtes zuſammengewirkt haben um ſolche Ausbrüche in unſerm Autor hervorzurufen. Er ſteht damit nicht allein, jenes Wort:

„Der Dichtung Flamm' iſt allemal ein Fluch!“ —

wurde in anderer Wendung oft ausgeſprochen, und es war eine Zeit wo Aehnliches auf den Blättern der Tageslitteratur hundertfach auftauchte. Man klagte nicht mehr, wie zu allen Zeiten, über den ſchmerzlichen Zuſammenſtoß des Realen und des Idealen in ſeiner Bruſt, nein, man ſtellte ſich wie in den letzten Zügen und Zuckungen liegend in Folge dieſes Zuſammenſtoßes, und ſah ſich als Märtyrer der Dichtung vom Cultus des Genius canoniſirt. Hat ſich Dingelſtedt von dieſer Mode anſtecken laſſen, ſo ſehen wir mit Freuden daß ſein guter Geſchmack ihn den in den Dämmerſtunden angeſchlagenen Ton bald wieder verlaſſen macht. Seine „Wanderſchaft“ hebt an, eine Reihe geiſtreicher, formvollendeter Poeſien enthaltend, unter denen ſich „Die Flüchtlinge“, „Die Chriſtnacht“, „Das Gedicht an J. Venedey“ und viele andere auszeichnen. Wir erhalten Bilder aus Frankreich und England ſtatt der früheren heſſiſch-vaterländiſchen; und ſtatt der begeiſterten Liebes- und Patriotismusſchwärmerei des Kaſſeler Jünglings, der noch voll ſchönen Enthuſiasmus war, macht ſich jetzt der gereiftere Geiſt des gereiſten Mannes geltend, dem die Gegenſtände eine geiſtreiche Reflexion oder ſinnigen Humor eingeben. Daß der Dichter von dieſer Abtheilung, der Wanderſchaft, ſeine „Lieder eines kosmopolitiſchen Nachtwächters“ ſammt und ſonders ausgeſchloſſen, bedauern wir ihres dichteriſchen Werthes wegen in hohem Grade. Dagegen ſind ein paar andere Gedichte in dieſe Wanderſchaft aufgenommen, an denen wir leider nicht ſtillſchweigend vorübergehen können, wie wir es zu können wünſchten. Sie heißen „Ein Roman“ und „Proſtitution“. Man weiß in der That nicht was größer, die wenn auch nur vorübergehende bedauernswerthe geiſtige Verirrung die dieſe Verſe ſchrieb, oder die Tactloſigkeit die ſie dem Publicum bot! Dieſe Gedichte ſind der wunde Fleck der Sammlung, ſie ſind ſo daß ſie abſtoßen von aller näheren Betrachtung, der wir uns hier auch raſch überheben. Wir möchten ſie ebenſo raſch jeder mißwollenden und rachſüchtigen Anſchauung

Digitized by Google

entziehen können, welche gern jeden Stein aufrafft der ſich gegen moderne Litteratur und jüngere Beſtrebung ſchleudern läßt.

Die dritte Abtheilung, „Rückkehr“ überſchrieben, iſt ganz geeignet mit dem Dichter, der uns eben wie von dämoniſchem Triebe gereizt eine ſo widerwärtige Empfindung erregte, die Verſöhnung einzuleiten und unſern guten Glauben an ihn wieder zu feſtigen. Vor allen ſchön ſind die Gedichte: „Apriltag“, worin die Sehnſucht die früher aus der engumgränzten Heimath ſo ſtürmiſch den Dichter hinausdrängte, jetzt ſein weltgeſättigtes Herz von neuem ſchwillt, und ihn in eben jene friedliche ſtille Beſchränktheit, wo das Dach des väterlichen Hauſes ihm aus grünem Laube winkt, zurückzieht. Vor allem aber iſt das folgende Gedicht geeignet mit dem Dichter auszuſöhnen, und deßhalb mag es hier unverkürzt einen Platz finden:

Verſtändlich für Viele.

Here is a sigh to those who love me,
And a sigh to those who hate,
And whatever sky is above me
Here is a heart for every fate.
Byron.

Sie wollen mir den Glauben ſtehlen,
Den Glauben an mein beſſ'ees Ich,
Sie möchten, die gemeinen Seelen,
Daß ich wie ſie im Staube ſchlich;
Verleumdung nagt, die blinde Natter,
Giftig an meinem beſten Mark,
Und Neid, ihr Nachbar und Gevatter,
Beſchmutzt mein Haus mit Koth und Quack.

Das Murren, Muſtern, Meiſteen, Mäkeln
Wie hab' ich es zum Tode ſatt!
Wie Blattlaus mich und Fliege ekeln
Die edles Blut gemäſtet hat!
Lebendig ſeyn und doch begraben,
Verdammt ſey ſolch ein Zwitterloos —
Ein Fraß der Schaben oder Schwaben,
Ein Mahl voll Schimmel, Roſt und Moos!

Ihr habt gut tröſten und beſchwichtigen,
Ihr Freunde von dee großen Welt;
Wohl wahr, daß unter kraftlos-nichtigen
Biſſen die Eiche niemals fällt,
Und wahr, daß nue in ihren Kronen
Der Wind ſich ſchaukelt und der Sturm,
Wenn ſichee auf dem Boden wohnen
Der Spatz, dee Maulwuef und der Wurm.

Doch wie, wenn nun der Baum im Kerne
Die tiefe Wunde ſelber fühlt?
Wenn ſchwül, wie aus Gewitterferne,
In ihm des Todes Ahnung wühlt?
Wie, wenn er einſam und veelaſſen
Der tauben Luft ſein Leiden klagt,
Statt Beuderſtämme zu umfaſſen
Nue frembes Dickicht überragt?

Und kommen Stunden wo im Laube
Ein wehmuthvolles Säuſeln iert,
Wo dee Erinn'rung ſanfte Taube
So ſehnlich um Veelornes girrt;
Ach dann durchrieſelt leiſes Beben
Den Baum, es thaut und fröſtelt ihn,
Und ſeine müden Wipfel ſtreben
Zur mütterlichen Erde hin.

Nein! Hoch das Haupt, das ſturmgewohnte!
Sey ruhig, Herz, und ſey beherzt!
Blick' in den Himmel, der dich lohnte,
Nicht auf die Scholle, die dich ſchmerzt!
Sie ſollen nicht den Spaß erleben,
Gebeugt dich, dich beſiegt zu ſehn;
Auch krank ſollſt du die Aeſte heben,
Und gilt's zu ſterben, ſtirb im Stehn!

Wir nehmen hiermit Abſchied von einem Buche das ſchon deßhalb vor vielen andern Auszeichnung verdient, weil es das Gepräge einer anziehenden Individualität zeigt, die ſich in innerem Weſen und Denken faſt immer treu bleibt, wenn auch die Form zuweilen die Schule moderner Meiſter, wie Heine's oder Freiligraths verräth; die aber nicht nöthig hat, was den Gehalt angeht, etwas anderes als ſich ſelbſt zu geben, um zugleich einen ſprechenden Spiegel der Leiden, der Verirrungen und der Gedankenfahrten der Epigonen einer geſchiedenen Generation größerer Meiſter zu bieten.

L. Schücking.

Digitized by Google

Monatblätter

zur Ergänzung

der

Allgemeinen Zeitung.

1845.

Auguſt.

Im Verlage und unter Verantwortlichkeit

der

J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Zur ſchwediſchen Litteratur (eine Vorleſung von Geijer)	341
Die Manufacturinduſtrie in Beziehung auf Rußlands Volksleben und die Geſtaltungen des Petersburger Pauperismus	352
Auguſt Wilhelm v. Schlegel	360
Ehrenrettung König Albrechts des Erſten	365
Italieniſche Familien	368
Mexico im fünften Jahrhundert unſerer Zeitrechnung	373
Denkwürdigkeiten des Grafen N. Olizar	376
Die ungariſchen Magnaten in Paris und die ungariſche Regeneration	382
Deutſche kirchliche Zuſtände 1845	385

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Zur ſchwediſchen Litteratur.

Eine Vorleſung von Geijer.

Stockholm, im Julius. Der rühmlichſt bekannte Geſchichtforſcher und Profeſſor in Upſala **Geijer** hielt im vergangenen Semeſter (Herbſt 1844) an der genannten Univerſität auf beſondere Aufforderung des Königs einen Curſus von öffentlichen Vorleſungen über die ſchwediſche Geſchichte, welcher eine mehr als gewöhnliche Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hat. Der eigenthümliche Standpunkt des genialen Geſchichtforſchers, welcher lange Zeit ein eifriger Anhänger der hiſtoriſchen conſervativen Schule geweſen, ſeit einigen Jahren aber als ein Wortführer der politiſchen Reformation aufgetreten iſt, nachdem er vorher ſeinen „Abfall“ von der Schule oder, wie er ſich ausdrückte, „von ſich ſelbſt“ förmlich ausgeſprochen — der Umſtand daß die beiden älteſten königlichen Prinzen ſich unter ſeinen zahlreichen Zuhörern befanden — wie auch endlich verſchiedene in Umlauf geſetzte Gerüchte von dem vermeintlich bedenklichen Inhalte jener Vorträge — alles dieſes hatte die Aufmerkſamkeit auf die genannten Vorleſungen ſehr geſpannt. Wie die Allgemeine Zeitung neulich ſchon berichtete, hat Geijer jetzt drei von dieſen Vorleſungen, theilweiſe überarbeitet, durch den Druck veröffentlicht, dazu — wie er in dem Vorworte ſagt — veranlaßt von den verſchiedenartigen Berichten über den Inhalt derſelben welche im Publicum verbreitet worden. *) Die erſte von dieſen Vorleſungen handelt der Ueberſchrift nach „von dem Principe der Perſönlichkeit in Bezug auf die Entwickelung der menſchlichen Geſellſchaft,“ und gibt in einer gedrängten Darſtellung eine Philoſophie der Geſchichte, welche verdient einem größern Kreiſe bekannt zu werden. Da dieſe Vorleſung nicht bloß ſchwediſche Verhältniſſe beſpricht, ſondern das Reſultat der neuern Geſchichte überhaupt aufzufaſſen ſucht, theilen wir hier den weſentlichen Inhalt derſelben in deutſcher Ueberſetzung mit. **)

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der Redner ſich erinnert vor 25 Jahren in demſelben Hörſaale den jetzigen König unter ſeinen Zuhörern geſehen zu haben, und nach Erwahnung einiger der ſeit jener Zeit erfolgten großen Veränderungen — auch derjenigen ſeiner ſelbſt — ſpricht er ſich auf folgende Weiſe über ſeinen Gegenſtand aus:

„Die Vergangenheit iſt es welche uns beſchäftigen wird. Um lehrreich zu werden, darf ihre Betrachtung über die Gegenwart nicht fremd ſeyn. Wir können uns dabei nicht auf das Vaterland beſchränken. Es ſind Angelegenheiten, gemeinſam für uns, für Europa, für die Welt, welche zuerſt unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen werden. Unſere Zeit hat ſich, mehr als irgend eine andere, durch große äußere Umwälzungen ausgezeichnet. Dieß iſt es jedoch nicht was ſie am meiſten charakteriſirt, ſondern noch mehr daß jene unerhörten äußern Veränderungen deutlicher als je aus innern Urſachen ſich herleiten laſſen. Die innere Welt iſt es welche in ihren Grundfeſten, ihrem Glauben, ihrer Ueberzeugung, ihrem Wiſſen ſchwankt. Unſere Zeit iſt eine Zeit die an ihren eignen Gedanken leidet. Will man aber dem Grund- und Urgedanken, der hier heraus will und ſich Bahn bricht, und unter deſſen Geburtswehen die Welt bebt, einen Namen geben, ſo iſt es kein anderer als das Perſönlichkeitsprincip, deſſen Hereinbrechen in das allgemeine politiſche Daſeyn wir erlebt haben.

Es war in der Nacht auf den 4 Auguſt 1789 daß, bei der Verhandlung der Frage über die Rechte des Menſchen, der Enthuſiasmus ſchnell alle Gemüther in der franzöſiſchen Nationalverſammlung ergriff. Der Adel erhob ſich und opferte ſeine Vorrechte, die Geiſtlichen und die Abgeordneten von Städten und Provinzen ihre Privilegien. In einigen Stunden beſchloß man die Abſchaffung aller perſönlichen Leibeigenſchaft in Frankreich, mit allen jenen Grundabgaben und Feudalrechten, in die ſie im Laufe der Zeit übergegangen war, ſowie auch die der Patrimonialgerichtsbarkeit des Adels, die Ablöſung des Zehenten, die Gleichheit der Steuern, einen jedem Mitbürger offen ſtehenden Weg zu den Staatspoſten, das Aufhören aller Verkäuflichkeit der Aemter, die Aufhebung aller ausſchließlichen Privilegien für Corporationen und Zünfte. Bald darauf wurde die **Erklärung der Menſchenrechte** an die Spitze der Conſtitution Frankreichs geſtellt. Dieſe merkwürdige Nacht iſt nachher *la nuit des dupes* genannt worden; und mancher wünſchte bald genug zurück was er in der erſten Begeiſterung aufgeopfert hatte. Selbſt die Erklärung der Menſchenrechte, wozu der erſte Gedanke von dem freien Amerika entlehnt war, wie unbeſtimmt, zweideutig, täuſchend erſchien ſie nicht bei näherer Erwägung! . . . . . .

Es ſey fern von uns vor den Gräueln der Revolution Auge und Herz verſchließen zu wollen! Aber wir können dieſe auch nicht

---

*) Der vollſtändige ſchwediſche Titel dieſer Vorleſungen iſt: Om vår tids inre samhällsförhållanden i synnerhet med afseende på fäderneslandet. Tre föreläsningar ur den hösten 1844 i Upsala föredragna historiska kurs af *E. G. Geijer*.

**) Die zwei übrigen Vorleſungen haben zum Gegenſtande, die eine: „Die königliche Gewalt in Schweden“ (gehalten in der Gegenwart des Königs ſelbſt), die andere: „Entwurf zu einer Geſchichte der ſchwediſchen Stände.“ Sie zeichnen ſich beide nicht nur durch die dem Verfaſſer eigenthümliche Schärfe des hiſtoriſchen Blickes, ſondern auch durch mehrere neue Anſichten aus, gehen aber natürlicherweiſe tiefer in die ſpecielle Rechtsgeſchichte Schwedens ein.

Digitized by Google

dem großen Schritte verſchließen, den die Menſchheit zugleich mit jenen gethan. Wir wenden uns mit Abſchen von den Verbrechen ab; doch nicht bloß Verwünſchungen haben wir für diejenigen welche in dieſer großen Sache gehandelt und für viele Generationen gelitten haben. Es war die Geburtsſtunde der neuen Zeit. Von dieſer Stunde an mußten Standes- und Zunftintereſſen höhern und allgemeinern weichen.

Was wir erlebt haben, war eine Kriſis der menſchlichen Geſellſchaft. Die Exiſtenz der menſchlichen Geſellſchaft hat ſpät angefangen. Sie war nicht da im Anfange der beſondern geſellſchaftlichen Verbände, noch lange Zeit in ihrer Entwickelung. Der geſellſchaftliche Verband ſcheint älter als der Staat zu ſeyn, welcher nicht ohne Regierungsmacht gedacht werden kann. Freilich in ihrer einfachſten Bedeutung iſt eine ſolche Macht auch von der erſten Geſellſchaft untrennbar; nicht einmal die Familie kann ohne ſie exiſtiren. Dieſe Macht war in dem alten heidniſchen Hauſe bei dem Hausvater uneingeſchränkt, welcher Weiber, Kinder, Geſinde beſaß als ſein erſtes Eigenthum, ſeinen erſten Reichthum. Aus Uebereinkünften zwiſchen ſolchen Hausvätern gingen die erſten Geſetze hervor. Alle alten Geſetze tragen Spuren der anfangs uneingeſchränkten hausväterlichen Macht. Ein Unterſchied zwiſchen der Macht und Gewalt des Vaters und dem Eigenthumsrechte (wie über eine Sache) ſcheint mit dem Eintritt des eigentlichen Sklaven in die Hausgenoſſenſchaft der Alten entſtanden zu ſeyn. Urſprünglich ward ſein Dienſt vorher von dem unterworfenen Sohn verſehen. Der Sklave aber trat durch das Recht des Kriegs in die Hausgenoſſenſchaft, und ſeine vollkommene Rechtloſigkeit hob erſt die Lage des Sohns.

Auf dieſe Grundlage der alten heidniſchen Hausgenoſſenſchaft iſt über der ganzen Erde die Familienverfaſſung geſtellt worden. Man ſieht Familie zu Familie ſich verhalten wie nachher Staat zu Staat. Das häusliche Recht iſt zugleich Staatsrecht, und Verletzung des Hausfriedens, z. B. Entführung von Königstöchtern, ſind die großen Kriegsurſachen der Vorzeit. Strafen gibt es nur ſolche die von der Willkür des Hausvaters abhangen, oder die als den Göttern darzubringende Sühnopfer von den Prieſtern verhängt werden. Beleidigungen werden durch Kriege gerächt, oder durch Friedensſchlüſſe getilgt. Die allmählich zwiſchen den Hausvätern verabredete Taxe der Geldbußen, womit ſolche Beleidigungen ohne Unehre abgekauft werden konnten, d. h. ein im voraus beſtimmter willkürlicher Friedensſchluß bildet den erſten Keim ſowohl des Criminal- als des Civilgeſetzes, zugleich das erſte jus publicum. Die durch ſolche Verträge der Hausväter ſich äußernde Gemeinſchaftlichkeit iſt der erſte Anſatz zu der politiſchen Geſellſchaft, in welcher die Hausväter ebenfalls als die allein berechtigten erſcheinen. Alles andere iſt gegen ſie unfrei.

So ſind die politiſchen Rechte — welche von der Theilnahme an Geſetzgebung und Regierung beſtimmt werden — nicht nur die erſten, ſondern lange die einzigen, und zugleich lange den Menſchenrechten ganz fremd geweſen. Wie ſollte das Geſetz ſich auf dieſe Rechte habe beziehen können, da eine ſo große Anzahl der Menſchen, ja die große Mehrzahl von demſelben ausgeſchloſſen und dadurch rechtlos waren? Wie ſollte die Religion davon ſprechen, da Gott nicht aller, ſondern nur einiger Menſchen, der Familie, des Stammes, des Volkes Gott war; da in den Mythologien das eigene Volk allein oder wenigſtens vorzugsweiſe Menſchen war, und da Fremdling ſo lange gleichbedeutend mit Feind (Barbar) betrachtet ward? — — —

Mit dem Chriſtenthum erſt ging der menſchliche Perſönlichkeitsbegriff auf. Tauſende von Jahren hatte dieß erfordert. Noch achtzehnhundert Jahre waren nöthig ehe derſelbe aus der Kirche und der kirchlichen Gemeinde innerhalb der Gränzen des Staats gelangen konnte. Er hatte ſeinen Zuſammenhang mit der Religion jener Zeit verloren und kehrte ſich feindlich gegen dieſelbe. Sein Zuſammenhang mit der Religion wird wieder hergeſtellt und dann tiefer, allgemeiner werden. Denn das Chriſtenthum iſt auch die Religion der Zukunft. Es zeigt ſich als eine ſolche ſchon in den immer mehr erkannten, obgleich an ſich zu kraftloſen, allgemeinen Forderungen der Moral. Aber das immer mehr enthüllte ſittliche Ideal in der Bruſt des Menſchen iſt nicht ein bloßes Gedankending; es iſt eine göttliche Gegenwart und eine göttliche Hülfe, wo dieſe Hülfe recht geſucht wird. Es iſt die Gegenwart ſowohl eines Richters als eines Erlöſers.

Unſerer Abſicht gemäß theilen wir hier als Einleitung zu dieſen Vorleſungen eine kurze Ueberſicht der Geſchichte der Rechte in der europäiſchen Geſellſchaft mit. Wir ſind dabei von der alten heidniſchen Familie und der von ihr beſtimmten Geſchlechtsverfaſſung ausgegangen, deren Grundzüge auch bei den Völkern wiedergefunden werden welche auf den Ruinen des römiſchen Reichs die erſten europäiſchen Staaten gründeten. Mit Recht wird das Mittelalter als die Epoche der eigentlichen Standesbildung betrachtet. Die ſociale Arbeit des ganzen Mittelalters iſt aber zugleich eine Auflöſung und Umgeſtaltung der urſprünglichen Beſchaffenheit der heidniſchen Familie. Dieß iſt langſam vor ſich gegangen. Der Sohn gewann Selbſtändigkeit erſt durch den Krieg, das Weib ſeine Rechte durch die Kirche, der Diener endlich ſein Theil von Freiheit und Recht durch die Entſtehung des dritten Standes. Der Sohn erwarb durch Kriege Unabhängigkeit und Vermögen. Das Weib erhielt durch die Kirche das Recht der einfachen Ehe und Antheil an der Hausherrngewalt und der Erbſchaft oder, wie Eric der Heilige in Betreff der ſchwediſchen Weiber verordnete, das Recht zu „Ehren- und Hausfrauenthum (heders- och husfrudöme), zu Schlöſſern und Schlüſſeln, zu halbem Bette und geſetzlichem Drittel von dem Vermögen des Hauſes.“ Der unfreie Diener endlich fand bei der Entſtehung der freien Städte in dieſen eine Zuflucht; und was der Bürger vorher entbehrt hatte und durch eroberte Freiheit gewann, zeigen am beſten die Freibriefe in welchen das Recht ſeine Kinder zu verheirathen, über ſein Vermögen zu verfügen und ſelbſt zu erben, ihm jetzt zuerkannt wird. Der Menge wurden auch dieſe Rechte noch lange vorenthalten. Das Recht der chriſtlichen Familie iſt nicht einmal durch die Kirche dem Leibeigenen im Allgemeinen zu Gute gekommen. Er lebte nicht in rechter Ehe; und das Zeitalter welches durch das Ritterthum und deſſen Galanterie glänzte, trat ohne Bedenken die Rechte des Weibes in dem niederen Stande mit Füßen.“

(Geijer wirft dann einen Blick auf die Völkerwanderung und das Feudalweſen, entwickelt die Entſtehung der kriegeriſchen Geſellſchaft, aus welcher bald die adeliche entſtand, und fährt dann fort:)

„Jede Stufe der ſocialen Bildung hat ihre Zeit und ihre Rechtfertigung, ihre Entſchuldigung gehabt. So lange noch zwiſchen den geſellſchaftlichen Verbänden und innerhalb derſelben die kriegeriſchen Intereſſen überwogen, war die Macht mit Recht den Kriegern überlaſſen. Die Intereſſen der Geſellſchaft ſind aber nicht nur die des Kriegs, ſondern noch mehr die des Friedens; und wer ſoll dieſe bewachen, wo der Krieg allein das Geſchäft der Geſellſchaft iſt? Sollten Friede und Sicherheit nicht preisgegeben werden, ſo mußten ſie unter dem Schutze höherer Mächte ſtehen, die an und für ſich und auch ohne äußere Gewalt Ehrfurcht gebieten.

Digitized by Google

Eine ſolche ehrwürdige Macht trat in der chriſtlichen Kirche dem kriegeriſchen Barbaren entgegen. Mit dem *Chriſtenthum* war, wie ſchon geſagt, der Perſönlichkeitsbegriff in geiſtigem Sinne zuerſt in die Menſchheit eingetreten. Er hatte ſich Bahn zu brechen durch eine heidniſche, ſowohl in ihrer Civiliſation als in ihrer Barbarei verwilderte Welt. Das Chriſtenthum mußte damit anfangen ſich als ein innerer, nur auf das Ewige gerichteter geſellſchaftlicher Verband, dieſer Welt entgegen zu ſetzen. Es gab eine Zeit da Petrus die ganze Gemeinde ein „*Prieſterthum*" nannte (1 Petri 11, 9). Allmählich bildete ſich immer mehr der Unterſchied zwiſchen dem Prieſter und der Gemeinde aus. Bei dem Zuſammentreffen mit den kriegeriſchen Barbaren, deren Anführer, bald in politiſcher Hinſicht Chriſten, ihre Soldaten haufenweiſe taufen ließen, wurde die Kirche immer mehr eine äußere Verſöhnungsanſtalt, in welcher die Verſöhnung (der Barbar war gewohnt ſeine Verbrechen mit Geldbußen zu verſöhnen) von der Prieſterſchaft übernommen und bewirkt wurde gegen Opfer, Gaben, Pönitenzen, die bald abgekauft und ſo die Quelle neuer Gaben wurden. Indeſſen war durch ihren Begriff ſelbſt die geiſtliche Macht höher als die weltliche. Auch erhob ſich die Hierarchie über die letztere und trennte die Kirche vollkommen von der weltlichen Geſellſchaft, um dieſe deſto ſicherer zu beherrſchen.

Die Kirche heiligte nun alles für ihre Zwecke, ſelbſt den Krieg, welchen ſie in den Kreuzzügen über den Orient ergoß, und im Inlande gegen Ketzer kehrte. In der dadurch herbeigeführten Kriſis löſten ſich ſowohl die Kriegs- als die Friedensangelegenheiten des Staats aus den Banden der Kirche. Sie war erſt beſonders durch alle Mittel der friedlichen Macht der Geſellſchaft mächtig geworden. Alle friedlichen Erwerbzweige hatten ſich in einer ungeſtümen Zeit erſt unter ihren Schatten geflüchtet. Der Handel wurde unter ihrem Schutze getrieben. Meſſe war zugleich Gottesdienſt und Markt. Die Verbeſſerungen des Acker- und Bergbaues und die Gärtnerei in den nördlichen Ländern ſind von Biſchöfen und Klöſtern ausgegangen. An den Höfen traten die Biſchöfe als Kanzler ein. Kanzlei, Verwaltung, Finanzen ſind im Mittelalter aus den Händen der Geiſtlichen in die weltliche Geſellſchaft gekommen. Die erſte Grundſteuer war der durch den Pfarrer eingeführte Zehent. Der Begriff von allgemeinem Geſetz, ſtatt der Stammes- und Provincialgeſetze, kam erſt von der Kirche, und auf die Geſetzgebung hat ſie den wichtigſten Einfluß geübt. Sie war der gelehrte Stand; vertrat lange auch den civilen. Die Stiftung der Univerſitäten iſt ihr Werk. Sie ſollte aber dadurch den Grund zur Trennung des gelehrten Standes von dem prieſterlichen legen. Eine ſolche Trennung äußerte ſich erſt in der Entſtehung eines beſondern Civilſtandes, beſonders durch die Rechtsgelehrten, obgleich dieſe ſelbſt erſt von theologiſchen Schulen ausgegangen waren. Sie kamen die weltliche Macht zu verſtärken, welche ſowohl von oben als von unten einen Zuwachs erhielt. Die Städte, urſprünglich meiſt Sammelplätze für eine unfreie, mit friedlichen Gewerben beſchäftigte Bevölkerung, warfen das Joch des Feudalismus ab, wurden freie Gemeinden, vereinigten ſich zu gemeinſchaftlicher Wehr und gaben bald auch dem Kriege eine neue Geſtalt durch die wiedergewonnene Wichtigkeit des Fußvolkes, durch den Gebrauch von Schießgewehren und durch beſoldete Truppen. Das Kriegshandwerk fing an der adeligen Ritterſchaft zu entgleiten, während die Civiliſten von den Prieſtern abfielen und die Gelehrten ſich gegen die Kirche kehrten. Die allerſeits verſtärkte neue weltliche Macht fiel in die Hand der Könige, zu derſelben Zeit als die Reformation den Bau der Hierarchie ſprengte. — — —

In dem Maße als dieſe neuen Verhältniſſe ſich Bahn brachen, war das *Königthum* in eine neue Lage gekommen. Laßt uns einen Blick auf dieſe werfen! Die Könige haben eine große Arbeit in der Geſchichte Europa's gemacht; ſie läßt ſich mit wenigen Worten ſo bezeichnen: gleichwie die Standesbildung des Mittelalters die alte aus der heidniſchen Familie ſtammende Freiheit ſowohl als Knechtſchaft aufhob, ſo iſt in der neueren Geſchichte die Standesmacht von der königlichen Macht unterjocht worden. Die Könige haben dieſe Arbeit ausgeführt, als die erſten Repräſentanten der Staatseinheit. Dieſe hatte ſich nicht geltend machen können ohne Proteſt gegen das vermeintliche göttliche Privilegium durch welches die Kirche, ſelber der erſte Stand und zugleich der Gegenſatz der weltlichen Geſellſchaft, dieſe beherrſchen und unterjochen wollte. Es iſt die Unabhängigkeitserklärung der weltlichen Geſellſchaft; ſie war zuerſt von den Königen abgegeben. Daher kamen alle neue Mittel der Macht in ihrer Entwicklung ihnen entgegen. Die neuen Soldatenhaufen, die neue Gelehrſamkeit, der neue Civilſtand, das von der Kirche ausgegangene, ſpäter in den Städten ausgebildete Verwaltungs- und Finanzweſen; alles bot ſich ihnen zu Dienſte dar. In der Handhabung der Gerechtigkeit traten ſie zwiſchen und über die beſondern Zünfte. Die immer größeren Kriege machten ſie immer mehr zu Herren über die Steuern. Nach den Reformationskriegen war ihre Macht nicht weniger in der katholiſchen als in der proteſtantiſchen Welt befeſtigt. Die Repraſentation der *Staatseinheit* in den Königen, ſowohl in äußerer als innerer Beziehung, iſt es durch welche ſie zur Uebermacht, ja zur Alleinherrſchaft gelangt ſind. Dieſes Princip war höher als das Standes- und Zunftprincip. Die Könige ſind es die das letztere gebrochen haben. Wie ſollten ſie ſich weiter auf daſſelbe ſtützen können? Sie haben dreihundert Jahre lang die alte Unabhängigkeit der Stände unaufhörlich untergraben und endlich vernichtet. Die Umwalzung welche dem zufolge unſere Zeit erlebt hat, iſt in der That ihr eigenes Werk. Sie erkannten es nicht; um ſo weniger, als ſie ſelbſt ſich nicht in die Mitte der Geſellſchaft, wohin ſie gehören, geſtellt hatten, ſondern auf den Rand derſelben, nämlich auf die Seite, wo die von ihnen zuerſt gezwungenen, nachher adoptirten und bevorrechteten höheren Stände ſich befanden welche ſich ſpäterhin auf eigene Vorrechte als die des Throns berufen ſollten. Darin aber iſt in der That die königliche Macht beſonders erhaben und unwiderſtehlich daß ſie die Beſchützerin des Rechts Aller iſt. Sie hat dafür büßen müßen daß ſie die Standesmacht, nur in ſofern dieſe dem Throne unbequem war, brach, aber der Unterdrückung von Seiten der Stände und den bevorrechteten Mißbräuchen an der Seite des Volks das Feld gar zu offen ließ. Daher geſchah es daß die Staatseinheit, deren eigentlicher Ausdruck immer Gleichheit vor dem Geſetze bleibt, umſchlug und ſich entzündete, unter der Forderung von allgemeinen Rechten, dem Throne gegenüber und ihm zum Trotze von Seiten des *Volks*. Dieſer Umſchlag war die *Revolution*. Sie wurde in Frankreich zu einem Kampfe zwiſchen den beiden Extremen von Volksherrſchaft und Alleinherrſchaft, oder wenigſtens den Folgen der letzteren, bis die Alleinherrſchaft in einer neuen kriegeriſchen Herrſchergeſtalt aus der Volksherrſchaft wiedergeboren wurde, ihre Mutter tödtete und die Gebeine ihrer Kinder über die Schlachtfelder Europa's ausſtreute.

Wir ſind zu dem Punkte zurückgekehrt von welchem wir ausgingen, dem von uns erlebten politiſchen Wendepunkte, der die Frage von den Rechten des *Menſchen* in den *Staat* hineinwarf. Daß ſie da iſt, iſt nicht zu laugnen: ſie hat die civiliſirte Welt in ihren Grundfeſten erſchüttert. *Wie* aber die menſchlichen Rechte ſich zum Staate verhalten, iſt die zweite Frage mit deren

Digitized by Google

Löſung die Welt beſchäftigt iſt; und wenn man die lange Zeit in Betracht zieht welche ſie gebrauchte um zur erſten Frage zu kommen, ſo dürfte die für die Löſung der zweiten erforderliche Zeit auch nicht kurz ausfallen. Dieſe begann mit dem Kampfe der alten politiſchen Mächte und der neuen Geſellſchaft. Letztere ergriff das verzweifelte Mittel einer erſt demagogiſchen, dann militäriſchen Dictatur um ſich Platz zu machen, und ſie machte ſich damit Platz genug in Europa das ſie beinahe ganz beſiegte. Sie war dann zugleich, in der Anwendung, der Frage ſelbſt ungetreu geworden, und mußte dafür büßen damit daß ſie ſelbſt von den alten Mächten beſiegt wurde. Aber dieſer Sieg ſelbſt konnte nur eine Transaction zwiſchen den alten und den neuen Intereſſen werden, ſo mächtig waren ſchon die letzteren. Während des alſo gemachten Stillſtandes iſt die Frage ſelbſt, die zuerſt eine äußere war, immer mehr zu einer inneren geworden, deren innerſtes Weſen in der eigenen Bruſt des Menſchen gelöst werden muß. Einen Beitrag dazu liefern zu können iſt unſer Wunſch. Dazu wird eine nähere Beſtimmung ſowohl der Frage an ſich als ihrer gegenwärtigen Lage erfordert.

Daß alle Menſchen in Rechten *gleich* geboren werden und bleiben, war der Grundſatz den die Revolution an die Spitze der Erklärung der Menſchenrechte ſtellte. Er iſt ſo wenig ein Axiom das er höchſtens als ein Poſtulat gelten kann, das die Unterſuchung vorausſetzt, *worin* die Menſchen gleich ſind und bleiben? Denn betrachtet man die Wirklichkeit, ſo ſpringt im Gegentheil die natürliche Ungleichheit in die Augen. Wir erſehen auch aus der Geſchichte daß in der That alle Rechte *erworben* ſind, ja daß die ſogenannten *angeborenen* Rechte — wie das Recht zu Leben, Eigenthum, Gewiſſensfreiheit — die am theuerſten und langſamſten erworbenen ſind und keineswegs der Mehrzahl der Menſchen zuerkannt, ſondern bei der Minderzahl die lange allein oder vorzugsweiſe Rechte beſaß, ein Attribut von Macht, nicht von Recht waren. Denn das Recht iſt nur da, wofern es *gegenſeitig* iſt. Dieſe Natur des Rechts, gegenſeitig zu ſeyn, iſt aber auch ſeine einzige Gleichheit. Daß die menſchliche Perſönlichkeit das Subject der Rechte im Allgemeinen ſey, iſt damit anerkannt; allein der objective Umfang der Rechte iſt damit nicht zugleich beſtimmt. Man ſieht die Geſetze dieſen Umfang verſchieden beſtimmen. Erſt nach dem Eintritt des Perſönlichkeitsprincips in die Welt haben ſie ſich die Schlußfolge aufdringen laſſen daß kein Menſch rechtlos ſey. Dieß war vor achthundert Jahren etwas Neues. Eine andere aus demſelben Princip hergeleitete Folgerung iſt in unſern Tagen zur Welt gekommen, nämlich daß es im Staate keine andern Schranken für die *Erwerbung* von Rechten gibt, als diejenigen welche für Alle gelten und aus dem gleichen Rechte Aller in dieſer Beziehung folgen. Es iſt die von der Zeit geforderte *Gleichheit vor dem Geſetze*. Sie hat ſich gegen alle alte herkömmliche Einſchränkungen dieſes allgemeinen Rechtes gekehrt. Weſſen ſie ſich am deutlichſten bewußt iſt, das iſt dem Verdienſte in allen Richtungen die Bahn des Wettſtreits eröffnet zu haben. Die Ueberzeugung welche ſich einem jeden aufdringt, iſt daß der Mann nicht mehr von ſeinem Stande abhängig ſey oder ſeyn ſolle, ſondern ſein Stand von ihm ſelbſt nach mitbürgerlichem Verdienſte. *Das Standesprincip fühlt ſich dem mitbürgerlichen untergeordnet.* Das iſt die neue, unläugbare Thatſache in der ſocialen Welt, die wir nur anzudeuten brauchen.

Betrachtet man ihren eigentlichen Grund, ſo iſt er kein anderer, als *die geſetzlich freie Concurrenz welche in die Geſellſchaft eingetreten iſt und ſich in allen ihren Folgerungen geltend zu machen geht.* Alles was man liberale *Ideen* nennt, iſt in dieſem einzigen Gedanken enthalten; und gegen die Richtigkeit und Gerechtigkeit des Grundſatzes ſcheint ſey nichts einzuwenden. Welchen Widerſtand er zu bekämpfen gehabt und noch hat, iſt bekannt.

Man kann in dieſer Oppoſition drei Arten unterſcheiden. Die erſte iſt die *Standesoppoſition*, welche wie für ihr Lebensprincip gegen die neue Anſicht kämpft, der gemäß die Standesintereſſen den mitbürgerlichen untergeordnet ſind. Die zweite iſt die *monarchiſche* Oppoſition, welche ſelbſt erſt durch das Hervorrufen der Concurrenz der Verdienſte die Stände beſiegt hat, aber je mehr es ihr gelungen iſt den militäriſchen und civilen *Beamtenſtaat* auszubilden und durch dieſen zu herrſchen, deſto weniger will die neue Anwendung des Principes auf die ganze Geſellſchaft, und zwar im Intereſſe der Freiheit, nicht bloß der Macht, zuläſſig erſcheinen. Die dritte iſt die *religiöſe* Oppoſition, welche den Eintritt des Perſönlichkeitsprincips in den Staat beinahe als einen neuen Sündenfall betrachtet, wähnend, es ſey das böſe egoiſtiſche Princip.

Ueber dieſe drei Arten von Oppoſition, die einander gegenſeitig verſtärken, wäre vieles zu ſagen. Man könnte gegen die erſte einwenden daß die alten Stände darin gerade ihre höchſte Bedeutung haben daß ihnen ein Eigenthum von der Vorſehung anvertraut ſey, welches in der That zu allgemeinem Gebrauche beſtimmt geweſen und auch am Ende dazu gekommen. Niemand kann z. B. läugnen daß die Geburt eine natürliche Auszeichnung iſt. Eine unbeſcholtene, gute oder ehrenvolle Herkunft hat einen Werth der von dem beſchränkteſten Verſtande willig anerkannt und von dem aufgeklärteſten nicht verworfen wird. Dieſe Unbeſcholtenheit, dieſe Ehre innerhalb der Familie ſorgfältig zu bewahren iſt eine der ſchönſten und reinſten menſchlichen Beweggründe, der nicht ohne die verderblichſten Folgen von der Geſellſchaft untergraben oder vertilgt werden könnte. Von ſolcher Art iſt das Princip eines natürlichen Adels in allen Ständen, welches auch erſt dann in ſeiner vollen Kraft und Lebendigkeit hervortreten kann, wenn es die Schale des mit Privilegien umſponnenen Adels durchbrochen und ſo zu ſagen ſeine Flügel entfaltet hat.

Gehen wir zu dem geiſtlichen Stande, ſo hat dieſer mehr als jeder andere die beſondere Eigenheit innerhalb ſeines Kreiſes eine Ariſtokratie erzogen zu haben, die man die Ariſtokratie der Capacitäten nennen könnte. Daß nicht Geburt, nicht Vermögen jemand zu den Würden der Kirche berechtigen ſollten, dafür hat ſie in allen Zeiten geſtritten, und keine ihrer Epochen iſt ohne Beiſpiele davon geweſen daß ſie dem Verdienſte, wenn auch aus der niedrigſten Hütte hervorgegangen, ihre höchſten Ehrenſtellen zugetheilt hat. So hat ſie lange ein Princip bewahrt und treu befolgt das ſpäterhin auch der Staat ſich aneignete.

Ein gleiches Verhältniß findet in Betreff des Vermögens ſtatt das an ſich eine Frucht der Arbeit, obgleich ſowohl in dem Adelsſtande, als in dem geiſtlichen und dem Bürgerſtande auf mannigfache Weiſe bevorrechtet. Es mußte ſich immer mehr ſeines Urſprungs erinnern, ſeit mit der ſteigenden Entwicklung der ſocialen Kräfte alle bevorrechtete Werthe doch am Ende ihre Abhängigkeit von der Arbeit erkennen mußten.

Man könnte, was das monarchiſche Princip betrifft, bemerken daß die königliche Macht die im Staate vorzugsweiſe zuſammenhaltende geweſen, daß die Staatseinheit nicht nur eine äußere, ſondern auch eine innere Bedeutung habe, daß die letztere aber ſich auch nothwendig durcharbeite und im Aeußern geltend mache, in demſelben Maße als die Mannigfaltigkeit der ſocialen Kräfte ſich frei entwickeln könne; und daß auch aus dieſem Grunde das monarchiſche Princip ſtatt geſchwächt zu werden, ſich verſtärken

Digitized by Google

werde. Man könnte die religiöſe Oppoſition daran erinnern daß die egoiſtiſche Bedeutung des Perſönlichkeitsprincips weder die einzige noch die rechte ſey, daß vielmehr die menſchliche Perſönlichkeit in ihrer Entwicklung immer mehr geſtehen müſſe daß jedes Ich auf ein Du hinweiſe und ein ſolches vorausſetze, daß eben darin die nothwendige Gegenſeitigkeit des Rechts liege, daß aber nur die Religion der Liebe dieſe Nothwendigkeit in gegenſeitiges Glück verwandeln könne. Dieß alles könnte man ſagen und hätte damit nicht wenig geſagt. Aber diejenige Reaction gegen den Liberalismus welche in unſerer Zeit jüngſt entſtanden und noch im vollen Gange iſt, wird durch jene drei ſchon alten Oppoſitionen nicht vollſtändig erklärt. Eine neue, eine vierte, iſt hinzugekommen, und dieſe macht um ſo größeren Eindruck als ſie von dem Lager der Liberalen ſelbſt ausgeht.

Sie haben an ihrem eigenen Princip — der freien Concurrenz — zu verzweifeln angefangen. Sie hat ſchon Reſultate hervorgeruſen die immer bedenklicher werden und es rathſam zu machen ſcheinen daß man, wenn's möglich iſt, wenigſtens auf halbem Wege ſtehen bleibt. Dieſe letzte, mehr oder weniger allgemeine, überall hervortretende Erſcheinung weist auf Schwierigkeiten hin, ohne deren Ueberwindung auch die große ſociale Frage nicht zu löſen ſcheint.

Auch dieſe Reaction gründet ſich auf eine Thatſache welche die Eigenſchaft eines *fait accompli* anzunehmen anfängt. Die neue Claſſe die nach der Revolution Platz im Staate genommen hat und während der nach ihren Stürmen eingetretenen langen Friedenszeit immer mehr Conſiſtenz gewinnt, iſt der ſogenannte Mittelſtand. Wir haben geſehen wie er ſich erſt als ein Reſultat der fortſchreitenden Auflöſung der alten Stände bildete, und wie er urſprünglich alle diejenigen umfaßte welche keinem von dieſen alten Ständen angehörten, deren ausſchließlichen Rechten ſie ſowohl durch Vermögen als Erziehung gegründete Anſprüche entgegen zu ſetzen hatten. Wir ſahen endlich die neue Claſſe, von dieſer negativen zu einer mehr poſitiven Bedeutung übergehend, zu einem neuen Stande von beſonderer Art reifen der, weil er weit umfaſſender iſt als irgend einer der alten Stände, einer ſtets wachſenden Macht entgegen geht. Seine Eigenthümlichkeit beſteht darin daß die Gränze nach oben unbeſtimmt iſt, ſo daß der Mittelſtand auch die wirklichen Intereſſen der höheren Stände in ſich aufnehmen kann und in der That immer mehr mit ſich verbindet, während er nach unten ſich immer ſchärfer beſtimmt und in Bezug auf die Maſſe des Volks ausſchließend wird. Dieſe Gränze iſt die des Vermögens geworden, und ein gewiſſes Maß von Vermögen als die zu aller Ausübung politiſcher Rechte erforderliche Bedingung.

Daß das materielle Vermögen zu dieſer Macht gelangen würde, wäre unerklärlich, wenn es nicht längſt von der Kraft der Intelligenz durchdrungen und ſelbſt zugleich ein Reſultat der Bildung und ein Mittel zur Bildung geworden wäre. Nur ſo konnte das Vermögen auch zu einem politiſchen Werthſchätzer paſſend erſcheinen. Dieſer Bund des Vermögens und der Intelligenz ward ſchon lange geſchloſſen. Die Entwicklung der Induſtrie ſelbſt iſt nichts als die Entwicklung der Gemeinſchaftlichkeit der menſchlichen Arbeit. Dieß ſich entwickelnde Gemeinſchaftliche bildet gerade den Antheil der Intelligenz an der Arbeit welcher unaufhörlich wächst, während die iſolirte Arbeit von der menſchlichen Körperkraft repräſentirt wird, deren Antheil an der Arbeit abnimmt. Das heißt: die Intelligenz durchdringt immer mehr die ganze menſchliche Arbeit. Hieraus folgt daß die ideelle und die materielle Arbeit (beide anfangs durch eine ſo große Kluft von einander getrennt, daß die Arbeiter innerhalb der zwei Gebiete nicht als derſelben, gleichberechtigten Geſellſchaft angehörend betrachtet wurden, ſondern die vornehme und gelehrte Arbeit die niedrige und ungelehrte nur als ein Mittel für ſich gebrauchte) allmählich — wenn auch zuletzt unerwartet genug — ſich neben einander befinden, dieſe nicht weniger als jene mit Anſpruch auf eine intelligente Thätigkeit. Das Maſchinenweſen z. B., wodurch die Menſchenkraft zugleich verallgemeinert und vervielfältigt wird, iſt nur eine Seite jener Entwicklung. Die erſte Maſchine war der Menſch ſelbſt, vom Menſchen als Maſchine benutzt, nämlich der Sklave. Die erſte barbariſche Maſchinerie iſt die verknechtete menſchliche Körperkraft. Zu welcher maßloſen Ausdehnung dieß ehemals getrieben worden iſt, davon zeugen Monumente wie die Pyramiden Aegyptens, die Tempelgrotten Indiens. Die Erfindung und Vervollkommnung der Maſchinerie, ſo wie aller induſtriellen Hülfsmittel der Wiſſenſchaft, von den erſten rohen Verſuchen auf dieſer Bahn an, bis die Wiſſenſchaft endlich in unſern Tagen die größte Macht der Induſtrie geworden, bilden in der That eine immer weiter fortſchreitende Befreiung der Arbeit, oder ſollten es doch ſeyn.

Die Arbeit aber iſt beweglich, wie ſollte alſo das Eigenthum feſt gemacht werden können? Die Arbeit iſt nothwendig immer im Schaffen begriffen. Das gilt von allen Sphären der menſchlichen Arbeit — von der höheren ideellen Arbeit, wie von der niedrigeren materiellen — von dem ſtationären Religionsdogma gegenüber der fortſchreitenden Wiſſenſchaft — von dem Geburtsadel gegenüber dem Verdienſtadel — von der bürgerlichen Zunftmäßigkeit gegenüber der durch die Fortſchritte der Induſtrie immer mehr befreiten Arbeit. Ueberall wird der Proteſt der früher gemachten Arbeit gegen die friſche neue am Ende unnütz, wenn gleich das Capital der Vergangenheit, mit neuer Thätigkeit vermehrt, immer ein großer Vortheil auf der Bahn des Wetteifers bleibt.

Dieß iſt in der menſchlichen Geſellſchaft das Werk der Aufklärung, welche ſelbſt nur eine ſich erweiternde Gemeinſamkeit und Gegenſeitigkeit in Einſicht iſt. Ihre Wirkungen ſind indeß keineswegs nur erfreulich. Man hat lange darüber geklagt daß mit dem Wachſen der Aufklärung auch Noth und Verderbniß zunehmen. Wenn man ſich auf die Behauptung beſchränkte daß ſie dadurch ſichtbarer werden, ſo wäre nichts dagegen einzuwenden. Das Stillſchweigen und das Dunkel haben in früheren Zeiten vieles verantwortet. Die Sache hat aber noch eine andere Seite. Man hörte, ſo ſagt man, ehemals viel weniger Uneinigkeit, viel weniger Streit um Rechte. Natürlich! Damit ein Streit um etwas entſtehen könne, muß es erſt da ſeyn. Wenn auch Rechte an und für ſich in der Idee vom Menſchen untrennbar ſind, ſo ſind ſie damit doch noch keineswegs in der Wirklichkeit anerkannt. Die Anerkennung bildet den erſten Schritt zu ihrer Wirklichkeit, und dieſe Anerkennung iſt Aufklärung, iſt eine gemeinſame und gegenſeitige Erkenntniß. Iſt eine ſolche Erkenntniß nicht da, ſo iſt auch nicht das Recht als ſolches da. Es ſchlummert, es hat noch nicht die Augen aufgeſchlagen. Es iſt dann nur als Macht da, oder geht von der Macht aus, als Gunſt und Privilegium; es iſt aber noch nicht als Recht da.

Indeſſen entwickeln ſich ſowohl die Erkenntniß überhaupt, als die Erkenntniß der Rechte insbeſondere aus einer gegebenen äußeren Autorität, wie aus ihrer natürlichen Hülle, bis das was im Anfange auf guten Glauben angenommen oder durch Autorität bewilligt war, ſich in Einſicht und Recht verwandelt und läutert. Die Gegenſtände des Streites vermehren ſich alſo nothwendig im Staate mit den Fortſchritten der Aufklärung. Wenn man hiebei

Digitized by Google

noch bedenkt daß mit dieſer ſteigenden Aufklärung, die überall der wachſende Antheil der Intelligenz an der Arbeit iſt, die Menſchen hinſichtlich der Befriedigung ihrer Bedürfniſſe immer abhängiger von einander werden, und daß dieſe wachſende gegenſeitige Abhängigkeit das unvermeidlichſte Reſultat der Civiliſation ausmacht, ſo hat man vor ſeinen Augen eine Nothwendigkeit von wahrhaft Schrecken erregender Natur. Und dennoch iſt dieſe Nothwendigkeit keine andere, als das der Intelligenz ſelber inwohnende Geſetz! Und dieſe nothwendig ſteigende Abhängigkeit der Menſchen von einander iſt ein Verhältniß welches die Gerechtigkeit immer mehr ordnen, die Billigkeit immer mehr mildern, die Liebe zu gegenſeitigem Gewinne machen kann!

Kann, ſage ich — je nach der Stellung die der Menſch gegen dieß Geſetz annimmt. Denn er kann, zufolge ſeiner freien Wahl, daſſelbe verläugnen und verhöhnen; er kann deſſen Wirkungen in glückliche oder unglückliche verwandeln. Seine Gültigkeit aber zu ſchwächen vermag er nicht im geringſten. Vorwärts dringt dieſes Geſetz das die Menſchen einander immer mehr nähert; vorwärts dringt es unaufhörlich, in Zwietracht wenn nicht in Eintracht, in Haß wenn nicht in Liebe, mit Böſem wenn nicht mit Gutem, eine Quelle des Elends oder des Glücks, der Segen oder der Fluch der Civiliſation, je nachdem der Menſch ſich zu demſelben verhält. Wenn aber in einem und demſelben Augenblicke ein recht lebendiges Gefühl jener erhabenen, alles Menſchliche vereinigenden Nothwendigkeit in ihrer ganzen Tiefe das menſchliche Weſen durchzitterte — wahrlich, die Menſchen kehrten ſich um und erkennten einander als Brüder.

Was das Geſetz in dem geſellſchaftlichen Verbande auszurichten hat, wollen wir das Werk der Gerechtigkeit nennen; was die Sitten ihrerſeits thun, das der Billigkeit; was die Religion endlich vollendet, das der Liebe. Die ſtationäre Geſinnung, der Gegenſatz der revolutionären, hat immer ein ſonderbares Gewicht auf die zwei letztern gelegt. Moral und Religion und das Fortbeſtehende in Geſetzen und Einrichtungen bilden vorzugsweiſe ihren Wahlſpruch; Moral und Religion ſollen ihr dazu dienen daß man ſich mit dieſem Fortbeſtehenden begnügt, auch wenn es nicht vor den Forderungen der Gerechtigkeit beſtehen kann. Offenbar eine falſche Stellung! Denn das Werk der Gerechtigkeit iſt das erſte in dem geſellſchaftlichen Verbande, und wird es immer mehr durch die erkannte Gegenſeitigkeit des Rechts; es nimmt dieſe Stelle in den Augen der Moral und Religion ſelbſt ein; daher auch die Sittlichkeit und die Gottesfurcht welche dieß nicht erkennen wollen, nicht von der rechten Art ſeyn können. Das ſehen die Revolutionäre ganz gut ein; daher verfolgen ſie auch eine ſolche Sittlichkeit und Frömmigkeit mit Spott und Hohn, vergleichen ſie mit einem Opiate welches der Menge als Betäubungsmittel eingegeben werde. Dagegen iſt für ſie die rein rechtliche Seite der Geſellſchaft nicht nur die erſte (was ſeine Richtigkeit hätte), ſondern beinahe die einzige, was falſch iſt. Die Gefahr einer gewaltſamen Umwälzung iſt auf der einen Seite nicht geringer als auf der andern. Religion und Moral als einſchläfernde, betäubende Mittel gegen die Ungerechtigkeit verordnet, ſind wirklich jenes Opiat das einen Schlummer bewirken kann, aber auch — und wie oft! — ein Erwachen welches von dem Schwindel der Läſterung bezeichnet wird! Wo ſind für ein ſolches Erwachen die Gränzen der Gerechtigkeit, der Billigkeit? Was ein Werk der Liebe werden ſollte, wird zu einem Werke des Haſſes — und rühmt ſich desſelben! *)

*) Dieſe Aeußerungen hat Geijer hier aus einer ſeiner früheren Schriften (im Litteraturblatt, 1839) wiederholt.

So ſprach ich vor mehreren Jahren; man kann mir nicht vorwerfen die Schattenſeite des Gemäldes verborgen zu haben. Doch wurde der dunkelſte Zug darin vermißt. Daß der alte geſellſchaftliche Verband allzu ſehr auf das Recht des Stärkeren gegründet war, das iſt es was wir ihm vorwerfen. Was wäre aber die freie Concurrenz wenn ſie nur ein Mittel mehr würde den Schwachen zu unterdrücken und das Recht des Stärkeren in die Geſellſchaft wieder einzuführen? Was wäre die gefeierte Befreiung der Arbeit wenn ſie in ihren Folgen die Unfreiheit des Arbeiters herbeiführte? Was wäre die Aufklärung wenn ſie der ſtets wachſenden Menge der an den Gränzen der gegenwärtigen Geſellſchaft umherirrenden Schutz- und Beſitzloſen nichts anderes böte als die Einſicht wie viel ſie zu entbehren verurtheilt ſcheinen? Das ſind die Fragen, bei deren Beantwortung auch der Freiſinnigſte, die Zeichen der Zeit beobachtend, zu ſtutzen und ſich zu bedenken anfängt.

Was wir erlebt haben, iſt eine unumſchränktere Gewalt des Vermögens oder des Eigenthums als die Welt bis jetzt geſehen; dieſe Gewalt iſt zugleich entſchieden die Gewalt des beweglichen Eigenthums über das feſte. Es iſt das erſtemal daß das Eigenthum ſich an die Spitze der Geſellſchaft ſtellt, als bloßes Privateigenthum; denn es war früher an mehr umfaſſende perſönliche Verhältniſſe gebunden. Das feſte Eigenthum war Familien- und Standeseigenthum ehe es reines Privateigenthum wurde. So war es bei dem Adel, der zu einer größern Zuſammenhaltung des Eigenthums innerhalb der Familien dadurch berechtigt war daß er die Waffen des Staates führte und auch den Schutzloſen ein Schutz werden ſollte. So war es auch bei der Kirche, deren Eigenthum als ein dem ganzen geiſtlichen Stande anvertrautes Fideicommiß betrachtet wurde; ſie ſollte nächſt dem Gottesdienſte auch für die Beſitzloſen Sorge tragen, weßwegen die Kirche ſelbſt ihr Eigenthum gern das Eigenthum der Armen genannt hat. Die Macht des reinen Privateigenthums fing mit dem dritten Stande an, und fand ihre theoretiſche Vertheidigung in dem von den Rechtsgelehrten wieder erneuerten alten römiſchen Rechte. Schon die Entſtehung des bürgerlichen Eigenthums enthält den Erklärungsgrund dieſes ſeines verſchiedenen Charakters.

Auch in dem vollſten Eigenthumsrechte, nach Feudalbegriffen, lagen Einſchränkungen welche wir nicht mehr dabei machen. Ein unbegränztes Privateigenthumsrecht war in dem Feudalſyſtem, wenn auch nicht unbekannt, doch durchaus nicht das herrſchende. Das Eigenthum war nach allen Seiten hin mit einem Netze perſönlicher Verhältniſſe umſpannt, welches alles dingliche Recht in ein perſönliches verwandelte und damit zugleich das Band zwiſchen dem Beſitzer und dem Eigenthum zu einem gegenſeitigen, in der That moraliſchen Bande machte. Ein erbliches, unveräußerliches, mit perſönlichen Verpflichtungen gegen den Staat verbundenes Eigenthum hatte einen edlern Werth als das bloße Privateigenthum. Und gerade weil in dem Feudalſyſtem auch Dinge auf eine mehr perſönliche Weiſe beſeſſen wurden, konnten in demſelben Perſonen unter dinglichem Recht beſeſſen werden, ohne daß daraus gleich alle die Menſchenerniedrigung folgte welche von den modernen Kaufmannsbegriffen von Eigenthum, falls dieſe auf Perſonen angewandt werden, ganz untrennbar iſt. Alles Feudaleigenthum war beſonders an die Erde gebunden. Die erſte und einfachſte Production durch den Ackerbau hat aber die beſondere Eigenſchaft daß ſie den Menſchen ungetheilt erhält, weder ſeine Kräfte noch ſeine Bedürfniſſe zerſplittert, ihren Mann erheiſcht und ihn als Mann erhält, ohne daß ihn je die Handthierung ſelbſt in ein bloßes Werkzeug verwandelt. Daher verbindet ſich aller Landbau

Digitized by Google

ſo leicht mit perſönlichen Laſten und Obliegenheiten, weil die Arbeit ſelbſt eine ungetheilte Perſönlichkeit erfordert. Anders verhält es ſich mit der Production in der zweiten Hand, die in der Veredlung der erſten Producte beſteht. Eine unendliche Mannichfaltigkeit von Gegenſtänden der Thätigkeit nimmt hier die Stelle der erſten Einfachheit ein, und jeder von ihnen erfordert ſeinen Mann; wer einen dieſer Gegenſtände zu einem Vorwurf ſeiner Kunſtfertigkeit wählt, muß darauf rechnen können daß er nicht nur von der erſten Production das was für die erſten Bedürfniſſe unentbehrlich iſt, erwerben könne, ſondern auch von den übrigen Kunſterzeugniſſen, was zur Befriedigung der durch die Künſte ſelbſt erzeugten neuen Bedürfniſſe erfordert wird. Mit einem Worte, es entſteht die Theilung der Arbeit. Da eine ſolche Arbeit durch die Kunſt dem Material erſt einen Werth gibt oder dieſen wenigſtens erhöht, ſo iſt die zweite Production oder die Veredlung nothwendig mit einem uneingeſchränkteren Verfügungsrecht über Eigenthum verbunden. Daher kommt es nun daß, wenn wir in der feudaliſtiſchen Sphäre der Geſellſchaft das Beſitzrecht gemildert und verſchiedenen Beſchränkungen unterworfen ſehen, in der bürgerlichen Sphäre dagegen alles Eigenthum natürlich den Charakter von abſolutem Privateigenthum annimmt. Was das Beſitzrecht ſolchergeſtalt an Kraft gewonnen, hat es an Umfang verloren. Jeder beſitzt zunächſt ſeine Production; da dieſe aber durch die Theilung der Arbeit mehreren Perſonen überlaſſen iſt, ſo erheiſcht die Production jeder einzelnen eine Ergänzung von der der übrigen, wenn die einzelne ſoll exiſtiren können; und gerade weil ſie die Sache welche ſie zu machen verſteht, ganz beſitzt, iſt ſie in Abhängigkeit gerathen von allen übrigen Sachen die ſie bedarf und nicht machen kann. Ein Austauſch wird alſo nöthig, und dieſes Austauſches wegen ein Ding par excellence, das alle übrigen Dinge vorſtellt, für welches ſie angeſchafft werden können, und durch welches die eben erwähnte unentbehrliche Ergänzung vor ſich gehen kann. Ein ſolches Ding iſt das Geld; es ſey übrigens was es wolle; denn auch das edle Metall das vorzugsweiſe dazu angewandt wird, bekommt erſt ſeinen Werth als Geld durch die nothwendige Auswechſelung von Erzeugniſſen welche es vermittelt, d. h. es iſt ohne ſeinen Umlauf nicht Geld. Die bürgerliche Sphäre der Geſellſchaft wird vorzugsweiſe die Region des Geldes. Nicht als könnte die erſte Production dasſelbe gänzlich entbehren; dieſe iſt aber doch ohne das Geld denkbar, die zweite hingegen nicht.

Nachdem wir nun geſehen haben, wie innerhalb des eigentlichen Gebietes der Vertheilung der Arbeit die Dinge für die Bedürfniſſe einander ergänzen, iſt doch noch die Frage in einer höhern Ordnung übrig: wie wird der Menſch ſelbſt in dieſem Zuſtande ergänzt? Wie werden die durch die Vertheilung der Arbeit zerſplitterten, unter verſchiedene Perſonen vertheilten Kräfte des vollſtändigen Menſchen wieder vereinigt?

Man ſieht leicht ein daß die Frage nicht überflüſſig iſt; denn dasſelbe Mißverhältniß in welchem das einzelne Kunſterzeugniß zur Geſammtheit der menſchlichen Bedürfniſſe ſteht, herrſcht auch zwiſchen der einzelnen vorzugsweiſe ausgebildeten Kunſtfertigkeit und dem Ganzen der menſchlichen Fähigkeiten; und als ein ganzer, vollſtändiger Menſch will doch ein jeder gelten, er will ſich in der ganzen Kraft ſeiner Menſchlichkeit und Perſönlichkeit fühlen und verlangt daher in dieſer Hinſicht eine Ergänzung, falls er gezwungen geweſen nur einen gewiſſen Theil ſeiner Fähigkeit auszubilden. Die Antwort lautet: jede einzelne Kraft kann nicht anders zu dieſer Ergänzung gelangen, als inſofern ſie ſich ſelbſt in dem Ganzen fühlt. Dieß Gefühl aber das, jeden Einzelnen durchdringend, ihn der Kraft des Ganzen theilhaftig macht, iſt Gemeingeiſt (*public spirit*).

Das war das Lebensprincip in den großen Corporationen des Mittelalters. Der dritte Stand ging zunftmäßig gerüſtet aus den ſocialen Streiten dieſer Zeit hervor. Es war die Kriegsrüſtung welche er gegen den Feudalismus angezogen. Was er vormals zu wahren hatte, war nicht nur die Freiheit der verkannten und unterdrückten Arbeit, es war menſchliches, chriſtliches und bürgerliches Recht. Von ſolcher Art ſind die Ahnen der Zünfte; ſie ſind hoch genug. Dieſe Gilden und Körperſchaften hatten ehemals nicht nur eine induſtrielle, ſondern auch eine religiöſe und politiſche Bedeutung. Nunmehr haben ſie ſogar die Tradition davon verloren daß ſie vormals jene höhere Bedeutung gehabt; und dennoch war es gerade dieſe welche ſie zu dem machte was ſie einſt waren, große induſtrielle Anſtalten und zugleich Stützen mitbürgerlicher Freiheit und mitbürgerlichen Rechts. Wer ihnen ihre ehemalige Bedeutung wiedergeben will, erwecke auch ihren ehemaligen Geiſt wieder! Allein eben dieſer wirkt nun auf höheren Bahnen für dasſelbe Ziel mit anderen Mitteln.

Das iſt im Allgemeinen auch die Geſchichte der Commune. Ihr erſtes Leben war politiſch; und was von ihrem Leben übrig iſt, iſt es noch heute. Die Commune war in ihrem Anfange die bürgerliche Gemeinſchaft im Kleinen. Jetzt iſt die bürgerliche Geſellſchaft im Großen da und hat die großen ſocialen Garantien übernommen; aber auch die kleinern örtlichen, welche für die Sorge der Commune übrig bleiben, ſchwinden hin wenn ſie des Lebens beraubt ſind, das nur die Verbindung mit den großen Intereſſen der Geſellſchaft verleiht. Die Commune fing damit an ein politiſcher Lebenspunkt zu ſeyn. Nunmehr ſetzt ſie für ihr eigenes Leben ein nationales geſellſchaftliches Leben voraus, in welchem die Commune zwar ein untergeordneter, aber dennoch nothwendig eingreifender Theil iſt. Ueberall, auch in deſpotiſchen Staaten, wo Spuren einer Communalverfaſſung ſich finden, ſieht man in denſelben eine Ueberlieferung von einer beſſeren, freieren Zeit. Ueberall, wo man eine ſolche wieder einführen will, aber nur als eine Art privater Haushaltungs- und Polizeiſorge, ohne daß die Commune zugleich zu einer der einfachen Formen des politiſchen Lebens der Nation wird, erzeugt man todte Reglements.

Mit dem Strome der Kreuzzüge wurde der Feudalismus gebrochen; mit den Reformationskriegen die Hierarchie. Aus den Revolutionskriegen unſerer Tage ging endlich die Kraft des von dem Königthum erſt begünſtigten, nachher gehemmten dritten Standes hervor; und dieſer ſcheint bereits wegen des Sieges den er gewonnen, verlegen zu ſeyn. Der Bürger iſt es der am Ende über den Edelmann und den Geiſtlichen den Sieg davon getragen hat. Aber unterhalb des Bürgers im Staate iſt auch ein Volk — das ſogenannte Volk — ein Volk, deſſen Arbeit die Ernten bereitet und die Werkſtätten mit ſeinem Schweiße benetzt, ein Volk, bei welchem die erſten einfachſten Bedürfniſſe der Menſchheit ſich abſpiegeln, und zu dieſen einfachſten menſchlichen Bedürfniſſen gehört auch etwas zu achten, zu ehren. Mit den nothgedrungenen Opfern vertraut, findet es den Gegenſtand dieſer Achtung und Ehrfurcht vorzugsweiſe in dem Vermögen der freiwilligen Opfer, und hierin lag das urſprüngliche Geheimniß der Macht der höheren Stände. Denn der Beruf ſowohl des Kriegers als des Prieſters iſt auf Leben und Tod geſtellt und dadurch über beide erhaben. Der Richter, in der gewiſſenhaften Ausübung ſeines Amts, ſteht nicht weniger hoch. Das fühlt und verſteht die Menge, ſie folgt und läßt ſich auch eine Zeit lang durch den Schein zügeln, während die Wirklichkeit immer mehr

Digitized by Google

verſchwindet. Sie achtet in Folge eines natürlichen Zuges den Stand bei dem Prieſter, Richter, Krieger: ſie achtet nicht den Stand als ſolchen bei dem nur auf Erwerb geſtellten Bürger, ob ſie gleich den Menſchen in dem Stande achten kann. Welches Mittel bleibt nun einer vorzugsweiſe bürgerlichen Geſellſchaft übrig um von dem Volke die Achtung zu gewinnen welche dasſelbe früher den höheren Ständen erwieſen, aber wie es ſcheint viel weniger geneigt iſt Vorzügen zu erzeigen welche ſeinem eigenen Kreiſe näher liegen? Es bleibt nur übrig den Werth des Menſchen den Stand durchdringen zu laſſen. In der That ſteigen alle immer mehr zu dem Grund des dritten Standes herab. Dieſer iſt dadurch mehr als jemals der Nothwendigkeit unterworfen die übrigen Stände zu erſetzen, ſie in ſich aufzunehmen. Nicht umſonſt werden die Waffen nicht mehr bloß von dem Soldaten, ſondern von dem Mitbürger getragen; nicht umſonſt iſt die Kirche nicht mehr ausſchließlich die Angelegenheit der Prieſterſchaft, ſondern die der chriſtlichen Gemeinde. Die gemächliche Ruhe des Capitaliſten nach wohlvollendetem irdiſchem Erwerb iſt nicht das Ziel der Menſchheit. Gegen eine Claſſe welche die Sache ſo zu nehmen wagen würde, wirft das Volk ſein Leben in verzweifelten Aufſtänden weg — wäre es auch nur um ihr ſeine Verachtung zu zeigen. Würde ein ſolcher neuer bürgerlicher Adel — eine Ariſtokratie von Waſſerbienen und Drohnen — ſich feſt ſetzen wollen, ſo wäre er ſchon in ſeinem Entſtehen verloren. Ein Adel iſt in der Welt entſtanden, weil er urſprünglich auf Pflichten geſtellt war die nicht bezahlt werden können; und darum war die Ehre ſeine Seele, und anders kann er nicht exiſtiren. Am Ende kann aber Niemandem die Rechnung des Lebens ausgeglichen werden wenn er nicht mit ſeiner Perſon bezahlt; und auch der Bürger muß lernen — bei Strafe ſonſt von dem Platze mit Schande vertrieben zu werden auf welchen die Entwicklung der Geſellſchaft ihn geſtellt — daß jene Bezahlung es iſt die zuletzt erfordert wird, daß er nicht da iſt um ſich gegen Miethgeld Wehr wie Seelſorge und Gerechtigkeit gemächlich adminiſtriren zu laſſen, ſondern daß die Vortheile des geſellſchaftlichen Lebens mit wahrer, mit bürgerlicher Thätigkeit erkauft werden müſſen. In der That, wenn ein Mittelſtand immer mehr in die Gebiete der andern Stände eingedrungen iſt, ſo kann er nur durch Erfüllung aller Pflichten, des Bürgers und des Menſchen, ſeine Stelle behalten.

Dazu gehört auch die Anerkennung alles menſchlichen Rechts; und da, wie wir geſehen, der Eintritt der menſchlichen Rechte in die weltliche Geſellſchaft ſich eigentlich in der freien Concurrenz zeigt, ſo ſchließt dieß zugleich die Anerkennung dieſes Princips mit allen ſeinen Folgen in ſich ein. Dieſe Anerkennung iſt es vor welcher der Liberalismus der Mittelclaſſe bedenklich ſtehen bleibt. Wir erklären uns.

Die Beſchaffenheit dieſer Folgen, ſagten wir, iſt es welche Bedenken erregt hat. Was iſt denn das in dieſen Folgen Gefährliche, nicht nur für die Claſſe welche ſich jetzt zur Herrſchaft erhebt, ſondern für Alle? Wir haben es ſchon ausgeſprochen. Man glaubt entdeckt zu haben daß die nächſte Wirkung der freien ungehemmten Concurrenz nur die Wiedereinführung des Rechts des Stärkern in die Geſellſchaft geweſen. Es verſtärkt die Kräfte des Starken, vermindert das Vermögen des Schwachen, es drückt den Bedrückten noch mehr. In dem rieſenmäßig ſich erweiternden Reiche der modernen Induſtrie öffnet und befeſtigt ſich eine immer breitere Kluft zwiſchen Reichthum und Armuth. In demſelben Maße vermehren ſich die Noth und die Verbrechen und erzeugen in ebenſo ſchneller als erſchreckender Progreſſion eine Maſſe Proletarier welche, immer mehr außerhalb aller Vortheile des geſellſchaftlichen Verbandes geſtellt, ſich nur von der Feindſchaft gegen denſelben nährt. Es iſt der in der alten Welt aufgeſtellte Unterſchied zwiſchen den Freien und den Unfreien welcher, im Namen der Freiheit ſelbſt, ſich wieder geltend zu machen anfängt.

Die Arbeit iſt beweglich — haben wir geſagt — wie ſollte das Vermögen feſt bleiben können? Die freie Concurrenz iſt es welche die Arbeit losgemacht und dadurch die neue Beweglichkeit des Eigenthums verurſacht hat. Warum iſt dieſe Bewegung ſo zum Schaden des Schwächern ausgeſchlagen daß der, deſſen einziges Capital in ſeiner Arbeitskraft liegt, auch mit unverdroſſener Anwendung dieſer Kraft, ſo oft der Gefahr ausgeſetzt iſt in immer tiefere Abhängigkeit zu ſinken? Was iſt es das den Werth des perſönlichen Capitals vermindert, wenn die Bahn in allen Richtungen der Arbeit eröffnet iſt? Es muß einen Vortheil außerhalb der Arbeit geben, welcher einen entſchiedenen Vorzug auf der Bahn des Wetteifers gibt. Es gibt ein ſolches Plus, das diejenigen welche dasſelbe beſitzen, im voraus des Sieges gewiß machen kann. Dieß Plus in der Arbeit iſt die ſchon fertige Arbeit und das Verfügungsrecht darüber. Capital aber an und für ſich und in unperſönlichem Sinne iſt in der That nur ſchon fertige Arbeit, und das Geld welches die ſchon fertige Arbeit repräſentirt, iſt eben darum ein Tauſchmittel für neue. Die Macht des durch das Geld repräſentirten Capitals würde alſo auf die capitalloſe Arbeit unterdrückend wirken können. Der allgemeinen Anſicht gemäß iſt das was adeliger Herrſchaft, prieſterlicher Macht und königlicher Gewalt in unſeren Tagen nachgefolgt iſt, die Plutokratie — die Herrſchaft des Reichthums, des Geldes.

Wie kann aber die Macht des unperſönlichen Capitals, des Geldes, auf das perſönliche Capital, auf die einzelne Arbeitskraft, ſo nachtheilig einwirken? Das liegt in dem gegebenen Uebergewicht der collectiven Arbeit über die iſolirte. Das Capital iſt das Mittel durch welches die collective Einheit der Arbeit ſich ganz in demſelben Maße entwickelt als die Vertheilung der Arbeit. Es zieht den iſolirten Arbeiter an ſich, es vereinigt ihn in großen Maſſen, es vermittelt alle Vorzüge der großen Induſtrie vor der kleinen: zugleich größere und beſſere Production bei geringeren Productionskoſten. Das Fortſchreiten auf der Bahn, die den Arbeiter von ſeinem Herrn immer abhängiger macht und darunter doch ſein eigenes Schickſal immer ungewiſſer, iſt eben ſo ſchnell als unvermeidlich. In der That iſt es der wachſende Antheil der Intelligenz ſelbſt an der Arbeit, welcher unwiderſtehlich vorwärts dringt.

Sollte es wohl zu ihrer Natur gehören nothwendig zum Verderben der Menge zu wachſen? Unmöglich. Hier muß etwas unterlaſſen, etwas fehlerhaft ſeyn. Sollte nicht dieſer Fehler darin beſtehen daß, während man dem wachſenden Antheil der Intelligenz an der Arbeit freien Spielraum nach einer Seite hin gelaſſen, man fortfährt denſelben auf einer andern zu hemmen, daß, während man ſich einen Freund der freien Concurrenz nennt, man doch in der That das Princip in allen ſeinen Folgen nicht anerkannt, oder doch die einzige aber nothwendige Vorausſetzung überſehen und verkannt hat, unter welcher jene Folgen ſich frei entwickeln, vielleicht allgemein wohlthuend werden können?

Das Uebel wird überall, von dem Volke, von den Regierungen empfunden, und beide haben demſelben zu ſteuern geſucht, jeder nach ſeiner Weiſe. Bei dem Volke hat es ſich bloß als das Gefühl einer Krankheit geäußert welche ihr eigenes Heilmittel nicht kennt. Der Proletarier, deſſen Maſſe in dem modernen Staate

Digitized by Google

unaufhörlich wächſt, proteſtirt gegen das Eigenthum: er thut dieß in der That, er hat angefangen es in Lehre und Ueberzeugung zu thun. Die Criminalſtatiſtik liefert die Beweiſe von erſterem; der Communismus, deſſen einziger Glaubensartikel in der Forderung der Gemeinſamkeit oder Gleichheit des Eigenthums beſteht, gibt den Beweis von letzterem. Der Socialismus ſteht eine Stufe höher, und wenigſtens innerhalb des Gebietes der Vernünftigkeit. Er arbeitet an der ſogenannten *Organiſation der Arbeit*, der an ſich richtigen Vorausſetzung gemäß daß die kleinen Capitalien, zuſammengelegt und recht verwaltet, gleich den großen und dabei zum Gewinne aller Theilnehmer wirken müſſen. Und es iſt wahr: *das Princip der Aſſociation* iſt ein Rettungsmittel der Zeit; aber gewiß nicht das der induſtriellen allein. Dazu wird erfordert daß das Aſſociationsprincip ſelbſt eines höheren, edleren Lebens theilhaft, daß es von jenem *Gemeingeiſte* belebt werde von dem wir geredet, der aber nunmehr in der Commune, der Zunft, dem Staat ſeine alte politiſche Bedeutung verloren.

Wie eng die Socialiſten ihr Princip gefaßt haben, geht ſchon daraus hervor daß ſie ſowohl Religion als Staat immer mehr bei Seite laſſen. Auf eine wichtige, an die Geſetzgebung geſtellte Forderung haben ſie jedoch hingewieſen. Es iſt ſchon längſt anerkannt daß weder die Criminal- noch die Civilgeſetzgebung ein Werk der Willkür oder des Zufalls ſeyn dürfen. Die Zeit iſt da wo dieſelbe Forderung immer mehr an die ökonomiſche Geſetzgebung des Staates gerichtet wird: da man immer deutlicher einſieht daß in dieſer nicht weniger als in jenen von jedermanns *Recht* die Rede iſt, woraus — weil das Geld ſelbſt unter den Geſetzen der Arbeit ſteht — beſonders folgt daß eine Geſetzgebung welche, ſtatt ſich darnach zu richten, das Geld willkürlich zu ſchaffen oder zu reguliren ſucht, dadurch unvermeidlich die Arbeit desorganiſirt. Und welche höchſt wichtige Folgen liegen nicht ſchon in dieſer Einſicht!

Die Regierungen haben ihrerſeits eine immer größere Aufmerkſamkeit der ökonomiſchen und adminiſtrativen Geſetzgebung gewidmet, deren vornehmſte Fragen mit der fortſchreitenden Ausbildung der Geſellſchaft ſich auch immer mehr in *Rechtsfragen* verwandeln. Sie haben dieſe Geſetzgebung mehr als je in einem präventiven und correctiven Sinne hinſichtlich der Bedürfniſſe der niedern Stände behandelt. Sie haben für allgemeinere Armenpflege, allgemeinern Unterricht Sorge getragen; ſie haben die Criminalgeſetze gemildert, die Gefängniſſe in Beſſerungsanſtalten verwandelt; ſie haben auf mehrfache Weiſe in dem Verhältniſſe zwiſchen Herrn und Arbeiter als Mittler zu wirken geſucht, ſich ſelbſt bedenkliche Beſchränkungen des freien Dispoſitionsrechts des erſtern über ſein Vermögen erlaubt; alles wie es ſcheint vergebens. Mehrere der angewandten Mittel ſcheinen das Uebel ſogar vermehrt zu haben.

Was folgt aus dieſem allen? Offenbar daß die Kraft des moraliſchen, perſönlichen Capitals verſtärkt werden muß um nicht immer mehr von der Macht des unperſönlichen, materiellen Capitals unterdrückt zu werden. Wir haben das Aſſociationsprincip bemerkenswerth gefunden. Es iſt in der That der *Gemeingeiſt* ſelbſt welcher in unſeren Tagen das Band der Zünfte gebrochen hat und zu einer freien Thätigkeit gelangt iſt. Man würde vielleicht — habe ich einmal geſagt — den Charakter der ſocialen Umwälzung, die wir täglich vor Augen haben, nicht eigentlicher bezeichnen können als mit den Worten: der Staat iſt mit dem Entwirren des Bankerotts der Körperſchaften beſchäftigt. Freilich iſt ihm dadurch gar zu viel überlaſſen worden, und wird er nicht bei Zeiten von einem neu belebten Aſſociationsgeiſte unterſtützt, ſo wird er wahrſcheinlich der Aufgabe nicht gewachſen ſeyn. Wir können hinzufügen: die Sprengung der in excluſiven Rechten erſtarrten Körperſchaften macht gerade den natürlichen Aſſociationsgeiſt frei, welcher auch, innerhalb des immer mehr geſetzlich beſtimmten Gebietes des Erlaubten, ſich dadurch in weit vielfacheren Geſtalten als vormals äußert. In induſtrieller und financieller, litterariſcher und wiſſenſchaftlicher, ſittlicher und religiöſer Hinſicht zeigt ſich dieſer neue Aſſociationsgeiſt. Alle jene Vereine und Geſellſchaften für eigene und allgemeine Zwecke gehören zu den Zeichen der Zeit. Es iſt die mit der Beweglichkeit der Arbeit auch beweglich gewordene Körperſchaft, in welcher die heranrückenden Hülfstruppen des neuen Staates zu erſcheinen anfangen. Aber der eigentliche Ausdruck des Gemeingeiſtes iſt der *Staat*. Er hat ſeine Zeit in den Ständen gehabt, von denen jeder nach ſeiner Weiſe einſt das ganze bürgerliche Gemeinweſen zu beherrſchen ſuchte. Sie ſind, für ſich genommen, nur Ausdrücke des frühzeitig geborenen Aſſociationsprincips. Das eigentliche Leben von dieſem iſt *politiſch*. So hat es ſich einſt bei einem herrſchenden Adel, bei einer herrſchenden Prieſterſchaft, bei der erblühenden freien Commune geäußert, bis nach gegenſeitigen Streiten das Aggregat von Körperſchaften, welches den Staat des Mittelalters ausmachte, unter die Herrſchaft der Staatseinheit und des Königthums fiel. Dieſe *äußere* Staatseinheit iſt endlich umgeſchlagen und hat ſich als das Bedürfniß einer *inneren* Staatseinheit bei dem Volke entzündet. Dieſes Bedürfniß hat das Bewußtſeyn erzeugt daß keine Claſſe der Mitglieder der Geſellſchaft mehr von der Theilnahme auch an den politiſchen Rechten ausgeſchloſſen werden kann und ſoll. Das politiſche Leben iſt bis zum Volke herabgedrungen. Dieß anerkennen heißt nur anerkennen was ſchon da iſt.

Eine ſolche Erweiterung der politiſchen Rechte wollte die *Revolution* auf eine gewaltſame Weiſe verwirklichen. Die *Reform* hat ſie auf geſetzlichem Wege ins Werk zu ſetzen; dieſer Weg aber kann nur dadurch offen gehalten werden daß volle Gültigkeit folgendem Grundſatze zugeſtanden wird: *Gehorſam gegen geltendes Geſetz, aber unbeſchränktes Recht ein beſſeres zu fordern, und freie Discuſſion der Mittel zur Erreichung des Zweckes*. Wo dieſer Ausweg zum Beſſern abgeſchnitten iſt, da wird am Ende der Zwang die einzige Garantie des Gehorſams, was in die Länge nicht beſteht, ja die Revolution in ihrem Keime iſt. Um die Gefahr zu entfernen, hat man wohl in mehreren Ländern zur Beſchwichtigung das Mittel ergriffen den *materiellen* Wohlſtand ſo viel als möglich zu befördern, während die höheren Bedingungen dieſes Wohlſtandes gehemmt bleiben. Ein ſolches erweichendes Mittel — welches das revolutionäre Palliativ genannt werden könnte — iſt mit den warmen Umſchlägen zu vergleichen die ein Geſchwür zur Reife bringen. Es beſchleunigt den Ausbruch des Uebels. Ein alſo entſtandener, ſcheinbar bloß materieller Wohlſtand iſt oft genug inneren Revolutionen vorangegangen und hat ſie zur Reife gebracht. Es kommt daher, weil der Menſch nicht von Brod allein lebt, und weil der welcher ihn von der Freiheit und dem Lichte ausſchließt, ſeine Lebensſäfte verderbt. Auch ſind die Zeiten vorbei wo der Wohlſtand des Staates mit irgend einem Scheine von Wahrheit durch einige erkünſtelte Mittel befördert werden konnte. Daß die *höheren* Bedingungen dieſes Wohlſtandes gerade die wichtigſten ſind, auch für das materielle Wohlbefinden, iſt im Gegentheil immer einleuchtender geworden.

(Der Redner erinnerte hier, wie er ſchon im Jahre 1840 als Abgeordneter auf dem ſchwediſchen Reichstage ſeine Ueberzeugung

Digitized by Google

geäußert daß die in Schweden jetzt ſo ſehr beſprochene Reform der ſtändiſchen Vertretung auf der Anerkennung des Perſönlichkeitsprincips beruhe. Nachdem er einen Blick auf die bis jetzt in Schweden entſtandenen dießfälligen Vorſchläge und auf den Widerſtand von Seiten der privilegirten Stände gegen die geforderte Reform geworfen, fährt er fort:)

Auch bei uns iſt eine *Reaction* gegen die Grundſätze entſtanden welche, von der Zeit der liberaleren Deutung unſerer Standesverfaſſung durch die Regierungsform vom Jahre 1809 an, ſich bisher bei der Repräſentation geltend gemacht. Dieß hängt mit einer allgemeinen Thatſache in der europäiſchen Welt zuſammen auf welche wir ſchon zum Theil die Aufmerkſamkeit gerichtet. Der Mittelſtand iſt in den am weiteſten auf der conſtitutionellen Bahn fortgeſchrittenen Staaten bereits im Beſitze ſeiner neuen Rechte, und überall in einem Wachsthum begriffen das ihn eines überwiegenden politiſchen Einfluſſes gewiß machen wird. Ueberall wo dieſer Einfluß ſich befeſtigt, hat der Mittelſtand für die Partei der Bewegung zu wirken aufgehört. Auf die neue Macht des Vermögens gegründet macht er ein gewiſſes Maß von Vermögen zu einer immer unerläßlichern Bedingung jeder directen oder indirecten Ausübung politiſcher Rechte, und bewacht die Gränze wo ſie einmal beſtimmt worden, um ſo argwöhniſcher, je mehr die neue Beweglichkeit des Vermögens allen Beſitz unſicher macht. *In dieſem Sinne iſt die Majorität der Repräſentation in allen conſtitutionellen Staaten jetzt entſchieden conſervativ.* Sie iſt in Betreff weiterer Veränderung immer bedenklicher und damit zugleich gegen die geſchwächten Ueberbleibſel der Mächte des älteren Staates immer duldſamer geworden. Allein in der That ſind die neuen Verhältniſſe welche der Mittelſtand eingeführt, ſchon ſo durchaus verſchieden auch von dem Accommodationsſyſtem in den conſtitutionellen Theorien das er angenommen hat, daß es mehr als zweifelhaft erſcheint ob der zwiſchen dem neuen und dem alten Conſervatismus geſchloſſene Bund in die Länge Beſtand haben werde.

Die Juliusrevolution in Frankreich hat z. B. über der Erblichkeit der Pairskammer den Stab gebrochen. Daß die Pairskammer ſelbſt damit gerichtet worden, ſcheint man nicht anerkennen zu wollen. Es verhält ſich dennoch ſo; und die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit, eine Pairskammer welche mehr als ein conſtitutionelles Blendwerk wäre, auf einem andern Grunde zu conſtruiren, iſt einleuchtend. Zwei oder mehrere Kammern werden mit dem Falle des Privilegienſyſtems in der That nur eine Arbeitsmethode welche mit dem Geſchäfte der Ausſchüſſe innerhalb einer einzigen zu vergleichen iſt. Man glaube aber darum nicht daß das vermittelnde Moment zwiſchen der Monarchie und der Demokratie, welches man nach dem Beiſpiel Englands in einer Pairskammer ſucht, aus dem Staate verſchwunden ſey. *Es iſt vielmehr auf eine weit kräftigere und allgemeinere Weiſe in denſelben eingetreten.* Dieß vermittelnde Moment iſt der Mittelſtand ſelbſt in ſeiner neuen conſervativen Bedeutung und Macht geworden. Man ſehe ſich um in den repräſentativen Staaten. Ueberall, wo das Repräſentativſyſtem entweder alte Feſtigkeit beſitzt oder neue gewonnen hat, concentrirt ſich das politiſche Leben der Repräſentation immer mehr in der untern Kammer, in England in dem Unterhauſe, und überall iſt die Majorität dieſer Repräſentation conſervativ geworden. Es iſt im allgemeinen nicht mehr bloß von zwei Parteien, Miniſterium und Oppoſition, die Rede, in und durch welche vornehmlich die ehemalige Ariſtokratie um die höchſten Stellen in der Regierung wetteiferte; es gibt eine dritte die nicht eine bloße Faction, ſondern eine wirkliche ſociale Macht iſt und ſich in das Centrum zwiſchen Ultraismus und Radicalismus geſtellt, die der Ausdruck der conſervativen Majorität des Mittelſtandes und der Mittelpunkt geworden iſt auf welchen jede Regierung in der Aufrechterhaltung des Friedens, der Ordnung und Sicherheit mit Zuverſicht ſich ſtützen kann. Dieſe conſervative Majorität des Mittelſtandes wächst mit jedem Tage.

Dadurch hat ſich auch das Verhältniß aller Miniſterregierung ſowohl zur Krone als zur Repräſentation weſentlich verändert. Ein Miniſterium war eine wirkliche Zwiſchenmacht, ſo lange die alte Ariſtokratie es war. Das iſt es nicht mehr, und dadurch wird auch die miniſterielle Gewalt immer mehr eine ariſtokratiſche Fiction. Das Königthum ſelbſt tritt in ein unmittelbareres Verhältniß zur Repräſentation, das heißt beſonders zu den großen überwiegenden Intereſſen des Mittelſtandes durch welche eine Regierung nunmehr ſich ſtark fühlt; und man kann nicht läugnen daß dieſe Stellung, wenn ſie auch ihre Gefahren hat, doch in der That *königlicher* iſt, als ein Thron, nur von dem Schimmer der oberſten Gewalt umgeben, aber ihrer Wirklichkeit beraubt.

Betrachtet man dieſen neuen Geiſt der Geſellſchaft, ſo zeigt alles daß ihm noch viel zu thun übrig iſt, bis er auf eine Zukunft Anſpruch machen kann. Merkbar iſt er überall, auch wo er noch keine geſetzliche Stimme hat. Wo eine Repräſentation fehlt, iſt er es der ſie beſonders fordert. Wo ſie da iſt, ſucht er in ihr einen geſicherten Einfluß und aſſimilirt mit ſich das Ganze. In Frankreich herrſcht er ſeit der Juliusrevolution, in England iſt er, ſeit der Reformbill, eine anerkannte Macht. *Sein Gewicht iſt es welches den Frieden in Europa erhält. Denn alle ſeine Intereſſen ſind friedlich.* Er erkennt in dem Kriege ſeinen Feind, und in den noch auf Krieg baſirten Staaten hat er auch am wenigſten Eingang gefunden. Er befindet ſich indeß im allgemeinen in einer ſchwierigen Lage. In dem Kriege fürchtet er ſeinen äußern Feind, in dem Frieden erzieht er ſeinen innern; denn die immer mehr befeſtigte unumſchränkte Herrſchaft des Capitals über den Arbeiter wirft dieſen immer weiter zurück unter die furchtbar wachſende Menge der Proletarier. Ob dieſer Knoten in der Geſchichte der europäiſchen Civiliſation einſt mit dem Schwerte entzwei gehauen werden und die Cultur andere Wege einſchlagen, oder ob Europa denſelben zu *löſen* vermögen wird, das iſt ihre wichtigſte an die Zukunft gerichtete Frage. Das letztere ſcheint nur auf *eine* Weiſe möglich — nämlich durch eine neue, ſowohl in Höhe als Tiefe umfaſſendere ſociale Bildung. Eine ſolche war einſt im Begriff zu entſtehen, wurde aber zurückgedrängt.

Wir ſind bei einer Stelle in unſerer Darſtellung angelangt wo die Erfahrung der Behauptung gerade zu widerſprechen ſcheint, von welcher wir ausgingen, daß nämlich vorzüglich innere, geiſtige Urſachen in den Umwälzungen unſerer Zeit thätig geweſen und noch ſeyen. Wir ſind von einer behaupteten Herrſchaft der Ideen ausgegangen, und ſind zu einer wirklichen der materiellen Intereſſen gelangt. Ja, die neue Ideologie ſelbſt wird immer mehr materialiſirt. Es iſt indeß nicht dieſe von welcher ich hier zu reden habe. Hingegen mag es uns erlaubt ſeyn Erfahrung gegen Erfahrung zu ſetzen und daraus Folgerungen zu ziehen.

(Folgt ein Blick auf die verſchiedenen franzöſiſchen Verfaſſungen ſeit 1791, auf die Herrſchaft Napoleons, auf den Grund ſeiner Macht, welchen Geijer in dem Vertrauen des Volks ſieht, und auf die beiden vorzüglichſten Mittel wodurch Napoleon ſeine Macht behauptete, die Centraliſation als Ausdruck der Staatseinheit, und die Conſcription.)

Durch ſeine militäriſche Gewalt über das Eigenthum — fährt der Verfaſſer fort — fiel jedoch endlich Napoleon. Die Reſtaura-

Digitized by Google

tion mit ihrer Transaction zwiſchen dem Neuen und dem Alten folgte. Der Mittelſtand, deſſen Ausbildung auch während der großen Kriege fortgeſchritten war, gewann nun nach dem Frieden Feſtigkeit, bewachte ſeine Rechte, und wurde in der *Charte* von der Volksmaſſe abgeſondert durch die Beſtimmung eines ziemlich hohen Wahlcenſus. Dieſer Unterſchied zwiſchen Mittelſtand und Volk, zwiſchen den politiſch Berechtigten und Unberechtigten, iſt von jener Zeit an geblieben, aber erſt nach der Juliusrevolution (obgleich dieſe den Wahlcenſus herabſetzte) in *Oppoſition* zwiſchen beiden ausgebrochen. Während der Reſtauration wurde dieſe noch wenig bemerkt. Das alte Königthum welches einzog, begleitet von allen Anſprüchen der alten bevorrechteten Stände, welche zurückhalten es erſt nicht *konnte*, und ſpäter nicht wollte, endigte damit daß es ſowohl Mittelſtand als Volk gegen ſich vereinigte. Erſt nachdem jener die Juliusrevolution zu ſeinem eigenen Vortheil wendet, erſt ſeitdem die neue Dynaſtie ihre Macht auf den Mittelſtand entſchieden ſtützt, iſt auch eine anerkannte Entzweiung des Mittelſtandes und des Volkes eingetreten.

Wäre die Epoche Napoleons für die innere Entwickelung der europäiſchen Geſellſchaft ſpurlos verſchwunden? Keineswegs. Alles was in dieſer Entwickelung noch über den auf die politiſche Macht des Mittelſtandes gegründeten Staat hinaus geht, alle höheren und tieferen Kräfte welche in dieſem auf eine noch umfaſſendere künftige Formation der Geſellſchaft hinweiſen, dieß alles fühlt ſeinen Zuſammenhang mit ihm und ſeiner Zeit und hat ſich auch nach ihm in fühlbaren Geſtalten ausgebildet. Wir wollen beſonders auf zwei von dieſen unſere Aufmerkſamkeit richten: die neue politiſche Wichtigkeit und Bedeutung der Nationalitäten und der religiöſen Regungen.

Die *Nationalität* iſt die erſte concrete Geſtalt welche das auf das politiſche Gebiet hereintretende Perſönlichkeitsprincip angenommen, und das Bewußtſeyn derſelben bezeichnet zugleich den Eintritt der neuen Staatseinheit bei dem Volke. Mit einem erhöhten Nationalbewußtſeyn ging Frankreich aus den Stürmen der erſten Revolution hervor. Durch die Macht der neuerweckten Nationalitäten wurde Napoleon von den vereinigten Monarchen beſiegt. Aber der Streit zwiſchen den alten und den neuen Anſprüchen iſt ſeitdem ein innerer geworden. Die Nationen waren nicht zufrieden von den Regierungen nur als Mittel für die Zwecke der letzteren benutzt worden zu ſeyn. Dieß erfahren ſowohl die Regierungen welche unter ſich die Herrſchaft über eine und dieſelbe Nation getheilt haben, als diejenigen welche ein mächtiges Scepter über mehrere Nationen zugleich ausſtrecken. Jene fühlen die getrennten Theile gegen einander ſtreben, dieſe fühlen die zuſammengebrachten verſchiedenartigen Einheiten ſich immer mehr trennen. Es iſt das neugeweckte Nationalbewußtſeyn welches in beiden Fällen thätig iſt.

Das *kirchliche* Bewußtſeyn hatte mit der Reformation die Gränzen des Klerus überſchritten und war in die Gemeinde eingetreten. Die Reformation legte in der That zugleich den Grund zur Oberherrſchaft des Staates über die Kirche; und dieſe Oberherrſchaft wurde von dem alten Königthum als dem Repräſentanten der Staatseinheit ausgeübt. Die Theilnahme der Gemeinde ſelbſt an kirchlichen Angelegenheiten wurde nach den großen Religionskriegen immer mehr eingeſtellt, in demſelben Maße als die fürſtliche Macht befeſtigt wurde. So verlor die Kirche immer mehr ihren Zuſammenhang mit dem Volke, und wurde ſelbſt bald nur eine äußere monarchiſche oder ariſtokratiſche Form, ein klericaler Anhang zu dem militäriſchen und civilen Beamtenſtaate. Daß eine ſelbſtändige Kraft der Kirche inwohnte, das hatten ſowohl Volk als Regierungen ſchon vergeſſen, als die politiſche Staatseinheit umſchlug und mit der Lehre von den Rechten des Menſchen ſich einen neuen Grund bei dem Volke bereitete. Die Anſprüche dieſer neuen Staatseinheit waren größer und umfaſſender als die der alten Regierungen. Die Revolution hob den Begriff von *Staatsreligion* auf, machte aber eben dadurch die Religion frei; und von dieſem Augenblicke an macht dieſe ſich als eine beſondere Macht fühlbar. Die Erſcheinungen dieſer Macht ſind vielfach und noch chaotiſch, können aber nicht geläugnet werden. Man ſieht ſie in dem neugebornen, nicht nur politiſchen, ſondern populären Leben der verſchiedenen Confeſſionen, in ihrer neuen politiſchen Wichtigkeit und den tiefgehenden Streiten welche ſie im Staate wieder hervorrufen, in dem Sectenweſen bei dem Volke, in den neuen Verhältniſſen ſowohl des Katholicismus als des Proteſtantismus in ihrem Innern, ſowie zu einander und zum Staate. In *einer* Hinſicht ſind jedoch alle Confeſſionen *proteſtantiſch* geworden. Sie proteſtiren ſämmtlich gegen die Souveränetät der Regierungen in Sachen welche den Glauben betreffen. Dieſe mögen ſich noch ſo religiös und chriſtlich erklären, man traut ihnen nicht ſobald ſie der Ueberzeugung ein Band auferlegen wollen; und gegen jede Benutzung der Religion als politiſches Mittel hegt die Zeit den entſchiedenſten Widerwillen. Heilige Allianzen werden, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, unheilig. Unionen, zwiſchen nahe verwandten Confeſſionen politiſch zuwege gebracht, rufen plötzlich das lange erloſchene Bewußtſeyn alter Differenzen hervor, in demſelben Augenblick wo die weltliche Macht die Verbindung knüpfen und ihre Hand auf ſie legen will.

In mehrfacher Hinſicht iſt dieſe neue kirchliche Tendenz *reactionär*. Sie theilt dieß Schickſal mit der neuen nationalen Tendenz, die z. B. für Gewerbe und Handel auch die Wiederbelebung des alten Prohibitivſyſtems zur Folge gehabt, welches man *national* zu nennen beliebt. Mit dem neuen Leben der Confeſſionen lebt auch ihre alte Unduldſamkeit auf. Sie ſtreiten mit einander und mit dem Staate; ſie und der Staat reißen ſich ſowohl um das geiſtige als das weltliche Lehramt. Beſonders der Katholicismus macht die Anſprüche der Kirche in einer Weiſe geltend welche an die ehemaligen der Hierarchie erinnert. Die Hierarchie hat aber ſelber ihren einſtigen Grund verloren, und der neue religiöſe Proteſt gegen die kirchliche Souveränetät des Staates wendet ſich, innerhalb des Katholicismus, eben ſo entſchieden gegen die des Papſtes ſelbſt. Auf der andern Seite findet das reactionäre Moment in dieſer Bewegung ſein Gegengewicht in dem Uebergange des ehemaligen religiöſen Indifferentismus zu einer entſchiedenen Feindſchaft gegen das Chriſtenthum, ja gegen alle Religion, eine Feindſchaft die ſich vieler Gemüther bemächtigt hat. Aus dem Fegfeuer dieſer Verläugnung *wird ohne Zweifel die neue Kraft der Religion hervorgehen*, wodurch auch das neue Verhältniß des Staates zur Kirche ſich beſtimmen wird. Den Staat mit ſeinen Rechten mag man in abſtractem Sinne bis zur Abgötterei erheben. Darin iſt er wirklich göttlicher Art daß er mit *allen* die ſociale Bildung befördernden Kräften der Menſchheit in Verbindung ſteht, und darum auch ihrem Einfluſſe unterworfen iſt. Der Staat, der geſetzliche Ausdruck der menſchlichen Freiheit, kann ſich von dem höchſten und innerſten Geſetze dieſer Freiheit nicht freimachen, nämlich ſelbſt *eine mitgetheilte Selbſtändigkeit* zu ſeyn, welche ihre Erklärung ſuchen muß nicht nur *unter* ſich in dem Zeitlichen, oder *in* ſich in dem Menſchlichen, ſondern auch *über* ſich in dem Göttlichen und dem Zuſammenhange des menſchlichen Weſens mit demſelben. Dieſen Zuſammenhang ſtellt das Chriſtenthum am reinſten dar. Darum

Digitized by Google

iſt es unſterblich; darum iſt es nicht nur eine Lehre, ſondern auch eine göttliche Kraft. „Das Chriſtenthum iſt ein mächtiges Weſen, an welchem die Menſchheit ſich mehr als einmal aufgerichtet hat“, ſagte Goethe, der nicht als orthodox, von manchem kaum als ein Chriſt angeſehen wurde. „Das Evangelium“ — ſo äußerte ſich Napoleon auf St. Helena — „beſitzt eine verborgene Kraft, etwas unbeſchreiblich mächtiges, eine Wärme welche auf den Verſtand wirkt und das Herz entzückt. Man fühlt dabei daſſelbe was man bei der Betrachtung des Himmels fühlt.“

Was wir hier dargeſtellt haben, weiſt auf die innern, geiſtigen Kräfte hin welche unſere Zeit bewegen und ſie bald beherrſchen werden. Ihre Wirkung iſt und wird ein immer innigerer Ausdruck jener collectiven Perſönlichkeit, welche am Ende die Seele jedes geſellſchaftlichen Vereins iſt, und ſich ganz in demſelben Maße als die Anerkennung der Rechte der individuellen Perſönlichkeit entwickelt. Das iſt die wirkliche Macht des Perſönlichkeitsprincips. Gleich wie ehemals das Standesprincip, hat es ſeine kriegeriſche Entwickelung gehabt, geht ſeiner religiöſen entgegen, und wird nach Vollendung dieſer Lebensperioden auch ſeinen politiſchen Charakter vollſtändig ausbilden. Wer auf dieſe Entwickelung Acht gibt, hat nicht Eile. Er kann warten.

(Der Redner wirft zuletzt die Frage auf: in welchem Verhältniß ſteht nun Schweden zu der Geſellſchaftsbildung der neuen Zeit? Seine Antwort auf dieſe Frage iſt in vielfacher Hinſicht lehrreich und beachtenswerth. Ich fürchte aber durch die gelieferten Auszüge das gehörige Maß dieſes Artikels ſchon überſchritten zu haben, und glaube daher hier abbrechen zu müſſen. Nur dieſe Worte welche Geijer über die jetzige ſeit 1809 beſtehende ſchwediſche Verfaſſung äußert, mögen noch angeführt werden: „Alle Geſellſchaftselemente der neuen Zeit ſind in dieſer Verfaſſung auf eine ſo eigenthümliche Weiſe mit den alten traditionellen gemiſcht, daß ihre Arbeit gegen einander und mit einander zu einem neuen Ausdruck des Ganzen hier langſamer als anderswo werden muß“.) *)

*) Wir werden auf die zwei folgenden Vorleſungen Geijers über die ſchwediſche Verfaſſung zurückkommen. Sie ſind das wichtigſte was ſeit Jahren über dieſe für Scandinaviens Zukunft ſo bedeutſame Frage erſchienen iſt.

Die Manufacturinduſtrie in Beziehung auf Rußlands Volksleben

und

die Geſtaltungen des Petersburger Pauperismus.

Erſt die jüngſte Vergangenheit ſchuf die Bezeichnungen: Pauperismus und Proletariat. Die Sache iſt eben ſo alt als die beſtehenden ſocialen Verhältniſſe; denn ſie liegt eben in ihnen begründet. Sie offenbarten ihr Vorhandenſeyn bereits in den Volksbewegungen langverfloſſener Jahrhunderte eben ſo gut, wie in dem Ausbruch der erſten franzöſiſchen Revolution. Dieſe Beſtrebungen der völlig Armen und der arbeitenden Claſſen zu Abſchüttelung des Joches des Pauperismus und des Proletariats gingen aber nur aus dem Selbſtbewußtſeyn der niederen Maſſen von ihrem Elend hervor, und darum faßte die Publiciſtik auch damals noch nicht die Geſellſchaftsrechte derſelben iſolirt von den allgemeinen Menſchenrechten auf. Weil außerdem ſtets die Bewegungen des Volkes ſehr bald einen rein politiſchen Charakter annahmen, ſo ſuchte man auch deren Urſprung nur in politiſchen, nicht in geſellſchaftlichen Mißverhältniſſen begründet. Erſt als die Begriffe des Pauperismus und des Proletariats zum allgemeinen Bewußtſeyn geworden waren, konnten auch jene des Socialismus und Communismus dazu gelangen. Die praktiſchen Beſtrebungen beider verfolgen denſelben Zweck wie der Staat, inſofern deſſen Endziel die gemeinſchaftliche Erſtrebung derjenigen allgemeinen Lebenszwecke iſt welche durch das Zuſammenwirken Vieler erreicht werden müſſen, und als deren Grundbedingung eine allgemeine Wohlhabenheit daſteht. Aber die bisherigen Offenbarungen der ſocialiſtiſchen, beſonders auch der communiſtiſchen Beſtrebungen laufen zu ſchnurſtracks dem Beſtehenden zuwider, als daß ſie praktiſch ſich mit den allgemein geltenden Lebensverhältniſſen vereinbaren ließen. Der Staat muß andere Wege einſchlagen, um demſelben Ziele nachzukommen. Er entwickelt ſeine Maaßregeln aus dem Beſtehenden. Ihm kommt es zunächſt darauf an ſich vor ſeiner eigenen Zerrüttung zu ſchützen. Ihm ſind politiſche, den Communiſten rein philanthropiſche Beweggründe die leitenden Principien. Sonach vermag der beſtehende Staat nicht ſeine eigene Baſis, die beſtehenden ſociellen Verhältniſſe gewaltſam anzugreifen. Gleichzeitig drängt ihn jedoch die aus dem Pauperismus und dem Proletariat taglich mächtiger aufſproſſende Gefahr zu ſchleuniger Abhülfe des Uebelſtandes. Wie dieſe am beſten geſchehen mag, iſt die noch ungelöſte Frage aller Regierungen. Jede einzelne ſtrebt, nach der ihr gegebenen Freiheit der Bewegung unter den beſtehenden Staatsformen, zu deren Löſung hin. Ueberall ſteht jedoch ein Bewußtſeyn feſt: der Hunger kennt kein Geſetz und kein Recht; der Schrei des darbenden Volkes nach Brod iſt von niederſchmetternderer Gewalt, als die Gewohnheit des Gehorſams, als das moraliſche Beiſpiel der blutigſten Strafen, als die materielle Macht der Kugeln und Bayonette. Nicht nur das Privatverbrechen, ſondern auch revolutionäre Bewegungen, nicht nur die Schwächlichkeit und Krankheit des beſtehenden Geſchlechts, ſondern auch die Verminderung und Entartung der kommenden Generationen, nicht nur die Hinderung der ſtaatlichen Entwicklungen, ſondern überhaupt Zerrüttung alles Gemeinweſens ſind die unausbleiblichen Folgen weitverbreiteter Armuth. Die wichtig-

Digitized by Google

ſten und nächſtliegenden Veranlaſſungen zu Hebung der Maſſenarmuth, ſelbſt mit den ungeheuerſten augenblicklichen Opfern, erwachſen jedoch dem Staat aus financiellen Gründen. Der Bettler vermag keinen Theil der Staatslaſten zu tragen, und der im entſcheidenden Augenblick nicht unterſtützte Staatsbürger bleibt meiſtens ſteuerunfähig ſein Leben lang. Pauperismus und Proletariat ſind die anſteckendſten Krankheiten der Staatsglieder und die vernichtendſte Seuche des Staatslebens.

Dort überall ſind beide am weiteſten verbreitet und dort offenbaren ſie ſich in ihren erſchreckendſten Symptomen, wo die Regierung die Entwicklung derjenigen Culturrichtungen und Induſtriebeſtrebungen nicht vor allem berückſichtigte welche im gegebenen Producte des Bodens und in den Bedürfniſſen der Nation zunächſt wurzeln. Das Mißverhältniß der geſellſchaftlichen Zuſtände nimmt den zweiten Platz, das der Induſtrie zur Bodencultur und der Bevölkerungsmenge den erſten Rang unter den Quellen einer überwuchernden Maſſenarmuth ein.

In Rußland iſt die natürliche Quelle des Landesreichthums der Feldbau mit Viehzucht; und die Culturzuſtände des Volkes, ſo wie ſeine ſocialen Verhältniſſe weiſen für jetzt auf ihn zunächſt hin. Die Bevölkerung iſt ſparſam gegeben und acht Neuntel derſelben fallen der Leibeigenſchaft anheim, ſind alſo in ihren induſtriellen Bewegungen abhängig und unfrei. Unermeßliche Strecken des Reiches ſind äußerſt fruchtbar, aber in einer Weiſe welche die ſorgfältige Benutzung und Vertheilung der verhältnißmäßig wenigen Menſchenkräfte nothwendig macht. Rußlands natürliche Producte und die nur ihnen entſprießenden Fabricate könnten, nach ſorgfältigen Berechnungen, bei gehöriger Bearbeitung des culturfähigen Bodens in ſo ungeheurer Menge und in einer Qualität erzeugt werden daß ſie auf den Handelsplätzen der ganzen Welt nothwendig den erſten Rang einnehmen müßten. Beweiſe dafür liefern die jetzigen ruſſiſchen Ausfuhrartikel: Korn, Hanf, Flachs, Holz, Fettwaaren, Wolle, Häute u. ſ. w.; Beweiſe ſind auch die uralten ruſſiſchen Fabricate welche aus den natürlichen Bodenerzeugniſſen hervorgehen: Lederzeug und Juchten, grobe Wollenzeuge, Tauwerk, Seiſe, Pottaſche u. ſ. w. — Allein eben die Feldproduction vernachläſſigte Rußland bereits ſeit Peter dem Großen mehr und mehr; juſt die natürlichſten und gleichſam eingeborenen Fabricate wurden ſeit nun beinahe hundert Jahren zu Gunſten künſtlich geſchaffener und theilweiſe ſogar bisher ungekannte Bedürfniſſe befriedigender in den Hintergrund gedrängt. Faſt eben ſo viel Acker culturfähigen Landes liegen, allen Berichten zufolge und wie ſelbſt der tägliche Anblick lehrt, noch heute unbenutzt, als überhaupt etwa Ackerbau treibende Menſchen im Reiche leben. Dagegen verbraucht der Staat eine volle Million der für dieſe Thätigkeitsrichtung beſtimmten Bevölkerung in ſeinen Regimentern, und mehr denn eine zweite Million iſt vom Ackerbau dem Fabrikweſen zugewendet worden. Mehr denn zwei Millionen haben die Manufacturinduſtrie zum Erwerbszweig gewählt. Denn Rußland haſchte bereits nach dem Scheinbild eines Manufacturſtaates zu einer Zeit, da ſeine innere ſtaatliche Organiſation noch in ungefeſteter Urſprünglichkeit verharrte und ſein Volk noch in tiefſter Uncultur verſunken war. Gleichzeitig mit der politiſchen Staatsentwicklung überſtürzte man dieſes mit dem Trugbild einer Culturgeſtaltung, indem man ihm die Blüthe wirklicher Cultur, ein Manufacturleben beinahe gewaltſam aufdrang. Daß die Ruſſen dieſer aufgedrungenen Manufacturinduſtrie ſo eifrig nachgingen, liegt theils im ſlaviſchen Anſchmiegungstalent an die Befehle des Czaren, theils in dem Nachahmungstriebe, theils auch im Schacher- und Handelſinne begründet. Dieſen Eigenſchaften kam noch die Nationaleitelkeit zu Hülfe, welche nicht leiden mochte daß man in den äußern Offenbarungen irgend einer Cultur den weſteuropäiſchen Nationen nachſtehe. Der Staatsregierung ſelbſt jedoch war Peter des Großen Beiſpiel die Veranlaſſung für das Einſchlagen dieſer Richtung und für die Hinleitung des Publicums zu dieſer Lebensſphäre.

Allerdings hatte Peter das ruſſiſche Naturell ſehr richtig gewürdigt, als er den Beginn eines Manufacturſtaates zu ſchaffen verſuchte. Aber ihm ſelber ſpielte ſein nationelles Imitationstalent und die Aneignungsſucht einen ſchlimmen Streich, indem ſie ihn in ſeinem Vorbilde, den Niederlanden, überſehen ließ, wie dort durch Bevölkerung der Fabriken dem ſorgſam gepflegten Landbau keine nöthige Hand entzogen wurde. Ja, es lag vielleicht ſogar außerhalb ſeiner Plane die Fabrikinduſtrie zur vorherrſchenden Lebensthätigkeit des Volkes heranzubilden. Wahrſcheinlich iſt es ſogar daß er deren volle Entfaltung aus den Bedürfniſſen der Nation erſt jener fernen Zukunft zu überlaſſen gedachte, in welcher die von der Natur gegebenen Reichthumsquellen eine genügende Bearbeitung gefunden hätten und deren Ertrag für ſich allein der fortſchreitenden Cultur nicht mehr genug thun möchte. Er hatte durch ſeine Fabriken nur eine ſpätere Lebensrichtung andeuten wollen; aber ſeine Nachfolger nahmen dieſe Andeutungen für einen Ukas. Das neue Rußland hielt einzig am offenbaren Fingerzeig ſeines Schöpfers feſt, und überſah den eben ſo offenbaren Fingerzeig der Natur und der Staatengeſchichte. Indem es auf der einen Seite eine unorganiſche Manufacturinduſtrie heraufbeſchwor, ging es auf der andern Seite mit derſelben Energie politiſchen Planen nach welche der naturgemäßen Entfaltung jener ſchnurſtracks entgegenliefen. Es bildete ſich zum Beamten- und Militärſtaat heran, es ſuchte ſich vor allem in den Geſtaltungen ſeines Volkslebens ſchroff von allen nichtruſſiſchen Ländern abzuſcheiden, während es doch gleichzeitig die induſtriellen und intellectuellen Entwicklungsreſultate jener Nationen ſeinem eigenthümlich geſtalteten Leben aufpfropfte, ſoweit ſie annehmbar ſchienen, ohne einer tiefern Bildung des Volkes und einer größern Freiheit des Individuums zu bedürfen. Weil Rußland einen politiſch und nationell abgeſchloſſenen Welttheil bilden will, darf die Regierung alle Einflüſſe Weſteuropa's nur durch ihre Vermittlung und unter ihrer Vormundſchaft auf die Nation einwirken laſſen. Der Staat muß alſo in jeder ſeiner Offenbarungen ſich den einzelnen Individuen als Lehrmeiſter und Vorbild hinſtellen. Ja, in einer ſtrengen Conſequenz dieſes Princips darf er nicht einmal eine unmittelbare und ſelbſtändige Entwicklung der individuellen Thätigkeit zulaſſen. Er ſteht alſo in ſeinen politiſchen Principien ſich ſelber, nämlich ſeinem naturgemäßen, darum langſamen Heranwachſen zum Manufacturſtaat entgegen. In dieſem Widerſpruche liegt neben der natürlichen auch die künſtliche Hinderung des kräftigen und geſunden Gedeihens einer ruſſiſchen Manufacturinduſtrie begründet. Sie iſt eine künſtliche Treibhauspflanze.

Trotzdem ward ſie ins Leben gerufen. Unbeſchränkte Geldmittel und leibeigene Arbeiter ließen auch wirklich in der erſten Zeit einen financiellen Gewinn der „Fabriken der Krone“ für die innere Staatsökonomie gedeihen. Der Induſtriegeiſt der reichen Gutsbeſitzer und Capitaliſten wurde dadurch ſo ſehr angeregt daß dieſe bald ihre Geld- und Menſchenmaſſen auf Schmelzhütten, Eiſenwerke, Bergbau und Fabriken wendeten. Indem aber dem Feldbau ſolchergeſtalt alljährlich mehr Arbeiter entzogen wurden, indem die von Haus aus ungleiche Vertheilung der Menſchenmengen über die weiten Flächen des europäiſchen Rußlands ſich dadurch noch ungleichartiger geſtaltete, wurde natürlich der Verfall

Digitized by Google

des Ackerbaues immer bedeutender, die Theurung der Städte immer größer, die pecuniären Verhältniſſe auch der freien Bevölkerung voll immer ſchrofferer Gegenſätze. Trotzdem gedieh ſpäter die Manufacturinduſtrie nicht in dem Grad, um das Geſammtweſen des Staates für den hintangeſetzten Ackerbau, für die vernachläſſigte Viehzucht, für die lau betriebene Fabrication der natürlichen Landeserzeugniſſe vollgültig zu entſchädigen. Selbſt die Schutzzölle und das Sperrſyſtem vermochten nicht einen Umſatz der Fabricate zu erzeugen welcher jenem der natürlichen Landesproducte nur im entfernteſten nahe käme. Denn die financiellen Bedürfniſſe des Staates wurden durch die Einkünfte des Schutzzolles, durch die Auflage auf den Import ausländiſcher Waaren nicht befriedigt, und man belegte die aus Rußland auszuführenden Waaren, ſowohl Rohſtoffe als Fabricate, mit einem hohen Exportzoll, während natürlich alle Nachbarſtaaten durch Rußlands Prohibitivſyſtem gleichfalls zu Gränzzöllen gezwungen wurden. Dadurch drängte ſich der Verkauf der ruſſiſchen Fabricate zum allergrößten Theil immer wieder auf Rußland allein zuſammen. Für alle feineren Manufacturproducte iſt aber im Volke, welches ſich ſeine Kleidung und ſeine Geräthſchaften ſelbſt verfertigt, meiſtens nicht einmal das Bedürfniß vorhanden, und ſeine innere Cultur iſt noch nicht ſo weit gediehen, um es jetzt bereits deren bedürftig zu machen. Die Vornehmen und Reichen, nebſt den wenigen Städten des Reiches, ſind deren einzige und verhältnißmäßig nicht zahlreiche Conſumenten. Von den eigentlich Wohlhabenden aber geht noch der größte Theil dadurch für die inländiſche Fabrikinduſtrie verloren daß dieſe ihre Bedürfniſſe, ſelbſt zu den höchſten Preiſen, lieber durch ausländiſche Waaren befriedigen, und ſo ſind es die minder Wohlhabenden allein, die Mittelglieder zwiſchen den höchſten und tiefſten Kreiſen des Publicums, welche die durch alle jene Verhältniſſe theuer gewordenen ruſſiſchen und ſtets mittelmäßigen Waaren kaufen müſſen. Niemand gewinnt dabei als die Capitaliſten. Die Verarmung des Volkes iſt unausbleiblich. Auf ſolche Weiſe ſchreitet Rußland allen Schrecken des Pauperismus entgegen. Fährt der Staat in ſeinen bisherigen Beſtrebungen fort, ſo muß nothwendig binnen längerer oder kürzerer Zeit vom Oſten her eben ſo das Geſchrei des hungerwüthigen Volkes über Europa wegſchallen, wie es aus Frankreich und England erklungen iſt. Und zwar iſt hier nicht Ueberfülle der Bevölkerung die Schuld dieſer Zuſtände, ſondern nur ein künſtlich hervorgebrachtes Zuſammendrängen derſelben auf einzelne Punkte und ein principielles Wegdrängen von ſeinen natürlichen Nahrungszweigen, ohne gleichzeitige Geſtattung freier Lebensentwicklungen in der aufgezwungenen Richtung.

Düſter erſcheint dieſes Bild, und darum bedarf es der Motivirung. Polen, diejenige ruſſiſche Provinz welche für alle induſtriellen Abſichten des Staates die günſtigſten Verhältniſſe bietet, kann als einzelner Beleg für den Gang im Großen dienen, falls die Regierung eine künſtliche Unterſtützung der Manufacturinduſtrie nicht mehr anwenden würde. Dort hat ſie dieß ſeit etwa fünfzehn Jahren nicht gethan; ſie ließ von allen Begünſtigungen keine einzige übrig, als den Schutzzoll an den Gränzen. Polen iſt aber reichlich genug bevölkert, um durch eine lebhafte Fabrikinduſtrie dem Landbau keine nöthigen Menſchenhände zu entziehen. Polen hat einen Erdboden deſſen Befruchtung mit leichter Mühe zu bewerkſtelligen iſt. Polens Fabriken blühten in reicher Entfaltung bis zu den Revolutionsjahren; ſelbſt nachher noch haben ſie mehrere Jahre fortzubeſtehen vermocht. Aber je mehr Polens Induſtrie nur aus ſich ſelber ſich entwickeln mußte, je weniger pecuniäre Hülfe ſeinen induſtriellen Unternehmungen von der Staatsregierung zufloß, deſto mehr verfielen ſie und jetzt liegen ſie völlig darnieder. Eine ungeheure Menge unbeſchäftigter Arbeiter iſt dadurch entſtanden; eine Armuth des niedern Volkes iſt großgewachſen, wie ſie das Königreich ſelbſt in den wildeſten Wirrniſſen ſeines frühern Lebens niemals gekannt hat. Die immer und überall auftauchenden, die in den letzten Jahren immer häufiger hervortretenden Unruhen ſind weitweniger politiſchen Charakters, als die ruſſiſche Politik und ruſſiſche Nachrichten ſie ſcheinen laſſen möchten, um die Härte ihrer Strafen zu rechtfertigen. Polens Volk ſchreit nach Brod, nachdem es von Rußland zu einer Richtung hingetrieben worden war welche keine natürliche Begründung im Lande ſelber fand, und welche zuſammenſtürzte ſowie der Staat deren Gedeihen nicht mehr künſtlich unterſtützte. Polens Volk ſchreit nach Brod, und Rußland hat in ſeiner jetzigen Stellung ihm gegenüber keine Antwort als Sibirienſtrafe und Galgen.

Auch in den inneren Provinzen des ruſſiſchen Reiches ſind die Manifeſtationen des Pauperismus und des Proletariats durch Revolte eine nicht mehr ſeltene Erſcheinung. Freilich treten ſie in der ungeheuren Landesfläche nur vereinzelt auf; freilich ſind ſie ſich ihres Zweckes vielleicht kaum ſelber bewußt; freilich kann die Furcht vor der Macht der Bayonette ſie noch unterdrücken, und die Verſendung ungeheurer Menſchenmaſſen nach Sibirien und den Colonien ihr öfteres Wiedererſtehen an einem und demſelben Ort noch verhindern. Aber dennoch vermögen alle dieſe Maßregeln nicht zu täuſchen über die Urſache dieſer Erſcheinungen: dieſe iſt die Noth und der Hunger der Maſſen. Allen dieſen Symptomen der entſtehenden Staatskrankheit zum Trotze gründet ſich jedoch noch bis heute kaum ein Drittel der zwanzigtauſend Fabriken welche innerhalb der ruſſiſchen Gränzen gezählt werden, auf Bodencultur und Viehzucht. Und doch gedeiht von dieſen zwanzigtauſend nur jenes eine Drittel ohne directe Unterſtützung des Staates. Vor allem ſind es die Tuchmanufacturen, nächſt ihnen die Runkelrübenzuckerfabriken welche ſich wahrhaft kräftig entfalten. Juſt in und mit ihrem Betriebe iſt nämlich Feldbau und Viehzucht nothwendig und innig vereint. Dagegen hat der Export aller nicht mit ruſſiſcher Bodencultur zuſammenhängenden Fabricate, ſowie der früher ſo wichtigen Metalle, in der jüngſtverfloſſenen Vergangenheit ſich progreſſiv vermindert, während die Maſchineneinfuhr — trotz der Menge ruſſiſcher Maſchinenfabriken — in den drei letzten Jahren ſich gerade um die Hälfte ihres früheren Betrages vermehrte.*)

Fragt man aber nach dem Bedingniſſe des conſequenten Verharrens der Regierung in dieſer fabrikinduſtriellen Richtung durch lange Jahrzehnde und trotz ſo ungünſtiger Reſultate, ſo müſſen wir die Erklärung in der ganzen Staatsgeſtaltung ſuchen. Nicht das Volk als Volk war Gegenſtand der Fürſorge, ſondern nur als Inſtrument in der Hand des Staates und der Ariſtokratie galt die Maſſe. Die Leibeigenſchaft ließ dabei weder einen wirklich durchdringenden Einblick in die Zuſtände der niedern Claſſen gedeihen, noch ließ ſie das Elend bis zur weiteſten Verbreitung des eigentlichen Hungers überwuchern. Denn der Leibherr iſt geſetzlich verpflichtet ſeine Eigenhörigen mit Brod und Wohnung zu verſehen, und ſelbſt aus Klugheit würde er ſie nicht hungern laſſen, wie der Fuhrmann dasjenige Pferd gehörig füttert welches ihm durch ſeine Arbeit den meiſten Gewinn abwerfen ſoll. Die Leibeigenſchaft erſcheint alſo

*) Höchſt bemerkenswerth iſt jedoch dabei, daß mehrere aus den natürlichen Bodenbedingniſſen und der Viehzucht Rußlands hervorgehenden Fabricate ſich eben in den letzten Jahren ſo außerordentlich verſchlechterten, daß z. B. im Beginne des Jahres 1844 die engliſche Regierung eine officielle Klage über die ſchlechte Qualität der Fettwaaren an die ruſſiſche Regierung ergehen ließ, und daß 1845 ähnliche Klagen über die Beſchaffenheit der gröbern Tuchwaaren von mehreren Kaufmannſchaften des Auslandes geführt wurden.

Digitized by Google

vorderhand in Rußland als das kräftigſte Mittel gegen den eigentlichen Hunger der Volksmaſſe. Anders jedoch muß ſich das Verhältniß nothwendig herausſtellen, wenn der Staat, eben ſo wie bisher, fortfährt die Leibeigenſchaft langſam aufzuheben. Eine ungeheure Menge zwar freier, aber im Elend vollkommen hülfloſer Menſchen wächst ihm dadurch heran. Dieſe Armen werden ſo lange die vom Staat angedeutete Richtung des Lebens verfolgen, als ſie ihnen Brod gibt. Denn hülfeſtehend ſtreckt der Arme ſeine Hände nach allen Seiten aus, und er ſieht in der Befolgung jedes Befehls eines Hochgeſtellten eine Verpflichtung, welche er erfüllt um den Reichen, um den Staat zu erwiedernder Unterſtützung zu veranlaſſen. Aber wenn er nirgends mehr einen Anhalt findet, während der Entwicklung einer ſelbſtgewählten Thätigkeit die ganze Staatsgeſtaltung hemmend gegenüberſteht, wenn ſich die Theurung der täglichen Leibesbedürfniſſe immer höher ſteigert, während alle aufgedrungene Arbeit keinen verhältnißmäßigen Mehrerwerb bedingt, ſo gebraucht der Proletarier ſeine übriggebliebene Körperkraft endlich zu Zerſtörung des Beſtehenden. Entſetzlich iſt die Wahrheit: Rußlands Staatsbeſtand wurzelt nur in der Fortdauer der Leibeigenſchaft, ſo lange der Ackerbau zum Vortheile der Manufacturinduſtrie hintangeſetzt wird.

Dieſe Erkenntniß, und wohl auch die Einſicht vom financiellen Nachtheile welcher durch die vorwaltende Manufacturinduſtrie während der letzten Jahre dem Staat erwuchs, ſcheint ganz neuerlich ein Einhalten der Krone in Errichtung eigener Fabriken, in Ertheilung der Erlaubniß an Privatleute zu Anlegung derſelben, noch mehr aber in Darreichung baarer Unterſtützungen hervorzurufen. Allein jene Partei, in deren Hände der Nutzen dieſer induſtriellen Lebensrichtungen Rußlands übergeht, die Kaufleute, die Capitaliſten, die Gutsbeſitzer und vor allem die Schaaren der niedern Beamten, ſtemmen ſich dem Rücktritte des Staates vom bisher befolgten Weg mit vereinter Macht entgegen. Dieſe Phalanx iſt mächtig genug ſelbſt die heilſamſten Beſtrebungen zu vernichten und die ernſteſten Maßregeln unkräftig zu machen. Dem Staate ſelber ſind überdieß die Hände durch ſich ſelber gebunden. Er ſelbſt iſt Beſitzer von mehr denn 6000 Fabriken mit etwa 500,000 Arbeitern *), und unterſtützt ungefähr drei Viertheile der übrigen mit baarem Geld. Er kann die einmal angelegten Capitale nicht aufgeben und die in Gang geſetzten Manufacturen nicht vernichten. Er kann die in den Städten zuſammengedrängten Arbeiter nicht urplötzlich brodlos machen, und die ein Drittel ſeiner Einkünfte ausmachenden Schutzzölle nicht aufheben. Ueberall tritt er durch ſeine frühern Einrichtungen ſeinen jetzigen Abſichten ſelbſt hemmend in den Weg. Nur dort wo Rußland überhaupt keine Rückſichten kennt, in Polen, nur gegen diejenigen Bevölkerungstheile welche es minder achtet denn ſelbſt die Leibeigenen, gegen die Juden, brachte es in den letzten Jahren gewaltſame Maßregeln in Ausführung welche das Publicum von der Manufacturthätigkeit **urplötzlich** wieder zum Landbau hinführen und über das entvölkerte Flachland eine gleichmäßig vertheilte Bewohnerſchaft ausbreiten ſollen. Man fand Vorwände Tauſende von jüdiſchen Familien als Ackerbauer nach dem innern Rußland zu verſetzen. Trotzdem wird aber von jenen Zehntauſend welche durchſchnittlich in jedem Jahre, nach amtlichen Angaben, Sibirienſtrafe erleiden, nur etwa ein Drittel zu Bebauung des culturfähigen Bodens verwendet. Die übrigen dienen theils dem Bergbau, theils dem Feſtungsbau, theils den Fabriken der Krone, theils widmen ſie ſich dem Kleinhandel. Selbſt jene ungeheuere, früher nach ſocialiſtiſchen Principien eingerichteten Ackerbauetabliſſements, die Militärcolonien, finden in neuerer Zeit geringere Unterſtützung als ehedem. Man nennt als Urſache dieſer Minderberückſichtigung die in der dortigen Wohlhabenheit bedingte mindere Abhängigkeit der Einzelnen vom Staate, welche durch Entziehung mancher Vergünſtigungen jetzt wieder hergeſtellt werden ſoll. *)

*) Im Jahr 1839 beſaß die Krone nach officiellen Mittheilungen 6555 Fabriken mit 412,931 eigentlichen Arbeitern, alſo ohne die Zahl der Werk- und Maſchinenmeiſter, der Beamten, Comptoiriſten u. ſ. w.

*) Um die Militärcolonien unmittelbarer als rein ſoldatiſche Einrichtungen hinzuſtellen, werden ſeit einer Meuterei in Nowgorod die Bezirke **aller** Colonien nicht mehr als zu den einzelnen Regimentern gehörig betrachtet, ſondern nur mehr als eine Art gewöhnlicher Militäreinquartierungskreiſe. Der Kaiſer wählt jetzt die Regimenter ganz beſonders aus, von denen ſie als dauerndes Cantonnement gebraucht werden ſollen. Seitdem iſt auch der Name „Militärcolonie“ in „Bezirke der ackerbauenden Soldaten“ umgewandelt. Jeder Bezirk wird mit Nr. 1 bis 11 und dem Namen des ihm angewieſenen Regiments bezeichnet.

Die Hauptſtädte geben immer das treueſte Spiegelbild der Zuſtände eines Staates. Eben dadurch daß ſie die verſchiedenen Lebensrichtungen des Landes in ſich aufzunehmen vermochten, wurden ſie zu Hauptſtädten. Aus ſolchem Grunde geſchieht es ſehr häufig, und beſonders in reinen Monarchien, ſeyen ſie groß oder klein, daß nicht die Reſidenz des Fürſten zur eigentlichen Landeshauptſtadt wurde, ſondern irgend ein anderer Menſchenſammelplatz, weil in dieſem einer freien Entfaltung der Hauptrichtungen des Volkslebens günſtigere Verhältniſſe als dort geboten ſind. Auch in Rußland findet ein ähnliches Verhältniß ſtatt. Moskau, die emeritirte Czarenreſidenz, iſt noch heute der Concentrationspunkt ruſſiſchen Lebens, und Petersburg in Bezug auf dieſes nur von minderer Bedeutung. Moskau hat für alle Entwicklung des nationalen Volkslebens auch eine weit günſtigere Lage, als das außerhalb des altruſſiſchen Staates befindliche Petersburg. Nur der Wille Peters des Erſten konnte dieſes zum Muſterbilde der Städte Rußlands ſchaffen wollen, und nur weil der Czar hier erreichbarer iſt als aus den fernen Städten, wendete ſich hieher ein großer Theil der von der Regierung heraufbeſchworenen Manufacturinduſtrie. Trotzdem zählt die Kaiſerreſidenz Petersburg noch heute nur etwa 300 Fabriken, während die Landeshauptſtadt Moskau an 1000. Weil aber in Petersburg auf das Entſtehen der Fabriken und auf ihren Charakter diejenigen Mächte zunächſt einwirken welche um jeden Preis **alle** Arten der Fabrikinduſtrie in Rußland geſchaffen wiſſen wollen, und weil eben deßhalb hier auch die Unterſtützungen des Staates am reichlichſten für **jede** neue Art der induſtriellen Thätigkeit fließen, ſo ſchlug das Petersburger Fabrikweſen eine weſentlich andere Richtung ein, als das Moskauer. In Moskau herrſchen noch immer jene Artikel vor deren Rohſtoffe aus dem Boden und der Viehzucht Rußlands hervorwachſen, nämlich Wollenzeug, Filz, Leder, Juchten, Tauwerk und Glaswaaren. In Petersburg aber hat ſich das Fabrikweſen, weil künſtlich emporgeſchraubt, großentheils auch künſtlich geſchaffenen Artikeln des Luxus und der Mode zugewendet. In Moskau iſt das Streben nach fabrikmäßiger Manufactur mehr auf die Capitaliſten beſchränkt geblieben, und die induſtriellen Erzeugniſſe ſind den Wechſelfällen des Handels, ſind zufälligen Ereigniſſen minder unterworfen, denn in Petersburg. Dieſes lehnt ſich, als Manufactur- und Fabrikort, im Ganzen mehr an das Ausland; jenes fußt auf den Bedürfniſſen des Inlandes. In Petersburg hat ſich überdieß das Streben nach fabrikmäßiger Betreibung jedes Manufacturgeſchäftes allen Claſſen der Induſtriellen mitgetheilt, und ſo ſind hier verunglückende Fabricationsſpeculationen natürlich verhältnißmäß hauſiger als in

Digitized by Google

Moſkau. Die Menge der kleinen Fabricanten beengt den Wirkungskreis der großen; jede Schwankung im Geſchäft der großen wirkt vibrirend auf die kleinen zurück. Dabei influirt mächtig auf beide jede Handels- und Fabrikbewegung im Ausland. Petersburgs Lebensäußerungen haben ſich überhaupt zu vielſeitig geſtaltet, als daß nicht fortwährend irgend eine derſelben durch augenblickliche Verhältniſſe aus ihrem gewohnten und geſunden Zuſtande gerückt werden müßte. Aus dieſem Grunde, zu dem fortwährend noch die unorganiſche Entwicklung der Stadt zu rechnen iſt, mußte auch in Petersburg die Lebensſtellung der arbeitenden Claſſen ſich weit unſicherer geſtalten als in Moſkau; und wenn Arbeitsmangel eintritt, findet hier die Noth viel weniger natürliche Hülfsquellen als dort.

Allerdings fehlen authentiſche Berichte über das Verhältniß der Armen in Petersburg zu denen welche keiner Unterſtützung bedürfen. Aber zieht man ſelbſt die Menge der Soldaten, von denen immer ein großer Theil früher als Concurrenten der Arbeiter, ſpäter als Mitglieder der Maſſenarmuth auftreten, von der Zahl der Proletarier ab, ſo bleiben unter einer Geſammtbevölkerung von etwa 450,000 Menſchen dennoch an 300,000 übrig welche nur auf dasjenige Verdienſt gewieſen ſind, wie es ihnen die übrigen angedeihen laſſen. Gewiß iſt es darum nicht übertrieben, wenn die Häfte jener 300,000 der wirklichen Armuth überwieſen genannt wird.

Petersburg iſt nämlich nicht nur Fabrik- und Manufacturſtadt; noch einflußreicher auf die Bewohnerſchaft ſind ſeine Lebensentfaltungen als Handels-, Hof- und Militärort. Bedingen auch dieſe drei Phaſen ſeines Lebens vielfache neue Erwerbsquellen für die niedern und arbeitenden Claſſen, ſo bewirken ſie doch auch gleichzeitig eine Vermehrung der Armenmaſſen. Und zwar vermehrt Petersburg in dieſer Hinſicht die Armenzahl eben mit einer Menge ſolcher welche dem Erwerbe durch Handarbeit nachzugehen theils nicht vermögen, theils auch nicht Willens ſind. Es iſt eine bekannte Thatſache daß alte Soldaten, alte Bedienten und arbeitsunfähige niedere Beamten diejenigen Mitglieder der Armenclaſſen ſind welche ſich ſelbſt am wenigſten zu erhalten ſtreben. Ihre Halbbildung läßt ſie die erträumten Standesvorzüge nicht aufgeben, und erlaubt ihnen nicht Erwerbsquellen nachzugehen welche ſie ihrer vermeintlichen perſönlichen Würde zuwiderlaufend glauben. Dieſe Armen welche bis zur entſcheidenden Kataſtrophe dicht über den Armenclaſſen ſchwebten und ſich von den in bürgerlicher Stellung niedrigern Ständen dennoch ſtreng ſonderten, dagegen in ihren Anſprüchen und ſelbſt in Befriedigung dieſer Anſprüche der Geld- und Standesariſtokratie nachſtrebten — ſie bringen in den Pauperismus den Mißmuth über die Entbehrungen der Bequemlichkeiten des Lebens in weit höherem Grade mit herbeigeſchleppt, als jene welche von Jugend auf gewohnt waren wohl die Rückwirkung allgemeiner Unfälle zu empfinden, aber nicht jene eines allgemein regen Umſchwunges des Lebens (alſo die Wohlhabenheit) zu theilen. Die halb unbewußte Reſignation des Proletariers iſt dem Verarmten aus etwas höherem Stand völlig fremd. Dabei hat dieſer im Umgange mit der vornehmen und reichen Welt Laſter und ſelbſt Verbrechen ungeſtraft ausführen ſehen, oder wohl gar als wirkſame Mittel der Erringung von Lebensannehmlichkeiten kennen gelernt, deren Vorhandenſeyn der eigentliche Proletarier kaum ahnt. Auf ſolche Weiſe iſt ihm ſchon von früher Zeit an die moraliſche Strenge für Recht und Unrecht mehr verloren gegangen, als jenem. Juſt in Rußland treten daher der niedere Beamtenſtand und die Bedienten vornehmer Häuſer in den Gefängniſſen und Beſſerungsanſtalten theils an Zahl, theils an Verſtocktheit als überwiegende Bevölkerung auf, und aus ſolchem Grunde iſt denn auch nothwendig anzunehmen daß ſie unter den armen Claſſen eine der entſittlichſten Parteien bilden. Rußland zeigt zwar in der Penſionirung ſeiner dienſtunfähig gewordenen Beamten eine größere Pietät, als man nach manchen andern Offenbarungen ſeines Verwaltungscharakters erwarten möchte. Aber die Beſoldungen dieſer niedern Beamten ſind an und für ſich bereits ſo niedrig geſtellt daß — wie bekannt — die Beſtechlichkeit unter ihnen zum entſetzlichſten Grade gediehen auftritt. Allerdings haben neuerdings viele Vertheidiger ruſſiſcher Staatszuſtände und Lebensgeſtaltungen darauf hingewieſen, wie dieſes Mißverhältniß zwiſchen der Beſoldung und dem durch die bürgerliche Stellung bedingten Aufwande vom Staat auszugleichen verſucht worden iſt. Aber alle unbefangenen Schilderer und ſelbſt die mildeſten Beurtheiler ruſſiſcher Verhältniſſe weiſen doch immer wieder auf dieß krebsartig fortfreſſende Uebel hin; und die tägliche Erfahrung gibt jedem Einzelnen die unwiderlegbarſten Beweiſe dafür an die Hand. Jede Berührung mit irgend einem Unterbeamten der Behörden koſtet, außer den geſetzlich hohen Taxen, noch das Drei- und Vierfache an außergeſetzlichen Sporteln, um nur eine Angelegenheit in Gang zu bringen. Die Klagen über ſolche Uebelſtände beantworten ſelbſt heute noch competente Beurtheiler in Petersburg immer wieder mit dem Hinweis auf die zu geringe Beſoldung. Dieſe Zuſtände zu heben iſt der Staat ſelbſt unmächtig, ſagen ſie, ſo lange die ungeheure Menge der Beamten und Behörden fortdauert, ſo lange die Staatseinnahmen in ſo großem Mißverhältniſſe zu den Ausgaben ſtehen. Der Staat ſchafft ſich alſo in ſeinen Schaaren von niedern Dienſtbaren eine fortwährende Quelle der Maſſenarmuth und der Demoraliſation. *)

Dieſe Uebelſtände wachſen aber in Petersburg nicht nur durch die Einflüſſe des Staates im allgemeinen, ſondern durch Sitten und Gewohnheiten zu beſonders hohem Grad empor. Es iſt allgemein anerkannte und auch in dieſen Blättern durch Beweiſe dargethane Thatſache wie eben hier die Sittenloſigkeit, das Streben nach äußerer Pracht und aller Luxus des Lebens ſich durch alle Bevölkerungsclaſſen überwuchernd verbreitet haben. Es iſt eben ſo bekannt daß Petersburg in der Theurung ſelbſt der gewöhnlichen Lebensbedürfniſſe London an die Seite geſetzt werden muß. Es iſt ferner eine allgemein gültige Bemerkung daß große Sorgloſigkeit um das Kommende, ein Leben für den Augenblick, als charakteriſtiſcher Zug der Petersburger Bevölkerung auftritt. Zu welchem andern Ende als zur Maſſenarmuth müſſen nothwendig dieſe Eigenthümlichkeiten der hieſigen Menſchen und Verhältniſſe führen? Welchen Charakter muß eben ſo nothwendig unter der hieſigen Armenmaſſe beſonders jener Theil annehmen welcher nicht urſprünglich dem Proletariat angehörte? — Schaudererregend ſind, trotz aller Petersburger Verſchönerungsſucht, die Schilderungen jener welche durch längere Jahre dieſen Claſſen der hieſigen Armen ihre Aufmerkſamkeit zuwendeten. Ein graſſes Gemiſch von unverſchuldetem und verſchuldetem Elend, von angeborener, ererbter und erworbener Krankheit, von Freudenhaus und Zuchthaus öffnet ſich dem Blick in jenen Erzählungen; und die Mystères de Petersbourg, nur mit der einen Hinſicht auf die aus beſſern Verhältniſſen in die Armenclaſſen herabgeſtiegenen Bevölkerungstheile geſchrieben, würden die Offenbarungen der Mystères de Paris noch weit überragen. Freilich gewahrt man davon in den eleganten Straßen der „großen Seite“ nur wenig. Freilich gibt es auch nur

*) In Petersburg befanden ſich im Jahr 1843 allein 17,293 Civilbeamte der unterſten ſechs Rangclaſſen.

äußerſt wenige Petersburger welche das Vorhandenſeyn dieſer Zuſtände nicht zu läugnen verſuchten. Aber jene kleinen Häuſer welche die Nebenſtraßen der Petersburger, der Wiburger Seite und auch der äußerſten Enden von Waſſili-Oſtrow einnehmen, geſtatten manchen inhaltreichen Einblick in das übertünchte Elend der Palaſtſtadt St. Petersburg.

Eng an dieſe Claſſen der Verarmten gränzen die kleinen Handwerker. Den elendeſten Theil unter ihnen machen vor allem die Eingewanderten aus. Denn Petersburg iſt die Stadt der chimäriſcheſten Hoffnungen. Mit einem Glückvertrauen, als müſſe dort das Gold mühelos dem Suchenden entgegenrollen, ſenden alle Provinzen des eigentlichen Rußlands, ſendet Polen, ſenden die Oſtſeeprovinzen, ſendet ganz Europa ſeine Induſtriellen hierher. Aber wer nicht ein ziemlich bedeutendes Anlagecapital mitbringt, gelangt gar nicht zur Eröffnung eines Geſchäftes. Die tauſend und abertauſend Förmlichkeiten welche beſonders der Ausländer zu paſſiren hat, ehe er trotz der Gewerbfreiheit zur Möglichkeit gelangt ſich zu etabliren, vernichten in jedem Ankommenden die erſte, friſche, volle Kraft. Kennt er nun nicht die eben in Petersburg herrſchenden Moden, Anforderungen, Anſichten des Publikums in ſeinem Artikel, ſo iſt eine Hoffnung auf Abſatz gar nicht zu faſſen. Denn trotz aller Scheidung im Leben hält ſich das ganze Publicum der Abnehmer doch wie eine geſchloſſene Corporation an jene Gewerb- und Handeltreibenden deren Läden juſt im Munde der vornehmen Welt ſind. Erſt viele Ankündigungen in den Tagblättern, die Eröffnung eines glänzenden Verkaufslocals, kurzum die Befriedigung aller koſtſpieligen Aeußerlichkeiten eines Etabliſſements, vor allem aber die Protection irgend eines Vornehmen, einer tonangebenden Dame der Geſellſchaft vermag einen geſteigerten Abſatz zu erzeugen. Bis zu dieſem Punkt gelangen jedoch verhältnißmäßig nur Wenige. Viel häufiger ſind jene welche an der erſten Einrichtung ihres Geſchäftes verderben und dann gezwungen ſind bei irgend einem Fabricanten ihres Faches als Lohnarbeiter zu dienen, oder ihre ſelbſtgefertigten Waaren an dieſen um einen äußerſt geringen Preis zum Wiederverkauf loszuſchlagen, oder — im glücklichſten Fall — ihm dieſelben in Commiſſion zu geben und dann natürlich beim Verkauf jedes einzelnen Stückes einige Procente einzubüßen. Die Maſſe dieſer Handwerker deren Waaren auf ſolche Weiſe erſt durch die zweite und ſelbſt dritte Hand in das Publicum gelangen, wobei ihnen ſelbſt immer der meiſte Nachtheil erwächſt, iſt wahrhaft ungeheuer. Zwei Drittel dieſer Menge verfällt nach und nach unrettbar den ertödtenden Umarmungen des vollſtändigſten Pauperismus. Denn ſowie der kleine Handwerker einmal gezwungen war ſich dem Fabricanten oder Verkäufer durch Anlehen zu verpflichten, iſt er auch deſſen Gewalt vollkommen überliefert. Sowie er vollends nicht mehr im Stande war die Materialien oder die zu bearbeitenden Rohſtoffe ſeines Handwerkes oder ſeiner Kunſt ſich auf eigene Koſten anzuſchaffen, ſondern dieß dem „Magaziniſten" überlaſſen muß und nur noch den Arbeitslohn anſprechen kann, iſt ſeine ökonomiſche Selbſtändigkeit vollkommen vernichtet. Denn einestheils drückt nun dieſer an und für ſich den Arbeitslohn bis aufs äußerſte herab; andererſeits trifft nun auch jeder mercantile Unglücksfall, jede kaufmänniſche Unannehmlichkeit des Verkäufers den kleinen Handwerker ebenſo direct, als ob er ſelber an der Stelle von jenem ſtände. Und es ſind eben im hieſigen Kleinhandel Verhältniſſe geltend, wie ſie nur im Großhandel ohne Schaden der Intereſſenten beſtehen können. So iſt es z. B. gewöhnliche Sitte der Petersburger Ariſtokratie den ganzen Sommer über alle Haus- und Luxusartikel nur auf Rechnung aus den Magazinen zu entnehmen. Dadurch geräth natürlich häufig der Verkäufer in Geldmangel, während er doch gezwungen iſt fortwährend große Vorräthe in allen Mannichfaltigkeiten ſeines Verkaufartikels bereit zu halten, um nicht andere Concurrenten ſich über den Kopf wachſen zu laſſen. Denn von Treubleiben bei dem gewohnten Lieferanten iſt in keiner einzigen Claſſe des hieſigen Publicums die Rede. Sowie der gewohnte Kaufmann ein einzigmal dem Wunſche des Käufers hinſichtlich der Waaren und des Preiſes der Gegenſtände nicht zu entſprechen vermag, verläßt man ihn für immer. Auch durch bisheriges Borgen erwachſene Verpflichtungen gegen den einen oder andern Kaufmann kennt beſonders die vornehme Petersburger Welt nicht. Dadurch ſind ſelbſt die Detailhändler jedes einzelnen Artikels einem unabwendbaren ewigen Schwanken ihres Geſchäftsbetriebs ausgeſetzt, und jeder Nachtheil trifft in ſeinen übelſten Folgen den niedern Arbeiter, den Handwerker, den Mechaniker, während der Nutzen eines ſchwunghaften Betriebes ihm nur durch Mehrarbeit, aber nicht durch Mehrverdienſt an der einzelnen Arbeit, zu gut kommt. Allerdings zeigt wohl jede große Stadt ähnliche Verhältniſſe, aber kaum mag, außer Paris und London, noch ein dritter Ort in Europa exiſtiren wo dieſelben zu ſo verderblichen Zuſtänden juſt für die kleinen Gewerbtreibenden emporgewachſen wären, als in Petersburg.

Wie ſich dieſe Verhältniſſe in der äußern Phyſiognomie der kleinen Handwerker Petersburgs wiederſpiegeln, werden wir an anderer Stelle auseinanderſetzen. Welchen verderblichen Einfluß dieſelben auf ihre körperliche Geſundheit äußern, wie ſie zu Verbrechen und Laſtern aller Art hinführen, ſoll ebenfalls weiter ausgeführt werden. Aber wichtig iſt auch der Einfluß derſelben auf die Natur der induſtriellen Production. Dieſe wird nothwendig ebenfalls verſchlechtert. Mag nämlich auch die Innerlichkeit der gelieferten Producte eines kleinen Handwerkers oder Künſtlers jene ſeiner Concurrenten bei weitem übertreffen, hat er demzufolge zu deren Anfertigung ein größeres Anlagecapital nöthig gehabt als ſein in ſchlechten Stoffen flüchtig arbeitender Nachbar, ſo ſieht der Aufkäufer, ſo ſieht doch ſelbſt das Petersburger Publicum höchſt ſelten auf den innern Werth; beide berückſichtigen faſt einzig die Wohlgefälligkeit der äußern Form der Waaren. Dieß gilt vom Schuhmacher ſo gut wie vom Verfertiger phyſikaliſcher Inſtrumente, vom Töpfer eben ſowohl als von der Putzmacherin. Ueberall entſcheidet nur das mehr oder minder formenſchöne Ausſehen der Dinge. Der eingewanderte kleine Handwerker und Künſtler erkennt natürlich in ſeiner geſchäftlichen Berührung mit der Petersburger Welt dieſe Alleingeltung der Aeußerlichkeit ſehr bald. Er empfindet ſchwer wie gering ſich ihm die beſſere Qualität einer Arbeit verzinſt. Er beobachtet täglich wie die qualitativ ſchlechtere Waare dem Producenten weit größern pecuniären Gewinn bringt, und dabei ihrer ſcheinbar größern Billigkeit halber einen weitern Käuferkreis findet. Er ſucht alſo billigere Rohſtoffe zu erlangen, um ſie oberflächlich zu verarbeiten, und ſorgt dann nur dafür ihnen durch die Politur ein gutes Ausſehen zu geben. Dadurch verſchlechtern ſich natürlich die Producte der Petersburger Induſtriewelt immer mehr, und es kommt dahin daß ſie kaum mehr für den Gebrauch, ſondern nur für die Ausſtellung an den Fenſtern der Magazine gearbeitet ſcheinen. Dieſer Zuſtand bedingt in ſeiner Ueberhandnahme und Allgemeinheit doch endlich die Klage des kaufenden Publicums über ſchlechte Qualität, und die Vornehmen wenden ſich unbedingt den ausländiſchen Magazinen zu, zu denen ſie ſchon an und für ſich die Sucht nach dem Ausländiſchen hinzieht. Die mittleren Claſſen aber können natürlich nicht die durch den Schutzzoll und das Sperrſyſtem verhältnißmäßig ungeheuren Preiſe der ächtausländiſchen Waaren bezahlen; ſie begnügen ſich daher mit

Digitized by Google

denen welchen die induſtrielle Speculation wenigſtens ausländiſche Namen aufprägte — wenn ſelbſt mit ruſſiſchen Lettern, wie man es ſehr häufig findet. Die mittelloſen Käufer endlich ſehen ſich im allerübelſten Verhältniß; denn ſie ſind genöthigt ſich an das ächtruſſiſche — d. h. nicht einmal mit ausländiſcher Firma bezeichnete — Fabricat zu halten, und dieſes wurde von den Verfertigern noch mehr vernachläſſigt, als jenes pſeudoausländiſche, weil man bei jenem doch immer noch auf etwas beſſern Abſatz und auf beſſere Preiſe rechnen durfte, als bei dem von der kaufenden Welt principiell verachteten inländiſchen Kunſt- und Gewerbsproduct. Die Flüchtigkeit der Arbeit, die Berückſichtigung einzig der äußern Form herrſcht allerdings vorzüglich bei den nationalruſſiſchen Arbeitern; die Erzeugniſſe der ausländiſchen Handwerker ſtehen immer in der Meinung des Publicums oben an. Aber die hieſigen Ausländer können hinſichtlich des Anſchmiegens an jede augenblickliche Geſchmacksrichtung und hinſichtlich der raſchen Production nicht leicht mit den Nationellen in die Schranken treten; auch iſt ihnen die Kunſt des Uebertünchens, Zuſammenflickens und Aneinanderleimens der ſchlechten Induſtrieproducte nicht zu ſo hoher Vollkommenheit eigen, als jenen. Und ſo verfällt eben von ihnen, denen noch außerdem der Mangel an Freunden und Gönnern, ſowie der perſönliche Haß des gemeinen Ruſſen gegen den Ausländer in tauſendfacher Hinſicht feindlich gegenüberſteht, ein großer Theil der unſeligſten Armuth und Noth.

Selbſt jenen welche nicht auf gut Glück nach Petersburg wanderten, ſondern von hieſigen Unternehmern als Werkmeiſter und Arbeiter gerufen wurden, blüht ſelten ein nennenswerthes Glück. Sehr häufig werden auch ſie ſpäter oder früher das Opfer der Armuth. Dieß liegt theils im perſönlichen Charakter der großen Unternehmer, theils im gewohnten Gange hieſiger induſtriellen Unternehmungen begründet. Denn glaubt irgend ein Capitaliſt ein Bedürfniß, welches bisher durch das Ausland befriedigt werden mußte, mit Vortheil in Rußland erzeugen zu können, ſo ſucht er vor allem ſachverſtändige Aufſeher, Werkmeiſter und Arbeiter des Auslandes (gewiſſermaßen als Lehrarbeiter) um einen ziemlich guten Lohn anzuwerben. Iſt die Unternehmung eine in Rußland überhaupt ganz neue, ſo wird ein mehrjähriges Patent auf den Alleinbetrieb um 12,000 Rubel beim Finanzminiſterium erkauft. Nun beginnt die Arbeit, deren gröbere Theile Eingeborenen anvertraut werden. Aber juſt dieſe hintertreiben ſehr häufig deren guten Erfolg, theils aus Vorurtheil gegen jedes Neue, theils auch nur aus Haß gegen die vorgeſetzten und beſſer beſoldeten Ausländer. Mit ſlaviſcher Beharrlichkeit ſetzen dieſe Nationalruſſen ihre feindlichen Machinationen ſehr häufig ſo lange fort, bis das ganze Unternehmen wieder zu Grunde gehen mußte. Gelingt aber der Aufſchwung eines ſolchen Geſchäftes, ſo werden die ausländiſchen Aufſeher, Werkmeiſter und Arbeiter ſobald wie möglich beſeitigt, indem das Nachahmungstalent der wohlfeiler zu beſoldenden Ruſſen ſie unterdeſſen ſcheinbar unnöthig gemacht hat. Oder, wenn ſie für eine beſtimmte Jahresreihe mit *ſchriftlichem* Contract angeworben waren, ſo ſucht man ihnen wohl auch ihr Verbleiben durch tauſendfache Plackereien zu verleiden, um endlich ſie ſelbſt zum Aufſagen zu bringen. Aber ſowie ſie dieß gethan, ſowie ſie aus der Verbindung mit den Capitaliſten treten, ſtehen ſie im übelſten Verhältniſſe da. Denn den ſcheinbar hohen Gehalten angemeſſen ſind auch die Preiſe der Lebensbedürfniſſe in Petersburg, und ſie konnten meiſtens kaum ſo viel erſparen, um die Rückreiſe nach einer Heimath anzutreten, in welcher ſie früher zu Gunſten der ruſſiſchen Anſtellung alle geſchäftlichen Bezüge und Einrichtungen aufgegeben haben. Zum Selbſtbetrieb des Geſchäftes, in welchem ſie ſachverſtändig, fehlt ihnen ein ſo großes Capital, als nothwendig wäre um mit ihrem früheren Brodherrn in Concurrenz zu treten. Ja, oft macht das Patent jenes für den Alleinbetrieb jede Concurrenz unmöglich.

Endlich aber muß auch noch der Umſtand berückſichtigt werden daß unter dieſen nach Rußland berufenen ausländiſchen Induſtriellen ein ſehr großer Theil eben nicht zu den Vorzüglichſten ihrer Claſſe gehört. Zuverläſſige, geſchickte und thätige Arbeiter finden überall ihr Auskommen, und unter den mittlern Claſſen des Auslandes, England ausgenommen, iſt weder die Ueberfülle ſolcher, noch die Wanderluſt ſoweit gediehen daß nicht eben faſt einzig die minder Arbeitſamen, die minder Geſchickten, die minder Zuverläſſigen ihr Heil in Rußland ſuchen ſollten. Beſonders hat ſich in neuerer Zeit die Scheu vor ruſſiſchem Leben und vor dem ruſſiſchen Reiche in Frankreich und Deutſchland unter den gewerbtreibenden und niedern Claſſen in ſolcher Allgemeinheit verbreitet, daß man faſt durchſchnittlich irgend einen andern Grund als jenen des Mehrerwerbs bei den dorthin Auswandernden annehmen kann.

Faßt man das bisher Geſchilderte zuſammen, ſo bleibt es nicht unerklärbar wie in Petersburg, eben unter den nichtruſſiſchen Handwerkern und Künſtlern, der Pauperismus ſeine meiſten Unterthanen zählt. Erwägt man aber auch dasjenige was zur innern Charakteriſtik dieſer ausländiſchen Armenmaſſen der Czarenreſidenz angedeutet wurde, ſo iſt tiefe ſittliche Erniedrigung derſelben eine nicht wegzuläugnende Folge. Die Gefängniſſe, die Luſthäuſer, die Hoſpitäler für Syphilitiſche geben in ihren Einwohnern, die Maſſe derjenigen welche unehrlichen oder doch unehrſamen Erwerbszweigen nachgehen, in ihren Mitgliedern für dieſe Thatſache tief betrübende Belege. Da aber die Maſſe der eingewanderten Deutſchen jene der übrigen Ausländer bei weitem überſteigt, ſo iſt es natürlich daß auch ihre Namen hier überall vorherrſchen. Seltener findet man Franzoſen; noch ſeltener und ſelbſt im Verhältniß zu ihrer Petersburger Geſammtmenge ſelten, gehören Engländer der Armenmaſſe an.

Vielleicht den geldärmſten, doch nicht den unglücklichſten Theil der Petersburger Armen, bilden die nationalruſſiſchen Arbeiter deren an 80,000 mit jedem neuen Frühjahr in die Reſidenz einwandern. Haben ſie nur die erſten Wochen der Arbeitsloſigkeit und des völligen Fremdſeyns überwunden, ſo iſt auch für ſie die Zeit des drückendſten Elendes vorüber. Allerdings mußte bereits früher darauf hingedeutet werden wie eben dieſe erſte Zeit für ſie in Petersburg höchſt verderblich iſt. Aber vernichtet die Krankheit nicht alle Energie des Körpers und Geiſtes, ſo ſchlüpft der aalglatte ruſſiſche Charakter dennoch meiſtens ungeſchwächt durch dieſe Kümmerniſſe hindurch, und das überſtandene Elend wirkt nicht lähmend auf den fernern Lebenskampf ein. Dieſe einwandernden Arbeiter ſind meiſtens Leibeigene. Gegen Erlegung eines „Obrok" ſind ſie von ihren Herren für eine beſtimmte Zeit aus der Heimath entlaſſen worden, um ſich auf eigene Hand ihren Unterhalt verdienen zu können. Iſt der Erbherr reich an Leibeigenen, ſo iſt das Loos derſelben meiſtens eben nicht drückend. Im Durchſchnitt beträgt ſogar jene jährliche Abgabe nicht mehr als etwa 2 (2 Thaler 6 Groſchen) bis 5 Rubel (1 Louisd'or), und jede Art des Verdienſtes ſteht ihnen frei. Uebler aber geſtalten ſich die Zuſtände dieſer Arbeiter wenn ihr Leibherr arm iſt, oder auch wenn der Verwalter (Uprawitel) eines Reichen ihr Einkommen zu beurtheilen vermag. In beiden Fällen werden ſie auf das entſetzlichſte gedrückt: vom armen Herrn durch die unbedingte Macht über den Leibeigenen, vom Geſchäftsführer durch Androhungen der verſchiedenartigſten Mittel welche er anwenden werde

Digitized by Google

den Leibherrn zur Zurücknahme des Paſſes, zur Abgabe des Leibeigenen zum Militär u. ſ. w. zu bewegen, falls dieſer nicht außer dem geſetzlichen Obrok noch eine viel bedeutendere außergeſetzliche Abgabe an den Verwalter zahlen werde. Doch ſind dieſe Verhältniſſe, wenigſtens in Petersburg, im allgemeinen nicht ſo häufig als ſie von manchen Schriftſtellern dargeſtellt werden. Denn die armen Herren bedürfen ihrer wenigen Leibeigenen meiſtens zur Bearbeitung des Feldes ihrer Güter, entlaſſen ſie alſo ſelten nach der Reſidenz; den noch mehr erpreſſenden Uprawitels aber weiß der ſchlaue Ruſſe im Gewühl der Hauptſtadt ſein vermehrtes Einkommen faſt immer geſchickt zu verbergen.

Zwar kennt ein ſolcher einwandernder Arbeiter ſelten ein eigentliches Handwerk; aber ſein Talent für Nachahmung jedes Geſchäftes befähigt ihn zur Arbeit in faſt jedem derſelben. Gewöhnlich findet er zuerſt ſein Unterkommen bei einem der vielen Bauwerke, welche in Petersburg alljährlich unternommen werden, und zu deren gewohnter haſtiger Ausführung immer ungeheure Menſchenmaſſen erforderlich ſind. Erſt ſpäter, wenn mit dem Herbſt und Winter dieſer Erwerbszweig nicht mehr vorhanden iſt, wendet er ſich der Fabrikarbeit oder noch lieber dem Hauſirhandel zu. In alle drei Phaſen des induſtriellen Lebens bringen aber dieſe ruſſiſchen Einwanderer den Charakter der Unzuverläſſigkeit herein. Die Bauten werden gewöhnlich auf Accord (Podrjät) ausgeführt. Sämmtliche beim Bau beſchäftigte Perſonen ſind meiſtens Leibeigene, vom Podrjätſchik an bis zum niederſten Arbeiter herab. Ebenſo läuft das Accordiren durch dieſe ganze Reihe. Gewöhnlich verpflichtet ſich nämlich der Bauunternehmer zunächſt dem Bauherrn, nach dem Riß und den feſtgeſetzten Beſtimmungen im Betreff des Baumaterials, das Gebäude binnen einer gegebenen Zeit für eine verabredete Summe fertig hinzuſtellen. Er accordirt nun wieder mit einzelnen Zimmerleuten, Maurern u. ſ. w., und dieſe ſuchen dann die Materialien möglichſt wohlfeil, eben ſo auch Arbeiter zu gewinnen welche ſie nicht nach dem Tage, ſondern nach der gefertigten Arbeitsmenge höchſt dürftig belohnen. Natürlich ſucht jeder Einzelne bei dem eingegangenen Accord ſoviel als möglich zu gewinnen. Jeder Einzelne fertigt ſeine Arbeit ſo raſch als möglich, jeder Einzelne wendet nur die wohlfeilſten Materialien an, und ſo entſteht dann ein Gebäude welches in jedem einzelnen ſeiner Theile den Stempel flüchtiger und oberflächlicher Fabrikarbeit trägt.

Inwiefern die ruſſiſchen Arbeiter auch dem eigentlichen Manufactur- und Fabrikweſen den Charakter der Unzuverläſſigkeit ausprägen, ward ſchon angedeutet, und die Vergleichung der Producte ein und derſelben Fabrik aus jener Zeit da ſie noch ausländiſche Werkmeiſter und Arbeiter beſaß, mit einer ſpätern Periode wo der ganze Betrieb des Geſchäftes in den Händen der Nationalruſſen ruhte, gibt dafür die deutlichſten Beweiſe. Selbſt die ruſſiſchen Induſtrieausſtellungen, welche ſeit 1839 häufig in Petersburg ſtattfinden, vermögen nicht den genauen Beobachter gegen dieſe Verſchlechterung der Manufacturerzeugniſſe zu täuſchen. Wenigſtens ſtimmen in dieſem Urtheile alle Sachverſtändigen überein. Ja manche fügen wohl auch die Erzählung von nicht ſeltenen Fällen bei wo gewiſſe Induſtrieproducte, welche auf den Petersburger Ausſtellungen für ruſſiſche ausgegeben wurden, in ihren innern weniger ſichtbaren Theilen den Stempel ausländiſcher berühmten Fabriken trugen. Beim Hauſirhandel ſind wir allerdings nirgends gewohnt auf Solidität zu rechnen, und es hieße nur die oft gegebenen Beſchreibungen ruſſiſchen Krämer- und Schacherweſens unnütz vermehren, wenn hier näher auf Detaillirung der darin gewöhnlichen Verfahrungsweiſe eingegangen würde. Auf die Inhaber der kleinen Victualienläden (fryktobaja i melotschnaja lafka) und ihr Treiben wurden auch bereits früher einige Blicke geworfen und ihr demoraliſirender, ſo wie ihr verarmender Einfluß auf das niedere Volk erwähnt. Da es jedoch gar nicht ſelten geſchieht daß die ruſſiſchen Hauſirer Petersburgs bis zur erſten Kaufmannsgilde ſich emporarbeiten, ſo iſt der Einfluß ihres Charakters auf den des weitergreifenden Handels überhaupt nicht unbedeutend. Jeder hieſige, aber nichtruſſiſche Kaufmann, ſowie die ausländiſche Handelswelt vermeidet deßhalb, wenn irgend möglich, jeden dauernden Verkehr mit derartigen Emporkömmlingen.

Es iſt eine durchgängig gültige Thatſache daß die Nationalruſſen in Petersburg, ſobald ſie einmal ſich aus der bitterſten Armuth emporarbeiteten, höchſt ſelten und faſt niemals für immer dem Pauperismus wieder anheimfallen, wenigſtens ſo lange ſich ihnen ihre Körper- und Geiſteskräfte ungeſchwächt erhalten. Freilich verbleiben jedoch auch viele von ihnen in den Reihen der Proletarier ihr Lebelang, und diejenigen beſonders vermehren die Armenclaſſen welche nach einem vierundzwanzigjährigen Militärdienſt (erſt im letztverfloſſenen Jahre auf fünfzehn Jahre herabgeſetzt) zwar als Freie in die Welt zurücktreten, aber auch während jener Periode mancherlei frühere Fertigkeiten verlernt und ſich beſonders einer gleichmäßig fortdauernden Arbeit entwöhnt haben. Sie bilden einen äußerſt depravirten Theil der Armen. Die Nationallaſter der Ruſſen — Trunkſucht, übermäßiger Sinnengenuß und Spiel — ſind eben unter den ausgedienten Soldaten am verbreitetſten und am ausgebildetſten. Ueberdieß lernten ſie im Militärleben noch vorzüglich dadurch alle möglichen Verbrechen kennen und ausüben, weil die ruſſiſche Militärmaſſe ſich durch die Art ihrer Regeneration aus den demoraliſirteſten Theilen der Nation zuſammenſetzt. *) Jeder einzelne Menſchenbeſitzer muß nämlich nach der ihm eigenen Seelenzahl eine gewiſſe Menge von Recruten ſtellen, und gibt natürlich diejenigen ab welche ihm ſelbſt den mindeſten Nutzen bringen: Vagabunden, Arbeitsſcheue, Säufer, Hausdiebe u. ſ. w. Außerdem iſt noch die Einreihung in das Militär eine geſetzliche Strafe für gewiſſe Verbrechen, und wird als ſolche häufig der Zuchthausſtrafe des Auslandes gleich erachtet. Ja, es ſteht überdieß jedem Leibherrn, und in denjenigen Provinzen wo die Leibeigenſchaft nicht mehr exiſtirt, jeder Gemeinde frei, außer den vom Staate geforderten Recruten, auch noch diejenigen zum Militärdienſt abzuliefern welche auf keine andere Weiſe zu beſſern ſind. Allerdings ſind nun zwar die Garderegimenter Petersburgs im

*) Bis zu welchem Grade die Demoraliſation in der ruſſiſchen Armee gediehen iſt, dafür liefert ein Ukas den Beweis, welcher eben jetzt (Frühling 1843) veröffentlicht wurde. Er heißt: „Um dem vielfachen Uebel das ſich durch die der Armee jährlich in Menge zukommenden verbrecheriſchen oder deſertionsſüchtigen Individuen ergibt, zu ſteuern, hat Se. Majeſtät nachſtehenden Befehl erlaſſen: 1) Recruten welche ſich als Vagabunden und Verbrecher erweiſen, ſollen, wenn ſie zwiſchen 17 — 25 Jahr alt ſind, zu ihrer Beſſerung den Correctionsanſtalten übergeben werden, die ſich in den Garniſonen und Linienbataillonen befinden, ältere Recruten aber aus dieſer Kategorie den Arreſtantencompagnien in den Feſtungen; 2) Temporäre Militärarreſtanten, die in den Feſtungen zum Theil oder ganz ihre Strafzeit abgeſeſſen haben, können zum Armeedienſte nur dann gebraucht werden wenn die Feſtungscommandanten und Chefs der Arbeitscompagnien ſich durch vielſeitige Proben von ihrer Beſſerung und ihrer Würdigkeit für dieſen Dienſt überzeugt haben und ſich dafür verbürgen können; 3) Erweiſen ſich temporäre Militärarreſtanten durch ihre ſchwächliche Conſtitution für die Arbeiten in den Strafcompagnien der Feſtungen unfähig, durch ihre fortdauernde Laſterhaftigkeit aber für den Kriegsdienſt jeder Art unwürdig, ſo ſollen ſie den Arbeitscompagnien bei der Civilobrigkeit übergeben werden, um hier zu öffentlichen Arbeiten verwandt oder zur Anſiedelung nach Sibirien geſendet zu werden. —"

Inwiefern dieſer Ukas günſtig auf die moraliſchen Zuſtände des Militärs einwirken mag, ja in wie weit überhaupt die wirkliche Ausführung der einzelnen Beſtimmungen deſſelben möglich iſt, muß erſt die Folgezeit lehren.

Digitized by Google

allgemeinen aus beſſern Beſtandtheilen als die ſogenannte Linie zuſammengeſetzt, überdieß ſucht man hier auch den Ausgedienten meiſtens einen Platz als Thürſteher oder Diener in einem der Krongebäude oder bei einer der Behörden zu verſchaffen. Aber abgeſehen davon daß ſich doch unter ihnen trotzdem viele Individuen aus den angedeuteten Claſſen befinden, iſt es auch eine naturgemäße Folge der Anziehungskraft großer Städte daß ſich ihnen aus allen Landestheilen die Abenteurer zuwenden, um von der reichbeſetzten Tafel der Vornehmen und aus den goldſtrahlenden Zimmern der Reichen ihren Unterhalt zu erbetteln, zu erliſten, zu erarbeiten — auf welche Weiſe ſich nun eben in jedem Augenblick der Erwerb am müheloſeſten und reichlichſten geſtalten mag.

So ſehen wir denn eine ungeheure Armenmenge, durch die perſönlichen und allgemeinen Verhältniſſe der Petersburger Volksmaſſe ſowie durch die Geſtaltungen des Staats- und Induſtrielebens Rußlands, eben für die Reſidenzſtadt immer von neuem heranwachſen. Wie den verſchiedenen Claſſen derſelben in den Augenblicken der ihnen furchtbarſten Noth, in der Krankheit, vom Staat und den Wohlhabenden Hülfe gewährt wird, haben die vorſtehenden Aufſätze im Einzelnen nachzuweiſen verſucht. Eine gleichergeſtalt umſtändliche Schilderung der einzelnen Wohlthätigkeitsanſtalten würde aber für den vorliegenden Zweck zu weit führen. Nur einige wenige Rieſenanſtalten welche in Bezug auf ihre Ausdehnung einzig daſtehen, ſollen deßhalb in ihren Einrichtungen und in ihren Beziehungen zum Volksleben eine nähere Beſchreibung finden. Für die übrigen werden allgemeine Andeutungen und Bemerkungen hinreichen müſſen.

Auguſt Wilhelm v. Schlegel.

Es war in Berlin im Sommer des Jahres 1827, als uns Studenten der Weisheit die Kunde wurde, Auguſt Wilhelm Schlegel, dieſe nicht bloß deutſche, ſondern europäiſche Berühmtheit, ſey da und werde Vorleſungen über das Schöne halten. Wir waren damals ganz erfüllt vom Studium jener Philoſophie die das Dieſſeits in ein Jenſeits umwandelt, um das Jenſeits mit allen ſeinen Geheimniſſen vor das Forum der Gegenwart zu ſtellen. In aller menſchlichen Entwicklung der Entfaltung des Göttlichen nachzugehen, den Geiſt Gottes im Weltproceß zu ſuchen, in aller thatſächlichen Geſchichte, in aller mythiſchen Offenbarung die abſolute Vernunft herauszufinden, ſchien uns der Zweck aller Wiſſenſchaft, der Triumph aller Forſchung. Dieſem Drange hingegeben, konnte uns wohl der Wahn beſchleichen das Weſen hinter der Erſcheinung zu ſuchen. Der Hegel'ſche Begriff lehrte uns das nicht, aber wie wir in der lärmenden Weltſtadt auch äußerlich wie Karthäuſer lebten, ſo bemächtigte ſich der jungen Gemüther dieſer Hang nach der Nachtſeite des Lebens. Wir waren mehr den Würmern gleich die am Blatte zehren, unwiſſend daß der Schmetterling mit ſeinem Flügelpaar Zweck und Ziel dieſes Raupenfraßes. Erſchien uns Gott als der νοῦς der Welt, ſo war uns alle That der freien Schöpfung nur ein Product von Nothwendigkeiten. Die Schönheit galt uns nur ſoviel als ſie bedeutete. Den Werth des Individuellen ſchlugen wir wie im großen Weltproceſſe ſo im einzelnen Schaffen und Thun nicht ſehr hoch an. Selbſt die glänzendſte Perſönlichkeit die mit dem Selbſtgefühl ihres Gewichtes vor uns hingetreten wäre, hätte uns nicht überraſcht und geblendet. In dieſem Stolz der ſich nicht an den äußern Eindruck, nicht an die Eitelkeit der Erſcheinung hingab, lag freilich auch etwas Dünkel. Die Blume die du an der Wurzel zu faſſen und zu verſtehen unternimmſt, verräth dir noch nicht das Geheimniß ihres Duftes. Eine vollendete Blume moderner menſchlicher Bildung ſtand in Schlegel vor uns; nur Schade daß ſie gar zu ſtark nach eau de mille fleurs duftete.

Ich holte nur um deßwillen ſo weit aus, um die Stimmung anzudeuten in welcher deutſche Jugend von damals aus der dumpfigen Kloſterſtube von Numero VIII, wo Hegel docirte, durch den Univerſitätsgarten nach der Singakademie ſchlenderte, in deren weitem luftigen Raum Schlegel über die plaſtiſche Kunſt der ewig jugendlichen Alten ſeine Vorträge hielt. Die feſtliche Halle die auch zu Blumenausſtellungen dient, hatte damals noch die ſchöne große Treppe die in der ganzen Breite des Saales wohl ein Drittheil des Podiums in Beſchlag nahm. Oben auf der Höhe der Stufen erſchien Auguſt Wilhelm in der Thür, und ſtieg, leicht beflügelt wie Hermes der Götterbote aus dem Olymp, zu uns hernieder. Ich weiß nicht, war ſein Coſtüm ballfähig, hoffähig oder noch etwas mehr. Die Geſetze der feinſten Etikette waren jedenfalls noch überboten durch die Zuthaten des höchſteigenen Raffinements. Wir deutſchen Studenten errötheten plötzlich, denn Schlegel hatte geſchminkte Wangen. Das ſchöne blonde Gelock, eines Apollo würdig, war leider auch nur eine Perrücke. Er trug ſie aber mit der Anmuth ewig lächelnder Heiterkeit, und wenn er von den Grazien ſprach, konnte man vielleicht über dem ſchönen Fluß ſeiner Rede vergeſſen daß ihn ein gemeiner Pariſer Adoniſateur im Hôtel de Brandenbourg dazu hergerichtet. Bereits ein Greis, ein Sechziger, liebte er dieſe Verjüngungskünſte, auch wenn er von der ungekünſtelten, von der nackten Schönheit der alten Götterbilder ſprach. Die hülleloſe Schönheit der menſchlichen Form läugnete er freilich, er unterſtützte ſehr eifrig die Anſicht daß die Alten, ſchon in früheſter Zeit vom Geſetz der Decenz geleitet, ihre Göttin Amathuſia in Gewandung dargeſtellt. Sein Vortrag war an Inhalt karg, aber er gab was er gab in der ſchönſten Form beredſamer Mittheilung. Es war joniſche Anmuth in der Wellenform ſeiner Rede, es war künſtleriſches Behagen und kunſtfertige Sicherheit in der Art und Weiſe wie er als Fein- und Vorſchmecker zum Genuß claſſiſcher Gebilde vorbereiten wollte. Berlin, ſagt man, hat das ungeduldigſte, das unſicherſte Publicum. Schlegel hatte damals ſchon vor zwanzig Jahren, zur Zeit als er mit Tieck Jena verließ, in der Blüthe ſeiner Thätigkeit, dramaturgiſche Vorleſungen in Berlin verſucht und ohne Erfolg eröffnet, dieſelben Vorträge die er dann kurze Zeit darauf, im

Digitized by Google

Jahre 1807, in Wien mit ſo viel Glanz und Ruhm gehalten, dieſelben die im Druck das gelungenſte ſeiner Bücher, das in alle europäiſchen Sprachen überſetzte Werk über dramatiſche Kunſt wurden. Er hatte in der Singakademie in der That nur eine ſparſame Zuhörerſchaft, und wir von der Univerſität waren nur zudringliche Gäſte. Er gibt heute wieder ſehr wenig! hörte man mitten in der peinlichen Stille flüſtern. Pikante Bonmots waren freilich nicht ſeine Sache, und politiſche Anſpielungen mit denen der Witz ſich über den Stoff nur hinweghilft um ihn dann brach liegen zu laſſen, waren im Zeitalter vor der Julirevolution überhaupt etwas unerhörtes. Die Kunſt hätte damals noch um ihrer ſelbſt willen gelten können, und ein Schlegel der ſie lediglich in dieſer egoiſtiſchen Selbſtbeſtimmung auffaßte, hatte ſicherlich erwartet den Glanz der Hauptſtadt in vollem Flor um ſich verſammelt zu ſehen. Deutſchen Studenten aber gab er in der That zu wenig Gedankenſtoff und — zu viel Erſcheinung. Wir erinnerten uns daß Johann Heinrich Voß ihn immer nur — ich weiß nicht warum — den geſchmeidigen perfiden Sir William nannte. Wir citirten uns Immermann's plumpen Vers auf ihn:

Erſt in England, dann in Wälſchland, dann in Brahma's Finſterniſſen
Haſt du dir, Wilhelm, deinen deutſchen Rock zerriſſen!

Hätten wir damals ſchon Schlegels läppiſchen Ausfall gegen Schiller gekannt:

So lange es Schwaben gibt in Schwaben,
Wird Schiller immer ſeine Bewunderer haben —

wir würden dem Verskünſtler wegen der an einem Propheten verübten Frevel vielleicht hart auf den Leib gerückt ſeyn. Denn deutſche Jugend, weß philoſophiſchen Geiſtes ſie ſeyn mag, fühlt eine Verletzung Schillers als eine Entweihung des Nationalheiligthums. Uns war Schlegels ganzes Auftreten anſtößig, in ſeiner ſorgfältig unterſtützten und auf brillante Wirkung berechneten Perſönlichkeit lag für uns das Gebahren des Dandy. Die beiden ausländiſchen Orden, ein ruſſiſcher und ein ſchwediſcher, auf der Bruſt des deutſchen Gelehrten waren damals wohl weniger ſtörend für uns, denn wie geſagt, es fehlte uns an allen politiſchen Sympathien und Antipathien. Man kann ſich über dieſe beiden Schlegel'ſchen Decorationen auch heute noch beruhigen, wenigſtens über die ſchwediſche, die ihm Bernadotte in Anerkennung der ſtyliſtiſchen Abfaſſung ſeiner Proclamationen zur Zeit der Kriegsjahre ertheilte. Auch ſein Adel war ſchwediſch. Das Motiv ſeiner ruſſiſchen Verdienſte iſt mir noch jetzt unbekannt. Was uns damals beleidigte, war die Art und Weiſe des greiſen Mannes Jugend zu heucheln. Er lächelte ſo ſelbſtgenügſam wie Narziß, und in der That erſchien er uns wie ein glänzender Hageſtolz; ſeine zwei ehelichen, kinderloſen Verbindungen waren beidemale durch Scheidung gelöst. Er ſpielte während er ſprach abwechſelnd mit der goldenen Tabatière die er zwiſchen den Händen drehte, oder mit dem Solitär der als Buſennadel ſein Hemd feſtete. Vielleicht iſt das nun dieſelbe Buſennadel die er ſterbend, ein Achtundſiebziger, laut Teſtament für die Grazie der Berliner Bühne, Charlotte von Hagn, als Andenken beſtimmte. Politiſche Zeitungen haben uns dieß verkündet; alſo darf dieſer Charakterzug wohl auch hier ſeine Stelle finden. Berlin hat überhaupt viel Anziehungskraft für Schlegel gehabt, obſchon es ihm nie gelingen wollte dort feſten Fuß zu faſſen. Beim Thronwechſel 1840 war er eigens aus Bonn herbeigekommen, um perſönlich zu huldigen. Man ſagte er ſey in demſelben zeiſiggrünen Frack erſchienen, in welchem er auch ſchon den Bourbonen zur Zeit der Reſtauration in Paris aufgewartet. Er hatte aber doch wohl ſeine Zeit verkannt, und es war in Berlin nicht ſeines Bleibens. Er wäre vielleicht gern bei Hofe geſtorben. Er ſtarb ſehr einſam in Bonn und ohne den Zuſpruch von Freunden. Vielleicht war er noch in den letzten Augenblicken ſeines Lebens mit der Toilette für den Gedanken irgend eines indiſchen Brahminen beſchäftigt. Denn dieß war ſein Amt, ſeine Luſt und ſeine Leidenſchaft das kleidſamſte Gewand auszufinden für die dichteriſchen Gebilde aller Völker, aller Zeitalter und Zonen. Er war Deutſchlands größter Sprachkünſtler. Deutſche Studenten vom Jahre 1827 thaten unrecht ſich um einzelner Launen und Eigenheiten willen von ihm abzuwenden; ſie waren undankbar, denn ſie ſprachen und ſprechen noch ſeine Sprache, wenn ſie Shakſpeare's große Geſtalten durch ihre Seele ſchreiten laſſen. Niemals in der ganzen Geſchichte ihrer ſo oft formloſen und ungeſtalten Entwicklung war deutſche Gelehrſamkeit ſo bildſam und ſo im Dienſte der Schönheit und Eleganz wie in Wilhelm Schlegel. Es iſt ſehr nöthig uns bei ſeinem Tode den großen Werth und den vielfachen Einfluß des Mannes auf deutſche Cultur ins Gedächtniß zu rufen. Daß er das Weſen vorzugsweiſe in der Erſcheinung ſuchte, hat uns dieß Wort des Andenkens an ſeine Perſönlichkeit nur als Vorläufer zur Erinnerung an ſeine wahrhaften Verdienſte abgenöthigt.

Es iſt nicht zufällig daß Wilhelm Schlegel von Geburt Hannoveraner war, mithin von Hauſe aus diejenige unſerer Mundarten ſprach welche der Schriftſprache am nächſten ſteht. Ebenſo wenig zufällig oder erfolglos war Göttingen, der Sitz der philologiſchen Studien, unter Heyne's Einfluß diejenige Hochſchule die den Virtuoſen unſerer Mutterſprache heranbildete. Dann drei Jahre lang Hofmeiſter im Hauſe eines reichen Bankiers zu Amſterdam, mochte ſich Wilhelm Schlegel in jener Welt holländiſcher Reinlichkeit, netter Sauberkeit und Formglätte gar ſehr gefallen. Er ging darauf nach Jena, wo Fichte's kecker, herausfordernder Idealismus eine ſtarke Anzahl feuriger Köpfe zuſammentrieb. Schlegel, wiſſen wir, nahm Theil an Schillers Muſenalmanach und Horen, und doch hatte er nicht den geringſten Theil an dem Schwung, an der Macht und Größe dieſes Geiſtes. Schiller las in Jena Geſchichte, in welchem Sinne wiſſen wir aus ſeiner ganzen Art die Geſtalten der Vorzeit zu erfaſſen, in welcher Form erſehen wir an ſeinen Aufſatzen und Vortragen von ſchwerem Gehalt und tiefer, nachhaltiger Kraft. Er hatte bereits ſeine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges gegeben. Seine Briefe über äſthetiſche Erziehung bekundeten, wie ſeine lyriſchen Gedichte, welchen Flug ſein Idealismus nahm. Seinen Wallenſtein hatte er noch nicht aufzuweiſen, als Schlegel nach Jena kam; aber hatte er nach den Jugenddramen voll von gigantiſchem Lebensmark nicht im Carlos ſchon das allerhöchſte kundgegeben was der ringende Geiſt der Menſchheit, der in Frankreich ausgebrochene Kampf der beiden Jahrhunderte ſich je als Ziel und Triumph in Ausſicht ſtellen konnte? In dem großen Wettgeſpräche zwiſchen König Philipp und Poſa hat deutſcher Dichtergeiſt gleichſam als Blüthe vornweg abgepflückt was der heiße Streit der Elemente im äußeren Leben erſt nach Jahrzehnten voll Blut und Verwüſtung zu erringen verhieß. In alle dem was bei Schiller einen wunderbaren, inſtinctmäßigen Gleichtact mit den großen Wendepunkten der weltgeſchichtlichen Entwicklung verräth, hat ſich eben ſeine prophetiſche Natur bekundet. Dieß alles lag ſchon zu Tage damals, die Acten dazu waren ſchon beiſammen, ſeit 1794 begann ſelbſt Goethe mit größerer Energie ſeinen brieflichen Verkehr mit dem Profeſſor der Geſchichte in Jena, das ganze große Ringen eines erhabnen Menſchen mit den allerhöchſten Aufgaben der Jahrhunderte war ſchon zu einem vollen Schauſpiel eröffnet, und die Gebrüder Schlegel

Digitized by Google

ſammt Tieck wußten nicht viel von Schiller in Jena, hielten nie viel von ihm oder auf ihn, zogen die Kreiſe ihrer Intereſſen die ſie Romantik nannten, nur um Goethe, nicht um Schiller zugleich, der freilich jeder Zeit den ſtürmiſchen Sieg und Triumph des Geiſtes über die Natur feierte. Goethe bekränzten ſie in ihrem Naturdienſt, ob ſie ſchon von ſeiner innigen, ungeſuchten Eintracht zwiſchen Natur und Geiſt wenig Spuren in ihrem eigenen Naturell verriethen. Man kann nicht umhin zugleich auf perſönliche Antipathie zu ſchließen. In Schillers Naturell war die Erſcheinung geringer, weniger verſprechend als der Kern ſeines Weſens. Goethe imponirte perſönlich, und dieſe Romantiker gingen bei allem Hang zur Muſik, zu Sehnſucht, Duft und Wolkenſaum, doch ſehr nach Aeußerlichkeit. Goethe ſtand auch in der That ſchon fertig als Meiſter der Form da; ſo ſichtlich hatte noch keinem Apoll gelächelt und das Siegel der Vollendung auf die Stirn gedrückt. Die ſogenannten Romantiker neigten gleich damals ſtark zur Formknechtſchaft. Die beiden Schlegel fingerten damals in den Versmaßen aller Völker und Zeiten, zimmerten und neſtelten in ihren Gedichten viel leeres Gehäuſe, droſchen ſehr oft ganz leeres Stroh, das ſie ohnedieß erſt noch borgten. Goethe ſpricht einmal in einem Briefe an Schiller aus jener Zeit von den „Gräueln des Dilettantismus“ um ihn herum. Uns von heute will es noch weit „gräulicher“ bedünken daß all' dieſer poetiſche Formdienſt in den neunziger Jahren betrieben werden konnte, dieß Sonettengeklingel der beiden Schlegel ſich laut machen wollte, während an der Seine aus den unterſten Schluchten der menſchlichen Geſellſchaft ein Orkan heraufſtieg. Der Sturm hatte ſchon längſt ſeine wetterſchwere Stimme erhoben, als die neue Jüngerſchaft Apolls höchſt ſpieleriſch und doch höchſt mühſam, unermüdlich und doch ſehr künſtlich den neuentdeckten Parnaß zur äſthetiſchen Glückſeligkeit hinaufkroch. Den Jupiter tonans der ſeinen Mars und ſeine Blitze vor ſich her ſandte, merkten die leiſen Horcher nicht die auf den Wohlklang der Verſe lauſchten. Man ſage nicht, es habe ihn niemand in Deutſchland gehört. Schiller entwarf ſeine Dichtungen immer als hätte er ſie im Anſchauen der großen Weltſtürme ſeines Jahrhunderts empfangen. Wer fühlt in ſeinen Räubern nicht den Pulsſchlag der aufgebäumten Natur, in Cabale und Liebe den Schrei der Empörung gegen die Tyrannei der alten Sitte? Im Fiesco iſt der ganze Weltproceß des politiſchen Umſturzes entwickelt, im Wallenſtein ergreift faſt gleichzeitig mit Napoleon das Talent die Zügel der Weltregierung. Der Dichter Schiller war dieſer Augur der Völkerſchickſale. Die Schlegel betrieben die Kunſt um der Kunſt willen; ſie ſetzten ſich damit als Techniker, als Spielvirtuoſen herab, und auch Tieck, aller geſchichtlichen Bewegung ſeiner Zeit fern, ſang damals, die Kunſt ſey dazu da das Gemüth über den Qualm der getrübten und beſtäubten Wirklichkeit zu erheben. Den Staub der aufgeregten Wirklichkeit ſuchten die Schlegel von ihren Füßen abzuſchütteln; aber ſie wurden damit noch nicht immer den Schulſtaub ihrer Maximen los. Man nennt ſie gern die Vertreter der romantiſchen Richtung, aber die Stoffe und Elemente der Romantik ließen ſie ſich weit mehr von ſchöpferiſchen Naturen, von Tieck und Novalis, liefern, um deren Berechtigung kritiſch feſtzuſtellen. Wo ſie in dieſen Gebieten ſelbſteigen ſchaffen wollten, gaben ſie, wo nicht die Carricaturen, doch die Verirrungen, die krankhaften Conſequenzen der Romantik, wie Friedrich in der Lucinde und im Alarcos. Ihrer eigentlichen Begabung nach waren ſie weit mehr in den Ausläufen der claſſiſchen Richtung heimiſch, und fanden ſich in dem Vorfund deſſen zurecht was Leſſing und Winckelmann als Erbſchaft hinterlaſſen und Goethe mit ſeiner Hinneigung zur antiken Welt deutſch in Saft und Blut verwandelte. Sie hätten ſich auch gern an Fichte angelehnt; er weckte die ſpeculativen Kräfte der Jugend, aber von ſeiner ſtarken Kraft, die Welt um die intenſive Gewalt des Selbſtbewußtſeyns zu concentriren, gewannen ſie wenig mehr als die Keckheit und Verwegenheit des perſönlichen Heraustretens.

Mit dem Jahre 1795 etwa begann die kritiſche Kampfperiode der Schlegel. Zwei Jahre darauf unternahm Auguſt Wilhelm das ſchöne Werk Shakſpeare deutſch zu geben. Wo Auguſt Wilhelm dichtete, war er faſt nur Verskünſtler; wo er überſetzte, war er faſt Dichter. 1799 unternahm er zugleich mit Friedrich das Athenäum. Sie wurden damit die bedeutendſten Journaliſten Deutſchlands. Das war eben ihr großes Verdienſt Vermittler zu ſeyn zwiſchen dem Publicum und den Dichtern und Denkern die ſich entweder durch Tiefſinn oder Laune, durch Genialität oder Ungeſchick dem Verſtändniß der Menge zu entziehen pflegen. Das Publicum ſchwankte damals zwiſchen den obern und untern Göttern der Nation. In der gemeinen deutſchen Unterwelt folgte einem Spieß und Cramer jener Kotzebue der ſein Zeitalter nicht bloß weit mehr als Goethe beſchäftigte, ſondern beherrſchte. Hinterher ſchämen ſich die Deutſchen ob ſolcher Schwäche, fallen aber immer wieder bei ihrem Phlegma in die Hände der Gaukler, der Fabricanten und der Lakaien ihres Müßiggangs. Deutſchland hat deßhalb zu jeder Zeit jene geſellſchaftlichen Schriftſteller nöthig die gleichſam nur geſchriebene Converſation, kritiſche Annalen liefern, dem Mittelſchlag der Bildung die Arbeit des Denkens erleichtern, zum geiſtigen Genuß erſt befähigen. Mit den Schlegeln datirt erſt die Wohlthat ſolcher Vermittlung. Nicht in der Aufpflanzung der Fahne der Romantik beſteht ihr Verdienſt; ebenſo wenig darf man ihr Weſen als äſthetiſchen Idealismus bezeichnen, ſchon um deßwillen nicht weil ſie für Schillers hohe Natur verſchloſſen blieben. Aeſthetiſche Intellectualiſten kann man ſie nennen, will man einen Namen für ſie. Die beklommene Prüderie, die feige Beſcheidenheit die unter den Deutſchen nie ausſtirbt, war in den neunziger Jahren noch ſo naiv den Zweifel aufzuſtellen, ob Deutſchland wohl claſſiſche Schriftſteller habe oder je haben könne? Die Schlegel riefen: Wenn wir nur mehr claſſiſche Leſer hätten! — Und dieß war ihre Aufgabe ein Publicum heranzubilden, ihm die Schätze der geiſtigen Welt aller Zonen und Zeiten zu erſchließen. Sie thaten das mit fanatiſchem Eifer, oft mit Einſeitigkeit, ſie waren nicht ſelten übereilt genug ihre Liebhabereien zu Geſetzen zu erheben; aber ſie haben mit ihrer Journaliſtik, mit der Litteratur ihrer Aufſätze, die Schranken zwiſchen dem Genius und der Menge hinweggeräumt, den allgemeinen Cultus der Geiſter angebaut.

Sie waren beide ſehr verſchiedener Art. Um ſo mehr hätte man glauben können, ſie hatten ſich ergänzen und in fortgeſetzt gemeinſamer Arbeit es zu einer fertigen Geſchmackslehre bringen müſſen. Die ganze Gemeinſchaft die wir als Schule der Romantiker zuſammenfaſſen, war überhaupt bald aufgelöſt. Novalis und Wackenröder ſtarben früh; Tieck ging bald ſeinen ſelbſtändigen Weg, von Schleiermacher und dem mit ihm gemeinſchaftlich unternommenen Werk der Ueberſetzung Plato's hatte ſich Friedrich gleich im Anfange zurückgezogen. Wir müſſen auch jeden der Schlegel einzeln faſſen. Der jüngere ſammelte ſpäter in Wien ſeine Schriften. Des ältern Aufſätze, zur Sammlung ſchon um deßwillen weit mehr berechtigt weil ſie ſich von leidenſchaftlicher Aufwallung des Augenblicks ganz frei hielten, ſind nur zerſtreut aufzufinden. So lange die Brüder mit einander arbeiteten, blieb auch Friedrich vor ſchwärmeriſchen Auswüchſen mehr behütet, und Auguſt Wilhelm erhielt vom Sturmdrang des jüngern mehr Anregung und Schwung.

Das Athenäum eröffnete Auguſt Wilhelm mit einem Geſpräche

Digitized by Google

zwiſchen der Poeſie, der Grammatik und dem Genius der einzelnen Völker. In dieſem und ähnlichen Aufſätzen ſind in ſchöner reiner Form Grundbeſtimmungen zu einer Aeſthetik zu ſuchen, die als vorbereitende Anfänge noch immer gültig ſind. Während Friedrich auf philoſophiſchem Gebiet im Athenäum den Hodegeten zu machen wußte, war Auguſt Wilhelm ebenfalls in Geſprächsform der Führer unter den Schätzen der Dresdener Galerie. Voß hatte ſeinen Homer gegeben, und der ältere Schlegel lieferte ſeine Kritik die zu allen Zeiten auch um ihrer ſprachlichen Kennerſchaft willen als Meiſterſtück gelten darf. Immer im Hinblick auf die claſſiſchen Formen der alten Welt ſchrieb er ſeine Aufſätze über Goethe's römiſche Elegien und Hermann und Dorothea, während Friedrich mit einem eben ſo ſchwungvollen als tiefſinnigen Aufſatz über Wilhelm Meiſter dem erſtaunten Deutſchland das geheimere Verſtändniß Goethe's eröffnete. Dieſer Wilhelm Meiſter hatte achtzehn Jahre gebraucht um geſchaffen zu werden; die Deutſchen brauchten faſt eben ſo viel Zeit um ihn als Ganzes leſen und verſtehen zu können. Wo es etwas bedeutſames gilt, hat die deutſche Natur alle Zeit ihre langſamen ſchweren Wehen. Friedrich begann damals—auch ſchon ſeine abgeriſſenen fragmentariſchen Einfälle die er Ideen nannte. Er grübelte und ſchwärmte wo Wilhelm nur genießen wollte. Friedrichs Sprache iſt in der Zeit des Athenäums nicht bloß tiefer, auch voller und ſchöner, nicht ſelten üppig und prächtig. In ſeiner ſpäteren Periode ward ſie dunkel und geſucht; ein Hang zu Paradoxen war von Hauſe aus in ihm. Auguſt Wilhelms Sprache iſt jeder Zeit licht und klar, graziös und bequem; er iſt der glücklichſte Cicerone in denjenigen Gebieten des Schönen die er überſieht. Sein philologiſcher Sinn iſt äußerlicher, aber er erſtrebte nie ein tieferes Element das er nicht beherrſchen konnte. Wo Friedrich von der Leſſing'ſchen Kunſt der Anatomie etwas Hang zum Seciren verräth, iſt Wilhelm nur der feine Trancheur, der heitere Feinſchmecker der bei Tafel gern den glücklichen Wirth macht. Mitunter ſteigert ſich ſeine ſinnige Laune bis zum Uebermuth und der äſthetiſche Gourmand ſchwingt dann das Geflügel das er den Gäſten vorſetzt, auf der Gabel und zerlegt es leicht und geſchickt in der Luft. In dem Beſtreben alle Künſte zu verſchwiſtern um aus dieſer Vergeſellſchaftung die ächte Philoſophie des Lebens und geiſtigen Genießens, ein Zeitalter äſthetiſcher Nobili hervorzurufen, waren beide gleich eifrig. Friedrich ſtarb zufällig am Genuß einer Straßburger Gänſeleberpaſtete. Es fällt mir nicht ein ſeine Manen damit zu kränken, ihn deßhalb herabzuſetzen. Es war in ſeiner Jugend ein großer, ſchöner Drang die Welt des Geiſtes in ſeiner Tiefe und Höhe zu erfaſſen. Wie in Novalis ſtieg bei ihm die Begeiſterung bis zur Verzückung. Die Kunſt war für ihn in ſeiner Blüthe ein religiöſer Dienſt, er faßte ſie im Sinne eines geweihten Prieſters, und wenn er auch die ſinnliche Welt in ſeine Begeiſterung hereinzog, ſo ward er doch nicht wie Zacharias Werner geradezu eine Carricatur dieſer Schwelgerei des Geiſtes. In Friedrich Schlegel lebte der heiße Trieb von aller Wiſſenſchaft die Siegel zu löſen, der alte Fauſtiſche Drang germaniſcher Natur. Es fehlte ihm nur aller Mittelpunkt. Er fand ihn ſpäter für ſeine Perſon im Schooß der alten Kirche. Wilhelm blieb ohne allen Mittelpunkt, ihm ſchien keiner zu fehlen, ſein Naturell war leichter und glücklicher.

Auguſt Wilhelm Schlegels weitere litterariſche Thätigkeit läßt ſich, nachdem wir ſie in ihrem Kern und Keim bezeichnet, leicht überblicken. Nachdem das Athenäum das in Berlin erſchien, verbraucht war, ſchloß er ſich als Journaliſt der Zeitung für die elegante Welt an, die Spazier in Leipzig geſtiftet hatte. Dort findet man die fortgeſetzte Polemik gegen Kotzebue und Merkel, welche in Berlin mit dem Freimüthigen ein Gegenblatt gründeten. Gegen den „hyperboräiſchen Eſel" den ihm Kotzebue „bohrte", errichtete er dieſem Präſidenten der deutſchen Bühnenwelt eine „Ehrenpforte". Wilhelm Schlegel war oft ſehr glücklich im Witze, ſchon weil er in ſeinen Studien aus der feinen Leſſing'ſchen Schule kam. Und er hielt gut Haus, er war im Witz nicht verſchwenderiſch wie der Altmeiſter der zu ſeiner Zeit nicht ſelten über altbackene „Hauptpaſtoren" und bornirte Perrücken die Fülle ſeines Scharfſinns ergoß. Es hatten ſich zur Zeit der Schlegel ſchon die drängendſten und wichtigſten Intereſſen zu Lebensfragen der Geſellſchaft aufgeworfen; das Feuilleton zum Athenäum will mir noch jetzt als ein Muſter gewandter, ſcharfer und doch leichter Satire erſcheinen. Nur ging Schlegel im Spott gegen die platte Gemeinheit der Alltagswelt zu weit; ſein Eifer die Kunſt gegen die Wirklichkeit zu ſchirmen verführte ihn ſelbſt die ungeſchminkte Ehrlichkeit und derbe, wenn gleich alltägliche Wahrheit des deutſchen Lebens, wie ſie ſich in Iffland ſpiegelte, eben ſo ſchnöde zu verwerfen. Dieſe Iffland'ſche Wirklichkeit in der Kunſt iſt nicht mit Kotzebue's übertünchter Lüge zu verwechſeln, ſie hat nationale Wahrheit und trotzt allem Parfüm künſtlich appretirter romantiſcher Gelüſte.

Auf die Jenaiſche Epoche der auch noch die Sammlung der Charakteriſtiken und Kritiken beider Brüder angehört, folgte ihr unfruchtbarer Aufenthalt in Berlin. Berlin hatte damals eine ſeiner dürrſten Perioden. Nach einem kurzen ſinnlich ſchwelgeriſchen Zeitalter herrſchte dort jener ehrbare aber karge Römergeiſt der zu prüde um die Künſte zu pflegen, aber auch leider zu beſchränkt war um irgendwoanders Leben zu wecken. Auguſt Wilhelm hielt, wie ſchon geſagt, ohne Erfolg Vorleſungen und ſchrieb dort ſeinen Ion, eine lebloſe Studie die man in Weimar ſich einmal Mühe gab auf die Bühne und auf die Beine zu bringen.

Mit dem Jahre 1805 eröffnete ſich für Wilhelm die Bekanntſchaft mit Frau v. Staël. Dieſe Bekanntſchaft ward für ihn ſo epochemachend wie für Friedrich das Verhältniß zu Dorothea Mendelsſohn. Denn dieſe „weiblichen Genies", wie Jean Paul die Gebrüder genannt hat, bedurften nun einmal, wie es ſchien, ſolcher männlich gearteten Frauen um ihre Thätigkeit zu ſpornen, ihre bloß anempfindenden Lebensgeiſter zu ſchärfen. Ich weiß nicht lernte Wilhelm in Weimar Neckers Tochter kennen, oder in Berlin, wo Friedrich das für ihn noch tiefer greifende Bündniß mit Moſes Mendelsſohns Tochter knüpfte. Frau v. Staël-Holſtein, weiß man, traf den älteren Schlegel auf ihrer Reiſe durch Deutſchland. Dieſe Frau war nur mit Mühe der Guillotine entflohen, ob ſie ſchon in ihrer erſten Schrift, in den „Briefen", ihre Begeiſterung für Rouſſeau ausgeſprochen hatte. Sie hatte dann in England die Formen der geſetzlichen Oppoſition gelernt; ſie hatte die Königin in ihrem Proceß mit dem Volk litterariſch vertheidigt, ſie war unter dem Directorium nach Paris zurückgekehrt, aber ihr Salon war alsbald wieder der Sammelplatz der Unzufriedenen geworden, und der erſte Conſul konnte nicht vergeſſen daß ſie ihn „einen Robespierre zu Pferde" genannt. Bonaparte fühlte ſich getroffen und war erbittert daß ein Weib ihn mit einem einzigen Worte entlarven wollte; aber er blieb doch, zum Unterſchiede gegen Deſpoten kleineren Ranges, galant, indem er ſie verbannte. Er wolle ihr den ganzen Erdkreis, ſagt er, einräumen und nur Paris für ſich behalten; er verbannte ſie bis auf vierzig Stunden von der Hauptſtadt. Deutſcher Geiſt reizte die kecke Frau, und Schlegel erſchien ihr bei ſeiner ſprachlichen Virtuoſität als der gewandteſte Vermittler. Der deutſche Mann der den poetiſchen Blumenſtaub aller Zonen und Zeiten ſammelte, mochte ſtaunen über die ent-

Digitized by Google

ſchloſſene Schlagkraft der Franzöſin, die ſich mit aller Wärme ihres Blutes, mit aller Schärfe ihres Verſtandes an der politiſchen Geſtaltung ihres Volkes betheiligt fühlte. Schlegel übernahm die Bildung ihrer Kinder und begleitete ſie auf ihren Streifzügen. Man kann nicht annehmen daß das Verhältniß beider zu einander von ſeiner oder von ihrer Seite her zu einer Neigung erwuchs. Aber es war für beide geiſtig von Erfolgen. Sie waren ſich den Jahren nach faſt gleich; franzöſiſcher und deutſcher Esprit gefielen ſich in ihren Gegenſätzen und im Austauſch deſſen was jedem fehlte. Schlegel war freilich weit weniger ein voller Vertreter deutſcher Natur, während Neckers Tochter, von den Elementen der Wirklichkeit erfaßt, mit aller Schärfe der gereizten Leidenſchaft ihr Volk vertrat. Sie ſchien die Ueberlegene, denn ihre Maximen und Meinungen wurzelten im durchpflügten Boden einer geſchichtlich bewegten Nation. Schlegel franzöſirte ſich nicht, aber er entfremdete ſich den Bedingungen und Bedürfniſſen ſeiner heimiſchen Entwickelungen. Man nennt das weltmänniſch, wenn einer ſich der geſchichtlichen Welt um ihn her entzieht. Schlegel ward in dieſem Sinne Weltmann, als Schriftſteller der Redner des Salons, und arbeitete ſeitdem für die univerſellen Verknüpfungen der Cultur aller Völker. Er hielt 1808 in Wien ſeine Vorleſungen über dramatiſche Litteratur. Dieß glänzendſte ſeiner Bücher deckt uns zugleich die unfruchtbaren Stellen in ſeiner Richtung auf. Im erſten Bande, ganz dem griechiſchen Leben gewidmet, iſt er der glückliche Erbe deſſen was Leſſing, Winckelmann und Goethe erobert. Aber das Erbe iſt in Schlegels Händen nicht todt; er macht die Schätze flüſſig, macht ſie zu unſerem Beſitz und zum Ergebniß moderner Bildung. Was der Einzelne an Leſſings Hand mit Mühe erringt, genießen ſeitdem mit Schlegel Hunderte. Der zweite Band iſt den Römern und Franzoſen gewidmet. Auch hier ſetzt Schlegel Leſſing fort, von ſeinen Anſichten über Molière und das moderne Luſtſpiel abgeſehen, die in ihrer Unfruchtbarkeit für die lebendige Welt des großen Altmeiſters unwürdig ſind. Doch erſt der dritte Band, wo es auf eigenen Füßen zu ſtehen gilt, offenbart uns die Schwäche einer nirgends im Boden der Gegenwart wurzelnden Haltungsloſigkeit. Das moderne Luſtſpiel das die Wirklichkeit und Wahrheit der Geſellſchaft ſchildert, wird in ſeiner poetiſchen Gerechtſame mit furchtſamem Lächeln bezweifelt, und in Shakſpeare's „Wie es Euch gefällt", dieſer müßigen Auflöſung alles Stoffes, nicht bloß der Triumph des poetiſchen Uebermuthes, ſondern auch der höchſte und faſt alleingültige Styl dramatiſcher Kunſt gefeiert. In Molière wird die ethiſche Schlagkraft, die ſtrenge Würde der Satire mit Achſelzucken bedauert; er findet nur als Poſſenreißer bei Hofe Geltung. Und im Shakſpeare hat man ſeitdem ganz den burlesken Sohn Altenglands vergeſſen und ſtreut ſelbſt dem Unflath ſeiner Matroſenfiguren ſentimentalen Weihrauch. Man ſoll aber eine Nation ſelbſt vor der geiſtigen Größe nicht ſich knechtiſch verbeugen lehren. Dem romantiſchen Rieſen Britanniens mit allen ſeinen barocken mittelalterlichen Roheiten Tempel bauen, während man Schillers Hoheit ohne Altäre läßt, kann wenigſtens bis zur erhitzten Krankhaftigkeit getrieben werden. Dieß war zur Zeit unſerer ſogenannten romantiſchen Schule der Fall. Die Spielereien der ſubjectiven Willkür, die Neckereien des Kobolds der gegen alle Zucht des Geiſtes die Pritſche ſchwang, wurden von den Schlegeln ſanctionirt. Die Ironie wollte ſich allen Ernſtes geſetzgebend auf den Thron des Lebens ſetzen. An dieſen Conſequenzen iſt die Doctrin der Romantiker geſcheitert. In Schlegels Vorleſungen, dieſem wichtigen deutſchen Buche voll europäiſchen Rufes, das in alle Sprachen der gebildeten Welt überſetzt wurde, kommt nicht einmal Goethe's damalige Vergangenheit zu ihrem Recht, davon zu geſchweigen daß die ächte Kritik dem lebenden Geſchlecht auch Samen der Zukunft ſtreuen muß.

Schlegel ſchrieb ſeit dem perſönlichen Verkehr mit Frau v. Staël auch Franzöſiſch mit gleich viel Glätte, Gewandtheit und Anmuth. Er veröffentlichte 1807 ſeine Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide. Er ſagte den Franzoſen darin die deutſche Wahrheit daß ſie ihren äſthetiſchen Geſchmack nach der je herrſchenden politiſchen Ordnung der Dinge geſtalteten. Er deutſcherſeits wollte den Geſchmack wie die Kunſt univerſell und von der nationalen Entwickelung unabhängig feſtgeſtellt wiſſen. Zugleich hatte er den Franzoſen die urſprünglich Leſſing'ſche Entdeckung verkündet daß der Styl ihrer claſſiſchen Tragödie aus einem Mißverſtändniß des Ariſtoteles erwachſen ſey, aus den Werken der Alten ſich nur die Einheit der Handlung, nicht die der Zeit und des Ortes als Nothwendigkeit erweiſen laſſe. Jene kleine Schrift erregte nicht nur die Bewunderung der Franzoſen; ſie war für ſie epochemachend. Victor Hugo conſtruirte ſeitdem ſeine Carricaturen der Romantik.

Schlegel war ſeiner Freundin nach Coppet, dem Landgute des verſtorbenen Necker am Genfer See, gefolgt. Ihr Werk über Deutſchland kam dort zu Stande, wurde jedoch ſofort mit Beſchlag belegt und unterdrückt, ſo daß es erſt vier Jahre ſpäter in London erſcheinen konnte. Man hat in dem berühmten Buche Schlegels Mitarbeit erkennen wollen. Nicht gut denkbar; wohl aber kann das Werk der Franzöſin als das Erzeugniß ihrer fortgeſetzten ſtreitigen Debatten mit Schlegel gelten. Die Verfaſſerin hatte ſich wieder auf franzöſiſchem Gebiet blicken laſſen und wurde jetzt förmlich auf Coppet gebannt, Schlegel aber von ihr fortgewieſen. Dieſem Zwange entzog ſie ſich durch die Flucht, ſie ging nach Wien und über Petersburg nach Stockholm, wo ſie nicht bloß, weil der Kronprinz ihr Landsmann; ſondern weil ihr verſtorbener Mann, ehedem ſchwediſcher Geſandter in Paris, dort heimiſch war, mit Glanz empfangen wurde. Schlegel theilte mit ihr auch dieſe Ehren, und was er nicht als Mann ſeines Volkes vermocht hatte, gelang ihm jetzt als Hofmann; er ſchrieb franzöſiſch gegen Napoleon eine Broſchüre über das Continentalſyſtem. Die kleine Schmähſchrift kam aber post festum, erſt nach dem Unſtern des Kaiſers in Rußland, zum Vorſchein. Nach dem Frieden kehrte Frau v. Staël nach Paris zurück, wo ſie 1817 ſtarb. Ihr letztes Buch, Considérations sur la révolution, gab Schlegel in drei Bänden deutſch. Im nächſten Jahre kehrte er nach Deutſchland zurück, nicht um ſeine unterbrochenen Ueberſetzungen Shakſpeare's und Calderons zu vollenden, ſondern um in Indien ein friſches Feld für ſeine Kunſt anzubauen. Das Sanſkrit lag längſt innerhalb der Kreiſe ſeiner Wünſche; ſchon 1799 im Athenäum ſteckte er ſich das Ziel, und Friedrich war in Paris im Umgange mit Hamilton ſchon vor ihm der erſte Deutſche der, ohne in Indien geweſen zu ſeyn, dieß Studium begann. Die Beruhigungen des Friedens führten dieſe neue deutſche Leidenſchaft herauf, ſich die geheimnißvollen Bergwerke des fernſten Oſtens zu eröffnen. Franz Bopp brachte in London das zweite Buch in altindiſcher Sprache das in Europa gedruckt iſt, und Auguſt Wilhelm ſchrieb 1819 ſeinen Ueberblick über den Stand der indiſchen Philologie. Seine Thätigkeit in Bonn gehörte faſt ausſchließlich dieſen Studien und in ſeiner indiſchen Bibliothek concentrirte er ſeine Leiſtungen, obſchon er auch noch einzelne franzöſiſche Broſchüren und Artikel in den Débats ſchrieb, die in Paris in einem Bande geſammelt erſchienen. Es kam ihm auch auf dem neuen Gebiete gleich darauf an die Bildung Deutſchlands darin heimiſch zu machen.

Digitized by Google

Indien, nicht bloß die Vorzeit, auch deſſen Gegenwart, ſollte in möglichſter Ausdehnung zu Genuß geſtellt werden; deßhalb ſchilderte er ſeinen Leſern auch ethnographiſch das wunderbare Land zwiſchen dem Indus und Ganges, fand ſich in der natürlichen Welt dort zurecht, lieferte ſogar Beiträge zur Geſchichte des Elephanten und zog die Intereſſen der alten Baukunſt und Bildnerei herbei um das Verſtändniß der dichteriſchen Schönheiten an der Wiege des Geſchlechts zu eröffnen. Schlegel entfaltete auch darin ſeinen glänzenden Beruf zum journaliſtiſchen Hodegeten, während ſeine Mitgenoſſen in Deutſchland die Ergebniſſe ihrer grammatiſchen Studien in der Schulform brachten und unzugänglich ließen. Schlegel verſuchte es den indiſchen Slokas im deutſchen Hexameter wiederzugeben. Freilich mußte er ſich bald zur Proſa und zum Latein, als derjenigen Weltſprache verſtehen, deren ſchlagende Kürze und Beſtimmtheit ſich ſonſt nicht geben läßt. Er blieb uns alſo doch den Bhagavad-Gita und Ramayana in deutſcher Sprache ſchuldig. Das große ſprachvergleichende Werk das er bezweckte, unterließ er; er geſtand in ſeinem Vorwort dazu de studio etymologico ſeine Unkenntniß des Perſiſchen als eine Lücke ein die er nicht gleich füllen könne. Auch blieb er uns außer der Sammlung ſeiner kleinen meiſterhaften Aufſätze Rückblicke über ſein Leben ſchuldig. Einem Manne von ſo viel Welt konnte die Gabe der Beobachtung, däucht mir, nicht fehlen. Dem Kreiſe ſeiner Freundin entging kaum eine bedeutende Perſon von geſchichtlichem Werth oder geiſtigem Gewicht. Bonaparte ſelbſt war in Coppet erſchienen. Der Jenaiſchen Periode nicht zu gedenken, hatte Schlegel Wien, Berlin, Petersburg, Stockholm und Paris in den wichtigſten Wendepunkten der Weltentwickelung geſehen, nicht als Gelehrter, ſondern als Mann von Rang und Kenner der Dinge dieſer Welt. Warum ward dieſem Sprachvirtuoſen, wo es Geſtändniſſe galt, die Rede ſchwer?

F. Guſtav Kühne.

Ehrenrettung König Albrechts des Erſten.

Wollen wir uns das Verhältniß deutlich machen, in welchem das Bewußtſeyn unſerer nationalen Vergangenheit zur Gegenwart ſteht, ſo liegt die Frage nah: Was war die Vaterlandsgeſchichte unſern Vorfahren? Friedrich der Rothbart hat ſelbſt Beiträge zu ſeiner Lebensgeſchichte geliefert, Heinrich der Löwe hat ſich in ſeinen alten Tagen Chroniken vorleſen laſſen, rheiniſche Ritter veranlaßten in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts eine deutſche Ueberſetzung der kölniſchen Königschronik, und Kaiſer Karl der Vierte ergriff mehrere Jahrzehnte ſpäter ſelbſt die Feder um ſeinen beiden Söhnen ein hiſtoriſches Vermächtniß zu hinterlaſſen. Man ſieht ſchon hieraus daß der Gegenſtand nicht überſehen war. Nicht minder bedeutſame Ergebniſſe dürften ſich durch Rückſchlüſſe aus der Perſönlichkeit der früheren Geſchichtſchreiber gewinnen laſſen. Geſchadet hat der ſchriftlichen Ueberlieferung des nationalen Selbſtbewußtſeyns daß die Weltlichen dieß Geſchäft zumeiſt den Geiſtlichen überließen, welche in nicht geheuchelter Weltentſagung aufzuzeichnen verſchmähten wie menſchliche Leidenſchaften im Einzelnen eingewirkt hatten, und vielmehr auf die Darlegung jenes allgemeinen Ganges ſich beſchränkten in dem die Gotteshand ſich zeigt. Weitverbreitet im Volk, weil vom Märtyrerthum beſiegelt und von der Kirche gefeiert, blieb fortwährend bis auf ſpäte Zeiten die Geſchichte der Chriſtianiſirung des Landes. Weltlicher Richtung Trägerin war dichteriſche Form, nicht unpaſſend zu einer Zeit welche willkürlich erfundene Poeſie noch nicht kannte. Die noch ungedruckte Kaiſerchronik und das Nibelungenlied ſind deſſen Zeugen. War auch die Fabel des letzteren keine Geſchichte, ſo hätte es doch die Gegenwart nicht ſo ſehr anzuſprechen vermocht, nicht am Rhein und in Oeſterreich ſo feſt in den Boden gewurzelt, nicht ſo eng die dort gangbaren Namen ſich eingeſchlungen, wenn es den Zeitgenoſſen in der Charakteriſtik nicht Wahrheit geboten hätte. Dieſe Werke waren dem ganzen Deutſchland eigen. Für Oeſterreich bildeten Enenkel, Ottocar und Suchenwirt eine geſchichtliche Folge wie ſolche kein anderes deutſches Land hervorzubringen vermochte. Auch Sachſen hatte ſeine Reimchronik. Aber beurtheilende Zuſammenfaſſung des ganzen Verlaufs der Nationalgeſchichte fehlt auch dann noch, als in den Städten proſaiſche Erzählung ſich ausbildete. Wo wäre auch nach dem Sinken der Staufen ein Standpunkt zur Betrachtung des Ganzen aufzufinden geweſen? Höchſt willkommen war daher gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts das Werk des Martinus Polonus, welches dasjenige von der Papſt- und Kaiſergeſchichte in der Kürze enthielt, deſſen Kenntniß Geſchäftsleute und Gebildete nicht entbehren konnten. Wegen dieſes Lehrzweckes war aber auch das Werk welches nun für lange Grundlage und Muſter blieb, compendienhaft und geſinnungsarm. Die zunächſt nach Erfindung der Buchdruckerkunſt erſchienenen allgemeineren Chroniken theilen dieſe Armuth. So blaß war das Bild der Allgemeinheit geworden daß Trithemius ſeine Geſchichte Deutſchlands an diejenige des Kloſters Hirſchau, Lehmann die ſeinige an die der Reichsſtadt Speyer knüpfte. Ein lebendig gebliebenes Atom zog das caput mortuum der Ganzheit am Schlepptau. Es ward alles gränzenlos unbeholfen. Daſſelbe Volk welches noch wenige Menſchenalter früher in der Spitze des Straßburger Münſters eine ſteinerne Filigranarbeit kühn zu den Wolken emporſchichtend das äußerſte der Leichtigkeit und Eleganz erzielt hatte, war nun ſo plump und ſtumpf geworden daß es Selbſtbewußtſeyn und faſt die Sprache verlernte. Unterdeſſen waren in einigen berühmten Proceſſen wegen St. Maximin, Lindau, Magdeburg u. ſ. w. den Juriſten hiſtoriſche Fragen von großer Wichtigkeit in ihre Acten gerathen. Dieß veranlaßte um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts den Halliſchen Profeſſor Johann Peter von Ludewig unter die Zahl ſeiner Vorleſungen die Reichshiſtorie aufzunehmen, die nun an der Hand der Juriſten zur Erlauterung des Juris publici mögliche Dienſte leiſtete. Nach dem Wiederaufleben der vaterländiſchen Litteratur in der Leſſing'ſchen Periode hat Michael Ignaz Schmidt zuerſt mit erweitertem Blick und in gebildeter Sprache ſeinen Zeitgenoſſen die „Geſchichte der Deutſchen" erzählt.

Digitized by Google

Aber ſein bändereiches Werk galt nur eine gewiſſe Zeit lang als unübertreffbares Meiſterwerk und wurde dann vergeſſen, weil der Geiſt zu ſchwach war der ſeine Waſſer bewegte. Lebendig war ein ſolcher faſt nur da geblieben wo eine Kraft gegenüber dem Herkommen oder der Allgemeinheit ſich hatte geltend gemacht, alſo namentlich in der Schweizer- und der Reformationsgeſchichte. Aber der Geſammtanſchauung konnte natürlich der Standpunkt der Oppoſition nicht frommen. Dieſe hatte geſiegt in der politiſchen und kirchlichen Zerſplitterung; die früheren Jahrhunderte der Einheit und Größe waren ihr fremd, waren ihr mehr ein Gegenſtand der Mißdeutung als des Verſtändniſſes. Wie nun die gewaltigſten Erſchütterungen der Neuzeit beengende Schranken vielfach niederlegten, den Blick befreiten und den Nationalgeiſt erneuerten und kräftigten, ſo haben wir zugleich einen richtigeren Standpunkt gegenüber unſerer Vergangenheit und mit ihm das Bedürfniß und die Fähigkeit gewonnen das Urtheil über dieſelbe umzumodeln und auf neuer Grundlage feſtzuſtellen. So lange dieſes Geſchäft nur das Reſultat perſönlicher Sinnesänderung des Darſtellenden iſt, darf es Wahrheitsliebenden bedenklich ſcheinen. Anders iſt es wo die neugewonnene Kraft zunächſt auf den Stoff ſich wendet, mit Selbſtverleugnung, aber auch mit erhöhtem Verſtandniß dieſen erſchöpft und prüft, und dann, nicht bloß durch Geſinnung, ſondern auch durch Fleiß und Arbeit zu eigenem Urtheil berufen, neue Ergebniſſe uns entgegenbringt.

Für einen Anſpruch dieſer Art in Bezug auf die Beurtheilung König Albrechts des Erſten hat zuerſt J. E. Kopp (von dem wir in Bälde eine Geſchichte Rudolfs von Habsburg und ſeiner Nachfolger erwarten) durch ſeine kritiſche Beſeitigung der Tellsſage den Weg gebahnt. Dieſe von zeitgenöſſiſchen Geſchichtſchreibern nicht gekannt, nicht durch Trug gepflanzt ſondern aus angeflogenem Keim entſproſſen, dann in den Waldſtätten aufgewachſen und in guten Treuen geglaubt, war durch Tſchudi, Johann v. Müller, Friedrich v. Schiller und Andere in ihren Folgeſätzen wahrhaſt verwüſtend in unſere Geſchichte eingedrungen. Sie hatte das Verdienſt jenes Königs erſt in trügeriſches Dunkel gehüllt, dann, falſchen Anſchein wuchernder Verleumdung preisgebend, uns der Erkenntniß ſeines Charakters beraubt, der, wenn die ſchwärzeſte That ſeinem Leben kein allzufrühes Ziel ſetzte, die Geſchicke des Vaterlandes im Augenblick des Sinkens hatte wenden mögen. Wir entnehmen ſeine Ehrenrettung, doch mit Weglaſſung der Beweisſtellen und mit einigen vom Verfaſſer gebilligten Abänderungen, dem neueſten Bande der deutſchen Kaiſerregeſten *), um zugleich damit einem größeren Publicum zu zeigen wie dieſes Werk durch ſeinen Stoff nicht bloß unentbehrliche Unterlagen der Geſchichtsforſchung, ſondern auch Darſtellungen enthält welche die Beachtung aller geſchichtsliebenden Vaterlandsfreunde anſprechen.

„Albrecht, der älteſte Sohn Rudolfs von Habsburg, war ſchon erwachſen als dieſer zum römiſchen König erwählt wurde. Er begleitete ſeinen Vater auf dem Zug nach Oeſterreich, nahm aber an der Marchfeldſchlacht keinen Antheil, weil ſie früher erfolgte als er aus den oberen Landen, wo er ſeinem Vater Hülfstruppen ſammelte, zurückgekehrt war. Da das ſeit dem Ausgang der Babenberger innerlich zerrüttete und an den Gränzen zum Theil bedrohte Oeſterreich eines anweſenden Herrn bedurfte, wünſchte König Rudolf die Nachfolge im Reich lieber einem ſeiner jüngeren Söhne zuzuwenden und beſtimmte jenes hauptſächlich für Albrecht. Ihn ließ er als ſeinen Statthalter zurück als er wieder nach dem Reich ſich wendete und ertheilte ihm keine zwei Jahre ſpäter zu Augsburg mit Einwilligung der Reichsfürſten und des Landes die Belehnung als Herzog.

„Eine befriedigendere Darſtellung der ſiebzehnjährigen Verwaltung Oeſterreichs durch Albrecht wird erſt dann möglich ſeyn wenn zahlreichere herzogliche Urkunden desſelben und beſſere Ausgaben der öſterreichiſchen Chroniken vorliegen. Albrecht hatte nicht bloß im Innern mit den Landherren in Oeſterreich und Steier, ſowie mit den Bürgern von Wien, ſondern auch mit allen Nachbarn zu verhandeln und zu kampfen, namentlich mit dem durch Thronfolgeſtreitigkeiten in Zerrüttung fallenden Ungarn, mit dem zwar unkriegeriſchen aber dennoch mächtigen König Wenzel von Böhmen, mit Niederbayern und Salzburg theils um Gränzrechte, theils wegen deren Anſchluß an die Unzufriedenen im Innern ſeiner Lande. Sein damaliges Wirken war dem ſpäteren zehnjährigen als römiſcher König, welches in den Kaiſerregeſten (auf welche wir verweiſen) in ſeinen Einzelheiten vorliegt, vollkommen ähnlich. Wir ſehen ihn mit Geſchaften belaſtet, aber auch allen gewachſen; nichts überſtürzend, aber überall nachhaltig; nicht immer begünſtigt vom Glück, aber den Unfällen niemals erliegend. Gerade die ſchönſten Eigenſchaften des deutſchen Charakters, Kraft und Maß, waren ihm eigen. Keinem ſeiner Vorgänger war er ähnlicher als Ludwig dem Deutſchen, nur daß Verrath ſeines Lebens Faden früher durchſchnitt. Er war nicht bloß ein tapferer, ſondern auch ein einſichtiger Kriegsmann. Ihm wie keinem andern gelangen die ſchwierigſten Belagerungen; ſo die von Güns, die von Bingen. Erfinderiſch war er in den Waffen; ſeinen neuen ſpitzigen Schwertern verdankte er einen Theil des Siegs in der Schlacht bei Göllheim. Mitten im Winter wußte er, damals unerhört, ein Heer über von Schnee bedeckte Alpen zu führen. Auch in weiter Entfernung von ſeinen Erblanden, am Mittel- und Niederrhein, in Thüringen und in Meißen, trat er mit Heeresmacht auf; aber trotzdem erſchollen nie gegen ſein Heer ähnliche Klagen wie gegen das zuchtloſe Adolfs. Zeitgenoſſen haben aufbewahrt wie er auf ſeinen Zügen die Verpflegung regelte und nicht zu verhindernde Beſchadigung erſetzte. Mit den machtigſten Reichsfürſten, auch mehreren verbündet, probte er furchtlos den Kampf, eingedenk der übernommenen Pflicht das Recht zu ſchirmen, und mit Wahrheit mochte er an die rheiniſchen Stadte ſchreiben: „Das uns anvertraute Königsamt macht uns ſchlafloſe Nachte." Dennoch war er weder reizbar noch unverſöhnlich. Als die Landherren Oeſterreichs, ſeine Krankheit benutzend, ſich zu Stockerau und Triebenſee ſammelten und die Entfernung der mitgebrachten Schwaben verlangten, gab er alles Billige nach und wollte nur vier ſeiner Dienſtmannen behalten. Als aber jene, ſeine Milde verkennend, auch dieß nicht zugeſtehen wollten, gab er zur Antwort: daß er ſich mit Gewalt auch keinen Küchenknecht abdringen laſſe. Dann aber verzieh er doch wieder gern und ganz den Reumüthigen und war ihnen wieder ſo hold wie vorher. So unterwarf er ſich denn auch die rebelliſchen Wiener nicht bloß zum Gehorſam, ſondern er gewann ſie auch zur Treue daß ſie ſpater den Verführern erwiederten: Sie wollten dem Herzog dienen williglich auf ihren Schaden, ſie wollten bis in den Tod mit ihm reiten und gehn. So arglos war Albrecht daß er kaum ein Jahr nach dem mit dem Erzbiſchof Gerhard von Mainz geführten Kriege demſelben die Beruhigung Thüringens anvertraute. Neben dem Aufwand ſeines Kriegslebens wußte er dennoch wo es galt mit Pracht aufzutreten, ſo zu Erfurt am Hofe ſeines Vaters, zu Nürnberg auf dem großen

*) Böhmer (Stadtbibliothekar zu Frankfurt) Regesta imperii inde ab anno MCCXLVI usque ad annum MCCCXIII. Die Regeſten des Kaiſerreichs unter Heinrich Raspe, Wilhelm, Richard, Rudolf, Adolf, Albrecht und Heinrich VII. 1246—1313. Neu bearbeitet. Stuttgart, J. G. Cotta'ſcher Verlag. 1844. 4. X und 380 Seiten.

Digitized by Google

Reichstag als ſeine Gemahlin gekrönt wurde, zu Toul bei der Zuſammenkunft mit dem König von Frankreich; während andererſeits die Traulichkeit gegen Untergebene, ſelbſt die Nachſicht gegen Freche, wovon uns Beiſpiele überliefert ſind, ſeinem Anſehen keinen Eintrag thaten. So geordnet war ſeine Finanzwirthſchaft daß ſich noch bei all dem das Gut ſeines Hauſes mehrte. Aber auch anderen ſchützte er den Erwerb. Er befreite den Rhein von den widerrechtlichen Zöllen der anliegenden Fürſten und öffnete auf demſelben neu den gehemmt geweſenen Verkehr. Er ſchirmte den Handel der Deutſchen in Venedig, und umgekehrt den der Venetianer in Deutſchland. Wie das Recht auch des Geringſten in ihm einen Vertheidiger fand, zeigt ein ernſtes Befehlſchreiben an den Abt von Ottobeuern gegen die Bedrückung ſeiner hörigen Leute. Ebenſo eifrig war er aber auch für die Rechte des Reichs beſorgt, die zu erhalten und zu mehren er im Krönungseid geſchworen hatte. Deßhalb befahl er die abgekommenen Reichsgüter wieder beizubringen. Deßhalb war er aber freilich den Fürſten nicht angenehm welche zum Verderben des Vaterlandes, nur den Augenblick bedenkend, in blinder Selbſtſucht das Reich unter ſich zu verbröckeln ſuchten. Dieſe Beſchäftigtheit in Deutſchland iſt auch Entſchuldigung daß Albrecht nichts wegen Italien that, wo ihn Papſt Bonifaz VIII leider allzuſpät anerkannte. Ohne Zweifel mußte dieſes Land in Deutſchland wieder gewonnen werden durch Befeſtigung der königlichen Macht. Daß Tapferkeit allein es nicht behaupten konnte zeigten die folgenden Romfahrten; zunächſt die von Heinrich VII, der es lediglich der von Albrecht in Deutſchland wiederhergeſtellten Ordnung zu danken hatte daß er auch nur über die Alpen gehen konnte.

„Mit dieſen aus Albrechts Regierungshandlungen entnommenen Zügen ſtimmt das Urtheil einſichtiger Zeitgenoſſen vollkommen überein. Ottocar von Horneck rühmt in ſeiner Reimchronik daß ſich Albrecht vornehmlich durch vier Tugenden ausgezeichnet habe: durch Keuſchheit, Nachſicht, Verſöhnlichkeit und Zucht. Wie er in den drei erſten die Fehler Davids, Friedrichs II und Philipps des Schönen gemieden habe, ſo ſey er in der letzten dem König Artus gleichgekommen. An Muth, Leib und Gut habe ſo verwegen nie gelebt ein Degen. Sein Herz habe in Ehren geglänzt wie ein glühendes Eiſen, aber ſein Charakter ſey feſt geweſen wie ein Diamant. Voll Selbſtbeherrſchung habe er niemals etwas drohend oder im Uebermuth gethan, ſondern zu ſchweigen und zu reden gewußt beides zur rechten Zeit. Aehnliches bezeugen die Chronik von Kloſter Neuburg und Johann von Victring. Jene bemerkt noch ausdrücklich daß Albrecht, als der das Reichsintereſſe im Ganzen vor Augen hatte, bei den Fürſten allerdings nicht allgemein beliebt war, und dieſer ſagt (ſo kurz und inhaltsſchwer wie das Finis Poloniae) ſein Mörder ſey geweſen: funesta ruina patriae.

„Wie kam es nun daß ein ſolcher Fürſt bis auf den heutigen Tag nicht nur nicht erkannt, ſondern noch mit Verleumdungen überſchüttet wird? Die nächſte Urſache iſt wohl, weil man zur Folie der ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert immer umſtändlicher erfundenen Tellsgeſchichte eines Tyrannen bedurfte, den man, eben bei der durch die Zerrüttung des Reichs immer mehr verdunkelten Einſicht in deſſen Geſchichte, gar bald in demjenigen fand welcher den ritterlichen Adolf getödtet zu haben und dann ſelbſt als das Opfer eigener Ungerechtigkeit durch den verzweifelnden Neffen gefallen zu ſeyn ſchien. Hier iſt nun Gelegenheit und Aufforderung zur Austilgung eines höchſt ungerechten Urtheils und zu großer Wiedererſtattung verdienter Ehren. Bis einſt die Reichsgeſchichte in ihrem wahreren Zuſammenhange erkannt wird, bis eine umfaſſende Lebensbeſchreibung Albrechts ein vollſtändiges Bild ſeines Thuns und Wollens gewährt, mögen diejenigen welche in ſeiner Auflehnung gegen Adolf auch jetzt noch keine Nothwehr erkennen, doch bedenken wie oft früher und ſpäter deutſche Fürſten gegen beſſere Könige, als der Naſſauer war, ſich empörten, wie die Schlacht bei Göllheim (was ganz feſt ſteht) von Seiten Albrechts durchaus nur eine Defenſivſchlacht war, und wie lediglich Adolfs eigener Ungeſtüm in Bezug auf ihn einen blutigeren Ausgang herbeiführte als fünfzig Jahre ſpäter in ähnlichem Falle mit Günther erfolgte. Sie mögen andererſeits erwägen ob denn die Urſache weßhalb die Erbſchaft dem Johann Parricida nicht ausgehändigt wurde, ſo gewiß an Albrecht und nicht etwa an den zur Erbtheilung berufenen Mittelsperſonen die wir kennen, gelegen habe? Ob Johann (geboren nach dem am 8 Mai 1290 erfolgten Tode ſeines Vaters, alſo zur Zeit der Mordthat noch nicht achtzehnjährig) überhaupt nur volljährig war und ſeine ganze Beſchwerde dann nicht ſowohl einem Erbtheil als (wie wir ſagen würden) einem Taſchengelde galt? Endlich wenn dieß alles nicht der Fall geweſen ſeyn ſollte, ob Albrecht, der die Zügelloſigkeit ſeines Neffen gekannt haben wird, nicht vielleicht die Aushändigung als König und oberſter Richter mit vollem Fug zurückhielt, während er als wohlwollender Oheim den Neffen unter ſeinen Augen und in der Genoſſenſchaft ſeiner Söhne (wie wir dieß wiſſen) zu beſſerem Leben heranzog?“

Digitized by Google

Italieniſche Familien.

III. Albani.

Das Loos vieler, aus den feudalen oder Unterthanenverhältniſſen nicht herausgetretenen italieniſchen Geſchlechter dünkt mich ein beneidenswerthes. Seit Jahrhunderten iſt das Getöſe des bürgerlichen Zwiſtes, in welchem ſie ihre caſtellartigen Wohnungen und Thürme gegen einander vertheidigten, wie das Geräuſch des auf offenem Felde durch kriegsgeübte Schaaren von Adel und Volk ausgefochtenen Kampfes von Stadt gegen Stadt verhallt; vergeſſen ſind die Waffenthaten jener mannhaften Zeit Italiens; ſeit Jahrhunderten hat das Condottierenhandwerk aufgehört, welches eine Caricatur ernſter Kriegsführung und ein ſicherer, nur durch wechſelweiſe Hinterliſt von Fürſten und Feldherren gefährdeter Erwerbszweig der Vornehmen geworden war; ſeit Jahrhunderten endlich hat Italien ſeine Stellung und Bedeutung als Heerſtraße und Stapelplatz des Welthandels verloren, und für die großen Geſchlechter iſt, auch wenn ſie ſich deſſen nicht ſchämten, das weite Feld der Thätigkeit nicht mehr vorhanden, auf welchem viele von ihnen, und darunter regierende, groß geworden. Aber wenn all dieſer Ruhm ein längſt vergeſſener iſt, wenn des Landes neuere Verhältniſſe den meiſten ſelbſt die Gelegenheit geraubt haben neuen Ruhm zu gewinnen, ſo umſchlingt die Namen von vielen dennoch ein friſcher Ehrenkranz. Der Schutz den ſie Wiſſenſchaften und Künſten gewährt, indem ſie das Wiederaufleben der alten, den Fortſchritt der modernen Litteratur gefördert, indem ſie großartige Paläſte in den Städten und auf dem Lande errichtet, indem ſie den Bau von Kirchen und andern öffentlichen Werken unternommen, indem ſie die beſten Künſtler auf- und herbeigezogen, indem ſie endlich die reichſten Sammlungen aller Art, von Handſchriften und Büchern, von Marmorwerken und Bildern angelegt. Dieß Streben im Dienſt der höhern Erkenntniß und der Schönheit lohnt ihnen die dankbare Nachwelt, welche darüber oft vergißt wie dieß oder jenes Haus durch Mord und Verbrechen jeder Art groß geworden iſt, jene Nepotenfamilie ſich auf dem unrechtlichſten Wege bereichert hat, wie jener glänzende Palaſt durch die ſchmählichſten Erpreſſungen entſtanden, jene Kirche eine Art Sühnopfer für jahrelange Verruchtheit iſt. Alles das vergißt die Menge die auf das Aeußere achtet, und taucht einmal ſo eine alte grauſe Geſchichte auf, ſo iſt ſie wie eine beſtaubte Chronikenſage die den Wenigſten bekannt wird, auf die Wenigſten von dieſen Wenigen Eindruck macht, wenn es nicht etwa eine Geſchichte der Cenci iſt. Solcher Epheu freundlicher Erinnerung hat ſich in Venedig um die Namen der Foscari, der Cornér, der Peſaro geſchlungen, am Lagomaggiore um den der Borromeo, in Genua um die der Doria, Spinola, Brignole, in Florenz um die der Pazzi, Strozzi, Corſini, in Siena um jenen der Piccolomini, in Rom welches ſeit vierthalb Jahrhunderten an dieſen Illuſtrationen am reichſten, um die Namen der Colonna die ſo vielfachen Ruhm vereinen, der Borgheſe, der Barberini, der Pamfilj, der Roſpiglioſi. Auch die Albani gehören zu dieſen und zwar in erſter Reihe.

Nie vielleicht, auch in den römiſchen Kaiſerzeiten nicht, als der Belvedereſche Apoll und der Borgheſiſche Fechter die Villen Antiums ſchmückten, hat ein Landſitz einen ſo unermeßlichen Reichthum an den ſeltenſten Kunſtſchätzen aufzuweiſen gehabt wie die Villa Albani vor der Porta Salara. Tritt man aus der benachbarten Porta Pia, ſo hat man die reizenden Gründe dieſer Villa vor ſich, mit ihrem ſo ganz eigenthümlich römiſchen Charakter den man ſonſt nirgend findet, mit den ſchönen Cypreſſen- und Piniengruppen bei dem größern Caſino, das freilich der Perrückenzeit angehört, aber mit der ganzen Umgebung eine ſehr hübſche Wirkung macht, mit den ſcharfgezeichneten Linien des Sabinergebirges im Hintergrunde. Von den Kunſtwerken die alle Hallen, Säle und Gemächer der verſchiedenen Gebäude füllen, will ich nicht reden; dem Alterthumsfreunde iſt bekannt daß ſie ein Muſeum bilden welchem die Sammlungen mancher Königsſtadt nachſtehen müſſen. Aleſſandro Cardinal Albani, deſſen bedeutende Mittel von ſeiner Liebe zur Kunſt und ſeiner eminenten Kennerſchaft noch bei weitem übertroffen wurden, gründete dieß Muſeum, ließ nach eigener Idee die Bauten aufführen, vergrößerte und bereicherte es ſelbſt dann noch mit unermüdlichem Eifer als ſein Augenlicht erloſchen war, hatte den größten Alterthumsforſcher ſeiner nicht nur, ſondern vielleicht jeder Zeit, Winckelmann, zur Seite. Hier ſcheint Winckelmanns Geiſt noch zu wohnen, hier wo er in der Stille ſeinen Unterſuchungen oblag, wo er gleichſam von einer antiken Welt ſich umgeben ſah, welche auf das Geheiß ſeines Gönners auf claſſiſchem, aber lange verwahrloſtem Boden entſtanden war. Denen welche während des letzten Decenniums in Rom verweilten, wird der 9 December 1836 unvergeßlich bleiben, an welchem in dem heiter-prächtigen, mit herrlichen antiken Reliefs, mit den ſeltenſten Marmor- und Alabaſtergattungen, mit einem trefflichen Deckengemälde von Raffael Mengs geſchmückten Saale der Villa Albani, der Geburtstag Winckelmanns von Deutſchen und Römern und Gäſten jeder Nation in feſtlicher Erinnerung gefeiert ward.

Ob die Familie Albani aus Albanien gekommen iſt und ihre Heimath bei Gelegenheit des Vordringens des Islam gegen das chriſtliche Europa verlaſſen hat; ob ſie von Don Alfonſo Enriquez I König von Portugal ſtammt; ob ſie mit dem altadeligen Geſchlechte Albani zu Bergamo, welchem der Freund Taſſo's, der gelehrte Cardinal Gian Girolamo Albani, angehörte, einen und denſelben Urſprung hat — alle dieſe Dinge, worüber zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Genealogiſten Bände geſchrieben haben, mögen dahingeſtellt bleiben. Michele Lazii ſoll um die Zeit des Sturzes des griechiſchen Reiches Urbino zu ſeinem Wohnſitz gewählt haben, wo man ihn und ſeine Söhne die Albaner nannte. Gegen das Ende des fünfzehnten wie in der erſten Hälfte des folgenden Jahrhunderts finden wir mehrere Albani namentlich in Kriegsdienſten, bei den Feltriern die mit verdientem Ruhm über Urbino herrſchten, bei den Malateſten von Rimini, bei den Della Rovere von Senigallia und wie die Duodezherrſcher der Romagna jener Zeit alle heißen mögen. Orazio Albani war ein Jahrhundert ſpäter ein tüchtiger Rechtsgelehrter welcher, als Francesco Maria II,

Digitized by Google

der letzte Herzog von Urbino, veranlaßt ward mit dem päpſtlichen Hofe, welcher die Oberlehensherrlichkeit über ſeine Staaten in Anſpruch nahm (über die Grafſchaft Montefeltro wenigſtens mit entſchiedenem Unrecht), wegen Abdankung zu unterhandeln, in der Eigenſchaft eines Bevollmächtigten nach Rom ging. Ob er dort für die Rechte des herrſchenden Hauſes, welche in der Perſon von Francesco Maria's Enkelin, Vittoria, der Braut Ferdinands II von Medici, offenbar vielfach verletzt wurden, ebenſo gut geſorgt wie er ſich ſelbſt bei Papſt Urban VIII in Gunſt zu ſetzen gewußt, will ich nicht entſcheiden. Genug, Toscana verlor eine reiche Erbſchaft, der alte Herzog bereute bald und bitter ſein Beginnen, und Orazio wurde Senator von Rom. Nach einigen Jahren kehrte er in die Heimath zurück, wo er 1653 in vorgerücktem Lebensalter ſtarb. Von ſeinen Söhnen wählte der ältere, Annibale (ein Name der in der Albaniſchen Familie wiederholt vorkommt), die geiſtliche Laufbahn, war am Barberiniſchen Hofe — denn ſo konnte man die Haushaltung der Angehörigen Urbans VIII mit Recht nennen, zeichnete ſich durch Gelehrſamkeit und Sprachenkunde aus und wurde erſter Cuſtos der Vaticaniſchen Bibliothek, ein Poſten den in unſern Tagen Mai und Mezzofanti mit Ruhm bekleidet haben. Mit einer Geſchichte der ökumeniſchen Concilien beſchäftigt, ſtarb er ſchon vor dem Vater, 1650. Der zweite Bruder, Carlo, wurde Stammhalter der Familie: ihm ward am 22 Julius 1649 von Elma Mosca aus Peſaro Giovanni Francesco geboren, welchem das Haus ſeine Größe verdankt.

Giovan Francesco Albani wurde in Rom erzogen, zeichnete ſich ſchon früh in den alten Sprachen und in den Wiſſenſchaften aus, war ein gerne geſehener Theilnehmer an den gelehrten Abendunterhaltungen bei der Königin Chriſtine von Schweden, welche damals im Riariſchen Palaſt (dem jetzigen Corſiniſchen) an der Lungara wohnte, und widmete ſich der Rechtskunde. In ſeinem 28ſten Jahre trat er in die Prälatur, machte die gewöhnliche richterliche Laufbahn, wurde nacheinander Gouverneur von Rieti, von der Sabina, von Orvieto, endlich Secretär der Breven, eine der erſten Stellen am römiſchen Hofe, welche jetzt ſtets an Cardinäle vergeben wird, wie denn in dieſem Augenblick der Cardinal-Staatsſecretär Lambruschini ſie inne hat. Im Jahr 1690 ernannte Papſt Alexander VIII aus dem Hauſe Ottoboni ihn zum Cardinaldiacon; die Prieſterweihe erhielt er erſt im Jahre 1700, kurz bevor er, nach Papſt Innocenz XII (Pignatelli) Tode, in das Conclave ging, welches er am 23 November des nämlichen Jahres als Clemens XI verließ. Es iſt nicht meine Aufgabe die Geſchichte dieſes Papſtes und dieſes Pontificats zu ſchreiben. Es genügt zu ſagen daß in dieſe Zeit der ſpaniſche Erbfolgekrieg fiel, mit den hundertfachen Verwirrungen die er für Italien, mit den hundertfachen Bedrängniſſen die er für den Papſt namentlich in ſeiner Eigenſchaft als Oberlehensherr des ſiciliſchen Reiches nach ſich zog, wobei es Clemens nichts half daß er erklärte: die Anerkennung des Königstitels von Seiten des h. Stuhls und die Verhandlungen mit dem einen oder andern der Prätendenten berührten die Rechtsfrage an ſich gar nicht. Erkenne doch Frankreich zwei Könige von England an, Wilhelm von Oranien und Jacob Stuart. Es kam ſo weit daß der Papſt unter den Befehlen des Grafen Marſigli, eines Bologneſers, eine Armee ins Feld rücken ließ. Die Gegner, die Kaiſerlichen waren eben nicht in der glänzendſten Verfaſſung, aber päpſtliche Soldaten waren längſt ſelbſt in Italien zum Geſpött geworden. Die Waffenthaten waren auch beiderſeits nicht glänzend. Wichtiger war der geiſtliche Kampf der unter Clemens XI durchgefochten ward, auf beiden Seiten mit Erbitterung, auf der einen wenigſtens mit großem Talent. Es iſt die Zeit der Entſcheidung in der Janſeniſtiſchen Frage und den Quesnel'ſchen Streitigkeiten, die Zeit der Bullen Vineam Domini und Unigenitus, die Zeit der Appellanten und der heftigſten Oppoſition eines großen Theils des gallicaniſchen Klerus, die Zeit endlich in welcher Port-Royal des champs zerſtört ward, ohne daß der Friede hergeſtellt worden wäre, welchen erſt Benedict XIV zuwege brachte.

Kommen wir nun zu den Verwandten des Papſtes. Die glänzenden Zeiten des Nepotismus waren vorüber. Das Treiben der Barberini mußte nothwendig den Untergang des alten, ſeit Sixtus IV mit geringen Ausnahmen befolgten Syſtems bereiten; die Sachen waren auf die Spitze geſtellt, und es war unmöglich daß ſie ſich halten konnten. Ueberdieß gab es keine Herzogthümer mehr zu vergeben, keine kirchlichen Vicariate in der Romagna, dieſer Pflanzſchule kleiner Tyrannen, zu begründen. Hatte doch ſelbſt Urban VIII, der ſo vieles wagte, zu viel Scheu vor der öffentlichen Meinung um den Barberini Urbino zu geben, wie ſie wünſchten und hofften. Nach dieſer Zeit gab es wohl noch unermeßlich reiche Nepoten, wie die Pamfilj, Chigi, Roſpiglioſi: aber die Sache war doch in ſtetem Abnehmen. Innocenz XI (Odescalchi), ob er gleich die Seinigen keineswegs unbedacht ließ, ſah ſich doch zur Ergreifung von Maßregeln für künftige Zeiten veranlaßt. Unter dem kurzen Pontificat ſeines Nachfolgers Alexander VIII erhob freilich der Nepotismus von neuem ſein Haupt, einer ſeiner Neffen wurde General der Kirche, ein anderer General der Galeeren und Herzog von Fiano; der Cardinal Pietro Ottoboni brachte es auf 80,000 Scudi Einkünfte, und ſtarb doch bis über die Ohren in Schulden. Innocenz XII ſuchte nun der Sache ein Ende zu machen. Durch eine am 23 Junius 1692 erlaſſene Bulle ſchaffte er den Nepotismus in ſeiner frühern Bedeutung ab, verordnete daß kein Papſt ſeinen Verwandten über 12,000 Scudi jährliche Einkünfte zuwenden ſollte, hob mehrere der bisherigen einträglichſten Nepotenämter auf, und brachte dadurch bedeutende Erſparniſſe zuwege. Da aber die Bulle die Beſtimmung enthielt daß ſolche Aemter nur bei ganz beſondern Veranlaſſungen wieder vergeben werden dürften, und überhaupt ein Papſt ſo oft wieder umwirft was der andere aufgebaut hat, ſo blieb den Nepoten immer noch eine bequeme Hinterthüre offen, und durch dieſe ſind ſie zu verſchiedenen Zeiten eingeſchlüpft, bis der Wechſel der Verhältniſſe der Kirche mit Pius VI das alte Syſtem zu Grabe trug. Clemens XI nun hat in Bezug auf ſeine Verwandten ſtets eine gewiſſe Mäßigung bewieſen. Auf die Staatsangelegenheiten hat er ihnen keinen Einfluß eingeräumt; ihre Bereicherung und Erhebung zu höheren Würden geſchah auch nur allmählich und großentheils erſt nach ſeiner Regierung. Sein Bruder Orazio, mit Maria Bernardina Ondedei aus Peſaro verheirathet, kam mit ſeinen Kindern nach Rom, wo er indeß ganz im Stande eines Privatmanns lebte. Seine Gattin der dieß nicht zuſagte, und welche ſich große Airs zu geben anfing, wurde durch ihren Schwager zur Rückkehr nach Urbino veranlaßt. Die Aufnahme in den venetianiſchen Adelſtand war die einzige Auszeichnung. Von den Söhnen Orazio's, der im Jahr 1712 ſtarb, wählte der älteſte, Annibale, den geiſtlichen Stand, machte die Prälatenlaufbahn, erneuerte im Jahre 1711 zu Frankfurt, wohin er zur römiſchen Königswahl Karls VI geſandt worden war, den gewöhnlichen Proteſt gegen den weſtfäliſchen Frieden, wurde bald darauf Cardinal, und ſtarb im Jahre 1752 als Biſchof von Porto. Seine Anhänglichkeit an die Vaterſtadt Urbino bethätigte er durch dort errichtete Anſtalten, unter denen eine öffentliche Bibliothek, ſo wie durch die unter ſeinen Auſpicien begonnene Herausgabe der älteren Denkwürdigkeiten der Stadt, eine ausgezeichnete Arbeit welche

Digitized by Google

leider nicht vollendet ward. Von dem zweiten Bruder, Carlo, wird ſogleich die Rede ſeyn. Der dritte, Aleſſandro, im Jahre 1692 geboren, wollte ſich anfangs dem Militärſtande widmen, der ihm indeß unter den damaligen Verhältniſſen keine reichlichen Lorbeern verhieß, trat aber bald gleich ſeinem älteſten Bruder in die Prälatur. Die Talente die er an den Tag legte, waren vom erſten Range. In der letzten Lebenszeit ſeines Oheims ging er als außerordentlicher Nuntius nach Wien, um über die Räumung des von den Kaiſerlichen beſetzten Comacchio zu unterhandeln, eine Angelegenheit welche viele Jahre lang die diplomatiſchen Federn nicht trocken werden ließ, wie zu andern Zeiten das Salz von Comacchio zu Streitigkeiten mit den Nachbaren Anlaß gegeben hatte. Nicht lange nach ſeiner Rückkehr ernannte ihn Papſt Innocenz XIII aus dem Hauſe Conti, welcher Clemens XI am 8 Mai 1721 gefolgt war, am 16 Julius des nämlichen Jahres zum Cardinaldiacon. Man kann dieſe Wahl gleichſam als Sühne betrachten für die an demſelben Tage erfolgte Ernennung des ſcandalöſen Dubois, eine Ernennung zu welcher der Papſt ſich erſt nach langem und heftigem Widerſtreben, und nur in der Hoffnung verſtand durch dieſe Conceſſion an den Regenten Orleans den janſeniſtiſchen Irrungen ein Ende gemacht zu ſehen. Schon oben ſprach ich von Aleſſandro Albani und von ſeinen außerordentlichen Verdienſten um alte Kunſt und Alterthumswiſſenſchaft. In der Jugend bereits gab ſich die Neigung bei ihm kund die ſein ganzes Leben ausfüllte. Wo nur immer er von Ausgrabungen, von Fünden reden hörte, war er auf der Stelle, in der Stadt wie in der Campagna; reichten ſeine mäßigen Mittel nicht aus, ſo ging er wohl den Papſt um Beiſtand an. Keine Mühe ließ er ſich verdrießen: als am Aventin die hübſche Bronzereplik des Eidechſentödters Apollo gefunden ward, welche heute noch die Villa Albani ſchmückt, kaufte er ſie auf dem Fleck und trug ſie auf ſeinen Schultern zum Wagen, den er mit der Dienerſchaft in einiger Entfernung gelaſſen hatte. Eine reiche Inſchriftenſammlung ſchenkte er Papſt Clemens XII; eine Menge von Kunſtwerken kaufte dieſer ihm ab für das Vaticaniſche Muſeum, das ſeiner glänzendſten Zeit entgegen ging. Sein Eifer ließ nicht nach: die Schätze die man in ſeiner Villa vereint ſieht, ſelbſt jetzt nachdem ſo ſchmerzliche Verluſte ſie betroffen, legen dafür das ſprechendſte Zeugniß ab. Ob ſein Beſtreben durch Reſtaurationen die Bildwerke ſoviel wie möglich in den Stand der Integrität zu verſetzen, in jener Ausdehnung mit der es im vorigen Jahrhundert verfolgt ward, und bei dem gränzenloſen Verfall der Sculptur, wovon man in Rom namentlich im Capitoliniſchen Muſeum, im Auslande aber namentlich in der Dresdener Antikenſammlung tragi-komiſche Beiſpiele ſehen kann, ein richtiges genannt werden darf, laſſe ich dahingeſtellt ſeyn. Unter dieſen glorreichen Reſten des Alterthums nun lebte und webte der Cardinal; er ſah die Gebäude aus dem Boden emporſteigen welche beſtimmt waren durch ſie ihren ſchönſten Schmuck zu erhalten; er verſammelte in ſeiner geliebten Villa die gelehrteſten Männer Roms um ſich, Bianchini, Raffei, Morcelli, Bottari, Zaccaria, Gio. Bat. Viſconti, Ennio Quirino's Vater, u. A.; er empfing alle Fremden von Auszeichnung. Clemens XIV und Pius VI, nach welchen der bedeutendſte Theil des Vaticaniſchen Muſeums das Pio-Clementinum heißt, beſuchten ihn, ſowie Joſeph II und Leopold von Toſcana und, viele andere nicht zu nennen, Guſtav von Schweden, welchem man, nebenbei geſagt, in der Darſtellung ſeiner Zuſammenkunft mit Papſt Pius, in einer der Lunetten der Vaticaniſchen Bibliothek, eine Tracht gegeben hat wie man ſie auf unſern Winkeltheatern in den romantiſchen Schauſpielen ſieht, welche zwiſchen Mittelalter und neuer Zeit die rechte Mitte halten. Auf dieſe Villa und ihre Schätze nicht allein verwandte der Cardinal ſeine Sorgfalt; die Gemäldeſammlung welche einſt den Familienpalaſt zierte, ſeit einigen Jahren aber in dem vordern Gebäude der Villa aufgeſtellt iſt, ſowie die Bibliothek bereicherte er; auf der anmuthigen Höhe von Caſtel Gandolfo baute er ein kleineres Caſino für die heißeren Monate, ein anderes prächtiges am Strande von Antium, wo einſt die römiſchen Kaiſervillen ſtanden und wo die Glorie der ſüdlichen Natur über Meer und Land ausgegoſſen iſt. Hier aber, wie in jenem unvergleichlichen Landſitz vor den Thoren Roms, herrſcht einen großen Theil des Jahrs hindurch verderbliche Fieberluft, welche nur im Frühling und im Spätherbſt, wo es freilich am ſchönſten iſt, die Benutzung geſtattet. — Aleſſandro Albani erreichte ein Alter von 87 Jahren, von denen er, ein ſeltener Fall, 59 als Cardinal verlebte, war erſter Diaconus, nach des gelehrten Paſſionei Tode Bibliothekar der Kirche und kaiſerlicher Geſandter, oder richtiger Protector der Krone, beim h. Stuhl. Er ſtarb von Allen geehrt und geliebt am 11 December 1779.

Carlo Albani, der zweite der Brüder, pflanzte die Familie fort. Er heirathete im Jahre 1717 Donna Tereſa Borromeo, aus dem berühmten Mailänder Hauſe, die Tochter Carlo Borromeo's Grafen von Arona, Vicekönigs von Neapel, und einer Barberini. Er kaufte den urſprünglich von einem Mattei erbauten Palaſt, welcher eine der Ecken der ſogenannten Quattro Fontane bildet, wo die von Pius IV vom Quirinal nach dem Nomentaniſchen Thore (jetzt Porta Pia) geführte ſchnurgerade Straße, und die andere welche, gleichfalls in gerader Richtung, aber ſteigend und fallend, durch Sixtus V von Trinita de' monti nach Sta. Maria Maggiore geleitet ward, einander kreuzen. Der Palaſt wurde umgebaut, ermangelt nicht einer gewiſſen Stattlichkeit, iſt aber ein geſchmackloſes, in ſeinen einzelnen Theilen ſchlecht zuſammenhängendes Werk. Hier wohnte in den jüngſten Jahren lange Zeit die Wittwe König Karl Felix' von Sardinien, Marie Chriſtine von Bourbon, welcher, neben andern ſchönen Beſitzungen, bei Fraſcati die Tuſculaniſche Villa (Ruffinella) gehört, in deren Nähe ſie das alte Theater Tuſculums ganz ausgraben und in einigen Theilen herſtellen ließ. Carlo Albani, welcher toſcaniſcher Stephansritter und Capitän der Cavalleggieri (nach denen noch eines der Thore der Leoſtadt benannt wird) und andern Gardecorps war, welche unter Pius VII durch die gegenwärtige Guardia nobile erſetzt wurden deren Capitän den Rang eines Diviſionsgenerals hat, erwarb das Marquiſat Soriano im Bezirk von Civita Caſtellana, welches über 3000 Seelen zählt, von den Altemps, Nachkommen des bekannten Cardinals Marx Sittich von Hohenembs. Papſt Innocenz XIII legte dieſem Lehen den fürſtlichen Titel bei. Don Carlo ſtarb, nachdem er ein Majorat geſtiftet, in jugendlichen Jahren 1724. Von ſeinen beiden Söhnen trat der jüngere, Giovanni Franceſco, in die Prälatur, erhielt, 27 Jahre alt, die Cardinalswürde durch Ernennung Auguſts III von Polen, der dem Cardinal Annibale verpflichtet war, wurde Cardinaldecan, erlebte die Zeit des großen Unglücks unter Pius VI und das Conclave zu Venedig, und ſtarb, 83 Jahre alt, 1803. Der ältere Bruder, Orazio, vermählte ſich 1748 mit Marianna Matilde Cybò-Malaſpina, Tochter Alderan Cybò's, Herzogs von Maſſa-Carrara, und der Gräfin Ricciarda Gonzaga von Novellara. Die Partie welche durch die Kaiſerin Maria Thereſia vermittelt ward, war nicht minder glänzend in pecuniärer Hinſicht als in Betracht der Vornehmheit der Familien. Die Verwandtſchaft der Albani mit dem herzoglichen modeneſiſchen Hauſe ſchreibt ſich von dieſer Verbindung her, indem Maria Tereſa, Marianna's ältere Schweſter,

Digitized by Google

den letzten Eſte, Ercole Rinaldo, heirathete, wodurch Maſſa und Carrara und die Allode der ausgeſtorbenen Linie Gonzaga-Novellara an das genannte Haus kamen, das indeß erſt in unſerer Zeit (1829) zum eigentlichen Beſitz gelangte. Die Fürſtin Albani war eine geiſtreiche und ſehr unterrichtete Frau; ſie liebte heitern Umgang, nicht minder aber den von Gelehrten, welche ſie in Soriano, wo ſie die ſchöne Jahrszeit großentheils zuzubringen pflegte, gerne um ſich ſah. Hierin wurde ſie durch die Neigungen ihres Gemahls unterſtützt, auf deſſen Veranlaſſung der berühmte Gaetano Marini eine Geſchichte von Soriano ſchrieb. Er ſtarb, nachdem er zur Würde eines Reichsfürſten erhoben worden war, im Jahr 1792, fünf Jahre darauf ſeine Wittwe.

Sie hinterließen drei Söhne. Carlo, der älteſte, wurde in dem bekannten, auch jetzt noch in gutem Rufe ſtehenden Collegio Tolomei zu Siena erzogen, lebte einige Zeit am kurfürſtlich ſächſiſchen Hofe und wurde 1771 Oberhofmeiſter (Maggiordomo maggiore) bei dem Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, welcher ſeine Baſe, Maria Beatrice Ricciarda von Eſte, Erbin von Modena und Maſſa, zur Ehe hatte. Mit einer reichen Mailänderin verheirathet, lebte er meiſt in dieſer Stadt, folgte bei der allgemeinen Umwälzung der italieniſchen Verhältniſſe dem Erzherzog nach Deutſchland, kehrte in der nämlichen Eigenſchaft die er beim Vater bekleidet hatte, mit dem Sohne, dem regierenden Herzog von Modena, nach Italien zurück und ſtarb zu Modena 1817. Unter ihm traf die Sammlungen der Villa der empfindlichſte Verluſt, welcher nur mit demjenigen zu vergleichen iſt der das Borgheſiſche Muſeum um ſeine ſchönſten Werke brachte. In beiden Fällen waren die Beſitzer ſchuldig, der Fürſt Albani aber vielleicht am meiſten, wenn man die Beziehungen Don Camillo Borgheſe's zu Napoleon in Anſchlag bringt. Nachdem bei der Plünderung Roms (man laſſe den Ausdruck ſtehen, denn etwas anderes als eine Plünderung war es nicht, was die Franzoſen in Italien trieben!) durch die ſiegreichen Freiheitsmänner aus dem Albaniſchen Palaſt viele der beſten Sachen entwandt worden waren, machten die Commiſſarien des Directoriums auch main basse auf die Antiquitäten der Villa. Etwa ſiebzig der ſeltenſten Kunſtwerke wurden nach Paris geſchleppt. Die Conſularregierung aber, in einer Anwandlung von Scham, ſtellte ſie dem rechtmäßigen Beſitzer wieder zurück. Der rechtmäßige Beſitzer — ließ ſie in Paris verſteigern und löſte daraus gegen 300,000 Franken. Die einzige Entſchuldigung liegt wohl in der Muthloſigkeit welche ſich der meiſten Gemüther bemächtigt haben mochte.

Da Don Carlo keine männlichen Erben hinterließ (eine ſeiner Töchter war mit dem reichen Mailänder Duca Pompeo Litta vermählt, von deren Tochter noch die Rede ſeyn wird), ſo gingen Majorat und Lehen auf den zweiten Bruder, den Cardinal Giuſeppe, über. Wenige römiſche Staatsmänner der neueſten Zeit haben ſo viel von ſich reden gemacht und ſind ſo verſchieden beurtheilt worden, wie dieſer Mann. Im Jahre 1750 zu Rom geboren, erhielt er wie ſein älterer Bruder ſeine Bildung im Collegio Tolomei. Das Beiſpiel ſo mancher ſeiner Verwandten veranlaßte ihn in die Prälatur zu treten, wie dieß denn überhaupt in manchen römiſchen Häuſern traditionell geworden war, woher noch die zahlreichen Familienprälaturen ſich herſchreiben welche gegenwärtig, wo die Neigung den geiſtlichen Stand zu ergreifen unter dem römiſchen Adel immer mehr abnimmt, gewöhnlich an Befreundete vergeben werden. Iſt doch jetzt von den Familien Buoncompagni, Caetani, Colonna, Corſini, Chigi, Odescalchi, Doria-Pamfilj, Roſpiglioſi u. a., deren Namen ſonſt die Liſten des heiligen Collegiums füllten, nicht Ein Mitglied in der Prälatur, während überhaupt vom ganzen höheren Adel nur die fünf Häuſer Altieri, Barberini, Falconieri, Maſſimi und Patrizi Cardinäle zählen. Es iſt von dieſem Adel nicht politiſch ſich die kirchlichen Würden entgehen zu laſſen und ſo auch noch dieſen letzten Reſt ſeines Einfluſſes auf die öffentlichen Angelegenheiten zu verlieren, während die Regierung immer mehr in die Hände von Fremden, d. h. Nichtrömern, kommt. Zu Giuſeppe Albani zurückzukehren; ſo wurde dieſer bald nach der Papſtwahl Pius' VI Chierico di camera, eine der Mittelſtufen zu den höchſten Stellen, und erhielt die Leitung der Getreide- und Proviantverwaltung (Annona), ein Adminiſtrationszweig der in Rom immer ſehr viel zu ſchaffen gemacht und eben unter dieſem Papſte einen ſchlimmen Bankerott herbeigeführt hat. Ein neuer Kataſter der römiſchen Campagna wurde während Albani's Direction ausgearbeitet. Eine Sendung nach Wien als Nuntius ſchlug er hartnäckig aus und verlor darüber ſeine Stelle, wurde aber bald darauf zum Uditore della Camera oder Präſidenten der Gerichtshöfe der apoſtoliſchen Kammer ernannt, womit er alſo den vornehmſten Poſten in der Prälatur einnahm. Unterdeſſen brach das franzöſiſche Gewitter über Rom und den Papſt herein. Albani floh nach Wien, wo er Pius' VI Tod vernahm und während des Conclaves, ſo wie nach der Erwählung Pius' VII, weſentliche Dienſte leiſtete, wobei ſeine und ſeiner Familie vielfache Beziehungen zu Oeſterreich ihm zu Statten kamen. In der erſten von dieſem Papſte vorgenommenen Cardinalscreirung war er miteinbegriffen. Lange Jahre hindurch bekleidete er kein Amt, bis er zum Präſidenten einer außerordentlichen, zur Abſtellung des Nothſtandes im Kirchenſtaat zuſammenberufenen Commiſſion und in der letzten Zeit des Papſtes zum Präfecten des Buon governo ernannt ward. Albani war ein ſtarrer Mann: ſeine adminiſtrativen und politiſchen Principien harmonirten wenig mit denen Conſalvi's, und Conſalvi duldete neben ſich keine unabhängige Thätigkeit. Die Zeit des Einfluſſes Albani's ſollte aber noch kommen. Am 2 September 1823 gingen die Cardinäle ins Conclave, um Pius VII einen Nachfolger zu geben. Vor dem Ende des Monats hatte Cardinal Severoli ſo viele Stimmen daß man ſeiner Wahl entgegen ſah, als Albani ihm die Excluſive von Seiten Oeſterreichs gab, wo jener Nuntius geweſen war. Man weiß daß wenige Tage darauf Annibale della Genga unter dem Namen Leo XII das Triregnum erhielt. Albani wurde Secretär der Breven nach dem nicht lange darauf erfolgten Tode Conſalvi's, deſſen Leben mit dem Leben ſeines Wohlthäters und Freundes zu Ende ging; ſchloß im Namen des Papſtes einen Tractat mit Sardinien, übernahm die Direction der Waſſerbauten, ein äußerſt wichtiges Departement, wie jeder weiß der den Kirchenſtaat kennt. In dieſer Eigenſchaft förderte er namentlich bedeutende Canal- und Teichbauten in Umbrien und im niedern Bologneſer Lande; einer Provinz, in welcher die Regulirung der Gewäſſer, namentlich des Reno, ſtets viel zu ſchaffen gemacht und die Kräfte der berühmteſten Hydrauliker ſeit Jahrhunderten in Anſpruch genommen hat. Als außerordentlicher Delegat für die Waſſerbauten nach den Legationen geſandt, ward er überdieß zum Legaten in Bologna ernannt. In dieſen verſchiedenen Eigenſchaften entwickelte er große Thätigkeit, durchgreifende Entſchiedenheit, Feſtigkeit und Umſicht; beliebt wußte er ſich nicht zu machen. Seine Art und Weiſe bildete namentlich einen ſchroffen Gegenſatz zu dem leutſeligen Benehmen und der heitern Würde ſeines Nachfolgers, des Cardinals Bernetti welcher, nachdem er in der letzten Zeit Leo's XII, nach Della Somaglia's Abgang, Staatsſecretär geweſen, mit Albani Plätze wechſelte. Denn in dem Conclave welches nach des Papſtes Tode am 24 Februar 1829 begann, war ſein Einfluß noch viel

Digitized by Google

entſchiedener. Der Cardinal Emanuel de Gregorio, ein ſchöner und würdevoller Mann, der vor wenigen Jahren als Großpönitentiar ſtarb, hatte die meiſte Ausſicht zum Pontificat, als Albani mit der öſterreichiſchen Excluſive drohte und die Ernennung Caſtiglioni's durchſetzte. Pius VIII machte ihn ſogleich nach ſeiner Wahl zum Staatsſecretär.

So ſah ſich denn Giuſeppe Albani am Ziel ſeiner Wünſche. Er ſtand freilich im achtzigſten Jahre, aber er war rüſtig und voll Thatkraft. Man iſt überhaupt gewohnt in Rom Männer in einem Lebensalter zu den Geſchäften gelangen zu ſehen, in welchem ſie anderwärts müde und verbraucht ſich von denſelben zurückziehen. Ob der Staat dabei gewinnt, fragt ſich. Wenn man die alten Cardinale ſieht, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten wo ſie paarweiſe in Proceſſion einherziehen, ſo begreift man bisweilen kaum wie ſie die oft nicht geringe Laſt der Geſchäfte zu tragen vermögen, namentlich aber das Staatsſecretariat in ſeiner alten Ausdehnung welches die innern und auswärtigen Angelegenheiten umfaßte, bis es unter dem regierenden Papſte in zwei Departements getheilt wurde. Albani war ſehr thätig. Das für den heiligen Stuhl vortheilhafte Concordat mit den Niederlanden wurde durch ihn abgeſchloſſen, manche Verhandlungen mit auswärtigen Mächten gepflogen. In der innern Adminiſtration fehlte es nicht an Rührigkeit. Damals wurde der Anfang der großartigen Werke gemacht welche das mit dem Ruin bedrohte Tivoli vor dem reißenden Anio zu ſchützen beſtimmt waren: Werke die wir unter Gregor XVI zu glücklichem Ende führen ſahen. Unterdeſſen kam die franzöſiſche Revolution des Jahres 1830 und ſetzte Rom, wo der Botſchafter Graf von La Ferronnays ſogleich abtrat, wie einen großen Theil Europa's in Schrecken. Es heißt, der Cardinalſtaatsſecretär habe weſentlich dazu beigetragen den Papſt zur baldigen Anerkennung Ludwig Philipps zu vermögen: wenn er's that, ſo müßte man glauben daß er im Moment plötzlicher Verlegenheit den Principien ſeines ganzen Lebens untreu geworden, wenn nicht überhaupt die Anerkennung eines Machthabers von Seiten des heiligen Stuhles wenig implicirte, wodurch das Verhaltniß ein anderes wird als bei den übrigen Staaten. Dieſe Revolution aber ſollte dem Kirchenſtaat noch viel zu ſchaffen machen. Die carbonariſtiſchen Beſorgniſſe und Unruhen hatten auch nach den Kataſtrophen in Neapel und Piemont, in Italien nicht aufgehört. In Rom wurde im Jahr 1829 ein neapolitaniſcher Prieſter, Namens Picilli, wegen ſolcher Umtriebe zum Tode verurtheilt und auf Lebenslang nach der Feſtung San Leo gebracht. In der Romagna fanden eine Menge Verhaftungen ſtatt. Da ſtarb am 30 November 1830 Pius VIII, und gleichzeitig mit der Wahl ſeines Nachfolgers Gregors XVI brach, in Zuſammenhang mit der Verſchwörung Ciro Menotti's in Modena, der Aufſtand in den Legationen aus.

Der neue Papſt ſcheint erkannt zu haben daß Albani bei ſeiner Unpopularitat und Schroffheit nicht der Mann war welchen die Umſtande heiſchten. Cardinal Bernetti wurde erſt proviſoriſch, dann definitiv Staatsſecretar. Man verſuchte auf alle Weiſe die Pacification der Legationen, wo die Cardinale Oppizzoni und Benvenuti entſchieden ſcheiterten. Die öſterreichiſche Intervention wurde erbeten. Monſignor Asquini, damals Vicelegat in Ferrara, ſeit kurzem Cardinal, war langere Zeit hindurch der einzige Prälat der ſich zu halten vermochte. Wie man endlich doch auf den Gedanken kam Albani in die Provinzen zu ſenden, iſt nicht recht einzuſehen Er wurde Legat von Urbino und Peſaro (die fünfte Legation neben Bologna, Ferrara, Ravenna und Forli), und ging nach Bologna als außerordentlicher Commiſſär für das ganze Land bis zum Po. Seine Maßregeln waren wie ſie ſich von ihm erwarten ließen: entſchieden aber willkürlich und ſchroff. Nach der gemäßigten Verwaltung Bernetti's in Bologna, und bei der herrſchenden großen Aufregung, waren ſie am wenigſten geeignet die Gemüther zur Ruhe und zur Anhänglichkeit an die Regierung zurückzuführen. Man ſchien dieß endlich einzuſehen und erſetzte Albani durch Monſignor Brignole, jetzigen Cardinal. Er ſoll es ſehr ungern geſehen und ſich mißvergnügt nach Urbino zurückgezogen haben. Ein Feld der Thätigkeit wußte er ſich aber auch hier zu ſchaffen, in der Heimath ſeiner Familie, für welche dieſe ſtets eine beſondere Anhänglichkeit bewahrt hatte. Urbino verdankt namentlich ſeinem Eifer die Vollendung der ſchönen Straße welche, von Foſſombrone aus großentheils dem Metaurothale folgend, an der bequemſten Stelle den Apennin überſteigt und bei Borgo S. Sepolcro in das toscaniſche Tiberthal ſich hinabſenkt, wo ſie in die Aretiner Straße mündend die kürzeſte Verbindungslinie zwiſchen den Häfen von Ancona und Livorno bildet. Eine größere Wohlthat hätte dem abgelegenen, nicht ſehr zugänglichen Urbino nicht erzeigt werden können. Im Herbſte 1833 ſchlug ich, von Ancona kommend, dieſen maleriſchen Weg ein, an deſſen Vollendung damals von Urbania an, wo eine großartige Brücke über den Melauro führt, bis zur toscaniſchen Gränze noch vieles fehlte, ſo daß man von S. Angelo in Vado (dem Heimathsorte Ganganelli's) bis S. Sepolcro über das Gebirge reiten mußte. Seit mehreren Jahren iſt die Straße indeß gänzlich vollendet und den Reiſenden wie dem Waarentransport geöffnet, für welchen letztern ſie bequemer ſeyn würde, wenn ſie, ſtatt die überaus ſteile Höhe von Urbino zu erklimmen, ganz dem Stromthale folgte. — Cardinal Albani ſtarb, als erſter Diaconus und Bibliothekar der Kirche, ein vierundachtzigjähriger, zu Peſaro am 3 December 1833 und wurde in Urbino im Erbbegräbniß ſeiner Familie beigeſetzt.

Er hinterließ ein ſehr großes Vermögen. Von ſeinem Privateigenthum ließ er ſeinem jüngern Bruder Don Filippo nur den Nießbrauch, indem er mittelſt mündlicher, nach ſeinem Tode durch zwei Bevollmächtigte erklärter letztwilliger Beſtimmung, wie ſie in Rom nicht ſelten vorkommt, über die Capitalien mehrere Verfügungen zu Gunſten der Regierung, der Wohlthätigkeitsanſtalten u. ſ. w. traf. Die Lehen und Primogenitur hätten auf Don Filippo Albani, den in Rom lebenden Erben, welcher verſchiedene municipale Aemter bekleidet hat, übergehen ſollen: indeß hat dieſer, ſo viel mir bekannt, in Folge einer nicht ſtandesmäßigen Ehe, gegen eine Leibrente darauf verzichtet. Sie kamen nun an des Cardinals Großnichte, Donna Antonia Litta, vermählte Gräfin von Caſtelbarco, eine der vornehmſten, reichſten und glänzendſten Damen Mailands, die auch zu Zeiten in der römiſchen Geſellſchaft eine Rolle ſpielt. Indeß wird von Agnaten der Albani noch ein Proceß um die Erbſchaft geführt. Die Villa vor Porta Salara hat in den letzten Jahren manche Veränderungen erfahren, gute wie ſchlimme, und der ehemals ganz freie Eintritt in dieſelbe findet jetzt nur gegen (übrigens ſehr leicht zu erhaltende) Einlaßkarten ſtatt. Das Wappen der Albani zeigt in blauem, durch einen goldenen Streifen horizontal getheilten Felde oben einen ſilbernen Stern, unten drei goldene Berge. Man ſieht es in der Familiencapelle in S. Sebaſtiano nahe beim Grabmal der Cäcilia Metella, am Hafen Ripetta welchen Clemens XI baute, und anderwarts. Der Titel „Fürſt Albani" ſoll mit der Reſidenz in Rom auf einen Sohn der Gräfin Caſtelbarco übergehen.

Digitized by Google

Mexico im fünften Jahrhundert unſerer Zeitrechnung.

Nach chineſiſchen Quellen von Karl Friedrich Neumann. München, 1845.

Nach Durchſicht dieſer kurzgedrängten kaum zwei Bogen füllenden Diatribe könnte man beinahe glauben, die Kunde der Urgeſchichte Amerika's ſey wieder um einen Schritt vorwärts gerückt. Man weiß ja wie viel Noth uns Europäern ſeit 300 Jahren dieſes Amerika und die Frage über den Urſprung ſeiner Bevölkerung und ſeiner Cultur gemacht! Schwankende Traditionen reichten höchſtens bis in das ſiebente Jahrhundert unſerer Zeit zurück. Weiter hinauf wagte ſelbſt ein A. v. Humboldt nichts anzudeuten, und es blieb in dieſer wichtigen Angelegenheit theologiſchem Eifer und phantaſtiſchen Conjecturenſchmieden überall freies Spiel. Während in Deutſchland Arnims Polizeigenie, der Luzerner Keſſelthurm und die guten Wirkungen der Maiandachten von Derwiſchabad der bewegungsvolle und laute Gedanke des Tages ſind, gibt Hr. Neumann dem Publicum leiſe dazwiſchenredend zu verſtehen: das Problem wie der Menſch urzeitlich aus dem Paradies in die Neue Welt gekommen, ſey nun gelöst und ſomit der vielköpfige Hader europäiſcher Gelahrſamkeit mit Hülfe chineſiſcher Annalen wenigſtens in Einem Punkte ausgeſtritten und zur Ruhe gebracht.

Der bußfertigen und wiederherſtellenden Richtung unſerer Zeit muß dieſe fehdeſtillende Notiz doppelt willkommen ſeyn, weil dieſesmal die Ehre des Erfolges mittelbar auf das preiswürdige und, wie man weiß, höchſt nützliche Inſtitut glaubenpredigender „Bettelmönche" fällt. Daß es buddhiſtiſche und nicht chriſtliche Mönche ſind die zuerſt das Band zwiſchen der alten und neuen Welt geknüpft, macht in der Sache keinen Unterſchied. Es zeigt ſich ja in Cultus und Disciplin, in Demuth und Eifer für Wahrheit und Licht in beiden Zweigen des Büßerthums ſo große Aehnlichkeit und ſolche Harmonie, daß der Ruhm des einen auch der Ruhm des andern iſt und das beiderſeitige Gewinnſt in Welt- und Seelenſpiel mit Recht als Gemeingut des Standes gelten muß. Daß für Erweiterung hiſtoriſcher Kenntniß im Sinne unſerer Zeit aus den Geſammtwerken der Islamvölker wenig, aus der vielgeprieſenen Hindulitteratur aber ſo viel als gar nichts zu lernen ſey, wird jetzt allgemein zugeſtanden. Und nicht ohne Grund hat ſich nach ſo vielen Täuſchungen die Hoffnung neuzuhebender Schätze auf China und ſeine kühlen, in kritiſch-verſtändigem Sinne des Occidents geſchriebenen Annalen hingedrängt. Der Europäer ſtrebt und begehrt ohne Unterlaß. Es ſind aber, wie es ſcheint, für expanſive Wirkſamkeit des Geiſtes nur zwei Centralwerkſtätten auf dem Globus angewieſen: die eine in Europa, wo der Menſch mit ovalem Geſicht, mit hoher Stirne und großem, blitzendem Auge wohnt; die andere im äußerſten Aſien, deſſen Völkern die Natur bald kugelförmige, bald viereckige Köpfe, hohe Backenknochen, viereckige Augenhöhlen, niedere, rückwärts gebogene Stirne und melancholiſch-matten Blick zum Angebinde gegeben hat. Und wenn den europäiſchen Menſchen eine innere, unwiderſtehliche Nothwendigkeit weſtwärts in neue Welten drängt, ſo ward im Gegenſatz das Geſchlecht mit „viereckigen Augenhöhlen" (die Mongolenrace) durch daſſelbe Geſetz innerer Nothwendigkeit in öſtlicher Richtung gegen den amerikaniſchen Continent getrieben, dem als Einigungspunkt zweier in entgegengeſetztem Rinnſal um den Globus ſtrömender Kräfte vielleicht eine große Zukunft beſchieden iſt. Nur wäre nach Inhalt der Neumann'ſchen Hypotheſe die öſtliche Kraft weit früher und behender als die weſtliche an das vorgeſteckte Ziel gelangt, vorausgeſetzt daß die Texte richtig gedeutet und aus dem nicht etwa erſt jetzt entdeckten, ſondern im vorigen Jahrhundert ſchon bekannten chineſiſchen Annaliſtenfund etwa nicht zu weitgreifende Folgen gezogen ſind. Hoffentlich nimmt es Hr. Neumann nicht übel wenn man auch kleinen Fortſchritten in der Wiſſenſchaft erſt noch mit langſamer Anerkennung, wo nicht gar mit etwas Unglauben entgegentritt.

Um die Mitte des fünften Jahrhunderts (A. 458) chriſtlicher Zeit — ſo lautet die Novität — ſey das früher barbariſche Reich Fuſang durch fünf buddhiſtiſche Bettelmönche aus Kipin (Cabul) zum Glauben Buddha's bekehrt und ſittlich umgeſchaffen worden. Dieſes Reich Fuſang liege mehr als 40,000 Li oſtwärts von China oder mit Angabe der Zwiſchenräume 20,000 Li (beiläufig 57 Erdgrade oder 855 geographiſche Meilen) öſtlich von Tahan, Tahan aber ſey im Sinne der Chineſen die große Halbinſel Aliaska im Nordweſten Amerika's; Ergo — ſchließt Hr. Neumann weiter — muß das von den buddhiſtiſchen Bettelmönchen bekehrte und nach einem ſeiner nützlichſten und eigenthümlichſten Bäume zubenannte Fuſang nothwendig auf die Nordweſtküſte des amerikaniſchen Continents und namentlich auf die nordweſtlichen Gegenden des Landes Mexico gedeutet werden. Ergo beſtanden bereits im fünften Jahrhundert nach Chr. Verbindungen zwiſchen Oſtaſien und der Weſtküſte von Nordamerika. Ergo iſt ganz Amerika auch urſprünglich von Oſtaſien aus bevölkert worden, und folglich die primitive Einheit des Menſchengeſchlechts im bibliſchen Sinne für immer erwieſen und hergeſtellt. So argumentirt Hr. Neumann in der Hauptſtelle ſeiner Diatribe über Fuſang-Mexico.

Die Ehre dieſe für den Culturgang der Menſchheit nicht unwichtige Nachricht in den Annalen des „Mittelreiches" zuerſt entdeckt zu haben gebührt dem berühmten Sinologen Deguignes. Hr. Neumann hat nur das Verdienſt einer von fremdem Genius zwar angeregten, aber noch etwas unſicher und nebelicht hingeſtellten Idee mit Hülfe des neueſten Wiſſens, beſonders der rieſenhaften Fortſchritte die man ſeit Deguignes in Erforſchung der Polarländer, der oceaniſchen Inſelwelt, des Innern Aſiens und Amerika's, ſeiner Völker, ſeiner Sprachen und ſeiner Denkmäler gemacht, durch ſeinen Commentar nähere Begründung, lichtvollere Auslegung und fruchtbarere Anwendung zu verſchaffen. Sogar der Hauptgedanke, daß Fuſang nach Maßgabe der chineſiſchen Diſtanzen auf Nord-Mexico fallen müſſe und die Ueberbleibſel höherer Geſittung die man ſpäter vorzugsweiſe auf der Weſtküſte der Neuen Welt in Sage und Wirklichkeit entdeckte, auf eine alte Verbindung mit China und Oſtaſien deuten, gehört ganz dem klugen

Digitized by Google

Deguignes an. Ja, ſelbſt in der Natur der Einwürfe und in der Art ihrer Löſung herrſcht zwiſchen beiden Gelehrten eine merkwürdige und unverkennbare Aehnlichkeit. Inſoweit hätte uns Hr. Neumann in ſeiner Abhandlung eigentlich nichts neues gebracht, und wäre nicht in Bezeichnung der Mittelſtationen zwiſchen China und Fuſang weſentliche Verbeſſerung hinzugekommen, ſo hätte Hr. Neumann im Grunde nur eine Idee ins Deutſche überſetzt die unſere Nachbarn ſchon vor hundert Jahren hatten.

Daß die Oſtaſiaten tauſend Jahre vor Chriſtus außer Japan und den Kurilen ſogar die Papuaseilande im ſtillen Ocean, daß ſie Kamtſchatka und die Aleuten kannten und des Handels wegen beſuchten, hat Hr. Neumann, wie wir glauben, allerdings bündig und unwiderleglich nachgewieſen. Daß aber Tahan nicht auf Kamtſchatka wie bei Deguignes, ſondern auf Aliaska, und folglich Fuſang auf Mexico zu beziehen ſey, ſchließt er nur aus der Zuſammenſtimmung der chineſiſchen Längenmaße mit den wirklichen, jetzt genau berechneten Entfernungen benannter Orte unter ſich ſowohl als vom amerikaniſchen Continent.

Nimmt man auch mit Hrn. Neumann willig an daß die Buddhamönche das neubekehrte Mexico nach einem Baume zubenannten, der in Hinſicht auf Nahrung, Kleidung, Wohnſtätte und Schreibeſtoff im Lande eine vorzüglich wichtige Rolle ſpielte, ſo tritt doch die kleine Bedenklichkeit entgegen daß bei aller Verwandtſchaft der chineſiſchen und japaniſchen Flora mit der Flora von Nordamerika gerade der in Oſtaſien weitverbreitete Fuſangbaum in Mexico eigentlich gar nicht gefunden wird. Hr. Neumann geſteht das ſelbſt redlich ein, ſucht aber den Einwurf, wie es Deguignes ſchon vor ihm that, mit der zum Theil etwas ſonderbaren Bemerkung zu entkräften: die Fuſangbäume ſeyen in Amerika entweder durch ſchlechte Wirthſchaft ausgeſtorben, oder die Buddhamönche hätten der von den Eingeborenen Maguey, von den Botanikern aber Agave Americana benannten Pflanze gewiſſer Aehnlichkeiten wegen den Namen „Fuſang" beigelegt. Fürwahr, bedenkt man daß dieſe Agave dem Mexicaner heute noch Speiſe, Betäubungstrunk, Bedachung, Papier, Linnenhülle und Inſtrumente aller Art gewährt, ſo iſt dieſe Erklärung nicht unbedingt zurückzuweiſen. Aber wie? ſind neben den Fuſangbäumen in Amerika etwa auch die Pferde durch „ſchlechte Wirthſchaft" ausgeſtorben? Die Buddhamönche haben nämlich in ihrem 40,000 Li öſtlich von China liegenden „Fuſang" unter andern Hausthieren auch das Pferd gefunden; bei Ankunft der Spanier aber war, wie bekannt, nicht nur dieſes edle Thier ſelbſt, es war auch der Begriff und der Name desſelben in ganz Amerika unbekannt. Dieſer Umſtand allein drückt der ganzen Deguignes-Neumann'ſchen Hypotheſe einen nicht leicht zu verwiſchenden Zug von Unſicherheit und Zweifel auf. Hr. Neumann indeſſen hilft ſich in derſelben Weiſe wie beim Fuſangbaum auch über dieſe Schwierigkeit hinüber und meint, die Mönche hätten das chineſiſche Zeichen Ma (Pferd) vielleicht auf ein dem Pferde ähnliches Thier übertragen, wie es ſpäterhin den Europäern auch bei anderen Exemplaren amerikaniſcher Zoologie öfter begegnet ſey.

Allerdings fällt zwiſchen Ferdinand Cortez und die buddhiſtiſchen Bettelmönche des Hoeiſchin ein mehr als tauſendjähriger Zwiſchenraum (458—1520 n. Chr.) hinein. Daß ſich aber in dieſem Zwiſchenraum die Naturgeſchichte der Thier- und Pflanzenwelt von Fuſang-Mexico bloß durch „ſchlechte Wirthſchaft" ſo weſentlich verwandelt habe, iſt deßwegen nicht weniger ſchwer und läſtig anzunehmen. Und wenn man im Fuſang der Buddhiſten außer dem Pferde auch noch Ochſen und Hirſche an den Wagen ſpannte und überhaupt das Hirſchwild als Milchhausthiere pflegte und nebenher die Fuſang-Ochſenhörner in ihrer Höhlung mehr als „zehn Scheffel" faſſen konnten, bei den ſpäteren Mexicanern aber neben dem Pferde auch Hirſch und Ochſe, ja überhaupt alles Laſtthier fehlte, ſo entſtehen neue Schwierigkeiten gegen dieſe Identität von Fuſang und Mexico. Humboldts wilde Ochſen von Tſchihuahua gewähren in dieſer Noth ebenſo geringen Troſt, als Neumanns eigenthümliche und ſinnreiche Wendung den Widerſpruch zwiſchen der grauſamen Religion der Mexicaner und der Dogmen-Sittenmilde des Buddhaismus in Tübet auszugleichen den Forſcher zu befriedigen vermag. Die Sendboten des Buddha, heißt es in der Abhandlung, ſeyen eine Art Jeſuiten geweſen die ihren Cult und ihre Dogmen, um leichter Eingang zu finden, auf den vorhandenen Sitten und Gebräuchen erbauten oder mit denſelben ſchlau vermiſchten.

Im Gegenſatze dieſer vielen und bedeutenden Widerwärtigkeiten entdeckt Hr. Neumann doch zwiſchen der Buddha-Architektur in Aſien und dem Bauſtyl der noch unerklärten, geheimnißvollen Ruinen von Yukatan (Mitla, Palenque) und der Götzentempel in Altmexico unverkennbare Aehnlichkeit. Und nicht ohne Grund ſchreibt Hr. Neumann dieſe Bauwerke den kunſtreichen Tolteken des ſiebenten Jahrhunderts zu, die er dann ſeinerſeits, auf Hoeiſchins Fuſangnotiz geſtützt, unbedingt für milde Buddhiſtenſchüler erklärt und durch die wilden Azteken des dreizehnten Jahrhunderts verwandeln und vernichten läßt.

Für dieſe Deguignes-Neumann'ſche Hypotheſe ſpricht freilich auch noch der wohlberechnete Umſtand daß alle Mexico ſittlich und ethniſch überwältigenden Völkerfluthen erwieſenermaßen von der Nordſeite herabgekommen ſind, und folglich die Annahme eines unbekannten Herdes, einer geheimnißvollen Werkſtätte der Bildung und Bewegung nördlich vom heutigen Mexico kaum zu beſeitigen iſt. Und wenn nun vollends, wie es Hr. Neumann unbedenklich ſagt, Sprache, Körperbau und überhaupt die ganze Phyſiologie des amerikaniſchen und polyneſiſchen Menſchen den prüfenden Geiſt auf Japan, China und die Mongolenſteppe lenkt, ſo wäre man ſtark verſucht den Hauptgedanken der Diatribe für wohlbegründet anzuſehen und in der oſtaſiatiſchen Mongolenrace die Urväter der Amerikaner und Oceanier zu erkennen.

Die Meinung als ſeyen die Amerikaner wie die Neger urſprünglich aus dem Boden herausgewachſen den ſie jetzt bewohnen, wäre freilich bequem, muß aber ſchon deßwegen beſeitigt werden weil Pater Lafiteau, der Jeſuit, bereits vor hundert Jahren alle Anhänger dieſer Meinung für Atheiſten erklärte, ſintemal die Huronen, die Tſchipiway mit übrigen Wilden Nordamerika's direct von den Hellenen ſtammen, wie es aus der vollkommenen Aehnlichkeit in Sitten und Gebräuchen der Wilden und der Hellenen natürlich bis zur Evidenz erhelle. „Die alten Griechen," ſagt unter anderen Gründen Pater Lafiteau, „gingen auf die Jagd; die Huronen jagen auch. Die alten Griechen liebten den Tanz; bei den Huronen tanzt man ebenfalls; ergo ſind Hellenen und Huronen ein und dasſelbe Volk."

Dieſe Argumente ſind freilich ſtark, doch ſcheint uns Neumanns Citat aus einem Werke über die zu Chriſto bekehrte Hawaii- oder Sandwichinſelgruppe auch nicht ſchwach. Beim Anblick der Mannſchaft eines (1832) durch Sturm nach Owahu verſchlagenen Schiffes aus Japan riefen die Eingeborenen voll Erſtaunen über die wechſelſeitige Aehnlichkeit in Körperbau, in Gewohnheit und Sitte: „Es iſt keinem Zweifel mehr unterworfen, wir kamen aus Aſien."

Das Beſtehen uralter, weit in die hiſtoriſche Zeit hinaufreichender Berührungen zwiſchen Oſtaſien und Weſtamerika hat

Digitized by Google

durch Neumanns Zuſammenſtellungen der neueſten Erfahrungen und Conjecturen jedenfalls an Wahrſcheinlichkeit und innerem Gehalt gewonnen, wenn auch der Schluß von den Ereigniſſen der Jetztzeit oder ſelbſt des fünften Jahrhunderts chriſtlicher Aera auf Urwelt und antediluvianiſche Periode zurück immer etwas gewagtes und lückenhaftes hat. Neue Funde zu bezweifeln und zu ungewöhnlicher Theſis Nein zu ſagen, war von jeher des Menſchen ſtärkſter und faſt angeborener Hang, und namentlich iſt Langſam-im-Glauben-ſeyn nach Pater . . s Dafürhalten der hervorſtechendſte wie der verdammungswürdigſte Zug im Charakter unſeres Säculums. Kann man die Identität der Länder Fuſang und Mexico auf dieſe Arbeit Neumanns hin auch noch nicht geradezu für entſchieden halten, ſo gibt uns doch die Hypotheſe ſelbſt ſchon den Fingerzeig wo für Löſung des Problems erkleckliches zu erwarten und zu finden ſey. Dieſer Ruhm muß dem Verfaſſer ſo lange genügen bis er ſchlagendere Argumente bringt. In der Wiſſenſchaft hat jede noch ſo beſcheidene und mäßige Leiſtung ihren Werth, beſonders wenn man mit Weglaſſung alles nutzloſen Schnörkelwerkes und eiteln Arabeskenkrams das Publicum nicht länger quält als zum Verſtändniß der Theſis unerläßlich iſt. Während Hr. Neumann aus Achtung vor der Leſewelt ſeine Bemerkungen auf wenige Blätter zuſammendrängt, hätte uns der unbarmherzige Ritter in dieſem Falle wenigſtens mit einem 1300 Seiten dicken Bande heimgeſucht und in breitgetretener Gelehrſamkeit alles wieder aufgetiſcht was man ſeit Chriſtoph Columbus bis auf Prescott herab über die neue Welt gefabelt, gewußt, gehört, vermuthet, ergründet und geſchrieben hat.

Grämt ſich aber Hr. Neumann deſſenungeachtet über fremde Harthörigkeit in Aufnahme ſeiner Quaſi-Fuſang-Novität, ſo mag er ſich mit dem ✝ Correſpondenten der Allgemeinen Zeitung tröſten, der unlängſt mit ſeinen beſcheidenen, aus einem wirklichen, nicht fingirten Schreiben eines Milländers gezogenen, durch unverwerfliche Autoritäten vor ganz Europa ſeit langem conſtatirten, auf eigene Anſchauung begründeten und von ſubalternen Türkenbehörden ſelbſt als wahr eingeſtandenen Fellahnotizen bei der vornehmen Welt in Carlsbad doch wenig oder gar keinen Glauben fand, bloß weil ein „wiſſenſchaftlich berühmter Militär“ noch nicht annehmen will daß während Mohammed Ali's vierzigjährigem turco-europäiſchen Experimentalregiment die Bevölkerung des nahrungsreichſten Landes in der Welt von nahe an drei Millionen auf weniger als 1,800,000 Seelen zurückgegangen ſey. Und doch weiß der berühmte Militär ſo gut wie jedermann, zumal es wiederholt und durch Augenzeugen aus Aegypten ſelbſt berichtet wird, daß weite Strecken des fruchtbarſten, zur Mamelukenzeit wohlbeſorgten Nilbodens aus Mangel an Armen heute unbebaut und öde liegen und zum größten Leidweſen chriſtlicher Schnapphähne in gleichem Maße mit der Bevölkerung auch die ägyptiſchen Finanzen geſunken ſind. Oder hat man ſchon vergeſſen daß erſt unlängſt der menſchenfreundliche Oberſt Kiamil-Beg auf ſeine Weigerung den Pacht herrſchaftlicher Ländereien zu übernehmen, von welchen die Arbeitsleute insgeſammt verſchwunden waren, in Beiſeyn einer Regierungscommiſſion zweihundert Stockprügel erhalten hat und der Mißhandlung erlegen iſt? O der wundervollen Heiterkeit des deutſchen Sinnes! Oeffentliche Zuſtände, über deren Wahrnehmung voriges Jahr ſelbſt ein Mohammed Ali in Wahnſinn fiel, erſcheinen zu Carlsbad in eleganter Compagnie noch immer als dankenswerth, wo nicht gar als idyllenhaftes Glück. Die Marmorkruſte der Pyramiden hat man abgeſtreift, aber märkiſch gekittete Meinungsſtarrheit zerbröckelt kein Argument. Dürfte man unter ſolchen Umſtänden dem „wiſſenſchaftlich berühmten Militär“ höflichſt bemerken, daß um den wahren Stand der Bevölkerung eines Landes zu kennen, der Beobachter in die Bauerndörfer, nicht in die Caſernen gehen muß? Und war etwa in der Schlacht bei den Pyramiden, wo der junge Marmont ſo großen Ruhm erwarb, die ägyptiſche Streitmacht nicht viel zahlreicher als ſie in unſerer Zeit bei Hems, bei Konia und Niſib je geweſen iſt? Ebenſo wenig hat jemand dem „Verſtorbenen“ Dinge in den Mund gelegt welche dieſer nie geſagt. Mündlich hat der „Verſtorbene“ unter den Aegyptiern ſeine Vergleiche viel entſchiedener, greller und allgemeiner ausgedrückt als er ſie nachher in Europa drucken ließ. In Aegypten — das weiß der ſchalkhafte und weltkundige Semilaſſo am beſten — redet man den Leuten nicht von „irländiſchen Pächtern“ und von „ſchleſiſchen Webern“ was niemand verſtünde, ſondern von „verhungernden und zu Tode geprügelten Inkilis und Nemtſche (Engländern, Deutſchen, Oeſterreichern), wie es zur Rechtfertigung der einen und zur Beruhigung der andern allein wirkſam iſt. Aber ſelbſt in der mildern Form, die im Salon zu Carlsbad für authentiſch gilt, wäre der Vergleich zwiſchen dem Looſe der ägyptiſchen Fellah und der ſchleſiſchen Weber noch eine unverantwortliche Enormität und außer allem Verhältniß mit der Wirklichkeit. Doch wozu dieſes Gerede? Die Leute laſſen es ſich nun einmal nicht nehmen, Mohammed Ali iſt und bleibt trotz aller Gegenbeweiſe Muſterbild eines weiſen Regenten, ja ein zweiter Marc Aurel; Itzſtein dagegen ein kroneneſſender Cyklop und A. ein Genie.

Klage jetzt auch noch Hr. Neumann, wenn man ſich in Deutſchland nicht übereilt, und über ſein Fuſang-Mexico ſich vorerſt noch des weitern verſehen will!

Digitized by Google

Denkwürdigkeiten des Grafen N. Olizar.

Seit nicht gar langer Zeit ſind wir mehrfach mit intereſſanten Kerkermemoiren politiſch Verfolgter beſchenkt worden. Die von Silvio Pellico ſtehen noch im friſchen Andenken. Weniger Beachtung ſcheinen die von Angelo Frignani gefunden zu haben, der ſich durch einen verſtellten und mit bewundernswerther wälſcher Energie und Liſt durchgeführten Wahnſinn aus ſeiner Gefangenſchaft befreite. Silvio Pellico beugte ſich vor Gott und ſog, wie der Dichter Schubart, mit der Kerkerluft den unfreien Geiſt des Myſticismus und Pietismus ein, Angelo Frignani's Groll gegen ſeine Verfolger wächst mit den Leiden ſeiner Gefangenſchaft, und der Freiheit wiedergegeben, überſchüttet er ſie mit Flüchen und wüthenden Sarkasmen.

Einen ganz andern Geiſt athmen die Kerkermemoiren des polniſchen Grafen und Senators Narciß Olizar, die unter dem Titel „Gefangenſchaft und Flucht. Denkwürdigkeiten des Grafen Olizar" franzöſiſch und deutſch (Leipzig 1845) erſchienen ſind. Keine Spur von Silvio Pellico's pietiſtiſcher Verſunkenheit, aber auch eben ſo wenig von dem mehr perſönlich gefärbten und gegen Perſonen gerichteten leidenſchaftlichen Groll Angelo Frignani's! Olizar zürnt als polniſcher Patriot den Feinden und Unterdrückern ſeines Vaterlandes in ernſter entſchiedener Weiſe; er erklart daß er die Feder in der Ueberzeugung ergriffen habe: Polen werde wieder aufſtehn und ſeinen früheren Rang, „den es um der Ehre und der Sicherheit Europa's willen nie hatte verlieren ſollen", unter den Nationen wieder einnehmen; aber es iſt erſichtlich die Idee des Vaterlandes die ihn erfüllt, kein perſönlicher Groll; die Leiden ſeiner gefeſſelten Nation ſind es welche ihn kümmern, nicht die Leiden, Entbehrungen und Kränkungen welche er ſelbſt in ſeiner Gefangenſchaft zu erdulden hatte; ſein Patriotismus macht ihn nicht blind gegen die Fehler oder zweckloſen Maßregeln ſeiner eigenen Landsleute, noch ungerecht gegen die Dränger ſeines Vaterlandes, unter denen er die Gewaltigen von den gezwungenen, willenloſen und oft ſelbſt unwilligen Sendboten und Handlangern der Gewalt wohl zu unterſcheiden weiß; ja mit ächt polniſcher liebenswürdiger Gutmüthigkeit ſpricht er ſeinen Dank und ſeine Hochſchätzung für diejenigen ſeiner Kerkerwärter und Aufſeher aus die nicht die Harte des ruſſiſchen Syſtems, ſondern die freieigene Humanität ihres Herzens gegen ihn walten ließen. Durch dieſe Eigenſchaften, wie namentlich durch die Simplicität der Darſtellung, welche von aller Koketterie und Selbſtgefälligkeit frei iſt, machen Olizars Denkwürdigkeiten bis auf ſehr wenige Stellen welche ein zartes Bedenken aufkommen laſſen könnten, den Eindruck der unverfälſchten Wahrheit.

Seine Schrift zerfällt in zwei geſonderte Beſtandtheile, in die Darſtellung ſeiner Gefangennahme, Gefangenſchaft und Flucht welche den bei weitem größeren Raum des Buches einnimmt, und in einen Anhang, „Bemerkungen über den Aufſtand Volhyniens", die jedoch nur denjenigen Theil Volhyniens betreffen, in welchem ſich Graf Olizar ſelbſt befand und inſofern er perſönlich an der Bewegung Antheil hatte. Olizar gehörte der Verbindung der Schnitter an, die in Folge des in den Jahren 1826, 1827 und 1828 über ſie verhängten Proceſſes ihrer beſten Häupter beraubt und von da an ſtreng überwacht worden war. Um ſo vorſichtiger ging man ſeitdem zu Werke. „Hochzeiten, Begräbniſſe, Taufen wurden patriotiſche Verſammlungen. Wie häufig ſchwor man bei den ſchützenden Tönen einer Trauermuſik ganz heimlich den Tod der Unterdrücker; häufig brannten die Kerzen noch auf dem Altare vor dem ein Neugeborener getauft worden war, und ſchon weihte ſich der Vater mit ſeinem Kinde der geheiligten Sache des Vaterlandes; häufig entzog ſich der junge Gatte dem Hochzeitfeſte und verſprach dem häuslichen Glücke zu entſagen, wenn es ſeyn müſſe, um für die Unabhängigkeit Polens zu ſterben. Da enthüllte ſich ſo recht der Nationalcharakter in all' ſeinem Glanze, nicht ein Seufzer wurde dem Privatglücke gewidmet, deſſen Verluſten man ſich ausſetzte. Kein Gedanke ſchaute zurück und erinnerte ſich an die noch im friſchen Gedächtniß gebliebenen Verfolgungen — — — —. Man opferte alles für den ſchönen Titel eines wahren Polen, der durch ſo viel Dulderthum, Blut und Thränen geheiligt war."

Die Nachricht von dem in Warſchau ausgebrochenen Aufſtande wurde von Olizar und ſeinen politiſchen Glaubensgenoſſen mit Begeiſterung aufgenommen und als eine blutige Morgenröthe der Freiheit begrüßt die, wie man ſich feſt einbildete, auch die düſtern Nebel unter denen Volhynien begraben lag, vergolden und durchbrechen müſſe. Da erfuhr man daß man in Warſchau Vorſchläge nach St. Petersburg geſchickt habe. Es iſt in der That unglaublich wie man in Warſchau ſo verblendet ſeyn konnte zu hoffen: der Kaiſer werde der Inſurrection irgendwie Zugeſtändniſſe machen und ſich mit ihr auf einigermaßen annehmbare Bedingungen einlaſſen. Ueber dieſer Täuſchung ließ man in der polniſchen Hauptſtadt einen ganzen Monat und mehr faſt ungenützt verſtreichen, gerade die Zeit des glühendſten und hoffnungsvollſten Enthuſiasmus. Man geſtattete Rußland ſeine Armeen zu concentriren und gegen die polniſche Gränze vorzuſchieben, namentlich aber ſeine Maßregeln in den nicht zum Königreich Polen gehörenden Provinzen gegen jeden Aufſtandsverſuch zu treffen. Hätte man ſich raſch vom Centrum aus nach Volhynien, Podolien und Litthauen geworfen und die Unabhängigkeit dieſer Provinzen proclamirt, ſo wäre kaum zu zweifeln geweſen daß die Inſurrection an Ausdehnung und Macht ungeheuer gewonnen und den Kaiſer wirklich zu Zugeſtändniſſen genöthigt, oder daß man doch auf größere Erfolge der kriegeriſchen Operationen Ausſicht gehabt haben würde. Damals war es noch Zeit, denn man ſieht aus Olizars Darſtellung daß ſich z. B. in Volhynien durchaus keine bedeutende Truppenmacht befand, welche einer polniſchen Invaſion von Warſchau aus hätte Widerſtand leiſten können. Die Erhebung hätte ſich über ganz Volhynien verbreitet, wenn nur ein kleines Corps regulärer Truppen in die Provinz eingerückt wäre. Aber man wartete in

Digitized by Google

Warſchau daß ſich der Aufſtand in Volhynien von ſelbſt entzünden werde, und in Volhynien wartete man auf das Einrücken einer anſehnlichen polniſchen Streitmacht, bei deren Erſcheinen man zugleich eingeſehen haben würde daß die polniſche Revolution zu ſich Vertrauen habe, nöthigenfalls Schutz gewähren könne und ernſtlich darauf bedacht ſey dieſe Provinz unter gleichen Bedingungen von Freiheit und Unabhängigkeit zu der ihrigen zu machen. Ueber dieſem Warten und Lauern herüber und hinüber verlor man den eigentlich günſtigen Zeitpunkt; als man endlich in Volhynien Inſurrectionsverſuche anſtellte, war General Rüdiger mit ſeinen unterdeß geſammelten Truppen und achtzig Kanonen herangezogen, und der Verſuch mußte um ſo eher ſcheitern, da die Häuptlinge, jetzt ganz auf ſich ſelbſt angewieſen, nicht recht wußten was ſie wollten und wie ſie ihre geringen und ſchlecht bewaffneten Streitkräfte verwenden ſollten. Hatte man doch den Ruſſen Zeit genug gelaſſen ſowohl die bei dem Proceſſe von 1826, 1827 und 1828 betheiligten Perſonen und andere Bürger heimlich in das Innere Rußlands zu bringen, als auch die Waffen, wo man ſie fand, wegzunehmen und ſomit die Provinz im eigentlichen Sinne ſo gut wie waffenlos zu machen. Dazu begingen die Häupter der volhyniſchen Inſurrection, wie Olizar ſelbſt eingeſteht, dieſelben Fehler im Kleinen welche von den Häuptern der polniſchen Revolution zu Warſchau im Großen begangen wurden. Als man endlich einen Inſurgentenhaufen aus den Diſtricten von Luck und Kowell beiſammen hatte, ſetzte man, ſtatt einen Anführer zu ernennen und ihm die oberſte Gewalt anzuvertrauen, einen Civil- und einen Militärrath ein. Olizar der die Civilfunctionen übertragen erhielt, geſteht freimüthig daß ein ſolcher Rath ſtets mehr ſprechen als handeln, nie aber die Schnelligkeit und Kraft entwickeln wird welche eine revolutionäre Bewegung erheiſcht. Eines der Häupter, Hr. P., ſonſt ein gutgeſinnter Patriot, hatte der Inſurrection gleich im Anfange dadurch unheilbar geſchadet daß der Oberſt Kryſinski vom Dwernickiſchen Corps, der Uſcilug überfallen hatte und nur auf einen Ruf wartete um in Volhynien einzudringen, auf ſeine Abmahnung und Aufforderung wieder zurückkehrte. Olizar behauptet daß dieſe kleine militäriſche Hülfe ſelbſt damals noch hingereicht hätte den Aufſtand in und über ganz Volhynien zu entzünden. Wenigſtens war durch P.'s Aengſtlichkeit, welcher durch die Anweſenheit polniſcher Truppen die Aufmerkſamkeit der Ruſſen noch mehr auf die Provinz zu lenken fürchtete, ohne daß ſie doch nachdrücklichen Schutz gewähren könnten, gleichſam das Tau vermittelſt deſſen ſich die Provincialinſurrection von Volhynien mit der großen polniſchen Revolution in Verbindung ſetzen wollte, für immer und unanknüpfbar durchſchnitten worden. Zum Ueberfluß verweigerte noch Dwernicki Officiere zu ſchicken, deren man ſo ſehr bedurfte und um die man ſpäter bat. Wahrſcheinlich war aber da Dwernicki ſchon ſelbſt im Gedränge. Dennoch hätte die Inſurrection der beiden oben genannten Diſtricte immer noch eine wirkungsreiche Demonſtration werden können, wenn man den, wie es ſcheint, guten Rath Olizars befolgt hätte und nach Pinsk, von dort aber nach Kobryn gegangen wäre und ſowohl dieſe Diſtricte, wie die von Rowno und Conſtantinow inſurgirt hätte; man würde dadurch mit den Inſurrectionen Litthauens ſowohl als Podoliens in Verbindung getreten ſeyn, und hätte dann einen Inſurrectionscordon von Rowno bis nach Kaminiec gebildet, der ſich beſonders durch das Auffangen aller Transporte von Menſchen, Waffen, Munition und Lebensmitteln hätte nützlich zeigen können; aber dieſer Plan ſcheiterte an einer Eigenſchaft woran die polniſchen Inſurrectionen immer geſcheitert ſind: an der Unfähigkeit bis zum entſcheidenden Augenblicke einig zu bleiben und ſich dem Befehle eines Einzigen zu unterwerfen. Man ſpaltete ſich in zwei Parteien, die eine wollte nach Kowel zurück, weil die Bewohner desſelben an die Inſurgenten die Bitte ergehen ließen ſie zuvörderſt von ihrem Quäler, dem Capitän Sparwenick, zu befreien, die andern blieben Olizars Plane getreu. Um keine Spaltung eintreten zu laſſen, willigte endlich Olizar ein nach Kowel zurückzugehen, worüber man ganz unnöthig die Zeit verlor. Die in den Wäldern ohne Oberbefehlshaber zurückgelaſſenen ſchlecht bewaffneten Inſurgenten erlitten inzwiſchen durch herangerückte ruſſiſche Cavallerie eine Niederlage; man faßte den Entſchluß ſich zum Dwernicki'ſchen Corps durchzuſchlagen, als die Kunde erſcholl: General Dwernicki habe in Galizien die Waffen geſtreckt. Nun löste ſich die Inſurrection auf, und Olizar entkam nach Galizien und ging von da nach Warſchau. Man hatte die Inſurrection überhaupt mehr aus Verzweiflung unternommen, um doch etwas zu thun; man fühlte ſich von vornherein entmuthigt, abgeſchnitten, von den Machthabern in Warſchau im Stich gelaſſen.

Noch mehr beweist die eigenthümliche Miſchung der Bevölkerung Volhyniens daß es nur durch eine ſchnelle und kräftige militäriſche Hülfe von Seiten Polens gelingen konnte den Aufruhr in Volhynien zu entzünden. Die Geſellſchaft der Schnitter beſtand zwar noch, aber nur in einzelnen überallhin zerſtreuten Mitgliedern die unter ſich des Zuſammenhangs entbehrten, weil viele der anſehnlichſten gleich nach dem Ausbruch der Revolution in Warſchau heimlich aufgehoben und in das Innere von Rußland weggeführt worden waren. Die Bevölkerung der Provinz kann man, nach Olizar, in fünf Claſſen theilen. Zuerſt kommen die Adeligen welche Beſitzer von großem Vermögen ſind, oder die eigentlichen Magnaten in Betracht. An ihrem Patriotismus, ſagt Olizar, konnte nicht gezweifelt werden; aber um ſie zu einer Inſurrection aufzufordern, mußte man ihre individuelle Lage in Betracht ziehen. Sie waren nicht unglücklich; ſie litten unter der Unterdrückung des Landes weniger um ihrer ſelbſt als um ihrer Mitbürger willen, denn perſönlich entgingen ſie dieſem Druck. „In einem Lande ohne Geſetze, wo unzählige, ſich widerſprechende Ukaſe tauſend Mittel an die Hand darbieten jedem Dinge das Anſehen zu geben das man verlangt, hängt alles von dem guten oder böſen Willen der Beamten ab, und da ihr Wohlwollen eine Waare iſt, ſo kann ein Magnat es immer erkaufen. Es wäre ſchwer ſich eine noch ſo ſchuldige Handlung zu denken, von deren Folgen ein reicher Mann in Rußland ſich nicht ohne viele Mühe loskaufen könnte, falls man in derſelben nicht eine Tendenz bemerkt dieſen den Beamten ſo günſtigen Zuſtand der Dinge zu verändern." Da die Magnaten Gefahr liefen bei einer unglücklichen Revolution unendliche Vortheile zu verlieren, ſo mußten ſie für den Erfolg eine gewiſſe Bürgſchaft haben. Eine ſolche Bürgſchaft wäre für ſie, nach Olizars Behauptung, das Einrücken polniſcher Truppen geweſen. Das Manifeſt des Reichstags verkündete auch definitiv daß polniſche Truppen in Volhynien einrücken würden, aber ſie kamen nicht.

Nach den Magnaten kommt der kleine Adel der in Polen etwa dieſelbe Stelle einnimmt, als der dritte Stand in Frankreich, Perſonen welche kleinern Grundbeſitz haben, den reichen Adeligen dienen und Dörfer und Güter pachten. Man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen daß man unter ihnen die ganze Gluth eines reinen Patriotismus findet und daß ſie ſtets bereit ſind ſich der nationalen Sache zu widmen. Da ſie ohnehin weniger zu verlieren und mehr zu gewinnen hatten, und es ihnen zugleich um Wiedereroberung der politiſchen Rechte zu thun war welche ſie

Digitized by Google

unter der ehemaligen polniſchen Regierung beſaßen, ſo durfte man auf ſie um ſo eher rechnen.

„Die Bauern," fährt Olizar fort, „lieben Polen; die Greiſe erzählen gern an langen Abenden wie ihr Zuſtand vormals war, und die jetzige Generation welche einer barbariſchen Recrutierung unterworfen iſt, von Abgaben erdrückt, von öffentlichen Bauten und Arbeiten überladen wird, möchte gern Polen ſich wieder erheben ſehen, um dieſes früheren, in Vergleich mit ihrer jetzigen Lage ſo milden Zuſtandes wieder theilhaftig zu werden. Aber die lange Knechtſchaft unter der ſie ſchmachten, hat ſie verdummt; die Uniform eines ruſſiſchen Beamten flößt ihnen Schrecken ein, und ſo tapfer ſie, einmal im Aufſtande und unter einen Führer geſtellt, kämpfen würden, ſo wagen ſie es doch nicht ſich auf einen einfachen Aufruf im Namen des Vaterlandes zu rühren. Auch hat es die ruſſiſche Regierung ſehr wohl verſtanden das Band zwiſchen den Gutsherren und den Bauern aufzulockern, indem jene dazu verurtheilt ſind unter eigener Verantwortlichkeit für die ſtrenge Ausführung der die Bauern in Verzweiflung ſetzenden Maßregeln, der Abgaben, der Recrutirung, der Fuhren, der Verpflegung und Unterbringung der Truppen zu ſorgen. Ein Theil der Bauern glaubt, in Folge dieſes „hinterliſtigen" Syſtems, daß dieſe Quälereien von den eigenen Gutsherren ausgehen; der andere Theil weiß freilich daß man, indem man ſie quält, nur eine Pflicht erfüllt, über die man ſeufzt, wie ſie ſelbſt; aber das gibt ihnen eine ſo hohe Idee von der Macht der Regierung und eine ſo traurige von der des Gutsherrn, daß ſie zu den Unternehmungen ihres Herrn gegen die Regierung kein Vertrauen haben können." Auch ihnen mußte durch das Einrücken einer den Forderungen des Augenblicks möglichſt entſprechenden polniſchen Streitmacht imponirt und Vertrauen zu der Macht und den Mitteln des Reichstags erweckt werden. Der Commandant eines polniſchen Corps würde, dieß iſt Olizars Anſicht, ihrer Unentſchloſſenheit durch einen Befehl dem man mit Vergnügen gehorcht hätte, raſch ein Ende gemacht haben.

Was die Prieſter betrifft, ſo war die Mitwirkung der katholiſchen nicht zu verachten, doch beſchränkte ſich ihr Einfluß mehr auf die adeligen Familien die ſich allein noch in Volhynien zur katholiſchen Religion bekannten, während die Bauern von der ſchlauen Regierung zum Religionswechſel gezwungen worden ſind. Indeß waren, wenigſtens damals noch, viele Mazowiſche Fabrikgeſchäfte treibende Familien in den Wäldern der katholiſchen Religion treu geblieben. Vor den ruſſiſchen Prieſtern dagegen mußte man auf der Hut ſeyn, weil ſie im höchſten Grade unwiſſend, meiſt dem Trunke ergeben und von den Behörden als Angeber und Spione gebraucht ſind.

Von den Volhyniſchen Juden entwirft Olizar folgendes traurige Bild: „Die Juden haben ſich über den jetzigen Kaiſer ſehr zu beklagen. Sonſt zahlten ſie eine Steuer, anſtatt Recruten zu liefern. Er war es der ſie der Conſcription unterworfen hat; den Befehlen dieſes neuen Herodes gemäß werden ihre Kinder im Alter von acht bis zehn Jahren dem mütterlichen Buſen entriſſen. Dennoch ſind die Juden von ganzem Herzen Ruſſen. Da ſie nur von mehr oder minder erlaubten oder unmoraliſchen Speculationen leben, ſo halten ſie ſehr viel auf die Vortheile welche ihnen das ſyſtematiſche, von der Regierung organiſirte Spioniren darbietet. Sie betrachten die Beſtechlichkeit der Beamten als ihre Vorſehung, da dieſelben mit ihnen den Gewinn beim Schmuggeln und die Einkünfte ihrer Erpreſſungen theilen und ihnen eine bequeme Strafloſigkeit ſichern. Sie halten es für unnütz ſich mit einer Geſellſchaft zu vermiſchen die ſie zurückſtößt; ſie erblicken in derſelben nur eine auszubeutende Mine, und da ſie kein Vaterland haben, adoptiren ſie das deſſen Laſter ihnen die meiſten nichtswürdigen, aber einträglichen Ausſichten darbieten."

Endlich kommen noch die Familien in Betracht welche die Güter der exilirten Polen zum Geſchenk erhalten haben. Dieſe Familien und beſonders ihre Erben, die ſo zu ſagen ſchon poloniſirt ſind, wünſchen gar nichts Beſſeres als von der ruſſiſchen Herrſchaft befreit zu werden, ſobald man ihnen nur den ruhigen Beſitz dieſer Güter oder eine angemeſſene Entſchädigung für dieſelben gewährleiſtete.

Die Frage iſt nun die: ſollte die polniſche Revolution auf ihr von allen Seiten iſolirtes und immer neuen Angriffen einer ſtets wachſenden feindlichen Uebermacht ausgeſetztes Centrum beſchränkt bleiben, oder ſollte ſie ſich peripheriſch über Litthauen, Volhynien, Podolien auszubreiten ſuchen? Das Reichstagsmanifeſt verkündete den Einmarſch von polniſchen Truppen in Volhynien, eine ganz zweckloſe und gefährliche Maßregel, wenn man nicht die Abſicht hatte ihre Ausführung dem friſchen Eindrucke des Manifeſtes möglichſt bald auf dem Fuße folgen zu laſſen. Es geſchah nichts. Man lenkte die Aufmerkſamkeit der Ruſſen nur um ſo mehr auf jene Provinzen, man ermunterte allenfalls zu vereinzelten Inſurrectionsverſuchen, gab ſie aber preis und tödtete den Enthuſiasmus der Patrioten denen man nicht einmal Waffen und Officiere zuzuführen auch nur den Verſuch machte. Aus allen Umſtänden geht hervor daß bei den geringen ruſſiſchen Streitkräften ein raſcher Anlauf ganz Volhynien, und namentlich die Bauern welche gern wieder zu ihrer väterlichen Religion zurückgekehrt wären, für die polniſche Sache gewonnen und den Aufſtand entzündet haben würde. Die ſpäteren Verſuche eine polniſche Streitmacht in die inſurgirten Provinzen, namentlich Litthauen, vorzuſchieben, geſchahen als der günſtige Augenblick vorüber war, und wären zu der Zeit, wo man gegen das in voller Rüſtung daſtehende Rußland eine Concentration der Streitkräfte nöthig hatte, beſſer unterblieben. Man führte dieſen Streich ſo ſpät aus daß man ihn nur als einen Verzweiflungsſtreich anzuſehen ſich verſucht fühlt.

So viel, was die allgemeine Phyſiognomie Volhyniens und der volhyniſchen Inſurrection betrifft. Es iſt Zeit zu dem ſpeciellen Theile des Buches zu gelangen, welcher die intereſſante Darſtellung der Gefangenſchaft und Flucht des volhyniſchen Inſurgentenhäuptlings enthält.

Der Reichstag hielt ſeine letzte Sitzung in Plock. An eine Fortſetzung des Krieges dachte man nicht mehr, doch glaubte man ſich für die Glückswechſel der Zukunft erhalten und die Majeſtät der Nation mit ins Ausland hinübernehmen zu müſſen, man glaubte „daß ein Tag kommen würde wo ſich die Nationen ſchämen ſollten ihre Vorhut gegen Norden im Stiche gelaſſen zu haben"; man beſchloß alſo ſich ins Ausland zu verfügen, decretirte daß dreiunddreißig Mitglieder genügen ſollten um geſetzlich handeln zu können, und beſtimmte Krakau als den Punkt des Zuſammentreffens der Reichstagsmitglieder.

Am 23 September 1831 reiſte Graf Olizar mit Hrn. Vincenz Niemojowsky (Miniſter des Innern, ſpäter Vicepräſident der Nationalregierung) in deſſen Wagen von Plock ab. Auf der Station Rypin wurden ſie von Tſcherkeſſen aufgefangen. Olizar hatte noch Zeit vorher ſeine Papiere, hierunter einen Paß und ſeine Ernennung zum Senator, zu vernichten, was Hrn. Niemojowsky nicht gelang. Ein Tſcherkeſſenofficier prüfte des letzteren Papiere, und da er nicht leſen konnte, begnügte er ſich mit den Erklärungen der Flüchtlinge ſelbſt. Aber ein paar Viſitenkarten welche er für Kennzeichen der Inſurgenten hielt, und eine geographiſche Karte

Digitized by Google

flößten ihm um ſo mehr Verdacht ein, und letztere brachte ihn auf die Vermuthung daß beide Herren Generale ſeyen. Auf den Rath eines Judenweibes das mit jenem Tſcherkeſſen im Bunde ſtand, wurde dieſer „der ein ſchöner Mann, aber wie ſich aus ſeinem blaſirten Geſicht und öden und ermüdeten Blick erkennen ließ, ein Trunkenbold war," durch eine namhafte Summe zu bewegen geſucht ihnen nichts in den Weg zu legen und ſie ungehindert ihre Flucht fortſetzen zu laſſen. Rozswietaiew, wie der Menſch hieß, nahm das Geld, erpreßte eine größere Summe, zögerte und traf überhaupt Anordnungen welche Verdacht erregen mußten. Endlich wurden ſie auf einen Wagen in Begleitung einer Escorte die ihnen zum Schutz dienen ſollte, weiter befördert. Sie erblickten Thorn, ſie glaubten ſich gerettet. Plötzlich lenkt der Wagen gerade auf das ruſſiſche Lager zu. Sie waren verrathen. Der Wagen hielt, eine kurze Strecke von der preußiſchen Gränze entfernt. Sie ſtiegen aus und es gelang ihnen über die Gränze zu entkommen, wo ſie als auf neutralem Gebiet ſich ſicher meinten. Die Ruſſen folgten ihnen jedoch und verhafteten ſie auf preußiſchem Gebiet. Einige preußiſche Officiere welche dem Vorfall aus der Ferne zuſahen, verbargen ſich inzwiſchen in einer Baracke, bis zu welcher die Flüchtigen, wie ſie wohl ſahen, nicht gelangen konnten, ohne von ihren Verfolgern eingeholt zu werden.

Das Benehmen des Generals Renne, dem die Gefangenen zuerſt vorgeſtellt wurden, war nicht gerade das feinſte und civiliſirteſte; er ergriff den Knopf an Olizars Rock und rief mit wilder Freude, indem er ſich zum Oberſt Melanders wandte: »Ot jewo derzi!« (haltet mir den hier feſt!). Der Capitän Butturlin, Adjutant des Marſchall Paszkiewicz, ein noch junger Mann, ſtürzte auf Olizar los und ſchrie in wüthendem Zorn: „Sie ſind es alſo der uns ſo viel Böſes zugefügt hat?" — Habe ich Ihnen viel Böſes gethan? fragte Olizar. — „Wie?" rief Butturlin, „wir haben zwei Wochen lang ohne Nachricht von der Hauptarmee und ohne Brod zugebracht." — Dieſer Zug iſt darum wichtig, weil man hieraus erkennt welche Verlegenheit der kleine Aufſtand der Diſtricte Kowel und Luck dem ruſſiſchen Corps bereitete, und wie gefährlich dieſe Verlegenheiten auch der Hauptarmee hätten werden müſſen, wenn man durch ſchnelle militäriſche Hülfe dem podoliſchen und volhyniſchen Aufſtand größeren Umfang und nachdrücklichere Kraft gegeben hätte.

Olizar wurde nun in einer Baracke gefangen gehalten, und faßte ſchon hier einen Plan zur Flucht, der aber dadurch vereitelt wurde daß man in der zur Ausführung beſtimmten Nacht noch zwei Schildwachen um die Baracke aufſtellte. Von hier aus wurden beide Gefangene in einem Wagen nach Warſchau escortirt. In Lowicz ſetzte man ſie im Poſthauſe ab, und gönnte ihnen einige Erholung. Ein ruſſiſcher Major rief als er ihre Namen erfuhr: »Skwiernoje roze! (Schändliche Hunde!) hat man Euch endlich — welche Strafe verdient Ihr nicht!" Der zarter fühlende Wachtofficier nahm ihn unter den Arm und führte ihn aus dem Zimmer das der Major mit den Worten verließ: „Der Teufel ſoll Euch holen!"

An mehreren ruſſiſchen Officieren niederen Grades hatte Olizar jedoch ſchon im Lager und während der Escortirung freundliche Erfahrungen gemacht, und es iſt ein liebenswürdiger Zug an dieſen Denkwürdigkeiten daß der Verfaſſer auch die beſſeren Charakterzüge, wo er ſie findet, an den Feinden ſeines Vaterlandes mit ſichtbarer Wärme hervorzuheben weiß. „Die Gefühle", ſagt er an einer Stelle, „welche mir die Ruſſen einflößten, waren in meiner Lage ganz natürlich; aber ich hatte Unrecht die ganze Nation mit demſelben Anathema zu belegen. Es gibt Ruſſen die einen aufgeklärten Geiſt, ein gefühlvolles Herz und eine edle Seele beſitzen, die ihre Erniedrigung fühlen, und vielleicht nur einen günſtigen Augenblick abwarten um ſich von dem verhaßten und erniedrigenden Syſtem zu befreien unter dem ſie vegetiren. Gewöhnliche Officiere hatten mir ſchon eine Theilnahme gezeigt, die ganz natürlich aus der Sympathie entſprang welche ihnen unſere Sache einflößte. Später habe ich Ruſſen gefunden deren Benehmen unter den civiliſirteſten Nationen einen braven Mann ehren würde. Ich habe welche geſehen die meine Schmerzen begriffen und gefühlt, und ſie nach Möglichkeit gelindert haben."

Der Wagen hielt in der Krakauer Vorſtadt vor dem Palaſt in welchem der Graf Witt, Generalgouverneur von Warſchau wohnte, und deſſen Befehle der escortirende Officier einholte. Von hier ſchlug ihr Wagen den Weg nach Praga ein. „Jedes Haus", ſagt Olizar, „erweckte eine Erinnerung in mir, und der Anblick der Brücke eine ſehr ſchmerzliche: über dieſe Brücke hatte unſere tapfre Armee ihren Rückzug bewerkſtelligt. Die Soldaten fragten einander, fragten die Officiere, die Vorübergehenden, alle Welt nach den Gründen dieſer unerklärlichen Bewegung. Warum weichen bevor man beſiegt iſt, warum die Hauptſtadt aufgeben, wo ſo viele in den Straßen vorbereitete Vertheidigungsmittel behülflich ſeyn konnten den Sieg ſelbſt nach einer unter den Mauern der Stadt erlittenen Niederlage wieder zu erlangen? Wozu waren ſo viele Barrikaden errichtet und die Häuſer mit Schießſcharten verſehen worden, wenn man ſich weder der Barrikaden noch der Schießſcharten bedienen wollte? Warum unſere Kinder, unſere Weiber, unſere Mütter den Feinden überliefern? — — — Dießmal war Polen wieder den Ruſſen geopfert."

Vorläufig ſetzte man die Gefangenen in einem Hauſe von Praga ab, vor das man dreißig Soldaten ſtellte, während zwei fortwährend im Zimmer ſelbſt ſtanden. Hier beſuchte ſie der Commandant von Praga, Siewers, Oberſt der Gardeartillerie, deſſen höfliche Manieren einen Mann von guter Erziehung, einen civiliſirten Menſchen bekundeten. Einer der wachthabenden Officiere äußerte in einem Geſpräche mit Olizar: man lebe jetzt in einer ſchlimmen Zeit, wo man ſo beſchränkt ſey daß man ſich ſogar das Denken verwehren müſſe. „Mein Gott!" rief Olizar aus, „ſich der einzigen Fähigkeit zu berauben welche uns über die Thiere erhebt!" — „Was wollen Sie ſagen?" erwiederte der Officier, „es iſt einmal ſo, heutzutage wird alles was edel iſt für ein Verbrechen erklärt, man muß ſogar das Wort Vaterland vergeſſen!" Ein anderer Officier brachte den Gefangenen Bücher vom Oberſten, drückte dem Grafen beim Abſchied die Hand und ſagte, indem Thränen aus ſeinen Augen rannen: „Leben Sie wohl, ſeyen Sie ſo glücklich als ich es wünſche, und glauben Sie mir daß ich es unendlich bedaure nichts als Wünſche für Sie ausſprechen zu können." Auch der Oberſt Siewers benahm ſich mit ſtets gleicher Humanität gegen die Gefangenen, und ſandte ihnen auf eigene Verantwortung Schreibmaterialien, damit ſie die Wohlthat der Amneſtie reclamiren könnten. Niemojowski ſchrieb an den Grafen Witt, Olizar an den Feldmarſchall, den er früher, wo er für einen braven Mann galt, als Brigadegeneral gekannt hatte. „Ich ſetzte nicht voraus", ſagt Olizar, „daß ſein Steigen ihn verändert haben könne — — — ich begriff nicht, daß ein Mann der nur ein wenig Geiſt und Seele hatte, einen Augenblick die Heiligkeit der Sache verkennen konnte der ich mich geweiht." Oberſt Siewers ſtellte Olizars Schreiben dem Feldmarſchall perſönlich zu.

Die Garde verließ Warſchau und Oberſt Siewers folgte ſeinem Regiment. Die Gefangenen verloren ihn mit dem tiefſten Schmerze, ſie hatten ſich an ſeine Beſuche, an die Höflichkeit ſeiner Sitten,

Digitized by Google

an das Wohlwollen ſeines Charakters gewöhnt, und waren unter ſeinem Einfluß ſicher allen Chicanen der Unterbeamten zu entgehen, deren ſerviler Eifer durch einen ſolchen Commandanten immer gemäßigt worden wäre. Sie verſpürten auch ſehr bald die traurigen Folgen dieſes Wechſels. Der Nachfolger von Siewers, der Oberſt Byſtrom, der die Commandantur von Praga nur zwei Tage behielt, würdigte ſie keines Beſuches, und als ſie ihre Bücher zurückſandten und um neue erſuchen ließen, wurde ihnen von dem neuen Befehlshaber die lakoniſche Antwort zu Theil: Das Leſen iſt verboten!

Oberſt Siewers, durch irgend einen günſtig ſcheinenden Umſtand in eine freundliche Täuſchung verſetzt, ließ um dieſe Zeit dem Grafen melden daß er bald ſeine Freiheit wieder erhalten würde. Nur noch wenige Tage! Olizar drückt den Zuſtand in dem er ſich befand, in folgenden Worten aus: „Beſonders in den letzten Tagen der Gefangenſchaft, deren Ende man nahe bevorſtehend glaubt, nimmt die Ungeduld einen erbitterten Charakter an. Man zählt die Stunden, die Minuten, man ärgert ſich verzweifelt über die Langſamkeit der Zeit, und dann gerade werden Zerſtreuungen nothwendiger als jemals, und eben in einer ſolchen Lage nahm man mir das einzige Mittel der Zerſtreuung. Die faſt vollkommene Taubheit meines Gefährten machte die Unterhaltung zwiſchen uns langweilig und ſchwierig, und die fortwährende Gegenwart der Schildwachen beſchränkte den Kreis derſelben bedeutend, da überdieß die Gegenſtände ſchon ſeit langer Zeit erſchöpft waren.“

Zerſtreuung mußte er haben. Ein Blatt Papier das er wohl hundertmal gleichgültig angeſehen hatte, feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit. Aber was ohne Feder und Bleiſtift mit dem Papier anfangen? Die Gefangenſchaft macht ſtets ſinnreich und erfinderiſch. Olizar ſchnitt einen Streifen davon ab, rollte ihn zuſammen und machte daraus einen Wiſcher, deſſen Spitze er in den flüſſigen Talg des Lichtes tauchte, dann brannte er die Spitze der kleinen Rolle ein wenig an und hatte nun eine Art Pinſel voll ſchwarzer Farbe, mit dem er zum Verſuche eine kleine Landſchaft zeichnete, die Hrn. Niemojowski's vollen Beifall erhielt. Den ganzen Abend brachte er damit zu die Landſchaft auszubeſſern, zu vollenden, zu retouchiren; „ich arbeitete“, ſchreibt er, „mit ſo viel Fleiß und Eifer als ob unſere Befreiung der Preis meiner Schmiererei ſeyn ſollte.“ Am andern Morgen zeigte er das Blatt dem wachthabenden Officier, denn „gefangen oder nicht, ein Künſtler arbeitet für den Ruhm“, und der Erfolg war wunderbar; der Officier zeigte ſich ganz erſtaunt und entzückt nicht bloß über das Verfahren, ſondern auch über die Ausführung. Der Officier beſorgte ihm auf eigene Verantwortung einige Bogen Papier, welche Graf Olizar ſorgſam im Stroh ſeines Bettes verbarg. Aber er ſchonte ſeinen Papiervorrath, da ſeine Befreiung ſich immer mehr verzögerte, bis er alle Hoffnung aufgab und nun mit verdoppelter Leidenſchaft zu zeichnen begann. Auch hatte er zuzuſchneiden und zu nähen gelernt, ein in Niemojowski's Wagen zufällig ſich vorgefundenes Betttuch zerſchnitten, und da es ihm an Wäſche fehlte, Schnupftücher daraus gemacht; er ging aber noch weiter und verzierte die Schnupftücher mit Stickereien, eine harmloſe Unterhaltung, die Byſtroms Nachfolger, Oberſt Czelejew, der ſchon mehr Beruf zu einem Kerkermeiſter hatte, ihm verbieten wollte. Als er die Gefangenen beſuchte und Olizar ſtickend fand, trat er einen Schritt zurück, fragte den Officier ob die Gefangenen zwei wären, was ſehr ſpaßhaft klang, denn er war ſchon von frühem Morgen an betrunken, und prüfte mit ſehr wichtiger Miene die Schlöſſer der Thüren und Fenſter. Bald nach ſeinem Weggange trat ein Officier in das Gefängniß und ſagte zu Olizar: er komme mit einem ſehr dummen Auftrage, ließ ſich ein geſticktes Schnupftuch zeigen, und äußerte hierauf: das ſey ja eine ganz einfache Stickerei, der Commandant möge ſelbſt kommen und ſie wegnehmen; was *ihn* betreffe, ſo gebe er ſich mit dergleichen Commiſſionen nicht ab.

Um dieſelbe Zeit ſteigerte ſich die peinliche Lage der Gefangenen dadurch daß es ihnen an Geld zu fehlen begann, und ſie nicht mehr wußten wie ſie ſich beköſtigen könnten. Auch ihr Anzug litt, da ihnen nur einige handvoll Stroh zum Bette dienten, weßhalb ſie in ihren Kleidern ſchlafen mußten. Von ſeinem letzten Geldſtück kaufte ſich Graf Olizar ein Glas Bier und ein Stück Brod, welches ſeine Ration für den ganzen Tag war. Sollte man in der Garküche Credit verlangen? Aber der Adjutant des Oberſten Czelejew hatte dem Inhaber der Garküche gerathen *dieſen Leuten*, die in jedem Augenblicke Gott weiß wohin transportirt werden konnten, nichts zu borgen. Olizar ließ hierauf dem Commandanten ſagen daß er nichts mehr zu leben habe. Der Oberſt gab die rohe Antwort: daß ihm das *ganz gleichgültig* ſey. „So iſt alſo“, fügt hier Olizar bei, „ein Staatsgefangener und wahrſcheinlich auch jeder andere unter ruſſiſcher Herrſchaft dem Hungertode ausgeſetzt, falls das dem Commandanten gleichgültig iſt. Wahrhaftig, Polen hat ſehr Unrecht eine ſolche Herrſchaft nicht zu lieben!“

So ſchwer es ihnen fiel, ſo mußten die an ſolche Auskunftsmittel nicht gewöhnten Gefangenen der eine ſeine Uhr, der andere ſeine Tabaksdoſe verſetzen, und ſie lebten davon zwei Wochen. Unterdeß kehrte der Winter mit aller Stärke zurück, und doch erhielten die Gefangenen nie mehr als ein einziges Scheit Holz, ſelbſt wenn dieſes nur klein war; der Ofen war unbrauchbar und der Kamin ſo groß, „daß das Scheit Holz in dieſem Schlunde verſchwand wie ein Kuchen in dem Munde eines Elephanten“ Man mußte ſich daher dadurch in Wärme zu bringen ſuchen daß man bis zur Ermüdung im Zimmer auf und abging. „Man kann ſich nicht denken“, ſetzt Olizar hinzu, „wie das Gefängniß ſchon an ſich ſelbſt das Bedürfniß und die Luſt zum Gehen hervorruft, beſonders bei Menſchen deren Energie noch nicht erſchöpft iſt.“ Die Gefangenen mußten Kälte, Hunger und die abſcheulichſte Unreinigkeit ertragen, und hierzu kam noch ein ſo ſchnöder, boshafter und hämiſcher Kerkermeiſter wie dieſer Oberſt Czelejew, der unter andern einmal unter den Fenſtern des Gefängniſſes den Dąbrowskiſchen Marſch „Noch iſt Polen nicht verloren“ zur Verhöhnung der Gefangenen aufſpielen ließ. Glücklicherweiſe waren die Wachofficiere ganz das Gegentheil von dieſem groben Menſchen, der ſich ein Vergnügen daraus machte die Gefangenen während des Schlafes zu ſtören, und bei nächtlicher Weile in ihr Zimmer zu dringen, um ſchreiend und lärmend einige unbedeutende Fragen an ſie zu thun.

Zu der Zeit tröſtete man die Gefangenen mit der Ausſicht auf eine neue Amneſtie. Was aber eine ruſſiſche Amneſtie eigentlich zu bedeuten habe, davon folgendes Beiſpiel: Der Deputirte Sabatyn ſtellte ſich, im Vertrauen auf eine eben erlaſſene Amneſtie, dem Generalgouverneur Grafen Witt, der ſich übrigens in jener traurigen Zeit nichts zu Schulden kommen ließ was einen Vorwurf verdient hätte. Graf Witt erkannte ſein Recht an, und erlaubte ihm nach ſeiner Heimath Podolien zurückzukehren. Eben mit den Vorbereitungen zu ſeiner Reiſe beſchäftigt, wird er in ſeiner Wohnung überfallen und ins Gefängniß geſchleppt, von wo er nach fünf Wochen um Mitternacht abgeholt und nach Kaminiec, der Hauptſtadt Podoliens, gebracht wurde. Man

Digitized by Google

ſprach ihn allerdings frei, der Kaiſer beſtätigte die Sentenz und befahl die Wiedergabe ſeiner Güter, dafür exilirte er ihn aber nach Perm, ungefähr 3000 Werſt von Kaminiec. „Gott weiß,“ ſetzt Olizar hinzu, „wann dieſer unglückliche Bürger ſein Vaterland und ſeine Familie wird wiederſehen können!“

Es würde zu weit führen, wenn man auf die mancherlei Plackereien welche beide Gefangene durchzumachen hatten, wie auf die mancherlei Beweiſe von humaner und liberaler Geſinnung, wodurch ſich beſonders viele ruſſiſche Officiere niederen Grades fortdauernd auszeichneten, hier in detaillirterer Weiſe eingehen wollte. Beide Gefangene wurden ſpäter in ein anderes, im Gebäude des ehemaligen Carmeliterkloſters befindliches Gefängniß gebracht. Hier wurden beide hartgeprüften Männer von einander getrennt, indem jeder ſeine beſondere Zelle erhielt. Es war dieß für beide ſehr ſchmerzlich; denn obgleich die Unterhaltung mit Niemojowski ſeiner faſt gänzlichen Taubheit wegen nicht beſonders lebhaft ſeyn konnte, ſo hatte man ſich doch an einander gewöhnt, und jetzt erſt empfanden ſie alle Schrecken der Gefängnißeinſamkeit. „Ein Gefangener“, ſagt Olizar, „deſſen ganze Welt ein enges und ſchweigſames Gefängniß iſt, in dem er das einzige lebende Weſen, in dem er nichts ſich bewegen ſieht, wo er nur das Schlagen ſeiner eigenen Pulſe hört, oder den gleichförmigen Schritt ſeiner Schildwache, wo ſeine Bruſt der Luft entbehrt und ſein Geiſt der Nahrung, ſein Herz der Aufregung, wo ſein Leben zwiſchen vier Mauern gedrängt erſtarren muß, ſich an langer Weile verbraucht und im Nichts hinſtirbt, oh, der allein weiß welche fürchterliche Folter die abſolute Einſamkeit iſt.“

Sein Gemüth wurde immer düſterer, und obſchon ihm ſein Schickſal durch die Erlaubniß mit Niemojowski zu ſpeiſen und Beſuche von Männern und Frauen anzunehmen, erleichtert, auch um dieſe Zeit ihre Penſion erhöht ward, ſo befiel ihn doch eine ſo tiefe Schwermuth daß jede Unterhaltung ihm widerlich wurde, daß er auf ſeinem Schemel ſitzend und den Ellbogen auf den Tiſch, den Kopf auf die Hände geſtützt, mitunter ganze Tage ohne ein Wort zu ſprechen, ja faſt ohne ſich zu rühren hinbrachte. Die Zukunft malte er ſich mit den düſterſten Farben, und da er keine Nachricht von ſeiner Familie erhielt, ſo bildete er ſich ein man verhehle ihm ein Unglück, man habe auf Grund des gegen die Inſurgenten erlaſſenen Ukaſes die Kinder ihrer Mutter entriſſen, er fürchtete die Quälereien denen er ſich noch ausgeſetzt ſehen und vielleicht ſo weit unterliegen würde, daß er Geſtändniſſe machen könnte, die ſeiner unwürdig ſeyn und Andere compromittiren könnten. Daher faßte er den Entſchluß Gift zu nehmen, welches er für jeden äußerſten Fall heimlich in ſeinen Kleidern bei ſich trug. Hier gelangen wir an eine Partie des Buches welche einigermaßen romanhaft klingt, gegen deren Glaubwürdigkeit wir jedoch keinen Zweifel erheben mögen, weil das Buch im Ganzen einen ſo aufrichtigen Charakter trägt, und nirgends ſonſt Eigenſchaften blicken läßt welche auch nur entfernt auf einen Poltron und Renommiſten hindeuteten. Genug, Olizar litt längere Zeit an den Folgen des Giftes und hatte mehrere gefährliche Kriſen zu überſtehen, denen eine drei Tage andauernde Gelbſucht folgte. Das Gift hatte ſeine Wirkung verfehlt, und Olizar mußte leben. Etwas romantiſches haben auch die Umſtände, unter denen er ſpäter ſeine in Warſchau angekommene Gattin heimlich und öfters beſuchte, wozu der wachthabende Officier, eine ſchwere Verantwortung auf ſich nehmend, ihm die Erlaubniß gab.

Ueberhaupt wurde die Haft allmählich milder; man erlaubte den Gefangenen, hierunter auch den HH. Auguſtowski und Zielinski, ſich in einem zum Kloſtergebäude gehörigen Garten zu ergehen. Woher dieſe Rückſichten, dieſe Menſchlichkeit? Olizar ſuchte die Auflöſung dieſes Räthſels in den Unterhaltungen mit den Officieren, und es war folgende: „Die Barbarei und Abſcheulichkeiten, wie z. B. die Fortführung der Kinder, waren durch die fremden Zeitungen verbreitet worden, und überall verabſcheute man dieſe unmenſchlichen Drohungen und Handlungen. Europa, die civiliſirte Welt war darüber empört, und die allgemeine Uebereinſtimmung der Rügen und der Verachtung war für eine Gewalt doch nicht gleichgültig, die nach einem Rufe ſtrebte den ſie weit entfernt war zu verdienen. Sie wollte die Journale Lügen ſtrafen, indem ſie für die Gefangenen eine oſtenſible und in gewiſſer Beziehung gemachte Milde zeigte, gewiß aber unter dem heimlichen Vorbehalt ſpäter ſich für die Gewalt die ſie ſich anthat, zu entſchädigen. Hierzu kam der Geiſt der Officiere, die bis auf wenige Ausnahmen alles hervorſuchten was den Gefangenen das Traurige ihrer Lage mildern konnte. Ja, damit auch die roheren Schildwachen die Perſon der Gefangenen und ihre kleinen Freiheiten mehr achten lernen ſollten, erfand einer dieſer Officiere ein ſehr ſonderbares Mittel: er befahl den Schildwachen vor Hrn. Niemojowski, Auguſtowski, Zielinski und Olizar jedesmal wenn einer dieſer Herren bei ihnen vorbeikäme, das Gewehr anzuziehen.

Endlich begannen die Unterſuchungen, nach deren Erledigung man eine Pauſe machte. Die Antwort des Kaiſers für die Mitglieder des Reichstags lautete auf eine abermalige Amneſtie. Man ſetzte ſie in Freiheit, aber erſt am folgenden Tage, damit ſie Zeit hätten ohne Zerſtreuung ſich der Bewunderung dieſer großen kaiſerlichen Güte hinzugeben. „Man iſt ſtets eilfertig“, ſagt Olizar, „die Gefängniſſe zu füllen, niemals aber wenn ſie geleert werden ſollen.“ Bei den Carmelitern blieben nur drei ſchwerer Gravirte, Zielinski, Niemojowski und Olizar. Nach 15 Monaten Gefangenſchaft wurde letzterer nach Zytomierz, der Hauptſtadt Volhyniens gebracht, wo ſein Proceß endliche Erledigung finden ſollte. Von hier wurde er nach Kijow und von da wieder nach Zytomierz escortirt. In Kijow ſuchte ihn ein Gendarmerieoberſt auf, einzig und allein um zu erfahren wie Olizar ausſähe, und dem alten Feldmarſchall Sacken Bericht darüber zu erſtatten! Glücklicherweiſe waren die Specialcommiſſionen bereits aufgehoben, an denen Sacken mit dem Urtheil letzter Inſtanz betraut geweſen war. „Dieſer mehr als achtzigjährige Greis,“ ſagt Olizar, „als Menſch verabſcheut, als General verachtet, gefiel ſich darin Trauer in den Familien zu verbreiten und die gehäſſigſten Verurtheilungen gut zu heißen.“ Er hatte ein ſeltenes Talent den unſchuldigen Verbrechern die grauſamſten moraliſchen Leiden anzuthun. Hiervon ein Beiſpiel. Als der General Geismar durch Dwernicki in dem Gefechte von Stoczeck beſiegt worden war, wurde er nach Kijow geſchickt, wo Sacken als eine Art Souverän herrſchte. Sacken konnte dem ehemaligen Türkenbeſieger nichts anhaben; aber er erfand eine moraliſche Folter, er ließ den Angeklagten kommen, nur um folgende Frage an ihn zu richten: „Was haben Sie mit Ihrer Diviſion angefangen?“ — Der General antwortete daß das Loos der Waffen ihm widrig geweſen und ſeine Diviſion zerſtreut worden ſey. Sacken ſchickte ihn fort, ließ ihn aber mehreremale an demſelben Tage wiederkommen, um dieſelbe Frage an ihn zu richten und dieſelbe Antwort zu vernehmen. Mehrere Wochen hindurch hatte der General Geismar täglich dieſelbe Erniedrigung zu ertragen, und zwar von Seiten eines Marſchalls der, ſo oft er auf dem Felde erſchien, geſchlagen wurde.

Gegen Olizar war ein Urtheil in contumaciam erlaſſen worden: Der Graf Olizar, von dem man nicht wiſſe wo er ſich aufhalte, ſey zur erſten Claſſe der Schuldigen zu rechnen, ſeine Güter

Digitized by Google

ſollen confiſcirt, ſeine Kinder fortgenommen und in den Fabriken der Regierung untergebracht, er ſelbſt aber zum Tode verurtheilt werden. Der erſte Theil des Urtheils wurde ſofort ausgeführt, ſein Vermögen und ſelbſt das ſeiner Frau confiſcirt. Indeſſen ſah man ein daß das Contumazurtheil, welches gegen Olizar erlaſſen wurde als er ſich bereits in den Händen der Behörde befand, keine Gültigkeit haben könne, weil man niemand ohne ihn zu vernehmen verurtheilen dürfe, falls der Schuldige ſich nicht dem Bereiche des Gerichts entzogen habe. Das Vermögen blieb confiſcirt, und man begnügte ſich Olizar zu vernehmen und auf ſeine Koſten aufs neue zu richten. Der Proceß nahm eine günſtige Wendung, Olizar der überhaupt ein bedeutendes Maß Schlauheit beſitzen mag, wußte ſich mit kluger Benutzung aller ihm günſtigen Umſtände geſchickt zu vertheidigen. Das Tribunal, unter dem Vorſitze des würdigen Korſakow, erklärte daß Olizar ein Recht habe von der Amneſtie Nutzen zu ziehen. Dieß war jedoch nur eine Freiſprechung in erſter Inſtanz, und bedurfte noch der Reviſion des in Kijow reſidirenden Generalgouverneurs Lewaſzow und der Sanction des Kaiſers. Plötzlich als er gerade mit ſeinen Kindern zu Tiſche ſaß, wurde er abermals auf Befehl des Gouverneurs Lewaſzow verhaftet. Sein Gefängniß war ſtrenger als das bei den Carmelitern in Warſchau. Olizar erkannte jetzt daß man es mit ſeiner Angelegenheit ſehr ernſt nähme, daß der Kaiſer nicht die Freiſprechung des Gerichtes von Zytomierz, aber wohl das Urtheil des Generalgouverneurs Lewaſzow ſanctioniren werde; er erkannte daß Flucht allein hier das einzige Mittel ſey ſich einem finſtern Verhängniß zu entziehen, das unvermeidlich auf ihn hereindrohe. Die Flucht gelang. Olizar nahm ſeine Richtung nach Galizien, wo er von Edelhof zu Edelhof gebracht, und oft ſehr geraume Zeit vor den anbefohlenen, doch wie es ſcheint nicht ſehr ernſtlich durchgeführten Nachſtellungen verborgen gehalten wurde. Hier erhielt er auch die Nachricht daß ſeine Frau und Kinder zwar gleich nach ſeiner Flucht gefangen geſetzt, aber nach einer Gefangenſchaft von 44 Tagen entlaſſen worden ſeyen. Von Galizien aus gelangte er endlich glücklich nach Karlsbad, wurde hier durch einen rechtſchaffenen Kaufmann an einen ſeiner Geſchäftsfreunde in Sachſen, einen würdigen Mann empfohlen, der auf die Nachricht er ſey ein polniſcher Proſcribirter, ihn mit offenen Armen wie einen alten Freund empfing, und unter der Maske eines Handlungsreiſenden mit nach Braunſchweig nahm. Von hier aus beſorgte er ihm einen Paß nach Hamburg und einen Empfehlungsbrief an einen Kaufmann daſelbſt, der ihm zur eiligen Weiterreiſe nach London rieth und verhalf. Eine Woche darauf betrat er den franzöſiſchen Boden. „Dort“, ſchließt Olizar, „bin ich wenigſtens vor dem Deſpotismus und der Rache ſicher, dort kann ich warten bis Polen unter beſſeren Auſpicien ſich wieder erheben wird.“

Die ungariſchen Magnaten in Paris

und

die ungariſche Regeneration. *)

Seitdem die Reiſeluſt unter den jungen ungariſchen Edelleuten ſo außerordentlich zugenommen hat, beſonders unter den jungen Magnaten der ſogenannten liberalen oder radicalen Partei, trifft man eine Menge derſelben auch in Paris an. In Frankreichs Hauptſtadt, dieſem revolutionären Feuerherd, unter deſſen Aſche der Funke neuer Umwälzungen ſtets fortglimmt, die ſocialen und politiſchen Bewegungen und Entwickelungen mit eigenen Augen zu beobachten iſt allerdings für jedermann belehrend, beſonders aber für junge Magnaten, deren Aufgabe es ſeyn ſollte ſich darauf vorzubereiten einſtens mit Umſicht und Sachkenntniß, entweder als hochgeſtellte Beamte oder in ihrer Eigenſchaft als Mitglieder der Oberentafel, die Angelegenheiten ihres Vaterlandes beſorgen zu können. Wenn aber wirklich eine derartige lobenswerthe Abſicht dieſelben nach Paris lockt, ſo iſt nur zu bedauern daß ſie im Durchſchnitt nicht die nöthigen Vorkenntniſſe mitbringen um ihren dortigen Aufenthalt erfolgreich benützen zu können. Dieſem Umſtand oder vielmehr Uebelſtand mag es wohl hauptſächlich zuzuſchreiben ſeyn daß die meiſten dieſer jungen Cavaliere, anſtatt ſich daſelbſt Erfahrungen zu ſammeln, ihren Geiſt mit nützlichen Kenntniſſen zu bereichern, bloß an den Außenſeiten des Pariſer Lebens kleben bleiben. Gibt es doch einige unter ihnen die ſich jahrelang in der Hauptſtadt Frankreichs aufhielten ohne auch nur die merkwürdigſten Monumente dieſer Hauptſtadt in Augenſchein genommen, oder nur ein einzigesmal den Kammerſitzungen beigewohnt zu haben. Wie unwahrſcheinlich dieß auch lauten mag, iſt es dennoch wahr; denn mit dem Vorſatz all dieſe Dinge kurz vor ihrer Abreiſe zu beſichtigen, um den Eindruck davon ganz friſch mit nach Hauſe zu bringen, verſchieben ſie von einem Tag zum andern ihr Vorhaben, und erinnern ſich meiſtens erſt wenn ihre Börſen leer, ihre Creditbriefe abgelaufen ſind, daran daß es in Paris auch noch andere Sachen als die Trottoirs des boulevard italien, die elyſeiſchen Felder, das Boulogner Wäldchen, Salons, Theater, Bälle und elegante Buhlerinnen gebe; dann iſt es aber gewöhnlich ſchon zu ſpät, da ſie in dieſem Fall, aus leicht begreiflichen Gründen, gezwungen ſind ihre Abreiſe zu beſchleunigen.

Es ſoll damit durchaus nicht geſagt ſeyn daß alle ungariſchen

*) Von einem ungariſchen Edelmann.

Edelleute die Paris beſuchen daſelbſt eine ſolche Lebensweiſe führen, daß aber die Mehrzahl davon dieſe Hauptſtadt verläßt ohne von ihr viel mehr als ihre Beluſtigungsorte kennen gelernt zu haben, und nicht ſelten mit einer ſchweren Schuldenlaſt beladen, iſt leider nur zu wahr.

Wenn wir dieß Benehmen der meiſten ungariſchen jungen Magnaten in Paris hervorzuheben uns erlaubten, geſchah es bloß in der Abſicht daſſelbe an eine wichtigere Frage anzuknüpfen, nämlich an die Frage ob der ungariſche hohe Adel überhaupt ſich nicht vielmehr in einer Degenerations- als in einer Regenerationsepoche befindet. Eine Frage die wir vorerſt nur andeuten, uns vorbehaltend ſie gelegenheitlich ausführlicher zu behandeln. Die Geburtsariſtokratie kann ſich in unſern Tagen nur durch großen Güterbeſitz oder durch hervorragende Verdienſte um das Vaterland mächtig erhalten; alſo durch Majorate einerſeits, wahrhaft patriotiſche Geſinnungen andererſeits. Nur ſo geſtaltet wird ſie ungeſchwächt ihren Einfluß bewahren, als eine kräftige Stütze des Staats geachtet werden, wie wir dieß in England ſehen, wo ſie trotz allen politiſchen Neuerungen und Reformen und trotz der neben ihr ſich emporſchwingenden Geldariſtokratie ſtets auf der ihr im Staate angewieſenen Höhe zu behaupten wußte. Hingegen in Ländern wo die Familiengüter des Adels durch Theilung oder Verſchwendung immer mehr verringert werden, während die Nachkömmlinge berühmter, hochgeachteter Geſchlechter ſich ihrer Ahnen unwürdig benehmen, dort iſt die Macht der Geburtsariſtokratie ſchon gebrochen, ſie folglich in Verfall begriffen, wenn ihr gleich noch Titel, Namen und Privilegien verblieben ſind. Und ein ſolcher Zuſtand dürfte ſich in Ungarn früher geſtalten als man zu glauben geneigt iſt, um ſo mehr da der induſtrielle Schwindel von welchem die ungariſchen Neupatrioten der jüngſten Zeit befallen zu ſeyn ſcheinen, verbunden mit dem neuen Wechſelrecht, der Geldariſtokratie eine breite ſichere Straße in dieſem Land bereits angebahnt hat, die dem ungariſchen Geburtsadel doppelt gefährlich zu werden droht, weil derſelbe im Durchſchnitt zwar tapfer, edelgeſinnt, großmüthig, dabei aber zugleich verſchwenderiſch, pracht- und vergnügungsſüchtig und unthätig iſt, alſo ſowohl ſeiner Vorzüge wie ſeiner Fehler wegen Gefahr läuft der raſtlos thätigen, ſparſamen, erwerbſüchtigen Geldariſtokratie in kurzer Zeit zu unterliegen.

Die gegen die Geſammtbevölkerung ſo unverhältnißmäßig große Anzahl von Edelleuten in Ungarn, ihre ſo mannichfaltige Bildungsſtufe, welche bei einigen an gänzliche Unwiſſenheit, brutale Rohheit gränzt, bei andern wieder zum höchſten Grad der Geiſtescultur hinanreicht, ſo wie auch der kraſſe Unterſchied in Bezug auf ihre Vermögensverhältniſſe, der völlige Mittelloſigkeit neben coloſſalen Reichthümern aufweiſt, ſind Erſcheinnngen die außerhalb Ungarn ſich wohl in keinem andern Lande, ſelbſt nicht in Polen, ſo auffallend zeigen dürften und am beſten vom hiſtoriſchen Standpunkt aus beurtheilt werden können. Deßhalb wollen wir vorerſt geſchichtlich die Entſtehung und Entwicklung des ungariſchen Adels kurz berühren, bevor wir zur Schildernng ſeiner gegenwärtigen Geſtaltung übergehen. Derſelbe entſtand aus den Abkömmlingen derjenigen Magyaren die im Jahre 884 mit Alom, dem Vater Arpads, von der Wolga her als Eroberer über die Karpathen zogen. Wie im allgemeinen die Eroberer jener Zeit, raubten auch ſie den Einwohnern der eroberten Landesſtrecken Freiheit und Eigenthum, zwangen dieſelben ihnen als Knechte, Serven oder Sklaven zu dienen, ſich als die einzigen freien Leute und Herren des Landes betrachtend. Ein freier Mann und ein Edelmann war daher damals gleich bedeutend und iſt es, mit wenigen Ausnahmen, in Ungarn noch jetzt, indem in dieſem Lande im Durchſchnitt nur der dem Adel angehörige Ungar ſich im vollen Genuß aller politiſchen wie bürgerlichen Rechte befindet. Erſt während der Regierung Stephans des Heiligen wurden die ungariſchen Edelleute oder vielmehr freien Leute in einen hohen und niederen Adel abgetheilt. Die Prälaten und Großwürdenträger des Reichs, die man Magnaten nannte, bildeten den erſteren, der letztere beſtand aus allen übrigen, zu jener Zeit, freien Ungarn; man nannte ſie Ritter, weil ſie den Heerbaum (Wehrmacht) ausmachten. Alle dieſe Edelleute ohne Unterſchied, gleichviel ob ſie dem hohen oder niederen Adel angehörten, blieben ſteuerfrei und genoſſen gleiche Vorrechte. Im eilften Jahrhundert beſchenkte König Ladislaw die Ungarn mit einer Verfaſſung, der zufolge ein Reichsrath, aus zwei Tafeln (Kammern) beſtehend, gemeinſchaftlich mit der Krone die Angelegenheiten des Landes zu beſorgen hatte. In der oberen Tafel verſammelten ſich die Prälaten und Magnaten, in der untern die vom Geſammtadel erwählten Comitatsabgeordneten; und dieſe Verfaſſung hat ſich, mit nur geringen Abänderungen und einigen Zuſätzen, bis auf den heutigen Tag erhalten. Die ſchon urſprünglich ſo große Anzahl von Edelleuten mußte ſich in Ungarn von Jahrhundert zu Jahrhundert noch bedeutend vermehren, indem nicht nur der Erſtgeborene, wie in England, die Privilegien eines adeligen Vaters erbte, ſondern alle ſeine Kinder; und da es von jeher nur wenige Majoratsgüter in Ungarn gegeben hat, wurde dadurch auch zugleich das elterliche bewegliche wie unbewegliche Vermögen, im Lauf der Zeit, ſo ſehr zerſplittert daß aus einer Menge von Magnatenſöhnen, die auf dieſe Weiſe in ihren Vermögensumſtänden zurückgekommen, ſich der ſogenannte Halbmagnatenſtand gebildet hat, aus welchem ſich nach und nach die Viertelsmagnaten erzeugten, und wenn es ſo fortgeht, wird es wohl einſt Achtels- oder Sechzehntelsmagnaten in Ungarn geben.

Was den niedern Adel, den einſtigen Ritterſtand betrifft, ſo iſt derſelbe, ſobald er ſeiner urſprünglichen Beſtimmung, in die Nachbarländer feindliche Einfälle zu machen, ſich durch Beute zu bereichern, entrückt wurde, zu einer Art Baueradel herabgeſunken der jetzt oft die ärmſten Dörfer bevölkert und die niedrigſten Dienſte verrichtet.

Dieſe wenigen hiſtoriſchen Angaben genügen, um den gegenwärtigen Standpunkt des ungariſchen Adels zu bezeichnen. Er bedarf einer durchgreifenden Reform, wenn er nicht in gänzlichen Verfall gerathen will. Durch das Selbſtbeſteuerungsproject iſt die Regeneration keineswegs erreichbar. Er verzichte auf ſeine Vorrechte in Proceßſachen, ſtelle ſich auf eine gleiche Rechtslinie mit den Nichtadeligen vor die Civil- wie Criminalgerichte, öffne jedem dazu befähigten Ungar, ohne Unterſchied der Geburt, freie Laufbahn zu den Staatsämtern und laſſe ſich's gefallen die Richterſtellen aller Grade wenigſtens zur Hälfte mit Nichtadeligen beſetzt zu ſehen. Derartige Zugeſtändniſſe von ſeiner Seite würden bald, im wahren Sinne des Wortes, ſowohl ihm, wie der ganzen ungariſchen Nation, die Wege der Wiedergeburt eröffnen. So lange jedoch dieſe hochadeligen Herren, wie dieß meiſtentheils noch geſchieht, den Liberalismus bloß im Munde führen, in der That aber in ihren ariſtokratiſchen Vorrechten und Gewohnheiten ſich nicht im mindeſten ſtören laſſen wollen, ſo lange ſie fortfahren ſich gegen Nichtadelige tyranniſch zu benehmen und für die Volkserziehung auf ihren eigenen Beſitzungen wenig oder nichts thun, werden ſie niemanden überzeugen können daß ihnen die Regeneration Ungarns am Herzen liege die, wenn nicht Gewalt von oben oder unten ſie hervorrufen ſoll nur mit ihrer eigenen Regeneration beginnen könnte, da leider das Heft aller Staatsgewalten,

Digitized by Google

mit Ausnahme der beſchränkt königlichen, ausſchließlich in ihren Händen ruht.

Die Urſache daß ſich die dem Mittelalter entſprungene ungariſche Verfaſſung, vermöge welcher die Minorität der Majorität willkürlich Geſetze vorzuſchreiben befugt iſt, noch ſo lange erhalten konnte, mag theils der Unwiſſenheit der Volksmaſſen, theils dem Umſtand zuzuſchreiben ſeyn daß ſelbſt noch im vorigen Jahrhundert die höheren Adelsclaſſen in Ungarn, alſo die mächtigſten und einflußreichſten, ihre Gewalt nur ſelten mißbrauchten, im Durchſchnitt von edlen Geſinnungen beſeelt, reich mit patriotiſchen Tugenden ausgeſtattet waren. Gewöhnt auf ihren Beſitzungen den größten Theil des Jahres ein patriarchaliſches Wohlleben zu führen, bekümmerten ſie ſich nur wenig darum was außerhalb ihres Vaterlandes vorging, wenn es nur bei ihnen zu Hauſe gut und beim Alten blieb. Großmüthig von Natur und in häufigen perſönlichen Berührungen mit ihren Unterthanen behandelten ſie dieſelben nachſichtig, waren ſogar ſtolz darauf ſich des Wohlergehens ihrer Untergebenen rühmen zu dürfen. Wie oft habe ich nicht ſelbſt ſo manchen ungariſchen Magnaten, von altem Schlag und Korn, triumphirend ſich damit brüſten hören, während er ſich dabei voll ſtolzen Bewußtſeyns den Schnurrbart ſtrich daß auf ſeinen Grundbeſitzungen der ärmſte Zigeuner beſſer lebe, als vielleicht mancher deutſche Baron! Das gemeine Volk, für deſſen phyſiſches Wohl mehr als in andern Ländern geſorgt war und dem die höheren geiſtigen Bedürfniſſe gebildeter Nationen verborgen blieben, fühlte die Beſchränkungen ſeiner Freiheiten nur halb und fügte ſich mit ſtoiſcher Geduld den Launen ſeiner Herren.

Jetzt aber iſt es anders: theils iſt das ungariſche Volk während der Napoleon'ſchen Kriege mit den ausgedehnteren Rechten, den freieren Bewegungen und Beſtrebungen anderer Nationen bekannt geworden, und fängt an das ihm aufgelegte Joch beſchwerlich zu finden, theils wollen ſich die Söhne oder Enkel der alten Magnaten nicht mehr mit dem geräuſchloſen einförmigen Wirkungskreis, in Mitte ihrer Unterthanen, auf ihren Gütern begnügen; ſie überlaſſen die Verwaltung ihres Grundeigenthums und der darauf wohnenden Leute, die in Ungarn immer noch mehr als Sache denn als Perſonen betrachtet werden, ſogenannten Fiscalen, natürlich ebenfalls Edelleuten, und gehen auf Reiſen oder leben in Hauptſtädten und kehren erſt dann, wenn ſie kein Geld mehr haben, zurück in ihr Comitat, worin ihnen nichts mehr recht ſcheint, weil ſie im Ausland ſich viele ihnen früher unbekannte Bedürfniſſe angeeignet haben. Die jungen Magnaten dieſer Gattung ſind es vorzüglich welche ſich der im Sturmſchritt ihr Heimathland regeneriren, reſtauriren und reorganiſiren wollenden Bewegungspartei anſchließen, ohne zu ahnen daß ſie zuerſt Gefahr laufen in dieſem tumultuariſchen Reformſtrudel unterzuſinken. Und eben ſo eifrig wie ſie bemüht ſind ihre noch unverdauten politiſchen Ideen durchzuſetzen, eben ſo hartnäckig klammern ſich die meiſten ihrer Gegner an das Beſtehende, Alte, Wurmſtichige an. Heftig kämpfen und ſtreiten ſie auf den Comitatsverſammlungen wie in den Reichstagsſitzungen mit einander über die Mittel die am geeignetſten wären das Wohl des Vaterlandes am ſchnellſten zu fördern, am dauerhafteſten zu befeſtigen; jedoch nach ihrem häuslichen Herde zurückgekehrt, vergeſſen die Matadore beider Parteien, mit Ausnahme weniger, gänzlich daß ſie dieſes Wohl entweder als hochgeſtellte Beamte, oder als reiche Gutsbeſitzer in ihrem Wirkungskreis weit erfolgreicher als durch all' ihr lautes Geſchrei und Gezänk befördern könnten. Die Prälaten vergeſſen einen Theil ihrer reichen Einkünfte für Volksbildungsanſtalten oder ſonſtige wohlthätige Zwecke zu verwenden, vergeſſen daß ſie als Muſter den weltlichen Magnaten mit der ſtufenweiſen Emancipation ihrer Lehenspflichtigen voranſchreiten ſollten. Die Magnaten vergeſſen daß gute Schulen auf ihren Herrſchaften und ein humanes Betragen gegen ihre Unterthanen der künftigen Verjüngung Ungarns beſſer vorarbeiten würden, als alle ihre ſchönen Reden, vergeſſen daß hinter dem Adel noch über zehn Millionen geborene Ungarn ſtehen die man Jahrhunderte lang unter einer harten Vormundſchaft gehalten, und die ſich's endlich beifallen laſſen könnten ſich, auch ohne Zuthun des Adels, ſelbſt gegen ſeinen Willen, für mündig zu erklären.

D. U. Bl.

Digitized by Google

Deutſche kirchliche Zuſtände 1845.

Die raſche Bewegung unſerer Zeit hat ſich auch ſolchen Verhältniſſen mitgetheilt welche, wie die kirchlichen, ihrer Natur nach über der Zeitbewegung zu ſtehen ſcheinen. Denn eben dieſe kirchlichen Verhältniſſe, welche ſeit nicht lange die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen und eine vielfache Thätigkeit auf ſich gerichtet haben, nehmen von Jahr zu Jahr eine veränderte Geſtalt an. Wenn man nicht vertrauen dürfte daß dieſe Veränderung nur in der Bewegung ihren Grund hat die jeder definitiven Geſtaltung vorangeht, ſo könnte man bedenklich werden. Da dieß aber glücklicherweiſe der Fall iſt, ſo richten wir das Auge ohne Furcht auf das Treiben welches dem flüchtigen Blicke als ein geſetzloſes Hin- und Herwogen erſcheint, und ſuchen uns deſſen Gründe und Veranlaſſungen deutlich zu machen.

Bleiben wir zunächſt bei Deutſchland ſtehen. Hier, ſehen wir, hatte die Theilnahme an den kirchlichen Dingen vor dreißig Jahren auf der conſervativen Seite ihren Anfang genommen; auf den Grund der beſtehenden Lehrbegriffe hatten die Confeſſionen ſich beſtrebt, nach langjährigem Indifferentismus und unbeſtimmtem Schwanken den früheren feſten Zuſtand wieder herbeizuführen. Die kirchlichen Oberen hatten in dieſem Sinne gewirkt, die neue Organiſation der katholiſchen Kirche, die Errrichtung von Biſchofsſitzen und biſchöflichen Seminarien, die Herſtellung der Geſellſchaft Jeſu waren von dem Haupte der katholiſchen Kirche ausgegangen; in den proteſtantiſchen Kirchen machte ſich, wenn auch nicht allgemein, ein eifriges Beſtreben auf die Feſtigkeit des früheren Kirchenthums zurückzukommen bemerkbar. Dieſen Beſtrebungen kamen die Theologen zu Hülfe; Schriftauslegung, Kritik, Glaubenslehre, Geſchichte nahmen überallhin die Richtung nach der Wiederherſtellung des Poſitiven; man unterſuchte den Zuſtand des Cultus, und nahm ſeine dem Poſitiven entſprechende Verbeſſerung in das allgemeine Beſtreben mit auf. Kirchliche Obere und ein großer Theil der Theologen aller Confeſſionen gingen auf dieſem Wege Hand in Hand. Die Theilnahme eines Theiles der Laien ließ nicht auf ſich warten. Das größere Intereſſe welches die Theologen an der Kirche nahmen, wirkte auf ihre Predigten und ihre ganze ſeelſorgliche Thätigkeit ein; inhaltsreichere, aus warmer Ueberzeugung hervorgegangene Predigten machten die Kirchen beſuchter, die Wirkung der Predigten gab der Seelſorge Eingang. So verbreitete ſich eine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit geordneter kirchlicher Verhältniſſe, und was zwanzig Jahre vorher kaum noch zu den Möglichkeiten gezählt wurde, trat in weiten Kreiſen ein, das nämlich daß eine große Anzahl der Glieder der verſchiedenen Confeſſionen von der Wahrheit des Inhaltes ihrer ſymboliſchen Schriften überzeugt, dieſen Inhalt zu verbreiten und im Leben wirkſam zu machen auf das thätigſte beſtrebt war. Indem die eifrigen und zugleich für eine praktiſche Wirkſamkeit vorzugsweiſe befähigten Männer über die Mittel und Wege nachdachten wie dieſe zum Wohle der Kirche angeregte Aenderung den Laien mehr und mehr empfohlen und durch die thätige Betheiligung derſelben ihnen lieb und unentbehrlich gemacht werden könnte, fanden ſie einzelne Anſtalten vor die nur allgemein gemacht werden durften, andere boten ſich, wie das zu geſchehen pflegt, aufmerkſamen mit Begeiſterung auf ein beſtimmtes Ziel blickenden Männern, welche in inniger Verbindung unter ſich ſtanden und ſich mit Welterfahrung, Scharfſinn, Kenntniß der Menſchen und der Geſchichte und durch eine ausgezeichnete Gabe die Menſchen zu behandeln gegenſeitig unterſtützten, leicht dar; Miſſionsvereine, Bibelgeſellſchaften, Kinderbewahranſtalten, Genoſſenſchaften für Krankenpflege zogen ein äußeres Band auch um die gleichgeſinnten Laien. Dieſe ſo zuſammengebrachte Gemeinſchaft wurde allmählich eine Macht, von der jeder Einſichtige urtheilen mußte daß ſie als Organ der Vorſehung zur Herbeiführung einer kirchlichen Epoche offenbar beſtimmt ſey. Bis auf die neueſte Zeit herab, vom Jahre 1810 an, haben wir dieſe Macht entſtehen und ſich allmählich entwickeln ſehen; die Gegenbeſtrebungen waren ohne ſichtbaren Erfolg. In ſteter Folge nahm die Kraft der Gegner ab die von der Philoſophie ſelbſt aufgegeben wurden, und die Extreme zu welchen die Hegel'ſche Linke fortging, thaten den poſitiven Beſtrebungen einen beſondern Vorſchub. Von 1817 an hatten ſich die Kanzeln mit Predigern zu füllen angefangen welche, im poſitiven Elemente gebildet, mit dem Feuer der Jugend die Grundſätze welche ſie auf den Univerſitäten ſich angeeignet hatten, verbreiteten und als Organe der vielen Vereine zu frommen Zwecken lebhaft eingriffen. Indeſſen hatte die neue Generation auch einen großen Theil der theologiſchen Lehrſtühle eingenommen und durch ihre Centralſtellung die Wirkſamkeit verſtärkt.

So war es bis vor kurzem. Wie kommt es nun daß mit einemmale Gegenbeſtrebungen die längſt abgethan ſchienen, mit großer Energie ſich regen, daß von Oſtpreußen und von Schleſien aus entſchiedene Erklärungen im Sinne einer früheren Zeit erſcheinen, daß die Laien in Sachſen und anderwärts in anderer Weiſe als in der ihnen bis jetzt geſtatteten eine thätige Theilnahme am Kirchenregiment in Anſpruch nehmen und ſich auch der Beurtheilung des Dogmatiſchen nicht enthalten, daß die Lichtfreunde Intereſſe erregen und eine ungewöhnliche Gegenwehr hervorrufen, daß die Beſtrebungen der katholiſchen Diſſenters auf ſo vielen Punkten Anklang und, wie nicht zu läugnen iſt, bei den Laien beſonders ein lebhaftes Intereſſe finden? — Von den Theologen kommt es nicht, wenigſtens nicht vorzugsweiſe, weil eben in Folge der veränderten Allgemeinrichtung allmählich die von Anhängern der früheren Richtung beſetzten Stellen von poſitiven Theologen eingenommen wurden.

Auf allen deutſchen Univerſitäten, mit wenigen Ausnahmen, finden wir das poſitive Element in ſeinen verſchiedenen Modificationen vorwiegend und mit entſchiedenem Erfolg vertreten, die Mehrzahl der ſeit 1817 gebildeten Geiſtlichen iſt dafür thätig; es

Digitized by Google

wird von einem Theile der kirchlichen Obern mit Kraft geſchützt und gefördert; eine große Anzahl von Geiſtlichen und Laien ſteht in der engſten und thätigſten Verbindung für dasſelbe.

Woher dennoch die weitverbreiteten Gegenbeſtrebungen? Es genügt nicht zu ſagen daß die Gegenſätze einander nothwendig hervorrufen, weil man das Entſtehen der Gegenſätze ſelbſt erſt erklären muß. Verſuchen wir das. Indem wir es aber verſuchen, müſſen wir vor allem die große Zahl derjenigen ausſcheiden welche der Religion überhaupt entfremdet ſind und alſo hier nicht in Betracht kommen können, und uns auf diejenigen beſchränken in welchen ein wirkliches Intereſſe an Religion und Kirche lebt. Hier nun ſehen wir ein höchſt einflußreiches Mißverſtändniß welches den größten Theil der uns hier angehenden Erſcheinungen zu erklären geeignet iſt. Wir meinen Folgendes. Daß die heilige Schrift Quelle der Religionserkenntniß für die Chriſten ſey, iſt allgemein bei den verſchiedenen Confeſſionen anerkannt, wenn auch die katholiſche Kirche die Tradition als zweite Quelle und die kirchliche Auslegung der Schrift neben die heilige Schrift ſelbſt ſtellt. Auch darüber iſt man einverſtanden daß die einzelnen Chriſten ſich die Lehre der Schrift aneignen und ſie im Glauben faſſen müſſen, um ſelig zu werden. Ferner iſt die Gewiſſensfreiheit, inſofern ſie das Innere des Chriſten betrifft, eine Thatſache, und dieſe Thatſache ſchließt die Freiheit der Forſchung in der heiligen Schrift ein. Nun liegt die Quelle des erwähnten Mißverſtändniſſes in der Schwierigkeit ſich das richtige Verhältniß jener freien Forſchung und Aneignung zu dem Gehorſam gegen die Beſtimmungen der ſymboliſchen Bücher zu denken; dann in dem thatſächlichen Verhältniſſe in welchem die weltlichen Regierungen zu den Anhängern der verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe ſtehen. Was das erſtere anbetrifft, ſo ſind die ſymboliſchen Bücher durch die Kirche gemacht; die eigentlichen Verfaſſer derſelben aber, ſo ſagen diejenigen denen die erwähnte Schwierigkeit auffällt, ſind die Theologen geweſen, demnach ſind ſie von Menſchen mit menſchlicher Einſicht verfaßt, alſo Menſchenwerk, und können im Gegenſatz gegen die heilige Schrift die allgemeine Freiheit nicht beſchränken. Daraus folge, fügen ſie bei, was auch nicht widerſprochen werde, daß die ſymboliſchen Bücher Unvollkommenes enthielten, und daß dieſes Unvollkommene durch weitere Forſchung in der Schrift und vollendetes Verſtändniß beſeitigt werden könne und müſſe, eine ewige Verpflichtung alſo auf von Menſchen verfaßte ſymboliſche Bücher der Sache ſelbſt, der Freiheit und dem Begriff und der Entſtehung dieſer Bücher widerſpreche. — Hier kommen mehrere Mißverſtändniſſe zuſammen: einmal daß die ſymboliſchen Bücher durchaus Menſchenwerk ſeyen, das ſind ſie aber nicht; ihre Zuſammenſtellung iſt durch Menſchen, durch Theologen geſchehen, der bei weitem größte Theil ihres Inhaltes aber iſt nichts anderes als Schriftlehre, Inhalt der Schrift, alſo göttliches Wort. Wenn überhaupt die heilige Schrift Quelle der chriſtlichen Lehre ſeyn ſoll, und in der That ſieht man nicht wo das Chriſtenthum bleiben ſoll, wenn die heilige Schrift nach ihrem durch richtige Erklärung gefundenen Wortſinn bei Seite geſtellt wird, wenn, ſage ich, die heilige Schrift Quelle der chriſtlichen Lehre ſeyn ſoll, ſo iſt alles was in ihr klar, wörtlich, deutlich ſteht, göttliche Lehre, und was von dieſem Inhalt in die ſymboliſchen Bücher übergegangen iſt, iſt gleichfalls göttlich, obwohl die Zuſammenſtellung von Menſchen herrührt. Daß die Zuſammenſtellenden in der Erklärung der Schrift geirrt haben können, daß alſo exegetiſche und hiſtoriſche Irrthümer und ſolche Sätze in den ſymboliſchen Büchern vorkommen können die ſich durch die Fortſchritte der Geſchichtskenntniß und der Naturforſchung als falſch erwieſen haben, das iſt nie geläugnet worden. Niemals hat die lutheriſche Kirche, und noch weniger die reformirte, eine Inſpiration der Symbole und eine darauf gegründete Verehrung derſelben, welche der der heiligen Schrift gleichkäme, angenommen. Weil ſie Schriftgemäßes enthalten, deßhalb ſind ſie die Lehrnorm der Kirche, der Schriftgehalt iſt alſo Lehrnorm der Kirche und nichts Menſchliches. Es ſteht jedem frei die ſymboliſchen Bücher mit der heiligen Schrift zu vergleichen und nach der Uebereinſtimmung oder Abweichung beider zu forſchen; die Aneignung des Schriftgehaltes iſt ohnedieß dem Gewiſſen des Einzelnen anheimgegeben; ein äußerer Zwang iſt da unmöglich; es gibt keine andere Gewalt die hier verfinge, als die Gewalt der Gründe und die Macht des im Innern wirkenden göttlichen Geiſtes.

Dieſe letztere Anſicht ſcheint auf den erſten Blick nicht mit der Forderung beſtehen zu können, welche die Kirche an ihre Prediger macht von dem ſymboliſchen Lehrbegriff nicht abzuweichen. Hierin, ſagt man, liege offenbar ein Zwang der Gewiſſen. Was iſt hierauf zu ſagen? Daß die Kirche als eine geordnete Gemeinſchaft ſich an eine beſtimmte Darſtellung der Hauptpunkte der Schriftlehre halte, daß ſie die in der Schrift nicht in ſyſtematiſcher Form gegebenen Hauptlehren in klare beſtimmte Ausdrücke zuſammenfaſſe und offenbar ſchriftwidrigen Auffaſſungen widerſpreche, iſt durchaus unerläßlich, wenn ſie überhaupt beſtehen ſoll. Daß die Organiſation der Kirche ſofort zerfallen würde, wenn allen einzelnen Predigern geſtattet wäre nach ſubjectiver Einſicht und Anſicht ihre Gemeinden zu belehren, leuchtet von ſelbſt ein, ebenſo daß das die freie Forſchung nicht im geringſten beeinträchtigen kann, endlich aber, was für Viele der treffendſte Grund ſeyn wird, daß in dem Verhältniß in welchem die Kirche äußerlich und zum Staate ſteht, ein Erkennungszeichen der einzelnen Confeſſion als ſolcher durchaus unentbehrlich iſt. Denn an der Lehre und an den Sacramenten erkennt man die Kirche, an nichts Anderem; eine Gemeinſchaft der Heiligen und Gläubigen ſoll ſie ſeyn, d. h. der Gläubigen an das Wort. Nach dem Glauben an das Wort alſo muß man ſie fragen, wenn man ſie als Kirche anerkennen ſoll, und dieſer Glaube muß bleibend und allgemein anerkannt ausgeſprochen vorliegen, wenn ein Urtheil über dieſe Kirche als beſtimmte Kirche mit beſtimmten Rechten gefällt werden ſoll. Auf das Bekenntniß ihrer Lehre hin haben Reformirte und Lutheraner ihre Rechte in Deutſchland erhalten, von dem Bekenntniß dieſer Lehre durch die Geiſtlichen ſind dieſe Rechte abhängig gemacht. Keineswegs aber iſt weder die Gewiſſensfreiheit der Einzelnen noch die Freiheit der Forſchung im Worte Gottes beſchränkt; jenes wie dieſes iſt fortwährend anerkannt. Wenn auch beide Freiheiten hie und da nicht erwünſcht gefunden werden ſollten, ſie zu läugnen wagt niemand.

Laſſen wir dieſe allgemeinen Betrachtungen, und ſehen uns in der Wirklichkeit nach dem Beſtehenden, nach der Uebung in dieſen Dingen um. Widerſpricht Beſtehendes und Uebung dem was wir ſo eben über das Verhältniß des Regierungsſchutzes und der Anhänglichkeit an die Symbole, und was wir über Gewiſſensfreiheit und Freiheit der Forſchung geſagt haben? Keineswegs, und zwar nach keiner Seite hin, weder nach der der ſtarrſten Anhänglichkeit an die Symbole, noch nach der der entgegengeſetzten Auffaſſung. Wir ſehen in Preußen die Altlutheraner, in ſtrengſter buchſtäblicher Anhänglichkeit an die lutheriſchen Symbole verbunden, aus der unirten Kirche ausſcheiden, und ſo lange die dortige Regierung das Verhältniß nicht klar durchſchaut hatte, gedrückt und gehemmt, ſogleich aber, nachdem die Grundſätze der Gewiſſensfreiheit klar erkannt waren, ihnen die volle Freiheit ihres Bekenntniſſes gegeben, und dieß, ohne das rückſichtsloſeſte Urtheil von Seiten an-

Digitized by Google

derſgeſinnter Theologen über dieſe Altlutheraner zu hemmen, wie denn ſelbſt in der von einem der anerkannteſten Vorfechter der proteſtantiſchen Orthodoxie, von Hengſtenberg, redigirten Kirchenzeitung ein Mitarbeiter im vorigen Jahre das Urtheil über eine neue Schrift Guerike's (der die Trennung der Altlutheraner vorzüglich mitveranlaßt hatte) mit den Worten einleitete: „Profeſſor Guerike iſt wieder aufgetreten als Vertheidiger des abſoluten Lutherthums, einer Richtung, die mit völliger Verkennung der Aufgaben und geiſtigen Bedürfniſſe unſerer Zeit, und jede geſchichtliche und lebendige Entwicklung des Reiches Chriſti auf Erden verläugnend, ſich krampfhaft am Buchſtaben und an der todten Form der großen geiſtigen Bewegung des ſechzehnten Jahrhunderts anklammert.“ Bleiben wir einen Augenblick bei dieſer Aeußerung ſtehen. Sie ſteht in einem Blatte deſſen Mitarbeitern ein ſtarres Feſthalten am Worte, eine feindſelige Hartnäckigkeit gegen jede geiſtige Bewegung innerhalb der Kirche vorzugsweiſe von ihren Gegnern zur Laſt gelegt, und von welcher vielfach geglaubt wird daß ſie die Grundſätze der preußiſchen Regierung in kirchlicher Beziehung ausſpreche. Und eben von dieſer Seite her wird hier beſtimmt erklärt daß es Beruf des evangeliſchen Theologen ſey die Aufgaben und Bedürfniſſe unſerer Zeit auch auf dem kirchlichen Gebiete anzuerkennen, eine lebendige und geſchichtliche Entwicklung nicht wegzuläugnen und ſich nicht an die Form und den Buchſtaben einer vergangenen Periode knechtiſch zu binden. Man würde übrigens den Sinn dieſer Aeußerung falſch auffaſſen, wenn man dieſelbe als eine Verwerfung der Symbole nehmen wollte, wenn man nicht einſähe daß, wer immer dieſe Aeußerung gethan, mit ihr nichts anderes ſagen wollte, als daß die Symbole nur die Blüthe der dogmatiſchen Entwicklung der Kirche auf einem beſtimmten Punkte ſeyn könnten, daß ſie alſo in der That von der geſammten Kirche ausgingen und demzufolge ereignenden Falles auch von derſelben geändert werden könnten, daß alſo dieſe Aeußerung nicht den Sinn haben könne das Schriftgemäße in den Symbolen als todte Form und bloßes Buchſtabenwerk zu bezeichnen.*) So widerſprechend es ſcheinen mag, ſo finden wir doch daß eine Behauptung Boeckhs (1844) nahe mit dieſer Aeußerung zuſammentreffe. Denn wenn Boeckh ſagt daß die Philoſophie am wenigſten dazu paſſe, oder gar dazu zu benützen ſey ein Volk für vorgeſchriebene Glaubenslehren empfänglich zu machen, ſo will er doch bloß ſagen daß es keineswegs der Beruf der Philoſophie ſeyn könne irgend eine Stufe der dogmatiſchen Entwicklung plauſibel zu machen, da ja dieſe Entwicklung aus der Gemeinde auf den Grund des göttlichen Wortes komme, und ohne die bleibende Mitwirkung der freieſten Wiſſenſchaft gar nicht zu denken ſey. In dieſem Gange der Entwicklung liegt eine unwiderſtehliche Macht, und man kann, ohne von dem was ſo eben über das Verhältniß der Symbole zur Schrift und zum Glauben der Gemeinde geſagt iſt, auch nur das Geringſte wegzunehmen, vollkommen den Worten beiſtimmen welche Hecker als Rector der Berliner Univerſität im vorigen Jahre an die Studirenden richtete, und in welchen er ſie aufforderte „ſtets daran zu denken der freien Wiſſenſchaft zu huldigen, die Wahrheit und Recht in ſich ſchließend, dagegen aber ſich nie irren zu laſſen, da das Licht der Wahrheit immer ſiegreich zurückkehre, weil niemand ſo mächtig ſey um es dauerhaft abwehren zu können.“ Denn es iſt mit dieſen Worten nur das Recht der freien Entwicklung ausgeſprochen, und jeder Verſuch abgewehrt dieſer freien Entwicklung durch ein willkürlich Feſtgeſetztes hemmend entgegenzutreten. Es iſt ganz daſſelbe, wenn ein jüngerer reformirter Theologe, Ebrard, dem Kirchenrath in Zürich bei ſeiner Berufung an die dortige Univerſität ſchrieb, „daß man ſich irren würde wenn man in ihm einen Orthodoxen erwarte dem die kirchlichen Bekenntnißſchriften als die höchſte Norm gälten und der, von dieſer Autorität gebunden, freie theologiſche Entwicklung nicht zu würdigen, bloß zu verdammen vermöge;“ denn er ſelbſt hatte kurz vorher in demſelben Schreiben ausgeſprochen daß ihm die bibliſche Theologie die höchſte Autorität ſey.

Es wird keiner weiteren Ausführung bedürfen, um erkennen zu laſſen daß man nur aus Mißverſtand Verpflichtung auf Symbole und geiſtige Knechtſchaft für ſynonym erklären könne. Ich habe eines zweiten Mißverſtändniſſes erwähnt, welches in einer irrigen Anſicht des thatſächlichen Verhältniſſes in welchem die weltlichen Regierungen zu den Anhängern der verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe ſtehen, ſeinen Grund hat und ſich zwar nicht ſo offen als das erſtere ausſpricht, dennoch aber vielen Befürchtungen zu Grunde zu liegen ſcheint. Wenn nämlich, denkt man ſich, der Schutz welchen der Staat der Kirche gewährt, durch die Anhänglichkeit an die Symbole bedingt iſt, ſo kann von einer Fortbildung dieſer Symbole oder von einer vervollkommnenden Entwicklung derſelben nicht die Rede ſeyn. Denn der Schutz des Staates kann ſich ja nur auf diejenigen beziehen die vollkommen mit der Faſſung der Symbole, welche den betreffenden Friedensſchlüſſen und Symbolen zu Grunde liegt, übereinſtimmen, jede auf Entwicklung gehende Forſchung bedroht aber den Inhalt der Symbole und ſomit die Freiheit der Forſchung. Wenn dem ſo

*) Der Aufſatz auf den ich mich beziehe (Evang. Kirchenz. 1844. Nr. 40 ff.) iſt von einem Mitgliede der engliſch-biſchöflichen Kirche geſchrieben, die Redaction hat keine Anmerkung dazu gemacht, kein Wort der Mißbilligung darüber ausgeſprochen, und ſo iſt man wohl berechtigt die Anſichten des Aufſatzes im Allgemeinen als mit der Ueberzeugung der Redaction nicht ſtreitend anzuſehen, alſo auch diejenige Anſicht nicht welche ſich in folgender Stelle dieſes Aufſatzes ausſpricht: „Wir glauben vielmehr daß Controverſen mit denjenigen die ſich in ihrer confeſſionellen Beſonderheit abgeſchloſſen haben und die da meinen ſie können nur geben und haben nichts zu empfangen, die bei ſich ſelbſt lauter Vollkommenheit und unter den Brüdern lauter Mängel ſehen, daß ſolche Controverſen für die Kirche im Allgemeinen und für das Werk des lebendigen Gottes unter uns mehr ſchädlich und hinderlich als nützlich und fördernd ſind. Soll etwas poſitiv Wahres und Ewiges für die Gegenwart und Zukunft gewonnen werden, ſoll das Wort des Herrn und nicht bloß die Sache dieſer oder jener Confeſſion gefördert werden, dann müſſen wir Alle, Lutheraner, Calviniſten und wie wir uns ſonſt nennen, Buße thun, unſere Sünde und die Sünde unſerer Väter, unſere Schwachheit, Untreue, Engherzigkeit, Einſeitigkeit, wodurch eben die eine Familie des Einen Gottes und Vaters getrennt und in Streit und Uneinigkeit gerathen, bekennen und vor allen Dingen bereit ſeyn anzuerkennen daß die Fülle der Wahrheit nicht in dieſer oder jener Confeſſion iſt, als ob z. E. nur Lutheraner die Wahrheit und alle Wahrheit hätten und Calviniſten nur Irrthum, als ob der Geiſt des Herrn auf dieſe oder jene Confeſſion beſchränkt geweſen wäre, als ob die Betrachtung der drei letzten Jahrhunderte eine ſolche Betrachtung rechtfertigte, ſondern vielmehr dieß anzuerkennen daß die Trennung der verſchiedenen evangeliſchen Confeſſionen eben darin ihre tiefſte Begründung hat daß in dem mächtigen Ringen nach Wahrheit, das gleichzeitig unter allen Nationen und in allen Ländern nach einem langen Todesſchlummer ſich kundgab, jede Confeſſion neben den Wahrheiten die alle gemein haben, beſondere Wahrheiten klarer, lebendiger und mächtiger ſich aneignete als ihre Nachbarn, und im Bewußtſeyn dieſes Beſitzes lieber getrennt bleiben wollte als das beſondere Kleinod aufzugeben. Dieß muß anerkannt werden von denen die mit dem Herrn (Joh. 17, 21) für die Einheit ſeiner Kirche beten, und eine Union der Confeſſionen im Geiſte und in der Wahrheit als die von Gott gegebene Aufgabe unſerer Zeit und als das Krönungswerk der Werke unſerer Väter eifrigſt ſuchen. Auf die Entdeckung eigener Mängel und Unvollkommenheiten und der Vollkommenheiten der von uns Getrennten muß unſer Auge gerichtet ſeyn, und ſind wir erſt ſo weit gekommen daß wir zur gegenſeitigen Würdigung und Anerkennung gelangt ſind, dann iſt der erſte und ſchwierigſte Schritt zu einer wahren Union gethan.“ Man ſieht, dieſer Schriftſteller hat eine vollkommene Kirche auf den Grund der heiligen Schrift im Auge und betrachtet die verſchiedenen Confeſſionen als berufene Mitarbeiter zu dieſem Werke. Es wird ohne Zweifel nicht an ſolchen fehlen welche die Anhänglichkeit an eine beſtimmte Confeſſion und eine ſolche Ausſicht auf eine vollkommene Kirche, unverträglich halten für und in ſolchen Aeußerungen nur Synkretismus und Indifferentismus ſehen. Jedem Unbefangenen aber wird einleuchten in welchem frommen und ächtchriſtlichen Sinne dieſe Aeußerung gemeint iſt.

Digitized by Google

wäre, ſo würde allerdings alle wiſſenſchaftliche theologiſche Unterſuchung mit einemmale zu Ende ſeyn, jede dogmatiſche nicht bloß, ſondern auch jede exegetiſche und hiſtoriſche. Glücklicherweiſe iſt dieß nicht der Fall. Wir ſehen vielmehr allenthalben die freie wiſſenſchaftliche Forſchung von den Regierungen gefördert, die äußern Mittel dazu gegeben, die Archive geöffnet, wiſſenſchaftliche Reiſen auch für theologiſche Zwecke unterſtützt, die litterariſchen Mittel vermehrt, die wiſſenſchaftlichen Notabilitäten (ein Begriff der ohne Freiheit der Forſchung gar nicht exiſtirt) hervorgezogen, gewürdigt und belohnt. Wir ſehen auf den deutſchen Univerſitäten die verſchiedenſten theologiſchen Anſichten vertreten, und ſobald nur wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit zu Grunde liegt, gleich anerkannt und gefördert, die ſtrengen Lutheraner nicht anders als die Unioniſten und als die Fortſetzer der Schleiermacher'ſchen Thätigkeit, oder diejenigen Theologen welche auf den Grund der hiſtoriſchen Entwicklung eine Vermittlung ſuchen; die Vertreter der urſprünglichen Hegel'ſchen Richtung ebenſo wie die Verfechter der Ueberzeugung daß ausſchließlich die hiſtoriſch-grammatiſche Exegeſe den dauernden Stoff für die Entwicklung der Kirchenlehre geben könne; Harleß und ſeine altlutheriſchen Freunde nicht anders als ihre Gegner von der Union, Nitzſch und Haſe ebenſo wie Neander und ſeine Schüler, Marheinecke und Baur wie Winer und Lücke, um nur wenige von den vielen zu nennen. Und es macht in dieſer Anerkennung wiſſenſchaftlicher Tüchtigkeit und aufrichtigen Forſchereifers keine Aenderung daß die einzelnen Forſcher ſich gegenſeitig und nicht immer ohne Heftigkeit bekämpfen, daß Neander gegen Hegelianer und ſtarre Orthodoxe Widerwillen hegt und ausſpricht, daß Marheinecke von den Anhängern Schleiermachers nichts hören will, daß Lücke's Orthodoxie von der ſtrengen Seite bezweifelt wird, daß Hengſtenberg über des Roſtockers Hofmann Anſichten von Weiſſagung und Erfüllung den Stab bricht, und Delitzſch eben dieſen Hofmann warnend darauf hinweiſt welche ſchmale Linie ihn von pantheiſtiſcher Auffaſſung ſondere — und was ſonſt für gegenſeitige Waffenſchläge auf dem Blachfelde der theologiſchen Litteratur klirren. Ungeirrt von dieſen Fehden halten die Regierungen den Grundſatz feſt daß man die Wiſſenſchaft müſſe gewähren laſſen, und daß der ächtwiſſenſchaftliche Streit immer ein Ergebniß für die Wahrheit liefern müſſe.

Von dieſer Seite alſo droht, ſo viel wir ſehen, keine Gefahr, um ſo weniger da die Rückſicht auf die Bewahrung freier theologiſcher Forſchung ſelbſt gegen die proteſtantiſchen Lichtfreunde keineswegs hintangeſetzt worden iſt. Wir ſehen dieſe Geiſtlichen nicht durch Befehl ohne Unterſuchung unterdrückt, ſondern eine regelmäßige Unterſuchung eingeleitet. Obgleich offenbar iſt daß Theologen welche ſich wie dieſe Lichtfreunde ausſprechen, ſich von der Kirche auf deren Symbole ſie verpflichtet ſind, losgeſagt haben, hat doch weder die Regierung gewaltſame Maßregeln genommen, noch iſt es gebilligt worden daß von einer Anzahl von Geiſtlichen etwas dem Banne Aehnliches gegen ſie veröffentlicht wurde. Durch dieſes Beiſpiel wird das in Frage ſtehende Verhältniß vollkommen klar. Daß nämlich ein Geiſtlicher im Dienſte einer Kirche verpflichtet iſt die ſymboliſch feſtgeſtellte Lehre dieſer Kirche vorzutragen, daß, wenn er in ſeinem Amte als Geiſtlicher davon abweicht, die Sorge der ihm vorgeſetzten Behörde einzugreifen und ihn nach den vorgeſchriebenen geſetzlichen Stufen zur Verantwortung zu ziehen, zu ermahnen, und wenn er beharrt das Weitere gegen ihn zu verfügen hat, liegt am Tage. Nicht ja mit der Ermächtigung zu predigen was er wolle iſt er zum Diener der Kirche aufgenommen, ſondern dazu die Lehre der Kirche nach der geordneten Weiſe vorzutragen, die Sacramente zu verwalten, die Seelſorge zu üben. Das Recht der Forſchung und der Prüfung konnte ihm als Chriſten nicht genommen werden, ja es iſt ihm als Geiſtlichen zur beſondern Pflicht gemacht. Führt ihn nun dieſe Forſchung und Prüfung zu Ergebniſſen welche der Lehre auf die er verpflichtet iſt und auf welcher die Kirche ruht, geradezu widerſprechen, ſetzt ſich ſeine Ueberzeugung in Widerſpruch mit ſeiner Pflicht als Geiſtlicher, ſo verpflichtet ihn ſchon die Rechtlichkeit ſeine Lehrerſtellung in der Kirche aufzugeben. Nicht daß er geprüft und geforſcht hat, und zu Ergebniſſen gekommen iſt die der beſtehenden Lehre widerſprechen, wird ihm als Fehler angerechnet, ſondern ſein Verhältniß zur Kirche wird unter dieſen Bedingungen ein anderes. Die Kirche, durch ihre Behörden (die Kirchenverfaſſung mag ſeyn welche ſie will) repräſentirt, verfährt gegen ihn mit Belehrung, Warnung und den ihr geſetzlich vorgeſchriebenen Einſchreitungsmitteln überhaupt.

Betrachten wir ein anderes ſeit kurzem bedeutend gewordenes Verhältniß, ich meine das der Deutſchkatholiken, ſo zeigt ſich hier etwas Aehnliches, was nur durch die eigene Stellung der katholiſchen Kirche modificirt iſt. Dieſe ſchließt diejenigen welche ſich von ihrem Lehrbegriffe offen getrennt haben, ſofort aus; die Wohlthaten welche die Kirche auszuſpenden hat, ſind für dieſe Getrennten forthin nicht vorhanden. Die katholiſche Kirche hat das Inſtitut des Bannes in voller Kraft bewahrt, und wendet die durch das canoniſche Recht vorgeſchriebenen Strafen gegen Abweichende und Abfällige an. Hier aber tritt nun in Bezug auf diejenigen dieſer Diſſenter welche unter proteſtantiſchen Regierungen leben, ein eigenes Verhältniß ein. In den proteſtantiſchen Staaten iſt wie in den katholiſchen die Aufſicht und Zucht über die katholiſchen Geiſtlichen nach den geſetzlich beſtehenden Verträgen und Concordaten den katholiſch-kirchlichen Behörden überlaſſen, der Austritt aus einer Confeſſion zur andern iſt jedem freigeſtellt. Tritt nun der einzelne Katholik oder tritt eine katholiſche Gemeinde zu einer der reichsgeſetzlich berechtigten und garantirten Confeſſionen über, ſo erlangen ſie dadurch die Rechte derjenigen Confeſſion zu welcher ſie übertreten. Erklärt aber eine Anzahl von Katholiken, wie dieß eben neuerlich in vielen deutſchen Ländern geſchehen iſt, ihren Austritt aus der katholiſchen Kirche, ohne ſich dem Bekenntniſſe einer der berechtigten Confeſſionen anzuſchließen, ſo kann hier nicht von einer neukatholiſchen Kirche die Rede ſeyn welche auf die Rechte der beſtehenden katholiſchen Kirche Anſpruch zu machen hatte, ſondern es tritt hier der Grundſatz der Gewiſſensfreiheit ein; die Regiernngen laſſen dieſe Bewegung gewähren, und ſofern dieſelbe nichts den beſtehenden Geſetzen Widerſtrebendes hervorbringt, überläßt ſie dieſelbe ihrer eigenen Kraft und den Beſtrebungen welche pflichtgemäß von Seite der verſchiedenen Confeſſionen angewandt werden, um die Ausgeſchiedenen zurück oder überhaupt in eine der beſtehenden Confeſſionen zu führen. Dieß iſt die Thatſache welche hinſichtlich der katholiſchen Diſſenter vorliegt. Sache der Kirche iſt in Bezug auf ſie nur zu erklären daß ſie nicht zu ihr gehören, Sache des Staates ihnen Freiheit der Gewiſſen, aber nicht ſofort die Rechte zu gewähren die nur den geſetzlich anerkannten Confeſſionen zukommen. Nachzuweiſen in dieſem beſtimmten Falle daß die Deutſchkatholiken, wie ihre Glaubensbekenntniſſe zeigen, den hiſtoriſchen Grund aufgegeben haben (den die Reformatoren des ſechzehnten Jahrhunderts ſo ſorgfältig feſthielten), daß ihre Kenntniß der Schrift und des Dogma mangelhaft ſey, ſie zu veranlaſſen ſich dem gründlichen Bibelſtudium zuzuwenden, die Elemente der theologiſchen Wiſſenſchaft und des religiöſen Bewußtſeyns in voller Ausdehnung in ſich aufzunehmen, und ihnen vorherzuſagen daß ſie nur unter dieſen Bedingungen zu

Digitized by Google

einem poſitiven und dauernden Ergebniß gelangen, und in die Bewegung nach einer vollkommenen Kriſe hin, die in allen Confeſſionen, aber auf den Grund der Schrift und der Bekenntniſſe thätig iſt, eingreifen können, das iſt Sache der theologiſchen Wiſſenſchaft, vor allen derjenigen Theologen welche mit entſchiedener Ueberzeugung exegetiſche Gelehrſamkeit, philoſophiſche Klarheit, Kenntniß der Zeitverhältniſſe und eine freie hiſtoriſche Ueberſicht verbinden.

Das iſt die kirchenrechtliche Seite dieſer Verhältniſſe. Das bloße Factum aber und die Betrachtung der Rechte gibt noch keine Erklärung der Gründe der Eingangs erwähnten Bewegung. Wir müſſen immer noch fragen: was hat denn jene Proteſtanten welche eine ganz neue Entwickelung des Proteſtantismus mit möglichſter Beſeitigung alles Poſitiven anſtreben, und was hat die Lichtfreunde und was hat endlich die katholiſchen Diſſenter zu ihren Schritten bewogen? Zweierlei, wenn wir richtig ſehen: einmal nämlich die Nachwirkung einer früheren theologiſchen Zeit, welche die Beſeitigung alles Poſitiven zum ausgeſprochenen Zwecke hatte, und welche man mit dem Eintritte einer neuen Richtung für gänzlich geſchloſſen und abgethan hielt; dann eine weitverbreitete Furcht, die ſich mit jener Nachwirkung verbunden und den neuerlichen Bewegungen ihre beſondere Geſtalt gegeben hat.

Was zunächſt jenes anbetrifft, ſo haben eben die mehrerwähnten neueſten Bewegungen in der katholiſchen ſowohl als in den proteſtantiſchen Kirchen deutlich gezeigt daß die Wirkſamkeit für die Zurückführung einer gläubigen und ächten Religioſität, obwohl ſie nun ſeit dreißig Jahren beſteht, doch noch nicht allgemein durchgedrungen iſt. Die veränderte Richtung des Religionsunterrichts in den Schulen, der poſitive Gehalt der Predigt und der Katecheſe, die zahlreiche Theilnahme an den weitverbreiteten kirchlichen und religiöſen Inſtituten, welche alle auf Förderung des einen Zweckes den poſitiven Glauben wieder zurückzuführen berechnet ſind, hätten, ſollte man denken, die geſammte deutſche Bevölkerung durchdringen, und jede Reaction von anderer Seite her unmöglich machen ſollen. Dem iſt aber nicht ſo. Vielmehr iſt es Thatſache daß eine unermeßliche Anzahl von Laien den antipoſitiven Beſtrebungen den lebhafteſten Beifall zollt, daß eine unüberſehliche Flugſchriftenlitteratur ſich von dieſem Intereſſe nährt, daß eine große Menge von Laien nichtigen und haltloſen Einfällen welche durch dieſe Litteratur verbreitet werden, beifällt und ſie als ächteſte Weisheit bewundert. Eine auch nur gewöhnliche Kenntniß des Katechismus und der Bibel würde dieſe Einfälle in ihrer Schwäche zeigen, den Unterrichteten und Gebildeten aber wäre zuzutrauen daß ſie ſo viel aus der Geſchichte begriffen, und ſo viel aus der Philoſophie ſich angeeignet hätten daß ſie mindeſtens die hiſtoriſche Bedeutung der Offenbarung ahneten, und von ſolchen die weder Katechismus noch Bibel, noch die Geſchichte kennen, ſich nicht Dinge vorreden ließen die aller Begründung entbehren. Hat es nicht, was unglaublich ſcheint, ein Franzoſe im Jahre 1845 Deutſchen ſagen müſſen daß eine Kirche ohne Bekenntniß ein Unding ſey? Es ſteht aber im Débats deutlich zu leſen, und das in einem Augenblicke in welchem man vielfach die Oppoſition gegen die Schritte des Episcopats und der Jeſuiten in Frankreich aus einer Voltairiſchen Feindſchaft gegen Chriſtenthum und Kirche zu erklären keinen Anſtand nahm. Wir wiſſen es wohl daß das Rechte und Gute überall nur unter Kampf und Mühſal und langſam vordringt, daß das Irrige und Falſche in allen Zeiten ſeine Herrſchaft weit verbreitet hat, und nie ganz zu bändigen geweſen iſt; von einem Optimismus der einen plötzlichen oder auch nur ſchnellen Sieg des Rechten in träumeriſcher Gutmüthigkeit erwartet, ſind wir weit entfernt. Wir haben gar zu wohl noch alle jene Stimmen im Ohre welche durch alle Jahrhunderte der Kirche hindurch über Verderbniß und Unvollkommenheit klagen, von den Vätern der alten Kirche an, durch die frommen Theologen und Dichter und Fürſten des Mittelalters hindurch bis auf die Zeit der Reformation; wir wiſſen auch wie dieſe Klagen mit der Reformation nicht verſtummt ſind, wie Luther und ſeine Freunde ſelbſt jammerten, und wie immer neue Verſuche einer durchgreifenden gründlichen Beſſerung der Geiſtlichen und der Gemeinden bis auf dieſe unſere Zeit in allen Confeſſionen gemacht wurden. Das aber kann uns nicht abhalten den gegenwärtigen Zuſtand zu ſehen wie er iſt, und in der Unkenntniß, dem Ungeſchicke, der Unklarheit und der Trägheit eines Theiles derjenigen welche zur Beſſerung der Kirche berufen ſind, eine von den Urſachen dieſes Zuſtandes zu erkennen. Freilich ſind es hohe, menſchlicher Schwachheit kaum erfüllbare Forderungen die an den Geiſtlichen geſtellt werden müſſen, ganz und gar unerfüllbar in der That, wenn der Geiſt nicht ihre Erfüllung unterſtützte — gründliche Kenntniß der Schrift und die Fähigkeit ſie gewandt und mit Erfolg dem Unverſtand, dem Mißverſtande falſcher Weisheit, der Feindſchaft und der Gleichgültigkeit gegenüber anzuwenden, vollkommene Vertrautheit mit dem kirchlichen Lehrbegriffe, und die Gabe die ganze reiche Fülle ſeines theoretiſchen und praktiſchen Gehaltes den Gemeindegliedern nicht bloß zum Eigenthume des Gedächtniſſes zu machen, ſondern ihnen dieſelbe nahe zu bringen und anzueignen, Lauterkeit des Herzens, hingebende Liebe zum Berufe auch unter engen und drückenden Verhältniſſen, Würde der perſönlichen Erſcheinung, milde Demuth und entſchloſſene Kraft, Kenntniß des menſchlichen Herzens und das Talent darauf zu wirken, Freiheit von zelotiſchem Eifer und verletzender Rechthaberei bei aller Feſtigkeit der Ueberzeugung und ihres Ausdrucks, Lebenserfahrung und Weisheit genug um unter jeder Schale den Hoffnung gebenden Kern zu entdecken, und was ſonſt noch von Chryſoſtomus und Gregor dem Großen an bis auf Harms herunter für Eigenſchaften von dem ächten Geiſtlichen gefordert worden. Sollen wir ſagen daß Geiſtliche mit ſolchen Eigenſchaften allenthalben ſich finden, ſollen wir es verſchweigen daß eben der Mangel an ſolchen Geiſtlichen, ja daß ihre Seltenheit vorzüglich Schuld trägt daß ein reines, lauteres, anſpruchloſes Chriſtenthum ſich nicht einer größeren Anzahl liebenswerth und unentbehrlich gemacht, nicht die Seelen und Herzen aller derer ſich erobert hat die nach Befriedigung ſich ſehnen und ihren Durſt an unlautern Quellen zu löſchen unglücklich genug geweſen ſind.

Die Gemeinden oder, um nicht ungerecht zu ſeyn, ein Theil der Gemeinden iſt nicht ſo unterrichtet wie er unterrichtet ſeyn ſollte, und wie er, wenn dieß der Fall wäre, den Lockungen von außen nicht zur Beute geworden ſeyn würde, wie er geworden iſt. Die Gemeinden ſind die Hauptſache, für die Gemeinden iſt vor allem zu ſorgen; ſie ſind auf die rechte, gründliche, wirkſame Weiſe von dem zu unterrichten was ihr Bekenntniß enthält. Hier liegt das Feld für die Triumphe der Geiſtlichen ſowohl als der populären Schriftſteller. Um von dem letzteren zu ſprechen, ſo fühlt man das in weiten Kreiſen. Die frommſten, ernſteſten, ihrem Bekenntniß anhänglichſten Männer ſind von der Unerläßlichkeit einer Wirkſamkeit auf die Gemeinden in dieſer Art, einer Belehrung welche den großen Hebel der geiſtigen Bewegungen unſerer Zeit, die Tagsſchriften in vollkommener zum Ziele führender Weiſe benützt, auf das innigſte überzeugt; wo aber ſind die Kräfte die man dafür verwenden könnte? Die Forſchungen der gelehrten Theologen, ſo anerkennenswerth durch Tiefe, Scharfſinn und Genauigkeit ſie auch ſeyn mögen, wie es denn ein großer Theil der-

Digitized by Google

ſelben auch iſt, dieſe Forſchungen berühren die Gemeinden zunächſt nicht; von ihren Reſultaten kommt ihnen einiges zur Kenntniß, daß dieß aber auf eine angemeſſene fruchtbare Weiſe geſchehe, darum eben handelt es ſich. Auch die confeſſionelle Polemik der Theologen nimmt die Gemeinden nur nach einer Seite hin, von der wir noch zu reden haben werden, in Anſpruch. Das friedliche Verhältniß der Confeſſionsverwandten in Deutſchland hat dieſe Polemik, ihrer Heftigkeit ungeachtet, zum Glücke noch wenig alterirt. Wenn man gewiſſe Blätter lieſt, ſollte man ſich einen Zuſtand allgemeinen gegenſeitigen Haſſes und Argwohns, äußerſter Mißachtung und Feindſeligkeit zwiſchen den Confeſſionen in Deutſchland denken. Gott ſey Dank, die Gemeinden leben noch friedlich nachbarlich in gegenſeitiger Anerkennung nebeneinander, und die Saat des Haſſes hat keinen ſehr fruchtbaren Boden gefunden. Die poſitive Wirkſamkeit iſt es die vorzugsweiſe erfordert wird, daß man die Gemeinden zur Schrift führe, daß man ſie ihnen lieb mache, daß man ihnen einfach zeige wie ihr Bekenntniß mit der Schrift ſtimme, daß man dadurch ihnen die Begierde errege ſelbſt in der Schrift zu forſchen, daß die Weisheit des Geiſtlichen dieſe Forſchung unterſtütze und ergänze, und ſeine Liebe die Forſchenden vor aller Ueberhebung bewahre. Die Frucht einer ſolchen Forſchung wird nicht ausbleiben, und die Früchte bibliſcher Ueberzeugung werden die ſiegreichſte Schutzwaffe gegen alle Angriffe ſeyn, und das wirkſamſte Mittel um auch die Befangeneren zu bewegen von der Frucht auf den Baum und auf deſſen Wurzel zu ſchließen.

Daß es hieran fehlt, daß unrichtige Begriffe über die Bekenntnißſchriften ſo häufig ſind, daß man ſie und die heilige Schrift durch eine unausfüllbare Kluft getrennt wähnt, daß vielfach die rückſichtsloſe Beſtreitung und Verachtung der andern Confeſſionen als ſicherſte Bürgſchaft der Anhänglichkeit an die eigene angeſehen wird, das bezeichnet zum Theil den gegenwärtigen Zuſtand der Kirchen in Deutſchland. Gleichberechtigt ſtehen die Confeſſionen in den meiſten deutſchen Ländern neben einander, alle Glieder derſelben, in denen überhaupt religiöſer Ernſt iſt, der Lehre ihrer Kirche anhänglich. Wir als Proteſtanten (denn ich rede als Proteſtant im Sinne meiner Kirche) müſſen wünſchen daß unſere Ueberzeugung die allgemeine werde. Daß die Verwirklichung dieſes Wunſches aber nur mit den Mitteln der Belehrung, auf dem Wege der Liebe, durch die Kraft der eigenen Ueberzeugung und durch die Gewalt des Beiſpiels verſucht werden dürfe, leuchtet ſo ſehr ein und iſt durch die Schrift und durch die bürgerlichen Geſetze ſo beſtimmt geboten, daß es unmöglich ſcheint daran zu zweifeln. Daß es der Beruf der Geiſtlichen und der überzeugten Gemeindeglieder ſey dieß innerhalb ihrer Confeſſion zu thun, und gegen die Widerſtrebenden (die Zweifler), gegen die Lauen und die Spötter dieſen Weg einzuſchlagen, iſt ſchon gezeigt. Den Gelehrten und allen denen die die Fähigkeit dazu haben, liegt es ob die Lehre der andern Confeſſionen zu prüfen, und mit der Ruhe und Entſchiedenheit der Ueberzeugung die Reſultate ihrer Prüfung zu geben. Die Leidenſchaft, der Haß, die fleiſchliche Rechthaberei haben hier nirgends eine Stelle. Wo ſie ſich blicken laſſen, von welcher Seite es ſey, da erregen ſie ein Vorurtheil gegen die ſolcher Vertheidigung bedürftige Sache, und ſind jedenfalls vom Uebel.

Dieß führt mich auf den zweiten Punkt den ich oben als einen zweiten Grund der Bewegungen angegeben habe, und von welchem ich nun noch ſprechen muß, nachdem die Unkenntniß als erſter Grund nachgewieſen iſt. Dieſe Furcht geht allerdings vornehmlich auch aus der Unkenntniß hervor, jedoch nicht ohne daß ſie in Fehlern die von mehreren Seiten begangen worden, Veranlaſſung findet. Der Eifer nämlich mit welchem eine entſchiedene confeſſionelle Ueberzeugung unbedingten Beitritt und Billigung fordert, und wo dieſe beanſtandet oder verſagt worden, den Grund dieſer Beanſtandung oder Verſagung nicht in der Stufe der Forſchung auf der der andere ſteht, oder in der Gewiſſenhaftigkeit nicht ohne Ueberzeugung einem ihm gebotenen Satze beizuſtimmen, oder in menſchlicher Schwäche, ſondern in Verſtockung und Herzensbosheit findet und die Verdammung ausſpricht, erfüllt viele mit der Furcht vor der Wiederkehr jener Zeiten wo die Verfolgung an der Tagesordnung war, ſie ſehen den Gewiſſenszwang herannahen und das düſtere Bild der Inquiſition tritt vor ihre Augen. Das iſt keine Uebertreibung, keine Phraſe, ſondern es iſt damit bloß ausgeſprochen was Deutſchland auf und ab unzählige Gemüther bewegt. Würden hier keine Fehler begangen (dieſe Fehler mögen nun aus irregeleitetem Eifer, oder aus Härte des Herzens, oder aus Unverſtand herrühren), dieſe Furcht würde leicht zu beſchwichtigen, den widerſtrebenden und ſcheu gemachten Gemüthern würde leicht begreiflich zu machen ſeyn daß es ſich nicht darum handle ſie mit Vernichtung ihrer Gewiſſensfreiheit auf etwas Menſchliches und Vergängliches zu verpflichten, ſondern daß man nur dahin trachte ſie zu der dauernden Freiheit, nämlich zur Wahrheit aus einer ewigen göttlichen Quelle zu führen. Daß dieſer ſchriftgemäße und allein Erfolg entſprechende Weg nicht immer eingeſchlagen wird, daß man im Gegentheil von vielen Seiten mit Härte, mit Hohn, ohne Liebe wenigſtens, die Beunruhigten, die Irrenden und Mißgeleiteten, mit den Frevlern, mit den Spöttern und den hartnäckigen Läugnern in eine Claſſe wirft, und anſtatt den freilich ſchwierigen Weg chriſtlicher Liebe zu gehen und anſtatt den allerdings bedeutenden Aufwand hingebender Aufopferung, wie ſie dem Krankenpfleger ziemt, zu machen, den wohlfeileren Weg der Verdammung und der Verhöhnung einſchlägt, das iſt ein weiterer Charakterzug dieſer unſerer Zeit.*)

---

*) Daß mit dieſen Bemerkungen nicht die ſtreng Kirchlichen überhaupt gemeint ſeyn können, ſieht wohl jedermann ein, im Gegentheil ſind die Denkenden und Beſonneneren gerade unter ihnen zu milden und durchaus praktiſchen Anſichten gekommen wie ich aus der neuerlich gehaltenen, in der evangeliſchen Kirchenzeitung gedruckten Rede des Berliner Profeſſors Stahl, der ein geachteter Repräſentant der ſtreng Kirchlichen iſt, mit großer Freude ſehe. Dieſe Rede beantwortet die Frage: „Inwieweit unter den gegenwärtigen Verhältniſſen Kirchenzucht in den chriſtlichen Gemeinden ausführbar ſey.“ Sie bemerkt daß die Kirchenzucht in ihrer Bedeutung für das Ganze der Kirche in zweierlei Weiſe geübt werden könne, in poſitiver Weiſe als ein unausgeſetztes thätiges Zeugniß der Kirche gegen das Unheilige, und in negativer Weiſe als bloße Enthaltung vom Zeugniß für daſſelbe. Es könne darauf abgeſehen ſeyn daß durch Ausſcheidung und Ahndung jeder öffentlich gewordenen Uebertretung der heilige, unſträfliche Wandel der chriſtlichen Gemeinde ihr ſelbſt und den Außenſtehenden zum lebendigen gegenwärtigen Bewußtſeyn komme, es könne aber auch bloß darauf abgeſehen ſeyn daß die öffentliche Uebertretung nicht die Gutheißung und Sanction der Kirche erhalte. Dort wolle die Kirche das Aergerniß ahnden, um dadurch die Heiligkeit des Gebots noch eindringlicher zu machen, hier wolle ſie nur ſelbſt kein Aergerniß geben. Jenes ſey ein Sittengericht, dieſes nur eine Gewiſſenswahrung der Kirche. Das apoſtoliſche Zeitalter und Calvin hätten jenes geübt, auch Luther habe es im Auge gehabt, der Beruf der Kirche in dieſer Zeit und in dieſen Landen ſey nur eine Kirchenzucht der letzteren Weiſe. Jene von uns erwähnte Furcht beſeitigt Stahl dadurch daß er durch den geordneten Gang der Kirchenzucht (ganz in der Weiſe der früheren proteſtantiſchen Kirchenordnungen) den einzelnen Geiſtlichen die Eigenmacht in Beziehung auf den Bann entzieht, und die Vollmacht dazu nur den Conſiſtorien gibt. Was aber für die von uns entwickelten Anſichten vorzüglich ſpricht, ſind die Bemerkungen über das Weſen der Kirchenzucht zur ſeelſorglichen Wirkſamkeit auf die Gemeinden überhaupt. „Es iſt nach dem Weſen der Kirche,“ ſagt Stahl, „und darum zu allen Zeiten die Kirchenzucht für die poſitive Erweckung und Erbauung der Gemeinde zwar ein nothwendiges und gebotenes, aber doch ein weit untergeordnetes Moment unter der Predigt und Seelſorge, und iſt zu allen Zeiten beſſer daß ſie zu wenig, als daß ſie zu viel geübt werde. Die Väter ſind es, nicht die Zuchtmeiſter welche die Gemeinde erbauen. „Die Predigt,“ ſagt Stahl an einem andern Orte, „geht bloß von der Kirche aus, d. i. der von Gott geſetzten Anſtalt über der Gemeinde, die Kirchenzucht aber als Sittengericht muß mit von der Ge-

Digitized by Google

Dem Mißverſtande und der Unwiſſenheit in der angegebenen Weiſe zu begegnen, in der Abwehr confeſſionellen Widerſpruchs das Maß der gründlichen Widerlegung, der unwiderſprechlichen Belehrung nicht zu überſchreiten, das iſt der nöthigſte Rath den man allen Ernſtgeſinnten, allen um das Wohl ihrer Kirche Beſorgten geben kann, wobei ſich von ſelbſt verſteht daß die Wahrung geſetzlich begründeter Rechte Gewiſſenspflicht für die Vertreter jeder Kirche iſt, und daß eine Empfehlung des Weges friedlicher Belehrung nicht verwechſelt werden muß mit dem feigen Aufgeben wohlerworbener Rechte oder irgend eines Punktes der gegründeten confeſſionellen Ueberzeugung.

Wenn dieſer Weg eingeſchlagen wird, ſo wird auch diejenige Furcht verſchwinden welche ſich neuerlich vielfach hat vernehmen laſſen, ich meine die Furcht daß die gegenwärtigen kirchlichen Zuſtände auf einen großen Kampf hinwieſen der demnächſt eintreten werde, und in dem Wahrheit und Lüge ſich auch äußerlich bis zum Siege der Wahrheit bekämpfen würden. Abgeſehen davon daß, wenn jeder Wohlgeſinnte ſeine Schuldigkeit thut, der geiſtige Kampf ſich auf dem geiſtigen Felde, ſoweit das in dieſer Zeitlichkeit möglich iſt, für das Wahre entſcheiden wird, finden ſich in Deutſchland am allerwenigſten Elemente eines Religionskrieges welchen man andeutend in Ausſicht ſtellt. Bei dem Verhalten welches die Regierungen den theologiſchen und kirchlichen Kämpfen gegenüber beobachten, iſt ein äußerer Zuſammenſtoß ſehr unwahrſcheinlich, und wenn im Sinn der Regierungen und der erleuchteten Chriſten aller Confeſſionen mit Beſeitigung aller weltlichen Intereſſen, alles Ehrgeizes und aller Herrſchſucht von Seiten der Diener des Wortes für das Wohl jeder Kirche gewiſſenhafte, eifrige, uneigennützige und aufopfernde Sorge getragen wird, iſt ein ſolcher Zuſammenſtoß geradezu unmöglich.

Wenn wir in dieſer Hinſicht einer Beruhigung bedürften, ſo wird uns dieſe durch einen Blick auf diejenigen Länder gegeben in welchen die confeſſionelle Fehde auch äußerlich ſich viel bedenklicher und heftiger darſtellt als im deutſchen Vaterlande. Wie bedenklich hatte es ſich in Frankreich zu einem heißen Kampfe zwiſchen zwei erbitterten Parteien angelaſſen, und wie unerwartet hat die Weisheit der Regierung und die klare Einſicht der Curie in die Lage der Dinge die unheilbar ſcheinende Verwirrung gelöſet! Die beſonnene Ruhe der engliſchen Verwaltung hat in den die tiefſten Intereſſen berührenden Spaltungen der ſchottiſchen Kirche und in dem eigenthümlichen Verhältniſſe iriſcher Proteſtanten und Katholiken auf einfach geſetzlichem Wege das Unheil eines Kampfes mit leiblichen Waffen vermieden. Was neuerlich in der Schweiz geſchehen iſt, kann auch den vorurtheilvollſten Eifer belehren welche Motive unter der Maske eines Kampfes für die Religion wirkſam ſeyn können. Wir in Deutſchland haben dergleichen ſicherlich nicht zu beſorgen. Theilnahme an kirchlichen Dingen ſehen wir; allerdings auch Argwohn, Furcht und Haß auf vielen Stellen, eine Aufregung aber wie ſie jenen Beſorgnungen und Vorherſagungen nach beſtehen ſollte (wir müſſen hier ganz einer neuerlichen Aeußerung Arndts beiſtimmen), wohl bei einzelnen Schriftſtellern und in einzelnen Kreiſen, aber nicht beim Volke. Das Volk wohnt friedlich in ſeinen verſchiedenen Confeſſionen neben einander und verträgt ſich, und will in Frieden bleiben und ſich fort vertragen, und je fleißiger es unterrichtet, je mehr es zum rechten Verſtändniß gebracht wird, deſto mehr wird es dieß wollen.

Jene Hoffnung zwar, die vor dreißig Jahren in der erſten Begeiſterung des religiöſen Umſchwungs von vielen edlen Herzen mit Liebe gehegt wurde, die Hoffnung daß aus den Gläubigen aller Confeſſionen ſich eine freie, einige, vollkommene Kirche bilden werde, iſt, ſo hat es der Lauf der Dinge gefügt, vertagt, aber kein Freund der Chriſtenheit wird ſich von den ziehenden Wolken bewegen laſſen daran zu zweifeln daß jene Hoffnung gegründet geweſen ſey. Ja eben der gegenwärtige Zuſtand, eben die Lage in welcher wir die kirchlichen Dinge im Jahre 1845 ſehen, belebt dieſe Hoffnung mehr als daß ſie ſie ſchwächen ſollte. Wenn wir auch die tiefere wiſſenſchaftliche Begründung der Theologie für dieſen Zweck nicht ſo hoch anſchlagen wollten als ſie wirklich anzuſchlagen iſt, ſo erſcheint uns zweierlei als beſonders ermuthigend: einmal der Umſtand daß die Gegenſätze ſich ſo ſchroff und entſchieden herausgeſtellt haben, dann daß die Erfahrungen welche von den Eifrigſten auf dem praktiſchen Wege gemacht ſind, das Nachdenken eben jener Eifrigen auf die Mittel der Ausführung im Einzelnſten hingewieſen und dadurch die Beſonnenheit im Urtheil und im Handeln hervorgerufen haben, die an ſich ſchon eine gute Bürgſchaft für das Gelingen des Friedenswerks iſt.

meinde ſelbſt ausgehen, denn ſie iſt nichts anderes als die That der Gemeinde ſelbſt durch welche ſie als Ganzes die Lauterkeit ihres Wandels bewährt. Darum hat die Kirchenzucht keine Bedeutung wenn ſie nicht vom Sinne der Gemeinde getragen iſt. Das Wort Gottes wird auch den Heiden verkündet, aber Kirchenzucht wird nur in und von der chriſtlichen Gemeinde geübt. Das gilt ganz beſonders für die evangeliſche Kirche. Wenn irgendwo die Selbſtthätigkeit der Gemeinde, die ein evangeliſches Princip iſt, gefordert werden muß, ſo iſt es für die Kirchenzucht. Nicht etwa daß eine äußerliche Theilnahme der Gemeinden durch Presbyterien unerläßlich wäre, aber eine innerliche Theilnahme iſt unerläßlich. — — Dazu kommt noch für unſere Zeit eine Rückſicht, die nicht genug beherzigt werden kann. Es iſt nicht eine zufällige Neigung derſelben, ſondern wirklich der ihr von Gott geſetzte Beruf dahin zu ſtreben daß das Religiöſe und Sittliche ſchlechterdings nur aus der innerſten freien Perſönlichkeit herauskomme, nicht durch äußerliche Beweggründe getrieben als ein äußerliches Werk geübt werde. Dieſes Streben erfüllt unſere Zeit allerdings in krankhafter Weiſe, ſie opfert ihm auch die gegenſtändliche ſittliche Gemeinordnung; aber es ſelbſt iſt doch ein wahrer, iſt der beſte Vorzug der Zeit. Hier bei der Kirchenzucht handelt es ſich nun gerade um ein Einſchreiten mit äußeren Mitteln gegen das Individuum, hier hat daher die Kirche das dringende Gebot jenes wahre Motiv der Zeit zu ſchonen und deshalb nicht weiter zu gehen als es nöthig iſt um ihrem Glauben nichts zu vergeben und ihr Gewiſſen nicht zu verletzen. Beſorgt man hiedurch die wohlthätige Wirkung des ſittlichen Ernſtes, welcher der Gemeinde die ganze Verwerflichkeit des Unglaubens und der Sittenloſigkeit vor die Seele bringt, einzubüßen, ſo iſt das eine Täuſchung. Die beharrliche Ablehnung der eigenen Beſtätigung, die von dem reinen Eindrucke begleitet iſt daß die Kirche, ohne zu richten und zu ahnden, nur die ihr ſelbſt von Gott geſetzten Schranken nicht zu überſchreiten wagt, wird jene Wirkung vielleicht weniger ſchlagend, aber um ſo ſicherer und nachhaltiger hervorbringen als die entſchiedenſte und muthigſte Handhabung der kirchlichen Conſequenz. Ein Zeugniß das die Gewiſſenhaftigkeit ablegt, wirkt unendlich mehr als Hunderte die der Eifer ablegt. Fern ſey es von mir den einzelnen Predigern Linie und Richtſcheit ſetzen zu wollen. Die Macht der Perſönlichkeit geht über alle Maximen. Handeln ſie im lebendigen Glauben, nicht in Gereiztheit, nicht in gemachter Theorie, nicht in reactionärer Selbſtgefälligkeit und Ueberhebung, ſo mögen ſie manches unternehmen und ausrichten was nach einer allgemeinen Beurtheilung unrathſam oder unmöglich ſcheint. Auch läßt die Anwendung obiger Principien noch Spielraum genug für die Individualität."

Digitized by Google

Monatblätter

zur Ergänzung

der

Allgemeinen Zeitung.

1845.

September.

Im Verlage und unter Verantwortlichkeit

der

J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Wetzlar. (Der Dom. — Das Archiv des Reichskammergerichts)	393
Wilhelm Waiblinger	396
Fauriel geſchildert von Sainte-Beuve	402
Fauriel und Manzoni	413
Languedoc und Toulouſe	416
Raumer über die Vereinigten Staaten	426
[illegible]	[illegible]

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Wetzlar.

Der Dom. — Das Archiv des Reichskammergerichts.

Wetzlar gehört zu den Städten die den Widerſtreit anmuthig ſchöner Natur mit veralteten Ueberlieferungen nur allmählich und ſpät ausgleichen. Am Zuſammenfluß der Lahn und Dill und des Wetzbachs gelegen, bildet der Ort den Vereinigungspunkt für ein Labyrinth lieblicher Thäler, begränzt von reihenweis übereinander aufſteigenden Höhenzügen, deren maleriſche Gruppirung jede wechſelnde Beleuchtung reizender hervortreten läßt. Die breite Niederung des Hauptſtroms iſt gleichſam der Faden der Ariadne, an welchem man ſich in dieſer Verſchlingung einſamer traulicher Wieſengründe, verborgener Thalſenkungen und Schluchten zurecht findet. Und den mannichfaltigſten Wechſel beherrſcht überall die Form des Schönen. Leicht geſchwungene Linien beſchreiben die Umriſſe der Bergrücken, und ihre ſanft geneigten Abhänge, als Gärten oder Aecker benutzt, unterbricht kaum hin und wieder kahles Geſtein mit ſeinen grotesken Bildungen. Wartthürme und Burgen, zum Schutz der ehemaligen Reichsſtadt beſtimmt, lagern noch jetzt ſchirmend um den friedlichen ſorgloſen Ort, der mit ſeinen dunkeln Schieferdächern aus dem Wetzthal, der Wiege ſeines Urſprungs, aufwärts ein niederes Plateau erſteigt, von welchem ſein ehrwürdiger Dom auf die heiteren Fluren ernſt herabſieht. Gleich einem mächtigen Wall überragt der rückwärts gelegene Höhenzug die auf kleinem Raum zuſammengedrängte Stadt, vor der ſich das Lahnthal frei und weit ausbreitet.

Von den Strömungen der neuen Zeit wenig berührt, iſt Wetzlar mit ſeinem alterthümlichen Zuſchnitt in die Gegenwart hineingewachſen, ohne inne geworden zu ſeyn wie fremd es ſich zu derſelben verhält. Aehnlich den in Unordnung gerathenen Figuren eines Schachſpiels ſtehen ſeine Häuſer in ſeltſamem Gewirr durcheinander, bald ängſtlich ſich zurücklehnend, bald neugierig vorſchauend auf die öden Gaſſen die den Windungen der Thäler zu folgen ſcheinen. Gleich unverträglichen Menſchen die jede Berührung fliehen, ſperren ſie ſich in den ſeltſamſten Stellungen von einander ab; ihre mit Schiefer bekleideten Giebel klappern unheimlich, ſobald ein ſtärkerer Luftſtrom ſich aus den Bergen entladet und mühelos bis ins Innere der leichtgebauten Wohnungen dringt.

Immer unkenntlicher werden die Spuren der Pracht und des Glanzes der Reichszeit, dieſer theuerſten Erinnerung des verarmten Städtchens. Die ſtattlichen Räume, worin der jetzt traurig vermißte Luxus ſich üppig entfaltete und der nicht ſelten benachbarte Häuſer zu unfreiwilligen Verbindungen zwang, ſind wieder auf das Maß beſcheidener Wohnzimmer gebracht, koſtbare Gartenanlagen dem fühlloſen Handwerk anheimgefallen. Zum Fruchtſpeicher ſind die Hallen geworden, worin einſt das Reichskammergericht ſeine Sitzungen hielt; nur der in Waſſerfarben jährlich erneuerte Reichsadler verkündet noch die frühere Würde des Hauſes. Waffengeräuſch erfüllt die Säle die bis zum verhängnißvollen Jahr 1806 als ſtumme Zeugen den Berathungen des mächtigen Gerichtshofes lauſchten; grüngekleidete Jäger gehen mit blitzenden Feuerröhren raſchen Schritts hier aus und ein, während die gegenüber liegende Wohnung des letzten Kammergerichtsprocurators, von hohem Eiſengitter bewehrt, faſt melancholiſch dem ſo ganz anders gewordenen Treiben zuſchaut. „Was wir ſonſt an executiver Gewalt zu wenig hatten, haben wir jetzt zu viel,“ ſeufzte im Hinblick auf dieſen Wechſel der vielgewandte Jünger der Themis, als der baukundige Kugler deſſen berühmt gewordene Siegelſammlung muſterte.

Wichtiger iſt jedenfalls daß dem begabten Reiſenden nach ſeiner Verſicherung als Frucht eifriger Anſtrengung die Analyſe des Wetzlarer Doms gelang, der zufolge der älteſte Theil dieſes Gebäudes, ein aus roh zugerichteten Baſalten erbauter Thurm mit einem kreisförmigen Portal aus grauem Sandſtein, der Mitte des eilften Jahrhunderts angehört. Der Verſuch den nach und nach entſtandenen ungleichartigen Bau zu einer Einheit zu bringen, daß man davor nicht zurückſchreckte, darf dagegen mit mindeſtens gleicher Sicherheit in das vierzehnte Jahrhundert geſetzt werden. Zwei durch ein ſpitzbogiges Portal verbundene Thürme, die eine Vorhalle von der Kirche trennt, waren beſtimmt dieſe Aufgabe zu löſen. Allein das großartige Unternehmen wurde nur zum Theil ausgeführt, unvollendet blieben die beiden kühn entworfenen Thürme, und freies Spiel iſt der Vermuthung gelaſſen in welcher Weiſe der Baumeiſter ihre Verbindung mit dem Hauptgebäude beabſichtigte. So viel iſt jedoch aus dem ruinenartigen Bau erſichtlich daß der weit umfaſſende Plan auch einen entſprechenden inneren Ausbau in ſich begriff, und die regelloſe rohe Vorhalle die nur durch Unterbrechung des Baues entſtand, wahrſcheinlich in unmittelbare Verbindung mit dem Schiff der Kirche treten ſollte. Jetzt iſt das ältere Gebäude vom jüngeren umſchloſſen und beide, mit Verletzung aller architektoniſchen Verhältniſſe, in eine bloß äußerliche Verbindung gebracht. Ob ſich wirklich, wie Kugler annimmt, jedes Jahrzehnt an dieſem Bau verſuchte, ob drei oder fünf verſchiedene Bauſtyle demſelben eigen ſind, könnte erſt eine ausführliche Zergliederung des Gebäudes, woran es noch fehlt, entſcheiden. Sage und Geſchichte weben hier ein Dämmerlicht das die Forſchung umſonſt zu erhellen ſtrebte. Von dem allgemeinen Zuſammenhange zwiſchen den Begebenheiten eines

Landes ausgehend, wird ſie aber ein hiſtoriſches Denkmal immer nur innerhalb ſolcher Beziehungen prüfen. Mag daher auch vor der Herrſchaft der Hohenſtaufen, dieſer Beförderer des kräftigen Aufblühens der wetterauiſchen Städte, auf dieſer Stelle eine Kirche erbaut worden ſeyn, was angeblich ſchon im zehnten Jahrhundert geſchah, gewiß enthielt der erſte Entwurf dazu ungleich beſcheidenere Dimenſionen als wir jetzt am Dom erblicken. Wetzlars Wohlſtand erwuchs im vierzehnten Jahrhundert zu einer Bedeutung welche ſich mit der Ausführung eines größeren Kirchenbaues wohl vertrug; in keine frühere Zeit kann die begonnene Ausführung jenes koſtbaren Unternehmens geſetzt werden; der Verfall trat bei Wetzlar faſt ebenſo ſchnell ein als die rüſtige, regſame Entfaltung ſeiner Kräfte die auch hier gewerbliche Thätigkeit geweckt und erhöht hatte. Die Erwerbung eines dicht bei der Stadt gelegenen Steinbruchs, den die erſt ſpäter ihren Namen vertauſchende Stiftskirche der Schenkung eines Wetzlar'ſchen Schöffen im Jahre 1284 verdankte, wird durch die planmäßig berechneten vortheilhaften Bedingungen unter welchen dieſe Erwerbung, an der auch das dortige Franciscanerkloſter Theil erhielt, gelungen war, zu einem nicht unerheblichen Factum, das uns ſehr beſtimmt eine Zeit angibt wo der Bau der Kirche mit beſonderem Eifer betrieben wurde.

Die Architektur des Gebäudes betreffend, ſo unterſcheidet ſich der ſtrenge, ſchwere Styl der Kirche, den die ſpäter erweiterten Fenſteröffnungen etwas milderten, ſehr kenntlich von den völlig anders und freier conſtruirten Thürmen. Ein geübter Formenſinn, gereift an guten Vorbildern wie ſie nur die völlig entwickelte Baukunſt darbieten konnte, gibt ſich in Plan und Ausführung dieſes ſpäteren Theils des Gebäudes gleich dem erſten Blicke kund. Daß der ungekannte Meiſter in ſeinem Element mit Freiheit zu walten verſtand, könnte namentlich das architektoniſche Detail an den Thürmen beweiſen, das in dem feinkörnigen rothen Sandſtein ebenſo geſchmackvoll als zierlich ausgeführt iſt. Die Sculpturen über den Eingangen an der Abend- und Südſeite erſcheinen dagegen in der Härte und Trockenheit früherer Zeit, obſchon auch in ihnen ſich eine gewiſſe Tüchtigkeit unverkennbar geltend macht. Abweichende Anſichten hier zu erörtern gebricht es an Raum und genügendem Anlaß, da ſie nur wenig von tieferer Forſchung bieten.

Einer der älteren Thürme des Doms, welche die Sage zu Heidenthürmen macht, ſoll in ſeinem dunkeln Schooße einſtmal das Archiv der Stadt geborgen haben, jetzt ſind die Reſte desſelben, aus einer nicht unbedeutenden Urkundenſammlung beſtehend, auf dem Rathhauſe befindlich. Mit dem hier ebenfalls vorhandenen Archive des Reichskammergerichts verglichen, verſchwindet es faſt, ſo koloſſal iſt die Maſſe des aus den aufgeſammelten Proceßacten dieſes Gerichtshofes gebildeten Archivs, deſſen einzelne Abtheilungen wiederum für ſich beſondere Archive füglich vorſtellen könnten.

An das große ſtattliche Gebäude worin dieſer Gerichtshof in letzter Zeit ſeine Sitzungen hielt, lehnt der ſchloßartige Bau der dieſer kaum überſehbaren hiſtoriſchen Fluth ein ſicheres Bett anwies. Kaum bis zum Dachſtuhl aufgeführt ſenkte es ſich an ſeiner Abendſeite, den nahen größeren Einſturz gleichſam ſelbſt vorausſagend und zugleich dem Baumeiſter herbe Noth bereitend. Zwei Säle deren flachgeſpannte Kreuzgewölbe auf je vier ſchweren Pfeilern ruhen, theilen ſich in den weiten Raum der das Archiv aufzunehmen beſtimmt war. Die Aufſtellung des Archivs fand jedoch erſt nach dem Aufhören des Reichskammergerichts ſtatt; ſie wird der Fürſorge des Fürſten Primas gedankt, der ſeiner vorübergehenden Herrſchaft dadurch kein unrühmliches Denkmal ſetzte; die Ausführung der Arbeit leitete der um Wetzlar verdiente Geheimerath von Multzer. Den zweckmäßigen Vorkehrungen dieſes Mannes gelang es die an vielen Orten zerſtreuten, großentheils in Aſchaffenburg vorhandenen Acten zu einem Ganzen zu vereinigen, deſſen Verzeichnung und Ordnung den damals Beſchäftigung ſuchenden Cameralperſonen niederen Ranges aufgetragen ward. Dieſe Anfänge einer Ordnung beſtanden glücklich die Stürme der Kriegsjahre; der Pariſer Frieden gab Wetzlar an Preußen, und die Bundesacte ſtellte das Archiv unter die Obhut der hohen Bundesverſammlung. War durch dieſen Act das gemeinſchaftliche Eigenthum der deutſchen Bundesſtaaten an dem Archive ausgeſprochen, ſo bekannten ſich auch die jetzt hinſichtlich desſelben getroffenen Maßregeln zu demſelben Grundſatz. Jedem Staat den ihm angehörigen Theil Acten zu überweiſen, das Archiv in dieſer Art zu vertheilen und bis zum Eintritt dieſes Zeitpunktes von einer beſonderen Archivcommiſſion verwalten zu laſſen, bezeichnet den Inhalt des Beſchluſſes der hohen Behörde vom 25 Januar 1821, der noch jetzt im allgemeinen als feſte Norm für die Behandlung des Archivs gilt. Für die Dauer der Arbeiten dieſer Commiſſion hatte eine Friſt von zwanzig Jahren ausreichend geſchienen; dieſe war verſtrichen ohne daß ſich die beabſichtigte Auflöſung des Archivs hätte ausführen laſſen, woran der unfertige Zuſtand des Gebäudes hauptſächlich Schuld tragen mochte. Als Immermann im Jahr 1832 in dieſe „publiciſtiſch-juriſtiſchen Katakomben“ hinabſtieg, fiel durch geöffnete eiſerne Läden ein Dämmerſtrahl auf die vermodernden Scripturen. „Wahrhaft ſchauerlich erſchienen dem Reiſenden zwei ungeheure Actenhaufen, die wie Flötzgebirge durcheinander geſchoben in einem Winkel des Gebäudes lagen. Bis zu ihnen hatte die gerühmte Ordnung nicht vordringen können; ſchon von Speier in dieſem Zuſtande hergeflüchtet, waren ſie ein Jahrhundert lang nicht angerührt worden.“ Noch koſtete es jedoch einen Zeitraum von zwei Luſtren bevor das Gebäude Fenſter erhielt. Mit dem Einzuge des Lichts brach aber zugleich eine neue Aera für das Archiv an.

Um die einmal beſchloſſene Auseinanderſetzung und Vertheilung desſelben endlich zu bewirken, verfügte die hohe Bundesverſammlung eine Verſtärkung der bisherigen Arbeitskräfte, und berief zu dieſem Behuf einen Archivbeamten und zwei Gehülfen. Jetzt erſt konnte es gelingen ſich des widerſtrebenden Gegenſtandes zu bemächtigen, der nun in kenntlichen Umriſſen hervortrat. Ein Chaos bunteſter Art war zu entwirren, Bruchſtücke die bald nur aus einigen Bogen oder loſen Blättern beſtanden zu prüfen und zuſammenzuordnen. Eine große Menge von Acten und Briefſchaften, Berichten, Deductionen, Gutachten, richterlichen Entſcheidungsgründen der Vorinſtanzen war noch völlig unberührt, zum Theil in der handfeſten Umhüllung worin ſie die oft weite Reiſe zurückgelegt hatten; Wurmfraß und Fäulniß hatten ſich früher einen Weg zu ihnen gebahnt als die ordnende Geſchäftshand.

Der Hauch der Zerſtörung hatte bereits viele dieſer Fragmente vernichtend berührt; Modergeruch umgab die Reſte der Vorzeit und bis zur Unkenntlichkeit waren oft ihre Schriftzüge erloſchen. An dieſer wild übereinander geworfenen, aus allem Zuſammenhang geriſſenen Actenmaſſe ſollte ſich die Arbeit zunächſt üben; es galt ſie dem aufgeſtellten Archive einzuverleiben, was auf eine zwiefache Weiſe möglich war: indem ſie entweder als Beſtandtheile der geordneten Acten ermittelt und alsdann dieſen zugefügt wurden, oder die Summe der verzeichneten Proceſſe durch neu hinzutretende vermehrten.

Die Schwierigkeit einer Arbeit wächst mit ihrem Umfange. Tauſende von Actenſtücken die bald in größeren, bald in kleineren

Digitized by Google

Fragmenten beſtehen, häufig jeder Angabe ihres Inhalts ermangeln oder denſelben unrichtig bezeichnen, in einem Repertorium aufzuſuchen, kann ebenſo gut eine einfache als ſchwierige Aufgabe ſtellen. Ob letzteres hier der Fall, beantwortet ſich leicht, wo die zahlloſen Bruchſtücke aus Anlaß äußerer Verhältniſſe in ihrer zufälligen Reihenfolge einzeln ermittelt werden müſſen, wo in den überfüllten, ungefügen Fächern ſich Acten vorfinden die das Repertorium nicht kennt, dieſes wiederum Acten verzeichnet nach denen vergeblich geſucht wird, und wo der Umfang dieſer Acten auch mehrere hundert Beſtandtheile in ſich begreift, was ihrem Ergänzen und Vervollſtändigen eine eigenthümliche Qualität gibt. Nur durch die völlige Bewältigung dieſer Arbeit iſt aber zur Ordnung des Archivs zu gelangen, und damit die Möglichkeit zu gewinnen irgendwie nach einem Princip über dasſelbe zu verfügen.

Zeigt dieſe Darſtellung das Archiv in einem Zuſtande völliger Unordnung, als eine Maſſe unvollſtändiger Acten die weder ſorgfältig geprüft noch angemeſſen aufgeſtellt ſind — in übereinander geſchichteten Käſten und Schränken lagern ſie ohne alle Folge — ſo verſchwindet jedoch das befremdliche was hierin zunächſt für den Unbefangenen liegt, bei einer Erwägung der wenig günſtigen Verhältniſſe unſeres Gerichtshofes. Die unlöbliche Sparſamkeit im deutſchen Reich, die nie zurückblieb ſo oft es galt einem gemeinnützigen Intereſſe einige Opfer darzubringen, mochten ſie auch noch ſo gering ſeyn, verſagte beharrlich dem Reichskammergericht die erforderlichen Mittel zu einer angemeſſenen Beſetzung. Außer ſeinen drei Präſidenten die den einzelnen Senaten vorſtanden, und worunter ſich der Kammerrichter befand, fungirten bei demſelben fünf und zwanzig Aſſeſſoren, obgleich Reichsgeſetze das Doppelte dieſer Zahl feſtgeſetzt hatten. Auf dieſes Collegium vertheilte ſich die endloſe Menge von Proceſſen die, bei der Schwierigkeit womit die Reviſion jedes auf ſeinem letzten Stadium angekommenen Proceſſes an ſich ſchon verbunden iſt, und bei einer ſich kaum genügenden Gründlichkeit des Verfahrens, nur ihrem kleinſten Theile nach erledigt werden konnten. So mußte es geſchehen daß Wichtiges und Unwichtiges in wachſender Fülle ſich aufſammelte ohne nur eines Blickes gewürdigt zu werden. Unzulänglicher Raum — und mit dieſem empfindlichen Mangel hatte das Reichskammergericht bis zuletzt zu kämpfen — vollendete die Unordnung.

Daß es hier einer umfaſſenden Arbeit bedarf um ſich ſolcher Maſſen zu bemächtigen, um aus Unordnung und Verwirrung zu einer feſten durchgreifenden Ordnung zu gelangen, liegt klar zu Tage. Und dieſer erſten nicht leichten Aufgabe ſchließt ſich die andere ungleich ſchwierigere an. Das Archiv nach bewirkter Ordnung unter die einzelnen Bundesſtaaten zu vertheilen, was der erwähnte Beſchluß der dirigirenden hohen Behörde vorſchreibt, bleibt eine Aufgabe an deren Löſung ſchwer zu gehen wäre, ſollte auch dieſe Theilung nicht wirklich oder überhaupt nur unvollſtändig zur Ausführung gebracht werden. Zwar ſcheint dieſe Arbeit weſentlich dadurch erleichtert daß ein großer Theil des Archivs als untheilbar gilt, allein die Trennung verſchiedenartiger Beſtandtheile, die ſich in jedem Archiv ſogleich einſtellt, zeigt nothwendig auch hier ſachlich von einander geſchiedene Maſſen die eine abweichende Behandlung erfordern. Das Princip der Theilung ließe ſich deßhalb einzig auf die für ſich beſtehenden Proceßverhandlungen anwenden, das heißt die an das Reichskammergericht eingeſendeten Acten mit ihren ſämmtlichen Beweisſtücken und Anlagen gaben allein das Theil- und Sondergut her; die richterlichen Arbeiten des Gerichtshofes würden dagegen als ein untrennbares Ganze beiſammen bleiben. Die Schwierigkeit ein Princip aufzufinden wonach obige Acten zu theilen wären, ohne einen Rechtsanſpruch der dabei betheiligten hohen Intereſſenten zu verletzen, bleibt folglich immer dieſelbe und wird von der Abſonderung dieſer beiden Hauptbeſtandtheile des Archivs gar nicht berührt; eine Schwierigkeit die nicht zu umgehen, da ſie in den hier verfochtenen Streitobjecten und den ſtreitenden Parteien liegt, deren Angehörigkeit bei völlig geänderten Beſitz- und Rechtsverhältniſſen in vielen Fällen bloß durch ein beſonderes Abkommen unter den Betheiligten feſtzuſtellen möglich wäre.

Und nach Erledigung dieſer nicht einfachen Separatverhandlungen, nach glücklich erreichter Durchführung der Vertheilung, welcher Nutzen könnte dadurch für Landes- oder Reichsarchive gewonnen werden denen die einzelnen Bruchſtücke — keinen andern Namen verdienen unvollſtändige Proceßacten — zufielen? Sie erhielten häufig dieſelben Abſchriften von Acten und Urkunden nur wieder zurück, die aus den Kanzleien welche früher die geſammte Verwaltung und die Archive in ſich begriffen, an das Reichskammergericht geſendet waren. Wohl ein zweifelhafter Gewinn deſſen man ſich großentheils auch möglich bald wieder entledigen würde, und der ſchon allein auffordern dürfte eine andere Behandlung des Archivs zu erörtern.

Der Vertheilung des Archivs ſteht die Beibehaltung desſelben gegenüber, und gewiß möchte ſich die Anſicht Vieler eher für die Erhaltung und Bewahrung des merkwürdigen Inſtituts als für deſſen Auflöſung und Zertrümmerung ausſprechen. Wahrlich der Wunſch liegt nah, und Vertrauen auf ſeine Gewährung darf ihn begleiten daß die ſchützende Hand die den Theil des Ganzen zu retten beſtrebt iſt, nicht abgeneigt ſeyn möge das Ganze in ſeiner unter ſich verbundenen Geſammtheit ungeſchmälert beiſammen zu laſſen. Würde es doch einzig auf dieſe Weiſe möglich dem ſchon jetzt von der Auflöſung ausgenommenen Theil ſeine Erhaltung zu bewirken, ſeine Bedeutung zu ſichern. Denn nur im Ganzen iſt der Theil an ſeiner rechten Stelle, nur dort iſt ihm ſein volles Verſtändniß bewahrt und ſein Fortbeſtehen verbürgt. Mag auch freilich der Werth eines jeden Archivs zunächſt von ſeiner Einrichtung und Behandlung bedingt ſeyn, in den meiſten Fällen hat ſein Inhalt dieſe ſelbſt vorgezeichnet. Ob es bloß die Freunde der Geſchichte oder die weniger zahlreichen Kenner der Archive wären deren Anſichten und Wünſche ſich hier begegnen? Auch die ſogenannten Praktiker werden Beifall winken. Die Kenntniß des früheren Proceßverfahrens, die Wirkſamkeit des merkwürdigen Gerichtshofes, der durch Jahrhunderte auf die richterliche Thätigkeit den entſcheidendſten Einfluß übte, kann dieſen nicht minder wichtig ſeyn als den Forſchern die ihr Streben nur der Wiſſenſchaft zuwenden. Wo ließe ſich dieſe Kenntniß aber beſſer und vollſtändiger ſchöpfen als aus den eigenen Arbeiten der Mitglieder dieſes Gerichtshofes, Arbeiten die jeden Sachkundigen mit hoher Achtung vor der gründlichen Bildung und Tüchtigkeit ihrer Verfaſſer erfüllen. Dieſe Reihe von Senatsprotokollen, welche den Inhalt der weitſchichtigen bändereichen Verhandlungen in gedrängten Auszügen geben, die Relationen der Referenten, die Deliberationen und motivirten Vota der einzelnen Senatsmitglieder und endlich die gefällte Sentenz enthalten, ſind in der That eine überkommene hiſtoriſche Erbſchaft die das ehrenvollſte Zeugniß für die Wirkſamkeit des Gerichtshofes und die gelehrte Bildung und Gründlichkeit ſeiner Richter ablegt. Ihren Werth für die Wiſſenſchaft mit voller Sicherheit abzuwägen würde ebenſo gewagt ſeyn als die Reichhaltigkeit irgend eines größeren Archivs in feſte Gränzen zu bannen. Für publiciſtiſche und germaniſtiſche Forſchung, die Darſtellung alter Rechtsgebräuche, Sitten und Gewohnheiten, der mannichfach geſtalteten Hörigkeitsverhältniſſe des

Digitized by Google

Landmannes, für ſpecielle Ortskunde und hiſtoriſche Monographien, beſonders die Geſchichte adeliger Geſchlechter, iſt hier eine Fülle des ergiebigſten Stoffs vorhanden dem eine recht fruchtbringende Bearbeitung gewünſcht werden muß.

Es iſt noch etwas anderes als die ſichtbare Fortdauer eines Inſtituts was über ſeine Bedeutung für die Gegenwart entſcheidet, es ſind tiefer liegende Beziehungen die eine völlig geänderte Zeit mit einer fernliegenden, ihr anſcheinend ganz entfremdeten Vergangenheit unauflöslich verbinden. Der Entwicklungsgang in der Geſchichte bewährt eine Gleichartigkeit, die weniger an der Form als an der Sache erkannt wird. Das höhere Intereſſe an der Vergangenheit begleitet nicht bloß den Hiſtoriker, es iſt jedem für hiſtoriſche Bildung und Auffaſſung Empfänglichen eigen und gibt den Archiven, dieſen ungetrübten Quellſammlungen der Geſchichte, ihren ausgezeichneten, ja unſchätzbaren Werth. Wer möchte daher dieſe Brunnen hiſtoriſcher Kenntniß nicht lieber vermehrt als vermindert ſehen; ſtrömen manche derſelben doch nichts weniger als reichlich. Die äußeren Verhältniſſe bieten zugleich jede Gunſt an deren es bedürfte um die Erhaltung und Fortbildung dieſes Inſtituts zu einem Archive der deutſchen Bundesſtaaten möglich zu machen. Aufbewahrt in einem angemeſſenen geräumigen Gebände das Sicherheit und Tüchtigkeit verbindet, an einen Ort der nicht ſcheinbar neutralem Gebiet ſich vergleicht, inmitten der Bundesſtaaten liegt, würden die Koſten ſeiner Einrichtung und Verwaltung ſich mit einem verhältnißmäßig ſehr geringen Aufwande von Mitteln beſtreiten laſſen, für die größeren Bundesſtaaten betrügen ſie ſelbſt bei reichlicher Ausſtattung jährlich kaum 300 Thaler; für manches kleinere Staatengebiet etwa ¼ dieſer Summe. Es könnte zugleich den Betrag dieſer Koſten nicht erhöhen wenn das zur Zeit noch unberührte Archiv des Reichserzkanzlers ebenfalls hier einen Aufbewahrungsort fände.

In ſinnvoller Weiſe würde das wiederhergeſtellte erneuerte Inſtitut eine dahingeſchwundene Geſtaltung unſeres heimiſchen Lebens mit neuen raſtlos weiter ſtrebenden Verhältniſſen verknüpfen und Beziehungen nähern die dieſem Bildungsproceß nur vortheilhaft ſeyn könnten. Empfängt doch die Gegenwart bewußt und unbewußt gerade von der Vergangenheit Antrieb zur Fortbildung, und immer nur wieder in dem Maß und in der Weiſe als die Beziehungen beider erkannt und gepflegt werden. In klarer ruhiger Anſchaulichkeit lebt das deutſche Reich mit ſeinen guten und ſchlimmen Tagen, ſeinen Vorzügen und Mängeln in dieſem Inſtitut als ein großes politiſches Ganze gleichſam fort, und es iſt nur der Prozeß der Verjüngung dieſes Staatskörpers der gegenwärtig ein neuerwachtes nationales Streben auf ein ähnliches Ganze, wenn ſchon in anderer Weiſe, hinlenkt.

Wilhelm Waiblinger.

Geboren zu Heilbronn in Württemberg den 21 November 1804.
Geſtorben zu Rom den 17 Januar 1830.

Es liegen die „geſammelten Werke“ Waiblingers ſammt deſſen Leben, von H. v. Canitz beſchrieben, neun Bände, Hamburg bei G. Heubel 1842, und, ganz unabhängig von dieſer Ausgabe, die „Gedichte“, herausgegeben von Eduard Mörike, aus demſelben Verlag, Hamburg 1844, vor uns. Den letzteren gilt gegenwärtige Betrachtung vorzugsweiſe, indem wir uns zum Schluß ein Wort auch über jene, ſchon früher anderwärts beſprochene Geſammtausgabe vorbehalten, aus deren 5tem und 7tem Bande hauptſächlich die beſondere Sammlung der Gedichte durch Mörike's Redaction hervorgegangen iſt. Wir unternehmen dieſe Anzeige dem Wunſche des Herausgebers zufolge, und müſſen hier zuvörderſt die Bemerkung vorausſchicken daß, nachdem er ſeine uns brieflich mitgetheilte Anſicht über Waiblinger und die von ihm erreichte Kunſthöhe, nebſt mancherlei Belegen, uns zu beliebigem Gebrauch freigeſtellt, wir für das beſte hielten dieſe Aeußerungen meiſt wörtlich für unſere Darſtellung zu benutzen, und daß ſomit das Publicum in Allem was in dieſer Hinſicht Weſentliches vorgebracht wird, das Urtheil des Herausgebers erhält, das Referent indeſſen mit vollkommener Ueberzeugung gern vertritt. Sowie dieſe Gedichte in der Geſammtausgabe erſtmals im Jahre 1839 von ungeſchickter Hand mit allem Schutt und Grus zuſammengepackt wurden, und ſelbſt wie ſie nach mancher lobenswerthen Ausſcheidung noch jetzt dort ſtehen, ſind ſie als bloße Vorrathsmaſſe der Auswahl und Bearbeitung in hohem Grade bedürftig zu betrachten; allein nunmehr dieſe vollzogen iſt, ſind ſie nicht nur für die Kritik unentbehrlich, ſondern ihre Vergleichung iſt auch für jeden gebildeten Leſer von Intereſſe, vornehmlich aber für angehende Dichter belehrend.

Mörike hat ſich, wie man im voraus glauben wird, auch wenn wir es nicht mit Beſtimmtheit aus erſter Quelle verſichern könnten, nicht weniger um dieſer Poeſien ſelber willen, die er für würdig hielt der deutſchen Litteratur erhalten zu bleiben, als aus wahrhafter Pietät zu Ehren eines mitunter ungerecht und lieblos beurtheilten Freundes, einem ſo ſchwierigen Geſchäfte unterzogen.

Man kann von Waiblingers großem Talent, ſeinen Vorzügen und Fehlern unmöglich reden, ohne dasjenige was ihm im tieferen Zuſammenhange des Menſchen mit dem Dichter mangelte, wo nicht ausführlich zu beſprechen, doch immer zu berühren. Seit ſeinen akademiſchen Jahren, mit deren Ende (1826) er das Vaterland verließ, war er und ſeine fernere geiſtige Entwicklung, ſoweit ſie nicht aus ſeinen Schriften hervorgeht, ſeinem alten Tübinger Freundeskreiſe, zu welchem im entfernteren Sinne auch Referent gehörte, faſt ganz aus den Augen gerückt. Uns allen ohne Ausnahme gab in jener Zeit ſein Streben zu großer Sorge und Mißtrauen Anlaß. Sollen wir den Grund ſo kurz wie möglich mit einem allgemeinen Ausdruck bezeichnen, ſo war es in Beziehung auf die ganze Art wie er Gott und die Welt, den Menſchen, die Geſchichte, die allernächſten Verhältniſſe zu betrachten pflegte,

Digitized by Google

ein gewiſſer Mangel an treuem, ſchlichtem und zugleich ſelbſtändigem Wahrheitsſinn, womit z. B. im Poetiſchen die Neigung zu äußerlicher Auffaſſung, inſonderheit des überall zuerſt von ihm geſuchten Grandioſen, und Mehreres zuſammenhängt. Faßte ja damals Waiblinger ſein eigenes Weſen in einem falſchen Spiegel auf, unter unklaren Begriffen von Größe, Schickſal, Schuld die keiner Reue bedarf, von Unglück welchem nur der Trotz gebühre: daher allein auch die beinahe gewaltſame Selbſttäuſchung rührt, worin er ſich über den eigentlichen Grund der Entfremdung ſeiner Freunde noch häufig in den Gedichten erhält. Bei ſeinem Abſchiede von Deutſchland, beim Antritt einer neuen Epoche kam Alles darauf an daß er die alte rein abſchließe, die herben Schmerzmaterien der Vergangenheit entweder ganz ausſtoße oder ſie aus der Ferne mit mehrerer Freiheit über ſich ſelbſt auf künſtleriſchem Wege überwinde; daß er dasjenige was an ſeiner philoſophiſchen Weltanſchauung noch Rohes, Loſes, Unberechtigtes und vorſchnell Angemaßtes war, cultivire, berichtige, daß ſie, indem ſich alles Selbſtgefällige freiwillig niederſchlug, ſich mit der lebendigſten Wahrheit erfülle, den ungeahnten Keim eines unendlichen Wachsthums in ſich tragend. Von hieraus aber dann, bei einem ſo reichen Talent, welch' eine Ausſicht auf die poetiſche Ernte! Allein unter ſeinen Umſtänden war Italien und (wie er wollte, ſpäter) Griechenland ein gefährlicher Boden. Dieſe Herrlichkeit kam noch zu früh für ihn. Seine Irrthümer ſtoſſen mit dieſen Wundern vielfältig zuſammen. Er nahm ſich einſeitigen Troſt in Fülle aus ihnen und ward durch ſie nicht ſowohl über ſich ſelbſt hinausgehoben, als daß er ſich vielmehr in dem Seinigen beſtätigt fand, den Zweifeln ſeiner vermeintlichen „Feinde" in der beſcheidenen Heimath gegenüber nun mächtiger als je. Dieß war wenigſtens längere Zeit der Fall. So konnte er ſich anfänglich nur langſam vorwärts bringen. Wie weit er deſſenungeachtet und trotz ſo mancher anderen Hinderniſſe innerlich mit Löſung jener Aufgabe gekommen, bevor ein frühzeitiger Tod ſie abgeſchnitten, getrauen wir uns hier mit Sicherheit nicht zu beſtimmen. Auf alle Fälle finden wir in ſeinen Gedichten überraſchende und rührende Spuren einer getreueren, einfacheren Selbſtanſchauung, wenn ſie ſich auch meiſt nur in allgemeineren und darum weniger beweiſenden Ausdrücken verräth. In den Liedern aus Capri (1829) lieſt man das Bekenntniß: — — „Ich muß die Zeit verfluchen, Da ich gelernt des Lebens Geiſt und Würde In Freiheit ohne Schrank' und Maß zu ſuchen." Und „Den Glücklichen iſt alle Ruh' beſchieden, Ich aber jage nur nach eitlem Ruhme, So ſah denn auch noch Keiner mich zufrieden." — Und dann liegt es in der Natur der Poeſie daß das Subject des Dichters in ihr um Vieles mehr gereinigt, rund und ganz erſcheint, daß es hierin ſogar ſich wirklich voraneilt und ſelber übertrifft. Was aber gleichwohl innerhalb unſerer Auswahl ſich in Folge gedachter ſubjectiver Mißverhältniſſe und jugendlicher Unreife als äſthetiſche Störung da und dort bemerklich machte, trat theils nicht grell hervor, theils war es ohne irgend ein Unrecht, ſowie ohne Nachtheil zu mildern oder ganz zu entfernen.

Waiblinger bewegt ſich in dieſen Gedichten, dem Schauplatz gemäß auf dem ihre Mehrzahl entſtand, mit deſſen Geiſte der Verfaſſer ſchon auf den Schulen ſeiner Heimath leidenſchaftlich ſympathiſirte, zumeiſt in der claſſiſchen Richtung, und zwar in der Art wie ſich ſolche unter Andern vorzüglich durch Hölderlin mit dem Gemüth der deutſchen Dichtung vereinigt. Die tiefe elegiſche Schönheit des letzteren, ſeine krankhafte, man darf es wohl ſagen, ſchon ſehr frühzeitig beinahe zur fixen Idee gewordene Sehnſucht nach dem Griechenthum hatte den mächtigſten Einfluß auf Waiblingers Lyrik; Platen, welchem er in Rom perſönlich befreundet war, wirkte mit ein; an Goethe erinnern die elegiſch-epigrammatiſchen Stücke von Neapel (leichte, jedoch lebhafte, mit Zwiſchenblicken auf ſich ſelbſt durchſetzte Schilderungen, die mit dem markigen Gehalt der Goethe'ſchen Früchte aus Venedig und Rom nicht verglichen werden wollen). Es finden ſich zwar außer den im antiken Gewand auftretenden Stücken auch viele gereimte; ſie ſind jedoch mit wenigen Ausnahmen alle durch ihre ſtofflichen Ingredienzien mehr oder weniger von jenem Element durchdrungen und tingirt, und wenn auch manche andere, uns näher verwandte Töne nicht fehlen, ſo würden wir einen ſpecifiſch deutſchen Charakter doch überall vergeblich ſuchen. Man hätte aber gröblich Unrecht, wollte man hieraus nur ungünſtige Schlüſſe ziehen und etwa die Erſcheinung gern aus einem vornehmen Kitzel erklären. Etwas helleniſtiſche Hoffahrt iſt, ehrlich geſtanden, bereits bei unſerem erwähnten herrlichen Landsmann Hölderlin ſichtbar, noch mehr Derartiges vielleicht bei Waiblinger, deſſenungeachtet aber liegt bei dem einen wie bei dem andern ein ächter Enthuſiasmus und die natürliche Verwandtſchaft zu Grunde. Uebrigens gibt was wir von Waiblinger beſitzen, keinen vollkommenen Maßſtab für den factiſchen Umfang ſeiner Lyrik. Referent muß hier einer früheren ziemlich ſtarken Sammlung die in den letzten Tübinger Jahren entſtand und, während Waiblinger ſchon auf der Reiſe war, auf die elendeſte Weiſe verſchleudert worden iſt, erwähnen. Sie war nach Stoff und Form ſehr verſchiedenartig ausgeſtattet, und wir erinnern uns mehrerer Stücke die unſerer Sammlung zu vorzüglichem Schmucke gereicht haben würden, d. h. auch dort war bereits Romantiſches, Ballade ꝛc. völlig ausgeſchloſſen, hingegen das naive Lied weit mehr als gegenwärtig, da es gänzlich fehlt, repräſentirt.

Wenn unſer Dichter nun das Alterthum und ſeine großen Denkmäler, mitten im unvergänglichen Reiz jener Gegenden, immer aufs neue ſtaunend und entzückt, meiſtens in ſchwermüthiger Stimmung feiert, ſich über ſeine perſönlichen Verluſte ſchmerzhaft, oft bitter, aber nicht ohne männlichen Halt vielfach ergießt; dann wiederum, wenn er von der bunten Gegenwart italieniſchen Volkslebens angezogen, dieß tägliche Treiben, Feſte und Spiele, Straßen, Markt und Seeplätze in kleinen Bildern vorführt; wenn ſeine Betrachtung endlich bei einzelnen Kunſtwerken alter und neuer Zeit, zuletzt in Scherz und Spott bei einigen Schwächen der heutigen römiſchen Kunſtwelt und manchem Beſucher verweilt — was ſind die allgemeinen Merkmale, wodurch ſich der Verfaſſer zu ſeinem Ruhme charakteriſirt? Mit Freuden ſprechen wir es aus: Geiſt, hohe Leidenſchaft, Wahrheit bei allem Glanz der Darſtellung, ungemeines Talent für maleriſche Totalität in raſch entworfenen Schilderungen, und alles das den Adel und die Anmuth der antiken Form, wie jeder andern, leicht und natürlich an ſich nehmend; jener Wohllaut welcher, zunächſt als unmittelbare Aeußerung der ſchönbewegten Seele, die einzelnen Verletzungen der ſtrengeren proſodiſchen Geſetze in alten Versarten freilich noch nicht ausſchließt. In den Sinngedichten (der letzten Abtheilung unſeres Bändchens) offenbart ſich zum wenigſten ein allgemeines geſundes Kunſturtheil, viele Lebhaftigkeit und eine ächte ſatiriſche Ader. Was Individualität und Eigenthümlichkeit dieſer Poeſien im Ganzen betrifft, ſo wird ein kenntliches Gepräge ihnen ſehr ſchwerlich abzuſprechen ſeyn, obſchon der Einfluß der claſſiſchen Form ſie in dieſer Beziehung überhaupt nicht begünſtigen konnte. Die Phantaſie nach welcher, als einer beſonderen Gabe, da wo einmal Schönheit vorhanden iſt, eigentlich keine Frage mehr ſeyn ſollte, erſcheint gemäßigt, angemeſſen, niemals ſeltſam noch erzwungen.

Digitized by Google

Wir theilen hier zuvörderſt als Probe in Rückſicht auf Ton, auf Wahrheit und Stärke der Empfindung ein alcäiſches Lied, ohne erſt lange zu wählen, vollſtändig mit.

Abſchied von Olevano.

Leb' wohl, du unvergeßliches Felſendorf,
Leb' wohl! Mit heiter ſcherzendem Lied nicht mehr
Will ich dich preiſen, wie's den Kindern,
Göttern und Glücklichen iſt gegeben.

Der leichte Scherz, der flüchtig im Sommertag,
Dem Schmetterling vergleichbar, die Blumen neckt,
Iſt nicht mein Erbtheil, anders lenkt' es
Jener zerſtörende Geiſt, den ſchauernd

Im Lebenskampf mein glühendes Herz erpeüft.
Gefährlich iſt's zu ſpielen; die Nemeſis
Iſt eine ernſte Macht, die Charis
Fliehet vor ihr in das Reich der Kindheit.

Was dein Beginnen, armes getäuſchtes Herz?
Ziemt es dem Krieger mitten im Graun der Schlacht,
Dem Schiffer in des Meers Oceanen,
Bilder der Heimath, der Ruh zu nähren?

Den aus des Paradieſes verlorener Luſt
Der unverſöhnte zürnende Gott gejagt,
Ziemt's dem die ſüße Frucht zu wünſchen,
Deren Genuß ihm den Tod bereitet?

Still, Herz, dein wartet Rom! noch empfängt dich heut
Sein uralt Thor, und größerer Herrlichkeit
Schwermüth'ge Reſte wirſt du ſchauen,
Schäm' dich des Wen'gen, das du beweineſt!

Und dennoch einmal, einmal noch kehrt mein Blick
Sich rückwärts, wo der wallende Nebeldunſt
Und wilde Morgenwolken röthlich
Mir mein Olevano ſchon umziehen.

Iſt's nicht, als wär's der dampfenden Erd' entrückt:
Verſteh ich euch, ihr Himmliſchen? wie, hinfort
Wär's nimmer möglich, wär's vorüber,
Wäre verſchwunden für mich auf ewig? *)

Und was auch hofft' ich glücklich zu ſeyn, und es
Zu bleiben für und für, o verwegener Wahn!
Mir reifen keine Früchte; Blüthen,
Aber heſperiſche, ſind mein Alles.

Ach freilich ſüß war's, menſchlicher Irrthum nur,
Was ich geträumt. Noch tief in der Schattenwelt
Hofft ja der Todte, ſeine Qualen
Gern mit der Freuden Erinnerung nährend.

Nach finſtern Tagen bricht aus dem Nachtgewölk
Oft noch ein hold wehmüthiges Abendlicht,
Und mancher ſchon am Rand des Grabes
Lächelt und ſpricht noch vom Glück der Jugend.

O wer nur einmal irrte! Zu ſchön, zu tief,
Zu wahr iſt doch die Täuſchung, zu herb, zu leer
Die Wahrheit, und in Wolk' und Nebel
Bildet den Bogen die ſanfte Iris.

Darum iſt's dir nicht Schande, mein Dichterherz,
Wenn du dem theuren Felſen, dem gaſtlichen,
Und dem noch Theurern, was dir droben
Athmet, noch einmal voll Liebe zuweinſt;

Das ſey der Opfer letztes und zärtlichſtes,
Hinfort laß ab von Hoffnung, du kennſt dein Loos;
Dein Glück, dein kurzes Zauberleben
Flieht mit dem fliehenden Bild der Berge.

Und Wiederſehn? Sie hofft es, verſprach es ja.
Doch ach! ſie kennt den glücklichen Träumer nur,
Kennt den Erwachten nicht; — ſo lebe
Wohl, o Geliebte, die Götter geben's!

*) Urſprünglich: „Verſteh ich dich, o Geiſt der Natur? Hinfort ꝛc.“ vom Herausgeber billig geändert, da der Naturgeiſt als bewußter Schickſalsdämon nicht wohl zu denken, wenigſtens hier nicht an der Stelle iſt.

In Ermanglung des Raumes für mehrere zuſammenhängende Mittheilungen fügen wir uns nur ungern dem Gebrauche mit Aushebung weniger abgeriſſenen Beiſpiele von neuen, treffenden und ſtarken Bildern oder leuchtenden Gedanken. (An die Berge von Latium.) „Und du, Aricia, Tochter Sikelias, Die du dein wolluſtſchmachtendes Angeſicht Mit deiner Haine Zaubernacht der Glühenden Sonne verſchämt bedeckteſt!“ ꝛc. (Der Tod.) „Wenn Freunde ſich am Halſe liegen, Voll Jugend, Seele, Kraft und Muth, Und ſich im Lebenskampfe wiegen, Wie Föhren in der Stürme Wuth“ ꝛc. (An die Berge von Latium.) „Rom, das, einer Milchſtraß' ähnlich, die farbige Campagna hin ſich lagert voll Majeſtät“ ꝛc. (Oden an ſeinen Freund Eſer.) — „Wo einſame Straßen — hier Kuppeln in der Abendröthe dort des zertrümmerten Coloſſeums In Sonnenflammen athmende Rieſenwand Prachtvoll mir zeigen.“ — „Schon in der Blüthe ehrt man die Frucht. Am Grab' Achills einſt ſtand der junge Eroberer Und weint'; in einer Thräne glänzten Alle Triumphe der künftigen Hoheit“ ꝛc. — „Ach ſänft'ge nun, o Rom, dein tyranniſch Herz Und beuge dich der Zeit. Der gefallene Herrſchgier'ge Engel rang vergebens Einſt mit dem Himmel um ſeine Krone“ ꝛc. — „Der Städte Rafael iſt Neapel, Freund“ ꝛc. — Lieder aus Capri (wovon Nummer 3 von unſerem Louis Hetſch mit jener unbeſchreiblich ſchönen Melodie beſchenkt wurde). Der Dichter ſaß im engen Capriboote, Nachts von Neapel nach ſeiner einſamen Inſel zurückfahrend, einer ſchönen Frau gegenüber, die einer Fiſcherfamilie angehörte; ſie ſahen die Lichter des Strandes, das Ende der Fahrt, ſchon hörten ſie den Ruf des Vaters, der alte Fiſcher ſchließt ſie in die Arme: — „Nun gute Nacht! Und meine Felſenſtufen Wandr' ich empor mit ungetrübtem Sinne: Zwar es verliert, wer Kraft hat zu entſagen, Doch leicht iſt der Verluſt vor dem Gewinne.“

Es mögen nun auch einige epigrammatiſche Proben folgen.

Madonna del Gran Duca. *)

Wie voll Unſchuld du biſt, du ſüß jungfräuliches Antlitz,
So befangen, ſo ſanft, kaum noch der Kindheit entblüht!
Schüchtern noch thuſt du, obwohl ſchon Mutter geworden, ſo biſt du
Dir's nicht bewußt und weißt ſelbſt noch nicht, wie dir geſchah.

Madonna di Foligno.

In den Himmel erhoben, zur Königin herrlich verkläret,
Blieb dir das Herz wie es war, aber es wuchs dir der Geiſt.
Denn man betet dich an, du umgibſt dich mit ſtrahlender Hoheit,
Und der Vater hat dir längſt dein Geheimniß enthüllt.

Michel Angelo Buonarotti.

1.

Nicht wie zu Sanzio geheim in der Stunde der Weihe die Gottheit
Niederſtieg, und ſein Herz ruhig im Schaun ſich geſtillt,
Du haſt im Roſenduft den ſchöpferiſchen Gott nicht gefunden,
Nur in dem Rieſengebäu ſeiner Planeten erkannt!

*) Gemälde Rafaels, im Palaſt Pitti zu Florenz am Bette des Großherzog befindlich.

Digitized by Google

2.

Dein Gott iſt der Verſtand; ein anatomiſcher Newton
Wollteſt du Nahrung für ihn, wo ſie in Strömen erquillt.
Wie du dem eigenen Herzen Tyrann warſt und dem Gemüthe
Harter Gebieter, ſo gibſt auch dem Gemüthe du nichts.

Tizians Venus.

Das iſt Venus, die Göttin, die hohe olympiſche Schönheit?
Nicht die Venus iſt das, aber der Venus Geſchöpf.

Canova's Hebe.

Du biſt reizend und üppig, ich läugn' es dir nicht, und die Sinne
Fühlen es, ſchwach iſt das Fleiſch, iſt er auch willig der Geiſt.
Aber ich ſorge denn doch, es iſt kein uraniſcher Nektar,
Iſt nichts Göttliches, was du auf der Schale mir beutſt.

An die Supranaturaliſten in der Kunſt, Fieſolaner u. ſ. w.

(16.)

Manierirt und barock iſt Angelo's Moſes? Wohl etwa
Weil es eben nicht ſcheint, daß er viel Magre geſpeiſ't?

(17.)

Das ſind Bäume, ſo wie ſie uns Pinturicchio gemalt hat —
Ja, getrocknet ſind die, wie in der Bibel gepreßt.

An die Mißgünſtigen unter den Künſtlern.

Er iſt ein Künſtler? — „Ein Maler.“ — In Rom geweſen? — „Verſteht ſich.“
Iſt es möglich? — „Ja wohl, ſehen Sie, hier iſt mein Paß!“

(2.)

Lorbeer wollt ich von euch? O ihr irrt, denn ihr, meine Freunde,
Seyd ja der Feigenbaum, den der Erlöſer verflucht.

(3.)

Ihr ſeyd Künſtler? Ihr malt und meißelt; doch ſeyd ihr es darum?
Straßenpflaſter iſt doch immer Moſaik noch nicht.

Deutſcher Hiſtorienmaler.

— — — — — —

Und weil wir unſichtbar Unſichtbares bilden nicht können,
Sey's von der groben Natur wenigſtens gänzlich entfernt.
Drum mit wenigem Fleiſch und himmliſcher Magerkeit kleide
Deine Heiligen, daß faſt ihre Seelen man ſieht. ꝛc. ꝛc.

Die oben angeführten und ſo eben bewieſenen Tugenden nun waren freilich und ſind natürlicherweiſe noch jetzt nicht alle durchaus und gleichmäßig herrſchend. Sie waren aber überdieß durch Flecken mannichfacher Art von Hauſe aus dermaßen getrübt und verdeckt, daß ſchon ein liebevolles Auge dazu gehörte um ſie gerecht zu würdigen. Es fanden ſich zähe Partien, wo ein Gedanke, entweder weil er augenblicklich nicht vollkommen reif in ſich ſelber geworden, ſich minder kräftig entfaltete oder ſonſt in der Form verkummerte; ſelbſt flache, magere und farbloſe Stellen welche den edeln Fortgang der vollſtrömenden Empfindung oft ſonderbar und auffallend genug unterbrachen; kleine und große Ueberladungen, Längen, Abſchweifungen, Schwulſt. Es begegnet Waiblinger leicht daß er zu ſuperlativ wird (wir meinen damit nicht eben die ſchöne Ueberſchwänglichkeit ſo mancher Ode), daß er, die der Grazie ſo eng verwandte Modeſtia der Alten (im ethiſchen Sinne) verletzend, den Mund etwas zu weit aufthut, und zwar dieſes fürs erſte vielfach ohne näheren Bezug auf ſich ſelbſt, ſodann aber entſteht durch einen ungeſchickten vorlauten Ausdruck und dergleichen auch wohl der Anſchein des perſönlich Prahleriſchen. Beiſpiele von beiderlei Art ſind: Röm. Carneval. Geſammtausgabe 7. Band. S. 42—43, welche ganze Schilderung ſo ſchließt: — „Alles in Mänadenwuth, Saturnaliſchem Vergnügen“ (dieſe Phraſen wiederholen ſich). „Und des eignen Lebens denk' ich, da voll friſcher Kraft und Seele meiner Jugend Feuerſtröme ſo gewaltig in mir rauſchten, da ſie alle kühn und muthig in bacchantiſcher Bewegung Schäumend ſich hinabgeſtürzt in den Ocean der Liebe.“ — St. Onofrio, Geſammtausg. S. 19, bei der Ausſicht auf Rom: „Und ich knie auf die ſteinerne Bank und hinunter, hinunter Schau' ich wie Zeus im Olymp über die Herrliche hin.“ — Der Abendſtern, Geſammtausgabe S. 9: „Als träumend mit großen Menſchen, Großen Freunden das (mein) Auge“ ꝛc. und Vier Elegien, Geſammtausg. S. 75: „— Lacht' und nannte mich einen finſtern Träumer, dem die Stirne zu frühe ſich gefaltet.“ — Im ſeltenſten Fall entſchlüpft ihm ſogar ein widerlich koketter Zug: Röm. Carneval, Geſammtausg. S. 35, 40: „Und das Töchterchen der Liebe führt den Sänger leicht und tänzelnd.“ „Gib die Hand mir, Kind der Liebe.“ Man wird uns hier nicht mißverſtehen; wir laſſen poetiſch jede Art von Uebermuth und Sinnlichkeit gelten, vorausgeſetzt ſie ſey der ſchönen Darſtellung fähig und ſtelle ſich wirklich ſchön und ohne falſchen individuellen Beigeſchmack dar. Wir fanden ferner Einförmigkeit gewiſſer Klagen und in Bezug auf hiſtoriſche, mythiſche, landſchaftliche Gegenſtände ſeiner Bewunderung die öftere Wiederkehr von Lieblingsanſchauungen und Bildern manchmal in ſtehenden Worten. Die ſchönen claſſiſchen und italieniſchen Namen ſind wahrlich ein ſubſtantieller Theil der Schönheit dieſer ganzen Region, ſehr wirkſam für die Phantaſie und ächte Zierden eines Gedichts, nur müſſen ſie weit ſparſamer verwendet werden als von Waiblinger geſchieht, wenn nicht der Schein kindiſchen Wohlgefallens oder, mit Unrecht, noch ein ſchlimmerer erweckt werden ſoll.

Soweit dieſe Gebrechen nicht als einfache Geſchmacksverſtöße ſich aus der Tugend des Verfaſſers, dem Ueberfluſſe, der noch um das rechte Maß verlegenen Empfindung, oder aus Waiblingers Weſen, wie wir es oben angedeutet haben, hinlänglich von ſelbſt erklären, iſt eine weitere Bemerkung hier am Platze. Gleichwie die Ungeduld eines frühzeitig Alles bei ihm verſchlingenden Ehrgeizes ſeiner Geſammtentwicklung ſchadete, ſeine ſchriftſtelleriſche Bildung im Ganzen übereilte, ſo war eben dieſe Ungeduld und dann eine ihm eigene Raſchheit bei der Arbeit ein ſehr wichtiges Hinderniß für ihn ſeiner Poeſie überall diejenige Intenſion, Tiefe und Mannichfaltigkeit, deren ſie fähig war, ſammt jeder Art von Ausbildung zu gewähren. Er pflegte Proſa und Verſe in Einem Guſſe mit bewundernswürdiger Leichtigkeit niederzuſchreiben daß man ſie in der That wie Impromptus anſehen darf. (Seine Freunde erinnern ſich noch der runden welligen Züge ſeiner Concepthandſchrift, die ſich, in gleichen Linien fortlaufend, nur für ihn leſerlich, wie eine angenehme Ziffernſchrift ausnahm und ſelten eine Correctur zeigte.)

Nach allem dieſem mußte nun eine zweckmäßige Reviſion dieſer Gedichte eine ganz andere Aufgabe werden, als der Herausgeber eines Verſtorbenen gewöhnlich vor ſich hat. Derſelbe hat im gegenwärtigen Fall ſich verſtattet bei manchem Stücke tiefer in ſeinen innern Organismus einzugreifen, ganze Stellen und Strophenreihen wegzuſchneiden, hie und da Verſe und Versglieder völlig aufzulöſen und, während der Gedanke in einer abweichenden Form derſelbe blieb, oder ſich auch wohl wirklich als ein anderer, zwar immer aus der lebendigen Mitte des Ganzen heraus, doch mit Freiheit entwickelte, die Lücke auszufüllen u. ſ. w.

Die Frage, ob ein ſolches Verfahren irgend jemand außer dem erſten Autor erlaubt ſeyn konnte, läßt ſich allerdings nicht ohne Weiteres abweiſen. Referent war anfangs ſelbſt, als er von dieſer Abſicht hörte, zweifelhaft und nicht dafür, wurde jedoch bald anderer Meinung, und der Erfolg rechtfertigte, wie es manchmal

Digitized by Google

geſchieht, auch hier das Wagniß, wenn es eines war. Der Ausſpruch: »Sint ut sunt aut non sint« auf dieſe Poeſien angewendet wäre grauſam. Und eigentlich dürfte man ſagen: eben in ihrer urſprünglichen Geſtalt, wenn auch etwa mit Ausſcheidung des Schwächſten, geſammelt, waren ſie nahezu ſo gut als gar nicht. Denn wer mag wohl Gedichte leſen, wenn gerade das was den meiſten Anſpruch auf Bedeutung hätte, mit einzelnen unerträglichen Makeln behaftet, einen reinen Genuß ſelten zuläßt. Der Dichter hätte dieſe Fehler, ſo viel iſt entſchieden, bei längerem Leben ſelbſt verbeſſert, und ſehr leicht; allein da dieß einmal nicht hat ſeyn ſollen, wollte man deßhalb das Gute und Vorzügliche lieber gar preisgeben? Eine Auswahl lediglich auf ſolche Stücke beſchränkt welche durchaus unangetaſtet bleiben konnten, wer würde ſie ohne Verdruß anſehen, wenn er wüßte das Wichtigſte ſey zum großen Theil durch dieſen Grundſatz ausgeſchloſſen worden? Hat nun ein Dichter, hat ein Freund, von dem der Abgeſchiedene bei ſeinen früheren Arbeiten gerne Rath annahm, in treuem Sinne ſeine Kunſt für ihn hergeliehen, verdiente er ſich nicht unſern und des Verfaſſers Dank? Es iſt zwar eine andere Hand, doch keine unberufene, keine fremde, und wenn man zugeben muß, Mörike's Aenderungen halten ſich überall vollkommen natürlich im Geiſte des Originals, verwiſchen nie die ethiſche Perſönlichkeit, ſondern nur die mißrathene Aeußerungsweiſe derſelben und fallen weder unter noch über das poetiſche Vermögen des Verfaſſers, wenn es ſich vielleicht zeigen ſollte, es ſeyen ihrer nicht einmal ſo viele als man ſich nach dem bisher geſagten etwa vorſtellen möchte — wir unſererſeits hätten zum Vortheil der Sache gewünſcht, Mörike wäre noch weiter gegangen — ſo dächten wir, man dürfe ſich von dieſer Seite nicht beklagen. Kein bängliches Gefühl, als hätte man ein zweifärbiges Doppelwerk vor ſich, wird den Leſer beſchleichen. Statt alles allgemeinen Lobes, das leicht parteilich ſcheinen könnte, ſollen einige Proben der Verbeſſerungen folgen, damit ein jeder ſelbſt den Grad beurtheile in welchem der Redacteur die für ein ſolches Geſchäft erforderlichen Eigenſchaften, eine gewiſſe freie Selbſtthätigkeit mit Schonung und Accomodation, Tact, Feinheit und Gewandtheit in leiſen formellen Kunſtgriffen, wobei es oft auf Haarbreiten ankam, um das Rechte zu treffen, gezeigt hat.

Lied der Weihe, Geſammtausg. 7. Bd. S. 3. Mörike's neue Ausgabe S. 3:

Original: Drum hofft der Sänger auch willkommen
Mit ſeinem Herzensgruß zu ſeyn:
Denn ob ihm ſchon das Glück genommen,
Was wild und zart, was groß und klein
Das heiße Herz ihm einſt erfreute,
Der Heimath wie der Liebe Luſt,
Ach Wonnen, die er nie bereute,
Die Sehnſucht jeder Menſchenbruſt;

Verbeſſerung: Drum hofft willkommen auch der Sänger
Mit ſeinem Herzensgruß zu ſeyn;
Es miſche nun ſich auch nicht länger
Verlorner Tage Gram darein.
Schüchtern verhüllt er ſelbſt der Freude
Erinn'rung ſich und Lieb' und Luſt —
Ach! Wonnen ꝛc. ꝛc.

Der „Gram verlorner Tage", ſo wie die Idee des Vergeſſens iſt aus der nächſtfolgenden Strophe herausgeholt, die einer Matthiſſon'ſchen Reminiscenz wegen („das trübe Nachtſtück überſchwillt die reine Fluth des neuen Lebens, wo die Vergangenheit verſank") wegfallen mußte!

Der Kirchhof. Geſammtausg. S. 185. Neue Ausg. S. 35. Ein auf dem Begräbnißplatz der Proteſtanten in Rom gedichtetes Lied, deſſen ſchlichter, ſanft reſignirter Ton, zum wenigſten für uns, einen beſondern Reiz hat, ſo daß wir die etwa noch übrigen kleinen Anſtände (z. B. das nicht ſo ganz natürliche Bild von der Lethe) gern überſahen, nachdem Auffallenderes beſeitigt iſt.

Original: (Anfang.)
Die Ruh iſt wohl das Beſte
Von allem Glück der Welt;
Mit jedem Wiegenfeſte
Wird neue Luſt vergällt.

Verbeſſerung: Was bleibt vom Lebensfeſte,
Was bleibt die unvergällt?

Original: — — — — —
Nun weiß ich auf der Erde
Ein einzig Plätzchen nur,
Wo jegliche Beſchwerde,
Im Schooße der Natur,
Wo jeder eitle Kummer
Der mir den Buſen ſchwellt,
In langen tiefen Schlummer
Wie's Laub vom Baume fällt.

Verbeſſerung: Wo jeder eitle Kummer
Dir wie ein Traum zerfließt,
Und dich der letzte Schlummer
Im Bienenton begrüßt.

Original: (Schluß.)
Die Brüder ſelbſt ſie ſtören
Hier meine Ruhe nicht,
Nur ſelten daß ſie hören
Wie mir ein Ach entbricht.
Sie ſchlafen hier geſchieden
Von aller Welt, allein;
O welch ein Glück hienieden
Kein Glücklicher zu ſeyn!

Verbeſſerung: Ich wär' es wohl zufrieden
Der Ihrige zu ſeyn.

Der Tod (1825). Geſammtausg. S. 252. Neue A. S. 163.

Original: (Schluß.)
O wenn das gränzenloſe Leben
Sich ſiegend aus dem Kampfe ſtritt,
So wie ein heller Stern der eben
Hervor im Jugendſtrahle tritt:
Wer ſollte da zum Gott nicht flehen;
Was gäbe noch die Erde mir?
O laß mich, laß mich nur vergehen!
Hinüber noch zu dir, zu dir!

Verbeſſerung: — — — — — — flehen
Erde, vollende dieſe Luſt!
Laß unter Jauchzen mich vergehen,
Unſterblicher an deiner Bruſt!

Abſchied auf dem Genfer See, Geſammtausg. S. 235, neue Ausg. S. 170, erfuhr unter Anderem folgende Aenderungen:

Original: Hier — — — — —
Wo die Natur des Lebens ſchönſte Quelle
So ſchreckhaft an des Todes Gränzen rückt,
Da wo des Lemans rein kryſtallne Welle
Zwei Welten an die Aetherlippen drückt,
Hier Kind und Jungfrau ſich mit Roſen kränzen
Und dort des Montblanes weiße Häupter glänzen.

Digitized by Google

Da ſcheidet ſich, ich fühl's in tiefſtem Beben
Wie einer Ahnung ernſten Geiſtergruß,
Auf ewig auch für meine Welt das Leben;
Und mit dem letzten ſtummen Abſchiedskuß
Den ich vom Berg dem Vaterland gegeben,
Und mit dem letzten ſchweren Vollgenuß
Der Leiden all' und ach der wenig Lieben,
Was iſt mir mehr als dieſes Herz geblieben.

So glaubt' ich nicht die Heimath zu verlaſſen,
Ein Todtenacker dünkte ſie mir einſt,
Worin die Freuden alle dir erblaſſen,
Und nur die Thränen rinnen, die du weinſt;
Du Armer, den ſelbſt die Geliebten haſſen
Die du für ew'ge Zeit zu feſſeln meinſt,
Dem keine Ruh im ſchweigenden Gemüthe
Die Todtenroſe nur auf Gräbern blühte. *)

Verbeſſerung und Zuſammenziehung:

— — — — — —
Zwei Welten an die Aetherlippen drückt,
Hier theilt ſich auch mit bangem Widerſtreite
Mein Leben, das der Dämon längſt entzweite.

So glaubt' ich nicht die Heimath zu verlaſſen,
Unwerth der Liebe dünkte ſie mir einſt,
Wo einſam bleibt was froh ſich ſollte faſſen,
Und nur die Thränen rinnen die du weinſt.
Du Armer, den ſelbſt die Geliebten haſſen,
Die du für ew'ge Zeit zu feſſeln meinſt;
Ja rechne nur, von allem Glück dort drüben,
Was iſt dir mehr als dieſes Herz geblieben?

Original: Und wohl, ich ward, kann ich mir's doch bekennen,
Aus blutend voller Seele ſchon geliebt,
Nur daß dieß ungeſtillte heiße Brennen
Der Thränen, ach, zu viele ſchon betrübt! ꝛc.

Verbeſſerung: Verbirg dir nicht, was alles du beſeſſen,
Du warſt einmal, und ach wie heiß geliebt;
Nur daß du Liebe gebend ungemeſſen
Die Treuſten auch am bitterſten betrübt. ꝛc.

Lebewohl. Geſammtausg. S. 190. Neue Ausg. S. 177.

Original: (Schluß.)
O ſo helft von Roma's Hügeln
Dieſes letzte Wort zu ihr
In die Heimath zu beflügeln,
Stürme meines Herzens mir!
Dieſes letzte Wort — mein Leben,
O vergib mir meine Schuld! —
Kann ſie nicht mehr dir vergeben,
Suche drüben ihre Huld.

Verbeſſerung: O ſo helft von Roma's Hügeln
Dieſes letzte Wort zu ihr
In die Heimath zu beflügeln
Rächeriſche Götter mir!
Ihres himmliſchen Vergebens
Bringet mir ein Unterpfand,
Ach und alle Luſt des Lebens
Schwör' ich ab in eure Hand!

Viel Sorgfalt und Nachdenken verbirgt ſich beſonders auch in den Abkürzungen und Zuſammenziehungen, hinſichtlich deren wir ſtatt aller andern nur noch auf die in phaläkiſchen Verſen geſchriebenen vier Elegien „Olevano" aufmerkſam machen (wo unter anderm eine Reihe jener mehr belobten Oertlichkeiten mit ihren wohlklingenden Namen — Genzano, Nemi, Dianenwald, Monte Cavo, Circe's Vorgebirg wiederholt auftrat und das zweitemal glücklich getilgt iſt). In Beziehung auf Metrik und Wohlklang iſt manches gethan, und zwar in folgender Art: „Keiner Blume ſchüchtern Gewächs entknoſpet der Straße, Wo das raſſelnde Rad und wo der Hufſchlag ertönt": — „die ſich des Hufſchlags nur freut und des raſſelnden Rads." — „Wie's das Bedürfniß verlangt" — „wie der Bedarf es verlangt" u. ſ. w.

In Abſicht auf Reinheit oder Unreinheit der Reime bei Waiblinger und ſeinem Bearbeiter hat einer vor dem andern nichts voraus, und wenn der letztere aus Anlaß einer anderweitigen Verbeſſerung zufällig einen ächten Reim durch einen ſogenannten unächten verdrangt, ſo trifft es ſich nicht minder zufällig auch umgekehrt. Die liberaleren Grundſätze deßfalls finden in dem von unſern größten Dichtern in praxi wenigſtens gegebenen Beiſpiel eine beträchtliche Stütze. Wie aber, wenn der hergebrachte Tadel ſich zum Theil gar in Lob verwandeln ſollte? Wir können nicht umhin hier bei Gelegenheit etwas davon zu ſagen. Mörike will — allerdings für den erſten Anſchein parador — in einem freieren Gebrauche dieſer Form, wenn nämlich Reime wie Stille und Fülle, Breite und heute ſparſam eingemiſcht werden, vorzüglich beim Sonett und der achtzeiligen Stanze, alles Ernſtes eine Schönheit finden, indem dergleichen Lautmodificationen, weit entfernt ein gebildetes, aber unbefangenes Ohr zu verletzen, vielmehr einigen Reiz auf daſſelbe ausüben der auf vermehrter Mannichfaltigkeit beruhe. Die gelinde Abbeugung von dem was regelmäßig zu erwarten war, ſey dem Gehör als graciös willkommen. Hierin aber liege bereits die Forderung einer ſehr mäßigen Anwendung oder vielmehr Zulaſſung dieſer Würze, die freilich ungeſucht ſich nur zu oft aufdringen will. — Mit der ganzen Bemerkung wird keineswegs bloß aus der Noth eine Tugend gemacht; ſie fließt aus einer muſikaliſchen Erfahrung und verdient alle Aufmerkſamkeit. Wer fühlt nicht ihre Wahrheit z. B. in folgender Strophe aus Goethe's Epilog zu Schiller's Glocke:

Nun glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder ſpäter
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben der ſich ſtets erhöhter ꝛc.

Ein möglicher Mißbrauch durch Conſequenzen, deren Unſtatthaftigkeit freilich nicht immer demonſtrirbar wäre, kommt hier nicht in Betracht; ein feiner Sinn wird das rechte Maß treffen.

Reale und ſprachliche Unrichtigkeiten die ſich hin und wieder in Waiblinger's Gedichten finden, entgingen dem Herausgeber nicht. In den „Felſen der Cyklopen" war Polyphem irrigerweiſe zu den Söhnen Gaas gezahlt. Ein andermal ſteht für Sikelia „Sikulia" (fälſchlich nach Siculus gebildet). „Purpurn bietet dir noch Indiens Feige die Frucht" ging ſchwerlich an. Auszuſtellen bliebe deßfalls noch: „Hat die Natur mich erſattigt." „Denk' ich des Völkchen, wie's lebt und wie's treibt." Ebenſo eine corrupte Stelle S. 205 unten, wo zu leſen wäre: „Nicht Schlachten will ich preiſen, nicht Könige; Noch forſchen — — ob Brutus; — — Ich ſinge meinen Freund" u. ſ. w. In den Anmerkungen vermißt man nur ein paar zufällig zurückgebliebene Noten zu den Tempeln von Agrigent, namentlich die Stelle aus Valer. Mar. über Gillias.

Von Herzen wünſchen und verſichern wir dem Büchlein die

*) Die Aufopferung dieſer Stelle iſt keine hiſtoriſche Veruntreuung gegen den Dichter, da ſie, wenn ſie irgend eine Geltung haben ſollte, nur eine ſehr figürliche hätte, indem Waiblinger keinen beſondern hieher gehörigen Verluſt durch den Tod erlitt.

Digitized by Google

Gunſt des deutſchen Publicums, es werde nun für ſich allein oder als Zugabe zu den „geſammelten Werken" betrachtet. Eine Auswahl und Sammlung der im Verhältniß zu den Jahren Waiblingers ſo zahlreichen Schriften kann man nicht anders als gerecht und wünſchenswerth finden. Die poetiſchen „Erzählungen aus der Geſchichte des jetzigen Griechenlands" (1826) behaupten ihre frühere von der Kritik allgemein anerkannte Bedeutung. „Drei Tage in der Unterwelt" (litterariſche Satire), „die Briten in Rom" (Novelle) u. a. werden immer gern geleſen werden. Ihren beſondern Werth haben die Mittheilungen über „Friedr. Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnſinn", ſowie die in einer höchſt anziehenden Proſe, meiſt Briefen, geſchriebenen Schilderungen von den Umgebungen Roms, von Neapel, Pompeji ꝛc. welche die beiden letzten Bände der Heubel'ſchen Ausgabe bilden. Der Roman „Phaëton", ein Erſtlingswerk, ſo wie die ſogenannten „Lieder der Griechen" ſind füglich verbannt. Wäre doch gleiche Gnade dem Verfaſſer mit den Auszügen aus ſeinem „Tagebuch" widerfahren! Es ſind Reflexionen die er noch als Schüler des Stuttgarter Gymnaſiums niedergeſchrieben, und die hier ohne ſolche Andeutung zu ſonderbarem Mißverſtändniß führen müſſen. — Die neun Bände ſind mit Waiblingers Porträt, Handſchriftfacſimile und mehreren recht hübſchen Kupfern geziert. *)

*) Die Ausſtattung, Druck und Papier des Buchs das nicht ganz 1 fl. koſtet, iſt ſehr anſtändig. Nur hat es mehrere unglückliche **Druckfehler** und leider ohne angehängtes Verzeichniß, deßwegen wir zur Anzeige der wichtigſten verpflichtet ſind. S. 3. Z. 9 v. o. l. den ſt. dem. — S. 4 Z. 1 v. o. l. euch ſt. auch. — S. 19 Z. 10 v. u. nach ſproßten ſetze hier nur. — S. 32 mitt. l. warſt ſt. wirſt. — S. 37 vorletzte Z. l. wär' ſt. war. — S. 49 Z. 6 v. u. ſtreiche dir. — S. 51 Z. 2 v. u. l. einem ſt. einen. — S. 66 Z. 7 v. u. nach gepilgert ſetze ſpricht. — S. 68 Z. 1 v. o. l. nach ſt nah. — S. 77 Z. 3 v. o. l. lächeln. — S. 84 Z. 2 v. o. l. nun ſt. neu. — S. 89 Z. 11 v. o. l. das ſt. da. — S. 111 Z. 5 v. u. l. beſcheidenen. — S. 157 Z. 9 l. Roßgeſpanne. — S. 192 Z. 8 v. o. nach birgſt ſetze du. — S. 199 Z. 13 v. u. l. da. — S. 213 Z. 14 v. o. l. uns ſt. und. — Z. 7 v. u. nach Kies l. und. — S. 227 mitt. l. findet, Wem ſt. finde, Wenn. — S. 245 mitt. l. dünkt ſt. drückt. — S. 258 Z. 9 v. o. l. doch auch. — S. 261 Z. 10 v. u. ſetze an?

W.

Fauriel geſchildert von Sainte-Beuve.

Neuere Hefte der Revue des deux Mondes bringen eine ausführliche, ſehr anziehende Charakteriſtik des im vorigen Jahre noch zu frühe für die Wiſſenſchaft geſtorbenen Fauriel, aus der Feder des unlängſt in die Akademie aufgenommenen Sainte-Beuve. Fauriel, einer der ernſteſten, gediegenſten, vielſeitigſten franzöſiſchen Gelehrten, hat ſich auf dem Gebiete der Litterargeſchichte beſonders einen auch in Deutſchland anerkannten Namen erworben; er iſt in naherer Beziehung zu dem neulich geſtorbenen A. W. v. Schlegel geſtanden, und iſt von Goethe mehrmals rühmend und mit anerkennendem Danke genannt worden. Sainte-Beuve aber iſt ohne Frage einer der geiſtreichſten, äſthetiſch und ſittlich liebenswürdigſten franzöſiſchen Schriftſteller, welcher namentlich das Gebiet der hiſtoriſch-kritiſchen Charakteriſtik mit eben ſo viel aufrichtiger Hingebung und Liebe als mit außerordentlichem Talent anbaut. Sainte-Beuve verſenkt ſich mit bewundernswerther Selbſtentäußerung, mit unglaublicher Schmiegſamkeit der Phantaſie in die verſchiedenſten Individualitaten, vorzugsweiſe zwar, aber nicht ausſchließlich, in poetiſche und litterariſche Perſönlichkeiten, bemächtigt ſich des eigentlichen Charakterkernes derſelben, und läßt aus dieſem geiſtigen Mittelpunkt, in Verbindung geſetzt mit der Einwirkung von Umgebung, Zeit, äußern Verhältniſſen, kurz mit der ganzen phyſiſchen und geiſtigen Atmeſphäre im weiteſten Sinne, mit außerordentlicher Kunſt die einzelnen Eigenſchaften und Leiſtungen gleichſam organiſch entſtehen. Für ſeine Darſtellungen wählt er ſich immer ſolche Individualitäten, mit welchen er ſich von irgend einer Seite befreunden kann, und dieß iſt, bei ſeiner ungemeinen Toleranz, bei ſehr vielen der Fall; jede Perſönlichkeit aber die er einmal in ſeine künſtleriſche Anſchauung aufgenommen hat, um von ihr ein treues, wenn auch geläutertes und verklärtes Bild zu entwerfen, hat dann auch bei ihm in gewiſſem Sinne recht, — das Recht im weſentlichen ſo zu ſeyn wie ſie nun einmal iſt oder war, und nirgends findet man in ſeinen Charakteriſtiken den herben Tadel oder gar die Verdammung des Fanatikers oder Rigoriſten einer Partei oder einer Schule ausgeſprochen oder angedeutet. Der etwaige, jedoch ſparſame Tadel wird durch die hiſtoriſch-pſychologiſche Analyſe weit mehr ermäßigt, beſchrankt und abgelenkt, als dadurch begründet, und nur für Vorzüge des Geiſtes und Herzens, der Phantaſie oder des Gemüthes, für die ſtille oder glänzende Größe findet Sainte-Beuve's beredte Feder nie verſiegende Worte und eine Fülle der feinſten Wendungen. Vor der Rolle jedoch eines allzeit fertigen, nach allen Seiten hin Blumen und Lorbeeren auswerfenden Lobers — für die Litteratur nicht erſprießlicher als die eines alles bekrittelnden Tadlers oder Spötters — wird Sainte-Beuve, wenngleich ihm vielleicht etwas mehr Schärfe zu wünſchen wäre, behütet durch ſeine keuſche Wahrheitsliebe, durch ſeine hohe äſthetiſche Bildung, welche ſich zwar am Kleinen, an unſcheinbaren Blüthen und ſelbſt an Keimen der Poeſie und des Schönen, aber nicht am Unſchönen und Falſchen erfreuen kann, und durch ſein reines ſittliches Gefühl das ihn jede Berührung des moraliſch Häßlichen ſcheuen macht, ſo ſehr ſich auch ſein wohlwollender und liebenswürdiger Optimismus und Idealismus dagegen ſträubt, irgendwo in einer Perſönlichkeit oder in einem Geiſtesproduct nur ſchadliche und verwerfliche Elemente zu finden. So geſtaltet Sainte-Beuve als liebevoll ſich hingebender unparteilicher Künſtler die von ihm dargeſtellten Charaktere durch die ebenſo wohlwollende als ſcharfſinnige Auffaſſung und Deutung ſämmtlicher Beſtandtheile und Züge, ſowie durch die vortheilhafte Färbung und Be-

Digitized by Google

leuchtung die er ihnen, ohne der Wahrheit Abbruch zu thun, zu geben weiß, zu höchſt anſprechenden lebendigen und plaſtiſchen Bildern. Aber dieſe pſychologiſch-litterariſchen Porträts erhalten einen noch viel höhern Werth dadurch daß dieſer geiſtvolle Schriftſteller um die von ihm geſchilderten Perſönlichkeiten herum ihre bedeutendſten Zeitgenoſſen gruppirt, und während er einerſeits die ausgezeichnete Perſönlichkeit theilweiſe aus dem Geiſt und den Einflüſſen des Zeitalters hervorgehen, ſich mehr oder weniger dadurch bilden läßt, andererſeits von der Thätigkeit und den Leiſtungen ſeiner Perſonen Veranlaſſung nimmt ihren Antheil an, ihren Beitrag zu dem geiſtigen Geſammtleben der Zeit nachzuweiſen, und dem Blicke die anziehendſten, mannichfaltigſten Ausſichten auf die verſchiedenſten Gebiete des Lebens und Strebens, der Wiſſenſchaft und Kunſt, der Sittlichkeit und der Geſchichte zu eröffnen. So werden Sainte-Beuve's Charakterbilder zugleich zu litterar- und culturgeſchichtlichen Anſichten und Ueberblicken, deren Werth ſich immer mehr erhöht, je weiter der Blick des vielſeitigen, empfänglichen Mannes in Folge der Durcharbeitung einer großen Anzahl merkwürdiger Perſönlichkeiten und ihrer Lebenskreiſe ſich ausgedehnt hat. Mit beſonderer Liebe ſcheint er die uns vorliegende Charakteriſtik des in vielen Stücken ihm geiſtesverwandten Fauriel geſchrieben zu haben, deren Ausführlichkeit er am Schluß des erſten Artikels mit den Worten entſchuldigt: „Man verzeihe uns dieſe umfaſſende Entwickelung, deren der Mann wohl werth iſt. Indem wir uns mit Fauriel beſchäftigen, dürfen wir uns nicht ſcheuen es ein wenig zu machen wie er: auf die Grundlegung vielen Fleiß zu verwenden, und mit gewiſſenhafter Langſamkeit zu Werke zu gehen welche der Sache ſelbſt zu ſtatten kommt." Ein Auszug aus dieſem Aufſatze dürfte auch den deutſchen Leſern nicht unwillkommen ſeyn, beſonders auch darum weil Fauriel, trotz ſeiner Vorliebe für das rein romaniſche Element in der Entwickelung des franzöſiſchen Geiſtes, der franzöſiſchen Litteratur, und ſeiner Abneigung gegen germaniſche Einfälle und Einflüſſe, mit der deutſchen Litteratur in ein näheres Verhältniß trat, und einer der erſten war der ihr in Frankreich Eingang und einſichtsvollere Würdigung verſchaffte.

Das achtzehnte Jahrhundert endigte und das neunzehnte begann mit einem auffallenden Bruch; die erſten Sonnen des Conſulats leuchteten einer neuen Aera in der Litteratur wie in der Politik, und dieſe offenbare Umwandlung, dieſe Reaction von allen Seiten, welche aus dem innerſten Grunde der Doctrinen entſprang, prägte ſich ſelbſt in der Form der Talente aus. Sogar diejenigen welche auf die Vergangenheit zurückkamen, ſtrebten dahin auf ganz unerwarteten Wegen, warfen ſich auf dieſe Bahn mit einem energiſchen Feuer wie wenn es der Eroberung der Zukunft gälte. Neben und gegenüber der Gruppe wo die Namen Chateaubriand und Bonald hervortraten, bildete ſich im Schooße der philoſophiſchen Partei ſelbſt eine andere höchſt merkwürdige und ideenreiche Gruppe welche, um dieſe ſchon alte Partei mit beſſerem Erfolge fortzuſetzen, ihrerſeits auf eine Art Trennung von ihr bedacht war. Benjamin Conſtant und Frau v. Staël, mit gewandtem Geiſte das abgelaufene Jahrhundert umgeſtaltend und beſtrebt es zu verjüngen, ſtreuten neue Anſichten aus und förderten die Entdeckung in vielfachem Sinne und auf mancherlei Wegen. Dieſe erſten Verſuche, dieſe glänzenden Fulgurationen, einen Augenblick unterbrochen oder gehemmt durch den Despotismus des Kaiſerreichs, ſollten einige Jahre ſpäter Früchte tragen und alle ihre Folgen vollſtändig entfalten. Auf allen Gebieten des Denkens, in allen Richtungen des Studiums und des menſchlichen Wiſſens ſah man bald in den erſten Stunden günſtigen Sonnenſcheins und der Freiheit glückliche und eigenthümliche Hervorbringungen Zeugniß ablegen von der Fruchtbarkeit des neu aufgeſchloſſenen Bodens und von der Nachhaltigkeit des Unternehmens. Guizot, A. Thierry, V. Couſin, Raynouard — dieſe Namen bezeichnen das neue, das neunzehnte Jahrhundert, eine ganz neue litterariſche Epoche, ſcharf unterſchieden durch den Geiſt wie durch die Reſultate von dem was früher geweſen, was das achtzehnte Jahrhundert hervorgebracht hatte. Zwiſchen dieſen zwei intellectuellen Epochen nun, hervorgegangen aus dem Herzen der einen, verwandt mit dem urſprünglichen Princip und der erſten Geſtaltung der andern, fand ſich ein frühreifer, ſcharfer, unermüdlich arbeitſamer Geiſt, der ohne einen auffallenden Bruch mit dem Alten, ohne dem Anſchein nach den Zuſammenhang mit dem früher Geweſenen aufzulöſen, auf dem Wege der Entwickelung und des friedlichen Fortſchritts, in ſeiner Perſon gleichſam jene ganze innere Arbeit und jenen Umgeſtaltungsproceß zuſammenfaßt und an ſeinem erſchöpfenden Beiſpiel ihn gründlich ſtudiren läßt, — *Fauriel*. Dem achtzehnten Jahrhundert angehörig in dem was es geſundes und lebenskräftiges bewahrt hatte, dringt er gleich anfangs im neunzehnten Jahrhundert in dasjenige tief ein was es friſches, eigenthümliches, unterſcheidendes hat. Dieß iſt in Wahrheit keine Uebertreibung. Fauriel, der Zögling und Schößling, ſo ſcheint es, der Geſellſchaft von Auteuil, der von Cabanis wie ein Sohn geliebte Freund, muß der Vorläufer, der geheime aber unmittelbare Myſtagoge, der Impfer der meiſten ausgezeichneten Geiſter dieſer Zeit auf dem Feld der Geſchichte, der hiſtoriſchen Methode, der Kritik werden. Andere haben die Berühmtheit, den Glanz geerntet; er, der Beſcheidene, ganz der Sache ſich Hingebende, gegen den äußern Effect Gleichgültige, iſt gleichſam das in verborgener Tiefe wirkende vermittelnde Organ zwiſchen verſchiedenen Syſtemen der Geiſter geweſen. Wer die Anfänge des neunzehnten Jahrhunderts in allen Richtungen und gleichſam in den Wurzeln ſtudiren will, der muß ſich zu Fauriel wenden.

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zeigte ſich in Frankreich bei einigen ausgezeichneten jungen Geiſtern eine Neigung zur *Unparteilichkeit*, eine allſeitige Empfänglichkeit welche dem Jahrhundert ſelbſt ziemlich fremd geweſen war. Dieſe Unparteilichkeit war eine weſentliche und hauptſächliche Eigenſchaft Fauriels, und um ſo verdienſtlicher bei ihm als ſie bei ihm ſchon einen Satz früher gebildeter philoſophiſcher und politiſcher Ueberzeugungen antraf, und durchaus nicht, wie bei andern, an Gleichgültigkeit und Abſpannung ſtreifte. In ſo hohem Grade jedoch er ſie beſaß, würde ſie allein doch nicht hinreichen um alles Neue und Erfinderiſche zu erklären und zu charakteriſiren in den Anſichten und Geſichtspunkten, worauf ihn ein ununterbrochenes Studium allmählich führte. Man muß deßwegen zugeben daß in ihm, wie in jedem bahnbrechenden Geiſt, eine originale Triebkraft, ein angeborner Keim von hiſtoriſchem und kritiſchem Genie lag, welchen unermüdlicher Fleiß entwickelte und die Unparteilichkeit begünſtigte, aber welchen ſie nicht zu wecken vermocht hätte. Die Beſtätigung hievon müſſen die Thatſachen liefern.

Claude Fauriel wurde am 27 October 1772 zu Saint-Etienne geboren; er ſtammte aus einer rechtſchaffenen Handwerkerfamilie, welche wohlhabend geweſen zu ſeyn ſcheint, und wurde im Collegium der Brüder des Oratoriums zu Tournon ſorgfältig erzogen. Die vorzüglichen Eigenſchaften des Herzens traten bei dem jungen Fauriel frühzeitig ebenſo wie die des Geiſtes hervor; und in der That hat er als Gelehrter und als Greis bis ans Ende ſeines Lebens den Sinn für die tieferen und zarteren Gefühle des Herzens nie verloren. Er war Schüler in Tournon als 1789 die

Digitized by Google

Revolution ausbrach, deren ſtürmiſcher Hauch ganz Frankreich durchwehte und die Seelen beſonders der Jugend entzündete. Die jungen Leute in Tournon, Fauriel namentlich, blieben nicht zurück. Es ergriff den Jüngling ein ungeſtümer Drang; die Sache des Patriotismus und der Philoſophie zählte ihn vom erſten Tage an zu den Ihrigen. Eine kleine Geſellſchaft, die Chambarans genannt, wurde geſtiftet, deren Seele Fauriel geweſen ſeyn mag. Daneben wurden aber auch, zu harmloſerer Unterhaltung, fröhliche Ausflüge in der Gegend umher gemacht; denn Fauriel liebte die Natur und ſtudirte ſie wie er alles ſtudirte; die Botanik war frühe ſchon und blieb lange eine ſeiner Hauptliebhabereien. Gern erinnerte er ſich noch in ſpäten Jahren an die Spaziergänge und Ausflüge ſeiner Jugend in maleriſchen und wildromantiſchen Gegenden; er ſchrieb darüber voll ſehnſüchtiger Erinnerung einem Freunde, und fügte hinzu: „Ich werde oft Gelegenheit haben dieſe Wanderung in Gedanken zu machen und Sie zu begleiten oder Ihnen zu folgen durch jene ſchönen Gegenden, wo die Erinnerung an drei verſchiedene Civiliſationen den Schönheiten der Natur noch einen Reiz mehr verleiht.“ Dieſe Erinnerung an die drei verſchiedenen Civiliſationen, die galliſche, römiſche und romaniſche, trat hinterher zu ſeinem erſten Eindruck hinzu, ihn in ſeinen Gedanken vollendend und krönend; die Gelehrſamkeit entlehnte bei ihm von den Dingen Leben und gab ihnen neues Leben; aber das alles ſprang nicht in die Augen und blieb eben ſo beſcheiden verſteckt als es tief in ſeinem Weſen lag. Er liebte es überall zu ſtudiren, die Uranfänge zu erfaſſen, die Flüſſe in ihren Quellen, die Civiliſationen in ihrer Entſtehung und Geburtsſtätte, die Poeſien in ihren urälteſten Formen, und ebenſo ſuchte er in der Botanik, wenn er Pflanzen ſammelte, vorzugsweiſe die Mooſe.

Aber dieſe friedlichen Studien ſollten noch vertagt werden; die Gefahren des Vaterlandes nahmen Fauriel in Anſpruch. Ein Brief des Kriegsminiſters Beurnonville an den Bürger Fauriel zu Saint-Etienne unterm 26 März 1793 zeigte ihm an daß er zum Unterlieutenant in einem in Perpignan garniſonirenden Regiment ernannt ſey, wohin er ſich ſogleich begab. Es liegen Urkunden vor, welche darthun daß er nach etwa einem Jahre ſeine Entlaſſung als Unterlieutenant gab; aber es iſt möglich daß er ohne Grad noch beim Heere blieb. Gewiß ſcheint daß er einige Zeit bei Dugommier als Secretär war, und in der Compagnie diente welche den berühmten La Tour d'Auvergne zum Capitän hatte, von dem Fauriel hin und wieder eine Anekdote erzählte. Während ſeiner Dienſtzeit hatte er einmal Gelegenheit Robespierre in ſeinem Hauſe in Paris zu beſuchen. Im Jahr 1794 findet man ihn als Mitglied der Municipalität ſeiner Vaterſtadt, wo er aber wieder ſeine Entlaſſung nahm, aus Verdruß über die ſogenannte Reinigung derſelben, d. h. die Entfernung eines ſehr hitzigen Republicaners in Folge des 9 Thermidors. Fauriel war und blieb immer im Innerſten Republicaner, ohne ſich allzuſehr auf die verſchiedenen Nuancen einzulaſſen, wie es einem alten Unterlieutenant La Tour d'Auvergne's ziemte. Unter der ausnehmenden Behutſamkeit ſeiner Worte in der Politik, unter der vollkommenen Feinheit ſeines Benehmens konnte man bei ihm doch bis ans Ende jene edle Beharrlichkeit und Wärme einer tiefen patriotiſchen Ueberzeugung erkennen, welche all die ſprühenden Funken überlebte. Daher ſeine lebhafte Vorliebe für Carrel. Im Vertrauen pflegte er zu ſagen: „Ich bin gerne für die Republik, unter der Bedingung daß es keine Republicaner gebe.“

Von 1795 bis 99 verſchwindet Fauriel, und ſcheint ſich ganz in ſeiner Heimath den emſigſten und tiefſten Studien gewidmet zu haben; denn nach dieſer Zeit iſt er ganz bewandert im Lateiniſchen, Griechiſchen, in der Geſchichte und Litteratur, iſt er ein vollendeter Gelehrter. Damals hatte er ernſtlich im Sinne die türkiſche Sprache zu lernen. Er ſchrieb ſehr viel, aber ohne die Abſicht etwas zu veröffentlichen, nur um ſeine Ideen zu fixiren und ſie gelegentlich ſeinen Freunden mitzutheilen. Ein Aufenthalt von mehreren Monaten in Paris, kurz vor dem 18 Brumaire, brachte ihn in enge Verbindung mit einigen einflußreichen Landsleuten. Einer von dieſen, Français, empfahl den jungen Fauriel dem damaligen Polizeiminiſter Fouché, der ihn in ſeinem Departement anſtellte, ja ſogar ihn zu ſeinem geheimen Secretär ernannte. Ueber zwei Jahre blieb er in dieſer ſchwierigen und bedenklichen Stellung unter einem berüchtigten Chef. Zahlreiche Belege ſprechen dafür daß er ſeine Amtsthätigkeit durch viele wohlwollende Dienſtleiſtungen und Wohlthaten bezeichnete, unter andern ein höchſt rührender, von heißem Dank überſtrömender Brief eines ihm perſönlich unbekannten alten Mannes, welcher ſich in ſeinem dankbaren Enthuſiasmus faſt fortreißen ließ Fouché zu bewundern, und der die Polizei eine Büchſe der Pandora nannte! Die Geſundheit Fauriels litt unter den anſtrengenden Geſchäften ſeines Amtes, zumal da er ſeinen Studien daneben nicht entſagen mochte, und daher gab er zum drittenmal ſeine Entlaſſung, zu einer Zeit wo es gerade ſehr vortheilhaft ſchien ſich recht eng an die neue immer mehr ſich befeſtigende Herrſchaft Napoleons anzuſchließen. „Sie ſind ein Thor“, ſagte der ihm geneigte Fouché; „jetzt iſt der Augenblick wo man bleiben muß; wir kommen jetzt ans Ziel!“ — „Nein“, antwortete Fauriel, „ſo habe ich es nicht verſtanden. Ha! ſtatt aller Politik ſich an die Stelle der andern zu ſetzen — das deutet immer eben wieder auf einen neuen Anfang. Ich hatte andere Gedanken und andere Hoffnungen.“ Fauriel, den Grundſätzen der Revolution aufrichtig ergeben, konnte ſich nicht mit dem Gedanken vertraut machen fortzudienen, als er dieſe Sache entſchieden auf- und preisgegeben ſah; doch dienten dießmal wahrſcheinlich ſeine republicaniſchen Grundſätze mehr nur ſeinen litterariſchen Neigungen und ſeiner Sehnſucht nach Zurückgezogenheit und ungeſtörtem Studium zum Vorwand. Im Frühjahr 1802 finden wir ihn angeſiedelt in La Maiſonnette, in der Nähe von Meulan, bei ſeiner edeln und würdigen Freundin, der ſchönen Madame de Condorcet. Einmal dachte er hier an eine diplomatiſche Laufbahn; aber bald feſſelten ihn das Studium, die Freundſchaft, der Reiz einer auserleſenen Geſellſchaft mit den ſüßeſten Banden, und Jahre lang begnügte er ſich, ohne Ehrgeiz, ohne Aufſehen, ganz in der Stille glücklich zu ſeyn, und mehr und mehr ein Gelehrter zu werden. Mit dreißig Jahren war er ein Philoſoph, ein Weiſer, ein unermüdeter Liebhaber der Wahrheit, ein liebenswürdiger, ein gefühlvoller Stoiker. Eine innere Verwandtſchaft mit dieſer Schule von Philoſophen mochte es ſeyn, was ihn veranlaßte die Materialien zu einer Geſchichte der ſtoiſchen Philoſophie zu ſammeln, die aber leider verloren gegangen ſind. Aber auch äußere Veranlaſſungen lenkten ihn auf philoſophiſche Studien hin.

Schon während ſeines Aufenthalts in Paris, als Secretär Fouché's, war Fauriel mit mehreren Notabilitäten der franzöſiſchen Litteratur in genauere Verbindung getreten. Frau v. Staël hatte im April 1800 ihr Buch: die Litteratur in ihrem Verhältniß zu den ſocialen Inſtitutionen, erſcheinen laſſen, und ſchickte es vor ihrer Abreiſe von Paris dem jungen Fauriel, den ſie bei Fouché als einen Mann von Verdienſt im allgemeinen hatte kennen lernen, und dem ſie für mancherlei Dienſte verpflichtet war, mit einem begleitenden Billet das die Worte enthält: „Sie haben verſprochen ſich mit der Sache des Hrn. v. Narbonne zu beſchaf-

Digitized by Google

tigen, denn Ihre Güte iſt unerſchöpflich. Ich ſchicke Ihnen mein Buch. Beſuchen Sie mich dieſen Abend einen Augenblick; Sie werden mir ein lebhaftes Vergnügen machen.“ Bald darauf ſchrieb ſie ihm einen Brief voll Dankſagungen von Coppet aus, der den erſten Grad einer Verbindung bezeichnet, welche bei dem nächſten Aufenthalt der Frau v. Staël immer enger wurde und ganz zur Freundſchaft ſich ſteigerte. „Sie haben“, ſchrieb ſie ihm, „einen Auszug aus meinem Werke gemacht, der ſelbſt ein Werk iſt; und was Sie insbeſondere von der Art ſagen wie ich das Capitel von der Philoſophie hätte behandeln ſollen, iſt voll Geiſt und Wahrheit. Ich werde in der zweiten Ausgabe einige Aenderungen machen... Ich verſpreche mir ein großes Vergnügen davon Sie dieſen Winter recht viel zu ſehen; es dünkt mich Sie haben in Ihren Aufſätzen den ganzen Reiz Ihres Geiſtes mir noch deutlicher fühlbar gemacht; Ihre Schüchternheit hatte ihn mir theilweiſe verſchleiert.“ Außerdem richtete die lebhafte Frau mehrere Fragen und Bitten an ihn welche vom größten und ehrendſten Vertrauen zeugen. Der Dank bezog ſich auf drei Artikel, welche Fauriel in das Journal La Decade hatte einrücken laſſen, und welche in der That ſo ausgezeichnet waren durch Einſicht und Schärfe daß nur äußerſt wenige Männer in Frankreich ſie konnten geſchrieben haben; nur Benjamin Conſtant, Charles de Villiers und Fauriel. Oſſian, Shakſpeare, Homer ſind darin in richtigem Lichte und ohne verſchwimmenden Schimmer dargeſtellt; man erkennt darin einen Geiſt, vertraut mit allen Syſtemen, und ſie beurtheilend ohne ſich ihnen hinzugeben; man ahnt einen Mann der Wolf geleſen hat und weiß wie er mit Oſſian daran iſt. Bei der griechiſchen Litteratur zeigt Fauriel daß die Verfaſſerin die Probleme nicht gelöſt hat die ſich auf die Vollendung dieſer wunderbaren Poeſie und dieſer ſchon in ihrer Wiege ſo herrlichen Sprache beziehen. Bei der Epoche des Verfalls der alten Welt und den Einbrüchen der Barbaren angelangt, ſcheint er minder geneigt als ſie dem Chriſtenthum ausſchließlich das Verdienſt einer gewiſſen ſittigenden Wirkſamkeit und Reſultate zuzuſchreiben, die er vielmehr aus der Verbindung von mehreren Urſachen ableiten möchte; man erkennt in einer Art von Hintergedanken ſchon halb den künftigen Geſchichtſchreiber dieſer Uebergangsperiode, über welche er ſicherlich ſchon tief nachgedacht hatte. Beim zweiten entſchiedener philoſophiſchen Theile des Buches läßt Fauriel, bei aller Zurückhaltung ſeiner Analyſe, doch ſeine philoſophiſchen Ueberzeugungen und ſeine Begeiſterung für den Cultus der Wahrheit durchſchimmern. Der junge Secretär Fouché's welcher mit Liebe die Frau v. Staël citirt, wo ſie vom Moraliſchſchönen ſpricht, ſcheut ſich auch nicht andere bedenkliche Punkte zu berühren. Er verficht die Sache der Philoſophie, welche damals ſchon angefeindet wurde, mit Nachdruck und Freimüthigkeit; er möchte ihren Tadlern und Schmähern, den Freunden der neuen Gewalt begreiflich machen daß ſie in ihrer blinden Verdammung der Philoſophie *) gegen ihr eigenes Ziel anſtreben. „Was würden“, ſagt er, „die Feinde der Philoſophie gewinnen, wenn ſie unter dieſem Namen ausſchließlich die ihren Vorurtheilen oder Intereſſen widerſtreitenden Ideen befaſſen wollten? Nichts! denn ſie müßten dann doch unfehlbar einſehen daß manche weſentlich philoſophiſche Anſichten heutzutage ſanctionirt ſind durch ſociale Inſtitutionen; daß manche Ideen welche täglich als von Realität entblößte Abſtractionen angegriffen werden, nur mehr oder minder unmittelbare Folgerungen aus gewiſſen Grundſätzen der Philoſophie ſind, welche auch Grundſätze der Politik geworden. Gewiſſe Ideen anfechten, hieße ſomit gewiſſe Inſtitutionen angreifen; ſich gewiſſe Erörterungen geſtatten, hieße nicht mehr nur gegen Philoſophen, ſondern gegen Regierungen ſtreiten.“

*) Unter Philoſophie iſt hier vorzugsweiſe die praktiſche, auf Recht und Staat ſich beziehende Philoſophie, oder wie Napoleon ſie nannte, Ideologie, verſtanden.

Nach ihrer Rückkehr nach Paris im Winter 1800 zog Frau v. Staël den jungen Kritiker ſehr an ſich, und wußte ſeinen ganzen Werth zu ſchätzen — jene Gefühlsinnigkeit und jene einfache Originalität welche in ihm zuſammenſchmolzen und ganz in der Nähe beobachtet ſeyn wollten. „Gewiß iſt es nicht das“, ſchrieb ſie ihm einmal, „daß Ihr Geiſt mich nicht auch anzöge; aber es ſcheint mir daß er ſeine Originalität hauptſächlich aus Ihrem Gemüth ſchöpfe.“ Als er im nächſten Sommer ſeiner leidenden Geſundheit wegen eine Reiſe ins ſüdliche Frankreich machte, lud ſie ihn von Coppet aus in den anmuthigſten Briefen freundlich und dringend zu ſich ein, und als er dennoch dieſer Einladung nicht folgen konnte, machte ſie ihm die ſchmeichelhafteſten Vorwürfe, ohne ihm doch die Nichterfüllung ihres aufrichtigen Wunſches übel zu nehmen. Im nächſten Winter war er wieder viel in ihrer Geſellſchaft in Paris. In ihrem Kreiſe fand man das geſellige Leben in ſeiner ganzen Mannichfaltigkeit und bunten Miſchung, das Sprühen und die Fruchtbarkeit der Ideen in ihrem vollen Glanze. Die Freundſchaft, das Herz, das ernſte Intereſſe hatten da ihre Augenblicke — die Stunden gehörten der Welt. Beneidenswerthe Begegnungen fanden da ſtatt. Einmal lud Frau v. Staël Fauriel mit Chateaubriand zuſammen zu einem kleinen Diner, und letzterer ſchickte jenem ſeinen Geiſt des Chriſtenthums ganz friſch von der Preſſe, durch die Hand der Frau v. Staël ſelbſt zu. Auch war Fauriel im Fall ſeiner Freundin vermöge ſeiner amtlichen Stellung weitere wichtige Gefälligkeiten leiſten zu können, für welche ſie ihm den innigſten Dank wußte. Obgleich Fauriel in dieſem Falle wie in andern ein ſaumſeliger Correſpondent war, erhielt er doch noch mehrere Briefe von ſeiner geiſtvollen Freundin; einmal bald nach dem Erſcheinen ihres Romans Delphine, wo ſie ihm ſchrieb: „So wehe mir Ihr langes Schweigen thut, mein lieber Fauriel, habe ich mich doch nicht überreden können, daß Delphine Sie nicht ſollte intereſſirt, noch auch daß Sie deren Verfaſſerin gänzlich ſollten vergeſſen haben. Wenn ich ein Landgut bei Paris habe, werden Sie mir dort einige Tage ſchenken; wir werden zuſammen leſen, plaudern, luſtwandeln, und ich werde weniger ſchlimm von der menſchlichen Natur denken, wenn Ihre edle und reine Seele mir wenigſtens allen Reiz und alles Verdienſt der bevorzugten Weſen zum Bewußtſeyn bringen wird.“ In ihrem letzten Briefe aus Deutſchland, wohin ſie ſich nach ihrer Verbannung 1804 begab, nennt ſie von Weimar aus die Namen Goethe und Schiller dem Manne, der damals faſt allein in Frankreich ſie zu würdigen und zu begreifen vermochte. Später ſah Fauriel ſeine Freundin noch in Acoſta, wo ſie die Corinna beendigte, in der Nähe von La Maiſonnette, wo Frau v. Condorcet ſich aufhielt. Der frühere Verkehr lebte in der alten Friſche wieder auf. Es läßt ſich nicht beſtimmen ob hier oder früher ſchon jene Dejeuners zu Dreien ſtattfanden, wo Frau v. Staël Fauriel und Friedrich Schlegel zu lebhaften Erörterungen und Debatten über Deutſchland ſo zu ſagen gegen einander hetzte. Gewiß aber iſt daß Fauriel von 1800 an noch ſehr jung eine bedeutende geiſtige Wirkung auf die Frau v. Staël übte. Noch vor den beiden Schlegel, vor Wilhelm v. Humboldt, oder wenigſtens gleichzeitig mit ihnen, wurde ihm die Ehre eines Einfluſſes auf dieſen großen und freien Geiſt; er durfte dieſe Frau mit ſeinem Wiſſen unterſtützen und ſie auf gewiſſe Richtungen hinweiſen, wo ihr Talent voll Seele, ſobald es einmal den Impuls empfangen, ſo leichte Furchen zog.

Digitized by Google

In ein ſehr genaues Verhältniß trat Fauriel auch mit dem Freund der Frau v. Staël, Benjamin Conſtant; ihre Beziehungen waren ebenſo vertraulich-freundſchaftlicher wie litterariſcher Art, und Conſtant theilte Fauriel nicht nur ſeine litterariſchen Plane, ſeine philoſophiſchen Gedanken mit, ſondern ſchüttete auch ſein Herz gegen den Freund aus. „Wenn ich", ſchrieb ihm der ſkeptiſche Denker, „wenn ich Sie unterhalten wollte von dem was ich in mir empfinde, von dem tiefen Ekel den mir das Leben einflößt, ſo würde ich Sie ſehr langweilen, der Sie im Schooß der Ruhe und des Glücks leben. Ich bin von beiden weit entfernt, und erkaufe mir mit Unruhe und Aufregung nur Schmerz und Verdruß. Vielleicht iſt das Glück überhaupt etwas beinahe unmögliches, wenigſtens für mich, da ich es ſelbſt bei der beſten und geiſtreichſten Frau nicht finde. Doch, ich will meine Klagen abbrechen, und Ihnen von Ihnen ſprechen, der Sie glücklich ſind und mir, inmitten der Wolken aller Art welche unſern Horizont bedecken, einen tröſtlichen und freundlichen Ausſichtspunkt zeigen. Oh! pflegen Sie doch ja recht dieſe ſeltene Pflanze, die man Glück nennt! ſie iſt ſo ſchwer zu erwerben, und vielleicht unmöglich wieder zu finden!" Häufig ſchrieb und ſprach Conſtant ſeinem Freunde von ſeinem Werk: Ueber die Religionen, das er mehrmals umarbeitete; und jedesmal wandte er ſich zuerſt an Fauriel, um von ihm zu erfahren was über die dahin einſchlagenden Gegenſtände, über Indien und deſſen Religionen, in England und Deutſchland neues erſchienen ſey. Als er ſeine Nachbildung Wallenſteins herausgab, erbat er ſich von Fauriel ins Einzelne gehende Bemerkungen darüber, um ſie bei einer zweiten Ausgabe zu benützen; und dieß war in demſelben Zeitpunkt, 1809, wo Fauriel ſelbſt ſeine Ueberſetzung von Baggeſen's Parthenais herausgab. Ehe Fauriel mit größern ſelbſtändigen Werken auftrat, wirkte er ſchon längſt auf das Publicum, und zwar großentheils durch ſeine Freunde, denen er ſeine lichtvollen Anſichten und Ideen mittheilte. Auch einige kleinere Aufſätze erſchienen von ihm, aber anonym; ſo namentlich eine ſehr treffende Einleitung zu den Gedichten Chaulieu's, wo er ſagt: „Man hat Chaulieu bald mit Horaz, bald mit Anakreon verglichen. Zum Glück iſt es für ſeinen Ruhm nicht nöthig daß dieſe Vergleichungen richtig ſeyen. Nicht als ob keine Analogie zwiſchen dieſen drei Dichtern ſich fände, aber ſie beſteht mehr im allgemeinen Gegenſtand ihrer Gedichte als im Charakter ihres Talents. Man hat oft Anakreon beurtheilt nach Ueberſetzungen, welche nicht die leiſeſte Ahnung von der vollendeten Anmuth, der reizenden Originalität, der unnachahmlichen Leichtigkeit ſeines Styls übrig laſſen. Was den Horaz betrifft, ſo iſt es vielleicht noch ſchwerer ihm ähnlich zu ſeyn als ihm gleich zu ſtehen, und bei Chaulieu war keines von beiden der Fall." Ein anderer einleitender Aufſatz über die berühmten Maximen und Reflexionen La Rochefoucauld's iſt nie gedruckt worden, iſt aber voll der treffendſten Bemerkungen. „Je mehr man den Geiſt der Zeit ſtudirt, in welcher er lebte", heißt es darin, „um ſo mehr wird man den Zuſammenhang zwiſchen ſeiner Doctrin und ſeinen Erfahrungen, zwiſchen ſeinen Grundſätzen und ſeinen Erinnerungen auffinden." In den Reflexionen, die man paſſend eine Abhandlung über die Kunſt in der Geſellſchaft zu gefallen nennen könnte, lobt er „die einfache und leichte Eleganz welche nicht überraſcht und blendet, aber gefällt. Man erkennt darin beſtändig einen feinen Geſchmack, welcher darauf achtet ſich keiner Worte zu bedienen die zu groß ſind für die Sachen." — „Selbſt bei den Hülfsquellen einer ſehr gebildeten Sprache", ſchreibt er, „ſelbſt bei einem entſchiedenen Talent, iſt gut Schreiben eine ſehr ſchwere Kunſt, wenigſtens wenn man darunter die Kunſt verſteht mit Kraft und Klarheit Gedanken auszudrücken, die etwas anders ſeyn ſollen als mehr oder minder maskirte Reminiscenzen von Ideen, welche durch langen Umlauf das Eigenthum der geſammten Geſellſchaft geworden ſind, und ſo zu ſagen die Oberfläche aller Geiſter bilden." La Rochefoucauld mit Vauvenargues vergleichend, ſagt er: „Der erſtere ſieht überall das Laſter und die Eitelkeit zu Tugenden umgeſtaltet; der zweite ſtellt das Laſter und die Tugend dar mit den beiden ausſchließlich angehörenden Zügen, welche ſie nicht zu verwechſeln, ja nicht einmal einander nahe zu bringen geſtatten. Für jenen iſt die Selbſtliebe ein urſprünglicher Flecken und Stempel, allen menſchlichen Handlungen nothwendig aufgedrückt, ein unvermeidlicher Berührungspunkt zwiſchen denjenigen welche dem Anſchein nach ſich am ſchroffſten entgegenſtehen, und ſie begründet zwiſchen denſelben ſeiner Meinung nach nicht bloß die Gemeinſchaftlichkeit des Urſprungs, ſondern auch eine Art moraliſcher Gleichheit. Dem andern gilt die Selbſtliebe nur als eine allgemeine und nothwendige Eigenſchaft unſerer Natur, welche etwas gutes oder etwas böſes erſt durch die beſondern Willensbeſtimmungen wird. Man würde vielleicht La Rochefoucauld nicht gehörig würdigen, wenn man ſeine Geſinnungen und Gefühle nach ſeinen Grundſätzen beurtheilte; und man könnte Vauvenargues kein größeres Unrecht thun als wenn man ſein Talent von ſeinem Charakter ſcheiden zu können glaubte."

Auch vieles andere was Fauriel um dieſe Zeit ſchrieb, blieb ungedruckt; er beſchäftigte ſich nur mit ſeinen Gegenſtänden ſelbſt, nicht mit dem Publicum; er beabſichtigte keinen Effect; erkennen und wiſſen — das genügte ihm. Dieſe Gleichgültigkeit gegen den Ruhm, dieſe Anſpruchsloſigkeit hatte jedoch, ſo ſehr ſie dem Charakter des Mannes Ehre macht, doch auch ihren Nachtheil. Die Gewohnheit nur den Gegenſtand und nie das Publicum im Auge zu haben, verleitete den Schriftſteller zu einer Gedehntheit und Ausführlichkeit welche mit ſeiner Gewiſſenhaftigkeit und Wahrheitsliebe zuſammenhing, aber dem raſchen Nachdruck ſchadete. Der Schriftſteller muß manchmal ungeduldig ſeyn, damit der Leſer es nicht werde. Dabei war indeſſen Fauriel nichts weniger als gleichgültig gegen den Styl, den Ausdruck; denn dieß wäre ein unerklärlicher Mangel bei einem Manne von ſo lebhaftem litterariſchem Gefühl, von ſo feinem und wahrhaft toscaniſchem Geſchmack. Er hatte ſeine eigenthümliche Art und Weiſe; er haſchte nicht nach Effect, aber er brachte ihn hervor, wenn man es verſtand ihm zu folgen. Gleichgültig gegen die Farben und ihre Anwendung, war es doch Fauriel keineswegs gegen eine correcte, zarte und fleißige Zeichnung. Aber ein Feind war er von allem Gemachten, von allem akademiſchen Aufputz, und hielt ſich deßwegen gern ſelbſt unter der Linie des erlaubten und gefälligen Schmuckes.

Zu Anfang des Jahrhunderts wurde Fauriel genau mit dem trefflichen Charles Villers bekannt. Villers, ein Mann von vielem Geiſt, der erſte Franzoſe welcher Deutſchland recht kennen gelernt und auf gehörige Art und mit Fug von Kant geſprochen hat, war ſchon ausgeſtattet mit vielſeitigem, klarem Wiſſen und reich an neuen Anſichten, unter dem Conſulat nach Paris gekommen; ſpäter wurde er Profeſſor in Göttingen. Er verband, wie Chamiſſo, in glücklichem Maße die Vorzüge beider Nationen in ſich. In dem Journal La Decade beurtheilte Fauriel deſſen von der Akademie gekrönte Schrift: Ueber den Geiſt und Einfluß der Reformation, und ſprach in dieſem Aufſatz manche ſeiner eigenen Anſichten beſtimmt aus. Villers nahm als allgemeine Urſache der Verdorbenheit des religiöſen Geiſtes das Uebermaß, die Plumpheit und Roheit der Formen an, welche dieſem Geiſt als Organe dienen. Das der Form eingeräumte Uebergewicht über den Geiſt begründet nach ihm den Aberglauben, das um-

Digitized by Google

gekehrte Verhältniß dagegen den **Myſticismus**. Fauriel dagegen wirft die Fragen auf: „Gehören die ausſchweifenden Dogmen, die lächerlichen Fabeln nicht mehr dem Geiſt als der Form einer Religion an, oder wenigſtens können ſie nicht auf dieſen Geiſt wirken und ihn verderben, ohne den Einfluß irgend einer äußern Form? und wäre dann nicht auch eine Reformation in einem andern als in dem vom Verfaſſer ausſchließlich zugegebenen Sinne am Platz? Kann nicht ein religiöſes Syſtem ſehr abſurd ſeyn bei ſehr einfachen äußern Formen? ... Charakteriſirt die ausſchließliche Anhänglichkeit an das Materielle der Religion ganz genau und ſcharf den Aberglauben, und kann es einen Aberglauben geben ohne den Einfluß von Meinungen, von Ideen und Gefühlen? Iſt der Myſticismus welchen Villers als den Gegenſatz des Aberglaubens faßt, etwas anders als der verfeinerte Aberglauben der Menſchen von lebhafter Einbildungskraft, bei welchen das Gegengewicht des beſonnenen Urtheils fehlt?“ Villers hatte die Frage aufgeworfen: Was wohl in Europa geſchehen, was der Gang der Dinge und die Entwickelung der Geiſter geweſen wäre, wenn die Reformation nicht ſtattgefunden, wenn Rom über Luther geſiegt hätte? und dieſe Frage hatte er dahin beantwortet: vermuthlich wäre dann Europa wieder zum Mittelalter zurückgeſchritten oder zurückgeſunken. Fauriel aber findet eine ganz andere Löſung der Frage zuläſſig: „es ſcheint ihm daß alle Urſachen der Reformation, verſtärkt und vervielfältigt durch einige weitere Ausſchreitungen und Anmaßungen der päpſtlichen Gewalt, und beſonders durch einen erhöhten Grad von Bildung und Aufklärung die ſich doch durch keine Hemmung mehr aufhalten ließ, eine nur um ſo allgemeinere und vollſtändigere Wirkung gehabt haben würden, wenn dieſe etwas ſpäter eingetreten wäre.“ Der menſchliche Geiſt hätte nach ſeiner Anſicht ganz wohl, gereizt durch den Verzug, die Reformation überſpringen, und ſogleich mitten in die Philoſophie hinein ſich verſetzen können. Die Reformation ſchien Fauriel mehr nur Mittel und Gelegenheit als Hebel und Urſache eines großen Theils der europäiſchen Bewegung in jener Epoche geweſen zu ſeyn. Villers war über den Aufſatz etwas empfindlich, und dieß führte zu brieflichen Erörterungen, wo Fauriel geſteht daß er ſich in Villers Buch verletzt gefühlt habe durch Züge einer Parteilichkeit, die ihm nicht philoſophiſch ſcheine, und zugleich ſchreibt daß er nunmehr einen zweiten ſchon angefangenen Artikel nicht werde abdrucken laſſen, wobei er auch blieb, obgleich ihn Villers um die Fortſetzung ſeiner Beurtheilung bat. Dagegen verwahrt ſich Villers gegen den Vorwurf einer unphiloſophiſchen Parteilichkeit; nicht das ſey es, ſchreibt er, was ihn ſich hinneigen mache zu der moraliſchen und intellectuellen Cultur des proteſtantiſchen Deutſchlands, ſondern ein durch zehnjährige Studien und Beobachtungen ſehr wohl begründetes Gefühl des wirklichen Vorzugs. Auch er ſelbſt habe früher nicht ſo an den großen Einfluß der Reformation geglaubt, aber durch Beobachtung in der Nähe und durch Zurückgehen auf die Quellen habe ſich ſeinen Augen die ganze Fruchtbarkeit dieſes großen Ereigniſſes enthüllt, welches von 1520 bis 1648 beinahe ausſchließlich die Cabinette und die denkenden Köpfe von ganz Europa beſchäftigt. Auch den Orientalismus der deutſchen Theologen nahm Villers gegen Fauriel in Schutz: „Durch die gelehrteſte Kritik die Geheimniſſe der Geſchichte, der Chronologie, der Cultur, des politiſchen, moraliſchen und religiöſen Zuſtands der Völker und der Länder enthüllen, wo der Schauplatz der Begebenheiten des alten Teſtaments war, das iſt die von ihnen gelöſte Aufgabe welche wohl etwas intereſſanter iſt als Sie ſie zu finden ſcheinen. Ohne Zweifel würden Sie anders darüber urtheilen, wenn Sie die Einleitung ins Studium des alten Teſtaments von Michaelis in Göttingen oder die Arbeiten von Eichhorn über denſelben Gegenſtand, oder die zehn Bände ſeiner morgenländiſchen Bibliothek geleſen hätten, oder wenn Sie einer kritiſchen Erklärung des Jeremias bei dem alten Schnurrer in Tübingen hätten anwohnen können.“ Villers war eingeweiht in jene Lehrform und Methode jenſeits des Rheins die, um zu rein philoſophiſchen Reſultaten zu gelangen wie unſer Jahrhundert ſie zu Tage fördern geſehen hat, allmählich und langſam die Stationen einer bedächtlichen Exegeſe durchwandern mußte; er wußte zu ſchätzen jene unbeſtimmbare Miſchung von Rationalismus und Glauben, von wiſſenſchaftlicher Kühnheit und von aufrichtiger, frommer Beſcheidenheit, welche ſich ſo lange Zeit in den Köpfen der Denker im Gleichgewicht hielt, die bei uns nicht eine Viertelſtunde Beſtand gehabt hätte, und wovon man das berühmteſte Beiſpiel in einer bewundernswerthen Maßhaltung bei Schleiermacher fand.

In der Kritik des Werkes von Villers erkennt man vielleicht einigermaßen den Freund von Cabanis. Wirklich war Fauriel mit Cabanis durch eine ſo innige Freundſchaft verbunden, wie ſie zwei Seelen zur größten Ehre gereicht. Man wird wohl ſagen dürfen, daß die zwei Männer welche Fauriel am innigſten geliebt hat, Cabanis und Manzoni waren — zwei Namen, deren Zuſammenſtellung einem viel zu denken gibt.

Cabanis gehörte als Philoſoph der ſenſualiſtiſchen und materialiſtiſchen Schule des achtzehnten Jahrhunderts an; aber dennoch war er Philoſoph in einem ſehr hohen, ehrenhaften und moraliſchen Sinne, ein aufgeklärter und leidenſchaftlicher Liebhaber der Weisheit. Auch als Philoſoph ſchien ihm gegen das Ende ſeines Lebens, zum Theil vielleicht durch den Einfluß Fauriels, eine Ahnung von der Unzulänglichkeit ſeines Syſtems aufzugehen; in ſittlicher Hinſicht aber war er, nach dem Zeugniß von Fauriel, der moraliſchſte Menſch den dieſer je kennen gelernt, und Manzoni nannte ihn den „engelgleichen Cabanis“. Er war ein ſehr unterrichteter Mann, in den Sprachen bewandert, las Griechiſch und Latein, war Arzt und Liebhaber der Poeſie, keinem Zweige menſchlichen Wiſſens fremd, und von Natur vertraut mit den beſten und ſüßeſten Gefühlen des Herzens, wußte er über die von ihm behandelten Gegenſtände ein angenehmes Licht zu verbreiten, in welchem ſich unabhängig von der leitenden Idee, die Färbung des Talents und der milde Abglanz des Wohlwollens verbanden *). Fauriel, in den Kreis der Philoſophen von Auteuil eingeführt, unter welchen Cabanis und Tracy hervorragten, hatte im Grunde keinen unmittelbaren Zug zur reinen Philoſophie, zur Ideologie, wie man ſie nannte; er hatte Geſchmack für das Schöne, das Zarte, beſonders für alles Urſprüngliche; er hatte den hiſtoriſchen Sinn, das war ſein Beruf; er liebte die Philoſophie nur als eine Merkwürdigkeit edler Art, und wurde durch ſeine Freunde von Auteuil natürlich zu ihr hingeführt. Beſtimmt, ohne ſelbſt daran zu denken, neu und originell in jeder Forſchung zu ſeyn, faßte er die Philoſophie, ſobald er ſich mit ihr beſchäftigte, von einer Seite welche ſeine Freunde und ſeine erſten Lehrer vernachläſſigt hatten; er trat auf hiſtoriſchem Wege der edelſten der alten Schulen nahe, die er als eine Bahn zur neuern Weisheit betrachtete; ſeine urſprüngliche Idee war vermuthlich mittelſt der Geſchichte auf die Lehre zurückzukommen, auf eine erhabenere, unparteiiſche, freiere Lehre. Die Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts waren im Ganzen mit der Geſchichte der Philoſophien zu unbekannt; der Sinn dafür und das Studium derſelben hat erſt V. Couſin in Frankreich geweckt; Fauriel aber, zwiſchen Cabanis und dem kom-

*) Cabanis war der vertraute Freund von Mirabeau und Condorcet.

Digitized by Google

menden Couſin in der Mitte ſtehend, vermittelte auch hier das Alte und das Neue durch den Verſuch die Geſchichte der Philoſophie in die Ideologie einzuführen, und Cabanis hatte das Verdienſt dieſen edeln Verſuch in ſeiner Wichtigkeit zu begreifen und ihn zu begünſtigen. Er ermunterte Fauriel in ſeinem Unternehmen und ſprach mit einer rührenden Wärme von der ſtoiſchen Schule. Auch mit de Tracy, der ſich nach dem Hingang von Cabanis den Einſiedler von Auteuil zu nennen pflegte, dem Commentator Montesquieu's, ſtand Fauriel in ziemlich genauem Verhältniß, und wurde von ihm über ſeine Arbeiten zu Rathe gezogen.

Unter ſo vielen für den Geiſt wie für das Herz fruchtbaren Verbindungen, unter umfaſſenden Arbeiten verſchiedener Art, welche Fauriel verfolgte, und welche bald alle auf die Geſchichte als ihr Ziel ſich concentrirten, tritt eine erſte litterariſche Epiſode hervor, die Ueberſetzung der Parthenais von Baggeſen, die er 1810 herausgab. Bei ſeinen dem Auge der Welt entzogenen Studien hatte Fauriel nur ſeiner natürlichen Neigung und der Begeiſterung zu folgen, die ihm, langſam aber mächtig, gegenüber den Gegenſtänden kam; aber um ihn zu beſtimmen daß er die letzte Hand anlegte und veröffentlichte, dazu bedurfte es bei ihm beinahe immer eines Sporns zufälliger Umſtände und beſonders des Wunſches, der Freundſchaft einen Liebesdienſt zu erweiſen. So war es auch bei der Parthenais. Die Ueberſetzung erſchien nach vielen Verzögerungen im Sommer 1810 anonym, das erſte eigentliche Werk das Fauriel vor der Reſtauration herausgab. Die ſie begleitende Einleitung jedoch verdient in der Geſchichte der litterariſchen Kritik in Frankreich als epochemachend bezeichnet zu werden.

Der däniſche Dichter Baggeſen welcher ſeine Parthenais deutſch ſchrieb und damit nicht unglücklich wetteiferte mit Voß' Luiſe und Goethe's Hermann und Dorothea, eine intereſſante und originelle, jedoch etwas bizarre Perſönlichkeit, kam damals nach Paris. Fauriel hatte an dem Gedicht ſogleich außerordentlichen Geſchmack gefunden und ſich vorgenommen es zu überſetzen; aber es war mit größeren Schwierigkeiten verbunden, als man ſich heutzutage vorſtellen kann, dieſe Ueberſetzung zu wagen gegenüber einem Publicum von höchſt eklem Geſchmack, welches im Punkte der Bewunderung von fremden Erzeugniſſen ſehr ſtreng und eiferſüchtig war. Fauriel that hier, was er nachher öfters wiederholte: er verband ſich mit dem Autor ſelbſt, den er dolmetſchte, ging auf den innerſten Geiſt des Gedichts, auf die tiefſte Geſchmackseigenthümlichkeit der beiden Poeſien und der beiden Sprachen ein, um deren Vereinbarung es ſich handelte, veranlaßte Aenderungen in dem Original ſelbſt für den Fall einer künftigen Ausgabe und ließ ſich von dem befreundeten Dichter dem er einen Dienſt zu erweiſen wünſchte, ſeine einſichtsvollen Rathſchläge zu dieſer und jener Umarbeitung, ja ſogar ſeine eigenen feinſinnigen, leiſen Verbeſſerungen verzeihen. Aber Baggeſen ſelbſt räumte ihm hierin, hocherfreut über die Ehre die ſeinem Werke widerfuhr, die unbegränzteſte Freiheit ein; er ſchrieb ihm: „Ich bin überzeugt, mein lieber Fauriel, daß Ihre Uebertragung, indem Sie ſich aller denkbaren Freiheit bedienen, die beſtmögliche, ja ein Meiſterwerk werden wird, ſollte auch das Original ein verfehltes Werk ſeyn. Geben Sie mich wieder, wie Sie mich fühlen, das heißt, ſchöner als ich bin." — „Ich bitte Sie als meinen *Ueberſetzer* um Eines, es nicht zu ſehr im gewöhnlichen Sinne zu ſeyn, ſondern im wahren Sinne, das heißt, die Seele und nicht den Leib meines Werkes wiederzugeben." — Fauriels Einleitung erhebt ſich weit über die früheren rhetoriſch-äſthetiſchen Abhandlungen ähnlicher Art. Er zeigt ſich gleich von vorn herein als Philoſoph in der Claſſificirung der verſchiedenen poetiſchen Gattungen; er unterſcheidet ſie und theilt ſie ein nicht nach ihrer äußeren Form, ſondern nach einer unmittelbaren Analyſe des Weſens der Gegenſtände die ſie darſtellen, und beſonders des Eindrucks den ſie hervorbringen. Hier findet man einen Kritiker, aus einer philoſophiſchen, einer ſchon mehr pſychologiſchen als ideologiſchen Schule hervorgegangen, einen Kritiker im ächten Sinne des Ariſtoteles der bei uns zum erſtenmal ſpricht. In der freiſinnigen Erklärung die er von der Idylle gibt, in dem gefälligen Gemälde das er davon entwirft, glaubt man, neben dem lehrhaften Schriftſteller, auch den glücklichen und gefühlvollen Menſchen, den Gaſt von La Maiſonnette und den Naturfreund zu erkennen. Er verfolgt ſcharfſinnig und geiſtreich die Weſenseinheit der Idylle in einer Mannichfaltigkeit von Formen; er gefällt ſich darin ſie ſogar, erweitert und geadelt, im Rahmen der Epopöen wiederzufinden. An gewiſſen männlichen Zügen womit er ſie hebt, an den weiterreichenden Geſichtspunkten die er ihr eröffnet, an dem goldenen Zeitalter, dem Lieblingsgegenſtand dieſer Gattung, das er gerne vorwärts rücken möchte, und das, wie er ſagt, vielleicht noch chimäriſcher iſt in der Vergangenheit als in eine unendliche Zukunft verlegt, glaubt man von weitem den Freund des Cabanis und den Anhänger des Syſtems der Perfectibilität zu erkennen. Die ausführlichen Analyſen der Luiſe von Voß und von Goethe's Hermann und Dorothea athmen die Süßigkeit der Originale und ſind anmuthsvolle Gemälde. Das Werk ſelbſt, trotz mancher Seltſamkeiten, war wohl der Uebertragung von ſolcher Hand werth; es erhebt ſich nicht ſelten über den Reiz und die Anmuth des Idylliſchen zum wirklich Großartigen; es erwarb ſich in ſeinem franzöſiſchen Gewande den lebhaften Beifall des auserleſenen Publicums, für das es beſtimmt war, und Fauriel ſelbſt rühmte von dem Verfaſſer deſſen Gedicht die Schweiz zum Schauplatz hat: „Er hat mir zuerſt den Sinn und das Gefühl für die Alpen aufgeſchloſſen!"

Zahlreich ſind die übrigen Arbeiten und Verbindungen Fauriels während der für ihn ſo fruchtbaren Jahre des Kaiſerreiches. Er hat die italieniſche Sprache und Litteratur als Meiſter inne, er dichtet italieniſche Sonette; er beſchäftigt ſich mit den älteſten toskaniſchen Schriftſtellern vor Dante; er berathet italieniſche und franzöſiſche Autoren welche dieſe Gegenſtände behandeln. Ebenſo iſt er mit der griechiſchen Sprache und Litteratur vertraut, lange ehe er die neugriechiſchen Volkslieder herausgibt, und ſteht mit den gelehrteſten Neugriechen im Verkehr. Einer der Erſten in Frankreich, hatte er ſich mit dem Studium des Sanskrit befaßt; der Engländer Hamilton der lange in Indien verweilt hatte und der durch die Verletzung des Friedens von Amiens Gefangener in Frankreich wurde, damals vielleicht der einzige Menſch auf dem Continent welcher Sanskrit verſtand, lehrte es Chezy, Friedrich Schlegel und Fauriel. Daneben ſtudirte er Arabiſch unter Sacy und las mit Leichtigkeit die Poeſie dieſer beiden Sprachen. Auch die Botanik trieb er und ſuchte auf Excurſionen nach Meudon Kryptogamen. Bemerkenswerth aber iſt beſonders daß von 1810 an, oder noch früher, alle ſeine Studien und Neigungen mehr und mehr ſich auf die Geſchichte bezogen, auf die Anfänge der modernen Geſchichte auf dem Boden des ſüdlichen Frankreichs und die Wiege der provençaliſchen Civiliſation. Guizot, ſein vieljähriger, beſtändiger Freund, fragte ihn im Jahre 1811 von Nismes aus um Nachrichten über ſeinen Dante und ſeine Troubadours, als eine ſchon ernſtlich begonnene Arbeit.

Um unſere Idee von Fauriels Lebensaufgabe beſtimmt auszuſprechen: er wurde durch das Studium der Litteraturen, der Philoſophien, der Sprachen, durch das Studium des Arabiſchen,

Digitized by Google

wie durch das Leſen Dante's, durch all dieß zugleich wurde er darauf hingeführt den Unterſchied zwiſchen der modernen und der alten Welt lebhaft zu empfinden. Ein origineller und ſcharfſinniger Gelehrter, ein kenntnißreicher Philoſoph, wie vielleicht noch keiner in Frankreich gelebt hatte, nichts ungeprüft annehmend und die Wurzeln von Allem verfolgend, bringt er Jahre damit zu, vorzubereiten, nachzugraben, zu prüfen. Was man von Vorſtudien und Materialien aller Art bei ihm findet, Ergebniſſe der mühſamſten geheimen Arbeit, iſt wundervoll; nach allen Seiten hin legte er neuen Grund. Bald aber, wenn man ihn genauer beobachtet, geht oder ſtrebt in ſeinem Geiſte Alles zuſammen auf die Anfänge der modernen Civiliſation hin. Dieſer Bewegung der erſten Wiedergeburt legte er den größten Werth bei, als der Schöpferin und Erweckerin von Erſcheinungen die ſich von denen des Alterthums aufs ſchärfſte unterſcheiden, wie z. B. die moderne Liebe, das Ritterthum. Daher forſcht er begierig den Uranfängen dieſer ſeiner empfindlichen Seele ſo theuren Schöpfungen nach; er ſucht ihre Keime auf bei den Arabern, den Basken, den Aquitaniern, den Galloromanen, im Laufe der Jahrhunderte ſo vielfach durcheinandergeworfen und gemengt; er erſpäht auf dieſem ſo vielfach umgewühlten Boden die Schößlinge einer lebhaften Vegetation überall wo er ſie entkeimen ſieht, und er legt nur darum ſeinen lieben Provençalen einen ſo hohen Werth bei, weil er bei ihnen in Wahrheit die erſte Blüthe des Baumes der modernen Bildung entdeckt. Die Geſchichte der Troubadours unternahm er nicht als Philolog, noch auch im Geiſt des Localpatriotismus, ſondern in wahrhaft philoſophiſchem Sinne; er glaubte von hier aus datire die Geſchichte der modernen Litteraturen und geſelligen Einrichtungen. Die Geſchichte iſt die Fauriel beherrſchende Macht, ſelbſt wenn er ſich als Kritiker darſtellt. Mit der eigentlichen Litteratur beſchäftigte er ſich faſt nur, wenn ihn ſein Intereſſe als Freund oder beſondere Veranlaſſungen dazu trieben. Sein Zweck blieb immer die Geſchichte, ſeit 1815 bezogen ſich ſeine Arbeiten ganz auf dieß Ziel, und Alles was er daneben leiſtete, war nur Mittel oder Beiwerk, Epiſoden, wenn man ſo will.

Es laſſen ſich dieſer Epiſoden von 1815 an drei nennen: ſeine Ueberſetzung der Tragödien Manzoni's ins Franzöſiſche, 1823, ſeine Veröffentlichung und Ueberſetzung der neugriechiſchen Volkslieder, 1824, und die öffentlichen Vorleſungen welche er ſeit 1830 zu halten hatte. So großen Nutzen der gelehrte Meiſter in dieſem letzteren Berufe geſtiftet hat, darf man doch mit Recht bedauern daß er ihn gehindert das große Werk ſeines ganzen Lebens zu Ende zu bringen. Anders verhält es ſich mit den beiden erſten Aufgaben die er ſich ſtellte, und die man wohl Eingebungen ſeines Geiſtes und ſeines Herzens nennen dürfte. Seine innige Freundſchaft und ſeine Bewunderung für Manzoni brachten ihn auf den Gedanken ihn in Frankreich bekannter zu machen, und es bildet dieß in dem Leben Fauriels eine ſehr weſentliche und anziehende Epiſode welche zugleich auch der franzöſiſchen Litteratur alle Ehre macht. Der Dichter Manzoni nannte ſich den Schüler des Kritikers Fauriel, und dieſer ermunterte und lobte nicht nur ſeinen jüngern Freund, ſondern er wurde auch von ſeiner Poeſie im Innerſten ergriffen; die Chöre in Manzoni's Tragödien machten, wie einige Chöre des Euripides, ſeinen Puls ſchneller gehen und ſein Herz höher pochen. Fauriel machte ſich mit der italieniſchen Litteratur auch in ihrer Heimath ſelbſt während eines langen Aufenthalts in Italien, 1823 — 1825, noch genauer bekannt, zu welcher Reiſe ihn der ſchmerzliche Verluſt ſeiner vieljährigen treuen Freundin, der Frau von Condorcet, beſtimmte, welche im Herbſt 1822 ſtarb und eine fühlbare Lücke in ſeinem Leben ließ. Während dieſes Aufenthalts ſah er ganz in der Nähe den berühmten Roman ſeines Freundes: die Verlobten, entſtehen. *)

Während Fauriels Abweſenheit, 1824, erſchienen die neugriechiſchen Volkslieder, von ihm geſammelt und überſetzt, die er vor ſeiner Abreiſe zum Druck fertig gemacht hatte, unter allen ſeinen Werken dasjenige, was beim Publicum am meiſten Aufſehen und ihm zuerſt einen weitverbreiteten Namen gemacht hat. Verſchiedene Beweggründe hatten ihn zu dieſer ſchönen Arbeit veranlaßt; es verlangte ihn für ſeinen Theil einer edeln Sache auch ſeinen Tribut darzubringen; ſchon 1823 veröffentlichte er eine freie Ueberſetzung des Gedichts: „Die Flüchtlinge von Parga.“ Seitdem Fauriel die erſten neugriechiſchen Lieder von ſeinen Freunden Muſtoridi und Piccolos hatte vortragen hören, war er enthuſiaſtiſch dafür eingenommen und hatte bei ſich geſagt: „Das ſind Lieder welche das neue Griechenland bekannt und beliebt machen, welche beweiſen werden daß der Geiſt der Alten, der Hauch der Poeſie und die Liebe zur Freiheit noch immer dort leben.“ Aber dieſer Enthuſiasmus, hier noch geſteigert durch die überraſchende, gewaltige Erhebung eines neuerwachten Volkes, ſchöpfte bei ihm noch aus andern nicht minder tiefen Quellen. Fauriel liebte das Urſprüngliche, das Früheſte in den Litteraturen; er liebte beſonders die Poeſie in jenem Alter des erſten Wachsthums wo ſie beinahe daſſelbe iſt wie die Geſchichte, wo ſie mit ihr zuſammenfließt und ihre Stelle vertritt. Wenn Fauriel in einem Sinne den hiſtoriſchen Genius beſaß (und die Gerechtigkeit erfordert ihm hier eine nicht geringe originelle Wirkſamkeit zuzugeſtehen), ſo kann man ſagen daß er in der Auffaſſung und Behandlung der Litteratur und der Poeſie die glücklichſte Probe davon abgelegt hat. Wenn er ſich mit der eigentlichen Geſchichte beſchäftigte, haben ihm vielleicht eine gewiſſe Raſchheit des Blicks in der politiſchen Würdigung der großen Männer, und gewiß einige Eigenſchaften die zur Ausführung und Darſtellung gehören, dazu gefehlt, um der Idee eines vollkommenen Hiſtorikers ganz zu entſprechen; aber im hiſtoriſchen Verſtändniß und in der hiſtoriſchen Deutung der nationalen Poeſien und Lieder, der volksthümlichen Romanzen oder Epopöen iſt er ein ſcharfſinniger, unvergleichlicher Meiſter geweſen, und der Erſte der bei uns die rechte Bahn gezeigt hat. Und er begnügte ſich nicht durch eine gewandte Analyſe das Hiſtoriſche an dieſen erſten lyriſchen Geſängen, dieſen romantiſchen Fragmenten, loszuſchälen und darzulegen: er empfand auch lebhaft den ganzen Reiz der damit vermiſchten Poeſie, er ſog mit Wonne den Wohlgeruch dieſer wilden Mooſe und Haideblumen ein. Dagegen lagen ihm die Epochen der geſteigerten, gebildeten Kunſt und Litteratur weniger am Herzen; die nächſten und uns als unvergleichlich geltenden litterariſchen Götter zogen ſeinen Blick wenig auf ſich; und deßhalb entfuhr einmal einem berühmten Kritiker das geiſtreiche Wort: „Eigentlich iſt Fauriel doch ein Atheiſt in der Litteratur!“ Das mag zu hart ſeyn; aber allerdings hielt er ſich in der Litteratur an die natürliche Religion welche überall leicht etwas zu weit führt und dazu verleitet die Tempel und Altäre, auch die litterariſchen, etwas zu ſehr des Glanzes und Schmuckes zu entkleiden der ihnen zuſteht. In der That ging Fauriels Enthuſiasmus für das Urſprüngliche in der Poeſie, für die Nibelungen und die Edda, und ſeine Abneigung gegen alles Akademiſche ſo weit daß er ſogar — etwas an ihm ganz Befremdendes — Proſelyten für ſeine Anſicht und Richtung zu machen ſuchte. Die neugriechiſchen Volkslieder welche Fauriel herausgab, hatten den ſel-

*) St. Beuve's anziehende Darſtellung des Verhältniſſes zwiſchen Fauriel und Manzoni mit vielen lehrreichen Andeutungen über die neuere italieniſche Poeſie laſſen wir in einem beſondern Artikel folgen.

Digitized by Google

tenen Vorzug, mit dem Kräftigen und Natürlichen, welches Erzeugniſſe der Art beſonders auszeichnet, eine Grazie und eine Blüthe der Phantaſie zu verbinden, wie man ſie bei denſelben nicht immer findet und welche hier ihre Quelle hat in dem unſterblichen Geiſtesſchatz dieſes glücklich begabten Stammes. Bei ſolchen naiven Productionen ging Fauriel im Nothfall auch dem Rohen und Ungebildeten nicht aus dem Wege; aber auch hier, wie überall, liebte er vorzugsweiſe das Zarte, das Pathetiſche, das Edle, und hier konnte er ſich und ſeinen Leſern ganz Genüge thun. In ſeiner trefflichen Einleitung hat Fauriel beſonders die Lieder der auf das häusliche Leben ſich beziehenden Gattung reizend und tief eindringend charakteriſirt; er bringt uns auf eine bewundernswerthe Art zur Anſchauung und zum Bewußtſeyn, in welch hohem Grade die Poeſie in Griechenland das vertraute und unzertrennliche Organ des Lebens, der ernſtlichgemeinte und keineswegs übertriebene Ausdruck eines natürlichen, aber gegenüber von andern Völkern erhöhten Gefühls iſt und immerdar war. „Unter den Künſten," ſagt er, „hat die Poeſie das Eigenthümliche daß der bloße Inſtinct, die bloße Begeiſterung des ungebildeten und ſich ſelbſt überlaſſenen Genius darin das Ziel der Kunſt erreichen kann, ohne die Beihülfe der Verfeinerungen und Mittel welche dieſe gewöhnlich erheiſcht — wenigſtens wo dieß Ziel nicht allzu verwickelt oder entfernt iſt. Dieß iſt der Fall bei jeder dichteriſchen Schöpfung welche unter urſprünglichen und naiven Formen, mögen ſie auch noch ſo rauh und uncultivirt ſeyn, einen Schatz von Sachen, von wahren und ſchönen Ideen enthalt. Noch mehr! gerade der Mangel der Kunſt, oder die unvollkommene Handhabung der Kunſt, der Contraſt oder das Mißverhaltniß zwiſchen der Einfachheit des Mittels und der reichhaltigen Fülle der Wirkung machen den vornehmſten Reiz einer ſolchen Compoſition aus. Dadurch nimmt ſie in gewiſſem Grade Theil am Charakter und an den Vorrechten der Werke der Natur; denn der noch nicht cultivirte Genius des Menſchen iſt auch eines der Phänomene, der Producte der Natur." In dieſer Einleitung und in mehreren ausführlichen Bemerkungen zu einzelnen Stücken der Sammlung welche zum Theil wahre hiſtoriſche Abhandlungen werden, kraftigt ſich der Styl Fauriels, ſein Wort wird belebter und gedrängter, er findet eine ihm ſonſt nicht gewöhnliche nervige Ausdrucksweiſe, man könnte ſagen, er habe in dieſem Gegenſtande ſeiner Wahl in Wahrheit mit dem Fuß die Erde berührt die ſeine Mutter iſt. Unter allen ſeinen Werken enthalt dieß am meiſten Feuer und Schwung; es ſind Blätter darin mit einer ſtrömenden Fülle geſchrieben. Auch war der Erfolg dieſes Werkes der glücklichſte, und der Sache der er dienen wollte, in hohem Grade günſtig.

Nachdem er dieſe Arbeit hinter ſich hatte welcher er mit ganzer Seele ſich hingegeben, ſchien Fauriel mit aller Kraft und ohne Zögerung an die Vollendung und Veröffentlichung ſeines großen hiſtoriſchen Werkes gehen zu können, an welchem er ſchon lange gearbeitet hatte und zu deſſen Förderung ihn ſeine Freunde die daſſelbe Feld bearbeiteten, beſonders Aug. Thierry und Guizot, mit freundſchaftlichem Eifer drängten und ihn baten, doch nicht gar zu ängſtlich und gewiſſenhaft zu ſeyn, ſich nicht mit unmöglichen Anforderungen an ſich ſelbſt zu quälen und nicht nach dem Ideal einer nie erreichbaren Vollkommenheit zu ſtreben. Aber der Dämon der Verzögerung trug auch jetzt den Sieg davon, und erſt zehn Jahre ſpäter übergab Fauriel einen Theil, den einzigen fertig gewordenen ſeines großen Werkes dem Druck. So eilten ihm ſeine raſcheren und entſchloſſeneren Freunde mit ihren hiſtoriſchen Werken voraus, an deren Entſtehung er einen wichtigen und fördernden Antheil hatte, als Vertrauter und Berather, ſo daß man ihn mit Recht die geiſtige Amme vieler trefflichen Gelehrten hätte nennen können. Alle großen Fragen auf dieſem Gebiete der Gelehrſamkeit wurden im verſchiedenſten Sinne von ihm verhandelt, und er hatte bei allen eine überwiegende Stimme. Neben Thierry und Guizot pflog um dieſe Zeit Fauriel vertrauten, wiſſenſchaftlichen Umgang und Verkehr mit A. Wilhelm Schlegel, dieſem Kritiker der ſein ſcharfes Auge auf alle *großen* litterariſchen Vorgänge und Erſcheinungen richtete, wenn er auch nicht immer den *mittleren* Gerechtigkeit widerfahren ließ, und leiſtete demſelben wichtige Dienſte.

Die Revolution von 1830 hatte für Fauriel die Folge, daß ſeine Freunde welche jetzt zur Gewalt gelangten, darauf dachten ſeine zu lange verborgenen Kenntniſſe in unmittelbare Berührung mit dem Publicum zu bringen; eine Profeſſur der ausländiſchen Litteratur wurde für ihn an der Faculté des Lettres gegründet. Dieß Lehramt verzögerte leider noch mehr die Vollendung ſeines hiſtoriſchen Werkes. Erſt 1836 erſchien das zweite der drei großen Werke die er ſeit langer Zeit vorbereitet hatte, über *die Geſchichte des Südens von Frankreich*. Das erſte ſollte Alles umfaſſen was ſich Zuverläſſiges oder Wahrſcheinliches über die Uranfänge, die Geſchichte und den Zuſtand Galliens, beſonders des mittäglichen Galliens, vor und während der römiſchen Herrſchaft ermitteln oder muthmaßen ließ. Das dritte und letzte Werk, das intereſſanteſte von allen dreien welche es krönend abgeſchloſſen hätte, ſollte das vollſtändige Gemälde der ſüdlichen Provinzen während der Jahrhunderte der Wiedergeburt und der Cultur entrollen; man wird wenigſtens den litterariſchen Theil dieſes Gemäldes in den Bänden der Vorleſungen über die Geſchichte der provençaliſchen Poeſie finden, welche in dieſem Augenblick gedruckt werden. Das zweite Werk, das einzige das man in entſchieden und rein hiſtoriſcher Form beſitzt, ſollte das verknüpfende Band zwiſchen den beiden andern bilden; es befaßt die Darſtellung der Schickſale Galliens ſeit dem großen Einbruch der Barbaren im fünften Jahrhundert bis zur Zerſtücklung des fränkiſchen Reiches unter den letzten Carolingern. Während dieſer langen und peinlichen Uebergangsperiode hält ſich der Verfaſſer vorzugsweiſe und mit auffallender Vorliebe an Alles was den Zuſtand des ſüdlichen Frankreichs angeht, an Alles was dort auf Ueberreſte der Civiliſation hindeutet, oder was das Wiedererwachen der Cultur daſelbſt ahnen läßt. So mild, ſo gehalten der Ausdruck ſeiner Sympathie iſt, ſchlägt doch, man fühlt es, ſein ganzes Herz für dieß ſchöne und unglückliche Land, über das ſo oft ſiegende Barbaren unvermuthet hereinſtürzen, und — im geiſtigen wie im eigentlichen Sinne — die Oelbäume zertreten und ſie mit der Wurzel ausreißen!

Es gibt über dieſe ſo dunkle und ſo undankbare Periode der franzöſiſchen Geſchichte andere neuere Werke, lebendiger geſchrieben, mehr belebt durch Gemälde, mit ſchärfer umriſſenen An- und Ausſichten, die ſich angenehmer und leichter weg leſen. Energiſche und glänzende Talente haben Mittel gefunden Licht und manchmal ſogar Reiz darüber zu verbreiten; aber wenn ich es ſagen darf, dieſer Reiz, dieſes Licht ſelbſt, wenn es ſo lebhaft ins Auge fällt, — iſt es nicht faſt wie eine Schöpfung des Künſtlers oder des Philoſophen, ja bis auf einen gewiſſen Grad eine leiſe Lüge, in der Uebertragung und Anwendung auf ſo grauenhafte, verzweiflungsvolle Zeiten? Ich, der ich die Bände Fauriels der Reihe nach durchleſen habe, ich glaube aus denſelben eine vielleicht treuere und genauere Vorſtellung des traurigen Geſammtbildes dieſer Zeiten geſchöpft zu haben. Man gewinnt daraus eine betrübende aber gründliche Belehrung; wenn ſich dazu nothwendiger Weiſe einige Ermüdung geſellt (trotz aller Bemühungen des Hiſtorikers, oder

Digitized by Google

vielleicht gerade in Folge dieſer Bemühungen) vermöge der ausführlichen und monotonen Wiederholung derſelben Gräuel, ſo iſt das doch wohl ein geringes Uebel, wenn wir Leſer heutzutage mit einiger Ermüdung nachempfinden, was jene, unſere Brüder oder vielmehr unſere Väter, Jahrhunderte hindurch an Drangſalen und Leiden durchgemacht haben! Sein hiſtoriſches Gewiſſen drängte Fauriel jene zerriſſenen, verworrenen, zuckenden und keuchenden Epochen, ſo wie ſie in Wahrheit geweſen, zu erforſchen und darzuſtellen; er gibt ſie wieder mit ihren Mißſtänden, ohne dem Leſer etwas zu ſchenken. Er bringt keine gemachte Strömung hinein und ſchlägt keine jener bequemen aber künſtlichen Brücken, wie andere Hiſtoriker thun; ſeine Erzählung iſt der Wirklichkeit adäquat, wie der Philoſoph ſagen würde. Er ſtrebte, wie geſagt, nicht nach Effect, oder vielmehr, die Wirkung die er hervorzubringen wünſchte, war gerade das Gegentheil von dem was man gewöhnlich Effect nennt. Er wollte nie den Leſer mit ſich beſchäftigen; er ſetzte ſich einzig die Aufgabe ihn den Grund und das Weſen der Dinge kennen zu lernen und vor ſeinem Auge in ihrer dunkeln und geheimnißvollen Wirklichkeit gewiſſe große Zeitpunkte der ſocialen Zerſetzung und Umgeſtaltung zu entrollen, welche bis auf den heutigen Tag unbefriedigend dargeſtellt und erklärt ſind. Zu dieſem Zweck glaubte er die Einbildungskraft, den Verſtand des modernen Leſers vorbereiten und ihn langſam und mittelſt allmählicher Entwicklung der Begriffe in die Vergangenheit einführen zu müſſen. Das iſt zum Theil der Grund, warum es einem bequemen und trägen Publicum ſchwer geworden Fauriel nach ſeinem ganzen Werthe zu würdigen; denn man muß ihn in ſtrenger Folge leſen, um die ganze Kette der Ideen zu faſſen, von welchen nie eine der andern vorgreift und deren jede erſt an ihrem paſſenden Ort auftritt. Ich bin überzeugt daß, wer ſeine Geſchichte Galliens und dann ſeine Vorleſungen mit der gebührenden Aufmerkſamkeit lieſt, fühlen wird daß die Geſammtwirkung die iſt ihm den geſchichtlichen Blick zu erweitern, ihm die Menſchheit unter anderen, größeren und zugleich ſehr beſtimmten und wahren Geſichtspunkten zu zeigen, ſo daß es Einem nachher ſchwer wird ſich wieder mit der einigen Hiſtorikern eigenen äußerlichen Geſchichtsmalerei, oder mit den geiſtreichen Einfällen, den beſtändigen witzigen Zuſpitzungen und Gegenſätzen Anderer zu begnügen; aber um an dieſer Art von Darſtellung Geſchmack zu finden und nicht an ihrer Ausführlichkeit zu ſcheuen, muß man ſich wirklich von dem Kern und Weſen dieſer Geſchichte ſelbſt angezogen fühlen. An dieß neueſte und gediegene Intereſſe, an dieſe emſige, auf Einen Punkt ſtrebende Wißbegier wendet ſich Fauriel; der Geiſt der ſich von ihm führen läßt, findet am Ende daß er bei ihm ebenſo viel Neues gelernt, als an Umfang und Freiheit gewonnen hat. Doch ſoll nicht geläugnet werden daß er manchmal ſeine Methode etwas übertreibt und mißbraucht und ſich hin und wieder in ſeinen Ableitungen etwas zu ſehr mit dem ſchweren Gepäck des Styls belaſtet.

Nachdem Fauriel den blühenden Zuſtand der römiſchen Verwaltung und Civiliſation im Süden Galliens im Zeitpunkt des beginnenden Ruins dargeſtellt, ſetzt er ſich die Aufgabe die verſchiedenen Wechſel und die Aufeinanderfolge des allmählichen Zerfalls in Folge der wiederholten Einfälle und Ueberſchwemmungen der Barbaren anſchaulich zu machen. Die erſten Eroberer die ſich im Lande niederlaſſen, ſind die Weſtgothen, die am wenigſten Hartnäckigen und Zerſtörenden unter allen. Der Hiſtoriker welcher bei ſeiner Unparteilichkeit doch offenbar auf die Seite der römiſchen Traditionen ſich ſtellt, zeigt ſich doch den Weſtgothen weniger abhold als ſpäteren germaniſchen Stämmen, eben weil ſie weniger zäh ſich erwieſen und ſich leicht umwandeln ließen. Schon gegen Ende des fünften Jahrhunderts hatte ihre Invaſion ihre zerſtörende Kraft großentheils verloren; der galliſch-romaniſche Stamm gewann wieder das Uebergewicht und bereitete überall eine Verſchmelzung vor; die alte Civiliſation ſtand trotz der erlittenen Unbilden auf dem Punkte wieder zu erblühen und zu triumphiren. Aber ein härterer Angriff, eine neue Barbarei brach herein; die Franken unter Chlodwig eroberten Gallien. Mehrere neuere Geſchichtſchreiber haben dieſen Einfällen friſcher, barbariſcher Stämme in den Ländern verdorbener lateiniſcher Völker gewiſſe Vortheile zugeſchrieben und Theorien von einer ſocialen Erneuung und Verjüngung mittelſt Eingießung eines neuen Blutes in einen verlebten Körper aufgeſtellt. Fauriel wollte davon ſich nie überzeugen laſſen; er war und blieb entſchieden antigermaniſch, ſo daß er nie zugab dieſe brutalen Invaſionen hätten auch nur für die entfernte Zukunft einer Wiedergeburt etwas Gutes bewirkt. Er ſah in den barbariſchen Germanen und in den Franken zumal, ſo zu ſagen, nur ſchwer zu verdauende Kieſelſteine, ohne Nahrungsſtoff. So lange dieſe Verdauung währte, war nach ſeiner Anſicht bei dem ehemals galliſch-romaniſchen Volke kein wahres Wiedererwachen der Civiliſation möglich. Der Abſchnitt des Werkes der von dem Einfall der Franken handelt, iſt mit einer Kraft und Feſtigkeit geſchrieben welche der Feder unſeres Hiſtorikers nicht überall eigen iſt; das Bild des Chlodwig iſt nicht geſchmeichelt noch verſchönert. Einige Auszüge und Anekdoten aus Gregor von Tours genügen ihm, um die Naivetät der fränkiſchen Barbarei in all ihrer Rohheit, Wildheit und ihrer ſelbſt die Treuloſigkeiten durchdringenden und färbenden Originalität zu veranſchaulichen. Dagobert allein unter den merovingiſchen Königen ſcheint ihm einigen Inſtinct der Civiliſation und ein Beſtreben nach Begründung der Einheit der Völker zu verrathen; aber der Stamm der Merovinger iſt zu Ende und verdient keine Zukunft. Auf die Seite der Beſiegten des ſüdlichen Frankreichs, der Arverner, ſo lange ſie Widerſtand leiſten, dann der Gascogner des Gebirgs, auf die Seite der immer zermalmten und immer ununterworfenen Galloromanen und Aquitanier, immer bereit ſich unter dem Joch der Sieger wieder zu erheben, wie die Griechen gegen die Türken, neigt ſich immer entſchieden die Gunſt des Hiſtorikers. Die oft vereitelten Widerſtandsverſuche Aquitaniens organiſiren ſich und nehmen eine achtunggebietende Regelmäßigkeit an unter dem merovingiſchen Zweige Chariberts, welcher in der Perſon ſeiner edlen Häupter, Eudon, Hunald und Waifre, ſich vollkommen mit den Intereſſen des Landes identificirt. Hier bereitet ſich mitten unter den zu Ende gehenden Kämpfen der merovingiſchen Anarchie eine Art von Emancipation des ſüdlichen Galliens, eine wahre Gegeneroberung vor, wie Fauriel es nennt. Der Süden ſteht auf dem Punkte neu zu erſtehen, wenn man ihm nur Zeit gönnt; wieder verſpricht eine Civiliſation zu beginnen, wenn nicht neue Barbaren hereinbrechen und die Saaten umwühlen.

Dießmal ſind es die Araber von jenſeits der Pyrenäen; keine Barbaren zwar, aber doch gefährliche Feinde. Fauriel faßt dieſe Epiſode ſeines Werkes mit günſtigem Auge auf, er verdoppelt den Eifer ſeiner Forſchungen. Dieſer ganze Theil ſeines Werkes iſt neu und überraſchend; er hat dadurch unſerer Geſchichte eine neue Provinz hinzugefügt die man ganz ihm verdankt. Auch iſt ſeine Vorliebe für die edle Bildung und für die ritterlichen Neigungen und Geſinnungen der Eroberer Spaniens unverkennbar; er enthält ſich nicht einige Züge von ihren großen Anführern und Häuptern im Gegenſatz zur Barbarei der Franken zu zeichnen. Doch wird er der Sache ſeiner Aquitanier und Gascogner deßhalb keineswegs ungetreu; ſie wird nur noch gehoben und geadelt durch ſolche

Digitized by Google

Kämpfe, wo Eudon und Waifre als Vorkämpfer des Chriſtenthums gegen den Islamismus fechten. Aber dieſe Aufgabe wird ihnen bald durch das Schickſal entzogen; ſie fällt Karl Martell und Karl dem Großen zu, welche ſich dann auch deren Ruhm zueignen.

Die fränkiſche Nation, in Gefahr zu entarten mit den letzten Abkömmlingen Chlodwigs, verjüngt ſich und erſtarkt wieder unter den erſten Carolingern. Das erobernde Volk hat einen neuen Anſtoß erhalten, und Aquitanien hat dieß zu empfinden. Umſonſt ſuchen die Enkel Chariberts, die es ſich ſo ſchön angeeignet und angeähnlicht hat, dort die Ehre des letzten merovingiſchen Zweiges bis aufs Aeußerſte gegen die überall ſonſt anerkannte Uſurpation zu vertheidigen. Der Hiſtoriker hält treulich zu ihnen; man könnte ſagen er verfechte jeden Fußbreit Boden an der Seite Waifre's in dieſem alten verzweifelten Vendeekrieg, der nur ſparſame Spuren in den Chroniken zurückgelaſſen hat. Doch der Kampf war zu ungleich! Aquitanien wird am Ende wieder unterworfen, und jeder Wiederanfang der Civiliſation iſt aufs neue vertagt.

Fauriel iſt zu billig um nicht jeder hiſtoriſchen Perſon dasjenige zuzutheilen was ihr gebührt, und um irgend eine Seite und eine Anſicht ſeines Gegenſtandes aufzuopfern. Doch darf man die Bemerkung machen daß Karl der Große in ſeiner Darſtellung nicht an Größe gewinnt; er erſcheint in etwas abgeblaßter Geſtalt und in einer Ferne welche die Bewunderung gerade nicht ſteigert. Wenn der Verfaſſer in einem einzigen Capitel das Ganze jener Verwaltung und jener Herrſchaft zuſammenfaßt, hat er vollkommen die Abſicht den Monarchen nur nach zuverläſſigen, beſtimmten Handlungen zu beurtheilen, aber er faßt ihn vielleicht nicht befriedigend nach dem Genie auf das ihn beſeelte. Wenn die aus jenen Jahrhunderten auf uns gekommenen hiſtoriſchen Urkunden ſo trocken, ſo ſichtbar unvollſtändig ſind, ſo erheiſchen ſie einen Scharfſinn der ſie deutet und vervollſtändigt. Das weiß Fauriel wohl. Nun aber läßt er, der ein Fragment, eine Spur im Texte ſo glücklich zu benützen weiß zu Gunſten ſeiner beſiegten Völker oder ſeiner Volkspoeſie, dieſen divinatoriſchen Geiſt nicht ebenſo dem großen Manne zu gute kommen; und doch haben die Chroniſten uns von ihm nur kahle und trockene Züge überliefert, welche es gälte auch wieder zu beleben. Die Methode Fauriels iſt aber eben nicht die paſſendſte die geſchichtlichen Koloſſe zu meſſen; er liebt die Eintheilungen und die Untereintheilungen, und zeigt am beſten dasjenige was man in einer Aufeinanderfolge zeigen kann. Er iſt vortrefflich darin das Weſen und den Grund einer Epoche zu analyſiren und wieder zuſammenzuſetzen, in einem verworrenen Zuſtand des Volkes und Staates das Thun und Treiben der Sieger und der Beſiegten zu verfolgen, dem Leſer anſchaulich zu machen wie ſich in jenen dunkeln Jahrhunderten das Leben geſtaltete: aber dann, wenn es ſich nicht mehr von Dingen, ſondern von einem Menſchen, von einem großen Manne handelt, dann zögert er und taſtet etwas ängſtlich um ſich, oder ſchließt ſich doch in vorſichtige, ſtrenge Linien ein; er drängt ſeine Anſicht nicht in einen ſolchen Blitz zuſammen, wie ſie den Ruhm eines Montesquieu ausmachen.

Karl der Große hatte noch zu ſeinen Lebzeiten Ludwig den Frommen dem Lande Aquitanien als eigenen König gegeben, und das immer lebenskräftige Land erholte ſich ſchon unter dieſem jungen Könige wieder, welcher gleich anfangs ſeine Sitten und ſeinen Geiſt angenommen hatte. Es iſt höchſt merkwürdig bei Fauriel zu finden, wie Aquitanien auch jetzt wieder ſo leicht die Sieger in ſich aufnahm und ſie bald ſeinem Genius dienſtbar machte. Selbſt die Anarchie unter den Carolingern war dieſem ſchönen Lande nützlich. Durch ihre vom Mittelpunkt entlegene Stellung entzogen ſich die ſüdlichen Provinzen bald beinahe jeder Abhängigkeit, und bildeten gleichſam das günſtigſte Neſt für das nun entſtehende Lehnsweſen. Am Schluß ſeines vierten Bandes und des neunten Jahrhunderts hat Fauriel die Genugthuung Aquitanien wieder ganz emancipirt und auf die ihm eigenthümliche Bahn zurückgekehrt zu ſehen, nachdem es zwei Eroberungen, zwei fränkiſchen Dynaſtien getrotzt und ſelbſt in ſeiner Zerſtückelung eine gewiſſe moraliſche Einheit ſich gerettet hat, bereit endlich ſich in einer neuen Ordnung der Dinge zu verjüngen. Dieß wäre der Gegenſtand eines letzten hiſtoriſchen Werkes geweſen, das er ſich vornahm zu Ende zu führen, und deſſen Unvollendung nicht genug beklagt werden kann.

Von andern Arbeiten Fauriels ſind hauptſächlich noch zu nennen ſeine Geſchichte der provençaliſchen Poeſie, welche jetzt gedruckt wird. Im Jahr 1832 veröffentlichte er zwölf Vorleſungen über den Urſprung der Ritterepopöe im Mittelalter, welche in der gelehrten Welt großes Aufſehen und viele Streitigkeiten erregten. Man hatte bis auf Fauriel den Dichtern und Troubadours des ſüdlichen Frankreichs die Priorität und die Ueberlegenheit in den lyriſchen Gattungen zugeſtanden, den Poeten und Trouvèren des Nordens dagegen die Palme des epiſchen Romans und des Fabliau vorbehalten, und ſelbſt Raynouard hatte dieſe herkömmliche Anſicht nicht erſchüttert. Fauriel zuerſt nahm, mit Beweiſen und Argumenten aller Art und von nicht geringer Kraft, für die Provençalen die Erfindung und die erſte Entwickelung der meiſten Ritterromane in Anſpruch, nicht bloß derjenigen welche ſich mit den Traditionen vom Kampfe der Chriſten gegen die Saracenen Spaniens oder mit dem Widerſtand der aquitaniſchen Häuptlinge gegen die carolingiſchen Monarchen beſchäftigen, und die Hauptmaſſe des ſogenannten Sagenkreiſes von Karl dem Großen bilden, ſondern auch der andern Romane von mehr idealem und verfeinerterem Charakter welche zu dem Kreis von der Tafelrunde gehören. Groß war im erſten Augenblick die Ueberraſchung, und groß das Geſchrei unter den Gelehrten dieſſeits der Loire, und es war faſt als wären die Gränzen von einem feindlichen Eroberer überſchritten worden; und auch in Deutſchland, in Italien regte ſich vielfacher Widerſpruch. Das aber iſt jedenfalls außer Zweifel daß durch Fauriel der unabhängige Grund und Boden der provençaliſchen Poeſie und Epopöe auf eine entſchiedene, eigenthümliche Weiſe erweitert, zum Theil geſchaffen worden iſt, und wie Raynouard eine Sprache, ſo hat Fauriel eine Litteratur wieder entdeckt.

Unter ſeinen vielen Arbeiten welche zum Theil erſt werden herausgegeben werden, iſt noch zu nennen ſeine Lebensbeſchreibung Dante's 1834 und Lope de Vega's 1839, welche letztere ebenfalls Anlaß zu lebhaften Erörterungen und Streitigkeiten gab, und die Herausgabe des provençaliſchen Gedichts über den Albigenſerkrieg. Fauriel ſtarb am 15 Julius 1844 in Folge einer Operation die man für nicht ſehr bedenklich gehalten hatte, bis in ſein Alter von ſeiner Arbeitſamkeit und ſeiner milden Geiſtesheiterkeit nicht verlaſſen, und ſtets einen befruchtenden fördernden Einfluß auf viele Geiſter ausübend. Frankreich verdankt ihm viel; das neunzehnte Jahrhundert zumal wäre undankbar, wenn es ſeinen Namen vergäße; denn mit Sicherheit läßt ſich jetzt beſtimmen welche Stelle er in ſeinen Anfängen eingenommen, welche einzige Rolle er übernommen hat, und welcher Antheil ihm mit vollem Rechte zuzuerkennen iſt bei der Grundlegung des Gebäudes, an welchem andere die Façade aufgeführt, aber deſſen Giebel ſie noch nicht aufgerichtet haben!

Digitized by Google

Fauriel und Manzoni.

In ſeinem großen Aufſatz über Fauriel behandelt Sainte-Beuve auch deſſen Verhältniß zu dem italieniſchen Dichter *Manzoni*, dem Verfaſſer der von Goethe ſo hoch geprieſenen und dieſes Lobes vollkommen würdigen *Verlobten* (Promessi Sposi), als eine der anziehendſten Epiſoden ſeines Lebens und ſeiner Wirkſamkeit, und behauptet ſogar, die ſcheinbare Abſchweifung entſchuldigend: „Man kann Manzoni gar nicht recht gründlich kennen lernen als durch Fauriel; dieſer iſt der unmittelbare, geheime und beinahe nothwenige Führer beim Studium und zum Verſtändniß des trefflichen Dichters.“ Wie dem ſey, jedenfalls iſt die Schilderung des zugleich gemüthlichen und litterariſchen Freundſchaftsbundes dieſer, zwei verſchiedenen Nationen angehörigen Männer ebenſo intereſſant als wohlthuend. Wir laſſen daher das weſentliche davon hier folgen.

Die Mutter Manzoni's, die Tochter Beccaria's, kam unter dem Conſulat nach Frankreich, und lebte daſelbſt viel in der Geſellſchaft von Auteuil, in vertrautem Verkehr mit Cabanis und der Frau v. Condorcet. Als ihr Sohn einige Zeit nachher auch daſelbſt ankam, wurde er in denſelben Kreis eingeweiht und lernte hier Fauriel kennen. Ihm zeigte er zuerſt im Februar 1806 das Gedicht, das ſeine erſte Production war: auf den Tod Carlo Imbonati's, des kürzlich verſtorbenen trefflichen Freundes ſeiner Mutter. Fauriel nahm ein ſo vielverſprechendes Product voll Wärme und Feuer freundlich auf, und ließ ſich ſogleich mit dem jungen Dichter in eine jener ſcharfſinnigen und lichtvollen Erörterungen ein, wie er ſie liebte; er rieth ihm ſich immer mehr in dem Gebrauch der versi sciolti (der reimloſen Verſe) zu üben und zu vervollkommnen, und bezeichnete ihm die Muſter in dieſer Art, die er am höchſten ſtellte. Beide verſtanden ſich ſchon über gewiſſe ſehr feine Bemerkungen: in italieniſchen Gedichten den Reim wegzulaſſen, hieß ihnen nicht ſowohl einer Schwierigkeit aus dem Wege gehen als vielmehr ſehr oft auf ein Hülfsmittel und auf eine Entſchuldigung verzichten. In den reimloſen Verſen muß der Dichter, nicht mehr durch den Reim weitergeführt, alles aus dem Schatz ſeines eigenen Geiſtes ziehen und ſein Gedicht ganz aus *ſeinem* Vermögen ausſtatten; er kann freier auf das Einfache und Weſentliche losgehen, unter der Bedingung jedoch daß er in ſich ſelbſt die Kraft habe welche den Styl und den Ton den Gegenſtänden anzupaſſen vermag, Fruchtbarkeit an Bildern und Bewegung und Schwung der Gedanken, kurz die weſentlichſten Eigenſchaften des Talents. Manzoni richtete ſein Augenmerk frühe dahin; der „göttliche“ Parini, wie er ihn nannte, war ſein erſter Lehrer; aber weiterhin ſtrebte ſein Vers immer mehr dahin ſich von jeder allzunahen Nachahmung zu befreien, und in der Wahrheit und Natur unmittelbar ſeine Kraft zu ſuchen.

Oft luſtwandelten im Sommer 1806 und in den folgenden Jahren die beiden Freunde in den ländlichen Umgebungen von Paris, und beſprachen ſich über die höchſte Aufgabe jeder Poeſie — über die falſchen Bilder die man vor allem wegſchaffen müſſe, über die ſchöne einfache Kunſt die es gelte wieder ins Leben zu rufen. Nicht ernſtlicher konnte Descartes dem Philoſophen empfehlen ſich aller Vorurtheile und auf Glauben angenommener Meinungen und Vorſtellungen zu entſchlagen, als Fauriel dem Dichter anrieth ſich von jenen falſchen Bildern frei zu machen, welche nur nach altem Herkommen und der Ueberlieferung zufolge für poetiſch gelten. Dieß geſchah während der Herrſchaft Delille's und des Kaiſerreichsgeſchmacks. „*Die Poeſie muß aus dem Innerſten des Herzens ſtammen; man muß empfinden und ſeine Empfindungen mit Treue und Einfalt auszuſprechen wiſſen*“, das war der erſte Artikel der zwiſchen Manzoni und Fauriel beſprochenen poetiſchen Reform. Aber der erſtere hegte bei all ſeinen Hoffnungen ſchmerzliche Beſorgniſſe: zu gleicher Zeit, wo er fühlte daß die Poeſie ihrer urſprünglichen und weſentlichen Beſtimmung nur entſpricht wenn ſie ſich an das wirkliche und wahre Leben einer Geſellſchaft und eines Volkes anſchließt, begriff er auch daß aus vielen Gründen Italien einigermaßen außerhalb dieſer natürlichen Beſtimmung ſtehe; die äußerſte Getheiltheit der Staaten, der Mangel eines großen Mittelpunktes, die Trägheit und Unwiſſenheit und die Localanmaßungen hatten tiefgreifende Unterſchiede zwiſchen der geſprochenen Sprache — oder vielmehr den geſprochenen Sprachen — und der Schriftſprache begründet. Dieſe, eigentlich abſichtlich und willkürlich faſt eine *todte Sprache* geworden, konnte auf die verſchiedenen Volkstheile oder Stämme keine unmittelbare allgemeine Wirkung üben; ſo daß durch einen eigenthümlichen Widerſpruch die erſte Bedingung einer reinen, feſten und einfachen poetiſchen Sprache hier die war: auf etwas Künſtlichem zu beruhen. Manzoni empfand frühzeitig dieſen Uebelſtand und übertrieb ihn vielleicht ein wenig; gewiß iſt daß er nie ohne eine mit Neid gemiſchte Freude das geſammte Publicum von Paris den Komödien Molière's Beifall klatſchen ſah; dieſe unmittelbare intelligente Theilnahme eines ganzen Volkes an den Erzeugniſſen des Genius, welche allein dieſem ſein wahres Leben bezeugen kann, war, wie es ihm ſchien, einer allzu getheilten und durch Dialekte gleichſam zerſchnittenen Nation verſagt; er der einſt alle Höhergebildeten ſeines Landes im Gefühl einmüthiger Bewunderung vereinigen ſollte, hielt dieſe Einmüthigkeit nicht recht für möglich, und jedenfalls beklagte er daß ſie nicht die Maſſe des Publicums zur Grundlage haben könne.

Fauriel ermuthigte ihn mit nachdrücklicher Zuverſicht und durch Hinweiſung auf ausgezeichnete Beiſpiele die er von Italien ſelbſt hernahm, deſſen große Schriftſteller zu allen Zeiten über ähnliche Schwierigkeiten zu triumphiren gehabt. Uebrigens ſammelte Manzoni in dieſen Jahren der Jugend mehr ſeine Ideen, und ließ ſie abwechſelnd unter der Sonne Frankreichs und der Lombardei reifen, als daß er ſich beeilt hätte ſie der Welt vorzuführen. Er hatte ſein kleines Gedicht *Urania* 1807 angefangen; er ſann über den Stoff zu einem umfangreichen Gedicht nach, z. B. über die Gründung Venedigs; hauptſächlich aber überließ

Digitized by Google

er ſich rückhaltlos dem ſittlichen Leben, dem Leben des Herzens; nachdem er 1807 ſeinen Vater verloren, vermählte er ſich 1808; er beſchäftigte ſich mit Landwirthſchaft und mit der Verſchönerung ſeines Landſitzes Beufuglio in der Nähe von Mailand; er beſuchte in Frankreich ſeine Freunde von La Maiſonette und wählte Fauriel zum Pathen ſeines erſtgeborenen Kindes. So verfloß ihm die Zeit im Schooße ſeiner Familie, unter Bäumen und Verſen; doch ſchienen die letztern damals am wenigſten ſeinen Geiſt zu beſchäftigen. Der Grieche Muſtadiri ſchrieb von Mailand aus an Fauriel: „Aleſſandro und die Andern von der Familie befinden ſich wohl nnd gedenken Ihrer oft. Ganz den häuslichen Angelegenheiten ſich hingebend, ſcheint er mir allzuhäufig von den Muſen ſich zu entfernen welche doch ſo freigebig gegen ihn geweſen mit ihren geheiligten Gaben.“ Manzoni entfernte ſich jedoch nicht ſo ſehr von der Poeſie als es ſcheinen mochte, und ſie ſollte nach einer Pauſe mit neuer und wohlthätigerer Huld und Süßigkeit zu ihm zurückkehren. Seiner Familie ſich widmend, und gegen 1810 den religiöſen Ideen und dem chriſtlich thätigen Leben ſich zuwendend, Vater, Gatte, Freund, gab er ſich aufrichtig den geregelten menſchlichen Empfindungen, natürlichen und reinen Lebensgewohnheiten hin; aber Geduld! die Phantaſie wird bei ihm ſchon wieder an die Reihe kommen; ſie verließ nie ſeine ebenſo glühende als zartſinnige Seele. Er gehörte zu denjenigen, an welchen ſich ein Wort bewähren ſollte das ihm Fauriel gleich anfangs geſagt hatte: „Die Einbildungskraft, wenn ſie ſich an die ſittlichen Ideen anſchließt und hält, kräftigt ſich und gewinnt neue Energie mit den Jahren ſtatt daß ſie erkalten ſollte.“

Manzoni beſchäftigte ſich in dieſen Jahren wo nicht mit der Production von Poeſie, doch damit alles das zu genießen was den ſchönſten Gegenſtand und Beſtandtheil derſelben ausmacht. Neben Bauplanen im Geiſt und Geſchmack eines Palladio füllte der Landbau mit ſeinen harmloſen Freuden ſeine Mußeſtunden erwünſcht und friedlich aus. Er erhielt von Fauriel auserleſene Getreidekörner, zahlreiche Sammlungen von Sämereien, welche den Wunſch der Freundſchaft erfüllten, indem ſie auf einen glücklichen Boden fielen, beſonders aber waren die Seideraupen und die Maulbeerbäume vom Ende Mai's an ſein großes Anliegen, denn man ſpann bei ihm die Cocons ab. Oder auch ſuchte ein Bienenſchwarm in ſeinem Garten eine Stätte und Unterkunft und bot ſich ſeiner genauen Beobachtung dar, eine Reihe claſſiſcher Freuden und Beſchäftigungen dieſem Sohne Virgils bereitend. Das waren reine Genüſſe und da konnte die Poeſie nicht fern ſeyn.

Man behauptet, und es iſt glaublich daß während eines Aufenthalts in Paris in den erſten Monaten des Jahrs 1810 in Manzoni die erſten Ideen erwacht, das Licht in ihm aufgegangen ſey, worin er einen göttlichen Wink zu ſehen glaubte; von dieſem Augenblick an datire ſich ſeine religiöſe Umwandlung. Genauere Forſchungen hierüber wären unbeſcheiden und unziemlich; man darf aber vermuthen daß hier die Freundſchaft eine ziemlich bedenkliche Probe zu beſtehen hatte. Fauriel war der billigſte, der duldſamſte, der am wenigſten abſprechende Denker; aber er blieb auf ſeiner eigenen Bahn; er war erſt vor kurzem noch beſchäftigt geweſen die menſchliche Weisheit in ihren ſtolzeſten Vertretern (den Stoikern) zu ſtudiren. Manzoni konnte von dieſer Wiſſenſchaft ſeines theuern Geſchichtſchreibers der Stoa fürchten, ſie möchte dem hemmend in den Weg treten was beſonders den Kleinen und den Geiſtlicharmen geoffenbart iſt. Was ging da wohl zu einer gewiſſen Zeit vor zwiſchen dieſen beiden Seelen, zwiſchen dem immer beſcheidenen Philoſophen und dem an Liebe um ſo reicher gewordenen Gläubigen? Wenn der letztere jemals einen Verſuch machte in der Bruſt des andern von weitem eine Sache zu berühren welche in ſeinen Augen die wichtigſte war, ſo geſchah es gewiß nicht anders als mit der beſcheidenſten Zartheit. Aber niemand außer ihnen wurde in das Geheimniß eingeweiht. Ihre vertraute Freundſchaft erlitt dadurch keine Schwächung, keine Erkältung.

Die Ereigniſſe von 1813 und 1814 unterbrachen natürlich gewaltſam den Verkehr der beiden Freunde. Gegen dieſe Zeit veröffentlichte oder dichtete Manzoni die religiöſen Hymnen, Inni sacri, in welchen er der Religion die edeln, großen, menſchlichen Empfindnngen wieder zuzueignen ſuchte, welche aus ihr naturgemäß entſpringen. Dieſe Epoche war die ſeiner gänzlichen Umwandlung, ſelbſt in der Poeſie; das Studium und die Zeit machten die lange vorbereiteten Keime ſeines Talents hervorbrechen und ſich entwickeln, wozu ohne Zweifel die Erinnerung an die früheren Unterhaltungen mit ſeinem Freunde viel beitrug. Im Frühjahr 1816 beſchäftigte ſich Manzoni eifrig mit ſeiner Tragödie Carmagnola, und das ihn an Fauriel knüpfende litterariſche Band wurde wieder enger angeknüpft. Die beiden Tragödien Carmagnola und Adelchi, d. h. das ausgezeichnetſte was das romantiſche Drama in Europa von 1815—1836 hervorgebracht hat, dürfen ohne Zweifel nicht als eine Zugabe der Litterargeſchichte des Romanticismus in Frankreich unter der Reſtauration betrachtet werden; aber es genügt uns daß dieſe beiden trefflichen Werke mit mehreren ihrer Wurzeln damit zuſammenhängen. Italien hat in verſchiedenen Perioden immer auf Frankreich einen ſo großen Einfluß durch ſeine Litteratur geübt daß es gut war wenn Frankreich es ihm einmal vergalt in der Perſon eines ſo edeln dramatiſchen Dichters.

Indem Manzoni die Dichtung ſeiner hiſtoriſchen Tragödien unternahm, unabhängig von jeder gemachten Regel, indem er das ernſte Studium und die Leidenſchaft, die Treue gegen den Geiſt, die Sitten und die Charaktere der Epochen und die allgemein menſchlichen Empfindungen die ſich in einer würdigen und natürlichen Sprache ausſprechen, verband, realiſirte er nur mit Originalität den alten Wunſch ſeines Freundes und verlieh den von ihnen gemeinſam erörterten Ideen poetiſches Leben. Eine weiſe, vernünftige Kritik hatte ſo zu ſagen den Griffel des Dichters geführt, aber eine neue Kritik, denn die alte welche der Mittelmäßigkeit Vorſchub leiſtete und dem wahren Talent Schlingen legte, mußte erſt hinweggeräumt und der Boden gereinigt und geebnet werden. Dieß iſt ein Theil der Aufgabe welche ſich in Italien von 1818 und 1819 an die jungen Redacteurs des Journals: »Il Conciliatore« ſtellten, ſämmtlich Freunde Manzoni's, unter ihnen Silvio Pellico, Groſſi, Hermes Visconti, Berchet. Dieß Journal, das ſchon nach einem Jahr durch die politiſchen Verhältniſſe unterbrochen wurde, iſt unentbehrlich für eine genauere Kenntniß deſſen was die junge Schule jenſeits der Alpen beabſichtigte. Eine Reiſe nach Paris, 1819 und 1820, brachte Manzoni wieder in lebhaften Verkehr mit ſeinem Freund Fauriel, und Aug. Thierry und V. Couſin nahmen eifrigen Antheil an den Erörterungen welche damals zwiſchen ihnen gepflogen wurden und welche die auserleſenſten Geiſter beſchäftigten. Die Ueberſetzung des Carmagnola und Adelchi von Fauriel mit einigen kritiſchen Bemerkungen bildet ein bleibendes Zeugniß von jenem in litterariſcher Beziehung ſo intereſſanten und lebendigen Zeitpunkt; und wohl darf man dringend darauf hinweiſen, denn es iſt vielleicht ſeither in der Reform des Drama's nicht ein einziger Schritt gethan worden welcher die Sache der Kunſt auf dieſem Wege gefördert, ja der ſie nicht vielmehr zurückgeworfen hätte, indem er ſie durch alle Arten des Vergeſſens und der Uebertreibung bloß ſtellte.

Digitized by Google

Manzoni arbeitete ſeine Tragödien langſam aus, und lobenswerth iſt ſicherlich die Gewiſſenhaftigkeit womit er den Gegenſtand ſeiner Dichtungen ſtudirte und die Materialien vorbereitete. Für ſeinen Adelchi ſtudirte der Dichter, als Hiſtoriker, alles was er in den Chroniken über die Verhältniſſe der Herrſchaft und des Staats der Longobarden in Italien finden konnte; er verſenkte ſich in Muratori's Sammlung Rerum Italicarum; er ſuchte ſich gründlich zu unterrichten über die Verhältniſſe welche bei allen Eroberungen zwiſchen Siegern und Beſiegten ſich zu geſtalten pflegen; er bemühte ſich etwas zu erfahren und zu entdecken von dem Zuſtand der eingeborenen Bevölkerung, von welcher die Chroniken ſchweigen und deren dumpfes und tiefes Seufzen einer ſeiner Chöre uns wiedergibt. Manzoni wäre nach dieſen Vorſtudien ebenſo gut im Stande geweſen eine Geſchichte der Longobarden, in der Art Aug. Thierry's, zu ſchreiben, wie eine Tragödie zu dichten. Dieſe ernſten Studien hatten zur Folge daß der Geiſt der Geſchichte wirklich in einer Tragödie lebte welche ſonſt ganz allgemein verſtändlich und anſprechend iſt, und daß Goethe z. B. oder Fauriel ebenſo damit zufrieden waren, wie die Menge es geweſen ſeyn würde, wenn ſie ihr hätte Beifall klatſchen dürfen. Wenn ich an dieſe beiden vereinzelten Stücke denke welche wie zwei ſchöne Säulen daſtehen und welche den Porticus des Gebäudes zu bilden und uns aufzufordern ſchienen den Plan weiter zu verfolgen, ſo erröthe ich beinahe über das was unter unſern Augen dieſer Traum von einem Theater geworden iſt! Manzoni, durch Fauriel an Frankreich geknüpft, iſt in Italien ein Vertreter und ein Bruder der franzöſiſchen hiſtoriſchen Schule geworden. Dieſe Schule, die bei uns keinen ihr angehörigen dramatiſchen Dichter hervorgebracht, hat ihn an Manzoni.

Während Fauriel um dieſe Zeit von ferne den Plan hegte einen hiſtoriſchen Roman zu ſchreiben deſſen Schauplatz das ſüdliche Frankreich geweſen wäre, begann Manzoni ſeinerſeits an ſeinen Roman, die »Promessi Sposi« zu denken. Um dieſelbe Zeit beſchäftigte ſich ſein Freund Groſſi mit einem großen hiſtoriſchen Gedicht: „die Lombarden auf dem erſten Kreuzzuge“; es war die die Zeit wo W. Scotts Ivanhoe die Welt entzückte. Aus dieſer Veranlaſſung entſpannen ſich die intereſſanteſten und lebhafteſten Erörterungen, mündlich und in Briefen, zwiſchen den Freunden. Eine Hauptfrage war, in welchem Maße die Geſchichte und die Poeſie ſich verbinden könnten, ohne einander zu ſchaden. Fauriel neigte ſich zu der Anſicht hin daß in dieſem Kampfe fortan die eigentlich ſogenannte Poeſie mehr und mehr unterliegen werde. Manzoni glaubte das ganz und gar nicht und behauptete trotz allen ſcheinbar ungünſtigen Verhältniſſen: „*Die Poeſie will nicht ſterben!*“ Beide anerkannten endlich daß es in einem Roman erlaubt und paſſend ſey Facta zu erfinden um die Sitten der Geſchichte gemäß zu entwickeln. „Dieß iſt,“ ſchrieb Manzoni, „eine ſehr glückliche Hülfsquelle jener Poeſie die, wie ich Ihnen geſagt habe, nicht ſterben will; die hiſtoriſche Erzählung iſt ihr verſagt, weil die Darſtellung der wirklichen Thatſachen für die ganz vernünftige Wißbegier der Menſchen einen Reiz hat welcher gegen poetiſche Erfindungen, falls man ſolche einmiſchen will, einen Widerwillen einflößt und ſie kindiſch erſcheinen läßt. Aber die charakteriſtiſchen Züge einer Epoche ſammeln und ſie in einer Handlung entwickeln, *die Geſchichte benützen, ohne mit ihr wetteifern zu wollen*, ohne die Anmaßung, das zu leiſten was ſie beſſer leiſtet — das ſcheint mir noch der Poeſie vorbehalten, und etwas das ſie allein leiſten kann.“

Die Form, die Sprache wurde von Manzoni mit der ängſtlichſten Gewiſſenhaftigkeit behandelt, und namentlich während der Ausarbeitung ſeiner Verlobten, wo Fauriel unter ſeinem Dache verweilte, kamen dahin einſchlagende Fragen häufig zur Sprache. Nach den Angaben eines Ohrenzeugen ſprach ſich Manzoni etwa folgendermaßen gegen Fauriel hierüber aus: „Wenn ein Franzoſe ſeine Ideen nach beſten Kräften auszuſprechen ſucht, ſehen Sie, welch einen Ueberfluß, welch eine Mannichfaltigkeit von Wendungen er in dieſer Sprache findet die er von jeher geſprochen, welche ſich ſeit ſo langer Zeit und alle Tage noch in ſo vielen Büchern, ſo vielen Geſprächen, ſo vielen Erörterungen jeder Art bildet. Hiemit hat er eine Regel für die Wahl ſeiner Ausdrücke; er findet ſie in ſeinem Gedächtniß, in ſeinen Gewohnheiten, die ihm ein faſt unfehlbar ſicheres Gefühl für die Uebereinſtimmung ſeines Styls mit dem allgemeinen Geiſt der Sprache geben; er braucht kein Wörterbuch zu befragen, um zu wiſſen ob ein Wort Anſtoß geben oder durchgehen wird; er fragt ſich ob etwas franzöſiſch iſt oder nicht, und er iſt der Antwort ſo ziemlich gewiß. Dieſer Reichthum an Wendungen und dieſe Gewohnheit ſie anzuwenden, geben ihm ferner das Mittel an die Hand deren nach ſeinem Bedürfniß mit einer gewiſſen Sicherheit neue zu erfinden, denn die Analogie iſt ein weites Feld und fruchtbar im Verhältniß zu dem poſitiven Sprachſchatz; ſo kann er was er in ſeinen Ideen neues und originelles hat, in Formeln ausdrücken welche ſich noch immer dem allgemeinen Sprachgebrauch nähern und mit ziemlicher Genauigkeit die Gränzlinie zwiſchen der Kühnheit und der Extravaganz ziehen. Denken Sie ſich nun ſtatt deſſen einen Italiener der, wenn er nicht ein Toscaner iſt, in einer Sprache ſchreibt, die er faſt nie geſprochen, und der, ſelbſt in jenem Falle, in einer Sprache ſchreibt welche nur von einer kleinen Anzahl der Bewohner Italiens geſprochen wird; in einer Sprache in welcher mündlich keine großen Fragen erörtert werden, in welcher die Werke welche ſich auf die moraliſchen Wiſſenſchaften beziehen, ſehr ſelten ſind, — in einer Sprache die gerade durch die Schriftſteller welche die wichtigſten Materialien in der neueſten Zeit behandelt haben, verdorben und entſtellt worden ſeyn ſoll, ſo daß es für die guten Ideen der neuen Zeit keinen allgemeinen Typus des Ausdrucks gäbe in dem was wir bis jetzt in Italien beſitzen. Es fehlt dieſem armen Schriftſteller völlig das Gefühl der Gemeinſchaft mit ſeinem Leſer, die Gewißheit daß er ein Inſtrument handhabe welches beide gleich gut kennen. Fragt er ſich, ob der Satz den er geſchrieben, italieniſch ſey? — wie ſoll er ſich eine entſchiedene Antwort geben auf eine Frage die ſelbſt nicht ſcharf beſtimmt iſt? Denn was bedeutet italieniſch in dieſem Sinne? Nach den Einen das was in der Crusca feſtgeſetzt iſt, nach Andern das was man in ganz Italien oder doch unter den gebildeten Claſſen verſteht, die Meiſten verbinden mit dem Worte gar keinen beſtimmten Begriff. Bei all ihrer pedantiſchen Strenge haben doch unſere Puriſten meines Erachtens eine ſehr vernünftige Anſicht aufgeſtellt: daß eine gewiſſe Feſtigkeit und Fixirung, eine Sprache in welcher die Schreibenden und Leſenden ſich begegnen, ein Bedürfniß für uns ſey. Nur ſcheint mir daß ſie Unrecht haben, wenn ſie glauben daß eine ganze Sprache in der Crusca und in den claſſiſchen Schriftſtellern enthalten ſey, und ſelbſt wenn dieß wäre, hätten ſie doch Unrecht zu verlangen daß man ſie dort ſuche, daß man ſie lerne, ſich ihrer bediene. Sagen Sie mir nun was ein Italiener thun ſoll der, weil er nichts anders anzufangen weiß, ſchreiben will? Ich für meinen Theil, daran verzweifelnd eine ſtichhaltige und durchgreifende Regel zu finden um in dieſem Berufe das Rechte zu finden, glaube jedoch daß es auch für uns eine annähernde Vollkommenheit des Styls gibt und daß um dieß Ziel zu erreichen man vielfach über das was man ſchreibt denken, die ſogenannten claſſiſchen

Digitized by Google

Italiener und die Schriftſteller in anderen Sprachen, die Franzoſen beſonders, fleißig geleſen, über wichtige Materien mit ſeinen Mitbürgern ſich beſprochen haben muß, und daß man mittelſt dieſer Beſtrebungen zuſammen ſich eine gewiſſe Fertigkeit erwerben kann in der ſogenannten guten Sprache zu finden, was ſie für unſere wirklichen Bedürfniſſe anwendbares hat, eine gewiſſe Fähigkeit, ſie durch Analogien auszudehnen, und einen gewiſſen Takt um aus der franzöſiſchen Sprache ſich das anzueignen was von ihr in die unſrige übergehen kann ohne durch eine grelle Diſſonanz zu ſtören oder Dunkelheit zu verurſachen. So wird man mit peinlicher und unverdroſſener Arbeit und Mühe ſo wenig ſchlecht als dieß möglich iſt leiſten, was man in Ihrer Sprache faſt mit Leichtigkeit gut leiſtet. Ich glaube mit Ihnen daß einen Roman in italieniſcher Sprache gut ſchreiben eines der ſchwierigſten Dinge iſt, aber ich finde dieſe Schwierigkeit auch bei andern Gegenſtänden, obgleich in geringerem Grade, und bei dem zwar nicht vollſtändigen aber ſehr ſichern Bewußtſeyn, das ich von der Unvollkommenheit des Arbeiters habe, fühle ich auch beinahe eben ſo ſicher in welch hohem Maße ſie dem Stoffe ſelbſt anhaftet."

Fauriel mußte dieſe Behauptungen großentheils gelten laſſen; aber Italien hatte immer ſeine großen Schriftſteller gehabt; wie ſollte man behaupten dürfen daß es jetzt keine mehr haben könne? Und war es am Ende denn wirklich eine ſo leidige Sache ſich genöthigt zu ſehen ſeine Sprache zu wählen und in gewiſſem Maße zu bilden, ſie über die Jargons des Tages zu erheben und ſie einem höheren Typus anzunähern welcher ſich unmittelbar an die Beiſpiele der alten Meiſter anlehnt?

Der mit ſo großer Gewiſſenhaftigkeit vorbereitete Roman hatte aber auch, nachdem Fauriel in Frankreich, Goethe in Deutſchland ſich ſo rühmend über die früheren Dichtungen Manzoni's ausgeſprochen hatten, was auf das Urtheil in Italien bedeutend zurückwirkte, einen wunderbaren Erfolg. Zwar ſchrieb einige Zeit vorher Hermes Visconti an Fauriel: „Nur eine kleine Anzahl Perſonen fangen an ſich ganz leiſe ins Ohr zu ſagen, Manzoni ſey der beſte jetzt lebende italieniſche Dichter; die andern glauben ihn hinlänglich zu loben wenn ſie ihn für einen über dem Gewöhnlichen ſtehenden Dichter und einen ſchätzbaren Proſaiſten gelten laſſen — zu ſchweigen von denjenigen welche ihn für ein ſchönes aber verirrtes Talent halten oder dafür zu halten ſich die Miene geben." Aber die Bewegung der Geiſter zu Gunſten der neuen Schule ſprach ſich ſehr raſch aus. Das Gedicht von Groſſi zählte die in jenem Lande beiſpielloſe Zahl von 1600 Subſcribenten, und von Manzoni's Verlobten wurden in vierzehn Tagen 600 Exemplare verkauft. Das Buch machte Furore; man ſprach in ganz Mailand von nichts anderm; Beglückwünſchungsſchreiben liefen von allen Seiten, den Angehörigen aller Stände ein; es war ein vollkommner Sieg des Dichters und der Sache, und Fauriel nahm an dem Triumphe ſeines Freundes, den er in ſeiner eignen Sprache zu berathen wagen durfte, eben ſo freudigen Antheil als er ſich um das Werk ſelbſt und um die Bildung des Dichters ein großes Verdienſt erworben hatte.

Languedoc und Toulouſe.

Die Revolution.

Die Reformation wurde in ganz Frankreich beſiegt; aber ſie hatte im Norden ſo tiefe Wurzeln geſchlagen daß dieſe ſehr bald mit anderem Namen, in einem anderen Boden und unter einer andern Sonne neue Sproſſen und endlich eine mächtige Frucht erzeugten. Das philoſophiſche Jahrhundert in Frankreich ging großentheils aus dem beſten Samen der Reformation hervor.

In Languedoc aber hatte die Reformation nirgend Boden faſſen können. Wo ſich ein Keim derſelben zeigte, konnte er, mit ſeltener Ausnahme, leicht ausgerottet werden oder erſtickte von ſelbſt in dem Unkraute der Inquiſition. Nur zu natürlich daß dann auch die Philoſophie, der Nachſchößling der Reformation, in Toulouſe ebenfalls keinen Boden faßte. Ein Fremder, ein Italiener, Pompejo Ucilio Vanini, wagte ſich mit Anſichten und Grundſätzen der Philoſophie nach Toulouſe. Ein junger Mann voller Talent und Geiſt, hatte er aus den Philoſophen des Alterthums Anſichten geſchöpft, die denen der Kirche entgegen waren. Er ſprach ſeine philoſophiſchen Forſchungen gegen ſeine Bekannten aus, und das genügte den Söhnen der Inquiſition ihn zu verfolgen. Verhaftet, vor das Parlament geſtellt, wurde er der Blasphemie und des Atheismus angeklagt. Gefragt, ob er an Gott glaube? hob er ein Stückchen Stroh auf und ſagte: „Das reicht hin mir ſein Beſtehen zu beweiſen."

Aber ſeine Antworten waren nicht im Stande ihn zu rechtfertigen. Vielleicht aber würde auch das offenbarſte Recht und die klarſte Entſchuldigung ihn nicht gerechtfertigt haben; denn die Philoſophie faßte anderswo Boden und die Nachfolger der Inquiſition wollten zum voraus ihre Anhänger warnen ſich nicht bis in den Süden Frankreichs hineinzuwagen. So wurde denn Vanini am 9 Februar 1619 von der „großen Kammer und der tournelle assemblée." auf den Antrag Maître Caſtels, Rath des Parlaments, verurtheilt: „auf einer Wanne zur Kirche St. Stephan geſchleift, hier ſeines Hemdes beraubt, eine brennende Fackel in der Hand, den Strick um den Hals, knieend vor der Thüre beſagter Kirche Gott, den König und die Gerechtigkeit um Verzeihung zu bitten und dann von dort in der gewohnten Weiſe auf den Platz Salin geführt zu werden, wo, auf einem Pfahle ſitzend, ihm die Zunge aus dem Halſe geriſſen und er dann erdroſſelt und ſein Leib zu Aſche verbrannt werden ſoll."

Digitized by Google

„Und ſo geſchah an demſelben Tage.“ — Die Inquiſition war in Fleiſch und Blut des Volkes übergegangen, das Parlament handelte wie ſie gehandelt hatte.

So wurde die Philoſophie, der Geiſt der Neuerung abgewieſen. Und er blieb dem Lande ferne. Ueberall hatte er mehr oder weniger vollkommen die Frucht der Duldung getragen. Ueberall herrſchte in Frankreich religiöſer Friede, überall war an die Stelle des Haſſes der Geiſt der Verſöhnung getreten. In Toulouſe aber trieben noch zur Zeit als Rouſſeau und Voltaire das letzte Wort der franzöſiſchen Philoſophie ausſprachen, blinder Eifer und taubſtumme Unduldſamkeit die höchſten Richter des Landes in dem Proceſſe gegen Calas zu einem der offenbarſten und durchſichtigſten Gerichtsmorde welchen die Geſchichte kennt.

Toulouſe und Languedoc ſtanden gleichſam außer der Bewegung die Frankreich mit ſich fortriß. Die Inquiſition hatte einen zu tiefen geiſtigen Bruch zwiſchen Frankreich und Languedoc geſchaffen. Die Jeſuiten, die aus ganz Frankreich vertrieben wurden, wußten ſich unangefochten in Toulouſe zu erhalten. Wie die Benedictinerprediger aus dem Kampfe gegen die Albigenſer, ſo waren die Jeſuiten aus dem gegen die Proteſtanten hervorgegangen: beide waren Söhne des glühenden Eifers Spaniens, beide fanden in Languedoc den feſteſten Haltpunkt. Die Jeſuiten aber waren klug genug um zu wiſſen daß Liſt oft beſſer wirkt als Gewalt, und jene verdrängte daher meiſt dieſe wo die Herrſchaft der Jeſuiten ſich geltend machte. In Toulouſe und Languedoc hatte ihr Einfluß das Volk und ſelbſt die höheren Stände von allen Bewegungen des Geiſtes ferne gehalten.

So ging die Philoſophie des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts im Weſentlichen ebenſo ſpurlos als die Reformen des ſechzehnten an Toulouſe und Languedoc vorüber.

*

Wie die Reform zur Philoſophie führte, ſo zeugte dieſe den Geiſt der die franzöſiſche Revolution hervorrief. Toulouſe und Languedoc aber waren dieſem Geiſte fremd geblieben. Und hierin liegt die Erklärung der Ereigniſſe, die die Revolution in Toulouſe und Languedoc, ſowie überhaupt in dem mittäglichen Frankreich hervorrief.

Die philoſophiſche Grundlage die für Nordfrankreich zur Revolution führte, war in Toulouſe nicht vorhanden. Die politiſchen Beſtrebungen beſchränkten ſich im Weſentlichen auf den Kampf der **Capitouls** *), als Vertreter der Stadt, gegen das Parlament, als den Vertreter der Provinz, und endlich des Parlaments, als Erben der Anſprüche des Südens, gegen die Autorität des in Paris vertretenen Nordens. Das war der Kreis der höheren Intereſſen in dem ſich die politiſch thätigen Männer in Toulouſe bewegten. Die engen Gränzen, die kleinen Intereſſen riefen dann in dieſen ſelbſt den ängſtlichſten Kleingeiſt hervor. Die Mitglieder des Parlaments, meiſt Söhne alten hohen Geburtsadels, waren ſtolz auf ihre hohe Herkunft und Würde und ſahen in mitleidiger Verachtung und zugleich kleinlicher Eiferſucht auf die Stadtpatrizier herab. Die **Capitouls** aber fühlten ſich ebenſo ſehr, ſie betrieben und gewannen noch 1742 einen Proceß in Paris der ihnen, nach hartem Strauß, zuſprach daß ſie »noble de race et d'extraction« ſeyen. Das Parlament hatte ſie ob ihres Adels chicanirt. Die Capitouls chicanirten das Parlament ob einer Rechnung in Bezug auf die Bauten der Brücke und gewannen auch dieſen Proceß, und ſomit neuer Haß und neuer Stoff zu Chicanen von Seiten der Parlamentsmitglieder, die das Geld für den Brückenbau unberechnet laſſen, das heißt in die Taſche ſtecken wollten. Wenn aber die Capitouls ihren Adel gegen das Parlament vertheidigten, ſo waren ſie gerade ſo hochmüthig und eiferſüchtig gegen alle unter ihnen Stehenden. Die Conſuln der Börſe, eine Art Handelsrath und Gericht, hielten ſich ebenfalls — für nobles, und da traten denn die Capitouls auf und machten den Kaufleuten ihren Adel eben ſo ſauer wie das Parlament ihnen den ihrigen.

Das waren die Intereſſen um die es ſich in Toulouſe handelte, als die Revolution mit Rieſenſchritten in Nordfrankreich vorrückte.

*

Sie fand natürlich auch ihren Nachklang im Süden Frankreichs; aber dieſer mußte nothwendig dem Geiſte entſprechen der dort herrſchte.

Zuerſt wurde das Parlament thätig. Auch in Paris hatte das Parlament am 29 April 1788 das Morgenglühen der Revolution mit ſeinen berühmten Remonſtrances begrüßt. Das Toulouſer Parlament glaubte dieſem Anſtoße ebenfalls folgen zu müſſen und erließ eine Art Manifeſt in dem es ſieben Artikel aufſtellte und für Languedoc verlangte. **Zuerſt** die Erblichkeit des **Königs** nach ſaliſchem Geſetze von Mann zu Mann; zweitens ſollten die **Generalſtaaten** allein das Recht haben Abgaben zu bewilligen; **drittens** ſollten die **Capitulationen**, durch welche die Provinzen an Frankreich gekommen, aufrecht erhalten bleiben; **viertens** ſollten alle **Magiſtrate** unabſetzbar ſeyn; **fünftens** ſollten die **Parlamente** in jeder Provinz das unbedingte Recht der Beſtätigung oder Verwerfung — „nach den Intereſſen der Provinz und den Grundgeſetzen des Staates“ — aller neuen Geſetze haben; **ſechstens** ſollte Niemand ſeinem **natürlichen Richter** entzogen und **ſiebentens** Niemand **verhaftet** werden, wenn nicht zur unmittelbaren Einleitung und Beurtheilung eines Proceſſes gegen ihn.

Die beiden letzten Artikel huldigen dem Geiſte der Zeit, die übrigen aber ſind mehr oder weniger von dem Geſichtspunkte der Partei- und Provincialintereſſen aufgefaßt. Die Artikel drei und fünf verewigten die Zerſplitterung Frankreichs, während letzterer das Parlament zum höchſten Geſetzgeber des Landes erhob. *) Daß dieſe enge Auffaſſung der Verhältniſſe bei keiner Partei in Paris Anklang finden konnte, verſteht ſich von ſelbſt. Das verhindert aber nicht daß die Beſtrebungen des Toulouſer Parlaments die allgemeine Aufregung nur vermehrten und ſo redlich zum endlichen Ausbruche der Revolution mitwirkten. In dem Sturme der ſich überall erhob, unterſchied man nur ſelten was der Einzelne ſagte, man hörte nur daß er mitſprach. Die Toulouſer waren ſehr laut, ſchrien als Gascons ſehr tapfer mit, faſt tapferer als alle Andern, und waren nachher ganz verwundert daß der Rieſe, den ſie durch ihr Rufen wecken halfen, etwas ungeſtümer Art und kein leicht zu lenkendes Knäblein war.

Als die Revolution endlich in Paris und im Norden zum Durchbruch gekommen war, ſetzte ſich auch der Süden in Bewegung. In der Form äffte Toulouſe eine Zeitlang die Ereigniſſe von Paris nach; es wurde eine Nationalgarde gewählt, es wurden Föderationsfeſte gefeiert. Aber wie unendlich verſchieden der Geiſt war der im Norden und im Süden herrſchte, das zu beweiſen

*) Die Stadträthe des alten Toulouſe, capitulairs, capitouls.

*) Es läßt ſich viel dafür und dagegen ſagen, die Geſetzgebung von dem Beſteurungsrecht zu trennen und jedes einzeln in die Hand einer andern Behörde zu geben. Doch iſt hier nicht der Ort dieſe Frage zu unterſuchen. Das Parlament von Toulouſe wollte nichts als die Provinz der Hauptſtadt, den Süden dem Norden gegenüber, und zwar im Intereſſe des Parlamentsadels, in Schutz nehmen.

Digitized by Google

genügt eine einzige Thatſache. In Montauban hatten ſich die Proteſtanten ebenfalls als Nationalgardiſten bewaffnet. Die Bewohner von Toulouſe und Languedoc im Allgemeinen — die kaum zwanzig Jahre vorher Calas hingerichtet, die noch 1783 die bürgerliche Ungültigkeit jeder proteſtantiſchen Ehe in ihrem Parlamente verfochten ſahen — konnten es ſich nicht denken daß Proteſtanten Bürger ſeyn ſollten. Sie empörten ſich gegen den Gedanken, hetzten ſich ſelbſt in Eifer und Haß hinein, bis dieſer zuletzt an mehreren Orten zum Aufſtande, in Montauban und Nimes zum Kampfe und Mord gegen die Proteſtanten führte. Das war die erſte That, das Beginnen der Revolution im ſüdlichen Frankreich.

Je ernſter die Revolution im Norden auftrat, deſto weniger begriff ſie der Süden. In Toulouſe, der Hauptſtadt des Südens, ging Schritt für Schritt einem Theile der Bewohner nach dem andern die Augen auf und über und ſtieß ſie dann einen nach dem andern in das Lager der Feinde der Revolution hinein. Zuerſt merkte der hohe Adel, der das Parlament und die Generalſtaaten von Languedoc beherrſchte, daß der Rieſe doch ein Rieſe ſey. Die Nacht vom 10 Auguſt brachte die Aufhebung aller Adelsprivilegien, die Provincialparlamente, die Provincialgeneralſtaaten verſchwanden in der Nationalverſammlung. Von nun an war der ganze Adel des Südens ein Feind der Revolution. Aber da die Ariſtokratie gemerkt hatte daß es ein Rieſe ſey, dem ſie gegenüberſtand, ſo ließ ſie trotz ihrer Unzufriedenheit geſchehen und begnügte ſich damit ſich von den Geſchäften zurückzuziehen, feſt überzeugt daß man ohne ſie nicht fertig werden könne.

Bald kam auch die Reihe an die Capitouls, »noble de race et d'extract« wie das Urtheil ſagte. An die Stelle des alten Capitols trat eine neue Gemeinde, an die Stelle der bevorzugten Familien der Capitouls mehr oder weniger die Bürger der Stadt. Deßwegen folgten die Capitouls dem Beiſpiele des hohen Adels, ſtellten ſich zur Seite, wagten nicht zu handeln und hofften Alles von der Unmöglichkeit daß ſchlichte Bürger die verwickelten Angelegenheiten der erſten Stadt Südfrankreichs lenken könnten.

An die Stelle der unzufriedenen und bei Seite ſtehenden hohen Herren drängten ſich dann natürlich andere. Charakteriſtiſch genug aber iſt es daß ein paar frivole, grundſatz- und gewiſſenloſe Geiſtliche, die nach und nach allen Parteien und Parteiansichten huldigten, gleich von Anfang an ſich an die Spitze des Stadtraths und der politiſchen Geſellſchaften drängen konnten. *) Noch auffallender, noch ſprechender iſt aber ein Beſchluß der neuen Bürgergemeinde. Die Nationalverſammlung hob alle geiſtlichen Gemeinſchaften auf. Die Bürgergemeinde von Toulouſe glaubte eine beſcheidene Ausnahme für das Capitel der Kirche St. Sernin erbitten zu müſſen, da doch dieſer Heilige „einer der größten Martyrer der Kirche ſey und die größten Wunder gethan und noch von Zeit zu Zeit thue.“

Daß dieſe beſcheidene Bitte in Paris ohne Erfolg blieb, verſteht ſich von ſelbſt; welches mitleidige Lächeln ſie bei den gemäßigtern, welchen Hohn ſie bei den heftigern Volksvertretern der Mehrzahl der Nationalverſammlung hervorrufen mußte, iſt nicht nöthig näher anzudeuten.

Eine Zeitlang aber hielt die Bürgergemeinde von Toulouſe dennoch mit der von Paris Schritt. Erſt als dieſe die bürgerliche Conſtitution der Geiſtlichkeit betrieb, als der Bürgereid dieſelbe zum Ungehorſam, zum offenen Ausſprechen ihrer ſeit langem im Geheimen verbreiteten Anſichten trieb, kam es auch zum Bruche zwiſchen der Toulouſer Bürgergemeinde und der Revolution.

*) Barthe, ein Lehrer der Theologie; Sermet, ein Mönch.

Aber die Revolution ſelbſt war unterdeſſen ihrerſeits gewachſen; der Rieſe wurde immer gewaltiger. Und deßwegen zogen ſich denn auch die Bürger, die nicht mehr Schritt mit der Revolution halten konnten und wollten, ſchweigend zurück. Aber das Heer der Unzufriedenen beſtand nun mit wenigen Ausnahmen aus der unendlichen Mehrzahl des Volkes, aus dem hohen Adel, dem Stadtadel und dem Mittelſtande faſt ohne Ausnahme. Neben den Geiſtlichen Barthe trat jetzt, in Ermanglung anderer Theilnehmer von Talent und Willenskraft aus dem Bürgerſtande, ein Schauſpieler Desbarreaux.

Dennoch merkten die Führer des Parlamentsadels nachgerade daß ſie gegenwärtig im Süden wieder die ſtärkere Partei bildeten. Und ſo wagten ſie denn bald auch ſchon mehr hervorzutreten. Zum Scheine hatte die Nationalverſammlung eine Chambre de Vocations als Uebergang zur gänzlichen Auflöſung des Parlaments beſtehen laſſen. Die engen Gränzen in denen dieſe ſich noch bewegen konnte, machten ſie zu einer nutzloſen Form. Nach und nach glaubte die Nationalverſammlung des Ueberganges nicht mehr zu bedürfen und riß dann auch dieſe letzte Wurzel der Parlamente aus. Alsbald trat ein Theil des Parlaments von Toulouſe gegen dieſes ſchließliche Todesurtheil dieſer Inſtitution mit einer kräftigen Proteſtation auf, erklärte die Auflöſung für ungeſetzlich und appellirte an die Zukunft. Aber der Muth war nicht ſtichhaltig. Paris verlangte die Verhaftung dieſer Proteſtanten des Parlaments; die Toulouſer Gemeinde vollſtreckte den Befehl, ließ aber die Verhafteten gegen Ehrenwort auf freiem Fuße, was dann die Herren benutzten ſich zu flüchten. *)

Von da an hielt die Revolution in Toulouſe ungeſtört Schritt mit den Ereigniſſen in Paris. Die Girondins fanden den größten Anklang bei allen Unzufriedenen in Toulouſe, vom höchſten Ariſtokraten herab bis an die Gränze der kleinen Schaar Nachahmer der Jacobiner war alle Welt ihnen ergeben, hoffte alle Welt durch ſie die Erreichung ihrer Sonderabſichten. Toulouſe und Languedoc war im Weſentlichen mehr das Centrum der Girondins als Bordeaux, nur fehlte den Toulouſer Abgeordneten das Talent, dem Volke die Entſchloſſenheit welche die Girondiſten anderswo oft zeigten. Und dieſe Unentſchloſſenheit der Toulouſer im Augenblicke der Entſcheidung wurde die wichtigſte äußere Urſache des Sturzes der Gironde. Toulouſe und nicht Bordeaux iſt die Hauptſtadt des Südens, und wenn Toulouſe im rechten Augenblick das Loſungswort gegeben hätte, ſo wäre der Aufſtand im ſüdlichen Frankreich ziemlich ſicher allgemein geworden. Bei dem Kriege zwiſchen Frankreich und Spanien iſt es ſchwer zu berechnen welche Folgen eine größere Entſchloſſenheit zur rechten Zeit **) hätte haben können. So viel aber iſt gewiß daß das Geſchick der Gironde entſchieden war, als die Toulouſer nicht handelten.

Der Sieg der Jacobiner, der Sturz der Girondiſten kam ſelbſt den Jacobinern in Toulouſe zu früh, ſetzte ſie in Verlegenheit. Es dauerte eine Weile ehe ſie ſich in die neuen Verhältniſſe hineinfanden. Unterdeß beobachteten ſich beide Parteien. Die Pariſer aber ſchrieben und befahlen einen harten Schlag. Und die Toulouſer Jacobiner gehorchten, verhafteten die Häupter aller nichtjacobiniſchen Parteien und ſchickten ſie ſämmtlich nach Paris. Der Schlag war ſo daß er die Gegner betäubte und der kleinen

*) Die Herrſchaft der Girondins und der Geiſt den ſie eine Zeit lang in die Verwaltung brachten, rief die Geflüchteten zurück; der Sturz der Gironde aber wurde dann auch ihr Unglück, und die proteſtirenden Mitglieder des Parlaments ſtarben in Mehrzahl durch die Guillotine.

**) Der Muth fehlt den Gascons nicht, nur haben ſie ihn ſelten da und dann, wo und wann er am nothwendigſten iſt.

Digitized by Google

Schaar der Jacobiner unter Anführung des Abgeſandten des Conventes Dartigoete allein das Feld ließ. Weſſen Geiſteskinder ſie waren, bekunden am beſten ein paar Worte aus einer Rede die ihr Führer, den Ton der Pariſer nachäffend, bei einem Feſte des höchſten Weſens hielt. Er ſagte:

„Man klagt mich an ein Feuerbrand zu ſeyn; man klagt mich der Grauſamkeit an. Wohlan, ich erkläre daß ich furchtbar für die Böſen ſeyn will; ich erkläre daß ich jedes Gefühl der Menſchlichkeit aufgebe um das Glück des Volkes zu ſichern. Ich verlange das Blut der Contrerevolutionärs, wie Marat, der Märtyrer der Revolution. Ich verlange den Tod der Verbrecher die im Geheimen die Freiheit meuchelmorden."

Das klingt aber gefährlicher als es war. Der gasconiſche Superlativ iſt überall mit im Spiele. Außer den nach Paris geſchickten Toulouſern, den Proteſtanten des Parlaments und ein paar Führern der Parteien fielen in Toulouſe ſelbſt nur vier Opfer des Schreckens. Die Zahl der Verdächtigen und Gefangenen ſtieg aber bis auf 900 und ihre Hinrichtung — Niedermachung iſt das Wort — wurde oft genug in der Geſellſchaft der Jacobiner beantragt und würde wohl auch wahrſcheinlich über kurz oder lang durch Septemberſcenen, die nirgends leichter anzuſtiften ſind als in Toulouſe, ziemlich ſicher ſtattgefunden haben. *) Der Sturz Robespierre's verhinderte dieß — und begann die Reſtauration auch in Toulouſe. Aber erſt Napoleon wurde — wie Cromwell in England — der eigentliche Vertreter derſelben, nur mit dem Unterſchiede daß am Ende doch die Reſtaurationsgrundſätze in der Regierung nicht auch die Reſtauration der Ariſtokratie zur Ausbeutung dieſer Grundſätze mit ſich führten. An ihre Stelle trat der Mittelſtand, der von nun an in ganz Frankreich nur mit kurzen Ausnahmen die Herrſchaft führte.

*) Die Gefangenen bewieſen auch im Gefängniß ihren Charakter; die hohen Herren ſpielten ſelbſt hier die hohen Herren, ließen ſich von den armen Leuten bedienen und wurden bedient. Die Jacobiner waren darüber empört und führten gezwungene Gleichheit in den Gefängniſſen ein, was dann den Gefangenen ſelbſt als die größte Qual ihrer Lage erſchien. Der Schrecken wäre vielleicht nirgend gerechtfertigter geweſen als in Toulouſe. Das Gift der Inquiſition forderte vielleicht das Gegengift der Jacobiner. Man könnte glauben daß letzteres nicht gleich ſtark wie erſteres war. — Uebrigens ſchuf der Schrecken in Toulouſe auch Schulen: das Muſeum, den botaniſchen Garten, Sachen auf welche die Inquiſition und auch die Jeſuiten nicht gerade ſonderlich viel hielten.

Das Kaiſerthum.

Mit dem Sturze Robespierre's war die Revolution geſchloſſen. Iſt es noch nöthig zu zeigen wie auch ſie in gewiſſer Beziehung den Süden Frankreichs und beſonders Toulouſe underührt ließ? Ein Theil des Volkes nach dem andern zog ſich vor ihr zurück weil er ſie nicht verſtand, nicht verſtehen konnte. Ihre Anſichten und ihre Intereſſen widerſtrebten den Anſichten und Intereſſen des Nordens. Toulouſe hatte in ſeinem Parlamente und in ſeinen Capitouls eine eigene Lebensthätigkeit, einen Erſatz für den Verluſt ſeiner nie vergeſſenen Selbſtändigkeit. Es ſah ſchon früher mit Unwillen auf ſeine Abhängigkeit von Paris; die **Centraliſation** wurde unter den Nachfolgern der Revolution eines der Hauptergebniſſe derſelben und zernichtete auch den früheren Schein von Selbſtändigkeit.

Der Adel war unzufrieden, das erklärt ſich leicht. Aber auch der höhere Mittelſtand hatte in der Inſtitution der Capitouls ein Ziel für ſeinen Ehrgeiz, ein Mittel zur Bereicherung. *) Somit ſah ſich auch der Mittelſtand in den Folgen der Revolution verletzt. Die Erziehung des Volkes in Maſſen, reich und arm, war eine vorherrſchend katholiſche geweſen. Reich und arm iſt nicht das Wort, denn der Arme erhält eigentlich keinen, wenigſtens nur einen jeſuitiſch-katholiſchen Religionsunterricht. Dieß änderte ſich nur ſehr theilweiſe; im Weſentlichen blieb der Einfluß der Kirche derſelbe.

Genug, die Revolution ging an Toulouſe, am Süden Frankreichs, ſoweit er durch Toulouſe vertreten iſt, mit ſeltener Ausnahme wie ein Schatten ſpurlos vorüber. Ja dieſer Schatten in ſeiner Blutfarbe rief vielleicht noch öfter ein Streben rückwärts in die Vergangenheit als vorwärts in die Zukunft hinein hervor.

Aber der Geiſt des Südens, der Geiſt der Toulouſer bekundete ſich dann nach dem Beginne der moraliſchen Reſtauration, nach dem Sturze Robespierre's noch auf eine ſehr ſprechende Weiſe. Als die Revolution nach und nach zeigte wohinaus ſie ſtrebe, ſtieß ſie die Anſichten von Altfrankreich überall vor die Stirne. Wo dieſelben kräftig vertreten waren, empörten ſie ſich. Die Vendee trat der Revolution keck und tapfer entgegen, als es Zeit war ſie zu bekämpfen. Sie wurde beſiegt und trug die Ehre der ſchönſten Niederlagen für eine Sache die ihr heilig erſchien, heim. Unterdeß ſtanden die Freunde der alten Zuſtände in Toulouſe und Languedoc erſtaunt, gelähmt vom Schrecken und ſahen dieſem Kampfe ruhig zu. Aber als endlich der Schrecken beſiegt war, wich auch das Erſtaunen des Adels von Languedoc. Und ſo kam er ſieben Jahre nach der Vendee (1799) und verſuchte ſie nachzumachen in einem Augenblicke, wo ſeine Hülfe wenigſtens zur Wiederherſtellung ſeiner Grundſätze über Regierung kaum noch nöthig war, im Gegentheil, der Revolution, wenn ſie ſich nicht im Schrecken ſelbſt gemordet, nur eine Gelegenheit zur Wiedererſtehung hätte werden können.

Aber wie der Aufſtand in ſeiner Abſicht ein hirnloſer Verſuch war, ſo wurde er zum Glücke des Landes auch als ſolcher betrieben. Der Adel des Südens hatte gewartet bis eben der Friede zwiſchen Frankreich und Spanien geſchloſſen war, und erſt dann rief er ſeine Bauern zu den Waffen. In Toulouſe ſelbſt ſollten ſeine Freunde das Arſenal wegnehmen. Viele hatten ſich dazu verſchworen; in der Nacht, zum Handeln beſtimmt, kamen wenige und dieſe Wenigen fanden daß ihrer zu wenig. So unterblieb der Sturm, aber nicht der Aufſtand. Die Bauern ſtrömten von allen Seiten herbei unter die Fahne der Söhne ihrer ehemaligen Seigneurs. Es kam in Folge einer Maſſe kleiner Chefs, die alle ſich zu groß und hoch dünkten einem Andern zu gehorchen, zu vielen Einzelkämpfen; es floß viel Blut, wenig Adelsblut; und zuletzt wurden auch die gefangenen Bauern erſchoſſen, während die zweite Epoche der Reſtauration, mit dem 18 Brumaire beginnend, gerade zeitig genug kam um Bonaparte zu erlauben, großmüthig die Führer des Aufſtandes entſchlüpfen zu laſſen.

Trotz dieſer Großmuth aber war er anfangs nichts weniger als beliebt im Süden. Die Geiſtlichkeit und der Adel waren

*) Man konnte einen Ehrencapitoulstitel kaufen und der brachte dann 1200 Fr. ein.

Digitized by Google

gegen ihn. Aber Napoleon war wie geboren für den Süden, gehörte ihm auch an. Seine ſchönen Phraſen, ſeine Gabe, den frivolſten Eitelkeiten klug zu ſchmeicheln, wo er dieß für nöthig hielt, ſind Südfrüchte, dort gezeugt und auf ſüdliche Gaumen berechnet. Er kam auf vier Tage, vier Tage, ſchon das entzückte die Toulouſer, und hielt „Hof in der Hauptſtadt von Aquitanien." Er ſchmeichelte den Einzelnen und dem Ganzen, er ſtellte die „Spiele der luſtigen Wiſſenſchaft," les jeux floreaux, und auch die der unluſtigen Wiſſenſchaften, die der Académie des sciences morales et politiques wieder her. Er hatte eine ſtolzſchmeichelnde Phraſe für Jedermann, und — am zweiten Tage war ganz Toulouſe in ihn förmlich vernarrt. Der alte Adel und die hohe Geiſtlichkeit allein waren ſtumm und ließen geſchehen was ſie nicht ändern konnten. So eroberte Bonaparte Aquitanien.

Die Reſtauration.

Als aber die Würfel gegen Napoleon fielen, war auch der Süden Frankreichs zuerſt wieder bereit umzuſchlagen. Ueberhaupt war der Enthuſiasmus nur perſönlich geweſen. Er hatte keine tiefere Grundlage. Im Gegentheil konnte auch Napoleons vorübergehendes Hoflager die alten, nie ganz vergeſſenen Erinnerungen an frühere Selbſtändigkeit nicht tödten und noch viel weniger die unbedingte Zuſtimmung des Adels und der Geiſtlichkeit erringen. Die Volksſtimmung war ihm nicht ungünſtig, ſo lange er ſiegte; aber ſie war ihm ſelbſt ſo lange er als Sieger erſchien, nur geliehen, nicht ergeben. Im Gegentheil wurzelte der Einfluß des Adels und der Geiſtlichkeit viel tiefer in den Gefühlen des Volkes. Das erklärt es denn von ſelbſt wenn wir die Toulouſer mit Jubel die letzten Kämpfer des Kaiſerthums das verlorene Schlachtfeld verlaſſen, wenn wir die Frauen in Toulouſe die Stiefel des im Triumph in Toulouſe einziehenden engliſchen Siegers küſſen ſehen. Wellington ſelbſt trieben ſie's zu weit. Mit ſtiller Verachtung wies er die Anmuthung zurück, ſich eines Landſitzes Soults, auf dem dieſer ſeine Schätze aufgehäuft habe, zu bemächtigen. Toulouſer Edle hatten ihm den ſchönen Rath gegeben.

Ludwig XVIII, ein ganz anderer Mann der Revolution als Napoleon, und mit dem ihre Juſtitutionen, wenn auch nicht ihre Leute, von neuem in Frankreich Wurzeln faßten, mußte nothwendig die Gefühle die im Süden herrſchten, die beſonders den dortigen Adel und die Geiſtlichkeit beſeelten, aufs tiefſte verletzen. Sie hatten die Revolution nicht begriffen und begriffen ebenſo wenig Ludwig XVIII. Die kurze Zeit bis zur Rückkehr Napoleons hatte ſie belehrt daß Ludwig XVIII nicht ihr Mann ſey — dem Norden und nicht dem Süden angehöre. Von da an war er verurtheilt. Die hundert Tage gaben ihnen Gelegenheit, wenigſtens zu verſuchen ihr Urtheil zu vollſtrecken.

Der Kampf gegen Napoleon gab ihnen von neuem die Waffen in die Hand. Nach dem Kampfe legten ſie dieſelben nicht nieder. Sie bildeten eine Art Freicorps, Verdets (die Grünen), oder auch Secrets genannt, weil ſie geheimen Obern gehorchten. Dieſe Obern waren ein royaliſtiſcher Rath und ein royaliſtiſches Comité. *) Der Rath leitete die innern Angelegenheiten, das Comité vollzog ſeine Befehle. Eine geheime Verbindung, mit geheimen Obern und geheimen Zwecken. Nur das Allgemeinere wurde nach und nach bekannt. Und hiernach ſcheint es als ob der Herzog von Angouleme — ein ächter Contrerevolutionär nach dem Herzen des Adels des Südens — das eigentliche Haupt der Verſchwörung geweſen. Die Verſchworenen hatten eine doppelte Abſicht, und zwar im Allgemeinen die Revolution ungeſchehen zu machen, die Güter der Geiſtlichkeit und des Adels wieder zurückzuerſtatten, und dann insbeſondere für den Süden — das „Aquitaniſche Reich" — ja, das aquitaniſche Reich, eine tauſendjährige Reſtauration! — — wieder herzuſtellen; ob getrennt oder unter Frankreich, iſt in den bekannt gewordenen Geheimniſſen der Verſchwörung nicht klar. Aber der Gedanke dieſer Herſtellung des aquitaniſchen Reiches, wie lächerlich er auch erſcheinen mag, liegt der Auffaſſungsweiſe und dem Blicke in die Vergangenheit der in Toulouſe und dem Süden Frankreichs, ſo weit er unter ſeinem Einfluſſe ſteht, herrſcht, ſo nahe, daß wer dieſe ſelbſt in der Geſchichte des Landes und den Gefühlen des Volkes beobachtet hat, den Gedanken, wenn auch nicht weniger lächerlich, doch vollkommen natürlich finden wird und muß. *)

Die Herſteller des aquitaniſchen Reiches kamen aber nicht über den Mord eines vereinzelten Mannes hinaus. General Ramel wurde ihr Opfer. General Ramel befehligte Toulouſe während der hundert Tage. Es iſt ſehr wahrſcheinlich daß er beiden, Napoleon und Ludwig XVIII, zugleich diente. Wenigſtens ließ ihn Ludwig XVIII nach der Niederlage Napoleons in ſeiner Stellung. Das war an und für ſich für die „Aquitanier" genug ihn zu haſſen. Ludwig XVIII ſollte vorerſt gezwungen werden ein anderes Syſtem anzunehmen. Dazu glaubte man durch ein Schreckensſyſtem gelangen zu können, und das führte an mehreren Orten des mittäglichen Frankreichs zu mehr oder weniger abſichtlicher Aufhetzung zu Gräuelthaten. General Ramel wurde in Toulouſe zum Opfer beſtimmt. Er hatte ſich auch überdieß den Verdets nicht nachgiebig genug erzeigt. Dieſe, nach dem Frieden, forderten in die Linie einverleibt zu werden. Als alter Soldat, und wohl im Auftrage Ludwigs XVIII und ſeiner Miniſter, widerſetzte General Ramel ſich dieſer Zumuthung. Das empörte denn das ganze Corps der Verdets und erklärt die Ermordung des Generals um ſo leichter. Aber es herrſchte dann über dem wilden Aufſtande der Verdets eine höhere Hand, die allein den Mord möglich machte. Der Maréchal Perignon, Gouverneur der zehnten Diviſion, mag ein Ehrenmann geweſen ſeyn; er erhielt von oben herab den Befehl: **) „ſich auf ein paar Tage von Toulouſe zu

*) Im Rathe ſollen geweſen ſeyn: Herzog von Gulche, Baron Vitroles, Villèle, Villeneuve, Graf Labrin, Caumont la Force und General Caldaguez. Im Comité Jules de Paolo, Hr. M., Vicomte Maccarthy ꝛc. ꝛc. und Abbé Dirot, Aumonier. Dieſer vereidete die Verdets.

*) Wellington war mit im Geheimniß; ob er den Plan billigte, iſt nicht bekannt geworden. 1840 als Hr. Thiers die Kriegstrompete erſchallen ließ, hörte ich einen Mann, der mit Lord P. in naher Berührung ſtand, ſagen: „Kommt's zum Krieg, ſo theilen wir Frankreich." Die Engländer haben ein gutes Gedächtniß. Ob mein Freund und ſein Protector an das aquitaniſche Reich gedacht, weiß ich nicht.

**) Als er vor Gericht den Befehl vorlas und zeigte, deckte er den Namen mit der Hand zu. Doch iſt kein Zweifel, der Befehl kam vom Herzog von Angouleme ſelbſt.

Digitized by Google

entfernen." Auf dieſe Weiſe wurde General Caldaguez, der Mitverſchworene, commandirender General. Am Tage des Mordes gab dieſer den Officieren den Befehl, „was auch vorfallen könne," die Soldaten nicht handeln zu laſſen. So bereitete man von oben herab vor. Die Gräuelſcenen in denen die Verdets den General erſt auf der Straße, dann in ſeinem eigenen Hauſe mit zehn Stichen auf den Tod verwundeten, die Feigheit mit der ſechzehn Generale und Officiere die um ihn waren — übergenug ihn zu vertheidigen — ſich, als das Volk ins Haus drang, über eine Mauer fliehend, zurückzogen, mag ein Anderer erzählen. Die Militärgewalt war durch Soldaten vertreten, die vor dem Hauſe Ramels ruhig zuſahen. Die Stadtbehörde, Hr. Villèle an der Spitze, war unſichtbar ſo lange die Scenen der Volkswuth — von Mittag bis Mitternacht — dauerten. Als alles beendigt, erſchienen Hr. Villèle und ſeine Adjoints auf dem Schauplatze; wohl um den Schein zu retten. Wenigſtens liegt dieſe Anſicht ſo nahe daß man ſie kaum abzuweiſen wagen kann. — Ramel ſelbſt nannte auf ſeinem Sterbebette ſeine Mörder, zwei Söhne hochadeligen Namens, ſo hoch daß ſelbſt die Geſchichtſchreiber ſie nicht zu nennen wagen, ſondern an die Acten verweiſen die unter Schloß und Riegel liegen. Dieſe Söhne hoher Herren aber wurden nicht verurtheilt, nicht einmal angeklagt. Der Arzt des Ermordeten war gegenwärtig als der General zum zweitenmale in ſeinem eigenen Zimmer überfallen wurde. Der Arzt beſitzt ein ſehr ſchönes Haus in einer der ſchönſten Straßen von Toulouſe; das Volk nennt dasſelbe: »le palais du secret,« und behauptet, es ſey der Lohn geweſen den der Arzt für ſein Schweigen erhalten habe. Untergeordnete Theilnehmer wurden zu fünf Jahren Einſperrung verurtheilt, für „Wunden, die zwanzig Tage Arbeitsunfähigkeit herbeigeführt hätten." General Ramel war am Tage nach ſeiner Verwundung geſtorben.

Das iſt die einzige Heldenthat der Anhänger des Königreichs Aquitanien. Die blutige That ließ den giftigen Stachel in der Leiche ihres Opfers zurück. Der Herzog von Angoulême ſelbſt mochte zuſammenfahren als er dieſe Heldenthat erfuhr. Und jedenfalls hatte ſie eher die Folge, die Macht der gemäßigtern Partei und Politik Ludwigs XVIII zu vermehren als zu vermindern. Die klügeren Leute ſelbſt unter den Aquitanern ſahen dieß ſehr bald ein und ſtellten ſich dann mit Hrn. Villèle ebenfalls auf die Seite der Gemäßigten. Es iſt bekannt wie ſpäter Hr. Villèle ſich bis zum erſten Miniſter hinaufzuſchwingen wußte.

Unterdeß ſah der Adel des Südens ruhig zu, oder beſſer, dachte und lebte thatlos im Geiſte ſeiner Vorgänger. Die Revolution hatte für ihn nicht ſtattgefunden und die Reſtauration brachte ihn nur ärmer, aber nicht klüger wieder nach Frankreich zurück. Er ſpielte den alten Gentilhomme vor wie nach. Seine Mittel reichten dazu nicht aus und ſo machte er Schulden, ruinirte ſich auf jede Weiſe. Die ehemalige Stadtariſtokratie, die Söhne der Capitouls, das heißt der eigentliche höhere Mittelſtand des Landes, hatte durch die Zeit ſelbſt einen neuen Glanz für ſeinen jungen Adel erlangt. Sie waren reich und machten es dem hohen Adel nach, der ſich allmählich auch die Anſchließung ſchon mehr als vor der Revolution gefallen ließ. Er gewann dadurch als Claſſe an Anſehen und Bedeutung und entzog dem Mittelſtande ſelbſt ſeine geſundeſten Kräfte. Die Geiſtlichkeit erlangte ihre alte Herrſchaft wieder und benützte ſie ihr Anſehen und ihren Einfluß auf das Volk von neuem zu befeſtigen. Das Volk ſelbſt in Maſſe, ohne alle höhere Erziehung, ja ohne den gewöhnlichſten Unterricht, blieb auf der tiefſten Stufe der Uncultur ſtehen. Ein Theil des Mittelſtandes konnte ſich, da auch die Söhne der Capitouls als hochadelige Herren in Nichtsthun ihre Zeit zubringen mußten, zu höherm Reichthume hinaufſchwingen; aber dieſe Claſſe blieb im Ganzen klein genug. Das Volk war ſo ſchön jeſuitiſch und ſpaniſch erzogen worden daß es öfter in die Kirche denn an die Arbeit ging. Trotz der Lage von Toulouſe im Mittelpunkte von Südfrankreich, trotz ſeines Fluſſes und ſeiner Canäle beſchränkt ſich ſein ganzer Handel auf die Herbeiſchaffung der Colonialbedürfniſſe für die Umgegend, ſeine ganze Induſtrie auf eine Senſenfabrik, eine Kanonengießerei und ein paar untergeordnete Induſtriegegenſtände der nächſten Nothwendigkeit. *) Das Volk iſt — nicht zu fromm; denn im Gegentheil ſind die von einem höheren Gottgedanken beſeelten Menſchen ſtets die beſten Arbeiter — wohl aber zu pfäffiſch, zu kirchenläuferiſch, um recht rüſtig zu ſchaffen. Die Männer überlaſſen den Frauen die ſchwere Hälfte der ſauern Arbeit. Die Induſtrie faßte keine Wurzeln in dieſem Elemente und die Geiſtlichkeit war nicht unzufrieden daß jene keinen Eingang fand.

So freuten ſich Toulouſe und Languedoc der Ruhe des Pflanzenlebens, bis die Revolution von 1830 einen neuen Anſtoß gab.

*) Die Toulouſer ſagen ſtets: „Die Regierung thut nichts für uns!" — Das iſt überhaupt die Klage des Südens. Sie iſt an und für ſich ungerecht, wie die Canäle am beſten beweiſen. Wo übrigens dieſe Klage laut wird, iſt's vom Böſen; denn die rüſtigen, ſtarken und arbeitsfähigen Völker „thun ſelbſt," was geſchehen muß. Selbſt im Süden gibt's induſtrielle Städte. Montpellier iſt ſehr thätig, Carcaſſonne ebenfalls. Aber ſie thaten's ſelbſt. In Toulouſe gingen mehrere bedeutende Fabrikverſuche unter, weil es an Elementen der Thätigkeit für ſie fehlte.

Die Juliusrevolution.

Was werden die Aquitaner thun? hätte man ſich am Tage nach der Juliusrevolution in Paris fragen können. Jemand der ſie kennt würde geantwortet haben: Nun, ſie werden anfangs verwundert, ruhig zuſehen, nicht recht begreifen was da vorgeht, und erſt ſich regen wenn's zu ſpät und nichts mehr zu befürchten iſt.

So nahmen ſie wirklich die Juliusrevolution ruhig hin.

Es traten dann aber neue Verhältniſſe und neue Verwicklungen ein. Die Juliusrevolution war ein offenbarer Sieg des Mittelſtandes gegen den Adel. Die „Reſtauration" Ludwigs XVIII heißt mit Recht alſo; aber nicht mit Recht im Sinne der Legitimiſten, ſondern vielmehr im Sinne der Anhänger der Revolution. Der Sieg der Grundſätze in der Revolution, leider nur zu oft neben Handlungen erſcheinend die ihnen offenbar Trotz und Hohn bieten, ſtand in den Sternen geſchrieben. Und ihre erklärteſten Gegner wurden eine Zeitlang ihre beſten Vertheidiger. Ludwig XVIII reſtaurirte den revolutionären Grundſatz der Volksvertretung, den Napoleon — der Mann der Legitimität und des Abſolutismus — zernichtet hatte. Aber Ludwig XVIII und die Legitimiſten reſtaurirten den Grundſatz der Revolution zum ausſchließlichen Beſten der alten bevorzugten

Digitized by Google

Claſſen, des Adels und der Geiſtlichkeit. Unter Ludwig XVIII trat dieß Streben etwas in den Hintergrund; er war zu klug um die hohe Bedeutung des Mittelſtandes vollkommen zu überſehen. Erſt unter Karl X wurde daſſelbe offenbar und führte dann raſch und nothwendig zum Sturze der altlegitimiſtiſchen Dynaſtie, ihrer Anhänger und Ausbeuter. Die Juliusrevolution war der zweite Act der großen Reſtauration der Revolution, die nach dem Sturze Napoleons des Erſten nothwendig geworden war. In dieſem zweiten Acte trat der Mittelſtand an die Stelle des Adels; der Grundſatz der Revolution, Volksvertretung, ging von der Claſſe der alten vorrevolutionären Alleinbevorzugten wieder auf den Mittelſtand über. Ob dieſem zweiten Acte der revolutionären Reſtauration ein dritter folgen und ſo der Grundſatz der Volksvertretung von dem Mittelſtande auch auf die Demokratie ſelbſt ausgedehnt werden wird, kann nur die Zukunft lehren.

Aber mit dem Siege des Mitelſtandes trat für Toulouſe und den Süden ein neuer Zuſtand der Dinge ein. Auch in Toulouſe erlangte der Mittelſtand die Herrſchaft. Der Adel, der alte und der neue, die Söhne des Ritterthums und der Capitouls waren darob ſehr ungehalten und zogen ſich ſämmtlich aus dem öffentlichen Leben zurück. Das hatte eine doppelte Folge. Der Mittelſtand der, während der Adel ſich unter den Bourbonen ruinirte, im Stillen ganz gute Geſchäfte machte und Capitalien aufhäufte, wurde gezwungen ſich mehr und mehr mit den öffentlichen Zuſtänden zu befaſſen und wenigſtens die Leitung der Stadtverwaltung zu übernehmen. Der Adel dagegen lebte ſo zurückgezogen, ſo ſparſam daß die Mehrzahl der Familien, die 1830 bis über den Kopf in Schulden ſtaken, 1840 in den blühendſten Verhältniſſen waren und gegenwärtig wieder große Capitalien aufgeſpeichert haben. Die politiſche Thätigkeit des Mittelſtandes fällt vor allem in die Augen, und ſo gibt es Leute genug in Toulouſe die nur ihn ſehen und jede Macht des Adels läugnen. Der Reichthum des Adels, das enge Zuſammenhalten, das geheimnißvolle Abſchließen, die naturwüchſige Verbindung zwiſchen ihm und der Geiſtlichkeit, das Andenken an die Vergangenheit und der Einfluß der Toulouſer Ariſtokratie unter Villèle auf die von ganz Languedoc, ja von ganz Frankreich, ſind dagegen die Urſache daß Leute, die ihre Blicke vorzugsweiſe auf dieſe Verhältniſſe richten, dem Toulouſer Adel die höchſte Bedeutung und die größte Macht beilegen. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. — Die Macht und Bedeutung des Adels iſt groß; nur nicht ſo groß als ſie anderswo und zu andern Zeiten geweſen ſeyn würde; der Einfluß und das Gewicht des Mittelſtandes iſt nicht zu verachten; nur iſt auch er in Toulouſe viel weniger ſtark als ſeine Stellung und ſeine materielle Lage glauben machen könnte, und als er anderswo iſt. — Die Macht des Adels iſt halbwegs durch die Einflüſſe der neuern Zeit in Schach gehalten. Es iſt nachgerade doch zu lange her daß die „Söhne des Mittelalters, die Söhne der Kreuzfahrer“ müßig lagen. Das Volk kennt ſie nicht mehr recht, fühlt nicht mehr was ſie ſind und wollen. Der Reichthum gibt ihnen immerhin eine große Bedeutung, aber keine mehr als Reichthum überhaupt gibt. Die Hauptmacht des Adels beſteht in der geiſtigen Ohnmacht des Mittelſtandes; und dieſe iſt groß in Toulouſe. Seit die Söhne der Capitouls, des frühern höhern Mittelſtandes, ſich mit den Adeligen vermiſcht und mit ihnen zugleich ſich zurückgezogen haben, mußte ſich die Claſſe des neuen Mittelſtandes erſt bilden. Nach und nach iſt das geſchehen. Faſt alle reicheren Leute des neuen Mittelſtandes ſind ſomit mehr als anderswo »parvenus« und viele ſogar Proteſtanten. Die Aufkömmlinge, die ihr Geld ſauer erworben, halten es enge zuſammen. Chacun chez soi, chacun pour soi, iſt ihr Evangelium, noch viel engherziger als in Paris. Eine Geſellſchaft unter ihnen gibt es nicht; der Herr lebt auf ſeinem Comptoir und ſpricht kaum mit Jemanden außer ſeinen Commis und den Geſchäftsfreunden die er hier oder im Theater, auf dem Café, auf dem Capitolplatze zufällig trifft. Die Dame bleibt zu Hauſe, pflegt die Kinder und plaudert zur Unterhaltung mit der Magd. Die Ausnahmen ſind ſelten, wenn's welche gibt. Ich fand keine. *) Auf dieſe Weiſe iſt der Mittelſtand in Toulouſe politiſch Alles, geſellſchaftlich gar Nichts. Und dieſe geſellſchaftliche Nichtigkeit iſt die Haupturſache, daß ſeine politiſche Allmacht doch ohne alle tiefern Wurzeln in den Verhältniſſen blieb.

Dazu kommt endlich noch daß der höhere Mittelſtand theilweiſe proteſtantiſch iſt. Die erſten Kaufhäuſer gehören dieſem Glauben an; einer iſt ſogar Mitglied des Stadtraths. Letzteres würde einen Fortſchritt der Duldung bekunden wenn es nicht Folge der Noth wäre. Sobald es einmal der Geiſtlichkeit einfallen ſollte den Wählern ſtrenge zu ſagen: „Der iſt ein Proteſtant,“ würde die Duldung ein Ende haben. Der Umſtand aber daß ein guter Theil des höhern, reichern Mittelſtandes dem Proteſtantismus angehört, iſt eine Urſache mehr ſeinen tiefern Einfluß auf das Volk unmöglich zu machen.

In dieſe geſellſchaftlichen Zuſtände warfen dann die politiſchen Parteien ihren Samen. Der des Juſtemilien fiel natürlich großentheils in den Boden des höheren Mittelſtandes. Die kleine proteſtantiſche Phalanx gehört ihm faſt ohne Ausnahme an.

Der Adel, alter und neuer, Kreuzritter und Capitouls ſind Legitimiſten, Anhänger des alten Königshauſes und der Grundſätze die es vor der Revolution vertrat.

Dieſe beiden Parteien bilden die ſcharfen Gegenſätze. Der Mittelſtand iſt Anhänger der gegenwärtigen Regierung, der Adel Anhänger der alten Legitimität. Zwiſchen dieſe beiden Parteien hat ſich eine dritte, die der Republicaner hineingedrängt. Gleich nach der Juliusrevolution verbreiteten ſich die geheimen Geſellſchaften auch in Toulouſe. Aber ſie hatten von Anfang an keine große Bedeutung, weder durch ihre Zahl noch durch ihr Anſehen und ihre Stellung. Bald kamen die St. Simoniſten und fanden bei den ſüdlichen Republicanern größeren Anklang; aber die Zerſplitterung der Secte, der Unſinn der am Ende in ihr das volle Uebergewicht erhielt, tödtete ſie auch in Toulouſe; und da die Republicaner ſelbſt ſich den St. Simoniſten vielfach angeſchloſſen hatten, ſo fiel auch ihr Einfluß mit ihnen.

Ein Ausländer, das heißt kein Aquitane, ſondern ein Nordfranzoſe, Hr. G. A., Profeſſor der Faculté des lettres wurde dann eine Zeitlang der Mittelpunkt der halbgeſprengten Partei, gründete das Parteiblatt l'Emancipation und erwarb der Republik neue Anhänger. Viele der letztern aber ſind legitimiſtiſcher Herkunft, Demokraten im Sinne Cormenins oder oft vielleicht noch unbeſtimmter; Manchen iſt ihr früherer Legitimismus ſehr leicht nachzuweiſen, für Viele ihre gegenwärtige demokratiſche Anſicht viel zweifelhafter. Genug, das legitimiſtiſche Element ſpielt hier in das demokratiſche über, und man kann nicht immer ſagen: hier iſt die Gränze.

Die Legitimiſten und die Demokraten ſind aber in Toulouſe ziemlich gute Freunde. Sie ſagten ſich: Zuſammen können wir herrſchen, vereinzelt ſind wir beide zu ſchwach, und ſo ſtellten ſie

*) Napoleon befahl ſeinen Generalen ihr Geld zu verwenden, ſelbſt zu verſchwenden; Louis Philipp, »le Napoléon de la paix,« ſollte ein Geſetz machen daß jeder Notable in Toulouſe alle Monate einen tanzenden Thee geben müſſe oder ſo etwas.

ſich zuſammen. Sie theilten ſich in die Wahlſtellen und ſtimmten einer für des andern Candidaten; ſo gebieten ſie faſt über alle Wahlen. Die Legitimiſten beherrſchen die höhere Geſellſchaft in Toulouſe und das Land, die Republicaner die Maſſe der Bewohner von Toulouſe.

Uebrigens muß man die Toulouſer Republicaner bei Leibe nicht mit den Pariſern, die Süddemokraten nicht mit denen des Nordens verwechſeln. Jene ſind abermals im weſentlichen nur Girondiſten, Föderaliſten — Aquitaner. Sie empören ſich gegen den Einfluß von Paris, gegen die Herrſchaft des Nordens und möchten ſie auf alle Weiſe abſchütteln. Man ſpricht dieſe Anſicht ſelten aus, aber ſie liegt auf dem Boden aller Herzen. Dadurch entſteht dann ein ganz eigener Unſinn: die Demokraten und ihr Blatt in Toulouſe unterſtützen überall und ſo ſehr ſie können den National und ſeine Freunde in Paris, während die Nationalen den Demokraten von Toulouſe überall und zu allen Zeiten zur Seite ſtehen. Der Sieg der einen Partei aber würde unmittelbar den Untergang der andern nach ſich ziehen.

In dem Gefühle der Oppoſition gegen Paris, gegen den Norden, in dem unausgeſprochenen Aquitanismus der demokratiſchen Partei liegt die Urſache ihres Einfluſſes bei der Maſſe des Volkes. Dieſe Maſſe iſt ſo ungebildet und ſo ſtumpf in Bezug auf jede höhere geiſtige Regung, daß ſie die letzte ſeyn würde die ſich in Frankreich zur Demokratie befähigte. Dennoch gibt es kaum ein Blatt der demokratiſchen Parteien Frankreichs das einen ſolchen Einfluß auf ſeine Umgebung ausübte wie die Emancipation in Toulouſe. Wahrlich man thut den Redactoren groß Unrecht wenn man ſie verdächtigte daß ihr Talent ſchuld daran ſey. Das Blatt lebt von dem Abſatze von Pariſer Artikeln und Pariſer Phraſen, aber dieſe Pariſer Artikel und Pariſer Phraſen des National und ſeiner guten Freunde ſind das beſte Futter für die Gegner von Paris und der Zuſtände die dort herrſchen. In Toulouſe zeigt ſich etwas ganz ähnliches wie anderswo, wo die Feinde Frankreichs nur die Angriffe des National gegen die beſtehenden Zuſtände abdrucken zu laſſen brauchten um den öffentlichen Geiſt der Leſer Frankreich zu entfremden. Die ſtrengſten Vertreter der franzöſiſchen Einheit, der Pariſer Centraliſation werden in Toulouſe die tapferſten Gehülfen der föderaliſtiſchen anticentraliſtiſchen Anſichten der „Aquitaner.“

*

Die politiſchen Parteien ſind durch eine Menge Blätter vertreten: die Demokraten durch die Emancipation, die Legitimiſten durch die Gazette de Languedoc, das Juſtemilieu gar durch drei Zeitungen, le Journal de Toulouse, la France Méridionale und l'Epingle.

Die Emancipation kennen wir durch die obige Schilderung. Sie ſpiegelt den Geiſt ab der die Demokratie in Toulouſe beherrſcht. Um aber auch die Art zu ſchildern, hier eine Probe aus der letzten Zeit. Hr. Duchatel griff in der Kammer die frühere Stadtverwaltung an und vertheidigte den neuen Maire und den Präfecten, ſeinen Bruder, Napoleon Duchatel. Hierauf antwortete dann die Emancipation und begann ihre Antwort mit folgender Einleitung:

Qu'est ce, en effet, que M. Duchâtel-ministre? C'est l'homme d'état, entre tous renommé, dans la vie publique, pour sa dextérité, pour son *habileté* de main dans les élections, dans l'administration, dans les batailles parlementaires. C'est le plus roué de tous ces diplomates de l'intérieur, de tous ces Walpole sans cœur, sans style et sans idées, qui sont les clercs d'avoué les maquignons et les courtiers retors de cette intrigue sans intelligence et sans dignité, qu'on veut bien appeler un gouvernement représentatif.

M. Duchâtel, il y a quelque vingt ans, entra dans la vie politique, avec une mince valise de savoyard, trésor chétif, péniblement amassé dans les conférences du cénacle doctrinaire et dont il enrichit la *Revue française* et l'*ancien Globe*, deux corbeilles d'arguties constitutionnelles et de petites solutions philanthropiques. Il y avait alors disette dans le camp des idées; car les passions et les intérêts se précipitaient furieux et tenaient seuls la campagne.

Aussi le mince bagage de l'apprenti philosophe fut il classé parmi les merveilles de la science, et, grâce au concours énergique de la presse, de la révolution, qui prenaient tout, pour leur grand assaut, mêmes les fusées, M. Duchâtel entra comme quasi-grand homme dans la communion un peu trouble et mélée de toutes les colères libérales, formées en ligue et faisceau contre l'ancien régime.

C'est de là que date sa fortune, et, le peuple aidant, cette petite nébuleuse de la sacristie doctrinaire est devenue la terne étoile filante que vous voyez, depuis quinze ans, briller ou disparaître au ciel de la politique.

Si nous voulions suivre dans tous ses écarts et dans toutes ses phases ce pauvre feu follet de génie, vous auriez une histoire comme celle de tous nos *Iscariotes* constitutionnels; vous auriez une physiologie comme celle du caméléon. Mais nous n'avons ni le temps, ni l'envie de faire la chasse à si petit transfuge, et nous vous dirons seulement la conduite de cet homme envers Toulouse, depuis qu'il tient un des portefeuilles de la *politique à outrance* et de *l'abaissement continu.*

So wurde der Miniſter abgethan und der Journaliſt mochte ſtolz auf ſein Werk herabſehen. Es gab auch wahrſcheinlich Leute genug in Toulouſe die nach Durchleſung des Artikels ihn ihrem Nachbar brachten und ſehr empfahlen: „Leſ't, Leſ't, da ſollt ihr ſehen wie Hr. Duchâtel abbekommt!“

Aber „ſchlägſt du meinen Herrn, ſo ſchlage ich deinen,“ heißt es bei zwei Kutſchern in der Carricatur, und ſo werden die beiden Herren durchgebläut. Die Demokraten ſchlugen auf Hrn. Duchâtel los und deßwegen fielen die Juſtemilien-Journale über die Gegner Hrn. Duchâtels her. Das Journal de Toulouse machte erſt Hrn. Sans, den letzten Oppoſitionsmaire herab; aber die Hauptthiebe fielen doch auf Hrn. Espinaſſe, den legitimiſtiſchen Deputirten von Toulouſe, der Hrn. Duchâtel angegriffen hatte.

Eh! que diriez-vous si le *Journal de Toulouse*, imitant votre conduite, répétait ce qu'on entend raconter de toutes parts sur votre compte; *s'il disait, par exemple, que votre qualité de député de l'opposition n'a rien de sérieux; que vous êtes au mieux avec chaque ministre; qu'on vous voit constamment fréquenter les bureaux des ministères où vous êtes à l'aise comme chez vous; que, tandis que vous abandonnez les intérêts de l'arrondissement qui vous a nommé, — et la preuve de cet abandon est dans votre opposition à l'établissement du canal d'irrigation qui doit traverser en partie cet arrondissement, opposition basée sur une prétendue mauvaise distribution des eaux de la Neste, au sujet de laquelle vous avez été convaincu de la plus profonde ignorance par un journal*, — tandis, *disons-nous, que vous abandonnez les intérêts de votre arrondissement, on vous voit solliciter en faveur de vos amis, qui, grâce à votre active protection, obtiennent d'excellentes places.* Nous nous arrêtons, quoiqu'il nous fût facile d'ajouter bien d'autres choses encore.

Das iſt ſo die Art der Leute hier. Die Blätter der Regie-

Digitized by Google

rung antworten in demſelben Tone in dem ſie angegriffen werden, hetzen ſomit die Gegner nur immer mehr in ihren Gegenſatz hinein. Weß Geiſteskinder aber dieſe Parteileute der Regierung hier ſind, welchen Geſchmack ſie bei ihren Leſern vorausſetzen, bekundet am beſten das kleine Blättchen Epingle. Es iſt das unſer Charivari hier in Toulouſe, und Gnade dem der ſich ſeines Zornes zu freuen hat. Mehrere verlorene und gewonnene Proceſſe ſind Zeugen für die feine Art der Angriffe, und die gewonnenen faſt noch offenbarere Verurtheilungen als die verlorenen. Die Gerichte ſind meiſt den Freunden der Regierung nicht gerade ſehr ungewogen; in dem letzten Schimpfproceſſe des Toulouſer Charivari wurde die Redaction freigeſprochen; das Gericht erklärte, daß ſie kein Verbrechen begangen ſondern ſich nur „ein Vergeſſen des allergewöhnlichſten Anſtandes," manque aux plus vulgaires convenances, habe zu Schulden kommen laſſen. So wurde das Blatt freigeſprochen.

Um aber zu zeigen welcher Art die Stiche dieſer Nadel ſind, will ich ein paar derſelben mittheilen.

„Da wir von pikanten Sachen ſprechen, zeigen wir an daß die Krätze in der Stadt ſehr verbreitet iſt. Es gab unterdeß ſchon genug der Krätzigen (galeux) in Toulouſe." Das ſoll die Gegner der Regierung und des Blattes treffen.

„Die Waden des Hrn. von Lartigue werden ſo mager daß eines frühen Morgens ein Hund ſie für Knochen anſehen wird." Der arme Hr. v. Lartigue, wie das ihn gegrämt haben wird!

Noch ſchlimmer aber geht's Hrn. Arzac, dem Maire zur Zeit des Recenſements; er iſt alle Tage die Zielſcheibe des Nadelgeſchoſſes. Die Stiche aber ſind ſo eigener Art daß ſie eher Schmeißfliegen als feine Nadeln vermuthen laſſen würden. Der folgende iſt unüberſetzbar:

»Mr. Arzac a fait un rapport sur les vidanges, pendant qu'il parlait, on voyait, qu'il était plein de son sujet.«

Das mag genügen.

In einem „Papierſtreite," wie die Engländer ſagen, der während meiner Anweſenheit in Toulouſe zwiſchen der Emancipation und dem Journal de Toulouſe ſtattfand, zählte jenes die Schimpfworte des letztern auf, und es kam heraus daß es gelegentlich ſeinen Gegnern vorgeworfen, ſie ſeyen »épileptiques, puant de rage, tarés, véreux.« Und die guten Freunde der Regierung meinten: im Eifer könne man nicht immer ſeine Worte auf die Wage legen. Uebrigens bleibt die demokratiſche Preſſe der des Juſtemilieu nicht viel ſchuldig und wiederholt alle Tage daß dieſe „verkauft, jedem feil ſey und nur dem Befehle ihrer Zahler gehorche." Das ſind ſo wechſelſeitige alltägliche Artigkeiten.

Die Provincialpreſſe iſt überall in Frankreich ſchlecht. Nur iſt es doch zu verwundern daß die Regierungspartei, die Mittel für drei Blätter in Toulouſe findet, keinem eine würdigere Richtung zu geben im Stande iſt.

*

Neben dem Gefühle der Eiferſüchtelei gegen den Norden, des oft ſtumpfen aber ſtets wirkenden Wunſches einer neuen Herrſchaft und Selbſtändigkeit des Südens, leben im Volke in Toulouſe und Languedoc nur noch die katholiſchen, die altkatholiſchen Richtungen, wie die Inquiſition und die Jeſuiten ſie geſchaffen haben. Die Macht der Demokraten im Volke iſt eine mittelbare, der Einfluß der Geiſtlichkeit ein unmittelbarer. Käme es zu einem Bruche zwiſchen beiden, ſo würde die Schaar der Demokraten auf ein ſehr kleines Häufchen zuſammenſchrumpfen.

Die Geiſtlichkeit aber, ebenſo wie die Legitimiſten, läßt die Demokraten ruhig das Volk bearbeiten. Sie wiſſen beide daß nur der Gedanke der Eiferſucht gegen den Norden der Boden iſt in dem der Einfluß der Demokraten wurzelt; am Tage wo ſie ſelbſt ſich auf dieſe Eiferſucht berufen, ſichert das religiöſe Gefühl und die Rohheit des Volkes ihnen den vorherrſchenden, alles entſcheidenden Einfluß.

Die Toulouſer Geiſtlichkeit iſt was ſie ihrer Geſchichte und ihren Verhältniſſen nach nur ſeyn kann. Auch hier hat der höhere Mittelſtand das Unrecht oder das Unglück, kaum vertreten zu ſeyn. Der begeiſternde Glaube iſt nicht die Sache ſeiner Söhne, und ohne ihn hat gegenwärtig der Stand den Geiſtlichen keinen ſonderlichen Reiz mehr. Die Söhne des höheren Mittelſtandes ſuchen anderswo ein Unterkommen. So bleibt nur der Adel und das Volk für den geiſtlichen Stand übrig. Die Minderzahl der Geiſtlichen gehört ihrer Geburt nach der Ariſtokratie, die große Maſſe den armen Leuten, Bauern oder Handwerkern an. Beide bringen die Auffaſſungsweiſe, die Gefühlsart ihres Standes, letztere meiſt die rohe Unterlage einer vernachläſſigten Erziehung, der ein ſtumpfer Unterricht eine äußere Politur gibt, mit in ihre Laufbahn. Die Schulen der Geiſtlichkeit in Toulouſe ſtanden zu lange unter dem ausſchließlichen Einfluſſe der Jeſuiten, als daß dieſer nicht noch immer vorherrſchend ſeyn ſollte. Dem Erzbiſchof von Toulouſe gebührte das Recht der Erſte zu ſeyn, der offen für die Jeſuiten und gegen das Geſetz in die Schranken trat. Aus den Toulouſer Schulen aber geht die unendliche Mehrzahl der ganzen Geiſtlichkeit des Südens hervor.

In dieſe Elemente braucht nur ein Funke zu fallen, um zu zünden. Aber das Feuer wird doch kaum gefährlich ſeyn. Die Ereigniſſe des Recenſement ſind für beide Behauptungen ein Beweis. Das Volk in Nordfrankreich iſt ein Volk, in Toulouſe iſt es ein — Mob. Gott ſey Dank, es gibt dafür kein Wort in Deutſchland; denn nur die Ariſtokratie und die Inquiſition ſchufen den Mob und konnten in Deutſchland nicht zum Ziele gelangen. Der Mob iſt eine bewegliche Sandbank, die der Wind vorwärts und zurücktreibt. Gegen den Präſidenten Duranti,*) gegen den General Ramel wurde dieſer Mob von dem Winde der Inquiſition und der Ariſtokratie angetrieben. 1793 wehte der Wind im Sturme vom Berge herab, 1799 aus dem Lorbeerwalde Bonaparte's hervor und die leichte Maſſe wurde vor demſelben hin und her getrieben.

Zur Zeit der Recenſements kam der Wind aus einer geheimen Wolke die über Nacht das Land durchzog. Kein Menſch weiß recht woher ſie kam, wohin ſie ging. Es verbreitete ſich das Gerücht, das Recenſement werde in das Haus jedes Armen dringen und ſeinen letzten Stuhl und ſein letztes Hemd aufzeichnen und beſteuern. Das war die Veranlaſſung des Aufſtandes. Wer das Gerücht bis in die Hütte des letzten Bauern, des ärmſten Arbeiters in ganz „Aquitanien" trug, iſt nicht bekannt, aber gewiß iſt daß, nachdem Toulouſe einmal in Bewegung gerathen, dieſe Bewegung ſich wie auf Windesflügeln dem ganzen Lande mittheilte. Vielleicht wollte eine Partei den Verſuch machen, wie weit ihr Einfluß gehe; vielleicht iſt nur der Zufall verantwortlich. Jedenfalls beweiſt die Thatſache die Beweglichkeit des Stoffes.

Aber trotz des allgemeinen Anklanges den die Feinde des Recenſements fanden, geſchah nichts. Es wurde viel auf dem Platz des „Capitols" gepfiffen, viel im „Capitol" geſprochen — und das war alles. Man glaubt auswärts vielfach Hr. Arzac ſey ein großer Politiker der höhere Abſichten gehabt, die Gemeinde gegen den Staat habe in Schutz nehmen wollen. Der gute Mann iſt ein ſo guter Mann daß ich ihn nicht beſuchen dürfte um nicht

*) Bezieht ſich auf eine Mordgeſchichte zur Zeit der League.

Digitized by Google

in die Nothwendigkeit zu kommen der Gaſtfreundſchaft zu nahe zu treten. Seine beſten Freunde beginnen zu lächeln ſobald man ſeinen Namen mit Ernſt ausſpricht und gar fragt: was er gewollt, was er für eine Art Mann ſey? Er iſt ſehr gut, rund und geſund, geduldig und geſprächreich, freundlich und zuvorkommend — und ſo beliebt beim Volke, daß wo er in der Emeute hinkam kein Menſch an Arges denken konnte. Und er wurde der Leiter der Bewegung. Hinter ihm ſtanden freilich Andere. Aber auch ſie wußten nicht was ſie wollten. Alle waren und ſind gegen den Einfluß von Paris, gegen die Herrſchaft des Nordens, aber von dieſem vagen Gefühle bis zu einem feſten beſtimmten Wollen iſt ein weiter Weg.

Sobald die Regierung ernſte Maßregeln nehmen zu wollen ſchien, war die Sache zu Ende. *) Aber dann wurde ſie erſt recht luſtig. Die Regierung, die nur ſelten weiß wie ſie mit dem mittäglichen Frankreich dran iſt, die den ſtillen Reichthum und den ſtummen Einfluß des legitimiſtiſchen Adels und der jeſuitiſchen Geiſtlichkeit im Languedoc fürchtet, glaubte, nachdem die Gefahr vorüber war, recht tapfer thun zu müſſen. Mehrere Tage ſtanden die Kanonen vor dem Capitol und Kanoniere mit brennender Lunte neben denſelben. Es ſah ſehr gefährlich aus. Die Toulouſer und die Studenten plauderten freundlichſt mit den Kanonieren und zündeten an den Lunten die Cigarren an, ſo oft ſie auslöſchten oder eine neue nothwendig wurde.

Die Aufregung die durch das Recenſement und die Emeute herbeigeführt wurde, riß die Toulouſer vollkommen aus ihrem Gleiſe heraus. Die Regierung löſte die alte Municipalität auf und Hr. Arzac verlor ſein Regiment. Aber der neue Gemeindevorſtand war ein noch eifrigerer Gegner der Regierung. Die Aufregung hatte den Geiſt der „Capitouls“ wieder recht ins Leben gerufen. Der neue Stadtrath war übervoll von ſeiner Würde. Um ſeine Macht zu zeigen ſetzte er Unterbeamte ab und an, ſoviel als halbwegs möglich war. Alles was von Paris kam, alles was der Vertreter der Hauptſtadt und des Miniſteriums, der Präfect, that, war verkehrt. Ueberall glaubten ſich die neuen „Capitouls“ in ihren Rechten und Würden verletzt. Die Parteien hetzten, und erſt jetzt, nachdem die Gefahr und die Aufregung des Recenſements vorüber war, wurde der Toulouſer Stadtrath immer mehr in die Oppoſition hineingetrieben. Es würde höchſt wahrſcheinlich recht bald von ſelbſt aufgehört haben; aber die franzöſiſche Regierung kennt das engliſche »do nothing« nur ſelten. Der neue Präfect aber, Hr. Napoleon Duchâtel, war von ſeiner Würde faſt ſo voll als ob er auch einer der „Capitouls“ ſey. Er disputirte mit dieſen über ein paar Tauſend Franken die für die Armen beſtimmt waren und nahm zu einem coup d'état ſeine Zuflucht um die Vertheilung derſelben aus der Hand der Mairie in die der Präfectur überzuſpielen. Auch hatten ſich die Gemeinderäthe an ein paar Polizeidienern, Nachtwächtern und Thürſtehern die der Präfect in Schutz nahm, verſündigt und ſie abgeſetzt; das forderte Rache. So trieb man von beiden Seiten die Sache auf die Spitze, bis die Regierung zuletzt ſich gezwungen glaubte, vielleicht durch ihr eigenes Benehmen wirklich gezwungen ſeyn mochte, dem Widerſpruche ein Ende machen zu müſſen. Sie löſte den Stadtrath und zugleich die Nationalgarde auf. Man goß das Kind mit dem Bade aus. Die Wahlen des neuen Stadtrathes bekundeten im Ganzen daß die Wähler des alten bereits ſatt hatten; die lauteſten Führer desſelben wurden nicht wieder gewählt; aber die Mehrzahl blieb der Oppoſition, was denn zu beweiſen ſcheint daß trotz des unklugen Benehmens des Stadtrathes die Regierung nicht gewonnen was jener verloren hatte. Die Regierung wählte dann einen Maire aus der Minderzahl des Stadtrathes, was wieder zur Folge hat daß der Stadtrath nun ſeinem Vorſteher überall entgegenwirkt. Der Gegenſatz ging ſo weit daß der Maire ſich gezwungen ſah einen Beſchluß zu faſſen, wornach alle Documente, die Commiſſionen übergeben würden, zur Einſicht jedes Mitgliedes des Stadtraths in dem Secretariat eine Zeitlang offen liegen ſollten; weil alle Commiſſionen, ſtets von der Mehrzahl gewählt, die Mittheilung der Documente der Minderzahl vorenthielten um dieſe zu zwingen ein taubſtummes Urtheil abzugeben. Dieſe einzige Thatſache genügt den Geiſt, der hier herrſcht, zu bezeichnen. Hr. Duchâtel, Miniſter des Innern, behauptete zwar in der Kammer (13 Jul.) daß nach und nach alles in Toulouſe wieder in Ordnung ſey und die Mairie ſich der Zuſtimmung der Mehrzahl des Stadtrathes zu freuen habe. Es iſt aber alles ungefähr beim Alten und wird noch lange beim Alten bleiben. Die Urſachen liegen tiefer; das Recenſement war nur ein Funke der zufällig in den Brennſtoff hineinfiel, und da der Brennſtoff vorhanden, von ſelbſt zündete.

Und das wird noch lange der Fall ſeyn. Es liegt in dieſen Verhältniſſen und Zuſtänden immerhin eine große Gefahr für Frankreich und ſeine Herrſcher in Paris. Doch muß man ſich dieſe Gefahr nicht größer denken als ſie iſt. Eine vage Eiferſucht gegen den Norden, eine unzufriedene Ariſtokratie und Geiſtlichkeit und ein wenig mächtiger, vollkommen zerſplitterter Mittelſtand bei einem leicht erregbaren Volke — das iſt die Gefahr, und ſie iſt groß genug. Aber dieß Volk iſt ein Mob. — Der Adel und die Geiſtlichkeit dagegen ſind Gascons, feine, geiſtreiche, gewandte Leute. Es fehlt nur Eines: der rechte Ernſt, der heraus fühlt wann das Handeln nothwendig iſt und der, einmal zum Handeln gekommen, ausdauert bis das Ziel erreicht oder die letzte Kraft gebrochen iſt. Es wird noch oft hier zu Verwicklungen kommen die unter gegebenen Umſtänden ſehr gefährlich werden können; aber dieſe werden kaum je ſelbſtändig und lenkend oder treibend auf die Zuſtände Frankreichs einwirken, und ſelbſt ihre rückhaltende und ſtörende Bedeutung ſtets nur in der Niederlage des Nordens oder der Hülfe des Auslandes finden.

Unterdeß wächſt ſeit der Juliusrevolution nach und nach der neue Mittelſtand heran und gewinnt mehr Boden in den Verhältniſſen. Dauern die gegenwärtigen Zuſtände lange genug um ihre natürliche Entwicklung zu vollenden, das ihnen geſteckte Ziel zu erreichen, ſo werden die Elemente der Gefahr nach und nach immer mehr verſchwinden.

Dieſe Entwicklung zu fördern müßte das Hauptſtreben der Regierung ſeyn. Aber anſtatt deſſen flickt ſie hier überall an alten Zuſtänden nach, fördert ſie perſönliche Intereſſen ihrer Begünſtigten, überſieht ſie ihre natürlichen Freunde, ſchmeichelt ſie ihren angeborenen Gegnern. Die Kraft der „Aquitanen“ liegt in der Abweſenheit oder der Unbedeutenheit des Mittelſtandes und der geiſtigen Rohheit des Volkes. Und dieſe Urſachen deuten die Mittel der Abhülfe von ſelbſt an. Die Regierung ſucht dieſe Mittel wo ſie nicht liegen, ſie überſieht ob der Vergangenheit die Zukunft; das gefallene Laub eines vergangenen Sommers deckt ihrem Auge die jungen Keime neuer Sproſſen. — Aber der Menſch denkt, Gott lenkt; und wie Ludwig XVIII zum Revolutionsreſtaurateur werden mußte, ſo werden wohl auch andere Menſchlein einem höheren Geſetze gehorchen; und vielleicht ſchon morgen hat, was uns heute noch als Unſinn erſcheint, eine tiefe moraliſche Bedeutung zur Förderung der Menſchheit, zum Beſten Aller.

Toulouſe im Junius 1845. **Venedey.**

*) Durch Zufall wurde ein Bürger verwundet und ſtarb an der Wunde.

Digitized by Google

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von Friedrich v. Raumer. Zwei Theile. Leipzig. Brockhaus.

Vom Rhein, 20 Jul. Dieſes neue Werk des ſo vielſeitig thätigen und geiſtreichen Hrn. Verfaſſers hat vor allen Büchern über Amerika den unbeſtreitbaren Vorzug der Unparteilichkeit und der hiſtoriſchen Erkenntniß; dagegen iſt es aber auch weniger friſch und bezeichnend in der individuellen Auffaſſung der Zuſtände und Eigenthümlichkeiten der neuen Welt. Es iſt ein Lehrbuch der Vereinigten Staaten, für das wir dem Hrn. Verfaſſer uns tief verpflichtet fühlen, aber bei deſſen ausgebreiteten hiſtoriſchen Studien und den vortrefflichen Quellen die ihm in Berlin zu Gebote ſtanden, enthält das Werk, außer den am Schluſſe des zweiten Bandes gleichſam angehängten Briefen, wenig das er nicht faſt ebenſo gut in Preußens Hauptſtadt hatte ſchreiben können, auch wenn er nie das Gebiet der Vereinigten Staaten betreten hätte. Aus der Maſſe von Citaten ergibt ſich die außerordentliche Beleſenheit und das Quellenſtudium des Hrn. Verfaſſers; aber aus eigener Anſchauung und Unterſuchung ſcheint er doch nur einen verhaltnißmäßig kleinen Theil der Vereinigten Staaten zu kennen, und bei ſeinem Werke überhaupt, wo hiſtoriſche Quellen nicht zureichten, mehr auf das Zeugniß verſtändiger Männer oder die ſtatiſtiſchen Angaben der öffentlichen Blatter und Druckſchriften als auf ſeine eigene Betrachtung Rückſicht genommen zu haben. Dabei ſind viele weſentliche Dinge nur ganz flüchtig angedeutet und ſtatt der eigenen Schlüſſe amerikaniſche oder europäiſche Autoritäten angeführt, aus welchen ſich der Leſer, der in die Geſchichte weniger eingeweiht iſt als Hr. v. Raumer, nicht immer leicht zurecht finden dürfte. Dieß war vielleicht das ſicherſte Mittel den Vorwurf der Parteilichkeit von ſich zu weiſen; aber dafür entbehrt das Buch auch des Reizes der Neuheit und der originellen, individuellen Auffaſſung. Nicht welchen Eindruck die Vereinigten Staaten auf ihn gemacht, ſchildert Hr. v. Raumer, nicht was ihm aufgefallen, was im Nationalcharakter der Amerikaner Eigenthümliches, Bemerkenswerthes liegt — ſondern das Buch iſt eine hiſtoriſche Diſſertation. Hr. v. Raumer erklärt die Erſcheinungen die vor ihm bereits Andere ſattſam beſchrieben, und darin iſt er ſehr glücklich, wahr und befriedigend. Das Buch iſt für England ein Ereigniß — und wird gewiß auch in Amerika volle Anerkennung finden.

Die geographiſchen, geſchichtlichen und biographiſchen eilf Capitel des vorliegenden Werkes können wir füglich übergehen; ſie enthalten wenig mehr als eine flüchtige Zuſammenſtellung der Anſiedlungen, Fortſchritte und endlichen Befreiung der dreizehn nordamerikaniſchen Colonien, mit kurzen Andeutungen aus dem Leben Washingtons und Jeffersons, wie wir ſie wohl von jedem unbefangenen deutſchen Gelehrten, dem Grahams und Bancrofts Geſchichte der Vereinigten Staaten (welche beiden Werke Hr. v. Raumer hauptſächlich als Quellen anführt) vorgelegen hätten, erwarten können. Doch müſſen wir Hrn. von Raumer die Gerechtigkeit widerfahren laſſen daß er bei dieſer flüchtigen Zuſammenſtellung der merkwürdigſten Männer und Ereigniſſe vom ächt amerikaniſchen Standpunkt ausgegangen und die große Entwicklung des Staatenverbandes der neuen Welt, nicht wie ſo viele ſeiner Vorgänger als eine Abart der europäiſchen Zuſtände, ſondern als folgerechte Fortſetzung der germaniſchen Geſchichte betrachtet. Indeſſen gehört die gänzliche Sonderung der amerikaniſchen von der franzöſiſchen Revolution und die Läugnung der Reciprocität der Einflüſſe auf beide Staaten doch mehr zu dem Syſtem des Hrn. Verfaſſers als in die eigentliche Geſchichte. Hr. v. Raumer ſagt unter anderem von der Unabhängigkeitserklärung die er im Auszug wiedergibt:

„Damals bis auf den heutigen Tag iſt dieſe amerikaniſche Erklärung (ſowie ähnliche Grundſätze, Maßregeln und Erklärungen) von ſchlechthin entgegengeſetzten Standpunkten betrachtet und beurtheilt worden. Die unbedingten Lehrer vom göttlichen Rechte und unbedingtem Gehorſame, gleichwie die Anhänger von dem Rechte jedes Aufruhrs, löſen kinderleicht alle Fragen über Staatsrecht und geſellige Verhältniſſe, indem ſie dieſelben ohne irgend eine nähere Prüfung (von Urſprung, Inhalt, Veranlaſſung, Behandlung und Ausgang) über einen und denſelben Leiſten ſchlagen und mit derſelben Elle meſſen. Dieſe ſcheinbar unfehlbare, unbedingte Weisheit verkehrt ſich faſt jedesmal in Irrthum und Thorheit, und alles Eigenthümliche und Lebendige wird umgebracht, um das Geſpenſt der willkürlichen Regel als allein ſeligmachend auf den Thron zu ſetzen. Dieſer todte Niederſchlag, dieſes Caput *mortuum* der angeblich tiefſinnigſten Geſchichtsbetrachtung behandelt die dreißig Tyrannen, Decemvirn und Triumvirn, Geßler und Tell, Alba und Wilhelm von Oranien, Karl I und Cromwell, Jacob II, Wilhelm III und Ludwig XVI, Washington und Robespierre, die platteſte, frechſte Empörung und den edelſten Widerſtand ganz in derſelben Weiſe und ſtellt ein paar dürre Begriffe hinaus über achte Begeiſterung und tiefſinnige Erkenntniß. Wir kehren (ohne uns hier unpaſſend auf eine nahere Prüfung und Beurtheilung jener einſeitigen Syſteme einzulaſſen) nach dieſer kurzen Hinweiſung zur geſchichtlichen, die Grundſatze hinlänglich erläuternden Erzählung zurück.“

Dieſe Erklärung ſcheint uns etwas dunkel, und es will uns faſt bedünken, als ob es dem Hrn. Verfaſſer hier weniger um den geſchichtlichen Stoff als um ſeine eigene Stellung zu den Parteien zu thun geweſen wäre, hauptſächlich aber darum zwiſchen den beiden Endpunkten der hier angeführten Grundſätze die rechte hiſtoriſche Mitte zu finden. Gerade die „Prüfung und Beurtheilung jener einſeitigen Syſteme“ mit Hinweiſung auf die amerikaniſche Geſchichte und die Erſcheinungen der Gegenwart wären für das deutſche Publicum von Intereſſe geweſen, und das war es auch wohl hauptſächlich und nicht eine bloße, wenn auch geiſtreiche Beſchreibung von Amerika, was man von ihm erwartete.

Die Art und Weiſe, wie Hr. v. Raumer den hiſtoriſchen Charakter Jeffersons aufgefaßt, zeugt von ſeinem tiefen Forſcherblick. Ob die engliſche Kritik damit ſich zufrieden ſtellen wird

Digitized by Google

ſcheint uns ſehr zweifelhaft. Wahr iſt es übrigens, wenn Hr. v. Raumer von Hamilton und den Männern ſeiner Partei ſagt: ſie hielten die engliſchen Zuſtände für das Höchſte, das non plus ultra des Erreichbaren, und klagten daß ſich nicht Alles nach Amerika verſchlagen laſſe und man ſich mit Schlechterem und Unvollkommnerem begnügen müſſe. Dieſer Fehler klebt ihren Abkömmlingen, den heutigen Whigs, jetzt noch an, weßwegen man ſie auch jetzt noch die antiamerikaniſche oder engliſche Partei nennt. Sehr richtig iſt die Bemerkung des Hrn. Verfaſſers in Bezug auf die bei weitem größte Zahl engliſcher Reiſebeſchreiber von Amerika: Die Vereinigten Staaten ſind ihnen nichts, oder etwas Verkehrtes, weil ſie dort nicht finden König, Lords, Oberhaus, Erſtgeburtsrecht, herrſchende Kirche, und ſo hinab bis auf die Perrücken der Richter. Man ſieht es dem Buche des Hrn. v. Raumer überall an daß der Hr. Verfaſſer uns noch viel mehr ſagen könnte als er wirklich thut, daß er aber eingedenk iſt der Schiller'ſchen Regel:

Jeden anderen Meiſter erkennt man an dem was er ausſpricht —
Was er weiſe verſchweigt — zeigt mir den Meiſter des Styls.

So geht ſeine Discretion z. B. ſo weit, daß er dem neunundzwanzigſten Capitel welches von der amerikaniſchen Polizei handelt, nicht ganz vier Seiten ſeines Buches widmet, obgleich hier der Stoff zu ſehr ernſthaften und lehrreichen Betrachtungen geboten war; oder wollte der Hr. Verfaſſer vielleicht durch dieſen Lakonismus beweiſen, wie man in Amerika in Vergleich zu Europa auf dieſe vorſorgliche Anſtalt wenig Gewicht legt? In jedem Fall haben ſich ſelbſt in dieſes kurze Capitel einige irrige Anſichten eingeſchlichen, wie z. B. die daß die Geſetzgebung gegen den Ehebruch, Hurerei, unnatürliche Sünden, Verkauf ſchmutziger Bücher, Gottesläſterung, Fluchen und Trunkenheit in Amerika zu den polizeilichen Vorkehrungen zu rechnen ſey. Es gibt in Amerika ebenſo wenig als in England eine eigene Polizeibehörde, die dergleichen zu verbieten oder zu ſtrafen im Stande wäre. Erſteres iſt Sache der geſetzgebenden Verſammlung, alſo ganz allein der legislativen Staatsgewalt, letzteres Sache der vom Staate aufgeſtellten Richter mit Zuziehung der Geſchworenen. Die Polizei und alles was dazu gehört iſt nichts als eine Dienerin der außerhalb ihres Bereiches gemachten Geſetze, und ſteht überall unter den Befehlen der ſtädtiſchen und grafſchaftlichen Behörden bis zum niederſten Friedensrichter. Letztere ſind durchgängig vom Volk gewählt und haben die ihnen dienſtfertigen Agenten entweder ſelbſt anzuſtellen und zu entlaſſen, oder das Volk thut dieß auf gleiche Weiſe wie bei ihnen, durch freie Wahl. Es gibt in Amerika durchaus keinen Unterſchied zwiſchen rechtlicher und polizeilicher Befugniß, weil die Polizei überhaupt keine Befugniß ertheilen kann, noch ohne Befehl des Civilrichters oder des executiven verantwortlichen, vom Volk ſelbſt erwählten Beamten in irgend einem Fall verhindernd einſchreiten kann; es ſey denn daß ſie zur Handhabung gewiſſer Geſetze von vornherein beauftragt oder für den ſpeciellen Fall von den geeigneten Civilbeamten (dem Mayor einer Stadt oder dem Sheriff einer Grafſchaft) dazu bevollmächtigt iſt. Die Polizeibeamten welche einen Bürger widerrechtlich verhaften, ſind für das ihm zugefügte Unrecht gerade ſo verantwortlich und zu Schadenerſatz oder Buße durch Einkerkerung verurtheilbar, wie alle andern Privatperſonen, wie denn auch ihre Gewalt bloß eine delegirte und daher keine andere ſeyn kann, als die welche das Geſetz ausdrücklich in die Hände der executiven Beamten legt. Hiedurch wird aus dem vielgliederigen europäiſchen Inſtitut, an deſſen Spitze ſogar auf dem Continente in der Regel ein Miniſter ſteht, eine ganz einfache untergeordnete Maſchine, was Hr. v. Raumer gleich zu Anfang des erwähnten Capitels mit den ſchlichten Worten andeutet: „Es verſteht ſich von ſelbſt daß manche Arten europäiſcher Polizei und polizeilicher Aufſicht in den Vereinigten Staaten gar nicht zur Anwendung kommen können." Und um nicht dahin mißverſtanden zu werden, als ſey deßhalb die Anarchie in den Vereinigten Staaten vollkommen, ſetzt er belehrend hinzu: „Es wäre aber ſehr irrig zu glauben daß ſie (die Polizei) ſich um nichts bekümmere und jeder Willkür einen Freipaß gebe. Vielmehr ſind die Polizeigeſetze meiſt vortrefflich u. ſ. w." Hier verwechſelt der Hr. Verfaſſer offenbar die Polizei mit dem Geſetz, zwei der Natur nach ſehr verſchiedene Dinge. „Man duldet," meint der Hr. Verfaſſer, lieber das Zuwenig als das Zuviel, und wenn dort (in Europa oder Deutſchland) Polizeibeamte bisweilen zu anmaßend und grob ſind, müſſen ſie ſich hier (in Amerika) einer übertriebenen Höflichkeit befleißen. So z. B. ſagte (ſo erzählt man) ein Polizeibeamter zu einem Ruheſtörer: Liebſter, Beſter, wollen Sie gütigſt nach Hauſe gehen! Ihre verehrte Gattin, Ihre liebenswürdigen Kinder dürften Ihretwegen in Sorgen ſeyn." Dergleichen Artigkeiten müſſen einen Continentaleuropäer, beſonders aus dem Norden, allerdings überraſchen; es ſteht aber ſehr in Frage, ob die Erinnerung an Weib und Kind nicht am geeignetſten waren den Ruheſtörer nach Hauſe gehen zu machen, und dann war es wirklich das Beſte was der Poilzeibeamte in dieſem Falle thun konnte. Wenigſtens iſt die „übertriebene Höflichkeit" der amerikaniſchen Polizeibeamten kein Beweis für die ſo oft mit grellen Farben geſchilderte Roheit des Volks.

Der Geſchichte der Vereinigten Staatenbank und des amerikaniſchen Papiergeldes überhaupt widmet der Hr. Verfaſſer ein eigenes Capitel. Seine Anſicht über die große amerikaniſche financielle Kriſe und die Repudiation einzelner Staaten iſt wahr und gerecht, und die ſtatiſtiſchen Nachweiſe ſind äußerſt genau und werthvoll. Auch den Fremden und der Native-American-Partei widmet Hr. v. Raumer eine eigene Abtheilung ſeines Buches. Er weiſt darin auf die großen Vortheile der Einwanderung aus Europa hin und das unpolitiſche Verfahren der eingeborenen Sectirer, ohne jedoch des Umſtandes zu erwähnen daß je der legislative Unterſchied zwiſchen Eingeborenen und Eingewanderten eine Art Geburtsadel begründen würde, der dem Geiſte amerikaniſcher Inſtitutionen, noch mehr aber ihrer praktiſchen Wirkung völlig entgegengeſetzt wäre. Es iſt Aufgabe Amerika's die verſchiedenartigen europäiſchen Elemente zu einem harmoniſchen Ganzen zu verſchmelzen, nicht aber Kaſtenunterſchiede einzuführen welche dieſer nothwendigen, wenigſtens politiſchen Verſchmelzung unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg legen würden. Das haben auch die Amerikaner in der letzten Zeit ſelbſt anerkannt, wodurch dieſe wichtige Frage ihre natürliche Erledigung findet.

Die ſtatiſtiſchen Angaben des Hrn. Verfaſſers über Bevölkerung, Handel, Fabriken u. ſ. w. ſind überall den verläßlichſten officiellen Quellen entnommen, und ſind ſchon an und für ſich ſelbſt ſchlagend für die von ihm aufgeſtellten Behauptungen. Wir wenden uns daher von dieſem Theil des Werkes zu der kurzen Abhandlung über Sklaverei welche, wie wir glauben, im Manuſcript bedeutende Abkürzungen erhalten hat. Der Hr. Verfaſſer ſtimmt darin im Weſentlichen mit den in der deutſchen Vierteljahrsſchrift (von 1838, III) ausgeſprochenen Ideen und mit Murhard in „Pölitz's Jahrbüchern" überein, welche Aufſätze auch in einer Note angeführt werden. Der Hr. Verfaſſer bemerkt:

„In Bezug auf die Neger (ſagen Andere) bilden wir zwar eine Ariſtokratie, aber unter uns ſelbſt gibt es nur Einen Stand —

Digitized by Google

den der Pflanzer. Wir bilden die reinſte Demokratie welche je geweſen, und ſind (da wir zu gleicher Zeit verzehren und durch unſere Sklaven erzeugen) ganz allein im Stande zu Gunſten der arbeitenden Claſſen des Nordens, welche nie mit uns in Wettkampf treten können, Geſetze zu machen. Ein Fabricant und Kaufmann des Nordens der zu Gunſten des Arbeitslohns ſpricht oder die Armen vertheidigt, ſpricht gegen ſein eigenes Intereſſe. Der Demokrat des Südens fürchtet nicht durch zu große Freiſinnigkeit ſich mit den arbeitenden Claſſen zu vermiſchen, oder wohl gar von ihnen überſtimmt zu werden. Die Producenten des Südens ſind ſtumm, und ihr Lohn wächſt nur in Verhältniß zu ihrem Gehorſam. Bis jetzt haben nur Südländer zu Gunſten der Freiheit gewirkt, und mit Ausnahme Van Burens und der beiden Adams (welche letzteren den Freiſtaat ohne den Widerſpruch des Südens in wenig Jahren zu Grunde gerichtet hätten) waren alle Präſidenten der Vereinigten Staaten Südländer; ja was noch mehr iſt, die eigenthümlichen Helden der Revolution (Waſhington, Jefferſon, Madiſon, Jackſon u. A.) waren Sklavenbeſitzer.“

Dieſe „Andern“ welche ſo ſprechen, ſind aber nur der Verfaſſer des oben erwähnten Artikels III. 1838 der deutſchen Vierteljahrsſchrift, dem dieſe Bemerkungen, Seite 87, 16te Zeile von oben, wörtlich entnommen, und der für ſich allein noch für keine amerikaniſche Autorität gelten kann. Der Hr. Verfaſſer fährt weiter fort: „Die Freiheit der Nachkommen von Afrikanern iſt in den Vereinigten Staaten unverträglich mit der Sicherheit und Freiheit der europäiſchen Ankömmlinge (Abkömmlinge?) (Hier führt er Clay's Reden II. 418 an.) Unter den Trümmern des Bundes würde früher oder ſpäter die Freiheit beider Racen degraden werden. Ihr arbeitenden Claſſen des Nordens, wer zahlt Euren Lohn, als die Sklavenſtaaten? Wer vertheidigt Euch gegen Steuern und Monopole, als wir? Und wenn Ihr an unſerer Aufrichtigkeit zweifelt, ſo kommt zu uns und überzeugt Euch daß es bei uns keine Armen und keinen Pöbel gibt, und daß unſere Sklaven ein glücklicheres und zufriedeneres Leben führen als (des jammervollen Europa's nicht zu gedenken) Eure Taglöhner und Fabrikarbeiter, welche zwei Drittheile ihres Lebens arbeiten, damit ſie im letzten Drittel nicht verhungern! Auf unſern Landſitzen ſind wir Patriarchen, im Congreſſe die Vorkämpfer uneingeſchränkter Freiheit. Ohne uns wäret Ihr längſt zu Sklaven Eurer Banken und Speculationsgeſellſchaften herabgeſunken. Das Fabrikſyſtem des Nordens iſt ein größerer Feind der Freiheit als die Sklaverei der Neger. Unter uns iſt kein Haß wie der der arbeitenden Claſſen gegen die Reichen, ſondern Theilnahme und Gemeinſchaft. Unſere Sklaven ſind ſo zu ſagen Glieder unſerer Familie, und wir ſorgen für ſie als einen Theil unſeres Selbſt. Ihr, die Ihr vierzehn bis fünfzehn Stunden täglich arbeitet und dann ermüdet zu Bette ſinkt, kennt den Werth der Freiheit nicht. Ihr fühlt bloß, wenn Ihr unterdrückt ſeyd, wenn es Euch an dem Nöthigſten gebricht; wir hingegen kennen den ganzen Werth derſelben, ſind frei von untergeordnetem Treiben, ſowie von herabziehenden Sorgen und haben höhere Geſichtspunkte für eine edlere Thätigkeit. Niemals treten wir mit Euch in Mitbewerbung, und reichen Euch nicht (wie die Mäkler von Neu-York und Boſton) kärglichen Lohn für ſaure Mühe. Wir gönnen Euch gerne gleiche Rechte mit uns ſelbſt; wir ſind die beſten Glieder eines republicaniſchen Gemeinweſens. Wir brauchen uns nicht mit dem Schweiße Eurer Arbeit zu bereichern; wir Sklavenbeſitzer ſind die einzigen uneigennützigen Demokraten des Bundes.“

So ſonnt Hr. v. Raumer die Darſtellungen der herrſchenden Herren im kühnen, großartigen Style und Gefühle der alten claſſiſchen Welt!

Es iſt aber dieſe Rede, welche ebenfalls Wort für Wort aus der deutſchen Vierteljahrsſchrift 1838. III. Seite 87, 2te Zeile von unten bis 88, 26ſte Zeile von oben, nachgedruckt iſt, nie irgendwo im Congreß, alſo auch nicht von Henry Clay gehalten worden, und der Verfaſſer jenes Artikels führt ſie auch nur im Allgemeinen als Worte „der Südländer“ an. Es dürfte daher wohl der gelehrte Geſchichtſchreiber darauf mehr Gewicht gelegt haben, als ſie verdienen. In jedem Fall aber wollen wir zugeſtehen daß Hr. v. Raumer, ohne den Standpunkt des geſchichtlichen Rechts und der Sittlichkeit zu verlaſſen, mit vielem Scharfſinn die Hinderniſſe und Schwierigkeiten auseinandergeſetzt hat welche der ſofortigen Aufhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten entgegenſtehen. Er hat bewieſen, wie der amerikaniſche Neger ſelbſt noch in der Sklaverei auf dem Weg des Fortſchritts begriffen iſt, wie die Civiliſation ihm erſt in der Sklaverei aufgedrungen worden und wie der Negerſklave phyſiſch und ſittlich nicht gegen den unglücklichen europäiſchen Fabrikarbeiter zurückſteht. Dem ſpecifiſchen Unterſchied der Racen den man jetzt in Frankreich und England gelten läßt, widerſpricht Hr. v. Raumer keineswegs, wohl aber deutet er auf die Möglichkeit hin trotz dieſer Verſchiedenheit doch den Weg zur *allmählichen* Emancipation durch ein vermittelndes Feudalſyſtem anzubahnen. Dieß ſind im Ganzen wohl auch die Anſichten des Verfaſſers des oben angeführten Aufſatzes in der deutſchen Vierteljahrsſchrift 1838. III. Hrn. v. Raumer aber gebührt das Verdienſt in ſeinem letzten Werk über Amerika zu zeigen, wie man bereits auf dieſer Bahn vorgeſchritten und zweifelsohne weiter ſchreiten würde, wenn nicht der Eifer der Abolitioniſten des Nordens und der ungebührliche Einfluß einzelner europäiſchen Staaten dieſem menſchenfreundlichen Beſtreben ein näheres Ziel ſetzte. Unſtreitig gilt den Amerikanern der Fortbeſtand der Union mehr als die unmittelbar conſequente Durchführung einer abſtracten Freiheitstheorie. Erſtere iſt Bedingung ihrer politiſchen und ſocialen Exiſtenz und als ſolche, obwohl in anſcheinendem Widerſpruche mit ewigen Grundſätzen, doch noch mehr Sache der Menſchheit als der Verſuch eine ſeit Jahrtauſenden auf der niederſten Stufe der Menſchheit ſtehende Race den europäiſch-geſitteten kaukaſiſchen Stammen der neuen Welt gleichzuſtellen. Der Erfolg der Negeremancipation in Weſtindien und das Negerreich von St. Domingo haben den Erwartungen welche die Philanthropie von ihnen hegte, nicht entſprochen, und es wäre thöricht mit ſolchen Beiſpielen vor Augen die Erfahrung dem Grundſatze aufzuopfern. Den Grundſatz daß der niedere Preis der Colonialproducte der Ausdehnung der Sklaverei mit jedem Tag engere Gränzen ſetzt, ſo wie die Unmöglichkeit in den Staaten welche nicht mit Colonialproducten reichlich verſehen ſind, Sklaven zu halten, finden wir bei Hrn. v. Raumer zu wenig hervorgehoben, und doch gründet ſich hierauf die Emancipation der Sklaven in den nördlichen Staaten der Union und die bevorſtehende Aufhebung der Negerſklaverei in den Staaten Delaware, Virginien, Kentucky, Maryland und Miſſouri. Hr. v. Raumer hätte auf dieſen Umſtand mehr Gewicht legen ſollen, als auf die mögliche Einführung eines Lehensſyſtems, das er gewiß nicht mit Unrecht dem Manufacturſyſtem, wie es anderer Orten beſteht, vorzieht, und worin wir ihm keineswegs widerſprechen wollen. Ueberhaupt ſind wir weit entfernt der tiefen Einſicht in die amerikaniſchen politiſchen und ſocialen Zuſtände des Hrn. Verfaſſers nicht volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Trotzdem daß Hr. v. Raumer nur verhältnißmäßig ſehr kurze Zeit ſich in Amerika aufge-

Digitized by Google

halten und aus eigener Anſchauung nur über wenig Dinge vollkommenen Bericht erſtattet, ſo zeugt ſein Buch doch überall von der außerordentlichſten Gewandtheit in der Auffaſſung der Zuſtände eines ſonſt nur ſchwer richtig zu beurtheilenden Volks und einer Schärfe des hiſtoriſchen Blicks, wie vor ihm kein Reiſender oder Berichterſtatter über die Vereinigten Staaten, ſelbſt nicht de Tocqueville beſeſſen, ſo daß ſein Werk nicht nur für Deutſchland, ſondern auch für England und ſelbſt für Amerika von nicht geringer Belehrung ſeyn wird.

Der zweite Theil des Raumer'ſchen Werks iſt unſeres Erachtens der bei weitem intereſſanteſte. Seine Schilderung der Parteien iſt auch für Amerikaner belehrend. Alle nennen ſich jetzt Demokraten, doch iſt kaum zu bezweifeln, meint der Hr. Verfaſſer, daß wenn Thomas Jefferſon, der Urvater der demokratiſchen Partei, morgen aus dem Grabe aufſtünde, er ſich gewiß nicht den Whigs, ſondern den Locofocos anſchließen würde. Hierüber ſind wir mit Hrn. v. Raumer vollkommen einig. Sehr klar und beſonnen ſind ſeine Anſichten über die Unmöglichkeit der Fortſchritte des Communismus in den Vereinigten Staaten. „Die Beſorgniß, es werde eine große amerikaniſche Partei das Eigenthum jemals aufheben wollen und aufheben können, iſt ohne allen Grund. Die Angriffe auf dasſelbe waren in Europa viel heftiger und gefährlicher, und die Grillen St. Simons, Fouriers und der Communiſten ſind nicht aus der amerikaniſchen Demokratie hervorgewachſen. Ueberhaupt iſt das Eigenthum ein ſo natürliches und nothwendiges Verhältniß daß es ſich durch ſeine eigene unzerſtörbare Kraft immer aufrecht erhalten wird, und zwar im Einzelnen verletzt, niemals aber im Ganzen umgeſtoßen werden kann."

Hr. v. Raumer hätte dabei noch des Umſtandes erwähnen können daß es in ganz Amerika keine eigentliche St. Simoniſtiſche, Fourier'ſche oder gar communiſtiſche Zeitſchrift gibt, wenigſtens kennt Schreiber dieß keine in engliſcher Sprache, und daß ſelbſt die radicalſten Blätter derlei Anſichten als abgeſchmackt und dem amerikaniſchen Entwicklungsproceß zuwider unbedingt verdammen. Die größte Freiheit, meinen ſie, beſteht in der größten Beweglichkeit des Eigenthums, der Aufhebung der Majorate, Erſtgeburtsrechte u. ſ. w., aber keineswegs der Aufhebung des Eigenthums ſelbſt, das von dem kleinſten Eigenthümer ebenſo geſchätzt und geliebt wird als vom größten. Es gibt hier gar keine Uebergangsſtufe; denn der Mann der ein paar Bäume umgehauen und ſich in einem Loghouſe ein Beſitzthum gegründet hat, iſt ein ebenſo, ja noch größerer Beſchützer der Eigenthumsrechte, als der Beſitzer der größten Pflanzungen; ja ohne den Begriff des Eigenthums hätte er den Baum gar nicht umgehauen, hätte ſich kein Loghouſe gebaut und der Weſten der Union wäre jetzt noch eine Wildniß.

Bezeichnend iſt was Hr. v. Raumer von dem Widerſtand der Deutſchen gegen die Einführung von öffentlichen Schulen ſagt: „Wenn, wie man berichtet (es gilt dieß nur in einigen Grafſchaften) die deutſchen Anſiedler in einigen Staaten Nordamerika's ſich gegen Schuleinrichtungen und Verbeſſerungen gleichgültiger zeigten als die regſameren Yankees, ſo iſt Angewöhnung, Trägheit und Dummheit wohl nicht die einzige Urſache. Sie dachten oder fühlten vielmehr was aus jener Einſeitigkeit der europäiſchen Richtung hervorgehe, und daß Leſen und Schreiben die Einſicht an ſich wenig erhöhe und den Charakter ungebildet laſſe."

Wenn nun gleich der hier aufgeſtellte Grundſatz wahr iſt, ſo iſt doch kaum begreiflich daß die Deutſchen in Amerika in Maſſe denſelben begriffen und in Anwendung brächten. Mehr als derſelbe wirkte z. B. der Widerwille der pennſylvaniſchen Landbauer gegen Faullenzer aller Art und gegen die ſogenannten „Schreiber," deren Andenken noch immer nicht bei ihnen erloſchen, insbeſondere. Es lag aber auch ein Rechtsgrund vor, der die Art wie die öffentlichen Schulen in Pennſylvanien eingeführt werden ſollen, als conſtitutionswidrig verwarf. Sobald die Frage hierüber entſchieden war, blieben die Deutſchen in der Einführung der öffentlichen Schulen keineswegs hinter den Amerikanern aus engliſcher Abkunft zurück, ja ſie ſprachen ſich ſogar für deutſche Schulen aus, die denn auch faſt in allen deutſchen Gemeinden jenes Staats auf öffentliche (Staats-) Koſten eingeführt ſind.

In Bezug auf Litteratur und Kunſt ſpricht Hr. v. Raumer ſehr wahre und zu beherzigende Worte: „Man wirft den Amerikanern vor daß ſie arbeiten um zu leben, daß aber keiner arbeite um zu denken. Welch' einſeitiger unwahrer Grundſatz," ruft der Hr. Verfaſſer aus. „Die Arbeit iſt nie ohne Gedanken; nur die Faulen (von manchem Majoratsherrn bis zum Lazaroni) ſind gedankenlos. Andere behaupten der mittlere Durchſchnitt der Bildung ſey zwar in Amerika höher als anderwärts, aber es fehle an hervorragenden Spitzen großer Geiſter. Das Letzte," meint Hr. v. Raumer, „folgt wenigſtens nicht aus dem Erſten; vielmehr ſteigen, ſobald ſich die breite geſammte Grundlage erhebt, auch (über kurz oder lang) die Spitzen in reinere Lüfte. Alles hat ſeine Zeit. Mädchen von acht Jahren und Weiber von achtzig kommen nicht in die Wochen; aber die Amerikaner (das verlangen jene Tadler) ſollen Alles auf einmal, Alles zu gleicher Zeit, das heißt zur unrechten Zeit thun. Wie viel Dichter hat denn Frankreich in tauſend Jahren erzeugt, und welche darf Deutſchland nennen zwiſchen dem (obendrein geläugneten oder beſcholtenen) Verfaſſer der Nibelungen und Klopſtock? . . . . . . Die Poeſie der Amerikaner liegt nicht in der Vergangenheit, ſondern in der Zukunft. Wir Europäer ſentimentaliſiren uns durch das Abendroth des ſinkenden Tages in die Nacht hinein; die Amerikaner gehen durch die Morgenröthe vorwärts zum Tage. Ihre große hiſtoriſch erwieſene unbezweifelbare Vergangenheit liegt ihnen nahe, ihre Väter thaten Großes, nicht ihre Ur-Ur-Urväter!"

Von den amerikaniſchen Geſchichtſchreibern Bancroft, Prescot und Sparks ſpricht der Hr. Verfaſſer mit vieler Achtung und als competenter Richter. „Sie haben," ſpricht er, „ſo viel geleiſtet daß ſich kein lebender europäiſcher Hiſtoriker ihnen voranſtellen darf, wohl aber erfreut und dankbar ſeyn wird, wenn ſie ihm als einem Genoſſen die Hand reichen wollen."

Die Proben die Hr. v. Raumer von amerikaniſcher Poeſie anführt, ſind unſerer Ueberzeugung nach nicht die gelungenſten. Doane, Pierpont und ſelbſt Paulding ſtehen als Lyriker hinter Bryant, Longfellow, Percival und Andern weit zurück. Das Charakterzeugniß welches der Hr. Verfaſſer dem jetzt ausgezeichnetſten Manne der Union gibt, iſt ſtreng gerecht und wahr. „Calhoun," ſagt Hr. v. Raumer, zeigt ſich überall folgerecht, einig mit ſich ſelbſt, ein Mann von feſten, tief begründeten, wiſſenſchaftlich und praktiſch abgerundeten Ueberzeugungen. Selbſt wer dieſe nicht theilt, muß zugeben, er ſey totus teres atque rotundus, und dieß kann man auf ſo hoher Stelle nie ſeyn ohne einen ehrenwerthen großen Charakter. Er wagte es bei dem Streite über die Nullification ſelbſt ſeine Beliebtheit aufs Spiel zu ſetzen, um durch Uebertreibung der Nothwehr zur rechten Mitte zurückzuführen; er wagte es bei der Frage über die Sklaverei das Gewicht verhaßter Thatſachen, menſchenfreundlichen, aber ſo kurzweg unanwendbaren Lehrſätzen gegenüber, geltend zu machen; er verlor

Digitized by Google

nie aus den Augen daß praktiſche Gewandtheit, ſo groß ſie auch ſeyn mag, eine wiſſenſchaftliche Erkenntniß nicht entbehren könne.“ Alles dieß iſt buchſtäblich wahr, und es hat der gelehrte Hr. Verfaſſer hier allerdings einen ſehr tiefen Blick in die Geſchichte der Nullification von Südcarolina gethan, wo Calhoun, wie Hr. v. Raumer ganz richtig an einer andern Stelle ſeines Buches bemerkt, die Regierung bis an den Rand des Abgrundes führte und ſie hineinblicken ließ — um ſie davor zurückzuſchrecken. Dieſer ganze unglückliche Vorfall, der aber doch glücklich iſt, weil er durch die Art und Weiſe, wie die Nullification beſeitigt wurde, zugleich gegen die Erneuerung derſelben Gewähr leiſtet, iſt von der engliſchen und franzöſiſchen und ſogar von der amerikaniſchen Preſſe vielfach unrichtig beurtheilt worden; ſo gründlich und erſchöpfend, wie dieß Hr. v. Raumer gethan, iſt vor ihm, außer in Südcarolina ſelbſt, nirgends geſchehen, und dieß iſt ein großer Beweis von der Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe des Hrn. Verfaſſers.

Was der Hr. Verfaſſer über die verſchiedenen religiöſen Secten ſagt, läßt vielleicht am meiſten zu wünſchen übrig. Es iſt dieß offenbar nur eine ſtatiſtiſche Zuſammenſtellung, wie ſie oft in amerikaniſchen Pamphlets und namentlich im American Almanac vorkommt. Was Hr. v. Raumer über die Wiedererweckungen (Revivals) und Waldverſammlungen (Camp meetings) ſagt, iſt doch wohl nicht das Reſultat ſeiner eigenen Anſchauung, ſondern eine Wiederholung der auch von ihm angeführten Schrift: Buckingham Eastern Staates II, deren Uebertreibung ſo in England wie in Amerika zum Sprüchwort geworden iſt. Bei der Secte der Mormonen und dem an ihren Stiftern begangenen Mord läßt Hr. v. Raumer eine wichtige Thatſache außer Augen welche doch zur Würdigung dieſes Falls weſentlich nothwendig iſt, nämlich die Vielweiberei welche Jo. Smith in Nauvoo im Staat Illinois einführen wollte und die namentlich ihm durch das Erſcheinen von Engeln erlaubt war, wodurch er aber mit mancherlei Ehemännern (denn unter den ſpirituellen welche die Engel dem Stifter der Mormonenſecte erlaubten, waren leider auch verheirathete Damen) in die unangenehmſten Widerſprüche verwickelt wurde. Die Preſſe welche dieſe Unſittlichkeit, die zuweilen bis in das Verbrechen der Nothzucht ausartete, an den Pranger ſtellte, wurde von Jo. Smith zerſchlagen, und gegen dieſe Verruchtheit erhob ſich die öffentliche Meinung viel ſtärker als gegen die politiſchen Grundſätze des Propheten. Wahrſcheinlich waren es die beleidigten Ehemänner welche ihm verkleidet im Gefängniß eine Kugel durch den Kopf jagten, und dieſe hätte ihn in Europa ebenſo gut treffen können wie in Amerika. Wenn ſeine Mörder glaubten, Smith hätte zu großen Anhang oder könnte ſeiner Verbrechen nicht in der geſetzlichen Form überwieſen werden, ſo iſt ihr Verbrechen zwar nicht zu rechtfertigen, aber als moraliſcher (das Verbrechen in moraliſcher Beziehung mildernder) Grund müßte dieſer Glaube dennoch gelten. Smith war der abgefeimteſte Schurke in der ganzen Union, und hatte auch nicht Einen edlen Zug in ſeinem Charakter der uns ſeinen Tod bedauern laſſen könnte. Er hatte ſeine Lehre geſtohlen, er hat ſie mit Lüge, Diebſtahl, Verrath und Mord verbreitet, ſuchte ſie durch Mord und Todtſchlag aufrecht zu erhalten und benützte ſie zum Frohndienſt aller Laſter und Verbrechen, und doch erreichte ihn die Kugel ſeines Mörders erſt, als er ſich gegen das ſchwächere Geſchlecht aufs gröblichſte verſündigt hatte. Offenbar hat dieſer Fall mit der Religion die er predigte, nichts gemein, und die Verfolgung der Mormonen iſt nicht ihren theologiſchen Grundſätzen, ſondern einzig und allein ihrem unmoraliſchen Lebenswandel und der ſchändlichen Entſittlichung ihrer Lehrer zuzuſchreiben.

Ueber das allgemeine Wahlrecht ſchreibt Hr. v. Raumer, wie folgt: „Es iſt eine ſehr allgemeine und doch unwahre Vorausſetzung daß das Vermögen (den Gemeinden zur Laſt fallende Arme haben auch in Amerika kein Stimmrecht) eine ſichere Bürgſchaft gewähre für Rechtlichkeit, Geſchicklichkeit und Vaterlandsliebe. Vielmehr gibt es Pöbel unter allen Ständen, und der vornehmere iſt noch gefährlicher als der geringere. Was gewannen denn diejenigen Staaten welche das Haben über das Seyn hinaufſetzten und materialiſtiſch dem Mammon mehr zutrauten als dem Geiſte und den Perſonen? Nach europäiſchen Begriffen iſt der nichts, der nichts hat. Indem man aber ſo alle Beſitzloſen oder nur Wenigbegüterte zum Pöbel ſtempelt, erzeugt man Pöbel. Die amerikaniſche Vorausſetzung, quisquis praesumitur bonus, und daß diejenigen welche nur wenig haben, dennoch etwas ſind, erzieht und erhebt die Menſchen und macht Anſtrengungen und Ehre zur Ehrenſache, wogegen die europäiſche Vorausſetzung ſie faſt erniedrigt und faſt berechtigt ſich ſelbſt nicht zu achten und ſich fallen zu laſſen. Ferner beſchränkt das öffentliche Leben und die politiſche Erziehung in Nordamerika keineswegs (wie häufig in Europa) die Begeiſterung auf die Zeit, wenn etwa ein Feind ins Land bricht und es aufs Todtſchlagen abgeſehen iſt; man will dort vielmehr daß das Feuer ächter Vaterlandsliebe nie ausgehe und ſich täglich und ſtündlich in tauſend ſegensreichen kleineren und größeren Flammen offenbare.“ Hr. v. Raumer hätte bei dieſer Gelegenheit die Art und Weiſe anführen können, wie Benjamin Franklin den Wahlcenſus der auf Vermögen beruht, lächerlich machte. Geſetzt, ſagte er, man verlangt daß ich, um ſtimmen zu können, zwanzig Pfund beſitze. So viel baar Geld habe ich nicht; aber ich habe einen Eſel der zwanzig Pfund werth iſt, und nach dem Geſetz verdanke ich dieſem Eſel meine Stimme. Nun aber ſetze ich den Fall, der Eſel ſtirbt, und mit ihm mein Wahlrecht; wer iſt dann ſtimmfähig, ich oder der Eſel?

Ueber die langen Reden im Congreß ſagt der Hr. Verfaſſer im weſentlichen das was vor ihm ſchon manche Engländer bemerkt haben. Doch iſt wirklich nicht zu vergeſſen daß durch ſie der Redner zu ſeinen zweitauſend Meilen entfernten Conſtituenten redet und nicht bloß zur Verſammlung; obgleich jetzt nach einer neuen Regel des Hauſes der Repräſentanten kein Redner über eine Stunde ſprechen darf.

Ueber das Weſen der amerikaniſchen Demokratie äußert ſich der Hr. Verfaſſer ziemlich klar und unzweideutig in nachfolgendem: „In dem ſtaatsrechtlichen Sinne, als es in Amerika ein Volk gibt, iſt noch niemals eins auf Erden da geweſen; und alle Uebel der Demokratie zuſammen genommen haben dort nicht ſo viel Leiden verurſacht, als die eine (daſelbſt gar nicht vorkommende) Frage über die Legitimität oder Illegitimität der Herrſcher in England, Frankreich, Schweden, Portugal und Spanien.“ .... „Wiederum ſind alle Schlüſſe welche man von andern geſchichtlichen Demokratien und Bundesrepubliken auf Amerika macht, ungenügend und unpaſſend. Die Vereinigten Staaten ſind etwas weſentlich Neues, Eigenthümliches, das bei einer Vergleichung mit früheren Erſcheinungen mehr Unähnlichkeiten als Aehnlichkeiten zeigt. Insbeſondere reicht das Nordamerikaniſche weit über das hinaus was die alte Welt an ſtaatsrechtlichen Formen darbot oder bewilligte. So waren alle angeblichen Demokratien jener Zeit nur Oligarchien, alle angeblichen Staatsverfaſſungen nur Stadtverfaſſungen. So bereitete ſich Hellas durch unvereinbare Gegenſätze und unaufhörliche innere Kriege den Untergang, ſo litt

Digitized by Google

Rom keine Freiheit über ſeine Stadtmauern hinaus, war allein dem Kriege wie dem Frieden zugewandt und die Conſuln werden ſo zu jener vorherrſchenden Richtung hingedrängt, wie umgekehrt der amerikaniſche Präſident ſeine Größe nur als Friedensfürſt zeigen kann.“

Dieſe unbedingte friedliche Stellung des Präſidenten will uns nicht ganz einleuchten. Jefferſon war ſchon während ſeiner Präſidentſchaft für den Krieg mit England, der unter ſeinem Nachfolger Madiſon wirklich ausbrach, und General Jackſon würde im Fall eines Kriegs gewiß das Commando der Armee übernommen haben, wie er denn überhaupt der glücklichen Schlacht von New-Orleans ſeine Erhebung zum Präſidenten der Vereinigten Staaten verdankte. Dagegen iſt vollſtändig wahr was der Hr. Verfaſſer von der Weisheit und Gerechtigkeit der amerikaniſchen Bundesregierung ſagt: „Weder Athen, noch Rom, noch Venedig, noch Florenz, noch die Schweiz, noch die Niederlande verliehen eroberten oder irgendwie gewonnenen Landſchaften ein volles gleiches Staatsrecht; erſt die Vereinigten Staaten von Nordamerika gewähren in dieſer Beziehung was Gerechtigkeit und Weisheit gebieten.“

Außer den hier nur flüchtig angedeuteten geiſtreichen Diſſertationen über amerikaniſche Geſchichte, Grundſätze und Staatsmänner enthält der zweite Band noch einen unterhaltenden Anhang in Geſtalt von Briefen über New-York, Philadelphia, Baltimore, Charlestown, Waſhington u. ſ. w., ſo wie über Mont-Real und Quebeck, aus welchen wir erſehen daß der Hr. Verfaſſer nicht nur alle dieſe Gegenden und Städte beſucht, ſondern auch das Weſentlichſte in ſein Tagebuch eingetragen hat. Die hier angeführten Sehens- und Denkwürdigkeiten dürften nur wenig Leſer welche mit amerikaniſchen Reiſebeſchreibungen vertraut ſind, beſonders anſprechen, doch findet ſich auch hier viel Nützliches und Bemerkenswerthes, das unſere Kenntniß amerikaniſcher Zuſtände erweitern und dem Auswanderer oder Touriſten in jenen Gegenden von Nutzen ſeyn dürfte. Auch in dieſen Briefen iſt das Hiſtoriſche das wichtigſte und die Ausſchmückung der Scenen nur der Rahmen zum Bilde. Doch dürfte Hr. v. Raumers individuelle Anſchauung des großen Niagarafalls davon eine Ausnahme machen.

Wir geben ſie hier wieder. „Als ich in Chamouni nach heißem Tage während der eiskalten Nacht ins Freie hinaustrat und die Figuren des Montblanc und ſeiner Nachbarn erſtarrt in ewigem Schnee vor mir ſtanden, da ergriff mich die Sorge, was aus dieſer erſtorbenen Natur wohl werden müſſe, wenn Gott von ihr und den ſchwachen Menſchen ſeine Hand auch nur einen Augenblick lang abziehe. Als ich auf dem Aetna rings umher nur Zerſtörung und Tod erblickte, raffte ich mich auf und trat der geſetzlos wilden Kraft mit der von Gott gnädigſt den Menſchen verliehenen Seele entgegen, deren edle Gedanken (trotz aller ſcheinbaren Schwäche) doch mehr Leben in ſich tragen und länger dauern als graue Lava und geſtaltloſe Aſche. Ganz anders am Niagara. Ich hätte aufjauchzen mögen vor Freude, und die Flügelſchläge meines Geiſtes ſtiegen wie Aeolsharfentöne harmoniſch mit den Lauten dieſer Naturwunder empor. Das Eintauchen in dieſes Meer von Schönheiten ſchien mir auf Jahre hinaus Jugendkraft und Lebensmuth zu verleihen; ein Verjüngungsbrunnen, wie ihn die Druckkraft trockener Kategorien nie hervortreibt. Gar nichts Furchtbares, Entſetzliches, Niederdrückendes, Vernichtendes, Zurückſtoßendes, wohl aber Schönheit der Natur in ihrer edelſten Offenbarung und in erſtaunlicher Mannigfaltigkeit. Kein Maler kann dieſe *bewegte* Wunderwelt in voller Wahrheit und Schönheit darſtellen, keine Beſchreibung kann gelingen. Denn halte ich mich an die bewundernswerthe Einheit und Harmonie all' dieſer Erſcheinungen, ſo verkennt man nicht ihre Mannigfaltigkeit; gehe ich auf dieſe ein, ſo verſchwindet jene in der zerbrechlichen Moſaik einer trockenen Aufzählung. Oberhalb des Niagara ſehe ich in der Ferne die breite, ruhige ſpiegelhelle Fläche des Erieſees. Allmählich fängt das Waſſer an ſich zu kräuſeln, hervorragende Felsſtücke, darüberliegende Baumſtämme erhöhen die Bewegung, bis ſich die ganze Fläche in Stromſchnellen verwandelt von gewaltigem Umfange und ſeltener Schönheit. Durch einzelne Inſeln hindurch bricht ſich der raſche Strom eine leichte Bahn; dann ſtößt er auf eine, mit himmelhohen, herrlichen Bäumen beſetzte Felſeninſel (Irisinſel) und muß ſich in zwei Hauptarme theilen, jedoch nicht für immer, denn beiden ſteht dieſelbe Kataſtrophe bevor, und unterhalb der Fälle finden ſich die Getrennten in dem Strome wieder, der in allen Abſtufungen des Grün, und von ſilbernen Bändern phantaſtiſch durchzogen, majeſtätiſch dahinwogt. Jene Stromſchnellen, dieſes Flußbett, würden (ohne alle Waſſerfälle) einer Landſchaft den gerechten Ruhm ſeltener Schönheit verſchaffen. Und nun welche Umgebungen! Felswände, ſenkrecht oder überhangend, oder zurückgebeugt, und mit Bäumen, Sträuchern und Blumen bedeckt und bekränzt. Aus dieſer grünen Pflanzen- und Felſenwelt ſtürzen die Fluthen hervor: an einer Stelle der reinſte Smaragd, an einer zweiten von Himmelslichtern geröthet, dann aufgelöst in ſchneeweißem Schaum und aus der Tiefe emporwirbelnd und weit über Fluß und Land dahin getragen. Es iſt ja nicht ein, es ſind nicht zwei Waſſerfälle: es iſt eine ganze Reihe von Naturwundern die ſich mit jedem Schritte erneuern, verwandeln und eine Welt unvergleichbarer Schönheiten darbieten. Wer hier nicht im erſten Augenblick ergriffen und entzückt wird, dem wird die Zeit wenig zu Hülfe kommen; aber freilich in drei Stunden (wie viele, von der Eiſenbahn beherrſcht, verſuchen) kann man ſich daran nicht erſättigen, und aus einem Tage werden (trotz unſerer höchſt beſchränkten Zeit) deren drei, denn es gibt in der ganzen Welt vielleicht keinen Ort, günſtiger um ſich in alle Geheimniſſe und Offenbarungen der Natur einweihen zu laſſen.“

Des Hrn. Verfaſſers Anſichten über amerikaniſche Damen und deren Schmuck können wir nicht theilen; auch ſtehen dieſelben grell ſelbſt den Anſichten und Eindrücken der feindlichſt geſinnten engliſchen Reiſenden entgegen. Er geſteht ja übrigens bloß ein daß er ſich in dieſer Beziehung kein Urtheil anmaßt; denn über gewiſſe Jahre hinaus fällt das Urtheil über Damenſchönheit und Anmuth meiſtens ſchief aus. Das was man in jenen Jahren ſchön findet, iſt nicht immer reizend, und umgekehrt. Wir können übrigens dem Hrn. Verfaſſer aus guter Quelle verſichern daß das was er als übertriebene Taille mit gemeinem Spott geißelt, bei den Amerikanerinnen gewöhnlich nichts als ungeheuchelte Natürlichkeit iſt. So haben die berühmteſten Aerzte von Philadelphia den Beweis geführt daß, obgleich der obere Theil des amerikaniſchen weiblichen Körpers im Ganzen zarter und ſchmächtiger iſt als der europäiſche, dieſer ſcheinbare Mangel an ſphäriſcher Oberfläche durch die Fülle derjenigen Regionen, an welchen Hr. von Raumer Anſtoß genommen hat, mehr als ausgeglichen wird; und deutſche Aerzte und Geburtshelfer welche lange Jahre in Amerika practicirten, haben uns daſſelbe wiederholt.

Mit den hiſtoriſchen Indicien des Hrn. Verfaſſers ſind wir durchaus einverſtanden, und danken ihm für ſein dem deutſchen Leſepublicum gemachtes ſehr werthvolles Geſchenk. Nur in Bezug auf den Präſidentſchaftstermin ſcheint der geehrte Hr. Verfaſſer in einem Irrthum begriffen. Weder die Whigs noch die Demokraten haben die Beſchränkung der Präſidentſchaft auf vier Jahre zur Parteifrage gemacht, ſondern im allgemeinen der geſunde

Digitized by Google

Sinn des Volks. General Jackſon war der erſte welcher die Nichtwiedererwählbarkeit des Präſidenten in Anregung brachte, dagegen aber den Präſidentſchaftstermin auf ſechs Jahre feſtgeſtellt wiſſen wollte. Bei den Partreiungen welche ſpäter in den Reihen der Demokraten einriſſen, ließ er ſich jedoch bewegen ſein Amt noch einen weiteren Termin zu verwalten. General Harriſon und deſſen Parteigänger, die von der Demokratie den Blitz und den Donner ſtahlen, ſprachen nur einen Termin von vier Jahren an; Clay und Polk thaten bei der letzten Wahl dasſelbe, und unter den jetzigen Präſidentſchaftscandidaten kennen wir keinen einzigen der ſich nicht mehr oder weniger beſtimmt für Einen Präſidentſchaftstermin ausgeſprochen hätte. Es ſteht daher zu erwarten daß in Zukunft kein Präſident ſein Amt mehr als vier Jahre verwalten wird. Mit dieſer einzigen Ausnahme können wir nicht umhin das verdienſtvolle Werk des Hrn. v. Raumer allen Verehrern der neueren Geſchichte dringend anzuempfehlen.

Die Slaven in der Umgegend von Dresden.

Eine der merkwürdigſten Erſcheinungen für den Ethnographen und Menſchenbeobachter iſt die bunte Miſchung deutſcher und ſlaviſcher Nationen welche in den öſtlichen Ländern des deutſchen Bundes, man kann ſagen in dem ganzen weiten Ländergebiete zwiſchen der Elbe und Weichſel im Weſten und Oſten und zwiſchen den Mündungen der Donau und dem baltiſchen Meere im Norden und Süden ſich gebildet hat.

Es gibt hier Länderſtriche, in welchen die Bevölkerung deutſch redet, obwohl ſie noch größtentheils ſlaviſche Sitten hat. Es gibt andere, in welchen ſie ſlaviſch redet, obwohl ihre Sitten und Gebräuche und ihre Bildung ſchon vielfach durch deutſchen Einfluß modulirt ſind. In dem größeren Theile dieſer Ländergebiete hat der Deutſche den Slaven zu ſeinem Knecht und Unterthan gemacht, und ſelbſt in denen, in welchen der Slave noch Herr ſeines eigenen Landes geblieben iſt, drängt ſich der Deutſche durch höhere Bildung und größere Induſtrie überall an die Spitze und weiß den Slaven auf vielfache Weiſe von ſich abhängig zu machen. In Oſt- und Weſtpreußen, in Cur- und Livland, in Brandenburg, in Schleſien, iſt der Deutſche Herr des Bodens geworden, und beherrſcht als ſolcher die Grundbevölkerung welche noch zum Theil ſlaviſch iſt. In Poſen und Galizien gerathen durch nachläſſige Wirthſchaft viele ſlaviſche Beſitzungen in Verfall und kommen dann häufig in deutſche Hände. In Böhmen ſind die gebildeten Stände des Landes faſt ganz deutſch geworden. In Ungarn das zum großen Theil ſlaviſche Bevölkerung hat, ſpielt der Deutſche eine große Rolle. In Kärnthen, Krain und Steiermark iſt es zum Theil ähnlich wie in Böhmen, und in Croatien und Slavonien ſind die Verhältniſſe den ungriſchen gleich. In allen dieſen Ländern findet jetzt eine ernſte und intereſſante Reibung zwiſchen den germaniſchen und ſlaviſchen Volkselementen ſtatt. In andern ehemals ſlaviſchen Ländern hat dieſe Reibung völlig aufgehört, weil in ihnen das Slaventhum ganz und gar in dem Germanenthum aufgegangen iſt. So in Mecklenburg, in Holſtein, an den Mündungen der Elbe, der Havel und Spree, durchweg in allen Gegenden weſtlich von der nichtböhmiſchen Elbe. Auch Sachſen gehört mit zu dem großen Miſchungsgebiete der beiden genannten Nationen, und auch in dieſem Land haben daher alle ſlaviſch-germaniſchen Fragen eine nicht geringe Wichtigkeit für den größten Theil dieſes Königreichs, nämlich für den welcher weſtlich von der Elbe liegt, die ſogenannten ſächſiſchen Erblande, zwar nur ein antiquariſches, für den kleineren, jenſeits der Elbe gelegenen, oder die Oberlauſitz, aber auch ein mehr oder weniger praktiſches Intereſſe. Und durch dieſes Gebiet welches noch circa 70,000 reine Slaven enthält, nimmt Sachſen mit Oeſterreich und Preußen Antheil an der großen in neuerer Zeit ſo oft beſprochenen Frage des Panſlavismus. Der Panſlavismus hat auch auf das kleine Völkchen der Sorben-Wenden, das dort unter dem Schutze der ſächſiſchen Herrſchaft wohnt, längſt ſein weitreichendes Auge gerichtet; und vor etwa acht Jahren hat, wie uns damals aus den Zeitungen bekannt wurde, ein ruſſiſcher Profeſſor dieſe Gegenden in panſlaviſtiſchem Intereſſe bereist und dort nicht nur noch alles zu ſeiner großen Freude reinſlaviſch gefunden, ſondern ſogar auch, wie er in ſeinem Reiſebericht umſtändlicher auseinander ſetzt, bei einer alten, auf dem Krankenlager ausgeſtreckten wendiſchen Frau eine wunderbare ſentimentale Anhänglichkeit an Rußland und an den Czar Nicolaus entdeckt. Die phantaſtiſchen patriotiſchen Hoffnungen und Erwartungen der Panſlaviſten reichen zum wenigſten bis an die Elbe und vielleicht auch noch etwas darüber hinaus, vielleicht ſo weit in Deutſchland hinein, als die Namen der Dörfer ſich auf witz, nitz und ſitz endigen. Die panſlaviſtiſchen Gelehrten ſind hierin in der That mehr als extravagant. Es iſt bekannt daß ſie ſlaviſche Bevölkerung bis nach Holland hin nachgewieſen haben und daß ſie ſogar Venedig ſowohl als die Vendée in Frankreich, wegen einer gewiſſen Aehnlichkeit dieſer Namen mit dem Namen der ſlaviſchen Veneter oder Wenden, als ſlaviſche Länder bezeichnen. Demnach hätte Frankreich ſo gut ſein Wendenland wie Sachſen. Könnten dieſe Gelehrten Armeen ſo ſchnell wie Dinte und Feder in Gang bringen, ſo möchten auch ſelbſt die Franzoſen nur zuſehen daß ſie nicht gar bald in den Wirbel der panſlaviſtiſchen Fragen hineingeriſſen würden. Könnten ſie nicht auch wie in der franzöſiſchen Vendée eine Wendei, ſo auch in dem pyrenäiſchen Luſitanien eine Luſitz oder Lauſitz entdecken? Auf dieſe Weiſe wären ſie dann bis an die Spitze von Europa gedrungen.

In der That mag einem Slaven eigen zu Muthe werden, wenn er durch die Lauſitz reist und dort mitten in einem fremden Land alles ſo ganz heimathlich geſtaltet und zugerichtet findet. Es frappirt dieſe Aehnlichkeit ſelbſt einen Fremden der nur eine Zeitlang auch in andern ſlaviſchen Ländern reiste. Die Menſchen tragen alle das allgemeine und ſo weit verbreitete ſlaviſche Gepräge in Geſichtsbildung, im Teint, in der ganzen Geſtalt und Haltung des Körpers. Der Unterſchied zwiſchen ihnen und den Ruſſen iſt nicht größer als der zwiſchen den Holländern und Deutſchen. Ihre Sprache iſt ein Bruderdialekt des Ruſſiſchen und Böhmiſchen. Die hölzernen Häuſer ſind ganz nach demſelben Syſtem gebaut, wie ſie von hier an bis in die mongoliſchen und ſibiriſchen Steppen hin gebaut ſtehen. Sogar die einförmige Anlage der Dörfer und die Vertheilung der Felder ſind ganz und gar nach dem Muſter desſelben Planes gemacht, wie an der Donau

Digitized by Google

und an der Wolga. Ein Deutſcher der Rußland ſah, erſchrickt faſt über ein ſo tiefes Hineinragen ruſſiſch-ſlaviſcher Weiſe in ſein Vaterland, ſo wie ein ruſſiſches Herz darüber jubilirt.

Die eigentlichen ſlaviſchen Lauſitzer ſind im Ganzen ein zu unbedeutendes und untergeordnetes Völkchen, und das Slaventhum iſt bei ihnen aus den oberen Ständen zu tief hinabgedrückt, als daß man bei ihnen viel von panſlaviſtiſchen Sympathien zu finden hoffen oder fürchten dürfte. Zwar hat man in neuerer Zeit auch manches zur Belebung ihrer Nationalität, zur Hebung ihrer nationalen Litteratur und Bildung gethan, auf ähnliche Weiſe, wie dieß in Böhmen für die Tſchechen, in Oeſterreich für die ſteieriſchen Wenden, für die Croaten, Slavonier u. ſ. w. geſchehen iſt. Es ſind ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eine Menge Bücher über ſie geſchrieben, wie „Klagen eines wendiſchen Patrioten über den Verfall ſeines Volks“, und mehrere Verſuche einer Geſchichte der Wenden. Ihre Volkslieder ſind in zwei großen Bänden (von Haupt und Schmaler) geſammelt, ihre Sitten und Gebräuche beſchrieben, ihre Antiquitäten durch die Lauſitzer Geſellſchaft in einem bändereichen Magazin ernirt, ihre Sprache bearbeitet. Lexiken und Grammatiken ſind herausgegeben, Journale ſind begründet welche das ſlaviſche Intereſſe vertheidigen und mit germaniſch geſinnten Journalen in Kampf getreten ſind. Alles ganz ebenſo wie in andern ſlaviſchen Ländern, und man kann ſagen daß auch die jetzt ſo viel beſprochene und zuweilen ſo laut ſich regende Tſchechomanie im Wendenlande ein Echo gefunden habe und daß man auch ſchon von einer kleinen unter der Aſche glimmenden Sorbomanie ſprechen könne. Ich will dieß dahingeſtellt ſeyn laſſen. Ausgemachter ſcheint es mir aber daß eine Luſitzomanie wirklich exiſtire, ich meine eine beſondere und etwas gereizte Vorliebe aller ſlaviſchen wie deutſchen Bewohner der Lauſitz für ihre Provinz im Gegenſatze mit den übrigen reindeutſchen Provinzen Sachſens oder den ſogenannten ſächſiſchen Erblanden. Man braucht nicht lange in der Lauſitz geweſen zu ſeyn, um dieſe Art von paſſionirtem Patriotismus ſogleich an allen Lauſitzern zu erkennen. Der deutſche Lauſitzer nimmt in der Regel gegen jeden Sachſen aus den Erblanden die Partie der Wenden, vertheidigt ſie, ſcheint eine gewiſſe Zärtlichkeit für ſie zu hegen und preist auch überhaupt ſeine ganze Lauſitz den Erblanden gegenüber hoch an. Er geht darin auf der einen Seite eben ſo viel über das richtige Maß hinaus, wie auf der andern Seite dieß der Erbſachſe thut, wenn er die Lauſitz ſchon als ein kleines Vorſpiel von Polen oder gar von einem noch ärgeren Lande anſieht und ſie die „wendiſche Türkei“ ſchilt.

Die größten Lauſitzer Patrioten findet man vielleicht unter den Geiſtlichen des Landes welche, wie man mir geſagt hat, zum Theil ſich noch aus den eigentlichen Wenden ſelbſt recrutiren, weil die Geiſtlichen doch genöthigt ſind ihren Landsleuten auch in ihrer eigenen Sprache zu predigen, und weil die Deutſchen ſich nicht ſo häufig dazu herablaſſen wendiſch zu lernen, als umgekehrt die Wenden deutſch. Auch unter den Advocaten und Oekonomen ſollen viele nationale und zum Theil verdeutſchte Wenden ſeyn. Die Induſtrie, ich meine die Handwerke und die Künſte, ſind ganz in den Händen der Deutſchen. Selbſt die Handwerksleute in den Dörfern ſind in der Regel keine Wenden, die einmal nur Geſchick zu den Verrichtungen des Ackerbaues und der Viehzucht haben und in dieſer Hinſicht noch ganz ihren Vorfahren und ihren übrigen ſlaviſchen Brüdern gleichen. Auch der Adel iſt nicht nur jetzt durchweg ganz deutſch und nicht bloß etwa als verdeutſcht anzuſehen, ſondern er war größtentheils von Haus aus deutſch, obgleich ſeine ſlaviſchen Namen auf „itz“, „witz“ u. ſ. w. das Gegentheil anzudeuten ſcheinen. Der urſprünglich ſlaviſche Adel ging bei der Ueberwältigung der Wenden durch die Deutſchen faſt ganz verloren und wurde größtentheils des Eigenthums beraubt. Deutſche Familien kamen in den Beſitz der Güter, verloren aber bei der Gelegenheit oft ihren eigenen deutſchen Familiennamen, indem ſie von irgend einer ſlaviſchen Herrſchaft, von irgend einem Dorfe oder Schloſſe auf „itz“ welches ihre Reſidenz wurde, den Namen annahmen. Auch dieſer Adel iſt noch bis auf den heutigen Tag, ich will nicht ſagen wendiſch, aber lauſitziſch und etwas antierbländiſch geſinnt. Der lauſitziſche Adel, ſo wie überhaupt die ganze Lauſitz, hatte eine uralte eigenthümliche Verfaſſung die ſchon unter böhmiſcher Herrſchaft beſtimmt wurde, und die auch blieb als die Lauſitz von Böhmen auf Sachſen überging. Die Erblande und ihre Kurfürſten und Könige haben dieſe Verfaſſung zu verſchiedenen Zeiten angetaſtet und gemodelt, um eine größere Einheit in die Regierung des ganzen Landes zu bringen. In dem Anfang der dreißiger Jahre verwiſchte die Revolution und in ihrem Gefolge die Conſtitution die letzten Reſte dieſer Provincialverfaſſung faſt ganz, ebenſo wie die franzöſiſche Revolution die Provincialunterſchiede in Frankreich aufhob. Ich ſage faſt ganz, denn noch bis auf den heutigen Tag hat die Lauſitz manche Vorrechte und Beſonderheiten vor den Erblanden voraus und beſitzt ſogar noch ihre eigenen Provinciallandtage, deren Wirkungskreiſe noch manche kleine Zweige der Staatsverwaltung vorbehalten ſind. Die Lauſitz ſteht daher im Kleinen in einem ähnlichen Oppoſitionsverhältniſſe gegen die Erblande, wie Böhmen gegen Oeſterreich, wie die ruſſiſch-deutſchen Oſtſeeprovinzen gegen Rußland, wie Irland gegen Großbritannien. Ich ſage in einem ähnlichen. Obgleich natürlich nur ein Schatten von Aehnlichkeit, iſt es doch gewiß ein auffallender und bemerkenswerther Schatten.

Es wäre intereſſant genug einmal von einer kundigen Feder die Frage, in wiefern Sachſen durch die lauſitziſchen Sorben-Wenden mit an den ſlaviſchen und panſlaviſtiſchen Verwicklungen Theil nimmt, und dann die Frage, in wiefern und in welchem Grade die Lauſitz noch jetzt in einen Gegenſatz mit den Erblanden tritt, aus politiſchem und ethnographiſchem Geſichtspunkte behandelt zu ſehen. Wir verzichten hier auf den Verſuch dazu, da wir uns nur mit der Stellung der Wenden und mit den wendiſchen Spuren und Ueberreſten in den reindeutſchen Gegenden zu thun machen wollten, und da unſere Frage weniger praktiſcher und politiſcher als antiquariſcher und ethnographiſcher Natur iſt.

Nach dem eigentlichen innern Kern des wendiſchen Landes zwiſchen Bauzen und Camenz kommt nach Weſten hin zunächſt ein Strich Landes der noch zur Lauſitz gehört, obwohl er durchweg von Deutſchen bevölkert iſt, und der gewiſſermaßen ein Uebergangsland zwiſchen den deutſchen Erblanden und jenem Kerne bildet. Die Sachſen waren dasjenige Endſtück des Ackers, wo der Bauer ſeine Furche wegen eines vorſtehenden Hinderniſſes, ſey es eines Grabens oder eines Dammes, nicht ganz bis zu Ende ziehen kann, und wo er daher genöthigt iſt die Furchen aus einer andern Richtung der Quere nach zu ziehen, das „Anland“, oder wie ſie dieß ausſprechen, das „Ahneland“. Jenes bezeichnete Uebergangsſtück der Lauſitz wird daher auch wohl bei den Deutſchen das „wendiſche Ahneland“ genannt.

Geht man noch weiter nach Weſten, ſo folgt dann zunächſt ein transalbiniſches Stück der Erblande, und darnach die cisalbiniſchen großen Erblande ſelbſt. In dieſem ganzen Erblande ſind zwar keine ſlaviſchredenden Menſchen als Beſitzer des Grundes und Bodens mehr anſäſſig; allein faſt alle Orte, die Dörfer ſowohl als die Städte in dieſem Lande, ſind ſlaviſchen Urſprungs bis über Leipzig hinaus, bis ins Altenburgiſche hinein, und die

Digitized by Google

Leute haben noch immer in ihrer Kleidung und Sitte, in ihrer Lebens- und Nahrungsweiſe ſehr vieles was ſie einſt von den Slaven überkamen, und ſo kann man denn ſagen daß noch jetzt viel Slaviſches in dieſem Lande lebt und webt. Die Namen der meiſten Dörfer und Städte ſind zum Theil rein ſlaviſch, zum Theil verdeutſchte ſlaviſche Namen. Es gibt freilich überall auch Städte und Dörfer mit rein deutſchen Namen darunter zerſtreut, was wahrſcheinlich lauter ſolche Orte ſind welche die deutſchen Coloniſten, als Burgen, Feſtungen oder Klöſter, zur Aufrechthaltung ihrer Herrſchaft und des Chriſtenthums im heidniſchen Wendenlande ſtifteten. Es gibt hier ganz dieſelben Städte- und Dorfnamen, wie ſie in Polen und in Rußland und andern ſlaviſchen Ländern wieder vorkommen. Es gibt hier Felſenſtädte, Chemnitze und Camenze, wie es dergleichen Camenicz in Podolien und in vielen andern entfernten ſlaviſchen Provinzen gibt. Es gibt hier Leipzigs wie im weiten Oſten Lipowitze; es gibt hier Pirna's wie dort Brna's, Zwonitze, Loßnitze, Lößnitze, Lockwitze, wie in Polen eine Menge eben ſolcher „witze“. Die Flüße und Bäche und Berge des Landes haben ebenfalls meiſtentheils eben ſolche ſlaviſche Namen, ebenſo wie in den meiſten Ländern der öſterreichiſchen Monarchie und wie in faſt allen Ländern der europaiſchen Türkei. Doch iſt es bemerkenswerth daß dieß faſt nur von den kleinen Flüßen und von den niedrigeren Bergen gilt. Die bedeutenderen Flüße, die Neiſſe, Spree, Elſter, Pleiſſe, Mulde, ſcheinen mehr deutſche Namen zu haben. Und die höchſten Spitzen auf dem höchſten Kamm des Erzgebirges haben alle entſchieden deutſche Namen, ſo: der Spitzberg, der Adelsberg, der Schneeberg, der Wieſelſtein, der Fichtelberg, was wahrſcheinlich darauf hindeutet daß in den Bergen die deutſche Bevölkerung von den Slaven nie verdrängt wurde.

Dieſer Umſtand allein wäre indeß von ſehr geringer Conſequenz, wenn alle dieſe ſlaviſchen Orte und Gefilde bloß von reinen Deutſchen bewohnt würden. Allein wichtiger iſt ſchon die Bemerkung daß dieſelbe Miſchung ſlaviſcher Namen bei den Bewohnern ebenſo ſtattfindet, wie bei ihren Ortſchaften, Flüßen und Bergen. Ich glaube man kann wohl annehmen daß beinahe ein Drittel der ſächſiſchen Bevölkerung ſlaviſche Namen trägt. Auf den Kirchhöfen, in den Communregiſtern, in den Trau- und Taufbüchern, überall wohin man ſieht, wimmelt es von ſlaviſchen Namen, und allenthalben ſteht ein Talitſch neben einem Adler, ein Noak neben einem Starke, ein Nokuſch neben einem Klein oder Groß, ein Boſcholl neben einem Bach oder Wald, ein Bartowitz neben einem Eisler, ein Mankſch neben einem Kaiſer. Dieſe ſlaviſchen Familien deuten darauf hin daß die alten ſlaviſchen Familienſtämme noch jetzt unter den Deutſchen verkappt und daß ein großer Theil der Bewohner nur als umgewandelte Slaven zu betrachten ſind. Höchſt wahrſcheinlich ſind nur ſehr wenige dieſer Familien ſpäter aus dem Wendenlande eingewandert, und die meiſten davon ſind die directen Nachkommen der alten Sorben-Wenden welche einſt das ganze Land inne hatten. Wahrſcheinlich könnte man hiezu auch noch einen großen Theil derer rechnen welche deutſche Namen tragen. Denn ohne Zweifel war immer weit mehr Aufforderung da den ſlaviſchen Namen mit einem deutſchen, als umgekehrt den deutſchen mit einem ſlaviſchen zu vertauſchen. Nehmen wir dieß an, ſo hätten wir in der ſächſiſchen Bevölkerung eine Maſſe von Leuten die vielleicht zur Hälfte oder wenigſtens zum Drittel von ihren Urvätern her ſlaviſches Blut in ſich haben mag.

Natürlicher Weiſe hat dieſer Umſtand einer ſolchen ſlaviſch-germaniſchen Blutvermiſchung auf den Zuſtand der Bewohner durchaus nicht ohne Einfluß bleiben können. Und wir ſehen daher auch noch heutiges Tages eine Menge Dinge bei den hieſigen Deutſchen in ihren Sitten und Gebräuchen welche uns an die Slaven erinnern, und welche ſie von den Slaven beibehalten zu haben ſcheinen.

Ich will alles was ich Slaviſches an der deutſchen Bevölkerung Sachſens habe entdecken können, ausführen. Höchſt wahrſcheinlich wird mir noch ſehr vieles, ja ohne Zweifel das meiſte, entgangen ſeyn.

In der Kleidung der Leute hat mir immer die ſogenannte Pikeſche, welche allgemein von ihnen getragen wird, als des Slavismus verdächtig geſchienen. Dieß iſt ein kurzer Rock aus grünem Tuche, der ganz ſlaviſchen Schnitt hat und nach polniſcher Weiſe mit einer Menge Litzen und ſonſtigen Verzierungen von Troddeln geſchmückt iſt. Dieſe Pikeſche ſcheint ein Bruder der polniſchen mit Litzen und Schnüren überladenen Röcke zu ſeyn. Sie wird in der Lauſitz und in der Gegend um Dresden und Meißen allgemein getragen, im höhern Erzgebirge, wo auch die Namen der großen Berge deutſch ſind, dagegen wieder nicht. Statt jener herrſcht dort die ſogenannte Leinkutte, das heißt ein langer Kittel aus grober Leinwand nach deutſchem Schnitt. Wie alles Eigenthümliche was die Menſchen im Aeußern oder Innern von einander unterſcheidet, ſo iſt auch die Pikeſche jetzt im Abnehmen begriffen. Sie weicht mehr und mehr den von den Städten aus ſich verbreitenden ſtädtiſchen Kleidern.

Die meiſten ſlaviſchen Nationen ſtecken den Winter über in Schafpelzen die ihre gewöhnliche und alltägliche Tracht bilden. Dieſe Pelze haben das Rauhe natürlich inwendig, und das Leder auswendig iſt ſehr weiß gefärbt und in der Regel hübſch ausgenäht, übrigens weiter mit keinem Tuche überzogen. Dieſer ſlaviſche Pelz iſt noch jetzt unter den Wenden Mode und zum Theil auch noch unter den hieſigen Deutſchen, die ſonſt im übrigen in der Regel einen mit Tuch überzogenen Pelz tragen. Die nicht überzogenen ſind theurer als die überzogenen, weil zu jenen in der Regel nur ganze große Felle genommen werden müſſen, damit auf der Außenſeite nicht zu viele Näthe erſcheinen, während die überzogenen aus allerlei Flecken und Ueberreſten zuſammengeſtückelt ſeyn können, da ihre Näthe durch den Ueberzug verdeckt werden. Hie und da haben aber auch die Wenden, wie Hr. Haupt ſagt, den deutſchen mit Tuch überzogenen einem Schlafrock ähnlichen Pelz angenommen; ſie nennen ihn mit dem deutſchen Worte »Pelc« (Pelz), während ſie ihren nationalen ſlaviſchen Schafpelz Kozuch nennen.

Auch in der Kleidung der hieſigen Weiber möchte bei näherer Unterſuchung noch wohl manches Slaviſche gefunden werden. So, glaube ich, iſt z. B. die Art und Weiſe wie ſie ihr Kopftuch oder Kopftüchel tragen und umbinden, ganz ſlaviſch. Die Tracht der Altenburger Frauen iſt faſt durchaus ſlaviſch.

Wie in der Kleidung, ſo ſind auch in der Einrichtung der Wohnungen manche Aehnlichkeiten zwiſchen Deutſchen und Slaven zu entdecken. So ſieht es z. B. namentlich um den Ofen herum bei beiden Völkern ziemlich gleich aus. Bei den Deutſchen wie bei den Wenden iſt der Ofen aus Kacheln in länglicher Form aufgeführt und wird von außen geheizt. Bei den Deutſchen wie bei den Wenden iſt der Raum zwiſchen dem Ofen und der Wand oder die ſogenannte „Hölle“ ein ſehr beliebter Ort zum Schlafen oder Ausruhen. Ich habe auch in deutſchen Wohnungen oft Schlafſtellen in dieſer Hölle zubereitet geſehen, namentlich für Kinder. Eine Bank läuft in dem Lande dieſſeits wie in dem jenſeits der Elbe um den Ofen herum, und neben dem Ofen findet ſich das Kamin in beiden Hauseinrichtungen auf dieſelbe Weiſe. Dieß Kamin iſt ein viereckiges Loch in der Wand, das einen beſondern kleinen Rauchfang hat der ſich in dem des benachbarten Ofens mündet. In den Winterabenden wird hier ein munteres Kienfeuer unterhalten, das zur Erhellung des Zimmers dient. Auf der Außenſeite befindet ſich ein kleines mit einem Fenſterſcheibchen ver-

Digitized by Google

ſetztes Loch, durch welches der Schein der Kienflamme auch in den Hausraum hineinſpielt. Dieſe Art Erleuchtung findet man noch bei den meiſten Deutſchen jenſeits der Elbe. Dieſſeits der Elbe iſt das Kamin etwas verkleinert und ſtatt des ſlaviſchen Kienfeuers ſteht eine Oellampe in demſelben, deren Rauch aber ebenfalls durch einen eigenen Rauchfang abzieht. Ein ſolches Kamin wird hier „Kalf“ genannt, ein Wort deſſen Urſprung ich mir nicht erklären kann. Dieſes Kalf enthält dann außerdem auch noch alle andern Utenſilien die zum Feueranmachen nöthig ſind. Man findet es jedoch faſt nur noch in den nach alter Weiſe gebauten Häuſern. In den neueren iſt es zu einem ganz kleinen viereckigen Loche ohne Rauchfang zuſammengeſchrumpft welches ſie nur noch das Schwefelloch nennen, weil ſie die Schwefelſtücke, Zunder und Feuerſchlag darin aufbewahren.

Wohnſtuben und Schlafſtuben haben in den wendiſchen wie in den deutſchen Häuſern faſt ganz dieſelbe Lage und Einrichtung, und in beiden findet ſich das Häuschen der Auszügler ganz auf dieſelbe Weiſe angebracht. Es exiſtiren natürlich auch bedeutende Verſchiedenheiten in der Einrichtung der Hauswirthſchaften beider Völker; es würde mich aber zu weit führen, wenn ich hier alle Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten genau ausführen wollte, und ich will mich mit den angeführten Beiſpielen von Aehnlichkeit begnügen.

Auch in der Küche und Nahrungsweiſe der hieſigen Deutſchen finde ich einige Spuren ſlaviſcher Sitten. Im Ganzen genommen ſind die Gerichte der wendiſchen und deutſchen Küche jetzt ziemlich gleich, auch iſt die Vertheilung der Speiſen zum Frühſtück, Mittageſſen, Veſper und Abendbrod faſt ganz dieſelbe. Und es mag bei dieſer Ausgleichung eben ſo viel von den Deutſchen auf die Wenden als von den Wenden auf die Deutſchen übergegangen ſeyn. Ich will mich damit begnügen einige unzweifelhafte Fälle, wo letzteres geſchah, als Beiſpiele aufzuführen. Noch jetzt backen die Deutſchen einen Kuchen welcher Baba heißt und der durch ſeinen Namen ganz offenbar ſeinen ſlaviſchen Urſprung verräth. Es iſt ein Kuchen der in einer großen thönernen Form bei Kirchweihen und andern Feſten gebacken wird, und zwar ſo häufig daß ſich faſt in allen Haushaltungen dieſe tönernen Babaformen, die man auf allen Dorfmärkten kauft, als ein gewöhnliches Geräth befinden. Ein anderer bei den Deutſchen gewöhnlicher ſlaviſcher Kuchen ſind die ſogenannten „Blinſen“, eine Art Pfannkuchen die ſie beſonders um Faſtnacht backen und die ebenfalls in allen ſlaviſchen Ländern vorkommen. In Rußland werden ſie Blinni genannt, und man kann um Faſtnacht in Moskau und Petersburg ebenſo gute und noch beſſere Blinſen zu eſſen bekommen, wie in den deutſchen Dörfern um Dresden herum. Es iſt eine ſlaviſche Sitte beim Schweineſchlachten das ſogenannte Wellfleiſch, das heißt das Fleiſch das dem Schweine an der Bruſt herunterhängt, ſogleich friſch zu verſpeiſen und Pröbchen davon auch an Freunde zu verſchicken. Auch dieſe Sitte iſt durchweg auf die hieſigen Deutſchen übergegangen. Allgemein wird das Wellfleiſch beim Schlachten gekoſtet, und die Gaſtwirthe in den kleinen Städten und Dörfern nehmen die Gelegenheit wahr ihren Gäſten beim Schlachten eines beſonders fetten Schweins einen ſogenannten Wellfleiſchſchmaus zu proponiren. Natürlich ſind, wie wir ſchon aus dem Beiſpiele der Baba's und Blinſen ſehen, mit ſolchen Dingen auch immer ſlaviſche Worte in der deutſchen Sprache geblieben. Manche ſlaviſch-wendiſche Gelehrte haben bekanntlich ein ganzes Regiſter ſolcher ins Deutſche verirrten ſlaviſchen Wörter angefertigt. Namentlich habe ich die Abhandlung eines ſolchen Gelehrten geleſen, der den Urſprung des Bergbaues im Erzgebirge von den Slaven herleitete und eine Menge bergmänniſcher Ausdrücke den Slaven vindicirte. In ſeinem ganzen langen Verzeichniß habe ich aber auch nicht einen Ausdruck gefunden, der nicht ebenſo gut aus dem Deutſchen wie aus dem Wendiſchen hätte hergeleitet werden können. Sehr gewöhnliche in ganz Sachſen im gemeinen Leben übliche ſlaviſche Worte ſind von den mir aufgefallenen z. B. folgende: ratsekke, ein kleiner Bach; pa måle, allgemach, nach und nach. Dieß »pa måle« oder auf Ruſſiſch »pa malu«, eigentlich buchſtäblich „bei klein Bischen“, iſt ein wahres Lieblingswort aller Slaven, ſowohl der Wenden und der Ruſſen in Moskovien, als auch der Koſaken am ſchwarzen Meere, und es iſt daher bemerkenswerth daß es auch den Deutſchen in Sachſen aufgefallen und im Munde hängen geblieben iſt. Höchſt wahrſcheinlich kamen auch die hier ſo beliebten „Striezel“, Wort wie Sache, aus dem Slaviſchen. Die deutſchen Bauern nennen den Samen für ihre Kohlpflanzen „Kappſamen“. Vielleicht iſt auch dieſes Wort noch ein ſlaviſcher Sprachreſt. Kapusta heißt im Slaviſchen Kohl. Vielleicht ſind auch noch manche hieſige deutſche Onomata poetica ſlaviſchen Urſprungs. So ſcheint mir z. B. das Wort „Platſch“, was ſo viel als Tölpel bedeutet, und „platſchig“, tölpelhaft, ſlaviſcher Abkunft zu ſeyn. Auch unter denjenigen Worten oder Tönen, mit welchen noch jetzt die ſächſiſchen Bauern ihre Hausthiere rufen oder verſcheuchen, ſcheinen mir hie und da ſlaviſche Worte verſteckt zu ſeyn. So z. B. rufen ſie die Gänſe ſo: „Hus! Hus!“ und es iſt bekannt daß Hus und Gus im Slaviſchen die Gans bedeutet. Der Ruf für die Hühner iſt „Put! Put!“ und es iſt dieß derſelbe Ruf der für dasſelbe Thier von den Wenden gebraucht wird. Die Katze wird „Miz! Miz!“ gerufen, ganz wie im Wendiſchen, wo es »miza! miza!« heißt. Vielleicht iſt auch der Ruf für die Kühe ſlaviſch. Im Wendiſchen heißt derſelbe: »mojka! mojka!« im hieſigen Deutſch: „Mutſch! Mutſch!“ ſo wie für die Kälber „Mitſch! Mitſch!“ im Slaviſchen »mojke! mojke!« Solche Rufe konnten von den viel Viehzucht treibenden Slaven auf die hieſigen Deutſchen übergegangen ſeyn. Noch jetzt treiben die Wenden in der Lauſitz mehr Viehzucht als die Deutſchen, und noch jetzt recrutiren die Deutſchen manche ihrer Hausthierheerden aus den wendiſchen Gegenden. So z. B. kommen jährlich wendiſche Gänſehüter mit ganzen Heerden von Gänſen in das Elbthal und in das Vorgehügel des Erzgebirges herab, um die Deutſchen mit fetten Martinsbraten zu verſehen. Ihre ausgedehnteren Weiden und ihr mit Waſſer und Teichen beſſer verſehenes Land erlauben ihnen mehr Gänſe zu halten als die Deutſchen deren haben. Im Herbſte findet man hier auf allen Stoppelfeldern neu angekommene wendiſche Gänſe die dem Geſagten zufolge noch immer bei ihrem alten ſlaviſchen Namen gerufen werden.

Merkwürdiger als dieß iſt der Umſtand daß man nicht nur die Thiere, ſondern auch die Menſchen noch bis auf den heutigen Tag herab mit uralten ſlaviſchen Worten zuſammenrief. In vielen deutſchen Dörfern an der Elbe nämlich war der Ruf, mit dem die Gemeinde zu ihren berathenden Verſammlungen zuſammenberufen wurde, ſlaviſch, wie denn überhaupt wohl Manches in der ganzen Art und Weiſe dieſer Verſammlungen und in der Verfaſſung der Gemeinde noch ſlaviſch ſeyn mochte. Ich kenne mehrere deutſche Dörfer in welchen ſich bis auf die letzten Jahre die Gemeinde nach ſlaviſcher Sitte unter freiem Himmel unter einer alten Linde verſammelte. In den meiſten iſt jetzt die Schenke oder das Haus des Gemeindevorſtehers der Ort der Verſammlung geworden. Die Art der Zuſammenberufung war ebenfalls wendiſch. In einigen nämlich ging ein Gemeindebeamter oder ein von ihm Abgeſandter von Thür zu Thür mit einem dicken Stock herum, mit welchem er laut an die Thüren pochte und die Leute zuſammen berief; er brauchte dabei nicht in die Thür einzutreten, auch durfte er es hergebrachtermaßen nicht, und die Leute, wenn

Digitized by Google

ſie ihn was fragen wollten, converſirten mit ihm zum Fenſter hinaus. In andern Dörfern ging man ſtatt des Knüppels mit dem hölzernen Gemeindehammer herum, mit dem man ebenfalls an die Thorwege ſchlug. Jetzt, nach der Einführung der neuen ſächſiſchen Gemeindeverfaſſung, geht in den meiſten Dörfern ein Gemeindediener herum, der die Verſammlung von Haus zu Haus anſagt. In manchen Dörfern exiſtirt indeß der hölzerne Hammer noch heutiges Tages. Doch wird mit ihm in der Regel nicht mehr an die Pforte gepocht, und an die Stelle der geflügelten, laut geſprochenen oder geſchrienen Worte ſind geſchriebene getreten. Das was man bekannt zu machen wünſcht, iſt auf einen Zettel geſchrieben und dieſer Zettel an dem Kopfe des Hammers befeſtigt. Auch wenn Theilnehmer zu Schlittenpartien oder Subſcribenten zu ſonſtigen gemeinſchaftlichen Unternehmungen geſucht werden, laſſen ſie den Hammer herumgehen. In manchen Dörfern aber iſt noch jetzt ein Anſagen einer Gemeindeverſammlung durch lauten Ausruf auf den Straßen vor den Thüren der Häuſer Sitte, beſonders dann, wenn die Gemeinde auf der Stelle zuſammenkommen ſoll und Gefahr im Verzuge iſt, z. B. wenn im Winter durch einen Sturm die Wege verſchneit ſind oder wenn einige Menſchen oder Wagen im Hohlwege des Gebirges in Gefahr ſchweben und man ihnen Hülfe bringen will. Man bezeichnete mir mehrere Dörfer, in denen noch jetzt der Gemeinderuf wendiſch ſey, doch habe ich ſelbſt nie ein ſolches Dorf gefunden; auch habe ich von niemanden den Inhalt und die Deutung der üblichen wendiſchen Phraſe in Erfahrung bringen können. Alle die ich darüber befragte, ſagten mir, ſie hätte ſo gelautet: »Ho! Potschi! Potscha!« — Es iſt ein ſonderbarer Umſtand daß Deutſche ſich Jahrhunderte lang einer ſlaviſchen Phraſe als etwas beſonders Ehrenwerthen bedienten, ohne ihre Bedeutung zu kennen. Man erinnert ſich dabei der alten normanniſch-franzöſiſchen Phraſen welche noch heutiges Tages bei gewiſſen Ceremonien im engliſchen Parlamente üblich ſind. Obgleich die Engländer ſo wenig Freunde der Franzoſen ſind, wie die Deutſchen Freunde der Slaven, ſo laſſen ſie doch nicht von dieſen franzöſiſchen Phraſen ab, wie die Deutſchen nicht von den ſlaviſchen abließen. In Religions- wie in Verfaſſungsangelegenheiten erhalten ſich immer diejenigen alten Sprachen, mit welchen und in welchen jene religiöſen oder politiſchen Formen erwuchſen. Höchſt wahrſcheinlich ſind auch die vielen Reihendienſte und Reihenämter die ſich in den deutſchen Dörfern finden, eine ſlaviſche Sitte, denn ſie finden ſich ganz ebenſo in den ſlaviſchen Dörfern. In der That gehen die meiſten Gemeindedienſte und Aemter hier alle Jahre Reihe um, und faſt ſcheint es als hätten ſie den kleinen Staat ihrer Dorfgemeinde immer nur für ein Jahr gebaut. Die Dorfhirten, die Tag- und Nacht- und Flurwächter werden nur auf ein Jahr gewählt und haben dann entweder zu Gunſten eines andern abzudanken oder ſich von neuem beſtätigen zu laſſen. Das Richter- und Schulzenamt geht oder ging doch ebenfalls in einigen Dörfern der Reihe nach herum und traf alle Jahre einen andern Bauern. Die Schenkberechtigung iſt noch jetzt in vielen Dörfern ein ſolches Reihenrecht, und jedes Jahr iſt ein anderer Hausbeſitzer zum Schankhalten berechtigt. Gewöhnlich indeß bleibt doch Einer der ſich einmal auf den Schankkram eingerichtet hat, im Beſitz, indem er ſich jedes Jahr mit dem Berechtigten abfindet. Dieſer Reihenſchank exiſtirt noch in vielen kleinen Dörfern. In den größeren gibt es in der Regel einen ſogenannten Erbſchank, wo dem Eigenthümer das Recht zu ſchenken für ewige Zeit für ihn ſelbſt und ſeine Kinder abgetreten iſt.

Die merkwürdigſte und weitverbreitetſte Uebereinſtimmung zwiſchen den Wenden und Deutſchen findet in ihren geſelligen Sitten und Gebräuchen, in ihren Volks- und Familienfeſten ſtatt. Es iſt zwar ſchwer zu unterſcheiden was hier aus dem Germanenthum, was aus dem Slaventhum herſtamme. Doch ſcheint mir ſehr vieles uralt ſlaviſch zu ſeyn, und ich glaube daß wir in den Bewohnern des ſächſiſchen Erzgebirges eine deutſche Bevölkerung mit mehr oder weniger ſlaviſchen Sitten beſitzen. Die meiſten Feſte werden im Wendenlande nach der Schilderung von Haupt und Schmaler ganz eben ſo begangen, wie ich ſie bei den hieſigen Deutſchen geſehen habe. Die Kirchmeß oder Kirmeß iſt bei den Wenden wie bei den Deutſchen ein Hauptfeſt. Zu Weihnachten geht ein Chriſtkind oder ein Knecht Ruprecht bei den Deutſchen wie bei den Wenden herum. Die Chriſtnacht ſelbſt wird in beiden Orten ganz gleich begangen, und zum heiligen Dreikönigstage und zum neuen Jahre in der Lauſitz wie in den Erdlanden Backwerk in Geſtalt von allerlei Thieren verſchenkt. Das Todaustreiben, wahrſcheinlich eine alte ſlaviſche Sitte, beſteht noch heutiges Tages in den wendiſchen Dörfern jenſeits wie in den deutſchen dieſſeits der Elbe. Das Schießen in der Oſternacht, das Läuten der Glocken, das Beſteigen der Berge, das Waſſerſchöpfen in derſelben Nacht ſind ebenſowohl wendiſche als deutſche Sitten, ſowie denn überhaupt eine Menge abergläubiſcher Meinungen der Wenden auf die Deutſchen übergegangen ſind. Die Feier der Walpurgisnacht, das frühzeitige Verſchließen des Viehs, das Beſenbrennen an dieſem Abend, dieß alles iſt bei den Wenden ebenſo wie bei den Deutſchen. Auch ſelbſt unter den Spielen der Kinder gibt es mehrere die wahrſcheinlich altſlaviſch ſind. So z. B. „das Pfeilchenwerfen" (auf wendiſch sipkowac), oder wie die deutſchen Kinder ſagen die Himmelspfeile. Ich ſah außerdem bei den Deutſchen noch eine Menge anderer Kinderſpiele welche die wendiſchen Kinder eben ſo betreiben. Auch in den Hochzeits- und Begräbnißgebräuchen findet ſich eine Menge Aehnliches.

Wenn ich ſagte, es wäre möglich daß wir in der hieſigen deutſchen Bevölkerung Deutſche mit ſlaviſchen *Sitten* hätten, ſo wollte ich indeß damit nicht ſagen daß die Leute hier dem Charakter nach mehr ſlaviſch als deutſch ſeyen. Im Grunde genommen bedeuten die Sitten und Gebräuche nicht viel mehr als die Kleidung. So wie dieſe die Hülle des Körpers iſt, ſo ſind jene ſo zu ſagen die Hülle des moraliſchen Theils des Volkes. Es gibt Nationen welche die Kleidung von einer andern Nation angenommen haben, und ſich alſo im Aeußern dieſen Fremden ganz ähnlich darſtellen, und doch im Weſentlichen ſehr von ihnen verſchieden ſind. So haben z. B. manche ſlaviſche Stämme tatariſche Kleidung angenommen, ſo haben die Deutſchen, die Engländer und andere Völker franzöſiſche Kleidung angenommen, und ſind doch weſentlich von den Franzoſen verſchieden. Eben ſo gibt es auch Nationen die von der bezeichneten moraliſchen Hülle, von den Sitten und Gebräuchen eines fremden Volkes vieles angenommen haben, ohne daß dadurch der Kern ihres nationalen Weſens, ihr eigentlicher Nationalcharakter nur im geringſten afficirt und verändert wäre. Wir Chriſten haben uns alleſammt gewiſſen gemeinſamen chriſtkatholiſchen oder proteſtantiſchen Gebräuchen gefügt, und haben doch dabei unſere Nationalität ſehr ſtreng geſondert. Es gibt jetzt in den höheren Ständen faſt aller europäiſchen Völker gewiſſe gemeinſame äußere Sitten und Gebräuche, und dem äußeren Auge erſcheinen daher auf den erſten Anblick dieſe Geſellſchaften alle ziemlich von derſelben Phyſiognomie. Dennoch aber beſtehen unter dieſer äußeren moraliſchen Hülle ſehr beſtimmt ausgeprägte Charakterverſchiedenheiten. Die Nationen bilden ſich oft nur ſtück- und theilweiſe in einander um. Zuweilen nehmen ſie bloß die Sprache, zuweilen bloß die Kleidung, zuweilen bloß

Digitized by Google

die Gebräuche einer andern Nation an, und behalten ihren Nationalcharakter bei; zuweilen behalten ſie dagegen jene äußere Hülle bei und ändern ſich in ihrem ganzen Weſen um.

Daß alſo die hieſigen Deutſchen in ihren Sitten und Gebräuchen außerordentlich viel Slaviſches haben, macht ſie noch im geringſten nicht dem Weſen nach zu minder guten und ächten Deutſchen. Eben ſo wenig thut dieß der Umſtand daß ſie viel ſlaviſches Blut in ihren Adern haben oder daß ihre Vorfahren vielleicht zur Hälfte aus Slaven beſtanden. Die Erziehung und die Gewalt der geiſtigen Anſteckung iſt bei der Einflößung eines neuen Volkscharakters oder bei der Umbildung eines alten von viel größerer Wichtigkeit als das Blut. Der kraftigere und edlere deutſche Volkscharakter hat in dem ſlaviſchen Blute ſelbſt den ſlaviſchen Geiſt völlig überwältigt und ausgetrieben. Und in den weſentlichen Grundzügen des geiſtigen Charakters der hieſigen fleißigen, induſtriöſen, mäßigen, ſparſamen, nüchternen, heitern, allſeitig empfänglichen, höflichen, freiſinnigen und aufgeklärten Sachſen wüßte ich auch keine Spur von Erinnerung an ſlaviſche Geiſteseigenthümlichkeiten aufzufinden. Es geht mit dem Einimpfen eines fremden Volksgeiſtes eben ſo wie mit dem Oculiren bei den Bäumen. Die alte Wurzel mag ſeyn welcher Art ſie will, der Baum wird doch diejenigen Früchte tragen, zu welchen die aufgepfropften Zweige und deren Blüthen neigen. Und alle die von uns angeführten Umſtände von Ueberreſten ſlaviſcher Kleidung, von kleinen Spuren ſlaviſcher Ausdrücke in der Sprache, von ſlaviſchen Gewohnheiten in der Hauseinrichtung und Wirthſchaft, von ſlaviſchen Sitten und Gebräuchen ſind wahrhaftig höchſt unbedeutend, wenn man in die andere Seite der Wagſchale die deutſche Sprache und den deutſchen Nationalcharakter wirft, und man kann daher die ganze innere Seele und den Geiſt des Volkes für rein deutſch annehmen.

Wir finden nicht nur die Spuren der Wenden welche früher in den jetzt ſächſiſchen Thälern und Gauen wohnten, ſondern die Wenden ſelbſt erſcheinen daſelbſt auch noch heutiges Tages lebendig und leibhaftig und miſchen ſich unter die Deutſchen, bei denen ſie allerlei Stellungen einnehmen, und ſetzen alſo auf dieſe Weiſe die Vermiſchung der beiden Völker noch gegenwärtig fort. Sowohl in den beiden großen Städten Sachſens, Leipzig und Dresden, als auch auf den Dörfern in der Nachbarſchaft dieſer Städte (vorzüglich Dresdens) findet eine beſtändige Einwanderung von Wenden ſtatt, die wahrſcheinlich ſchon ſehr alt iſt, und die in neuerer Zeit aus Urſachen, die ich ſpäter nachweiſen werde, eher zu- als abgenommen hat.

Die Wenden ſind ein tüchtiger, kerniger und geſunder Volksſchlag, und da ſie durch keine verzärtelnde Erziehung verweichlicht werden, ſo ſind ſie zu allen ſchweren Dienſten willig und geſchickt. Die Deutſchen umgekehrt ſind viel gelehriger, erfinderiſcher und kunſtreicher als ſie, und dieſe Umſtände haben die Art der gegenſeitigen Auswanderung der Deutſchen zu den Wenden und der Wenden zu den Deutſchen bedingt. Der deutſche Handwerker und Künſtler zieht daher in die Städte und Dörfer der Wenden, und iſt dort der Träger der höheren Cultur und der Verbreiter der Künſte und Wiſſenſchaften. Die Wenden geben den Deutſchen dafür phyſiſche Kraft zurück, und kommen zu ihnen als Ackerbauer, als Hirten, als Knechte, als Mägde, als Ammen. In ihrem eigenen Vaterlande, wo alle geſelligen Verhältniſſe noch einfacher und roher ſind als bei den Deutſchen, und wo auch der Ackerbau noch nicht auf der Stufe ſteht wie in den Erblanden, iſt die Arbeit daher noch nicht ſo geſucht, und ſie können dort nicht auf ſo hohen Lohn rechnen wie in den cultivirteren erbländiſchen Dörfern, wo man nach tüchtigen Händen verlangt. Dieß und dann auch der Umſtand daß die Wenden jetzt allgemein das Bedürfniß fühlen deutſch zu lernen, mögen die Urſachen ihrer Auswanderung ſeyn. Sie lernen zwar auch ſchon in ihren Schulen deutſch, allein ſehr unvollkommen, und diejenigen welche nachher unter ihre wendiſchen Angehörigen zurückkehren, vergeſſen es ſo bald wieder wie der deutſche Bürgerſchulenzögling ſein Franzöſiſch wieder vergißt, das er nachher nicht mehr unter ſeinen deutſchen Mitbürgern übt. Und doch kann ihnen das Deutſche, ſowohl wenn ſie ins Militär treten müſſen als wenn ſie irgend eine andere Carriere als die des wendiſchen Bauern ergreifen ſollten, von ſo großem Nutzen ſeyn. Durch eine Dienſtzeit bei den Deutſchen hoffen daher die wendiſchen Eltern ihrem Sohn ein Mittel mehr für ſein ſpäteres Fortkommen zu verſchaffen. Da das Bedürfniß Deutſch zu lernen in neuerer Zeit immer dringender gefühlt wird, ſo iſt es auch erklärlich daß dieſe wendiſche Auswanderung in neuerer Zeit eher zu- als abgenommen hat.

Im Grunde genommen kann man ſagen daß faſt alle öſtlichen deutſchen Städte von ſlaviſchen Knechten und Mägden wimmeln. In Memel, Königsberg, Danzig, in den ſchleſiſchen Städten, in einer Menge öſterreichiſcher Städte, in Wien, Linz, überall finden wir eine Menge eingewanderter Polen, Tſchechen, Caſſuben, Sorben oder Wenden, die dort in den niedrigſten Dienſtverhältniſſen ſtehen, während die Deutſchen die Herren bilden. In Wien ſoll es nicht weniger als 50,000 ſolcher eingewanderten Slaven geben. In Sachſen geſchieht die Haupteinwanderung der Wenden nach Dresden, eine Einwanderung die der der Tſchechen nach Wien ganz ähnlich iſt. Und von Dresden aus verbreitet ſich dann dieſe Einwanderung über einen großen Theil der Umgegend. Ich habe mich bemüht das Gebiet einigermaßen durch Erkundigungen ausfindig zu machen, über welches dieſe ſlaviſche Einwanderung ſich beſtändig ergießt. Dresden iſt wohl ohne Zweifel derjenige Ort im Königreiche, in welchem die Zahl der Wenden am größten iſt. Es ſind hier wahrſcheinlich mehrere tauſend wendiſche Ammen, Kindermädchen, Dienſtboten und Knechte. Man hört ihre Sprache auf allen Spaziergängen und an allen öffentlichen Orten. Es iſt dieß natürlich. Dresden iſt die bevölkertſte Stadt des ganzen Königreichs, bietet als ſolche die meiſte Ausſicht zu Anſtellung und Verſorgung dar und zieht daher auch die größte Maſſe von allen Elementen der Bevölkerung des ganzen Königreichs an ſich.

Die Dörfer in der nächſten Umgegend von Dresden ſind darnach das Hauptziel der Auswanderung der Wenden, die ſich in ihnen als Knechte, als Küh- und Pferdejungen vermiethen. Es gibt hier Dörfer die über 100 Wenden zu ihren Bewohnern zählen. Und in dieſen Dörfern gibt es einzelne Bauernwirthe die über 6 wendiſche Dienſtboten haben, und bei denen das Perſonal der deutſchen Dienſtboten zuweilen kleiner iſt als das der wendiſchen.

Man kann überhaupt annehmen daß daſſelbe auch von den Dörfern bis Pirna hinauf und bis Meißen hinab gilt. Weil Dresden der Hauptplatz für die ganze wendiſche Auswanderung iſt, ſo tritt der ſonderbare Umſtand ein daß in ſeiner Nachbarſchaft ſich mehr Wenden befinden, als in denjenigen deutſchen Landſtrichen welche unmittelbar an die Lauſitz ſtoßen oder vielleicht gar ſchon zu dieſer gehören. In der Gegend von Königsbrück, in dem ſogenannten wendiſchen Ahnelande ſind wendiſche Knechte auf den Bauerhöfen viel ſeltener als bei Dresden.

Je weiter von Dresden weg, deſto ſeltener werden die Wenden. Weil ſie gewöhnlich ſehr jung hieher kommen, ſo geben die Eltern ſie nicht gern weit von Dresden weg. Zwei Stunden von Dresden oder wenigſtens von der Elbe entfernt iſt ihnen ſchon weit. Höchſtens laſſen ſie ſich 3 oder 4 Stunden weit verlocken. In den Dörfern welche außerhalb der Elbebene im hügeligen Vorlande

Digitized by Google

des Erzgebirges liegen, gibt es ſchon merklich weniger Wenden, fünf Stunden weit faſt gar keinen mehr, und in die ſächſiſche Schweiz und ins eigentliche erzgebirgiſche Oberland verläuft ſich höchſt ſelten einmal einer. Die wendiſchen Eltern beſuchen gern zu den hohen Feſten um Oſtern oder Pfingſten, ein= oder zweimal im Jahre ihre Söhne, die ſie ſo weit von ſich entfernt in ein fremdes Land entlaſſen haben. Nach Dresden nun ſind die Wege und Gelegenheiten leicht zu finden, und ſie wünſchen daher von da aus das Dorf, in welchem ihr Kind weilt, nicht mehr weit zu ſuchen. Auch der Umſtand daß ein großer Theil der Wenden die hierher kommen, katholiſch iſt, mag ihnen Dresden lieb machen. Es iſt zwar im allgemeinen nur der vierte Theil der Wenden katholiſch; allein ich glaube daß wenigſtens die Hälfte der hier Einwandernden katholiſch iſt. Weil Dresden die Reſidenz eines katholiſchen Königs iſt und eine ſo vortreffliche katholiſche Kirche beſitzt, ſo mögen ſich die katholiſchen Wenden mehr dort hingezogen fühlen als die proteſtantiſchen. Um nun den Vortheil des katholiſchen Gottesdienſtes in Dresden nicht zu entbehren, ſo machen ſie gewöhnlich in ihren Miethcontracten ſchon im voraus die Bedingung daß es ihnen an gewiſſen Sonntagen oder alle vier Wochen erlaubt ſey in die katholiſche Kirche zu gehen. Um nun dieſen Kirchengang bequem in einem Tage abmachen zu können, vermiethen ſie ſich nicht gerne weit von Dresden. Sie kommen meiſtens aus ebenen Gegenden, und ſie lieben daher das flache Elbthal, und man bringt ſie ſchwer über die Dörfer welche an den Mündungen der ſogenannten Elbgründe liegen, hinaus, ins Gebirge hinein.

Ein anderer Grund warum ſie nicht gern weit von der Stadt weggehen, iſt auch der daß ſie hier in der Regel ſchon viele von ihren Landsleuten und Bekannten finden, und hier alſo ſchon viel Cameradſchaft haben, während ſie weiter im Gebirge ſich iſolirt und verlaſſen fühlen. Auch bedingen ſie ſich in ihrem Contracte mit den deutſchen Bauern in der Regel die Erlaubniß aus im Laufe des Jahres einmal wenigſtens auf acht Tage zu den Ihrigen nach Hauſe gehen zu dürfen. Dieſe Anhanglichkeit der Blutsverwandten unter einander findet man alſo bei den Wenden ebenſo, wie ſie bei den Ruſſen und andern Slaven exiſtirt. In Rußland machen die Eltern und Kinder oft unendlich weite und beſchwerliche Fußwanderungen durch ganze weite Gouvernements, um ſich gegenſeitige Beſuche abzuſtatten. Am liebſten probiren ſie es erſt ganz in der Nahe von Dresden; dann werden ſie kühner und verdingen ſich ſpäter auch wohl in entferntere Dörfer. Deutſche Bauern, wenn ſie wendiſche Knechte miethen, thun oft ihr möglichſtes um die Entfernung ihres Dorfes von Dresden in ihren Augen zu verringern. Ein Bauer aus einem Dorfe das 3 Stunden von Dresden entfernt liegt, hatte zwei wendiſche Burſchen gemiethet, und brachte ſie auf ſeinem Wagen am ſpäten Abend in Begleitung ihrer Eltern heraus. Es iſt ganz gewöhnlich daß die Eltern ſie ſelbſt an den Ort ihrer Beſtimmung bringen, theils um zu ſehen ob der deutſche Bauer ihre Kinder nicht zu weit wegführe, und ob ſie bei ihm gut placirt ſeyen, theils um ſich den Ort auf den Fall eines Beſuchs zu merken. Jener Bauer ſagte mir, daß ſeine Wenden unterwegs mehreremale gedroht hätten zu revoltiren, und ihm vom Wagen mit ſammt ihren Kindern zu entſpringen. Weil der Weg ein bischen kreuz und quer gegangen, und weil ihnen derſelbe bei ſtockfinſterer Nacht, da er ſehr langſam habe fahren müſſen, ſehr lang erſchienen ſey, ſo hätten ſie vermuthet er entführe ſie viel weiter als er ihnen anfänglich geſagt, und hätten das für 3 Meilen Weges angeſehen, was in der That doch nur 3 Stunden geweſen. Sie ſeyen daher bei ihm in ſehr übler Stimmung angekommen, und er hätte ſich faſt darauf gefaßt gemacht ſie am Morgen alleſammt nicht wieder zu finden. Allein ſie hätten wider ſein Vermuthen ausgehalten. Und als er ſie dann habe Kaffee trinken und dazu von ferne das Glockengeläute von Dresden habe hören laſſen, und als ſie bei hellem Tage einen Spaziergang durch das ſchöne, nette, reinliche und freundliche deutſche Dorf gemacht, da hätten ſie ſich dann ſehr zufrieden gezeigt und ganz wohlgemuth von ihren Kindern Abſchied genommen.

Nach Freiberg kommen nur noch wenige Wenden. Am weiteſten kommen noch, wie es ſcheint, die wendiſchen Ammen und Kindermadchen. Dieſe findet man nicht nur im Dienſte aller verheiratheten Rittergutsbeſitzer der Lauſitz, und nicht nur in und um Dresden ſind ſie ſehr geſucht und beliebt, ſondern ſie werden auch ſelbſt nach Leipzig und andern Orten und Landſitzen Sachſens hin verſchrieben. Wie der ganze wendiſche Stamm, ſo ſind auch insbeſondere die wendiſchen Mädchen geſund, robuſt und nichts weniger als verweichlicht; ihre Milch iſt daher beſonders heilſam, und ſie laſſen das zärtliche deutſche Kind an ihrer Bruſt erquickliche Lebensſäfte ſaugen. Wirft man von Sachſen aus den Blick etwas weiter um ſich, ſo entdeckt man ſüdwärts und nordwärts eine Menge deutſcher Völker, deren vornehme Kinder ebenſo an der Bruſt ſlaviſcher Ammen liegen wie die ſächſiſchen. In Cur= und Livland gibt es kaum andere als lettiſche Ammen. In den Städten und auf den Rittergütern Oſt= und Weſtpreußens waren polniſche Ammen, wie wir unter andern aus dem Tagebuche der deutſchen Schriftſtellerin Schopenhauer lernen, von jeher ſehr gewöhnlich. In Oberſchleſien und in einigen öſterreichiſchen Provinzen werden die Deutſchen auf ähnliche Weiſe mit ſlaviſcher Milch genährt. In Sachſen ſollen, wie man mir erzahlt hat, die ſlaviſchen Ammen erſt durch eine vornehme ſchwediſche Dame, ich glaube durch die Frau des ſchwediſchen Geſandten am Hofe Auguſts III zuerſt in Mode gekommen ſeyn. Jetzt ſollen dieſe Ammendienſte einen regelmäßigen und gewöhnlichen Erwerbszweig der wendiſchen Frauen abgeben. Es ſoll in der Lauſitz einige Dörfer geben die durch ihre vortrefflichen Ammen beſonders berühmt ſind. Es ſoll Ammenmakler dort geben, und von dieſen ſollen zuweilen ganze Wagen voll ſolcher Ammen nach Dresden, Berlin und anderen deutſchen Städten verführt und dieſelben dort placirt werden.

Nicht bloß aus der ſachſiſchen Lauſitz, ſondern auch aus dem preußiſchen Antheil an dieſem Lande finden ſolche wendiſche Einwanderungen nach Dresden und in die Umgegend ſtatt. Es wäre intereſſant, wenn man einige ſtatiſtiſche Nachrichten über den Umfang dieſer Auswanderung und über die Anzahl der Eingewanderten erhalten könnte. Es iſt wahrſcheinlich daß ihre Zahl eher im Zu= als im Abnehmen begriffen iſt. Ein Bewohner der Lauſitz erzählte mir, daß die jungen Wenden eine wahre Sehnſucht nach Dresden hatten, und daß eine eigentliche Sucht bei ihnen ſey: za Drežďžam cžaneč (nach Dresden zu ziehen).

Die Deutſchen in und bei Dresden nehmen das wendiſche Geſinde aus verſchiedenen Gründen gern. Erſtlich weil ſie glauben daß ſie weniger routinirt und ehrlicher ſeyen als die Deutſchen. Vielleicht gilt dieß indeß nicht von den Wenden allein, ſondern überhaupt von allen denen welche vom Lande in die Stadt einwandern. Daher die gewöhnliche Empfehlung welche die in der Stadt ſich anbietenden Dienſtboten bei ihrem Offerte hinzuzuſetzen nicht vergeſſen, daß ſie nicht aus der Stadt ſelbſt gebürtig ſeyen. Dann weil dieſelben robuſter und rühriger ſind und ſich vor keiner Arbeit, mag ſie noch ſo ſchwer oder noch ſo ſchmutzig ſeyn, ſcheuen. Die Wenden werden von Jugend auf nicht ſo verzartelt wie die hieſigen Deutſchen, die oft ſtatt mit Milch, ſchon von der Wiege an mit warmem Kaffee und allerlei Kaffeeſurrogaten genährt

Digitized by Google

werden. Auch ſollen ſie im Wendenlande nicht den fatalen Zülp,*) der hier ſelbſt auf dem Lande bei den Bauersleuten ſehr Mode iſt, gebrauchen. Sie bekommen geſunde Muttermilch, dann viel Brei und Brod und ſchon frühzeitig ſtarke Getränke, Bier und ſogar Branntwein, die, wie man behauptet, bei ihnen ſehr gut anſchlagen. „Sie ſind“, wie ein deutſcher Bauer ſich ausdrückte, „viel ordinärer erzogen wie wir Deutſchen, und ihre Nahrungsweiſe iſt nicht ſo lipperläpſch wie die unſrige.“ Sie kennen nicht die dicken warmen Betten, in welchen die deutſchen Kinder von Jugend auf ſchwitzen, und noch weniger die mit heißem Sande oder Waſſer gefüllten Bettwärmer, welche bei den Deutſchen die Mütter den Kindern jeden kalten Abend ſorgfältig mit ins Bett geben. Ich wohnte eine Zeitlang in einem deutſch-ſächſiſchen Bauernhauſe, in welchem ſich nicht weniger als zehn kleine unmündige Kinder aufhielten. Jeden Abend um 7 Uhr ſah ich zu meiner Verwunderung die Mutter mit ihren Kindern und Bettwärmern in ihre Schlafkammer gehen. Auf beiden Armen und an der Schürze hatte ſie ihre Kleinen und dann beide Hände voll mit Bettwärmern, in Tüchern ſorgfältig eingewickelt. Dieſe Bettwärmer ſind flaſchenartige glatte thönerne Gefäße, die ſie mit heißem Waſſer oder mit warmem Sande füllen und deren engen Hals ſie verkorken. Man kauft ſie für wenige Pfennige auf jedem Markte, und man findet ſie in allen, ſelbſt den ärmſten Haushaltungen, ſogar bei den kleinen Tagelöhnern, die ſich mit ihrer Hacke und Schaufel jeden Pfennig erkämpfen müſſen. Dieſen Luxus und dieſe Verweichlichung traf ich ſonſt in keinem Lande bei den geringen Leuten. Und ſelbſt in Sachſen und dem übrigen Deutſchland möchte man ſie wohl in den Häuſern der ſogenannten vornehmeren und zärtlicheren Claſſen vergebens ſuchen. Sie erregten mir eben ſo viel Verwunderung wie die Berichte von der Feſtigkeit und Ausdauer, welche wendiſche Oekonomen von ihren Bauernkindern geben. Im Frühling, ſo erzählte mir einer, gibt es frühzeitig auf den Sümpfen und flachen Teichen des Landes einige Pflanzen, welche die Bauern gern ſo bald als möglich für ihr Vieh einernten und als Futter benutzen. Sie ſchicken ihre Mädchen hinaus um dieſe Waſſerpflanzen einzuernten. Dieſe Mädchen ſind leicht angezogen, mit einer an einer Stange befeſtigten Sichel und einem Brette oder Baume bewaffnet. Sie gehen in die Teiche oder Sümpfe hinein und holen die Pflanzen überall von der Oberfläche des Waſſers weg und ſammeln ſie in einem Korbe, den ſie auf dem Rücken tragen. Sie ſind dabei oft bis an die Bruſt im Waſſer. Wo Gräben durch den Teich gezogen ſind, da werfen ſie ihr Brett oder ihre Stange hin und arbeiten ſich mit Hülfe derſelben über die tiefen Stellen hinweg, und ſo plätſchern ſie bei dieſem mühſeligen Pflanzenfiſchen oft halbe Tage lang in der kalten Frühlingsfluth herum, ohne ſich zu beklagen und ohne des Abends an Bettwärmer zu denken.

Mit Recht ſagt daher wohl der deutſche Bauer von ſeinem wendiſchen Geſinde: „Wir haben ſie gern, weil wir ſie recht durch Dick und Dünn ſchicken können, und weil wir nie zu fürchten brauchen daß ſie die Uebernahme irgend einer Arbeit zu ſchwierig oder unter ihrer Würde halten.“ „Die Wenden“, ſagte mir ein deutſcher Bauer, „ſind ſo ſtark und ramoſirt, ſo dickpommerſch und ungerſetzt“ (unterſetzt). Der Wende hat im Durchſchnitt auch mehr Kraft als der Deutſche in Sachſen, und einen Mehlſack, zu deſſen Handhabung der Deutſche ſchon einen Gehülfen braucht, nimmt der Wende mit Leichtigkeit allein auf ſeine Schultern. Ein Deutſcher handhabt allein höchſtens einen Mehlſack mit einem Scheffel; ein Wende nimmt einen Zweiſcheffelſack ohne Hülfe auf den Rücken. Die Wenden werden daher auch häufig von den Müllern in der hieſigen Umgegend als ſogenannte Mühlenführer engagirt. Dieſe Mühlenführer haben die Mehlſäcke zur Stadt zu fahren und ſie dort bei den Bäckern oft mehrere Treppen hoch in die hohen Häuſer, deren mittlere und untere Etagen oft vermiethet ſind, und deren obere Stockwerke daher nur als Mehlvorrathskammern benutzt werden können, hinaufzutragen. Dieß Schleppen der Mehlſäcke auf den unbequemen Dresdener Treppen iſt eine ſchwere Arbeit, die alſo oft den Wenden aufgebürdet wird. Auch unter den Schäfern und Hirten hier in der Gegend findet man viele Wenden, weil ſie wie alle Slaven mit dem Vieh gut umzugehen wiſſen. Auch bei dem Aufladen des Korns auf den Erntewagen zeigt ſich die größere Kraft der Wenden. Sie ſchwingen die Garben mit einer Leichtigkeit in die Höhe, wie es ein Deutſcher in der Regel nicht thut. Und ſelbſt beim Tanz ſoll ſich eine größere Elaſticität, Munterkeit und Rührigkeit bei ihnen offenbaren.

„Auf den Tanzböden“, ſagte mir ein Deutſcher, „verlangen die Wenden immer den Zweitritt. Dieß iſt ein ſehr ſchneller Tanz. Und dann heißt es: „Muſik fix!“ Den Deutſchen geht dieß zu ſchnell. Und dann ſetzt es in der Regel Streit zwiſchen Deutſchen und Wendiſchen.“

Die Wenden ſtellen hier unter den Deutſchen oft Kraftübungen zum Scherze an. So z. B. ſtellen ſie ſich wohl mit den Füßen in ein enges Getreidemaß und ſchwingen in dieſer unbequemen Stellung einen Mehlſack mit Leichtigkeit auf den Rücken. In Dresden wurde mir ein wendiſcher „Markthelfer“ genannt, der zuweilen auf jede Schulter einen Mehlſack genommen und auf jeden Mehlſack einen Mann geſetzt, und dieſe Laſt fünf Stock hoch in ein Mehlmagazin hinaufgetragen habe.

Die ruſſiſchen Gutsbeſitzer, ſo wie auch die deutſchen Gutsbeſitzer die es mit ſlaviſchen Bauern zu thun haben, ſagen gewöhnlich: der Slave hat vortreffliche Eigenſchaften, wenn man ihn nur recht zu ziehen verſteht. Man muß ihn nur recht ſtreng halten; der Stock muß das Beſte an ihm thun. — Als ich zuerſt in ſlaviſche Länder kam, dachte ich, dieß ſey weiter nichts als die Anſicht einer Kaſte, die jedes Mitglied derſelben auf Treu und Glauben von andern annehme, und die ſich durch eine Art moraliſcher Anſteckung zur allgemeinen Anſicht der ganzen Kaſte erhebe. Es verwunderte mich hier in Sachſen nicht wenig auch bei den ſächſiſchen Bauern ganz dieſelbe Anſicht in Bezug auf ihr wendiſches Geſinde zu finden. „Die Wenden ſind recht gut“, ſagte mir ein ſächſiſcher Bauer, „wenn man ſie nur ſtrenge hält und ihnen auf die Finger paßt. Jeden wendiſchen Burſchen den ich in meinen Dienſt nehme, haue ich bei dem erſten dummen Streich den er macht, gleich einmal recht ordentlich durch. Dadurch wird ſein Uebermuth gleich gebrochen, und ich kann nachher mit ihm machen was ich will.“ Ich war gewiß, daß der Bauer der mir dieß ſagte, nie mit einem ſlaviſchen oder polniſchen oder livländiſchen oder ruſſiſchen Gutsbeſitzer in Berührung gekommen war, und doch klangen ſeine Aeußerungen ganz wie ein Echo der Meinungen jener.

Fragt man übrigens den deutſchen Bauern weiter über den Charakter der Wenden, ſo iſt gleich das erſte Wort des Tadels das ihm ſofort von den Lippen gleitet, das Wort Heimtücke. Der Wende iſt heimtückiſch, behaupten die deutſchen Bauern alle, und man muß ſich mit ihm in Acht nehmen. „Sie ſind“, ſagte mir einer, „ein halsſtarriges, ſtockiges und heimtückiſches Volk. Es iſt ordentlich als wenn es ihnen ſchon angeboren wäre. Es liegt ſchon in ihrer Conſtitution. Dabei laſſen ſie ſich gar nicht viel im Dienſt ſagen, und ſind gleich zornig und boshaft.“ Wenn man ihrer viele im Dienſte hat, ſo verſchwören ſie ſich leicht insgeheim zu allerlei

*) Sauglappen für die Wiegenkinder.

Digitized by Google

Streichen und Schabernack, und es beſteht daher eine Hauptpolitik der deutſchen Bauern und Oekonomen darin, daß ſie ihnen durchweg verbieten ihre Sprache mit einander zu ſprechen, und ſich ſo viel als möglich der deutſchen Sprache zu bedienen. Dadurch werden auch Streitigkeiten zwiſchen ihnen und dem deutſchen Geſinde vermieden, das ſonſt gewöhnlich Verdacht gegen ſie hat und über das ſie ſich gerne in ihrer eignen Sprache mokiren, ſo wie ſie dann, wenn man ihnen wendiſch zu ſprechen erlaubt, ſich über die Maßregeln ihrer Herrſchaft luſtig machen. Der Bauer, ihr Herr ſelbſt, iſt oft nicht ſicher vor ihnen. Sie verſchwören ſich manchmal gegen ihn und prügeln ihn durch. Es herrſcht alſo bei den hieſigen deutſchen Gutsbeſitzern ganz die umgekehrte Politik wie bei den Gutsbeſitzern anderer deutſchen Provinzen, z. B. Cur- und Livlands, in Bezug auf ihre ſlaviſchen Diener. Dort ſehen es die Herren zum Theil gar nicht gern, wenn ihre lettiſchen Leute, beſonders ihre ſogenannten Hofesleute, die eine wahre Paſſion für das Deutſche haben, deutſch lernen, weil die Leute dann, wenn ſie erſt deutſch verſtehen und ſich deutſche Kleider angeſchafft haben, ſich über ihren Stand erhoben, ſich beſſer als ihres Gleichen dünken und ſich gern unter die höher geachteten ſogenannten „deutſchen Leute" rangiren. Die Herren ſprechen daher in der Regel lieber die lettiſche Sprache mit dieſen ihren Leuten, die ſie dadurch gern an ihre niedere lettiſche Geburt erinnern, und es gilt für eine Art Auszeichnung, wenn der Herr einmal deutſch mit ſeinem lettiſchen Knecht zu reden anfängt.

Auch ſind die Wenden, wie die hieſigen Deutſchen behaupten, dreiſt und oft frech, zank- und raufluſtig und nichts weniger als höflich und nachgiebig. Man bemerkt an ihnen nichts von der Scheu und Aengſtlichkeit welche dem Deutſchen eigen zu ſeyn pflegt, wenn er unter fremde Leute geräth. Ein deutſcher Bauer zeigte mir einen kecken kleinen wendiſchen Buben, den er erſt kürzlich als Kühjungen engagirt hatte, und der gleich den zweiten Tag mit dem viel ſtärkeren deutſchen Pferdejungen eine Rauferei auf Leben und Tod angefangen hatte, obgleich er ſich erſt ſo kurze Zeit in einem ihm wildfremden Lande, unter wildfremden Leuten befand, deren Sprache er nicht einmal verſtand. Er hatte dabei ein Meſſer gezogen und dem Deutſchen einen Stich verſetzt. Dieſe Keckheit der Wenden, die oft Unverſchämtheit wird, zeigt ſich mit dem ſtillen, beſcheidenen und rückſichtsvollen Weſen der Sachſen zuweilen in recht graſſem Widerſpruch. Eine Dame die in einem deutſchen Dorfe, das viele Wenden enthielt, ihren Sommeraufenthalt genommen hatte, erzählte mir daß ihre Kinder immer die wendiſchen Knechte und Burſchen geſcheut hätten, weil ſie ſie in der Regel geneckt und hinter ihnen her geſpottet. Ich ſelbſt machte auch einſt eine ähnliche Erfahrung. Ich hatte einmal zum Scherz mit dem Geſinde eines deutſchen Bauern gedroſchen. Später ging ich einmal wieder bei der Tenne dieſes ſelben Bauern vorüber, und zwar in ziemlicher Entfernung. Die deutſchen Mägde und Knechte bemerkten mich zwar, aber ſagten nichts. Ein wendiſcher Burſche der unter ihnen war, hatte mich kaum von weitem geſehen, als er einen gewaltigen Lärm zu machen anfing. Er rief mir nach: „Komm! Komm! Dreſchen!" und deutete mir mit ſehr lebhaften und drolligen Geſticulationen ſeinen Wunſch an daß ich wieder mit ihnen arbeiten möchte, und ließ nicht eher nach als bis ich ihm ſeinen Willen gethan. Die Deutſchen beklagten ſich allgemein gegen mich daß der hinterliſtige Gebrauch des Meſſers bei Raufereien unter den Wenden ſehr gewöhnlich ſey, und daß ſie gleich mit dem Meſſer drohten. Eine ſehr gewöhnliche Waffe bei ihnen iſt auch ein großer Feuerſtahl den ſie bei ſich führen, und der an den Enden kaum umgebogen iſt. Da ſtecken ſie die Hand hinein und hauen damit um ſich bei ihren Prügeleien. „Die Wenden", ſagte mir ein Deutſcher, „ſind in der Schenke wie die Wilden. Ein Deutſcher fürchtet ſich vor ihnen; ein Wende nimmt es leicht mit zwei Deutſchen auf."

Natürlich halten die deutſchen Knechte die wendiſchen gering und ſehen auf ſie herab, und es iſt kein großer Ruhm für einen deutſchen Knecht, wenn es von ihm heißt, er gehe mit den Wendiſchen um. Sie haben daher auch vielen Scheltworten den Beiſatz Wendiſch gegeben und ſchelten ſich daher z. B. ſo unter einander: „Du wendiſcher Lauſekerl," „du wendiſcher Kühjunge du", womit ſie gern auf die gewöhnliche Beſchäftigung des viehzüchtenden Wenden anſpielen. Auch ſchelten ſie den Wenden, vielleicht mit Bezugnahme auf ſein unverſtändliches oder kauderwälſches Deutſch: „du wendiſcher Dudelſack!"

„Ein wendiſcher Knecht", ſagte einmal ein deutſcher Knecht in meiner Gegenwart, „muß es ſich zur Ehre rechnen wenn ein Deutſcher mit ihm ſpricht." Sie haben in der Regel auch ihre eigenen Conventikel in irgend einer Dorfſchenke zweiten Ranges. Da ſitzen ſie zuſammen und converſiren, „und es iſt dann halt ein Gematſcher unter ihnen". Ein Deutſcher verſteht faſt kein Wort. Sie eſſen und trinken mehr als die Deutſchen, und namentlich iſt Branntwein ihr Lieblingsgetränk, wie bei allen Slaven.

Auch in der Art und Weiſe wie die wendiſchen Knechte und Mägde von den Deutſchen engagirt werden, drückt ſich eine gewiſſe Geringſchätzung der wendiſchen Nationalität aus. Die deutſchen Knechte und Mägde, wenn ſie ihre alte Herrſchaft verlaſſen und zu einer neuen gehen, werden in einem eigenen Wagen beſonders abgeholt. Auf dieſem Wagen haben ſie einen großen buntbemalten Kaſten der ihre Toilette und übrigen Habſeligkeiten enthält. Das „wendiſche Geſinde" wird an einem beſtimmten Tage in Dresden „gekauft", ſo drückt ſich der deutſche Bauer halb im Scherze, halb im Ernſte darüber aus, und ihr Einzug bei dem deutſchen Bauern iſt ſehr verſchieden von dem der deutſchen Knechte. Gewöhnlich kommen ſie zu Fuß in einem ſehr beſcheidenen Aufzug herangewandert, indem ſie in einem Sacke auf dem Rücken ihre wenig beſchwerliche Toilette tragen, ein paar Hemden, ein paar Schuhe und allenfalls eine Pikeſche für die Sonntage. Dieſen Sack haben ſie mit Schnürchen und Bandern über die Schulter befeſtigt und ein paar Striefeln hängen gewöhnlich darüber her. Dabei ſind ſie ſelbſt in der Regel barfuß oder wie die Sachſen ſagen „barps". Und ich gedachte bei dem Anblick ſolcher Aufzüge an die armen iriſchen Einwanderer in England, die einen ähnlichen, nur noch etwas ſchlimmeren Anblick gewähren. Das Ende jenes Reiſeſacks haben ſie bloß zuſammengeſchlungen, und damit der Knoten ſich nicht löſe, haben ſie in den Zipfel des Sacks einen Kieſelſtein, oder noch gewöhnlicher eine Kartoffel geſteckt, die das Zurückgehen des Zipfels verhindert, was ſtatt aller Geheimſchlöſſer und Schnallen dient, hinter welchen andere reicher begabte Reiſende ihre Habſeligkeiten verriegeln. Zuweilen fährt auch wohl ein deutſcher Bauer der nicht nur für ſich ſelbſt, ſondern auch für andere ſeiner Brüder, von denen er Aufträge erhielt, wendiſches Geſinde miethen will, mit einem großen Wagen zur Stadt, und holt dann auf einmal eine ganze Partie wendiſcher Knechte zugleich auf demſelben heraus. „Ich habe heute eine Fuhr Wenden herausgebracht", ſpricht er dann etwas deſpectirlich. Die Aufträge die ihm ſeine Brüder-Bauern geben, lauten ungefähr wie die welche die weſtindiſchen Plantagenbeſitzer ſich unter einander geben mögen, wenn einer von ihnen einen Sklavenmarkt beſucht. „Ich will einen Burſchen als Pferdejungen haben", ſo ſprechen ſie den Abend vorher in der Schenke zu ihrem Commiſſarius, „ungefähr 18 bis

Digitized by Google

20 Jahre alt. Ich wünſche ihn recht ſtark und kräftig, und ich will ihm ſo und ſo viel geben.“ Ein zweiter beſtellt ſich einen Großknecht, ein dritter eine Magd u. ſ. w.

Der Tag an welchem die wendiſchen Knechte und Dirnen, aus der Gegend von Camenz, von Bauzen, von Hoyerswerda und andern Orten, zuſammenkommen, war ſonſt Lichtmeß. Jetzt aber iſt es Neujahrstag, und der Ort an welchem ſie ſich den aus der Umgegend von Meißen, Dresden und Pirna herbeieilenden deutſchen Bauern zur Schau und Auswahl vorſtellen, iſt der freie Platz an der katholiſchen Kirche und der Elbbrücke. Ich denke mir daß die Wenden dieſen Platz aus einer Art religiöſen Aberglaubens gewählt haben. Ich erwähnte ſchon daß ſehr viele von ihnen katholiſch ſind, und es mag ihnen ein gutes Omen ſcheinen im Angeſichte der Kirche den Contract abzuſchließen, der wenigſtens für einige Jahre ihres Lebens ihr Schickſal entſcheidet. Auch mag es ihnen ein Bedürfniß ſeyn noch einmal in die Kirche zu gehen, bevor ſie die Reiſe zu ihrer Beſtimmung antreten. Die meiſten hieherkommenden wendiſchen Burſchen ſind noch ſehr jung, in der Regel im Alter zwiſchen fünfzehn und neunzehn Jahren, und dieſe Reiſe und ihre Verdingung bezeichnet daher gewiſſermaßen ihren Eintritt ins Leben und in die Welt. Den Eltern die ſie begleiten, pocht natürlich immer das Herz dabei.

Da die deutſchen Bauern aus den erwähnten Gründen oft ſehr erpicht darauf ſind gute wendiſche Knechte zu bekommen, ſo warten ſie auch nicht einmal die Verſammlung der Leute am Neujahrstage bei der Kirche ab, ſondern fahren ihnen ſchon am Tage vorher jenſeits der Elbe entgegen und ſchließen in den Wirthshäuſern an der Straße nach Bauzen und Königsbrück die Contracte mit ihnen ab. In dem großen Wirthshauſe zum goldenen Löwen in der Neuſtadt von Dresden ſoll am Abende vor dem Geſindemarkte ſchon ein großes Handeln um Wenden ſtattfinden. Ich habe einmal dieſen Markt mit angeſehen, der dem Beobachter ein nicht geringes Intereſſe gewährt wegen des drückenden Ernſtes der auf den Geſichtern der armen Wenden in der großen fremden Stadt ausgeſprochen liegt, und wegen der liebenden Beſorgniß der Eltern, ſich den Ort der Beſtimmung ihrer Söhne, ſeine Entfernung, ſeinen Namen, ſeinen Zuſtand, ſeine Größe beſchreiben zu laſſen und zu merken. Die meiſten, wie geſagt, begleiten ihre Kinder ſelbſt dahin. Die welche es nicht konnten, ſchrieben ſich dann mit zitternder Hand und mit ſehr abenteuerlichen Schriftzügen den Namen des Dorfes und des Bauern auf ein Papierchen das ſie dazu mitgebracht hatten. Gewöhnlich dienen bei dieſen Verhandlungen die Eltern die in der Regel etwas deutſch verſtehen, als Vermittler und Dolmetſcher zwiſchen dem Deutſchen der gar kein Wendiſch verſteht, und dem kleinen friſchen muntern Burſchen, dem ſeine vom Bauzener Schulmeiſter erlernte deutſche Gelehrſamkeit noch nicht geläufig genug iſt, um ſie an den Mann zu bringen. Iſt der Handel abgeſchloſſen, ſo wirft der kleine Wende ſein Päckchen ſogleich auf den Rücken und der Deutſche nimmt ihn mit ſich fort. „Es iſt faſt gerade wie ein Sklavenmarkt,“ ſagte mir ein deutſcher Bauer. So wenig Umſtände werden mit dieſen Wenden gemacht. Auch ein Pächter nannte einmal in meiner Gegenwart jenen Wendenmarkt einen Sklavenmarkt. Mehr als einmal habe ich von deutſchen Bauern die Aeußerung gehört: „Ich habe geſtern wendiſch Geſinde bei der Kirche gekauft.“

Ich hätte gern die Anzahl der am Neujahrstage „bei der Kirche“ zuſammenkommenden Wenden erfahren. Ein Bauer ſagte mir, er glaube es wären in der Regel wohl fünf- oder ſechshundert, und dieſe Zahl ſchien mir nicht übertrieben, als ich einmal dieſen Markt überblickte. Man muß bedenken daß man ſie nicht alle auf einmal beiſammen ſieht, da viele während der Dauer des Marktes hinzukommen und abgehen, und da auch viele, wie wir ſagten, ſchon am Abend vorher gemiethet werden. Auch iſt dieſer Markt nicht der einzige Ort wo man Wenden miethet. Auch im Frühling kommen ihrer eine Menge wie Zugvögel zur Stadt heran.

In der Regel bleiben ſie nur zwei oder drei Jahre unter den Deutſchen, meiſtens nur ſo lange, bis ſie die deutſche Sprache gelernt haben. Dieſe fällt ihnen immer ſehr ſchwer. Die Klage darüber daß die deutſche Sprache eine ſo ſchwere Sprache ſey, iſt bei den wendiſchen Knechten faſt eben ſo allgemein wie bei den jungen engliſchen Damen, die ſich jetzt Schiller und Goethe und dem Prinzen Albert zuliebe des Deutſchen ſo eifrig befleißigen. Trotz dieſer Schwierigkeiten bemächtigen ſie ſich in der Regel mit der allen Slaven eigenen Gewandtheit ziemlich ſchnell der deutſchen Worte. Ich beobachtete während meines Aufenthaltes unter dieſen Leuten zuweilen mit Erſtaunen die raſchen Fortſchritte welche kleine, friſch aus dem Wendenlande angekommene Burſchen in unſerer ſchwierigen Sprache machten. Nur in den erſten Tagen trat die allgemein verſtändliche Sprache der Pantomimen und Zeichen als Vermittlerin ein, und es dauerte in der Regel nur wenige Wochen, ſo wußten ſie ſich ſchon ganz geläufig mit ihren deutſchen Mitknechten und Mägden zu verſtändigen.

Immer indeß behalten ſie natürlich einen fremdartigen Accent in der Ausſprache des Deutſchen, und dieſer Accent iſt demjenigen, mit welchem die Ruſſen und andere Slaven unſere deutſchen Töne hervorbringen, ſo außerordentlich ähnlich daß ich oft einen deutſchredenden Ruſſen vor mir zu haben glaubte, wenn ich einen Wenden deutſch ſprechen hörte. Es ſetzt dieß Phänomen eine wirklich höchſt wunderbare und faſt unbegreifliche Gleichheit in dem Baue der Organe aller der vielen Millionen Menſchen voraus welche ſich zu den ſlaviſchen Nationen zählen. Die Deutſchen machen ſich natürlich oft über die zuweilen ſehr wunderlich componirten und ausgeſprochenen deutſchen Redensarten der Wenden luſtig, und manche ſolcher Redensarten ſind gewiſſermaßen unter den Deutſchen ſtehend und ſprüchwörtlich geworden, ſo daß ſie ſie oft anführen, wenn auf die Wenden die Rede kommt. So ſagen ſie z. B., wenn man einen Wenden nach dem Wege frage, ſo antworte er nie anders als ſo: „Gehſt dich hierhin, gehſt dich dahin, iſt ſich alles gleich, kommſt dich überall recht.“ Ein Wende, ſagten ſie mir, hätte einmal nach einem entlaufenen Schweine ſo gefragt: „Habt ihr nicht geſehen vorbeigelaufen Schweine, alte Hakſche?“ (Hakſche heißt ſo viel als Eber.) Ein anderer Wende der zu einem Knecht geſchickt wurde, um ihm zu ſagen daß er nach der Stadt geſchickt werden ſollte, brachte dieſem ſeine Stiefeln mit folgenden Worten: „Ich bringe ich deine Stiefeln, freu' dich, Stadt mußt,“ ſtatt: „Ich bringe dir deine Stiefeln, freue dich, du mußt zur Stadt.“

Dabei haben ſie die Eigenthümlichkeit daß ſie alle ſehr laut reden. „Sie ſchreien beinahe, ſtatt zu ſprechen,“ ſagte mir eine deutſche Frau. „Guten Tag,“ ſagſt du zu einem Wenden. „Schön Dank,“ ſchreit er. Ich bemerkte ſelbſt an mehreren Wenden dieſe Eigenheit. Ich beſuchte zuweilen einen kleinen wendiſchen Burſchen, der auf alle meine Fragen ſo laute Antwort gab daß es ſchien als hielte er mich für taub. Ich wage aber nicht zu entſcheiden, ob dieß bloß daher kommt, weil ſie bei der Anſtrengung ihrer Sprachorgane, in Producirung der deutſchen Laute, dieſe dann etwas lauter herausſtoßen, oder weil ſie überhaupt ſtärker tönende Gurgeln und Kehlen haben als die Deutſchen.

Uebrigens iſt es merkwürdig daß ſonſt die Wenden ſich rühmen das Deutſche zwar härter aber reiner und eleganter zu ſprechen als die ungebildeten Deutſchen ſelbſt; ebenſo wie die

Digitized by Google

Schotten und Iren ſich rühmen das Engliſche reiner zu ſprechen wie die Engländer ſelbſt. Es iſt dieſe größere Reinheit der Ausſprache eine allgemeine Erſcheinung bei allen denjenigen Fremden welche eine fremde Sprache nicht mit allen ihren Dialekteigenthümlichkeiten und Nachläſſigkeiten von Jugend auf annehmen, ſondern durch die Grammatik, oder durch Unterricht erlernen, wobei ſich die Lehrer dann natürlich, ſelbſt im gewöhnlichen Umgange, mehr Mühe geben. Der Wende ſagt z. B. nicht: „Mache die Thüre uf,“ ſondern: „Mache die Thüre auf.“

Wenn man bedenkt daß, ſo wie die Lauſitzer Wenden in die Umgegend von Dresden kommen, um deutſch zu lernen, ebenſo die ſteieriſchen Wenden, die kärnthniſchen, krainiſchen und illyriſchen Slaven zu den Deutſchen nach Laibach und Klagenfurt in derſelben Abſicht kommen, wenn man die Bemühungen der Böhmen und Mähren, der Slowaken in Böhmen, der Croaten, Slavonier, Serben und anderer ſlaviſchen Nationen in der Militärgränze in der Erlernung der deutſchen Sprache überdenkt, wenn man die deutſche Erziehung in Schulen erwägt die man den ſlaviſchen Schleſiern, den poſenſchen und weſtpreußiſchen Polen und Kaſſuben zu geben ſucht, ſo muß man erſtaunen über dieſe Rieſenarbeit welche die Deutſchen hier mit der Einimpfung ihrer Sprache auf ſlaviſches Gebiet begonnen haben, und es wäre in der That ein intereſſantes deutſches Werk, wenn man einmal das Reſultat dieſer ganzen Thätigkeit in einer ethnographiſch-ſtatiſtiſch-philologiſchen Abhandlung überſichtlich darſtellen wollte. Da unſere deutſche Litteratur viel reicher iſt an Originalproductionen ſowohl als an Ueberſetzungen, ſo wird den Slaven durch die Erlernung unſerer Sprache ein großer Schatz erhebender Gedanken und geiſtiger Genüſſe erſchloſſen. Und viele von ihnen wiſſen dieß ſehr wohl zu ſchätzen. Ich traf einſt einen wendiſchen Schäfer auf deutſcher Flur mit einem deutſchen Buche in der Hand hinter ſeinen Schafen hergehend. Ich fragte ihn was er mache? Er leſe, ſagte er, damit die Zeit ihm pläſirlicher hingehe. Er hatte einen Band von den arabiſchen Erzählungen von Tauſend und einer Nacht in der Hand. Es war der vierte Band, und er ſagte mir, es wäre das ſchönſte Buch das er je geleſen. Er habe es von einem herumwandernden deutſchen Bücherverleiher erhalten, der ihm die andern Bände noch nicht habe verſchaffen können. Er läſe, ſagte er, daher vorläufig dieſen vierten Band zum zweitenmal. Er läſe es eben ſo lieb wie das alte Teſtament der Bibel, und er freue ſich nun ſehr daß er deutſch gelernt habe. Das Buch hatte ihn ganz bezaubert, und es ſchien ihm alſo ungefähr ſo zu gehen wie jenen Arabern die nichts von Mohammeds Offenbarungen wiſſen wollten, weil ihnen, wie ſie ſagten, ihr Mährchenerzähler viel göttlichere Dinge offenbare.

In der Regel bleiben, wie ich ſagte, die Wenden nur wenige Jahre unter den Deutſchen, allein zuweilen ſetzen ſie ſich auch unter ihnen feſt, verheirathen ſich mit Deutſchen, und ich kenne viele Deutſche der Umgegend, deren Mutter oder Vater, Großmutter oder Großvater ein Wende war.

Außer den wendiſchen Knechten und Mägden, Ammen, Kinderwärterinnen, Schäfern, Kuh- und Pferdejungen, und außer den mit ihren Thieren handelnden wendiſchen Gänſehirten treiben ſich auch noch manche andere Einwanderer aus ſlavoniſchen Ländern im Elbthale und in den Vorbergen des Erzgebirges herum. Nicht ſelten findet man den Slavonier aus Ungarn mit ſeinen bekannten Kunſtproducten gegen Ratzen und Mäuſe; ebenſo auch zuweilen den Illyrier aus Kärnthen und Krain mit Schleifſteinen für die Mäher und Tiſchler. Doch iſt das benachbarte Böhmen natürlich dasjenige ſlaviſch-deutſche Land, aus welchem nach der Lauſitz die meiſte Einwanderung nach Sachſen hin ſtattfindet. Unter andern ziehen z. B. jährlich im Herbſte eine Menge böhmiſche Schnitterinnen über's Gebirge herein, um ſich in den fruchtbaren ſächſiſchen Niederungen bei der Ernte nützlich zu machen und einen Zehrpfennig zu verdienen. Es ſind in der Regel Weiber. Von böhmiſchen Männern habe ich nie gehört. Sie kommen in die Elbebene herab bis in die Gegend bei Dresden und Meißen. Unterwegs ſchließen ſich ihnen auch zuweilen einige Weiber aus den armen gebirgiſchen Dörfern Sachſens an. *) Sie dingen von den Elbbauern ganze Fluren und werden ſcheffelweiſe für ihre Arbeit bezahlt; ſie ſchneiden das Getreide nicht mit der Senſe, ſondern ſie hauen es nach der alten Mode mit der Sichel. Dieſe Sichel war noch vor zehn Jahren faſt durchweg im Erzgebirge Mode, iſt aber ſeitdem durch die bequemere und effectvollere Senſe ganz verbannt. Die böhmiſchen Weiber haben in der Regel zwei Arten von Sicheln, eine Zahnſichel die einer krummen Säge gleicht, und eine gewöhnliche Sichel; jene hat den Vorzug daß ſie ſie acht Tage nicht zu ſchärfen brauchen. Sie ſchärfen und hämmern ihre Sicheln ſelbſt und kennen alle Künſte die einem Schnitter zu wiſſen nöthig ſind. Man ſieht im Herbſte oft ganze Züge dieſer armen böhmiſchen Schnitterinnen durchs Gebirge hereinkommen.

Auch der böhmiſchen Eierweiber könnte ich hier noch erwähnen, die das ganze Jahr hindurch übers Gebirge einwandern und ihre Waare in Dresden und den übrigen ſächſiſchen Städten abſetzen. Sie haben ihre gewohnten Stege und Wege, auf welchen ſie ins Gebirge einwandern. Ein Zug geht z. B. an der Elbe entlang über Pirna, ein anderer über Dippoldiswalde und ein dritter über Maxen u. ſ. w.

Im Winter, wenn alle Päſſe und Wege des Erzgebirges mit tiefem Schnee bedeckt ſind, ſchließen ſich ihrer mehrere an einander, und man ſieht ſie dann in langen Zügen wandern, damit ſie ſich wenn ſie böſes Wetter überfällt, gegenſeitig Hülfe leiſten können. Nicht ſelten verirren ſie ſich in dieſer rauhen Jahreszeit, ſetzen ſich wohl unter ihrer Laſt erſchöpft nieder und kommen ſo um.

Auch Gemüſe- und Wildprethändler kommen aus Böhmen ins Erzgebirge herein mit Geflügel, Hühnern, Faſanen, Haſen, Rehen, Gurken, Bohnen, Erbſen. Die oberen Theile des Erzgebirges ſind ſo rauh daß hier keine Gurken, keine Melonen, kein Salat, keine Bohnen u. ſ. w. mehr gepflanzt werden können, und man kann annehmen daß der größere Theil des weſtlichen Erzgebirges **) von Böhmen aus mit friſchem Gemüſe verſorgt wird. In Schmiedeberg ſchon haben ſie keinen Salat und keine Gurken mehr. Dieſe beiden Producte kommen oft auf großen zweiſpännigen Wagen aus Böhmen heraus. Zuweilen fahren die böhmiſchen Gurkenwagen bis in die gebirgiſchen Dörfer ganz in der Nähe von Dresden. Alle Lebensmittel ſind in Böhmen billiger als in dem induſtriereichen und bevölkerten Sachſen, und dann, da das Erzgebirge nach Böhmen hin ſehr ſchroff und raſch zu der Niederung des fruchtbaren Egerthales abfällt, nach Sachſen hin aber ſich ſehr allmählich zur Ebene abdacht, können die Leute im Erzgebirge auch die Victualien aus Böhmen auf näherem Wege beziehen als aus den Ebenen ihres eigenen Vaterlandes.

Dieß ungefähr möchten die Dinge ſeyn welche ich an Ort und Stelle über die Beziehungen, in welchen die Umgegend von Dresden und das cisalbiniſche Sachſenland zu den benachbarten Slavenländern ſteht, wahrnahm.

---

*) Als ein ſolches armes ſächſiſches Gebirgsdorf, aus dem die Weiber auswandern, iſt z. B. Furſtenau bekannt.

**) In dem Theile des Erzgebirges öſtlich von der Elbe, wo es in Böhmen große Fabrikdiſtricte gibt, iſt es umgekehrt.

Digitized by Google

Monatblätter

zur Ergänzung

der

Allgemeinen Zeitung.

1845.

October.

Im Verlage und unter Verantwortlichkeit

der

J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Mirabeau	443
General Jackſon	454
Italieniſche Familien	463
Zehn Jahre in der Theologie	471
In den Oſtſeeprovinzen Rußlands (Aufzeichnungen eines Eingewanderten)	482
Die Parſen Indiens und die Sendboten des Evangeliums	489

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Mirabeau.

Biographiſche Skizzen, vorzüglich nach den Mémoires biographiques littéraires et politiques de Mirabeau écrits par lui même, par son père, son oncle et son fils adoptif; Paris, 1835, und den Souvenirs sur Mirabeau et sur les deux premières assemblées legislatives par *Etienne Dumont*; Bruxelles et Leipsig, 1832, nebſt der Controle dieſer Werke durch die Collection complète des traveaux de M. Mirabeau l'aîné à l'assemblée nationale par *M. Etienne Méjan*; Paris, 1791.

Erſter Artikel.

Honoré Gabriel Riqueti, *) Graf von Mirabeau, wurde 1749 am 9 März geboren, bei Egreville in der Provence, wo ſein Vater, Victor Riqueti, Marquis von Mirabeau, aus einem alten florentiniſchen Geſchlechte das nach der Provence ausgewandert war, auf dem Schloſſe Bignon wohnte.

Schon als Knabe zeigte er eine frühe Reiſe und Aufſehen erregende Talente; er gab Antworten die einem Erwachſenen anzugehören ſchienen, und verſtand es bald ſehr gut ſich die Neigungen und Schwächen der ihn umgebenden Perſonen zu Nutze zu machen. Neben ſeinen Talenten war er in Allem was er ergriff, mit einer Leidenſchaftlichkeit behaftet die ihn ganz beherrſchte und die ſeinem Egoismus häufig das Wort redete. Hartnäckig ſtemmte er ſich gegen Alle die ihm nicht zu Willen waren, und war keineswegs gemeint ſeinen Erziehern nachzugeben.

So mit hervorſtechender Kraft und Leidenſchaft begabt, wurde er von einer Zeit und von Eltern erzogen, die Alles dazu beitrugen ihn moraliſch zu verderben.

Das achtzehnte Jahrhundert iſt wie durch eine großartige Entwicklung des menſchlichen Verſtandes, ſo durch eine furchtbare Emancipation und Verachtung der Sitten, des Herkömmlichen und der Religion ausgezeichnet. Frankreich vorzüglich gab alle grellen Farben dieſes Jahrhunderts in ſeinen Angehörigen wieder. Wie dieſe Zeit auf den Knaben und Jüngling wirken mußte, werden wir am deutlichſten in ſeinen Handlungen und Schriften ſehen welche in die Periode vor ſeinem Auftreten in der Nationalverſammlung fallen. Sein Vater, der Marquis, der umfangreiche Güter in der Provence beſaß, die freilich unter ihm mit Schulden belaſtet wurden, war karg und geizig, ein litterariſcher Sonderling und Enthuſiaſt als Schriftſteller von der Partei der Oekonomiſten, ein guter wohlwollender Herr im ariſtokratiſchen Sinne gegen ſeine Unterthanen, ein lächelnder Tyrann ſeiner Familie, der ſeinen Despotismus gegen dieſe gewöhnlich mit Späßen und Bonmots würzte, dabei ſelbſt von den zügelloſeſten Sitten, mehrmals in tödtlicher Feindſchaft mit ſeiner Frau lebend, die eine heftige, zur Verſchwendung ſich neigende Dame war. Er hatte mit ihr eilf Kinder, unſern Mirabeau als das fünfte, erzeugt. — Eine junge, geiſtreiche Frau von Pailly und mehrere Maitreſſen beherrſchten den Marquis, und dieſer tyranniſirte ihnen zu Gefallen ſeine Gemahlin, ſeine Kinder und ſeine Verwandten. Nach und nach ſoll er nicht weniger als 67 geheime Verhaftsbefehle gegen ſeine eigene Familie ausgewirkt haben. Faſt ebenſo häufig ſuchte er ſich der Seinigen durch das Kloſter zu entledigen. Mit welchem Leichtſinn er ſich aber ſelbſt nicht ſcheute über Thaten dieſer Art zu ſprechen, lehrt uns folgender Brief an ſeinen Bruder, den Bailli: „Monzepas kam zu mir und fragte mich, wie es mit dem Proceſſe gegen meine Frau ſtünde; ich antwortete: ‚Ich habe ihn gewonnen.‘ Und wo iſt Ihre Frau? ‚Im Kloſter.‘ Und Ihr Herr Sohn? ‚Im Kloſter.‘ Und Ihre Frau Tochter? ‚Im Kloſter.‘ Es ſcheint daß Sie die Klöſter bevölkern wollen? ‚Ja, mein Herr, wenn Sie mein Sohn wären, befänden Sie ſich ſchon längſt in einem ſolchen.‘“ — Seines Sohnes Leidenſchaftlichkeit wollte er mit Gewalt unterdrücken; er wollte dieſe feuerfangende Pulvermine durch feſte und grauſame Einkerkerung erſticken; daß er dadurch die Exploſion nur noch furchtbarer machte, war natürlich. Bei einem Geiſte der mit Heftigkeit und in Sprüngen vorwärts ſtrebte, war viel durch Aufregnug des Ehrgefühls und der Vernunft zu gewinnen; der Vater wollte ihn durch ſyſtematiſche Kälte zwingen.

Der Sohn wuchs kräftig heran: er wurde ein kleiner Hercules an Geſtalt, aber er war häßlich von Geſicht. (Sein Vater ſchreibt an den Oheim: Ton neveu est laid comme celui de satan.) Er bekam eine angenehme, ſtarke Stimme und zeigte bald viel Witz, der aber oft mit Frechheit gemiſcht war.

Was die Bildung ſeiner Talente betrifft, ſo bekümmerten ſich ſeine Eltern und ſeine Lehrer ſehr wenig darum, denſelbe eine feſte, wiſſenſchaftliche Grundlage zu gebèn; und der Sohn trug auch durch die Hartnäckigkeit gegen die Befehle der Erzieher wenig dazu bei, ihnen die geringe Mühe die ſie ſich gaben, zu erleichtern. Es iſt alſo nicht zu verwundern, wenn ſein Vater noch ſpäter mit großer Wahrheit von ihm ſagen kann: „Seine Bildung beſteht nur aus geplünderten Journalen; er glaubt die Sprachen zu kennen, und iſt in ſeiner eigenen kaum über die Grammatik hinaus; er kennt keinen Handgriff, aber er kann Alles als Inſtrument gebrauchen; denn wenn er eine Idee geſtohlen, hat er ſo viel Selbſtvertrauen und Kühnheit ſie in

*) Auch geſchrieben Riquetti, Riquety.

Digitized by Google

ſchöne Phraſen zu kräuſeln, und wäre es die kleinſte, ſo geht das maſchinenmäßig.“ Im ſiebenten Jahre ward Mirabeau confirmirt, und ärgerte bei dieſer Gelegenheit durch einen leichtfertigen Witz ſeine fromme Großmutter nicht wenig. Vater und Lehrer ſtrafen fortwährend ganz unpaſſend den Sohn, und klagen dann daß ſie mit dem achtjährigen Knaben nicht fertig werden können. Sie belachen dabei laut ſeine unanſtändigſten Witze gegenüber ſeiner Mutter, die ſich auch nicht ſchämt ihm auf rohe Weiſe ſeine Häßlichkeit vorzuwerfen. *) — So wächst er auf, ein Feind ſeiner Eltern, ſtets ſündigend und harte Strafen leidend, ohne Beſſerung, und ſo iſt er ſchon im vierzehnten Jahre faſt moraliſch verdorben. Damals ſchreibt der Vater an den Oheim über ihn: „Der Erſtgeborene der Jungen könnte ſich wohl auf gut Franzöſiſch ein ſchlechtgeborenes Kind nennen; es ſcheint mir bis jetzt daß er beinahe ein unheilbar wahnſinniger Thor ſeyn müſſe, wozu noch alle niedrigen Eigenſchaften des mütterlichen Stammes kommen — ich ſehe das Naturell dieſes Viehes, und glaube nicht daß man jemals etwas Gutes aus ihm machen könne.“ Nach der Weiſe der Ariſtokratie ward der Knabe einem alten Officier Sigrais als Erzieher übergeben; indeß da dieſer dem Marquis bald zu milde erſchien, kam der junge Mirabeau 1764 in die militäriſche Penſionsanſtalt des Abbé Choquart zu Paris, die nach den Worten des Vaters recht geeignet war „für dieſen Lumpenhund“, ſeinen Sohn. In dieſer Schule die der junge Mann wie ein Gefängniß betrachtete, lernte er die nothwendigſten Hülfsmittel ariſtokratiſcher Bildung kennen, die für das Studium der alten Sprachen eben hinreichten; in den neueren Sprachen, im Deutſchen, Engliſchen, Italieniſchen und Spaniſchen ſoll er es ſchon damals, was für einen Franzoſen kaum möglich erſcheint, zu großer Fertigkeit gebracht haben; in der Mathematik war er tüchtig, für die Muſik und ſelbſt für die Compoſition zeigte er Talent, aber was im Sinne der haute noblesse mehr galt als alles dieß, ſehr bald erhob er ſich zu dem Range des erſten Reiters, Fechters, Tanzers, Schwimmers und Ballſpielers der ganzen Schule.

Die Correſpondenz mit ſeiner aus dem Schooße der Familie geſtoßenen Mutter wurde ihm unterſagt, da gerade in dieſer Zeit eine bittere Feindſchaft zwiſchen den Eltern ausgebrochen war und die Mutter das Verbrechen begangen hatte den Sohn heimlich mit Geld zu unterſtützen.

Da der Knabe deſſen ungeachtet fortfährt tolle Streiche zu üben, hat endlich der Vater das ſichere Mittel zu ſeiner Beſſerung gefunden: „Der Junge muß Soldat werden,“ er muß Gehorſam lernen. Er ſteckt ihn als Volontär in ein Regiment — zur Zucht; dieſes Regiment aber, das wie die meiſten damaligen Corps aus verderbten Angeworbenen und aus liederlichen Officieren beſtand, die ihre Bildung und ihren Ruhm in der Pfütze des Laſters ſuchten, zeichnete ſich noch beſonders durch einen rohen unverſtändigen Oberſt aus, deſſen ähnlichem Aidemajor unſer Mirabeau zur gehörigen Strenge empfohlen ward, obwohl der junge Mann doch ſchon genug dadurch geplagt erſchien daß ihm ſein Vater als Spion einen Bedienten an die Seite ſetzte, der wiederum das Verdienſt hatte ein würdiger Günſtling der väterlichen Maitreſſe zu ſeyn.

Im ſiebenzehnten Jahre wird Mirabeau bei der Cavallerie Unterlieutenant. Er überläßt ſich Ausſchweifungen; er wird Spieler, verliert vierzig Louisd'or, macht Schulden und fängt eine Liebſchaft mit einem jungen hübſchen Mädchen an, um deren Gunſt ſich der Herr Oberſt, der Marquis Lambert, ebenfalls bewarb. Alles wird entdeckt; er verläßt das Regiment, doch die Flucht nach Paris, ſo wie die Fürbitten bei ſeinem Vater, halfen nichts, er muß auf die Feſtung der Inſel Rhé bei Rochefort wandern. Ganz richtig ſchreibt ſein Vater der ſeinem Sohne die Freiheit des Spazierganges in der Citadelle mißgönnte, über ihn: „Er iſt ein Kobold der die Intriguen eines Teufels und den Verſtand eines Gottes beſitzt.“ Stadt und Provinz nahmen Theil an dem Schickſal des jungen beliebten Menſchen und waren getheilter Meinung über das Recht dieſer Einkerkerung. Doch genügte auch dieſe Strafe dem Vater noch nicht. Er wollte ſeinen Sohn anfänglich in die Colonien nach Surinam verbannen laſſen, beſann ſich jedoch — und ſtellte lieber das Leben ſeines Sohnes in unehrenvollem Kampfe auf ein ungewiſſes Spiel. Er ſchickte ihn in der Legion Lorraine mit nach dem von Frankreich gekauften Corſika, welches erobert werden mußte. — Kaum iſt der Unterlieutenant zwei Stunden aus dem Gefängniß entlaſſen, ſo fordert er in Rochefort einen Officier und verwundet ihn im Duell; auch das wird dem Vater hinterbracht, der den „Corſiſchen Flibuſtier“ von zwanzig Jahren am 16 April 1769 einſchiffen läßt. Selbſt militäriſche Talente ſchien dieſem für eine ganz andere Laufbahn beſtimmten Genius die Natur nicht verſagt zu haben; wenigſtens kann man dieß daraus ſchließen daß er ſich das Lob vieler oberen Officiere in der Armee erwarb.

Kaum zurückgekehrt, zeigt er ſeinem Onkel eine Einleitung zur Geſchichte von Corſika, die er vorhabe zu ſchreiben. Durch das Unglück der Corſen ergriffen, durch die Schandthaten der Genueſer gereizt, wie er ſich ſelbſt in einem Briefe darüber ausſpricht, waren es die edlen Gefühle des Mitleids in voller Heftigkeit und Leidenſchaft, die ihm ſein erſtes ſchriftſtelleriſches Unternehmen eingaben. Das Werk iſt nebſt einem früheren poetiſchen Verſuche (Eloge du grand Condé) verloren gegangen, es ſoll aber nach dem Urtheile des Oheims ſo viel Feuer, Kraft und Genie darin vorgewaltet haben daß auch dieſer alte Mann anfing ihn für einen großen Kopf zu halten.

Die Uebermacht ſeiner Perſönlichkeit über alle ſeine Umgebungen, über Alle die ihm nahe ſtanden, tritt von jetzt an ſehr ſtark hervor. Der Bailli wollte den Neffen bei ſeiner Rückkehr aus Corſika nicht vor ſich laſſen; vor dem Antlitze ſeines Vaters durfte er ebenfalls nicht erſcheinen, dennoch drängt er ſich dem erſteren auf, und kaum hat ihn dieſer geſprochen, ſo ſchreibt er an den Vater: „Geſtern Abend (14 Mai 1770) war ich erſtaunt, durch einen Soldaten ein Billet von Herrn Pierre Buffière (der Name den Mirabeau damals führen mußte) zu erhalten, der mich um eine Stunde bat. Ich gab es zu, und ward entzückt ihn geſehen zu haben. Ich fand ihn häßlich, aber er hat nichts Schlechtes in ſeiner Phyſiognomie, und hinter den Blatternarben und den ſehr veränderten Zügen liegt Feinheit, Grazie und Adel. Wenn er nicht ſchlechter iſt als Nero, iſt er beſſer als Marc Aurel, denn wahrhaftig, ich habe noch bei keinem Menſchen ſo viel Geiſt entdeckt; mein armer Kopf war ganz verdreht.“ In dieſem Tone nimmt von jetzt an der Bailli die Vertheidigung des jungen Menſchen gegen den Vater auf ſich, der ſich endlich beſänftigen läßt, aber — ſogleich den Plan faßt den Soldaten zum Phyſiokraten

*) Mirabeau war ſeit dem dritten Lebensjahre durch die Blattern entſtellt. Am 5 October 1757 ſchreibt ſein Vater an die Gräfin von Rochefort: Mon fils, dont le corps croit, le babil s'accroit et la figure s'enlaidit à merveille, est de plus laid avec recherche et prédilection, et en outre péroreur à perte de vue. Sa mère lui faisait hier quelque anti-déclaration de la part de sa femme future; il répondit, qu'il espérait qu'elle ne le considérait pas au visage; la mère dit ingénument: où veux-tu, qu'elle te regarde? et tous de rire, et lui de rétorquer: »le dessous aidera le dessus;« et nous de rire de plus belle, sans compter qu'il y a de quoi réfléchir sur cette saillie d'un bambin.

Digitized by Google

zu machen. Er befiehlt ihm die nationalökonomiſchen Schriften die damals in Frankreich an der Tagesordnung waren, zu ſtudiren, aber der junge Mann will Soldat bleiben, weil er nach ſeinem eigenen Geſtändniß die militäriſchen Studien mit Leidenſchaft getrieben, alle Bücher geleſen hatte die in lebenden und todten Sprachen über den Krieg handeln, und da er ſeit kurzem Capitän bei einem Dragonercorps geworden war. Als der Vater tyranniſch ſeinen Befehl wiederholt, als er ihm auch den Wunſch zur Marine überzugehen mit den Worten abſchlägt: „Ich will keine romanhaften Träumereien, keine Reiſen in die Planeten und unnütze Vergnügungen," als er ihm ohne weiteres ökonomiſche Bücher, unter denen auch ſeine eigenen, zuſendet, muß der Soldat ſich fügen und eine Theorie ſtudiren, die ihm falſch, ſophiſtiſch, pedantiſch und nutzlos erſchien. Dennoch wirft er ſich mit aller Kraft auf dieſelbe, wendet ſeine Kenntniſſe und Talente praktiſch auf die Ländereien der Mirabeau'ſchen Familie an und erwirbt ſich in kurzer Zeit den Lobſpruch des Oheims: „Dieſer Kopf iſt eine Gedankenmühle."

Als er dieſen endlich verläßt und ſich mit ſeinem Regimente wieder vereinigt, lebt der alte Mann nur in der Erinnerung an ſeinen Neffen und recitirt ſich die Worte der Officiere über ihn: „Alle Wetter, es iſt ein Teufelskerl, aber es iſt ein guter Kerl, der Verſtand hat wie dreimalhunderttauſend Teufel, und wahrhaftig ein ſehr braver Kerl."

Auf einige Zeit ſchien es Mirabeau wirklich gelungen zu ſeyn ſich mit ſeinem Vater zu verſtändigen; er ging ins Limouſin nach Aigueperſe (21 September 1770), wo gerade damals ſein Vater und ſeine Mutter im heftigſten gerichtlichen Streite über die Erbſchaft lagen, welche die Marquiſe von Vaſſan, die Mutter der Marquiſe von Mirabeau, hinterlaſſen hatte; der Proceß ſtellte fünfzehn Jahre lang beide Ehegatten an den Pranger der öffentlichen Meinung. Dennoch wußte der Sohn eine würdige friedliche Stellung zwiſchen Vater und Mutter zu behaupten, und wenn er ſich auch mehr auf die Seite des Rechtes der ſchändlich gemißhandelten Frau neigte, ſo war der Marquis doch zufrieden daß der Sohn ein eifriger Nationalökonom geworden war, bei ausgebrochener Hungersnoth Vorſchläge machte den Leuten unter die Arme zu greifen, ihnen Brod und Arbeit zu verſchaffen, und daß er mit ihnen des Tages Laſten theilte, an der Spitze ihrer großen Tafel aß, das Brod mit ihnen genoß, ſie ermuthigte und ihnen in Allem zur Seite ſtand. Dieſem guten Vernehmen mit dem Vater hatte er es wohl zu danken daß er demſelben auf einer Reiſe nach Paris folgen durfte, wo er zum erſtenmale die Cirkel des hohen Adels kennen lernte und durch ſeinen Verſtand die beſſeren derſelben für ſich einnahm. Kaum zurückgekehrt (1771), ſoll der junge Graf, noch ehe er mündig war, ſich verheirathen, und auch dieſe Herzensangelegenheit macht ſein Vater für ihn ab. Er ſucht lange nach einer paſſenden Frau für ihn und ſchreibt dann an ſeinen Bruder: „Ich kenne nur Eine Dame, mit der dieſer Menſch ſich wohl vermählen könnte, die Kaiſerin von Rußland."

Endlich fiel die Wahl auf das Fräulein Marie Emilie v. Covet, einzige Tochter des Marquis von Marignane, eine der reicheren Erbinnen von Frankreich, die dereinſt wenigſtens 600,000 Franken zu erwarten hatte, aber erſt nach dem Tode ihres Vaters zum Beſitze des Vermögens kommen konnte. Der Vater Mirabeau's verſtand ſich erſt ſpäter dazu etwas herzugeben, die Mutter erfuhr von der ganzen Sache gar nichts, ſo wie auch der Sohn ſeine Braut erſt einige Wochen vor der Hochzeit kennen lernte. Bald waren indeß ſämmtliche Nebenbuhler, ſchön und reich wie ſie geſchildert werden, vor der häßlichen aber unwiderſtehlichen Perſon des Grafen gewichen, und der Marquis ſchreibt an die Mutter: „Ihr Sohn iſt vermählt (22 Jun. 1772), wenn Sie dieſen Brief empfangen; er ſteht unter der Gewalt des Vaters, wie Sie unter der des Ehemannes." Lieben konnte Mirabeau unmöglich eine ſolche, ihm bald aufgedrungene Gemahlin, die ſich weder durch Schönheit noch beſondere Klugheit auszeichnete. Die Folgen von ſeiner Seite waren neue Ausſchweifungen, Schulden und Prellerei derjenigen die ihm geliehen hatten. Ungeachtet der 9000 Franken jährlicher Renten war bald eine Summe von 60,000 Franken nöthig, um ſeine Schulden zu decken. Gedrängt von allen Seiten, flieht er in die ländliche Einſamkeit, auf das väterliche Schloß. — Der Vater läßt ihn für mundtodt erklären und verſucht dann ſein altes Mittel: der ſchlechte Kerl muß ins Loch; zuerſt verbannt er ihn in die Stadt Manosque, als der Confinirte aber dieſen Ort einer edlen That wegen verläßt, einen Baron v. Moans der ſeine Schweſter inſultirt hatte, zum Duell fordert und ihn nach der feigen Weigerung, Genugthuung zu geben, in Gegenwart mehrerer Zeugen ſelber beſtraft, wird er vor Gericht belangt. Auch dieſe Geſchichte wird dem Vater hinterbracht, und der läßt ihn aus den Armen ſeiner Familie reißen, wo Mirabeau von ſeinem kleinen Erſtgeborenen auf dem Todbette Abſchied nimmt, und ihn auf das Schloß If bei Marſeille ins Gefängniß bringen. Hier auf dieſem unfruchtbaren Fels, auf der düſtern Citadelle, ſollte das von Leidenſchaften zerriſſene Gemüth des Jünglings, den ſeine Gemahlin untreu verlaſſen hatte, ganz ſich ſelbſt und ſeiner inneren Rathloſigkeit hingegeben bleiben. Abgeſperrt von aller Welt, wurde ihm jede Communication mit Freunden und Bekannten unterſagt, dem Commandanten aufgetragen ihm keinerlei Nachrichten zu hinterbringen, ihm nicht einmal das Schreiben zu erlauben, kurz ihn wie einen Todten zu behandeln.

Aber der Commandant der Citadelle wird der Defenſor ſeines Gefangenen; er ſchreibt an den Vater und ſucht durch das Lob ſeiner guten Aufführung dem geliebten Verbrecher ein beſſeres Schickſal zu bereiten. Alles umſonſt — das Herz des Menſchenfreundes *) bleibt dem Sohne feind. „Nur um ihn auf die Probe zu ſtellen," ob er gelernt habe im Kerker ſich ferner gut zu betragen, läßt ihn der Marquis am 25 Mai 1775 in die Citadelle von Jour, in das rauhe Gebirge bei Pontarlier bringen. Auf dieſem Eulenneſt, deſſen Mauern der Schnee bedeckt, deſſen Gipfel an ſonnenhellen Tagen in Wolken eingehüllt iſt, erwirbt er ſich wieder alsbald die Neigung der um ihn lebenden Leute, und vom Major Grafen St. Mauris die Erlaubniß, in Pontarlier, der nahegelegenen Stadt, ſich aufhalten zu dürfen.

Dort gerade war es, wo ihm die ſo bekannt gewordene Gelegenheit ward den Frieden einer glücklichen Familie zu ſtören die ihn gaſtfrei aufgenommen hatte. Wir lernen ihn jetzt in ſeiner ganzen Schwäche, in der Liebe, und zwar in *der* Liebe kennen die ein Geiſt wie der ſeine, ſolcher Leidenſchaft und ſolcher Sinnlichkeit unterworfen, der daneben doch ſtets aufſtrebte nach Beſſerem und Höherem, empfinden konnte. — Mirabeau hatte ein liebesbedürftiges Herz, aber von Grund aus war das geſunde Mark ſeiner Natur verdorben von dem Wurme der ſeinen innern Kern, durch die Schuld ſeines grimmigen Schickſals zumeiſt, wer wollte es läugnen? — zernagte. Die Sinnlichkeit allein von allen ſeinen Leidenſchaften hat er nie auch nur auf Augenblicke beſiegen können.

Marie Thereſe Sophie Richarde v. Ruffey (die nachher unter dem Namen Sophie in ganz Frankreich bekannte Geliebte Mira-

*) So hörte ſich Mirabeau's Vater, nach dem Titel eines ſeiner Werke, ſehr gerne nennen.

Digitized by Google

bean's) war als achtzehnjähriges Mädchen von ihren Eltern gezwungen worden den Präſidenten Marquis de Monnier, einen Greis von 75 Jahren, zu heirathen. Der alte Mann gewann den unglücklichen Gefangenen lieb, wärmte ſich an den feurigen Erzählungen des Jünglings, wenn dieſer von ſeinen traurigen Erlebniſſen, vom Haſſe ſeines Schickſals ſprach, und zog ihn in ſein Haus. Mirabeau lernte die friſche, feine, ſüße, wollüſtige, junge Frau, wie er ſie ſelber bezeichnet, kennen, und bald war die ſchöne Blume gewonnen. — Nichts iſt belehrender für den ſittlichen Zuſtand der höheren Claſſen des damaligen Frankreichs als dieſe Liebesgeſchichte; was Ugo Foscolo für die italieniſche Gefühlsperiode, was Werthers Leiden für die deutſche ſind, das waren einſt, neben den Rouſſeau'ſchen Werken, aber in minder edler Art, die Briefe zwiſchen Mirabeau und ſeiner Geliebten, die nach dem Tode des Grafen zur Zeit der franzöſiſchen Republik publicirt wurden.

Ein buhleriſches Weib und ein verunglückter Nebenbuhler, der Gouverneur Graf St. Mauris, öffneten dem Präſidenten die Augen: Sophie wurde unter die Bewachung von Domeſtiken geſtellt; Mirabeau ſollte vom unerbittlichen Nebenbuhler wieder in das Schloß Jour gebracht werden. Er entfloh anfangs nach der Schweiz, kehrte indeß bald heimlich nach Pontarlier zurück, um in der Nähe der Geliebten zu ſeyn. Entdeckt, wurde er von Haus zu Haus verfolgt, jedes Aſyl wurde ihm verlegt, alle Augenblicke war er in Gefahr gefangen zu werden. Sophie hatte ſich in den Schooß ihrer Familie zurückgezogen, Mirabeau folgte ihr; auf ſeine und der Eltern Bitten ging ſie wieder nach Pontarlier, es wurde verſucht ein leidliches Verhältniß zwiſchen ihr und dem Gemahle herzuſtellen, aber ſie wurde nach ihrer Meinung unwürdig behandelt. Mirabeau, um der Gefangenſchaft in Jour auszuweichen, meldete ſich auf einer andern Citadelle in der Nähe, auf dem Schloſſe von Dijon, wußte aber den Commandanten ſo für ſich einzunehmen daß ihm derſelbe ſeine Freiheit wiedergab. Hier in Dijon empfing er einen Brief von Cato Malesherbes, der ihm rieth ſich in fremde Dienſte zu begeben. Unter dem Namen eines Grafen von Beaumont floh er nach der Schweiz — aber in das Dorf Verrières, nahe bei Pontarlier; nur aus Furcht vor den Nachſtellungen ſeines Nebenbuhlers und ſeines Vaters zog er ſich nach Genf zurück, von da nach Lyon; dann irrte er in Begleitung ſeiner Schweſter, Madame de Cabris, und eines verrätheriſchen Abenteurers in der Provence, in Savoyen, endlich wieder in der Schweiz umher. Endlich empfing er den durch den kurzen Inhalt ſo bekannt gewordenen Brief von der Geliebten: „Gabriel oder ſterben!“ Er ging wieder nach Verrières und ließ ihr ſeine Ankunft melden. Die Frau vergaß zum zweitenmal alle weibliche Schaam, alle Pflichten der Gattin; in Mannskleidern ſtieg ſie mit Hülfe einer Leiter des Nachts in den Garten hinab und floh in die Arme des Abenteurers. Beide nahmen zum Ziel ihrer Reiſe Holland, wo ſie zu Amſterdam am 7 October 1776 anlangten und eine armſelige Wohnung auf dem Calveſtrande bezogen. Zum erſtenmale im Leben hatte hier der junge Mann mit der hülfloſeſten Noth, ja bald mit dem Hunger zu kämpfen. Verlaſſen von allen Verwandten, ohne Geld, ohne alle Unterſtützung, verſtoßen aus dem Vaterlande, ergriffen ihn die Nahrungsſorgen für ſich und ſeine Begleiterin. Er ſchreibt an einen Buchhändler: „Ich bin der Verfaſſer des Verſuchs über den Deſpotismus, eines Buches das zu Neufchatel herausgekommen, in ſechs Wochen zwei Auflagen erlebte *) — geben Sie mir Arbeit und Bücher.“ — Er erhält keine Antwort. Unwillig ſchreibt er zum zweitenmale und erhält den demüthigenden Auftrag aus dem Engliſchen Ueberſetzungen zu machen. Er arbeitet von ſechs Uhr Morgens bis neun Uhr Abends, er bringt es endlich dahin — der Hunger thut weh! — daß er täglich einen Louisd'or erwirbt; kaum genug, um in der theuern Stadt ſeine nothwendigen Bedürfniſſe zu befriedigen. Aber die ſchwerſten Tage der Leiden ſollten noch kommen. Er war von der Bailliage zu Pontarlier in contumaciam zum Tode verurtheilt — ſein Bildniß an den Galgen geheftet, die entführte Frau zum lebenslänglichen Gefängniß in der maison de refuge zu Beſançon verdammt. Nicht lange konnten ſie das richterliche Erkenntniß verlachen; Sophie wurde gegen das Völkerrecht im fremden Lande von franzöſiſchen Polizeibeamten aufgehoben. Mirabeau hätte entfliehen können, aber die Ehre hatte ihn nicht verlaſſen — er theilte das Loos der Geliebten und übergab ſich der Gefangenſchaft am 14 Mai 1777. Sie wurden nach Frankreich gebracht und getrennt. Sophie, wie wir ſie jetzt mit ihrem litterariſchen Namen immer nennen wollen, ward in das St. Clarakloſter zu Gien, Mirabeau in den Thurm von Vincennes geſperrt. Jene Frau war von hoher, ſtolzer, leidenſchaftlicher Gemüthsart; ſie hätte ein beſſeres Schickſal verdient und ein beſſeres Jahrhundert. Als ſie fürchten mußte in ein öffentliches Gefängniß gebracht zu werden, ſchrieb ſie an ihren rechtmäßigen Gemahl zur Abwendung jeder ferneren Schmach mit einer Art gekränkten Stolzes, der einer beſſeren Sache werth geweſen wäre, ſie wünſche ein Kloſter, und verſpreche ſich nie aus demſelben zu entfernen; dieß ſey keine Gnade, vielmehr der Urtheilsſpruch ihrer Richter. Sie trug ſtets Gift bei ſich, um das Aeußerſte der Schande nicht zu überleben; auch hat ſie ſich ſpäter wirklich, von Allen die ſie liebte, und auch von Mirabeau, dem ſie untreu geworden ſeyn ſoll, verlaſſen, das Leben genommen.

Mirabeau war kaum im Gefängniß, als er auch ſchon den Lieutenantgeneral der Polizei, Lenoir, dem er übergeben war, durch ſeine bezaubernde Perſönlichkeit zu erobern verſtand, wie er denn ſpäter den zweiten Aufſeher Boucher, einen ſtrengen, kalten Mann, zum Freunde gewann. Man erlaubte ihm bald mit Sophie und einigen Verwandten Briefe zu wechſeln. Dieſe Briefe, *) einſt in ganz Frankreich als ein claſſiſches Buch der Liebe geleſen, entſchleiern die tiefſten Geheimniſſe ſeines Herzens und bieten die beſte, viel zu wenig benutzte Quelle ſeiner Charakterſchilderung die er uns ſelbſt hinterlaſſen. Sie waren nicht für die Oeffentlichkeit beſtimmt, ſind ohne alle Berechnung, meiſt in jenem Feuerſtyle, voller Naturkraft und edler Leidenſchaft, geſchrieben, welcher die ſchönſten Stellen ſeiner Werke auszeichnet. Es iſt nöthig daraus Einiges wörtlich mitzutheilen, ſchon deßhalb, weil ſie wirklich beweiſen daß hier von keiner gemeinen alltäglichen Liebesgeſchichte die Rede ſeyn kann, daß aber auch ein ſolcher Charakter nach den furchtbarſten Demüthigungen, nach den gräßlichſten Schlägen des Schickſals ſtets geneigt blieb, von den edelſten Gefühlen, von der ruhigſten Selbſtbetrachtung in den wildeſten Strudel der Leidenſchaften, des Haſſes, der Menſchenverachtung und der Verzweiflung überzugehen. Zu Anfang dieſer dreijährigen Gefangen-

*) Seinen Essai sur le despotisme hatte Mirabeau in Manosque ausgearbeitet und im Auslande drucken laſſen.

*) Boucher, der beauftragt war die Correſpondenz Mirabeau's zu beobachten und die Briefe zu leſen, legte ſie ſämmtlich in den Cartons von Vincennes nieder, wo ſie der Jacobiner Manuel 13 Jahre ſpäter fand und drucken ließ. Es wird ihm vom Herausgeber der Mém. biogr. litt. et polit. de Mirabeau vorgeworfen daß er die Ausgabe übereilt, daß er Lücken nach Gutdünken ausgefüllt, als ein Betrüger und Dieb gehandelt habe. Dieſe Beſchuldigungen ſind gewiß übertrieben, wenn nicht ganz unverdient. Es mag bei der Ausgabe Geldſchneiderei mit die Abſicht geweſen ſeyn, aber man ſieht doch aus der Einleitung derſelben daß Manuel den Manen Mirabeau's einen Dienſt zu erweiſen ſuchte.

Digitized by Google

ſchaft finden wir ihn faſt allein mit ſeiner Liebe beſchäftigt, für die Geliebte und das Kind das ſie ihm geboren: „Ich habe es hundertmal geſagt, ich bin verliebter in Deine Tugenden als in Deine Reize, und ein Wort welches mir Deine Seele malt, iſt mir koſtbarer als jene hinreißende Gunſt, deren Erinnerung allein mich zum Wahnſinne bringt. — Aermliche Leute wiſſen freilich nicht daß, wenn man liebt, nichts ſo platt erſcheint als die Mehrzahl der Romane. Du wirſt ſelbſt Rouſſeau wüthende Vorwürfe machen, wenn Du ſeine Heloiſe wieder lieſeſt, aber Du wirſt doch darin Sachen finden die, wahrhaft durch die Liebe eingehaucht, dargeſtellt ſind wie er immer darſtellt."

„O meine Freundin, Deine Liebe, Deine Treue ſind die Grundlagen auf die ich mich ſtütze; ohne dieſes Zutrauen wäre ich längſt untergegangen in dem Abgrunde des Schmerzes, wohin mich mein Geſchick ſtürzte. Ohne Ende lieben, das iſt das Bedürfniß meines Herzens; geliebt werden ohne Ende, das iſt meine Sehnſucht und meine tröſtende Hoffnung. Liebe, o du Quell aller Tugenden, aller Freuden, jeden Glückes, meine Seele gehört ganz Dir, ganz Dir allein! — Du allein gibſt Kraft und Muth, und nicht jene ſogenannten philoſophiſchen Syſteme welche die Schwäche und Ohnmacht ihrer Anhänger verbergen, nicht jene gottloſe Gläubigkeit, die Entehrung der Menſchheit. Sie predigen daß kein Unglücksfall den Menſchen beugen ſoll, ſie, dieſe lächerlichen Schauſpieler, die weder wahrhaftes Unglück noch Glück kennen, welche ſich rühmen Leidenſchaften zu bemeiſtern, die zu fühlen ſie unfähig ſind, während ſie ein Zetergeſchrei erheben, wenn die Schmerzen der Gicht ſie überfallen. Folgt man ihnen, ſo ſoll man Alles der Religion nachſetzen — dieſe frömmelnden Taſchenſpieler, die einen Gott machen, auf daß man ihnen gehorche und ſie verehre — und prüft man, wie es denn um dieſe Religion ſtehe welche eine ſo unumſchränkte Herrſchaft ſich anmaßt, ſo erfährt man daß Politik und Betrug Hand in Hand mit Dummheit und Leichtgläubigkeit den Grund gelegt haben, daß die verſchiedenen Religionen in ihren Lehren abweichen, ohne ſich in ihren Anſprüchen und Bedürfniſſen zu unterſcheiden, und daß die eine von Laune und Uebermuth erzeugt iſt, während die andere vom unſterblichen Egoismus der Prieſter geleitet wird."

Hier drängt ſich uns eine Frage auf, die wir nicht zu beantworten vermögen, weil ſie in dem ewig neuen und unlösbaren Räthſel der menſchlichen Seele verſchleiert liegt: wie konnte ein und derſelbe Menſch voller Oſſianiſcher Elegie, der den Milton mit Entzücken ſtudirte, der niederſchrieb: „Tritt einſt ein Liebender an unſer Grab, der unſere Liebe, unſere Treue kannte, dann wird er es mit Blumen beſtreuen und die Worte darauf ſetzen: ‚Eine Liebe, Eine Aſche‘;" wie konnte ein und derſelbe Menſch im herbſten Unglück, als er alle Hoffnung der Freiheit aufgegeben hatte und eben an einem Augenübel zu erblinden fürchtete, mit dem ruhigſten Blute von der Welt niederſchreiben: „Das Daſeyn Gottes aber iſt eine philoſophiſche Meinung, die man ebenſo gut zugeben als verneinen kann, je nachdem man ſich an die Ausſprüche der Philoſophen hält, denen es gefiel bald eine ſchöpferiſche Kraft anzunehmen, bald zu verwerfen. Will man aber ohne Vorurtheil und mit kaltem Blute durchgehen, was die größten Geiſter der Welt hierüber gedacht und geſchrieben, ſo ſieht man wohl daß dieſe nichts mit Beſtimmtheit ausſprachen, ja daß ſie von ihren eigenen Lehren nicht überzeugt ſind; was nun vollends die Kirchenſatzungen betrifft, ſo behaupte ich daß kein verſtändiger, kein ehrlicher Menſch ſie in ſeine Bruſt aufnimmt, es geſchehe denn aus Hochmuth oder Eigennutz, wie ich eben gezeigt."

Die letzte Verzweiflung, der äußerſte Leichtſinn und die höchſte Ruchloſigkeit der menſchlichen Natur ſcheinen darin einen Troſt zu finden Alles zu läugnen. Wenigſtens ſcheint uns Mirabeau während ſeiner ganzen Gefangenſchaft in jener Zerriſſenheit dämoniſcher Gefühle befangen, die ihn wie einen Schiffbrüchigen von Woge zu Woge der Leidenſchaft hin- und herwerfen, ohne ihn je auf längere Zeit den Hafen der Ruhe finden zu laſſen. Ueber ſeinen Vater, den er doch nie zu lieben ganz aufhörte, ſchreibt er einmal an Hrn. Lenoir:

„Der Marquis v. Mirabeau hat nach der wildeſten Jugend ſein reifes Alter durch folgende Züge bezeichnet. Er hat einen ſeiner Brüder in Frankreich und in fremden Ländern mit einer Erbitterung verfolgt, welche glauben ließ daß er nicht im Stande wäre ſein Pflichttheil zu zahlen. Er hat ſich ruinirt, indem er eine politiſche Oekonomie ſchuf. Er hat zwei Millionen angegriffen, das Gut ſeiner Kinder und das ſeiner Frau, indem er declamirte gegen Luxus und Schulden. Er hat eigenſinnig darauf beharrt in Paris eine Secte zu ſtiften, ungeachtet der Verwirrung ſeines Vermögens, während er allen ſeinen Mitbürgern zurief ſich auf ihre Ländereien zurückzuziehen. Er hat dreimal ſeine Frau mit den ſchmachvollſten Krankheiten angeſteckt, während er gute Sitten predigte; er hat zum öffentlichen Scandal Maitreſſen um ſich gehalten, während er das Verderbniß des Jahrhunderts beklagte. Der gefühlvolle und zärtliche Menſchenfreund (l'ami des hommes), deſſen Seele zu erhaben iſt um ſich zu gewöhnlichen Neigungen herabzulaſſen, der ſeine Familie vertreibt, und nichts liebt als das Menſchengeſchlecht, hat ſeine Frau und ſeine Kinder verfolgt. Er hat von ſich gejagt und in ein Kloſter verwieſen eine Gattin welche ihm 50,000 Livres Renten und eilf Kinder geſchenkt hat. Er hat ihr ihren Unterhalt verweigert, er hat den beſtimmteſten Verbindlichkeiten entgegengehandelt und hat ſie gepeinigt von Jahr zu Jahr mit geheimen Verhaftbefehlen; er hat ſeine Schwägerin und ſeinen älteſten Sohn für mundtodt erklären laſſen, weil er die Curatelen liebt und weil er ein ausgezeichneter Verwalter iſt (zum Beweiſe dient ſeine Bilanz). Er hat ſeine erſtgeborene Tochter gezwungen Nonne zu werden. Er hat ſeine Söhne verfolgt und ihnen die kleinſten Geldunterſtützungen verweigert. Er wollte ſeine Tyrannei bis auf eine ſeiner verheiratheten Töchter ausdehnen, deren Ehemann ſich nicht beklagte; kurz er hat auf dieſelbe Art alle ſeine Kinder behandelt, eine einzige Tochter ausgenommen welche Gnade gefunden hat vor ihm, weil ſie die Liebenswürdige ſeiner Maitreſſen ſpielte und weil ihr liſtiger Ehemann paſſionirt war für ſeine ökonomiſchen Mühlen."

So furchtbar wüthete dieſes Haus in Wahrheit gegen ſich ſelbſt daß er nur in dem Vergleich mit dem Haſſe des Atreus und Thyeſtes ein Bild fand das die Wuth der Furien treffend darſtelle. Nachdem Mirabeau einige Ruhe erlangt hatte und wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, ſchrieb er einen längeren Brief, oder vielmehr eine Abhandlung an ſeinen Vater, worin er einen Theil ſeiner Schuld eingeſtand, und denſelben aufforderte das Richteramt endlich über ihn zu üben. Sein Vater antwortete dem Polizeichef: „Ich laſſe meinen Sohn auf dem Miſthaufen ſeiner Verbrechen." Zurückgeſtoßen von allen Hoffnungen endlicher Befreiung, wandte er ſich an die Herren des Hofes, an Maurepas und Noailles, endlich an den König Ludwig XVI; Alles vergeblich. *)

*) Der Brief an den König verdient als hiſtoriſche und litterariſche Merkwürdigkeit geleſen zu werden. Er lautet: Sire, ich bin Franzoſe, jung und unglücklich. So viel Titel um Ew. Majeſtät zu intereſſiren. Ich führe einen bekannten Namen. Ihre Vorfahren nahmen vor beinahe fünf Jahrhunderten meine Familie auf welche die Wuth der Parteien aus Italien verjagt hatte. Ihr Blut fließt in meinen Adern, und ich bin von den Gefühlen durchdrungen

Digitized by Google

Es iſt zu bewundern daß ein ſo hochfahrender Genius nicht in Stumpfſinn verfiel; ſeine beſſere Natur rettete ihn und wies ihn auf die edleren Gefühle der Liebe hin die er ſich bewahrt hatte. Nicht dieſe waren es freilich die ihm die Pforten ſeines Kerkers eröffneten; durch ſie wurde ſein Vater nicht zum Mitleide bewogen, obwohl der Sohn längſt ſeine Wuth unterdrückt hatte, und es ferner nur verſuchte dem Vater ſeine Verzweiflung zu ſchildern, die er namentlich beim Verluſte ſeines kleinen Kindes doppelt empfand das ihm ein frühzeitiger Tod entriß: „Ich liebte meinen Sohn, mein Herr, alſo mußte ich ihn verlieren. Theure, heilige Verhaltniſſe hat dieſes Ereigniß zerriſſen; theure, heilige Verhältniſſe binden mich noch an das Leben; ach, auch dieſe werden gar bald zerriſſen werden, denn ich kenne ja meinen Stern. O Gottheit, rächende Gottheit, wenn du je biſt, ſo mögeſt du nicht meinen Unterdrücker beugen, deſſen grauſame Seele ich nicht zu rühren vermag." — Endlich, als er mit dem zurückgewieſenen Anerbieten, nach Amerika auszuwandern, alle Hoffnung verloren hatte jemals wieder frei zu werden, erhebt er ſich über ſein Schickſal und ſchreibt einen ſchmerzlichen aber liebevollen Brief an ihn, den Tyrannen und Vater, worin er um ſeine Verzeihung bittet nach ſeinem Tode, ſo daß er dennoch für den Augenblick ſeines inneren Sieges die wahrhaften Triumphworte ausrief und ausrufen konnte: »Nec tam mea fata premuntur, ut nequeam relevare caput!«

So blieb er über drei Jahre im Gefängniß zu Vincennes; ſeine Vergehungen und der Geiz ſeines Vaters hatten ihn dorthin geführt; der Geiz ſeines Vaters erlöſte ihn im Jahre 1780. Der Sohn der ſtets von ſeiner Mutter am meiſten geliebt wurde, ſollte dazu verwendet werden einen zwiſchen ihr und dem Vater, dem Marquis, ſchwebenden Proceß über das Vermögen der Frau beizulegen. Dieß gelang nicht, und Mirabeau hatte das Unglück die Liebe der Mutter einzubüßen, die ihn von jetzt an als zur Partei ihrer Verfolger gehörend betrachtete.

Ueberblicken wir hier den Fortgang und die Ausbildung ſeiner Ideenwelt und ſeines Charakters. Nach außen hatte er wie in ſeinen Briefen ſtets eine furchtbare Leidenſchaft gezeigt, die es perſönlich damit zu thun hatte Freiheit zu erringen. Dieß gelang ihm nicht. Ueberall zurückgeſtoßen griff er in der Tiefe und Stille des Gefängniſſes in ſeinen Buſen, bearbeitete das was von außen auf ihn eingewirkt, in ſeinen gährenden Gedanken und gab es dann wieder mit jener raſtloſen Thätigkeit die nie ermüdet, weil ſie ſtets Erhebung in ſich ſelbſt findet. Es gibt bei gereizten ſtarken Charakteren die ihren gerechten Unwillen nicht austoben können, eine gewiſſe ruhige, kalte Wuth, die Wuth der Gedanken, die lange zurückgehalten, aber dann losgelaſſen, deſto unbeſiegbarer ihr Ziel trifft und zerſchmettert. Mit dieſer Gedankenwuth der Beredſamkeit ſchrieb Mirabeau im Gefängniſſe ſeine vernichtenden Abhandlungen über die geheimen Verhaftsbefehle (des lettres de cachet), die er anfangs auf die weißen Blätter der Bücher die man ihm zu leſen erlaubte, niederſchreiben und ſpäter in dem Unterfutter ſeiner Kleider verbergen mußte, um ſie zu retten. Indem er aber durch dieſe Arbeit zuerſt anhaltend *) zum Nachdenken über den Staat und politiſche Fragen geführt ward, indem er ſich aufſchwang zur Idee des Rechts, indem er vergeblich ſtrebte Religion und Philoſophie in einer Abhandlung über Toleranz zu vereinen, erhob er auf der andern Seite die Sinnlichkeit auf den Thron der Poeſie und ſtürzte ſich ſelbſt, als er eine Sammlung von obſcönen Erzählungen und ein Erotica-Biblion niederſchrieb, in welchen der Schmutz des Laſters vieler Jahrhunderte mit leichtfertiger Auswahl zuſammengerafft wurde. Auch ſeine mehr wiſſenſchaftlichen Arbeiten **) konnten dem wilden Genius keine Ruhe gewähren; er wandte ſich zum Sprachſtudium, fing an eine allgemeine Grammatik zu entwerfen, vertiefte ſich in das Studium der Mythologie, überſetzte oder interpretirte nebeneinander die Metamorphoſen des Ovid, den Johannes Secundus, die Elegien Tibulls und die Novellen des Boccaccio, den Amyntas von Taſſo und den Agricola des Tacitus.

Aber die drei Jahre des Kerkers, könnte man ſagen, waren die Studienjahre, in denen er ſeine Ideen und ſeinen Styl zu jener Meiſterſchaft des Ausdrucks erhob, mit der er bald in ſeinen Schriften, ſpäter in der Nationalverſammlung, Epoche machen

---

welche ſie beſeitten. Aber ich befinde mich durch eine Kette von Ungerechtigkeiten in ein ſtrenges Gefängniß eingeſchloſſen wo ich ganz unnütz den Frühling meines Lebens tödte und wo ich ihn ohne Zweifel enden werde, wenn ich nicht dahin gelange mich mit Ew. Majeſtät zu verſtändigen.

Sire, nicht allein Ihre Herzensgüte beſtrebe ich mich zu gewinnen, nein, ich klage bei Ihrer Billigkeit über die Verweigerung der Gerechtigkeit die Ew. Majeſtät nicht kennt, während Ihr Zartgefühl Ihnen nicht erlaubt mir vorweg Gerechtigkeit zu entziehen.

Mein Vater, getrieben durch heftige Berather, betrogen durch zwei gleich eigennützige und treuloſe Perſonen, iſt das blinde Werkzeug einer häuslichen Cabale die erpicht iſt auf meinen Untergang. Perſönlicher Freund Ihres vertrauteſten Miniſters hat er bewirkt daß der geheiligte Name meines Königs einer Angelegenheit untergeſchoben iſt, von der Ew. Majeſtät und das Publicum keine perſönliche Nachricht hat. Der Herr Graf v. Maurepas, der mich nicht kennt, hat meinen Vater für unfähig gehalten ſich zu betrügen und ohne Zweifel auch betrogen zu werden.

Ich bin nach der Reihe ſeit fünf Jahren von ſieben geheimen Verhaftsbefehlen getroffen worden, die faſt immer begleitet waren mit einem Befehl der mir jede Correſpondenz unterſagte. Endlich hat man mich eingetaucht in das geheimſte und ſtrengſte Staatsgefängniß, worin ich ſeit eilf Monaten ſchmachte. Ich wollte meinen Vater zum Richter in ſeiner eignen Sache nehmen, er hat mich nicht gewürdigt zu hören oder nur zu antworten. Ich habe vom Miniſter gefordert mit meinen Anklägern confrontirt zu werden; meine Forderung war vergeblich. Ich habe gefleht, alle Beſchwerden, die auf mich geladen werden, unter meine Augen zu ſtellen. Eitle Bitten! Ich ſoll mich ſelbſt anklagen, ich ſoll alles was man mir Schuld gibt, errathen. Mein bürgerlicher Tod iſt ausgeſprochen ohne daß man mich würdigt mir meine Rechtfertigung zu erlauben. Es bleibt mir nur Eine Hoffnung, Sire, ſie iſt, zu Ihren Füßen meine unterthänigſten Anforderungen niederzulegen.

Man wird ohne Zweifel Ew. Majeſtät vorſtellen daß ich ein Ihrer Gnade unwürdiger Unterthan bin; aber doch bin ich es nicht Ihrer Gerechtigkeit, denn ſie iſt die Pflicht guter Könige wie Sie ſind, Sire, und man kann einen Menſchen, den man nicht gehört hat, ohne die fürchterlichſte Ungerechtigkeit nicht verdammen. — Bisher hat man nur meine Feinde gehört. — — — Man wird vielleicht Ew. Majeſtät ſagen daß ich ſeit meiner erſten Jugend dreiſte Sachen über die Regierung geſchrieben habe die der Ihrigen vorherging, aber man wird nicht hinzufügen, Sire, daß ich von Ihrer Verwaltung nur mit der Hochachtung geſprochen habe die ihr gebührt, daß ich mich nur gegen die Grundſätze erhoben habe deren ſtrengſte Kritik Ihre Handlungen ſind. Man wird Ihnen überhaupt nicht ſagen daß die muthigſten Unterthanen ſtets die gehorſamſten ſind. Man wird Ew. Majeſtät obenhin und ohne die Umſtände zu erwähnen, benachrichtigen daß ich eine Frau von gutem Stande entführt habe und daß ich mit ihr in ein fremdes Land geflohen bin. Die Anklage der Entführung iſt eine Verleumdung, Sire. Die Dame ſelbſt hat mich aufgeſucht; ich war ſogar nicht in Frankreich als ſie floh, ich konnte und durfte ihr nicht meine Hülfe im Unglück verweigern, das ich ihr ſelbſt durch eine zu heftige Leidenſchaft zugezogen hatte. — — — Laſſen Sie, Sire, einen günſtigen Blick auf einen Mann von 28 Jahren fallen, der voller Eifer und Beſtrebungen lebendig begraben, mit langſamen Schritten zum Stumpfſinn, zur Verzweiflung, zum Wahnſinn in ſeinen ſchönſten Jahren gelangen muß. Man ſagt nur zu oft: der Verluſt Eines Menſchen ſey Nichts für einen mächtigen Monarchen. Ach! Sire, dieſer traurige Grundſatz, gleicherweiſe falſch und barbariſch, paßt nicht für das ehrenvolle und menſchenfreundliche Herz Ew. Majeſtät. Möchten Sie allein dieß Herz beim Ausſpruche über mein Schickſal zu Rathe ziehen. Mit der tiefſten Hochachtung ꝛc.

*) Sein Aufruf an die Heſſen, die als deutſche Unterthanen für den amerikaniſchen Krieg an England verkauft wurden, war nur eine kurze Erholung von niederdrückenden Arbeiten denen er ſich früher in Holland unterziehen mußte.

**) Er beſchäftigte ſich zugleich oder kurz hintereinander mit Diſſertationen über den Gebrauch der regelmäßigen Truppen, über den der Regierung ſchuldigen Gehorſam, über die religiöſen Häuſer und Klöſter, über die Toleranz, mit hiſtoriſchen und philoſophiſchen Betrachtungen des Islam, mit einer Compilation der Geſchichte des Gatinais und der Stadt Glen, ſowie der Revolutionen der Niederlande bis zum 16ten Jahrhundert.

Digitized by Google

ſollte. So trat er aus dem Gefängniß in die Welt wie ein lange beſchworener, endlich befreiter Geiſt der ſeine Kräfte kennt, der bereit iſt alles zu benutzen was ihm von jetzt an den Weg bahnen kann. Er hat ſich ſelbſt kennen gelernt in ſeiner Kraft, das iſt die Frucht der drei Jahre im Thurm zu Vincennes.

Der Vater war wieder auf ſeine Art mit ihm ausgeſöhnt — unter der Bedingung daß er ſich mit ſeiner Gemahlin, die ihm untreu geworden wie er ihr, vereinige und das Vermögen der Marignane den Mirabeaus rette. Um dieß zu erreichen, mußte er ſich, kaum erlöst, auf ſechs Monate in ein anderes Gefängniß begeben und das Todesurtheil in contumaciam wegen der Verführung der Monnier von ſich abwenden. Er ſtellt ſich als Gefangener (12 Februar 1782) und übernimmt die Selbſtvertheidigung vor dem Gericht von Pontarlier; ſein Advocat wird ſein Copiſt und liefert die Materialien, aus denen er Libelle gegen ſeine Gegner verfertigt die er als Flugſchriften publicirt, um das Intereſſe der ihn umgebenden Welt zu gewinnen. Man hatte ihn hart, ja ungerecht behandelt, man hatte vor dem Erkenntniß mehrere Rechtsformen umgangen, es iſt nicht zu läugnen, aber dafür tritt er nun mit einer kühnen Stirn in die Schranken, als wenn er der unſchuldigſte Menſch von der Welt wäre. „Es kann keine Anklage der Entführung exiſtiren," ſchreibt er in einer dieſer Vertheidigungsſchriften, „der Ehebruch iſt nicht bewieſen, er wird nicht bewieſen werden; wäre er es, es exiſtirt keine Klage, kein Kläger; was bleibt gegen mich? Nichts. Wohlan, Leſer, das iſt der Proceß der ſeit fünf Jahren zwei Familien beunruhigt welche noch heute vor meiner Verwegenheit zittern, das iſt der Proceß der mir ſeit fünf Jahren meine bürgerliche Exiſtenz geraubt hat, das iſt der Proceß der in zwei Stunden beendet wurde, von vier Richtern dahin beendet wurde, der Kopf eines vornehmen Mannes ſolle fallen vor den Füßen des Henkers, und eine junge Frau, ſo intereſſant, ſo ſanft an den Orten, wo man ſie brandmarkte, ſo geliebt daß ihr Schickſal Tiger erweicht haben würde, eine junge Frau ſolle aus dem Buche der Lebenden geſtrichen werden. Alles das wurde in zwei Stunden ausgeſprochen, und ſie verhandelten über meinen Kopf."

Dieſe Sprache mochte die Kläger erſchrecken, aber ſie mußte die Richter reizen; der Marquis fürchtete einen unglücklichen Ausgang, ward wüthend über dieſe Art von Vertheidigung, mit der Mirabeau die Zeugen erniedrigte, die Richter brandmarkte, alle Welt inſultirte und ſich ſelbſt in gutem Glauben für unſchuldig, mäßig, großmüthig hielt. Der geizige Marquis trennte ſich abermals von ſeinem Sohne und weigerte ſich die Proceßkoſten zu zahlen. Mirabeau verharrte nichts deſto weniger bei ſeiner Vertheidigungsart. Hier im Criminalgefängniß, in einem ſchmutzigen, ungeſunden Kerker, krank, überladen mit Arbeiten, ohne Geldmittel, zuſammengeſperrt mit dem Auswurfe der Menſchheit, unter Mördern, Contrebandirern, Deſerteuren und Dieben, deren Gezänk oft den Schlaf von ſeinen ermüdeten Augenliedern ſcheuchte, bei denen er ſich indeß in große Achtung zu ſetzen wußte, die er ganz beherrſchte wie Cäſar jene Seeräuber, führte er ſeine Sache dennoch glücklich, ward endlich losgeſprochen und lernte dabei die Begierden und Fähigkeiten des Pöbels kennen; ſchon hier erfuhr er ſeine Allgewalt über ihn. So ausgerüſtet mit der Kenntniß ſeiner Talente, ſeiner Beredſamkeit, die Gewalt über die Gemüther, bewahrt und geſchützt durch die Erfahrung die er in der Sündfluth ſeines Lebens gemacht hatte unter allen Ständen und Volksclaſſen, bei dem Adel aus dem er entſproſſen, bei den Geiſtlichen die er als Lehrer verlacht hatte, bei den Landleuten unter denen er aufwuchs, bei den Soldaten die er in Schuldenmachen und Ausſchweifungen, an Bravour aber nicht an Disciplin übertraf, bei den Kaufleuten von denen er beſtändig geborgt hatte, bei den Verbrechern mit denen er eingekerkert war, wurde er am 14 Auguſt 1782, nach Beendigung des Criminalproceſſes, losgelaſſen.*) Jetzt ſollte und mußte er zur Wiedervereinigung mit ſeiner Frau, im Nothfall mit gerichtlicher Hülfe, ſchreiten. Die zügelloſe Race der Mirabeaus wurde indeß während dieſes Verſuches von der furchtſamen aber ſchamloſen Wuth der Marignanes dergeſtalt in die Enge getrieben daß die Riquettis alle den Muth verloren, außer unſerem Grafen. Der Marquis von Marignane ließ die Briefe veröffentlichen die Mirabeau's Vater einſt als Verwandter an ihn geſchrieben, und worin derſelbe den Sohn vermeinlicher Verſuche von Raub, Vergiftung, Meuchelmord angeklagt hatte. Der Sohn antwortete auf dieſe offenbaren Verleumdungen zuerſt mit zärtlichen Briefen an ſeine Gattin, dann durch Widerlegungen der gehäſſigſten Anklagen, durch würdiges und freies Geſtändniß ſeiner Vergehungen, durch ſeines Lob ſeines Schwiegervaters und ſeiner Gattin, endlich aber, als alles vergeblich war, durch Citation eines Briefes der die Untreue ſeiner Gemahlin und die großmüthige Verzeihung des Gatten beweiſen ſollte. Dieſer Brief gerade ward von den Marignanes als neue Injurie zur Scheidung benützt die endlich gerichtlich ausgeſprochen wurde.

Da er ſich nun von allen Seiten verlaſſen, auch vom Großſiegelbewahrer Miroſménil, den er mit Heftigkeit angegriffen hatte, verfolgt ſah, ging er im Auguſt 1784 nach England. Er war wieder von einer Frau begleitet die er kurz zuvor aus einem Kloſter in Paris entführt hatte, der Madame de Nehra, und einem zweijährigen Adoptivkinde, dem nachherigen Verfaſſer der Mémoires biographiques. Kenntniß ſeiner Kräfte und Erfahrung beſaß er; was er ſich im Auslande hauptſächlich erwarb, war ſeine Bildung in Staatsſachen und in den Staatswiſſenſchaften, meiſtentheils im Umgange mit Staatsmännern. Er ſchloß ſich einem engliſchen Juriſten, Romilly, an, durch den ihn der Genfer Dumont, der uns die parteiloſeſten Nachrichten über ihn hinterlaſſen hat,**) damals kennen lernte. Er hatte kein Geld und war dadurch wieder gezwungen ſich durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten zu erhalten. Seine Neigung führte ihn nun ganz und unabänderlich zu den politiſchen Tagesfragen. Er ſchrieb ſeine Considérations sur l'ordre de Cincinnatus gegen den Verſuch ariſtokratiſche Unterſchiede in die nordamerikaniſche Demokratie einzuführen, dann warf er ſich in die Scheldefrage und verfaßte ſeine Doutes sur la liberté de l'Escaut gegen Joſeph II nach einem Briefe von Chauvet der ihm die erſte Idee dazu gab, ferner einen Brief an Joſeph II über das Recht der Anwanderung.***) Er lernte einen Geographen kennen, und meditirte ſogleich über den Plan zu einer allgemeinen Geographie. Alles was ihm gerade aufſtieß, mit ſeinem Feuereifer ergreifend, ſtudirte er die Materien, während er die Bücher

*) Damals verließ er Sophie Monnier; aus Eiferſucht, ſagt ſein Biograph.

**) Dumont's Souvenirs sur Mirabeau enthalten das aufrichtigſte was über Mirabeau geſchrieben wurde; wenn auch Dumont vielleicht nicht immer fähig genug war einen Geiſt wie Mirabeau zu würdigen, ſo ſind doch ſeine Nachrichten neben den Compilationen Méjans geeigneter und ein treues Bild von ihm als Politiker zu geben als die verſchönernden und verſteckenden Mémoires biographiques. — Außer dieſen Werken exiſtirt eine ältere biographiſche Skizze über Mirabeau von Legrand, der offenbar viele Familiennachrichten benutzt hat, welche wir in den ſpätern Mém. biogr. wiederfinden. Dieſe Skizze hat noch jetzt hiſtoriſchen Werth.

***) Legrand ſagt zu dieſer Stelle: C'est aussi pendant son séjour à Londres, qu'il traduisit une histoire d'Angleterre par Madame Macaulay et une théorie de royauté par Milton. Das erſtere Werk erwähnt der berühmte Macaulay in ſeinem Aufſatze über Dumont's Mémoires nicht, das zweite ward nach Dumont wenigſtens erſt ſpäter in Frankreich zur Zeit der Nationalverſammlung verbreitet.

Digitized by Google

zuſammenſchrieb. „Er wußte ſtets eine Menge Mitarbeiter unter ſeinem Umgange zu gewinnen die ihm mit Gedanken, Noten und Zuſätzen halfen. So war ſeine Thätigkeit unermüdlich; wenn er ſelbſt wenig arbeitete, ließ er die andern arbeiten; die Unwiſſenden ſcheuchte er zurück und ſchmeichelte denjenigen die er gebrauchen konnte. Seine intereſſante und beſeelte Unterhaltung diente ihm als Sporn die Mitarbeiter anzutreiben; er machte ſich die Studien, die Lectüre ſeiner Freunde zu eigen, und was er eben erſt lernte, wußte er ſo zu beherrſchen, als wenn er es längſt gekannt hätte." (Dumont.) *)

Durch ſeine Arbeiten in England verbreitete ſich indeſſen bald ſein Ruf auf eine ſolche Weiſe daß man auch in Paris anfing die Augen auf ihn zu werfen, wohin er am 1 April 1785 zurückkehrte. Kaum hatte er dort den Banquier Panchaud kennen gelernt, ſo ergriff er die financiellen Fragen des Tages die damals Frankreich, zum Theil auch Spanien, bewegten. Angeregt vom neuen Finanzminiſter Calonne der ihn wahrſcheinlich als glänzende Feder benützen wollte, ſchrieb er mit Einſicht und großer Dreiſtigkeit in kurzer Zeit fünf Flugſchriften 1) de la caisse d'Escompte, 8 Mai 1785; 2) de la banque d'Espagne dite de St. Charles; 3) Lettre du Comte de M. à M. le Couteulx de la Norraye, sur la banque d'Espagne dite de St. Charles et sur la caisse d'Escompte; 4) sur les actions de la compagnie des Eaux de Paris; 5) Reponse à l'écrivain des administrateurs de la Compagnie des Eaux de Paris (10 December 1785), in welchen er den Mißbrauch des Wuchers mit den Actien, die Gefahr der ſpaniſchen Speculationen entlarvte, und dadurch bewirkt haben ſoll, was ſehr glaublich erſcheint, daß die Actien von St. Charles von beinahe 800 Livres auf 420 herabſanken. Er hatte aber zugleich ſo heftig das Syſtem der Anleihen angegriffen, er hatte in ſeinen allgemeinen Grundſätzen mit ſchlagender Logik indirect Calonne und mehrere Perſonen des Hofes proſtituirt, er hatte gegen ſo viele mächtige Wucherer und Beamte Partei genommen, daß die fünf Schriften ſämmtlich verboten wurden. Ob er in Frankreich damals durchaus keine Ausſichten auf irgend eine Beſchäftigung im höheren Staatsdienſte, wornach ſein Herz lechzte, erhielt, oder ob es eine Sehnſucht war ſich dem größten Manne der Zeit in ähnlichen Abſichten zu nähern, er ging gegen Ende des Jahres 1785 nach Berlin. „Der alte Löwe von Preußen," wie ihn Mirabeau nennt, Friedrich der Große, lebte noch; Mirabeau wurde dem Könige vorgeſtellt; es ſcheint als habe er ihm Intereſſe abgewonnen; er ſchrieb an ihn, er ſprach ihn öfters und erhielt gnädige Antworten, aber keine Anſtellung. **) Mirabeau hatte Dohm kennen gelernt, der über die Nothwendigkeit die bürgerliche Stellung der Juden zu verbeſſern, geſchrieben hatte. Sogleich ergriff er Partei in dieſer Frage und wußte den König für dieſe Anſichten zu intereſſiren. Friedrich ſagte ihm beim Abſchiede: Dites à Dohm que nous avons joliment parlé des juifs et de la tolérance. Je ne conseille pas aux fanatiques de se frotter là. Es iſt doch bewundernswerth, mit welchem Ernſt, mit welchem raſtloſen Eifer dieſer unruhige Abenteurer die deutſche Litteratur und ſelbſt die deutſche Philoſophie ſtudirte; es iſt bewundernswerth, wie er die Zeit hatte eine Menge von Schriften auszuarbeiten, während er ſich erſt mit den verſchiedenſten Materien derſelben bekannt machen mußte. Damals ſchrieb er eine Broſchüre gegen Lavater und Caglioſtro, und arbeitete das Werk aus das ſpäter unter dem Titel; Sur Moses Mendelssohn, sur la Réforme politique des Juifs et en particulier sur la révolution tentée en leur faveur en 1753 dans la Grande-Bretagne, 1787 zu London gedruckt wurde. Er hat mit einemmale die deutſche Sprache, Leſſing und Mendelsſohn ſtudirt, er iſt über die Vorurtheile der Franzoſen gegen fremde Sprachen hinweg, er greift Lavater heftig an, er widerlegt Michaelis, er bewegt ſich wie ein deutſcher Profeſſor der eine politiſche Frage philoſophiſch durchſicht. Am 22 Mai 1786 kehrte er nach Paris zurück. Calonne hatte alle Urſache ſeinen wilden Muth zu fürchten, der Miniſter des Auswärtigen dagegen wollte ſein Talent benutzen; Panchaud, der Herzog von Lauzun und der Abbé von Perigord der ſchon damals ſein Freund war, empfahlen ihn; Mirabeau reichte ein Memoire über die Lage der europäiſchen Staaten ein, worin er mit Freimuth über die unglückliche Stellung Frankreichs, namentlich zu Preußen, ſprach, und erhielt den Auftrag nach Berlin zurückzukehren, um von dort aus ſeine Bemerkungen über den preußiſchen Hof und beſonders über den Nachfolger des alten ſterbenden Königs nach Paris zu befördern. Er begann deßhalb von Preußen und Berlin aus, vorzüglich nach dem Tode Friedrichs II (17 Auguſt 1786), ſeine Correſpondenz mit dem Herzog von Lauzun und dem Abbé von Perigord, welche zum Theil wenigens ſeiner ſpäter herausgegebenen geheimen Geſchichte des Berliner Hofes zu Grunde liegt. In den erſten dieſer Briefe bringt er den Manen des großen Charakters ſein Opfer, erſchüttert vom Tode des großen Herrſchers; aber bald wendet er ſich neben treffenden und ſcharfen Schilderungen der bedeutendſten Perſönlichkeiten, wie des Prinzen Heinrich und des Herzogs von Braunſchweig, zur Erzählung von ſcandalöſen Geſchichten, unverbürgten Anekdoten, zu übermüthigem Tadel Friedrich Wilhelms II, ſo daß er wirklich hie und da den Charakter eines Spions annimmt der mit dem franzöſiſchen Talente des Beſchmutzens die guten Seiten ſeiner Bilder verdirbt. Er hatte an dieſen freilich ſchwachen aber ritterlichen Monarchen am Tage ſeiner Thronbeſteigung einen Brief oder eine Adreſſe gerichtet, die ſich nur durch Mirabeau's angeborene Keckheit erklären, ja deren Indiscretion ſich nur durch die ſtürmiſche Begeiſterung ihres Autors entſchuldigen läßt. In derſelben gab er unberufen, übereilt, mit der naivſten Freiheit von der Welt dem neuen Könige Lehren die, obgleich in ſchöner Sprache abgefaßt, ſchon darum ihre Wirkung ganz verfehlen mußten, weil ſie eine durchgehende Staatsreform in faſt chimäriſcher Art anrathen.

„Seyen Sie gerecht, ſeyen Sie gut, Sire," ruft er aus, „und Sie werden glücklich, Sie werden groß ſeyn: groß, Sire, Sie wünſchen dieſen Titel, aber Sie wünſchen ihn aus dem Munde der Geſchichte, aus dem Munde zukünftiger Jahrhunderte. — Regieren Sie nicht zu viel, vernichten Sie die militäriſche Sklaverei, das ſcheußliche Geſetz das jedem Preußen die Verpflichtung

*) Merkwürdig iſt in dieſer Beziehung folgende Geſchichte die Dumont erzählt: „Mirabeau hatte zu London einen gewiſſen D. kennen gelernt, der an einer Geſchichte der Revolutionen Genfs arbeitete, wovon er den erſten Theil ſchon anonym publicirt hatte. Er drang in Mirabeau ſeine Manuſcripte zu übernehmen und eine Geſchichte Genfs auszuarbeiten. Mirabeau zeigte ihm in weniger als acht Tagen den Auszug welchen er aus dem gedruckten Theile gemacht hatte; dieſer Auszug war kurz, kraftvoll, hinreiſſend. D. wollte ihm auf einmal nicht mehr ſeine Manuſcripte geben; er ſah ein daß er nur der Maurer war der Kalk und Steine herbeiſchleppte, während Mirabeau als Architect das Haus baute." — Nach den Mém. biograph. befand ſich das Manuſcript dieſer Geſchichte in den Händen Dumont's, der am 28 September 1829 ſtarb. Vielleicht iſt dieſer von ihm genannte D. er ſelbſt.

**) Mirabeau ſchreibt an Madame de Nebra: J'ai été une heure moins quelques minutes avec le roi, dans son fauteuil, car la promenade du matin l'avait fatigué; il l'a faite si rapidement, qu'il creva deux chevaux de ses attelages. Il est impossible d'imaginer une tête plus fraiche, une conversa plus aimable, mais je n'en ai pas joui à mon aise. L'extrême diffic de sa respiration oppressait plus que lui. C'est un spectacle très atten sant que celui d'un grand homme souffrant. Le genre de son incomm ent tel et mon émotion était si forte, que je craignais les développe et que j'évitais jusqu'à la superstition, ce qui aurait pu prolonger ..e conversation qui aurait fait en tout autre temps mon bonheur.

Digitized by Google

auferlegt vom 18ten bis zum 60ſten Jahre zu dienen. Errichten Sie aus den Bauern nationale Compagnien welche ſich an Sonntagen einüben, welche ihre Officiere unter ſich ernennen, und die Wahl geſchehe nach der Mehrheit der Stimmen. Geben Sie Freiheit der Auswanderung, geben Sie den Bürgerlichen die Freiheit Rittergüter zu erwerben, geben Sie Preßfreiheit; vernichten Sie die Lotterie, geben Sie Religionsfreiheit, richten Sie durch Beſoldung der Richter eine koſtenloſe Rechtspflege ein.“

Zum erſtenmal in ſeinem Leben beſchäftigte ſich Mirabeau damals mit einem wiſſenſchaftlichen Werke das alle ſeine Kräfte mit Recht in Anſpruch nahm, mit dem Werke über die preußiſche Monarchie. Bei ſeinem früheren Aufenthalte in Berlin von Dohm an den Major Mauvillon empfohlen, hatte er es verſtanden dieſes arbeitſame Talent ganz von ſich abhängig zu machen. *) Er übernahm jetzt mit dem Stoffe den der neue Freund ſchon geſammelt hatte, eine Umwandlung in ſeiner meiſterhaften Darſtellungsweiſe. Mirabeau war kein Hiſtoriker; ſo gut er es verſtand den Charakter der ihn umgebenden Perſonen zu zeichnen, ſo ſchlecht gelang es ihm von vorgefaßten Anſichten zu abſtrahiren, gerecht zu ſeyn gegen die Ueberlieferung von Zuſtänden welche frühere Zeiten auch für die Gegenwart mit ſich bringen. Er legt eben daher ſeine phyſiokratiſchen Anſichten von der Freiheit der Induſtrie als Maßſtab an die Beurtheilung der Adminiſtration Friedrichs II; deßhalb wird dieſer bei aller Anerkennung für ſeine Größe oft einſeitig und rückſichtslos getadelt. Als politiſche Schrift des Augenblicks, als eine Schrift für die Reform hatte das Werk »Sur la monarchie Prussienne« vielen Werth, es hat ihn noch als Quelle für die Erkenntniß vieler Zuſtände, namentlich aber der Charaktere jener Zeit die mit dem hellſten Auge und der prägnanteſten Feder geſchildert ſind; aber in der hiſtoriſchen Kritik war es, abgeſehen von den einzelnen Irrthümern, ſchwach. Ich glaube dennoch daß es das talentvollſte iſt was uns als hiſtoriſche Quelle für die Perſönlichkeiten jener großen Tage Preußens überliefert iſt, und deßhalb möge es erlaubt ſeyn, hier noch jene Worte Dohms über Mirabeau zu wiederholen die gerade ſeine hervorragendſte Eigenthümlichkeit am treffendſten ſchildern. *) „Er nahm Unterricht in der deutſchen Sprache und gelangte bald dahin daß er deutſche Schriften ziemlich fertig leſen und deutſche Rede verſtehen konnte. Nun brachte er alles zuſammen was in älterer und neuerer Zeit über Deutſchland und beſonders über Preußen geſchrieben worden, machte ſich den Inhalt durch eine flüchtige Durchſicht bekannt und ließ dann alles was ihm für ſeine Zwecke irgend erheblich ſchien, extrahiren und überſetzen. Aber ſo eifrig er auch gedruckte Bücher benützte, war dieſe Quelle des Unterrichts doch diejenige welche er nicht am meiſten ſchätzte. Ungleich belehrender war ihm der Umgang mit Menſchen aller Claſſen. Er ſuchte Staatsmänner, Militärs, Gelehrte, Künſtler, Kaufleute und Fabricanten, ſogar Handwerker auf. Die Kunſt zu fragen verſtand er in einem Grade, von dem es ſchwer iſt dem einen Begriff zu geben der ſeinen Unterredungen nicht beigewohnt hat. Auch dem ſcheinbar unbedeutendſten Gegenſtande wußte er eine intereſſante Seite abzugewinnen; auch von den ſtumpfſten, unwiſſendſten Menſchen wußte er zu lernen. Noch merkwürdiger war die ihm eigene Gabe Männer von höherer Bildung, die entweder gar nichts mittheilen oder gar irre leiten wollten, zum Reden der Wahrheit zu bringen. Es war ganz unmöglich ſeinen Fragen, die oft gar nicht das Anſehen von Fragen hatten, auszuweichen. Die Lebendigkeit ſeiner Unterhaltung, das Intereſſe das er den eigenen Bemerkungen gab, ſelbſt die Luſt zum Widerſpruche die er weckte, brachte aus jedem mit dem er ſprach, alles heraus was in ihm war, und oft ſetzte er durch die Schlüſſe die er auf der Stelle aus dem Vernommenen

*) Vergleiche Dohms Denkwürdigkeiten, Bd. 5, S. 399 ff. u. S. 416. Ueber Mauvillon ſ. Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1794, 1r Bd., S. 163 ff. Dieſer Mauvillon iſt derſelbe der die immer noch brauchbare Geſchichte des Handels der Europäer nach den beiden Indien herausgab. Er war in Leipzig geboren, eine Zeitlang in der preußiſchen Armee, dann Oberſtlieutenant und Lehrer der Mathematik und Kriegsbaukunſt in Braunſchweig. Das Buch über die preußiſche Monarchie mit Atlas iſt auch deutſch erſchienen unter dem Namen von Mauvillon. Eine nach Inhalt und Abfaſſung merkwürdige Erklärung exiſtirt von ihm brieflich in den Mém. biograph. de Mirabeau: »Une des plus vives passions de l'ami du comte (Mauvillon) c'est d'être utile à l'humanité. Il avait déjà tâché de la satisfaire par plusieurs ouvrages (er überſetzte ins Deutſche die Lettres de Madame de Sévigné; l'histoire phil. des deux Indes par l'abbé Raynal; la Dissertation sur les richesses, de Turgot; les lettres de Malouet sur la rev. franç.; ins Franzöſiſche: die Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs von Tempelhoff; ſchrieb die Originalwerke: Recueil de Mémoires sur des objets de politique, d'économie politique et d'histoire; un Essai sur l'influence de la poudre à canon dans l'art de la guerre moderne; une Introduction à toutes les sciences militaires; un Essai historique sur l'art de la guerre, pendant la guerre de trente ans; une biographie du prince Ferdinand de Brunswick) et surtout en développant quelques grandes vérités d'économie politique. Mais soit médiocrité de talent, soit défaut d'autorité, soit maladresse ou malheur, tout ce qu'il avait écrit sur ce sujet avait peu fait de sensation. Dans cette situation un écrivain célèbre l'encourage à les reproduire encore, à y en ajouter une foule de nouvelles, à les appuyer de faits connus, avoués, consignés dans mille ouvrages; il prétend les orner de la magie de son style, les appuyer de l'autorité de son nom, les publier dans la langue la plus répandue de l'Europe. Périsse celui qui voudra reprocher ici au comte de Mirabeau de n'avoir pas fait la Monarchie prussienne! La mère conçoit le germe imperceptible par un acte instantané; depuis ce moment elle fait tout pour lui jusqu'à son entier développement. Cependant elle ne peut rien produire sans ce germe: tout le monde dit que le père a fait l'enfant, qui même porte son nom, et jamais celui de la mère.

Telle est l'histoire de la Monarchie prussienne. Le germe en est né uniquement dans la tête du comte; il est le fruit tout pur de son génie. Il le jette dans l'ame de son ami, qui sans cela n'aurait jamais songé, ni même dans le fond n'aurait jamais été capable de produire un pareil ouvrage. Le comte fit plus. Après que son ami eut nourri, étendu, mis au monde ce germe, en vrai père il soigna son éducation: redressa quelque membre sain, mais disloqué, enleva quelques loupes, quelques taches déplaisantes, et lui donna une parure capable de le faire paraître avantageusement dans le monde.

Die Schilderung Friedrich des Großen, in der Monarchie prussienne, 1 Buch Ende, rührt ganz von Mirabeau her.

»Tel fut Frédéric, à jamais illustre entre les enfans des hommes. La nature sembla réserver pour lui cette gloire extraordinaire que né sur le trône, il fut le premier de sa nation et de son siècle. Egalement remarquable par l'audace de sa pensée, la sagacité de son esprit, l'énergie de sa prudence et la fermeté de son caractère, on ne sait qu'admirer le plus de ses talens variés, de son profond jugement ou de sa grande ame. Brillant de toutes les qualités physiques et morales, fort comme sa volonté, beau comme le génie, actif jusqu'au prodige, il perfectionna, il compléta tous ses avantages, et ne fut pas moins éminemment son propre ouvrage que celui de la nature. Né facile, il se rendit sevère; absolu jusqu'à la plus redoutable impatience, il fut tolérant jusqu'à la longanimité; vif, ard impétueux, il se fit calme, modéré, réfléchi. Sa destinée fut telle événements tournèrent à son avantage souvent par le concours de duite habile, quelquefois malgré ses fautes; et tout, jusqu'au tribu reur qu'il paya à l'humaine faiblesse, porta l'empreinte de sa grandeur, son originalité, de son indomptable caractère.

Jamais mortel ne fut constitué pour le commandement comme lui; il le savait, il semblait se croire l'ame universelle du monde, et n'admettait aux autres hommes que je ne sais quelle ame sensitive, instinct animal plus ou moins ingénieux; aussi les méprisait-il et cependant il travailla infatigablement, selon ses lumières, à leur bonheur. Ainsi, l'extrême justesse de son esprit fit plus pour le rendre équitable et bienfaisant, que n'eût fait l'équivoque bonté des coeurs nés sensibles. Il ne connut qu'une passion, la gloire, et il fut ennemi de la louange; qu'un goût, soi-même, et sa vie entière fut pour les autres; qu'une occupation, son noble métier de roi. Il le fit avec la plus inimitable persévérance pendant 47 années sans discontinuation, jusqu'au jour qui précéda sa mort philosophique et simple, après dix-huit mois de douleurs et d'angoisses qui ne lui arrachèrent pas une plainte.

Frédéric cessa de vivre le 17 août 1786; il ne cessa de regner que la veille.

Vergleiche die Denkwürdigkeiten am angeführten Orte.

zog, ſelbſt diejenigen in Erſtaunen welche die Vorderſätze dazu ſo eben geliefert hatten.“

Aus dieſen diplomatiſchen und litterariſchen Beſchäftigungen riß ihn die Nachricht daß die Notabeln Frankreichs zuſammenberufen werden ſollten; er ahnte als Folge die Verſammlung der Generalſtände und machte ſich alsbald auf den Weg nach Paris, wo er am 27 Januar 1787 anlangte. *) Jetzt war er entſchloſſen, es koſte was es wolle, ſich eine Stellung, ein Gewicht, einen Titel des Ruhms in dem Schickſale ſeines Vaterlandes zu erwerben. In den erſten drei Wochen nach ſeiner Rückkehr verfaßte er ſeine Dénonciation de l'agiotage au roi et à l'assemblée des notables, **) eine Schrift die den Unwillen des Königs und der Beamten reizen mußte, weil darin neben guten financiellen Theorien declamirt wird gegen das Syſtem von Anleihen, das von keinem guten Kopfe der damaligen Zeit als eine vortreffliche Maßregel an ſich betrachtet wurde, und weil darin der eitle aber ehrliche Necker der in ſeiner Finanzadminiſtration nicht tadelhaft daſteht, ungerechter Weiſe mit dem betrogenen Betrüger Law auf eine Stufe geſtellt wird, ihm überdieß Intriguen vorgeworfen werden, an die er wohl kaum gedacht hat. Man wollte Mirabeau zur Strafe in ein Gefängniß ſetzen; zu rechter Zeit vom Abbé Perigord gewarnt, floh er nach Lüttich, und ging dann, als das Miniſterium die Augen geſchloſſen, zum drittenmale nach Preußen, um ſein begonnenes größeres Werk zu vollenden. Aber er konnte nicht ſcheiden von dem Lande wo er einem neuen politiſchen Tage entgegen ſah; als ſeine Arbeiten mit Mauvillon in Braunſchweig vollendet waren, wagte er es nach Paris zurückzukehren (September 1787). Noch waren die Notabeln verſammelt, Calonne deſſen Verwaltung darin beſtanden hatte durch ein immer heiteres Geſicht oder durch eine Oſtentation von Verſchwendungen die Verwirrung der Finanzen den Augen der Menge zu verbergen, war gezwungen mit eleganter Beredſamkeit im Selbſtlobe ſeine Schande und ſchlechte Geſchäftsführung einzugeſtehen. Er ſprach das Deficit aus und fiel; ſein heftigſter Gegner, aber ſchwächſter Nachfolger, Brienne, ſah ſich gezwungen die Vorſchläge ſeines Feindes zu den ſeinigen zu machen, neue Abgaben und Anleihen zu creiren. Aber das Parlament von Paris wollte nicht regiſtriren; es widerſetzte ſich den Befehlen des Hofes mit ſeinem ariſtokratiſch-demokratiſchen Anhange. Da forderte der Miniſter Montmorin Mirabeau auf eine Flugſchrift gegen das Parlament auszuarbeiten; aber ſchon war das Wort „Generalſtände“ ausgeſprochen, ſchon durchdrang die meiſten Franzoſen die Hoffnung einer großen Staatsänderung, und Mirabeau ſchrieb zurück:

„Was iſt zu thun? Anzukündigen in beſtimmten und feierlichen Worten für das Jahr 1789 die Generalſtände die man nicht umgehen kann. — Ja beim einzigen Worte: die Generalſtände im Jahr 1789, wird man den Credit neu erſtehen, man wird ſehen wie die Anleihen ſich füllen welche die jetzige Lage des Staates erfordert. Wahr iſts, das Parlament hat nicht das Recht eine Anleihe ohne die Bewilligung der Generalſtände zu regiſtriren, weil das Capital und die Zinſen nur durch Auflagen gedeckt werden, über welche die verſammelte Nation allein das Recht hat zu verfügen.“

Bekanntlich ergriff die Regierung dieſen Ausweg als ein financielles Mittel; die Verſammlung der Stände wurde vom Könige ohne feſt beſtimmte Ordnung, ohne Vorſchrift ihrer Befugniſſe, ohne Wahleinrichtung den 18 December 1787 verſprochen. Während dieſer Zeit ruhte die Feder Mirabeau's nicht; er ſchrieb damals auf die Aufforderung der holländiſchen Patrioten *) ſeine Adresse aux Bataves sur le Stathoudérat, 1 April 1788, eine Schrift die wegen der Entſchleierung der Denkweiſe Mirabeau's merkwürdig iſt, da ſie mit einem Abriſſe politiſcher Grundſätze ſchließt, die hernach von der Nationalverſammlung ſämmtlich ſanctionirt wurden und in denen man die Anſichten der meiſten Franzoſen damaliger Zeit, die wohl kaum ganz die ſeinigen waren, ausgeſprochen findet. Viele derſelben hat er ſogar zu Anfang der Nationalverſammlung ſchon bekämpft. — Dieſe Schrift bekennt folgende Principien: „Alle Menſchen ſind frei und gleich; alle Gewalt geht vom Volke aus, alle Beamten ſind verantwortlich. Das Volk hat das Recht zu reformiren und zu ändern, das Recht der Wahlen und der regulären Ernennungen, alle Wahlen müſſen frei ſeyn; das Volk hat das Recht ſich zu verſammeln, um über das Geſammtwohl zu berathſchlagen, ſeinen Repräſentanten Inſtructionen zu geben; die Freiheit der Deliberationen in den Verſammlungen iſt nothwendig; eine lange Dauer der erſten Vorſtände der executiven Gewalt iſt für die Freiheit gefährlich; die legislative, executive und richterliche Gewalt müſſen durchaus getrennt ſeyn; die legislative Gewalt allein hat das Recht die Geſetze zu ſuspendiren oder zu annulliren; das Volk hat das Recht Waffen zu tragen für die gemeinſame Vertheidigung; dazu iſt eine wohlgeordnete Miliz nöthig; ſtehende Heere ſind für die Freiheit gefährlich; die Truppen dürfen nicht ohne Einwilligung der geſetzgebenden Gewalt ausgehoben oder unterhalten werden; die militäriſche Gewalt muß der bürgerlichen Gewalt untergeordnet werden; die Privilegien ſind der Freiheit entgegen; Freiheit der Preſſe und Freiheit der Religion ſind nothwendig.“

Dieſes Gemiſch von engliſchen und amerikaniſchen Theorien mit Montesquieu'ſchen und Rouſſeau'ſchen Ideen ſcheint von Mirabeau gleichſam für die Verſammlung der Stände wie für etwaige Conſtituenten als Programm ſeiner vorgeblichen Meinungen beſtimmt geweſen zu ſeyn, denn er ſelbſt machte ſie nicht ganz zu den ſeinigen. Im Sturmſchritte ging er jetzt vorwärts auf der Bahn ſchriftſtelleriſchen Ruhmes. Sein Werk über die preußiſche Monarchie erſchien **) und erwarb ihm einen guten Namen auf dem Gebiete der Politik; im Auguſt 1788 folgte eine Broſchüre, ***) durch welche er ſich das Verdienſt erwarb gegen die Mißbräuche der franzöſiſchen Criminaljuſtiz in die Schranken getreten zu ſeyn und als einer der Erſten zugleich auf die Beſſerungs- oder Penitenzanſtalten aufmerkſam gemacht zu haben, in welchen durch Arbeit und beſtändige Einſamkeit auf den Charakter der Verbrecher gewirkt werden ſoll. Alle Ideen ſeines Jahrhunderts die ihn und Frankreich beſonders anzogen, proclamirte er mit ungeſtümer Heftigkeit, gewöhnlich mit ſtürmiſcher, oft mit ſich ſelbſt täuſchender Logik. Die ganze Schärfe ſeines Verſtandes, den ganzen Schwung ſeiner Beredſamkeit wandte er ſchon damals gegen die Miniſter, ohne den König zu verletzen. So verfaßte er ſein Büch-

*) Uebrigens ſcheint auch die Zeit ſeiner Miſſion zu Ende geweſen zu ſeyn.

**) In eben ſo kurzer Zeit ſchrieb er eine Art von Umarbeitung, die jedoch einen gemäßigteren Charakter hat und hauptſächlich nur gegen Necker gerichtet iſt: Première lettre du Comte de Mirabeau sur l'administration de M. Necker ou Réponse à Mr. de Lacretelle. Paris, 1787.

*) Der hiſtoriſche Theil und die Noten ſind für Mirabeau von einem Freunde, Hrn. v. Bourges, und vom Holländer Marron, der als Patriot aus Holland geflohen war, angefertigt.

**) De la Monarchie prussienne sous Frédéric le Grand avec un appendice etc. par le Comte de Mirabeau. Londres, 1788. 4 vol. 4 und 8 vol. 8.

***) Observation d'un voyageur anglais sur la maison de force appellée Bicêtre. Suivis de réflexions sur les effets de sévérité des peines et sur la législation criminelle de la Grande-Bretagne; imité de l'Anglais par le Comte de Mirabeau avec une leture de M. Benjamin Franklin. Paris, 1778. 8. Es iſt dieß eine Ueberarbeitung der engliſchen Schrift von Romilly.

Digitized by Google

lein über die Preßfreiheit, *) ſo folgte eine Fortſetzung der Denunciation der Wucherer, **) in der Art arbeitete er fort in Verbindung mit ſeinen Freunden. „Eine Verfaſſung,“ rief er, „das iſt die Grundlage jeder Oekonomie, jeder Reſſource, jedes Vertrauens, jeder Macht.“ Aber auch gegen die Parlamente wandte er ſich; er wollte Mirabeau ſeyn und bleiben und nicht fortgeriſſen werden vom Geſchrei der Menge die ſich an jede Oppoſition gegen den Hof und jetzt an die der Parlamente mit ſklaviſchem Enthuſiasmus anſchloß. Er ſchrieb ſeine Réponse aux alarmes des bons citoyens (Paris, 8.), er zeigt, woher der egoiſtiſche Widerſtand des Parlaments komme, das ſich den patriotiſchen Entwürfen Turgots entgegengeſetzt, dann ohne Prüfung eine Anleihe von dreißig Millionen eingeſchrieben (regiſtriet) und nur ein Jahr nachher ſich gegen die Grundſteuer erhoben habe, weil dieſe die privilegirten Parlamentärs ebenfalls getroffen hätte. Er widerlegt die Furcht daß die Regierung nicht aufrichtig ſey, und fragt, ob der Fürſt der die Provincialverſammlungen errichtet, der die Oeffentlichkeit der Staatsrechnungen erlaubt, der die Notabeln zuſammengerufen habe, ob der vergeblich die Berufung der Generalſtände würde erlaubt haben. Anwendung aller Mittel der Staatsökonomie und Reform, Vernichtung aller Privilegien, Vernichtung der geheimen Verhaftsbefehle, Reform des Militärs, der Marine, der Polizei, des Gerichts, das ſind ſeine Erwartungen. Aber er hoffte auch mit aller Macht dazu beizutragen ſie in Erfüllung gehen zu ſehen; damals war es, wo er ſeinem Oheim, dem Bailli, ſchrieb: „Der Tag iſt gekommen, wo das Talent auch eine Macht ſeyn wird.“ ***) Er bat denſelben ihn mit ſeinem Vater auszuſöhnen, wenigſtens doch zu bewirken daß derſelbe ihn nur ſehen wolle. Schon jetzt fühlte er in heftiger Reue, was es heißt ſein ganzes Leben hindurch die Moral verlacht zu haben; jetzt bedurfte er eines guten Rufes.

Er wollte nach der Provence zurück, um als Deputirter gewählt zu werden. Ehe er von Paris abreiste, wandte er noch alle ſeine Kraft an gegen Necker; er ließ ſeine Briefe an Cerutti drucken, in denen er des neuen populären Miniſters Finanzoperationen mit einer Heftigkeit angriff die wiederum der perſönlichen Verhältniſſe des Hofes, ſelbſt der Königin nicht ſchonte; *) er erklärt daß das Papiergeld ohne wirkliche Hypothek des Werthes die unvermeidliche Urſache des Verſchwindens der klingenden Münze ſey; er ruft, die muthigen amerikaniſchen Bürger haben die Beſchwerden des Krieges und der Jahreszeiten ertragen; ſie haben die Tyrannen verjagt, aber ſie haben nicht das Papiergeld ertragen können.

Bald darauf ſehen wir Mirabeau in der Provence als öffentliche Perſon, als den Helden des Tages auftreten. Die Zukunft erfüllte ſeine ganze Seele.

Von der Natur bei der Geburt ſchon mit faſt allen Eigenſchaften ausgeſtattet die etwas Großes erwarten laſſen, mit dem heftigſten Ehrgeiz und der höchſten Leidenſchaftlichkeit begabt, erzogen von einer Zeit, in einem Volke die ihm das Schlechte ſo oft in glänzendem Kleide zeigten und häufig dazu anlockten, von Eltern deren Beiſpiel den Knaben von Jugend auf an Verbrechen gewöhnte, deſpotiſirt und eingekerkert von einem Vater deſſen Ketten er zerbrach, ſo daß ihm keine Gränze blieb die er nicht überſchreiten durfte, umgeben von liederlichen Cameraden die er natürlich in Sittenloſigkeit zu beſiegen wußte, unwiderſtehlich durch ſein liebenswürdiges Weſen, womit er alle die ihm nahe ſtanden, trunken machte, intereſſant durch die Schärfe ſeines Verſtandes, ein Athlet in der Rede, ein Schwert im Witz, ein Sturmwind in der Begeiſterung, zu allem fähig, nachdem er ſeine Liebe, ſein ganzes Glück nach außen und innen zertrümmert hatte, ſein Genie, ſeine guten und ſchlechten Eigenſchaften kennend, ohne ernſten Willen ſich zu beſſern, umringt von der Brandung ſeines Geſchicks die er kühn durchſchwamm, bekannt und beliebt in ganz Frankreich als Schriftſteller, verachtet von Edlen als Menſch, aber bedauert und geſchätzt zugleich von guten und braven Leuten die er zu ſeinen Freunden machte, mit der größten Erfahrung und Weltklugheit ausgerüſtet, mit der Bildung verſehen die er zu ſeinem nachherigen Auftreten nothwendig bedurfte — ſo ein Gott und Teufel zugleich hatten ihn die Stürme ſeines Lebens gelehrt ganz auf ſeine Kraft ſich zu verlaſſen und ſein Schiff allein zu ſteuern. So ſteht er da in ſeinem beſten Mannesalter wie ein Kaufmann der alles in die Wagſchale legt, um alles zu gewinnen. Groß mußte er werden oder berühmt, das war ſein einziger Gedanke, und die Zeit für ihn war gekommen, das wußte er.

*) Sur la liberté de la presse, imité de l'anglais de Milton, Paris 4 December 1794, angeregt durch das Verbot eines Buches: précis des procès-verbaux des assemblées provinciales, im Verlag bei Levrault in Straßburg.

**) Suite de la dénonciation de l'agiotage. 1788. 8. Mr. de Bourges ſoll einen großen Antheil daran gehabt haben.

***) Ein öfter wiederholtes Bonmot Mirabeau's: le jour où le talent aussi sera une puissance.

*) Correspondance entre M. C. et le comte de Mirabeau sur le rapport de Mr. Necker.

(Ende des erſten Abſchnittes.)

Digitized by Google

General Jackſon.

Kein Mann ſeit Waſhington und Jefferſon hat auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten in Amerika einen größeren und bleibenderen Einfluß geübt als General Jackſon, keiner der ihm vorangegangenen oder gefolgten Präſidenten hat ihn an Feſtigkeit des Willens, an Muth und Entſchloſſenheit übertroffen. Wie nach Waſhington, Jefferſon den Vereinigten Staaten von innen und nach außen eine entſchiedenere demokratiſche Richtung gab, ſo erweckten Jackſon und ſeine Freunde die große demokratiſche Partei in den Vereinigten Staaten zu neuem großartigen Wirken. Was im Laufe des langen Friedens (von dem die Amerikaner überhaupt viel mehr zu fürchten haben als von einem Krieg, weil er auflöſend und erſchlaffend, nicht aber wie letzterer anſpannend und durch die Nothwendigkeit der gemeinſamen Vertheidigung bindend und ausgleichend wirkt) von ariſtokratiſchen Inſtitutionen ſich langſam eingeſchlichen, wurde mit unbarmherziger Strenge wieder ausgerottet, die Parteien aber militäriſch organiſirt, ſo daß ſie ſich jetzt wie zwei ſchlagfertige Heere gegenüber ſtehen, obgleich ihre Richtung nicht immer eine entgegengeſetzte iſt. — Jackſon wirkte ebenſo mächtig auf die Verwaltung und politiſche Entwicklung ein als durch ſein militäriſches Genie auf die Wiederbelebung des kriegeriſchen Geiſtes der Nation: er war der Retter und zugleich der politiſche Reorganiſator ſeines Vaterlandes.

General Andreas Jackſon wurde am 15 März 1767 in der Warſaw-Anſiedlung in Südcarolina geboren, wo ſich ſeine Eltern, welche erſt vor zwei Jahren aus Nordirland ausgewandert waren, als Pflanzer niedergelaſſen hatten. Kurze Zeit nach ſeiner Geburt ſtarb ſein Vater und überließ die Sorgfalt für ſeine und ſeiner drei älteren Brüder Erziehung einer muſterhaft patriotiſch geſinnten Mutter. Das kleine hinterlaſſene Vermögen reichte nicht hin alle drei Brüder auf die Akademie zu ſchicken, und es wurde daher nur der jüngſte, Andreas, zum geiſtlichen Stand beſtimmt. Dieſer blieb aber in der für ihn beſtimmten Lehranſtalt nur bis zum Ausbruch des Revolutionskrieges, um welche Zeit er, obgleich noch ein Knabe, auf das Zureden ſeiner Mutter die Waffen ergriff, um die junge Anſiedlung gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu vertheidigen. Sein älteſter Bruder hatte bereits in der Schlacht von Stono das Leben eingebüßt. Wie die Engländer faſt überall beim Ausbruch des Befreiungskrieges ſiegten, ſo war auch Jackſon's kleine Truppe gezwungen nach Nordcarolina zu fliehen, wohin damals die Truppen der brittiſchen Regierung noch nicht vorgedrungen waren; bei ihrer ſpäteren Zurückkunft wurde ſie aber mit großer Uebermacht angegriffen und der größte Theil derſelben, worunter auch Jackſon und ſein Bruder, zu Gefangenen gemacht. Jackſon und ſein Bruder entkamen durch die Flucht, wurden aber einen Tag ſpäter durch Verrath an ein brittiſches Truppencorps ausgeliefert. Nun zeigte Jackſon zuerſt den Geiſt des Widerſtandes der ihn ſein ganzes Leben hindurch ausgezeichnet. Der Commandant, deſſen Stiefeln durch das Ueberſchreiten eines Baches ſchmutzig geworden, befahl ihm dieſelben mit einem Tuch abzuwiſchen, der vierzehnjährige Jackſon aber verweigerte ihm aufs entſchiedenſte dieſen Dienſt und erinnerte ihn daran daß er ein Kriegsgefangener und kein Bedienter ſey. Der Officier, ſchnaubend vor Wuth über dieſen Trotz, führte mit dem Säbel einen Hieb auf den Kopf des Knaben, der aber denſelben glücklich mit der Hand parirte und mit einer leichten Verwundung derſelben davon kam. Doch trug er die Narbe mit ins Grab und ſie mag ihm im Laufe ſeines thatenreichen Lebens oft ein theures Memento geweſen ſeyn. Sein Bruder der ähnlicher Weigerung wegen auf gleiche Weiſe beſtraft ward, war weniger glücklich, der Hieb ſpaltete ihm den Kopf und er ſtarb nach wenigen Tagen an den Folgen der Verwundung. Jackſon wurde in das Gefängniß zu Camden geworfen wo er bis zur Schlacht von Camden blieb, nach welcher er durch die Verwendung ſeiner Mutter gegen brittiſche Gefangene ausgewechſelt wurde. Dieſes heroiſche Weib welches alle erdenklichen Mühſeligkeiten erduldete, um die Lage der amerikaniſchen Gefangenen zu erleichtern, ſtarb kurze Zeit nachher in der Nähe von Charleſton und hinterließ ihren Sohn ſchwer erkrankt an den Folgen ſeiner harten Einkerkerung. Zu dieſer Krankheit geſellten ſich ſpäter noch die natürlichen Blattern welche beinahe ſeinem Leben ein Ende machten. Nach ſeiner Geneſung nahm Jackſon Beſitz von dem kleinen hinterlaſſenen Vermögen ſeiner Mutter welches, weiſe verwendet, hinlänglich geweſen wäre ihn, wenn auch nicht unabhängig zu machen, doch gegen Mangel zu ſchützen und ſeine akademiſche Laufbahn vollenden zu laſſen. Inzwiſchen war aber zwiſchen England und Amerika Friede geſchloſſen worden und der junge feurige Jackſon, alles Zwanges entfeſſelt und durch das Beiſpiel ſeiner Kameraden verführt, bringt er in kurzer Zeit ſein Erbtheil durch. Statt aber einen Schritt weiter zu gehen und ſich ins Verderben zu ſtürzen, raffte er ſich auf, zog nach Salisbury in Nordcarolina und fing unter Leitung eines geſchickten Advokaten das Studium der Rechte an. In ſeinem zwanzigſten Jahre bereits wurde er vor die Schranken gelaſſen, fand aber die Stadt langweilig und wanderte nach dem jungen Staat Teneſſee aus wo wir ihn bereits im Jahr 1788 als einen ſehr beſchäftigten Rechtsconſulenten in der jungen Anſiedlung von Naſhville erblicken. Hieher hatte ſich, wie immer an den Gränzen der Union, eine Menge ſaumſeliger verwegener Schuldner geflüchtet, denen kein Advokat auf den Leib zu gehen wagte, welche aber nach kurzem vergeblichen Widerſtand vor dem jungen unerſchrockenen Jackſon die Segel ſtreichen mußten. Einzelne perſönliche Streitigkeiten in welche er mit ſeinen Gegnern gerieth, wurden ſo entſchieden zu ſeinen Gunſten ausgefochten daß jene es nicht wagten ihm wiederholt läſtig zu fallen und alsbald Ordnung und Geſetz in der blühenden kleinen Stadt Platz griffen. In kurzer Zeit ward er Staatsanwalt des Diſtricts und bekleidete dieſe Stelle volle ſieben Jahre.

Der Muth und die Entſchloſſenheit welche Jackſon während ſeiner Laufbahn als Rechtsanwalt an den Tag legte, noch mehr aber ſeine Tapferkeit gegen die Indianer, zwiſchen welchen und den

Digitized by Google

neuen Anſiedlern es faſt beſtändig zu Scharmützeln kam, gewannen ihm bald das Vertrauen und die Liebe ſeiner Mitbürger und er wurde bei ſolchen Gelegenheiten einſtimmig zu ihrem Führer ernannt. Ein Zeichen dieſes Vertrauens war ſeine Erwählung zum Glied der Convention welche im Jahr 1796 mit der Abfaſſung einer Conſtitution für den Staat Teneſſee beauftragt war. Nach einem halben Jahr wurde er zum Mitglied des Congreſſes in Waſhington und ein Jahr ſpäter zum Vereinigten-Staatenſenator erwählt. Er hatte zu dieſer Zeit kaum das für einen Senator der Union geſetzliche Alter. Doch neigte er ſich ſchon damals ganz entſchieden zur demokratiſchen Partei und bekämpfte nach Kräften die von der damaligen föderaliſtiſchen Verwaltung vorgeſchlagenen Maßregeln. Während der Verhandlungen über die Sedition-Bill war er Krankheits halber nicht im Congreß, aber gegen die Fremden- (Alien) Bill ſtimmte er mit der damaligen demokratiſchen Minorität. Am Ende des Jahres legte er ſeine Würde nieder, indem er die Politik „für einen Gemeinplatz erklärte auf dem ſich untergeordnete Talente und Intriguanten zum Nachtheil der Wahrheit und des Rechts und zur Förderung ihrer eigenen ſelbſtſüchtigen Abſichten herumtrieben.“ Durch ſeinen Einfluß und auf ſeine Empfehlung ward General Smith zu ſeinem Nachfolger gewählt. Bei ſeiner Zurückkunft nach Teneſſee wurde er vom Gouverneur des Staates zum Oberrichter ernannt; allein auch dieſe Stelle legte er bald nachher nieder und zog ſich auf ſein Landhaus ungefähr 10 engliſche Meilen von Naſhville zurück.

Während Jackſons Anweſenheit in Waſhington ſtarb der Milizengeneral Conway in Teneſſee. Jackſon wurde, ohne von irgend Jemand in Vorſchlag gebracht worden zu ſeyn und ſeine Einwilligung dazu gegeben zu haben, einſtimmig zu ſeinem Nachfolger erwählt; das ausgefertigte Anſtellungspatent wurde ihm nach Waſhington geſandt. Dieſe Stelle war weit mehr im Einklang mit ſeinen Wünſchen und Beſtrebungen; er nahm ſie daher auch an und bekleidete ſie bis 1814 wo er als Generalmajor in die ſtehende Armee der Vereinigten Staaten übertrat. In dieſe Periode fallt ſeine Verheirathung mit einer Dame, gegen welche die politiſche Schmähſucht ſeiner Gegner vergebens den Stachel der Verleumdung gebrauchte, ohne das Andenken an eine fromme, gottesfürchtige, tugendhafte Frau dadurch trüben zu können. Gewiß iſt daß ſie von ihrem erſten Mann gröblich mißhandelt wurde und daß General Jackſon im ritterlichen Sinn der tief beleidigten Frau ſich annahm und den Uebelthäter züchtigte. Erſt geraume Zeit nach dem Ableben des letzteren führte er die Wittwe zum Altar und lebte mit ihr in einer äußerſt glücklichen, obwohl kinderloſen Ehe bis 1828, wo der Tod ſie ihm entriß. Nur mit der innigſten Rührung und Hochachtung ſprach er von der Hingeſchiedenen, und ſein letzter Wunſch, der auch jetzt erfüllt iſt, war, daß ſeine Gebeine neben den ihrigen ruhigen möchten.

Der Ausbruch des Kriegs von 1812 ſetzte General Jackſon in größere erneuerte Thätigkeit. Eine Bill des Congreſſes ermächtigte den Präſidenten der Vereinigten Staaten 50,000 Freiwillige in Dienſt zu nehmen und damit die ſüdlichen Staaten der Union zu vertheidigen. In Folge deſſen erließ Jackſon als Milizengeneral eine Proclamation an die ihm ergebenen Truppen, und zweitauſend fünfhundert Mann ſtellten ſich ſofort unter ſeine Befehle. Dieſe ſtellte er zur Verfügung der Bundesregierung und erhielt im November 1812 den Befehl mit ihnen den Miſſiſſippiſtrom hinabzuziehen, um den ſüdlichen Theil der Union den man damals in Gefahr hielt, gegen einen möglichen feindlichen Ueberfall in Schutz zu nehmen. In der Mitte des Winters führte er dieſe Schaar nach Natchez, wo er ein Lager aufſchlug und ſich ſofort mit der Einübung ſeiner Soldaten beſchäftigte. Inzwiſchen war die Gefahr einer möglichen Landung der Engländer im Südweſten der Union vorübergegangen und General Jackſon erhielt vom Kriegsminiſter in Waſhington den Befehl die ihm gehorchenden Truppen aufzulöſen, Gepäck, Kriegs- und Mundvorräthe aber dem General Wilkinſon, der die ſüdweſtliche Diviſion der Vereinigten Staatenarmee befehligte, auszuliefern. Dieſem Auftrag des Kriegsminiſters weigerte ſich Jackſon Folge zu leiſten. General Jackſon hatte ſeinen Truppen verſprochen ſie in eigener Perſon vor den Feind oder in ihre Heimath zurückzuführen. Dieſes ſein gegebenes Wort wollte er löſen, auch waren ihm die Abſichten des ihm keineswegs wohlwollenden Kriegsminiſters bekannt, der auf dieſe Weiſe der ſteigenden Popularität des bereits im ganzen Weſten gefeierten Bürgergenerals engere Gränzen ſetzen wollte. Die von General Jackſon verabſchiedeten, aller Unterſtützung und Mittel zur Reiſe beraubten Truppen hätten in ſolcher Entfernung von ihrer Heimath kein anderes Mittel zu ihrer Erhaltung gehabt als geradezu in die Armee der Vereinigten Staaten unter General Wilkinſon überzutreten — ein Zwangsmittel das General Jackſon ebenſo wenig ehrenwerth als klug fand, indem es das Zutrauen in die Vereinigte Staatenregierung hätte gefährden und dem Krieg ſelbſt dadurch eine ſehr unglückliche Wendung geben können. Jackſon berief einen Kriegsrath und theilte den unter ſeinen Befehlen ſtehenden Officieren ſeinen Entſchluß mit, ſofort den Rückmarſch nach Naſhville anzutreten. Bei einem zweiten geheimen Rath, den die Officiere unter ſich hielten, entſchied man ſich gleichfalls für dieſen Vorſatz, ſowie für die Befehle des Milizengenerals im Gegenſatz zur Ordre des Kriegsminiſters. Jetzt ſandte General Wilkinſon Werbofficiere in das Jackſon'ſche Lager; aber Jackſon ließ ſie aufgreifen und aus dem Lager transportiren. Er erklärte ihm, ſein Heer ſey ebenſo gut ein Vereinigtes Staatenheer wie die Soldaten unter Wilkinſons Befehlen und es ſey daher eine Thorheit aus einem in das andere werben zu wollen. — Jetzt verſuchte Wilkinſon welcher nicht den Muth hatte Jackſon offen entgegen zu treten, den Generalquartiermeiſter des letzteren für ſeine Plane zu gewinnen und zum Abfall von General Jackſon zu bewegen. Wirklich waren dieſer und General Wilkinſon insgeheim übereingekommen, ſcheinbar den Befehlen des Generals Jackſon zu gehorchen, die zum Rückmarſch herbeigeſchafften Geräthſchaften aber an dem zum Aufbruch feſtgeſetzten Tag dem General der regulären Armee zuzuführen und dadurch den Abmarſch Jackſons unmöglich zu machen. Aber Jackſon welcher von dieſem Plane eben noch zeitig genug unterrichtet worden war, zwang die Wägen wieder umzukehren und commandirte nun in Perſon den Rückzug. Seine Pferde gab er zum Transport der Kranken her und ſchritt zu Fuß durch Sumpf und Moraſt ſeinem kleinen Haufen voran. So erreichte er glücklich Naſhville, wo er ſeinem Verſprechen getreu die Truppen verabſchiedete. Von hier aus ſchrieb er ſelbſt an den Präſidenten der Vereinigten Staaten den ganzen Vorgang und die Gründe die ihn beſtimmt, ſo und nicht anders zu handeln. Madiſon erklärte ſich mit General Jackſons Entſchuldigungsgrunde zufrieden und der Kriegsminiſter ſelbſt billigte ſeine Rechnung für den Transport der Truppen, die der Schatz ſofort Auftrag erhielt ohne alle Deduction oder Erörterung auszubezahlen. — General Jackſons Verfahren ward ſpäter auf eclatante Art gerechtfertigt: General Armſtrong dem die Vertheidigung von Waſhington aufgetragen war, wurde von den Engländern überfallen und das Capitol angezündet, und Wilkinſon erlitt eine Niederlage an der Gränze von Canada.

Wirklich ſchien damals das Waffenglück die amerikaniſchen

Digitized by Google

Fahnen zu fliehen. Bekannt iſt wie ein Theil der Bevölkerung, namentlich in den Neuenglandſtaaten, dem Krieg abgeneigt, nichts that um den Maßregeln der Centralregierung Kraft zu verleihen; wie eine andere Partei ſogar hochverrätheriſche Abſichten hegte und zum Abſchluß eines Separatfriedens mit England ſich geneigt zeigte, und wie die durch Handel und Gewerbe ſchnell reich gewordene Bevölkerung der öſtlichen Staaten und namentlich der großen atlantiſchen Städte den Verluſt ihrer Induſtrie betrauerte. In den ſogenannten höheren Ständen hatte durch Einführung des europäiſchen Luxus die republikaniſche Einfachheit und Entſchloſſenheit dem Nachahmen weichlicher europäiſcher Formen Platz gemacht und mit der republikaniſchen Einfachheit verſchwand auch allmählich die republikaniſche Tugend. Zu dieſer Verweichlichung des Oſtens bildeten die Kernnaturen des Weſtens, und an ihrer Spitze General Jackſon, einen ſchlagenden Gegenſatz. Aber die Mittel zur Kriegführung lagen in den öſtlichen Staaten; ohne ihre Mitwirkung war auf keinen Sieg zu hoffen und es bedurfte eines entſcheidenden Schlags um die Gemüther für die Nation zu begeiſtern. Von dieſer Seite betrachtet war der Krieg von 1812 eine gebieteriſche Nothwendigkeit. Ohne ihn wäre kein organiſches Zuſammenwirken aller Staaten, keine Organiſirung des Heeres und der Flotte zu Stande gekommen, und das amerikaniſche Nationalgefühl hätte ſich in den laufenden Geſchäften vielleicht bis auf den Gefrierpunkt abgekühlt. Der Krieg von 1812 hat in dieſer Beziehung den Engländern unſäglichen Schaden, den Amerikanern unberechenbaren Nutzen gebracht. Er lehrte ſie ſich ſelbſt kennen, den Nationalgebrechen bei Zeiten ſteuern und war zugleich eine harte Prüfung ihres Muths und ihrer Standhaftigkeit. Dießmal kämpften ſie allein gegen Englands Uebermacht; es war ein zweiter Unabhängigkeitskrieg mit ähnlichen, vielleicht noch größeren Folgen: denn die Vereinigten Staaten befeſtigten ſich dadurch nicht nur im Beſitz des bereits Erworbenen, ſondern dehnten ihre Beſitzungen auch nach Weſten und Süden aus und legten dadurch den Grund zu noch größeren Gebietserweiterungen.

Hier zeigte ſich das Genie Jackſons in ſeiner ganzen Größe. Kein Amerikaner kannte wie er den Weg zum Herzen des Volks, keiner verſtand ſo durch perſönliches Beiſpiel Vaterlandsliebe, Muth und Ehrgeiz in ihm zu wecken. In allen Richtungen waren die in Eile zuſammengerafften amerikaniſchen Truppen geſchlagen worden, feindliche Indianerſtämme waren in das Gebiet der Union eingefallen und hatten die jungen Niederlaſſungen geplündert, die Milizen waren entmuthigt und ohne Anführer und alle Mannszucht aus dem Heer verſchwunden. Es war den Engländern gelungen faſt alle Indianerſtämme gegen die Amerikaner zu vereinigen, um einen letzten entſcheidenden Schlag für ihre Unabhängigkeit zu wagen. Der Prophet Tecumſeh war unter ihnen aufgeſtanden und predigte überall mit Begeiſterung die Einigkeit der rothen Stämme gegen die ſteigende Uebermacht der weißen Bevölkerung. Von allen Stämmen ſtrömten Krieger herbei den letzten verzweifelten Kampf für ihre Unabhängigkeit zu wagen; Cherokeſen, Creeks, Choctaws und Chickaſaws waren bereits in Teneſſee und Kentucky eingefallen und an der canadiſchen Gränze bot ihnen der engliſche General Proctor die Hand. Nur auf dem Meer kämpfte noch das Sternenbanner der Union glücklich gegen England, das ſo eben ſiegreich aus dem Kampfe mit Frankreich hervorging. — Als nun endlich die Kunde von der Erſtürmung des Forts Mimms in der Tenſawanſiedlung im damaligen Miſſiſſippiterritorium und der Niedermetzlung durch die Creekindianer von dreihundert Männern, Weibern und Kindern nach Teneſſee gelangte, richteten ſich alle Augen auf General Jackſon. Der Gouverneur des Staats bot 3500 Milizen auf und Jackſon ward ihr Anführer. — Obgleich durch einen Piſtolenſchuß den er im Zweikampf am linken Arm erhalten, ſchwer verwundet, gab er doch ſogleich den Befehl zum Aufbruch.

„Schon ſtehen Heereshaufen der feindlichen Creeks,“ heißt es in ſeiner Proclamation vom 4 October 1813, „an euern Gränzen. Das Scalpirmeſſer wartet auf eure Weiber und Kinder. Die Zeit iſt koſtbar. — Wir müſſen den Ort unſerer Beſtimmung erreichen oder wir werden ihn mit dem Blut unſerer Bürger bedeckt finden. Die Geſundheit eures Generals iſt hergeſtellt, er wird in Perſon commandiren.“

Sogleich ſandte er den Oberſten Coffee mit fünfhundert berittenen Jägern voraus nach Huntsville. Dort ſollte er warten bis General Jackſon mit der Infanterie nachkam, um gemeinſchaftlich mit der Garniſon des Forts Upton, das linke Miſſiſſippiufer zu vertheidigen. Als aber die Truppen welche General Jackſon perſönlich anführen ſollte, am bezeichneten Ort ankamen, war der Geſundheitszuſtand Jackſons ſo gedenklich geworden daß ſein Adjutant, Major Reid, ſeine Adreſſe an die Truppen vorleſen mußte. Darin war es hauptſächlich auf Herſtellung der Mannszucht abgeſehen, und groß muß die Popularität eines Milizengenerals geweſen ſeyn, der den Wildfängen des Weſtens ſolche Geſetze zu geben wagte und die Befolgung derſelben erlangte.

„Die Wachen,“ hieß es in der Proclamation, „werden um zehn Uhr ihre Poſten einnehmen. Kein Marketender darf unter den im Kriegsrecht vorgeſchriebenen Strafen ohne ſchriftliche Erlaubniß eines Officiers geiſtige Getränke an die Soldaten verkaufen. Kein Bürger darf nach dem Zapfenſtreich bis zur Reveille die Wachen paſſiren. Betrunkene Officiere werden mit Arreſt belegt; über betrunkene Soldaten ſoll Standrecht gehalten werden. Bei der Reveille werden ſich alle Officiere und Soldaten mit ihren Waffen und Accoutrements auf den Paradeplatz begeben; dort iſt Schweigen, die erſte Pflicht des Soldaten, ausdrücklich befohlen. Kein Officier oder Soldat darf ohne Erlaubniß außer dem Lager ſchlafen.“

Am 7 October erſchien General Jackſon ſelbſt im Lager, fand aber weder die gehoffte Zahl der Soldaten, noch die ſo nothwendigen Kriegs- und Mundvorräthe für den Feldzug. Er erließ daher ungeſäumt die nöthigen Befehle an ſeine Brigadegeneräle ihre reſpectiven Quoten ſogleich einzuſenden. Während der Zeit aber traf die Nachricht ein daß ungefähr 1000 Indianerkrieger die Gränzen von Georgien *) überſchritten hätten und mit ihrem Nachzug die Forts Huntsville und Hampten bedrohten. Auf dieſe Nachricht beſchloß Jackſon, ohne die Ergänzungen ſeines kleinen Heeres abzuwarten, dahin aufzubrechen. Um neun Uhr früh war die ganze Colonne in Bewegung und um acht Uhr Abends war ſie in Huntsville, 32 engliſche Meilen von Naſhville, angelangt. — Noch dieſelbe Nacht wollte er über den Tenneſſeefluß ſetzen. Da aber die Indianer inzwiſchen eine andere Richtung eingeſchlagen hatten, ließ er ſeine Truppen die Nacht hindurch ruhen. Am folgenden Morgen wurde der Marſch fortgeſetzt und der Teneſſee bei Ditto's Landing überſchritten; Abends vereinigte ſich die Colonne mit dem Regiment reitender Jäger, welches Tags zuvor unter dem Befehl des Oberſten Coffee eine Anhöhe in der Nähe des Fluſſes in Beſitz genommen hatte. Von hier aus eröffnete Jackſon den Feldzug. Oberſt Coffee wurde mit 700 Mann vorausgeſchickt, um am Schwarzenkriegerfluß der ſich in den Tombigbee

*) Damals hatten die Irokeſen und Creeks noch große Ländereien im Weſten dieſes Staates, jetzt ſind ſie, nach dem von Jackſon entworfenen Plan, alle nach dem Weſten des Miſſiſſippiſtroms übergeſiedelt.

Digitized by Google

ergießt, vorzudringen und die Dörfer und Niederlaſſungen der dort hauſenden Creekindianer zu zerſtören. Durch die Vollziehung dieſes Befehls wurde der Krieg wieder zurück in das feindliche Territorium geſpielt, zugleich aber die nöthige Zeit zur Einübung der Truppen und zum Gewöhnen derſelben an Mannszucht gewonnen, ohne welche keine Hoffnung auf Erfolg denkbar geweſen wäre. Jetzt aber hatte Jackſon mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen — nämlich mit dem Mangel an Kriegs- und Mundvorräthen. Die Lieferanten blieben aus, die Gouverneure der verſchiedenen Staaten, welche General Jackſon in dieſer Beziehung wenigſtens Beiſtand verſprochen, zögerten mit der Erfüllung ihres Verſprechens, die Generale ſeiner und anderer Militärdiviſionen brachten keine Unterſtützung; ja ſogar angeſehene Privatperſonen welche dem General ihr Wort gegeben, ihn wenigſtens mit Mundvorräthen zu unterſtützen, ſchienen um die Erfüllung desſelben ſich nur wenig zu kümmern. Auf ihrem ganzen Marſch, verſichern glaubwürdige Quellen, konnten die Truppen kaum zwei vollſtändige Rationen auftreiben.

Während man nun auf Kriegs- und Mundvorräthe harrte, erſchien Thelocta, der Sohn Chinnaby's, des Häuptlings der den Amerikanern freundlichen Creeks, in ſeinem Lager und flehte um Hülfe und Entſatz ſeines Vaters der, in ſeinem Fort von feindlichen Stämmen eingeengt, nur noch wenige Tage Widerſtand leiſten könne. Jackſon ſah ein daß es ſich hier darum handelte den freundlich geſinnten Indianern zu zeigen, daß die Vereinigten Staaten den Willen und die Kraft beſitzen ihnen beizuſtehen, und beſchloß daher ſogleich ſeinen rothen Alliirten zu Hülfe zu eilen. Mit Proviant für drei Tage brach er nach Thompſon Creek auf, zog über mehrere zu jener Zeit noch nicht überſchrittene Berge und gelangte am 22 October an die Mündung des Creeks in den Tenneſſee, 24 engliſche Meilen oberhalb Ditto's Landing. Hier war es ſeine Abſicht ein Kriegsdepot anzulegen; aber von Lieferanten und Verwaltungsbeamten im Stich gelaſſen, blieb ihm nichts Anderes übrig als an ſeine perſönlichen Freunde, worunter auch der Gouverneur von Georgien ſich befand, zu ſchreiben, um durch Privatmittel zu erreichen was ihm der Staat und ſeine Mitbürger feierlich verſprochen hatten. — Während er auf Antwort wartete erſchienen zwei von dem freundlichen Cherokeſenhäuptling Pfadetödter (pathkiller) abgeſandte Läufer (runners) und meldeten daß der Feind (die ganze männliche Bevölkerung von neun Flecken) ſich in der Gegend der zehn Inſeln aufgeſtellt habe und die freundlich geſinnten Creeks und Cherokeſen anzugreifen drohe.

Jetzt fühlte Jackſon daß der Augenblick der Entſcheidung gekommen war, daß er nur durch eine Schlacht ſeine Alliirten retten, den Muth des Feindes herabſtimmen, ſich ſelbſt aber einen ehrenvollen Rückzug offen halten könne. Ohne weitere Verſtärkungen, Lebensmittel oder Kriegsvorräthe abzuwarten entſchloß er ſich zum Angriff; vorher aber erließ er folgenden Tagsbefehl an ſeine Truppen:

„Waffenbrüder! Ihr ſeyd jetzt bis ins Herz des Gebiets eurer Feinde vorgedrungen. Sie werden die Grabſtätte ihrer Väter nicht verlaſſen ohne euch Gelegenheit zu geben euren Muth und eure Tapferkeit zu bewähren. Die Verſtändigen unter euch werden ſo etwas nicht erwarten, die Tapfern es nicht wünſchen. . . . . Barbaren ſind es mit denen wir es hier zu thun haben. Sie rechnen darauf euch im Schlafe zu überfallen; aber unſere Wachen werden nicht ſchlafen, unſere Soldaten zum Kampf nicht unvorbereitet ſeyn. Unſere Soldaten werden *mit den Waffen in der Hand* ſchlafen. Der Feind rechnet vielleicht darauf durch ſein ſcheußliches Geſchrei (war whoop) mit dem er jede Schlacht beginnt, Furcht und Schrecken in unſeren Reihen zu verbreiten; aber brave Burſche lachen zu ſolchen Thorheiten. Mit Bellen und Schreien ſchlägt man keine Wunden. Ihr werdet dieſen lärmenden Streitern zeigen wie ohnmächtig ihre Waffen ſind wenn man ſie mit den Bajonnet angreift. Welche Indianer haben je dem Bajonnet Widerſtand geleiſtet? . . . . . Soll ein Feind ganz ohne militäriſche Disciplin, welcher ſich mehr auf ſeine Schreckensgeſichter und ſein ſcheußliches Geheul als auf die Tapferkeit mit der er die Waffen führt, verläßt, ſoll ſo ein Feind die eingeübte Jugend unſeres Landes, deren Bruſt für Ehre glüht, die den Tod ihrer Brüder zu rächen hat, vor ſich hertreiben? Euer General würde ein ſolches Schauſpiel nicht überleben, er würde ſich unter die Feinde ſtürzen und ſein Haupt dem Scalpirmeſſer preisgeben.“

Dieſe Proclamation war unſtreitig ein Meiſterſtück von Beredſamkeit. Alle Zweifel welche die Armee Jackſons an ihrem Sieg haben konnte, ſind darin beantwortet; Alles was Ehrgefühl, Tapferkeit, Muth erwecken und ſtärken kann, iſt darin ausgedrückt. Man ſieht, Jackſon kannte ſein Heer und ſeine Gegner. Wie Marius einſt die Römer an die Geſänge der Deutſchen, ſo wollte er die Angloamerikaner an das durchdringende Kampfgeſchrei der Indianer gewöhnen. Er wollte ihnen Zutrauen zu ſich ſelbſt einflößen, ſie aber zugleich auf alle Gefahren welche ihnen drohten, aufmerkſam machen. Jackſon war der einzige wahrhaft erfolgreiche General gegen die Indianer; er allein verſtand ihren Muth zu brechen und ſie in geregelten Schlachten zu beſiegen, wozu ſie kein anderer vor oder nach ihm zwingen konnte. Der Krieg in Florida gegen ein Häuflein von Seminolen koſtete der Regierung nahe an 40 Millionen Dollars und wurde zuletzt doch nur durch eine nicht völlig ehrenhafte Kriegsliſt beendigt. Die Kriegsliſt der Indianer beſteht darin ſich in den Hinterhalt zu legen und durch plötzliche, meiſtens nächtliche Ueberfälle große Vortheile über einen überlegenen Feind davon zu tragen, jedes regelmäßige Treffen aber durch ſchnelle Flucht auf unwegſamen Pfaden abzulehnen. Jackſon ſuchte ſie in ihren Schlupfwinkeln auf, zwang ſie zur Schlacht und tödtete Hunderte auf einmal. Er ſprach ſelten vom *Krieg* gegen die Amerikaner, wohl aber von ihrer nothwendigen „*Ausrottung*.“

General Jackſon ließ dem Indianerhäuptling Pfadetödter durch ſeine Läufer melden daß er ſich ſogleich nach Cooſa begeben wolle, und ihn bitte Spione auszuſenden um die Zahl und Stellung des Feindes zu ermitteln. „Die feindlichen Creeks,“ ließ er ihm ſagen, „werden dich nicht angreifen bis ſie mit mir einen Strauß gehabt, und der, denk' ich, wird ihnen die Kampfluſt auf lange Zeit benehmen.“ Sodann ließ er um Mundvorrath bitten. „Ich will ja,“ ſagte er, „Alles gern bezahlen und mein Dank ſoll dir noch überdieß werden. Ich brauche türkiſchen Weizen (Indian corn), werde aber alles annehmen was das Leben friſten kann.“

Jetzt marſchirt Jackſon an der Spitze ſeines kleinen Heerhaufens nach den zehn Inſeln und von dort nach Cooſa, nachdem der alte Chinnaby, Häuptling der freundlichen Indianer, früher zu ihm geſtoßen war und Bericht über die Stellung des Feindes abgeſtattet hatte. Am 28 October wurde Littafutchee-Town am Canoecreek angegriffen und zerſtört und 29 Indianer (Männer, Weiber und Kinder) zu Gefangenen gemacht; den Tag darauf aber, nachdem die Reſerve zu ihm geſtoßen, ließ er eine andere Niederlaſſung der Indianer, Tallushatchee, mit dem Bajonnet angreifen. Der Widerſtand, berichteten Augenzeugen, war verzweifelt. Die Indianer kämpften nach der Erſtürmung ihres Lagers ſtehend, knieend, ſitzend und zuletzt noch liegend gegen die vordringenden Jackſon'ſchen Jäger. Keiner flehte um Gnade. 180 blieben auf dem Platz.

Digitized by Google

Nur die Weiber und Kinder wurden zu Gefangenen gemacht. Jetzt ließ Jackſon auf den zehn Inſeln Magazine anlegen die er mit Blockhäuſern und Zeltpflöcken umgab; er ſelbſt brach mit dem größern Theil ſeiner Truppen nach Tallapooſa auf, wo die Hauptmacht der Indianer ſchlagfertig ſtand. Dort angelangt ſchrieb er an den Diviſionsgeneral White ſo ſchleunig wie möglich zu ihm zu ſtoßen, erfuhr aber zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen daß derſelbe ſtatt ihm, nur den Befehlen des Generals Cocke gehorche, welcher einen andern Theil der Milizen am Tenneſſee commandirte. General Cocke war aber mit ſeinen Officieren dahin übereingekommen daß man General Jackſon nicht weiter unterſtützen dürfe, weil erſtens derſelbe keine Lebensmittel für ſeine eigenen Truppen habe, und weil zweitens nicht abzuſehen daß er die Indianer einholen, ſie zur Schlacht zwingen und ſie beſiegen werde. Bis zum 7 November wartete Jackſon auf Verſtärkungen; als aber Abends ein Bote der freundlich geſinnten Indianer die Ankunft des Feindes meldete, der ſich in der Gegend von Talladega verſchanzt hatte, beſchloß er ſofort den Angriff. Er brach Nachts um 12 Uhr mit 1200 Mann Infanterie und 800 Jägern zu Pferd auf und ſetzte über den Fluß, zu welchem Ende jeder Jäger einen Infanteriſten mit aufs Pferd nehmen, 400 Mann aber zum zweitenmal den Fluß paſſiren mußten um die übrigen Infanteriſten nachzuholen. Am folgenden Tage wurde der Marſch bis ſpät in die Nacht fortgeſetzt. Als er nur noch 6 Meilen vom Feind entfernt war, erfuhr General Jackſon erſt daß General White nicht zu ihm ſtoßen werde. Dieſe Nachricht verbarg er ſorgfältig ſeinen Truppen und gab ſogleich den Befehl zum Angriff. Dieſer erfolgte um 4 Uhr Morgens in drei Colonnen Infanterie, drei Colonnen Cavallerie und zwei Reihen Plänkler auf jedem Flügel. Durch das Geſchrei der Indianer, wie Jackſon vorausgeſehen, erſchreckt flohen die Milizen und ſtürzten ſich in größter Unordnung auf die Reſerve. Hier aber ſtand Jackſon mit dem Kern ſeiner Truppen und den berittenen Jägern und entſchied in kurzer Zeit die Schlacht. Dreihundert Indianer blieben auf dem Platze, ſechshundert wurden auf der Flucht getödtet. Von den Amerikanern waren nur hundert gefallen. Die freundlichen Indianer die bereits, in ihrem Fort eingeſperrt, kein Waſſer mehr hatten, theilten bei ihrem Entſatz willig die wenigen Mundvorräthe mit ihren Befreiern.

Aber auch aus dieſem Sieg konnte General Jackſon aus Mangel an Mundvorräthen keinen Nutzen ziehen; denn wie konnte er, ohne ſein Heer dem Hungertode preiszugeben, es wagen den Feind zu verfolgen? Er beſchloß daher, obwohl ungern, nach Fort Strother, wo er ein Kriegsdepot angelegt hatte, zurückzukehren; wie erſtaunte er aber als auch hier keine Lieferungen angekommen waren! Die Kranken waren bisher von den Mundvorräthen des Generals und ſeiner Stabsofficiere, die derſelbe auf eigene Rechnung hatte kommen laſſen, ernährt worden, was zwar Jackſon ſelbſt anbefohlen hatte, was ihn aber doch jetzt, wo auch die Truppen ohne Mundvorräthe waren, in die größte Noth verſetzte. Nichts war übrig geblieben als etwas Zwieback. Dieſen theilte er mit ſeinen Soldaten, ließ die von den freundlichen Indianern zum Geſchenk erhaltenen Büffel ſchlachten, vertheilte Alles und ſchlich erſt ſpät hin den Abfall zu ſammeln, um für ſich und ſeinen Stab eine Mahlzeit bereiten zu laſſen.

Dieſer Feldzug Jackſons gehört überhaupt zu den merkwürdigſten in der ganzen Kriegsgeſchichte, und verglichen mit ihm iſt ſelbſt die Schlacht von Neuorleans von weniger Bedeutung. Jackſon ſtand an der Spitze einer undiſciplinirten Truppe die er ſelbſt erſt zu Soldaten bilden mußte, er ſtand einem klugen, vorſichtigen, mit allen Tugenden eines barbariſchen Heldenſtammes ausgeſtatteten Feind gegenüber und mußte dieſen Feind in ſeinen Schlupfwinkeln aufſuchen. Die ganze Zeit bivouakirte er in Wäldern, Sümpfen und Moräſten, und kämpfte fortwährend mit Hunger, Durſt und allen Widerwärtigkeiten der vorgerückten Jahreszeit. Nur die Standhaftigkeit, Ausdauer und der unbezwingbare Wille des Generals konnten unter ſolchen Umſtänden zum Sieg führen.

Bis jetzt hatte Jackſon bloß mit äußerlichen Uebelſtänden zu kämpfen gehabt, dazu kam aber jetzt die Unzufriedenheit der Truppen. Umſonſt war ſein eigenes heroiſches Beiſpiel von Enthaltſamkeit. Man erzählt daß ein mißvergnügter Soldat, der General Jackſon auf dem Gras hingeſtreckt etwas aus der Taſche eſſen ſah, im Vorbeigehen halb hörbar vor ſich hin murmelte: Ja die Anführer haben noch zu eſſen; aber die Soldaten müſſen hungern. „Komm, mein Sohn,“ rief ihm Jackſon zu, „und laß deinen General mit dir theilen.“ Dabei griff er in die Taſche und reichte ihm eine Handvoll Eicheln hin womit er ſelbſt ſich den Hunger geſtillt hatte. Natürlich bat der Soldat ſeinen Feldherrn reumüthig um Vergebung. — Solche Beiſpiele wirkten auf einen Tag oder zwei; aber der Hunger iſt ein beſtändiger Mahner der zuletzt durch alle Mannszucht bricht. Die Milizen beſchloſſen gegen den Willen ihres Generals heimzukehren und hatten bereits den Tag des gewaltſamen Aufbruchs feſtgeſetzt; aber General Jackſon ließ ſie von den Freiwilligen umringen und zwang ſie zum Stillſtehen. Den folgenden Tag waren auch die Freiwilligen vom Geiſt des Widerſtandes angeſteckt und verlangten in Gemeinſchaft mit den Milizen die Heimkehr. Auch dieſen zweiten Aufruhr dämpfte er durch ſeine große Perſönlichkeit theils mit Zureden, theils mit Drohungen; nur die Cavallerie mußte er vier Wochen entlaſſen um die ausgehungerten Pferde graſen zu laſſen, nahm jedoch den Officieren und Unterofficieren das Ehrenwort ab, nach Verlauf dieſer Zeit in ſein Lager zurückzukehren. Endlich erhielt General Jackſon die erfreuliche Nachricht daß ein großer Transport angelangt ſey und ſofort eheſtens in ſeinem Lager eintreffen werde. Dieſe fröhliche Botſchaft theilte er ſogleich ſeinen Soldaten mit; aber das war Oel ins Feuer gegoſſen: Officiere und Soldaten wollten nach Fort Depoſite ziehen. Jackſon wollte um jeden Preis das eroberte Gebiet behaupten; aber die Officiere der Freiwilligen hielten Kriegsrath, in dem ſie einſtimmig beſchloſſen nach Fort Depoſite zurückzukehren, „weil von dieſem Rückzug die Sicherheit der Armee abhänge.“ Da gab endlich Jackſon dem General Hall den Befehl dahin aufzubrechen und die Escorte zu befördern. Die Milizen ließen ſich bereden noch zwei Tage zu verweilen, nach welchen General Jackſon ihnen verſprach ſie in Perſon zurückzuführen, im Fall die Mundvorräthe noch nicht angekommen ſeyn ſollten. Der Eindruck der Rede die er bei dieſer Gelegenheit an die Truppen hielt, war ſo groß daß das zweite Regiment der Freiwilligen im Lager blieb und General Hall nur mit der Hälfte ſeiner Colonne aufbrach. Nach zwei Tagen mahnten ihn die Milizen an ſein gegebenes Verſprechen. Dieß mußte er als Mann von Ehre natürlich halten; aber mit gepreßtem Herzen rief er aus: „Wenn ich nur zwei Menſchen hätte die mir beiſtünden, ſo wollte ich dieſen Platz nicht dem Feind überlaſſen.“ — „Einer iſt da,“ rief Hauptmann Gordon, „wir wollen ſehen daß wir den Zweiten finden.“ Hierauf durchſchritt er das Lager und kehrte in fünfzehn Minuten mit 109 Unterofficieren und Soldaten zurück. Dieſen überließ Jackſon die Vertheidigung des Forts und brach ſodann mit dem Reſt ſeiner Truppen nach Fort Depoſite auf. Früher war er indeſſen ſo klug ihnen das Verſprechen abzunehmen ſogleich wieder umzukehren, wenn ſie dem Transport von Lebensmitteln auf dem Marſch begegnen ſollten. Die Folge zeigte wie weiſe dieſe Vorſicht

Digitized by Google

war. Kaum hatte die kleine Schaar zwölf engliſche Meilen zurückgelegt, ſo ſtieß ſie auf einen Zug Rinder. Jackſon ließ ſogleich Halt machen, abkochen und ſchickte ſich nach eingenommener Mahlzeit zum Umkehren an. Aber jetzt verweigerten die Truppen den Gehorſam. Die Soldaten machen ſich auf den Weg nach Fort Depoſite, eine Compagnie iſt bereits auf dem Weg, andere drohen zu folgen. Da ſpringt General Jackſon auf ſein Pferd, eilt dem Zuge nach, erreicht ihn, ſtellt ſich mit geladenen Piſtolen an deſſen Spitze und verſichert den aufrühreriſchen Soldaten, ihr Weg gehe nur über ſeine Leiche. Sein Adjutant, Major Reid, und General Coffee waren mit einigen treu gebliebenen Compagnien Jackſon nachgeeilt und beſetzten im Nu alle Auswege. Jetzt befahl General Jackſon ſeinen Getreuen ohne weiteres Feuer zu geben, wenn der Zug noch einen Schritt vorwärts mache. Doch dazu ließ es letzterer nicht kommen, und ſo war der Aufruhr momentan gedämpft. Aber ins Lager zurückgekehrt, reizten die Aufrührer ihre Cameraden neuerdings zum Ungehorſam und in wenigen Stunden war jetzt die ganze Colonne auf dem Marſch. Jetzt riß General Jackſon dem nächſten Soldaten die Flinte aus der Hand, legte den Lauf derſelben auf den Kopf ſeines Pferdes und rief: „Laßt ſehen wem ſein Leben ſo wenig theuer iſt daß er es ſo leichtſinnig ſeinem General gegenüber aufs Spiel ſetzt!“ Major Reid und General Coffee folgten ſeinem Beiſpiel und einige zwanzig Soldaten, hingeriſſen von der Perſönlichkeit ihrer Anführer, thaten es nach. „Thut es mir nach,“ ſchrie Jackſon, „und ſchießt die Rebellen zuſammen wenn ſie ſich rühren! Ueberwältigen ſie uns, ſo ſterben wir wenigſtens am rechten Platz und in der Erfüllung unſerer Pflicht.“ Hierauf folgt ein dumpfes Schweigen, die Colonne wankt und bittet um die Befehle ihres Generals.

Aber General Jackſon hatte noch Schlimmeres zu bekampfen. Die Freiwilligen waren nach der Bill des Congreſſes nur auf zwei Jahre angeworben, jedoch mit der gewiß ſonderbaren Bedingung daß ſie, wenn ſie während dieſer Zeit *ein* ganzes Jahr vor dem Feind dienten, entlaſſen werden ſollten. Nun rechneten ſie dazu die Zeit die ſie auf ihrem Hin- und Rückmarſch von Naſhville nach Natchez verwendet hatten; ſo rechnete aber nicht der General. Zwar ſchrieb ihm der Oberſt der Freiwilligen daß, da am 10 December 1813 die Dienſtzeit ſeiner Soldaten aus ſey, er ſich genöthigt ſehe ſie nach Hauſe zu führen; er bedaure übrigens im Voraus die Scene die erfolgen müſſe, im Fall man ihrem Abmarſch ernſtliche Hinderniſſe in den Weg legen wolle. Jackſon antwortete: „Was für Scenen am 10 December 1813 aufgeführt werden ſollen weiß ich nicht; ich traue mir aber die Kraft zu meine Pflicht zu erfüllen. Ich kann in der Welt Alles ertragen, nur nicht Schimpf und Schande, und das was ich mir nicht gern ſelbſt aufbürde, damit will ich auch nicht gern Andere beläſtigen.“ — Am 10 war das Regiment der Freiwilligen zum Abmarſch bereit, aber in wenig Augenblicken von den Milizen umringt und von Geſchütz bedroht, das General Jackſon dicht vor der Fronte hatte auffahren laſſen. Gleich darauf erſchien er ſelbſt und forderte Gehorſam. Er ſtellte ihnen vor wie das Vaterland ihrer bedürfe, wie gerade jetzt Alles von ihrer Tapferkeit und Ausdauer abhänge. Umſonſt. „Wohlan,“ rief er endlich gelaſſen, „wir wollen ſehen wer der Stärkere iſt. Artilleriſten, greift zu den Lunten!“ — „Laßt uns umkehren,“ murmelte es in den Reihen der Soldaten; „Rechtsum kehrt euch!“ commandirten die Officiere. „Nicht ſo!“ rief Jackſon, „ein Jeder von euch muß ſein Verſprechen geben künftighin gehorſam zu ſeyn!“ Hierauf ſchritten die Officiere durch die Reihen und forderten den Soldaten das Verſprechen ab. Jeder nickte mit dem Kopfe, die Officiere wiederholten ihre Zuſage und verbürgten ſich für die Soldaten.

So dämpfte General Jackſon, nachdem er lange mit Hunger und Durſt gekämpft, einen Aufruhr um den andern; aber die Meuterei fing immer wieder von neuem an. Zwar wagte man nicht mehr den Aufruhr in Maſſe, deſto häufiger waren aber die Deſertionen. Jetzt fingen auch die Lebensmittel wieder an ſelten zu werden, ſo daß ſelbſt der Gouverneur von Tenneſſee an General Jackſon ſchrieb: er möchte ſeinen Plan, der ja doch unausführbar, endlich aufgeben. Alles dieß ſcheiterte an der Standhaftigkeit des Anführers. Statt nachzugeben, verſchärfte er die Diſciplinarſtrafen, ließ die widerſpenſtigen Officiere in den Kerker werfen und ließ zuletzt, um ein Beiſpiel zu ſtatuiren, über zwei ohne Erlaubniß aus dem Lager entwichene Bürgerſoldaten Standrecht halten und ſie ohne weiteres aufknüpfen. Dieſes Mittel wirkte und brachte von neuem Ordnung und Gehorſam in ſein Lager.

Bei ſeiner ſpäteren Präſidentenwahl ſuchten ſeine Gegner von dieſem Vorgang Nutzen zu ziehen, indem ſie ſogenannte „Sargzettel“ (Coffin hand bills) herumtrugen und an den Straßenecken anſchlugen, auf welchen zwei Särge mit den Namen der Gehenkten ſich befanden, mit der Ueberſchrift: „Gehenkt von General Jackſon nach dem zweiten Artikel des Kriegsgeſetzes“ — mit welchem Erfolg iſt bekannt.

Mit ſolchen Truppen eröffnete Jackſon bei einbrechendem Winter den zweiten Feldzug, griff das Fort Emmetſaw an, zerſtörte daſſelbe und drang unaufhaltſam bis an den Fluß Tallapooſa. In der Nähe des Hufeiſendorfes (Tohopeka) hatten ſich die Indianer mit Baumſtämmen verſchanzt. Dort kam es zur Schlacht. Jackſon griff mit dem Bajonnet an; der Widerſtand währte von Morgens bis Mitternacht. Endlich wurden die Werke erſtiegen, 500 Indianer blieben auf dem Platz, der Reſt verſuchte ſein Heil in der Flucht. Jackſon eilte ihnen mit dem Kern ſeiner Truppen nach, wurde aber durch das Anſchwellen der Flüſſe bei der Mündung des Cooſa in den Tallapooſa gezwungen Halt zu machen und die weitere Verfolgung aufzugeben. Indeſſen war der Widerſtandsgeiſt der Indianer gebrochen. Auf dem Hickory-Boden *), in der Nachbarſchaft ihrer Dörfer, verſammelten ſich die Häuptlinge und baten um Frieden. Dieſer wurde ihnen gewährt, doch mußten ſie ſich bis hinter das Fort William zurückziehen. „So habt ihr die Macht eines Stammes vernichtet,“ lautete die Proclamation des Generals Jackſon, „welcher zwanzig Jahre lang der Störer eures Friedens geweſen. Jetzt,“ rief Jackſon, „will ich euch zurück in eure Heimath führen.“ Es iſt wohl überflüſſig zu bemerken daß der Name »Old Hickory« den die Amerikaner dem General Jackſon beilegten, hier ſeinen Urſprung nahm.

Der unerwartete Erfolg dieſes Feldzugs zog die Aufmerkſamkeit der Bundesregierung auf den glücklichen Heerführer und 1814 trat Jackſon als Generalmajor in die Dienſte der Vereinigten Staaten. Man fürchtete damals für das ſüdliche Gebiet der Union und es erhielt General Jackſon den ſchwierigen Auftrag, die Mündungen des Miſſiſſippi zu bewachen. Mit Feldherrnblick befeſtigte er ſogleich das Fort Bowyer am Mobilefluß; es wurde wirklich ſchon am 15 September von den Engländern angegriffen, dieſelben jedoch mit Verluſt zurückgeworfen. Schon früher hatte Jackſon die Anzeige in Waſhington gemacht, daß Penſacola, im damals ſpaniſchen Florida, von engliſchen und

*) Hickory iſt eine amerikaniſche Eichenart.

Digitized by Google

ſpaniſchen Officieren wimmle welche ihnen ergebene Indianer in den Waffen übten; aber die Regierung ſcheint ſeiner Anzeige keine Folge gegeben zu haben. Am 29 Auguſt erſchien endlich jene berüchtigte Proclamation des engliſchen Agenten Edward Nicholls, der im Namen ſeiner Regierung Spanier, Franzoſen, Engländer und Italiener aufforderte, der amerikaniſchen Uſurpation (das war der Styl von 1814) ein Ende zu machen. Den Kentuckiern verſprach man ſogar großmüthig die freie Schiffahrt auf dem Miſſiſſippi, wenn ſie ſich von der Union losſagen wollten. Aber wie wenig kannte England die Amerikaner und wie ſehr überſchätzte es ſeinen Einfluß auf die Gemüther einiger Unzufriedenen!

„Eingeborene von Louiſiana!" hieß es in jener brittiſchen Proclamation, „Ihr werdet zuerſt aufgerufen den Heerd eurer Väter von einer treuloſen, ſchwachen, einfältigen Regierung zu befreien. (Wie ſchön hätte England ſie in Schutz genommen und wie herrlich blühte jetzt New-Orleans unter brittiſcher Verwaltung!) Europa iſt nun frei und glücklich: jetzt kommt England, um die ihm zugefügte Beleidigung in Amerika zu rachen. Zeigt der Welt daß ihr nicht Alle zuſammen ungerecht ſeyd! Laßt die Wenigen für ſich ſelbſt ſorgen, laßt die Sklaven der Tyrannei (die franzöſiſch geſinnte Partei) einen Geſandten nach Elba ſenden, aber jeder ehrliche aufrichtige Amerikaner wende ſich von ihnen mit Abſcheu."

Auf dieſe von Penſacola datirte Proclamation ſetzte ſich General Jackſon ſtatt aller Antwort ſogleich in Marſch nach jener Stadt. Ohne Kriegserklärung (dieſe abzuwarten wäre bei dem offenen Einverſtändniß der Spanier mit den Engländern lächerlich geweſen) griff er am 6 November 1814 die Stadt an, zerſtörte ſämmtliche Außenwerke und trieb mit dem Bajonnet Engländer, Spanier, Italiener, Civil- und Militärbeamte und den Erlaſſer der Proclamation ſelbſt aus derſelben hinaus, traf aber gleich darauf Anſtalten zur Vertheidigung von New-Orleans, wo er einen deſto ſicherern Ueberfall der Engländer befürchtete. Am 1 December 1814 war er bereits mit 2100 Mann vor der Stadt, und wie nöthig ſeine Eile geweſen, bewies die am 4 auf der Höhe von Penſacola erſchienene engliſche Flotte unter den Befehlen Lord Cochrane's. Am 23 kam es zwiſchen der kleinen amerikaniſchen Flotille im Lake Borgne und der engliſchen Flotte zum Kampf.

Die Amerikaner wurden nach tapferem aber vergeblichem Widerſtand gegen ſolche Uebermacht geworfen, wenige Stunden nachher die erſten 3000 Engländer ans Land geſetzt. General Jackſon entſchloß ſich ſogleich zum Angriff. „Was ſoll der Feind von uns denken," ſagte er, „der auf tauſend Meilen hinab unſere Küſte von allen Vertheidigungsanſtalten entblößt ſieht, der hier landet als ob der Boden brittiſch wäre? Er kann nicht anders als geradezu nach New-Orleans gehen, deſſen Befeſtigung noch nicht fertig, deſſen Einwohner großentheils feindlich gegen uns geſinnt ſind. Wir müſſen ihm einen Vorgeſchmack deſſen geben was ſeiner wartet: dieß wird ihn vorſichtig machen und uns Zeit verſchaffen." — Den heulenden Weibern und Kindern in New-Orleans ließ er durch ſeinen Adjutanten Livingſton ſagen: „daß er in Perſon commandire und daß der Feind nie in die Stadt dringen werde." Zugleich gebrauchte er aber auch die Vorſicht die Stadt in Blokadezuſtand zu erklären, ein permanentes Kriegsgericht einzuſetzen und die verdächtigen Bürger einſtweilen einſperren zu laſſen. Einer Fregatte und einem Schooner, welche die Regierung zu ſeiner Verfügung geſtellt hatte, gab er ſogleich Befehl, dem feindlichen Lager gegenüber Poſto zu faſſen. Der Plan war ſo entworfen: ein Kanonenſchuß des Schooners ſollte das Zeichen zum Angriff ſeyn, Jackſon wollte dann mit ſeinen Truppen vordringen und die Engländer unter die Kanonen der Kriegsſchiffe treiben. Die Ausführung dieſes Plans wurde jedoch theilweiſe dadurch verhindert daß für den Tiefgang der Fregatte zu wenig Waſſer da war, ſo daß nur der Schooner den von Jackſon bezeichneten Poſten einnehmen konnte. Auch kam das Feuer des Schooners zu früh und ſtatt des Signals eine volle Ladung. Die Engländer löſchten ſogleich ihre Wachtfeuer aus und zogen ſich auf Kanonenſchußweite vom Ufer zurück. Jetzt kehrten ſie den Schlachtplan um und griffen ihrerſeits die Amerikaner an. General Jackſon ſchlug ſie aber mit großem Verluſt zurück und trieb ſie mehr als eine Meile mit dem Bajonnet vor ſich her, von Hecke zu Hecke, von Graben zu Graben, bis ſie endlich in der Dunkelheit der Nacht hinter einem Damm des Miſſiſſippi Schutz fanden. Inzwiſchen waren die Engländer durch das Landen weiterer Truppen von ihren Kriegs- und Transportſchiffen bis auf 6000 Mann verſtärkt worden und Jackſon dachte nun ernſtlich an den Rückzug. Sein Zweck war erreicht. Die Engländer waren auf Hinderniſſe geſtoßen und vorſichtig gemacht worden; er gewann Zeit ſich zu verſchanzen und rettete dadurch die Stadt.

Drei Meilen oberhalb des Landungsplatzes der Engländer, wohin er ſich zurück gezogen hatte, ließ er noch in derſelben Nacht Verſchanzungen aufführen, beunruhigte aber das engliſche Lager von allen Seiten durch Plänkler und Scharfſchützen welche ſeine Schwäche verbargen und ihn in den Stand ſetzten mit den beiden Kriegsſchiffen welche der Präſident zu ſeiner Verfügung geſtellt hatte, die nöthigen Vorkehrungen zur Vertheidigung der Stadt zu treffen. Vier Tage und Nächte arbeitete er an den Verſchanzungen. Am 28 hatten aber auch die Engländer eine Batterie errichtet und fingen an das amerikaniſche Lager mit Bomben und Congreve'ſchen Raketen zu beſchießen. Aber Jackſon hatte indeſſen Zeit gewonnen die großen 24pfündigen eiſernen Kanonen von der unbrauchbar gewordenen Fregatte herbeizuſchaffen, und dieſe, von Schiffskanonieren bedient, brachten die Batterie der Engländer bald zum Schweigen. Ein Sturm auf das noch wenig befeſtigte Lager wurde von den Kanonieren des Schooners abgeſchlagen. Jackſon hatte nämlich ſein Lager ſo gewählt und der Schooner ſeine Stellung ſo genommen daß er mit ſeinen Kanonen den einzigen Fußweg beſtrich der zu den Fortificationen führte. Die Engländer verloren nur Mannſchaft ohne ihren Zweck zu erreichen. Zu bemerken iſt übrigens daß die Kanonen des Schooners von Bürgern, Soldaten und nur wenigen Schiffskanonieren (letztere lagen zum Theil im Jackſon'ſchen Lager verwundet) bedient wurden. Zwei Tage ſpäter erfolgte ein neuer Sturm, der auf gleiche Weiſe abgeſchlagen wurde. Indeſſen war das Heer der Engländer durch Verſtärkungen auf 9000, andere verſichern auf 14,000 angewachſen; Jackſons ganze Mannſchaft, mit Einſchluß des Daguin'ſchen Mulattenbataillons welches hier vortreffliche Dienſte leiſtete, zählte nicht mehr als 3000 Mann von allen Waffen; doch hoffte er auf Verſtärkungen aus Kentucky.

In New-Orleans hielt die geſetzgebende Verſammlung von Louiſiana gerade damals ihre Sitzungen die nicht wenig dazu beitrugen die Engländer mit dem Zuſtand der amerikaniſchen Angelegenheiten bekannt zu machen. Alles was im Jackſonſchen Lager vorging, wußten ſie; und nun kam es in der geſetzgebenden Verſammlung gar zur Frage: unter welchen Bedingungen man, um weiteres Blutvergießen zu verhindern, den Engländern die Stadt übergeben ſolle? Da ſchrieb General Jackſon an ſeinen Freund Claiborne, den damaligen Gouverneur von Louiſiana, er möchte ſich doch mit verläßlichen Leuten nach dem Standehaus auf den Weg machen und ſogleich bei Vorkommen der Frage die dafür ſtimmenden Glieder gefangen nehmen. Aber Claiborne mißverſtand Jackſon oder hielt es für beſſer die ganze Verſammlung ſofort zu ſchließen. Einem

Digitized by Google

Deputirten, der ins Lager kam um zu erfahren was Jackſon im ſchlimmſten Falle mit der Stadt zu thun gedenke, antwortete Jackſon: „Wenn ein Haar auf meinem Haupt wäre das von meinem Vorſatz wüßte, ſo würde ich es ausreißen und vergraben. Sagen Sie übrigens Ihrer ehrenwerthen Körperſchaft daß, wenn *ich* nach der Stadt komme, ſie eine warme Sitzung haben werden.“ Hierauf ließ Jackſon alle Häuſer der Stadt durchſuchen und alle Flinten, Piſtolen, Säbel u. dergl. für den Gebrauch ſeiner Soldaten wegnehmen. Ferner ließ er den ganzen Vorrath von Baumwolle behufs der Verſchanzung ins Lager abführen und alle waffenfähigen Männer von 18 bis 50 Jahren zu Militärdienſten ausheben. Einem Kaufmann, welcher zu ihm kam um ſeine Baumwollenſäcke zu reclamiren, ließ er von einem Sergeanten eine Flinte reichen, indem er ihn alſo anredete: „Keinem Menſchen ſteht es ſo wohl an dieſe Säcke zu vertheidigen als ihrem Eigenthümer; ich hoffe Sie werden ſich nicht von ihnen entfernen.“

Jetzt ließ Jackſon, um den Engländern ſeine Schwäche zu verbergen, eine zweite Reihe von Verſchanzungen parallel mit der erſten aufführen, hinter welcher er den unbewaffneten Theil ſeiner Mannſchaft beſtändig hin- und herſpazieren ließ; da die Communication zwiſchen den Parallelen, ſowie die mit den Bürgern der Stadt unter ſchweren Strafen verpönt war, ſo wußten Jackſons eigene Soldaten ihre Zahl nicht zu ſchätzen, und hielten ſich für ſtärker als ſie waren. Eine Partei verließ ſich auf die andere. Jackſon allein kannte den ganzen Zuſtand ſeines Lagers. Wie nothwendig ſeine Vorſicht war, und wie ſehr es in der von Frankreich acquirirten Provinz von Verräthern wimmelte, beweiſt unter anderem folgender Vorfall. Jackſon bewohnte ein kleines ſteinernes Haus auf dem rechten Flügel welches dem Feuer der engliſchen Batterien ausgeſetzt war. Hievon erhielt der Feind Kunde, und mit Tagesanbruch waren alle ſeine Kanonen auf dieſes Ziel gerichtet und die Wohnſtätte der Erde gleich gemacht. Aber Jackſon war ſchon um 4 Uhr Morgens bei den Schanzgräbern und die Engländer hatten ſich die Mühe umſonſt gegeben.

Endlich am 4 December kamen die Kentucky-Freiwilligen unter General Adair den Miſſiſſippi herabgeſchwommen. Es waren ihrer 2500; aber nur 400 davon hatten Flinten. Letztere wurden in der erſten, erſtere in der zweiten Parallele aufgeſtellt. Jetzt wurden aber auch die Wachen verdoppelt, um den Engländern welche von der Verſtärkung der Amerikaner Kunde erhalten, die ſchlechte Bewaffnung derſelben verborgen zu halten. Deſſen ungeachtet erfuhren ſie dieſes durch einen Ausreißer, und am 8 erfolgte der Sturm der Engländer auf die ganze amerikaniſche Linie. Der Feind beſtand aus Engländern die den Krieg auf der ſpaniſchen Halbinſel unter Wellington mitgemacht hatten, und die Generäle Sir Edward Packenham, Kean und Gibbs waren ſeine Führer. Ein dichter Nebel begünſtigte den Angriff, der von dem fortwährenden Feuer aller engliſchen Batterien unterſtützt wurde. General Jackſon ließ die Engländer bis auf Piſtolenſchußweite ankommen (das Commando war, nicht eher zu ſchießen bis man das Weiße in den Augen des Feindes ſehen könne), jeder Flintenlauf, jede Kanone hatte ihr beſtimmtes Ziel; auf einmal krachte es, und wie ein Blitz ſtand das amerikaniſche Lager wie in Flammen. Alle drei Generale, die jeder an der Spitze ſeiner Colonne den Angriff geführt, lagen hingeſtreckt auf dem Boden, der Commandirende ins Herz getroffen, die andern ſchwer verwundet; 3000 Engländer bedeckten das Schlachtfeld. General Lambert welcher jetzt das Commando übernommen, verſucht umſonſt die Weichenden von neuem in den Kampf zu führen, und ſendet zuletzt einen Parlamentär an Jackſon, um ſeine Todten zu begraben. Dieſer Waffenſtillſtand wurde ſpäter verlängert und am 18 ſchiffte der Reſt der engliſchen Truppen ſich ein und verließ die amerikaniſche Küſte. Kurz vorher ließ General Lambert den Ausreißer welcher ihm von der ſchlechten Bewaffnung der Jackſon'ſchen Truppen Kunde gegeben, als einen Verräther im Angeſicht des amerikaniſchen Lagers aufknüpfen.

Am 19 hielt General Jackſon ſeinen Einzug in New-Orleans, wo in der Kathedralkirche ein großes Tedeum abgeſungen wurde. Doch hielt Jackſon die Gefahr noch nicht für vorüber, und hob daher die Kriegsgeſetze die bis jetzt in der Stadt in Wirkſamkeit geweſen, nicht auf, ſondern ließ vielmehr mehrere Glieder der geſetzgebenden Verſammlung welche ſich früher für die Uebergabe der Stadt erklärt, einkerkern. Den Diſtrictsrichter, welcher dieſerhalb Jackſon zur Rede ſtellen und durch ſeine Gerichtsdiener arretiren laſſen wollte, ließ er ſelbſt von einem Sergeanten gefangen nehmen und ins Lager abführen; aber zwei Tage ſpäter erhielt er die Nachricht von dem zwiſchen den amerikaniſchen und engliſchen Bevollmächtigten zu Ghent abgeſchloſſenen Frieden. Jackſon legte ſogleich das Commando nieder und entließ die Gefangenen, wurde aber wegen Mißbrauch der militäriſchen Gewalt von den Civilrichtern der Stadt zu einer Geldbuße von 1000 Dollars verurtheilt. Jackſon bezahlte ſie ohne Widerrede, und vertheilte eine ähnliche Summe welche die patriotiſch geſinnten Einwohner zu dieſem Zweck mittelſt einer Subſcription zu einem Cent (dem hundertſten Theil eines Dollars) aufgebracht, unter die Wittwen und Waiſen der Gefallenen.

Ohne ſich weiter in die öffentlichen Angelegenheiten zu miſchen, kehrte Jackſon jetzt nach ſeinem Landgut in Tenneſſee, in der Gegend von Naſhville zurück, und lebte in ſtiller Zurückgezogenheit bis er im Jahr 1817 neuerdings von der Bundesregierung den Auftrag erhielt gegen die Seminolen-Indianer, welche in das Vereinigte Staatengebiet von Florida aus eingefallen waren, zu Felde zu ziehen. In aller Eile war ein Heer von Georgier Milizen und Tenneſſeer Freiwilligen zuſammengezogen, mit welchem er die Wälder von Florida durchzog, um den Feind, wie er dieß immer that, in ſeinen Schlupfwinkeln zu überfallen. Bald kam er den Aufwieglern, zwei Britten Namens Arbuthnot und Ambriſtee, auf die Spur und nahm ſie gefangen. Erſteren ließ er ſogleich aufhängen, den zweiten welcher ihm etwas ehrenhafter erſchien, bloß erſchießen. Drauf nahm er zwei ſpaniſche Forts und warf eine Beſatzung nach Penſacola. Da während dieſer ganzen Zeit die freundſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen der Krone Spanien und den Vereinigten Staaten nicht getrübt worden waren, ſo unterhandelte die amerikaniſche Regierung durch ihren Geſandten in Madrid ſofort um den Ankauf von Florida, welches General Jackſon bereits vollkommen militäriſch beſetzt hatte, und die ſpaniſche Regierung ließ ſich mit einigen Millionen abfinden. General Jackſon wurde zum Gouverneur des neuen Territoriums ernannt, organiſirte dasſelbe in aller Eile, legte ſodann ſeine Stelle nieder und kehrte auf ſein Landhaus in Tenneſſee zurück. Im Auguſt 1822 ſchlug ihn die geſetzgebende Verſammlung von Tenneſſee zum Candidaten für die Präſidentſchaft vor, ein Beſchluß welcher von den demokratiſchen Staaten, namentlich aber von Pennſylvanien mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde. Jetzt wollten ihn ſeine Gegner mit einem Geſandtſchaftspoſten nach Mexico abſpeiſen; aber Jackſon ſchlug ihn aus, und legte auch die Senatorwürde, mit welcher ihn der Staat Tenneſſee bekleidet hatte, nieder. Das Reſultat der Präſidentenwahl von 1824, bei welcher *vier* Candidaten ſich um das hohe Amt bewarben, war: Jackſon 99, Adams 84, Crawford 47 und Clay 31 Stimmen.

Digitized by Google

Jackſon hatte die größte Anzahl von Stimmen; aber durch Clay's Uebergang von der demokratiſchen Partei zu John Quincy Adams vereinigte ſich die Mehrheit der Stimmen zu Gunſten des letzteren, und Jackſon fiel dießmal durch. Deſto überwiegender war ſeine Majorität 1828, wo er mit 178 gegen 83 Electoralſtimmen über Adams den Sieg davon trug. Im Jahr 1832 wurde Jackſon wieder gewählt.

Seine Präſidentſchaft war ſeit Thomas Jefferſon's Zeiten die wichtigſte und folgenreichſte, und iſt als eine Fortſetzung des Kampfes zwiſchen Jefferſon und dem ältern Adams anzuſehen. Durch ſie wurde die demokratiſche Partei zur entſchieden herrſchenden in den Vereinigten Staaten, die Whigs verloren die Bank, einen großen Theil ihrer Corporationen und der damit verbundenen Rechte, die inneren Verbeſſerungen von Staatswegen, welche Jackſon als ein Mittel erklärte die einzelnen Staaten zu beſtechen, und eine Menge anderer Inſtitutionen die ſie gerne dem feudalen England nachgebildet hätten. Jackſon hatte eine rieſige Oppoſition zu bekämpfen, und hätte ſein Ziel nicht erreicht, wenn er nicht durch die Zurücknahme der Depoſitengelder aus der Vereinigten Staatenbank zuerſt die Geldmacht derſelben gebrochen, ſpäter aber durch ſein Veto ihres Freibriefs das Inſtitut ſelbſt vernichtet hätte. In der Zurücknahme der Depoſitengelder ſahen viele ſeiner eigenen Partei einen Gewaltſtreich. Doch hat die Geſchichte der Vereinigten Staatenbank und ihr unerhörter Bankerott das Verfahren des Generals wohl gerechtfertigt.

Jackſons auswärtige Politik war ſehr erfolgreich. Frankreich, Portugal und Neapel mußten an die Vereinigten Staaten bedeutende Entſchädigungsgelder für den ihrem Handel zugefügten Schaden bezahlen — Frankreich für die Mailänder Beſchlüſſe, Neapel für die den Amerikanern unter Joachim zugefügten Unbilden und Portugal für die Einkerkerung amerikaniſcher Matroſen und andere Gewaltſtreiche gegen die amerikaniſche Schifffahrt unter Dom Miguel. Die Zahlung Portugals erfolgte ſogleich nach Ankunft zweier amerikaniſcher Fregatten im Tajo. In Bezug auf Frankreich verwickelten ſich die Sachen, bis endlich General Jackſon erklärte, er wolle franzöſiſches Eigenthum zum Betrag von 25 Millionen Franken wegnehmen, wo er es fände. Frankreich, wie bekannt, verſtand ſich zur Zahlung, verlangte aber zuerſt eine Art Erklärung von Seiten der amerikaniſchen Regierung daß man Frankreich nicht habe beleidigen, viel weniger zwingen wollen. Wie dieſe Erklärung ausgefallen, iſt bekannt, weniger vielleicht die glückliche Carricatur die man in den größern Städten der Union bei dieſer Gelegenheit öffentlich feil bot. Sie ſtellt auf einer Seite des Meers den General Jackſon dar in Civilkleidern mit ſeinem großen breitkrämpigen Hut und Flor (den er ſeit dem Tod ſeiner Frau nie mehr abgelegt), wie er mit einer Hand einen Beutel von 25 Millionen haltend, mit der andern aber mit erhobenem Stock den König der Franzoſen, der auf der andern Seite des Meeres Poſto gefaßt hat, bedrohend ausruft: „Es iſt Zeit daß du mich bezahlt haſt, denn ſonſt beim Allmächtigen .....!“ Darauf verneigt ſich der König, der durch die langen Sporen und den Federbuſch, der ihm hinten zum Rock herausſieht, an den galliſchen Hahn erinnert, und ſpricht: „Kein weiteres Wort von Apologie, mein theurer General, ich bitte ganz gehorſamſt.“

Seit 1836 lebte Jackſon auf ſeinem Landgut in Teneſſee in völliger Zurückgezogenheit von allen öffentlichen Angelegenheiten, man könnte ſagen in drückender Armuth, wenn ein Mann wie Jackſon nicht Freunde gehabt hätte, die ſich gern für ihn aufopferten. Nicht ganz ein Jahr vor ſeinem Tode wurde, durch den Präſidenten John Tyler angeregt, eine Bill in den Congreß gebracht, welche die Rückzahlung des Strafgeldes von 1000 Dollars zu welchem er nach der Schlacht von New-Orleans von den dortigen Gerichten verurtheilt ward, ſammt ſechsprocentigen Zinſen aus Staatsmitteln beantragte. Sie ging einſtimmig durch und erhielt ſogleich die Zuſtimmung und Unterſchrift des Präſidenten. Auf den Anſchluß von Texas hat der ſterbende General Jackſon durch ſeine Briefe an den Herausgeber des Waſhington Globe überwiegenden Einfluß gehabt. Er war es der die zwar geringe, aber doch ſehr wichtige demokratiſche Oppoſition zum Schweigen brachte und dadurch den Kampf entſchied. Kurz vor ſeinem Hinſcheiden hatte ſich der Expräſident von Texas, General Houſten, ſein früherer Freund, zu ihm auf den Weg gemacht, um die Wünſche ſeines ehemaligen Beſchützers zu vernehmen, vielleicht auch um ſein Betragen zu rechtfertigen oder wenigſtens zu entſchuldigen. Er kam um zwei Stunden zu ſpät; Jackſon war bereits verſchieden. Er ſtarb am 8 Junius d. J. im Cirkel ſeiner Familie und Dienſtleute. Jackſon war tief durchdrungen von der Wahrheit der chriſtlichen Lehre. Kurz vor ſeinem Hinſcheiden nahm er von allen, auch ſeinen Negern die ſein Sterbebett umringten, Abſchied, und rief mit lauter, feierlicher Stimme: „Ich werde euch alle wiederſehen, ja (die Neger betrachtend) alle, Weiße und Schwarze.“ Seine letzte Bitte war ihn ohne alles Gepränge, namentlich ohne militäriſchen Prunk zur Erde zu beſtatten. Seit ſeinem Austritt aus der Armee, gleich nach dem letzten Seminolenkrieg, hat er nie wieder eine Uniform angezogen, ſelbſt bei großen militäriſchen Paraden welche ihm zu Ehren veranſtaltet wurden, erſchien er einfach im ſchwarzen Frack und weißen breitkrämpigen Quäkerhut. Das Soldatenſpiel war ihm ſtets zuwider, und während ſeiner ganzen Regierung kann man ihm nicht vorwerfen einen einzigen Militär begünſtigt zu haben. Die Armee wurde von ihm verringert, die Organiſation der Milizen geſetzlich vorgeſchrieben. Auf die Marine wurde große Sorgfalt verwendet, und die Malayen auf den Pfefferinſeln für den Raub den ſie an einem amerikaniſchen Schiff begangen, ſchwer gezüchtigt.

Kein Mann in den Vereinigten Staaten verband ſo viel Würde mit ſo vieler Vertraulichkeit. Jackſon pflegte auch während ſeiner Präſidentſchaft Morgens ſein kurzes Pfeifchen zu ſchmauchen, und dazu waren oft ſeine alten Freunde eingeladen; aber der feierliche Ernſt der ſelbſt bei ſeiner großen Vertraulichkeit auf ſeinem Geſicht ruhte, ließ ſie ihre Stühle in ehrfurchtsvoller Entfernung von ihm wegrücken. Oppoſitionsglieder wagten in ſeiner Gegenwart nicht von Politik zu ſprechen, und ſelbſt der Tadel ſeiner Feinde verſtummte bei denen die mit ihm perſönlich in Berührung kamen. General Jackſon war der treueſte, ausdauerndſte Freund, aber auch eben ſo ſchwer zu verſöhnen, wo er einmal Abneigung gefaßt hatte. Einſt ſagte man ihm, einer ſeiner Freunde, ein öffentlicher Beamter, ſey in ſeinem Diſtrict durch allerlei Dinge ſehr unpopulär geworden, und es wäre daher beſſer man ernennte einen Andern an ſeine Stelle. „Hat er denn gar keine Freunde mehr?“ rief Jackſon. „Keinen.“ „Nun dann ſagen Sie ihm gefälligſt, daß wenigſtens General Jackſon nicht aufgehört hat ſein Freund zu ſeyn.“ Gegen einen ſolchen Mann konnten die hohlen Parteiführer der Vereinigten Staatenbank freilich nur wenig ausrichten. „Wie gedächten Sie den Krieg mit Frankreich zu führen?“ fragte einer ſeiner Miniſter bei Gelegenheit der franzöſiſchen Kammerverhandlungen über die amerikaniſchen Forderungen. „Die Franzoſen“, antwortete Jackſon, „dürſten nach Kriegsruhm; ſie werden ſich nicht begnügen uns auf der See zu necken, ſondern eine Landung verſuchen; und dann wollen wir ſie ſchon ausſchmieren, daß ſie unſer gedenken werden.“ Man hat General

Digitized by Google

Jackſon oft vorgeworfen, er habe ein Küchencabinet, und folge zu ſehr den Eingebungen ſeiner Freunde. Dieß iſt jedoch gänzlich falſch. Kein Mann in der ganzen Union beherrſchte ſo vollkommen ſeine Umgebung als er; keiner zählte ſo ſicher auf ſeine Beliebtheit im Volke, und keiner hat ſich dabei ſo wenig verrechnet. Nur Jackſon konnte durch ſeinen großen politiſchen Einfluß die gefährliche Nullificationsdoctrin bewältigen, obwohl jetzt mehr als hinlänglich bewieſen iſt daß der durch und durch edle Charakter John C. Calhouns nichts weniger als eine Trennung der Union beabſichtigte.

Einen griechiſchen Sarkophag, den Commodore Elliot aus Syrien mitgebracht und General Jackſon zum Geſchenk gemacht hatte, ſchlug er aus; er wollte in einem einfachen Sarg neben ſeinem Weib begraben liegen. Sechstauſend Bürger gingen mit ſeiner Leiche, keine Trommel wurde gerührt, kein Soldat, kein Bürger war in Uniform. So wollte es General Jackſon. Einer ſeiner größten politiſchen Gegner hielt die Leichenrede, und alle Augen füllten ſich mit Thränen. Deſto prunkvoller waren die Leichenbegängniſſe welche ihm zu Ehren in allen Städten der Union ſtattfanden, wobei die Bürger durch dieſes Zeichen von Hochachtung gegen einen ihrer größten Männer ſich ſelbſt achteten. In New-York, Boſton, Philadelphia, Baltimore, St. Louis, Louisville und Cincinnati wurden bei der Ankunft der Nachricht von ſeinem Tode die Kaufläden geſchloſſen und Anſtalten zu einer allgemeinen Todtenfeier getroffen. Faſt überall dehnte ſich der Leichenzug auf drei, vier, wohl auch ſechs engliſche Meilen aus; Soldaten, Bürger, Advocaten, Aerzte, Geiſtliche, alle folgten dem Zug. In Philadelphia waren George M. Dallas, der jetzige Vicepräſident der Vereinigten Staaten, in New-York Daniel Webſter, einer ſeiner größten Gegner, ſeine Leichenredner. Kein Mann ſeit Waſhington ſtarb ſo allgemein betrauert als er. Alle gaben ihm das Zeugniß warmer aufrichtiger Liebe zum Vaterlande und der edelſten Selbſtaufopferung für allgemeine Zwecke. In der trockenen geldreichen, aber geiſtesarmen Zeit in der wir leben, war General Jackſon vielleicht der größte Romantiker, und ſein Leben wird vielleicht hundertfachen Stoff zu künftigen Romanen liefern. Wer weiß ob Cooper ſich nicht verſucht fühlt, damit den Anfang zu machen. Er hat noch nie reicheren Stoff bearbeitet.

General Jackſon war von hoher ſchlanker, aber ſchmächtiger Figur. Er maß genau 6 Fuß 1 Zoll und wog dabei nicht über 147 Pfund. „Wie wenig iſt das", meinte Cobbet, „verglichen mit dem Gewicht Georgs des Vierten!" Seine Augen waren blau, aber funkelnd, ſeine Stirne breit und außerordentlich hoch, das weiße Haar ſtand ſenkrecht auf dem Scheitel. Sein ganzes Weſen war ritterlich einfach; immer war er ernſt und feierlich. Eigene Kinder hinterließ er nicht, aber das Volk liebte er wie ein Vater ſeinen Sohn, und das Volk hing in kindlichem Vertrauen an ihm wie an ſeinem Vater.

Italieniſche Familien.

IV. Rinuccini.

Die Rinuccini haben nicht wie die Borgheſe und Albani Päpſte gehabt, denen ſie innerhalb weniger Jahre großen Glanz, hohe Würde, reiche Schätze verdanken; ſie haben nicht wie die Strozzi mit gewaltiger Hand kräftig, wenn gleich erfolglos, in die Speichen des Rades eingegriffen welches im raſchen Umſchwunge Glück und Unglück des Vaterlandes, eines dem andern folgen ließ. Aber ihre Geſchichte zeigt uns das Beiſpiel von Bürgern eines Freiſtaats die mit ſicherem Schritt, ſteter Anerkennung genießend, ihren Wohlſtand durch Fleiß und Ordnung mehrend, durch ruhige wie durch ſtürmiſche Zeiten gingen, nicht unthätig aber ebenſo wenig Parteihäupter, aller Aemter und Würden der Republik theilhaft und der Volksgunſt genießend ohne ſie zu mißbrauchen, tüchtige Staatsmänner, Geiſtliche, Krieger, Gelehrte, Dichter und Beförderer von Wiſſenſchaft und Kunſt, ihre Dienſte wie einſt von der Republik geehrt, ſo nachmals von ihren Fürſten, denen ſie mit muſterhafter Treue anhingen. Es iſt um ſo angenehmer und für die Kenntniß der ehemaligen öffentlichen wie namentlich häuslichen Verhältniſſe in Florenz um ſo erſprießlicher von den Rinuccini zu reden, da von verſchiedenen Mitgliedern der Familie Aufzeichnungen vorliegen die neben den Staatsangelegenheiten mancher perſönlichen Dinge gedenken.

Am Wege von Florenz nach Arezzo, nicht an der neuen Poſtſtraße welche auf dem rechten Ufer des Arno im Thale bleibt, bis ſie, fünfzehn Meilen von erſterer Stadt, in dem Flecken Incisa über den Strom ſetzt, ſondern an dem kürzeren aber weit beſchwerlicheren Wege, der gewöhnlichen Vetturinſtraße welche von dem Thore S. Nicolò aus an dem maleriſchen Hügel von S. Miniato vorbei über S. Donato alla Collina führt, ſieht man bei letztgenanntem Orte die prachtvolle Villa der Rinuccini, einſt ein Caſtell von zinnengekrönten Mauern im Viereck umſchloſſen, mit Baſtionen an den vier Enden: auch heutzutage noch mehr einer Burg denn einem Landſitz ähnelnd, mit einem hohen feſten Thurme der ſechs gewölbte Gemächer übereinander enthält, von deſſen mit Zinnen verſehener Spitze die Glocke tönt und zu welchem einſt eine Zugbrücke führte welche ſeit langen Jahren durch eine von Ziegeln erſetzt iſt. Einen hübſchen Contraſt mit dieſen mittelalterlichen Werken bilden die ſtattlichen modernen Gebäude in dem zugleich tüchtigen und anmuthigen Charakter toscaniſcher Villen, der ebenſo eigenthümlich iſt wie die ſtädtiſche Architectur und wie dieſe leider allmählich dem Vordringen einer nichtsſagenden nüchternen Eleganz, ohne wahre Schönheit wie ohne Geſchichte, weichen zu müſſen ſcheint. Jeder der toscaniſche Villen kennt, der

Digitized by Google

namentlich im Herbſte, wo die Glut des Sonnenſtrahles ſich etwas gemildert hat, Tage und Wochen in ihren hohen, gewölbten, kühlen Gemächern verlebt hat, wo der Weinſtock ſich emporrankt an den Eiſenſtäben des Fenſtergitters vor welchem „im dunkeln Land die Goldorangen glühn," der aus dem Garten oder von der Plattform des Thurmes den Blick hat ſchweifen laſſen über das paradieſiſche Land, ſey es in der Umgebung von Florenz oder in der von Siena, in der Ebene von Piſtoja oder unter den blühenden Factoreien des Chianathals: wird den unendlichen nicht zu beſchreibenden Reiz der Oertlichkeit in der jetzt noch großentheils unverſehrten Harmonie der Natur mit den Werken der Menſchenhände mit mir empfunden haben. — Von dieſem Caſtell bei S. Donato leiten die Rinuccini ihren Urſprung her. Auf der Altarſtaffel des für ein Werk Taddeo Gaddi's gehaltenen Bildes in ihrer Kapelle in Santa Croce zu Florenz ſieht man es abgebildet, wie es im 14ten Jahrhundert daſtand auf der Höhe die das obere Arnothal von der Florentiner Ebene ſcheidet. Es hieß ehemals Cuona oder Quona, ein Name den mehrere von einander nicht ſehr entfernte Ortſchaften tragen. Man glaubt die Familie ſey von demſelben Stamm mit jener die auch Da Quona oder nach einem benachbarten Caſtell Da Caſtiglivecchio (jetzt Zanchini-Ricaſoli) genannt ward, welcher einer der berühmteſten Männer von Florenz angehörte, Lapo da Caſtiglivecchio, vielleicht der größte Rechtsgelehrte welchen Italien in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts beſaß, von der Republik mehrfach zu Geſandtſchaften an Papſt und Fürſten gebraucht, in dem Pöbelaufſtand des J. 1378 als eines der Häupter der ariſtokratiſchen Partei verwieſen, worauf er nach Rom ging, dort zum Senator gewählt ward und bald nachher ſtarb. Die älteſten des Hauſes, welches nachmals den Namen Rinuccini annahm und behielt, kommen gegen Ende des 11ten Jahrhunderts vor und ſind durch Urkunden als Beſitzer von Quona nachgewieſen. Von ihnen iſt nichts zu ſagen und ich würde ſelbſt bei Lapo (Jacopo) nicht verweilen, der bei Gelegenheit des im J. 1279 auf Veranlaſſung des Cardinal Latino vor der Kirche Santa Maria Novella geſchloſſenen Vertrags zwiſchen den Gibellinen und Guelfen als einer der Bürgen genannt wird, hätte er nicht in den erſten Decennien des folgenden Jahrhunderts die ſchöne Kapelle in der Kirche Santa Croce geſtiftet welche immer noch der Familie gehört. Wenn man aus den Hallen des Gotteshauſes nach der Sakriſtei geht, kommt man an dieſer Kapelle vorüber, deren zierliches Eiſengitter die Inſchrift zeigt: Anno MCCCLXXI ad honorem nativitatis B. Mariæ Virginis et S. Mariæ Magdalenæ pro anima Lapi Rinuccini et descendentium — eine Inſchrift welche wohl den Namen des Stifters angibt, nicht aber die Zeit der Gründung, ſondern offenbar jene der Vollendung und Aufſtellung des Gitters. Hier iſt das Erbbegräbniß des Hauſes. Ueber dem Altar ſieht man das ſchon genannte, dem Taddeo Gaddi zugeſchriebene Bild in mehreren Abtheilungen mit gothiſcher Architectur, die Madonna mit dem Kinde und verſchiedene Heilige in ganzer und halber Geſtalt zeigend. Die Wände decken auf der einen Seite Darſtellungen aus dem Leben Mariä, auf der gegenüberſtehenden ähnliche aus dem Leben der Magdalena, wie die Tradition ſie zuſammengeſtellt hat. Heiligengeſtalten in verſchiedenartiger Anordnung zieren die Decke. Alle dieſe Wandmalereien werden gemeiniglich dem Taddeo Gaddi beigemeſſen, dem indeß manche, darunter der Freiherr von Rumohr, ſie abſprechen. Mag das nun ſeyn wie es wolle, und ſind auch die Fresken im vorigen Jahrhundert etwas ſtark reſtaurirt worden, ſo macht doch die ganze Kapelle, gut und ſorgſam unterhalten, einen ſo erfreulichen wie würdigen Eindruck, während ſie für die Kunſtgeſchichte der Giotto'ſchen Zeit nicht ohne Bedeutung iſt. An mehreren Stellen ſieht man das Familienwappen angebracht welches urſprünglich aus einer Querlinie von ſieben azurnen Rauten im ſilbernen Felde beſtand, denen ſpäter aus dem Wappen der neapolitaniſchen Anjou und durch deren Verleihung, das Zeichen der franzöſiſchen Secundogenitur, der dreizackige rothe Rechen, oben zugefügt ward.

Daß die Familie begütert war, geht aus der Erwähnung ihrer Verhältniſſe bis zur genannten Zeit hervor. Derjenige aber welcher ſie an Würde und Gütern bedeutend machen ſollte, war Francesco, im J. 1316 geboren, Enkel jenes Lapo der die Kapelle gründete. Er war ein wichtiger Mann in bewegter Zeit. Denn als er groß geworden unter der Pflege ſeines Großvaters, nahm er an allen öffentlichen Angelegenheiten den thätigſten Antheil, und dieſe Angelegenheiten führten ihn mitten ins tollſte Treiben der italieniſchen Politik. Kaum hatte Florenz der von Caſtruccio Caſtracane, dem heldenmüthigen Herrn von Lucca, ihm drohenden Gefahr, und der ſchlimmern welche häusliche Tyrannei unter dem Herzog von Athen ihm bereitete, ſich entzogen, ſo ging der Streit zwiſchen Adel und Volk, in welchem letzteres obſiegte, von neuem an und der hartnäckige Kampf mit Piſa, der mit den Visconti und dem Papſte, zu welchem die Stadt ungeachtet ihrer guelfiſchen Geſinnung durch die Intriguen und die Feindſchaft der päpſtlichen Statthalter in Italien gezwungen ward. Bei allen dieſen Ereigniſſen wurde Francesco gebraucht, als Magiſtrat, als Geiſel, als Commiſſär und Geſandter, namentlich aber wo es galt freiwillige wie Zwangsanlehen aufzubringen um die übermäßigen Kriegskoſten zu beſtreiten. Da mußte er mit Rath und That an die Hand gehen. Er hatte ſich dem Handelsſtande gewidmet wie die meiſten angeſehenen Florentiner ſeiner Zeit, wo das Kriegsweſen bereits nicht mehr von den Bürgern, ſondern von Soldtruppen betrieben wurde. Gegen das Ende ſeines Lebens waren die Rinuccini allen übrigen Familien der Stadt an Grundbeſitz überlegen. Daneben beſaß er viel bewegliches Gut. In allen Häfen des Mittelmeers bis nach der Levante hin hatte er Handelsgenoſſen und Schiffe welche ſeine Waaren hin und her führten. Die Wohnungen der alten und edlen Familie Caponſacchi, die man aus der göttlichen Komödie kennt und die als Gibellinen hatten in Verbannung wandern müſſen, dienten ihm zu Magazinen. Als er im J. 1381 ſtarb, hinterließ er außer reichen Waarenvorräthen und beträchtlichen Ausſtänden 180,000 Goldgulden baar, ein wie überhaupt ſo in Betracht des hohen Geldwerths der damaligen Zeit ſehr großes Vermögen. In jenem Jahr der wilden Unruhen und der Pöbelherrſchaft, deren ich bei Erwähnung Lapo's da Caſtiglivecchio gedachte, ſchuldete die Stadt ihm gegen 15,000 Goldgulden: dennoch wurde er verbannt, aber bald zurückgerufen. Bei Gelegenheit einer Geſandtſchaft mit welcher er zur Königin Johanna von Neapel geſchickt ward, ſoll der ſeltſame Auftritt vorgefallen ſeyn der in vielen Büchern erzählt wird, deſſen Wahrheit ich indeß dahin geſtellt laſſe. Nachdem der Geſandte ſeine Botſchaft ausgerichtet, bat er die Königin ihm einen Augenblick geheimen Zwiegeſprächs zu gewähren. Johanna blieb mit ihm allein: da erſuchte er ſie um ihre Gunſt. Ohne die Faſſung zu verlieren fragte ſie ihn lächelnd: ob dieß auch in den Inſtructionen ſeiner Republik ſtehe? Der Ausgang der Sache wird verſchiedenartig berichtet: ſo viel iſt gewiß daß Francesco Rinuccini ſeit jener Zeit den Rechen des Anjou'ſchen Wappens dem ſeinigen beifügte, vielleicht in dankbarer Erinnerung an die Königin. Von ſeinen Söhnen war Cino im Handel minder glücklich als der Vater, durch Gelehrſamkeit und Dichtertalent aber ausgezeichnet. Es gibt von ihm eine Ver-

Digitized by Google

theidigung Dante's, Petrarca's und Boccaccio's gegen ihre Verleumder. Seine Kinder ſahen die Zeit des Glücks und der Herrſchaft Coſimo's de' Medici, des Vaters des Vaterlandes. Deren Nachkommen erlebten den Untergang der Freiheit. Mehrere Rinuccini kämpften für dieſe Freiheit. Bernardo war es der den Auftrag erhielt Caterina de' Medici, die nachmalige franzöſiſche Königin, von dem Mediceiſchen Landſitz Poggio a Cajano, wohin Clemens VII ſie hatte bringen laſſen, als Geiſel nach der Stadt zurückzuführen; Benedetto war in der Schaar Francesco Ferruccio's, als dieſer den letzten Verſuch machte Florenz zu entſetzen, und bei Montemurlo, wo die Strozzi der Uebermacht des neuen Herzogs Coſimo unterlagen. Gefangen nach Civita Caſtellana gebracht, verdankte er ſeine Befreiung dem Edelmuth Pirro Colonna's dem er ſich ergeben hatte.

Der Mitglieder dieſer Familie ſind ſo viele, ſo zahlreich ſind die Zweige in die ſie ſich theilte und von denen jetzt nur einer noch beſteht, daß ich mich, mit Hintanſetzung des Genealogiſchen, auf Anführung der bedeutendſten Männer beſchränken muß. Zu dieſen gehört Alamanno, geboren 1419, geſtorben 1499, in der Kenntniß alter Sprachen nicht minder ausgezeichnet als in der Philoſophie, der Freund und Genoſſe der berühmten Männer welche in der ſchönen Zeit des Wiederauflebens alter Litteratur und Weltweisheit in Italien ſo beneidenswerthe Rollen ſpielen, des Donato, der Acciajuoli, des Landino, des Ficino, des Argyropulos u. A. welche ſich in ſeinem Hauſe zu gelehrten Geſprächen und zum Vorleſen ihrer Arbeiten zu verſammeln pflegten. Die Muße welche öffentliche und Privatgeſchäfte ihm ließen, wandte er ganz auf die Studien: außer eigenen Aufſätzen, Biographien, Reden, arbeitete er an Uebertragungen aus dem Griechiſchen, wie z. B. Plutarchiſche Lebensbeſchreibungen, Philoſtratus Leben des Apollonius von Thyana u. a. Gleich ſeinem Vater Filippo zeichnete er alles auf was ihm namentlich in Bezug auf heimathliche Verhältniſſe bemerkenswerth ſchien. In dieſen Aufzeichnungen findet ſich u. A. ſein Urtheil über den Charakter Lorenzo's de' Medici welches ich hieherſetze, um zu zeigen wie das Wirken dieſes Mannes, deſſen glänzende Gaben mit ſo vielen ſchlimmen Eigenſchaften gepaart waren, von verſtändigen, leidenſchaftloſen Zeitgenoſſen angeſehen ward die noch dazu in langjährigen freundſchaftlichen Beziehungen zum Mediceiſchen Hauſe ſtanden. Unſerer in Extremen ſich gefallenden Zeit war es vorbehalten in ihm das Muſter aller Bürgertugenden zu entdecken. „Lorenzo," ſagt Rinuccini, „war von Natur mit großem Geiſt und großer Klugheit begabt welche Erziehung und Uebung gemehrt hatten, ſo daß ich glaube er ſtand ſeinem Großvater Coſimo, einem gewiß ſehr verſtändigen Manne, in keinem Stücke nach. Sein Geiſt war gefügig und vielſeitig, ſo daß er ſchon in der Jugend in Allem worauf er ſich legte ſeine Genoſſen hinter ſich ließ, wie er denn das Tanzen, Armbruſtſchießen, Singen, Reiten, Spielen verſchiedener Spiele wie mehrerer Inſtrumente und anderes lernte was der Jugend zur Zierde und Erheiterung dient. Da er nun die Bürger unſerer Stadt durch die ſchon unter ſeinem Vater aufgekommene Gewöhnung völlig erniedrigt und von knechtiſcher Sinnesart und Sitten fand, ſo trieb ihn ſein großes Talent nächſt ſeiner überaus ſtolzen und ehrſüchtigen Geſinnung alle öffentliche Macht, Würde und Autorität an ſich zu reißen und ſich wie Cäſar zum Herrn der Republik zu machen. Wer ſeinen Gang aufmerkſam verfolgte, erkannte dieß unſchwer. Lange Jahre hindurch war er darauf bedacht die Gemeindebank durch Verordnungen und Geſetze verſchiedener Art zu vernichten, um ſo der Verpflichtung enthoben zu ſeyn den Bürgern Geld und Mitgift herauszugeben und die Summen zu eigenen Zwecken zu benützen. Er hatte dabei Helfershelfer, ſo gewiſſenloſe wie freche Menſchen, welche ihm Stunde nach Stunde die Mittel und Wege zeigten ſeine Abſicht ins Werk zu ſetzen. Andererſeits verpflichtete er ſich dermaßen durch Jahrgelder die kleinen Tyrannen und Herrchen der Nachbarſchaft und Raufbolde von Profeſſion, daß viele von ihnen in der Romagna, Lunigiana und anderwärts, die einſt Schutzbefohlene der Republik waren und als ſolche einen gewiſſen Tribut zahlten, jetzt von der Gemeinde Löhnung erhielten, wofür ſie jetzt Lorenzo'n allein zu Dienſten ſeyn zu müſſen glaubten. So verthat er ohne irgend einen Skrupel die öffentlichen Einkünfte, ohne Rückſicht auf den Schaden der Bürger die er argliſtig um das ihrige brachte, ſowohl um ſie zu ſchwächen und zum Widerſtand unfähig zu machen, wie auch aus verzehrendem Neid der ihn neben ausſchweifendem Ehrgeiz beherrſchte. Dieſer Ehrgeiz vermochte ihn keinem Fremden, er mochte ſeyn wer immer er wollte, ein Geſuch abzuſchlagen, ſofern er glaubte daß dieſer Gutes von ihm reden würde. So verthat er ohne Maß noch Beſchränkung nicht das Seinige, ſondern das Eigenthum des Gemeinweſens. Denn wo er von dem Seinen ausgeben ſollte, war er eher geizig als verſchwenderiſch, ausgenommen wo ſeine Eitelkeit im Spiele war, und er bei Werken die auf öffentliche Koſten ausgeführt waren, durch irgend einen unbedeutenden Zuſchuß ſich allein die Ehre zuwenden konnte. Alles aber was einſt dem bürgerlichen Leben Glanz und Heiterkeit verlieh, Hochzeiten, Bälle und Feſte und zierliche Kleidung, verdammte er und ſchaffte es ab durch Beiſpiel und Rede. Was aber am meiſten zu beklagen iſt, er unterdrückte alle Autorität, Würde und Anſehen der öffentlichen Behörden, indem er Alles in ſolcher Weiſe in ſich vereinigte und an ſich riß daß kein Magiſtrat auch in den geringfügigſten Dingen ohne ſeine Zuſtimmung einen Beſchluß zu faſſen wagte. Thaten ſie es doch einmal, ſo ſahen ſie ſich bald genöthigt zu widerrufen und das Gegentheil zu beſchließen. Daher kam bei den Bürgern Mißachtung der öffentlichen Angelegenheiten, wozu Lorenzo täglich durch neue Verordnungen beitrug, indem er den Behörden in wie außerhalb der Stadt ſoviel er vermochte Macht und Bedeutung entzog und ſich Alles vorbehielt, ſo daß kein Magiſtratsdiener ohne ſeine Erlaubniß angeſtellt werden durfte. So konnte und that er allein was der rechtlichen Ordnung gemäß dem Gemeinweſen zuſtand. Viele erkannten dieß, aber keiner wagte es auszuſprechen." In ſolcher Weiſe ſchrieben die Florentiner Bürger ihre Bemerkungen und Urtheile über die öffentlichen Verhältniſſe auf, zum bloßen Zwecke der Mittheilung an Kinder und Kindeskinder die dann fortfuhren wo der Tod den Vater unterbrochen hatte. Dieſe Ricordi ſind dem Geſchichtsforſcher häufig von großem Nutzen geweſen: für die Kenntniß der innern und häuslichen Zuſtände werden ſie es immer mehr werden. Denn es handelt ſich nicht bloß um Staatsangelegenheiten. In den Rinucciniſchen Aufzeichnungen herrſchen dieſe freilich vor, und in den meiſten Fällen enthält der Schreibende ſich des Urtheils, außer wenn er einmal eine Reihe von Begebenheiten zuſammenfaßt oder gelegentlich bemerkt, Bartolommeo Scala, der Günſtling der Medici, ſey der Ehre des Kanzleramtes welches man ihm übertrug (Coluccio Salutati, Lionardo und Carlo Aretino, Poggio Bracciolini u. A. hatten es bekleidet) nicht werth geweſen, oder die zehntauſend Goldgulden welche man für Bewirthung der Tochter König Ferdinands von Neapel, Braut Ercole's v. Eſte, ausgab, ſeyen weggeworfen Geld geweſen, oder (wie im J. 1474) das Volk habe ſich über eine neue Steuer ſehr ungehalten gezeigt, müſſe aber, da es ein Eunuch geworden, alles dieß und ſchlimmern Schimpf in Geduld ertragen.

Digitized by Google

Neri, Alamanno's Bruder, führte dieſe Ricordi bis zum J. 1506 fort. In florentiniſchen Häuſern kommen ſolche Hefte mit hiſtoriſchen Notizen oft vor: ich habe deren aus der Zeit Dante's geſehen. Zu dieſen gehören die Denkblätter des Guido dell' Antella, im J. 1298 begonnen, welche meinem Freunde Seymour Kirkup, einem in Florenz ſeit vielen Jahren lebenden talentvollen engliſchen Maler und eifrigen Forſcher in mittelalterlichen Denkmalen, gehören und neulich veröffentlicht worden ſind. Familien-, Haushaltungs- und Geſchäftsſachen ſind mit großer Gewiſſenhaftigkeit und Naivetät darin verzeichnet, von der Geburt an und den Lehrjahren. Oeffentliche Vorfälle ſpielen mit. So heißt es im J. 1298: „Ich ging bei Giovanni de' Cerchi und ſeinen Genoſſen wohnen und blieb bei ihnen bis zu den Kalenden des April 1301, wo ich ſie verließ des Streites wegen den ſie mit den Donati und deren Genoſſen hatten. Ueber die Theilung wurde nichts niedergeſchrieben." Da befinden wir uns mitten in dem wilden Parteikampfe der Weißen und Schwarzen der Dante's Verbannung nach ſich zog. Die alte Einfachheit und Naivetät ſpricht ſich namentlich in Erwähnung der Familienangelegenheiten aus. „Im J. 1272 (unſer Guido war damals achtzehn alt) ſagte die Berta, ein Kind welches ſie in dem genannten Jahre bekam, ſey von mir; ſo nahm ich's an und gab ihm den Namen Andrea." — „Im J. 1281 gebar eine Magd aus der Picardie zu Toulouſe mir den Giannottino, ſpäter aber ſagte ſie er ſey von einem Andern." — „Im J. 1291 nahm ich zur Frau die Ghita, Tochter Meſſer Ghoccia's degli Adimari; ich erhielt als Mitgift hundert Lire in Goldgulden, ſtellte aber Quittung aus über dreihundert." Nach den Notizen Guido's kommen die ſeiner Söhne und Nachkommen ganz in derſelben Weiſe. Da finden wir im J. 1377 Mägde als »schiava« bezeichnet neben den anderen Dienerinnen welche »fante« heißen. Cino Rinuccini ſchreibt noch im J. 1464 in ſein Haushaltungsbuch: er habe 61 Gulden für eine 28jährige Sklavin Namens Marta gezahlt die er von Bartolommeo Martelli gekauft, und zwei Jahre darauf 74 Gulden für eine 26jährige Ruſſin Caterina welche ihm von Venedig aus geſandt worden ſey. Die perſönliche Leibeigenſchaft war zwar längſt abgeſchafft, doch erhielten ſich im gewöhnlichen Leben manche Spuren derſelben. So blieben in Florenz bis zum Ende des 15ten Jahrhunderts die Nachkommen von kriegsgefangenen Ungläubigen leibeigen und es half ihnen nichts wenn ſie den chriſtlichen Glauben annahmen. Die Hörigkeit des Ackerbauers welche ungeachtet der ſonſt freiſinnigen Geſetze ſehr lange, ja in einigen wenn gleich ſchwachen Reſten, bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts währte, ſtand zu jenem Verhältniß in nur entferntem Bezuge. Doch es iſt Zeit zurückzukehren zu den Rinuccini bei denen wir noch manches von der angegebenen Art finden werden. Von Alamanno's Bruder Cino (ein in dieſer wie in andern Familien häufig vorkommender Name), von deſſen Söhnen Filippo und Neri (Ranieri) ſind Aufzeichnungen vorhanden welche meiſt von häuslichen Dingen reden. Da erfahren wir wie er dem berühmten Benozzo Gozzoli Gelder ausgezahlt, wie Cino von dem nicht minder berühmten Maſo Finiguerra einen ſilbernen Gürtelbeſatz erhalten, mit Nieten und durchbrochener Arbeit und violettem Seidenband, wie er einen ähnlichen Gürtelbeſatz von Antonio del Pollajuolo erſtanden, vom Finiguerra einen Schmuck alla Parigina von vergoldetem Silber zu einem Trauerkleid und ein Dutzend ſilberner Löffel zu einem Geſchenk an eine Verwandte bei Gelegenheit ihrer Entbindung, wie er in der Kirche Santa Maria in Campo die Ginevra Martelli zur Gattin genommen, während Giovanni de' Medici, Coſimo's Sohn, mit Lorenzo Vittori die Mitgiſt zu ordnen zugeſagt, wie er ſeiner Gattin bald ein Perlenhalsband mit Rubinen, bald ein Perlenhaarnetz, bald eine mit feinen Steinen beſetzte Spange und andere Kleinode geſchenkt, und vieles Aehnliche, wobei immer der Werth der Gegenſtände, auch der Geſchenke von andern, mit ächt florentiniſcher Genauigkeit beigefügt iſt. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck ſo in das Innere eines vornehmen und reichen und doch in einer gewiſſen bürgerlichen Beſchränkung ſich haltenden Hausſtandes alter Zeit einen Blick zu werfen.

Nun ſind wir aber ſchon in andere Zeiten gekommen. Keiner der Rinuccini iſt bis auf den heutigen Tag ſo berühmt geblieben wie Ottavio, der Enkel des obengenannten Aleſſandro. Er wurde im J. 1564 geboren und zeichnete ſich gleich ſeinem um vieles älteren Bruder, der ebenfalls Aleſſandro hieß, in den edlern Wiſſenſchaften und Künſten aus, namentlich in der Poeſie. Mit ihm nahm die Oper ihren Anfang. Im J. 1597 wurde ſeine Daphne zum erſtenmal in der Wohnung Jacopo Corſi's aufgeführt; Chriſtine von Lothringen, des Großherzogs Ferdinand Gemahlin, war zugegen. Jacopo Peri hatte die Noten geſetzt. Der Text iſt mehrmals und noch neuerdings gedruckt worden; Venus, Amor, Apollo, Daphne und ein Bote ſind die Perſonen, nebſt einem Chor von Nymphen und Hirten; den Prolog ſingt Ovidius welcher ſeine Metamorphoſen und Ars amandi rühmt, der Prinzeſſin ein Compliment macht und das Publicum auf das Schauſpiel vorbereitet welches die Lehre ertheile: Liebe nicht zu mißachten. Chöre, Enſembleſtücke und Duo's oder Trio's bilden das kurze Stück welches allen Pomp der italieniſchen Hofpoeſie zur Schau trägt. Zur Vermählung Mariens von Medici mit Heinrich IV wurde drei Jahre darauf die Euridice geſchrieben und dargeſtellt. Ottavio begleitete die Königin nach Frankreich, wo Heinrich, dem er bereits durch ein Sonett auf die Schlacht von Jvry bekannt war, ihn ſo freundlich wie ehrenvoll aufnahm, für die günſtige Beendigung eines ſeine Familie betreffenden Rechtsſtreits im Dauphiné Sorge trug und ihn zu ſeinem gentilhomme de la chambre machte. Im J. 1603 kehrte er nach Florenz zurück, nachdem ſeine Anweſenheit in Frankreich viel dazu beigetragen hatte den Geſchmack an der Oper auch nach dieſem Lande zu verpflanzen. Fortan lebte er nur den Studien. Chiabrera und Marini, die beiden berühmteſten Dichter der Zeit, waren ſeine Freunde. Ein drittes Singſpiel: Arianna, zur Feier der Vermählung des Prinzen Coſimo (nachmaligen Großherzogs) mit Marien Magdalenen von Oeſterreich, kam 1608 zu Stande. Der Verfaſſer ſtarb im J. 1619. Wenn Ottavio in ſolcher Weiſe den Rinucciniſchen Namen auf dem Felde der Wiſſenſchaft von neuem zu Ehren brachte, ſo weckte deſſen Vetter Giovanni Batiſta die Erinnerung an den alterworbnen Ruhm des Hauſes in Staats- und Kirchenangelegenheiten. Im J. 1592 in Rom geboren, wurde er erſt bei den Jeſuiten, dann in Bologna, Perugia, Piſa erzogen, wurde mit 22 Jahren Mitglied der Academie der Crusca, verſah in Rom mehrere Prälaturämter und erhielt im J. 1625 das Erzbisthum Fermo. Eine nachmalige Berufung auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Florenz lehnte er ab. Zwanzig Jahre darauf wurde ihm die Legation in Irland übertragen, eine Sendung welche ihn in das wirre bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgelöſte Treiben der Parteien in Irland, der religiöſen wie politiſchen, hineingezogen und den verſchiedenartigſten Beurtheilungen und heftigen Angriffen preisgegeben hat. Nachdem er drei Jahre lang, während der unheilvollen letzten Zeit König Karls I, ein unſtätes und mühevolles Leben geführt, von Ort zu Ort gezogen, Volksverſammlungen beigewohnt, Geld und Waffen vertheilt, bei keiner der herrſchenden Factionen den Anhalt gefunden deſſen er

Digitized by Google

bedurfte und den er ſuchte, verzweifelte er am Gelingen des Unternehmens welches die iriſchen Katholiken von der Botmäßigkeit die auf ihnen laſtete befreien ſollte, und verließ nach manchen perſönlichen Kränkungen und Gefahren zu Anfang 1649 die unglückliche Inſel um nach Fermo zurückzukehren, wo er vier Jahre darauf ſtarb. Seine Depeſchen, Denkſchriften und Briefe, welche vor nicht langer Zeit gedruckt worden ſind,*) legen ein glänzendes Zeugniß ſeiner raſtloſen Thätigkeit wie ſeiner Kenntniß der Perſonen und Zuſtände ab und bieten zugleich ſehr werthvolles Material zur Geſchichte dieſer blutig verworrenen Zeit.

Des Erzbiſchofs jüngerer Bruder, Tommaſo, brachte viele Zeit auf Reiſen in Italien und Frankreich zu, bekleidete verſchiedene Hofämter (ſo ging er 1646 nach Innsbruck als Majordomus der Prinzeſſin Anna von Medici, Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand Carl) und beſchäftigte ſich gern mit Litteratur und Geſchichte. Unter ſeinen Schriften, welche meiſt ungedruckt in der ſchönen Familienbibliothek aufbewahrt werden, findet ſich eine Reihe von Bemerkungen über Sitten und Lebensweiſe der Florentiner, namentlich des Adels, und über die Veränderungen welche während der beiden erſten Drittheile des 17ten Jahrhunderts (Tommaſo ſchrieb 1665—1677) darin ſtattgefunden. Wir beſitzen wenige Nachrichten aus dieſer oder anderer Zeit welche uns ſo vielen und klaren Aufſchluß über die verſchiedenartigſten Verhältniſſe geben und ein ſo erfreulicher Beitrag zur Sittengeſchichte ſind. Aus dieſem Grunde möge einiges daraus hier ſtehen, und zwar vorerſt was er über die Titel des Adels ſagt, wie ich es ſchon an anderm Orte (Neue römiſche Briefe, II) anführte. „Zu Anfang des Jahrhunderts," ſchreibt er, „gab es keine Familie in Toscana die eine Gerichtsbarkeit ausgeübt hätte, nehme ich die Bardi aus, von wegen der alten Herrſchaft Vernio welche ihre Vorfahren gekauft hatten, und Lorenzo Salviati welcher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von ſeinem Großohm, dem Cardinal Anton Maria, die Grafſchaft Giuliano in der römiſchen Campagna mit dem Prädicat Marcheſe geerbt hatte. Die Bardi indeß nannten ſich nur Signoren von Vernio. Vincenzio Salviati erlangte dann vom Großherzog den Titel Marcheſe indem er das Caſtell Montieri im Gebiet von Siena kaufte. Das Beiſpiel fand gleich ſo viele Nachahmer daß es jetzt beinahe keine der bedeutenderen Familien mehr gibt die nicht dieſen Titel trüge. Die eine hat ihn durch Ankauf von Ortſchaften im Großherzogthum ſelbſt erlangt, die andere im Königreich Neapel; einige auch für Dienſte die ſie Sr. Hoheit geleiſtet. Noch andere haben ſich denſelben vom Kaiſer geben laſſen oder vom Papſt und vom König von Spanien, und dieſe Eitelkeit iſt ſo weit gegangen daß man jetzt wohl die Leute aus Höflichkeit Marcheſe nennt, was Manche ruhig gewähren laſſen. Die Bardi heißen nun Grafen von Vernio und die Del Nero Barone von Torcigliano welches ein Caſale in der römiſchen Campagna iſt, wo ſie irgend eine alte Jurisdiction anſprechen. So machtens die Alamanni mit einer Erbſchaft im Neapolitaniſchen bis auch ſie ſich vom Könige von Spanien den Marcheſentitel verſchafften. Auch Reichsgrafen laſſen Einige ſich nennen. Kurz, machte nicht der Großherzog nicht den mindeſten Unterſchied zwiſchen dem betitelten und dem nichtbetitelten Adel ſo würden gewiß ſolche, die derartige Benennungen nicht zu erlangen vermocht haben, ſich höchſt unglücklich fühlen. Da nun aber der Marcheſentitel ſo gäng und gäbe geworden, ſo hat Jacopo Salviati, des gedachten Lorenzo Sohn, um ſich von den übrigen zu unterſcheiden, es dahin gebracht daß Papſt Urban VIII ihn zum Duca ernannt hat, welchem Beiſpiel auch der Marcheſe Luigi Strozzi gefolgt iſt, dem Papſt Innocenz X denſelben Titel ertheilte." Tommaſo's Verwandter, Carlo Rinuccini, nannte ſich übrigens ſeit der Mitte des Jahrhunderts Marcheſe von dem Lehen Baſelice im Königreich Neapel welches er von ſeinem mütterlichen Oheim, Monſignor Ridolfi, Biſchof von Patti, geerbt hatte.

Von der Hauseinrichtung heißt es: „Zur Bedeckung der Wände in Saal und Zimmern bediente man ſich zu Anfang des Jahrhunderts nur des Leders, welches bei den Prachtliebenden vergoldet war und an den Thüren das Wappen des Beſitzers zeigte. Allmählich wandte man in den Hauptgemächern Seide an, dann Damaſt, bis die Reichſten zu Sammet, Goldſtoff und golddurchwirktem Damaſt griffen, Stühle und Portieren von demſelben Stoff oder letztere mit gewirkten Wappen. Jetzt hängt man die Säle ganz voll Bilder mit reichen breiten Goldrahmen, während früher ſchwarze Rahmen mit höchſtens ein paar Goldleiſten üblich waren. Gewöhnlich war im Saal ein großer Kamin und ein Waſſerbecken an der Wand mit einem meſſingenen Behälter zum Händewaſchen, bevor man zum Tiſche ging; daneben hing, wie in den Klöſtern, ein Handtuch zum Abtrocknen. Jetzt aber läßt man ſich das Waſſer von einem Diener in ſilbernem Becken reichen und ſtatt des vermauerten Kamins ſtellt man Kohlenbecken hin. Bei Tiſche bediente man ſich irdener oder zinnerner Schüſſeln was auch jetzt noch bei den Meiſten der Fall iſt, während die Unterſchüſſeln, Becken, Meſſer, Gabeln und Salzfaß von Silber ſind. Die Reichen aber haben auch ſämmtliche Teller und Schüſſeln von Silber und zieren die Gemächer mit ſilbernen Vaſen und Aehnlichem auf Tiſchen und kleinen Schränken von Ebenholz und feinen Steinen. Im Saal hatte man ehemals Stühle von Leder mit kleinen Wappen an der Rücklehne und Schemel von Nußholz. Jetzt haben die Meiſten Bänke mit dem Wappen welche zugleich der Dienerſchaft zum Aufbewahren ihrer Sachen dienen; die Schemel aber ſind mit vergoldetem Schnitzwerke verziert. Ehemals hatte man gewöhnlich zwei Diener. Der eine mit dem Namen eines Ausgebers machte die Einkäufe und hielt Buch über das Hausweſen; der andere beſorgte den häuslichen Dienſt, ging mit der Herrin aus und beſorgte die Geſchäfte in der Stadt. Wo ein Wagen gehalten ward, hatte man noch den Kutſcher welcher monatlich 10 Lire (2 Rthlr. 10 Sgr.) erhielt, ebenſo viel der erſte, 8 Lire der andere Diener. Für die Kleidung mußten ſie ſelber ſorgen. Allmählich führte man die Sitte der Livreen ein, anfangs für den Kutſcher und den Diener welcher die Frau vom Hauſe begleitete; dann mehrte man die Zahl der Dienerſchaft, ſo daß der vornehme Adel mehrere Livreebediente hält, zwei ſtets die Herrin begleiten, einer den Herrn. Außer der Kleidung gibt man ihnen monatlich einen Scudo. Der Dienerinnen waren ehemals drei: die Köchin war die eine, die andere die Mittelfrau (donna di mezzo) welche mit der Gebieterin ausging, die Stuben fegte, die Betten machte und ſonſtigen Dienſt verſah, auch, wo's nöthig war, der Köchin beim Brodbacken u. a. half. Jeder derſelben gab man einen halben Scudo für den Monat. Die dritte wurde höher gehalten und hieß die Matrone. Dieſe begleitete die Herrin im Wagen und zu Fuße, kleidete ſie an und machte ihr das Haar zurecht, obgleich manche zu dieſem Zwecke noch ein Mädchen hielt. Die Matrone erhielt 6—7 Lire des Monats, das Mädchen ſuchte man nach einigen Jahren mit einer Mitgift von hundert bis hundertfünfzig Scudi zu verheirathen. Der Dienſt der Matrone iſt jetzt abgeſchafft weil die Damen allein ausfahren und nur mit Livreebedienten ausgehen; die Reichſten haben im Wagen wohl ein junges Mädchen mit welches man Damigella nennt, und ſtützen ſich

*) S. Allg. Zeitung, 1844, Nr. 189, Beilage.

Digitized by Google

beim Gehen auf einen älteren Mann ohne Livree welcher der ſchwarze Mann oder Armgeber (bracciere) heißt. Frauen aus der arbeitenden Claſſe, um nicht allein auszugehen, nehmen häufig irgend einen Krämer in ihren Sold dem ſie bis zu zehn Lire des Monats geben und der ſie an Sonn= und Feſttagen nach der Kirche und nach andern Orten führt, woher er den Namen des Sonntagmännchens (domenichino) erhalten hat. Zu Ende des vorigen (16ten) Jahrhunderts kamen die Wagen in Gebrauch, bei Anfang des laufenden aber waren ſie noch keineswegs gewöhnlich und viele vom Adel hatten keine. Nach und nach aber, unter einem und dem anderem Vorwande, hat jeder einen angeſchafft. Viele halten vier Pferde dazu, die Reichſten ſechſe. Anfangs waren dieſe Fuhrwerke klein, innen wie außen von Leder und auf der Radachſe liegend, was ſie äußerſt unbequem machte. Dann bediente man ſich der Schwanenhälſe um ſie zu verbeſſern, und endlich hat man zu dieſen Schwanenhälſen gutgehärteten Stahl verwandt der dem Stoße nachgibt, ſo daß ſie um vieles bequemer ſind. Die Reichen haben ſie von ſchwarzem, auch von farbigem Sammt, mit Franſen innen und außen und im Innern mit vergoldetem Himmel. Bis zur Mitte des Jahrhunderts brauchte man bei beſondern Gelegenheiten, namentlich bei ſtädtiſchen Feierlichkeiten, die Kutſche (cocchio), innen mit roſenfarbenem Sammt, außen violett mit acht vergoldeten Knöpfen am obern Rande. Jetzt iſt ſie indeß ganz abgeſchafft. Im J. 1670 hat man Wagen nach franzöſiſchem Muſter eingeführt mit ſehr langen ſchwingenden Schwanenhälſen die man um ihrer Bequemlichkeit willen Poltroncine nennt. Beinahe in allen vornehmen Häuſern hielt man einen Zelter (chinea) oder ein Maulthier für ſolche die nicht gehen konnten oder mochten. Man brauchte ſie in der Stadt mit Tuchdecken die mit Sammt geſäumt waren, oder auch mit Sammtdecken, auf dem Lande mit ledernem Sattel. Seit der Einführung der Wagen hat man ſie abgeſchafft und nur hie und da hält Einer zu ſeinem Vergnügen ein edles Roß zum Spazierenreiten. Zogen die Frauen nach der Villa, ſo ritten ſie, die Kinder aber wurden von einem mit einem Doppelkorb belaſteten Maulthier getragen. Jetzt fahren ſie wo die Straße gut iſt, wo nicht ſo bedienen ſie ſich der von Maulthieren getragenen Sänften, die früher nur Kranken dienten. Reiche und Bequeme halten ſolche Sänften auf dem Lande. Im Augenblick wo ich dieß ſchreibe, will man eine aus Paris gekommene neue Bequemlichkeit einführen, eine Art geſchloſſener Sänfte mit zwei langen ſchwingenden Stangen, vorne auf dem Rücken eines Pferdes ruhend, hinten auf zwei Rädern. Man nennt ſie Kaleſche, und ſie mehren ſich ſo raſch daß ihre Zahl in der Stadt bereits auf tauſend geſtiegen iſt, während die Sänften außer Mode kommen.“

Von vielem Andern noch iſt die Rede, von den Trachten, dem Ceremoniell, von den Familienfeſten, Spielen u. ſ. w., was ich übergehe um nur noch einiges Beſondere anzuführen. „Die Sitte oder der Geſchmack an kalten Getränken kam zu Anfang des Jahrhunderts auf, oder richtiger, wurde damals erneuert. Man ließ die Flaſchen mit Wein einige Stunden vor der Mahlzeit in den Brunnen hinab, und Brunnen in Häuſern die als beſonders kalt bekannt waren, dienten auch den Nachbarn welche ihre meiſt irdenen Weinbehälter hinſandten. Man begann dann im Winter das Eis aufzuheben und ſich deſſen im Sommer zur Abkühlung des Weins, des Waſſers, des Obſtes u. a. zu bedienen, was ſo ſehr um ſich gegriffen hat daß Manche es auch während der kalten Jahreszeit thun. Im J. 1609 übernahm Antonio Paolſanti, Kammerdiener des Herrn Großherzogs, den Pacht des Eiſes für 400 Lire jährlich, welchen ſpäter die Frau Großherzogin ihm abkaufte und zum Unterhalt eines Nonnenkloſters verwandte. Im J. 1665 aber beträgt der Pacht 4300 Lire. In Piſa wollte anfangs Keiner 50 Lire zahlen, jetzt aber zahlt man dort mit Einſchluß Livorno's an 2000. Gibt es im Sommer kein Eis ſo ſind die Unternehmer genöthigt Schnee aus dem Gebirge kommen zu laſſen und in großen Gruben zu bewahren. Reiche Leute, die das Wohlleben lieben, pflegen Waſſer mit Cedrat=, Limonien=, Jasmin=, Zimmt= und anderem Saft oder Geiſt, durch Zucker verſüßt, zubereiten zu laſſen, und an den beſuchteſten Stellen der Stadt gibt es Buden, wo man ſolches Waſſer in Caraffinen verkauft die in Eis geſetzt werden, was für das Publikum eine große Annehmlichkeit iſt. Im J. 1668 begann man ziemlich allgemein ein Getränk nach ſpaniſcher Sitte einzuführen, welches Chocolade heißt und in denſelben Buden in kleinen irdenen Schalen verkauft wird. Man ſcheint es ſowohl warm wie kalt ſehr zu lieben. — Was das Waffentragen betrifft, ſo gab es mit Ausnahme der Stephansritter (ſo hieß der vom erſten Großherzog geſtiftete Ritterorden) und der Johanniter Keinen welchem es erlaubt geweſen wäre. (Seit dem Untergange der Republik nämlich war den Bürgern dieß alte Privilegium genommen worden das ſo oft zum blutigen Streit wie zum Umſturz der beſtehenden Verfaſſung geführt hatte, obgleich die meiſten der zahlreichen Revolutionen unblutig blieben.) Einigen wenigen Edelleuten hatte Seine Hoheit das Tragen des Dolches zugeſtanden. Ugo Rinaldi war im J. 1616 der erſte welcher den Degen umſchnallte; eine Menge anderer edler Jünglinge welche ſich nicht mit Geſchäften abgaben thaten es dieſem ſogleich nach, während auch der Großherzog von der ehemaligen Strenge nachließ und Allen die Befugniß ertheilte. So ſah man denn bald die Stadt mit Spadaſſins gefüllt. Allmählich kam die Sitte wieder in Abnahme, ſo daß jetzt nicht nur die Edelleute ſondern auch die Ritter und Hofleute ohne Degen gehen. Selbſt der Dolch iſt bei den Meiſten abgeſchafft, wenngleich Seine Hoheit jedem ohne Unterſchied gegen eine gewiſſe Abgabe das Tragen geſtattete. Wer einer Feindſchaft wegen oder aus andern Gründen der Waffen bedarf, läßt ſie durch einen Diener hinter ſich her tragen, was zu manchen Uebelſtänden Anlaß gibt. Die Büchſe war Edelleuten bloß in einer Entfernung von acht Meilen von der Stadt zu tragen erlaubt, aber nur die mit der Lunte, nicht jene mit dem Hahn. Jetzt darf man letztere gegen Erlegung einer Taxe bis dicht vor den Stadtthoren tragen, Einige ſogar in der Stadt ſelbſt, wo man zum Zeitvertreib nach Schwalben ſchießt. Die Kunſt des Schießens nach Vögeln im Fluge war ehedem nicht bekannt. Francesco Salvetti aber erlernte ſie in Sicilien, und da er bei ſeiner Rückkehr gegen das J. 1620 längere Zeit in Piſtoja verweilte, unterwies er dort die Edelleute darin, von denen wieder die Florentiner lernten, ſo daß jetzt Jeder ſchießt. Wer irgend eine Beſorgniß vor Angriffen hegt, geht namentlich Nachts mit einem Panzerhemde aus, was früher nur wenigen geſtattet war, jetzt einem Jeden. Alle jungen Edelleute die ſich Airs geben wollen und einen Diener hinter ſich gehen haben, laſſen dieſen ein ſehr langes Rapier unter dem Arme tragen. — Der Adel pflegte ſich Vormittags ſpät, Nachmittags gegen Anbruch der Nacht an zwei Orten zu verſammeln, um ſich miteinander zu beſprechen. Seit einiger Zeit hat man auf der Piazza Santa Trinita ein Haus eingerichtet welches man Caſino nennt (es beſteht noch!), wo je nach der Jahreszeit die Adeligen Morgens und Abends zuſammenkommen, um ſich mit verſchiedenen Spielen die Zeit zu vertreiben. Seine Hoheit hat dieß öffentliche Spiel erlaubt, indem nur Leute vom erſten Adel ſich daſelbſt einfinden, ſo daß es ſcheint daß Vorfälle ſich nicht ereignen dürften von der Art ſolcher, welche zum

Digitized by Google

Verbot von Spielhäuſern Veranlaſſung geben. Die jungen Leute welche das Haus eingerichtet, haben ſelbſt die nöthigen Statuten entworfen und bis jetzt iſt alles ruhig geblieben. Die Kaufleute verſammeln ſich auf dem Mercato nuovo, die Unbeſchäftigten am Canto al Diamante unter den dort befindlichen Dächern. Später gingen auch dieſe nach der Halle des Mercato nuovo, blieben aber im erſten Schiff und überließen den Kaufleuten die beiden andern. Seit aber mit der Zeit der Handel und die Achtung der Jugend vor dem Alter abgenommen haben, ſieht man alle ohne Unterſchied zuſammenſtehn.“

Wenn ich von dieſen Skizzen, welche Sitten und Lebensart im ſiebzehnten Jahrhundert in ſo anſchaulicher Weiſe ſchildern, zur Betrachtung der Geſchicke der Rinucciniſchen Familien in den neuern Zeiten übergehe, ſo muß ich, um das Leben und Wirken des bedeutendſten Mannes welcher in dieſen Zeiten aus derſelben hervorging, im rechten Lichte darzuſtellen, manches auf die Geſchichte Toscana's bezügliche einfließen laſſen. Seit dem Tode Ferdinands I war das Land beſtändig geſunken, obgleich es den Großherzogen Cosmus II und Ferdinand II (1609—1670) weder an Talent noch an gutem Willen fehlte. Unter Cosmus III erreichte der Verfall ſeinen äußerſten Punkt. Die italieniſchen Kriege, die Abnahme des Handels welche theils der Veränderung der großen Wege des Verkehrs, theils dem Widerwillen des neuen Adels gegen die Beſchäftigung welcher er ſeine Illuſtration verdankte, beizumeſſen war, die beinahe gänzliche Vernichtung der einſt ſo blühenden Induſtrie, die drückenden Abgaben, die unſinnigen Geſetze welche Ackerbau und Gewerbe hinderten und ein ſchon kleines Land in mehrere Theile mit Zolllinien zerriſſen: alles dieß wirkte zuſammen. Der Großherzog dachte an nichts als an die Befriedigung ſeiner Eitelkeit durch Geſandtſchaften und Titel, an die Bereicherung ſeiner Familie und an die Dotirung von Klöſtern. Sein Glück ſchien vollkommen als im J. 1691 der lange beſtrittene Titel der Königlichen Hoheit endlich anerkannt ward. Aber ſeine ſchlimmen Tage lagen im Hintergrund. Seine Gemahlin, Margarethe Louiſe von Orleans, war nach vielem Zank und argem Skandal nach Paris zurückgekehrt. Von den beiden Söhnen hatte der ältere, Ferdinand, mit der vortrefflichen Prinzeſſin Violante Beatrix von Bayern verheirathet, ſeine Geſundheit frühe durch Ausſchweifungen zerrüttet und blieb ohne Kinder. Der zweite, Johann Gaſto, wurde gegen ſeinen Willen mit einer Prinzeſſin von Sachſen-Lauenburg vermählt, deren vorgebliches großes Vermögen den Großherzog anzog, langweilte ſich in Böhmen zu Tode, ging auf Reiſen und blieb gleichfalls ohne Nachkommen. Als nun im erſten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts das Ausſterben des Mediceiſchen Hauſes vorauszuſehen war, that Cosmus alles Mögliche um einſtweilen ſeinem Lieblingskinde, der vermählten Kurfürſtin von der Pfalz, die eventuelle Nachfolge zu ſichern, dann ſich das Verfügungsrecht über Toscana vorzubehalten. Beides mißlang. In den langwierigen Unterhandlungen welche darüber an verſchiedenen Höfen ſtattfanden, und deren Geſchichte, ungeachtet des Umſtandes daß die endliche von außen herbeigeführte Entſcheidung alle während zwanzig und mehr Jahren gemachten Pläne und publicirten Beſchlüſſe umwarf, für die Kenntniß der damaligen Politik, ihrer Mittel und Manier ſehr lehrreich iſt (man lieſt ſie, nach authentiſchen Quellen bearbeitet, am beſten in der Geſchichte des Großherzogthums welche Riguccio Galuzzi auf Veranlaſſung Leopolds I ſchrieb), ſpielte keiner eine bedeutendere Rolle als der Marcheſe Carlo Rinuccini. Im J. 1679 geboren, erhielt er ſeine Erziehung zu Siena im Collegio Tolomei, ſeit längerer Zeit der Verſammlungsort der Jünglinge aus dem toscaniſchen Adel. Seine Fortſchritte waren glänzend, ſeine Sitten anmuthig, ſein Aeußeres ſchön und einnehmend, ſeine perſönliche Stellung durch Rang und Vermögen die glücklichſte. In ſeinem zwanzigſten Jahre begleitete er den Botſchafter des Großherzogs, Marcheſe Vitelli, nach Rom, im J. 1702 ging er nach London um der Königin Anna bei ihrer Thronbeſteigung Glück zu wünſchen, und ſah bei dieſer Gelegenheit einen Theil Deutſchlands. Im J. 1704 wurde ihm bei der Geburt des Herzogs von Bretagne eine Gratulationsambaſſade nach Paris übertragen, wo Ludwig XIV ihn ſehr ſchmeichelhaft aufnahm. Die ſchöne Sammlung goldener und ſilberner Denkmünzen welche die Ereigniſſe der Regierung des großen Königs feiern und ihm von demſelben beim Abſchied geſchenkt wurden, ſieht man noch im Familienmuſeum. In Paris erhielt er die Ernennung zum Geſandten bei Philipp V von Spanien, der gerade damals von der ganzen Macht Oeſterreichs und ſeiner Verbündeten arg bedrängt war. Im J. 1709 nach Florenz zurückgekehrt, ward ihm dort keine lange Raſt vergönnt. Denn nun begann, ſchlimmer denn je, der politiſche Wirrwar auf den ich bereits hingedeutet habe. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg nahm eine für Frankreich ſehr unglückliche Wendung. Ludwigs XIV gewaltige Mittel zeigten Erſchöpfung. Die Siege bei Oudenarde und Malplaquet hatten nicht den Glanz von Ramillies, aber die Lage Frankreichs ward immer bedrängter. Als einige Ausſicht vorhanden war den ſtolzen König zum Frieden nöthigen zu können, hielten die gegen ihn verbündeten Mächte, Oeſterreich, Großbritannien, Holland, Portugal, einen Congreß im Haag. Rinuccini wohnte demſelben als toscaniſcher Bevollmächtigter bei. Ehe man aber mit etwas zu Stande kam, änderte ſich die Lage der Dinge gänzlich. Der Herzog von Vendôme ſtellte das Uebergewicht der franzöſiſchen Waffen in Spanien her, Kaiſer Joſeph ſtarb, ſein Bruder Carl folgte ihm in den Erbſtaaten wie als erwählter Kaiſer, die engliſche Politik ward eine andere und der berühmte Utrechter Congreß begann. Der Marcheſe Rinuccini welcher in Frankfurt den Krönungsfeierlichkeiten beigewohnt hatte, vertrat in Utrecht Toscana. Seine Aufgabe war keine leichte; denn während die allgemeine Politik Europa's und die Entſcheidung der ſpaniſchen Frage ihn in Anſpruch nahmen, ſollte er für ſein Vaterland Manches zu erlangen ſuchen, darunter die Abtretung der Spanien gehörenden Küſtenplätze und die Verminderung der das Land ruinirenden Kriegsſteuern. Damit ſtand eine Frage in Verbindung welche viele Jahre lang das Mediceiſche Haus nicht allein und die Publiciſten, ſondern man kann ſagen ganz Toscana beſchäftigte: die Feudalität des Florentiner Staates. In Betreff Siena's beſtand kein Zweifel; die Medici beſaßen es ſelbſt nur als ſpaniſches Afterlehn. Als ſie aber ſahen daß es mit ihrem Hauſe zu Ende ging, wollten ſie Florenz vom Reich unabhängig wiſſen (was ihnen vorher nicht eingefallen war), um frei darüber verfügen zu können. Die Regierungen der Kaiſer Leopold und Joſeph hatten manche lehnsrechtliche Fragen in Italien angeregt; ſeit Carl V war nicht mit ſolcher Schärfe verfahren worden. Die Gonzaga und Pico, in die Reichsacht erklärt, verloren ihre Herzogthümer Mantua und Mirandola. Es half Cosmus nichts daß er ſich gegen die Anerkennung der kaiſerlichen Oberlehnsherrlichkeit ſein Lebenlang ſträubte. Man entſchied, ohne ſich um ihn zu kümmern. Als im J. 1713 der Prinz Ferdinand ſtarb, erklärte ſich der Florentiner Senat feierlich für die eventuelle Succeſſion der Kurfürſtin; der kaiſerliche Hof ſeinerſeits erklärte die Beſtimmung für nichtig. Unterdeſſen regelten der Utrechter und Raſtadter Friede (1713 und 1714) die großen europäiſchen Fragen. Rinuccini ging nach dem Norden Deutſchlands zu einer

Digitized by Google

Verhandlung mit Dänemark, wurde dann nach England geſandt, Georg I zu ſeiner Thronbeſteigung Glück zu wünſchen, und kehrte endlich 1715 nach Florenz zurück. Er war erſt 37 Jahr alt; nach einem ſo thätigen und bewegten Geſchäftsleben ſehnte er ſich nach dem Familienleben und heirathete eine Guicciardini. Im J. 1717 machte er von neuem eine Reiſe nach Deutſchland um die Prinzeſſin von Toscana, nunmehrige Wittwe des Kurfürſten von der Pfalz, Johann Wilhelm, von Neuburg abzuholen, nachdem er ihre Erbſchaftsangelegenheiten geordnet hatte. Als geheimer Staatsrath nahm er an allen Geſchäften Theil, ins Ausland ging er nicht mehr. In Wien arbeitete der Marcheſe Bartolommei, in London der Marcheſe Neri Corſini für das Mediceiſche Haus; ſie konnten es nicht hindern daß die Quadrupelallianz des J. 1718 (der Kaiſer, Frankreich, Großbritannien und Holland) dem Prinzen Carl von Bourbon, zweiten Sohn des Königs von Spanien, die Nachfolge zuerkannte und Toscana zum Mannslehen des heiligen römiſchen Reiches erklärt ward. Cosmus Proteſt fruchtete nichts; er erneuerte ihn demungeachtet durch den nämlichen Corſini kurz vor ſeinem Tode (1723), als Spanien, das ſich anfangs geweigert die kaiſerlichen Anſprüche auf Florenz anzuerkennen, in Cambray dem Tractat beitrat und die Erbſchaft annahm. Als acht Jahre darauf der kranke und hinfällige Großherzog Johann Gaſto ſich endlich fügte und den Infanten als Nachfolger aufnahm, nachdem die Aufrechthaltung der Florentiner Freiheiten (!), der Regierungsverfaſſung, des Stephansordens u. ſ. w. zugeſagt worden war, ſchloß Rinuccini die Bedingungen hinſichtlich der Zulaſſung ſpaniſcher Truppen ab und empfing zu Livorno den deſignirten Thronfolger. Nachdem aber durch die Eroberung Neapels Alles von neuem umgewälzt, der letzte Mediceer geſtorben, der Herzog Franz Stephan von Lothringen Großherzog von Toscana geworden war, widmete ſich der treue Diener der vorigen Dynaſtie ganz den Geſchäften der verwittweten Kurfürſtin, die bis zu ihrem Tode (1743) unbegränztes Vertrauen in ihn ſetzte. Von dem neuen Herrſcher auf alle Weiſe geehrt und ausgezeichnet, ſtarb er nach kurzer Krankheit zu Anfang 1748 im 68ſten Jahre ſeines Alters. Der Adel ſeiner Geſinnung und ſeine würdevolle Haltung verleugneten ſich nie. Die bedeutende Vermehrung der Bibliothek und übrigen Sammlungen der Familie, der Briefwechſel mit den größten Gelehrten Italiens, mit Scipio Maffei, Magalotti, Filippo Buonaroti, Anton Maria Salvini u. A., die von ihm geführte obere Aufſicht über die Magliabechiſche Bibliothek, nachdem ſie eine öffentliche geworden, zeugen für das Intereſſe das er an den Wiſſenſchaften nahm. So ſteht ſein Gedächtniß bei ſeinen Nachkommen nicht bloß, ſondern in der Heimat auch mit Recht in Ehren.

Ich habe bei Carlo Rinuccini länger verweilt, um das Leben eines toscaniſchen Staatsmannes zur Zeit des Wechſels des Regentenhauſes und der Geſchicke des Landes darzuſtellen. Sein Sohn Folco beſchäftigte ſich viel mit Wiſſenſchaft und Kunſt, mehrte namentlich die ſchon bedeutende Gemäldeſammlung, gab der Villa zu Quona durch neue Bauten und Anlegung eines großen Parks eine veränderte Geſtalt. Von deſſen Söhnen widmete ſich der älteſte, Carlo, gleich dem Vater, wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, namentlich der Numismatik, wobei der berühmte Seſtini ihm zur Hand war. Der zweite, Giovanni, trat in die Prälatur, wurde unter Pius VI Governatore von Rom, dann Cardinal und ſtarb 1801. Aleſſandro, der jüngſte, trat in den Malteſerorden, machte die gewöhnliche Caravane, heirathete dann aber um die Familie nicht ausſterben zu laſſen und war kurze Zeit Oberhofmeiſter des Königs von Etrurien. Der einzige überlebende ſeiner Söhne iſt der Marcheſe Pier Francesco, Toscaniſcher Geheimer Staatsrath, Oberhofmeiſter der regierenden Großherzogin und gegenwärtiger Gonfaloniere von Florenz. Die ehrenwerthe Geſinnung und Tüchtigkeit ſeiner Vorfahren, ihr Intereſſe am Guten und Schönen ſind auf ihn übergegangen zugleich mit der Urbanität des gebildeten Toscaners und der ſegenreichen Stellung des Stammhalters eines Geſchlechts welches ſich in glücklichen wie in ſchlimmen Zeiten nicht verleugnet und ſeine große Clientel weniger noch ſeinem Reichthum als dem guten Gebrauch den es davon machte, zu verdanken hat. Der Marcheſe Rinuccini aber iſt der letzte dieſes Geſchlechts; denn von ſeiner Gattin, aus der alten Familie Antinori (Schweſter des Directors der naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen in Florenz und Mitarbeiters Leopoldo Nobili's bei ſeinen electromagnetiſchen Verſuchen), hat er nur Töchter. Die älteſte iſt mit dem Marcheſe Trivulzio zu Mailand, Nachkommen des berühmten Marſchalls von Frankreich und Gouverneurs des Milanez, und Sohn eines der gründlichſten Kenner altitalieniſcher Litteratur, Gian Giacomo Trivulzio, verheirathet; die zweite mit Don Neri Corſini, Marcheſe von Lajatico, Gouverneur von Livorno. Die jüngſte ſtarb früh als Gattin des geiſtreichen Marcheſe Pompeo Azzolino aus Fermo, welcher der Familie des bekannten Vertrauten der Königin Chriſtine von Schweden, Cardinal Decio Azzolino, angehört. Durch Bildung und Anmuth der Sitten waren alle drei ausgezeichnet unter den jungen Damen der toscaniſchen Hauptſtadt. Das Rinucciniſche Haus im Stadtviertel Oltrarno, einſt der mächtigen Familie Vitelli gehörend, wurde von dem bekannten Maler Cigoli gebaut und iſt im Aeußern, wenn nicht ausgezeichnet, doch von verſtändigem und tüchtigem Styl. Es mag hier angeführt werden daß in dem anſtoßenden, jetzt damit verbundenen ehemaligen Pecoriſchen Hauſe unter Cosmus III der kaiſerliche Geſandte Graf Caimo wohnte, der ſchlimmſte Gegner welchen die Medici und deren Diplomaten, namentlich Rinuccini hatten, welcher endlich Florenz verlaſſen mußte weil er dort ſeines Lebens kaum ſicher war. Das Innere iſt ſchön und reich; in dem Veſtibulum des erſten Geſchoſſes ſieht man die Marmorbüſten der Regenten des Mediceiſchen Hauſes, der Kurfürſtin von der Pfalz und des Großherzogs und Kaiſers Franz. Die Hauskapelle ward von dem talentvollen Bernardino Poccetti im 17ten Jahrhundert ausgemalt. Die Bibliothek welcher Giuſeppe Aiazzi, ein verdienter Bibliograph und Geſchichtskenner vorſteht, iſt wohl die ſchönſte Privatſammlung in Florenz und enthält eine Menge Handſchriften von Machiavell, Varchi, Borghini u. A. worunter vieles Ungedruckte, eine ausgewählte Münzſammlung, antike Inſchriften u. ſ. w. In der bedeutenden Gemäldegallerie, die nur der Corſiniſchen nachſteht, befindet ſich die heilige Familie, ein vielbeſprochenes, dem Raffael zugeſchriebenes Gemälde, dem jetzt in München bewunderten ehemals Düſſeldorfer Bilde entſprechend, worüber man bei Rumohr und Paſſavant Ausführlicheres nachleſen kann. Außer dieſem Palaſt und dem mehrerwähnten Landſitze Quona gehört den Rinuccini die reizende Villa Camerata, vor Porta Pinti auf den vorderſten Abhängen der Fieſolaner Hügel gelegen, mit großem engliſchen Garten und allem Reichthum einer in ihrer Pracht milden und anmuthigen Natur. In Rom beſaßen ſie am Ende des Corſo, dem venetianiſchen Palaſt gegenüber, den vormaligen Palazzo d'Aſte, der ſpäter in den Beſitz der Mutter Napoleons überging welche in ihm ſtarb, und gegenwärtig ihrem Enkel, dem Fürſten von Canino und Muſignano gehört.

Digitized by Google

Zehn Jahre in der Theologie.

Zweiter Artikel.

Wir haben in unſerm vorangehenden Artikel den erſten Anfang der Bewegung geſchildert, welche während des letzten Decenniums an den Grundfeſten nicht nur der Theologie, ſondern der chriſtlichen Religion überhaupt gerüttelt hat. Wenn es dort nothwendig ſchien, ausführlicher auch auf die einzelnen Details des Kampfes einzugehen, ſo werden wir uns hier, wo wir den Fortgang jener Bewegung ins Auge zu faſſen haben, mehr nur auf die allgemeineren Hauptzüge beſchränken, den rothen Faden, an welchem die Entwickelung verläuft.

Durch das Straußiſche Leben Jeſu war die allgemeine Aufmerkſamkeit wiederum auf den Ausgangspunkt des chriſtlichen Glaubens, auf das Leben des Erlöſers concentrirt, und wie ein Syſtem nur durch ein Syſtem widerlegt werden kann, ſo konnte das Leben Jeſu von Strauß mit Erfolg auch nur durch ein anderes Leben Jeſu bekämpft werden. Als eine Voruntersuchung ſchien es jedoch unumgänglich nothwendig den Begriff des Mythiſchen einer ſchärferen Prüfung zu unterwerfen. Denn gerade die Unbeſtimmtheit in welcher der Begriff des Mythus bei Strauß erſcheine, war von mehreren Seiten getadelt, und es war daher zu erwarten daß man hierauf näher einzugehen ſich veranlaßt ſehen werde. Beſonders George, Mythus und Sage, Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Entwicklung dieſer Begriffe und ihres Verhältniſſes (Berl. 1837), verdient hier vor mehreren andern eben dahin einſchlagenden Schriften genannt zu werden. George ſtellte ſich auf einen zwiſchen Schleiermacher und Hegel vermittelnden Standpunkt; an den Erſteren erinnert die conſtruirende Methode, an den Letzteren die philoſophiſche Grundanſchauung. Er glaubte zwiſchen Mythus und Sage unterſcheiden zu müſſen, und beſtimmte beide Begriffe dahin, daß die Sage von einer Thatſache ausgeht welche in der Ueberlieferung nach einem mehr oder weniger ideellen Geſichtspunkt umgeſtaltet wird, während dagegen im Mythus den Ausgangspunkt die Idee bildet, aus welcher die Thatſache herausgebildet wird; daher alſo bei der Sage das hiſtoriſch Wirkliche, bei dem Mythus die Idee die weſentliche Grundlage bildet. Beide greifen nun in mannichfachen Nüancen und Schattirungen in einander über, und ihr Verhältniß in dieſer Beziehung näher zu beſtimmen, ſowie durch mannichfache Beiſpiele zu erläutern, daneben die Stellung des Mythus zu verwandten Begriffen: Legende, Allegorie, Symbol, Fabel, Mährchen näher zu beſtimmen, endlich das Verhältniß von Mythus und Sage zum chriſtlichen Glauben in das richtige Licht zu ſetzen, — das iſt die Aufgabe welche der Verfaſſer ſich geſtellt hatte. Er gelangt zu dem Reſultat daß die Annahme von Mythen in der evangeliſchen Geſchichte dem Glauben keinen Eintrag thun könne, ſobald man nur mit Schleiermacher das feſthalte daß keine einzelne Begebenheit in dem Leben Jeſu der Gegenſtand des Glaubens ſeyn dürfe, ſondern vielmehr die ganze Perſönlichkeit Chriſti als des gottmenſchlichen Erlöſers. Aber daß die Annahme von Mythen in der evangeliſchen Geſchichte dem Glauben keinen Eintrag thue, hat der Glaube ihm nimmer geglaubt, und die hiſtoriſche Wirklichkeit des Schleiermacher'ſchen Chriſtus zu beſtreiten, hat die Philoſophie nicht aufgehört.

Waren nun hier die Präliminarbegriffe einer Geſchichte des Lebens Jeſu zur Unterſuchung gezogen, ſo erſchienen faſt gleichzeitig zwei Werke, welche von verſchiedenen Standpunkten aus das Ganze deſſelben in geſchichtlicher Entwicklung zur Darſtellung zu bringen verſuchten: das Leben Jeſu von Neander (1837), und die evangeliſche Geſchichte, kritiſch und philoſophiſch bearbeitet von Weiße (1838). Beide ſetzen ſich den Straußiſchen Ergebniſſen, wenn gleich von einem ganz verſchiedenen Standpunkt aus entgegen: Neander aller Philoſophie fern ſtehend und mit deſto größerer Vorliebe ſich in das Bild des hiſtoriſchen Chriſtus vertiefend; Weiße dagegen von einem philoſophiſchen Standpunkt aus die Geſchichte nicht ſelten willkürlich umgeſtaltend. Neander ſandte ſein Werk, welches neben ſeinem „apoſtoliſchen Zeitalter" gewiſſermaßen die äußerſte Spitze ſeiner allgemeinen Geſchichte der chriſtlichen Kirche bildet, mit der Erwartung in die Welt daß er es zweien Parteien nicht recht machen werde; „denen welche auf eine gewaltſame Weiſe alles neu haben wollen, und auch den Felſen der über allen Wechſel der Jahrhunderte hinausragt, in anmaßlicher Thorheit erſchüttern zu können wahnen, und denen welche auf gewaltſame Weiſe, auf Koſten des unbefangenen Wahrheitsſinnes alles Alte und auch das Veraltete, was ſich ſelbſt überlebt hat, auf eine gewaltſame Weiſe feſthalten oder zurückführen wollen." Aber die Kategorien der gewaltſamen Neuerung und des gewaltſamen Feſthaltens am Alten gewinnen einen verſchiedenen Sinn je nach dem Standpunkt, auf den man ſich ſtellt, und während der ſtrengen Orthodoxie die Neanderſche Weiſe in vielem Betracht als gewaltſame Neuerung erſcheinen mußte, als ein Rütteln an dem Felſen welcher über den Wechſel der Jahrhunderte hinausragt, mußte ſie umgekehrt der durch Strauß vertretenen kritiſchen Richtung eben ſo ſehr als ein unberechtigtes, gewaltſames Feſthalten an dem Veralteten erſcheinen, welches ſich ſelbſt überlebt hat. Neander ſuchte offenbar nach einer Vermittlung; indem er aber ſeinen Standpunkt nicht über, ſondern zwiſchen den Extremen nahm, wird er zu Transactionen genöthigt, welche in dieſer Weiſe angewandt, immer ein haltungsloſes Schwanken, eine in Inconſequenzen conſequente Halbheit zum Reſultat haben müſſen. Neander iſt zu orthodox, um die von Strauß für den Geſchichtſchreiber des Lebens Jeſu in Anſpruch genommene Vorausſetzungsloſigkeit gerechtfertigt zu finden, vielmehr ſind die Vorausſetzungen, von denen wir bei Betrachtung des Lebens Chriſti ausgehen müſſen, diejenigen auf denen das Daſeyn des Chriſten als Chriſten, das Daſeyn der chriſtlichen Kirche, das Weſen des chriſtlichen Bewußtſeyns ruht, die Vorausſetzung daß Jeſus iſt der Sohn Gottes in einem Sinne, in welchem dieß von keinem Menſchen ausgeſagt werden kann, daß in ihm die Quelle des göttlichen Lebens in der Menſchheit ſelbſt erſchienen, daß durch ihn die Idee der Menſchheit verwirklicht worden. Freilich reicht

Digitized by Google

dieſe Vorausſetzung lange nicht aus, das Feſthalten an allen den Wundern und übernatürlichen Ereigniſſen zu rechtfertigen, wie wir es bei Neander finden. Denn er iſt ferner zu orthodox, um in der Verwerfung des Uebernatürlichen, Wunderbaren mit Strauß übereinzuſtimmen; ſelbſt an der Geſchichte von der übernatürlichen Empfängniß und Geburt Chriſti mit allen den begleitenden wunderbaren Ereigniſſen, welche von einer ganzen Reihe namhafter Theologen gegen Strauß preisgegeben war, hält er feſt. Dagegen iſt er aber auch zu vielfach von dem Hauche der modernen Bildung berührt, als daß er nicht die Schwierigkeiten einſehen ſollte, in die ſich der Geſchichtſchreiber des Lebens Jeſu verſtrickt, wenn er auf dem Grunde eines ſtarren Inſpirationsglaubens die evangeliſchen Berichte überall als geſchichtlich feſthalten will. Er ſieht ſich daher nicht ſelten genöthigt die Widerſprüche anzuerkennen, und begnügt ſich die Möglichkeit einer Löſung bloß anzudeuten. Daneben iſt er beſtändig bemüht, das Wunderhafte in den evangeliſchen Berichten der modernen Bildung dadurch näher zu bringen, daß er auf die natürlichen Anknüpfungspunkte aufmerkſam macht, auch wo ſich dergleichen in den evangeliſchen Berichten gar nicht finden, und es klar iſt daß die Berichterſtatter wirklich Wunder als Unterbrechungen des gewöhnlichen Naturlaufs erzählen wollen. Durch dieſe Zwitterhaftigkeit des Neander'ſchen Standpunktes, welcher oft auf der Granze ſteht zwiſchen Supranaturalismus und Rationalismus, obwohl er im Ganzen genommen viel mehr ſupranaturale Elemente in ſich enthält, erhält die ganze Darſtellung etwas Unſicheres, Schwankendes, Halbes, wodurch ſie am wenigſten geeignet wird dem Straußiſchen Leben Jeſu mit Erfolg entgegenzutreten. Der hiſtoriſche und kritiſche Neander iſt mit dem gläubigen und erbaulichen Neander in ſtetem Conflict; doch iſt es dem Letzteren in der Regel gelungen den Erſteren zu beſchwichtigen und mit ſich fortzuziehen. So iſt das Neander'ſche Leben Jeſu das ſchwächſte von ſeinen Productionen; die Unbefangenheit welche ihn als Hiſtoriker ſonſt in ſo hohem Maaße auszeichnet, obwohl ſich ſchon in ſeinem apoſtoliſchen Zeitalter eine Abnahme derſelben nicht verkennen läßt, fehlt hier, und der Leſer behält ein Gefühl des Unbefriedigtſeyns, welches um ſo peinlicher und drückender iſt, als man es dem Verfaſſer anmerkt daß es ihm ebenſo ergangen iſt.

Dagegen nun erklärte der philoſophiſche Weiße, als Nichttheolog von den beſondern Pflichten gegen das kirchliche Glaubensbekenntniß entbunden, mit dem Straußiſchen Werke nach ſeiner negativkritiſchen Seite in weſentlicher Uebereinſtimmung zu ſtehen. Weil er ſelbſt dadurch einer ſolchen verneinenden Arbeit überhoben wird, wie ſie von dem Standpunkt einer wahrhaft über ſich verſtändigten Philoſophie vor Strauß unumgänglich nothwendig war, hat Weiße das Erſcheinen jenes Werkes von vorne herein als ein erfreuliches, der wahrhaften chriſtlichen Erkenntniß und Einſicht welche für ihn ein für allemal in der Zukunft liegt, keineswegs nachtheiliges, ſondern im Gegentheil förderliches begrüßt. Auch nach ſeiner Anſicht finden ſich in den evangeliſchen Berichten vielfach unhiſtoriſche und mythiſche Elemente. Nicht nur daß er die Geburts- und Kindheitsgeſchichte, ſowie viele einzelne wunderhafte Begebenheiten des Lebens Jeſu als geſchichtlich unhaltbar aufgibt, ſondern ſelbſt die Auferſtehung als äußerlich geſchichtliche Thatſache läßt Weiße fahren, und macht ſie zu einer inneren Gegenwart Chriſti in den Jüngern. Es heißt, meint Weiße, den Auferſtehungsglauben verunreinigen, wenn man mit dem modernen Supranaturalismus die leibliche Auferſtehung des wirklich am Kreuze Geſtorbenen zu einer Geſchichtsthatſache von äußerlicher Geltung macht; ſowie es ihn aufheben und zerſtören heißt, wenn man mit dem Naturalismus an ſeine Stelle den Wahn der Wiedererweckung von einem Scheintode ſetzt. Geſchichtliche Thatſache iſt eben nur der Glaube — nicht der mythiſche Glaube der ſpäteren chriſtlichen Welt an die leibliche Auferſtehung des Herrn, ſondern der perſönliche Wunderglaube der Apoſtel und ihrer Gefährten an die Gegenwart des Auferſtandenen in den von ihnen ſelbſt erlebten Geſichten und Erſcheinungen (II, S. 426 f.). Den Grund jenes Glaubens zu erklären, recurrirt indeß Weiße, wie er dieß ſchon bei den Wundern zum Theil gethan hat, auf die Erſcheinungen des (thieriſchen) Magnetismus; magnetiſche Kräfte ſollen hier einem ſittlichen Zwecke gedient und in dieſer Beſtimmtheit eine weltgeſchichtliche Bedeutung haben. Der Grund jener wunderbaren Erſcheinungen, inſofern wir wirklich in ihnen den abgeſchiedenen Geiſt des Gekreuzigten perſönlich gegenwärtig zu denken uns gedrungen fühlen, iſt mithin nach Weiße dahin zu beſtimmen daß in der vermöge ſeiner weltgeſchichtlichen Stellung dem Heiland vor allen andern Sterblichen verliehenen magnetiſchen Wundergabe als weſentliches Moment das Vermögen enthalten war auch nach ſeinem Tode noch auf ſeine Jünger und einzelne Andere, durch körperliche und geiſtige Dispoſition für ſolche Einwirkung Empfängliche magiſch einzuwirken (II, S. 438). — Allein wenn doch hiedurch offenbar die Auferſtehung wiederum zu einer geſchichtlichen Thatſache gemacht wird, deren beſondere Art und Weiſe von Weiße nur anders beſtimmt wird als dieß gewöhnlich geſchieht, ſo kehrt er damit doch endlich zu dem zurück, was er anfangs verworfen hatte, und es ergeht ihm hier wie faſt überall in ſeiner Darſtellung des Lebens Jeſu, er verſtößt gegen die evangeliſchen Berichte, weil er etwas anderes daraus macht als was ſie wirklich ſind und ſeyn wollen; er überwirft ſich mit dem Glauben, weil er vieles als unhaltbar preisgibt, was dieſem als weſentlich integrirendes Moment erſcheint, und endlich beleidigt er auch die Philoſophie durch mannichfache Inconſequenzen und Widerſprüche. Die bedeutendſte Differenz von Strauß zeigt Weiße in ſeiner Auffaſſung der ganzen Perſönlichkeit Chriſti, wie er ſie in der philoſophiſchen Schlußbetrachtung entwickelt. Wenn er freilich den Inhalt des Begriffes der Menſchwerdung dahin beſtimmt, — das zweite göttliche Selbſt, der ewige Sohn oder Logos gehe, indem er in die Welt eingehe, zunächſt nothwendig darin unter, er ſterbe, d. h. die Geſtalt der Perſönlichkeit, in welcher er von Ewigkeit her beim Vater ſey, werde an ihm negirt und in die unperſönliche Allgemeinheit oder Potentialität, aus welcher heraus ſich die unendliche Vielheit und Mannichfaltigkeit der Creaturen erzeugen ſolle, aufgehoben; aber aus dieſer Geſtalt der Entfremdung ſeiner ſelbſt tauche er im Laufe der Zeit und im Fortgange der Entwicklung des Weltweſens wieder auf zur geiſtigen Selbſtheit und Perſönlichkeit, und feiere ſolchergeſtalt ſeine Auferſtehung; er feiere ſie nicht bloß in einem einzelnen Momente der Weltgeſchichte oder in einem einzelnen creatürlichen Individuum, ſondern zu allen Zeiten, ſeit es geiſtige, ſelbſtbewußte Geſchöpfe gebe, in allen denjenigen Geſchöpfen die ſich ihres unmittelbaren endlichen Ichs, ihrer creatürlichen Selbſtheit entäußern und zur Wiedergeburt in der geiſtigen Subſtanz des Logos, der in Allen als Einer und derſelbe gewußt werde, dahingeben (II, S. 525 f.) — wenn Weiße in dieſer Weiſe den Begriff der Menſchwerdung entwickelt, ſo ſieht man, abgeſehen von einigen Beſonderheiten des Ausdruckes, welche nur in den Eigenthümlichkeiten des Neu-Schellingianismus ihre Erklarung finden, nicht recht, worin hier eine ſpecifiſche Differenz von der Straußiſchen Anſicht liegen ſollte, welche die Gottmenſchheit an das Allgemeine repartirt und eine Menſchwerdung Gottes in der Gattung lehrt. Allein Weiße

Digitized by Google

geht weiter. Denn obwohl er nach dem ſo eben Bemerkten keineswegs die orthodoxe Anſicht theilen kann, daß Gott ſich nur mit dieſem einen Individuum zur Einheit der Perſon verbunden habe, ſo unterſcheidet er ſich doch von Strauß durch die abſolute Bedeutung welche er der Perſönlichkeit Chriſti vindicirt, als dem Gipfel und Mittelpunkt aller innerweltlichen Erſcheinungen des Göttlichen. Es iſt hier die nicht bloß vorgeſtellte, ſondern reale, lebendige Perſönlichkeit eines geſchichtlichen Individuums, welches ſein creatürliches Selbſt vollſtändig in die Subſtanz des Göttlichen hineingebildet hat. Das Moment der Göttlichkeit in der Erſcheinung Chriſti beſteht ſomit nicht in dem abſtracten Selbſtbewußtſeyn, worin er ſich als Eins mit dem Vater erkennt, ſondern in der concreten Totalität ſeines perſönlichen Seyns und Thuns, ſowie dieſelbe Gegenſtand nicht der abſtracten Begriffserkenntniß, ſondern der lebendigen, ſittlich-religiöſen Anſchauung und Erfahrung iſt (II, S. 516). In dieſer religiös-ſittlichen Dignität welche Weiße für die Perſon des Erlöſers in Anſpruch nimmt, hat er unſeres Erachtens den richtigen Ausdruck gefunden für die eigenthümliche Würde des Erlöſers, wie er allein vermögend iſt dem wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Bedürfniß unſerer Zeit zu entſprechen. Aber Weiße ſelbſt hält nicht feſt an der Auffaſſung der Perſönlichkeit Chriſti als einer rein ſittlich-religiöſen; der Neu-Schellingianismus den er auf einen Hegel'ſchen Stamm gepfropft hat, treibt ihn beſtändig die metaphyſiſche Betrachtungsweiſe wiederum an die Stelle der ethiſchen zu ſetzen, und ſo gelangt er denn zu jener wunderlich-phantaſtiſchen Vorſtellung von dem Sohne Gottes, wonach derſelbe einmal in vollendeter Perſönlichkeit von Ewigkeit her beim Vater iſt, andererſeits aber aus der endlichen Subſtanz ſich erſt in allmählicher Entwicklung zum Selbſtbewußtſeyn hervorringen muß, bis er endlich in der Perſon Chriſti zum vollen und klaren Selbſtbewußtſeyn und ſomit zur vollendeten Perſönlichkeit gelangt. Daß durch dieſe Beſtimmung die Perſon des Sohnes Gottes zu einem mindeſtens ebenſo unbegreiflichen Myſterium, zu einem ebenſo unmöglichen Unding wird als der Chriſtus der orthodoxen Dogmatik, bedarf kaum der Bemerkung. Weiße hat, wie er dieß auch in ſeinen andern Schriften gezeigt hat, manchen guten Gedanken; ſelbſt eine gewiſſe geiſtreiche Genialität der Conception kann ihm nicht abgeſprochen werden; aber es fehlt ihm die Klarheit, Stetigkeit und Energie der Entwicklung, weil ein phantaſtiſches, chaotiſches Element in ſeinem Denken noch nicht überwunden iſt. Als Kritiker beweiſt er im Ganzen viel Scharfblick; aber von einer aus ſeiner philoſophiſchen Grundanſchauung nicht ſelten hervorgehenden Willkür iſt er eben ſo wenig frei zu ſprechen als Strauß. Sofern ſeine kritiſchen Unterſuchungen ſich auf die Quellenſchriften des Lebens Jeſu richteten, werden wir ihrer noch ſpäter zu gedenken haben.

Seit dieſer Zeit fing es an zum guten Ton in der Theologie zu gehören, ein Leben Jeſu geſchrieben zu haben. In Ammon's Geſchichte des Lebens Jeſu (1842) zeigte der Rationalismus, weitſchweifig und gelehrt, wie es ihm zukommt, daß er auch auf dem Wege zur Weltreligion ſeinen Charakter nicht verleugnet, und der Supranaturalismus lieferte in Lange's Leben Jeſu (1844) ein Seitenſtück, geiſtreich und erbaulich, doch wie das vorige unkritiſch und ohne Befriedigung für das Bedürfniß der Zeit. Daher auch dieſe, abgeſehen von dem Beifallsgeklatſch der Coterien, gleichgültig und theilnahmlos daran vorübergegangen iſt in dem ſicheren Bewußtſeyn, daß was ihr hier geboten werde unwiederbringlich dem Geiſte der Vergangenheit verfallen ſey. Nur wo eine Saite der Gegenwart angeſchlagen wird, tönt es auch in der Gegenwart nach, und weil er jenen Ton zu treffen wußte, deßhalb hat Strauß, wie kein Anderer dieſer Zeit, die Symphonien und Enantiophonien unſerer geſammten Zeitbildung zu wecken vermocht.

Wir gehen nunmehr dazu fort die Entwicklung des Straußiſchen Princips bis zu demjenigen Abſchluß zu verfolgen, welcher ihm durch ſeinen eigenen Urheber geworden iſt.

Der Verfaſſer des Lebens Jeſu, in der richtigen und wohlbegründeten Abneigung gegen alles was Replik und Antikritik heißt, hatte ein paar Jahre lang dem brauſenden Sturme welchen er heraufbeſchworen hatte, ſchweigend zugeſchaut. Dann aber, als er befürchten mußte daß ein ferneres Ignoriren der gegen ihn gerichteten Angriffe entweder als Schwäche ausgelegt werde, hervorgegangen aus dem Bewußtſeyn des Geſchlagenſeyns, oder als Stolz, ſich gründend auf eine übermüthige Verachtung der Gegner, ſo ſchien es ihm an der Zeit das Schwert zu ziehen, um die gegen ihn geführten Streiche abzuwehren, und wie es zu geſchehen pflegt daß eine energiſche Vertheidigung den Angriff zur Seite hat, ſo begnügte ſich auch Strauß nicht mit einer bloßen Abwehr, ſondern ſuchte den Feind in ſeinem eigenen Lager auf, um ihn hier deſto ſicherer zu vernichten. Dieſe Defenſiv-Offenſiv-Polemik iſt im Allgemeinen die Tactik welche die Streitſchriften befolgen (1837, 38). Der erſte Streich traf den Supranaturalismus in der Perſon Steudels, welcher ſich beeilt hatte den erſten Stein auf den Kritiker zu werfen. Dafür ward ihm dann auch die ausführlichſte Berückſichtigung zu Theil in dem erſten Heft: Hr. Dr. Steudel oder die Selbſttäuſchungen des verſtändigen Supranaturalismus unſerer Tage. Insbeſondere die willkürliche und nicht ſelten gänzlich unberechtigte Art, wie der moderne Supranaturalismus die bibliſchen Vorſtellungen mit der gegenwärtigen Zeitbildung in Einklang zu bringen ſucht, wie er oft durch die willkürlichſte Exegeſe das für unſern Geſchmack Anſtößige hinwegzuräumen und das ihm Zuſagende an ſeine Stelle zu ſetzen verſucht, hat hier eine ſcharfe aber gerechte Würdigung gefunden. Der Supranaturalismus in der Nüancirung, wie er von Steudel repräſentirt wird, gibt die Kirchenlehre auf, um an der Schrift angeblich deſto feſter zu halten. Was es indeß mit dieſem Vorgeben auf ſich habe, hat Strauß an Steudels Beiſpiel auf eine unwiderlegliche Weiſe dargethan. Statt, wie man nach der Stellung welche der Schrift angewieſen wird, erwarten ſollte, das Schriftwort nach ſeinem einfachen und klaren Sinne aufzunehmen, und ihm die rebelliſche Vernunft in gläubiger Demuth unterzuordnen, hört vielmehr die ſupranaturaliſtiſche Exegeſe nicht auf, an dem klar vorliegenden Schriftſinne herumzudeuteln, bis endlich die Heroen des alten und neuen Teſtaments dazu gebracht werden, nichts anderes zu ſagen als was das 19te Jahrhundert ihnen in den Mund zu legen für gut findet. In der That, wenn die Männer der heiligen Schrift in der Gegenwart einmal unter uns träten, ſie würden ſich wundern über die Metamorphoſen welche man mit ihnen vorzunehmen für gut findet, damit ſie dem verwöhnten Geſchmack unſerer Zeit keinen Anſtoß geben, und wenn ſie davon zu dem Ausrufe Anlaß nähmen: Gott bewahre uns vor unſern Freunden, vor unſern Feinden wollen wir uns ſchon ſelbſt bewahren, — ſo dürfte man ſich nicht gerade darüber verwundern. — Das zweite Heft der Streitſchriften, die HH. Eſchenmayer und Menzel, richtet ſich gegen den myſtiſchen und moraliſirenden Fanatismus. Daß zu dieſem Duumvirat nicht als Dritter im Bunde auch der Herausgeber der evangeliſchen Kirchenzeitung als der Repräſentant des orthodoxen Fanatismus herbeigezogen ſey, entſchuldigt der Verfaſſer mit der wiſſenſchaftlich bedeutenderen Stellung des Letzteren. Die Bitterkeit

Digitized by Google

welche Eſchenmayer nicht nur in dem Titel ſeiner Gegenſchrift (der Iſchariothismus unſerer Tage) an den Tag gelegt hatte, ward von Strauß mit den ſchärfſten Geißelhieben vergolten. In der Eſchenmayer'ſchen Schrift mache ſich der Aerger eines frömmelnden Phantaſten Luft, dem es unbequem komme daß aus der evangeliſchen Geſchichte, auf welcher als einem Ruhepolſter ſeine faule Vernunft ſich jahrelang gewälzt, auf einmal kritiſche Stacheln hervorgetrieben werden, welche ihn zu nöthigen drohen einen Augenblick wieder auf ſeinen eigenen Füßen zu ſtehen. Noch ſchlimmer faſt ergeht es Menzel, deſſen Angriff gegen Strauß „vor der Maſſe ſeiner übrigen kritiſchen Sünden wie ein Tropfen im Meer verſchwindet." So wird er denn nach ſeinem ganzen litterariſchen Lebenslauf vor Gericht geſtellt; in ſeinem Verhältniß zur Kritik, zur Philoſophie und Theologie wird er uns vor Augen geführt, und nachdem der Verfaſſer ſeines eigenen Handels mit Menzel nur mit kurzen Worten gedacht hat, ſpricht er am Schluſſe die ſichere Erwartung aus daß ſich alsbald die Stimmen aller Einſichtigen dahin vereinigen werden, um einen Mann, wie Hr. Menzel nach dem Bisherigen ſey, vollends litterariſch mundtodt zu machen. In dem dritten Heft der Streitſchriften erfolgt ſodann die Auseinanderſetzung mit dem Anathema der evangeliſchen Kirchenzeitung, mit der vornehmen Unklarheit der Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik, und endlich mit dem gemäßigten Juſtemilien der theologiſchen Studien und Kritiken. Hatte die evangeliſche Kirchenzeitung — natürlich in ihrem Sinne — das Straußiſche Buch eine der erfreulichſten Erſcheinungen auf dem Gebiete der neuern theologiſchen Litteratur genannt, ſo gibt ihr der Kritiker dagegen zu erkennen, wie er eigentlich mit einer Richtung von ſo entſchiedener Farbe nicht ungern zu thun habe, da man hier doch wiſſe woran man ſey. Gleich zweien Fechtern von Handwerk machen die beiden Todfeinde erſt ein paar höfliche Verbeugungen gegen einander, ehe ſie den Vernichtungskampf beginnen. In der Auseinanderſetzung mit den Berliner Jahrbüchern iſt Strauß zuerſt auf Hegels Stellung zur theologiſchen Kritik und zur evangeliſchen Geſchichte gründlicher eingegangen. Hielt er ſich hier auch vorzugsweiſe an diejenige Seite der Hegel'ſchen Philoſophie, welche ſeinem eigenen Standpunkte correſpondirte, ſo iſt doch das Unbeſtimmte und Schwankende in den Aeußerungen Hegels über die fraglichen Punkte ſcharf und treffend hervorgehoben. Aus der Unbeſtimmtheit des Meiſters mußten natürlich verſchiedene Fractionen der Schule ſich hervorbilden, und hier hat Strauß zuerſt die ſeitdem claſſiſch gewordene Eintheilung der Schule in die Rechte, das Centrum und die Linke in Cours geſetzt. Unter den Repräſentanten der Erſteren wird insbeſondere R. Bauer, damals noch auf der äußerſten Rechten, hart an der Gränze der evangeliſchen Kirchenzeitung, mit ſeiner ſchwülſtigen, hochtrabenden nnd unklaren Manier einer ſcharfen Beleuchtung unterworfen. Während er in das Centrum damals nur noch Roſenkranz zu ſtellen wußte, dem er als einem höchſt wohlthätigen Elemente in der Hegel'ſchen Schule alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, tritt der Verfaſſer des Lebens Jeſu ſelbſt auf die linke Seite, — und um ihn hat ſich ſeitdem eine ganze Schaar von gleichgeſinnten Anhängern geſammelt. In den Studien und Kritiken hatten Ullmann und Müller ihr Votum über das Leben Jeſu abgegeben. Dem erſteren ward das verdiente Lob, daß ſeine Recenſion zu dem Beſten gehöre was über das Straußiſche Leben Jeſu geſagt ſey, und die feine noble Haltung welche er beobachtet hatte, trug ihm eine gleich rückſichtsvolle Behandlung von Seiten des Kritikers ein, der in den Streitſchriften ſonſt nicht eben ſchonend zu Werke ging; dagegen der Recenſion von Müller eine gleiche Bedeutung abgeſprochen wird, ſofern ſie theils von einem minder liberalen und wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus, theils nicht mit derſelben Gerechtigkeit und Ruhe geſchrieben ſey.

Hatte nun auch der Kritiker in dieſer Weiſe ſich der mannichfachen gegen ihn gerichteten Angriffe noch auf eine ziemlich glückliche Art erwehrt, ſo hatte er doch noch wenig oder nichts gethan, um einen Vorwurf zu widerlegen der ſich gleichmäßig faſt durch alle Beurtheilungen ſeines Lebens Jeſu hindurchzog, — der Vorwurf einer einſeitigen Negativität des Reſultats. Hatte doch ſelbſt der freiſinnige De Wette, welcher in vielen Punkten ſeine Uebereinſtimmung mit dem Verfaſſer des Lebens Jeſu offen erklärte, die Straußiſchen Unterſuchungen als meiſtens negativ und inſofern unklar in ihren Reſultaten getadelt, als nicht erhelle wie viel und welchen hiſtoriſchen Gehalt er als Grundlage der neuteſtamentlichen Mythologie anerkenne. Soviel ſey jedoch klar, daß ihm die Perſon Jeſu in derjenigen Bedeutung welche ſie für den Gläubigen habe, verſchwunden ſey (Vorrede zu ſeiner Erklärung des Evangel. Mathäi. 1836.). Bei der allgemeinen Uebereinſtimmung in dem Vorwurfe der Negativität mußte es dem Verfaſſer des Lebens Jeſu, welcher es damals noch nicht aufgegeben hatte einen theologiſchen Lehrſtuhl für ſeine Weltanſchauung zu gewinnen, vor allen Dingen daran liegen die poſitive Seite ſeiner Auffaſſung des Chriſtenthums an den Tag zu legen. Es geſchah in dem kleinen Aufſatze: „Vergängliches und Bleibendes im Chriſtenthum", welcher in einem glänzenden, in mehr als einer Beziehung an die Schleiermacher'ſchen Monologen oder Reden über Religion erinnernden Darſtellung den Straußiſchen Standpunkt für das gebildete Laienbewußtſeyn zugänglich zu machen beſtimmt war. (Zuerſt im Freihafen 1838, dann beſonders abgedruckt mit dem Aufſatze über Juſtinus Kerner aus den Halleſchen Jahrbüchern unter dem Titel: Zwei friedliche Blätter, Altona 1839. Die Reſultate, insbeſondere des letzten Theils jener Abhandlung gingen dann in die 3te Aufl. des Lebens Jeſu — Schlußabhandlung — über). Durch die Form des Selbſtgeſpräches werden wir hier hineingeführt in die Geiſteswerkſtätte des modernen Ichs, um ſeine Auseinanderſetzung mit dem Inhalte des Chriſtenthums zu belauſchen. Da zeigt es ſich denn daß das Jenſeits, die Sphäre des Göttlichen und der Transcendenz, welche nach der Anſchauungsweiſe des urſprünglichen Chriſtenthums nur auf einem oder wenigen einzelnen Punkten in das Diesſeits hineinragte, nunmehr auf allen Punkten in die Sphäre der Endlichkeit hineingezogen erſcheint. So kann denn ein jenſeitiges Leben nach dem Tode nicht mehr die Bedeutung haben für das moderne chriſtliche Ich, welche es hatte für das antik gefärbte Bewußtſeyn der chriſtlichen Vorzeit. „War den Apoſteln das andere Leben Vergeltungszuſtand; uns iſt es Fortentwicklung", — Vergeltungszuſtand nur inſofern als jeder Rückſchritt, jede jetzige Hemmung und Mißbildung unſeres Weſens immer mit künftigen Hemmungen und Schmerzen als ihren Folgen ſchwanger geht. Dabei iſt aber die Vergeltung zugleich ſchon eine beſtändig gegenwärtige, — in den Tiefen der eigenen Bruſt trägt der Menſch die Seligkeit des Himmels, die Qualen der Hölle. Sah nun weiter die chriſtliche Vergangenheit in der Auferſtehung den Beweis für die Gottesſohnſchaft des Erlöſers, ſo verliert auch dieſes Argument für das chriſtliche Bewußtſeyn der Gegenwart ſeine beweiſende Kraft; denn das äußere Geſchick in der Vereinzelung und Zufälligkeit ſeiner Ereigniſſe läßt nimmer einen untrüglichen Schluß machen auf den innern Werth und die Würde einer Perſönlichkeit. „Zu dieſen Einzelnheiten des äußern Geſchickes gehört aber Jeſu Auferſtehung: und inſofern kann ſie für den Tieferblickenden keinen beſonderen Werth mehr haben."

Digitized by Google

Hatte ja auch ſchon ein Schleiermacher die Thatſache der Auferſtehung als einen nicht weſentlich integrirenden Beſtandtheil der Lehre von der Perſon Chriſti zu bezeichnen gewagt! Soll die Auferſtehung Jeſum als Sohn Gottes beglaubigt haben, ſo ſoll er durch ſeinen Tod uns vom Zorne Gottes und den Strafen der Sünde erlöſt haben. Aber auch dieſes Hauptſtück der apoſtoliſchen Lehre hat in dem modern chriſtlichen Bewußtſeyn keine lebendige Wurzeln mehr. Nicht erſt durch den Tod Jeſu konnte die Sündenvergebung für Gott möglich werden; nur die ſymboliſche Bedeutung behält hier der Tod des Erlöſers, daß an ihm der Menſchheit zuerſt das Bewußtſeyn aufgegangen iſt von der Möglichkeit einer Sündenvergebung ohne Opfer und ähnliche Aeußerlichkeiten. Aber mit den Opfern die er der Menſchheit abgewöhnte, hat der Tod Jeſu die Menſchheit allmählich auch von ſich ſelbſt abgewöhnt; das moderne Ich vollzieht die Erlöſung in den innerſten Tiefen ſeines eigenen Weſens, mit welchem es in der Gottheit wurzelt, und von hier aus quillt ihm ein Lebensſtrom entgegen „welcher, wie er künftig die Kraft zu allem Guten in ſich trägt, ſo zugleich die Macht hat alle alten Wunden und Schäden des Gemüthes auszuheilen, alle Flecken abzuwaſchen.“ Ein Begriff endlich den das moderne Bewußtſeyn ſich nicht anzueignen vermag, iſt der des Wunders, in dem Sinne daß dadurch eine wirkliche Unterbrechung des Naturlaufs bezeichnet würde. Wohl iſt ein Mirabile denkbar, ein Wunderbares, wo der nähere Hergang, die Verkettung von Urſache und Wirkung uns unbekannt iſt, ohne daß wir indeß aus dieſem Verborgenſeyn der wirkſamen Kräfte auf einen ſchlechthin übernatürlichen Charakter eines Ereigniſſes zu ſchließen berechtigt wären. Zwiſchen dem Gewöhnlichen und Natürlichen auf der einen, und dem Ungewöhnlichen und Uebernatürlichen auf der andern Seite liegt das Natürliche aber Ungewöhnliche in der Mitte. Dieß anzuerkennen trägt auch das moderne philoſophiſch gebildete Ich kein Bedenken. Aber wie es den Hergang dabei nicht als über den Naturzuſammenhang hinausgehend und daher auch nicht als abſolut unbegreiflich anſehen kann, ſo muß es daher auch beſtrebt ſeyn das auf den erſten Anblick Unbegreifliche zu begreifen, und durch allerlei Analogien dem Verſtändniß näher zu bringen. So richtet ſich denn von den Wundern welche auch das mythiſche Syſtem aus dem Leben des Erlöſers nicht unbedingt ſtreichen möchte, von den ſogenannten Heilungswundern die Reflexion ſeitwärts ab auf natürliche, wenn auch mehr oder weniger noch geheimnißvolle Vorgänge in der empiriſchen Erſcheinungswelt, wo Somnambulismus, Magnetismus, Elektricität oder Galvanismus als gewirkte Zuſtände oder wirkende Kräfte erſcheinen, — Erſcheinungen bei denen die Wiſſenſchaft kaum erſt die äußerſte Schwelle der Erklärung überſchritten hat. Steigt nun aber das Wunder zum Wunderbaren, das Miraculum zum Mirabile, zu einer zwar auffallenden und ungewöhnlichen, aber darum nicht übernatürlichen Erſcheinung herab, ſo hat es damit zugleich alle religiös-dogmatiſche Beweiskraft verloren. Jene phyſiſchen Kräfte ſind keineswegs nur im Beſitz der ſittlich Würdigſten; daher auch dergleichen an Jeſu bemerkbare Kräfte keineswegs zu einem Schluß auf ſeinen ſittlich-religiöſen Werth berechtigen würden, wenn dieſes nicht anderweitig durch die geſammte Selbſtdarſtellung ſeiner Perſönlichkeit verbürgt wäre. Laſſen ſich nun aber auch die Heilungswunder des Erlöſers wenigſtens zum Theil in Mirabilia umſetzen, ſo iſt dieß bei andern in der Geſchichte Chriſti uns begegnenden Wundern unmöglich. So hat daher auch die übernatürliche Empfängniß und Geburt die, wenn geſchichtlich, ein abſolutes Miraculum wäre, keinen Halt mehr in dem modern chriſtlichen Bewußtſeyn, und man nimmt es damit heutigen Tages nicht mehr ſo ſtreng, da durch ſtarres Feſthalten wenig zu gewinnen, aber viel zu verlieren iſt. Ueberhaupt widerſtrebt dem modernen Bewußtſeyn die Vorſtellung das ſchöpferiſche, göttliche Weſen in einem einzelnen Geſchaffenen verkörpert zu ſehen. „Daß das Abſolute in der Geſammtheit alles Endlichen ſich offenbart, iſt uns ein geläufiger, ja nothwendiger Begriff; wie es aber in *eine* endliche Natur mit ſeiner ganzen Fülle ſich verſenken möge, muß uns ebenſo widerſprechend erſcheinen als wenn einer behaupten wollte das Weſen der Harmonie könne ſich in einem einzigen Tone offenbaren.“ Daher die Richtung der Zeit, allen großen Männern und erhabenen Geiſtern eine faſt ans Abgöttiſche gränzende Verehrung zu bezeigen; man habe an der *einen* Menſchwerdung Gottes nicht genug, und wolle nach deutſcher Weiſe eine Reihe ſich wiederholender Avatars haben; man wolle den allein ſtehenden Jeſus wieder mit einem Kranze von Heiligen umgeben; nur daß dieſes nicht lauter kirchliche Heilige ſeyen, ſondern wie in der Hauscapelle des Alexander Severus neben den Standbildern Chriſti und Abrahams auch das des Orpheus ſich befunden, ſo gehe die Richtung dieſer Zeit dahin die Offenbarung Gottes in allen den Geiſtern zu verehren welche belebend und ſchöpferiſch auf die Menſchheit eingewirkt haben. Der einzige Cultus daher welcher den Gebildeten aus dem religiöſen Zerfalle der Zeit übrig geblieben, ſey der *Cultus des Genius*. Und als *religiöſer Genius* trete dann Chriſtus ein in die Kategorie der hochbegabten Individuen, welche wir auf den außerreligiöſen Feldern, namentlich auf denen der Kunſt und Wiſſenſchaft, als Genies zu bezeichnen pflegen. Komme freilich Chriſtus ſo nicht nur neben einem Orpheus, Homer und Moſes, ſondern auch neben einem Muhammed zu ſtehen, dürfe er die Geſellſchaft eines Alexander und Cäſar, eines Raphael und Mozart nicht verſchmähen, ſo werde doch dieſe beunruhigende Zuſammenſtellung wenigſtens theilweiſe wieder aufgehoben durch die doppelte Ueberlegung, daß erſtlich unter den verſchiedenen Gebieten in denen die gottverwandte Schöpferkraft des Genies ſich entfalten könne, das der Religion nicht bloß unbeſtimmt als das vornehmſte obenan ſtehe, ſondern genauer zu den übrigen wie der Mittelpunkt zum Umkreiſe ſich verhalte, ſofern in der Religion allein der göttliche Geiſt dem menſchlichen in unmittelbarem Selbſtbewußtſeyn nahe trete, wozu als zweites noch komme daß auch innerhalb des religiöſen Gebietes Chriſtus als Urheber der höchſten Religion die übrigen Religionsſtifter überrage. Allein nun bietet ſich ſogleich ein bemerkenswerther Uebelſtand dar; iſt nämlich Chriſtus nicht der urbildliche Menſch, iſt er nur der relativ größte unter den bisherigen Religionsſtiftern, ſo gilt doch dieſer Vorzug nur für den bisherigen Verlauf der Dinge; für die Zukunft aber haben wir keine Bürgſchaft, daß nicht etwa noch ein Anderer kommen werde der ſich zu Chriſtus als Gleicher oder gar als Höherer verhielte. Strauß ſtellt indeß die Möglichkeit eines ſolchen Hinausgehens über Chriſtus in Abrede: einmal nämlich weil Chriſtus der Urheber derjenigen Form des religiöſen Bewußtſeyns iſt, über welche ein Hinausgehen unmöglich iſt; die Einheit des Göttlichen und Menſchlichen im unmittelbaren Selbſtbewußtſeyn iſt der von Chriſtus errungene weſentliche Boden, über welchen die Frömmigkeit ſich ihrer Natur nach auf einen höhern nicht erheben kann; alle ſpäteren religiöſen Fortſchritte können daher nicht von ferne mehr in dem Grade als Epochen auftreten, wie der Rieſenſchritt um welchen Jeſus die Menſchheit auf der Bahn ihrer religiöſen Entwicklung vorwärts gebracht hat. Zudem ſey die Einheit Gottes und des Menſchen ſeither in keinem menſchlichen Selbſtbewußtſeyn mehr mit ſolcher ſchöpferiſcher Urkräftigkeit aufgetreten, daß

Digitized by Google

es wie bei ihm ſein ganzes Leben gleichmäßig und ohne bemerkbare Trübung durchdrungen und verklärt hätte. In Chriſto ſey jene Einheit des Göttlichen und Menſchlichen mit einer Energie aufgetreten welche in dem ganzen Umfang ſeines Gemüthes und Lebens alle Hemmungen bis zum verſchwindenden Minimum zurückdrängte, ſo daß er inſofern einzig und unerreicht in der Weltgeſchichte daſtehe. — Allein wenn gleich hienach zugegeben werden muß daß in der Weiſe kein Hinausgehen über Chriſtus ſtattfinden könne, daß von irgend einem Späteren eine höhere Religion gegründet würde, — ſofern nämlich über die chriſtliche Religion als die Religion der Verſöhnung, der Einheit des Göttlichen und Menſchlichen kein Hinausgehen möglich iſt, — ſo ſcheint doch in Abrede geſtellt werden zu müſſen daß dieſe Einheit praktiſch, im Leben, nicht *möglicherweiſe* von einem Späteren in noch höherem Maaße realiſirt werden könnte, als es von Chriſto geſchehen iſt — ſobald man nämlich mit Strauß behauptet, die Einheit des Göttlichen und Menſchlichen, der Gottmenſch, ſey in Chriſto doch nicht auf adäquate Weiſe zur Erſcheinung gekommen. Denn wenn das verſchwindende Minimum des Abſtandes Chriſti von dem Urbild auch noch ſo klein geſetzt wird, ſo bleibt doch immer die Möglichkeit daß es in einem oder mehreren Späteren noch kleiner werde, daß ſie mithin dem Urbild einer vollkommenen Einheit des Göttlichen und Menſchlichen, obſchon ſie es gleichfalls nicht abſolut erreichen, doch wenigſtens näher ſtehen als Chriſtus, und damit würden ſie denn allerdings auch größere religiöſe Genies ſeyn als dieſer. „Auf empiriſchem Wege kann man es natürlich nicht wiſſen daß kein anderes noch größeres religiöſes Genie kommen kann, aber eben ſo wenig auf dem (aprioriſchen) Wege der Speculation; denn wenn die Idee im Individuum überhaupt nicht abſolut, ſondern nur relativ erſcheinen kann, wer will die Grade dieſer Relativität mit einem abſoluten Maßſtab beſtimmen?" (Worte v. Baur's gegen Alexander Schweizer welcher die eigenthümliche Würde Chriſti gleichfalls als die des größten religiöſen Genies beſtimmt hatte, Lehre von der Verſöhnung S. 622.) Ein Höchſtes über welches kein Hinausgehen möglich iſt, kann nur diejenige Wirklichkeit ſeyn welche mit der Idee ſchlechthin zuſammenfällt. Wird dieß aber in Abrede geſtellt, ſo iſt es unmöglich irgend ein Individuum als dasjenige zu bezeichnen, in welchem die Verwirklichung der Idee, nicht nur für die Vergangenheit, ſondern auch für die Zukunft ihre höchſte Vollendung erreicht habe. Wie wir alſo früher den Straußiſchen Satz daß die Idee nur in der menſchlichen Gattung ihren angemeſſenen Ausdruck finde, oder daß nur die Gattung der Gottmenſch ſey, als unverträglich gefunden haben mit ſeinen eigenen Principien, ſo gilt nun auch dasſelbe von ſeiner Beſtimmung daß der Gottmenſch in Chriſto als dem größeſten religiöſen Genie, in möglichſt (d. h. *relativ*) vollendeter Weiſe zur Erſcheinung gekommen ſey, ſo daß für alle Zukunft kein Hinausgehen über ihn möglich ſey. Er verfällt auch hier der ewigen Unruhe eines endloſen Proceſſes welche, wie wir dieß noch ſpäter ſehen werden, nicht minder die Aufhebung aller Theologie als aller Philoſophie in ihrem Gefolge hat.

Wenn nun auch die poſitive Seite der Straußiſchen Anſchauungsweiſe, wie ſie ſo eben in kurzer Skizze dargelegt iſt, es nicht vermochte den Glauben zu verſöhnen, ſo darf dieß nicht gerade befremden, da die Stellung welche Strauß hier der Perſönlichkeit Chriſti zu vindiciren bemüht war, doch zweifelhaft genug erſcheinen mußte, um das Fortbeſtehen der chriſtlichen Religion überhaupt in Frage zu ſtellen. Die *Charakteriſtiken und Kritiken* (erſchienen 1839) waren für die Hauptfragen um die es ſich handelte, von geringerer Bedeutung; doch hat uns hier der Verfaſſer in den Aufſätzen „zur Wiſſenſchaft der Nachtſeite der Natur" — womit zu vergleichen die idylliſche Skizze über Juſtinus Kerner und Viſchers Abhandlung über Strauß in dem erſten Jahrgang der Hall. Jahrb. — einen intereſſanten Blick thun laſſen in ſeine frühere Entwicklung, und die Arbeit über Schleiermacher und Daub, welche ſicherlich zu dem Beſten gehört was Strauß geſchrieben, war ein neuer Beweis daß das Talent der kritiſchen Reproduction dem Verfaſſer in eben ſo hohem Maaße eigen ſey, als die productive, ſchöpferiſche Originalität ihm abgehe.

In dieſe Zeit fiel nun die Tragikomödie der Zürcher Revolution, welche an der Berufung des Mythikers auf einen theologiſchen Lehrſtuhl einen ſchon lange mit Sehnſucht herbeigewünſchten Vorwand gefunden hatte. Wie man auch urtheilen möge über jene bekannten Vorgänge, welche ſicherlich keine der glänzenden Partien in der Schweizergeſchichte bilden, das wird von keinem Unbefangenen in Abrede geſtellt werden können daß auf beiden Seiten die Motive des Kampfs durch politiſche Parteileidenſchaft getrübt und bis zu einem widerlichen Zerrbild ſind entſtellt worden. Denn — ſo wenigſtens dürfte nach Einſicht der bisher vorliegenden Acten das Urtheil lauten — weder ſind diejenigen im Rechte welche die geſammte, ſyſtematiſch geleitete und durchgeführte Oppoſition gegen die Maßnahmen der Regierung aus dem beſorgten Unwillen eines ganzen, in dem innerſten Heiligthum ſeiner religiöſen Ueberzeugung beleidigten Volkes ableiten wollen, noch auch diejenigen welche das Ganze einzig aus einer combinirten Intrigue des pfäffiſchen Egoismus und politiſcher Herrſchſucht zu erklären bemüht ſind, und uns in den Männern der beſiegten Partei Märtyrer der Freiheit und der Aufklärung bedauern laſſen wollen. Das Anrecht auf unſer Bedauern hat die beſiegte Partei, wenn man auch auf weiter nichts ſehen wollte, durch die ganze Reihe von Inconſequenzen, Schwächen und Tactloſigkeiten verloren, welche die Geſchichte ihres Sturzes bezeichnen. Aber die Gegenpartei hat die fromme Einfalt des Volkes zum Vehikel ihrer politiſchen Rache gemacht; ſie hat den Namen Gottes gemißbraucht um den Aufruhr mit dem Siegel der Heiligkeit zu ſtempeln. Die Straußiſche Berufung war nichts als ein vorgeſchobener Poſten, den die eine Partei aufgab als er nicht mehr zu halten war, ohne deßhalb ihre Herrſchaft aufzugeben, — den die andere Partei erobern konnte, ohne damit ihr Ziel erreicht zu haben. Wäre die Regierungspartei bei der kraftvollen Vertheidigung ihres erſten Entſchluſſes unterlegen, wie er durch Strauß's Berufung kund gegeben war, ſo hätte ſie ſich rühmen können ehrenvoll gefallen zu ſeyn; hätten die Gegner ſchon hier — in der Straußiſchen Frage — einen vollſtändigen Sieg erfochten, ſo hätten ſie wenigſtens den Schein lauterer Motive bewahren können, einen Schein der durch die Ereigniſſe vom März bis zum September 1839 in ſeiner Nichtigkeit und Hohlheit jedem unparteiiſchen Auge aufs vollſtändigſte offenbar geworden iſt. So participirt die Zürcher Revolution an dem unerfreulichen Geſammtcharakter der neueſten Schweizergeſchichte: es iſt *eine große* Miſère; mit Anſtand kann man weder für die eine Seite noch für die andere Partei nehmen, und mit Ueberdruß und Widerwillen wendet ſich der Blick von dem kleinlichen und egoiſtiſchen Parteigetriebe ab. Nur das mag einigermaßen zur Entſchuldigung gereichen, daß die Verſchuldung des Schweizervolkes nach einem nicht geringen Theil dem religiöſen, politiſchen und ſocialen Geſammtcharakter unſeres Jahrhunderts zur Laſt fällt.

Daß aus den Zürcher Wirren die Wiſſenſchaft keinen Vortheil gezogen hat, läßt ſich nicht anders erwarten. Nur dadurch ſind ſie auch für die Wiſſenſchaft von Bedeutung, daß das Ver-

Digitized by Google

hältniß derſelben zu den ſittlichen Lebensformen des Staates und der Kirche von neuem zum Gegenſtand der Discuſſion gemacht ward. Wenn die Wiſſenſchaft mit Recht auf die Nothwendigkeit ihrer freien, durch keine Schranke gehemmten Entwicklung provocirte, ſo ſchien dagegen die Kirche mit kaum geringerem Recht die Forderung zu ſtellen daß ihre Diener nicht in einer ihre weſentlichen Grundlagen untergrabenden Weltanſchauung herangebildet würden; und der Staat endlich, nach ſeiner zwitterartigen Stellung zu Kirche und Wiſſenſchaft kam in die unangenehme Alternative entweder der erſteren das Princip der Freiheit, oder der anderen das Princip der Chriſtlichkeit zu opfern. Daher ſchon damals mehr als eine Stimme laut ward, welche für Wiſſenſchaft und Kirche das alleinige Heil in ihrer Emancipirung von der Staatsgewalt zu finden glaubte. Doch iſt in den Zürcher Wirren wenig Vernünftiges über dieſe Lebensfrage der Gegenwart zu Tage gefördert; die Stimme der Vernunft verhallte machtlos in dem Getümmel der Leidenſchaft und des Parteiintereſſes; während die Männer der Schweiz. Evang. Kirchenzeitung, die ſich darin als eine würdige Namensverwandte ihrer Berliner Schweſter legitimirte, in Strauß einen Iſchariot, durch den man die Hochſchule vor der ganzen chriſtlichen Welt an den Pranger ſtellen werde, einen Hohenprieſter des Unglaubens in der Chriſtusverhöhnung, in ſeiner Berufung ein gerechtes Gericht des Unglaubens erblickte, der vorlängſt auf den hohen und höchſten Stühlen gethront und ſeither auch in die niedrigſten Regionen des Volkslebens gedrungen ſey, — während ein Geiſtlicher als auf göttliche Eingebung die Sturmglocke erſchallen ließ zum offenen Aufruhr gegen die Staatsgewalt (Röm. 13, 1.), haben die Vorkämpfer des Liberalismus ſich abgemüht dem Verfaſſer des Lebens Jeſu aus allerlei Fragmenten und Extracten eine Art von Chriſtlichkeit zu präpariren, welche er ſelbſt wohl nicht in Anſpruch genommen haben würde. Aber was war zu machen? — Wollte man das Princip des chriſtlichen Staates nicht aufgeben, ſo mußte ſich die Staatsgewalt wohl oder übel erſt entſchließen, dem Kritiker den ſie in ihre Dienſte nehmen wollte, ſeine Chriſtlichkeit zu beweiſen. Man ſah hier das merkwürdige Schauſpiel einer ſonderbaren Rollenvertauſchung; während die Kirche auf dem politiſchen Felde ihre Wirkſamkeit entfaltete, zerarbeitete ſich der Staat an den Problemen der Apologetik; und während beide in der wechſelſeitigen Verkleidung einander auf Tod und Leben bekämpften, ruhte die Wiſſenſchaft, die unſchuldige Veranlaſſung des Streites, fern von dem Toben der Stürme „im windſtillen Hafen.“ In dem ungeordneten, confuſen Verhältniß von Wiſſenſchaft, Staat und Kirche enthüllte die Zürcher Affaire einen Krebsſchaden unſerer Zeit der, wenn nicht bald eine energiſche Hülfe angewendet wird, die ohnehin ſchon altersſchwache Conſtitution der Gegenwart mit einer gänzlichen Auflöſung bedroht. Aber die Weisheit welche das après nous le déluge zu ihrer Deviſe gewählt hat, iſt in ihrer Vorliebe für das Gehenlaſſen gegen alles was einer energiſchen Abhülfe der Gebrechen unſerer Zeit auch nur von ferne ähnlich ſieht, mit dem tiefſten Widerwillen erfüllt; an eine gründliche Reform zu denken wagt man nicht, aus Furcht es möge bei einem ſolchen Unternehmen mehr zuſammenſtürzen als man wirklich einreißen wollte. So läßt man denn ſtehen was ſteht, ſtückt hier und flickt da, ſo gut es gehen will, — bis endlich einmal ein Sturm kommen und das ganze morſche Gebäude von Stück- und Flickwerk über den Haufen ſtürzen wird.

Die Zürcher Revolution zertrümmerte die letzte Hoffnung des Kritikers, eine ſeiner Neigung zuſagende, ſeinen Talenten angemeſſene Stellung als akademiſcher Lehrer zu erlangen. Ob der Unmuth getäuſchter Hoffnung, ob eine innere Entwicklung in ſeiner Anſchauungsweiſe die Schuld trägt, wir wiſſen es nicht; unleugbar aber iſt es daß ſeit jener Zeit eine nicht unbedeutende Veränderung, wenn auch nicht in den Principien, ſo doch in der Durchführung derſelben bei Strauß ſich bemerklich macht. Seine ganze Haltung der kirchlichen Orthodoxie gegenüber wird feindlicher, ſein Ton ſchneidender; die Schärfe der Negation wächst in dem Maße als der poſitive Reſt unter ſeinen Händen zuſammenſchrumpft. Nicht nur wurden in der vierten Auflage des Lebens Jeſu alle in der zuletzt vorhergegangenen gemachten Conceſſionen wiederum zurückgenommen als Scharten, die der Verfaſſer ſelbſt in ſein gutes Schwert hineingeſchliffen, ſondern es erſchien auch in den Jahren 1840 und 1841 das Werk, in welchem das Strauß'ſche Princip — relativ wenigſtens — zum Abſchluß gelangte: Die chriſtliche Glaubenslehre in ihrer geſchichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wiſſenſchaft. Hatte das Leben Jeſu den erſten Ausgangspunkt der chriſtlichen Entwicklung zum Gegenſtand der kritiſchen Prüfung gemacht, ſo hatte es die Glaubenslehre mit dem Fortgange derſelben zu thun, wenigſtens nach der theoretiſchen Seite; ihr Object bildete ſomit die Geſammtentwicklung des chriſtlichen Glaubens, ſofern er ſich als Doctrin manifeſtirt, von der chriſtlichen Urzeit bis herab auf die Gegenwart. Die Abſicht in welcher dieſe kritiſche Ueberſicht geliefert ward, war — laut der Vorrede — der dogmatiſchen Wiſſenſchaft dasjenige zu leiſten, was dem Handlungshauſe die Bilanz leiſte. Werde es durch dieſe gleich nicht reicher, ſo erfahre es doch genau wie es mit ſeinen Mitteln daran ſey, und das ſey ebenſo viel werth als eine poſitive Vermehrung derſelben. Eine ſolche Ueberſicht über den dogmatiſchen Beſitzſtand ſey in unſeren Tagen um ſo dringenderes Bedürfniß, als ſich die Mehrzahl der Theologen hierüber die größten Illuſionen mache. Man ſchlage den Abzug den die Kritik und Polemik der zwei letzten Jahrhunderte vom alten theologiſchen Grundſtocke gemacht habe, viel zu gering an, und dagegen die zweideutigen Hülfsquellen die man in der Gefühlstheologie und myſtiſchen Philoſophie des gegenwärtigen gefunden zu haben glaube, viel zu hoch. Man meine die Proceſſe welche über jene Ausfälle noch obſchweben, zum größeren Theile ſchon gewonnen zu haben und aus den neueröffneten Schachten der reichſten Ausbeute gewiß zu ſeyn. Es könne aber der Fall eintreten daß jene Proceſſe ſämmtlich an einem Tage verloren gingen, und wenn dann zudem noch dieſe neuen Gruben die Hoffnung täuſchten, ſo wäre ein Falliment unvermeidlich. Grundes genug ſich in Zeiten vorzuſehen und genau zu unterſuchen, was an den früheren Verluſten wirklich unwiederbringlich und was noch etwa beizutreiben ſey; ebenſo was bei den neueren Unternehmungen als ſicherer Gewinn in Ausſicht ſtehe, und wie ſich endlich, dieß alles wohl berechnet, die Active zu den Paſſiven verhalten. — Die Methode nun, durch welche dieſer Zweck erreicht werden ſoll, iſt im Weſentlichen dieſelbe welche wir ſchon im Leben Jeſu kennen gelernt haben — die dialectiſch-kritiſche. Doch iſt es, wenigſtens dem Vorgeben nach, nicht die Dialektik und Kritik des Subjects welche die einzelnen Glaubenslehren zerlegt und auflöst, ſondern die objective, durch die geſchichtliche Entwicklung in dem Widerſtreit ſich bekämpfender und einander aufhebender Richtungen ſich vollziehende Dialektik und Kritik. Den Schiller'ſchen Satz: „Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht“ hat Strauß an der chriſtlichen Glaubenslehre durchzuführen verſucht. So werden denn die chriſtlichen Dogmen dem Gericht der Geſchichte unterworfen. Die Betrachtung zerfällt meiſtentheils in zwei Hauptheile; der erſte ſchildert die poſitive Entwicklung des Dogma's

Digitized by Google

von ſeinen erſten mehr oder weniger unbeſtimmten bibliſchen Anfängen bis zu dem Höhepunkt ſeiner kirchlichen Ausbildung; der zweite den Verfall und die Auflöſung durch die Negation und Kritik. Schon aus dieſer Stellung ergibt ſich gewiſſermaßen die Nothwendigkeit daß die Negation immer das letzte Wort behalte. Dieß iſt nun freilich auch die Abſicht; das letzte Reſultat iſt ein vom Verfaſſer längſt vorausbeſtimmtes, wenn er auch den Anſchein davon möglichſt zu vermeiden ſucht. Auch kann es bei einer ſo entſchiedenen Richtung, wie ſie in dem Verfaſſer des Lebens Jeſu ſich ausſpricht, kaum anders ſeyn. Wenn er dasjenige Reſultat welches ihm an ſich ſchon unumſtößlich feſtſteht, nun als ein Product des objectiv geſchichtlichen Entwicklungsproceſſes darzuſtellen ſucht, ſo folgt daraus, wenn dieß wenigſtens ſcheinbar einigermaßen gelungen iſt, zunächſt noch weiter nichts als daß die Geſchichte je nach der Verſchiedenheit der ſubjectiven Betrachtungsweiſe auch ein verſchiedenes Ausſehen gewinnt. So hat denn das Heidenthum eine andere Auffaſſung der Geſchichte als das Chriſtenthum, der Katholicismus eine andere als der Proteſtantismus, die Orthodoxie eine andere als der Rationalismus und wiederum die Speculation eine andere als alle beide; ſelbſt nach den verſchiedenen Nüancen der Speculation gewinnt die Geſchichte, in ihrem Lichte angeſchaut, einen verſchiedenen Charakter; während die eine aus der Dialektik der Gegenſätze eine höhere Einheit zu gewinnen weiß, ſieht die andere nur auf die Gegenſätze welche ſich einander aufzuheben und zu vernichten ſcheinen; daher denn auch hier von dem ganzen reichen Inhalt, welcher in den „kritiſchen Schmelztigel" hineingethan iſt, ſo gut wie nichts an das Tageslicht wieder hervorkommt. Obwohl es nun nicht unſere Meinung iſt daß alle jene Betrachtungsweiſen der Geſchichte ein gleiches Recht und eine gleiche Wahrheit haben, indem vielmehr beides dem einen Standpunkt in höherem Maaße zugeſprochen werden muß als dem andern, wenn wir nicht einer ſchlechterdings ſkeptiſchen Ungewißheit anheimfallen wollen, ſo erhellt doch leicht daß wir durch die ſogenannte objective Kritik der Geſchichte, ſofern ſie ja immer eine von dem Subject, von dem Kritiker reproducirte iſt, keineswegs ſchon eine hinreichende Garantie beſitzen für die Richtigkeit des ſich herausſtellenden Facits. Die Objectivität der kritiſchen Methode kann nie ſo objectiv ſeyn daß ſich nicht die Subjectivität des Kritikers darin reflectirte. Wenn aber dieſe als eine vorwiegend der negativen Seite zugeneigte bekannt iſt, ſo wird immer ſchon unwillkürlich die Präſumtion vorhanden ſeyn daß auch der kritiſche Proceß der Geſchichte vornehmlich und einſeitig aus dem Geſichtspunkte der Negation wird betrachtet ſeyn.

Daß nun dieß von Strauß in dem obengenannten Werke in der That geſchehen iſt, darüber ſind die Urtheile, ſoweit ſie auch ſonſt differiren, im Allgemeinen ebenſo einig geweſen, als über eine gleiche Einſeitigkeit des Lebens Jeſu. Nicht das iſt nach unſerer Anſicht das Tadelnswerthe an der Straußiſchen Kritik der Glaubenslehre daß ſie in der That eine ganze Reihe dogmatiſcher Beſtimmungen — hervorgegangen aus dem Bewußtſeyn einer anderen Zeit — als unhaltbar nachgewieſen hat für das fortgeſchrittene Bewußtſeyn der Gegenwart — darin beſteht vielmehr ihr unleugbares Verdienſt — ſondern ihr weſentlicher Mangel iſt daß ſie es nicht vermocht hat aus dem geſchichtlichen Proceß der Vergangenheit eine dem Bewußtſeyn der Gegenwart angemeſſene Geſtaltung der Glaubenslehre hervorgehen zu laſſen. Sie bleibt weſentlich in der Negation des Alten ſtecken; zu einem Aufbau des Neuen auf den niedergeriſſenen Trümmern bringt ſie es nicht. Denn das werden ſich doch wohl die Wenigſten zu behaupten getrauen daß in den ſpärlichen ſpeculativen Kategorien, in welche Strauß den Gehalt der Dogmen auflöst, ſelbſt auch nur der Grundriß eines ſolchen Neubaues einer chriſtlichen Glaubenslehre gegeben ſey. So würden wir alſo, wenn ſich die Sache ſo verhielte wie Strauß ſie darſtellt, überhaupt auf eine Glaubenslehre Verzicht zu leiſten haben, und daß hieraus zugleich dem Glauben und weiter der Religion überhaupt das Urtheil geſprochen wäre, bedarf kaum einer Bemerkung. Und doch iſt unſere Zeit, ſo ſehr ſie auch mit irreligiöſen und antireligiöſen Elementen angefüllt iſt, im Großen und Ganzen betrachtet keineswegs der Religion entfremdet; vielmehr gibt ſich überall unleugbar ein unendlich tieferes religiöſes Bedürfniß kund, als etwa im vorigen Jahrhundert, und wenn man alſo das Straußiſche Werk in ſeiner antireligiöſen Richtung als den entſprechenden Ausdruck des Bewußtſeyns unſerer Zeit betrachten wollte, ſo würde man dem letzteren ſicherlich einen Charakter vindiciren der ihm factiſch nicht zukommt. Denn gibt ſich auch faſt in allen Confeſſionen heut zu Tage unverkennbar das Beſtreben kund, die überkommenen Formen, in denen das religiöſe Bewußtſeyn einer frühern Zeit ſeine Befriedigung fand, mit anderen dem geiſtigen Standpunkte der Gegenwart entſprechenden zu vertauſchen, ſo iſt doch die eigentliche Subſtanz des religiöſen Lebens, der innere Lebensnerv der Frömmigkeit in unſerer Zeit noch ſo wenig vernichtet, daß ſie vielmehr die größere Anzahl der Gemüther mit einer gleichen Energie durchdringt, wie zu den Zeiten welche in der Entwicklung des chriſtlichen Geiſtes Epoche gemacht haben. Strauß mußte freilich durch die Auffaſſung des Religionsbegriffes, welche ſeiner dialektiſch-kritiſchen Ausführung weſentlich zu Grunde liegt, unvermeidlich zu dem Endreſultat gelangen daß die Religion überhaupt in dem Bewußtſeyn unſerer Zeit keinen Halt mehr habe. Er faßt in der Weiſe der Hegel'ſchen Philoſophie die Religion weſentlich als *Vorſtellung*, und wenn nun die Vorſtellung als niedere Erſcheinungsform des theoretiſchen Geiſtes in das philoſophiſche Denken als die höhere aufgehoben wird, ſomit alſo Vorſtellung zu ſeyn aufhört, ſo iſt dieß natürlich der Untergang der Religion. Es iſt dieß im Allgemeinen dieſelbe Grundanſchauung über das Weſen der Religion, welche die Partei der Orthodoxie zu der ihrigen gemacht hat. Sie ſetzt gleichfalls das Weſen der Religion in die Vorſtellung — genauer in einen beſtimmten Complex von Vorſtellungen; das Theoretiſche, das Dogma, deſſen unbedingte und prüfungsloſe Annahme hier als Glaube gefordert wird, iſt das Erlöſende und Seligmachende. Alle Angriffe daher welche gegen die beſtimmte Form der Vorſtellung, wie ſie im Dogma vorliegt, gemacht werden, gelten hier natürlich als gegen die Religion ſelbſt geführte Streiche. Ganz auf demſelben Boden ſtehen diejenigen welche wie Strauß das Weſen der Religion in die Vorſtellung ſetzen, daher ſie denn mit der kritiſchen Auflöſung der letztern auch die Religion ſelbſt verlieren müſſen. Der Unterſchied iſt nur daß die Orthodoxie alle ihre Kräfte in dem poſitiven Streben concentrirt die Vorſtellungen, in denen ſie die Religion erblickt, um jeden Preis zu erhalten, während der Straußianismus, als der negative Pol derſelben Grundanſchauung, mit gleicher Energie ſich auf die Zerſetzung jener Vorſtellungen richtet. Dieſer Conflict kann daher nur durch eine Anſchauungsweiſe überwunden werden welche die Religion *zunächſt* und *weſentlich* nicht in die Vorſtellung ſetzt, obwohl dieſe immer als ein ſecundäres Moment des Religionsbegriffes feſtzuhalten iſt, ſondern dieſelbe als eine Beſtimmtheit des *unmittelbaren Lebens* faßt. Die Religion iſt zunächſt und weſentlich Leben — nicht Gefühl, Gefühl iſt zu ſubjectiv — die Beziehung des unmittelbaren Geiſteslebens auf das Göttliche, Abſolute; ſo iſt ſie der ſubſtantielle Lebensgrund.

Digitized by Google

nach der theoretiſchen Seite der religiöſen Vorſtellung und des Denkens, nach der praktiſchen des frommen Handelns. Nur ſo iſt es möglich die Religion ſelber zu wahren, wenn gleich die Vorſtellung als inadäquat erkannt iſt; nur ſo iſt es möglich die Freiheit und Unbefangenheit des kritiſchen Geſchäfts zu bewahren welche ſonſt jeden Augenblick durch die Reflexion alterirt werden müßte, daß es ſich hier um Seyn oder Nichtſeyn der Religion ſelber handle.

Die Straußiſche Kritik hat nun bald mit größerem bald mit geringerem Glück die Geſammtmaſſe der herkömmlichen dogmatiſchen Vorſtellungen in den Bereich ihres Angriffes gezogen. Nach einer Einleitung welche in gewandter, faſt glänzend zu nennender Darſtellung das Verhältniß der Philoſophie zur Theologie und Religion erörtert, werden in dem erſten — apologetiſchen — Haupttheil die formalen Grundbegriffe der chriſtlichen Glaubenslehre: Offenbarung, Wunder, Weiſſagung, Inſpiration, Glauben und Wiſſen dem kritiſchen Auflöſungsproceß unterworfen. Die Apologetik endet mit dem unverſöhnten Auseinandertreten des Glaubens und Wiſſens oder vielmehr der Glaubenden und der Wiſſenden. „Hier iſt eine Kluft zwiſchen zwei Claſſen der menſchlichen Geſellſchaft, den Wiſſenden und dem Volke, d. h. den Nichtphiloſophirenden der höheren wie der niederen Stände, die ſich vielleicht niemals ausfüllen wird. — — Alſo laſſe der Glaubende den Wiſſenden, wie dieſer jenen, ruhig ſeine Straße ziehen; wir laſſen ihnen ihren Glauben, ſo laſſen ſie uns unſere Philoſophie; und wenn es den Ueberfrommen gelingen ſollte uns aus ihrer Kirche auszuſchließen, ſo werden wir dieß für Gewinn achten: falſche Vermittlungsverſuche ſind jetzt genug gemacht; eine Scheidung der Gegenſätze kann weiter führen.“ Aber ſelbſt die theoretiſche Richtigkeit jenes Dualismus von Glauben und Wiſſen zugegeben, ſo gehört doch nur eine ſehr geringe Bekanntſchaft mit der concreten Wirklichkeit des praktiſchen Lebens dazu, um die abſolute Unmöglichkeit einer praktiſchen Durchführung einer ſolchen dualiſtiſchen Trennung zwiſchen Glaubenden und Wiſſenden einzuſehen. So ſehr es auch anzuerkennen iſt daß ein relativer Unterſchied hier ſicherlich beſtändig ſtatthaben wird, ſo iſt es doch gleichſehr feſtzuhalten daß jener Unterſchied nur ein fließender, kein feſter und abſoluter ſeyn darf. Iſt die Schranke zwiſchen der Wiſſenſchaft einiger weniger Auserwählten und der Meinung der Menge eine unüberſteigliche, ſo hat die Menſchheit vergebens eine zweitauſendjährige Laufbahn zurückgelegt, vergebens hat das Chriſtenthum den Gemüthern die Ueberzeugung von dem gleichen Anrecht *Aller* auf die Wahrheit einzupflanzen geſucht, vergebens erhebt ſich unſere Zeit wie noch keine vor ihr gegen die Excluſivität der Privilegien — Alles vergebens! denn die Wahrheit iſt in den Händen einer bevorrechteten Kaſte, und aus dem erhabenen Himmel ihrer Göttlichkeit ſchaut ſie mit Verachtung, wenigſtens mit Gleichgültigkeit, auf die tief unter ihr ſtehenden Paria's des Glaubens herab. Denn daß bei jenem Straußiſchen Dualismus nur die Wiſſenden im Beſitz der Wahrheit ſeyn würden, verſteht ſich nach ſeinen Principien von ſelbſt, und wenn er auch die Glaubenden nicht ganz von aller Wahrheit entblößt ſeyn läßt, ſo ſchauen ſie jedenfalls das reine Himmelslicht doch nur matt und gebrochen durch das Prisma der Vorſtellung, während jene die ganze Strahlenfülle in ihrer ewigen und unwandelbaren Klarheit in ſich einſaugen dürfen durch das Auge des Gedankens. So thronten nach der tiefſinnigen Dichtung der gnoſtiſchen Theoſophie die Fürſten des Geiſterreichs auf lichten, himmliſchen Höhen; aber tief unten da mühten ſich die planetariſchen Geiſter ab im Kampfe mit der Finſterniß und der Materie, und nur aus weiter Ferne ſchimmerte ein matter Lichtſtrahl zu ihnen herüber. — Wenn es bisher als die *ſittliche* Aufgabe der an Begabung und Einſicht höher Geſtellten gegolten hat, in lebendigem Wechſelverkehr die auf tieferen Stufen Stehenden zu ihrer Höhe zu erheben, wenn ſie das Glück ihres Lebens, ja das Leben ſelber geopfert haben um dieſen Zweck zu erreichen, ſo lautet dagegen nunmehr die Predigt: Ihr, die ihr im Beſitz der Wahrheit ſeyd, ihr Wiſſenden, gehet euern Weg und kümmert euch nicht um die tief unter euch ſtehenden Sklaven des Glaubens! Ihr, die ihr im Beſitz der Wahrheit zu ſeyn wähnt, ihr Glaubenden, thut was ihr wollt, nur — kommt uns Wiſſenden nicht in den Weg! Iſt dieß ſittlich? — Die himmelſtürmenden Theorien eines B. Bauer und Conſorten ſind voll von dem abgeſchmackteſten Unſinn, aber ſie haben wenigſtens die *Tendenz*, ein Gemeingut der geſammten Menſchheit zu werden; ſie ſchimpfen und wüthen gegen den Glauben, um ihn womöglich bis auf ſeine innerſten Wurzeln auszurotten; aber in der glühenden Hitze des Fanatismus welcher, nicht zufrieden mit der eigenen vermeintlich beſſeren Einſicht, das ganze Geſchlecht zu Proſelyten der Glaubensfeindſchaft zu machen beſtrebt iſt, ſind ſie mir hundert- und tauſendmal lieber als die kalte herzloſe Indolenz unſerer Philoſophen.

Der zweite Haupttheil des Straußiſchen Werkes, der materielle Inbegriff der chriſtlichen Glaubenslehre oder die eigentliche Dogmatik, behandelt nun in einer Eintheilung welche den gewöhnlichen Schematismus der älteren Dogmatik mit Hegel'ſchen und Schleiermacher'ſchen Elementen verbindet, den geſammten dogmatiſchen Stoff, ſoweit er nicht in dem erſten Theil ſeine Erledigung gefunden hat. Zunächſt wird hier die Lehre von Gott in ſeinem Für ſich ſeyn nach ihren verſchiedenen Momenten dem kritiſchen Schwerte preisgegeben. Der geſammte Proceß der Kritik in den Lehrſtücken vom Daſeyn Gottes, von der Dreieinigkeit, von den göttlichen Eigenſchaften gravitirt hier in dem Gegenſatz gegen die Annahme eines perſönlichen Gottes. Perſönlichkeit iſt nach Strauß weſentlich eine verendlichende Beſtimmung; ohne Gott zu verendlichen können wir ihm daher auch keine Perſönlichkeit beilegen. Spinoza, Jakob Böhme und Hegel müſſen dafür Zeugniß ablegen. Perſönlich wird das Abſolute erſt durch den beſtändigen Proceß, durch welchen es ſich in der endloſen Reihe endlicher Subjecte zum Selbſtbewußtſeyn aufſchließt. Perſon oder vielmehr Perſonen wird alſo Gott erſt in dem endlichen vernünftigen Geſchöpf. Zu einer ſeinem eigenen abſoluten Weſen angemeſſenen Perſönlichkeit bringt er es nicht; denn eine abſolute Perſönlichkeit iſt eine contradictio in adjecto. „So iſt alſo der Speculation unſerer Tage Gott zwar nicht die bloß allgemeine Subſtanz, zu deren Subſtanz- oder Gottſeyn das Inſichſetzen der Perſönlichkeit nicht mitgehörte; aber ebenſo wenig iſt er eine Perſon neben oder über andern Perſonen, ſondern er iſt die ewige Bewegung des ſich ſtets zum Subject machenden Allgemeinen, das erſt im Subjecte zur Objectivität und wahrhaften Wirklichkeit kommt und ſomit das Subject in ſeinem abſtracten Fürſichſeyn aufhebt. Weil Gott an ſich die ewige Perſönlichkeit ſelbſt iſt, ſo hat er ewig das Andere ſeiner, die Natur aus ſich hervorgehen laſſen, um ewig als ſelbſtbewußter Geiſt in ſich zurückzukehren.“ (Wenn man mit der Sprache der Schule nicht näher vertraut iſt, ſo kann es leicht den Anſchein gewinnen als ob Strauß mit dem Satze: „Weil Gott an ſich die Perſönlichkeit ſelbſt iſt,“ doch eine Perſönlichkeit Gottes behaupte; allein es heißt dieß weiter nichts als daß es der *Begriff* Gottes iſt Perſönlichkeit zu ſeyn, ein Begriff der aber nur verwirklicht wird durch einen ins Endloſe fortgeſetzten Perſonificirungsproceß — wie das auch aus dem Folgenden ganz deutlich erhellt.) „Oder die Perſönlichkeit Gottes muß nicht als Einzelperſönlichkeit

Digitized by Google

ſondern als Allperſönlichkeit gedacht werden; ſtatt unſererſeits das Abſolute zu perſonificiren, müſſen wir es als das ins Unendliche ſich ſelbſt Perſonificirende begreifen lernen.“ (I, p. 523 f.) Das heißt eben, das Abſolute wird Perſon nur in der endloſen Reihe endlicher Perſönlichkeiten. Hierin liegt denn ſchon, daß was die Theologie von der abſoluten göttlichen Perſon ausſagt, ſeine eigentliche Wahrheit nur hat in ſeiner Anwendung auf die endlichen Perſönlichkeiten, und die Feuerbach'ſche Metamorphoſe der Theologie in Anthropologie iſt ſomit ſchon hier bei Strauß dem Princip nach vorhanden. — Die zweite Unterabtheilung der eigentlichen Dogmatik behandelt ſodann das Abſolute als Gegenſtand des empiriſchen Vorſtellens oder im Elemente der Zeit, zunächſt nach der Seite der Vergangenheit. Hier wird die Annahme einer auf einem beſtimmten Punkte beginnenden weltſchöpferiſchen Thätigkeit in ihrer Unhaltbarkeit dargeſtellt, vielmehr iſt die *Schöpfung* nichts Anderes als das ewige ſich ſelbſt Setzen der Idee. *Urzuſtand* und *Sündenfall* als *einmal* im Anfange der Entwicklung des menſchlichen Geſchlechts geſchehene Thatſachen, wie die alte Dogmatik ſie faßte, ſind unhaltbar, nur ein allgemeines über die ganze Menſchheit ſich verbreitendes Geſchehen iſt in jenen Dogmen ſymboliſirt; und endlich iſt auch die *Erlöſung* nicht eine einmal auf einem beſtimmten Punkte der Zeit durch ein beſtimmtes Individuum vollzogene, ſondern ſie iſt eine überall und in jedem Menſchen ſich vollziehende. In der Chriſtologie wurden die Grundſatze welche die Schlußabhandlung zum Leben Jeſu aufgeſtellt hatte, nur weiter entwickelt. Nach einer reſumirenden Beurtheilung der durch das Leben Jeſu angeregten chriſtologiſchen Verſuche, ſpricht der Verfaſſer die Ueberzeugung aus daß, um die Chriſtologie über den Standpunkt ſeiner Schlußabhandlung zum Leben Jeſu hinauszuführen, noch das erſte verſtändige Wort vorzubringen ſey. Es bleibt alſo dabei daß die Gottmenſchlichkeit nur der menſchlichen Gattung zukomme, während das einzelne Individuum, mithin auch der hiſtoriſche Chriſtus, beſtändig in einem untergeordneten Verhältniß zu jener Idee ſtehen müſſen. Aber auch die Gottmenſchlichkeit der menſchlichen Gattung kann nach Straußiſchen Principien, wie dieß ſchon früher angedeutet iſt, unr eine ſcheinbare ſeyn; die Idee des Abſoluten kann nach Strauß nicht in der immerhin auf einen beſtimmten Raum und eine beſtimmte Zeit beſchränkten Gattung, ſondern nur in der Totalität aller vernünftigen Gattungen ihren angemeſſenen Ausdruck finden, oder vielmehe, da jene Totalität ſich in einen endloſen Progreß auflöſt, ſo kann ſie einen ihr angemeſſenen Ausdruck überhaupt nicht finden. — Hatte Strauß in dieſer Weiſe die Dogmen von der Schöpfung, vom Urzuſtand, vom Fall und von der Erlöſung aufgelöst, in denen ſich das göttliche Geſchehen nach der Seite der *Vergangenheit* entfaltet, ſo kamen nunmehr nach der Seite der *Gegenwart* die Lehren von der göttlichen Erhaltung, von Sünde und Uebel, ſowie von der Wiedergeburt der Einzelnen und der Geſammtheit zur Verhandlung. Daß bei dem Straußiſchen Gottesbegriff von einer göttlichen Erhaltung der Welt nicht die Rede ſeyn kann, verſteht ſich von ſelbſt. Die Sünde iſt ein unumgänglicher Durchgangspunkt im Proceſſe der Idee. Die Aufhebung der Sünde, die Wiedergeburt und Rechtfertigung vollzieht der Menſch in ſich, ſofern er ſich mit Wiſſen und Wollen an der Verwirklichung der concreten Idee der Menſchheit betheiligt. „So lange er nur unmittelbar iſt, der er iſt, feſthaltend an ſeiner Individualität, ohne ſich über ſie zum Mitgefühl und zur Anſchauung des geſammten Gebietes menſchlicher Natur zu erheben, iſt er mehr Thier als Menſch, von blinder Begierde umgetrieben, oder nur an ſich Moment der Idee die ihm eben deßwegen nur in ihrer abſtracten Geſtalt als verdammendes Schreckbild gegenübertritt. Erſt wenn ſie als concrete in ihm zum Leben kommt, wenn er gelernt hat ſich als Glied des Ganzen zu empfinden und ſeine Schranken als die Kehrſeite fremder Realität, als weſentliche Formbeſtimmung der Idee zu erkennen, iſt er in der Beſchränktheit frei, in Schmerz und Leidenſchaft deren Herr und des göttlichen Lebens der Idee wirklich theilhaftig.“ — Da indeß nach Strauß dieſe Betheiligung an dem concreten Leben der Idee in keinem Einzelnen eine ſchlechthin vollkommene ſeyn kann und er nur gerechtfertigt wird *ſofern* er jene Idee in ſich erzeugt (II, p. 495), ſo werden wir auch hier in die troſtloſe Sahara des endloſen Progreſſes hinausgetrieben. — Hatte die alte Dogmatik, als die Form der Geſammtheit in welcher die Wiedergeburt des Einzelnen ſich vollziehe, die Kirche gefaßt, ſo tadelt unſer Kritiker eben das an dem Proteſtantismus als eine Halbheit, daß er die Kirche neben dem Staate ſtehen gelaſſen. Sey einmal der katholiſche Standpunkt verlaſſen, ſo ſey nicht eher ein Stillſtand zu finden als bis die Ewigkeit vollſtändig der Zeit eingebildet, die Frömmigkeit ganz in der Sittlichkeit aufgegangen, die Kirche im Staate abſorbirt ſey — eine Grundanſchauung wie ſie ſchon von Rothe in dem Werk über die Anfänge der chriſtlichen Kirche (1837) weitläuftig ausgeführt und zu begründen verſucht war. Iſt indeß auch dieſe Aufhebung der Kirche noch für die Gegenwart nicht vorhanden, ſo ſteht ſie doch wenigſtens nach Strauß in Ausſicht. Nicht nur daß der Staat mit jedem Schritte den er zur Verwirklichung ſeines Begriffes vorwärts thut, die Kirche ſich entbehrlicher macht, ſondern auch ins Beſondere von den beiden Sphären der Kunſt und der Wiſſenſchaft iſt die eine aus allem Verhältniß zur Kirche herausgetreten, die andere aber liegt mit ihr ſogar in offenem Kampfe. Daher das wiſſenſchaftliche Studium, ſtatt wie früher eine Befähigung zum Kirchendienſt zu ſeyn, denſelben vielmehr erſchwert, wo nicht unmöglich macht. Das theologiſche Studium ſey jetzt der geradeſte Weg ſich zum Kirchendienſt unfähig zu machen; die Schuſterbank, die Schreibſtube und wo man ſonſt am ſicherſten vor dem Eindringen der Wiſſenſchaft verwahrt ſey, ſeyen heutzutage beſſere Vorübungsplätze für das Predigtamt, als Univerſitäten und Seminarien; religiöſe Idioten und theologiſche Autodidakten, die Vorſteher und Sprecher der Pietiſtenſtunden, das ſeyen die Geiſtlichen der Zukunft (II, p. 625). Daß hier etwas Wahres zu Grunde liege, iſt für den welcher ſehen will unläugbar; es findet in der That heutzutage ein Zwieſpalt ſtatt zwiſchen der Wiſſenſchaft und der Kirche, d. h. der Kirche in ihrem officiellen Gewande, wie ſie es aus dem 16ten Jahrhundert mit herüber gebracht hat; natürlich! — denn während jene beſonders in den letzten anderthalb Jahrhunderten frei und feſſellos wie mit Rieſenſchritten vorwärts geſchritten iſt, iſt die Kirche, wenn man davon abſieht was ſo zu ſagen unter der Hand daraus gemacht wird, und nur auf den officiellen Charakter Rückſicht nimmt den ſie an ſich zu tragen gewiſſermaßen verpflichtet iſt, im Großen und Ganzen genommen in Bekenntniß, Cultus und Verfaſſung auf dem Punkte ſtehen geblieben den ſie gegen das Ende des Reformationsjahrhunderts erreicht hatte, als die reformatoriſche Bewegung ſich fixirte. Das unaufhaltſame Fortſchreiten auf jener, der Stillſtand auf dieſer Seite mußten nothwendig ein Auseinandertreten beider Momente des geiſtigen Entwicklungsproceſſes zur Folge haben. So war auch in der Zeit vor der Reformation des 16ten Jahrhunderts die Kirche von der aufblühenden Wiſſenſchaft durchaus überflügelt. Zunächſt liegt aber darin nur die Nothwendigkeit für die Kirche, ſich wiederum mit der Wiſſenſchaft auszugleichen. Und zwar könnte

Digitized by Google

dieß nur dadurch geſchehen daß, wie die moderne Wiſſenſchaft der Ausdruck einer Seite des Zeitbewußtſeyns iſt, ſo auch die Kirche durch einen reformatoriſch umgeſtaltenden Act ſich wiederum zum entſprechenden Ausdruck des religiöſen Bewußtſeyns der Gegenwart geſtaltete; denn nur dadurch daß ſie dieß nicht iſt, kann ſie der Wiſſenſchaft, ſofern dieſe eben ein entſprechender Ausdruck des geiſtigen Standpunktes unſerer Zeit iſt, entfremdet weeden. Aus jenem Zwieſpalt der Wiſſenſchaft mit der Kieche, wie er alleedings unleugbar in unſeren Tagen vorhanden iſt und oft genug die tüchtigſten Kräfte, die tiefſten Gemüther der Kirche entfremdet, würde ſomit zunächſt immer nur erſt die Anforderung an die Letztere reſultieen können, ſich mit dem Bewußtſeyn der Zeit wiederum in Einklang zu ſetzen. Strauß aber geht nun ſogleich noch weiter foet zu der Behauptung, das Inſtitut der Kirche müſſe überhaupt eingehen, weil es der intellectuellen und ſittlichen Bildungsſtufe der Gegenwart nicht mehr entſpreche; der entſprechende Ausdruck für dieſelbe ſey vielmehr der Staat. Die Forderung eines Aufgehens der Kirche in den Staat welche nicht nur von Strauß, ſondern von vielen andern Seiten vernommen wird, geht von der einſeitigen Anſicht aus, daß die ſittliche Idee in der Form des Staates den ihrem Weſen angemeſſenen Geſammtausdruck habe. Aber der Staat kann nur eine Erſcheinungsform der ſittlichen Idee neben anderen ſeyn; denn ſonſt ſieht man in der That nicht ein, warum man nicht auch die Forderung ſtellt, daß Kunſt und Wiſſenſchaft in dem Staat abſorbirt werden. Haben aber dieſe das Recht ihres ſelbſtändigen Beſtehens darin, daß ſie wirklich nothwendige und integrirende Momente der ſittlichen Idee bilden, ſo iſt dieß in noch weit höherem Maaße hinſichtlich der Kirche der Fall. Denn die Kirche iſt die Erſcheinungsform der Religion, die Religion aber bildet die eigentlich centrale Sphäre der ſittlichen Idee, und wenn die begrifflich in der letzteren enthaltenen Momente immer auch auf concrete Weiſe zur Erſcheinung kommen müſſen, ſo iſt ſchon hiemit das Recht der Kirche auf ein ungeſchmälertes Fortbeſtehen geſichert. Die von Strauß, Rothe und Anderen vertretene Anſicht geht von der allerdings richtigen Vorausſetzung aus daß der ſittlichen Idee, wie ſie als Totalität im Denken vorhanden iſt, auch in concreto nach der Seite der Erſcheinung ein Größtes, die geſammten Manifeſtationen der ſittlichen Idee Umfaſſendes entſprechen müſſe; wenn man nun aber dieß Größte, welches nur die menſchliche Gattung überhaupt als erſcheinende ſeyn kann, als Staat bezeichnet, ſo begeht man hiemit einen nicht zu rechtfertigenden Sprung, da man mit einemmal unter Staat ganz etwas anderes verſtehen würde, als man bisher darunter zu verſtehen gewohnt iſt. Der Begriff des Staates, wenigſtens wie er durch die bisherige Entwicklung ausgeprägt iſt, iſt viel zu eng, um zur Bezeichnung der als Totalität betrachteten, erſcheinenden ſittlichen Idee zu dienen. Und ſelbſt die Angemeſſenheit der Bezeichnung für den zu bezeichnenden Inhalt zugegeben, ſo würde dann allerdings zwar der Staat die allumfaſſende Sphäre ſeyn in welcher, als dem äußerſten Umkreiſe, die einzelnen Geſtaltungen des ſittlichen Lebens enthalten wären, ohne daß man dieß Verhältniß doch als ein Aufgehen der letzteren in den Staat bezeichnen könnte, wodurch ſie das Recht auf ein ſelbſtändiges Beſtehen verlieren müßten. Vielmehr würde die Kirche hier nur in eben der Weiſe innerhalb des äußerſten Umkeeiſes des Staates fortbeſtehen, wie die anderen einzelnen Erſcheinungsformen des ſittlichen Lebens der Menſchheit. Will man daher der Kirche mit Erfolg zu Leibe, ſo genügt dazu eine ſolche Erweiterung des Staatsbegriffes keineswegs; man muß vielmehr auf den innern Grund der Kirche, auf das religiöſe Bewußtſeyn zurückgehen, man muß der Religion ſelbſt den Anſpruch, ein integeirendes Moment der ſittlichen Idee zu ſeyn, beſtreiten; der Angeiff auf die Kirche muß ſich in einen Angriff auf die Religion verwandeln. Daß dieß das, wenn auch weniger dieect ausgeſprochene Ziel der Straußiſchen Behandlung der Glaubenslehre ſeyn muß, liegt in der Natur der Sache; auch drängt die von Strauß recipirte Faſſung des Religionsbegriffes, worüber ſchon früher einiges bemerkt iſt, unwillkürlich auf ein ſolches Ende hin. Damit ſtehen wir aber an den Granzmarken des Feuerbachianismus. — Ebendahin werden wie auch noch durch den Schluß der Straußiſchen Kritik der Glaubenslehre geführt. Hier wird das göttliche Geſchehen nach der Seite der Zukunft, die ſogenannte Lehre von den letzten Dingen, zum Gegenſtand der kritiſchen Unterſuchung gemacht. Die Argumentation concentrirt ſich hier vornehmlich um den Unſterblichkeitsglauben, „die Seele der jetzigen Gefühls- und Verſtandesreligioſität: der gebildete Fromme laſſe ſich eher noch ſeinen Gott und Cheiſtus, als die Hoffnung auf Fortdauer nach dem Tode nehmen.“ Hatte Strauß in den Selbſtgeſprächen über Vergängliches und Bleibendes im Chriſtenthum noch von einem künftigen Leben als einem wirklich zu Ewartenden geredet, wenn gleich er es nicht als Vergeltungszuſtand, nur als Fortentwicklung gefaßt wiſſen wollte, ſo bezeichnet er am Schluß der Glaubenslehre das Jenſeits in ſeiner Geſtalt als Zukünftiges als den letzten Feind, den die ſpeculative Kritik zu bekämpfen und womöglich zu überwinden habe. Auch hier ſind wir ſomit bei dem ewigen Wechſel eines endloſen Progreſſes angelangt, deſſen einzelne Glieder in dem unabänderlichen Fatum des Entſtehens und Vergehens ihre Endlichkeit beurkunden. Nur in dieſem beſtändigen Wechſelſpiel des Lebens und des Todes von Individuen, Gattungen, ganzen Welten findet nach dieſer Anſchauungsweiſe die abſolute Idee ihren angemeſſenen Ausdruck, oder vielmehr, da der Progreß ins Endloſe nimmer zur Totalität, zur Einheit ſich zuſammenſchließt, ſie findet ihn nicht. Der Satz: die abſolute Idee verwirklicht ſich nur als endloſe Reihe, heißt genau betrachtet nichts anderes, als ſie hat überhaupt keine Wirklichkeit. Denn die endloſe Reihe, die ſogenannte ſchlechte Unendlichkeit, iſt eben das gerade Widerſpiel der abſoluten Idee. Der eigentliche Sinn jener Beſtimmung iſt dieſer: die abſolute Idee iſt nicht, das Seyn, die wahrhafte Wirklichkeit kommt nur der endlichen Erſcheinungsweiſe zu, welche ſich aber als endloſer Progreß manifeſtirt.

Dieſe Conſequenz iſt denn von einem Feuerbach und anderen Ultra's wirklich gezogen. Ehe wir indeß zu der Betrachtung des Feuerbachianismus fortgehen, haben wir noch eine andere Seite der theologiſchen Entwicklung nachzuholen, welche gleichfalls auf daſſelbe Ende hinausführt.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Digitized by Google

In den Oſtſeeprovinzen Rußlands.

Aufzeichnungen eines Eingewanderten.

October 1843.

Cenſur und in- und ausländiſche Preſſe. — Gaſthäuſer. — Ruſſiſche Rangordnung. — Clubs und Muſeen. — Augenblickliche Verhältniſſe zwiſchen Rußland und Frankreich. — Wirkung der noch ungekannten Russie en 1839 par Custine. — Kanarſky's Hinrichtung. — Die Stimmung gegen Polen.

Der Mangel wahrer und innerer Theilnahme an den Bewegungen, Entwicklungen und Fortſchritten der Gegenwart, wie er ſich in den Oſtſeeprovinzen geltend macht, ſcheint eine allmählich völlige Abſchließung derſelben gegen ausländiſche Litteratur, beſonders gegen die Journaliſtik zu bedingen. Dieß aber iſt nicht möglich. Das Leben der Jetztzeit hängt in allen Offenbarungen zu eng mit der Preſſe zuſammen, ſelbſt die gewöhnlichſte induſtrielle Thätigkeit bedarf einer Kenntniß der laufenden Weltgeſchichte. Der ackerbauende Adel und die Gelehrtenwelt der baltiſchen Halbinſel vermögen wohl ihre Tage hinzubringen ohne in wirklichem Verkehr mit dem Auslande zu bleiben; der großen Schaar der Induſtriellen iſt dieß unmöglich. Wohl liegt es im allgemein-politiſchen Intereſſe der ruſſiſchen Staatsregierung begründet eine Abſchließung gegen alles ausländiſche Leben herzuſtellen. Allein ſolchem Plane widerſetzt ſich die beabſichtigte Hebung der Induſtrie und die bezweckte Gleichſtellung der geiſtigen Entwicklung der ruſſiſchen Unterthanen mit jener nichtruſſiſcher Nationen. Rußland will abſolut herrſchen und dem Volke keinerlei ſtaatliche Bedeutung einräumen; gleichzeitig will es jedoch den Anſchein erringen als hindere ſolche Art der Staatsgeſtaltung keinerlei intellectuelle Entwicklung und keinerlei induſtrielle Entfaltung. Dabei fehlt ihm der Grund aus welchem dieſe Geſtaltungen ſich naturnothwendig herausentwickeln könnten. Es fehlt ſeinen Völkern die tauſendjährige Cultur und deren Reſultat. Dieſes eben mußte fertig vom Auslande geborgt werden um darauf die beabſichtigte Treibhauspflanze ruſſiſcher Bildung, wie ſie der Staat beabſichtigt, einpfropfen zu können. Nur will man nicht das ganze Reſultat, man will bloß das was den Staatszwecken förderlich. Und eben darin liegt der unauflösliche Zwieſpalt von Rußlands ganzem Leben begründet; darin wurzelt die überall hervortretende Inconſequenz zwiſchen der allgemeinen Theorie ſeiner Regierung und deren ſpecieller Praxis. — Wie in aller Hinſicht, ſo offenbart ſich auch in Bezug auf die Mittheilung und Vorenthaltung ausländiſcher Zeitſchriften ſolche Inconſequenz. Nicht ſo grell würde dieſe hervortreten wenn hierbei nur die vom Staat heranzubildende Menge berückſichtigt werden müßte. Aber die vornehmen Claſſen nehmen ſolche Berückſichtigung vorzugsweiſe, ja faſt ausſchließlich in Anſpruch. Dieſen iſt es zwar nicht um Zuſammenhang mit dem Auslande zu Erringung weſteuropäiſcher Bildung zu thun; aber deſto mächtiger wirken in ihnen perſönliche Bezüge und Intereſſen. Ein großer Theil der ruſſiſchen Ariſtokratie hängt durch Reiſen und Erinnerungen zu eng mit Deutſchland, Frankreich und Italien zuſammen — und beſonders gilt dieß vom baltiſchen Adel — als daß es klug und rathſam ſcheinen möchte ihm die Befriedigung der Neu- und Wißbegier auf erlaubtem Wege vollkommen zu verſagen. Der ruſſiſche Staat iſt ſich ſeiner Ohnmacht, dem Willen ſeiner Geſammtariſtokratie gegenüber, zu genau bewußt um jenem Wunſch unüberſteigliche Hinderniſſe entgegenzuſtellen. Er geſtattet daher den meiſten periodiſchen Schriften des Auslandes den Eintritt in das Reich, nachdem ſie die Desinficirungszimmer der Cenſur paſſirt haben. Ja, er gab ſogar einzelnen Perſonen alle ausländiſchen Schriftwerke ohne inländiſche Cenſur frei — ein Vortheil, deſſen mit dieſen, beiläufig erwähnt, auch die ſibiriſchen Verbannten theilhaftig ſind.

Der flüchtig Reiſende mag allerdings eine ſolche Verbreitung ausländiſcher Blätter in Rußland bezweifeln. Denn ſelbſt ſchon in den größeren Städten der Oſtſeeprovinzen erblickt er wohl nur höchſt ſelten ein vielfach verſtümmeltes, nichtruſſiſches Zeitungsblatt in den Gaſt- und Kaffeehäuſern aufliegend. Jedoch mag dieſe Erſcheinung wohl kaum in einem wirklichen Verbote begründet ſeyn. Allein aller Verkehr in derartigen öffentlichen Häuſern iſt von dem in Deutſchland gewohnten vollkommen verſchieden. Das Leben und Weben der Menſchen bei Geſchäft und Vergnügen außer dem Haus, im Süden und Südweſten Europa's ſeine vollſte Geltung erhaltend und in Deutſchland zum wenigſten im geſellſchaftlichen Treiben der Männer an öffentlichen Orten andeutungsweiſe vorhanden, ſchwindet mehr und mehr, je nördlicher und öſtlicher ein Land gelegen iſt. So wie man Rußlands Gränzen überſchreitet, iſt es durchaus verſchwunden. Der Hauptmagnet jener Orte in Deutſchland, Frankreich und Italien, die Zeitungen, fehlt; das gemeinſame Vereinigungsintereſſe, Beſprechung der Politik und Lebenszuſtände, darf hier nicht laut werden. Die Gaſthäuſer exiſtiren nur um dem Fremden nothdürftig für den erſten Augenblick ein Unterkommen zu ſchaffen; die Reſtaurationen ſind nur für ſolche vorhanden welche ſonſt nirgends Speiſe und Trank finden. Jeder Einzelne beeilt ſich dieſes Geſchäft abzuthun; von einer Geſellſchaft, einem allgemeinen Geſpräch, von den Amüſements derartiger Orte iſt meiſtens keine Rede. Nur in Mitau, Riga, Petersburg und ganz einzeln in Moskau finden ſich mitunter derartige von Ausländern verſuchte und beſuchte Imitationen nichtruſſiſcher Etabliſſements. Die vornehmſten eigentlichen Gaſthäuſer der größern Städte dagegen bieten nicht die Idee einer Aehnlichkeit mit dem Comfort welchen jene der Schweiz und Süddeutſchlands gewähren. Ja es iſt ſo wenig für die Bequemlichkeit des Reiſenden geſorgt daß dieſer nur mit Mühe die gewohnten alltäglichen Hülfleiſtungen zu erlangen vermag, und von einer eigentlichen Zimmerbedienung iſt in den erſten Hotels keine Rede. Noch übler geſtaltet ſich dieß im Innern des Reiches; dort

Digitized by Google

erhält man gegen ſchwere Bezahlung nur ein ganz leeres Zimmer, für Möblirung, Betten, Eſſen und Heizung iſt man genöthigt ſelbſt zu ſorgen.

Dieſe Unvollkommenheit der Gaſthäuſer im ruſſiſchen Reiche, wie ſie ſich — wenn ſchon gemilderten Grades — auch auf die Oſtſeeprovinzen übertragen, iſt in den Sitten und Gewohnheiten der Bewohner des europäiſchen Oſtens vollkommen begründet. Daher macht ſich auch erſt in neueſter Zeit, wo manche alte Lebensform der wohlfeilern ausländiſchen weichen muß, ein Bedürfniß nach andern Einrichtungen bemerkbar. Wirkliche größere Reiſen innerhalb der Gränzen des Reiches wurden und werden auch jetzt noch faſt immer nur in Geſchäften unternommen. Man ſuchte alſo auf allen Zwiſchenſtationen höchſtens ein Nachtlager; man reiste faſt nur im eignen Wagen, man war ſtets von Dienern begleitet, und am Reiſeziel fand man entweder eine vorher ſelbſtgeſchaffene Einrichtung vor, oder beanſpruchte die nordiſche Gaſtfreundſchaft. In den Oſtſeeprovinzen vor allem, wo Freunde, Verwandte und Bekannte jedes Einzelnen durch das ganze Land zerſtreut leben, ſtellte ſich alles Gaſthofweſen auf dem Flachland und in den kleinern Städten als vollkommen unnöthig heraus. Daher exiſtiren hier, außer in den Hauptſtädten, auch faſt nur Schenken, „Krüge“ genannt. Selbſt jene Häuſer welche auf einen vornehmeren Namen Anſpruch machen, gewähren nur das nothwendigſte Leibesbedürfniß. Sogar öffentliche Gärten, Reſtaurationen u. ſ. w. exiſtiren kaum dem Namen nach und ſind bloß für die niederſten Bevölkerungsclaſſen beſtimmt. Das Leben Aller begränzt ſich eigentlich vollſtändig innerhalb der eigenen und bekannter Familien, kurzum, innerhalb der Privatzimmer. Denn zu dieſen müſſen auch nothwendig jene Vergnügungsorte der Männer gerechnet werden welche als Caſinos, Clubs, Muſeen u. ſ. w. Statuten, Wahlen und Excluſivität bedingen. Sie ſtehen allerdings in voller Blüthe, während ſie gegenwärtig in den nichtdeutſchen Ländern faſt gar nicht, in Deutſchland nur als Ueberbleibſel ziemlich verſchollener Kaſtenverhältniſſe vorhanden ſind. Der Excluſivität derſelben ſetzte ſich die amalgamirende Richtung modernen Lebens zu ſchroff entgegen, und darum mußten ſie in Bedeutungsloſigkeit verſinken. Es laßt ſich allerdings nicht läugnen daß ſeit ihrer Veraltung das geſellſchaftliche Leben Deutſchlands wie Frankreichs an ſeiner äußeren Eleganz verloren hat. Die geſellſchaftlichen Rückſichten gegen die Frauen ſind nicht mehr ſo ſtreng beobachtet als ehedem, die Frauen haben mancherlei geſellſchaftliche Zugeſtändniſſe machen müſſen, um noch ferner ebenſo häufig als ſonſt in geſelligen Verkehr mit der Männerwelt zu kommen. Das ſeltenere Erſcheinen des Fracks und der häufigere Tabaksrauch in den Geſellſchaftszimmern ſind für dieſe innern Wandlungen keine bedeutungsloſen äußerlichen Symptome. In den Oſtſeeprovinzen ſteht aber die geſellige Formenſchönheit zu hoch, als daß ähnliche Neuerungen auch in der eigentlichen Geſellſchaft eindringen könnten. Der Hang zu körperlicher Bequemlichkeit und dem Sichgehenlaſſen iſt dagegen bei den Männern ebenſo groß, wo nicht ſtärker, als in den weſteuropäiſchen Ländern. Die Intereſſen der Männer finden gleichzeitig hier weit weniger Theilnahme bei den Frauen als dieß in Frankreich und Deutſchland der Fall iſt. Eine Sonderung der Männervereine von den Frauengeſellſchaften blieb hier alſo möglich, und ſo konnten auch die Clubs, Caſinos ꝛc. in ungeſtörter Blüthe fortbeſtehen.

Die Einſchließung dieſer Männergeſellſchaften in eine ſtatutengemäße Form und die Beibehaltung dieſer excluſiven Form iſt ein ebenſo naturgemäßes Reſultat ſowohl provinciell baltiſcher wie aus Rußland übertragener Lebensgeſtaltungen; der Nordländer ſteht ſchon an und für ſich weit abgeſchloſſener da als dieß bei andern Völkern der Fall iſt. Seinem innerſten Charakter nach kennt er nur den Umgang mit Wenigen, und die Kreiſe ſeiner nähern Bekanntſchaft ſind eng. In den Oſtſeeprovinzen kam dazu die ſchroffe Abſcheidung der Stände und die unter den verſchiedenen Bevölkerungselementen ſo ungleichmäßig vertheilte Bildung. Dieſe beiden Grundſcheidungen traten ſeit der Beſitznahme der baltiſchen Halbinſel durch Rußland noch ſchärfer hervor; denn Rußlands Rangclaſſificirung gab ihnen eine geſetzliche Form, welche ſich faſt unwillkürlich aus der Staatsdienerſchaft auf die Geſellſchaft und alles Leben übertrug.

Sehr richtig mochten es bereits die Staatsmänner Peters des Erſten erkennen, wie durch ſolche Rangordnung die Tendenzen und Intereſſen der Unterthanengeſammtheit am ſchärfſten zu zerſpalten und in lauter divergirende, weil einzelne auch machtloſe Ausſtrahlungen zu zerſtreuen ſeyen. Auf ſolche Art war die einzige Möglichkeit gegeben, dem Staate weſteuropäiſche Geſtaltungsphyſiognomie zu verleihen ohne daß der abſoluten Czarenmacht in einer ſich weſt-europäiſch entwickelnden Volksbildung auch eine politiſche Gegenmacht entſtand. Vielleicht war ſolche diplomatiſche Wahrheit in jenen Staatsmännern noch nicht eine ganz klare Ueberzeugung geworden; allein als unwiderſtehliche Nöthigung drängte ſich ihnen ſolche Geſtaltung der Dinge in ihrem Standpunkte faſt inſtinctartig auf. Dieſe Rangclaſſification war auch die einzige ruſſiſche Staatseinrichtung unter Peter dem Erſten, zu der ſich in keinem der weſteuropäiſchen Vorbilder eine Analogie fand. Sie erſtand als eine rein ruſſiſche Inſtitution, und nur bei der Anfänglichkeit alles Volkslebens, wie es in Rußland beſtand, vermochte ſie ſich zu ſolch allgemeiner Geltung zu erheben. Nur darin konnte ſie ihren Beſtand finden, daß die höchſte Staats- und Kirchenmacht in demjenigen vereint iſt, welcher über allen Claſſen ſteht. Mit jedem Range den der Ruſſe erklimmt ſteigt er dem Kaiſer, dem Gotte ſelbſt entgegen. Aus dieſem Grunde verlor auch die Rangclaſſificirung während jener Zeit in ihrem Werthe als die Ruſſen mit andern Völkern in nähere Berührung traten und ein Kaiſer auf dem Throne ſaß, welcher ſeine Unterthanen unbeſchränkt weſteuropäiſchem Leben zuzuführen verſuchte, ſich ſelber aber ſtets nur als Fürſten präſentirte und die ſtarren Formen ruſſiſcher Kirche nicht mit eiſerner Hand feſthielt. Als jedoch Nikolaus den Czarenſitz eingenommen, trat das Abſchließungsprincip Rußlands von neuem in verdoppelter Stärke wieder hervor. Der Czar zeigte ſich von neuem als ruſſiſcher Papſt und Gottes Stellvertreter. Darum ward es nöthig die Rangclaſſification wieder zur alten Geltung zu erheben und ſie in ihren Einzelheiten weiter auszubauen. Das politiſch ſtumpfe, von des Kaiſers Perſönlichkeit befangene Publicum ging jetzt ſogar bereitwillig darauf ein. Auf ſolche Weiſe iſt das gegenwärtige Verhältniß der Dinge großgewachſen und eine Macht geworden — in der Hand des Alleinherrſchers.

Gleichwie auf den Schulen der Primaner den Secundaner, dieſer den Tertianer ſeines Umgangs nicht würdigt, ſo hält ſich der ruſſiſche Sechsclaßler vom Achtclaßler fern, dieſer vom Zwölftclaßler, und am hochmüthigſten ſcheidet ſich natürlich der Vierzehntclaßler, weil er der niedrigſt Geſtellte, vom unclaſſificirten Paria. Da auch die Bildung, ſoweit ſie vom Staat aus- und ihn angeht, wie auf einer Schule ſich ungefähr nach dieſen Rangordnungen richtet, ſo iſt wohl natürlich daß nur die höher Claſſificirten, alſo die durch Staatsdienſt Vornehmen, irgendwie an den Entwicklungen und Ereigniſſen der Gegenwart Theil nehmen. Der größte Theil der rangloſen „Seelen“ — wie's im ruſſiſchen Geſchäftsſtyle heißt — verſteht nur ſelten das Leſen und Schreiben

Digitized by Google

der eigenen, geſchweige einer fremden Sprache. Jene Vornehmen aber ſind im eigentlichen Rußland aller ruſſiſchen Form und Geſtalt unbedingt ergeben; denn nur Rußland wie es iſt förderte ſie durch den „Tſchin" in die Reihen der Ariſtokratie. Demnach kann ihnen das Ausland nur störſam werden ſobald es unmittelbar durch Wort und Schrift Rußlands Principien und Einrichtungen, ſowie deren factiſche Offenbarungen angreift oder durch ſeine allſeitigen Entwicklungen mittelbar, doch faſt unwiderſtehlich den Blick auf Rußlands Fortſchrittsmangel hinlenkt. Jede derartige Kunde ſchallt ihnen wie ein unabweisbarer Vorwurf in ihr maſchinenartiges Dahinleben herein und ſie ſuchen dieſelbe vor ſich ſelber zu verbergen um keine Notiz davon nehmen zu müſſen. Was aber nicht auf dieſe gegenſeitigen Verhältniſſe hinweiſt, bleibt ihnen an und für ſich gleichgültig. Von dem ungeänderten Gange alles bisherigen Staatslebens allein haben ſie Erhaltung aller gewohnten Vortheile und Annehmlichkeiten zu hoffen. Die Unannehmlichkeiten laſſen ſich ſchon daneben ertragen und werden davon überwogen. Jede Aenderung aber zu welcher von außen her die Anregung kam, bedroht ſie nur mit ungewohnten Verhältniſſen und neuen Situationen. Vor Allem würde ſie ihnen neue Arbeit bereiten. Alle dieſe Gründe erſticken jeden Keim auftauchender Theilnahme an der politiſchen Gegenwart; die Bequemlichkeit und der Schlendrian machte ſie zu politiſch nicht exiſtirenden „Seelen" und zu perſönlich ſtarren Bureaukraten. In der ungeheuern Zahl der niedern und mittlern Beamten welche der ruſſiſche Staat beſoldet und die ruſſiſchen Unterthanen beſchenken müſſen, liegt das unüberwindlichſte Hinderniß jeglichen Fortſchrittes in Rußland.

In den höhern Regionen der Geſellſchaft welche in der Erlangung eines „Tſchin" nur das vom Kaiſerwillen andefohlene Erhaltungsmittel ihres Geburtsadels ſehen, hat ſich in neuerer Zeit allerdings ein ſcheinbar ernſtes Streben nach Uebertragung ausländiſcher Staats- und Lebensformen offenbart. Freilich verſteht man darunter im eigentlichen Rußland faſt einzig die geſellſchaftlichen Geſtaltungen Frankreichs. Sehr wahrſcheinlich erſcheint es daher daß der Urgrund dieſer Beſtrebungen nur in rein perſönlicher und egoiſtiſcher Unzufriedenheit gelegen iſt. Es iſt die Oppoſition der geburtſtolzen Ariſtokratie gegen ein Regierungsſyſtem, welches die Ritterbürtigkeit nur dann anerkennt, wenn ſie von Generation zu Generation durch Staatsdienſte der Krone adverdient wurde. Oder ſollte ſolcher Drang doch vielleicht jetzt allgemeiner aus wirklichem Bedürfniſſe nach ausländiſcher Bildungsinnerlichkeit hervorgehen? Sollte er nicht nur eine von Petersburg nach den Provinzen ausſtrahlende Mode ſeyn welche ihre Entſtehung dem Trachten verdankt, durch den Glanz äußerlicher Tournüre und Vielſeitigkeit den Mangel durchgreifender Geiſtesbildung zu verdecken? Wer möchte das bei ſo verwickelten Verhältniſſen entſcheiden? Ein ungeheurer Fortſchritt und der Anfang unberechenbarer Veränderungen im ganzen ruſſiſchen Staats- und Völkerleben würde jedenfalls die Aufhebung der Rangclaſſen ſeyn. Sie wäre der abſolute Imperativ einer neuen Aera für den Oſten Europa's.

In den Oſtſeeprovinzen treten theils die Standeverſchiedenheiten und zum Theil auch die Stammſcheidungen an die Stelle des Tſchinweſens der ächtruſſiſchen Provinzen. Zwar herrſcht auch unter den hieſigen ruſſiſchen Beamten jene ſtarre Claſſification; aber die Zahl der vom Staat Unabhängigen iſt unbedingter überwiegend als in andern Provinzen des Reiches, ihre Bedeutſamkeit hinſichtlich geiſtigen Lebens weniger umſchränkt als dort wo die ruſſiſchen Bureaukraten ſich an die Spitze der Geiſtes-, Geld- und Geburtsariſtokratie ſtellen. Dennoch erſcheinen auch hier die Bedingungen freier und allſeitiger Entwicklung nicht eben allzuviel gegen jene der nationalruſſiſchen Provinzen gebeſſert. Beſonders fügt die Theilung der Bevölkerung in Eſthen, Letten und Deutſche eine neue Spaltung, eine nationelle, zu der Divergenz der andern Intereſſen. Und in dieſer Hinſicht findet ſich nirgendwo das kleinſte Symptom einer Annäherung. Außerdem zerfällt die deutſche Geſammtheit wieder in die Adelſchaft und den Nichtadel. Und eben zwiſchen dieſe beiden Fractionen ſucht ſich die ruſſiſche Bureaukratie noch mehr zerklüftend einzuſchieben. Nach beiden Seiten hin ſucht ſie ihren Einfluß auszudehnen, nach beiden Seiten hin bemüht ſie ſich ruſſiſche Lebens- und Geſtaltungsform einzuſchmuggeln, ſie den Parteiintereſſen als förderlich für ihre Zwecke ſchildernd. Dieß Streben iſt nicht ohne Erfolg geblieben. Man hat es vermocht die Spaltung der Intereſſen, Richtungen und Wünſche, wie ſie ſchon an und für ſich aus der Geſchichte der baltiſchen Lande hervorging, durch ruſſiſche Einflüſterungen ſelbſt unter den gebildetern Bevölkerungselementen noch ſchroffer zu machen. Zwar wehrt ſich das geſunde Naturell der Oſtſeeprovinzbewohner noch vielfach gegen die Annahme ruſſiſcher Geſtaltungen und mißtraut noch vielfach deren Lockungen. Aber der Hauptzweck Rußlands ward doch zum größten Theile bereits erreicht: ein wahrhaft tieferer Einfluß ausländiſcher Anregungen auf die baltiſche Geſammtheit iſt kaum mehr zu erwarten — Rußland ſagt: zu fürchten. Die Provinzen lehnen ſich in ihren Anſtrebungen nicht mehr an das deutſche Mutterland; dieſes iſt ihnen faſt ſo fremd geworden wie jeder andere Staat und ſie haben beinahe keine Erinnerung ihrer verwandtſchaftlichen Beziehungen zu demſelben; ſie können nur den einzigen Gedanken noch nicht völlig vergeſſen daß Gemeinſamkeit der Geſchicke und der Geſchichte zwiſchen ihnen und den germaniſchen Brüdern dereinſt doch vielleicht wieder möglich werden könne. Während auf ſolche Weiſe das Bewußtſeyn einer Nothwendigkeit der Theilnahme an ausländiſchen, beſonders deutſchen Geſtaltungen den politiſch gebildeten Claſſen zu großem Theile verloren ging, ward ihnen durch ruſſiſche Diplomatie auch die Anhänglichkeit der niederen Bevölkerungsmaſſe entzogen und dieſe ſelbſt durch verſchiedene Mittel dem ſlaviſchen Mutterlande mehr und mehr entweder zu-, jedenfalls aber von den herrſchenden Deutſchen abgewendet. In Folge deſſen ſtehen Deutſche und Ureinwohner des Landes nicht mehr nur innerlich indifferent nebeneinander oder übereinander, ſondern man verwandelte ſie in direct feindliche Parteien.

Dieß war der ungeheuerſte Sieg ruſſiſcher Politik, ſelbſt wenn man dieſe Trennung nicht für ſo allgemein anerkennen wollte als ſie es iſt. Nun öffnete ſich der Ruſſificirung Thür und Thor. Denn einer Bevölkerung von faſt drei Millionen ward auf ſolche Weiſe der innere Halt und der organiſche Zuſammenhang geraubt. Jeder Einzelne findet keine bedeutungsvolle Partei mehr für ſich und jedem Schwankenden öffnet die ruſſiſche Partei bereitwillig ihre Arme zum Empfang. Das Ausland iſt alſo völlig unmächtig unter den Oſtſeeprovinzbewohnern geworden. Dieß war vor Allem Rußlands Ziel und Zweck; darum ſolche vielfache Zerſplitterung. Rußland kannte die Wahrheit zu genau daß jedes Anſteckungsgift deſto unwirkſamer ſich ſelbſt verzehrt, je mehr heterogene Organiſationen es durchwandert. Das gefährlichſte Gift aber, welches ſeine Politik kennt, iſt jeder ausländiſche Einfluß welcher ſich durch ſich ſelbſt und die Empfänglichkeit des Publicums, nicht durch ruſſiſchen Miniſterialwillen, und ohne Regierungserlaubniß ausübt. Jedoch beſitzt es auch noch außerdem in ſeinem Hinderungsſyſteme perſönlichen Verkehrs mit nichtruſſiſchen Ländern, in ſeiner vernichtenden Cenſur gegen ausländiſche Schrift, ein herrliches

Digitized by Google

Chlorwaſſer für allen offenkundig drohenden Anſteckungsſtoff. Ueberdieß kennt es auch die im Nationalcharakter ſeiner deutſchen Unterthanen begründete Loyalität und baut auf deren wenig anſteckungsfähige Conſtitution. Endlich aber hält es in ſeinen öſtlichen und ſüdöſtlichen aſiatiſchen Provinzen große Lazarethe für die vom Gift „mißliebiger“ Ideen Ergriffenen bereit. In Sibirien und den Colonien an China's Gränze ſind noch Freiſtellen übrig für viele Generationen; die Bergwerke und der Kaukaſus haben noch Platz für viele Tauſende; hier wie dort räumt der Tod ehrlich auf, damit von Neuem Platz geſchafft werde.

Sind wir durch Beobachtung der Menſchen und Betrachtung der Verhältniſſe zu dieſen und ähnlichen Reſultaten gelangt, ſo nimmt es uns nicht Wunder in den Muſeen zu Riga und Dorpat und in dem adeligen Club zu Mitau eine ſo große Anzahl politiſcher und belletriſtiſcher Zeitſchriften Deutſchlands, Italiens und Frankreichs ausgelegt zu finden. Von den deutſchen Zeitungen breiten ſich dort die Augsburger und die Preußiſche Allgemeine, die Hamburger Neue, das Frankfurter Journal und manches andere weniger bedeutende politiſche Blatt eben ſo behaglich aus als die Elegante, Europa, Brockhaus' litterariſche Blätter und die der Börſenhalle, Witthauer's Wiener Zeitſchrift, Morgenblatt, Abendzeitung, Bäuerle's unvermeidliche Theaterzeitung u. ſ. w. *) — Sogar die berüchtigten ſchwarzen Flecken finden ſich nicht allzuhäufig und allzugroß in den belletriſtiſchen Journalen. Dagegen verhüllen dieſelben manche Spalte der politiſchen Tagblätter, ja ſogar des Frankfurter Journals, und bei der Preußiſchen Allgemeinen fanden ſie ſich wenigſtens ſo lange als dieſe ihren Staatstitel noch nicht aufgegeben hatte. Am ſtrengſten wird die Allgemeine Zeitung von Augsburg beaufſichtigt und ſie wird am ſchärfſten cenſirt. Dieß erſcheint trotz ihrer unparteiiſchen Haltung um ſo natürlicher, als ſie allen Zuſammenhang laufender Tagesgeſchichte am organiſchſten entwickelt und ſonach häufig genöthigt iſt, außer in ihren Correſpondenzen aus Rußland, auch anderorts häufig auf ruſſiſche Zuſtände hinzuweiſen. Rußland hat aber den feſtſtehenden Grundſatz, außer jenen Niaiſerien, welche wie hohnweiſe den politiſchen Nachrichten zugezählt werden, alle laufende wie vergangene Staatsgeſchichte ſeinen Unterthanen vorzuenthalten. Dennoch ſcheint es als ob man beim Unterrichte der Landeskinder in Phyſik und Chemie noch nicht den richtigen Weg gefunden habe um alle möglicherweiſe ſtaatsgefährliche Kenntniß von ihnen zu entfernen. Der loyale Beobachter muß deßhalb nur allzuhäufig den Schmerz erleben daß ruſſiſche Unterthanen, die wohlthätige Cenſorenfürſorge verkennend oder mißachtend, von ihrem phyſikaliſchen oder chemiſchen Wiſſen die praktiſche Anwendung ſogar auf Vertilgung jener ſchwarzen Flecken ausdehnen um der gefährlichen Geheimniſſe theilhaftig zu werden welche außer ihnen ganz Europa weiß. Dieſe Erfindung Guttenbergs iſt eben eine gefährliche Sache; wie Licht und Feuer, weil beides in ſich vereinend, bricht ſie ſich überall Bahn. Dieß geſchieht nun zwar niemals in den Clubs und Muſeen, weil hier derartige Feueranbeter nicht nur ſelbſt leſen und ſehen, ſondern auch von treuen ruſſiſchen Staatsdienern geſehen, angeſchrieben und bei Gelegenheit abgeleſen werden. Doch die Heimlichkeit der Privatwohnung birgt ſolchen Schriftenthüllungsfrevel oft genug. **)

Die ruſſiſche Druckerſchwärze trennt ſich von aller deutſchen und engliſchen faſt ebenſo leicht durch Anwendung gewiſſer Mittel, wie germaniſcher und ſlaviſcher Charakter vermittlungslos ſich ſcheiden. Doch bei den franzöſiſchen Journalen gelingen jene Scheidungsverſuche hinſichtlich der Druckſchwärzen nicht. Es iſt ſeltſam daß eine Art von Wahlverwandtſchaft beider ſtattzufinden ſcheint, von welcher doch ſonſt zwiſchen beiden Ländern jetzt eben (im Herbſt 1843) weniger als jemals eine Ahnung vorhanden iſt. Es läßt ſich zwar eine gewiſſe Aehnlichkeit zwiſchen gewiſſen franzöſiſchen und nationalruſſiſchen Charakterzügen nicht wegläugnen, allein eben dieſe Eigenſchaften haben in keinerlei Hinſicht mit den politiſchen Verhältniſſen etwas zu thun, überhaupt nicht mit den Entwicklungen beider Völker als Nationen. Sie ſind nur äußerliche Naturellanalogien, wie ſie bei übrigens vollkommen heterogenen Individualitäten ſo häufig völlig beziehungslos ſich vorfinden. Ja vielleicht waren eben ſie es welche den tiefen Nationalhaß beider Nationen gegeneinander bei erſter perſönlicher Berührung ſo hell aufflammen ließen. Und die Nationaleitelkeit beider, das Streben beider nach glänzenden Aeußerlichkeiten waren für beide gerade die abſtoßendſten Pole. Und in der Gegenwart ward durch Cuſtine's Russie en 1839 die glimmende Kohle wieder von neuem angefacht; ihr Erſcheinen gab ſogar Veranlaſſung zu Manifeſtation einer perſönlichen Mißſtimmung zwiſchen dem Kaiſer aller Reußen und dem Könige der Franzoſen. Während Ludwig Philipp das Werk Cuſtine's in doppelten Exemplaren für ſeine Bibliotheken ankaufen läßt, wird Graf Pahlen, der ſeit langer Zeit bereits ſein Geſandtſchaftshotel in Paris verlaſſen, veranlaßt bei dem Kaiſer Nikolaus auf ſeinen Gehalt als Ambaſſadeur zu renonciren. Und dieſer antwortet ihm: „Das habe ich von dir erwartet.“ Dagegen wehrt es Rußland dem General Woronzoff keineswegs in Rouen eine Art Hof zu halten, an welchem die franzöſiſchen Legitimiſten erſcheinen und die in Frankreich lebenden Ruſſen ſich ſammeln. Dagegen werden dieſe von ihrer Regierung vor dem Beſuche des Pariſer Königshofes gewarnt; aber man verweigert den Reiſenden urplötzlich nicht mehr die Viſirung der Päſſe nach Frankreich und Paris, wie es ſeit den Julinstagen 1830 bis hierher geſchehen war. Die ruſſiſche Regierung hatte es zwar ſehr gut gewußt daß die meiſten ihrer Unterthanen ſich die Päſſe nur deßhalb nach England hatten ausſtellen laſſen um, den Landweg dorthin wählend, ohne Viſirung durch die ruſſiſchen Geſandtſchaften nach Frankreich und Paris zu gelangen. Aber trotzdem hatte ſie bis jetzt die Form des ausgeſprochenen Willens bewahrt. Woher nun ſo plötzliche Principienwandlungen? Sollte man dieſe ſcheinbare Inconſequenz für bedeutungslos halten? Oder hofft man von einem der vornehmen Ruſſen La France en 1843?

Die Russie en 1839 hat das ruſſiſche Cabinet zu einer zweiten noch viel folgereichern Inconſequenz fortgeriſſen: zur factiſchen Anerkennung der Preſſe und des Einzelnen als Macht. Denn ein anderer Grund konnte der Abſendung des nordiſchen Bienenvaters, Staatsrath v. Gretſch, nach Paris zu Widerlegung des Cüſtine'ſchen Buches nicht zu Grunde liegen. Allerdings erſcheint ſolche Inconſequenz an und für ſich bedeutungslos: das Buch eines allbekannt enragirten ruſſiſchen Patrioten ſoll ſich der Schrift eines ruſſenfeindlichen Autors entgegenſtellen. Allein die Wichtigkeit

---

*) Hierzu kam neuerdings Webers illuſtrirte Zeitung und Oettingers Charivari; dagegen wurde die Abendzeitung verboten.

Später beigefügte Anmerkung.

**) Seit dieß niedergeſchrieben wurde, hat die ruſſiſche Fürſorge alle Möglichkeit ſolchen Verbrechens durch ein geeignetes Verfahren aufgehoben. Die in den einzelnen Exemplaren durch Bimsſtein ausradirten Stellen laſſen ſich nämlich durch keine Kunſt wiederherſtellen und die größeren mißfälligen Artikel ſchneidet man jetzt völlig aus den Zeitſchriften heraus. Daß dadurch auch die ganz unſchuldige Rückſeite der Blätter verloren geht, iſt nicht die Schuld Rußlands, ſondern der Drucker welche beide Seiten eines Bogens benutzen.

Später beigefügte Anmerkung.

Digitized by Google

dieſer Inconſequenz liegt in den Conſequenzen welche das ganze Publicum Europa's aus ſolchem Schritte zu ziehen vermag. Rußlands Staatsgewalt begibt ſich durch Gretſch's Abſendung mit einem Schlage desjenigen Scheines welchen ſie bisher gegen das in- und ausländiſche Publicum bewahrt hat — des Scheines der Unberührbarkeit durch die Waffen der ausländiſchen Preſſe. Bisher hatte nämlich die ruſſiſche Regierung niemals eine directe Vertheidigung gegen directe Angriffe, eine directe Zurückweiſung directer Anklagen, nicht einmal eine directe Zurechtweiſung unrichtiger Darſtellungen für nöthig erachtet. Sie hatte ſich ſtets den Anſchein gegeben als liege ſolches Eingehen auf Derartiges tief unter ihrer Würde und als erheiſche alles derartige Schriftweſen nicht die mindeſte Beachtung. Sie hatte ſich damit begnügt durch dritte Hand, anſcheinend ohne officiellen Auftrag, durch ihr unbedingt ergebene Schriftſteller im Allgemeinen die Behauptung wieder und wieder ausſprechen zu laſſen, daß alle Darſtellungen, Nachrichten, Raiſonnements über ruſſiſche Begebenheiten und Zuſtände darum eine officielle Berückſichtigung unnöthig machten, weil ſie theils in Nichtkenntniß ruſſiſcher Verhältniſſe und Geſtaltungen ihren Entſtehungsgrund fanden, theils nur als Manifeſtationen eines falſchen Liberalismus zu betrachten ſeyen, welcher allüberall die beſtehende Ordnung der Dinge, wie alle geſetzliche Form verabſcheue und zu untergraben trachte. Dem Auslande gegenüber geſchah alſo gar nichts zu Vernichtung des dort Ausgeſprochenen, und für das Inland genügte die vertilgende Druckerſchwärze oder das Verbot der Einfuhr derartiger Werke. Solches überaus ſtaatskluge Verfahren hatte die herrlichſten Früchte getragen. Das inländiſche Publicum welches auf ſolche Weiſe die Schilderungen ruſſiſcher Zuſtände und die darauf baſirten Angriffe gegen Detail und Allgemeinheit ruſſiſcher Staatseinrichtung und ruſſiſcher Staatshandlungen niemals von Angeſicht zu Angeſicht kennen lernte, hörte davon nur die traditionellen Ueberlieferungen denen die Uebertreibung ihren Stempel auf die Stirne geprägt hatte. Die Beſonneneren wendeten ſich demnach mitleidig lächelnd davon ab und der großen Menge bemächtigte ſich die Mißachtung ausländiſcher Schriftwelt ſoweit ſie Ruſſiſches berührte. Der Unglaube an alles Ruſſiſche nichtruſſiſcher Schriften breitete ſich als bequemſtes Beruhigungsmittel über ihre politiſch winterſchlafenden Seelen aus. Und ein Theilchen ſolchen Unglaubens ging auch in die ausländiſche Leſewelt über. Von Rußland ſelber aber kamen niemals andere ruſſiſche Nachrichten als ſolche, welche in ihrer ruhmredigen Eitelkeit wiederum das Gepräge der Uebertreibung führten oder als geſinnungsloſe Lobhudeleien aller Staatsmächte ſich anwidernd hören ließen. Was Wunder alſo daß das Publicum halb unbewußt, halb angeekelt ſich mehr und mehr vom Intereſſe an inländiſcher Politik abwendete, falls ja eine ſolche entſtanden geweſen war!

In einer größern Geſammtheit, beſonders der Nationalruſſen, war auch ſolche Theilnahme an ferner gelegenen Begebniſſen des eigenen Reiches eigentlich noch niemals erwacht, außer planlos und ſtürmiſch in einzelnen ſtürmiſchen Tagen; auch während dieſer nur als Reſultat des perſönlichſten Egoismus einer eingeſchränkten Ariſtokratie. Das Volk und ſeine Bedürfniſſe waren dabei ſtets außerhalb aller Frage geblieben. Eine ſelbſtändige politiſche Meinung, eine objective Anſicht der Dinge hatte ſich nur bei äußerſt Wenigen aus einzelnen Lebensbegegniſſen herauskryſtalliſirt und mußte, weil iſolirt, auch machtlos auftretend, in tiefſter Seele verborgen gehalten werden. — Nur im Beginne des letzten Jahrzehnts hatte hier und da eine gewiſſe laue Theilnahme an Staats- und Volkszuſtänden aufzudämmern begonnen. Allein auch ſie erſchien mehr Reſultat der Nachahmung ausländiſcher Erregung, beſonders franzöſiſchen Lebens und Treibens, als daß ſie wirklich aus innerm Drang und Bedürfniß hervorgegangen wäre. Mit der Vernichtung Polens aber hörten die allgemein ergreifenden Ereigniſſe des Inlandes auf, der Nachhall dieſer Zeit verklang; im Auslande verfloſſen die Jahre unter dem ruhigen Ausbau der durch die Stürme von 1830 begonnenen Aenderungen alles Staats- und Völkerlebens, und ſo erſchienen ſie dem politiſch ungeübten Auge in weiterer Entfernung auch ereignißlos. Innerhalb des ruſſiſchen Reiches hallte nur aus den kaukaſiſchen Bergen mitunter ein kaum hörbarer Schlachtendonner, und vom fernen, fernen Spanien, zu welchem keinerlei Beziehung exiſtirt, klirrte verworrener Waffenlärmen unverſtanden, unſtörſam in das intereſſeloſe Leben herein. Alle politiſche Theilnahme verſank darum in immer tiefern Schlaf; die Cenſoren konnten ihre Druckerſchwärze ungefragt und conſequent über alle Artikel ausländiſcher Zeitungen rollen und alle Kunde vernichten, welche aus Rußland trotz Geheimpolizei und cabinet noir über die Gränze gewandert war und nun von dort aus nach dem Oſtreiche zurückkehren ſollte. Klang aber dennoch ein Wort des Tadels, ein Ruf des Erſtaunens, ein Schrei des Unwillens oder auch ſonſt nur eine „unliebſame" Nachricht von draußen herein, ſo begnügten ſich die ruſſiſchen Schläfer mit einem bequemen: „ich glaub's nicht." Und daß das Gubernium ſolche ausländiſche Beſprechungen keiner Widerlegung würdigte, galt als Zeugniß von deren Bedeutungsloſigkeit. Das abſolute Schweigen der Herrſchenden war das wirkſamſte Opiat der Beherrſchten.

Da auf einmal ſchmetterte die Kunde von Cuſtine's Buch in ſolche Grabesſtille herein. Und eben dieſen Mann hatten die Hofleute von Petersburg geſehen, geſprochen, hatten es mit ehrfurchtvollem und neidiſchem Blicke angeſtaunt wie Kaiſer, Kaiſerin, Thronfolger, Großfürſten und Großfürſtinnen ihm wiederholtes Geſpräch und dauernde Aufmerkſamkeit geſchenkt. Und dieſer ſelbe Mann, dieſer Ariſtokrat in Manieren und Aeußerungen, hatte dennoch geſchrieben, hatte ſogar ein Buch voll des bitterſten Tadels über Ruſſiſches geſchrieben. Dieſer Tadel mußte auch viel Wahres enthalten; denn dießmal begnügten ſich die Cenſoren nicht mit Uebertünchung der Auszüge und Artikel welche ausländiſche Blätter enthielten, ſondern man hatte ſie ausgeſchnitten und ſogar einige Nummern dieſer Zeitſchriften gänzlich zurückgehalten. Selbſt denjenigen welchen die Gunſt der Poſtmeiſter ihre Zeitungen ſonſt uncenſirt zukommen ließ, wurden durch Cuſtine's Werk vielfache Lücken im aufgeſammelten Jahrgange bereitet. Das Buch ſelber aber herbeizuſchaffen verweigerten dießmal alle Buchhändler, ſonſt kühne Schmuggler im litterariſchen Artikel. Und endlich — dieß weckte ganz Rußland zur quälendſten Neugier und zu höchſter Verwunderung — endlich ward ſogar der litterariſche General v. Gretſch ausgeſendet um den Feind im eigenen Lager anzugreifen. Solches und Aehnliches war ſeit Menſchengedenken unerhört. Selbſt die diplomatiſchen Indiscretionen des Portfolio — deſſen Exiſtenz freilich im ruſſiſchen Leſepublicum wenig gekannt iſt — hatten keine lauten und heftigen Regierungsmaßregeln zur Folge gehabt. Welche Geheimniſſe mochte alſo die Russie en 1839 enthüllen? Welche verſchleierte Gräuel der Vergangenheit, welche Zukunftspläne mochte ſie offenbaren? Man erkannte auf einmal in welche Indifferenz man eingelullt geweſen, in welcher Unkenntniß der heimiſchen Zuſtände man erhalten worden war. Alte verſchollene Geſchichten tauchten auf einmal wieder empor; neue Gerüchte ſchwirrten dazwiſchen und ganz leiſe flüſterte Einer dem Andern zu was er aus vierter Hand von den Mittheilungen erlauſcht, die irgendwer aus dem trotz aller Hinderniſſe erlangten

Digitized by Google

Buche gemacht haben ſollte. Der längſt vergeſſene ſlaviſche Argwohn gegen die Regierung wuchs urplötzlich wieder bis zur ungeheuerſten Höhe empor. Man fragte und ſprach trotz aller Geheimpolizeifurcht. Aber wer das Buch wirklich von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, verläugnete es; wer es geleſen wollte nichts davon wiſſen; wer es beſaß verbarg es gleich einer Todſünde. Und die geſchwärzten oder ausgeſchnittenen Zeitungsartikel gaben keinerlei Antwort. Der Staat ſelber ſchwieg noch conſequent. Nichts war Gewißheit als die Abſendung des Hrn. v. Gretſch. Dadurch ward die hohe *Bedeutſamkeit* der Schrift dem Publicum eine Wahrheit und alles Regierungsſyſtem wie alle Regierungspraxis kam in Frage. Das Impoſante der ruſſiſchen Machthaber, der Nimbus von Unantaſtbarkeit und Unverletzlichkeit war für das gegenwärtige Geſchlecht zertrümmert. Solche Geſtaltung der Dinge war die Folge einer einzigen Inconſequenz des Petersburger Cabinets.

Noch weniger als in Petersburgs und Moskau's leſendem Kreis iſt noch bis jetzt (October 1843) in den Oſtſeeprovinzen das Buch ſelbſt bekannt; noch unbedingter als dort hat hier die ruſſiſche Lethe alle dahin bezüglichen Nachrichten der Zeitſchriften ſchwarz überſtrömt.*) Dieß erſcheint auch, vom ruſſiſchen Standpunkt aus betrachtet, in den Landen deutſcher Zunge von allerdringendſter Wichtigkeit. — Allerdings war hier faſt weniger als von der ächtruſſiſchen, ächtſlaviſchen Ariſtokratie eine ſtaatswidrige Bewegung zu fürchten. Denn daran hindert die Oſtſeeprovinzbewohner ihre übergroße Loyalität und ihre materielle Ohnmacht den ruſſiſchen Herren gegenüber. Nebenbei konnten die gegebenen Daten des Buches bei der tiefen baltiſchen Indifferenz gegen alles nichtbaltiſche Rußland auch im baltiſchen Lande keinen ſo tiefen Eindruck verurſachen als in den innern Provinzen des Reichs. Aber dennoch bewahren ſelbſt die Indolenten eben hier fortwährend im tiefinnerſten Herzen ein ſtilles, ſtarkes Mißtrauen gegen alles Ruſſiſche und freuen ſich jeder Beſtätigung des von Kindheit an genäheten Argwohns. Zwar wird ſolche Richtung in ſehr Vielen durch perſönliche Bezüge mehr oder minder zum Vortheile ruſſiſchen Principes abgeändert. Doch der Grundtypus politiſcher Meinung und politiſchen Charakters — wenn ſolcher vorhanden — bleibt es immerhin. Beſonders liegt hier ein engeres Anſchließen an das nachbarliche Deutſchland näher, wenn durch eine Anregung wirklich einmal irgendwelche geiſtige Reaction hervorgerufen würde, als in den ſlaviſch-ruſſiſchen Provinzen. Selbſt für Polen iſt ſolche Befürchtung des Staates weit ferner gerückt, weil deſſen Sympathien, die Nachbarlande überſpringend, erſt wieder in Frankreich, zum Theil auch in England, Wurzel ſchlagen. Die Oſtſeeprovinzen dagegen hoffen bei allem ruſſiſchen Bedrängniſſe immer auf deutſch-ausländiſche Verwendung oder doch auf Bei- und Mitleid Deutſchlands. Ja ſelbſt jener romantiſche Gedanke, daß ihr Geſchick dereinſt noch von jenem des ruſſiſchen Reiches getrennt und mit Deutſchland Hand in Hand gehen könne, iſt noch vielfach vorhanden. Sogar jene phantaſtiſche Hoffnung, daß ihnen einmal die alte Selbſtändigkeit und vor Allem die alte goldene freiherrliche Ritterzeit zurückkehren könne, taucht ganz ernſthaft hier und da bisweilen auf. — Freilich liegt eben in ſolchen Erſcheinungen der Beweis einer ſeltſamen Unkenntniß der Geſtaltungen vorrückender Zeiten wie der nothwendigen Anforderungen von Gegenwart und Zukunft offenbar zu Tage. Allein juſt wegen der Mißkenntniß ausländiſchen Könnens, vielleicht auch Wollens für dieſe Provinzen, blicken ſie auf ihre Träume ſo paſſiv ſehnſüchtig hin. Es kommt ihnen ſogar wahrſcheinlich zum Bewußtſeyn daß davon nichts zur Wirklichkeit gedeihen kann ſo lange ſie ſelber ſo wenig für Abwehr des Ruſſiſchen thun. Aber ſie verhehlen ſich ſolches Beſſerwiſſen, um nicht genöthigt zu ſeyn, aus dem gewohnten Alltagleben herausgehend, manches bequeme Herkommen und Recht aufgebend, nicht ſowohl für die Gegenwart als für eine nur mögliche und ungewiſſe Zukunft zu ſtreben.

Unterdeſſen begnügen ſie ſich mit den Nachrichten der Zeitungen über die Vorgänge des Auslands und Rußlands. Dieſe Oppoſition gegen das Geſetz iſt ihr ganzes Wirken gegen ruſſiſche Machtübergriffe. Weil dem alſo, geſchieht's auch nicht ſelten daß trotz aller Regierungsfürſorge, trotz aller Gränzwachen, die ausländiſchen Zeitſchriften und Bücher über Poſt- und Cenſurbureaux hinweg in das Land hereinfliegen. Und „frohe Jugend fängt ſie auf." — Vor Allem gilt dieß von der Allgemeinen Zeitung. Uncenſirt wandert dieſe von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken, von Edelhof zu Edelhof. Aus ihr erfährt man meiſtens zuerſt alle Nachrichten über die Vorfälle innerhalb der Gränzen des Reiches. Erſt von den Oſtſeeprovinzen aus pflegen dieſe traditionell nach dem Innerlande ſich fortzupflanzen, bis ſie zuletzt in der Umgebung des Schauplatzes der Ereigniſſe ankommen, die bis dahin dort nur geflüſterten Gerüchten beſtätigend oder berichtigend.

Solche Neugier nach ausländiſchen Berichten über Rußland würde wahrſcheinlich in den politiſch leicht befriedigten Oſtſeeprovinzbewohnern gar nicht zu dieſer Stärke emporwachſen, wenn die unter ruſſiſcher Cenſur erſcheinenden deutſchen Tagesblätter der Oſtſeeprovinzen nur den geringſten Anſchein einer Vollſtändigkeit ihrer Mittheilungen über das Reich zu erringen wüßten. Allein ſie melden von ruſſiſchen Staatsbegebenheiten durchaus nichts als etwaige Reiſen hoher und allerhöchſter Herrſchaften, die Abhaltung von Manövers und Revuen, das Befinden der kaiſerlichen Familie, Verſetzungen der Beamten, Ordensverleihungen, und vom Kaukaſus bringen ſie von Zeit zu Zeit einige Siegesnachrichten — allein außerdem durchaus keine Kriegsgeſchichte — ſowie die Namenliſten der avancirten oder gefallenen Officiere. Selbſt von den Verordnungen und Ukaſen geben ſie, in grauenhaftes Deutſch übertragen, nur diejenigen welche auf die baltiſchen Lande Bezug haben. Die Rubrik „Inland" muß ſonach für die Kuren und Liven völlig bedeutungslos ſeyn; es wird natürlich daß diejenigen unter ihnen denen uncenſirte ausländiſche Blätter zu Gebote ſtehen, von ihren Freunden offnen Mundes und Ohres gehört werden. Ja ſelbſt in den angeſchwärzten Blättern ſucht man nach einem Wort, nach einer Andeutung über den Inhalt der vernichteten Artikel um dieſen ſpäter erfragen zu können. Und wie es ſchon im gewöhnlichen Leben häufig geſchieht daß man irgendwie das gern verborgen Gehaltene verräth, ſo paſſirt es auch den ruſſiſchen Cenſoren nicht ſelten daß ſie die Ueberſchwärzung der Inhaltsanzeigen der Zeitungen unterlaſſen, oder ſelbſt einen „unliebſamen" Artikel in denjenigen Tagesblättern überſehen welche kein Titelregiſter an der Stirne tragen.

Ein komiſcher Fall dieſer Art ereignete ſich noch vor wenigen Jahren in Mitau. Dorthin waren nämlich, wie alljährlich zur Johanniszeit, all die kuriſchen Landedelleute gekommen um die Rechnungsabſchlüſſe, Einzahlungen und Auszahlungen des Jahres zu machen. Mitau iſt dann (und war beſonders vor Errichtung der ritterſchaftlichen Leihbank) ungemein menſchenreich und natürlich auch

*) Seit jener Zeit wurde man freilich mit dem Buche ſelbſt wie mit allen verbotenen Büchern bekannt. Die Aufnahme desſelben ſchildern ſpätere Aufzeichnungen. Hier kam es darauf an den Einfluß der Kunde von ſolchem Werke darzuſtellen.

Später beigefügte Anmerkung.

Digitized by Google

der adelige Club überfüllt von Adeligen aller Theile des Landes. Die eben dem Johannisfeſte vorangehende Zeit iſt die ſtillſte des Jahres, jeder Einzelne hat daheim die Vorbereitungen zum jährlichen Geſchäftsabſchluß getroffen, man iſt jetzt nach längerer Entbehrung begieriger als jemals nach Neuigkeiten. Damals war aber kurze Zeit vor dem Johannisfeſte die Hinrichtung Kanarsky's zu Wilna, die damit in Verbindung ſtehende Verbannung vieler polniſchen Familien bekannt geworden, und neue Gerüchte ſprachen von nachfolgenden Bewegungen unter dem Militär. Allein Niemand wußte Genaueres. Unbewieſene Erzählungen einiger kuriſchen Oberländer, zweideutige briefliche Nachrichten welche ein Dritter und Vierter erhalten haben wollte, war alles was man ſich gegenſeitig mittheilen konnte. Und doch erſchienen die Begegniſſe der polniſchen Provinzen für Kurland intereſſant genug. Das Andenken an die Revolutionszeit, während welcher man ſich in einem Zuſtande befunden hatte „als ob im Nachbarhauſe Feuer ausgebrochen ſey," wie Kohl ganz richtig ſagt, lebte noch im friſcheſten Andenken. — Da kamen endlich die neuen ausländiſchen Zeitungsblätter aus der Cenſurbehörde im Club an. Hier erwartete man einen Aufſchluß. Und wirklich verſpricht die Inhaltsanzeige der Allgemeinen Zeitung für ihre Beilage den Artikel: „Die Kanarsky'ſche Angelegenheit in Wilna." Allein dießmal war der Aufſatz nicht ſchwarz überſtrichen ſondern noch größerer Sicherheit halber ſogar ausgeſchnitten. Durch ſolche damals noch ungewohnte Maßregel ſteigerte ſich die Neugier aufs höchſte und ebenſo natürlich war der allgemeine Freudenruf als plötzlich eine Stimme ſprach: „In der Hamburger Zeitung iſt derſelbe Artikel abgedruckt und nicht überſchwärzt." Der horchenden Menge wird die Darſtellung vorgeleſen, das Blatt geht von Hand zu Hand, gierig verſchlingt man jedes einzelne Wort. Allein kaum iſt eine halbe Stunde verfloſſen als bereits ein Gendarmenofficier in das Zimmer tritt und im Namen des Gouverneurs das Hamburger Zeitungsblatt fordert. Lachend wird es ihm gereicht, denn die Ueberſchwärzung kam nun zu ſpät. Das Gedächtniß von Hunderten ließ ſich nicht mit ruſſiſcher Lethe übergießen.

Jene Kanarsky'ſche Angelegenheit war überhaupt in ihren Folgeereigniſſen nicht unintereſſant, obgleich weder Inland noch Ausland darüber Genaueres erfahren haben. — Die Bewegung unter dem Militär nämlich welche nach Kanarsky's Hinrichtung entdeckt worden war — und wohl eigentlich mehr in den Köpfen der blindeifrigen ruſſiſchen Beamten als in Wahrheit vorhanden war — hatte die Abſendung eines Generaladjutanten des Kaiſers zur Folge, damit dieſer der in Wilna abermals niedergeſetzten Unterſuchungscommiſſion beiwohne oder vorſitze. Bei Verfolgung ſeines Auftrages gelangte jedoch dieſer General, ein Deutſcher, zu Reſultaten welche ihm wahrſcheinlich machten daß von den Unterſuchungsrichtern Kanarsky's eine Menge Unſchuldige in die Sache verwickelt, ja verurtheilt worden ſeyen. Denn zu welchem Umfange man dieſe Unterſuchung ausgedehnt hatte, erhellt zum Theil ſchon daraus daß in Kiew, bis wohin man die Fäden der Verſchwörung künſtlich verfolgt haben wollte, die Klöſter nicht einmal Raum genug boten um all die vornehmern Frauen und Mädchen einzukerkern welche man directer und indirecter Theilnahme daran verdächtigte. Deßhalb waren durch General Bibikoff nicht nur Kronsgebäude durch Vergittern der Fenſter u. ſ. w. zu Gefängniſſen umgeſchaffen, ſondern ſogar auch feſte Bürgerhäuſer für gleichen Zweck gemiethet worden. — In Wilna alſo forſchte jener kaiſerliche Generaladjutant unterderhand näher nach den Umſtänden. Bald darauf kehrte er nach St. Petersburg zurück dem Kaiſer ſeine Vermuthungen vorzulegen. „Biſt du auch verführt?" war die heftige Antwort des Kaiſers auf den Vortrag. Jedoch unerſchrocken erwiderte der General: „ich ſetze meinen Kopf zum Pfande daß hierbei Ungerechtigkeiten vorgefallen ſind." — Die Folge war die neue Abſendung eines Generaladjutanten nach Wilna. Dieſer beginnt die Reviſion der Inquiſitionsacten und hat bereits nach einiger Zeit einen Bericht des Inhalts eingeſendet, daß alle neue Unterſuchung keine abweichenden Reſultate liefere, als ihm plötzlich Zufall oder Schickung eine Reihe von Beweiſen für die Richtigkeit der Vermuthungen jenes erſten Generaladjutanten in die Hände ſpielt. An dieſen Faden hängen ſich hundert neue zu immer neuen Entdeckungen. Ein buntes Gewirr von Schuld und Halbſchuld, von deſpotiſchem Eifer und Liebedienerei der ruſſiſchen Beamten, von Privathaß oder Privatgunſt Einzelner gegen Einzelne deckt ſich auf. Und die endliche Folge aller Enthüllungen war die Zurückberufung von etwa zwanzig Familien aus den innern Provinzen des Reiches oder aus den ſibiriſchen Gouvernements. Für ihr langes Leiden und ihr ſchweres Dulden, für alle Schmerzen gekränkter Unſchuld fanden ſie freilich keine Genugthuung. Oder ſollte man es eine Vergeltung nennen daß ſie manchen ihrer früheren Richter nunmehr denſelben Weges ziehen ſahen welchen ſie einſt unter fruchtloſen Betheuerungen ihrer Unſchuld gewandert waren? — — —

Wollte man übrigens aus dem oben Erzählten folgern daß in den Oſtſeeprovinzen eine freundliche Sympathie für Polen und ſein Geſchick vorhanden ſey, ſo wäre dieß ein ſtarker Irrthum. Vor allem trennt das ſlaviſche und das deutſche Element beide Völkerſchaften von einander. Dazu iſt die Erinnerung an Polens Lehnsherrſchaft über Kurland noch zu neu, und manche daraus hervorgegangenen Uebelſtände laſten noch jetzt auf der Provinz. Livland aber iſt mit Polen niemals in andere denn feindliche Berührung getreten. Und wenn auch alle Verhältniſſe aller Provinzen ſeit jener Zeit mächtig geändert ſind, wenn auch ſeitdem das ruſſiſche Scepter in ſeiner Schwere Allen ziemlich einerlei Klagen entpreßte, ſo ſind doch ſelbſt im gleichartigen Bedrängniſſe Aller ihre Intereſſen einander niemals nahe gerückt. Selbſt das unermeßliche Elend, wie es ruſſiſche Rache — denn anders kann man derartige Machtäußerungen nicht nennen — ſeit 1831 über Polen heraufbeſchworen, hat in den Oſtſeeprovinzen keine mildere Stimmung gegen dieſe Gränznachbarn hervorgerufen. Während der Dauer des polniſchen Krieges waren die Oſtſeeprovinzen ſelbſt zu nahe berührt von mancherlei daraus für ſie hervorgehenden Beſchwerden und Unannehmlichkeiten, und alles gewohnte Bequemleben, alle bequeme Gewöhnlichkeit war in zu vieler Hinſicht geſtört als daß die Oſtſeeprovinzbewohner dieß jemals verwinden könnten. Der Adel, als Wortführer und Repräſentant der baltiſchen Lande, wußte ein ganzes langes Jahr nicht welche Rolle im Augenblick zu ergreifen ſey, weil die ganze zukünftige Geſtaltung Weſtrußlands ſchwankend auf den Spitzen der ruſſiſchen und polniſchen Bajonette ſchwebte. Auch umſtellte die ruſſiſche Regierung, ſolchen ſchwankenden Zuſtand erkennend, damals die Oſtſeeprovinzen noch enger und ſchärfer als jemals mit ihren Geheimpolizeiheeren. Gleichzeitig hatte ſie den Drang der Umſtände benutzt ihren Einfluß mehr auf das Einzelne zu erſtrecken. Und in ihrem conſequenten Feſthalten jeglichen errungenen Vortheils iſt ſolcher vermehrte Einfluß, ſolche tiefer eingreifende Mächtigkeit im baltiſchen Lande herrſchend geblieben. Die Beſchränkungen individueller Freiheiten der Oſtſeeprovinzen haben ſich ſogar ſeit Polens Vernichtung verallgemeinert, und für ihr äußerlich treues Anhängen am Herrſcherſtaate in damaliger Periode brachte die Folgezeit keinerlei Vergütung.

Digitized by Google

Nach all dieſen Vorgängen iſt's auch kein Wunder daß man in den Oſtſeeprovinzen faſt niemals ein günſtiges Urtheil über Polen vernimmt, ja kaum ein Wort des Mitleidens ob ſeines beiſpielloſen Unglücks. Das Geſpräch kommt nirgends auf die Periode ſeines Revolutionskrieges ohne daß es die Kuren und Liven verächtlichen Lächelns erwähnten, wie damals das lithauiſche Volk nur durch falſche Vorſpiegelungen zu laumatter Theilnahme an der allgemeinen Bewegung gezogen worden ſey. Man mußte die Bauern dadurch täuſchen — erzählt man — daß ihnen vorgelogen wurde wie der Kaiſer ſelbſt befohlen habe, das Volk ſolle gegen die ruſſiſchen Heere fechten weil dieſe ihn vom Throne zu ſtoßen beabſichtigten. Nur darum — ſagt man — konnte es den Lithauern einfallen auch in das kuriſche Oberland hereinzubrechen und die Libauer zu jenen Scharmützeln bei Polangen zu zwingen. Andererſeits aber ſpricht man verächtlich vom polniſchen Nationalcharakter, man hat all die banalen Schlagworte von Falſchheit, Uneinigkeit und Treubruch im Munde, wie ſie ſeit Jahrzehnten gewiſſe Stimmen in alle Winde ausrufen. Darüber vergißt man die Erwähnung der Großthaten jener Zeit und die machtvolle Begeiſterung einer tiefgedrückten Nation. Nebenbei belobt man die eigene Loyalität und wähnt ſie, Wunder wie ſehr, vom Herrſcherſtaat anerkannt. — Wie würden ſich aber alle dieſe Verhältniſſe der Oſtſeeprovinzen umgeſtaltet haben wenn Polen ſich Selbſtändigkeit und Macht errungen hätte?

Dieſe Frage, deren Beantwortung ſo ſchwierig und ungewiß, legt ſich Niemand vor. Einzig die Kurländer können es nicht vergeſſen mitunter allen derartigen Geſprächen zuzufügen: Auf Kurlands Haltung blickten damals Liv- und Eſthland erwartungsvoll hin; von Kurland hing es ab die Handlungsweiſe aller Oſtſeeprovinzen zu beſtimmen; in Kurlands Hand lag damals mittelbar das Schickſal ganz Weſtrußlands; hätte Kurland Miene gemacht ſich der polniſchen Bewegung anzuſchließen, ſo wäre Liv- und Eſthland ſicherlich nachgefolgt. Aber Kurland bewahrte unverbrüchlich ſeine Loyalität.

Ja, die Oſtſeeprovinzbewohner ſind loyal, loyal bis zum Uebermaß. Hätte loyal einen Superlativ, man müßte ihnen dieſen zugeſtehen. Sie ſind ſo loyal daß ſie es gar nicht bemerken wie Ruſſenthum und Slavismus über ſie hereinwogen, ſoviel ſie auch vom Feſthalten am deutſchen Elemente ſprechen. Denn ſonſt würden ſie beharrlicher auf den ihnen offen ſtehenden Wegen das kleinſte Titelchen ihrer Inſtitutionen vertheidigen. Sonſt würden ſie nicht nach ruſſiſchen Ehren für die Schwertritternachkommenſchaft geizen. Sonſt würden ſie nicht von huldvollen Verſicherungen und gnädigen Worten in ſicheren Schlummer gelullt werden. — Und vor allem muß es ausgeſprochen werden daß ihre Loyalität kein Product innerer Ueberzeugung iſt, ſondern der Effect einer leichtſinnigen Sorgloſigkeit, politiſcher Bequemlichkeit und ariſtokratiſcher Eitelkeit. Geblendet von den Erhebungen und dem Glanze Einzelner vergißt der baltiſche Adel das Unheil des Ganzen, die Bedrohung der Nationalität, das Bedrängniß des deutſchen Elementes. Man begnügt ſich damit uncenſirte Zeitungen des Auslandes zu leſen und unter genauen Freunden auf Rußlands ſlaviſtiſche Beſtrebungen hohnlächelnde Reden zu führen. Eine ſtille Schadenfreude bei den Nachrichten vom Mißlingen ruſſiſcher Plane iſt die ganze Reaction auf Rußlands energiſches Vorſchreiten gegen alles Nichtruſſiſche. Aber für alle eigenen ringsum bedrohten Verhältniſſe lernt man keinerlei Achtſamkeit aus allen Vorgängen des Oſtreiches. Nicht durch Rußland ſondern durch die eigene Kurzſichtigkeit, Sorgloſigkeit und Bequemlichkeit der Oſtſeeprovinzbewohner wird Verfaſſung, Deutſchheit, Lutherglaube verloren gehen. — Würde man aber ſolches einem Kur- oder Livländer ſagen, ſo wieſe er's mit der gewohnten Floskel der Indolenz zurück. Anſtatt nachhaltiger Gründe und unwiderleglicher Beweiſe würde er ſagen: „ich glaub's nicht."

Die Parſen Indiens und die Sendboten des Evangeliums.

Die große materielle und geiſtige Bewegung welche in der weſtlichen Welt eine neue Zeit gebären will und gebären wird, hat bereits den erſtarrten Orient auf mehreren Seiten ergriffen und einige ſeiner eiskalten Glieder zu einem längſt entwöhnten fieberhaften Leben aufgerüttelt. Kaum gibt es ein ruhigeres, friedlicher geſinntes Völklein auf Erden als die betriebſamen, dem Handel ergebenen Anhänger Zoroaſters. Und doch wurden auch ſie in dem letzten Jahrzehent unwillkürlich ſo tief in den Strudel der Zeit hineingeriſſen daß die beſorgteren Gemüther einen vollſtändigen Untergang der parſiſchen Religion und Nationalität verkünden. Der denkende Leſer wird wohl bei den wenig bekannten frühern Schickſalen der übriggebliebenen Parſen, welche uns das untergegangene Leben und Weben der alten medoperſiſchen Völkerfamilie, wenn auch in einem verblichenen Bilde vergegenwärtigen, mit Intereſſe verweilen. Die religiöſen Wirren und Streitigkeiten in welche das anziehende Völkchen gegen ſeinen Willen geſtürzt wurde, gehören zur Miſſions- und Kirchengeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts.

Ein kleiner Theil der Anbeter des Ormusd verläßt im Beginne des achten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung, um den Bedrängniſſen und der Sklaverei der grauſamen Muſelman zu entgehen, die angeſtammte Heimath, erſcheint an den Küſten Gudſcherat's und erfreut ſich einer günſtigen Aufnahme bei dem einſichtsvollen, menſchlich geſinnten Radſchah von Sanjan. Dürfen wir den Bericht über dieſe denkwürdige Begebenheit in einem parſiſchen Werke für eine Probe der Jahrbücher der Meder und Perſer halten — die ſpätern muſelmaniſchen Dichter und Annaliſten geben bloß, wie bekannt, eine wirre Maſſe halbmythiſcher Nachrichten — ſo iſt ihr Untergang der größte Verluſt, den die Geſchichte der Menſchheit ſeit dem Beginne der hiſtoriſchen Ueberlieferung erfahren hat. „O machet uns kund", ſo läßt der Daſtur Noſari den Radſchah von Sanjan ſprechen, „weſſen Glaubens ihr

Digitized by Google

ſeyd,*) dann ſoll euch ein Platz eingeräumt werden. Ihr müßt ferner, wollt ihr euch hier anſiedeln, eure Mutterſprache aufgeben und die Sprache von Hind erlernen. Eine dritte Bedingniß iſt die weibliche Tracht, ſie ſoll ſich nicht von der unſerer Frauen unterſcheiden. Viertens müßt ihr eure Rüſtungen und Schwerter ablegen und dürft ſie nimmermehr tragen. Fünftens muß, wird eine Heirath geſchloſſen, der Hochzeitszug des Nachts ſtattfinden. Fügt ihr euch dieſen Bedingungen, ſo ſoll meine Stadt zu eurer Aufnahme geöffnet ſeyn." Die Parſen hatten keine andere Wahl, ſie ließen ſich dieſe Vorſchläge gefallen. Hierauf nahm der Vorſtand aller Magier das Wort und ſprach in folgender Weiſe: „Horch, o weiſer Fürſt, auf das was ich dir von unſerem Glauben berichte. Fürchte dich nicht vor uns, wir werden niemanden ein Leid zufügen und in allen Hindu unſere Freunde ſehen, deine Feinde hingegen nach allen Winden zerſtreuen. Wir ſind, deß ſeyd verſichert, Anbeter des Jasden. Unſerer Religion wegen ſind wir vor den Ungläubigen entflohen; wir haben alle unſere Beſitzthümer aufgegeben, haben mancherlei Beſchwerden unterwegs erduldet; Haus und Hof, Hab und Gut, alles haben wir im Stiche gelaſſen. O glückſeliger Fürſt, wir ſind die armen Sprößlinge des Dſchemſchid. Wir verehren den Mond und die Sonne; überdieß ſtehen bei uns drei andere Dinge in hoher Achtung: die Kuh, das Waſſer und das Feuer. Alles was Gott in der Welt erſchaffen hat, genießt bei uns Verehrung. Dieſen Kuſti (Gürtel), beſtehend aus zweiundſiebzig Dräthen, binden wir um, fröhlichen Herzens. Unſere Frauen blicken während ihrer periodiſchen Reinigung nicht zur Sonne, zum Himmel oder zum Mond auf; auch dürfen ſie nicht dem Waſſer und Feuer nahe kommen, denn es ſind dieß Symbole der Reinheit. So lange die Periode dauert, müſſen ſie ſich aller dieſer Dinge enthalten, ſowohl bei Tage wie in der Finſterniß der Nacht; erſt wenn ſie ſich gereinigt haben, dürfen ſie den Blick wieder zum Feuer und zur Sonne emporrichten."

Drei Jahrhunderte lang, heißt es weiter, blieb der ganze Haufe der Ausgewanderten zu Sanjan. Jetzt zogen einige Coloniſten weiter gen Norden und ließen ſich in Cambay, Baroch und an einigen andern Orten nieder. Sie trieben, worauf die Fremdlinge des Landes immer angewieſen ſind, Handelsgeſchäfte und andere freie Gewerbe. Bald ſammelten ſie große Reichthümer und gelangten dadurch, wie immer geſchieht, zu Anſehen und Einfluß in der neuen Heimath. Sie blieben zu allen Zeiten den duldſamen, menſchlich geſinnten indiſchen Fürſten treue Unterthanen, und kämpften an ihrer Seite gegen die blutdürſtigen, glaubenstollen Muſelman. So namentlich bei dem Einfalle des Mahmud Schah von Gudſcherat (1507), Begarra**) oder die zwei Bergſchlöſſer zubenannt. Es hatte nämlich der Schah zwei Bergſchlöſſer ſeines Landes gebrochen, von welchen man glaubte ſie würden ſich gegen alle kriegeriſchen Anſtrengungen behaupten können. Das heilige Feuer welches die Auswanderer von Perſien mitgebracht und bis jetzt erhalten hatten, ward bei dieſer Gelegenheit in die Dſchongel von Waſanda geflüchtet, und als die Gefahr vorüber war, nach Noſari zurückgebracht.

Die Parſen Hindoſtans unterhielten immer einige Verbindung mit ihren in der Heimath zurückgebliebenen Glaubensgenoſſen, die ſich in Kerman und Jesd in ziemlicher Anzahl finden. Die Reichern der parſiſchen Gemeinde zu Surat ſchickten nicht ſelten Sendboten nach Perſien, um die auf Religion und Geſchichte ihres Volkes ſich beziehenden Werke mit großen Summen aufzukaufen; ſie ließen die angeſehenſten Geiſtlichen welche in drei Claſſen, in Hirbed, Mobed und Deſturs zerfallen, einladen und erfreuten ſich ihres erbaulichen Umgangs. Welche ergreifende Erinnerungen mochten nicht die Geſpräche über den ehemaligen Glanz des Perſerreiches und das harte Geſchick der treuen Diener Zoroaſters in den Herzen dieſer ehrwürdigen frommen Männer und Frauen emporgerufen haben! Lange Zeit blieben alle Anbeter Ormusd's in Perſien wie in Indien ein Herz und eine Seele, aber auch unter ihnen hat vor ungefähr einem Jahrhundert, wie dieß nicht ſelten geſchieht, über einen geringfügigen Gegenſtand eine Spaltung ſtattgefunden, die bereits auf ihre ganze Stellung nachtheilig rückwirkte und in Zukunft nicht weniger nachtheilige Folgen haben wird. Das gewöhnliche Jahr der Parſen beſteht nämlich ſeit den älteſten Zeiten aus 365 Tagen mit einem Schalttage im vierten, woran die in der Heimath zurückgebliebenen Diener Zoroaſters feſthielten und feſthalten. Die Parſen Hindoſtans haben dieſen Schalttag überſehen und behaupteten ſpäter, um ihr Verſehen zu beſchönigen, das Kirchenjahr dürfe niemals einen Tag einſchalten. Vor ungefähr hundert Jahren ging ein parſiſcher Tſcharigar oder Armbandmacher nach Kerman, lernte dort die richtige Zeitrechnung kennen und wußte nach ſeiner Rückkehr einen kleinen Theil ſeiner indiſchen Landsleute zu bereden ſich ihr zu fügen. Dieſe wurden nun ſpöttiſch die Tſcharigarier oder auch Kadimis, die Frühern genannt, weil ſie alle Feſttage 30 Tage früher feiern, während die Andern ſich den Ehrentitel Raſami, d. h. die Katholiſchen, die Allgemeinen beilegten, wofür wohl auch Scheherſai*) gebraucht wird — ein Name der ungefähr daſſelbe bedeutet. Dieſer chronologiſche Streit hat auch bereits in andern Dingen Zwieſpalt erzeugt; die beiden Parteien befolgen verſchiedene Grundſätze bei den religiöſen Ceremonien, bei dem Rechte und den geſelligen Pflichten, ſowohl der einzelnen Genoſſen wie der ganzen Gemeinde.

Man hat in frühern Zeiten die Anzahl der Parſen viel zu hoch angenommen. Noch im Jahre 1818 hat Hr. Pope, Ueberſetzer der ſogenannten Offenbarungen des Ardai Wiraf, ein Mann der lange mit dem Volke lebte und ſich ſeines Vertrauens im hohen Grade erfreute, uns berichtet, das urſprünglich kleine Häuflein der Auswanderer hätte ſich auf 150,000 Familien vermehrt.**) Dieß iſt, wie jetzt die amtlichen Zählungen lehren, ſehr übertrieben. Die Parſi im weſtlichen Indien, zu Bombay, Baroch, Surat und an einigen andern Orten belaufen ſich nicht höher als auf 50,000 Seelen; überdieß ſollen in der perſiſchen Provinz Kerman und in der Stadt Jesd an 20,000 leben, ſo daß jetzt der ganze reine Reſt des altperſiſchen Volkes ſich auf höchſtens 70 bis 80,000 Individuen belaufen mag. Ihr Einfluß den ſie ſich allenthalben durch ihr ſittliches Betragen und vernünftiges Verhalten, durch

*) Die Quelle iſt das Kiſſah-i-Senjân, von einem Daſtur Noſari verfaßt gegen das Jahr 1590 u. Z. Der perſiſche Text befindet ſich in dem unten angeführten Werke Wilſons S. 211.

**) Begara bei Wilſon (The Parsi Religion as contained in the Zand-Avasta, and propounded and defended by the Zoroastrians of India and Persia, unfolded, refuted and contrasted with Christianity. By John Wilson, Bombay 1843) S. 580 iſt wohl bloß ein Druckfehler, deren mehrere ſich im Werke finden, weil der Verfaſſer nicht in Indien war als ſein Werk durch die Preſſe ging. Die Bedeutung des Beinamens Begarra gibt Dſchemaleddin Huſain, angeführt von Feriſhta, History of India, translated by Briggs, IV, 54. 78. Die reiſenden Europäer erzählen allerlei Abenteuerlichkeiten von dieſem Fürſten Gudſcherats, er ernähre ſich von Gift, ſein Athem ſey deßhalb tödtlich u. ſ. w. Ramusio I, 187. 296.

*) Scheherſai heißt wörtlich Stadtſitte; dieſer Name ward vor wenigen Jahren von Einigen ohne allen Grund in Schahinſchahi, fürſtliche Zeitrechnung verwandelt, worüber ein neuer Zwiſt entſtand, weil ein Theil der Raſami dieſer Neuerung widerſprach.

**) The Ardai Viraf Nameh, with notes and illustrations by J. A. Pope. London, 1818. p. 118. Ardai war nach Firduſi ein Zeitgenoſſe des Gründers der Saſſanidendynaſtie und blühte von 200—240 u. Z.

Digitized by Google

ihren Reichthum und ihre Wohlthätigkeit, durch ihre, ich möchte ſagen europäiſche Betriebſamkeit und Annäherung zu den weſtlichen Künſten und Wiſſenſchaften erworben haben, iſt aber bei weitem bedeutender als man nach ihrer geringen Zahl ſchließen könnte. Aber gerade dieſe induſtriellen und geiſtigen Beſtrebungen haben bei dem Volke die gewaltige religiöſe Gährung hervorgerufen, über welche die Altgläubigen ſeufzen. Eine zufällige ganz unſchuldige Urſache hat, wie dieß nicht ſelten geſchieht, den bereits ſeit einigen Jahrzehnten im Innern gährenden Krankheitsſtoff nach außen getrieben.

Ardeſchir, der Sohn des Babek, Gründer des neuperſiſchen Reiches, erhob die Religion des Zoroaſter von dem tiefen Verfalle, zu welchem ſie während der langen Regierung der Parther herabgeſunken war. Seine Nachfolger gingen fort auf der ihnen vorgezeichneten politiſch-religiöſen Bahn, und geriethen bald mit dem Chriſtenthume welches im dritten und vierten Jahrhundert auch in Perſien und den benachbarten, den Saſſaniden unterworfenen Ländern, namentlich in Armenien ſich eines zahlreichen Anhanges erfreute, in Conflict. Die chriſtlichen Armenier, deren Litteratur bis zum vierten Jahrhundert hinaufreicht, haben uns dieſe Religionskriege in ausführlichen Werken beſchrieben; eines dieſer Werke welches die Kämpfe der Chriſten gegen die Parſen um die Mitte des fünften Jahrhunderts erzählt — ſein Verfaſſer iſt ein gleichzeitiger Biſchof Eliſä — ward vor längerer Zeit von Profeſſor Neumann in München ins Engliſche überſetzt und mit zahlreichen Erläuterungen verſehen. Es finden ſich unter der geiſtlichen Rednerei des haikaniſchen Annaliſten, ſelbſt in der verſtümmelten Ausgabe der Mechitariſten auf St. Lazaro, mehrere lehrreiche Angaben über die Glaubensmeinungen der Parſen, und ſogar einige vollſtändige Actenſtücke von bedeutendem Werthe. Eliſä erzählt uns unter andern daß es ſechſerlei Lehren oder Stufen in der Lehre der Magier gäbe; er theilt uns das zoroaſtriſche Religionsedict des Markgrafen Mihr-Nerſeh mit und die Antwort der auf einer Synode verſammelten haikaniſchen Biſchöfe, in welcher ſie mit einſichtigem Freimuth die Lehren des Parſismus bekämpfen. Für den ſchottiſchen Miſſionär Wilſon, der zugleich Präſident iſt der aſiatiſchen Geſellſchaft zu Bombay, war dieß natürlich eine frohe Botſchaft; er ließ alsbald in dem öſtlichen chriſtlichen Zuſchauer (Oriental Christian Spectator, Julius und Auguſt 1831) eine ausführliche Beurtheilung des armeniſchen Werkes und der Leiſtungen des deutſchen Ueberſetzers einrücken; er zog die ſchlagendſten Stellen der chriſtlichen Denkſchrift aus, und knüpfte an dieſe Polemik des fünften Jahrhunderts eine Darſtellung der zoroaſtriſchen Religion, welche die gelehrten Parſen in Indien mit Recht für eine beleidigende Herausforderung anſahen. Ein parſiſcher Buchdrucker Mobed Darabji trat zuerſt als Kämpe auf für Ormusd und Ahriman; er gründete zu dieſem Endzwecke eine neue Zeitſchrift und erklärte, in ſeiner Officin würden alle Werke der Parſen, die für ihren Glauben und ihren Propheten kämpfen, mit Freuden angenommen und unentgeltlich gedruckt werden. Darabji war von der Wahrheit ſeines Glaubens in dem Grade überzeugt daß er hinzufügte, bei ihm würden mit eben ſolcher Bereitwilligkeit auch die Werke der Gegner veröffentlicht werden; denn ihm ſey bloß darum zu thun dieſen wichtigen Gegenſtand durch eine ruhige Unterſuchung zu einem Ziele zu bringen. Und Mobed Darabji hat, wie uns Wilſon ſelbſt erzählt, Wort gehalten. Es blieb natürlich nicht bei dem einen Journale und der gemäßigten Sprache des edeln Mobed oder Magierhauptes. Handelte es ſich doch darum das Daſeyn Zoroaſters, die Aechtheit und Göttlichkeit der unter ſeinem Namen vorhandenen Bücher zu beweiſen, und alle ihre dogmatiſchen und moraliſchen Vorſchriften mit den Kenntniſſen und der Einſicht des neunzehnten Jahrhunderts in Einklang zu bringen! Zu dieſem Endzwecke erſchienen nun nicht bloß eine Anzahl Aufſätze in den vorhandenen Zeitungen und Journalen der weſtlichen Halbinſel Hindoſtans, es wurden auch einige neue gegründet, und in der letzten Zeit ſind ſogar mehrere ſelbſtändige, den ganzen Parſismus umfaſſende und gegen die Angriffe des Sendboten in Schutz nehmende Werke theils in den einheimiſchen Sprachen, theils im Engliſchen ausgegeben worden. Es ſind dieß folgende in Europa höchſt ſeltene Schriften:

1) „Die Lehre Zoroaſters in der Sprache Gudſcherats, zum Unterrichte der parſiſchen Jugend; zugleich eine Erwiederung auf Dr. Wilſon's Vorleſung über das Wendidad; von einem parſiſchen Prieſter. Bombay 1840. 268 S. in 4." Der Verfaſſer, ein in Bombay wohlbekannter Munſchi Namens Doſabhai Sohrabdſchi, hat es ſich in dieſem Werke zur Aufgabe geſetzt zu beweiſen daß der parſiſche Ahriman oder das böſe Princip nur eine Allegorie, eine Perſonification der im Menſchen liegenden böſen Eigenſchaften ſey. Dieſer Beweis ſey jedoch, wie Wilſon verſichert, mißlungen; auch habe ſich die parſiſche Prieſterſchaft ſelbſt größtentheils gegen die Meinungen des Verfaſſers erklärt.

2) „Das Buch Modſchaſſat-i-Zertuſcht, das iſt die unzweifelhaften Wunder Zoroaſters, vollſtändig vom Anfange bis zum Ende, mit einer Darſtellung des zoroaſtriſchen Glaubens, verfaßt von dem Daſtur Edaldſchi Darabſchi Ruſtemdſchi Sanjana; im Jahr des Jasdedſcherd 1209, 1840 nach Chriſti Geburt. 127 S. in 4." Der Verfaſſer iſt Oberprieſter der Raſami und ſteht im Geruche der Heiligkeit; denn er hat viele Jahre lang in ſtrengſter Abgeſchloſſenheit bei dem Hauptfeuertempel gelebt. Das Werk wurde, wie verſichert wird, auf den Wunſch des bekannten reichen Parſi-Kaufmanns Dſchemſidſchih Dſchidſchibhoy, den die Königin von England vor einigen Jahren in den Ritterſtand erhoben hat, geſchrieben, und auf deſſen Koſten herausgegeben. Es enthält eine vollſtändige Darlegung der Grundſätze Zoroaſters vom orthodoxen Standpunkte aus, und wird wegen der hohen Stellung des Verfaſſers von vielen als Autorität betrachtet.

3) Das dritte Werk, ein Duodezband von 347 Seiten, hat zwei Titel, wovon der zweite, zum Theil in dem Bild einer ſtrahlenden Sonne eingeſchloſſene, ſo lautet: „Das Nirang-ha des Kelem Kes: eine endloſe Anzahl von Fragen, in der Durbin-Zeitung mit der Unterſchrift „Kelem Kes" an Dr. Wilſon geſtellt, werden hier geſammelt und bekannt gemacht." Nach den Angaben Wilſon's haben ſelbſt mehrere angeſehene Parſen zu Bombay dieſe Schrift als ein Product der Unwiſſenheit und Dummheit erklärt, und jede Verantwortlichkeit für die darin aufgeſtellten Sätze von ſich abgelehnt.

4) „Ein Führer für diejenigen welche vom Wege abgekommen ſind, das iſt eine Widerlegung der von Dr. Wilſon über das Wendidad Sade der Parſen gehaltenen Vorleſungen, von Aſpendiardſchi Fremdſchi. 1841." Dieſes Werk verdankt, wie der Verfaſſer ſelbſt berichtet, ſein Entſtehen „der ausdrücklichen Aufforderung des Schet Dſchidſchibhoy Dedebhoy, eines der hervorragendſten Gönner und Beſchützer der Mazdayaſni-Religion *). Wilſon beſchuldigt den Verfaſſer vieler Verdrehungen und irrthümlicher Auffaſſungen ſeiner Vorträge

*) Das Wort Mazdayaſni, wie ſich die Parſen gewöhnlich nennen, bedeutet Anbeter des Mazdao oder des Ormusd.

Digitized by Google

über das Wendidad; Stellen aus dem Zend-Aveſta ſeyen zwar zahlreich citirt, jedoch deren Ueberſetzung und Erklärung noch ungenauer als bei Anquetil du Perron.

Es iſt hier natürlich der Ort nicht auf gelehrte Unterſuchungen einzugehen. Für unſern Zweck genügen einige Thatſachen und allgemeine Bemerkungen zur Charakteriſirung des denkwürdigen Streites zwiſchen den Parſen und den proteſtantiſchen Sendboten. Die Diener des großen Gottes, Ormusd, zeigen ſich hier wie allenthalben als das am weiteſten vorgeſchrittene Volk des Morgenlandes. Wer würde wohl glauben, wenn die Streitſchriften es nicht ſelbſt beurkundeten, daß die Parſen nicht bloß ein genaues Studium der heiligen Schrift gemacht haben, ſondern daß ſie die theologiſche Litteratur und namentlich die Werke der Gegner des Chriſtenthums genau kennen, und ihre Argumente wider die Sendboten gebrauchen? Sie berufen ſich ausdrücklich auf Voltaire, Gibbon und Rouſſeau, und auch ohne dieß hätte die ſpöttiſche, höhniſche Weiſe einiger Aufſätze deutliches Zeugniß von der Schule gegeben in welcher ſie erzogen wurden. „Sie ſagen uns“, ſchreibt der Eine, „das Buch der Chriſten enthalte die Befehle Gottes. Wohlan, wir halten ſeinen Inhalt für eine Fabel. Ich bin ebenſo gut im Stande die Fehler in euren Schriften nachzuweiſen als ihr in den unſerigen, was mich übrigens gar nicht beleidigt; denn die religiöſen Vorſchriften müſſen mit der Vernunft verglichen werden, was dieſer entſpricht ſoll beibehalten, was ihr hingegen widerſpricht ſoll abgeſchafft werden. Das iſt meine Weiſe. Ich behaupte nicht, wie Sie thun, daß meine Religion allein heilig iſt. Man findet es im Gegentheile natürlich daß die Menſchen in jungen Jahren alles annehmen was ihnen ihre Aeltern, Lehrer und Ammen erzählen; daß ſie aber zu Männern herangereiſt immer noch ſo einſichtslos ſind wie Kinder, das iſt uns in der That unerklärbar, wunderbar.“ „Und warum“, fragt ein Anderer, „reiſen denn die Miſſionäre tauſende von Meilen, um die Parſen zu Chriſten zu machen? Möchten ſie doch lieber zu Hauſe in Amerika und Schottland bleiben, wo ſie in der That genug zu thun hätten eine große Anzahl ihres Volkes zu Proteſtanten zu machen.“ „Es fehlt dieſen Leuten“, ſagt ein Dritter, „wenn ſie von unſerer Religion ſprechen, an den nöthigen Kenntniſſen. So ſollte z. B. der öſtliche chriſtliche Zuſchauer wiſſen daß das Bundehesch*) nicht zu unſern Religionsſchriften gehört. Was in dieſem Buche ſteht, iſt ganz falſch und hat mit unſerem Glauben nichts zu thun. Es ward dieſes Werk wahrſcheinlich erſt tauſend Jahre nach dem heiligen Propheten Zertuſcht von einem Feinde unſerer Religion verfaßt“, — eine Anſicht die der Schreiber dann durch eine ausführliche Darlegung ſeines lächerlichen irreligiöſen Inhaltes zu beweiſen ſucht. „Die Jünger Chriſti“, ruft ein Vierter aus, „waren Fiſchersleute wie unſere Kuli; ſie konnten wahrſcheinlich weder leſen noch ſchreiben. Wer hat denn dieſes Fabelbuch (book of tales) zuſammengeſchrieben? Jeſus ſelbſt hat ja, wie die Chriſten ſelbſt bekennen, gar nichts Schriftliches hinterlaſſen. Man muß ſich nur über die erſtaunliche Unwiſſenheit dieſer Leute wundern, die ihn Gottesſohn nennen; ſchlagt euer Evangelium nach und ihr werdet finden daß er ſich Menſchenſohn nennt! Doch zu etwas anderem. Ich frage euch, ihr Herren Sendlinge, wie viele Chriſten habt ihr denn in dieſen langen Jahren durch eure Predigten auf den Straßen und in den Gäßchen gemacht? Ich ſage euch, das iſt nicht der rechte Weg die Religion zu verherrlichen, es iſt Niederträchtigkeit. Möget ihr zuerſt alle Verſchiedenheit unter den Chriſten ausgleichen, dann könnt ihr es verſuchen andere zu bekehren. Sagt mir doch, welches Chriſtenthum iſt das beſte, das katholiſche, das proteſtantiſche, das lutheriſche, calviniſtiſche, jakobitiſche oder eine der andern zahlloſen Confeſſionen und Secten, in welche ihr zerriſſen ſeyd“ *)?

Hr. Wilſon ließ ſich durch dieſe und andere noch bei weitem heftigere Ausfälle und Angriffe nicht abſchrecken; er verfolgte im Gegentheile den begonnenen Streit mit allem Ernſte eines tüchtigen Mannes und eifrigen Chriſten. Damit ferner jeder Vorwurf der Unwiſſenheit unmöglich werde, ſtudirte er die Schriften Zoroaſters in der Urſprache des Zend; er richtete dann ſeine Angriffe gegen die Hauptſchrift des erhaltenen Zendaveſta, das Wendidad, und ſetzte die zahlreichen Irrthümer dieſes Werkes in theologiſcher wie in moraliſcher Beziehung in eigenen öffentlichen Vorleſungen auseinander, die zugleich dem Drucke übergeben wurden. Durch dieſes Verfahren trieb der Sendbote ſeine Gegner auf ein Feld das im Oſten ſelten angebaut wird; die Parſen mußten ſich auf eine kritiſch-philologiſche, wiſſenſchaftliche Erklärung ihrer heiligen Schriften einlaſſen, um ſie gegen die Anfeindungen des Chriſten zu vertheidigen. Die gelehrten Arbeiten der Parſen welche dadurch hervorgerufen und im Vorhergehenden aufgezählt wurden, haben unſere Kenntniß der medoperſiſchen Religion und der Culturzuſtände des Volkes vielfach gefördert. Man konnte, offen geſtanden, der Polemik des Hrn. Wilſon, ſo ſehr er auch ſich zu halten und zu mäßigen verſteht, im Ganzen keinen Geſchmack abgewinnen. Wilſon beleuchtet den Parſismus vom Standpunkte der europäiſchen Wiſſenſchaft des neunzehnten Jahrhunderts, oder richtiger von dem wiſſenſchaftlichen Standpunkte wie er ſich in dem Geiſte des Miſſionärs abſpiegelt, und findet natürlich die Lehren Zoroaſters mangelhaft, widerſinnig und lächerlich; ſeine Erklärungsweiſe die, ungeachtet des Widerſpruches der denkenden Parſen, alle Sprüche des Aveſta in wörtlichem Sinne nimmt, leiſtet ihm hiebei treffliche Dienſte. Denn gleichwie der gläubige Geſchichtſchreiber des Chriſtenthums, um es mit den Worten Neander's zu ſagen, von denjenigen Vorausſetzungen ausgeht, auf welchen das Daſeyn des Chriſten als Chriſten, das Daſeyn der chriſtlichen Kirche, das Weſen des chriſtlichen Bewußtſeyns beruht, ſo wird auch der gläubige Geſchichtſchreiber und Vertheidiger der Offenbarungen Zoroaſters von denjenigen Vorausſetzungen ausgehen, auf welchen das Daſeyn des Mazdayasna, das Daſeyn der zoroaſtriſchen Gemeinſchaft und des zoroaſtriſchen Bewußtſeyns beruht. Beide Gläubige ſtehen in ewigem unauflösbarem Widerſpruche mit demjenigen welcher von gar keinen Vorausſetzungen ausgeht, ſondern nur dasjenige für wahr erachtet was er in und an der Natur der Dinge begreift. Es ſind dieß Radien die vermöge ihres Princips in entgegengeſetzte Richtungen

*) Es iſt in dieſem Werk vorzüglich vom Urſprung der Welt und ihrer Eintheilung die Rede; der Titel bedeutet nach Anquetil die Wurzel iſt ertheilt oder das vom Urbeginne Geſchaffene, was ſicherlich nicht ganz richtig iſt. Das Armeniſche gibt hier wie in andern auf perſiſche Religion bezüglichen Gegenſtänden ſichern Aufſchluß. Bundechrag heißt in der Sprache der Halb Naturunterricht. Ueber alle mit dem Bundehesch zuſammenhängenden Fragen wird uns wohl Hr. Prof. Joſeph Müller in ſeinen fortgeſetzten Unterſuchungen über dieſes Werk, wovon bereits die erſte Abtheilung erſchienen iſt, gründlich belehren. Der Parſe glaubte gewiß ſeiner Religion einen großen Dienſt zu erweiſen, wenn er die Unächtheit des Bundehesch bewieſe. Siehe da ward ihm von einem Glaubensgenoſſen gezeigt, daß in den andern Religionsſchriften ähnliche Albernheiten vorkommen, er alſo, folgerichtig gehandelt, auch dieſe verwerfen müßte. Es iſt dieß ein Fingerzeig für jene Katholiken welche ſich der zerſetzenden Kritik des Dr. Strauß deßhalb erfreuten, weil nun uns Proteſtanten das einzige Fundament, die heilige Schrift, wo nicht ganz entrückt doch ſtark erſchüttert wäre. Wo bliebe aber in dieſem Falle: Du biſt Petrus u. ſ. w.? Man ſieht in welche Irrſale man geräth wenn es an adäquaten Begriffen fehlt, wie Spinoza ſagen würde.

*) Um jeder Mißdeutung vorzubeugen, wird ausdrücklich bemerkt daß dieſe Einwürfe aus dem angeführten Werke des Miſſionärs wörtlich überſetzt wurden. Man findet hier ſelbſt noch viele ſtärkere Stellen.

Digitized by Google

auslaufen und ſich, je weiter ſie gehen, deſto weiter von einander entfernen. Man begreift wohl wie eine Polemik, die von ſolch einem entgegengeſetzten Standpunkte geführt wird, unmöglich zu einem Ziele, zu einer Verſtändigung führen konnte. Im Gegentheile, es ſteigt die Erbitterung von beiden Seiten. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Miſſionäre es ſind welche — um ein mildes Wort zu brauchen — durch ihren unbeſonnenen Eifer den wiſſenſchaftlichen Streit in ein gehäſſiges Gezänke verwandelt haben. Man ſcheute ſich nicht das Vertrauen der Aeltern zu hintergehen; man ſcheute ſich nicht unmündige Kinder, welche um in den europäiſchen Wiſſenſchaften Unterricht zu erhalten in die Miſſionsſchulen geſchickt wurden, zum Chriſtenthum zu bekehren. Vergebens klagten die armen Aeltern vor dem engliſchen Gerichte zu Bombay, um ihre Söhne wiederzuerhalten. Es geſtattete die Behörde den Neubekehrten hinzugehen wo ſie wollen. Dieſe mochten natürlich nicht mehr in das heidniſche väterliche Haus zurückkehren, und hielten ſich zu ihren Vätern in Chriſto. Auch die in vielen Beziehungen merkwürdige Denkſchrift der Parſen Bombay's an die Centralregierung zu Calcutta iſt erfolglos geblieben. „Wir haben", ſagen ſie unter andern darin, „der Aufforderung in Betreff der Erziehung die uns geworden, mit Hand und Herz Genüge geleiſtet. Aber dieſe Erziehung iſt bloß ein Deckmantel; in Wahrheit handelt es ſich um die Bekehrung der Eingebornen, und deßhalb werden allenthalben ſo viele Miſſionsſchulen errichtet. Die armen unwiſſenden Leute welche ihre Kinder dahingeben, ſind angelogen und betrogen." Man entgegne nicht, wer treibt euch denn eure Kinder in die chriſtlichen Schulen zu ſenden? Die Parſen, Hindu und Muſelman in Indien werden durch die Verhältniſſe, durch ein unumgängliches Geſchick dazu gezwungen. Einige Kenntniß der engliſchen Sprache und der europäiſchen Wiſſenſchaften wird mit jedem Jahre nothwendiger; nur dadurch findet man Gnade in den Augen der Gebieter; nur dadurch kann man einfluß- und gewinnreiche Stellen erlangen. Dieſe Kenntniſſe kann man aber nur in den beinahe durchgängig von Miſſionären geleiteten Schulen erwerben. Man beginnt dieſen Mißſtand zu fühlen, und deßhalb ſetzen es ſich jetzt mehrere reiche an der Weiſe ihrer Väter feſthaltende Männer zur Aufgabe, eine Anzahl einheimiſcher Jünglinge nach Europa zu ſenden, die hier eine wiſſenſchaftliche Erziehung erlangen ſollen, um in ſpätern Jahren als Lehrer und Bildner des eigenen Volkes aufzutreten. Ich zweifle daran daß die Beförderer dieſes Planes, geſetzt auch ſie brächten ihn zur Ausführung, ihr Ziel erreichen. Die europäiſchen Wiſſenſchaften und Künſte, die Sitten und Gebräuche der weſtlichen Völker ſtehen, wie die Erfahrung lehrt, in ſo inniger Verbindung mit dem Chriſtenthume daß es beinahe unmöglich ſcheint, es könne ein Volk ſich dieſe und jene aneignen, ohne ſich auch zu gleicher Zeit mit der Lehre des Heils zu befreunden. Hält es doch ſchon bei einzelnen Individuen, wie wir in Europa an den Juden ſehen, ſehr ſchwer daß ſie die europäiſche Bildung ganz und gar in ſich aufnähmen, ohne ſich früher oder ſpäter zum Chriſtenthume, in einer oder der andern Form, zu bekennen. Die verſchiedene politiſche Stellung trägt freilich, wie jeder weiß, viel hiezu bei; dieß wird aber in einem gewiſſen Grade immer ſo bleiben, wenn auch nach dem Buchſtaben des Geſetzes alle Religionen mit gleichen Rechten begnadigt werden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Monatblätter

zur Ergänzung

der

Allgemeinen Zeitung.

1845.

November.

Im Verlage und unter Verantwortlichkeit

der

J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Die Quellen zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges und die neueſten Bearbeitungen desſelben. (Erſter Artikel.)	495
Zehn Jahre in der Theologie. (Dritter Artikel.)	502
Reiſeſkizzen aus Spanien. (Zweite Folge.)	519
Erinnerungen an Benzel-Sternau. Von Heinrich König	536
Die naturwiſſenſchaftlichen Anſtalten Frankreichs. (1. Die Akademie der Wiſſenſchaften).	545

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Quellen zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges

und

die neueſten Bearbeitungen deſſelben.

Erſter Artikel.

Das Gefühl von der Wichtigkeit des furchtbaren Bürgerkriegs, der von 1618 bis 1648 in Deutſchland tobte, hat noch während deſſelben einzelne Gelehrte und Geſchäftsmänner vermocht, das, was vor ihren Augen vorging, zu beſchreiben. Den erſten Verſuch einer ausführlichen Schilderung jener Epoche verdanken wir einem Sammelwerk, das den Titel Theatrum Europæum führt und in 21 Folianten die Weltbegebenheiten vom Jahre 1617 bis 1718 erzählt. Der erſte Band des Theatrum Europæum erſchien zu Frankfurt 1635, alſo dreizehn Jahre vor Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens, der ſechste reicht bis 1649. Obgleich formlos und weitſchweifig, hat dieſes Werk an dem mehrere namhafte Gelehrte jener Zeit, wie J. Ph. Abelinus, H. Oräus, zwei Lotichius arbeiteten, einen bleibenden Werth, indem die Verfaſſer ehrlich und ohne ſichtliche Leidenſchaft ſagten was ſie wußten. Als Quelle dienten ihnen theils die Ausſagen von Augenzeugen, theils Flugblätter welche damals zu Tauſenden gedruckt wurden und die Stelle jetziger Zeitungen vertraten. Von Proteſtanten geſchrieben, nimmt das Theatrum Europæum bis 1635 Partei für die lutheriſche Sache, vom Prager Frieden an hält es zum Kaiſer; ſeinen proteſtantiſchen Standpunkt verräth es ſchon äußerlich dadurch, daß es dem alten Julianiſchen Kalender folgt, welcher von dem jetzt allgemein im lateiniſch-germaniſchen Europa angenommenen Gregorianiſchen ſich im 17ten Jahrhundert dadurch unterſchied, daß er um zehn Tage hinter der wahren aſtronomiſchen Zeit zurückblieb.

Fünf Jahre nach dem Erſcheinen des erſten Bandes vom Theatrum Europæum begann der öſterreichiſche Graf Khevenhiller ſeine Annalen des Kaiſers Ferdinand II zu veröffentlichen, die in 12 Bänden vom Jahre 1578 bis 1637 reichen. Khevenhiller (geboren 1589, geſtorben 1650) der unter drei deutſchen Kaiſern (Matthias, Ferdinand II und III) hohe Staatsämter bekleidete und zu den wichtigſten Geſandtſchaften gebraucht wurde, war in die Geheimniſſe des dreißigjährigen Krieges eingeweiht. Hätte er mit der Sprache offen herausgehen wollen, ſo wären den neueren Geſchichtſchreibern viele mühſame Nachforſchungen im Staube der Archive erſpart worden. Aber eine ſolche Offenheit war damals deutſchen Geſchäftsmännern ſo wenig geſtattet als jetzt. Der öſterreichiſche Graf lüftet allerdings manchmal den Schleier vor dem Bilde der deutſchen Iſis, aber er thut dieß ſo vorſichtig, daß ſeine Winke nur von denen verſtanden werden, deren Augen durch anderweitige Nachrichten aus geheimen Quellen geſchärft ſind. Eigenthümlich iſt er nur in Darſtellung ſeiner Geſandtſchaften und einiger andern wichtigen Begebenheiten, ſonſt ſchreibt er das Theatrum Europæum ſo wörtlich aus, daß er, obgleich Katholik, ſelbſt den alten Kalender gebraucht. Die erſte Auflage der Annales Ferdinandei erſchien zu Wien und Regensburg von 1640 bis 1646, kam aber nicht in den Buchhandel, weßhalb das Werk unter die größten Seltenheiten gezählt wurde, bis Weidmann zu Leipzig in den Jahren 1721—26 einen Allen zugänglichen, aber ſehr nachläſſigen Abdruck beſorgte.

Die dritte Stelle unter den älteren Geſchichtſchreibern des dreißigjährigen Krieges nimmt Bogislav Philipp Chemniz ein. Ein Sohn des Kanzlers der Univerſität Roſtock, Martin Chemniz, wurde er 1605 zu Stettin geboren, trat nach Vollendung ſeiner Studien erſt in holländiſche, dann in ſchwediſche Kriegsdienſte und ſtieg in letzteren zum Hauptmann. Seitdem verwandte ihn Guſtav Adolfs Tochter Chriſtina und der Reichskanzler Axel Oxenſtierna zu diplomatiſchen Geſchäften. Chriſtina erhob ihn in den Adelſtand und ernannte ihn zum Geſchichtſchreiber Schwedens, mit der Verpflichtung den deutſchen Krieg von 1630 bis 1648 zu ſchildern. Wie dieß gemeint war erhellt aus folgender, von dem berühmten Geijer zu Upſala aus den Protocollen des ſchwediſchen Reichstags mitgetheilten Nachricht: „Im Jahre 1642 ward Chemniz der Auftrag ertheilt, die Actenſtücke, welche während des deutſchen Krieges ausgegangen, nach den Warnungen des Reichskanzlers zu berichtigen.“ Chemniz ſollte, wie man ſieht, nicht ſowohl eine wahre als eine den ſchwediſchen Staatszwecken dienliche Geſchichte des Krieges dem deutſchen Volke auftiſchen. Der Sohn des Roſtocker Profeſſors wußte ſich in der That vortrefflich in die ihm angewieſene Rolle zu finden. Chemniz hauptſächlich iſt es, der vom Charakter Guſtav Adolfs jenes bis heute noch beliebte Bild in Umlauf ſetzte, nach welchem der Schwedenkönig als ein Mittelding zwiſchen einem Helden und einem lutheriſchen Heiligen, Pfarrer oder gar Studenten erſcheint. Man muß daher das Werk des Deutſchſchweden mit Vorſicht benützen, doch enthält es viele brauchbare Nachrichten, die man bei den andern Schriftſtellern vergeblich ſucht. Chemniz beſchrieb den ganzen ſchwediſch-deutſchen Krieg von 1630—1648 in ſechs Abtheilungen; indeß ſind nur die zwei erſten derſelben gedruckt, die erſte zu Stettin 1648, die zweite zu Stockholm 1653, die übrigen liegen handſchriftlich in einer Bibliothek Schwedens.

Neben dieſen drei umfaſſenden Werken ſind noch einige kleinere anzuführen, die gleichfalls im Laufe des Kriegs erſchienen. Im

Digitized by Google

Jahre 1634 veröffentlichte Friedrich Spanhemius, damals Profeſſor in Genf, unter dem Titel: Soldat suédois, ſeine Geſchichte der kriegeriſchen Thaten Guſtav Adolfs während der Jahre 1630—1632, oder von der Landung des Schwedenkönigs auf deutſchem Boden bis zu ſeinem Tode in der Schlacht bei Lützen. Als eifriger Reformirter ſchreibt der Genfer zu Gunſten der Proteſtanten; ſeine Darſtellung iſt belebt, oft allzu rhetoriſch, und erinnert an den Styl napoleoniſcher Bülletins. Da der Verfaſſer von der ſchwediſchen Diplomatie unterſtützt war, verdankt man ihm manche ſonſt unbekannte Züge. Von nicht geringerem Werthe als die ebengenannte Arbeit ſind die Werke zweier Italiener, Gualdo Priorato und Burgus.

Gualdo Priorato, aus einer alten gräflichen Familie zu Vicenza 1608 geboren, griff ſchon im 15ten Lebensjahre zu den Waffen. Zuerſt diente er unter Moriz von Oranien in den Niederlanden, ſpäter unter dem Grafen von Mansfeld, mit dem er auch nach England reiſte. Nachdem Wallenſtein zum zweitenmal den Befehl der kaiſerlichen Heere übernommen hatte, trat Gualdo unter Friedlands Fahnen, verließ jedoch bald nach des Herzogs Tode wieder den kaiſerlichen Dienſt. Im Jahre 1642 erſchien zum erſtenmal in Genf ſeine Geſchichte der Kriege Ferdinands II und III gegen Guſtav Adolf und die Schweden; etwas ſpäter eine kurze Biographie Wallenſteins. Beide urſprünglich italieniſch geſchriebene Werke wurden noch im Laufe des 17ten Jahrhunderts ins Franzöſiſche, zum Theil auch ins Lateiniſche überſetzt. Gualdo war ein feiner Kopf und hat den Charakter des Kriegs, ſo wie der einflußreichſten Parteihäupter glücklich aufgefaßt, im Einzelnen aber begeht er, weil er häufig aus dem Gedächtniſſe ſchreibt, viele Verſtöße, weßhalb man ſeine Angaben ſtets mit den Berichten anderer Quellen vergleichen muß. Der Genueſe Peter Baptiſta Borgo (in lateiniſcher Faſſung Burgus), geboren um den Anfang des 17ten Jahrhunderts, focht unter Guſtav Adolf in Deutſchland und ſchrieb ein Jahr nach des Königs Tode (1633) in lateiniſcher Sprache Denkwürdigkeiten über den ſchwediſchen Krieg (commentarii de bello suecico), die in den folgenden Jahren unter dem Titel: Mars sueco-germanicus mehrmals nachgedruckt wurden. Das Buch iſt klein an Umfang, enthält aber ſehr gute Nachrichten und gehört zu den beſten Quellen. Andere gleichzeitige Arbeiten von minderer Bedeutung übergehen wir, müſſen aber noch einer Sammlung gedenken, die, obgleich kein eigentliches Geſchichtsbuch, für den Forſcher unentbehrlich iſt. Seit 1629 ſtellte der Frankfurter Juriſt Michel Caspar Lundorp unter dem Titel: Acta publica alle ihm zugänglichen, während des deutſchen Krieges ausgegangenen Actenſtücke, Urkunden, Staatsbriefe zuſammen. Das Werk wurde wegen ſeiner anerkannten Brauchbarkeit öfters nachgedruckt, erweitert, fortgeſetzt.

Gegen das Jahr 1670 kann man das Geſchlecht Derer, welche den dreißigjährigen Krieg ſelbſt mit anſahen und eine Rolle in demſelben ſpielten, als ausgeſtorben betrachten. Nunmehr begann die gelehrte Bearbeitung des Kriegs. Auf der Gränzmarke beider Perioden ſteht Samuel Puffendorf, der, geboren 1632, ſeit 1670 als Profeſſor an der neuerrichteten ſchwediſchen Akademie zu Lund angeſtellt, in lateiniſcher Sprache 1686 die Geſchichte des ſchwediſchen Staates von Guſtav Adolfs Zug nach Deutſchland bis zur Abdankung der Königin Chriſtine herausgab. Puffendorf erfuhr durch ſeine Bekanntſchaften in Stockholm manche Geheimniſſe, welche andern weniger Begünſtigten verborgen blieben, weßhalb ſein Buch einen bleibenden Werth hat. Aber eine wahre Geſchichte hat er nicht geliefert, noch wollte er ſie liefern. Dieſer deutſche Profeſſor huldigte, wie ſo viele ſeiner Standesgenoſſen, dem Grundſatze: „Weß Brod ich eß, deß Lied ich ſing'." Er brauchte die hiſtoriſche Feder als Milchkuh um ſeine Bahn im Staatsdienſte zu machen. Auch iſt ihm, was er beabſichtigte, gelungen. Im nämlichen Jahre, da das obengenannte Werk zu Utrecht ans Licht trat, wurde er von Lund nach Stockholm berufen und zum königlichen Rath, auch Hiſtoriographus des Reichs mit bedeutender Gehaltsaufbeſſerung befördert: eine Auszeichnung welcher etliche Jahre ſpäter die Erhebung in den Freiherrenſtand folgte. Man erſieht an dieſem Beiſpiel, daß die Kunſt hiſtoriſchen Färbens ſchon damals ein nutzbringendes Gewerbe war.

Das 18te Jahrhundert hat für Aufhellung der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges nur wenig geleiſtet. Im Jahre 1749 gab der engliſche Kanonikus Walter Harte eine Geſchichte Guſtav Adolfs heraus, die 1763 zum zweitenmale aufgelegt und um dieſelbe Zeit ins Deutſche überſetzt worden iſt. Spittler hat den Werth dieſer Arbeit in ſeiner kraftvollen Weiſe kurz und wahr ſo bezeichnet: „nur der Name eines Engländers konnte einem ſolchen Machwerke einiges Anſehen verſchaffen." In der That iſt Harte's Geſchichte Guſtavs eine langweilige, verworrene, ſchwülſtige, mit falſchem Schimmer von Gelehrſamkeit durchwirkte Leichenpredigt, die von unrichtigen Angaben ſtrotzt. Da der Verfaſſer jedoch einige, diesſeits des Kanals ſeltene Quellen benützte, finden ſich in dem mißrathenen Buche immerhin einige Goldkörner. Beſſer als Harte's Arbeit iſt die Biographie Guſtav Adolfs gelungen, welche der Provencale Eleazar Mauvillon 1764 zu Amſterdam veröffentlichte. Mauvillon erhielt von dem ſchwediſchen Gelehrten Arckenholz, dem Verfaſſer der bekannten Denkwürdigkeiten der Königin Chriſtine von Schweden, Auszüge ſchwediſcher Staatsacten, welche ſeinem Werke einen dauernden Werth geben.

Sechsundzwanzig Jahre nach der oben genannten Biographie erſchien, zuerſt im deutſchen Damenalmanach, Schillers Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs welche, vom lebhafteſten Beifalle begrüßt, die allgemeine Aufmerkſamkeit der deutſchen Leſewelt auf die Religionskämpfe des 17ten Jahrhunderts hinlenkte. Ueber den wahren Werth dieſer Schrift unſeres großen Dichters herrſcht jetzt kaum Zwieſpalt der Meinung mehr: Sachkundige ſind darüber einverſtanden, daß Schillers dreißigjähriger Krieg von Seiten des Styls ein Meiſterſtück, aber in hiſtoriſcher Beziehung nicht viel beſſer als ein Roman iſt. — Zunächſt müſſen wir einen militäriſchen Schriftſteller erwähnen, der nicht ſowohl Künſte hiſtoriſcher Beredſamkeit als vielmehr ſeine kriegeriſchen Kenntniſſe an dem Helden des dreißigjährigen Krieges ins Licht zu ſetzen verſuchte. In einem Buche das 1808 zu Berlin unter dem Titel: „Guſtav Adolf in Deutſchland" erſchien, unterwarf Hr. v. Bülow die Thaten des Schwedenkönigs dem kritiſchen Meſſer. Dieſer preußiſche Edelmann, der ſein überſtrömendes Gefühl eigenen Verdienſts durch ein Leben voll Unglück büßte, gibt unverholen zu verſtehen, daß er ſich für eines der erſten Kriegsgenies aller Zeiten, wenn nicht über doch neben Napoleon halte. Einer ſolchen beſcheidenen Selbſtſchätzung gemäß nimmt er Guſtav in die Schule und kanzelt ihn wie einen dummen Jungen herunter. Bülow glaubt ein neues Syſtem der Kriegführung erfunden zu haben, das er die Baſenlehre nennt und nach welcher er den Schwedenkönig hofmeiſtert. Da der Verfaſſer vorliegenden Aufſatzes kein Militär iſt, wagt er nicht über den Werth der Erfindung Bülows ein Urtheil zu fällen, ſpricht dagegen getroſt die Behauptung aus, daß die fragliche Schrift in hiſtoriſcher Hinſicht, außer einigen an Ort und Stelle aufgenommenen Schilderungen von Lagerplätzen, nichts als Declamationen enthält. Ungefähr von gleichem Gehalt, wie das

Digitized by Google

Werk Bülows, iſt die Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs, welche ſeit 1791 Galetti veröffentlichte. Doch haben die Fehler Beider verſchiedene Urſachen. — Wie jener aus Mißbrauch eines ächten Talents und aus Syſtemmacherei ſündigte, ſo dieſer aus Mangel an Verſtand; den kläglichſten Eindruck macht der dummdreiſte Ton in welchem der Gothaer Schulmeiſter den deutſchen Kaiſer heruntermacht, der katholiſchen Partei alle mögliche Thorheiten, politiſche Verſtöße und Sünden ins Gewiſſen ſchreit. Welch Glück für Deutſchland, wenn Herr Galetti 170 Jahre früher gelebt hätte und von Kaiſer Ferdinand II an Pater Lämmermanns Stelle zu ſeinem Beichtvater ernannt worden wäre. Dann würden die deutſchen Angelegenheiten einen ganz andern Schnitt bekommen haben!

Zugeben muß man daß dieſe gelehrten Bearbeiter des dreißigjährigen Krieges, beſchränkt auf die Hülfsmittel die ihnen zu Gebote ſtanden, kaum etwas Nachhaltiges liefern konnten. Denn die Quellen aus welchen ſie ſchöpften, jene Bücher von Khevenhiller, Chemniz, Spanhemius, das Theatrum Europæum, ſind Parteiſchriften und ihre Verfaſſer kannten entweder die volle Wahrheit nicht oder durften ſie nicht ſagen. Ein Fortſchritt war nur durch Benützung der ächten Actenſtücke, folglich durch Oeffnung der Archive möglich, aber eben dieſe Anſtalten wurden bekanntlich bis vor fünfzig Jahren in Deutſchland faſt hermetiſch verſchloſſen, ſintemalen die Regierungen es für ein unverbrüchliches Geſetz der Staatsklugheit hielten, ihren Unterthanen das geheime Räderwerk der Staatsmaſchine zu verbergen. Eine ſolche Praxis hatte ihre großen Nachtheile, die nach mehr als einer Seite hervortraten. Nicht bloß die beſchämende Stellung welche die deutſche Geſchichtſchreibung engliſchen, franzöſiſchen und den älteren italieniſchen Muſtern gegenüber ſo lange einnahm, ſondern — wir wagen es zu ſagen — auch die betrübte Rolle welche viele deutſche Geſchäftsmänner der kleinern Staaten im Vergleiche mit Fremden ſpielten, hängt enge mit jener Geheimnißthuerei zuſammen, welche durch Vorenthaltung wahrer Geſchichte es unſerer Jugend unmöglich machte, politiſche Einſicht zu erwerben. Wer zum Sklaven oder zitternden Fürſtendiener erzogen iſt, wird wie ein Sklave ſchreiben, urtheilen und handeln.

Seit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts fing man an die Archive erſt begünſtigten Gelehrten, dann auch andern Menſchenkindern zu öffnen. Alsbald begann für die deutſche Geſchichtſchreibung eine neue Periode, die ſofort auch in Bezug auf den Wendepunkt der Schickſale unſeres Volkes, den dreißigjährigen Krieg Früchte trug. Michael Ignaz Schmidt, dem die deutſche Geſchichte ſo vieles verdankt, hat für Aufhellung des dreißigjährigen Krieges nur wenig gethan. Die Benützung urkundlicher Quellen wird zuerſt in den Arbeiten des Freiherrn von Senkenberg bemerklich, der bekanntlich die von Häberlin rühmlich begonnene Reichsgeſchichte fortſetzte. Senkenberg ſchöpfte aus dem Darmſtädter und einigen andern kleinern Archiven verſchiedene dankenswerthe Züge. Ein wichtiger Fortſchritt geſchah durch die diplomatiſche Geſchichte der Liga, welche der Würzburgiſche Beamte Stumpf 1800 ganz aus amtlichen Actenſtücken herausgab. Obgleich der Verfaſſer dieſes Buchs kein ungewöhnliches Maaß von politiſcher Einſicht verräth, kannte man doch ſeitdem die Geſchichte eines Bundes, den Parteigeiſt bisher in dichtes Dunkel verhüllt hatte. Von nun an werden urkundliche Bearbeitungen einzelner Abſchnitte des großen Kriegs immer häufiger. Von 1805 an gab der öſterreichiſche Benediktiner Fr. Kurz, Chorherr im Stift St. Florian bei Linz, ſeine vortrefflichen Beiträge zur Geſchichte des Erzherzogthums Oeſterreichs ob der Ens heraus, welche über die religiöſen Bewegungen in jenem Gebiete während der Jahre 1625 flg. überraſchendes Licht verbreiten. Kurz, dem mehrere urkundliche Sammlungen zu Gebot ſtanden, vereinigt mit denjenigen Eigenſchaften die einem Hiſtoriker unentbehrlich ſind, mit Fleiß, Scharfſinn, Wahrheitsliebe, noch eine herzgewinnende Milde die beſonders da wohlthätig anſpricht, wo er, der katholiſche Geiſtliche, von den religiöſen Parteien redet, die ſeiner Kirche feindlich entgegenſtanden. Ehre dem Andenken dieſes rechtſchaffenen Clerikers! Zwei Jahre nachdem Kurz die Veröffentlichung ſeiner Beiträge begonnen, erſchien der erſte Band der Biographie des bayeriſchen Herzogs, ſpäteren Kurfürſten Maximilians I, von Joh. Ph. Wolf. Das Werk gedieh zum dritten Band als der Verfaſſer ſtarb, worauf C. W. Fr. Breyer 1811 einen vierten mit dem Verſprechen beifügte, das Unternehmen ſeines Vorgängers zu Ende zu führen. Breyer hat dieſe Zuſage aus uns unbekannten Gründen nicht gelöſt; er begnügte ſich 1812 ein Bändchen von Urkunden folgen zu laſſen. Die Biographie Maximilians I blieb unvollendet; gleichwohl iſt ſie auch in dieſer Geſtalt als ein Ereigniß für die deutſche Geſchichtſchreibung zu betrachten. Unſere hiſtoriſche Litteratur beſaß bis dahin kein einziges Werk, das eine ſolche Maſſe ebenſo wichtiger als unbekannter Thatſachen ans Licht gezogen und über die Regierung eines der einflußreichſten Fürſten Tageshelle verbreitet hätte. Leider bricht das Buch ſchon mit dem Jahre 1620, dem zweiten des Krieges ab, und ſtachelt daher vielmehr die Sehnſucht nach weiterer Belehrung, als daß es dieſelbe befriedigte. Um die Zeit da Breyer das Werk Wolfs fortzuſetzen anfing, bereitete ſich die große deutſche Bewegung gegen Napoleon vor. Weder der Enthuſiasmus des Kampfes, noch die Gährung unbefriedigter Wünſche nach erſtrittenem Siege waren der Nüchternheit hiſtoriſcher Forſchung günſtig. Daher eine fünfzehnjährige Lücke in den begonnenen Arbeiten.

Während dieſer Stockung trat jenſeits des Rheins eine Quelle ans Licht, welche in Bezug auf den dreißigjährigen Krieg Geheimniſſe enthüllte, die diesſeits nie hätten aufgedeckt werden können. Schon im Jahre 1730 waren in Paris unter dem Titel: Histoire de la mère et du fils, par Mezéray Denkwürdigkeiten erſchienen, welche man bald als das Werk des franzöſiſchen Cardinals Richelieu erkannte. Sie reichten vom Jahr 1610 bis 1619 und enthielten daher nichts über die Zeiten, da jener außerordentliche Menſch Frankreich beherrſchte, Europa verwirrte, Deutſchland in Feſſeln ſchlug. Die übrigen Theile lagen in den Gewölben des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris verborgen, bis es 1823 Petitot und ſeinen Mitarbeitern gelang, das ganze Werk in der Sammlung von Denkwürdigkeiten zur Geſchichte Frankreichs herauszugeben, deren 21ſten bis 30ſten Band nunmehr die Memoiren Richelieu's bilden. So wichtig auch dieſe Schrift für die deutſche Geſchichte iſt, gibt ſie doch nicht vollkommenen Aufſchluß, ſondern ſagt in manchen Punkten weniger als der Cardinal wiſſen mußte. Wir wollen ein Beiſpiel anführen. Die Memoiren melden (VI, 280), Richelieu habe dem berüchtigten Pater Joſeph, ſeinem Geſandten auf der entſcheidenden Reichsverſammlung zu Regensburg im Jahre 1630, den Auftrag ertheilt der hohen deutſchen Ariſtokratie zu erklären, daß der König von Frankreich entſchloſſen ſey, mit einem kampffertigen Heere zum Schutze der „deutſchen Freiheit“ in Deutſchland einzubrechen, im Falle der Kaiſer ſich unterſtehen ſollte die in Regensburg anweſenden Fürſten und Kurfürſten mit Waffengewalt zu Erwählung ſeines Sohnes Ferdinand III zum römiſchen Könige zu zwingen. Dieſer Entſchluß des franzöſiſchen Hofes war hervorgerufen durch gewiſſe Anſchläge, welche damals der kaiſerliche Feld-

Digitized by Google

hauptmann im Schilde führte. Wallenſtein hatte nämlich im Frühling 1630 ein Heer von 60—70,000 Mann zwiſchen den Vogeſen und der Iller zuſammengezogen und ſeinem Gebieter, Ferdinand II, den Antrag gemacht, mit der einen Hälfte dieſer großen Streitkräfte Frankreich anzugreifen, mit der andern aber München, als den Mittelpunkt der Macht ſeines Todfeindes, des Kurfürſten Maximilian von Bayern, ſo wie Regensburg, wo ſeit Ende Junius der Kurfürſt mit vielen andern Mitgliedern der hohen deutſchen, gegen den Kaiſer verſchworenen Ariſtokratie ſich befand, zu überfallen. Nicht bloß aus der angeführten Stelle der Memoiren, ſondern auch aus andern ebenſo deutlichen erhellt, daß der Cardinal den erſten Theil des Friedländiſchen Planes kannte, aber von dem zweiten noch wichtigeren, der mit dem erſten aufs engſte zuſammenhängt und ohne ihn keinen Sinn hätte, ſagen Richelieu's Denkwürdigkeiten kein Wort. Dieſe Schweigſamkeit iſt vielleicht eine Folge der Art und Weiſe, in welcher die Memoiren entſtanden. Der Cardinal hat nur die Stücke, welche die Zeit von 1600 bis 1624 oder bis zu ſeinem Eintritt ins Miniſterium umfaſſen, eigenhändig geſchrieben. Die Abfaſſung der andern Theile überließ er, von Geſchäften gedrängt, ſachkundigen Secretären, indem er ſich vorbehielt ihre Arbeiten durchzuſehen und zu berichtigen. Bei dieſer Entſtehungsweiſe der Memoiren ſcheint es uns begreiflich daß Richelieu jene untergeordneten Gehülfen und Werkzeuge nicht in die wichtigſten Staatsgeheimniſſe, zu denen jedenfalls jener Plan Wallenſteins gehört, hineinblicken ließ, ſondern ihnen nur das mittheilte was ſich unmittelbar auf Frankreich bezog.

Auch dieſſeits des Rheins trieb ſeitdem archivaliſche Forſchung wieder eine reiche Erndte. Die Jahre 1827—1829 bereicherten das litterariſche Gebiet des dreißigjährigen Krieges mit vier trefflichen Werken: 1827 gab Bernhard Röſe die Geſchichte des unglücklichen Herzogs Johann Friedrich VI von Weimar heraus, und ließ in den zwei nächſten Jahren die Biographie des Herzogs Bernhard aus demſelben Hauſe folgen. Beide aus urkundlichen Quellen gezogene, mit Fleiß und Scharfſinn gearbeitete Schriften ſind von bedeutendem Werth, nur wäre zu wünſchen daß der Verfaſſer weniger blinde Vorliebe für den zweiten jener Erneſtiniſchen Prinzen, der unter den Parteihäuptern des dreißigjährigen Krieges eine ſo folgenreiche Stellung einnahm, an den Tag gelegt hätte. Zu gleicher Zeit lieferte auch das Berliner Archiv einen wichtigen Beitrag mittelſt des 1828 erſchienenen Buchs, in welchem J. W. C. Cosmar das Andenken des ſchwer verläumdeten Grafen Adam v. Schwarzenberg, der unter dem Brandenburgiſchen Kurfürſten Georg Wilhelm das Berliner Cabinet gelenkt hat, zu rechtfertigen wußte. Cosmars Arbeit gibt merkwürdige Aufſchlüſſe über die geheimen Verhältniſſe eines Hofes, der tief in die Intriken des 17ten Jahrhunderts verwickelt war, aber eine klägliche Rolle ſpielte. Während Cosmar das Berliner Archiv ausbeutete, machte ein Landsmann von ihm, Friedrich Förſter, glückliche Entdeckungen in böhmiſchen und öſterreichiſchen Fundgruben. Im Jahre 1828 gab er in drei Bänden ungedruckte Briefe Wallenſteins heraus, denen er ſechs Jahre ſpäter eine beſondere Biographie des Herzogs von Friedland beifügte. Das in letzteren zwei Arbeiten zuſammengetragene Material iſt unſchätzbar, aber die Würze, welche Förſter aus ſeinen eigenen Vorräthen mit in den Kauf geben zu müſſen glaubte, erregte nicht in gleichem Grade Wohlgefallen. Nicht nur leidet Förſter in einem bedauerlichen Grade an dem panegyriſchen Fieber, ſondern er erlaubt ſich auch, die theologiſche Leidenſchaftlichkeit des 17ten Jahrhunderts mit der märkiſchen Selbſtgenügſamkeit des 18ten und 19ten vermählend, gegen die katholiſche Partei und insbeſondere gegen den deutſchen Kaiſer Ausfälle, die weit vom Ziele verirren. Die Urkunden welche er mittheilt, ſind ächtes vollwichtiges Erz, aber die eigene Zuthat hiſtoriſcher Beredſamkeit welche er zumiſcht, wurzelt ganz in der mythiſchen Epoche der Geſchichtſchreibung des dreißigjährigen Krieges, da man, um mit dem ſchwäbiſchen Sprichworte zu reden, noch mit der Stange im Nebel herumfuhr.

In demſelben Jahre da Förſters Biographie Wallenſteins erſchien (1834), gab der königlich hannöverſche Feldmarſchall Freiherr Friederich von der Decken die Lebensgeſchichte des Herzogs Georg von Lüneburg heraus, ein Werk durch welches die auf den dreißigjährigen Krieg bezüglichen Schätze des hannöverſchen Archivs, das vierzig Jahre früher Spittler nur unter drückenden Beſchränkungen benutzen durfte, zum Gemeingut geworden ſind. Der Darſtellung wäre etwas mehr Lebendigkeit zu wünſchen, dagegen wetteifert die Wichtigkeit der vom Verfaſſer mitgetheilten Urkunden mit dem richtigen Blick und der Welterfahrung, zweien Eigenſchaften, die man in einem ſolchen Grade nur durch eine hohe Stellung im Geſchäftsleben erringt. Raſch folgten auf die Bereicherung, welche unſere hiſtoriſche Litteratur durch v. d. Decken aus den Guelfiſchen Urkundenſammlungen empfing, ebenſo dankenswerthe Aufſchlüſſe aus den beiden heſſiſchen Archiven zu Caſſel und Darmſtadt. Die neuere Geſchichte von Heſſen, welche der kurheſſiſche Archivdirector v. Rommel ſeit 1835 herausgibt, verbreitet über die militäriſche und politiſche Thätigkeit Tilly's während der Jahre 1621—29 überraſchendes Licht. Die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges hat durch Rommels Arbeiten ſehr viel gewonnen. Wenn der Leſer an manchen Stellen allzu augenfällig erinnert wird, daß der Geſchichtſchreiber Rommel eine und dieſelbe Perſon mit dem kurheſſiſchen Beamten und Diener der Nachkommen des Landgrafen Moriz iſt, ſo muß man ſolche Mißtöne allgemeinen Schäden, denen ſich der Einzelne nicht leicht entzieht, namentlich den Folgen gefeſſelter Preſſe und den Ueberlieferungen deutſcher Dienſtpflicht zuſchreiben. Zugleich mit Rommels Fortſetzung heſſiſcher Geſchichte kamen zwei andere wichtige Werke heraus. Seit 1838 veröffentlichte Carl Auguſt Müller zu Dresden ſeine „Forſchungen auf dem Gebiete der neuern Geſchichte," von denen bis jetzt drei Abtheilungen gedruckt ſind. Die erſte handelt vom Hofe und der Familie des ſächſiſchen Kurfürſten Johann Georg I, der während der ganzen Dauer des dreißigjährigen Krieges den mächtigſten proteſtantiſchen Staat Deutſchlands beherrſchte; die zweite beſpricht das Söldnerweſen in den erſten Zeiten des dreißigjährigen Krieges; die dritte und wichtigſte ſchildert den böhmiſchen Krieg vom Jahre 1618—1620. Müller ſchöpfte aus geheimen Berichten kurſächſiſcher Geſandten und Spione, die er im Dresdner Archive fand, und förderte mit glücklicher Hand eine Maſſe des trefflichſten Materials an den Tag; nur müſſen wir bedauern daß der Genuß, welchen ſolche Belehrung dem Leſer gewährt, durch Verworrenheit der Darſtellung, durch Mangel an Ordnung und Lebendigkeit, noch mehr aber durch Einmiſchung allgemeiner Betrachtungen, die nach Schulſtaub ſchmecken, vielfach vergällt wird. Oben haben wir bemerkt daß die durch Wolf begonnene, durch Breyer fortgeſetzte Biographie des Kurfürſten Maximilian von Bayern mit dem Jahre 1620 abbricht. Die ſchmerzliche Lücke, die dadurch entſtand, hat 1839 der bayeriſche Freiherr C. W. v. Aretin mittelſt ſeiner Schrift: „Bayerns auswärtige Verhältniſſe ſeit dem Anfang des 16ten Jahrhunderts" ausgefüllt. Der erſte Band dieſes Werks (eine Fortſetzung iſt bis jetzt noch nicht erſchienen) reicht bis zum Jahre 1634 und erſtattet aus den überreichen Schätzen der Münchner Archive in bündiger Kürze erſchöpfenden Bericht über die Verhandlungen jenes kraft-

Digitized by Google

vollen Fürſten mit Oeſterreich, der Liga, Spanien, der Statthalterin zu Brüſſel, Frankreich, England, den kleinen deutſchen Höfen. Die bayeriſche Politik, welche der zweitwichtigſte Herd des dreißigjährigen Krieges war, iſt dadurch der Geſchichtſchreibung geöffnet worden.

Auch andere allgemeinere Werke, die ſeit dem Anfang unſeres Jahrhunderts erſchienen, lieferten nützliche Beiträge. C. A. Menzel, der erſte lutheriſche Geſchichtſchreiber der es wagte den von ſämmtlichen Vorgängern feſtgehaltenen confeſſionellen Standpunkt zu verlaſſen, hat in dem ſechsten und den folgenden zwei Bänden ſeiner neueren Geſchichte der Deutſchen, in welchen der dreißigjährige Krieg dargeſtellt wird, ſich beſonders um die Aufhellung der Verhältniſſe Schleſiens während jener Zeit Verdienſte erworben. Gleiches müſſen wir vom Namensbruder des Breslauer Conſiſtorialraths, Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart rühmen. Obgleich die deutſche Geſchichte dieſes ausgezeichneten Mannes, welche unter allen bis jetzt erſchienenen den größten Beifall beim deutſchen Volke fand und verdiente, wegen des eng zugemeſſenen Raums der Epoche des dreißigjährigen Kriegs nur wenige Capitel weihen konnte, hat der Verfaſſer nicht bloß den wahren Zuſammenhang mehrerer Begebenheiten, die früher falſch beurtheilt wurden, glücklich errathen, ſondern auch auf eine neue bis dahin unbenützte Claſſe von Quellen — die Flugſchriften — insbeſondere auf einen Brief Aldringens hingewieſen, von dem unten Bericht erſtattet werden ſoll. Böttigers Geſchichte von Kurſachſen und Stenzels Geſchichte des preußiſchen Staats, beide der Heeren- und Ukert'ſchen Sammlung angehörig, jene von ſehr mäßigem, dieſe von bleibendem Werth und der früheren Leiſtungen des berühmten Hiſtorikers würdig, enthalten ebenfalls einige für den allgemeinen Gang des Kriegs wichtige Züge. Daſſelbe gilt von Söltls Schrift über den deutſchen Religionskrieg, deren zwei erſte Bände die Schickſale der unglücklichen Kurfürſtin Eliſabeth ſchildern, deren dritter Urkunden über die letzten Zeiten des Kriegs beibringt. Der vor mehreren Jahren verſtorbene württembergiſche Prälat Pfiſter welcher, ob er gleich die Miene annimmt ſich hoch über das Parteigezänk zu erheben, in die Gehäſſigkeit der älteren Hiſtoriker zurückſinkt, hat in dem vierten Bande ſeiner deutſchen Geſchichte, welcher die Epoche von 1517—1648 umfaßt, hauptſächlich aus dem Weingartner Archive einige Geheimniſſe enthüllt. Nicht minder lieferte der bayeriſche Legationsrath Scharold im erſten Hefte ſeiner Geſchichte der ſchwediſchen Zwiſchenregierung im Fürſtbisthum Würzburg aus dem Archive dieſer Stadt dankenswerthe Nachrichten.

Wir kommen an die Arbeiten mittelſt welcher fremde Hiſtoriker zur urkundlichen Aufhellung des dreißigjährigen Krieges beitrugen. In Schweden, wo freie Verfaſſungsformen von jeher beſtanden und die Vergangenheit nur Ruhm darbot, weßhalb Wahrheit nicht gefürchtet zu werden brauchte, hat man die Archive dem Fleiß der Forſcher weit früher geöffnet, als in Deutſchland. Daher entſtanden ſchon im vorigen Jahrhundert Sammlungen, wie die Hallenbergs, Stiernmanns und Anderer. Aus ſolchen und ähnlichen Quellen hat Friedrich Rühs ſeine Geſchichte der Regierungen Karls IX, Guſtav Adolfs und Chriſtinens geſchöpft, welche 1810 als 65ſter Band der allgemeinen Haller Welthiſtorie erſchienen iſt. Rühs war ein ſehr fleißiger und beleſener Forſcher, aber es fehlt ihm an Geſchmack und politiſchem Scharfſinn. Seine Arbeit wurde weit übertroffen durch die ſchwediſche Geſchichte Geijers, welche ins Deutſche überſetzt ward und in dieſer Geſtalt das Juwel der von Heeren und Ukert begonnenen Sammlung bildet. Der erſte Band umfaßt das ſchwediſche Mittelalter bis zur Reformation, der zweite beſchreibt die Schickſale der Waſadynaſtie von Guſtav I bis zu Karl IX, der dritte ſchildert die Zeiten Guſtav Adolfs und ſeiner Nachfolgerin Chriſtina. Gewiß iſt Geijer ein ausgezeichneter Hiſtoriker und kennt die Geſchichte ſeines Landes beſſer als irgend ein Anderer; dennoch ſind wir der Meinung daß das ebengenannte Werk die faſt gränzenloſe Bewunderung, welche ihm ſeine Landsleute zollen, nicht zu rechtfertigen vermag. Er behandelt die Verhältniſſe des ſchwediſchen Adels, der in jenem Lande eine ſo große Rolle ſpielte, mit einer Befangenheit welche uns befremdete, und hegt für Guſtav Adolf eine Vorliebe welche ihn gegen die Wunden blind macht, die der unerſättliche Ehrgeiz dieſes großen Kriegers dem ſchwediſchen Volkswohle ſchlug. Auch Englands neueſtem Hiſtoriker, dem Katholiken Lingard, verdankt die Litteratur des dreißigjährigen Kriegs einige werthvolle Bereicherungen, insbeſondere ſofern er den folgenreichen Plan einer Vermählung des engliſchen Thronerben mit der Tochter Don Philipps III von Spanien aus diesſeits des Canals unbekannten Quellen aufhellte.

Sämmtliche Knoten, welche der dreißigjährige Krieg gewaltſam zu löſen ſuchte, wurden im Zeitalter der Reformation geſchürzt. Wir begnügen uns auf die politiſche Stellung der neuen Kirche, des Fürſtenthums, der Reichsſtädte, der Ritterſchaft, des Bauernſtandes hinzudeuten. Ohne genaue Kenntniß des 16ten Jahrhunderts kann daher die große Bewegung des 17ten nimmermehr richtig dargeſtellt werden. Erfreulich iſt es daß die letzten Jahrzehnte auch über jene Epoche, welche den dreißigjährigen Krieg vorbereitete, treffliche Forſchungen geliefert haben. Ferd. Fr. Oechsle, gegenwärtig Archivrath in Stuttgart, hat durch ſein 1830 erſchienenes Buch Bahn gebrochen zu einer urkundlichen Ermittelung des großen Aufſtandes der ſüddeutſchen Bauernſchaft vom Jahre 1525, und das von ihm begonnene Unternehmen wurde durch das treffliche Werk Benſens und Zimmermanns Geſchichte des Bauernkriegs glücklich zu Ende geführt. Die allgemeinen Zuſtände Deutſchlands während des Reformationszeitalters ſchildert Leopold Ranke in der vielverbreiteten Schrift, welche gegenwärtig bis zum fünften Bande gediehen iſt. Ranke erprobt in dieſem Werke dieſelbe unvergleichliche Kunſt, welche ſeinen „Fürſten und Völkern" einen europäiſchen Ruf verſchaffte, aber mit der Pflicht rückſichtsloſer Wahrhaftigkeit, welche jeder Geſchichtſchreiber ſich ſelbſt und den Leſern ſchuldet, hat er ſich unſeres Bedünkens ziemlich leicht abgefunden. Er verſchweigt Dinge, die nothwendig hätten geſagt werden ſollen, er ſucht der lutheriſchen Reformation nicht die wahre, ſondern eine nach Möglichkeit roſige Seite abzugewinnen, er ſpielt endlich da, wo die Intereſſen des kurbrandenburgiſchen Hauſes auf irgend empfindliche Weiſe berührt werden müßten, den Hofmann oder Diplomaten. Nun gilt der Spruch des Evangeliums: Niemand kann zwei Herren dienen, auch für die Hiſtoriker. Hofſchriftſtellerei und das Amt eines Geſchichtſchreibers deutſcher Nation gehen nicht zuſammen. Man muß wählen: entweder oder. Den von Ranke beliebten Feinheiten des Schweigens und des politiſchen Optimismus dient ein gleichzeitig erſchienenes Werk von dem Heidelberger Profeſſor Karl Hagen: „Deutſchlands litterariſche und religiöſe Verhältniſſe im Reformationszeitalter" (Erlangen, 1841 flg.) als erwünſchtes Heilmittel. Hagen rollt in dieſem Buche aus Flugſchriften und anderen ſeltenen Actenſtücken, die aus dem deutſchen Volksgeiſt jener Zeiten ſtammen, ein Bild der drei erſten Jahrzehnte des 16ten Säculums auf, das uns mit Staunen, theilweiſe mit Bewunderung erfüllte. Unſeres Bedünkens beſitzt die ganze deutſche Litteratur kein anderes Werk über jene Periode, das Hagens

Digitized by Google

Arbeit an die Seite geſetzt zu werden verdiente. Uebrigens iſt der Verfaſſer die Bahn, welche er einſchlug, nicht ohne Anfechtung gewandelt. Er ſelbſt erzählt in der Vorrede zum zweiten Bande (S. XIII) daß in der königl. preußiſchen Staatszeitung jüngſt eine Kritik erſchienen ſey, in welcher ihm überreiches Lob geſpendet, aber auch der gute Rath ertheilt ward: er möchte doch im weiteren Verlaufe ſeines Werkes „manche frivole Einzelnheiten, die der Sache mehr zufällig als weſentlich ſeyen und an denen unſere Zeit mit Recht mehr Aergerniß nehme als frühere,“ weglaſſen. Hagen verſtand unter den getadelten frivolen Einzelnheiten ſolche Dinge, welche der wirklichen oder vermeintlichen Nachtſeite jenes Jahrhunderts angehören, und hielt es, den klugen und vielleicht nützlichen Rath verſchmähend, für angemeſſen, lieber ein wahres Bild zu malen als durch Schweigſamkeit die Anſprüche zarter Seelen, wie die des Kritikers der königl. preußiſchen Staatszeitung, zu befriedigen.

Blicken wir nun zurück. Von 1800 bis 1840 haben die bedeutendſten Archive Deutſchlands und der Nachbarländer ihre Beiträge zu urkundlicher Aufhellung der erſten Hälfte des dreißigjährigen Krieges geliefert; das Pariſer durch Richelieu's Denkwürdigkeiten, das Berliner durch Cosmars, das Hannöver'ſche durch v. d. Deckens oben erwähnte Werke, die Archive der ſächſiſch-erneſtiniſchen Höfe durch Röſe's, das Dresdner durch K. A. Müllers, die Münchner Sammlungen durch Wolfs und v. Aretins, die Heſſiſchen durch Rommels verdienſtvolle Arbeiten. Aus den handſchriftlichen Schätzen der Kaiſerſtadt an der Donau haben Förſters Briefe Wallenſteins und ſeine Biographie des Herzogs von Friedland einige der wichtigſten Actenſtücke beigebracht, doch muß dort noch ſehr Vieles, was zur Kenntniß des Kriegs wünſchenswerth wäre, unbenützt liegen, und es iſt höchlich zu bedauern daß ſich noch Niemand gefunden hat, dem es vergönnt war, den verborgenen Hort zu heben. Die Ausbeute der ſchwediſchen Archive über den dreißigjährigen Krieg dagegen hat Geijer zum Gemeingut gemacht; aus den engliſchen gab Lingard wenigſtens einige Aufſchlüſſe. Auch mehrere derjenigen deutſchen Sammlungen, die von keinem neueren Gelehrten zu Abfaſſung einer auf den dreißigjährigen Krieg bezüglichen Monographie nach dem Beiſpiele v. Aretins, v. d. Deckens, Röſe's, Förſters u. ſ. w. planmäßig benützt wurden, ſtellten doch mittelbar durch den Fleiß älterer Forſcher ihren Tribut: in ziemlich vollſtändigem Umfange das Stuttgarter Archiv durch den ſechsten und die folgenden Bände von Sattlers württembergiſchen Herzogen, in geringerem Grade das Carlsruher durch Schöpflins zähringiſch-badiſche Geſchichte.

Bei ſolchem täglich anſchwellenden Reichthum des Materials war es ein naheliegender Gedanke, die einzelnen Strahlen hiſtoriſcher Wahrheit, welche durch jene Forſchungen ans Licht gefördert worden, zu einem abgerundeten Ganzen zu vereinigen. Unwillkürlich war der größte Theil der Verfaſſer jener Monographien in den faſt unvermeidlichen Fehler verfallen, daß jeder ſeinen Helden in ein möglichſt günſtiges Licht zu ſetzen ſuchte und ein Lobredner wurde. Dieſer Fehler konnte nur vermieden werden, wenn diejenigen, die ein Geſammtbild des Krieges zu ſchaffen verſuchten, die Entdeckungen ihrer Vorgänger gewiſſenhaft benützten, dabei die Einſeitigkeiten jedes Einzelnen abſchliffen, mit einem Wort, wenn ſie ſich auf einen höheren Standpunkt zu ſtellen verſtanden. Schon im J. 1835 unternahmen zwei Stuttgarter Gelehrte, C. A. Mebold und Fr. Gfrörer, den angedeuteten Plan auszuführen. Unter dem Titel: „der dreißigjährige Krieg und die Helden desſelben, Guſtav Adolf, König von Schweden, und Wallenſtein, Herzog von Friedland,“ gab C. A. Mebold, damals Privatgelehrter in Stuttgart, jetzt Mitredacteur der Allgemeinen Zeitung, 1835 ein Werk heraus, deſſen zweiter Band 1840 erſchien. Mit glücklicher und kunſtgeübter Hand entwirft er, ſtets den beſten Quellen folgend, ein lebendiges Gemälde des dreißigjährigen Krieges. Die Darſtellung iſt voll Geiſt und jede Seite verräth, daß der Verfaſſer die Blüthen neuerer deutſcher Bildung ſich zu eigen gemacht hat. Mebold gehört jedoch allzuſehr der gelehrten Ariſtokratie an, als daß er dem Volke gefallen konnte, er hält zu feſt, nicht ſowohl an dem proteſtantiſchen Dogma, als vielmehr an der Bildung welche aus dem Boden desſelben entſtand, um den Katholiken des 17ten Jahrhunderts volles Recht angedeihen zu laſſen. Einen andern Charakter trägt „die Geſchichte Guſtav Adolfs, Königs von Schweden und ſeiner Zeit,“ welche zugleich mit Mebolds Werke erſchien, aber ſchon 1837 vollendet wurde. Der Verfaſſer, A. Fr. Gfrörer, Beamter der Stuttgarter Bibliothek, gibt ſich als Realiſten zu erkennen, der keinen Anſtand nimmt in Beurtheilung der Stürme des 17ten Jahrhunderts, handgreifliche Güter, wie Macht und Einheit deutſcher Nation, weit über bloße Meinungen — wären es auch religiöſe — zu ſtellen. Man ſieht es ihm bald an daß er nicht wie Mebold aus den Schriften deutſcher Philoſophen Bildung geſogen hat, ſondern bei den italieniſchen und engliſchen Hiſtorikern, bei Machiavelli, Guiccardini, Gibbon in die Schule gegangen iſt, er hält alles auf den geſunden Menſchenverſtand, nichts auf die neuere Schulphiloſophie, beſonders die Hegel'ſche, welche Geſinnung er da und dort auf unzarte Weiſe an den Tag legt; er glaubt — obwohl eben nicht in theologiſcher Weiſe — an Verderbniß der menſchlichen Natur und geht bei ſeinen hiſtoriſchen Unterſuchungen ſtets von der Vorausſetzung aus, daß in den großen Weltgeſchäften, trotz den frömmſten und gottſeligſten Redensarten der Führer und Parteihäupter, nie an Uneigennützigkeit der Triebfedern geglaubt werden dürfe, es ſey denn daß die bündigſten Beweiſe vorliegen. Mebolds Werk ſteht an Kunſt der Darſtellung über der 1837 erſchienenen Geſchichte Guſtav Adolfs von Gfrörer, auch an Fleiß der Ausarbeitung verdient jenes den Vorzug. Gfrörer hat namentlich die Kriegsjahre von der Schlacht bei Prag bis zum erſten Auftreten Wallenſteins ſehr oberflächlich behandelt, dagegen that letzterer manche tiefere hiſtoriſche Blicke als jener, er hat insbeſondere die Geheimniſſe des entſcheidenden Fürſtentags der im Jahre 1630 zu Regensburg gehalten wurde, und die zweideutige Stellung des Kurfürſten von Bayern zu dem Schwedenkönig in den erſten Zeiten nach der Landung Guſtav Adolfs auf deutſchem Boden, zwei früher ganz unbekannte Größen, die den unglücklichen Ausgang des Kriegs bedingten, mit nicht alltäglichem Scharfſinn errathen. Endlich zeichnet ſich das Buch des Stuttgarter Bibliothekars dadurch aus, daß er — der erſte unter den neuern — nicht als Guelfe und Vertheidiger des unter dem Vorwande des Evangeliums gegen die Reichsgewalt verſchworenen hohen Adels, ſondern als Ghibelline und Anhänger des Kaiſerthums ſchrieb. Letztere Betrachtungsweiſe hat das Schickſal gehabt, viele Nachtreter zu finden, worunter nicht wenige alsbald dem neuen Bekenntniß durch Uebertreibung ſchadeten. Gfrörer ſchloß ſein Buch mit dem Tode des Schwedenkönigs, ſich begnügend, über die weitere Geſchichte des Krieges einen kurzen, wie uns ſcheint etwas ſchwülſtigen und mißrathenen Ueberblick beizufügen. Wo er endigte nahm den Faden der Greifswalder Profeſſor Barthold auf, indem er 1842 eine „Geſchichte des großen deutſchen Krieges vom Tode Guſtav Adolfs ab bis zum weſtphäliſchen Frieden,“ in zwei Bänden veröffentlichte. Barthold hat in dieſem

Digitized by Google

Buche, das in Wahrheit eine Fortſetzung des von Gfrörer begonnenen iſt, obgleich er es ſelbſt nicht als eine ſolche bezeichnet, auch die von ſeinem Vorgänger ausgeſprochenen politiſchen Grundſätze — jedoch nicht ohne Oſtentation, die dem Eindrucke ſchadete — als politiſche Deviſe aufgeſteckt. Da wir uns hier zunächſt mit der Litteratur der erſten Hälfte des dreißigjährigen Krieges beſchäftigen, können wir nicht weiter auf das Bartholdſche Werk eingehen, werden aber vielleicht in einem ſpätern Artikel darauf zurückkommen.

Im Jahre 1844 war die erſte Auflage von Gfrörers Geſchichte Guſtav Adolfs vergriffen und es konnte zu einer zweiten geſchritten werden. Eingedenk der vielen und großen Mängel ſeiner erſten Arbeit, beſchloß der Verfaſſer laut den Aeußerungen in der Vorrede die ihm zu Theil gewordene Gunſt des Publicums dadurch zu verdienen, daß er ſeiner Arbeit die größte ihm mögliche Vollendung zu geben ſich bemühte. Außer den oben erwähnten Büchern von Aretin, Rommel, K. A. Müller, K. Hagen, die erſt ſeit dem Erſcheinen der erſten Auflage des Werks herausgekommen waren, zog er eine Reihe bisher theils völlig unbekannter, theils kaum benützter Hülfsmittel zu Rathe: erſtlich eine Auswahl der beſten während des Kriegs in Umlauf geſetzten Flugſchriften. Drei derſelben kommen vorzüglich in Betracht: 1) Ch. G. v. Friedberg, „newer calvinſcher Modell des h. römiſchen Reichs," ohne Ort, 1616 in Quarto gedruckt. Der Name des Verfaſſers iſt wahrſcheinlich erdichtet; mag derſelbe geheißen haben wie er will, ſo iſt gewiß daß er in die Geheimniſſe der Parteien vor Ausbruch des Krieges eingeweiht war und über die Umtriebe der Calviniſten höchſt wichtige und dabei glaubhafte Nachrichten mittheilt. 2) Secreta secretorum, calvino-turcica secreta, in lateiniſcher Sprache 1621 ohne Angabe des Druckorts, in Quart erſchienen. Der Verfaſſer nennt ſich Theoneſtus Cogmandolus, unter welcher Benennung, laut einem Zeugniß in dem Anonymen-Lexicon von Vincentius Placcius, der belgiſche Jeſuite Stephan Moqnot verborgen ſeyn ſoll. Dieſe Flugſchrift iſt nicht minder belehrend als die erſtgenannte; ſie deckt die Schäden der Gueiſiſchen Partei mit unverkennbarer Sachkenntniß auf und enthüllt mehrere geheime Plane des kaiſerlichen Hofes. 3) Ein angeblich von dem General Aldringen an den Kaiſer Ferdinand II erſtatteter Bericht, der den Proteſtanten in die Hände gefallen ſeyn ſoll und von dieſer Partei 1629 unter dem bedeutungsvollen Titel: „Willſt du den Kaiſer ſehen, ſo ſiehe hinten in dieſen Brief" zu Mühlhauſen durch den Druck veröffentlicht wurde. Gfrörer verdankte letzteres kleine Schriftchen der gütigen Mittheilung des Hrn. Dr. Wolfgang Menzel, der es zuerſt unter allen deutſchen Schriftſtellern in ſeiner neuern Geſchichte Deutſchlands benützt hat. Die Urheberſchaft Aldringens iſt ohne Zweifel erdichtet. Gfrörer entwickelt S. 627 der neuen Auflage die Gründe, warum es Aldringen nicht zugeſchrieben werden kann, zeigt aber zugleich, daß die Unächtheit ſich bloß auf die Form erſtreckt und daß die in dem Büchlein angeführten Thatſachen und Verhältniſſe hiſtoriſch wahr ſind. Das Schriftchen war ein Nothſchrei der hohen deutſchen Ariſtokratie welche, in Verzweiflung gebracht durch die ſeit 1627 hervortretenden Eingriffe Wallenſteins, die öffentliche Meinung wider die Plane aufzureizen ſuchte, die man dem kaiſerlichen Hofe mit vollem Rechte zutraute. Daſſelbe hat deßhalb einen großen hiſtoriſchen Werth und ſtimmt mit andern Zeugniſſen trefflich zuſammen. Außer dieſen und ähnlichen Flugſchriften war der Verfaſſer ſo glücklich eine Sammlung der wichtigſten, zwiſchen dem Feldherrn der Liga und der geheimen Münchner Kriegskanzlei gewechſelten Briefſchaften aufzufinden. Alle neuern Geſchichtſchreiber des Kriegs haben das Bedürfniß urkundlicher Aufſchlüſſe über die Abſichten des bayeriſchen Hofs und ſeiner Generale gefühlt. So natürlich es ſcheint, dieſe Dinge in den großen Münchner Sammlungen zu ſuchen, iſt die Ausführung nichts weniger als leicht. Denn einmal fällt es, ſeit gewiſſen neuen Vorfällen, ſchwer, Zugang zu jenen Archiven zu erlangen, und auch wenn dieß glückt, findet man ſich in der ungeheuern Maſſe von handſchriftlichen Schätzen über den dreißigjährigen Krieg, die in der bayeriſchen Hauptſtadt vorhanden ſind, nicht leicht zurecht. Vor 25 Jahren wurden dieſe Denkmäler der allgemeinen Wißbegierde freigegeben und die vom Staate beſtellten Wächter hielten es ſogar für ihre Pflicht, die merkwürdigſten Actenſtücke durch den Druck zu veröffentlichen. Lorenz Weſtenrieder, unter König Maximilian beſtändiger Secretär der bayeriſchen Akademie, gab 1806 im achten Band ſeiner Beiträge zur vaterländiſchen Hiſtorie und Geographie eine Reihe geheimer, theils von Tilly erlaſſener, theils an ihn gerichteter Schreiben heraus, welche von 1619 bis zum Todesjahre des Oberfeldherrn der Liga, 1632, reichen und ohne Frage unter allen bis jetzt über den erſten Theil des dreißigjährigen Kriegs herausgegebenen Urkunden die erſte Stelle einnehmen. Dieſe an Umfang kleinen (ſie füllen die Seiten 149 bis 184 des angezeigten Bandes), an innerem Werth unſchätzbaren Actenauszüge blieben bis dahin faſt ganz unbeachtet, was nicht zu verwundern iſt, weil ſie Hieroglyphen gleichen, welche nur ein mit dem Gewebe damaliger Politik vertrautes Auge zu entziffern vermag. Von allen neuern Schriftſtellern hat nur v. Aretin die fragliche Weſtenrieder'ſche Zuſammenſtellung und auch dieſer nur an wenigen Stellen benützt. Faſt durch Zufall fiel ſie dem Verfaſſer der Biographie Guſtav Adolfs in die Hände und er überzeugte ſich ſogleich, daß ſie alles enthalte was er bisher begierig geſucht hatte.

Man ſieht, Anzahl und Werth der Quellenſchriften, welche für die neue Ausgabe des Guſtav Adolf benützt wurden, iſt ſehr bedeutend. In der That gibt es keine Epoche unſerer deutſchen Geſchichte, welche gleich viele und treffliche Forſchungen aufzuweiſen hatte, wie die erſte Hälfte des dreißigjährigen Kriegs. Doch glaube man nicht daß Gfrörer in dieſen Schriften, die er benützte, die wahre Geſchichte des Schwedenkönigs und ſeiner Zeit ſchon fertig vorfand. Zum mindeſten ebenſo viel als die fleißige Ausbeutung des Materials, mußte die Combination thun. Der glücklichen Vereinigung beider Erforderniſſe iſt es ohne Zweifel beizumeſſen daß das Werk, von dem wir reden, ſeine Aufgabe in befriedigender Weiſe löſte. Ein ganz neues Bild jener wichtigen Zeit ſteht mit einer Lebendigkeit vor uns, als hätten die Thatſachen, über welche Gfrörer Bericht erſtattet, ſich erſt geſtern und ehegeſtern ereignet. Die Anſichten welche, hauptſächlich durch Schillers weitverbreitetes Buch angeregt, über den dreißigjährigen Krieg umliefen, ſind umgeſtoßen, das meiſte was man bisher lobte, in den Himmel erhob, erſcheint als ſchädlich, verderblich, unwahr, Perſonen und Verhältniſſe auf welchen bisher allgemeine Mißbilligung laſtete, ſtehen gerechtfertigt da, und ſo durchgreifend iſt die Umwandlung welche die traditionelle Geſchichte jener Zeit durch die zweite Auflage von Gfrörers Biographie des Schwedenkönigs erfuhr, daß wer dasjenige, was an dem Buche neu iſt, darzuſtellen beabſichtigt, zugleich ein zuſammenhängendes Bild der erſten vierzehn Jahre des großen deutſchen Kriegs entfalten muß. Es iſt unſere Abſicht, im Folgenden ein ſolches Gemälde, an der Hand von Gfrörers Buche, zu entwerfen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Digitized by Google

Zehn Jahre in der Theologie.

Dritter Artikel.

Während auf dem Boden des alten Teſtaments die kritiſchen und ſpeculativen Grundanſchauungen eines Ewald, de Wette, v. Bohlen und Vatke von einem Daumer und Nork für die abenteuerlichſten und abgeſchmackteſten Hypotheſen als Grundlage benützt wurden, ſo richtete ſich doch im Ganzen genommen die Aufmerkſamkeit weit geſpannter auf das noch wenig aufgehellte Dunkel, welches die Entſtehung insbeſondere der hiſtoriſchen Bücher des neuen Teſtaments immer noch umgab. Eine der am ungenügendſten behandelten Partien des Straußiſchen Lebens Jeſu war die über die Quellen der evangeliſchen Geſchichte, und aus dem erkannten Bedürfniß womöglich hierüber zu einem auch nur einigermaßen feſten Abſchluß zu gelangen entwickelte ſich eine Reihe von hiſtoriſch-kritiſchen Beſtrebungen, welche vorwiegend auf eine Zerſtreuung des über den Quellen der evangeliſchen Geſchichte noch liegenden Dunkels gerichtet waren. Es mußte ſich hier einestheils darum handeln das auffallende Verwandtſchaftsverhältniß der drei erſten Evangelien, der ſogenannten Synoptiker, womöglich zu erklären, ſodann die hiſtoriſche Geneſis des vierten Evangeliums in ſeiner ſpecifiſchen Eigenthümlichkeit zu begreifen. Hinſichtlich des erſten Punktes war es ſeit Joh. Jak. Griesbach ziemlich gewöhnlich geworden das Matthäusevangelium als das urſprünglichſte anzuſehen, und insbeſondere das Evangelium des Marcus als eine Compilation aus Matthäus und Lucas zu betrachten. Strauß folgt in ſeinem Leben Jeſu im Weſentlichen dieſer Anſicht, wie ſie durch Saunier, de Wette und Andere damals weiter ausgebildet war. Der letztere iſt auch in dem ſeit 1835 erſchienenen exegetiſchen Handbuch zum neuen Teſtament, ſowie auch in der 1842 erſchienenen vierten Auflage ſeiner Einleitung ins neue Teſtament, bei jener Hypotheſe geblieben. Doch verbindet er mit der Annahme der Benutzung eines Evangeliſten durch den andern die Annahme einer mündlichen Gemeinquelle, der urchriſtlichen Tradition, welche in neuerer Zeit, behufs der Erklärung des verwandtſchaftlichen Verhältniſſes der Synoptiker, beſonders von Gieſeler, in Anſpruch genommen war. Aber viele Schwierigkeiten blieben auch bei jener combinirten Annahme unaufgehellt; insbeſondere wäre man nach jener Hypotheſe dem Verfaſſer des Marcusevangeliums, bei der Art wie er aus Matthäus und Lucas compilirt haben mußte, einen Grad von Willkür und Leichtfertigkeit zur Laſt zu legen genöthigt, wie es immerhin bedenklich ſeyn müßte, wenn nicht die unwiderleglichſten Zeugniſſe vorlägen. Bis auf 27 Verſe nämlich, welche dem Marcusevangelium eigenthümlich ſind, findet ſich ſein geſammter Inhalt in bald mehr bald minder wörtlicher Uebereinſtimmung im Matthäus und Lucas wieder, und zwar nicht ſelten ſo daß ſich einzelne Beſtandtheile eines Satzes des Marcus bei Matthäus, die andern bei Lucas finden. Wollte man alſo annehmen daß Marcus den Matthäus und Lucas ausgeſchrieben, ſo würde der Verfaſſer des Marcusevangeliums in das mindeſtens ſehr zweideutige Licht eines bloß mechaniſchen Compilators geſtellt werden, wobei man denn noch nicht einmal begriffe weßhalb er ſo Vieles und zum Theil gar nicht Unwichtiges, was die Andern berichten, weggelaſſen habe. So waren alſo neue Unterſuchungen auf dieſem Gebiete keineswegs überflüſſig. Hinſichtlich der Frage nach den Verfaſſern unſerer ſynoptiſchen Evangelien waren die bedeutendſten Kritiker darin einig daß wenigſtens das erſte und zweite Evangelium, in der Form wie ſie uns vorliegen, nicht von den Verfaſſern herrühren, deren Namen ſie noch jetzt an ihrer Spitze tragen. Denn Matthäus ſoll nach einer uralten Ueberlieferung hebräiſch geſchrieben haben, während unſer erſtes Evangelium nicht einmal eine Ueberſetzung aus einem hebräiſchen Urtext ſeyn kann; und Marcus ſoll, was er von Petrus über die Geſchichte des Herrn vernommen, aufgezeichnet haben, ohne indeß eine beſtimmte Reihenfolge einzuhalten. Dieſe letzte Notiz paßt aber auf unſer zweites Evangelium durchaus nicht. Hinſichtlich des dritten Evangeliums ſchwankte man, doch hielt man meiſtens wegen ſeines pauliniſirenden Charakters die Verfaſſerſchaft des Lucas, des pauliniſchen Jüngers, feſt.

War ſo das Anſehen der Synoptiker in ein bedenkliches Schwanken gerathen, ſo ſtützte man ſich deſto unbedenklicher auf den Johannes, das eigentliche Lieblingsevangelium der modernen, vom Hauche der Speculation mannichfach berührten Theologie. Die Nichtauthentie des vierten Evangeliums war von Strauß mehr vorausgeſetzt als nachgewieſen, wenigſtens glaubte er den geſchichtlichen Charakter des johanneiſchen Chriſtus am wenigſten feſthalten zu können. Aber die johanneiſche Abfaſſung des vierten Evangeliums war, ſeitdem Bretſchneiders Angriff in den Probabilien (1820) mehr durch die Maſſenhaftigkeit des Widerſpruchs erdrückt als mit Gründen widerlegt war, ziemlich unangetaſtet geblieben, und man gebrauchte es daher gegen Strauß als Stütze die noch nicht erſchüttert ſey. Allein auch mit dieſer Sicherheit ſollte es nicht lange mehr dauern. Während Neander ſeine Darſtellung der Perſönlichkeit und Geſchichte Jeſu noch hauptſächlich auf das johanneiſche Evangelium baſirte, ſo war es zuerſt Weiſſe welcher in dem erſten über die Quellen der evangeliſchen Geſchichte handelnden Abſchnitt ſeines Werks das vierte Evangelium als mehr oder weniger unhiſtoriſch und ſeiner uns vorliegenden Geſtalt nach jedenfalls als unjohanneiſch verwarf. Indeß läßt er es wenigſtens noch nach einzelnen ſchon vom Apoſtel aufgezeichneten Studien, vorzugsweiſe Reden, nach dem Tode desſelben durch einen ſeiner Schüler und Anhanger in ſeiner jetzigen Geſtalt abgefaßt ſeyn. Als Geſchichtsquelle ſtellt Weiſſe es um eine beträchtliche Stufe tiefer als die ſynoptiſchen Evangelien. Es ſey, wenn nicht allenthalben im Einzelnen, ſo doch jedenfalls im Ganzen und Großen, in der Totalanſchauung des Charakters und der Perſönlichkeit Jeſu und des Ganges ſeiner Lebensgeſchichte einer Berichtigung durch die ſynoptiſchen Evangelien unterworfen. Dagegen erneuerte Weiſſe hinſichtlich des eigenthümlichen Verhältniſſes der Synoptiker, nach Lachmanns theilweiſem Vorgange, die

Digitized by Google

ſchon von Storr vorgetragene Anſicht daß das Marcusevangelium als das urſprünglichſte zu betrachten ſey. Es ſoll nach Weiſſe wirklich von Marcus, dem Begleiter des Apoſtels Petrus, nach Erzählungen des letztern aufgezeichnet ſeyn. Die Verfaſſer des erſten und dritten Evangeliums haben ſodann den Marcus vor ſich gehabt — daher die Uebereinſtimmung. Dabei benutzten beide noch eine vom Apoſtel Matthäus herrührende (uns nicht mehr erhaltene) Denkſchrift, welche vorzüglich Reden des Herrn enthielt, nach dem Zeugniß des alten Kirchenſchriftſtellers Papias, aus der erſten Hälfte des zweiten Jahrhunderts. Doch ſchloß ſich an dieſe Denkſchrift des Matthäus unſer erſtes Evangelium, wie ſchon aus den größeren Redeganzen in demſelben erhellt, näher an als das dritte, welches außerdem noch andere Berichte benutzte, wie dieß ſchon aus dem Eingang des Lucasevangeliums erhelle, wonach der Verfaſſer desſelben mehrfache Berichte über die evangeliſche Geſchichte müſſe gekannt haben.

Die von Weiſſe wieder aufgenommene Spur hinſichtlich der Priorität des Marcusevangeliums war faſt gleichzeitig gefunden und mit der größten bis ins Einzelnſte gehenden Sorgfalt verfolgt von Wilke, vormaligem Pfarrer zu Herrmannsdorf im ſächſiſchen Erzgebirge, in der Schrift: Der Urevangeliſt oder exegetiſch-kritiſche Unterſuchung über das Verwandtſchaftsverhältniß der drei erſten Evangelien (1838) (nicht zu verwechſeln mit Wilcke, dem Verfaſſer der gegen Strauß gerichteten Schrift über Tradition und Mythe). Durch eine ſehr ausführliche und bis in das anſcheinend geringfügigſte Detail eingehende Unterſuchung ſucht hier Wilke die Urſprünglichkeit des zweiten Evangeliums zu erweiſen. Die Verfaſſer des erſten und dritten Evangeliums haben beim Niederſchreiben ihrer Berichte den Marcus vor ſich gehabt, und das was ſie mehr haben ſelbſtändig hinzugefügt, das worin ſie abweichen willkürlich geändert. Doch iſt Lucas in der Ueberarbeitung des Marcus dem Matthäus vorangegangen, und ſomit iſt nunmehr nach dem Kanon: die Erſten werden die Letzten ſeyn, die Ordnung in welche Griesbachs Hypotheſe die Synoptiker geſtellt hatte, völlig umgekehrt: Marcus, welcher dort der letzte war, iſt nunmehr als Chorführer an die Spitze getreten, und Matthäus muß es ſich gefallen laſſen zu ſeinem und des Lucas Nachtreter degradirt zu werden. Sic transit gloria mundi! — Ziemlich unerklärlich bleibt nach dieſer Hypotheſe nur, wie es kommt daß die Verfaſſer des Matthäus- und Lucasevangeliums, wenn ſie doch den Marcus vor ſich hatten, ſo manche prägnante und intereſſante Eigenthümlichkeiten welche ſich bei dem letzteren finden, nicht mit aufgenommen haben. Um dieſe Schwierigkeit zu löſen, hat man dann zu der Annahme von Interpolationen ſeine Zuflucht genommen; man nimmt an, die hervorſpringendſten Eigenthümlichkeiten in dem Evangelium des Marcus, welche wir in dem erſten und dritten Evangelium nicht wiederfinden, ſeyen erſt durch ſpätere Interpolationen in den Text gekommen. Allein die Annahme von Interpolationen iſt, wo nicht ganz beſtimmte kritiſche Gründe dafür ſprechen, immer ſehr mißlich und hier zu augenſcheinlich ein Kind der Verlegenheit, als daß ſie viel Empfehlendes haben könnte. Leichter ließe ſich jedenfalls jene Schwierigkeit heben durch die Annahme daß unſer Marcusevangelium die Ueberarbeitung einer älteren Urſchrift ſey, zu welcher es jene ihm allein eigenen Beſtandtheile, welche ſich bei Matthäus und Lucas nicht finden, hinzufügte. Nähme man nun an daß nicht unſer Marcusevangelium, ſondern die Urſchrift desſelben den Verfaſſern des erſten und dritten Evangeliums vorgelegen hätte, ſo erklärte ſich hieraus einmal die Uebereinſtimmung derſelben mit Marcus, ſofern dieſer jene Urſchrift gleichfalls aufgenommen hatte, andererſeits aber auch die Verſchiedenheit, ſofern das Abweichende und Eigenthümliche des Marcus in der Urſchrift nicht vorhanden war. Freilich wäre man hiemit wiederum auf die Annahme eines unſern Synoptikern zu Grunde liegenden Urevangeliums zurückgeführt — eine Annahme die ſchon von Eichhorn und dem Engländer Marſh, wenn auch in anderer, unendlich complicirter Faſſung und Begründung, zu Ende des vorigen und zu Anfang dieſes Jahrhunderts vorgetragen iſt. Daß dieſe Hypotheſe, in der Geſtalt die ihr von Eichhorn und Marſh gegeben worden, von der neuern Evangelienkritik faſt durchgängig aufgegeben iſt, könnte an ſich noch kein Präjudiz dagegen begründen, ſobald ſie es nur vermag ſich auf eine dem heutigen Standpunkte der Wiſſenſchaft angemeſſene Weiſe umzugeſtalten. Denn wenn doch die auffallende Uebereinſtimmung der Synoptiker unmöglich aus einer ſo durchaus conſentirenden mündlichen Ueberlieferung erklärt werden kann, wenn ferner auch bei der Annahme daß die Evangeliſten einander benutzt, ſowie bei der Verbindung dieſer Erklärungsweiſe mit der Erklärung aus der mündlichen Ueberlieferung unauflösliche Schwierigkeiten übrig bleiben, ſo iſt endlich nur noch die Annahme möglich daß allen eine gemeinſame ſchriftliche Quelle zu Grunde liege, womit man dann immer noch die anderen Annahmen verbinden kann daß auch die mündliche Ueberlieferung, ſowie die Benutzung des einen unſerer Evangeliſten durch den andern, mitwirkende Urſachen bei der Entſtehung unſerer ſynoptiſchen Evangelienurkunden geweſen ſind. Nach einigen von Seiten der Tübinger Schule gegebenen Winken, die indeß bis jetzt noch nicht weiter ausgeführt ſind, ſoll nun jenes ſchriftliche Urevangelium, der eigentliche Stamm unſerer Synoptiker, das alte, bis auf wenige uns jetzt noch erhaltene Bruchſtücke verlorene ſogenannte Hebräerevangelium ſeyn, welches wegen ſeines judaiſirenden Grundcharakters bei der Zuſammenſtellung des neuteſtamentlichen Kanons nicht mit aufgenommen iſt. Da die Vermuthung daß das judenchriſtliche Hebräerevangelium die zu Grunde liegende gemeinſame Quelle unſerer ſynoptiſchen Evangelien bilde, mit dem ganzen Standpunkt jener Schule enger zuſammenhängt, ſo ſcheint es hier der geeignete Ort zu ſeyn denſelben mit einigen kurzen Zügen näher zu charakteriſiren.

Der eigentliche Begründer und Primas der von uns als Tübinger Schule bezeichneten Richtung iſt v. Baur, ſeit 1827 Profeſſor der Theologie an der Univerſität Tübingen. Gebildet durch den claſſiſchen Geiſt des Alterthums hat er die philoſophiſche Entwicklung der nächſten Vergangenheit in ſich durchlebt, bis er in den Tiefen der Hegel'ſchen Speculation Ruhe und Befriedigung gefunden hat. Indeß gehört er nicht, wie Marheineke, Daub und Andere, der ſogenannten rechten Seite der Schule an; auch das Centrum darf ſich ſeines Beſitzes nicht rühmen: vielmehr iſt er, wenn wir bei der einmal herkömmlichen Claſſification bleiben wollen, nach ſeinen insbeſondere in dem Werk über die Dreieinigkeitslehre ausgeſprochenen Grundanſchauungen nur der linken Seite beizuzählen. Hat er ſich in philoſophiſcher Hinſicht vorwiegend receptiv verhalten, ſo hat er dagegen auf theologiſchem Gebiet eine deſto reichhaltigere Wirkſamkeit entfaltet. Ein raſtloſer Fleiß, eine gediegene Gelehrſamkeit, ein eminenter Scharfſinn können ihm ſelbſt von ſeinen Gegnern nicht ſtreitig gemacht werden. Doch theilt er mehr oder weniger das Schickſal derer bei denen eine hervorragende Schärfe des kritiſchen Talents mit einer beſtimmt ausgeprägten philoſophiſchen oder philoſophiſch-theologiſchen Grundanſchauung gepaart iſt. Die erſtere begibt ſich, wenn auch unbewußt, in den Dienſt der letzteren und ſucht ihre Herrſchaft zu verbreiten, gleich als wäre es die eigene. Wollten wir auf ein unſerer Zeit nahe liegendes Beiſpiel verweiſen, ſo dürften

Digitized by Google

wir nur an Schleiermacher erinnern, von dem es ja ziemlich allgemein zugeſtanden wird daß, ſo Vorzügliches er auch als Kritiker geleiſtet haben mag, doch ſeine Kritik durch die beſondere Eigenthümlichkeit ſeines philoſophiſchen und religiöſen Grundbewußtſeyns beherrſcht wird. So wird es auch v. Baur nicht mit Unrecht vorgeworfen daß ſeine Kritik, getragen von einem ſpeculativen Fundament, bei aller Schärfe doch die zu dem kritiſchen Geſchäft nöthige Unbefangenheit verliere; daß er das geſammte empiriſch vorliegende Material, mit einſeitiger Zurückſetzung der ihm ungünſtigen Momente, zur Beſtätigung einer zum Theil durch aprioriſche Conſtruction gewonnenen Grundanſchauung zu zwingen wiſſe. Ein ſolcher Vorwurf, der, wenn auch nicht in allen einzelnen Fällen wo er gemacht iſt, ſo doch im Allgemeinen gegen v. Baurs Leiſtungen nicht ohne Grund erhoben werden kann, iſt aber bei ihm von um ſo größerem Gewicht, als das Gebiet auf dem er ſich vorzugsweiſe thätig erweiſt, nicht etwa, wie bei Schleiermacher, das der ſyſtematiſchen, ſondern das der hiſtoriſch-kritiſchen Theologie iſt, indem er theils die chriſtliche Urgeſchichte, theils verſchiedene Seiten der nachfolgenden, insbeſondere der theoretiſchen Entwicklung des chriſtlichen Geiſtes zum Gegenſtand ſeiner Forſchungen gemacht hat. Denn wenn er auch in ſeinem erſten bedeutenderen Werk über Symbolik und Mythologie (1824, 25), welches noch auf Schleiermacheriſchem Fundament ſtand, ſowie in dem glänzenden Kampf mit Möhler (ſeit 1833, wo „der Gegenſatz des Katholicismus und Proteſtantismus“ zuerſt in der Tübinger Zeitſchrift für Theologie erſchien), auf Gebieten ſich bewegte welche die ſyſtematiſche Theologie zunächſt umgränzen, ſo war doch auch hier der Stoff immer weſentlich noch ein hiſtoriſch gegebener, nicht aber ein durch rein ſyſtematiſche Conſtruction gewonnener. Zudem entfaltet ſich die eigentliche Bedeutung des Baur'ſchen Standpunktes für die Theologie erſt in denjenigen ſeiner Arbeiten welche einen in noch engerem Sinne hiſtoriſchen Charakter haben. Hierhin gehören die Abhandlungen: Ueber die Ableitung des Ebionitismus aus dem Eſſenismus (lateiniſch, 1831), über die Chriſtuspartei zu Korinth (1831) — von beſonderer Bedeutung deßhalb, weil er hier zuerſt die Grundzüge ſeiner immerhin großartigen Anſchauung der urchriſtlichen Zeit entwickelt hat; — die ſogenannten Paſtoralbriefe des Apoſtels Paulus (1835), über Zweck und Veranlaſſung des Römerbriefs (1836), über den Urſprung des Epiſkopats in der chriſtlichen Kirche (1838) — ſowie die größeren Werke über die chriſtliche Gnoſis in ihrer geſchichtlichen Entwicklung (1835), wo die Gnoſis, unter den Geſichtspunkt der Religionsphiloſophie geſtellt, von den gnoſtiſchen Syſtemen der chriſtlichen Urzeit im fortlaufenden Proceß bis auf die modernen religionsphiloſophiſchen Theorien eines Schelling, Schleiermacher und Hegel verfolgt wird; ferner die beiden dogmengeſchichtlichen Monographien über die Lehre von der Verſöhnung (1838) und die Lehre von der Dreieinigkeit und Menſchwerdung Gottes (1841—43), wo die Kategorien der Objectivität, Subjectivität und der Einheit beider Seiten als die treibenden Mächte des dogmengeſchichtlichen Proceſſes dargeſtellt ſind. Ueberhaupt iſt gerade das die charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit des Baur'ſchen Standpunktes, daß bei ihm die Tendenz vorwaltet das Allgemeine beſtändig als die übergreifende Macht über das Beſondere zu erfaſſen.

Er iſt nicht zufrieden mit der hiſtoriſchen Kleinkrämerei, welche in der vereinzelten Betrachtung ihres Gegenſtandes Ruhe und Befriedigung findet, ſondern er geht überall darauf aus von den gewundenen Gängen der hiſtoriſchen Detailforſchung eine perſpectiviſche Fernſicht auf das belebende Centrum der allgemeinen Idee zu eröffnen. Muß in dieſem Beſtreben an ſich ein weſentliches Verdienſt der Baur'ſchen Leiſtungen erkannt werden, ſo ſehen wir doch in der Ausführung einen Mangel darin, daß die Vermittlung des Allgemeinen mit dem Beſonderen eine innerlich nicht genügend vollzogene iſt. Das Allgemeine iſt bei Baur ſchon ein vorher fertiges; es arbeitet ſich nicht aus dem dialektiſchen Proceß des Beſonderen hervor, ſondern tritt auf eine mehr oder weniger äußerliche Weiſe an das Beſondere heran, und fordert von dieſem daß es ſich ſeiner Macht blindlings und ohne Widerſtreben unterwerfe. Daher geſchieht es denn daß der ſpröde Stoff des empiriſch Gegebenen es ſich oft gefallen laſſen muß, nach den allgemeinen Kategorien mit denen der Hiſtoriker und Kritiker an ihn herantritt, ſo lange gemodelt zu werden bis er geſchmeidig genug wird ſich in die an ihn herangebrachte Form zu fügen. Die unvermeidliche Folge iſt ein mehr oder weniger gezwungenes Ausſehen der geſchichtlichen Darſtellung, eine gewiſſe Schwerfälligkeit in der Fortbewegung, welche hervorgebracht wird durch das beſtändige Ringen die einzelnen Momente des geſchichtlichen Proceſſes mit der aprioriſch gewonnenen Begriffsdialektik in Einklang zu bringen. Daß Baur ſich alsbald eine Schule herangebildet hat, darf bei der innern Energie ſeiner wiſſenſchaftlichen Perſönlichkeit nicht befremden. Zeller, Schwegler, Köſtlin haben ſich auf dem Boden angebaut den der Meiſter vor ihnen geebnet. Der Erſte, deſſen Name auch auf philoſophiſchem Felde einen nicht unrühmlichen Klang hat, iſt für die theologiſche Wiſſenſchaft von beſonderer Bedeutung geworden durch die ſeit 1842 von ihm herausgegebenen Theologiſchen Jahrbücher. Sie haben ihre beſten Kräfte der Aufhellung des auf dem Urchriſtenthum liegenden Dunkels gewidmet, und möge man mit den gewonnenen Reſultaten übereinſtimmen oder nicht, das wird ſelbſt der Gegner nicht läugnen können daß ſie eine weſentlich integrirende Seite des wiſſenſchaftlichen Bewußtſeyns unſerer Tage repräſentiren. Wie Zeller hat ſich auch Schwegler an die Spitze einer Zeitſchrift geſtellt; die Jahrbücher der Gegenwart haben es verſucht die letzten Trümmer des Erbes, welches die Deutſchen Jahrbücher ſo leichtſinnig vergeudet hatten, womöglich zu retten. So weit ſie auf religiöſe und kirchliche Dinge ſich eingelaſſen haben, ſuchen ſie den Standpunkt welchen die Theologiſchen Jahrbücher für die Wiſſenſchaft vertreten, für das gebildete Laienbewußtſeyn zugänglich zu machen. Indeß auch für die Wiſſenſchaft hatte ſich Schwegler ſchon früher einen Namen erworben durch ſein Werk über den Montanismus (1841), wo die Baur'ſchen Grundanſchauungen bis zum Extrem verfolgt wurden. Dem Verfaſſer des Montanismus fehlt Zellers ruhige klare Beſonnenheit, welche dieſen nicht ſelten veranlaßt ſelbſt mit ſeinem Meiſter in Widerſpruch zu treten. Köſtlin endlich hat von demſelben Grunde aus den Lehrbegriff des vierten Evangeliums als die höchſte und vollendetſte Stufe der urchriſtlichen Lehrentwicklung zu begreifen geſucht, als das verſöhnende Wort in dem die vorangegangenen Gegenſätze überwunden waren.

Verſuchen wir es nun die von Baur begründete, von ſeiner Schule fortgebildete Anſicht über die Entwicklung des Urchriſtenthums, wenigſtens nach ihrem allgemeinſten Umriſſe, zu zeichnen, ſo geht ſie weſentlich von der Grundanſchauung aus daß das Chriſtenthum nicht ein von vornherein fertiges, ſondern vielmehr ein allmählich ſich entwickelndes, gewordenes iſt. Der Boden aus welchem es ſich entwickelte, konnte nur der Boden des Judenthums ſeyn, aus deſſen Schooße das Chriſtenthum thatſächlich hervorgegangen war: das jüdiſche Element war daher die Schranke welche das chriſtliche Princip erſt auf dem Wege der allmählichen Selbſtentfaltung durchbrechen konnte.

Digitized by Google

So glaubte man in dem Bewußtſeyn Chriſti ſelbſt ein jüdiſch particulariſtiſches Element neben dem übergreifenden Univerſalismus des chriſtlichen Princips zu erkennen, und das Chriſtusbild der ſynoptiſchen Evangelien ſchien ſolcher Auffaſſung mannichfache Handhaben zu bieten. Die eigentlichen Apoſtel, die Zwölfe, werden ſodann noch gänzlich in jüdiſchem Particularismus befangen vorgeſtellt; überhaupt unterſchied ſich zu Anfang die chriſtliche Gemeinde nur dadurch von der Synagoge daß ſie in Jeſu Perſon den erſchienenen Meſſias ſchaute und verehrte. Die Auferſtehung und der Hingang zum Vater galten nur als die Einleitung ſeiner baldigen Wiederkunft, um dann hier auf Erden das irdiſche Meſſiasreich zu gründen welches er bei ſeiner erſten Anweſenheit nur vorbereitet hatte. Im Uebrigen hielt die chriſtliche Gemeinde feſt an dem von den Vätern überkommenen Geſetz und Cultus, und die Aufnahme der Heidenwelt in das Gottesreich ohne Eintritt in das Judenthum lag noch weit über den Geſichtspunkt der erſten chriſtlichen Gemeinde hinaus. Da kam Paulus, und mit ihm zerſprengte der chriſtliche Geiſt die beengenden Feſſeln des Judenthums. Ihm war das Chriſtenthum nicht bloß ein veredeltes Judenthum, ſondern der Glaube an die in Chriſto vollbrachte Verſöhnung der Welt mit Gott war ihm ein ſpecifiſch neues ſchöpferiſches Lebensprincip, welches beſtimmt war das Judenthum nicht minder als das Heidenthum in ſich aufzuheben. Sein ganzes Leben war ein fortwährender Kampf gegen die Anfeindungen des Judaismus, welcher auch im Chriſtenthum das Judenthum noch nicht fahren laſſen und daher auch den Heidenchriſten das Joch des Geſetzes auferlegen wollte. Aber Paulus, welcher die univerſale Bedeutung des Chriſtenthums erkannt hatte, ſicherte den Heidenchriſten den freien Zutritt zu Chriſto und leitete ſo das Chriſtenthum auf die Bahn zur Weltreligion. Doch iſt Paulus, wie er ſelber aus dem Judenthum ſtammt und beſtändig mit dem Judaismus zu thun hat, noch mannichfach von judaiſirenden Elementen inficirt; er bildet den Gegenſatz gegen das Judenthum auf einer noch judaiſirenden Baſis. Nachdem er vom Schauplatze ſeiner Wirkſamkeit abgetreten, gewann das judaiſtiſche Princip in der Kirche wieder die Oberhand: der Ebionitismus, als Bezeichnung einer bald mehr bald weniger mit ſpeculativen Elementen verſetzten judaiſirenden Richtung, bildet den Grundcharakter der chriſtlichen Kirche bis nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts. Dann taucht ſeit der Mitte des zweiten Jahrhunderts die freiere Richtung in den mannichfaltigen Geſtaltungen des antijudaiſirenden Gnoſticismus wieder auf, und aus dem Kampfe beider Secten bildet ſich gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts eine Vermittlung hervor in welcher die Gegenſätze verklärt und überwunden ſind. Von dieſer Grundanſchauung aus werden dann auch die Beſtandtheile des neuteſtamentlichen Kanons in ein organiſches Verhältniß zu ſetzen verſucht. Der älteſten judaiſirenden Richtung gehört der Grundſtock unſerer ſynoptiſchen Evangelien an, das Hebräer- (Petrus-) Evangelium; unter ihnen ſelbſt hat das Matthäusevangelium einen am meiſten judaiſirenden Charakter, am wenigſten das des Lucas. Auf die Seite der primitiven judaiſtiſchen Grundrichtung fällt die Apokalypſe, höchſt wahrſcheinlich ein Werk des Apoſtels Johannes, der nicht nur von Paulus im Galaterbrief nebſt Petrus und Jacobus als Apoſtel des Judenthums bezeichnet wird, ſondern auch nach allen Spuren der ſpäteren Tradition einer judaiſirenden Auffaſſung des Chriſtenthums nicht fern geſtanden zu haben ſcheint. Dieſen Erzeugniſſen eines judaiſirenden Chriſtenthums treten nun auf der andern Seite die Briefe Pauli gegenüber; doch werden nur die Briefe an die Römer, Korinther und Galater für ächt gehalten. In ihnen zeigt ſich überall der Kampf des Apoſtels gegen das Judenthum im Chriſtenthum oder gegen den Judaismus, und dieſer Gegenſatz bildet das leitende Princip bei der Auffaſſung jener Briefe und der Situationen durch welche ſie veranlaßt wurden. Haben wir nun hier gleichſam die beiden äußerſten Flügel der neuteſtamentlichen Geſammtmaſſe, wie ſie in den Gegenſätzen des Judaismus und Paulinismus einander gegenüber ſtehen, ſo finden wir weiter eine Reihe von Erſcheinungen welche, bald von der einen bald von der andern Seite ausgehend, eine Vermittlung in einem höheren Standpunkt anzubahnen ſuchen. Wenn der Brief des Jacobus einen ſolchen von der judaiſirenden Grundrichtung ausgegangenen Vermittlungsverſuch bezeichnet, ſo haben wir in dem Lucasevangelium und der Apoſtelgeſchichte ähnliche vom Paulinismus ausgegangene Erſcheinungen mit der Tendenz zwiſchen den Gegenſätzen des Judaismus und Paulinismus zu vermitteln. Ebenſo bilden die Briefe an die Philipper, Koloſſer, Hebräer, der erſte Petri (natürlich nicht von Petrus verfaßte) und an die Epheſer eine ſtufenweiſe, zu einer höheren Vermittlung aufſteigende Reihe von Erzeugniſſen des pauliniſchen Standpunktes, welcher ſo endlich zu der über alle Gegenſätze erhabenen Höhe hinangeführt wird, auf welchen das vierte Evangelium und die ſogenannten Briefe des Johannes ſtehen. Der Gegenſatz iſt hier verſöhnt, aber nicht in der äußerlichen Weiſe welche von beiden Seiten die Extreme abſchneidet und die übriggebliebenen Reſte zuſammenfügt: die Entwicklung des chriſtlichen Geiſtes hat hier eine wirklich über den Gegenſätzen liegende Stufe erreicht; das Judenthum erſcheint als ein längſt überwundener Gegner, es iſt daher auch die Nothwendigkeit einer beſtändigen Rückſichtnahme auf daſſelbe nicht mehr vorhanden, wie im Paulinismus: das chriſtliche Princip vertieft ſich in ſich ſelbſt und erzeugt in den innerſten Tiefen ſeines Weſens den Gedanken des fleiſchgewordenen Wortes; die Weſensentfaltung des fleiſchgewordenen Logos, nach ſeiner ganzen unendlichen göttlichen Lebensfülle, iſt das eigentliche Thema des vierten Evangeliums. So enthält es eine ideale, keine wirkliche Geſchichte; die Thatſachen der evangeliſchen Geſchichte ſind hier in freieſter Weiſe umgebildet, um ſie zum Träger der idealen Selbſtentfaltung des Gottmenſchen zu machen. (Zu vergleichen insbeſondere v. Baurs Abhandlung über Compoſition und Charakter des Johanneiſchen Evangeliums, in Zellers Theologiſchen Jahrbüchern, 1844.) Die Zeit in welcher das vierte Evangelium entſtanden ſeyn ſoll, iſt die Mitte des zweiten Jahrhunderts; man glaubt darin die Einwirkungen des Gnoſticismus, Montanismus und anderer Erſcheinungen der damaligen Zeit nicht undeutlich zu erkennen. Dem vierten Evangelium parallel ſtehen noch die ſogenannten Paſtoralbriefe an Timotheus und Titus. Sie bilden die römiſche, wie das vierte Evangelium die kleinaſiatiſche letzte Entwicklung des pauliniſchen Lehrbegriffs. Ihren Gegenſatz ſind die Gnoſtiker des zweiten Jahrhunderts: ihre Tendenz geht auf Conſtituirung der Hierarchie zur Abwehr gegen das Eindringen häretiſcher Elemente in die Kirche.

Dieſe ganze Auffaſſungsweiſe, welche wir hier in ihren allgemeinſten Zügen darzulegen verſucht haben, iſt jedenfalls ein, wie man ſchwerlich läugnen kann, großartiger Verſuch die Geſchichte des Urchriſtenthums aus dem Geſichtspunkt einer organiſchen Entwicklung zu begreifen. Allein es iſt dabei nicht genug berückſichtigt daß das erſte Stadium eines durch ein neues Princip beherrſchten Entwicklungsproceſſes mehr als die folgenden den Charakter des Anorganiſchen, Sporadiſchen haben muß. Ein beſonderes Verdienſt der Tübinger Schule iſt es den Gegenſatz der beſchränkteren judaiſtiſchen Richtung gegen den univerſaleren

Digitized by Google

Standpunkt des Paulinismus in der urchriſtlichen Kirche als einen viel bedeutungsvolleren und ſchärferen nachgewieſen zu haben, als man denſelben bis dahin zu faſſen pflegte. Aber nun der ganzen älteſten chriſtlichen Kirche den Charakter des Ebionitismus vindiciren wollen iſt eine hiſtoriſche Willkür, zumal wenn man nach Schwegler den freieren Geiſt mit Paulus' Abtreten ſchlafen gehen läßt, um erſt ein Jahrhundert ſpäter wieder zu erwachen. Wenn Schwegler durch das angebliche Wiedererwachen des freieren Geiſtes in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts zu dem poetiſchen Erguſſe hingeriſſen wird: „So war die erſte Reformation geſchehen; nach hundertjähriger Irrfahrt war die Odyſſee des älteſten Chriſtenthums vollendet: der heimathliche Boden war wieder gefunden“ (Montanismus S. 282) — ſo dürfte ſich dagegen der freilich etwas proſaiſche Einwand erheben laſſen daß der Geiſt der Geſchichte nicht Zeit habe dergleichen hundertjährige Irrfahrten anzuſtellen, bloß um den Punkt wiederzugewinnen von dem er ausgegangen. Auch ſcheint es ſchon an ſich unnatürlich daß der Paulinismus, und mit ihm alle Reſultate der Wirkſamkeit des thatkräftigſten und tiefdenkendſten aller Apoſtel, jenes Apoſtels welcher das Chriſtenthum zuerſt als eine welthiſtoriſche Macht, als die Religion der Menſchheit begriffen hatte, welcher dieſen weltüberwindenden Glauben einer Reihe von einzelnen ausgezeichneten Männern und ganzen Gemeinden überliefert hatte, mit ſeinem Stifter ſollte zu Grunde gegangen ſeyn, um erſt nach einem hundertjährigen Schlaf zu neuem Leben zu erwachen. So konnte denn als Ausweg nichts anderes übrig bleiben als den Paulus ſelbſt zu ebionitiſiren, womit man denn freilich in Gefahr gerieth ſich den Boden unter den Füßen fortzuziehen; denn der Gegenſatz des Paulinismus gegen den Judaismus bildete ja eben das Fundament, auf dem ſich jene ganze Anſchauung von der Entwicklung der urchriſtlichen Kirche erhoben hatte.

Die Grundanſchauung von dem Gegenſatz des Paulinismus gegen den Judaismus in der älteſten chriſtlichen Kirche hat in unſeren Tagen einem der abenteuerlichſten Verſuche in der Evangelienkritik zum Ausgangspunkt dienen müſſen. Die Schrift: „Die Evangelien, ihr Geiſt, ihre Verfaſſer und ihr Verhältniß zu einander, ein Beitrag zur Löſung der kritiſchen Fragen über die Entſtehung derſelben“ (Leipzig, 1845, Otto Wigand), von einem „ſächſiſchen Theologen,“ ſucht aus jenem Gegenſatz die Entſtehung und das Verhältniß der Evangelien zu begreifen. Dabei wird indeß von allen Ergebniſſen der neueren, insbeſondere der Tübinger Kritik hinſichtlich der Entſtehungszeit der Evangelien durchaus abſtrahirt. Das Matthäusevangelium, hervorgegangen aus der judaiſtiſchen Richtung welche unter den eigentlichen zwölf Apoſteln die herrſchende war, und daher beſtändig bemüht den Petrus an die Spitze zu ſtellen, iſt jedenfalls vor dem Jahre 57 entſtanden; denn es hat bei der Abfaſſung des um dieſe Zeit geſchriebenen Lucasevangeliums vorgelegen. Dieß letztere Evangelium nun — das iſt die große Entdeckung, auf welche der Verfaſſer ſo ſtolz zu ſeyn ſcheint — iſt im Weſentlichen neben Lucas von Paulus ſelbſt verfaßt, während ſeines Aufenthalts in Epheſus und auf der von dort unternommenen Reiſe nach Macedonien und Hellas, in den Jahren 57 und 58. Dieß iſt das Evangelium welches Paulus meint, wo er in ſeinen Briefen von ſeinem Evangelium redet. Es iſt mit beſtimmter Beziehung auf Matthäus verfaßt und hat die Aufgabe die eigentlichen Jünger, insbeſondere den Petrus, verächtlich zu machen und zu verhöhnen. Mit Beziehung auf das Lucasevangelium heißt es: „Und wenn ich nun die Leſer in ein Gebäude voll bittern Doppelſinnes und voll Leidenſchaftlichkeit hineinführen muß, die uns bei unſerer ehrfurchtsvollen Betrachtung der kanoniſchen Schriftſteller die Seele manchmal vor Schmerz umkehren und den ſchönen Glauben an Weſen die unſer Traum geboren hatte austilgen muß, ſo glaube mir Jeder daß dieß nicht ohne viel Ueberwindung und innige Wehmuth von meiner Seite geſchieht“ (eine Krokodillsthräne) „und daß ich der Erſte ſeyn werde den es von Herzensgrunde freut, wenn man das Syſtem ſeiner Erklärungen gründlich und völlig widerlegt.“ — Wie nun Paulus, deſſen Briefe den reichhaltigſten Commentar zum Lucasevangelium bilden, den Petrus und ſeine Mitapoſtel faſt nie anders als mit entehrenden Namen nenne — auch der Pfahl im Fleiſch, der Engel des Satan, 1 Kor. 12, 7 iſt nichts anderes als der Apoſtel Petrus!!! — risum teneatis! — ſo werden auch die zwölf Apoſtel im dritten Evangelium von Jeſu ſelbſt nicht beſſer behandelt und als Phariſäer, Heuchler und Blinde bezeichnet, und ſo der heilige Mund des Herrn zum Diener pauliniſcher Leidenſchaftlichkeit entheiligt. Wenn es durch die neuere Kritik zwar anerkannt iſt daß ſich im Lucasevangelium der Einfluß des pauliniſchen Geiſtes nicht verkennen laſſe, ſo ſtellte man es doch auch nicht in Abrede daß es noch vielfache judaiſirende Elemente enthalte: man bezeichnete daher ſeinen Charakter als den der Vermittlung zwiſchen Judaismus und Paulinismus. Unſer Kritiker aber ſieht überall entſchiedene Feindſchaft gegen das Judenchriſtenthum. Nun aber gibt es doch auch im Lucasevangelium manche nichts weniger als antijudaiſtiſch lautende Ausſprüche Jeſu, manche Erzählungen, die doch dem Anſchein nach keineswegs einen ſo erbosten Judenfeind in dem Verfaſſer des Evangeliums errathen laſſen — thut nichts, unſer Kritiker weiß das zu machen: es ſind verblümte und unter der Blume deſto tiefer verwundende Ausfälle gegen die judenchriſtliche Richtung. Es iſt bewundernswürdig, wie feine und doch beißende Pillen Paulus und ſein Compagnon Lucas den judaiſirenden Apoſteln und ihren Anhängern zu geben wiſſen; noch bewunderungswürdiger der Scharfſinn unſeres Kritikers, der dort wo das blöde Auge eines gewöhnlichen Beurtheilers nur judaiſirende Elemente in dem Lucasevangelium zu erblicken glaubt, gerade ſeine feinſten gegen das judaiſirende Chriſtenthum gewendeten Spitzen erkennt. Könnte man aus der auch dem Lucasevangelium eigenthümlichen Genealogie des Herrn, wenn gleich ſie eine univerſaliſtiſchere Tendenz hat als die bei Matthäus, doch ein Haften an der äußerlichen Abſtammung herleiten wollen, wie es ſich bei Paulus keineswegs findet, ſo belehrt uns der Kritiker alsbald daß die Genealogie des Lucas „in polemiſcher, um nicht zu ſagen illuſoriſch-ironiſcher Abſicht gegen die Genealogie des Matthäus gefertigt und hergeſetzt ſey.“ Wiſſen wir ja doch aus der Stelle 1 Tim. 1, 4, wie Paulus gegen das jüdiſche Genealogienweſen geſinnt iſt. — Nun alſo wiſſen doch endlich die Theologen einmal, wie ſie mit den differirenden Geſchlechtsregiſtern bei Matthäus und Lucas daran ſind: das eine iſt weiter nichts als eine perſiflirende Ironie auf das andere. — Der Traum iſt kindiſch, aber göttlich ſchön! — Doch der Scharfſinn des Verfaſſers wird noch weit überſtrahlt durch ſeine Beſcheidenheit. Weitere Muthmaßungen über die Art wie das Compagnongeſchäft betrieben ſey, d. h. wie Paulus und Lucas zuſammen gearbeitet haben, überläßt er billig (?) den größeren Phantaſien württembergiſcher und preußiſcher Theologen — als ob es möglich wäre ihn ſelbſt an Phantaſie zu übertreffen! Er aber will ſich beſcheiden bloß das Begründete und unumſtößlich Sichere (!) ruhig und einfach darzulegen, wie es dem nüchternen Geiſte eines ſächſiſchen Theologen geziemt (S. 304). Wir fürchten die ſächſiſche Theologie wird durch dieſe Art Nüchternheit ſich nicht ſehr geſchmeichelt fühlen. Wir haben

Digitized by Google

uns beim Leſen oftmals der Frage nicht enthalten können: ob es mit dem Werke ernſtlich gemeint ſeyn könne, oder ob es nicht etwa ebenſo zu nehmen ſey wie in ihm das Lucasevangelium gedeutet wird, als eine große Ironie; aber für einen Scherz iſt es zu ernſt und pedantiſch; jedenfalls fehlte die Pointe, indem man nicht wüßte gegen wen und was die Tendenz eigentlich gerichtet wäre. So iſt es nichts als ein neues Monſtrum in dem Curioſitätencabinet der Theologie.

Schon die Tübinger Schule mußte durch ihre Anſchauung vom Urchriſtenthum in Beziehung auf die hiſtoriſchen Schriften des neuen Teſtaments theilweiſe zu der Annahme hingeführt werden daß die in ihnen berichtete Geſchichte mehr oder weniger durch die freie Schöpfung der Verfaſſer gebildet ſey. Auf die äußerſte Spitze getrieben und zur Caricatur verzerrt, ward die Auffaſſung der evangeliſchen Geſchichte, wonach ſie nur ein Erzeugniß der Subjectivität des Schreibenden ſeyn ſollte, durch B. Bauers bekannte Leiſtungen auf dem Gebiet der neuteſtamentlichen Kritik. Einen Vorläufer hatte B. Bauer an Lützelberger, welcher im J. 1838 ſein evangeliſches Pfarramt zu St. Jodſt in Nürnberg freiwillig niedergelegt hatte, weil ſeine Ueberzeugung mit Schrift und Kirchenlehre in Conflict gekommen war. In der öffentlichen Darlegung der Gründe welche ihn zur Niederlegung ſeines Amtes bewogen, machte er aufmerkſam auf die Differenz der Schrift- und Kirchenlehre, da doch die kirchliche Oberbehörde die Feſthaltung der letzteren fordere. Aber auch die heilige Schrift iſt ihm keine unbedingte Autorität: ihre Vorſtellungen tragen vielmehr die Spuren der menſchlichen Entſtehung an ſich. Insbeſondere iſt die Meſſiasidee ein Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes. Jeſus ſelbſt hat ſich weder für den Meſſias gehalten noch ausgegeben. Nur die Evangelien haben ihm die Ausſprüche über ſeine göttliche Natur und meſſianiſche Beſtimmung angedichtet. Er ſelbſt iſt ein jüdiſcher Prophet und Reformator geweſen, und nur dieß hat er auch ſeyn wollen. Ihn als den Sohn Gottes anbeten, und glauben daß vor ihm Aller Kniee ſich beugen ſollen, iſt Menſchenvergötterung. Das Chriſtenthum muß ein reines Gottesthum werden. — Wenn man dem perſönlichen Charakter eines Mannes die gebührende Anerkennung nicht verſagen kann, der, wie Lützelberger, Unterhalt und Stellung ſeiner Ueberzeugung zu opfern kein Bedenken trug, ſo darf dieſe Anerkennung doch nicht von Einfluß ſeyn bei dem Urtheil über ſeine wiſſenſchaftliche Befähigung. Wie ärmlich es aber mit dieſer bei Lützelberger beſtellt war, das zeigte er, ſelbſt wenn man es noch nicht ſchon aus der Darlegung der Gründe ſeiner Amtsniederlegung hätte entnehmen können, alsbald in ſeinen Grundzügen der pauliniſchen Glaubenslehre (1839) und beſonders in der 1840 erſchienenen Schrift über den Johannes. (Die kirchliche Tradition über den Apoſtel Johannes und ſeine Schriften in ihrer Grundloſigkeit nachgewieſen.) Die Schrift iſt ein Muſter von Abenteuerlichkeit und Abgeſchmacktheit: die Aechtheit des Johanneiſchen Evangeliums wird hier mit ſo plumpen Waffen bekämpft, daß für ſie wenig zu befürchten wäre falls ſie keinen andern Angriffen Stand zu halten hätte. Die ganze kirchliche Tradition von dem Aufenthalt des Apoſtels Johannes in Epheſus gehört hienach in das Reich der Fabel. Der Jünger den der Herr lieb hatte, war nicht Johannes, ſondern Andreas. Das Evangelium iſt in den Jahren 130 — 135 geſchrieben, innerhalb des parthiſchen Reichs von einem gebornen Samariter, der beim Herannahen des jüdiſchen Kriegs unter Bar-Cochba über den Euphrat geflohen und zum Chriſtenthum bekehrt war. In dem Werk über Johannes hatte Lützelberger ſein wiſſenſchaftliches Todesurtheil unterzeichnet.

In demſelben Jahr, wie Lützelbergers Unterſuchung über den Johannes, war nun auch die Kritik der evangeliſchen Geſchichte des Johannes von B. Bauer erſchienen. Bruno Bauer ſtand, als er in der litterariſchen Welt debütirte, auf einem zwiſchen Hengſtenberg und Hegel vermittelnden Standpunkt. Durch die abſtracte und rein formale Anwendung der Hegel'ſchen Kategorien ſollte der Glaubensinhalt in ſeiner ganzen Unmittelbarkeit in die Sphäre des Begriffes erhoben werden. Seine Beurtheilung des Strauß'ſchen Lebens Jeſu in den Berliner Jahrbüchern, von welcher in unſerem erſten Artikel die Rede geweſen iſt, bildet das Barometer für die Höhe ſeiner damaligen Bildung. In demſelben formaliſtiſch-ſcholaſtiſchen Charakter redigirte er die ſeit 1836 von ihm herausgegebene Zeitſchrift für ſpeculative Theologie, die aber ſchon nach anderthalbjährigem Beſtehen eines frühzeitigen Todes verblich. Einen Fortſchritt bezeichnet ſodann die 1838 erſchienene erſte Abtheilung ſeiner Geſchichte der Offenbarung, die Religion des alten Teſtaments enthaltend. In ſeiner Darſtellung der altteſtamentlichen Entwicklungsgeſchichte will hier B. Bauer die Mitte inne halten zwiſchen der gläubigen Theologie, welche in ihre Vorſtellung von der Zeit des moſaiſchen Geſetzes Anſchauungen einmiſcht die bis zur Vollendung der Prophetie ein Jahrtauſend brauchten um ſich auszubilden — und zwiſchen den entgegengeſetzten Reflexionen der hiſtoriſchen Kritik, welche aus den Zuſtänden der nachmoſaiſchen Zeit ſchließt daß die vorhergehende Zeit nicht die geweſen ſeyn könne welche den Pentateuch darſtellt. Aber die Conceſſionen welche B. Bauer in dieſem Werk der neueren Kritik gemacht hatte, reizten den, wo es Ketzereien zu erſpähen gibt, nimmer raſtenden Hengſtenberg zum offenen Angriff. Der Angegriffene warf den Streich auf das Haupt des Angreifers zurück in der Schrift: Hr. Dr. Hengſtenberg. Kritiſche Briefe über den Gegenſatz des Geſetzes und Evangeliums (1839). Fortan iſt der Bruch mit der gläubigen Orthodoxie erklärt. Der Gegenſatz ſchärft ſich in der Kritik der evangeliſchen Geſchichte des Johannes (1840). B. Bauer geht hier von den Zugeſtändniſſen der gläubigen Apologetik in Betreff des vierten Evangeliums aus, daß der Evangeliſt, ſowohl bei den längeren Reden als überhaupt bei der geſammten Darſtellung der Perſönlichkeit Chriſti, ſeiner eigenen Individualität einen bedeutenden Einfluß geſtattet habe. Das vierte Evangelium iſt eine größtentheils freie Compoſition des Evangeliſten, bei welcher ſowohl ſein allgemeiner dogmatiſch-philoſophiſcher Standpunkt als ſeine beſonderen Zwecke und Geſichtspunkte bildend einwirkten. Das ganze Evangelium iſt eine Reflexionsarbeit des Evangeliſten, in welcher nur einzelne wirklich hiſtoriſche Züge als Anknüpfungspunkte ſich finden. Durch die ganze Schrift zieht ſich ſchon der Gegenſatz gegen theologiſche Vorſtellungen und gegen die gläubige Apologetik, wider welche der Verfaſſer mit beſonderer Vorliebe zu Felde zieht. Eben dieſe Apologetik, wie ſie als „allerchriſtlichſte" mit der proteſtantiſchen Hierarchie im Bunde ſteht, iſt denn auch der Feind auf welchen B. Bauer in der Schrift die evangeliſche Landeskirche Preußens und die Wiſſenſchaft (1840) ſeine Pfeile losläßt. Das Aufgehen der Kirche in den Staat, nach der Seite ihrer äußeren Erſcheinung, wird hier als eine dialektiſche Nothwendigkeit vermittelſt Hegel'ſcher Kategorien conſtruirt; es iſt in der Union dem Princip nach vollzogen. Der Drang äußerer Verhältniſſe, das Drückende eines unabläſſigen Ringens um die Exiſtenz, dem auch die Verſetzung nach Bonn kein Ende gemacht hatte, ward durch Altenſteins Tod (Frühjahr 1840) noch geſteigert; denn dieſer hatte für B. Bauer das Mögliche gethan. Der Ingrimm gegen die Apologeten, gegen die Theologen denen er

Digitized by Google

ſeine bedrängte Lage beimaß, wuchs bis zum Fanatismus, und von den Perſonen ging der Widerwille auf die von ihnen vertretene Sache über. Die Oppoſition gegen die Orthodoxie ward bei B. Bauer zur Feindſeligkeit gegen die Theologie und endlich gegen das Chriſtenthum ſelbſt. Dieſer Uebergang vollendet ſich in der 1841 — 42 erſchienenen Kritik der evangeliſchen Geſchichte der Synoptiker. Der dritte Band hat den Titel: Kritik der evangeliſchen Geſchichte der Synoptiker und des Johannes; indem zur Darſtellung der Leidensgeſchichte auch das vierte Evangelium mit herangezogen iſt. Es laßt ſich indeß auch hier ein Stufengang nachweiſen, wie der Kritiker ſich während der Arbeit mehr und mehr exaltirt und fanatiſirt hat, bis er zuletzt bei einem weit extremeren Reſultat anlangt, als er es ſelbſt urſprünglich erwartet hat. In einer Anmerkung zur Vorrede des erſten Bandes bittet er darum das Urtheil bis zur Vollendung des Ganzen zu ſuspendiren. Wenn die Negation auch in dieſem Bande noch zu kühn und weitgreifend erſcheine, ſo ſey daran zu erinnern daß das wahrhaft Poſitive erſt dann geboren werde, wenn die Negation ernſtlich und allgemein geweſen. Wie auch wohl die Kritik ſo weit gehen könne, daß ſie alles Poſitive verzehre und endlich ſogar die zweitauſendjährige Vorſtellung von den meſſianiſchen Erwartungen der Juden zunichte mache, wenn ſie nicht gewiß ſey, durch ihre Dialektik zu einer Anſchauung der Perſönlichkeit Jeſu und zu einer Einſicht in die Kraft des chriſtlichen Princips zu kommen, welche bisher noch nicht vorhanden war. Am Ende werde ſich zeigen daß erſt die verzehrendſte Kritik der Welt die ſchöpferiſche Kraft Jeſu und ſeines Princips lehren werde. — Welches nun aber jenes Ende bei B. Bauer iſt, wird ſich ſpäter zeigen.

Sein Verhältniß zu den vorhergegangenen Verſuchen von Strauß, Weiſſe und Wilke, ſowie ſeinen eigenen Standpunkt, bezeichnete B. Bauer in der Vorrede in folgender Weiſe. In Strauß iſt zum erſtenmale die Kritik in durchgebildeter Allgemeinheit dem kirchlichen Standpunkt gegenüber getreten. Aber gerade weil es die erſte, wenn auch noch ſo feindliche Berührung iſt, ſo ſteht die Negation hier noch in der Abhängigkeit von ihrem Gegner; ſie iſt von dieſem noch nicht innerlich frei, was ſie iſt, iſt das vollſtändige Abbild ihres Gegners, und beide Welten, mag auch jede die umgekehrte oder die der andern entgegengeſetzte ſeyn, ſind an ſich dieſelbe Welt. Die orthodoxe Inſpirations- und die Strauſſiſche Traditionshypotheſe ſtehen auf demſelben Boden. Ob man ſagt: die Evangeliſten haben unter der Inſpiration des heiligen Geiſtes die gegebene Geſchichte niedergeſchrieben, oder die evangeliſche Geſchichte habe ſich in der Tradition gebildet, ſey im Princip dasſelbe, da es gleich tranſcendent ſey und die Freiheit und Unendlichkeit des Selbſtbewußtſeyns in gleicher Weiſe beeinträchtige. Mit Strauß ſteht die Kritik noch auf dem Standpunkt der Subſtanz. Die Ueberlieferung aus welcher Strauß die evangeliſche Geſchichte hervorgehen läßt, iſt nichts als die Subſtanz welche als die Macht der Gemeinde geſetzt wird. Man kommt mit dieſer Anſicht zu keiner klaren Anſchauung von dem Bildungsproceß der evangeliſchen Geſchichte: nur den Schein eines Proceſſes gewinnt man. Die Vorſtellung von dem Urſprunge der evangeliſchen Geſchichte in der Ueberlieferung iſt myſteriös: es wird dadurch nichts erklärt, ſondern das was erklärt werden ſoll, von vornherein als Subſtanz der Gemeinde geſetzt. Der weitere Fortſchritt der Kritik kann nur der ſeyn, die myſteriöſe Subſtantialität, in welcher ſie bisher ſich und die Sache gehalten, dahin aufzulöſen wohin die Entwicklung der Subſtanz ſelber treibe — zur Allgemeinheit und Beſtimmtheit der Idee und zu deren wirklicher Exiſtenz — dem unendlichen Selbſtbewußtſeyn. Dieſer Fortſchritt iſt nun von Weiſſe und Wilke in Betreff der Form vollzogen, d. h. ſie führen die Evangelien auf die That des Subjects, nämlich der Evangeliſten, in letzter Inſtanz des Urevangeliſten zurück. Daß das Evangelium des Marcus das Urevangelium ſey, damit erklärt ſich Bauer nicht nur vollkommen einverſtanden, ſondern er ſichert auch insbeſondere dem Wilke'ſchen Werke wegen dieſer Entdeckung und ihrer Durchführung unſterbliches Angedenken. In Beziehung auf den Inhalt der evangeliſchen Geſchichte tadelt der Kritiker an beiden ihren Poſitivismus: der Inhalt iſt bei ihnen noch nicht von dem Selbſtbewußtſeyn durchdrungen; ſie nehmen das in den Evangelien Berichtete als ein poſitiv Gegebenes, nicht als freie Schöpfung des Selbſtbewußtſeyns. Iſt aber die Form, wie es von jenen Männern anerkannt wird, durchweg ſchriftſtelleriſchen Urſprungs, wird dadurch dem Evangelium des Marcus wirklich der Charakter eines „Kunſtwerks“ verliehen, ſo können wir auch, da eine „künſtliche Compoſition“ auf den Inhalt nicht nur von Einfluß iſt, ſondern ſelber Inhalt ſchafft, auch ferner nicht bei der Anerkennung eines beſtimmten Poſitiven als des rein Gegebenen ſtehen bleiben. Die letzte Aufgabe der Kritik iſt alſo die daß zugleich mit der Form auch der Inhalt als freie Schöpfung des Selbſtbewußtſeyns nachgewieſen wird. Erſt dann hat die Kritik ihre abſolute Höhe erreicht: indem ſie die Evangelien als die freie Schöpfung des Selbſtbewußtſeyns begreift, iſt ſie über ſich ſelber zum Selbſtbewußtſeyn gekommen. So iſt die Kritik einerſeits die letzte That einer beſtimmten Philoſophie, welche ſich darin von einer letzten poſitiven Schranke befreien muß, und darum andererſeits die Vorausſetzung ohne welche die Philoſophie ſich nicht zur Allgemeinheit des Selbſtbewußtſeyns, erheben kann.

Sehen wir dieſes Bauer'ſche Räſonnement etwas näher an, ſo blickt aus der ganzen Argumentationsweiſe der alte Formelmann von Anno 36 ganz unverkennbar hervor. Die latente Geneſis des Bauer'ſchen Ideenzuſammenhangs läßt ſich in folgenden kurzen Sätzen zur Anſchauung bringen. Von Strauß datirt ſich der Anfang der Kritik. Alles Seyn iſt zuerſt Subſtanz; folglich muß auch die Kritik bei ihrem erſten Auftreten Subſtanz ihrer ſelbſt ſeyn. Wie iſt nun aber dieß Subſtanzſeyn der Kritik bei Strauß zu faſſen? — Es beſteht ganz einfach darin daß er den Bildungsproceß der evangeliſchen Geſchichte in die Subſtanz (der Gemeinde) verlegt; er vollzieht ſich auf dem bewußtloſen Wege der Ueberlieferung. Wie aber alles Seyn von der Subſtanz zum Selbſtbewußtſeyn ſich fortbewegt, ſo muß auch die Kritik, um ſich in ſich zu vollenden, die Stufe der Subſtanz verlaſſen, um ſich zum Selbſtbewußtſeyn zu erſchließen. Wie manifeſtirt ſich nun aber die zum Selbſtbewußtſeyn gekommene Kritik? Darin daß ſie die evangeliſche Geſchichte als ein reines Werk des Selbſtbewußtſeyns erkennt. Dieß iſt das einfache Gerüſt des Bauer'ſchen Standpunktes. Sein Todfeind ſind, wie man leicht erkennt, die abſtracten Kategorien, welche immer mit ſeinem Verſtande davon laufen. Alles Seyn iſt erſt Subſtanz und dann Selbſtbewußtſeyn, folglich muß es ſich mit der Kritik ebenſo verhalten. Gedacht, gethan! Der Kritiker beweiſt daß die evangeliſche Geſchichte ein reines Werk des Selbſtbewußtſeyns iſt. Das Bauer'ſche Selbſtbewußſeyn iſt hier nichts anderes als die ſubjective Willkür des Einzelnen. Denn es ſoll ja ausdrücklich weder etwas auf empiriſch-hiſtoriſchem Wege gegebenes Poſitives zu Grunde liegen, noch eine allgemeine objective Idee von welcher die Gemeinde erfüllt wäre. Denn dieſe letztere Vorausſetzung iſt es ja eben welche an Strauß als der ſubſtantielle Standpunkt ſeiner

Digitized by Google

Kritik ſo ſcharf getadelt wird. Freilich iſt dieſe Bezeichnung des Straußiſchen Standpunktes nur zur Hälfte richtig: Strauß ſchließt ja keineswegs das Selbſtbewußtſeyn von dem Bildungsproceß der evangeliſchen Geſchichte aus — auch wäre eine ſolche Vorſtellung eine monſtröſe Abſurdität — ſondern er faßt als die bildende Macht das Selbſtbewußtſeyn der Gemeinde als Totalität, während Bauer Alles auf das Selbſtbewußtſeyn des Einzelnen, des ſchriftſtellernden Subjects, zurückgeführt wiſſen will. Der Vorwurf des Subſtantialismus kann Strauß nur inſofern treffen, als er die Mythen zum Theil auf bewußtloſe Weiſe erzeugt werden läßt, während ſie nach Br. Bauer durch die bewußte Reflexion der Schriftſteller gebildet ſind. Um dieſen Satz in ſeinem ganzen Umfange durchzuführen, um alle Einflüſſe eines objectiv Gegebenen von vornherein unmöglich zu machen, ſtellt Bauer den Satz auf daß „der Reflexionsbegriff des Meſſias“ ſich erſt in der chriſtlichen Gemeinde gebildet und vorher im Judenthum gar nicht exiſtirt habe. Hatte Strauß gerade aus dem Einfluß der zur Zeit des Chriſtenthums herrſchenden jüdiſch-meſſianiſchen Vorſtellungen viele Eigenthümlichkeiten der evangeliſchen Ueberlieferung zu erklären geſucht, ſo ſtellte Bauer die Exiſtenz derſelben vor und außerhalb der chriſtlichen Gemeinde gänzlich in Abrede. Erſt hiedurch werde die bibliſche Kritik ganz emancipirt; erſt hiedurch werden die Brücken abgebrochen und die Schiffe verbrannt die ihre Communication mit der früheren orthodoxen Anſicht unterhielten; erſt hiedurch wird ihr der letzte Anhalt genommen, den ſie am anerkannten Poſitiven beſaß, und ſie ſelbſt in das freie Element des Selbſtbewußtſeyns verſetzt, an welches ſie ſich nun allein zu halten und in dem ſie ſich zu orientiren hat.

So ſetzt ſich denn alſo nach Br. Bauer das Selbſtbewußtſeyn in der Perſon eines Evangeliſten hin und ſchreibt ein Evangelium — ein Evangelium von der Gnade Gottes welche in Chriſto den Menſchen erſchienen ſey, von dem beſänftigenden Troſt den er den Armen und Mühſeligen gebracht, von dem Gottesreiche welches, aus kleinem Keime entſproſſen, dereinſt die ganze Erde überſchatten werde, ein Reich des Geiſtes, der Wahrheit und der Liebe. Wahrlich, ſo etwas konnte kein gemeines Selbſtbewußtſeyn erfinden — nein, es muß ein außerordentliches, ein erhabenes Selbſtbewußtſeyn geweſen ſeyn. Und ſo iſt es in der That nach Br. Bauer wenigſtens mit der Incarnation des evangeliendichtenden Selbſtbewußtſeyns; Marcus, der Urevangeliſt, iſt „der geſchickte Componiſt, der geiſtreiche Pragmatiker der mit einfacher großartiger Kunſt die Geſchichte des Herrn entfaltet und gedichtet hat.“ Aber was mit der einen Hand gegeben wird, wird mit der andern genommen. Zwar iſt die Darſtellung des Marcus eine künſtleriſche, aber dennoch löst ſie ſich durch ihre Inconvenienzen auf; an die mannichfachen Verſtöße die auch im Marcusevangelium nicht fehlen, hängt ſich die Kritik und bereitet ihm das Schickſal der vollſtändigſten Auflöſung „in ein jämmerliches Nichts.“ Künſtleriſch und ſchön iſt die Darſtellung des Marcus nur in Verhältniß zu ſeinen unglaublich ungeſchickten und einfältigen Abſchreibern; im übrigen aber iſt das chriſtliche Princip als ſolches für die Kunſt, namentlich für die Kunſt der Darſtellung unfähig. Dagegen ergeht es nun den beiden andern Evangeliſten ganz erbärmlich. Lucas, welcher an Urſprünglichkeit und Fähigkeit zunächſt auf Marcus folgt, hat im Ganzen nur wenig gelungene Partien; er kann ſich nicht enthalten den ihm vorliegenden Bericht des Marcus durch allerlei nichtsſagende Bemerkungen, ungeſchickte Nachbildungen, ungehörige Einfälle und widerſinnige Transpoſitionen zu verunſtalten. Und nun gar erſt Matthäus! Er hat nach Marcus und Lucas gearbeitet; aber wie plump iſt ſeine Ueberarbeitung, wie erbärmlich ſeine Erfindung! Ueberall zerſtört und verwirrt er den ſchönen Pragmatismus des Urevangeliſten, überall ſtrotzt er von unglücklichen Pointen. — Die Pointen liebt Br. Bauer, ſie finden ſich unter anderm I, S. 357. 58 auf dem Raum von einer guten halben Seite fünfmal, und der Pragmatismus iſt ihm nicht minder geläufig.

Wir überheben uns hier eines näheren Eingehens auf das Detail der Bauer'ſchen Kritik: ſie iſt ein einförmiges, langweiliges Einerlei, welches ſich immer um die Nachweiſung dreht daß die einzelnen Berichte entweder frei durch die Evangeliſten geſchaffen, oder der vorliegenden Relation des Urevangeliſten mit größerem oder geringerem Geſchick nachgebildet ſind. Beluſtigend iſt nur die Art und Weiſe wie die armen Evangeliſten ganz ſchülerhaft ausgeſcholten werden, wo ſie nach der Meinung des Kritikers Böcke geſchoſſen oder ihm irgendwie unpaſſend erſcheinende Dinge geſagt haben; und davor wiſſen ſich ja die Armen einmal nicht zu hüten, vielmehr, ſie mögen es anfangen wie ſie wollen, ſie laufen dem Kritiker immer gerade ins Netz. Zwiſchen der Kritik der einzelnen evangeliſchen Berichte macht dann Br. Bauer bisweilen Ruhepunkte und hält längere Abrechnungen mit den Apologeten über Inſpiration, Wunder u. ſ. w. Dieſe gelegentlichen Zuſammenkünfte genügen ihm indeß nicht; überall im Verlauf ſeiner ganzen Darſtellung zieht er gegen die Apologeten und Theologen, ihre Unwiſſenheit und Heuchelei mit wahrem Fanatismus zu Felde. Die Heuchelei der Theologen beſtand bisher darin daß ſie Anſchauungen, die von ihrer eigenen weltlichen Bildung und von ihren ſämmtlichen Verhältniſſen Lügen geſtraft wurden, dennoch aufrecht zu erhalten ſuchten, alſo auch nur durch erbärmliche Argumente aufrecht erhalten konnten. Die Theologie iſt nach Br. Bauer der dunkle Fleck der neuern Geſchichte: nur als ſolche konnte er ſie ſchildern und der Reinheit der Kritik entgegenſtellen.

Wirft man nun endlich noch die Frage auf: wie viel oder wie wenig hiſtoriſchen Hintergrund denn Br. Bauer an der evangeliſchen Geſchichte eigentlich noch anerkenne, ſo iſt dieſelbe ſchwer zu beantworten, ſofern er ſich ſelbſt hierin nicht conſtant bleibt. Indem er nämlich in den erſten Bänden doch noch Eins oder das Andere aus dem Leben Jeſu für geſchichtlich zu halten ſcheint, ſo iſt ihm am Schluß des Werkes — und die hier ausgeſprochene Anſicht muß man doch wohl als die eigentlich gültige anſehen — ſogar die pure Exiſtenz Jeſu zweifelhaft geworden. „Wenn ein Mann Namens Jeſus exiſtirt hat — heißt es in dem letzten Ruhepunkt zu Ende des dritten Bandes — wenn dieſer Jeſus den Anſtoß zu der Revolution gegeben hat die im Namen Chriſti die Welt erſchüttert und ihr eine neue Form gegeben hat, dann iſt ſoviel gewiß daß ſein Selbſtbewußtſeyn noch nicht durch die dogmatiſchen Satzungen des evangeliſchen Chriſtus entſtellt und aus ſeinen Fugen geriſſen war; dann iſt der Charakter ſeiner Perſönlichkeit gerettet. Der evangeliſche Chriſtus, als eine wirkliche geſchichtliche Erſcheinung gedacht, wäre eine Erſcheinung vor welcher der Menſchheit grauen müßte, eine Geſtalt die nur Schrecken und Entſetzen einflößen könnte.“ Ob aber jene Perſönlichkeit Jeſu wirklich exiſtirt habe, darüber läßt ſich nach Br. Bauer ein entſcheidendes Urtheil erſt fällen, nach dem die Arbeit abſolvirt iſt die der Kritik der Evangelien folgen muß, die Kritik der neuteſtamentlichen Briefe. — Was hier für eine Entſcheidung erfolgt ſeyn würde, wofern ſich die Bauer'ſche Kritik in der Weiſe fortgebildet hätte wie vom erſten bis zum dritten Bande ſeiner Synoptiker, iſt nicht unſchwer zu errathen. Auch hat Bauer, indem er ſeine kritiſche Thätigkeit in Bezug auf das neue Teſtament hier beendete, dadurch gewiſſermaßen ſtillſchweigend zu verſtehen gegeben

Digitized by Google

daß eine Kritik der neutestamentlichen Briefe von seinem Standpunkt aus nur etwas Ueberflüssiges wäre. Was soll auch dem selbstgenügsamen Bauer'schen Selbstbewußtseyn ein außer ihm liegendes Positives, wie ja doch die historische Existenz der Person Jesu jedenfalls wäre! Hätten wir doch hieran immer noch einen in das Selbstbewußtseyn nicht aufgelösten mysteriösen Hintergrund! Die letzte Consequenz kann hier nur seyn — und wir kennen unsern Kritiker zu gut, als daß er sie aus Zaghaftigkeit ablehnen sollte — daß auch selbst die reine Existenz „eines Mannes Namens Jesus" nichts ist als eine freie Schöpfung des Selbstbewußtseyns. Das ist also das verheißene Ende wo die Widersprüche ihre Lösung finden, das die durch die Dialektik der Kritik gewonnene „Anschauung der Persönlichkeit Jesu" und die „Einsicht in die Kraft des christlichen Princips, welche bisher noch nicht vorhanden war." — Eine Beurtheilung bedarf diese Ansicht nicht: eine Kritik welche im Stande ist so sehr von allem Sinn für geschichtliche Wahrheit zu abstrahiren, beweist sich damit selbst als eine reine Abstraction und kritisirt sich somit selbst. Von Wichtigkeit ist sie nur wegen des Geistes der sich darin einen Ausdruck gegeben hat.

Daß B. Bauer bei seiner offen ausgesprochenen Feindseligkeit gegen Theologie, Kirche und Christenthum sein theologisches Lehramt nicht aus freien Stücken aufgab, war mindestens eine Inconsequenz. Seine Kritik der Synoptiker hatte ihn als theologischen Docenten unmöglich gemacht; die zu seiner Remotion von Seiten des Cultusministeriums (Eichhorn) getroffene Einleitung war eine Nothwendigkeit. Seit dem August 1841 ward von dem genannten Ministerium an die sämmtlichen theologischen Facultäten der preußischen Universitäten die Forderung gestellt sich über folgende zwei Punkte gutachtlich zu äußern: 1) Welchen Standpunkt der Verfasser nach jener Schrift im Verhältniß zum Christenthum einnehmen, und 2) Ob demselben nach den Bestimmungen der Universitäten, besonders aber der theologischen Facultäten die licentia docendi verstattet werden könne. Unbedingt verneinend entschied sich die Bonner Facultät, gleicherweise die Berliner mit Ausnahme von Marheinecke, welcher ein Separatvotum einreichte des Antrags: Bauer, der allerdings seinem theologischen Charakter freiwillig entsagt habe, eine philosophische Professur mit angemessenem Gehalt zu verleihen. Die Majorität der Breslauer Universität entschied sich, da Dav. Schulz krankheitshalber nicht mitstimmte, für Entziehung der Licenz, während Middeldorpfs Separatvotum dahin lautete: Bauer in seiner akademischen Wirksamkeit zu belassen und ihn, falls er als Lehrer die Jugend wahrhaft zum Forschen anzuregen verstehe und durch ein sittlich würdiges Leben dieser Jugend als Muster vorleuchte, auch auf der Docentenlaufbahn, wenn seine Zeit gekommen, zu befördern. Die Greifswalder Facultät theilte sich in zwei gleiche Feldlager, pro et contra, und die Hallesche sprach sich, nach ihrer Zusammensetzung aus den heterogensten Elementen, sehr unbestimmt aus, doch bezeichnete sie es schließlich als rathsamer Bauer die Licenz nicht zu entziehen, sondern zunächst nur ihn nachdrücklichst auf den Widerspruch aufmerksam zu machen, in den er sich seiner eingereichten Schrift zufolge mit seiner Stellung als akademischer Docent befinde. Am entschiedensten gegen die Entziehung der Licenz erklärte sich die Königsberger Facultät: es möge nichts geschehen was der theologischen Wissenschaft und der Kirche das Ansehen gäbe, als finde sie in sich selbst kein wirksames Gegen- und Heilmittel und als müßte sie daher die eigene Ohnmacht durch die äußere Gewalt des Staates zu ergänzen und zu verdecken suchen. Doch haben auch diejenigen welche sich gegen eine Remotion erklärten, keinen Anstand genommen ihre Mißbilligung über die Ausartung der Bauer'schen Kritik auszusprechen. Die verschiedenen Erklärungen über eine Verweisung aus dem theologischen Lehramt oder Belassung in demselben knüpften sich an die verschiedenen Ansichten über die Stellung Bauers zum Christenthum; denn während die Einen den von dem Kritiker der Synoptiker inne gehaltenen Standpunkt als den Grundprincipien des Christenthums durchaus entgegengesetzt betrachteten, konnten die Andern etwas geradezu Antichristliches nicht darin finden und sahen darin nur einen Irrthum, eine extravagante Einseitigkeit innerhalb des Christlichen.

Indeß, während diese Verhandlungen noch obschwebten, arbeitete Bauer rastlos daran die gutgemeinte Illusion seiner Gönner, als ob seine Feindschaft nicht dem Christenthum als solchem gelte, recht gründlich zu zerstören. Das Novemberheft der Deutschen Jahrbücher brachte einen Aufsatz von ihm unter dem Titel: Theologische Schamlosigkeiten, wo er die Maske gänzlich fallen ließ. Heuchelei, Niederträchtigkeit, vorsätzliche Lüge — das sind die Früchte des modernen, des in sich selbst vollendeten Glaubens, und sie selbst haben ihre Vollendung in der Schamlosigkeit welche die letzte Frucht dieses Glaubens ist, der Frucht in welche die ganze Kraft dieses Glaubens aufgegangen ist. „Die Schamlosigkeiten welche der moderne Glaube begeht, sind zahllos. In Schriften, in Katheder- und Kanzelvorträgen, in Zeitungen, politischen wie Kirchenzeitungen, in Litteraturzeitungen, kurz überall wo nur der Glaube reden und schreiben kann, werden die Schamlosigkeiten zu Tausenden begangen." — Was B. Bauer etwa noch nachließ, das leisteten seine guten Freunde in den Deutschen Jahrbüchern, indem sie die Meinung, Bauers Begriffe seyen nicht gegen das Christenthum selbst gerichtet, als eine Lächerlichkeit verspotteten. Bei so bewandten Umständen durfte der letzte Entscheid des Ministeriums nicht befremden, wodurch ihm die licentia docendi entzogen ward; (unter dem 29 März 1842 dem Kritiker von Seiten der Facultät eröffnet; vergl. Preußische Staatszeitung vom 7 April). Eine Anzahl von Broschüren und Zeitungsartikeln hatte sich für und wider Partei nehmend mit Bauers Angelegenheit beschäftigt: die Lehrfreiheit war die Parole des Tags. Aber wenn Jemand, wie Bruno Bauer, Theologie und Christenthum überhaupt nicht nur verhöhnt und mit Füßen tritt, sondern schlechterdings als einen Unsinn negirt, so ist es von seiner Seite eine Absurdität ein theologisches Lehramt bekleiden zu wollen, und das Kirchenregiment würde sich als blödsinnig prostituiren, wollte es einen Solchen als theologischen Docenten dulden. Ein Mensch welcher die Jurisprudenz, Medicin, Philosophie offen als einen Unsinn erklärt, kann vielleicht alles Andere seyn, nur kein juristischer, medicinischer, philosophischer Lehrer. Daß sich zum Theil so angesehene Stimmen gegen die Entziehung der Licenz erklärten, wie z. B. bei Gelegenheit der Facultätsgutachten, konnte nur darin seinen Grund haben daß sich damals der Bauer'sche Standpunkt noch nicht ganz enthüllt hatte; so war damals noch nicht einmal der dritte Theil der Synoptiker erschienen.

So hatte B. Bauer in der Theologie geendigt; der Theologe hatte sich selbst ums Leben gebracht, um als Litterat und Politiker zu einem neuen Daseyn zu erwachen. Aber das neue Daseyn war nichts als das alte in einer neuen Form; das alte Metall war eingeschmolzen, aber es ward dadurch nicht besser: dieselbe Einseitigkeit, dieselbe Arroganz, derselbe Fanatismus charakterisirte den Herausgeber der Litteraturzeitung und den Verfasser der Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, wie den Kritiker der Synoptiker und den Posaunenbläser über Hegel den Atheisten und Antichristen.

Digitized by Google

Der Uebergang von Bauers Standpunkt in ſeiner Kritik der Synoptiker zu dem Feuerbachianismus iſt der folgende. Das Selbſtbewußtſeyn aus dem Br. Bauer die Evangelien hervorgehen ließ, fiel ſo ziemlich mit der Willkür zuſammen, beſonders wenn man die Durchführung im Einzelnen ins Auge faßte. So erſchien die Schöpfung der Evangelien, wie die Entſtehung des Chriſtenthums überhaupt, als völlig unvermittelt und in der Luft ſchwebend, zumal da, wie wir geſehen haben, er endlich ſogar die pure Exiſtenz der geſchichtlichen Perſönlichkeit Jeſu in Zweifel ſtellte. Er hatte in der Kritik den dialektiſchen Proceß von der Subſtanz zum Selbſtbewußtſeyn vollziehen wollen, aber in der barocken Weiſe wie er dieſen Fortſchritt machte, hatte er das Selbſtbewußtſeyn von der Subſtanz gänzlich losgeriſſen und iſolirt und eben dadurch zur Willkür gemacht. Aber in der abſoluten Grundloſigkeit der Willkür vermag es einmal der menſchliche Geiſt nicht auszuhalten. Das Bedürfniß dieſe Willkür zu begreifen, d. h. für das ſo oder ſo beſtimmte Selbſtbewußtſeyn wiederum einen Grund in der Subſtanz zu ſuchen, macht ſich ſchon bisweilen bei ihm ſelbſt geltend. Es mußte die Frage entſtehen: wie kommt doch das Selbſtbewußtſeyn der Verfaſſer unſerer Evangelien dazu ſich einen ſolchen Chriſtus und ſolche Vorſtellungen von ihm zu bilden, wie wir ſie in den Evangelien niedergelegt finden? Ein objectiv vorliegender hiſtoriſcher Thatbeſtand außerhalb des Subjects ward ja nicht anerkannt; ſollte alſo jene Beſtimmtheit des Selbſtbewußtſeyns einen ſubſtantiellen Grund haben, ſo konnte dieſer nur das eigene ſubſtantielle Weſen des Subjects oder des Menſchen überhaupt ſeyn, welches ſich in jenen Dichtungen des Selbſtbewußtſeyns reflectirt und abſpiegelt, jedoch ſo daß das Subject ſein eigenes Weſen hier als einen ihm fremden äußerlichen Hergang anſchaut. Schon bei Br. Bauer blickt dieſe Auffaſſung bisweilen durch, obwohl bei der Durchführung ſeiner Kritik im Einzelnen das Verfahren der Evangeliſten meiſt als reine Willkür, ohne allen tieferen ſubſtantiellen Gehalt erſcheint. In jener Weiſe, wonach das Weſen des Menſchen als der eigentliche Grund der evangeliſchen Berichte von Chriſtus erſcheint, erklärt er ſich beſonders in einer Stelle am Schluß ſeines Werks, in dem letzten Ruhepunkt (III, S. 313): „Der hiſtoriſche Chriſtus (d. h. der Chriſtus wie er in den Evangelien geſchildert iſt) iſt der Menſch, den das religiöſe Bewußtſeyn in den Himmel erhoben hat, d. h. der Menſch der auch dann, wenn er auf die Erde herabkommt um Wunder zu thun, um zu lehren und zu leiden, nicht mehr der wahre Menſch iſt. Der Menſchenſohn der Religion iſt auch als Verſöhner der ſich ſelbſt entfremdete Menſch. Er wird nicht geboren wie ein Menſch, lebt nicht wie ein Menſch in menſchlichen Verhältniſſen und ſtirbt nicht wie ein Menſch. Dieſer hiſtoriſche Chriſtus, das in den Himmel erhobene, das Gott gewordene Ich hat das Alterthum geſtürzt, die Welt beſiegt, indem es dieſelbe ausſaugte, und ſeine geſchichtliche Beſtimmung hat es erfüllt wenn es durch die ungeheure Zerrüttung in die es den wirklichen Geiſt ſtürzte, dieſen gezwungen hat ſich ſelbſt zu erkennen und mit einer Gründlichkeit und Entſchiedenheit, die dem naiven Alterthum nicht möglich war, Selbſtbewußtſeyn zu werden." — Wenn dieſer Paſſus ganz Feuerbachiſch klingt, ſo hat man zu bedenken daß das Weſen des Chriſtenthums ſchon ein Jahr früher, als dieſer letzte Band der Synoptiker, erſchienen war, ſo daß alſo Bauer erſt durch Feuerbach zur Klarheit über ſich ſelbſt gebracht und aus der luftigen Höhe ſeiner willkürlichen Selbſtbewußtſeyns-hypotheſe wieder auf den feſten Boden einer wenn auch nur anthropologiſchen Subſtanz zurückgeführt ward.

L. Feuerbach hatte ſich ſchon durch die Gedanken über Tod und Unſterblichkeit (1830 anonym) als den Anhänger eines ziemlich handgreiflichen Materialismus bewieſen. Einen philoſophiſchen Namen gewann er zuerſt durch ſeine Geſchichte der neuern Philoſophie, Bd. I von Baco v. Verulam bis Bened. Spinoza. Bd. II Darſtellung und Entwicklung der Leibnitz'ſchen Philoſophie (1837). Schon hier blickt mannichfach ein gegen Theologie und Chriſtenthum gerichteter Geiſt durch, und in ſeinem Pierre Bayle erfreute er ſich der Wunden welche die Theologie durch die Skepſis empfing. Die Schrift über Philoſophie und Chriſtenthum (1840) ebnete ſeinem Hauptwerk, dem Weſen des Chriſtenthums (1841. 2te Aufl. 1843), den Weg, in welchem die negative Oppoſition gegen alles Chriſtliche und Religiöſe überhaupt offen und ohne Rückhalt declarirt ward. Nach Feuerbach iſt nun die Religion eine unwahre krankhafte Form des menſchlichen Selbſtbewußtſeyns; die eigentliche Subſtanz des religiöſen Bewußtſeyns iſt das Weſen des Menſchen, welches aber nicht als ſolches von dem religiöſen Bewußtſeyn angeſchaut und begriffen wird, ſondern vielmehr als ein ſich ſelber Aeußerliches, Gegenüberſtehendes, Fremdes, Jenſeitiges. In den Beſtimmungen über das göttliche Weſen und den göttlichen Willen reflectirt ſich nur Weſen und Wille des Menſchen, wie es vom Subject als ſich ſelber Aeußerliches angeſchaut wird. Dieſe Aeußerlichkeit aber, und damit der Zwieſpalt des Selbſtbewußtſeyns welcher die Grundlage der Religion bildet, ſoll aufhören; das Selbſtbewußtſeyn ſoll aus der Differenz zur Einheit mit ſich zurückkehren, die Religion als die Form dieſer Differenz ſoll abrogirt werden. Der Himmel ſoll wahrhaft auf die Erde verlegt, das Unendliche aus der Tranſcendenz des Jenſeits in die Immanenz des Dieſſeits aufgelöſt — kurz Gott ſoll wahrhaft Menſch, und die Theologie endlich zur Anthropologie werden. Dieß die Quinteſſenz der Feuerbach'ſchen Theorie. Der erſte Haupttheil ſeines Werkes beſchäftigt ſich damit in den Dogmen des Chriſtenthums die anthropologiſche Baſis nachzuweiſen. Als unendliches Weſen, als Intelligenz, als Einheit, als abſolute Unabhängigkeit u. ſ. w. wird Gott in der Religion vorgeſtellt, weil alles dieſes das menſchliche Selbſtbewußtſeyn oder die Vernunft ſelbſt iſt; ebenſo iſt Gott, als moraliſch vollkommenes Weſen angeſchaut, nichts anderes als die realiſirte Idee, das erfüllte Geſetz der Moralität, das als abſolutes Weſen geſetzte moraliſche Weſen des Menſchen. Als Liebe aber wird Gott gedacht, ſofern ſich der Menſch des Herzens, der Liebe als der höchſten abſoluten Macht und Wahrheit bewußt wird. Das Geheimniß der Incarnation iſt das Bewußtſeyn der göttlichen Liebe, oder die Anſchauung Gottes als eines ſelbſt menſchlichen Weſens; nicht um ſeinetwillen ſoll ja Gott Menſch geworden ſeyn, die Incarnation war eine Thräne des göttlichen Mitleids, alſo nur die Erſcheinung eines menſchlich fühlenden, darum weſentlich menſchlichen Weſens. Das Geheimniß des leidenden Gottes iſt das Geheimniß der Empfindung: ein leidender Gott iſt ein empfindender Gott; dieß iſt aber nur die religiöſe Periphraſe des Satzes: daß die Empfindung abſoluten Weſens ſey. Das Geheimniß der Dreieinigkeit iſt auch ein Ausdruck für eine Beſtimmtheit des menſchlichen Selbſtbewußtſeyns: der Sohn in ſeinem Verhältniß zum Vater iſt die Selbſtbejahung des menſchlichen Herzens als des Princips der Zweiheit, des gemeinſchaftlichen Lebens; es iſt die Nothwendigkeit daß die wahre Wirklichkeit des Lebens nur in der Gemeinſchaft des Du mit dem Ich zu Stande kommt. Ganz in der Ordnung iſt es dann nach Feuerbach daß, um die göttliche Familie, den Liebesbund zwiſchen Vater und Sohn zu ergänzen, noch eine dritte und zwar weibliche Perſon in den Himmel aufgenommen ward, die Maria, die Mutter Gottes, die überhaupt

Digitized by Google

das weibliche Princip in Gott bedeutet. Mit dem heiligen Geiſt weiß er nichts Rechtes anzufangen. Das einemal iſt ihm derſelbe die ſeufzende Creatur, das anderemal eine bloß poetiſche Perſonification der gegenſeitigen Liebe des Vaters und des Sohnes. Das Geheimniß des göttlichen Ebenbildes iſt das gegenſtändliche Weſen der Phantaſie, das Geheimniß des Wortes (Logos) Gottes die Göttlichkeit des menſchlichen Wortes. Das Geheimniß des weltſchöpferiſchen Princips in Gott, ſofern die Schöpfung dadurch bewirkt wird daß er ſich ſelbſt denkend ſein Anderes von ſich unterſcheidet, iſt nur die Vergegenſtändlichung der Einheit des Bewußtſeyns und Selbſtbewußtſeyns. Das Geheimniß der Natur in Gott (nach Böhme und Schelling) iſt nichts anderes als die abſolute Bedeutung der Natur überhaupt, insbeſondere des menſchlichen Lebens als eines integrirenden Moments der Perſönlichkeit. Das Geheimniß der Schöpfung aus Nichts, ſofern dadurch Seyn oder Nichtſeyn der Welt vom Willen (Gottes) abhängt, bedeutet die Macht der Willkür oder der Einbildungskraft. Das Geheimniß der Vorſehung iſt nichts als der Glaube an die menſchliche Würde, an die abſolute Realität und Bedeutung des menſchlichen Weſens. Das Geheimniß des Gebetes iſt die Allmacht des Gemüthes; der das Gebet erhörende Gott das ſich ſelbſt Gehör gebende und genehmigende, ſich ohne Ein- und Widerrede bejahende menſchliche Gemüth. Das Gebet iſt die unbedingte Zuverſicht daß die Macht des Herzens größer iſt als die Macht der Natur, daß das Herzensbedürfniß die abſolute Nothwendigkeit, das Schickſal der Welt iſt. Das Geheimniß des Wunders drückt im Grunde gar nichts weiter aus als die Zaubermacht der Phantaſie, die ohne Widerſpruch alle Wünſche des Herzens erfüllt. Das Geheimniß der Auferſtehung Chriſti iſt das als realiſirt angeſchaute Verlangen des Menſchen nach perſönlicher Fortexiſtenz auch nach dem Tode; das Myſterium der übernatürlichen Empfängniß und Geburt Chriſti iſt eine Combination des natürlichen Wohlgefallens an einer reinen unbefleckten Jungfrau und an der Mutter, wobei das Mißfällige durch die Willkür der Phantaſie weggelaſſen und nur das Wohlgefällige feſtgehalten iſt. Der chriſtliche Chriſtus in ſeiner ganzen Perſönlichkeit iſt der ſich ſelbſt mit gemüthlicher Sehnſucht anſchauende Menſch. Das Myſterium der Taufe iſt das Geheimniß der reinigenden und heilenden Kraft des Waſſers, das Myſterium des Abendmahls das Geheimniß der ſtärkenden und regenerirenden Kraft des Eſſens und Trinkens. Freilich begreift man nun nicht wie das Selbſtbewußtſeyn dazu kommt dergleichen ganz einfache Dinge auf eine ſo wunderliche und fremdartige Weiſe anzuſchauen; das kümmert indeß unſern Anthropologen wenig. Der Glaube an einen Himmel endlich iſt nichts anderes als das Leben in Einklang mit dem Gefühl, mit der Idee welcher dieſes Leben widerſpricht; der Glaube an das Jenſeits iſt der Glaube an die Freiheit der Subjectivität von den Schranken der Natur, alſo der Glaube an die Unendlichkeit der Perſönlichkeit, folglich der Glaube des Menſchen an ſich ſelbſt.

In dem zweiten Haupttheil ſeines Werks behandelt Feuerbach ſodann das unwahre theologiſche Weſen der Religion, das heißt er bemüht ſich zu zeigen wie die religiöſen Vorſtellungen, wenn ſie in ihrer abſtracten Jenſeitigkeit feſtgehalten und nicht in anthropologiſche aufgelöst werden, am Widerſpruch zu Grunde gehen. Feuerbach entwickelt hier eine beſondere Fertigkeit gerade das Widerſprechende an den dogmatiſchen Lehren herauszuheben, um dieß dann als das Weſen des Chriſtenthums und der Religion überhaupt zu bezeichnen. Zu dieſem Ende hält er ſich vorzüglich an die auf einer dualiſtiſch-mechaniſchen Weltanſchauung beruhenden Vorſtellungen der älteren Zeit von dem Verhältniß Gottes zur Welt überhaupt, an die katholiſche Trennung des Göttlichen und Menſchlichen in der Perſon Chriſti, im Leben des Menſchen, in den Entſagungen und Kaſteiungen, im Cölibat und der unbefleckten Jungfräulichkeit, welches alles er als den weſentlichen Ausdruck des ſpecifiſch-chriſtlichen Geiſtes nimmt. Der Proteſtantismus dagegen, weil er dieſem Dualismus wenigſtens dem Princip nach ein Ende gemacht hat, gilt Feuerbach ſchon nicht mehr recht als volles Chriſtenthum, und gar die neuere Theologie und Religioſität, weil ſie ſich mehr und mehr von jenem Dualismus zu emancipiren ſucht und eine wahrhafte innere Vermittlung der Gegenſätze anſtrebt, muß deßhalb von Feuerbach die ärgſten Vorwürfe hören daß ſie das Chriſtenthum nach ihrem eigenen ſelbſtſüchtigen Geſchmack entſtellt, und ſich ſomit eine eigene Chriſtlichkeit zurecht gemacht habe. Als ob ſich nicht auch in den früheren Zeiten die damalige Weltanſchauung in der Auffaſſung des Chriſtenthums reflectirt hätte! Die wahre Unendlichkeit, die übergreifende Idealität des Chriſtenthums beſteht ja eben darin daß es alle Bildungsformen und Anſchauungsweiſen ſich aneignet, und dieß vermag es weil ſein eigentliches Weſen nicht in einer ſo oder ſo beſtimmten dogmatiſchen Vorſtellung oder in einem Cyclus von ſolchen beſteht, ebenſo wenig als in einem beſtimmten Complex ein für allemal feſt ausgeprägter Cultus- und Lebensformen, ſondern weil es ein Princip iſt welches in dem unmittelbaren Lebensgrunde des Menſchen ſeinen Sitz hat, dem primitiven Ausgangspunkt für die theoretiſche wie für die praktiſche Entwicklung. Die theoretiſchen und praktiſchen Formen in denen jenes Princip zur Erſcheinung kommt, werden ſich immer modificiren nach dem jedesmaligen intellectuellen und ſittlichen Bildungsſtandpunkt der Zeit. Feuerbach aber glaubt, wenn er einzelne theoretiſche wie praktiſche Formen, in denen das religiöſe Princip in einer beſtimmten Zeit zur Erſcheinung kommt, als unhaltbar aufgezeigt hat, das Weſen der Religion ſelbſt als in ſich widerſprechend dargethan zu haben. Dazu wählt er jene Formen mit denen die Religion ſtehen oder fallen ſoll, ſchlechterdings willkürlich aus; was ihm für ſeinen Zweck hindernd in den Weg treten würde — und dieß iſt diejenige Seite der religiöſen Vorſtellungen nach der ſie auf die Aufhebung des Dualismus gerichtet ſind — ignorirt er theils, theils behauptet er daß es gar nicht zur Religion gehört, wie er denn die neuere ſpeculative Entwicklung der Theologie auch deßhalb ſo heftig angreift, weil ſie mehr als je auf eine wahrhaft innere Verſöhnung des Gegenſatzes zwiſchen dem Unendlichen und Endlichen, Gott und der Welt gerichtet iſt.

Dieſelbe Grundanſchauung welche das concrete Weſen des Menſchen als die höchſte Macht ſetzt, iſt es auch welche ſich in den Grundſätzen der Philoſophie der Zukunft (1843) reflectirt. Die neue Philoſophie ſoll die vollſtändige, die abſolute, die widerſpruchsloſe Auflöſung der Theologie in die Anthropologie ſeyn. Der Fehler der bisherigen ſpeculativen Philoſophie war es dieſe Auflöſung nur in abstracto, nur im Verſtande vollzogen zu haben. Die Folge von dieſem abſtracten Weſen war daß ſie ſich ſo wenig wahrhaft von der Theologie losmachen konnte, daß ſie vielmehr immer wieder in die Theologie zurückfiel. Die neue Philoſophie aber — die Philoſophie der Zukunft — hat das Theologiſche in das Herz, in das ganze wirkliche Weſen des Menſchen aufzulöſen. „Die neue Philoſophie macht den Menſchen mit Einſchluß der Natur, als der Baſis des Menſchen, zum alleinigen, univerſalen und höchſten Gegenſtand der Philoſophie — die Anthropologie alſo mit Einſchluß der Phyſiologie zur Univerſalwiſſenſchaft." Man ſieht Feuerbach will etwas Lebendiges, er

Digitized by Google

wendet ſich mit Ueberdruß ab von den Abſtractionen der idealiſtiſchen Philoſophie: nicht das Denken iſt es worauf es ankommt, ſondern die lebendige Wirklichkeit. Aber aus den luſtigen Höhen des Idealismus ſtürzt er nun mit einem Mal herab — dem gaſſeſten Materialismus in die Arme. Das Wirkliche ſoll der Gegenſtand der Philoſophie der Zukunft ſeyn; wirklich aber iſt nach Feuerbach nur das Sinnliche. „Wahrheit, Wirklichkeit, Sinnlichkeit ſind identiſch.“ — „Wahr und göttlich iſt nur was keines Beweiſes bedarf — das Sonnenklare. Aber ſonnenklar iſt nur das Sinnliche; nur wo die Sinnlichkeit anfängt, hört aller Zweifel und Streit auf.“ So endigt Feuerbach nach der philoſophiſchen Seite mit dem entſchiedenſten Senſualismus; aber der Satz: nur das Sinnliche iſt die Wahrheit, iſt die Aufhebung aller Philoſophie, wofern damit das letzte Ende bezeichnet werden ſoll zu welchem der Menſch gelangt. Nimmt man ihn dagegen als Ausgangspunkt, ſo bildet er den Anfang aller Philoſophie; der Menſch geht aus von der unmittelbaren Gewißheit der ſinnlichen Erfahrung; aber dieß iſt nur der erſte Anfang: das Denken entwickelt ſich von Stufe zu Stufe weiter, und gelangt endlich in ſeiner höchſten und letzten Conſequenz zu der Idee des Abſoluten. Den letzteren Weg hat Hegel in ſeiner Phänomenologie zurückgelegt: er ſteigt von unten hinauf. Feuerbach dagegen hat es gerade umgekehrt gemacht: er ſtieg von oben hinab. Dem Himmel der abſoluten Idee, in welchem die Speculation ſeit Hegel thronte, entſagend langte er endlich wiederum bei dem ſinnlichen Dieſſeits an, von welchem Hegel ausgegangen. Obwohl indeß die Bewegung eine gerade entgegengeſetzte iſt, ſo iſt doch die principielle Grundanſchauung auf beiden Seiten dieſelbe. Hier wie dort iſt der Unterſchied zwiſchen Denken und Seyn nicht vollzogen, beide werden als unmittelbar eins gefaßt; aber der Satz: Denken = Seyn kann, je nachdem der Nachdruck auf die eine oder die andere Seite fällt, ebenſowohl heißen: nur das Denken iſt, als nur das Seyn iſt. In der erſtern Weiſe legt ihn die Hegel'ſche Philoſophie, in der zweiten der Feuerbachianismus aus: er abſorbirt das Denken in das Seyn. Seine Theorie läuft daher in letzter Inſtanz auf eine gänzliche Aufhebung aller Philoſophie hinaus: überall keine Philoſophie mehr zu haben — das iſt der eigentliche Grundſatz der Philoſophie der Zukunft.

Die Anſchauungsweiſe welche L. Feuerbach in der originellen Energie die ihm eigen iſt entwickelt hatte, hat ſein Nachtreter und Doppelgänger F. Feuerbach in den Grundzügen der Religion der Zukunft (1843. 44.) populariſirt und verwäſſert. Wenn hier von einer Religion der Zukunft die Rede iſt, ſo iſt dieß natürlich nur im uneigentlichen Sinne zu nehmen: denn mit der Religion iſt es ja nach L. Feuerbach vorbei; unter dem Namen einer Religion der Zukunft hat F. Feuerbach der Welt eine Glückſeligkeitslehre geſchenkt, welche ihm mehr als einen freundlichen Händedruck von der Popularphiloſophie des vorigen Jahrhunderts im Elyſium eintragen dürfte. Wie bei L. Feuerbach concentrirt ſich auch hier alles um den wirklichen, lebendigen Menſchen. Nur Menſchlichkeit iſt es auf welche ſich die Glückſeligkeit gründen kann. Daher bekennt ſich denn die neue Religion zu den Grundſätzen: Heilig ſey uns das Heil der Menſchheit. Heilig iſt was der Menſchheit heilſam. Heilig ſey uns die menſchliche Natur. Kein Heil außer dem Menſchen. Aus dieſen allgemeinen Grundſätzen werden dann die praktiſchen Lebensregeln abſtrahirt: Achte für heilig und unverletzt das Leben, die Ehre, das rechtmäßige Eigenthum u. ſ. w. des Andern. Vergilt nicht Böſes mit Böſem. Sey hülfreich dem Andern in allem. Lerne dich ſelbſt kennen, ſtudire deine Neigungen, lerne ſie bewachen und zähmen u. ſ. w. Solche Weisheit der Welt zu verkündigen mußte alſo erſt ein F. Feuerbach kommen! Armes neunzehntes Jahrhundert, wird ein ſpäterer Geſchichtſchreiber beim Leſen dieſer Schrift ausrufen; armes neunzehntes Jahrhundert, welche Barbarei muß in dir noch geherrſcht haben, da man es wagen durfte dir ein ſo triviales moraliſches ABC allen Ernſtes als Religion der Zukunft anzupreiſen!

Trotz der Trivialität in welche er ſich zum Theil verläuft, iſt indeß der Feuerbachianismus für die Entwicklung der Gegenwart von charakteriſtiſcher Bedeutung. Indem er die Theologie ſchlechthin als Anthropologie, das Weſen Gottes ſchlechthin als das Weſen des Menſchen darſtellen will, ſo daß alſo der Menſch als das eigentlich und wahrhaft Seyende erſcheint, ſo iſt ſeine Tendenz eben deßhalb gegen die Religion ſelbſt gerichtet; denn dieſe iſt weſentlich ein Verhältniß Gottes und der Menſchen. Wird die eine Seite dieſes Verhältniſſes ſchlechthin negirt, ſo hört damit die Religion überhaupt auf. Daß nun das ganze Uebergewicht auf die Seite des Menſchen geworfen ward, war in dem inneren Entwicklungsgange des religiöſen Bewußtſeyns begründet. Zwar iſt in dem Chriſtenthum eine Verſöhnung des Gegenſatzes von Gott und der Welt oder dem Menſchen gegeben, doch zunächſt nur als Princip. Die Geſchichte des Chriſtenthums iſt die Entwicklung dieſes Princips. Wie aber das Alte nicht mit einem Mal durch das Neue verdrängt wird, ſo reflectirte ſich auch in dem Entwicklungsproceß des chriſtlichen Geiſtes die antike Weltanſchauung, welche es zu einer wahrhaft inneren Verſöhnung jenes Gegenſatzes nicht bringt. Das Reale, das Menſchliche wie das Endliche überhaupt, ward dem Idealen, dem Göttlichen gegenüber immer als das Niedere, Schlechte angeſehen, von dem man ſich möglichſt loszumachen habe. Die menſchliche Vernunft zu unterdrücken, die menſchlichen Triebe und Neigungen zu ertödten, überhaupt dem Menſchlichen, Irdiſchen zu entſagen, galt ja als das Gott Wohlgefällige. Nun hat ſich umgekehrt der Entwicklungsproceß auf die entgegengeſetzte Seite gewendet: war früher das Menſchliche durch das Göttliche um ſeine Realität und Bedeutung gekommen, ſo nunmehr das Göttliche durch das Menſchliche: der Menſch ſoll alles ſeyn, Gott nichts. Verlegte der frühere Glaube alle Realität in das Jenſeits, in den Himmel, war ihm das Dieſſeits, die Erde, nur ein Jammerthal, aus welchem man ſich ſehnen müſſe möglichſt bald erlöst zu werden, war ihm die ſinnliche Seite der menſchlichen Natur eine hemmende Bürde, von welcher befreit zu werden man kaum erwarten konnte, ſo wird nunmehr umgekehrt alle Wahrheit und Wirklichkeit in das Dieſſeits verlegt, ein Jenſeits wird ſchlechterdings geläugnet, die ſinnliche Seite der menſchlichen Natur iſt die eigentliche Subſtanz derſelben: mit ihrem Aufhören hört auch der Menſch auf. So verſchiedenartig beide Anſchauungsweiſen auf den erſten Blick zu ſeyn ſcheinen, ſo ſind ſie doch nur die nach entgegengeſetzten Seiten ſich erſtreckenden Zweige eines und desſelben Stammes; es iſt die dualiſtiſche Grundanſchauung für welche Gott und Welt oder Menſch nicht wahrhaft und innerlich verſöhnt ſind, daher ſie mit den Extremen endigen muß welche die eine oder die andere Seite gänzlich fallen laſſen. Gott alles und der Menſch nichts — oder der Menſch alles und Gott nichts: das ſind die beiden äußerſten Spitzen einer Anſchauungsweiſe, welche damit beginnt Gott und den Menſchen, oder die endliche Welt überhaupt, auf eine äußerliche Weiſe neben einander zu ſtellen. So lange keine wahrhafte innerliche Verſöhnung beider Seiten für das Denken gegeben iſt, ſucht die eine beſtändig auf Koſten der andern ſich auszudehnen; zunächſt tritt die eine über der andern in den Hintergrund, und

Digitized by Google

das letzte Ende iſt daß die eine die andere ganz abſorbirt. Pantheismus und Atheismus ſind zwei aus demſelben Schooße geborene Zwillingsbrüder; die Mutter iſt die antike Weltanſchauung, für welche Gott und Welt nur in einem äußerlich mechaniſchen Verhältniß ſtehen. Zwar war mit dem Proteſtantismus das Chriſtenthum in ſeiner antiken Form überwunden, doch anfangs nur principiell und mehr in dem unmittelbaren Bewußtſeyn als in ſeinen beſtimmten theoretiſchen und praktiſchen Erſcheinungsformen. Erſt in allmählicher Selbſtentfaltung konnte ſich das proteſtantiſche Princip realiſiren, und wie die Einheit der Gegenſätze wahrhaft nur dann erfaßt werden kann, wenn dieſelben nach ihrer ganzen Tiefe auseinander getreten ſind, ſo liegt es in der Natur des Proteſtantismus, daß wir in ihm eine Reihe von Erſcheinungen finden welche den Beruf haben den Gegenſatz immer ſchärfer zu erfaſſen und auszuſprechen. Dieſe negative Entwicklungsweiſe zieht ſich aus den erſten Zeiten des Proteſtantismus, vom Socinianismus durch die Vermittlung des Deismus und die mannichfachen Formen des Rationalismus bis in die Gegenwart hinein, wo denn der Gegenſatz endlich zum Widerſpruch gediehen und das Dilemma dahin geſtellt iſt: entweder Gott oder Menſch; Gott und Menſch ſchließen ſich gegenſeitig aus. Da aber der Menſch in letzter Inſtanz von ſich ſelbſt nicht abſtrahiren kann, ſo kann, iſt jenes Dilemma einmal in der Weiſe geſtellt, die Entſcheidung nur lauten: Gott iſt nicht, und der Menſch iſt. Hiemit wird denn zugleich die Religion überhaupt negirt; auch kann das nicht anders ſeyn: iſt das Chriſtenthum die abſolute Religion, iſt ferner der Proteſtantismus, wie er darauf Anſpruch macht, die höchſte Form des Chriſtenthums, ſo kann die Negation des Proteſtantismus, ſofern ſie nicht in der Umkehr zum Katholicismus beſteht, auch nur die Verneinung des Chriſtenthums und damit der Religion ſelbſt ſeyn. Dieſe negative Seite, welche ſich zuletzt zu einer Negation der Religion ſelbſt zuſpitzt, iſt indeß ein weſentlich integrirendes Moment des Proteſtantismus; zu einer wahrhaften Verſöhnung der Gegenſätze, welche er doch ſeinem Princip nach beſtändig anſtreben muß, kann der Proteſtantismus nur gelangen wenn er die ganze Tiefe des Gegenſatzes, ſelbſt bis zur Exclusivität des Widerſpruches, durchmeſſen hat. Nur iſt das immer feſtzuhalten daß der Widerſpruch in dem Verhältniß zwiſchen dem Unendlichen und Endlichen, Gott und dem Menſchen, nicht dadurch gelöſt wird daß man die eine Seite ganz wegwirft: ein Verfahren wie es der Feuerbachianismus einſchlägt, iſt nichts als die Verzweiflung an der Löſung des Widerſpruchs. Aber die eine Seite, ſobald ſie allein feſtgehalten werden ſoll, hebt immer ſich ſelbſt auf, weil ſie ihr wahres Seyn nur in dem Verhältniß zu der andern hat. Der Gedanke des Endlichen an ſich ohne den des Unendlichen iſt ſo wenig zu vollziehen daß er vielmehr ſich ſelbſt aufhebt. Und ſo ergeht es auch dem Feuerbachianismus: der empiriſche Senſualismus in den er ausmündet, vermag es vielleicht auf eine kurze Zeit das Glaubensbekenntniß der Maſſen zu werden; doch auch höchſtens nur auf eine kurze Zeit: auf die Dauer hält es der menſchliche Geiſt darin nicht aus; die Sehnſucht nach dem Ewigen, Göttlichen, Unwandelbaren iſt zu tief in die menſchliche Bruſt gepflanzt, als daß ſie jemals daraus vertilgt werden könnte.

Die treue Begleiterin der philoſophiſch-theologiſchen Entwicklung bis zu den Bauer'ſchen und Feuerbach'ſchen Extremen war jene Zeitſchrift welche bei ihrem erſten Auftreten ſo zahlreiche Sympathien geweckt, ſo ſtolze Hoffnungen gehegt, einen ſo glänzenden Erfolg wie im Sturm errungen hatte — die Halle'ſchen, ſeit dem Julius 1841 Deutſchen Jahrbücher. Macht es ſchon einen wehmüthigen, peinlichen Eindruck eine menſchliche Perſönlichkeit, an Geiſt wie an Körper prangend in der Fülle der Jugendkraft, in dem kurzen Zeitraum weniger Jahre dem Looſe alles Endlichen erliegen zu ſehen, ſo iſt es eine wahrhaft tragiſche Erſcheinung wenn eine wiſſenſchaftliche Perſönlichkeit, gebildet aus dem innerſten Herzblut der Gegenwart und zuſammengewoben aus ihren edelſten Kräften — denn ſo waren es die Halle'ſchen Jahrbücher bei ihrem erſten Erſcheinen — einem unerbittlichen Verhängniß zum Opfer fällt. Wenn eine theure Geſtalt uns durch plötzlichen Tod entriſſen wird, wenn ein Held an welchem unſer Auge mit Bewunderung hing durch einen jähen Fall von ſeiner Höhe hinabſtürzt, dann pflegen wir, wenn die erſte Ueberraſchung vorüber iſt, nach den Gründen zu forſchen welche ſo Unerwartetes zu bewirken vermochten, und zu einem gleichen Ende hat ſich auch ſchon mannichfach die Aufmerkſamkeit auf das Schickſal der Halle'ſchen Jahrbücher gerichtet. Wie aber die wahre Tragik nur da iſt wo der Untergang nicht ein durch äußerliche Zufälligkeiten bewirkter, ſondern ein aus einem innerlichen Conflict hervorgegangener, in irgend einer Weiſe ſelbſtverſchuldeter iſt, ſo wird auch hinſichtlich der Halle'ſchen Jahrbücher das unparteiiſche Urtheil dahin lauten müſſen daß ſie ſelber die Schuld ihres Verhängniſſes tragen. Das äußere Gericht welches zuletzt über ſie ergangen iſt, der äußere Tod zu welchem ſie verurtheilt wurden, war nichts als der Reflex der inneren Nichtigkeit welche das Ende ihrer Tage charakteriſirte. Ihre Züge verriethen dem kundigen Blick die Agonie der innern Auflöſung, und der Streich welcher ihrem Daſeyn ein Ende machte, war für ſie eine Wohlthat: ſie waren auf den Punkt gelangt wo ein Ende mit Schrecken beſſer iſt als Schrecken ohne Ende. Welches nun der innere Grund eines ſolchen meteorgleichen Aufflammens und Verlöſchens der geiſtigen Lebenskraft geweſen ſey, wie wir es bei den Halle'ſchen Jahrbüchern gewahren, das zu unterſuchen würde jedenfalls über die Gränzen welche uns geſteckt ſind hinausführen: nur das wollen wir bemerken daß wir in der Laufbahn der Halle'ſchen Jahrbücher die nothwendige innere Entwicklung eines beſtimmten Princips anzuſchauen haben; womit natürlich nicht geläugnet werden ſoll daß dabei auch mancherlei äußerliche und zufällige Urſachen mitwirkten. Was nun insbeſondere ihre theologiſche Entwicklung anbetrifft, ſo ſehen wir hier einen Uebergang von den mannichfach variirten Männern des Hegel'ſchen Centrums bis zu den äußerſten Extremen des Feuerbachianismus, und insbeſondere erſcheint der Herausgeber A. Ruge als der Träger dieſer Entwicklung. Hatte er es anfangs für nöthig erachtet ſich und die Jahrbücher gewiſſermaßen zu rechtfertigen, wo er die Anſichten der Hegel'ſchen Linken zu Worte kommen ließ (man vergl. unſern erſten Artikel), ſo ging er bald augenſcheinlich ſelbſt auf dieſen Standpunkt hinüber, und es möchte ſchwer zu ſagen ſeyn ob er den Jahrbüchern oder die Jahrbücher ihm gefolgt ſeyen. In der Abhandlung über den Proteſtantismus und die Romantik (1839) findet ſich zwar keine directe Anerkennung des Strauſſiſchen Princips, doch kann man ſie ungefähr zwiſchen den Zeilen leſen. Zwar tritt ſchon mit dem Beginn des Chriſtenthums die Freiheit in die Welt, aber die Vermittlung zwiſchen Jenſeits und Dieſſeits, zwiſchen Gott und Menſch wird zunächſt nur in empiriſcher Weiſe angeſchaut, in dem hiſtoriſchen Individuum Chriſti, als welches die Verſöhnung Gottes mit dem Menſchen für die ganze Menſchheit vollbringe, ſo daß dieſe nur die Einheit **gegeben**, außer ſich, ohne eigene Vermittlung habe. Erſt mit der Reformation beginnt die Verſöhnung in allgemeinerer, freierer Form: im **Glauben** gelangt das Subject zur Aneignung Gottes, zur unmittelbaren Form der geiſtigen Freiheit.

Digitized by Google

Aber auch der Glaube iſt noch particulär: Jeder gelangt dazu wie es ſich trifft, er glaubt, oder er glaubt auch nicht. Dieß iſt die Zufälligkeit des Glaubens: der Zweifel iſt hier noch überall mit dem Glauben eins, droht aber beſtändig aus ihm hervorzubrechen. Dieß ſoll nun wirklich geſchehen, der Glaube muß dem Zweifel ins Geſicht ſehen, und ihn frei, das heißt wiſſentlich aus ſich herauslaſſen und ſich gegenüberſtellen, um die Thatſache ſeines Abfalls nach ihrer Berechtigung zu prüfen. Dieß geſchehe nun in der *Philoſophie*, und ſomit treibe ſich das Princip des *Glaubens* zum Princip des *Denkens* fort. Wie viel nun dann das Denken von dem Glauben ſich anzueignen vermag, darauf kommt es allerdings an; doch ſcheint der Herausgeber der Jahrbücher auch in dieſem Punkt ſchon damals von Strauß nicht weſentlich verſchieden gedacht zu haben. Hatte er früher noch die abſolute Perſönlichkeit Chriſti in Schutz genommen, ſo gibt er nunmehr (in der Anzeige der *zwei friedlichen Blätter*, Mai, 1839) Strauß darin vollkommen Recht daß mit der einzigen und ausſchließlichen Stellung die es dem Gottmenſchen gebe, das chriſtliche Bewußtſeyn ſich einer wahrhaft verſöhnenden Mittheilung des göttlichen Geiſtes an die Menſchheit am meiſten widerſetze. Die eigenthümliche Würde eines religiöſen Genius welche Strauß in ſeiner Schrift dem Erlöſer vindicirt, iſt ihm noch zu *ariſtokratiſch*; er will eine *geiſtige Demokratie* die im Beſitz des Göttlichen die Genien nicht *verehrt*, denn ſie ſind von *ihr* beſtellt, ſondern ſie nur *ehrt*, in der *Verehrung* aber die ſie wirklich ausübt nur den Genuß der eigenen Würde beſitzt. Dieſe geiſtige Demokratie iſt die Gemeinde in welcher Chriſtus nicht als *Genius*, ſondern als *Geiſt der Gemeinde*, nicht als bevorzugte Perſon, ſondern als in der Gemeinde Allen mitgetheiltes Heil verehrt wird. Schon hier tritt alſo der Stifter des Chriſtenthums gänzlich zurück, und die Gemeinde in den Vordergrund. Darin lag denn der weitere Fortſchritt daß auch das Bewußtſeyn der Gemeinde die eigentlich normirende geiſtige Macht ſey, das ſchöpferiſche Princip der religiöſen Ideen, und war dann einmal die Religion ſelbſt als ein niederer Standpunkt des Bewußtſeyns der Gemeinde erkannt, ſo war es die einfache Conſequenz daß die Gemeinde die Religion ſelbſt als den unangemeſſenen Ausdruck ihres Bewußtſeyns verwerfen mußte. Br. Bauers Evangelienkritik und Feuerbachs Weſen des Chriſtenthums übten einen ſichtlichen Einfluß auf die philoſophiſch-theologiſche Richtung der Deutſchen Jahrbücher, die überhaupt ſeit ihrer Selbſtverbannung aus Preußen ſich immer wilder in das Extrem eines negativen Kriticismus ſtürzten. Am Schluß des Jahrgangs 1841 bezeichnete der Herausgeber das Aufgeben des Chriſtenthums ſchon als eine Nothwendigkeit. Der Dualismus iſt die weſentliche Form der chriſtlichen Weltanſicht. Der Pietismus bis zur Muckerei herauf iſt *wirklich* das wofür er ſich ausgibt, der *Verſuch das Chriſtenthum zu reſtauriren*. Das Aufgeben des Chriſtenthums und der alten dualiſtiſchen Religion iſt die erſte Ketzerei, welche nothwendig iſt und nicht vermieden werden kann wenn man die krampfhaften Zuckungen der gegenwärtigen religiöſen Bewegung verſtehen will. Die zweite Ketzerei iſt die der alten entgegengeſetzte neue Religion, die Religion der Sittlichkeit, die Religion des Dieſſeits. Der Gott unſerer Zukunft iſt nicht ein transmundaner, ſondern ein dieſſeitiger: der Geiſt und ſeine Tiefe (S. 619). In dem Vorwort zum Jahrgang 1842 erfolgte ſodann die offene Erklärung daß die Theologie und die chriſtliche Weltanſicht für den philoſophiſch orientirten Beobachter nur noch ein hiſtoriſches Intereſſe haben können, daß alle Verſuche einer actuellen Verſöhnung von Immanenz und Transcendenz, von Philoſophie und Chriſtenthum, von Freiheit und chriſtlicher Weltanſicht nothwendig ſcheitern müſſen. Der ganze Standpunkt des Glaubens iſt heutzutage durch das Wiſſen als der ungebildete und hiſtoriſch überwundene begriffen, und findet ſomit in der Sphäre der theoretiſchen Geiſtesbildung keine Stätte mehr. Da aber Glaube, Theologie und Chriſtenthum in der Praxis noch ihre Stelle einnehmen und auch zu behaupten ſuchen, ſo kann das Ziel einer fortgeſetzten Polemik gegen ſie nur noch das ſeyn ſie auch hier aus dem Felde zu ſchlagen und dem theoretiſchen Reſultat auch in der Praxis den Sieg zu verſchaffen. Die chriſtliche Weltanſicht ward daher mit allen Waffen bekämpft. Die Namen eines Vatke, Schaller, Roſenkranz, Strauß und anderer waren allmählich aus den Jahrbüchern verſchwunden; ſtatt ihrer führten nunmehr die Feuerbach und Br. Bauer mit einer Cohorte von namenloſen Namen den theologiſchen oder vielmehr antitheologiſchen und antichriſtlichen Reigen in den Jahrbüchern, und der Herausgeber ſtimmte ein in den wüſten Chorus, wo ſich ihm eine Gelegenheit bot. Die Warnungsſtimmen der Einſichtsvolleren unter ſeinen und der Jahrbücher Freunden verhallten unbeachtet. Als einmal ein ſolcher ihm wegen des Treibens der Jahrbücher Vorwürfe gemacht und beſonders die beiden Bauer als die Urſache ihres Ruins bezeichnet hatte, ſchrieb ihm Ruge zur Antwort: „Hochgeſtellter Herr . . . .!"

„Ach wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du kämſt hinunter, wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund."

Ihr ganz u. ſ. w. A. Ruge.

Er ſelber fühlte ſich alſo offenbar in dieſer Geſellſchaft ganz behaglich, und ſo taumelten denn die Jahrbücher in dieſer Richtung vorwärts, bis ihnen von der Staatsgewalt ein vernichtendes Halt zugerufen ward.

Das kritiſche Princip der Jahrbücher war allmählich in einen rein formalen, weſentlich negativen Kriticismus übergegangen. Gegen alles Beſtehende, *als ſolches*, keineswegs bloß gegen Theologie und Chriſtenthum, wurden die kritiſchen Waffen gerichtet. Dieſe Grundanſchauung, wonach das Verbrechen des Beſtehenden eben das iſt daß es beſteht, und eben dieß der Grund iſt weßhalb es das Haupt unter das kritiſche Henkerbeil legen muß, ward auf die äußerſte Spitze getrieben in Edg. Bauers *Streit der Kritik mit Kirche und Staat* (1844). Die Kritik iſt hienach nur da um Wechſel in das Gegebene zu bringen; auf dieſen Wechſel kommt es allein an. Wie es keine abſolute, *ſeyende* Vernunft gibt, ſondern nur eine *werdende*, ſo gibt es auch keine abſoluten Formen der Vernunft, zu denen ſie ſich ſelber entfaltete. Die werdende Vernunft ſchafft die Formen der Geſellſchaft, und dieſe ſind daher gleichfalls werdende; ſie ſind nur zeitweiſe gültig, ſo lange die Vernunft keine höhere geworden iſt; von da an haben ſie nur das Recht vernichtet zu werden. Dieſes ihr Recht wird ihnen durch die Kritik. Schon das allgemeine Anerkanntſeyn einer Wahrheit macht ſie zur Unwahrheit, und die Kritik erhält damit das Recht ſie aufzuzehren. Wir dürfen alſo nächſtens erwarten daß die Kritik den Satz: 2 mal 2 iſt 4 für eine Unwahrheit erkläre, denn dieß iſt doch nachgerade lange genug allgemein anerkannte Wahrheit geweſen. Die Kritik iſt hienach eine rein negative Macht: an der Vernichtung hat ſie ihre Luſt; ſey das Object der Vernichtung was es wolle, ſey es gut oder ſchlecht, groß oder klein — alles gleichviel: wenn es beſteht, muß es vernichtet werden. Es iſt dieß natürlich eine ganz einſeitige Auffaſſung des Weſens der Kritik: die wahre Kritik macht nicht nur offenbar was eine Sache nicht iſt, ſondern auch was ſie iſt. Freilich ein

Digitized by Google

Seyendes, Feſtes, Ewiges gibt es ja nach dieſer Anſicht nicht: es iſt alles ein Werden, in welchem jedes einzelne Moment nur da iſt um von dem Folgenden wieder aufgehoben zu werden. In ſich ſelbſt hat es keinen Halt, es iſt nur um nicht zu ſeyn. Nach einer Seite hin iſt dieſe Anſchauungsweiſe nur die extreme Conſequenz der idealiſtiſchen Syſteme der neuern Philoſophie. Indem hier Seyn und Denken identificirt werden, ſo liegt es darin daß die weſentliche Beſtimmtheit des Denkens auf das Seyn übertragen wird. Nun iſt es aber das Weſen des Denkens daß hier ein beſtändiges Uebergehen der einen Gedankenbeſtimmung in die andere ſtattfindet. Das Denken iſt ein beſtändiger Fluß, ein beſtändiges Werden, in welchem immer ein Begriff den andern, ein Gedanke den andern aus ſich hervortreibt. Aber im Denken ſind dieſe verſchiedenen Momente nur *nach* einander; indem ich in Gedanken zu dem folgenden Begriff fortgehe, laſſe ich den vorigen fallen; er verliert ſeine ſelbſtändige Bedeutung an den folgenden, denn ich kann nicht mehrere Begriffe auf einmal denken. Im Seyn dagegen ſind die verſchiedenen Momente welche für das Denken in ein *Nacheinander* auseinander fallen, als ein *Nebeneinander* vorhanden; die höhere Seynsſtufe beſteht *neben* der niederen. Wird nun aber das Denken mit dem Seyn identificirt, ſo iſt die nothwendige Folge daß für das Seyn gleichfalls ein ſolches Uebergehen aller ſeiner einzelnen Momente poſtulirt werden muß, wie es im Denken ſtattfindet; daß daher das Seyn in einen endloſen Proceß einander aufhebender Momente aufgelöſt wird. Es wird hier einſeitig auf die centrifugale Bewegung des Seyenden reflectirt; die centripetale Richtung wird ignorirt. Wie es zu beſtimmten Seynsſtufen kommt, iſt hier völlig unbegreiflich; denn dazu gelangt man nur wenn neben der beſtändig vorwärts treibenden Macht des Proceſſes eine andere beſtändig fixirende Macht angenommen wird: es findet hier ein beſtändiges Kartenſchlagen ſtatt, und darin liegt eben daß auf jeder einzelnen Seynsſtufe die Bewegung ebenſoſehr eine dem Mittelpunkte derſelben zu- als *abgewandte* iſt. Dieſe beiden Momente hat die Kritik beſtändig feſtzuhalten, will ſie anders eine *gerechte* Richterin ſeyn; hält ſie ſich nur an das letztere, ſo geräth ſie nothwendig in jenes alles überſtürzende Extrem, wo nur eine mit unendlicher Geſchwindigkeit forteilende Bewegung vorhanden iſt, ohne allen und jeden feſten Ruhepunkt.

Es war nur die Conſequenz des von den Bauer anerkannten Princips, daß die Kritik ſich ſelber aufhob. Iſt in der That alles Seyn nur dazu da damit es aufgehoben werde, ſo kann auch die Kritik dieſem Schickſal nicht entgehen; ſie muß ſich ſelber kritiſiren, d. h. negiren und zu Grabe tragen. Der Kritik dieß ihr Recht angedeihen zu laſſen, haben in neueſter Zeit die Männer des *Vorwärts*, die HH. Engels und Marx, unternommen (Die heilige Familie oder Kritik der kritiſchen Kritik, 1845). Wie B. Bauer einſtmals der Straußiſchen Kritik den Vorwurf gemacht hatte, ſie ſtehe, eben weil ſie die orthodoxe Anſicht bekämpfe, noch nothwendig mit ihr auf demſelben Boden, ſie bilde den Gegenſatz derſelben nur auf derſelben Baſis, ſo wird nun der gleiche Gedanke gegen die Bauer'ſche Kritik geltend gemacht. Weil die Kritik überhaupt noch mit ihrem Gegenſtande — hier alſo den politiſchen, kirchlichen, ſocialen Zuſtänden der Gegenwart — zu thun hat, wenn auch in feindlichem Sinne, ſo ſteht ſie ſchon deßhalb doch noch mit ihm auf demſelben Boden. Der wirkliche Fortſchritt zum Höhern kann nur darin beſtehen daß man ſich mit jenen Objecten der Kritik gar nichts mehr zu ſchaffen macht. Freilich iſt es nicht recht abzuſehen wie dieſer Fortſchritt auszuführen iſt, ſolange ſie einmal thatſächlich noch exiſtiren, und ſo dem über alle Kritik hinausſeyenden Bewußtſeyn, wohin es auch blicke, immer ein fatales Dementi geben.

Die tollen Extravaganzen des kritiſchen Princips mußten natürlich alle diejenigen welche unvermögend waren das eigentliche Sachverhältniß näher zu durchſchauen, mit einem unüberwindlichen Mißtrauen gegen die Philoſophie erfüllen, welche ſehr allgemein als die Mutter aller dieſer Verirrungen bezeichnet ward. Hier ſieht man ja — ſo konnte man argumentiren und hat man argumentirt — wohin es führt wenn die menſchliche Vernunft ſich ſelber überlaſſen ihren eigenen Weg geht, wenn ſie als die höchſte Quelle der Wahrheit gilt, wie es die Philoſophie verlangt. Das Ende iſt hier eine vollkommene Unſicherheit: es gibt nichts Feſtes, nichts Hohes, nichts Heiliges mehr was nicht in den Proceß der Auflöſung hinabgezogen würde: die Frage des Pilatus: was iſt Wahrheit? iſt das Ende der Philoſophie. Vergebens mochten die Philoſophen gegen jene Extravaganzen proteſtiren, vergebens mochten ſie dieſelben als das gerade Gegentheil aller Philoſophie bezeichnen — es half nichts. Insbeſondere die Anhänger der Hegel'ſchen Philoſophie hatten von der allgemeinen Verſtimmung zu leiden, und ſie war es ja allerdings auch von der jene extremen Tollheiten durch ein einſeitiges Feſthalten und Geltendmachen ihrer einzelnen Momente zunächſt ausgegangen waren.

Mitten in dem betäubenden Geſchrei gegen die Philoſophie, als die Anſtifterin alles Unheils, erſcholl es plötzlich wie eine Stimme vom Himmel: die Macht welche alle dieſe Wunden geſchlagen hat, die Philoſophie, iſt auch bereit die offenen Wunden der Zeit zu verbinden und zu heilen. Und als man um ſich blickte, da rührte die Stimme her von einem berühmten Philoſophen der da war, und dann eine Zeitlang nicht war, und nun wiederum beabſichtigte zu ſeyn. Schelling, an deſſen Hand das Jahrhundert ſeine philoſophiſche Laufbahn begonnen hatte, der dann länger als den vierten Theil des Jahrhunderts in das unvordenkliche Seyn ſich verſenkt hatte, während ſein Nebenbuhler in dem Zenith ſeines Ruhmes glänzte, Schelling ward in die Metropole des Denkens berufen, um wieder gut zu machen was Hegel ſchlecht gemacht hatte. Er ſollte die böſen Geiſter bannen welche aus der Aſche des großen Meiſters aufgeſtiegen waren; er ſollte die Verſöhnung der Philoſophie mit der chriſtlichen Kirche, mit dem chriſtlichen Staat wiederum vermitteln. Ob es ihm gelingen werde, das war die große Frage; freilich ſchüttelten die Uebergläubigen bedenklich das Haupt, denn was konnte für eine Gemeinſchaft ſeyn zwiſchen Belial und Chriſtus, zwiſchen Philoſophie und Theologie, zwiſchen Vernunft und Offenbarung; die Ungläubigen aber meinten daß auch ein Schelling das Unmögliche nicht möglich machen werde, und andere endlich welche eine Verſöhnung von Glauben und Wiſſen nicht für unmöglich hielten, zweifelten doch daß Schelling vom Schickſal zum Ruhm eines Friedensfürſten berufen ſey. Doch war die Spannung mit welcher die *Philoſophie der Offenbarung* erwartet ward, allgemein: faſt ſchien es als ob das Wohl oder Wehe unſerer ganzen Zeit an dem Orakelſpruch der Philoſophen hänge. Wohl ſelten iſt es einem Weltweiſen vergönnt geweſen ſein Licht vor einer ſolchen Verſammlung leuchten zu laſſen, wie es ſich am 15 Nov. 1841 in Schellings Hörſaal gedrängt hatte. Man ſah da Krieger, Staatsbeamte, Kaufleute, Litteraten, kurz Repräſentanten aller Stände welche auf Bildung Anſpruch machen, neben den eigentlichen Männern der Wiſſenſchaft, Lehrern und Lernenden. Insbeſondere war die Philoſophie und Theologie, wie es in der Natur der Sache liegt, zahlreich vertreten. Auch ſah man nicht nur die chriſtlichen Confeſſionen friedlich neben einander ſitzen, auch der Moſaismus hatte ſeine

Digitized by Google

Vertreter entſendet; ja daß ſelbſt der Jslam nicht fehle, erblickte man gerade zu den Füßen des Katheders einen rothen muſelmänniſchen Feß — und alles horchte in lautloſer Stille der Philoſophie der Offenbarung. Und er, an deſſen Lippen die Blicke Hunderter hingen? Wohl war der Wohllaut der Stimme geblieben, noch redete das Auge die Sprache des Gedankens, und wie Geiſtesblitze zuckte es durch das gehaltene Ebenmaß des Vortrags. Aber es war der Widerſchein eines lange vorübergezogenen Gewitters; der Schelling von ehemals hatte aus dem Herzen und zu dem Herzen der Zeit geredet: der Schelling von jezt hatte den Schlüſſel zu dem Herzen der Zeit verloren, während er ein Menſchenalter hindurch den Stein der Weiſen ſuchte. Und was that er um die verlorene Gunſt der Zeitgenoſſen wieder zu gewinnen? Seht, ſprach er, denn das war der Rede kurzer Sinn — vor vierzig Jahren habe ich euch ein neues Blatt in der Geſchichte der Philoſophie aufgeſchlagen. Jch habe euch lange Zeit gelaſſen ein Gleiches zu verſuchen. Da aber niemand von euch im Stande zu ſeyn ſcheint das Blatt umzuwenden und eine neue Seite anzufangen, ſo muß ich ſelbſt wohl nun Hand anlegen um die neue Seite zu beginnen. Man hat zwar geſagt, es wäre mit mir gar aus, und ich ſchwieg dazu, obwohl ich längſt im Beſitz — „nicht einer nichtserklärenden, ſondern einer, ſehnlichſt gewünſchten, dringend verlangten, wirkliche Aufſchlüſſe gewährenden, das menſchliche Bewußtſeyn über ſeine gegenwärtigen Gränzen erweiternden Philoſophie“ war. Jch ließ euch eine Zeitlang in der Jrre herumlaufen, während ich die Wahrheit beſaß. Und nun habe ich mich endlich entſchloſſen ſie euch auch mitzutheilen: ja, eine Burg will ich gründen, in der die Philoſophie von nun an ſicher wohnen ſoll. — So redete die neue Weisheit. Weiſe war es nicht, auch wenn es alles wahr geweſen wäre. Die Zeit iſt wie ein Weib: maltraitirt, inſultirt und dupirt zu werden, das erträgt ſie von ihren Lieblingen (doch haben auch nur die gegenwärtigen, nicht die geweſenen dieß Privilegium), aber beleidigt ihre Eitelkeit, und ihr habt es auf ewig mit ihr verdorben! Und nun gar, was mußte die Folge ſeyn, wo der Beleidiger ſelbſt eine ſo maaß- und ſchrankenloſe Selbſtgefälligkeit zur Schau trug! Und wäre es nur noch Selbſtgefälligkeit geweſen, die man Schelling hätte vorwerfen können; aber wie ſoll man es nennen, wenn ein Mann wie Schelling von ſich zu behaupten wagte die Wahrheit zu beſitzen, welche die Zeit ſo dringend bedarf, ſo ſehnlich verlangt, und dennoch lange, lange Jahre verſtreichen läßt, ehe es ihm gefällt ſeinen in der Wüſte umherirrenden, nach einem Trunk friſchen Waſſers lechzenden Brüdern den Zugang zu dem lebendigen Quell den er beſizt zu öffnen! Wahrlich, zu ſeiner eigenen Ehre mußte man glauben daß er ſich ſelber verleumde, daß er kein ſo kalter Egoiſt ſey als er ſich darſtelle, daß er nur deßhalb der Zeit ſeine Weisheit ſo lange vorenthalten habe, weil er ſelber noch an ihrer Wahrheit zweifelte.

Und worin beſtand denn nun jene „das menſchliche Bewußtſeyn über ſeine gegenwärtigen Gränzen erweiternde“ Wiſſenſchaft, jene Philoſophie der Offenbarung? Sie iſt ſeitdem, wenn auch wider den Willen ihres Urhebers, durch zahlreiche Flugſchriften, insbeſondere durch die bekannte Schrift von Paulus, auch für die entfernteſten Kreiſe offenbar geworden, und wir dürfen uns daher eines nähern Eingehens auf dieſelbe überheben. Die Philoſophen haben ihr die Philoſophie, die Theologen die Offenbarung beſtritten. Dem Begriff einer poſitiven Philoſophie, wie ihn Schelling aufſtellte, lag wohl die richtige Wahrnehmung zu Grunde daß die bisherigen idealiſtiſchen Syſteme aus dem Denken nicht herauskommen und daher auch zum Seyn nicht gelangen können, daß ſie nur eine unmittelbare Einheit von Denken und Seyn haben, in welcher der Unterſchied noch nicht nach ſeiner ganzen Tiefe offenbar geworden iſt; aber Schelling iſt es nicht gelungen den Zauberkreis zu durchbrechen, den er ſelbſt zu Anfang des Jahrhunderts hatte ziehen helfen. Denn während er einmal in ſeinem „unvordenklichen Seyn“ alles Uebergewicht auf die Seite des Seyns zu werfen ſcheint, ſo daß das Denken ſich zum Seyn nur verhält wie das Accidens zur Subſtanz — mithin wiederum ein Verhältniß der unmittelbaren Einheit zwiſchen Denken und Seyn, nur mit Betonung des Seyns — ſo weiß er andrerſeits dieſes Seyn doch ſo wenig in ſeiner ſelbſtändigen Bedeutung zu erfaſſen daß es bei ihm augenſcheinlich nichts iſt als der Reflex des Denkens. Hatte man Hegel nicht mit Unrecht den Vorwurf machen können daß bei ihm das Seyn ſich dem Denken accommodiren müſſe, ſo gilt dieß in noch weit höherem Maaße von Schellings ſogenannter poſitiver Philoſophie. Die Willkür mit welcher hier die geſchichtliche Entwicklung zum Träger Schellingſcher Jdeen geſtempelt wird, iſt eine unläugbare Thatſache. Hierin hat denn auch das Andere ſeine Begründung: daß die Theologie der Philoſophie der Offenbarung die Offenbarung beſtritt. Statt die Offenbarung in ihrer großartigen Einfachheit zu erfaſſen wie ſie in der Geſchichte erſcheint, konnte Schelling ſich nicht enthalten den ganzen phantaſtiſch grotesken Apparat ſeiner Potenzenwelt aus ihr heraus oder vielmehr in ſie hinein zu demonſtriren. Die willkürliche Art wie Schelling die heilige Schrift zu ſeinem Dienſte zwang, gränzte ans Unglaubliche: man glaubte einen Allegoriker der erſten chriſtlichen Jahrhunderte zu hören. Daher es denn nicht befremden darf daß die Theologie, mochte ihre Farbe ſeyn welche ſie wollte, in der neuen Weisheit nur einen mißlungenen Verſuch ſehen konnte den heiligen Schriftſtellern die phantaſtiſchen Theoreme eines Philoſophen des 19ten Jahrhunderts in den Mund zu legen. Die Aufgabe der Theologie iſt es zunächſt und vor allem die Religion und insbeſondre das Chriſtenthum in ihrer hiſtoriſchen Reinheit aufzufaſſen. Erſt wenn dieß geſchehen iſt, kann es dazu kommen den hiſtoriſch vorliegenden Thatbeſtand zu begreifen. Befindet ſich aber von vornherein das Hiſtoriſche und Jdeale in einer ſo unklaren chaotiſchen Vermiſchung, wie es in Schellings Philoſophie der Offenbarung der Fall iſt, ſo thut die Theologie nur ihre Pflicht wenn ſie einer ſolchen nebelhaften Zwittergeſtalt die Anerkennung verſagt.

So iſt alſo dieſer mit ſo vielem Eclat angekündigte Verſuch eine gründliche und nachhaltige Verſöhnung zwiſchen Glauben und Wiſſen herzuſtellen, nach dem Urtheil der Sachverſtändigen, als geſcheitert zu betrachten. Wenn gleich nun auch die negativſten Extreme des Kriticismus für die Theologie von wenig Gefahr ſind, da ſie einander immer ſelber abthun, ſo iſt doch die Kluft zwiſchen Glauben und Wiſſen noch tief genug um allerhand Bedenken für die Zukunft zu erregen, und wenn gleich die Bewegung den raſchen Charakter verloren hat den ſie zu Anfang dieſes Decenniums erhielt, ſo ſtehen ſich die Gegenſätze doch faſt ſchärfer als damals gegenüber.

Während die nichttheologiſche Wiſſenſchaft, wenn ſie überhaupt von der Theologie und Religion Notiz nimmt, theils einem ziemlich laxen Jndifferentismus theils einem pietiſtiſchen Orthodoxismus zugewendet erſcheint, theils endlich ihre Abneigung und ihren Widerwillen gegen Religion und Chriſtenthum offen zur Schau trägt, birgt die Theologie gleichfalls die ſchärfſten Gegenſätze in ſich. Auf der einen Seite die unverbeſſerliche Partei der Evangeliſchen Kirchenzeitung, ein für allemal die abgeſchworne Feindin aller geiſtigen Freiheit, ſey es in der Wiſſenſchaft, ſey es in der

Digitized by Google

Kirche oder im Staat. Ihr Princip iſt die abſolute Autoritat, in der Theologie die abſolute Autorität der Schrift und ſymboliſchen Bücher. Sie hat, wie es in der Natur der Sache liegt, vielfache Sympathien für den Katholicismus; doch haben ſich die hiſtoriſch-politiſchen Blätter bis jetzt vergebliche Mühe gegeben ihr zu beweiſen daß ſie principiell weſentlich auf dem Boden des Katholicismus ſtehe, und es mithin nur die Grille eines eigenſinnigen Kindes ſey wenn ſie nicht dahin geht wohin der innerſte Trieb ihres Herzens ſie zieht. Ihr entgegen ſteht die Partei welche das proteſtantiſche Princip der Freiheit des Subjects von der *äußern* Autorität nicht bloß dem Wortlaut nach, ſondern durch die That bewahrheitet. Es iſt hauptſächlich die ſpeculative Theologie welche ſich um das Banner der Vernunft und der Freiheit geſchaart hat, ſey es in göttlichen, ſey es in menſchlichen Dingen. Sie will das Princip welches durch die Reformation zuerſt zur Erſcheinung gekommen, ſeither aber noch mannichfach im Proteſtantismus mit heterogenen Elementen zu ringen hatte, vollſtändig zur Wahrheit machen. Sie will die Autorität aus einer dogmatiſchen zu einer ſittlichen, aus einer äußerlichen zu einer innerlichen machen: nicht deßhalb ſoll in religiöſen Dingen etwas geglaubt oder gethan werden weil es durch eine äußere Autorität als ſolche, ſey dieſelbe Bibel, Symbol oder Kirche, geboten wird, ſondern weil dieſes Aeußere auf dem Wege ſittlicher Ueberzeugung durch das Subject zu einem Innern gemacht iſt. So weit dieſe Aneignung nicht möglich iſt, darf es auch keine Autorität ſeyn. Iſt dieß mehr nur das Formale, ſo kommt dazu in materialer Beziehung das Beſtreben die Einheit des Göttlichen und Menſchlichen, welche in der Reformation als Princip zwar ſchon auf unmittelbare Weiſe zur Anerkennung gekommen war, als eine vermittelte zu begreifen und allſeitig durchzuführen. Im Allgemeinen kann man dieſe Richtung als Hegel'ſche Schule bezeichnen, obwohl ſich im Einzelnen eine große Mannichfaltigkeit in der Auffaſſung und Weiterbildung dieſes Princips kund gibt. Auf der äußerſten Linken ſteht die Tübinger Schule, die indeß faſt überall ihre Anhänger und Geiſtesverwandten zählt. Auf der Rechten ſteht, ſeit Daub todt, Göſchel und B. Bauer nach verſchiedenen Seiten abgefallen ſind, Marheineke ziemlich einſam. Doch iſt bei Dorner (beſonders bekannt durch ſeine *Entwicklungsgeſchichte der Lehre von der Perſon Chriſti*, 1839) die Speculation mit einem tiefen religiöſen Gefühl und einem kirchlichen Sinne gepaart. Unter den Repräſentanten des ſpeculativen Centrums dürfte neben Roſenkranz und Schaller beſonders noch Vatke namhaft zu machen ſeyn. Sein Werk *über die menſchliche Freiheit in ihrem Verhältniß zur Sünde und Gnade* (1841) hat ſich nicht nur in theologiſchen Kreiſen die rühmlichſte Anerkennung zu verſchaffen gewußt. Unſtreitig iſt es die gediegenſte Behandlung welche jenem Grundproblem der Speculation, das wie mit magiſcher Gewalt den Geiſt in ſeinen Zauberkreis bannt, bisher zu Theil geworden iſt. Zwiſchen dem Banner der Speculation auf der einen und dem Panier der Evangeliſchen Kirchenzeitung auf der andern Seite bewegt ſich nun die große Heeresmaſſe der theologiſchen Mitte, der rationale Supranaturalismus und der ſupranaturale Rationalismus in mannichfachen Farben und Schattirungen, bald mehr der kirchlich orthodoxen, bald mehr der ſpeculativen Seite zugewendet. Man liebt es hier beſonders Schleiermacher im Munde zu führen, oft jedoch ohne ihn im Herzen zu tragen. Das Feld welches mit beſonderer Vorliebe und mit dem meiſten Glück angebaut wird, iſt die hiſtoriſche Theologie; davon geben ſowohl die allgemein kirchenhiſtoriſchen Werke von Neander und Gieſeler Zeugniß, welche nicht nur beſtändig vorwärts ſchreiten, ſondern auch neue Auflagen erleben — als auch die verdienſtvollen auf einzelne Felder, einzelne Perioden oder einzelne Männer ſich beſchränkenden Leiſtungen eines Baumgarten-Cruſius, Ullmann, Hagenbach, Kliefoth, Redepenning, Herzog, Haſſe, Trechſel und anderer. In der exegetiſchen Theologie neuen Teſtaments glänzt der freiſinnige de Wette als Stern erſter Größe, doch nicht ohne mannichfach ob ſeiner unbefangenen Kritik verketzert zu werden, während Ewald auf dem Boden des alten Teſtaments eine beſtrittene Herrſchaft in Anſpruch nimmt. Mißlich genug ſteht es dagegen hier auf dem Gebiet der ſyſtematiſchen Theologie. Die Zeit wo Tweſtens moderne Scholaſtik Beifall finden konnte, iſt längſt vorüber, und Harleß iſt nicht der Mann wo es auf logiſche Schärfe ankommt; Nitzſch will zu heterogene Elemente vereinigen und iſt ſich ſelber nicht klar; Jul. Müller aber iſt in ſeinem Buch über die Sünde (zweite veränderte Auflage 1845) zu einem ſo gänzlich verfehlten Reſultat gekommen — er verlegt den Sündenfall des Menſchen in einen unſerm irdiſchen Daſeyn vorangehenden Zuſtand, von dem wir jetzt nichts mehr wiſſen — daß das ſonſtige Gute welches ſein Werk beſonders in der Zuſammenſtellung und Beurtheilung andrer Anſichten hat, dadurch ziemlich ganz neutraliſirt und wenigſtens ſein Beruf zum ſyſtematiſchen Theologen mehr als zweifelhaft wird. Alex. Schweizers *Glaubenslehre der reformirten Kirche* (1844) iſt eine tüchtige Arbeit, doch mehr hiſtoriſch als ſyſtematiſch. Er ſteht auf der Gränze der ſpeculativen Theologie, in Schleiermacher wurzelnd und von Hegel mannichfach afficirt.

So manche tüchtige Elemente nun auch die theologiſche Wiſſenſchaft heutigen Tages enthält, ſo macht ſich doch unverkennbar gerade in Beziehung auf diejenigen Punkte auf welche es für die Fortentwicklung der Kirche weſentlich ankommt, eine gewiſſe Mattigkeit und Rathloſigkeit bemerkbar, ein Unvermögen den Anforderungen des Lebens zu entſprechen. Denn in das Leben haben ſich die Gegenſätze allmählich hineingezogen und ringen nun hier nach ihrer Löſung. Eine allgemeine Gährung macht ſich bemerklich wie an den Vorabenden neuer Entwicklungsphaſen. Der Geiſt will die Formen die er in einer frühern Zeit ſich ſelber gegeben, wiederum ſprengen, weil ſie ihm zu eng geworden ſind. Das chriſtliche Bewußtſeyn der Gegenwart kreißt in den Geburtswehen einer neuen Erſcheinungsform. Die das Alte à tout prix feſthalten wollen, deren ſind nur Wenige — wie Wenige, das würde ſich erſt recht deutlich zeigen wenn die kirchliche Bewegung von allen äußerlichen Schranken befreit würde. Daher denn die Evangeliſche Kirchenzeitung in ihrem Sinne ganz Recht hat ſich gegen ein *freies* allgemeines Concil zu erklären, weil ſie recht wohl einſieht daß ihre Partei bei einer ſolchen Gelegenheit gewaltig in der Minorität ſeyn würde. Indeß würde man nun auch ſehr irren, wollte man alle Stimmen welche ſich in der Oppoſition gegen veraltete Formen des chriſtlichen Geiſtes vereinigen, ohne Unterſchied in eine und dieſelbe Claſſe werfen. Einmal darf man es ſich nicht verhehlen daß Manche von denen welche gegen die beſtehenden kirchlichen Formen ſich erhoben haben, keineswegs von einem chriſtlichen Geiſte getrieben werden. Sie ſind überhaupt gegen alles Religiöſe, Chriſtliche, Kirchliche. Der Feuerbachianismus hat in gewiſſen Regionen tiefere Wurzeln geſchlagen als man vielleicht glaubt. Solche nun würden eine Umgeſtaltung in kirchlichen Dingen vielleicht dazu benützen ſich der Herrſchaft der Kirche ganz zu entziehen. Allein dieß könnte in der That doch nur ein Gewinn ſeyn; denn was ſollen der Kirche Glieder die ihr offenkundig nur dem Namen nach und zum Scheine angehören, von denen ein Jeder weiß daß ſie dieſen Schein nur deßhalb noch

Digitized by Google

bewahren um der geſellſchaftlichen Vortheile nicht verluſtig zu gehen welche der Staat an das chriſtliche und confeſſionelle Bekenntniß geknüpft hat? Einen ſolchen Zuſtand kann die Kirche ihrerſeits nicht länger aufrecht halten wollen, ohne den Vorwurf auf ſich zu laden daß ſie die Heuchelei und Unwahrheit in ihrem Schooße befördern helfe. Daher muß ſie, ſo viel an ihr iſt, eine Löſung ihres beſtehenden Verhältniſſes zum Staate einzuleiten ſuchen. In dieſem Sinne haben ſich bereits entſchieden chriſtliche und kirchliche Stimmen vernehmen laſſen; wir erinnern nur an den Schweizer Vinet. Wie die Kirche ſich aller politiſchen Elemente zu entäußern hat, welche ſie von dem Staat noch zu Lehen beſitzt, ſo gebe auch der Staat der Kirche was der Kirche iſt. Der Staat gewähre der Kirche ſeinen Schutz als einem freien Verein innerhalb ſeiner Gränzen, aber er enthalte ſich aller Eingriffe in ihr Gebiet, und als ein ſolcher Eingriff muß es bezeichnet werden wenn er die Theilnahme an der Kirche durch weltliche ihren Mitgliedern bewilligte Vortheile hervorrufen will. Erſt wenn das chriſtliche Princip in dieſer Weiſe den äußerlichen Krückſtock der Staatsgunſt von ſich geworfen hat, vermag es ſich nach der ganzen ihm innewohnenden Machtfülle zu offenbaren. Hätte nun aber die Kirche ſo die unchriſtlichen Elemente von ſich ausgeſchieden, ſo würde auch dann keineswegs ein einförmiges Einerlei zurückbleiben. Schon in der Oppoſition, wie ſie ſich gegenwärtig gegen die veralteten kirchlichen Formen kund gibt, läßt ſich im Allgemeinen eine zwiefache Grundrichtung unterſcheiden: bei den Einen herrſcht das verſtändige Element vor, ſie wollen die kirchlichen Formen umgeſtalten, weil ſie mit der Verſtandesbildung der Gegenwart in einen unauflöslichen Conflict gekommen ſind; bei den Andern dagegen iſt das gemüthliche Element das vorwiegende: ſie kämpfen für eine Neugeſtaltung der kirchlichen Formen, weil ſie durch die Starrheit der beſtehenden die innerliche Lebendigkeit des religiöſen Lebens gefährdet ſehen. Während der Grundton dort mehr ein rationaliſtiſcher iſt, iſt er hier mehr ein myſtiſcher. Beide Grundrichtungen aber ſind verbunden durch die Einheit desſelben chriſtlichen Geiſtes, welcher ſich auf freie Weiſe in verſchiedenen Lebensformen verſchieden geſtaltet. Dieſe Einheit aber gelangt zum Ausdruck in der Anerkennung der gleichen Berechtigung aller Glieder der chriſtlichen Kirche, ſo mannichfaltig ſich auch der göttliche Geiſt in ihnen individualiſirt.

Erſt wenn ſo auf dem unmittelbaren Boden des chriſtlichen Lebens ſelber durch die ſchöpferiſche Wirkſamkeit des in der Kirche waltenden Geiſtes eine Umgeſtaltung erfolgt iſt, wird ſich auch in die Wiſſenſchaft ein neues Leben ergießen. Die Wiſſenſchaft iſt ihrem Weſen nach das Vermittelte: das Unmittelbare und deßhalb in aller geſchichtlichen Entwicklung Vorangehende iſt das Leben. Und das iſt ja auch thatſächlich der Hergang bei allen religiöſen Umwälzungen geweſen, daß ſie von dem unmittelbaren Leben ihren Ausgang nahmen und erſt beim weitern Fortgang die Blüthe der Wiſſenſchaft aus ſich hervortrieben.

Reiſeſkizzen aus Spanien.

Zweite Folge. *)

VII.

Toledo, 10 Aug. 1845. Toledo! Ein ſtolzes, ritterliches Wort! Wie eine Loſung tönt es zum heißen Klingenſpiel um Freiheit und Leben, wie Reiherbüſche weht es drein, wie das blutrothe Kreuz von Santiago leuchtet es daraus hervor. Toledo! Die ganze caſtilianiſche Heldenzeit malt ſich in dem Namen; die Zeit des ſtarken Glaubens, der ſtarken Seelen und der ſtarken Arme, die Zeit der ritterlichen Abenteuer in Krieg und in Minne, die Zeit der lebendigen Volkspoeſie, die Zeit der Adelsfreiheit, des Bürgerſtolzes, und der Ehr- und Wehrhaftigkeit der ganzen Nation.

Von dem Tage an wo Madrid als die Hauptſtadt der caſtilianiſchen Königreiche genannt wird, iſt es aus mit der Kraft und der Würde und der Freiheit des ſpaniſchen Volks. Die militäriſche Zucht mit der ein Alba, ein Johann von Oeſterreich, ein Spinola ihre Schlachten gewannen, ſollte man doch nicht mit moraliſcher Stärke verwechſeln, eben ſo wenig wie die noch lange fortwährende Ausdehnung der Gränzen des Reiches mit der moraliſchen Größe der Nation oder auch nur der Regierung. Der Geiſt war von den Spaniern gewichen ſeitdem Karl V ſich auf den abſoluten Thron geſetzt, den ihm ſein Großvater und der Cardinal Ximenez in Madrid hergerüſtet hatten. Der Aufſtand der caſtilianiſchen Gemeinden im Jahre 1522 war das letzte Aufleuchten des Geiſtes, ſeine letzte Kraftanſtrengung ſich ſelbſt und das Land zu retten, aber er war ſchwächer als die Soldknechte des Königs, und hier in Toledo, an der Stätte ſeiner alten Macht und ſeines alten Glanzes, wurde er zu Grabe gelegt.

Der Weg von Aranjuez nach Toledo iſt während der erſten Stunden eine breite gerade Straße zwiſchen zwei Reihen herrlicher Bäume, neben denen ein doppelter Saum niedrigeren Gehölzes herläuft, das nur hie und da eine Durchſicht nach der Seite hin geſtattet. Von Zeit zu Zeit ſtößt man auf der Fahrt durch dieſe Allee auf ein Thor welches nichts verſchließt, und das nur als ein Zeuge des wunderlichſten Geſchmackes der Zeit dazuſtehen ſcheint

*) Eine erſte Abtheilung dieſer Briefe, von demſelben deutſchen Reiſenden, den unſere Leſer aus ſeinen Berichten in der Allgemeinen Zeitung kennen, findet ſich in dem Hefte vom Monat Julius.

Digitized by Google

aus welcher dieſe Anlagen herrühren. Ein beſſeres Vermächtniß jener Zeit ſind die kleinen Gräben welche das lebendige Waſſer des Tajo an dem Fuße der Bäume vorüber leiten, und die Luft der ſtaubigen Straße kühlen helfen. An dem Punkte wo die Straße die letzten Bäume hinter ſich läßt, tritt ſie in eine Wüſte ein, ſo dürr, ſo öde und troſtlos daß man ſelbſt in Spanien nicht viele traurigere Gegenden findet. Nur die Ausſicht auf den ſchmalen Uferſtrich des Tajo der ſich in einiger Entfernung zur Rechten des Weges hinwindet, mildert den afrikaniſchen Charakter der Landſchaft ein wenig. So weit das Auge reicht ſieht man zu beiden Seiten jener grünen Zone nichts als braungeſengte Heide, in deren weitem Umfang man vergebens nach irgend einer Spur menſchlicher Thätigkeit ausſchaut. In großer Entfernung zeigt ſich auf dem Rande der Hügelkette des rechten Tajoufers eine graue Kirche, welche ausſieht als ob ſie ſeit Jahrhunderten von ihrem Gotte und von ihren Gläubigen verlaſſen ſey. Die Straße wird mit jedem Schritte unwegſamer, und ſie verengt ſich zuletzt ſo ſehr daß ſie nur noch gerade Raum genug für ein einziges Wagengeleis hat, ſo daß an manchen Stellen die Begegnung zweier Fuhrwerke ſtundenlangen Aufenthalt verurſachen würde. Aber die Gefahr einer ſolchen Begegnung iſt glücklicherweiſe nicht groß. Die ganze Landſchaft iſt wie ausgeſtorben. Erſt auf halbem Wege von Toledo ſtößt man auf ein einſames Haus, die einzige menſchliche Wohnung deren man ſeit Aranjuez anſichtig wird, und dieß Haus iſt in der Nähe beſehen nur eine Ruine. Kaum vor fünfzehn Jahren wurde es laut einer Inſchrift aufgeführet; es war ein anſehnliches Gebäude welches außer den Wohnungen für mehrere Jagdaufſeher und andere königliche Beamte eine Capelle, einen Gaſthof und verſchiedene andere Räumlichkeiten enthielt; die Carliſten haben das alles niedergebrannt. In einem Winkel der Ruine hat ſich ein armſeliger Schenkwirth eingeniſtet, und für die Jäger der Königin iſt eine niedrige Barracke aufgerichtet, an deren vier Ecken für künftige Fälle Backſteinthürme mit Schießſcharten gepflanzt ſind. Solch ein Anblick iſt wie gemacht um den Glauben an die Rückkehr der Barbarei und an das Wiederaufleben des Fauſtrechts in Spanien zu rechtfertigen. Und es handelt ſich hier nicht etwa um eine vereinzelte Erſcheinung, ſondern um die hundertſte Wiederholung eines Schauſpiels dem ich in allen Provinzen des Landes begegnet bin. Ueberall, überall ſieht man wie der häusliche Herd zerfällt, und wie aus ſeinem Schutte Feſtungsmauern gebaut werden. In der Mancha ſah ich ſogar eine elende Venta zu Schutz und Trutz befeſtigt, und die Venta ſammt ihren Feſtungsthürmen lag in Trümmern, und in einer kleinen Stadt, wenige Stunden von Madrid, in Templeque wenn ich nicht irre, fand ich die Kirche in eine Citadelle verwandelt, während Dutzende von Häuſern längs der Straße von einer Stunde zur andern den Einſturz drohten. Gebe der Himmel Spanien endlich Ruhe, wäre es auch unter einem Miniſterium Narvaez! Zwiſchen Aranjuez und Toledo, die fünf deutſche Meilen von einander entfernt ſind, iſt die Krone weit und breit Eigenthümerin alles Grund und Bodens, und ſie benutzt dieß unermeßliche Gebiet nur zu Jagd und Viehweide. Die Jagd beſchränkt ſich auf Kaninchen und Rebhühner, und die Weide iſt hauptſächlich, wenn nicht ausſchließlich, für die Pferde, Eſel und Maulthiere des königlichen Geſtüts in Aranjuez beſtimmt, welches die beſten Hufthiere hervorbringen ſoll die Spanien gegenwärtig aufzuweiſen hat. Es iſt keinem Zweifel ausgeſetzt daß dieſe Gegend in frühern Zeiten Ackergebiet war, und daß ſie noch jeden Tag wieder in reiches Getreideland umgeſchaffen werden könnte. Einige Strecken derſelben in der Nähe von Toledo wo das Krongebiet aufhört, ſah ich mit Weizen angebaut der noch nicht geſchnitten war, und der Halm an Halm eben ſo dicht ſtand wie das Getreide in dem Garten von Valencia. Wozu in aller Welt könnte aber die Urbarmachung neuer Ländereien nützen, da ſchon jetzt Andaluſien allein, obgleich es nicht zum zehnten Theile angebaut iſt, in einem guten Jahre mehr Getreide hervorbringt als ganz Spanien verzehren kann? Die Ausfuhr des überflüſſigen Getreides nach dem Auslande iſt in Folge des Mangels an raſchen und wohlfeilen Transportmitteln im Innern von Spanien, und Dank den fremden Zollgeſetzgebungen ſo geringfügig daß ſie kaum in Anſchlag zu bringen iſt, und ſo geſchieht es denn daß z. B. in England und Irland Millionen von Menſchen Hunger leiden, während Spanien die Mittel hat eine zehnfache Anzahl ſo reichlich zu ſpeiſen als der brittiſchſte Magen es nur immer verlangen kann. Ja, ja, höre ich die Politik ſagen, il y a quelque chose à faire, und über dieſem Wort eines franzöſiſchen Miniſters, welches der Wahlſpruch der praktiſchen Staatsweisheit unſerer Tage geworden zu ſeyn ſcheint, können noch zehn Generationen engliſcher Weber und iriſcher Taglöhner verhungern, und zu gleicher Zeit dreihundert andaluſiſche Ernten verſchimmeln, ohne daß ſich die Staatsweisheit dadurch in ihrer ausgezeichnet guten Meinung von ſich ſelber irre machen ließe. — Von weitem geſehen macht Toledo keinen beſonders günſtigen Eindruck. Der Alcazar iſt nach Oſten hin das einzige ſtark hervortretende Gebäude der Stadt, die er durch ſeine breite ſchwere Maſſe zu erdrücken droht. Aber je näher man kommt, je deutlicher ſich das Bild von Toledo auf dem tiefblauen Himmel abzeichnet, deſto eigenthümlicher und großartiger wird die Scenerie. Die Stadt liegt auf einem ſteil gewölbten Felſen der nach allen Seiten hin freiſteht, und ihre altersgrauen Häuſer ſcheinen nicht neben, ſondern auf einander gebaut zu ſeyn. Aus der verworrenen Maſſe der Wohngebäude ragen an unzähligen Stellen mächtige Trümmer hervor, Ueberreſte von ſtarken Feſtungsmauern, verwittertes Geſtein weiland ſtolzer Schlöſſer, ſtattliche Thürme denen ihr arabiſcher Urſprung auf die Stirn geſchrieben ſteht, neben eben ſo gewaltigen, aber weniger zierlichen Feſtungsthürmen aus frühen chriſtlichen Jahrhunderten. Und in das volle Mittelalter glaubt man einzutreten, wenn man nach langem Steigen endlich über die von Fels zu Fels geſprengte Brücke von Alcantara ſchreitet, unter welcher der Tajo ſchäumend durch die Klippen brauſt, und die jenſeits durch das gleichnamige Thor, einen maſſiven und doch zierlichen Bau aus dem fünfzehnten Jahrhundert, geſperrt iſt. Ueberall hängen maleriſche Ruinen an dem Felſenberge, an welchem ſich der Weg fortwährend ſteil durch die engen Gaſſen hinaufwindet, bis zu dem Hauptplatze der Stadt welcher die Platform des Felſens von Toledo bildet, die aber von einem noch höheren Gipfel überragt wird auf welchem der Alcazar liegt. Man macht keinen Schritt in den Straßen der Stadt ohne durch die Form eines Hauſes, durch ein Bruchſtück alten Mauerwerks, durch eine Säule oder ein anderes Bildhauerwerk, durch ein inneres Thor, durch einen Thurm an welchen ſich Wohnhäuſer anlehnen, und durch hundert ähnliche Dinge daran erinnert zu werden daß man den Boden einer großen Geſchichte unter den Füßen hat. Andere Städte mögen koſtbarere und vor allen Dingen berühmtere Baureſte der Vorzeit aufweiſen können, aber ich kenne keinen Ort welcher deren auch nur halb ſo viele beſäße wie Toledo. Und zum Beweiſe daß es unter dieſen Denkmalen der Vergangenheit nicht an Werken von großer Bedeutung fehlt, brauche ich nur die Kathedrale, die Kirche San Juan de los Reyes und den Alcazar zu nennen.

Wie viel indeſſen von dem heutigen Alcazar dem Alterthume angehört, mag in dem Zuſtande in welchem ihn die letzte

Digitized by Google

Zerſtörung zurückgelaſſen hat, nicht ganz leicht zu beſtimmen ſeyn. Der alte Alcazar lag ſeit langer Zeit in Trümmern als Karl III ſeinen Wiederaufbau unternahm, und mit verſchwenderiſcher Pracht zu Ende führte. Aber dieſer Neubau ſollte ſeinen Urheber nicht lange überleben. In den erſten Jahren des Unabhängigkeitskrieges ging der Alcazar in Flammen auf, ſey es daß die Franzoſen ihn anzündeten, oder daß die Spanier ſelbſt ihn in Brand ſchoſſen während ſie die Franzoſen aus Toledo zu vertreiben ſuchten. Was nun jene Feuersbrunſt und was die inzwiſchen verfloſſenen Jahre von dem Alcazar übrig gelaſſen haben, iſt eine der prächtigſten Ruinen die man ſehen kann. Von einer überraſchenden Wirkung iſt zumal die der Stadt zugekehrte Hauptfaçade, die ſich bei der ungeheuren Stärke ihrer Granitmauern ziemlich gut erhalten hat. Sie lehnt ſich an zwei mächtige Thürme an welche durch eine äußere Gallerie mit einander verbunden waren, deren ſteinernes Geländer noch heute beinahe unverſehrt die ganze Vordermauer des Schloſſes wie mit luſtigen leichten Zinnen krönt. Einer jener Thürme enthält ein kleines architektoniſches Wunderwerk, eine doppelte Wendeltreppe deren Haus kaum 5 Fuß im Durchmeſſer hat, und deren zwiefache Stufenreihe ſich nichts deſtoweniger ſehr bequem auf- und abſteigen läßt.

Das ſchönſte Bruchſtück der Ruine des Alcazar aber iſt der große Hof, mit vortrefflich gearbeiteten korinthiſchen Säulen eingefaßt die noch alle aufrecht ſtehen. In dem Winkel welchen die Bögen bei ihrem Zuſammenſtoßen über jeder Säule bilden, iſt der Doppeladler angebracht, den Toledo, „die kaiſerliche Stadt," auch in ſeinem Wappen führt. Dem Eingangsthore gegenüber ſteigt die breite Prachttreppe herunter, welche dem Säulenhofe einen ſehr reichen architektoniſchen Hintergrund gibt. Die Dächer, Fenſter und Fußböden des Alcazar ſind beinahe bis auf den letzten Reſt verſchwunden, und ſo iſt denn das Schloß in ſeiner heutigen Geſtalt ſo gut wie unbewohnbar. Nur ein kleiner Theil des Erdgeſchoſſes iſt zu einem Cavallerieſtalle eingerichtet, zu deſſen Bedienung man denn auch eine Handvoll Soldaten in dem weiland Palaſte des reichſten Königs der Welt kümmerlich untergebracht hat.

Die Kathedrale des weiland reichſten Biſchofs der Chriſtenheit hat ſich beſſer erhalten, ſo gut daß kaum eine Spur der ſchweren Zeiten an ihr wahrzunehmen ſeyn möchte, die während der letzten vierzig Jahre über Spanien hinweggegangen ſind. Die Hauptkirche von Toledo iſt ein ſchönes Werk der mittelalterlichen Kunſt, das jedoch durch ſeine architektoniſchen Formen und Verhältniſſe nicht zu einem Platze neben den gothiſchen Bauwerken erſten Ranges berechtigt wird. Von außen verſchwindet die Kathedrale von Toledo in einer Maſſe von kirchlichen und bürgerlichen Neubauten die ſich von allen Seiten an dieſelbe anlehnen. Das Innere der Kathedrale hat bei einer ſehr bedeutenden Ausdehnung keinen eigentlich großartigen und erhebenden Charakter. Es beſteht aus fünf Schiffen welche über 400 Fuß Länge und 200 Fuß Breite haben. Die Schiffe werden durch Säulenbunde von einander getrennt, deren einzelne Schafte bei mäßiger Höhe ſehr dick ſind, und die deßhalb gar zu gedrungene Formen bilden. Auch die Gewölbe ſcheinen zu breit gedrückt, ſie haben wenigſtens nicht den kühnen edlen Schwung der dem Auge wohlthut und der die Seele beflügelt. Die urſprüngliche Kirche nun iſt im Laufe der Zeit durch eine Menge von Nebengebäuden erweitert, die als Begräbnißcapellen, Sacriſteien, Verſammlungsſäle des Capitels den inneren Raum derſelben beinahe verdoppeln, und dieſer ganze ungeheure Bau iſt mit Kunſtwerken nicht angefüllt, ſondern überfüllt. Dieſe zahlloſe Menge zumal von Koſtbarkeiten jeder Art iſt das was die Kathedrale von Toledo vor allen den Kirchen Spaniens, Frankreichs und Deutſchlands voraus hat, die ihr als bloße Bauwerk betrachtet vielleicht überlegen ſeyn mögen. Es ſcheint mir ſehr ſchwe oder vielmehr unmöglich zu ſeyn irgendwo ein Muſeum der mittelalterlichen Kunſt aufzufinden, welches eben ſo reich wäre an Zah und an Werth der verſchiedenartigſten Gegenſtände. Das einfach Verzeichniß der Sehenswürdigkeiten der Kathedrale von Toled würde Bände füllen, und zu ihrer Beſchreibung wäre das ganz Leben und der ganze Fleiß eines Benedictiners nicht ausreichend

Zahllos ſind zumal die Bildhauerwerke in und an der Kathedrale, zum größten Theil ausgezeichnet gut erhalten, oder do nur durch die tempelſchänderiſche Tünche des Weißbinders verſtümmelt, die ſich wenigſtens wieder abwaſchen läßt. Die hundert von kleinen zierlichen Figuren welche die Hauptthüren der Kirch einfaſſen, ſind ſo dick überkleiſtert daß es eine genaue Unterſuchun erfordert, um ſich zu vergewiſſern ob man Gyps oder Stein vo ſich hat. Dieſelbe Mißhandlung iſt den Gruppen aus der bibliſche Urgeſchichte widerfahren, die in endloſer Reihe rings um den Cho herumlaufen, ſinnige Schöpfungen aus denen die Herzenseinfal der Vorzeit mit rührender Beredſamkeit ſpricht.

An vielen der weißen Marmorreliefs der Kathedrale ſind di Säume der Gewänder vergoldet, an manchen ſind außerdem hi und da Farben aufgetragen, und ich muß geſtehen daß dieſe Behandlung des Steins, geſchmackvoll ausgeführt, wie ich ſie hie zum erſtenmal geſehen habe, eine ſehr gute Wirkung auf das Aug hervorbringt. Jetzt erſt begreife ich daß es keine Barbarei wa wenn die Alten ihre Bildſäulen vergoldeten und bemalten, ſonder die Ausübung einer ſelbſtändigen Kunſt die wir verlernt haben und wie mich dünkt einer ſchweren Kunſt.

Faſt alle Erzbiſchöfe der Stadt haben ſich prunkhafte Grabmäler in der Kathedrale gebaut, auf denen ihre Marmorbilde ausgeſtreckt daliegen mit dem Krummſtabe in der Hand, im biſchöflichen Mantel und mit der Tiara auf dem Kopfe, als ob ſie mi dieſem Pompe und mit dieſen Sinnbildern ihre geiſtliche Mach und Herrlichkeit auch im Tode noch feſthalten wollten. Einer de letzten Prälaten von Toledo indeſſen ſcheint darauf ausgegange zu ſeyn ſeine poſthume Demuth in einen recht ſcharfen Gegenſat zu dem Stolze zu ſetzen, der die meiſten ſeiner Vorgänger bis i das Grab begleitet hat. Statt ſich ein koſtbares Denkmal zu errichten hat er ſeine Gruft, mitten in der Kirche, nur durch ein 12 Fuß lange und 6 Fuß breite Kupferplatte bezeichnen laſſen auf welcher mit großen Buchſtaben zu leſen ſteht: Hic jacet cinis pulvis, et nihil! Ein recht guter Gedanke, obgleich es mich faſ bedünken will als ob er im Munde eines katholiſchen Biſchofſ faſt etwas zweifleriſch, wo nicht noch ſchlimmer klinge. Aber welc ein Selbſtwiderſpruch dem „Nichts" eine Inſchrift zu ſetzen! Ic wollte wetten auf der Rückſeite der Kupferplatte ſtehen die ſämmtlichen Adelstitel und das Familienwappen des weltverachtenden Erzbiſchofs, und vielleicht auch ein Stück Stammbaum.

In der großen Sacriſtei ſteht das Grabmal des Infanten Don Luis Enrique, der den erzbiſchöflichen Stuhl von Toledo vor 20 Jahren innehatte. Der Infant iſt ausnahmsweiſe in betender Stellung auf dem Sarge dargeſtellt, und das ganze Monument überhaupt iſt gleichfalls ausnahmsweiſe in einfachem und edlem Geſchmacke gehalten. Ueber dem Grabmale iſt der Cardinalshut des Infanten aufgehängt, eine Kopfbedeckung um die ich keinen Verſtorbenen und keinen Lebenden beneide, denn ſie muß mit ihren ſchweren Quaſten und Klunkern ſehr läſtig zu tragen ſeyn.

In dem Deckengemälde der Sacriſtei erkennt man ſogleich den ſchwunghaften Styl Giordano's mit ſeinen unendlichen Perſpectiven und ſeiner luſtigen, leichten Gruppirung, die dem Auge —

Digitized by Google

ein äußerſt ſeltenes Verdienſt bei ähnlichen Werken — bei der größten Mannichfaltigkeit der Figuren und der Stellungen auf den erſten Blick verſtändlich iſt. Giordano iſt eine wahre Dichterſeele, ein Maler der den Himmel mit dem Auge eines Petrarca geſehen hat, und der ſeine lyriſche Begeiſterung in hinreißendem Rhythmus auf die Kalkwand ſchreibt. Die Fresken Giordano's haben keine denkbare Vergleichung zu ſcheuen, ſelbſt nicht die Vergleichung mit den Wand- und Deckenmalereien Buonarotti's der in der Compoſition ſogar manches von ſeinem jüngern Landsmanne lernen könnte, z. B. den harmoniſchen Bau zahlreicher Gruppen.

Von den zahlloſen übrigen Grabmälern der Kathedrale erwähne ich nur noch dasjenige welches einem Domherrn Namens Rojas von dem Capitel errichtet worden iſt, zur Erinnerung an ſeine vielen Tugenden, und beſonders, wie die Grabſchrift mit der größten Naivetät berichtet, zum Gedächtniß der 800,000 Maravedis jährlicher Einkünfte die der fromme Mann dem Capitel vermacht hatte. Dieß Denkmal welches dem ſechzehnten Jahrhundert angehört, hat an der Vorderſeite des Sockels zwei Marmorblätter mit leicht erhabener Arbeit von bewunderungswürdiger Feinheit der Ausführung. Auf dem einen Blatt ſind mehrere Frauen dargeſtellt die auf den Knien liegend und mit Thränen zwei Reitern nachblicken die ſich im Galopp ihrer Roſſe entfernen. Die weiblichen Figuren ſind mit einer reizenden Weichheit und Wärme behandelt, die Stellung der Pferde, von denen man nur die hintere Hälfte ſieht, iſt dagegen etwas ſteif gehalten. Das zweite Blatt enthält eine Verkündigung an der manches Einzelne auszuſetzen ſeyn mag, die aber gleichwohl ein Bild von eigenthümlicher Anmuth gibt.

Der Hochaltar welcher nach ſpaniſcher Sitte eben ſo wie der Chor eine Kirche in der Kirche bildet, iſt vom Fußboden bis zum Deckengewölbe, von innen und von außen nichts als ein ungeheurer Schrein voll Kunſtjuwelen. Seine architektoniſche Einfaſſung deren Reichthum an gothiſchem Zier- und Schnörkelwerk man faſt Ueberladung nennen möchte, iſt mit einem Netze von Vergoldungen überzogen, das ſich an den vielverſchlungenen Rippen des Gewölbes über die ganze Decke hinwegrankt. Wer könnte die Figuren zählen die in jeder Zelle dieſes marmornen Bienenſtocks angebracht, und die größtentheils ſo alt ſind als der Dom ſelbſt! Die Rückſeite des Hochaltars wird von einer Compoſition im reinſten Rococoſtyl ausgefüllt, die in beträchtlicher Breite bis an die Decke hinaufreicht. Schwere Marmor- und Jaſpisblöcke ſind hier als Zierrathen in jene ſonderbaren Formen ausgeknetet die wir nur im Kleinen zu ſehen gewohnt ſind, und mit deren Geſchmackloſigkeit man in der Kathedrale von Toledo durch die Maſſenhaftigkeit ihres reichen Stoffs einigermaßen verſöhnt wird. Die Bildſäulen dieſes Denkmals das man el transparente nennt, vermuthlich weil über demſelben, und wie es ſcheint zu ſeiner beſſern Beleuchtung ein Fenſter in das Dach der Kirche gebrochen iſt, ſind als Erzeugniſſe ihrer Zeit angeſehen nicht ohne Verdienſt. Gleichwohl läßt ſich ſagen daß die großen Summen welche dieſe Compoſition gekoſtet haben muß, immerhin beſſer hätten verwendet werden können.

Dem Schnitzwerke der Chorſtühle glaubt man es gern auf ſeine Miene daß es für die reichſten und wohlbeleibteſten Domherren der Chriſtenheit gemacht worden iſt. Heutzutage iſt das Capitel auf zwölf Mitglieder zuſammengeſchmolzen, die während der letzten 5 oder 6 Jahre ziemlich abgemagert ſeyn müſſen wenn ſie inzwiſchen von den Einkünften gelebt haben welche ihnen bei dem geſellſchaftlichen Umſchwunge der Dinge in Spanien geblieben ſind. Gleichwohl ſehe ich ſelbſt an Wochentagen die Sperrſitze des Chors zum großen Theile ausgefüllt, wenn nicht von Domherren, ſo doch von Männern im geiſtlichen Rocke, die Mandarinenmütze mit den vier Zinken auf dem Kopfe, kurz von Leuten die ich nach ihrer Tracht wenigſtens Geiſtliche nennen würde, wenn ich nicht aus mancher Erfahrung gelernt hätte wie unſicher in ſolchen Fällen der Schluß von den Federn auf den Vogel iſt. So ſah ich geſtern einen bejahrten Mann im ſcharlachfarbenen Mantel der mit karminrothem Sammt ausgeſchlagen war, in der Kathedrale auf- und abwandeln. Ich zweifelte kaum einen hohen Würdenträger der Kirche vor mir zu ſehen, zumal der Mann ein rothes Sammtbarett in der Hand trug. Um meiner Sache gewiß zu werden, wandte ich mich mit der Frage nach der Eigenſchaft des rothen Herrn an einen Kirchendiener, welcher mir den Beſcheid gab daß der Gegenſtand meiner Neugier kein anderer ſey als der Hundevogt der Kirche. Ich hatte den Kirchendiener in ſtarkem Verdacht daß er ſich einen unpaſſenden Spaß erlaube, aber ehe ich Zeit gefunden ihm auf dieſe Vermuthung hin eine Strafpredigt zu halten, ſah ich den Rothmäntler wirklich auf einen vierbeinigen Eindringling Jagd machen, einen Pudel der vor Pentagrammen und ähnlichen Dingen offenbar keine Furcht hatte.

Die Kathedrale beſitzt viele und zum Theil ſehr alte Gemälde, über deren Urſprung man hier gar nichts zu wiſſen ſcheint. Bemerkenswerth ſind neben manchen andern die Altarblätter in drei neben einander liegenden Capellen, welche je in acht oder zehn Abtheilungen auf Holz und auf Goldgrund gemalt ſind. Am lebhafteſten aber ſpricht mich ein kleines Madonnenbild an welches augenſcheinlich der deutſchen Schule angehört, und das ich der Aufmerkſamkeit der Kenner empfehlen möchte. Das Bild hängt an einem der Endpfeiler des Mittelſchiffs der Kirche, und es ſtellt die Jungfrau dar wie ſie im Begriffe iſt dem Kinde die Bruſt zu geben; im Hintergrunde zeigt ſich eine friſche Landſchaft. Ich zweifle nicht daß man, wenn ſich der Urheber dieſes Bildes ermitteln ließe, auf einen großen Namen ſtoßen würde.

An den Thüren der Kathedrale iſt ein unglaublicher Luxus von Bildwerken in Erz und in Holz angebracht, die durchweg zu den ausgezeichnetſten Vermächtniſſen dieſer Art gehören welche aus früheren Jahrhunderten auf uns gekommen ſind. Ein großer Theil dieſer Reliefs ſtellt keine bibliſchen wie überhaupt kirchlichen Gegenſtände dar, ſondern Scenen aus dem Leben der Zeit, die bei ihrer äußerſt ſorgfältigen Behandlung von großem Werthe für die Geſchichte der Sitten, der Trachten, der Gewohnheiten des Mittelalters ſeyn müſſen. Daneben ſieht man allerlei Geſtalten aus der Fabelwelt, Centauren, Sphinxe, Liebesgötter und die wunderlichſten Geſchöpfe der Einbildungskraft des Künſtlers, eingefaßt von Laubgewinden und Arabesken. Koſtbar vor allem andern iſt das Schnitzwerk der Cedernſchränke im Vorzimmer des Capitularſaales. Das meiſte davon iſt die Arbeit Berruguete's, der ſeinen Stoff mit einer unvergleichlichen Zartheit zu behandeln weiß.

In dem Capitularſaale ſelbſt verdienen die Bildniſſe der Erzbiſchöfe von Toledo Beachtung, die dort in langer Reihe aufgehängt ſind. Es verſteht ſich von ſelbſt daß die Bilder deren Originale dem fünfzehnten und allen frühern Jahrhunderten angehören, im allgemeinen als bloße Phantaſieſtücke anzuſehen ſind, aber unter den wirklichen Porträts befinden ſich meiſterliche Leiſtungen. Die Prälaten aus dem Hauſe Oeſterreich erkennt man auch unter der Biſchofsmütze ſchon von weitem als Sprößlinge des Habsburger Stammes. Kein regierendes Geſchlecht hat Jahrhunderte lang einen ſo ſcharf ausgeprägten Stempel der Familienähnlichkeit getragen wie das öſterreichiſche Haus in Spanien. Von dem kraftſtrotzenden Karl I an bis auf die Jammergeſtalt Karls II findet man immer dieſelben Umriſſe des Geſichtes wieder, nur daß der

Digitized by Google

Ausdruck ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht immer mehr verweichlichte. Wer die Bilder der Könige und Infanten aus der Familie Habsburg kennt, der muß geſtehen daß die ſpaniſchen Königinnen jener Zeit mit Hülfe einer unerbittlichen Hofetikette die ſchwere Aufgabe erfüllt haben welche an die Frau Cäſars geſtellt wird. Ein ſolches Ergebniß ſollte doch die Läſtermäuler zum Schweigen bringen, die da nicht begreifen wollen was die Etikette mit der Tugend gemein hat.

Die Marmormoſaiken des Fußbodens, beſonders in dem Chore, vor dem Hochaltare und in verſchiedenen Capellen, die unvergleichlichen Fenſtermalereien, die Fresken des Kirchengewölbes und des Ganges welcher um den großen innern Hof der Kathedrale läuft, die arabiſchen Stuckarbeiten welche hie und da in die Wände der Kirche eingefügt ſind, das alles kann ich nur im Vorübergehen erwähnen, und viele andere Merkwürdigkeiten der Kathedrale muß ich ganz ungenannt laſſen, weil mich mein überſättigtes Gedächtniß im Stiche läßt. Aber von dem weltberühmten Kirchenſchatze der Kathedrale von Toledo muß ich doch einige Worte ſagen. Das koſtbarſte Stück desſelben, künſtleriſch genommen, iſt eine Monſtranz in Form eines gothiſchen Thurmes, von vier Engeln getragen und mit dieſem Unterſatze wohl 10 Fuß hoch. Der Stoff dieſes Werkes, obgleich maſſives Gold und Silber, ſcheint von ſehr geringem Werth neben der Arbeit des Künſtlers. Drei Generationen einer Goldſchmiedsfamilie, der Vater, der Sohn und der Enkel haben, wie man verſichert, ihr ganzes Leben auf den Bau des metallenen Thurms verwendet, und wenn ich bei dieſer Sage irgend etwas bezweifle, ſo iſt es die Möglichkeit eine ſolche Arbeit mit den Kräften eines einzigen Menſchen binnen 90 oder 100 Jahren zu vollenden. Von den goldenen und ſilbernen Kirchengefäßen, Leuchtern, Rauchfäſſern, Kreuzen, Proceſſionsſtäben u. ſ. w. rede ich nicht, denn dieſe Gegenſtände ſind mit geringen Verſchiedenheiten überall dieſelben. Dagegen will ich noch ein Stück des Schatzes der Kathedrale von Toledo nennen, deſſen Seitenſtück ſchwerlich irgendwo vorhanden iſt, nämlich einen Schmuck der Jungfrau Maria, der durch ſeinen Reichthum die ausſchweifendſten Erfindungen des orientaliſchen Mährchens hinter ſich zurückläßt. Der Mantel und die Bruſtbekleidung ſind eine Stickerei von Perlen und Edelſteinen, unter der der ſeidene Stoff buchſtäblich verſchwindet, ſo vollſtändig verſchwindet daß ſich die Farbe des Mantels nur wie eine gelbliche Folie durch die Perlen und die Steine hindurch erkennen läßt. Ein Amſterdamer Diamantenhändler würde bei dieſem Anblicke in Entzücken gerathen, und ſich wohl gar zum Cultus der Jungfrau von Toledo bekehren. Aber der Mantel iſt nicht der koſtbarſte ihrer Schätze, ſein Reichthum wird vielmehr von dem Juwelenwerthe der Krone und der Armbänder noch übertroffen. Die Steine an dieſen Schmuckſachen ſind zum Theil ſo ſchwer daß ich auf ihre Größe hin faſt an ihrer Aechtheit zweifeln möchte. Den Apfel der Krone z. B. bildet ein Smaragd von dem Umfange einer wälſchen Nuß. Glücklicherweiſe iſt es keine Perſon von Fleiſch und Blut welche dieſen Steinhaufen auf dem Kopfe zu tragen hat, denn ſonſt würde ſich ſchwerlich irgend ein Haupt für die koſtbarſte aller Kronen finden.

Die Franzoſen ſcheinen die Kathedrale von Toledo weniger unbarmherzig ausgeplündert zu haben als manche andere der reichen Kirchen Spaniens. Die große Monſtranz wurde vor ihrer Ankunft nach Cadiz geſchafft, und den Schmuck Maria's glaubte man dadurch in Sicherheit bringen zu können daß man ihn der Bildſäule der Jungfrau anlegte. Die Rechnung war richtig, die Franzoſen rührten den Schmuck nicht an, nichtsdeſtoweniger aber glaube ich daß der Erzbiſchof von Toledo bei jener Gelegenheit ein ziemlich leichtſinniges Spiel geſpielt hat, welches er doch ja nicht wiederholen ſoll wenn die Franzoſen ſeinen Sprengel jemals wieder mit einem kriegeriſchen Beſuch beehren.

Der erzbiſchöfliche Stuhl von Toledo der früher 400,000 Piaſter Einkünfte hatte, iſt ſeit 9 Jahren ledig, oder doch nicht canoniſch beſetzt, ſeine ehemaligen vierzig Klöſter ſind bis auf zwei oder drei aufgehoben, und von ſeinen ſechsundzwanzig Pfarrkirchen iſt ein großer Theil geſchloſſen. Gleichwohl iſt Toledo noch immer die feſte Burg der Geiſtlichkeit, in demſelben Sinne wie Lyon in Frankreich. Die Geiſtlichkeit iſt hier auch jetzt noch über alle Begriffe zahlreich, und die Bevölkerung von Toledo iſt eine der kirchlich frömmſten im ganzen Lande. Das Capitel von Toledo, obgleich ſchwach an Zahl, ſeines Chefs und ſeiner beſten Kräfte beraubt, iſt der Mittelpunkt der geiſtlichen Oppoſition gegen das neue Staatsſyſtem und gegen die Regierung, der es durch die Zähigkeit ſeines Widerſtandes gegen manche wichtige Maßregeln und durch den Einfluß ſeines Beiſpiels viel zu ſchaffen macht.

Von dem hohen und ſchönen Hauptthurme der Kathedrale hat man eine weite Ausſicht, die indeſſen nur in der unmittelbaren Umgebung der Stadt feſſelnde Haltpunkte darbietet. Toledo ſelbſt nimmt ſich auch aus der Vogelperſpective geſehen ſtattlich und ehrwürdig aus, und ſeinem Umfange und ſeiner Häuſermenge nach ſollte man ihm ſtatt der 15,000 Einwohner welche ihm die amtliche Statiſtik gibt, eine dreifache Menſchenzahl zuſchreiben. Der Tajo umkreist die Stadt wenigſtens auf drei Viertheilen ihres ganzen Umfanges. Sobald er ſich den Mauern der Stadt nähert, tritt er in ein enges ödes Felſenthal, welches an demſelben Punkte aufhört wo er Toledo den Rücken kehrt. Oberhalb und unterhalb dieſes Thales, das gewiſſermaßen den Stadtgraben von Toledo bildet, gewähren die Ufer des Tajo ein lachendes Bild der Fruchtbarkeit; jenſeits des ſchmalen Uferſtriches aber iſt oder ſcheint doch wenigſtens in dieſer Jahrszeit alles eben ſo wüſt und kahl wie auf dem größten Theile des Weges von Aranjuez hieher.

Heute Morgen mit Sonnenaufgang machte ich mich auf um die ſo höchſt merkwürdige örtliche Lage Toledo's im Einzelnen kennen zu lernen. Zu dieſem Ende unternahm ich von der Brücke von Alcantara aus den Lauf des Fluſſes entlang eine Wanderung rings um die Stadt. Dieſe Aufgabe iſt nicht ganz leicht, denn es gibt hier nur Fußpfade die nach beſtimmten Orten am Fluſſe oder am Abhange des Felſens führen, und die daher einen Wanderer der meinen Zweck verfolgt, jeden Augenblick im Stiche laſſen. So iſt man denn oft genöthigt ſich bergauf bergab über Felsabhänge und Klippen ſelbſt den Weg zu bahnen. Trotz der frühen Morgenſtunde war ich in Schweiß gebadet als ich nach anderthalbſtündigem Klettern bei der Brücke San Martin ankam, bei welcher der Tajo aus dem Felſenthale hervorbricht und nordweſtlich von der Stadt abſchwenkt, an welche er von Oſten her herangetreten iſt. Aber meine Anſtrengungen waren reichlich belohnt durch eine Menge der ſchönſten Geſichtspunkte, wie man ſie nur immer im wilden Gebirgslande finden kann. Der Felſen auf welchem Toledo liegt, ſteigt 5 bis 600 Fuß über den Spiegel des Tajo in die Höhe, und er wird von den Hügeln des entgegengeſetzten Ufers noch ein wenig überragt. Rechts und links fallen die nackten Felſen ſteil nach dem Fluſſe hinab, der faſt nirgends auch nur Raum zu einem ſchmalen Pfade zwiſchen ſeinem Bette und den ſcharf abgeſchnittenen Uferwänden läßt. An einer einzigen Stelle ſieht man auf einem kleinen Raſenplatze am Rande des Tajo eine Gruppe üppig grüner Bäume, welche mit dem Fiſcherhäuschen, das ſie beſchatten, mitten in dieſem Thale voll wilder Oſſian'ſcher Poeſie die lieblichſte Idylle bilden. Auf den höchſten Felszacken des linken Ufers hängt die

Digitized by Google

und da eine altersgraue Capelle oder eine verfallene Einſiedelei; das rechte Ufer iſt mit altem Gemäuer und mit halbverfallenen Feſtungsthürmen gekrönt, zwiſchen denen an einzelnen Stellen auch ein Neubau ſichtbar wird. Oft zeigen ſich auch auf dem halben Abhange des Felſens Reſte uralter Feſtungswerke, deren moosbedecktes Geſtein mit den lebendigen Klippen zu einer Maſſe verwachſen ſcheint.

Toledo muß in der alten Kriegsgeſchichte Spaniens eine ſehr bedeutende Rolle geſpielt haben. Hätte ich die Bücher des großen lateiniſchen Memoirenſchreibers zur Hand, ich wäre gewiß unter der Rubrik Toletum die dramatiſche Beſchreibung einer der ſchwierigſten Belagerungen darin zu finden, welche der römiſche Städtebezwinger unternommen und zum Ziele geführt hat. Für die Angriffsmittel der alten Kriegskunſt mußte Toledo ſchon durch ſeine natürliche Lage beinahe ganz unzugänglich ſeyn. Nach der Flußſeite hin konnte es mit geringer Nachhülfe der Kunſt dem Bereiche feindlicher Gewalt völlig entrückt werden, denn die Felſenufer des Tajo ſind ſo ſteil daß ſie an vielen Stellen gar keiner Bewachung und Vertheidigung bedürfen, und das Thal iſt zu breit als daß ſich der Stadt von jenſeits her mit den Wurfgeſchoſſen der Alten hätte beikommen laſſen. Nach der Landſeite hin fällt der Felſen allerdings weniger jäh hinunter, aber die natürliche Mauer welche er bildet, iſt doch noch immer hoch genug um ſich, zumal bei der geringen Ausdehnung ihrer Fronte, zum unbezwinglichen Bollwerke gegen einen Feind machen zu laſſen der nicht mit den mächtigſten Waffen der heutigen Kriegskunſt ausgerüſtet iſt. Hunger und Durſt ſind bis zur Zeit der höhern Ausbildung des Geſchützweſens allem Anſchein nach die einzigen wirkſamen Angriffsmittel gegen dieſe Stadt geweſen, und ſie mußten in der Regel ziemlich raſch zum Ziele führen, denn innerhalb der Mauern von Toledo wächst kein Grashalm, und ſpringen nur ein paar magere Quellen, die ſelbſt für ſeine heutige Einwohnerſchaft unzureichend ſind, geſchweige denn daß ſie einer Bevölkerung von Hunderttauſenden, wie Toledo ſie in frühern Zeiten zählte, hätten genügen können.

Toledo war eine von den wenigen Städten die ſich gegen die Araber tapfer vertheidigten; es wurde erſt zwei Jahre nach der Schlacht bei Xerez de la Frontera erobert, und wie es ſcheint nur mit Hülfe der Einverſtändniſſe welche die Saracenen mit der zahlreichen jüdiſchen Bevölkerung anzuknüpfen wußten, die ſich für die Mißhandlungen mehrerer Jahrhunderte und für die zuletzt erzwungene Scheinbekehrung zum Chriſtenthum zu rächen hatte. Meiſter Toledo's gaben die Araber den Juden Gewalt und Waffen in die Hand, um ſich eine ſtarke Beſatzung zu erſparen. Toledo blieb indeſſen während der ganzen Dauer der arabiſchen Herrſchaft die aufrühreriſchſte Stadt des ganzen Landes; es war das Barcelona des damaligen Spaniens. Die Stärke ſeiner Bevölkerung, ihre Zuſammenſetzung aus drei Glaubens- und Nationalparteien die an Zahl nicht viel von einander verſchieden ſeyn mochten, und das Vertrauen auf die Feſtigkeit der Stadtmauern, alle dieſe Urſachen wirkten zuſammen um Toledo in einem faſt beſtändigen Zuſtande des innern Kriegs und der Empörung zu erhalten. Der Chalif Hakem, der Enkel Abderrhamans, benutzte endlich irgend einen Kriegslärm als Vorwand, um auf einem hochgelegenen Punkte der Stadt, an der Stelle wo die heutige Chriſtophskirche ſteht, eine Burg zu bauen die ihm die Unterwürfigkeit der Stadt gewährleiſten ſollte. Zur Feier der Vollendung dieſes Baues welchen man den Toledanern nicht aufgezwungen, ſondern aufgeſchwatzt hatte, wurde ein großes Feſt in der neuen Citadelle veranſtaltet, zu welchem der Chalif oder ſein verantwortlicher Miniſter einen großen Theil der Bürgerſchaft einladen ließ; aber von 5000 Gäſten die im fröhlichen Getümmel durch das Thor der Burg gezogen waren, kehrte kein einziger in die Stadt zurück, ſie wurden bis auf den letzten Mann erſchlagen, und in einer großen Grube verſcharrt die man zu dieſem Zwecke von vornherein in Bereitſchaft geſetzt hatte. Dieſe energiſche Regierungshandlung ſchaffte denn wirklich auch einige Zeit Ruhe, aber ſchon 834 brach ein neuer Aufſtand aus, der trotz der Citadelle erſt vier Jahre ſpäter durch den Hunger gedämpft werden konnte, ſo daß klar wurde die Maßregel des Chalifen Hakem oder ſeines verantwortlichen Miniſters ſey doch im Grunde nur eine halbe geweſen, und die Regierung habe das Wohl des Staates durch unzeitige Großmuth preisgegeben. Ob ſich nun der Chalif und ſein Cabinet jene Lehre zu Nutze gemacht, und ob ſie bei der nächſten Gelegenheit 10,000 der unruhigen Köpfe von Toledo haben abſchlagen laſſen, davon erinnere ich mich nicht geleſen zu haben.

Im Anfange des eilften Jahrhunderts verlegte der Statthalter Mahomeds auf Erden ſeinen Fürſtenſitz nach Toledo, und 50 Jahre ſpäter wurde die alte Reſidenz der gothiſchen Könige von Alphons VI zurückerobert, der zu dieſem Ende einen förmlichen Kreuzzug ausgeſchrieben hatte, an welchem Ritter und Reiſige aus allen Ländern der Chriſtenheit Theil nahmen.

Vergebens rückten die Saracenen ſpäter zu wiederholtenmalen mit unermeßlicher Heeresmacht vor Toledo; dieſe Stadt blieb 150 Jahre lang das Bollwerk Caſtiliens gegen das Volk Ismaels, bis die Araber durch den großen Sieg bei las Navas über die Sierra Morena hinausgeworfen wurden, deren Päſſe ſie während der letzten 300 Jahre ihres Reiches in Spanien kaum noch in einzelnen unbedeutenden Streifzügen überſchritten.

Toledo, das jetzt nicht mehr den Landes- und Glaubensfeind von ſeinen Wällen herunter zu bekämpfen hatte, wurde nunmehr das Bollwerk der bürgerlichen Freiheit gegen die immer habſüchtiger um ſich greifende Königsgewalt, und als die ganze Reichsverfaſſung unter den Schlägen des Abſolutismus zu Boden geſtürzt war, da hielt Toledo noch auf ihren Trümmern die Fahne des Volksrechtes empor. Dieß glänzendſte Blatt der Geſchichte von Toledo iſt unſerer Zeit ſo gut wie völlig unbekannt. Selbſt eine Maria Padilla hat das heutige Geſchlecht vergeſſen, nicht die Maria Padilla die das unſterbliche Verdienſt hatte die Beiſchläferin eines blutigen Deſpoten zu ſeyn — ihr Name lebt für und für in Opern und Trauerſpielen, in Romanen und Sonetten, und in tauſendſtimmigem andern Klingklang — ſondern die andere Maria Padilla, die da nichts war als das treue Weib eines Ehrenmannes, das für die Volksfreiheit zu fühlen und zu handeln wußte wie ein Held.

Der rüſtige Gewerbfleiß, der Toledo während der mittlern Jahrhunderte zu einer der bedeutendſten Fabrikſtädte des Weſtens machte, iſt jetzt beinahe bis auf die letzte Spur verſchwunden. Toledo zählte vormals viermal ſo viel Wollenweber als es jetzt überhaupt Einwohner hat; heutzutage würde man wahrſcheinlich vergebens nach einem einzigen Webſtuhle dort ſuchen. Und ſo iſt es mit allen andern ehemals reichblühenden Gewerbszweigen der Stadt. Nur die Klingenfabrication wird auch jetzt noch im Großen betrieben, und zwar in einer Staatsanſtalt welche einen Theil des Heeres mit blanken Waffen verſieht, die des Rufes der alten Toledaner Schmiedearbeiten nicht unwürdig ſind. Ich hätte gern eine der „guten Klingen von Toledo“ mitgenommen, deren alter Ruhm durch die heutigen Romantiker ſo vielfältig neu aufgelegt iſt, aber die königliche Fabrik arbeitet nicht für den Verkauf, und außer ihr gibt es keine einzige Schwertfegerwerkſtatt in ganz Toledo.

Von den unzähligen Bauwerken von Toledo, welche Aufmerk-

Digitized by Google

ſamkeit verdienen, muß ich wenigſtens noch der Kirche San Juan de los Reyes ein paar Worte widmen. Sie iſt ein zierliches und reiches Denkmal der gothiſchen Kunſt aus der Zeit Ferdinands und Iſabella's. Unter den vielfältigen Bildhauerarbeiten mit denen das Innere und die Außenſeite der Kirche geſchmückt iſt, befinden ſich wahre künſtleriſche Koſtbarkeiten. Als eine ſolche nenne ich vor allen andern das Laubwerk mit welchem in dem Kloſtergange die Niſchen der Heiligenbilder eingefaßt ſind. Eine Merkwürdigkeit anderer Art ſind die an der äußern Kirchenmauer aufgehangenen Kettenkränze, Chriſtenfeſſeln aus muſelmanniſcher Schmiede, die entweder bei der Eroberung von Granada oder in der Schlacht bei Lepanto erbeutet ſind. Ein Theil dieſer Ketten iſt unlängſt von der Kirche heruntergenommen und zur Sperrung eines neuen Spazierganges an der Straße nach Madrid verwendet worden. Dort habe ich ſie ganz in der Nähe unterſuchen können. Macht ihr bloßer Anblick Grauen, ſo ſtößt ihr Gewicht Entſetzen ein. Die Fußſchellen beſtehen aus zwei Ringen von dem Durchmeſſer eines Vierundzwanzigkreuzerſtücks, die durch zwei ſchuhlange Glieder von derſelben Stärke mit einander verbunden ſind. Kurz die Ketten ſehen ächt türkiſch aus, und ich kann nicht glauben daß die Araber jemals ſo grob mit ihren Gefangenen umgegangen ſind. Neugierig wäre ich freilich auch einige chriſtliche Feſſeln für Muſelmänner beſtimmt aus jener Zeit zu ſehen, aber auch ohne ſie geſehen zu haben, möchte ich es auf mich nehmen zu beſchwören daß ſie wenigſtens nicht leichter geweſen ſind als die muſelmanniſchen Ketten.

Unter den Araberbauten in Toledo befinden ſich viele Thore und Thürme welche die äußerſte Eleganz und größten Reichthum der Formen mit einer Feſtigkeit vereinigen die ſelbſt römiſchen Werkleuten Ehre machen würde. Bewunderungswürdig iſt zumal die ſogenannte Puerta del Sol an der Straße die aus der Stadt nach dem Wege nach Madrid hinunterführt. Der arabiſche Bogen kommt hier in Toledo in einer Form vor die ich bisher nirgends bemerkt habe, ſo nämlich daß er zwar im allgemeinen die Geſtalt des Hufeiſens beibehält, aber doch oben in eine gothiſche Spitze ausläuft. Nicht bloß an öffentlichen Gebäuden und an den Ruinen der alten Feſtungswerke, ſondern auch an Privathäuſern findet ſich die ſaraceniſche Bogenform auffallend häufig. Noch häufiger ſind an den gewöhnlichſten Wohnhäuſern Eingangsthore, Thürpfeiler und Säulen, die ohne allen Zweifel aus dem römiſchen Zeitalter herrühren, und in denen ſich der edle Schnitt griechiſcher Muſter auch noch aus den verwitterten und verſtümmelten Umriſſen herauserkennen läßt.

Ein mächtiger Bau aus dem ſechzehnten Jahrhundert iſt das Thor von Visagra, imponirend durch ſeine Maſſe und ſeine Hauptformen, aber bei weitem nicht mit ſo viel Sinn für architektoniſche Schönheit modellirt wie die Puerta del Sol. Hunderte von mittelalterlichen Trümmern, von deren Geſchichte vielleicht kein lebender Menſch ein Wort weiß, liegen in und bei Toledo zerſtreut. Vergebens fragt man ſelbſt unterrichtete Leute nach der Bedeutung dieſer Ruine mitten im Tajo, oder jener ſteinernen Pforte die vereinſamt in der Sandebene ſteht, von welcher der Felſenberg von Toledo im Norden begränzt wird. Gewöhnlich ſind die Leute hier Landes ehrlich genug ihre Unwiſſenheit offen zu bekennen, und wenn ſie ja einmal verſuchen die Antwort auf eine hiſtoriſche Frage aus dem Stegreife zu ſchmieden, ſo machen ſie es ſo ungeſchickt daß niemand dadurch betrogen werden kann.

Beim Ueberblicken der Umgebungen von Toledo fällt nichts ſo ſehr auf als die Thatſache daß der Tajo ſich den Weg im weiten Kreiſe um die Stadt durch hohe Granitfelſen gebrochen, ſtatt ihn quer über die Sandebene zu nehmen die ich eben erwähnt habe. Der Tajo hat ohne allen Zweifel die beſten Gründe zu ſeinem Verfahren gehabt, aber dieſe Gründe ſind ein Geheimniß das er wahrſcheinlich ganz allein beſitzt.

Die Ebene iſt nur an den beiden Endpunkten des Felſenthals in der unmittelbarſten Nähe des Tajo angebaut, und ſie gibt hier mit Hülfe einer reichlichen Bewäſſerung herrliche Ernten von Gartenfrüchten. Da das Waſſer ſo nahe und in ſo großem Ueberfluſſe vorhanden iſt, ſo könnte ganz gewiß die ganze Ebene die wohl eine halbe Stunde lang und breit iſt, in einen Garten verwandelt werden, aber es gibt ſich niemand die Mühe dazu. In dieſer Ebene zeigt man noch die Brandſtätte, wo die Opfer der Inquiſition hingerichtet wurden, und wo tauſende von Juden und Muhamedanern den Flammentod geſtorben ſind. Pfui über die Spanier jenen armen Leuten ſo ſchmählich mitgeſpielt zu haben! Bei uns wurden doch wenigſtens nur Hexen verbrannt!

Toledo hat ein paar recht hübſche Spaziergänge, die indeſſen wenig beſucht werden, weil ſie außerhalb der Thore tief unten am Felſen liegen, deſſen Erſteigung bei der Rückkehr für die ſpaniſche Bequemlichkeitsliebe doch etwas gar zu beſchwerlich iſt. Die Toledaner drängen ſich deßhalb Abends gewöhnlich auf dem kleinen Marktplatze zuſammen, der mit Akazien bepflanzt und mit ſteinernen Bänken eingefaßt iſt. Die Welt welche man dort trifft, gehört faſt ausſchließlich den Ständen an die man bei uns die arbeitenden nennt, auf welche aber hier dieſe Benennung beinahe eben ſo wenig paßt als auf die Müßiggänger von Profeſſion, deren Käſte in Toledo ſo ziemlich ausgeſtorben ſeyn muß. Denn ſo anziehend der Aufenthalt in Toledo für einige Tage oder auch für ein paar Wochen ſeyn mag, ſo begreift es ſich doch ſehr gut daß nicht leicht jemand dieſe Stadt in ihrem heutigen Zuſtande freiwillig als dauernden Wohnort wählt oder beibehält. Der afrikaniſchen Hitze welche im Sommer auf dem Granitfelſen von Toledo herrſcht, folgt Winters eine außerordentlich heftige Kälte welche den Tajo zuweilen mit Eis überbrückt, und die um ſo empfindlicher iſt, als es im weiten Umkreiſe weder Holz noch Kohlen noch andern Brennſtoff genug gibt, um wenigſtens den Braſero, das Feuerbecken, zu unterhalten, das in Spanien die Stelle des Ofens oder des Kamins vertreten muß.

Die Straßen von Toledo ſind durchweg eng und abſchüſſig, und ihr ſchlechtes Kieſelpflaſter, das überall den ganzen Raum zwiſchen den beiden Häuſerreihen ausfüllt, iſt im höchſten Grade ermüdend. Und gleichwohl dienen dieſe unebenen Gaſſen mit ihrem ſpitzen Pflaſter der tanzluſtigen Jugend als Ballſaal; in der Hausthüre ſitzen die Alten, auf einer ſteinernen Bank daneben ein paar Burſche mit der Guitarre, und mitten in der Straße tanzen die Mädchen den Fandango, der ſich beiläufig geſagt auf der Bühne doch beſſer ausnimmt als an allen andern Orten wo ich ihn geſehen habe. Die meiſten Häuſer in Toledo haben nach andaluſiſcher Sitte einen innern Hof der mit Säulen umgeben, mit Blumen geſchmückt und zuweilen durch ein dichtes Dach von Weinlaub gegen jeden Sonnenſtrahl geſchützt iſt; aber den Springbrunnen darf man hier freilich nicht ſuchen. An manchen Häuſern iſt auch, wie das gleichfalls in Andaluſien üblich, der ganze obere Stock zum Lug-ins-Land eingerichtet, in welchem weder Fenſter noch Läden den Zutritt der Luft hemmen und der nur nach der Sonnenſeite geſchloſſen iſt.

Unter den Toledanerinnen ſieht man auffallend viele hübſche Geſichter, die ſonſt bei dem weiblichen Theile der unteren Claſſen des ſpaniſchen Volkes ſehr ſelten ſind.

Toledo hat eine große Anzahl von Wohlthätigkeitsanſtalten,

Digitized by Google

die es ohne Zweifel hauptſächlich dem frühern Reichthume und Einfluſſe ſeiner Geiſtlichkeit verdankt. Es beſitzt nicht weniger als neun Spitäler, von denen mehrere nach dem Umfange und dem Ausſehen ihrer Gebäude zu urtheilen großartige Anſtalten ſeyn müſſen, z. B. das Irrenhaus, deſſen äußere Miene Vertrauen einflößt, ungeachtet der abſcheulichen lateiniſchen Inſchrift über der Thür: Mentis integrae sanitali procurandae aedes — uf! meine Feder hat nicht Athem genug für ſolche Perioden.

Das maſſive und ungeheuer große Univerſitätsgebäude ſieht aus als ob das ganze Jahr hindurch Ferien darin gehalten würden wie in dieſem Augenblicke. Toledo hat außer der Univerſität mehrere gelehrte Schulen und auch eine Lehranſtalt für Mädchen — Colegio de señoritas nobles — für deren Unterricht in Spanien im allgemeinen ſchlecht geſorgt iſt. Die der Kathedrale gehörige Bibliothek ſoll ſehr reich ſeyn an koſtbaren Werken, beſonders an ſeltenen Handſchriften, deren ſie über 7000 beſitzt. Unter ihnen befindet ſich eine ſehr ſchöne und berühmte Bilderbibel aus dem dreizehnten Jahrhundert, die gegenwärtig in der Sacriſtei der Kathedrale aufbewahrt wird, und von der man behauptet daß ſie als ein Geſchenk Ludwigs IX nach Toledo gekommen ſey.

Bei dieſem Namen fällt mir ein daß ſich über der Eingangsthür einer an die Kirche San Juan de los Reyes angebauten Capelle ein Standbild Ludwigs des Heiligen befindet, welches geſehen zu werden verdient. Der fromme franzöſiſche König iſt nämlich hier ganz in der mehr als leichtfertigen Haltung, und beinahe in derſelben Tracht abgebildet, die ein jeder der Paris beſucht hat, aus der kleinen Gypsſtatue kennt, welche die Déjazet in ihrer Rolle in dem frivolen Luſtſpiele: Les premières armes de Richelieu darſtellt. Wenn jene Bildſäule, die übrigens ganz im Geſchmacke des Zeitalters Ludwigs XIV gearbeitet iſt, als ein ächtes Conterfei angeſehen werden darf, ſo verzweifle ich nicht daran Mademoiſelle Déjazet dereinſt canoniſirt zu ſehen.

VIII.

Madrid, am 12 Auguſt 1845. Der gegenwärtige Juſtizminiſter hat vor einigen Monaten einen allgemeinen Bericht über die Ergebniſſe der Strafrechtspflege in Spanien an die Königin erſtattet, der zwar nicht im Buchhandel erſchienen, mir aber auf meine Bitte mit der größten Bereitwilligkeit von Hrn. Mayans mitgetheilt worden iſt. Dieſe Arbeit, die erſte ihrer Art welche man in Spanien jemals abgefaßt hat, iſt ungeachtet mancher Lücken und Mängel außerordentlich reich an belehrenden Thatſachen, die an vielen Stellen ein überraſchendes Licht auf die ſittlichen und auf die Rechtszuſtände des ſpaniſchen Volkes werfen, und eine Ueberſicht des Inhaltes jener Sammlung von Actenſtücken, die unter dem Titel: Datos estadisticos de la Administracion de Justicia criminal gedruckt ſind, wird ohne Zweifel für viele Leſer dieſer Blätter von hohem Intereſſe ſeyn.

Die Angaben des Miniſterialberichts gehören dem Jahre 1843 an. In dieſem Jahre wurden in Spanien und auf den canariſchen Inſeln 38,620 Perſonen in Anklagezuſtand verſetzt, ſo daß bei einer Bevölkerung von 12,119,759 Einwohnern, welche die letzte Volkszählung von 1834 ergibt, Ein Angeklagter auf je 314 Menſchen fallen würde. Der Juſtizminiſter nimmt indeſſen an daß ſich die Bevölkerung von Spanien während der letzten zehn Jahre ſo weit vermehrt habe daß man, um ſich der Wahrheit zu nähern, nur Einen Angeklagten auf ungefähr 400 Menſchen rechnen dürfe. Von der Geſammtzahl der Angeklagten wurden 3277 freigeſprochen, 28,250 verurtheilt und gegen 3435 wurde in contumaciam verfahren. *)

Die Summe der ausgeſprochenen Strafen belief ſich auf 35,021 (der Unterſchied zwiſchen dieſer Zahl und der Zahl der Verurtheilten erklärt ſich dadurch daß manchem der letzteren gleichzeitig mehrere Strafen auferlegt wurden), welche der Miniſterialbericht in die folgenden Hauptclaſſen abtheilt:

Einfache Gefängnißſtrafen	6535
Verurtheilung zu Geldzahlungen	6162
Geldbußen	6146
Polizeiſtrafen die ſich mit Geld ablöſen laſſen	4574
Zuchthaus	3885
Verurtheilungen durch welche die erlittene Unterſuchungshaft als Strafe angerechnet wird (la pena de prision sufrida)	3218
Kettenſtrafen in Spanien zu beſtehen	2670
Kettenſtrafen in Afrika zu beſtehen	484
Kettenſtrafen in Afrika, mit dem Verbote der Rückkehr nach Spanien	477
Polizeiliche Beaufſichtigung	251
Todesſtrafen	227
Abſetzungen und Erklärungen der Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Aemter	221
Verbannungen und Verſtrickungen	217
Landesverweiſungen	4

*) Man ſieht leicht daß dieſe Zahlen nicht ſtimmen; der Miniſterialbericht ſchlägt einige tauſend Angeklagte unter, ohne mit einem Worte anzudeuten was aus ihnen geworden iſt.

Was die Verbrechen anbetrifft in deren Folge die Anklagen ſtattfanden, ſo werden ſie von dem Juſtizminiſter in eilf Hauptabtheilungen gebracht:

1) Wegen politiſcher Verbrechen, als Verſchwörung, Empörung, aufrühreriſches Geſchrei, Verbreitung aufregender Nachrichten, Einverſtändniß mit den Feinden des Staates u. ſ. w. wurden 600 Perſonen angeklagt.

2) Wegen Verbrechen gegen die Religion, als Gotteslä̈ſterung, heimliche Begrabung, Tempelſchändung, Meineid, 202 Perſonen.

3) Wegen Vergehen gegen Geſetz, Ruhe und öffentliche Ordnung, als Mißbrauch der Amtsgewalt, Vernachläſſigung amtlicher Pflichten, Führung verbotener Waffen, Tumult ohne politiſchen Zweck, unehrerbietiges Betragen gegen Beamte und Geiſtliche in der Ausübung ihres Amtes, Ungehorſam gegen die Behörden, einfache oder gewaltſame Flucht aus dem Gefängniß, verbotenes Spiel, Schmähſchriften, Aufnahme von Verbrechern und Aufrührern, Landſtreicherei, ſchlechte Aufführung u. ſ. w. 5620 Perſonen.

4) Wegen Verbrechen gegen den Staatsſchatz, namentlich wegen Schmuggels, 2548 Perſonen. Der Miniſter macht hiebei die folgende Bemerkung, deren Sinn in ſeiner Feder ziemlich zweideutig lautet: „es iſt hiebei zu beachten daß auch nicht ein einziger der Angeklagten wegen Veruntreuung, wegen verbrecheriſchen Einverſtändniſſes zur Verkürzung des Staatsſchatzes, wegen Verſchleuderung öffentlicher Gelder oder wegen Caſſendiebſtahls vor Gericht geſtellt iſt.“ Wer da weiß — und wer weiß es nicht! — daß der

Digitized by Google

ſpaniſche Staatsſchatz von Niemand häufiger und ſchlimmer beeinträchtigt wird als von den Beamten ſelbſt denen ſeine Intereſſen anvertraut ſind, für den muß das ſcheinbare Lob des Miniſters wie eine herbe Ironie klingen.

5) Wegen Vergehen gegen die öffentliche Geſundheit, zumal wegen Nichtbeachtung der geſetzlichen Vorſchriften für Aerzte, Wundärzte und Apotheker 35 Perſonen.

6) Wegen Verbrechen gegen perſönliche Sicherheit und Ehre 17,688 Perſonen, alſo beinahe die Hälfte aller Angeklagten. Zu dieſen Verbrechen werden gerechnet: Drohung, Herausforderung, eigenmächtige Gefangenhaltung, Vergiftung, Ausſetzung von Kindern, körperliche Mißhandlung und Verwundung, Mord, Todtſchlag, unvorſichtige und zufällige Tödtung, Selbſtmord, abſichtliche Selbſtverſtümmelung u. ſ. w.

Der Selbſtmord, den man mit eben ſo großer Verwunderung wie die zufällige Tödtung unter den Verbrechen aufgeführt findet, iſt in dem ganzen Jahre 1843 nur in 24 Fällen vorgekommen, eine Erſcheinung auf welche der Miniſter mit Recht ein großes Gewicht legt und die einen äußerſt wichtigen Haltpunkt für das Studium des ſpaniſchen Charakters und der ſpaniſchen Verhältniſſe bildet.

7) Wegen Verbrechen gegen das Eigenthum 10,425 Perſonen. Während in manchen andern Ländern fünf Sechstel aller Verbrechen in Eigenthumsverletzungen beſtehen, machen dieſe in Spanien nicht viel mehr als ein Viertheil der ſämmtlichen Geſetzesübertretungen aus; eine Thatſache von unermeßlicher Bedeutung.

8) Wegen Vergehen gegen die Ausübung der Rechtspflege, zumal Beſtechung oder Verführung von gerichtlichen Zeugen, 67 Perſonen. Der Miniſter rühmt bei dieſer Gelegenheit daß die gehäſſigen Verbrechen der Prävarication und der Richterbeſtechung auch nicht ein einzigesmal gerichtlich zur Sprache gekommen ſeyen, ein Umſtand von welchem ſich daſſelbe wiederholen läßt, was unter Nr. 4 über die Zufriedenheit geſagt iſt, mit welcher ſich der Juſtizminiſter darüber ausſpricht daß kein Staatsbeamter wegen Beeinträchtigung des öffentlichen Schatzes zur gerichtlichen Rechenſchaft gezogen ſey.

9) Wegen Fälſchung, Falſchmünzerei, verleumderiſcher Anklage u. ſ. w. 562 Perſonen.

10) Wegen Verbrechen gegen die guten Sitten, als Ehebruch, Vielweiberei, Schändung, Kupplerei, Entführung, Sodomie u. ſ. w. 862 Perſonen.

11) Wegen Preßvergehen 11 Perſonen, von denen zehn in Madrid und eine auf den canariſchen Inſeln.

Ich muß hier die bisher verſäumte Bemerkung nachtragen daß die Angaben des Juſtizminiſters ſich auf die Strafrechtsſachen beſchränken welche vor königlichen Gerichtshöfen, Audiencias, verhandelt worden ſind. Von den kriegsgerichtlichen Proceſſen iſt hier natürlich gar nicht die Rede und die vor den oberſten Gerichtshof (Tribunal supremo) gebrachten Anklagen ſind beſonders aufgeführt. Der oberſte Gerichtshof, vor welchem gewiſſe Claſſen hoher Beamten u. ſ. w. ihren privilegirten Gerichtsſtand haben, hat 1843 über 28 Perſonen geſprochen, unter denen 1 Biſchof, 5 Gerichtsbeamte, 4 Chefs der Finanzverwaltung, 11 politiſche Chefs und 5 Finanzintendanten. Von dieſen Perſonen waren 5 des Mißbrauchs der Amtsgewalt, 4 des verbrecheriſchen Einverſtändniſſes zur Verkürzung des Staatsſchatzes, 1 wegen Verſchleuderung öffentlicher Gelder, 5 wegen mangelhafter Ausübung der Rechtspflege und 11 wegen Willkürlichkeiten in Ausübung ihrer Aemter angeklagt. In dieſen Proceſſen erfolgten 13 Freiſprechungen und 17 Straferkenntniſſe, von denen 1 auf Kettenſtrafe, 1 auf Gefängniß, 3 auf Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Aemter und 12 auf Verurtheilung in Koſten und Geldentſchädigungen lauteten.

Indem ich nun aber auf die Rechtspflege der Audiencias zurückkomme, laſſe ich hier das Verzeichniß der verſchiedenen Gerichtshöfe dieſes Namens folgen, mit Angabe der Zahl der Angeklagten welche ein jeder von ihnen gerichtet hat und des Verhältniſſes dieſer Zahl zu der Bevölkerung jedes einzelnen Gerichtsbezirks.

Gerichtshöfe von	Bevölkerung des Gerichtsbezirks	Zahl der Angeklagten	Verhältniß der Zahl der Angeklagten zu der Bevölkerung
Pamplona	230,925	1201	1 zu 192
Madrid	1,022,674	5159	„ „ 199
Caceres	547,420	2219	„ „ 247
Albacete	986,236	3332	„ „ 266
Granada	1,211,124	4484	„ „ 270
Burgos	966,543	3519	„ „ 272
Sevilla	1,140,935	4094	„ „ 279
Valladolid	965,315	3256	„ „ 296
Saragoſſa	734,685	2169	„ „ 339
Valencia	956,936	2928	„ „ 363
Coruña	1,471,982	3903	„ „ 377
Canariſche Inſeln	199,950	279	„ „ 717
Mallorca	229,197	301	„ „ 761
Barcelona	1,041,202	1662	„ „ 825
Oviedo	434,635	484	„ „ 898
	12,119,759	38,620	Durchſchnittsverhältniß 1 zu 314

Man ſieht aus dieſer Tafel mit Verwunderung daß die Navarreſen der verbrecheriſchſte Theil der Nation ſind; denn der Gerichtsbezirk von Pamplona fällt mit den Gränzen des Königreichs Navarra zuſammen. Selbſt Madrid, wo ſich doch wie in allen großen Hauptſtädten der Auswurf aller Provinzen des Landes zuſammenfindet, ſelbſt Madrid liefert der Gerechtigkeit nicht ſo viele Opfer als jener Stamm des Baskenvolkes, deſſen öffentliche und häusliche Tugenden, deſſen ganze Art und Sitte wir ſo oft wie ein Bild ächt patriarchaliſchen Lebens haben ſchildern hören. Und in den andern baskiſchen Provinzen, welche dem Gerichtsbezirke von Burgos angehören, ſteht es, mit Ausnahme von Guipuzcoa, nicht viel beſſer. In Alava, welches 71,237 Einwohner zählt, ſind 251 Perſonen, alſo von je 284 Menſchen Einer, vor Gericht geſtellt worden, und in Biscaya, mit 112,263 Einwohnern und 375 Angeklagten, iſt das fragliche Verhältniß wie 1 zu 299. Guipuzcoa dagegen hat bei einer Volkszahl von 108,569 Menſchen nur 135 Angeklagte geliefert, alſo nur 1 von 804.

Die auffallend große Zahl der Verbrechen unter dem größten Theile des wohlhabenden und fleißigen Baskenvolkes läßt ſich allem Anſchein nach nur als eine Folge des Bürgerkrieges erklären, der dort ſieben Jahre lang gehaust hat. Eine bodenloſe Demoraliſation, das iſt alſo die einzige Belohnung welche jene Provinzen für die Opfer davongetragen die ſie der Sache des Prätendenten gebracht haben, die äußerſte moraliſche Verwilderung, das iſt das einzige Vermächtniß das Karl V den Treueſten ſeiner Getreuen zum Danke zurückgelaſſen hat. Wenn der Graf Molina den Bericht des Juſtizminiſters läſe, er würde doch vielleicht eine Anwandlung von Scham und von Reue empfinden. Aber Don Carlos iſt ein Schlaukopf, der nichts lieſt als ſein Brevier. Mord, Todtſchlag und gefährliche Verwundung bilden in Alava zwei Fünftel, in Biscaya und Navarra beinahe die Hälfte, in Guipuzcoa drei Fünftel aller begangenen Verbrechen. In Biscaya kommt auch der Diebſtahl ungewöhnlich häufig vor. — Wie in dem

Digitized by Google

Baskenlande die Menge der Verbrechen, ſo überraſcht in Catalonien die geringe Anzahl derſelben. Die wilden aufrühreriſchen Catalonier ſtehen an geſetzlicher Tugend, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nur dem armen, einfachen Völkchen von Aſturien nach, deſſen ganzer Charakter ſich in der Thatſache malt daß es ſeit Jahrhunderten ganz Spanien mit den arbeitſamſten und treueſten Dienſtboten verſieht. Ja noch mehr, Barcelona ſelbſt, das ſo arg verſchriene Barcelona, erzeugt noch weniger Verbrecher als das Fürſtenthum Catalonien im Ganzen genommen; während in ganz Catalonien, wie unſere Tafel zeigt, Ein Angeklagter auf je 825 Einwohner kommt, fällt in der Provinz Barcelona nur Ein Angeklagter auf je 852 Menſchen. Die Zahl der in contumaciam Verurtheilten ſteht in der Provinz Barcelona zu den ſämmtlichen Angeklagten in dem auffallend ſtarken Verhältniſſe von 1 zu 4, zum beredten Zeugniſſe dafür daß die Barceloneſen außerordentlich wenig Geſchmack am Gefängnißſitzen finden, noch weniger als alle übrigen Spanier.

Eine merkwürdige Erſcheinung iſt der ſtarke Sprung welchen das Verhältniß der Zahl der Angeklagten zu der ganzen Bevölkerung laut unſerer Tafel zwiſchen Coruña und den canariſchen Inſeln macht. Nachdem es von 1 zu 192 in langſamer Progreſſion abgenommen, fällt es plötzlich ohne alle Zwiſchenſtufe von 377 zu 1 auf 717 zu 1. Der Miniſterialbericht ſagt kein Wort zur Erläuterung dieſes ſonderbaren Umſtandes, welcher faſt vermuthen läßt daß die einzelnen Gerichtshöfe bei der Abfaſſung ihrer Liſten nach weſentlich verſchiedenen Grundſätzen zu Werke gegangen ſind.

Ich laſſe nachſtehend das Verzeichniß der ſämmtlichen Verbrechen und Vergehen folgen, die das ſpaniſche Strafgeſetz aufſtellt, indem ich hinzufüge wie viele Anklagen wegen jedes dieſer Vergehen und Verbrechen im Laufe des Jahres 1843 in ganz Spanien vorgekommen ſind.

I. Politiſche Verbrechen; Angeklagte 600.

1) Verſchwörung und Aufruhr	134	Angekl.
2) Aufrühreriſches Geſchrei und Verbreitung beunruhigender Nachrichten	445	„
3) Treubruch (infidencia) und Einverſtändniß mit den Feinden des Staates	20	„
4) Majeſtätsverletzung	—	„
5) Aufruhr und Verrath	—	„
6) Nicht näher bezeichnete politiſche Verbrechen	1	„

II. Verbrechen gegen die Religion 202.

7) Läſterung	70	Angekl.
8) Ausgrabung von Leichnamen	—	„
9) Heimliche Begrabung	1	„
10) Druck, Einführung und Verkauf religionswidriger Bücher	—	„
11) Meineid in Civil- oder ſtrafrechtlichen Sachen	121	„
12) Tempelſchändung und Unehrfürchtigkeit (irreverencia)	2	„
13) Andere nicht näher bezeichnete Verbrechen dieſer Art	8	„

III. Verbrechen gegen die öffentliche Ruhe, Ordnung und Sittlichkeit 5620.

14) Mißbrauch der Amtsgewalt, Verſäumniſſe oder Uebertretungen bei Ausübung amtlicher Pflichten	494	Angekl.
15) Führung verbotener Waffen	579	„
16) Tumult und Straßenlärm ohne politiſchen Zweck	546	„
17) Coalitionen von Taglöhnern und Geſellen	—	„
18) Erpreſſung	—	Angekl.
19) Schaden durch wilde oder wüthende Thiere angerichtet	—	„
20) Unehrerbietiges Benehmen und Beleidigungen gegen Beamte und Geiſtliche in der Ausübung ihrer Amtspflichten, und einfacher Ungehorſam gegen Juſtiz- und andere Behörden	1460	„
21) Einfache od. gewaltſame Flucht aus dem Gefängniß	835	„
22) Verbotenes Spiel	32	„
23) Ziehung von Lotterien ohne obrigkeitl. Erlaubniß	—	„
24) Schmähſchriften	37	„
25) Aufrühreriſche Hirtenbriefe und Predigten	—	„
26) Einfacher Widerſtand gegen die Juſtiz	173	„
27) Bewaffneter Widerſtand gegen dieſelbe	—	„
28) Aufnahme von Empörern und Verbrechern	95	„
29) Beſtechung öffentl. Beamten die nicht Richter ſind	9	„
30) Geheime Geſellſchaften	—	„
31) Landſtreicherei und ſchlechte Aufführung	562	„
32) Verkauf von Päſſen	2	„
33) Verletzung des Hausrechtes	17	„
34) Andere Verbrechen dieſer Art, die nicht näher bezeichnet ſind	779	„

IV. Verbrechen gegen den Staatsſchatz 2548.

35) Einverſtändniß der Zollbeamten mit den Schmugglern	—(!)	Angekl.
36) Schmuggel	2540	„
37) Verſchleuderung öffentlicher Gelder	—	„
38) Caſſendiebſtahl	—	„
39) Bewaffneter Widerſtand der Schmuggler	—	„
40) Verfälſchung von Staatsrechnungen	—	„
41) Entwendung von Urkunden, die dem Staat oder öffentlichen Anſtalten angehören	—	„
42) Andere nicht näher bezeichnete Verbrechen dieſer Art	8	„

V. Verbrechen gegen die öffentliche Geſundheit 35.

43) Nichtbeachtung der geſetzlichen Vorſchriften für die Ausübung der Arzneikunde u. der Pharmacie	35	Angekl.
44) Andere Vergehen dieſer Art	—	„

VI. Verbrechen gegen perſönliche Ehre und Sicherheit 17,688.

45) Abtreiben eines lebendigen Kindes	—	Angekl.
46) Abtreiben eines noch nicht lebendigen Fötus	—	„
47) Drohungen	116	„
48) Beleidigende Briefe ohne Namensunterſchrift	—	„
49) Entmannung	—	„
50) Herausforderung oder Zweikampf	46	„
51) Eigenmächtige Einſperrung durch Privatleute oder nicht richterliche Behörden	18	„
52) Vergiftung	17	„
53) Ausſetzung von Kindern	—	„
54) Gewaltſame Beeinträchtigung der perſönlichen Freiheit	32	„
55) Schläge und Mißhandlungen ohne Wunden	2119	„
56) Verwundungen	11,123	„
57) Menſchentödtung	3048	„
58) Kindermord	116	„
59) Wörtliche, thätliche u. ſchriftliche Beleidigungen	653	„
60) Gedruckte Beleidigungen	—	„
61) Verleumderiſche Libelle	—	„

Digitized by Google

62) Abſichtliche Selbſtverſtümmelung	12	Angekl.
63) Verwandtenmord (Parricidium)	6	„
64) Schlägereien ohne Verwundungen	170	„
65) Selbſtmord	24	„
66) Verſuch den Bürgern in Ausübung ihrer politiſchen Rechte Gewalt anzuthun	7	„
67) Andere Verbrechen dieſer Art	191	„

VII. Verbrechen gegen das Eigenthum 10,425.

68) Viehraub	78	Angekl.
69) Vertrauensmißbrauch	—	„
70) Diebshehlerei	—	„
71) Betrügerei und Gaunerei	553	„
72) Betrüglicher Verkauf	4	„
73) Gewaltthätige Beſchädigung von Sachen	—	„
74) Entwendung	5270	„
75) Brandſtiftung	345	„
76) Betrüglicher Bankerott	—	„
77) Verkauf geſtohlener Gegenſtände	—	„
78) Raub und Diebſtahl mit Anwendung von Gewalt	3157	„
79) Verwüſtung öffentlicher Baumpflanzungen	919	„
80) Zinswucher	6	„
81) Andere Verbrechen dieſer Art	93	„

VIII. Verbrechen gegen die gute Rechtspflege 67.

82) Mißbräuche, begangen in der Ausübung der Juſtiz	57	Angekl.
83) Beſtechung und Amtsuntreue der Juſtizbeamten	—	„
84) Amtsuntreue der Sachwalter (Prävarication)	—	„
85) Verführung gerichtlicher Behörden	—	„
86) Verführung von Zeugen	2	„
87) Andere Verbrechen dieſer Art	8	„

IX. Fälſchung 562.

88) Münzfälſchung	24	Angekl.
89) Gebrauch falſchen Maaßes und Gewichtes	—	„
90) Verleumderiſche Anklage	209	„
91) Verfälſchung von öffentlichen u. Privaturkunden	293	„
92) Verfälſchung von Urkunden durch Notare und öffentliche Beamte	17	„
93) Verfälſchung der öffentlichen Siegel	—	„
94) Verfälſchung des Papiergeldes	—	„
95) Unterſchlagung von Briefen mit Gebrauch eines falſchen Namens	—	„
96) Verbreitung falſcher Münzen	13	„
97) Erdichtung einer Niederkunft	—	„
98) Falſches Zeugniß eines Notars	—	„
99) Anmaßung von Amtsbefugniſſen, Familiennamen, Titeln und Orden	3	„
100) Andere Verbrechen dieſer Art	1	„

X. Verbrechen gegen die guten Sitten.

101) Kuppelei	—	Angekl.
102) Ehebruch	46	„
103) Concubinat	50	„
104) Vielweiberei	7	„
105) Concubinat einer Perſon geiſtlichen Standes	—	„
106) Schändung	275	„
107) Blutſchande	—	„
108) Haltung von liederlichen Häuſern	1	„
109) Eingehung einer heimlichen Ehe ohne Beobachtung der geſetzlichen Förmlichkeiten	—	„
110) Ehe einer Perſon geiſtlichen Standes	—	„
111) Unzüchtige Worte und Handlungen, Verkauf unzüchtiger Bücher und Bilder	—	Angekl.
112) Proſtitution	61	„
113) Entführung	65	„
114) Sodomie	2	„
115) Andere Verbrechen dieſer Art	347	„
XI. Preßvergehen	11	„
	38,620	Angeklagte aller Art.

Aus dem reichen Stoffe welchen dieß Verzeichniß darbietet, will ich nur ein paar einzelne Punkte beſonders hervorheben. Vor allen Dingen iſt die Zahl der wegen Menſchentödtung angeklagten Perſonen auffallend durch ihre beiſpielloſe Größe. Man darf indeſſen bei der Würdigung jener Zahl nicht vergeſſen daß unter dem Begriffe Menſchentödtung hier nicht allein Mord, Todtſchlag und unvorſichtige Tödtung, ſondern auch Selbſtmord und zufällige Tödtung begriffen ſind. Der Selbſtmord hat freilich im Jahre 1843 nur ſehr wenige Opfer geliefert, aber die zufällige Tödtung muß bei der obigen Zahl von 3048 ganz gewiß ſtark in Anſchlag gebracht werden. Die miniſteriellen Actenſtücke enthalten keine Andeutung nach welcher ſich hier auch nur ein ungefähres Verhältniß aufſtellen ließe. Nur bei Gelegenheit der vielen Tödtungen, die in Guipuzcoa vorkommen, ſagt der Juſtizminiſter entſchuldigend daß ein großer Theil derſelben der Unvorſichtigkeit beim Baden und Fiſchen und der Unſicherheit der Rhede von Bilbao zuzuſchreiben ſey. Wie ſich nun aber bei ſolchen Unglücksfällen die Begriffe von Verbrechen und von Anklage herausbringen laſſen, die doch allen Angaben des Miniſterialberichtes zu Grunde liegen, das zu ermitteln fühle ich mich außer Stande. Die Verbrechen gegen fremdes Leben werden übrigens hier in Spanien faſt ausſchließlich mit offener Gewalt unternommen, wozu in den meiſten Fällen die Leidenſchaft des Augenblicks den Anſtoß gibt. Die lange voraus berechneten Mordthaten und die Mordthaten aus Gewinnſucht ſind in Spanien verhältnißmäßig ſelten. Vergiftungen namentlich ſind 1843 nur 17 zur gerichtlichen Verfolgung gebracht.

Fälle der Selbſtverſtümmelung zählt der Miniſterialbericht zwölf, es iſt indeſſen nicht zweifelhaft daß dieß Vergehen hier zu Lande, in der Hoffnung ſich dem Soldatendienſte zu entziehen, außerordentlich häufig begangen wird. Das gewöhnliche Mittel welches die des Dienſtes überdrüſſigen Soldaten anwenden, um ihren Abſchied zu erzwingen, beſteht darin daß ſie ſich durch ſyphilitiſches Gift auf einem Auge blenden. Dieſe Fälle gehören indeſſen natürlich vor das Kriegsgericht, ſo daß ſie bei dem Berichte des Juſtizminiſters nicht haben berückſichtigt werden können.

Unter den Verbrechen welche gar nicht vorgekommen ſind, nennt der Miniſterialbericht die Theilnahme an geheimen Geſellſchaften, von denen man in der That hier zu Lande ſelten oder niemals hat reden hören. Der angebliche Bund der „Rächer Allbauds“ in Barcelona war nichts anderes als ein Popanz, den das Journal des Debats ſeiner Zeit gedreht hatte und vor dem ſich nicht einmal die Spatzen fürchteten, und unter den „Freimaurern“ gegen welche die Regierung Ferdinands VII ſo arg wüthete, verſtand man vielmehr Leute von gewiſſen politiſchen Geſinnungen als Geheimbündler. Wenn man ſich in Spanien verſchwört, ſo geſchieht es für heute oder morgen, zu einem beſtimmten einzelnen Zweck.

Ein rühmliches Zeugniß für den ſpaniſchen Volkscharakter gibt der Umſtand daß keine einzige Ausſetzung von Kindern, kein

Digitized by Google

einziger betrüglicher Bankerott, kein einziger Fall vom Gebrauche falſchen Maaßes und Gewichtes vor Gericht gebracht worden iſt. Alle dieſe Verbrechen ſind ſolcher Natur daß ihre Urheber unfehlbar zur Verantwortung gezogen ſeyn würden, wenn ſie wirklich vorgekommen wären, und das verneinende Zeugniß des Miniſterialberichtes muß hier für ganz vollgültig angeſehen werden. Ein anderes Vergehen, von welchem der Miniſterialbericht ſagt daß es gar nicht vorgekommen ſey, iſt das Auffangen von Briefen mit Gebrauch eines fremden Namens. Um dieſe Rubrik zu verſtehen muß man wiſſen daß die ſpaniſchen Poſtämter ein Verzeichniß aller Briefe, welche poste restante oder überhaupt ohne Angabe der Wohnung des Adreſſaten ankommen, öffentlich ausſtellen und daß ſie jeden dieſer Briefe ohne die mindeſte Förmlichkeit dem Erſten aushändigen welcher ihn verlangt. Ich habe oft bezweifelt daß bei einem ſolchen Verfahren auch nur die Hälfte der Briefe an die rechte Behörde gelange, aber der Bericht des Juſtizminiſters ſcheint zu beweiſen daß man in Spanien in jenem Punkte mit Sicherheit auf Treue und Glauben des Publicums zählen kann. In jedem andern Lande würde jene Poſteinrichtung nicht vier Wochen dauern können.

IX.

Madrid, 17 Auguſt 1845. Um die Runde durch die königlichen Schlöſſer in der Nachbarſchaft von Madrid zu vollenden, fuhr ich geſtern, des Abrathens meiner Bekannten ungeachtet, nach dem Pardo. Obgleich der Pardo nur 2 Leguas von Madrid entfernt iſt, ſo wird er doch von den Bewohnern der Hauptſtadt ſelten eines Beſuchs gewürdigt, und mein Lohnkutſcher, obgleich ein geborner Madrider, wie er ſagte, kannte den Weg nach dieſem Schloſſe ſo wenig daß er mich an drei verſchiedenen Stellen in die Irre gefahren haben würde, wenn ich ſelbſt nicht wenigſtens gewußt hätte in welcher Himmelsgegend mein Reiſeziel lag, ſo daß ich im Stande war der Führer meines Führers zu werden.

Der Weg nach dem Pardo geht anfangs den Manzanares aufwärts zwiſchen einer alten Baumpflanzung, la Florida geheißen, hindurch, welcher zum ſchönen Spaziergange nichts fehlt als die Spaziergänger, die aber zum angenehmen Spaziergange allerdings etwas zu viel hat, nämlich den Staub der ſtark befahrenen Straße. Dieſe tritt eine halbe Stunde von Madrid durch das ſogenannte „eiſerne Thor“ in das Jagdgebiet des Pardo ein, das nicht weniger als 11 bis 12 deutſche Meilen im Umfange hat. Der Hauptarm der Straße welcher links nach dem Eſcorial führt, verläßt den Park ſchon nach einer Viertelſtunde wieder, der rechte Arm dagegen durchſchneidet das Gebiet des Pardo ſeiner ganzen Länge nach. Zu beiden Seiten der Straße ſieht man nichts als Heideland welches ſehr dünn mit Steineichen überſäet iſt. An den meiſten Stellen ſind dieſe Bäume wenigſtens 60 bis 70 Schritt von einander entfernt, und außerdem findet man manche ganz kahle Strecken von großer Ausdehnung. Unterholz iſt gar nicht vorhanden, und nur in der unmittelbaren Nähe des Schloſſes ſieht man einige Fleckchen angebauten Bodens, welcher ſehr dankbar zu ſeyn ſcheint, und deſſen Zuſtand einen Maßſtab für das gibt was ſich aus dieſer großen Beſitzung machen ließe, die gegenwärtig nur einen äußerſt geringen Gewinn abwerfen kann, wenn ſie nicht etwa gar mehr Koſten verurſacht als Ertrag liefert. Was den Wildſtand des Pardo betrifft, ſo muß jeder Waidmann auf die Miene des Jagdgebietes hin eine ſehr ſchlechte Meinung von demſelben haben. Außer Hühnern, Haſen und Kaninchen wird auf dieſen lichten Flächen wohl wenig Wildpret zu ſuchen ſeyn. Ueberdieß wäre es eine ziemlich undankbare Mühe hier Roth- und Schwarzwild hegen zu wollen, das an hundert und aber hundert Stellen über die niedrige und halb verfallene Einzäunungsmauer den bequemſten Weg in das Freie finden würde.

Das Schloß, obgleich es aus der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts ſtammt, hat durchaus keinen mittelalterlichen Anſtrich, es iſt vielmehr in dem ehrbaren bürgerlichen Style gebaut, deſſen Muſter Luis de la Vega, der Baumeiſter Karls V, ohne Zweifel in Niederland gefunden hat. Nur der tiefe Graben welcher rings um das Schloß läuft, iſt eine Erinnerung an die kriegeriſchen Sitten der Zeit in welcher das Gebäude entſtanden, aber eine verhüllte Erinnerung, denn man hat einen grünen Schleier von Küchenkräutern und Fruchtbäumen über ſie hingezogen.

Die innere Einrichtung des Schloſſes iſt ganz neu und im allgemeinen reich und geſchmackvoll, aber die Harmonie des Ganzen wird doch hie und da durch gar zu große Einfachheit des Zimmergeräthes geſtört. In allen Zimmern des Schloſſes findet man gemalte Decken und koſtbare Bildertapeten; einige dieſer Zimmer aber ſind wieder mit denſelben Strohſtühlen meublirt, an denen ich ſchon in mehreren andern königlichen Wohnungen Aergerniß genommen habe. Die Tapeten, ausſchließlich Erzeugniſſe der Madrider Fabrik, ſind durchweg vortrefflich gearbeitet, und manche davon mögen hinter den beſten Gobelins wenig oder gar nicht zurückſtehen. Beſonders in einigen kleinen Thierſtücken und Stillleben ſind Zeichnung, Färbung und Perſpective von ſo ſprechender Naturwahrheit daß eine vollkommnere Löſung der Aufgabe jener Kunſtmechanik kaum denkbar iſt. Die Mehrzahl der großen Wandſtücke ſtellt Auftritte aus dem Nationalleben dar, Tänze, Jagden, Volksſpiele, bei denen oft die Mitglieder der königlichen Familie als die handelnden Perſonen erſcheinen. Auch zu den Deckengemälden, alle von der Hand neuerer Künſtler, ſind vorzugsweiſe nationale Stoffe gewählt. Beſonders anſprechend fand ich die Fresken eines Saales welche die verſchiedenen ſpaniſchen Provinzen als weibliche Figuren in der Landestracht darſtellen. Dieſe Bilder ſind ſo ſinnig aufgefaßt, und ſo voll von Leben und Anmuth daß ihr Anblick allein hinreicht um die kleine Fahrt nach dem Pardo zu bezahlen.

Der Hof iſt, wie mir der Schloßvogt ſagte, ſeit acht Jahren nicht im Pardo geweſen, der in Abweſenheit ſeiner königlichen Eigenthümer von dem geflügelten Volke der Nacht bewohnt wird, deſſen Einzug in ſolche Gebäude immer von ſchlimmer Vorbedeutung iſt. In einem der Prachtzimmer des Schloſſes fingen wir geſtern nach kurzer Jagd eine große und ſchöne Eule, und in dem kleinen hübſchen Theater, deſſen Thür mir erſt bei hereinbrechender Dunkelheit geöffnet wurde, ſah ich mehrere Fledermäuſe ihren unſicheren Rundflug halten. „Der Uhu wohnt in des Königs Palaſt, und die Spinne hat ihr Geweb aufgehangen in den Thürmen Afraſiab.“ –

Ich kann den Pardo nicht verlaſſen, ohne dem Schloßvogte,

Digitized by Google

den ich oben erwähnt habe, ein paar Worte zu widmen. Sein erſtes Wort, nachdem er von mir erfragt daß ich Deutſcher ſey, galt Maximilian von Sachſen, der mit mehreren Mitgliedern ſeiner Familie einen Beſuch in Madrid gemacht, und einige Zeit im Pardo gewohnt hat. Der Schloßvogt hörte mit wahrem Leidweſen daß der alte Herr ſeit Jahren zu ſeinen Vätern verſammelt worden, und dann verlangte er mit großer Theilnahme Auskunft über das Schickſal einer ſeiner Töchter, deren Namen ich hier, wie mich däucht zum erſtenmale hörte, und über welche ich ihm deßhalb leider nichts mittheilen konnte. Glücklicherweiſe that mir meine Unwiſſenheit in den Augen des Schloßvogts nicht allzugroßen Abbruch, er wurde vielmehr auf unſerer Wanderung durch den Palaſt immer geſprächiger und zutraulicher, ſo daß ich Gelegenheit fand in ihm eine der kerngeſundeſten und ſo glücklichſten Naturen des Südens kennen zu lernen, die mir jemals aufgeſtoßen ſind. Ich habe manchen rüſtigen Siebenziger geſehen, aber keinen einzigen der die Laſt einer ſolchen Reihe von Jahren ſo leicht und wohlgemuth getragen hätte wie der Schloßvogt im Pardo. Das Feuer ſeiner Augen, die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, das Ungeſtüm ſeiner Bewegungen, und zumal der beredten Gebärden mit denen er ſeine Worte begleitete, das alles ſchien weit eher den Jünglingsjahren als jeder andern Periode des männlichen Alters anzugehören. Ohne die Silberfarbe ſeines dichten Haarwaldes hätte ich ſeine Verſicherung daß er unter der Regierung Karls III in den Dienſt des königlichen Hauſes getreten ſey, für einen baaren Scherz genommen. „Ja ja", antwortete der Mann auf meinen Glückwunſch, „es iſt wahr, ich bin jünger als meine Söhne." Und wie Körper und Geiſt, ſo ſind Herz und Charakter dieſes Mannes geſund und jugendfriſch und probehaltig. Ein ſolches Urtheil nach einer Unterhaltung die kaum eine Stunde gedauert haben mag, kann voreilig ſcheinen, aber nur demjenigen welcher nie einer dieſer Naturen begegnet iſt, die feſt ſind wie Stahl und dabei durchſichtig wie Kryſtall. Die häusliche Verwaltung des Pardo, dafür verbürge ich mich, iſt in treuen ſichern Händen, und wenn der Schloßvogt des Pardo jemals Finanzminiſter wird, ſo bin ich gewiß daß die ſpaniſchen Staatspapiere augenblicklich um 100 Procent ſteigen.

Der königliche Palaſt in Madrid iſt, obgleich kaum zur Hälfte vollendet, eine der ſchönſten und großartigſten Fürſtenwohnungen die man in irgend einer europäiſchen Hauptſtadt finden kann. Er iſt durchaus maſſiv und feuerfeſt aus gelblichem Sandſtein gebaut, welcher noch jetzt, nachdem das Schloß ſeit beinahe 100 Jahren in ſeiner heutigen Geſtalt daſteht, ſo neu und ſo friſch ausſieht als ob er erſt geſtern zugebauen worden wäre. Der Plan des Palaſtes iſt, vermuthlich in Folge der Schwierigkeiten des Bauplatzes, nicht ganz ſymmetriſch angelegt, ein Mangel der ſich bei der Vollendung des Gebäudes wahrſcheinlich einigermaßen hätte verbergen laſſen, der aber in deſſen jetzigem Zuſtande eine ſehr ſtörende Wirkung hervorbringt. Die öſtliche Façade des Schloſſes, dem großen mit Bäumen, Blumen und Bildſäulen bepflanzten Platze del Oriente zugekehrt, iſt nicht bloß die breiteſte, ſondern auch diejenige welche den ſtärkſten Eindruck macht, für die Hauptfaçade aber will gleichwohl die ſüdliche gelten, die ebenfalls auf einen ziemlich großen Platz hinausgeht, welcher auf zwei Seiten von unſcheinbaren königlichen Gebäuden eingefaßt iſt, und der überhaupt einen traurigen öden Anſtrich hat. Die beiden andern Seiten des Schloſſes haben die freie Ausſicht ins Weite, weſtlich auf das Thal des Manzanares und die benachbarte Landſchaft, nördlich auf den Guadarrama. Das Schloß tritt hier bis an den äußerſten Rand des Hügels von Madrid vor, der über 100 Fuß hoch nach Nord und Weſt ziemlich ſteil abgeſchnitten iſt, ſo daß das Schloß von dieſen beiden Seite her und von unten herauf geſehen eine äußerſt imponirende E ſcheinung bildet.

Die nächſten Umgebungen des Palaſtes nach der Stadtſeite hi ſtehen mit der Pracht dieſes Gebäudes ſelbſt im garſtigen Miſ klang. Von der Plaza del Oriente iſt nur ein kleiner Theil, de Mittelpunkt, künſtleriſch behandelt und eingerichtet; der größe Theil deſſelben liegt dagegen in einer chaotiſchen Unordnung, un zumal iſt ſein ganz unregelmäßig gezeichneter Rand hier mit eine den Baracken beſetzt, dort von Staatsgebäuden eingefaßt die ſei 30 Jahren halb fertig ſind, weiterhin mit Schutt und Baugerät bedeckt. Man arbeitet indeſſen in dieſem Augenblicke daran de Platz, der hie und da ſogar noch Berg und Thal bildet, wenig ſtens zu ebnen. Ein Schloßgarten iſt gar nicht vorhanden, ob gleich es an Raum dazu auf dem weſtlichen Abhange des Schloſ hügels nicht fehlt. Im vorigen Jahrhundert zog ſich hier in de That ein ſchöner Park bis an den Manzanares hinunter, jetzt abe ſind jene Anlagen, man weiß nicht wann und wie, bis auf di letzte Spur verſchwunden.

Dem Palaſte gegenüber in einem unſcheinbaren niedrigen Ge bäude befindet ſich die königliche Rüſtkammer, eine Waffenſamm lung die freilich nicht ſehr zahlreich iſt, die aber manche äußer merkwürdige Stücke enthält, merkwürdig als Kunſtwerke oder al geſchichtliche Denkmäler. Zu den letzteren gehören die Rüſtunge des heil. Ferdinand, Ferdinands des Katholiſchen und ſeiner Ge mahlin, mehrere Harniſche des großen Capitan, Karls V un anderer Könige und Feldherren. Unter allen dieſen Rüſtunge fällt ein Harniſch auf durch ſeine rieſenhaften Verhältniſſe und b ſonders durch ſeine ungeheure Schulterbreite. Auf meine Frag nach dem ehemaligen Eigenthümer dieſes Eiſenkleides antwortet man mir daß es einem Kurfürſten von Sachſen angehört hab den man nicht zu nennen wußte. Aller Wahrſcheinlichkeit nac handelt es ſich hier um den unglücklichen Johann Friedrich, wel cher nach dem Verluſte der Schlacht die dem Proteſtantismus i Deutſchland ein Ende zu machen ſchien, Karl V als Gefangener i die Hände fiel. Alſo auch die Zeichen des Sieges eines deutſche Kaiſers über einen deutſchen Reichsfürſten ſind zur Trophäe fü eine fremde Nation geworden! Und es gibt Leute die bei einen ſolchen Anblick gar nichts denken, die den Harniſch des deutſche Kurfürſten in der ſpaniſchen Rüſtkammer und hundert ähnlich Dinge an ähnlichen Orten mit derſelben Seelenruhe betrachten mit der ſie einen Elephantenembryo in Weingeiſt beaugenſcheini gen würden!

Mehrere von den Harniſchen in der Rüſtkammer ſind Meiſter werke der altſpaniſchen Schmiedekunſt, mit denen ſich die beſte Arbeiten der berühmten mailändiſchen Werkſtätten nicht vergleiche laſſen. Vor allen andern iſt ein ſchwarzer Panzer Philipps I ſo reich und ſo zierlich gearbeitet, daß Vulkan die Rüſtung de Achilleus die ihn ſo vielen Schweiß gekoſtet hatte, ſammt Ham mer und Amboß ſicherlich in den Styx geworfen haben würde wenn er jenes Werk der Schmiede von Toledo geſehen hätte.

Man zeigt in der Rüſtkammer auch eine Rüſtung Abu Ab dallah's, des letzten Königs von Granada, die ſich durch die äußer ſonderbare Form des Helmes auszeichnet. Viele andere muſel männiſche Trophäen hat die Schlacht bei Lepanto geliefert, z deren Gedächtniß man namentlich den Turban und die Roßſchweif des Kapudan Paſcha aufbewahrt. Mehrere koſtbare Säbel de Sammlung ſind als Geſchenke der türkiſchen und marokkaniſche Kaiſer nach Madrid gekommen. Es gibt keinen berühmten Kriegs mann der ſpaniſchen Geſchichte von welchem die Rüſtkamme

Digitized by Google

nicht ein und das andere Waffenſtück beſaßt. Ja ſie hat ſogar das Schwert Don Pelayo's, und was noch mehr iſt, den Degen Bernards del Carpio! Nach dem Helme Rolands und nach der Lanze Don Quixote's habe ich indeſſen doch vergebens gefragt. Hoffen wir daß man auch dieſe beiden Lücken mit der Zeit auszufüllen wiſſen wird.

Neben den kriegeriſchen Merkwürdigkeiten der Rüſtkammer befinden ſich einige Kunſtgegenſtände die friedlicher Natur, aber darum doch nicht die am wenigſten intereſſanten ſind. So namentlich eine große Staatskutſche, über und über mit koſtbarem Schnitzwerk bedeckt, welche der Mutter Karls V, der tollen Johanna angehört haben ſoll, und von der man ſagt daß ſie der erſte Wagen dieſer Art geweſen ſey den man in den Straßen von Madrid geſehen habe. Es wird mir ſchwer an das 300jährige Alter dieſer Kutſche zu glauben, deren ganze Einrichtung eine ziemlich weit vorgeſchrittene Kenntniß der Wagenbaukunſt vorausſetzt. Gleichwohl iſt der angebliche Wagen der tollen Johanna ohne Zweifel eine der älteſten und eine der merkwürdigſten Leiſtungen dieſer Kunſt, welche ſich auf unſere Zeiten vererbt haben.

Die Rüſtkammer beſitzt noch einen zweiten Wagen, ganz aus Eiſen gebaut, welchen die Nordprovinzen Ferdinand VII zum Geſchenke gemacht haben, und der ein ſehr ehrenvolles Zeugniß für den heutigen Zuſtand des Eiſengewerbes bei den Basken abgibt. Ich weiß nicht ob man dieſen Wagen jemals gebraucht hat, aber er iſt jedenfalls vollkommen gebrauchsfähig.

Die königliche Rüſtkammer, wie faſt alle öffentlichen Sammlungen die ich in Madrid geſehen habe, wird mit der größten Ordnung und Reinlichkeit unterhalten, das Stahlwerk iſt ſpiegelblank, in den Stoffen keine Spur von Mottenfraß, kurz die Sorgfalt welche man auf die hieſige Rüſtkammer verwendet, könnte der Verwaltung mancher ähnlichen Anſtalten in andern Ländern zum Muſter dienen.

Sehr auffallend iſt es daß ſich neben ſo vielen großartigen Gebäuden zu öffentlichen Zwecken nicht eine einzige ſchöne oder auch nur prächtige Kirche in Madrid befindet, in Madrid, der Hauptſtadt des gläubigſten aller chriſtlichen Länder, in dem Madrid Philipps II, in der Reſidenz der „katholiſchen Majeſtät." Alle Metallſchätze der neuen Welt welche hier Jahrhunderte lang zuſammenfloſſen, haben nicht ausgereicht zu dem Baue eines einzigen Gotteshauſes das man dem Fremden mit rechtmäßigem Stolze zeigen könnte. Sehet, es war von Anfang an kein Segen in jenem Golde, könnte ich ſagen wenn ich wollte; aber ich will nicht. Die einzige der unzähligen Kirchen von Madrid welche als Bauwerk überhaupt genannt zu werden verdient, iſt die ehemalige Jeſuitenkirche in der Straße Toledo, jetzige Collegiatkirche des h. Iſidor. Sie beſteht aus einem einzigen Schiffe das ſich über dem Hochaltar zur Kuppel emporwölbt, eine Bauform die man in ganz Spanien bei den meiſten Kirchen wiederfindet, deren Urſprung nicht über die zweite Hälfte des 16ten Jahrhunderts hinaufreicht. Die geprieſene Vorderſeite der Iſidorskirche, mit ihren zwei ſtumpfen viereckigen Thürmen, kann nur auf die Bewohner von Madrid Eindruck machen, die niemals etwas Beſſeres dieſer Art geſehen haben. Das Innere der Kirche iſt mit Goldverzierungen auf weißem Grunde geſchmackvoll ausgeſchmückt, und man findet darin außer einigen ſchönen Fresken von Palomino und Giordano eine Menge guter Oelgemälde von Coello, Morales, Alonſo Cano und andern Meiſtern zweiten Ranges.

Madrid hat, wie man weiß, überhaupt den Charakter einer neugebauten Stadt. Der einzige Stadttheil welcher einen gewiſſen alterthümlichen Anſtrich beibehalten hat, iſt die Plaza mayor. Dieſer Platz iſt auf drei Seiten mit großen gleichförmigen Gebäuden eingefaßt, welche auf Bogengängen ruhen, und bei denen man den Styl des 17ten Jahrhunderts beibehalten hat, obgleich der Platz ſeit ſeiner erſten Anlage unter Philipp III mehrmals abgebrannt iſt. Auf der Plaza mayor wurden ehemals die großen Volks- und Hoffeſte abgehalten, Stiergefechte, Turniere, und vor allen andern die Autos da fé, denen die Könige regelmäßig auf dem großen Balkon eines ihnen angehörigen Hauſes beiwohnten. Die letzte große Handlung die auf der Plaza mayor vorging, war die Huldigungsfeier welche 1833 zur Bekräftigung der Erbrechte Iſabella's II veranſtaltet wurde. Man behauptet daß bei dieſer Gelegenheit nicht weniger als 50,000 Menſchen auf dem Platze verſammelt waren, diejenigen ungerechnet welche die 500 Balkons füllten die auf den Platz hinausgehen. In dieſem Augenblicke iſt man beſchäftigt die Plaza mayor durch den Ausbau der vierten bis jetzt offenen Seite zu vollenden, wo ſie dann nicht nur einer der regelmäßigſten, ſondern auch der großartigſten Marktplätze ſeyn wird, die man überhaupt ſehen kann.

In der Nähe der Plaza mayor zeigt man das Haus wo Franz I eine Zeitlang gefangen geſeſſen haben ſoll, das aber durch ſeine jugendliche Miene dieſe Sage geradezu Lügen ſtraft. Vermuthlich iſt es nur an der Stelle gebaut an welcher das Haus Lujan ſtand, in dem man den franzöſiſchen König nach ſeiner Ankunft in Madrid zuerſt unterbrachte. Gleichfalls in geringer Entfernung von dem Hauptplatze finden ſich die einzigen Spuren gothiſcher Baukunſt die ich in ganz Madrid entdeckt habe. Das Gebäude nämlich welches die Ecke der Straße Toledo und des Kornmarktes bildet, hat ein ſpitzbogenförmiges Thor, mehrere zierlich behauene Fenſtereinfaſſungen und anderes ſteinerne Schnörkelwerk das dem 16ten Jahrhundert anzugehören ſcheint. Alle dieſe Bauſtücke ſind indeſſen dem Hauſe welchem man ſie jetzt einverleibt hat, offenbar urſprünglich fremd geweſen. Der alte ſpaniſche Adel hat in Madrid viele Paläſte, aber man bemerkt unter denſelben gar keine alten, und nur ſehr wenige ſchöne Gebäude. Die Häuſer der Großen von Spanien ſind meiſtens caſernenartige Bauten, die ſich durch nichts auszeichnen als durch ihren ungeheuern Umfang, welcher hauptſächlich darauf berechnet geweſen ſeyn muß, nach der Sitte die ſich bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts fortgeerbt hat, ein ganzes Volk von Clienten und Dienern zu beherbergen. Heutzutage ſtehen dieſe Paläſte oft zu neun Zehntheilen leer, und das letzte Zehntheil iſt noch immer viel zu groß für den kleinen Grande der ſich bemüht es auszufüllen.

Digitized by Google

X.

Madrid, 19 Auguſt 1845. Die königl. Gemäldegalerie würde den Fremden wochenlang beſchäftigen, welcher auch nur von der Hälfte aller merkwürdigen und koſtbaren Stücke dieſer Sammlung wenigſtens einen flüchtigen Eindruck mit ſich nehmen wollte. Ich beſuche die Galerie ſo oft mir die Eintheilung meines Tages es irgend geſtattet, und mit jedem Beſuche ſteigt meine Bewunderung und mein Begriff von der Unermeßlichkeit dieſes Schatzes. Nicht bloß in den vortrefflich beleuchteten Sälen des Muſeums, ſondern auch in den abgelegenſten Winkeln, in dunkeln Gängen und Treppenhäuſern die man aus Mangel an Raum vorläufig benutzt hat, entdecke ich alle Tage neue Meiſterwerke. Und all' dieſer Glanz und all' dieſe Pracht iſt nicht viel mehr als ein Licht unter dem Scheffel. Die Galerie wird ſehr wenig beſucht und zum Studium benutzt. Sonntags wo der Zutritt jedermann freiſteht, mag man einige Dutzend Menſchen in dem Muſeum antreffen, die gelegentlich vom Prado aus dort eingetreten zu ſeyn ſcheinen; an den Wochentagen aber bin ich zuweilen der einzige Beſucher. Ich beklage mich indeſſen keineswegs über dieſes Alleinſeyn. In langen Zwiſchenräumen ſtoße ich auf meiner einſamen Wanderung auf die Staffelei eines jungen Malers oder auch einer Malerin die unter der Aufſicht der Mutter oder der Dueña irgend eine ſchäferliche Scene oder ein Blumenſtück copirt. Die Vorliebe der weiblichen ſowohl als der männlichen Zöglinge der Kunſt iſt ganz entſchieden den ſpaniſchen Schulen zugewendet. In dem unermeßlichen Saale der Italiener arbeitet gewöhnlich nur ein einziger Künſtler, ein junger Neger dem man die äußerſte Armuth anſieht, und der mit großem Eifer und mit ziemlicher Handfertigkeit an dem Bilde der Monna Liſa malt. Ich habe ihn ſtark im Verdacht daß er in das Porträt der berühmten Florentinerin ſterblich verliebt ſey.

Auch einen deutſchen Maler finde ich hier, einen einzigen, während Hunderte und aber Hunderte unſerer jungen Künſtler jährlich nach Frankreich und nach Italien pilgern, als ob es nur in Paris und in Rom etwas für ſie zu lernen gäbe. Paris und Rom ſind ohne Zweifel vortreffliche Schulen, aber ſie erſchöpfen ihren Gegenſtand bei weitem nicht, und die Erziehung eines Malers der die Spanier nicht kennt, kann immer nur eine ſehr unvollkommene ſeyn. Man ſpreche ja nicht von dem ſpaniſchen Muſeum im Pariſer Louvre. Dieſe Sammlung enthält kaum zwei oder drei Bilder welche für Muſter gelten können, und ſie iſt mehr als zu irgend etwas anderem dazu geeignet den Geſchmack und das Urtheil über den Charakter der ſpaniſchen Kunſt zu verfälſchen. So findet man z. B. den finſtern Fanatismus mit welchem die Mehrzahl der ſpaniſchen Bilder des Louvre gefärbt iſt, in dem Geſammtgebiete der ſpaniſchen Malerei weit ſeltener wieder als man erwarten ſollte. Die Malerei iſt nächſt der Dichtkunſt vielleicht diejenige von allen Lebenserſcheinungen welche ſich am meiſten frei zu halten gewußt hat von dem Geiſte der blutigen Glaubenstyrannei, der in den drei letzten Jahrhunderten wie ein Alp auf die ſpaniſche Nation drückte. Wenn die Religion unter der Hand eines Zurbaran zum gräßlichen Geſpenſte wird, ſo ſtehen Zurbaran zehn andere Maler gleichen Ranges gegenüber für welche ſie vorzugsweiſe eine Form des Schönen, ein Stoff der Poeſie und der Begeiſterung iſt.

Welche Fülle der Kraft, welche Lebensgluth, welch ein freudiger Weltſinn und welcher Idealismus zugleich in den Bildern Murillo's! Denn Murillo iſt und bleibt nun einmal der Hoheprieſter dieſes Tempels. Zu Murillo ſollte man diejenigen unſerer jungen Maler ſchicken, die ſich dem blaſſen ſchwächlichen ſeufzerſchwangern und thränenfeuchten Nazarenerſtyle zuwenden, welcher in einem Theile der heutigen deutſchen Schule überhand zu nehmen droht. Die Welt hat ſich nun endlich ſattgeweint und ſattkaſteit, und wenn ſie noch dann und wann eine trübſelige Miene zu machen verſucht, ſo merkt man doch bald daß ſie im Herzen vollkommen getröſtet iſt, und daß ihr das Lachen auf den Lippen ſitzt. Daran hat die Welt nun meines Erachtens ſehr weiſe gethan, die Kunſt aber, wenn ſie in Flor gehüllt mit der Todtengräbermiene an die Zeit hintritt und ihr einen Wermuthtrank im Schädelkelche darbietet, begeht eine Lüge und eine Thorheit zugleich. Wer ſoll eigentlich mit dieſer Maskerade getäuſcht werden, und was ſteht damit zu gewinnen? Will man ſich ſelbſt betrügen oder das Publicum, oder vielleicht gar den lieben Gott? Aber die Lüge iſt ja eitel Stümperei, mit der man heutzutage kaum noch Sperlinge fängt.

Im untern Stock des Muſeumsgebäudes befindet ſich die Galerie der Bildhauerwerke. Man findet hier eine nicht ganz unbedeutende Anzahl von Marmorſtatuen und Büſten, unter denen manche von griechiſcher und römiſcher Arbeit, aber kein einziges jener Werke welche die Aufmerkſamkeit gebieteriſch feſſeln. Neben den Originalwerken ſieht man viele Gypsabgüſſe und kleine Nachbildungen in Metall, Alabaſter und andern Stoffen. Ein Standbild Karls V in Erz gegoſſen verdient Beachtung wegen des außerordentlichen Reichthums der Zierrathen mit denen es ausgeſchmückt, man könnte faſt ſagen überladen iſt. Der Kaiſer iſt im Panzer dargeſtellt, die Lanze in der Hand, mit einer allegoriſchen Figur in Feſſeln zu ſeinen Füßen, die auf einem Haufen zerbrochener Waffen ruhen. Die Gruppe als Ganzes betrachtet läßt einen unharmoniſchen Eindruck zurück.

Den Bildhauerwerken hat man eine Reihe ausgezeichneter Moſaikarbeiten zugeſellt, von denen die meiſten aus den Florentiniſchen Werkſtätten herſtammen. Ein einziger Moſaiktiſch, in deſſen Zeichnungen freilich viel Edelſteine eingerahmt ſind, hat, wie man mich verſicherte, 90,000 Piaſter gekoſtet. Zwei andere Tiſche dieſer Art zeugen von dem hohen Grade der Kunſtfertigkeit welchen die Madrider Moſaikarbeiter erreicht hatten, ehe die königl. Anſtalt welche ſie beſchäftigte, zugleich mit der hieſigen Porcellanfabrik von den Engländern zerſtört wurde. Dieſe Madrider Arbeiten, weit entfernt hinter den Florentiniſchen zurückzuſtehen, ſind ihnen vielmehr an Feinheit und Wahrheit der Zeichnung überlegen.

Die beſte Florentiniſche Moſaik welche ich hier geſehen habe, befindet ſich in dem ſogenannten Caſino der Königin; ein Tiſch auf welchem eine Menge naturhiſtoriſcher Gegenſtände, vorzüglich verſchiedene Arten von Muſcheln, mit einer unglaublichen Zartheit und Treue dargeſtellt ſind. Dieſer Tiſch iſt zugleich der einzige ſehenswerthe Gegenſtand welchen das genannte königl. Gartenhaus enthält, das übrigens mit der größten Einfachheit ausgeſchmückt und meublirt iſt. Man ſieht an den Wänden desſelben illuminirte Kupferſtiche aufgehängt die allen Geſchmack beleidigen. Auch der magere Garten des Caſino bietet nichts merkwürdiges dar, wenn man anders nicht geneigt iſt eine Erzſtatue für eine Merkwürdigkeit zu halten, die von vorn Philipp II und von hinten geſehen

Digitized by Google

Karl V darſtellen ſoll. Alles wohl erwogen iſt der Beſuch des Caſino der Königin ein verlorner Gang, und ſind die vier Trinkgelder die es koſtet um ſich die unſichtbaren Herrlichkeiten desſelben zeigen zu laſſen, eine wahre Verſchwendung.

Außer dem Caſino welches innerhalb der Stadtmauern liegt, und erſt in neueſter Zeit als Geſchenk des Ayuntamiento von Madrid in die Hände der königl. Familie gekommen iſt, hat dieſe unmittelbar vor den Thoren der Stadt noch mehrere ländliche Beſitzungen von bedeutendem Umfange. Der Stadt zunächſt gelegen, und nur ein paar Schritte von dem Thore San Vicente entfernt, iſt die Moncloa, ein ehemaliges Eigenthum der Herzoge von Alba. Die Moncloa beſteht aus einem kleinen Wohnhauſe und einem ungeheuern Parke, deſſen größter Theil aber kahl und wüſt liegt. Seit ein paar Jahren wird in einem der Nebengebäude der Moncloa für Rechnung der Civilliſte eine Porcellan- und Flieſenfabrik betrieben, die für den gewöhnlichen Gebrauch ganz gute Waaren liefert, deren Erzeugniſſe ſich aber freilich mit den Producten der ehemaligen Porcellanfabrik im Buen Retiro auch nicht von ferne vergleichen laſſen.

Jenſeits des Manzanares und dem Schloſſe gegenüber, mit welchem es durch einen unterirdiſchen Gang verbunden iſt, liegt das „Landhaus" der Königin in einem ehemaligen Wildgehege, deſſen Mauer 3 Stunden im Umfange hat. Das Wohngebäude iſt durch lange Vernachläſſigung ganz in Verfall gerathen, die an dasſelbe anſtoßenden Gärten ſind klein und unſcheinbar, und der größte Theil der Beſitzung beſteht aus nackter Haide. Die einzige Sehenswürdigkeit der Caſa de campo iſt die Reiterſtatue Philipps III von Giovanni di Bologna. Die Königin Chriſtine wollte hier während ihrer regentſchaftlichen Regierung eine Muſterwirthſchaft anlegen, allein die zu dieſem Zwecke angefangenen Arbeiten wurden durch die Revolution von 1841 unterbrochen und ſie ſind ſeitdem nicht wieder aufgenommen worden.

Von dem Buen Retiro habe ich ſchon früher geſprochen. Ich will hier nur noch eine der wunderlichſten Sammlungen, welche man ſehen kann und die ſich im Retiro findet, erwähnen, nämlich das ſogenannte topographiſche Cabinet. Neben Plänen und Modellen findet man hier ausgeſtopfte Vögel und Vierfüßler, einige ſchlechte Bilder der letzten ſpaniſchen Könige, in Papier ausgeſchnittene Scenen aus der Geſchichte des Ritters aus der Mancha, einige Thierfiguren aus Gyps und Marmor, kurz eine Menge der fremdartigſten Gegenſtände, die mit dem Namen und mit der Beſtimmung dieſes kleinen Muſeums nichts auf der Welt gemein haben. Das bedeutendſte Stück dieſer bunten Sammlung iſt das Modell des Palaſtes, den der italieniſche Baumeiſter Jubarra (oder Giubarra, denn der ſpaniſchen Orthographie fremder Namen iſt nie zu trauen) an der Stelle des alten Alcazar zu erbauen vorſchlug, welcher 1734 durchs Feuer zerſtört ward. Dieſes Modell, in zwölf bis fünfzehn Stücke zerlegt, füllt einen ganzen Saal, und ſeine Ausführung würde Madrid in den Beſitz des größten und prachtvollſten aller Schlöſſer geſetzt haben die in der heutigen Welt vorhanden ſind. Der Palaſt Jubarra's ſollte ſechzehnhundert Fuß im Geviert halten, er würde alſo einen mehr als viermal größern Umfang gehabt haben, als der Escorial deſſen Seiten nicht völlig achthundert Fuß lang ſind. Wie der Umfang des Gebäudes, ſo würde der Reichthum ſeiner architektoniſchen Ausſchmückung weit über alles gewöhnliche Maß hinausgegangen ſeyn. So ſollten in dem Schloſſe, um nur ein Beiſpiel anzuführen, gegen zweitauſend Säulen angebracht werden. Die Zahl der Statuen mit welchen der Baumeiſter den Palaſt bedacht hatte war noch größer. Zum Unglück für den Plan Jubarra's fand es ſich aber daß derſelbe viel zu groß war für den Hügelvorſprung auf welchem das alte Schloß geſtanden hatte, und auf dem auch das neue erbaut werden ſollte. Deßhalb, und wahrſcheinlich auch aus Rückſicht auf den Koſtenpunkt wurde der Entwurf Jubarra's beſeitigt, und zog man ihm den viel beſcheideneren Plan Sachetti's vor, welcher das jetzige Schloß gebaut hat. Aber auch der Plan Sachetti's war noch immer zu großartig angelegt, denn der von dieſem Meiſter angefangene Bau iſt bis auf den heutigen Tag unvollendet geblieben, und wird auch wohl nimmermehr vollendet werden.

Das topographiſche Cabinet beſitzt neben einer Menge ähnlicher Arbeiten ein ſehr ſorgfältig ausgeführtes Modell des Escorial, an welchem man den allgemeinen Plan dieſes Gebäudes vielleicht noch beſſer kennen lernen kann als von dem Thurme der Kloſterkirche herunter. Ein Reliefplan von Madrid, nach dem Maßſtabe von einer Linie für die caſtilianiſche Elle, wird ſeiner außerordentlichen Genauigkeit wegen gerühmt. Unter den Reliefplänen befinden ſich auch die Nachbildungen einiger ſpaniſchen Feſtungen, deren man auch in andern Anſtalten, namentlich in den Muſeen der Artillerie und des Geniewesens viele ausgeſtellt findet. In andern Staaten wird der Plan der Landesfeſtungen wie ein großes Geheimniß behandelt, während man hier unbedenklich die Nachbildungen der wichtigſten Plätze, wie Cadix, Barcelona, Figueras u. ſ. w. der Neugier von Einheimiſchen und Fremden preisgibt; die Franzoſenkriege aber haben mehr als einen Beweis dafür geliefert daß unter gewiſſen Vorausſetzungen jene Heimlichthuerei eben ſo wenig nützt als dieſe Offenherzigkeit ſchadet.

Der Hauptſaal des topographiſchen Muſeums iſt ein koſtbarer Ueberreſt des alten Schloſſes im Buen Retiro, welches während der Franzoſenzeit zu Grunde gerichtet wurde. Er iſt von Giordano ausgemalt, deſſen Pinſel ſich hier ſelbſt übertroffen hat. Die Hauptgruppe des Deckengemäldes iſt eine allegoriſche Darſtellung der Stiftung des Ordens vom goldenen Vließ, deſſen Sinnbild Herkules in eigener Perſon dem Herzog von Burgund überreicht. Man mag den Gedanken dieſes Bildes etwas pedantiſch finden, aber die Compoſition iſt von großer Wirkung. Neben der Mittelgruppe ſind rechts ein Titanenkampf abgebildet, und links eine ſymboliſche Darſtellung der ſpaniſchen Weltherrſchaft. Das Deckengemälde hat durch die Zeit leider ziemlich ſtark gelitten, aber doch bei weitem nicht ſo viel wie die Fresken der Wände, von denen nur noch ein Theil im traurigſten Zuſtande vorhanden iſt, während die übrigen unter der Maurertünche ganz verſchwunden ſind, als man den Saal 1834 für die Sitzungen der Kammer der Proceres des königlichen Statuts einrichtete.

Ich habe bisher verſäumt von zwei öffentlichen Gemäldeſammlungen zu reden die neben dem königlichen Muſeum beſtehen, und die ich doch nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen kann. Die erſte derſelben iſt das Nationalmuſeum in dem ehemaligen Kloſter de la Trinidad in der Straße Atocha. Dieſe Galerie wurde in zehn Jahren aus einem Theile der Gemälde gebildet welche ſich in den aufgehobenen Klöſtern der Hauptſtadt und einiger benachbarten Ortſchaften vorfanden, und man vermehrte ſie ſpäter durch die reiche Gemäldeſammlung des Infanten Don Sebaſtian, die ſammt deſſen übrigem Eigenthum zu Handen des Staates eingezogen worden war.

Das Nationalmuſeum, obgleich ſchon 1838 eröffnet, iſt leider bis auf den heutigen Tag ſehr wenig genießbar. Da man fortwährend daran arbeitet das ehemalige Dreifaltigkeitskloſter für ſeine neue Beſtimmung baulich einzurichten, ſo iſt der größte

Digitized by Google

Theil der Galerie gar nicht zugänglich. Ueberdieß fehlt es der ganzen Sammlung bis jetzt an aller Ordnung, die Gemälde aller Schulen und aller Zeiten hängen bunt durch einander, und es iſt ſogar noch nicht einmal ein Katalog derſelben erſchienen. Ein flüchtiger Ueberblick genügt indeſſen um ſich von dem großen Reichthum des Nationalmuſeums zu überzeugen. Es zählt gegenwärtig an tauſend Gemälde, von denen jeder der guten ſpaniſchen Meiſter einige geliefert hat. Die ausländiſche Kunſt iſt in dem Nationalmuſeum durch Albrecht Dürer, Vandyk, Rubens, Teniers, Kräyer, Giulio Romano, Giordano, Tizian und viele andere berühmte Namen der niederländiſchen und der italieniſchen Schule vertreten. Ich will von den Bildern dieſer Galerie nur eins erwähnen, die Copie oder das Original der Transfiguration im Vatican. Manche Kunſtkenner wollen behaupten, das hieſige Bild ſey das urſprüngliche Werk Raffaels; andere dagegen ſchreiben es dem Pinſel Giulio Romano's zu. Ueber den hohen Kunſtwerth des Gemäldes ſind alle einig. Das Inventarium des Carmeliterkloſters welchem dieß Bild von einem Fürſten Aſtillano geſchenkt worden war, ſchätzte den Geldwerth deſſelben auf 40,000 Piaſter.

Die zweite Gemäldeſammlung von der ich noch ein Wort zu ſagen habe, iſt die Galerie in der Akademie des heil. Ferdinand, einer Lehranſtalt für Bildhauerei, Baukunſt und Malerei. Die Galerie der Malerſchule iſt für ihren nächſten Zweck ſehr zahlreich; denn ſie beſteht aus 300 Nummern, unter denen viele Werke erſten Ranges. Als ſolche nenne ich ein großes Bild Murillo's, die heilige Eliſabeth darſtellend wie ſie Kranke pflegt, und zwei halbkreisförmige Gemälde von demſelben Meiſter, deren Gegenſtand das Traumgeſicht iſt, durch welches ein Patricier und ſeine Frau zur Stiftung einer Marienkirche in Rom veranlaßt wurden. Von den übrigen Kunſtmerkwürdigkeiten der Akademie erwähne ich nur noch das Modell einer Reiterſtatue Philipps V die, wenn ſie im Großen ausgeführt worden wäre, das ſchöne Standbild Philipps IV wahrſcheinlich in Schatten ſetzen würde.

Wie ich in den erſten Tagen meines hieſigen Aufenthalts geſagt habe, ſo wiederhole ich jetzt mit doppelter Ueberzeugung, Madrid iſt eine reiche und großartige Stadt, die dem Fremden unermeßlich viel Beſchäftigung bietet. Indeſſen bin ich nicht blind und leider auch nicht gefühllos für die Unannehmlichkeiten des hieſigen Lebens. Man kann in Madrid ſchöne Tage und noch ſchönere Abende leben, aber die Nächte ſind abſcheulich. Ich habe gefunden daß die ſpaniſchen Nachtlager im allgemeinen viel beſſer ſind als ihr Ruf, und in den meiſten Städten des Südens habe ich in den Gaſthofbetten ebenſo gut geſchlafen wie zu Hauſe, ohne jemals die mindeſte Anfechtung zu erleiden. Daſſelbe Zeugniß kann ich mehreren Orten in der Nachbarſchaft von Madrid geben, namentlich der Granja, Aranjuez und Toledo. In der Hauptſtadt ſelbſt aber iſt für einen Menſchen, der in nordiſcher Haut ſteckt, an eine ruhige Nacht nicht zu denken. Obgleich ich ein ganz neues und mit großer Reinlichkeit gehaltenes Haus bewohne, habe ich jede Nacht blutige Schlachten zu liefern. Als ich am erſten Morgen nach meiner Ankunft auf die Frage, wie ich geſchlafen, ein bedenkliches Geſicht machte und ein übellautendes Wort ausſprach, prallte meine Wirthin zurück, indem ſie ein dreifaches Kreuz ſchlug. „Wanzen in meinem Hauſe!" rief ſie aus. „Das iſt das erſtemal, daß ich davon reden höre. Zahle ich dafür fünfzehn Realen tägliche Miethe? Jeſus, mein Gott, Sie haben mir einen Schreck eingejagt von dem ich mich ſo leicht nicht erholen werde, wiewohl ich gewiß bin daß Sie ſich vollkommen irren." Die gute Dame ſetzte die unruhige Nacht mit unerſchöpflicher Beredſamkeit auf Rechnung meines durch die Reiſe aufgeregten Blutes und läugnete das Vorhandenſeyn der kleinſten Wanze in ihrem Hauſe mit ſolcher Zuverſicht und Zungenfertigkeit, daß ſie mich unfehlbar ſchimpflich aus dem Felde geſchlagen haben würde, wenn mir nicht glücklicherweiſe das beſte aller Beweismittel zu Gebote geſtanden hätte, der blutige Augenſchein auf den Betttüchern. Bei dieſem Anblicke ging es an ein neues Kreuzigen und Anrufen von Heiligen, das endlich auf die Verſicherung hinauslief, ich müſſe die Wanzen ſelbſt mitgebracht haben. Und bei dieſer Annahme iſt es denn auch bis auf den heutigen Tag geblieben: es gilt für eine ausgemachte Sache daß mein Reiſekoffer im Winkel des Alkovens der eigentliche Brütofen meines nächtlichen Unglücks iſt. Anfangs ärgerte ich mich über dieſe Behauptung, dann lachte ich darüber, und zuletzt habe ich wahrhaftig angefangen in gewiſſen Augenblicken ſelbſt daran zu glauben.

Aber jene ungebetenen Mitſchläfer ſind nicht die einzigen nächtlichen Feinde, die der Fremde hier in Madrid findet; denn was die Einheimiſchen betrifft, ſo ſind ſie an all jenes Ungemach ſo gewöhnt daß ich faſt meine ſie vermiſſen es im Auslande. Sind nach ſtundenlanger Pein meine Augen endlich im Begriffe ſich zu ſchließen, ſo erſchallt unter meinem Fenſter, wie die Trompete des jüngſten Gerichtes, der gellende Ruf des Nachtwächters, und der Schlaf iſt dahin. Dieſe Nachtwächter ſind in Madrid ſo zahlreich daß man deren drei oder vier hört welche ſich gegenſeitig durch das ohrzerreißende Geſchrei zu überbieten ſuchen, mit welchem ſie alle Viertelſtunden die Zeit und das Wetter abrufen. Die Nachtwächter thun ohne Zweifel ſehr gute Dienſte, indem ſie die Stadt bewachen und Nachts die vollſtändigſte Sicherheit in den Straßen von Madrid unterhalten, aber ihr unmenſchliches Schreien dünkt mich zu dieſem Zwecke einigermaßen überflüſſig. Und was in aller Welt kann dem guten Bürger von Madrid, der ſchlafhungrig im Bett liegt, daran gelegen ſeyn zu erfahren, ob der Himmel trüb oder heiter iſt und ob es regnet oder ſchneit? In andern ſpaniſchen Städten wird die Stunde und das Wetter wenigſtens mit Maß und Glimpf abgerufen, und in manchen hat man den Ruf des Nachtwächters ganz abgeſchafft und eine Pfeife an ſeine Stelle geſetzt.

Endlich hat die Müdigkeit die ſechsbeinigen und die zweibeinigen Feinde meiner Ruhe beſeitigt, ich ſchlafe wie ein Paradiesbewohner, da lärmt es plötzlich herauf als ob die Meute Actäons durch die Carrera di San Geronimo jagte, und das gleichzeitige Kläffen und Bellen und Heulen von zwanzig oder dreißig Hunden ſchreckt mich aus dem ſchwererrungenen Schlafe auf. Die Straßen von Madrid nämlich, nicht minder als die von Konſtantinopel, werden Nachts von zahlloſen Schwärmen von Hunden heimgeſucht, die ſich in den Abends vor die Thüren geworfenen Küchenüberbleibſeln ihren Fraß ſuchen. Dieſer Hundeunfug hat ſo arg überhand genommen, daß ſogar Burgemeiſter und Rath darob in Bewegung gerathen ſind und durch Maueranſchlag verkündigt haben, daß vom 20 d. M. an jeden Abend vergiftete Brocken in der ganzen Stadt ausgeſtreut werden ſollen. Belohn' es der Himmel dem Ayuntamiento!

Digitized by Google

Erinnerungen an Benzel-Sternau.

Von Heinrich König.

Ueber den poetiſchen Geiſtern Deutſchlands walten eigenthümliche Geſchicke. Manche bleiben berühmt bei den nachlebenden Geſchlechtern, die ihre Werke nicht mehr kennen; andre überleben ihre eigne Unſterblichkeit. Beſonders leiden unſere Humoriſten unter dem wechſelnden Geſchmack der Bildung und unter den Verſtimmungen der Jahrzehnte. Jean Paul's Gemälde ſind ſchon ſtark im Nachdunkeln begriffen. Doch geht des Abgeſtorbenen Name noch um auch bei denen die ſeine Sachen nicht mehr leſen. Einer ſeiner bedeutendſten Geiſtesverwandten lebt noch, ohne daß man ſeiner gedenkt. Selbſt Gervinus, der zu ſeiner Literaturgeſchichte tauſend Bücher geleſen, erwähnt, ſo viel ich weiß, der zahlreichen Schriften desſelben nicht. Ich meine den Grafen Benzel-Sternau, den tiefen Siebenziger, der im Begriff ſteht ſeine Beſitzung am Zürcher See zu verlaſſen, um ſeine letzten Tage am Rhein zu verleben. Schon durch ſeine Geburtsſtadt Mainz iſt er ein Rheinländer.

Benzel-Sternau's Verhältniß zur Nation iſt ein ſehr eigenthümliches. Als Schriftſteller gehörte er den höhern Kreiſen an und blieb dem Volke unbekannt; als freiſinniger Mann wirkte er ſpäter für das Volk, und ward in den höhern Regionen — desavouirt. Ich muß hier dieß vornehme Wort brauchen. Sein Vater, der Staatskanzler Benzel, der aufgeklärte Freund des vorletzten Mainzer Kurfürſten, des edeln Emmerich Joſeph, hatte ſich um die Mainzer Schulen verdient gemacht, war aber auch desavouirt worden, als der ſchlaue Karl Friedrich von Erthal, um Kurfürſt zu werden, die Maske der Frömmigkeit vornahm, und nach ſeiner erſchlichnen Wahl der Prieſterpartei die guten Volksſchulen zum Opfer bringen mußte. In jene Zeit des eiteln, üppigen, verſchwenderiſchen Kurfürſten Erthal fällt Benzels Jugend. Der würdige Sprößling eines aufgeklärten, thätigen Vaters, vielſeitig begabt und tüchtig gebildet, blickte mit edelm Sinne und ſchwärmeriſchem Auge in dieſen ſchwelgeriſchen Hofhalt eines freidenkenden, wüſten Erzbiſchofs, in dieſe Intrignen eines hochmüthigen, ſchlecht unterrichteten Adels, in die Wirthſchaft genußſüchtiger Capitulare und Chorherren, in dieß Treiben geſchäftiger Mönche, die den Aberglauben eines unterwürfigen Volkes ausbeuteten, das vom Gelächter einer hohen Prieſterſchaft lebte, und mit Fußtritten der Junker geehrt war.

Benzel blieb nicht immer in dieſen Kreiſen; er kam auch in ernſtere, gebildetere. Doch lag die Welt ſeiner Dichtung in der höhern Geſellſchaft. Seine Feder geſtaltete **aus** dieſer Region **für** dieſe Region der Societät, keineswegs mit dienſtbarer Vorliebe, nein, frei darüber ſchaltend, immer geiſtreich, meiſt mit heitrer vornehmer Laune, nicht ſelten mit feinem Spott; dennoch aber in Stoff und Styl einigermaßen feſtgehalten in jenen Kreiſen durch den Bann ſeines mehr erfaſſenden, als erfindenden Talents, ſo wie durch den Geſchmack der Erziehung und Angehörigkeit. Daher ward das berühmte „goldne Kalb" des anonym auftretenden Verfaſſers ein Abgott der vornehmen Leſewelt. Doch wer vergißt leichter als die excluſive Geſellſchaft?

Später, nach einer glänzenden Laufbahn im Staatsdienſte, ſuchte Benzel-Sternau, zwar nicht als Poet, aber als Volkstribun, als Freund der bürgerlichen Freiheit, als Abgeordneter zu den Landtagen in München und als Journaliſt, auch die tiefern Schichten der Geſellſchaft auf. Eine merkwürdige Erſcheinung! Im Gegenſatze nämlich zu den nicht ſeltenen Staatsdienern bürgerlicher Herkunft, die in unſerm politiſchen Wechſelwetter ihre liberalen Geſinnungen nach und nach abtrugen um miniſteriell geſtickte Amtskleider anzulegen, finden wir den Grafen Benzel-Sternau, den ehemaligen ziemlich abſoluten Miniſter, ſeit 1830 offen zum Liberalismus übergegangen. Jene Emporkömmlinge bekennen ſich gern als Jugendſünder, die zur Abbüßung ihrer einſtigen Schwärmerei für die Freiheit nun mit der ſchärfſten Geißel auf anderer Leute liberalen Rücken ſchlagen. Unſer gräflicher Herabkömmling dagegen drückt uns glückwünſchend die Hand, und in die Hand einige ſeltene, ſelbſtgezogene Blüthen der neuen Freiheit. Viele Jahre auf hohen und höchſten Amtspoſten hat er die Actenblätter der Herrſchaft rauſchen hören; er hat aber darin nur die Paſſatwinde der Weltgeſchichte erkannt, und lächelt als ein Weiſer, wenn er die wichtigen Mienen der Politiker bemerkt, die ihre Actentaſchen für die Schoten halten in denen der Kern des Lebens, die Verhängniſſe der Völker reiften.

Doch ſo weit oder ſo tief blickt ein ſo junger Menſch nicht, wie ich im Jahre 1812 war. Wie hangt ein ſolcher und bangt darnach auf ein Aeſtchen der blätterreichen Büreaukratie eingepfropft zu werden, um auch — Actenblätter zu treiben. Gewöhnlich ſitzt ſchon oder treibt doch bald zwiſchen dieſen erſten Blättern ein Keimange der Liebe und entfaltet ſich dann ſchnell zur Ehe. Doch iſt dieß nicht durchweg der Fall. Manche Gewächſe bleiben getrennten Geſchlechts, andere ſetzen auch wieder ihre Blüthe vor allem Blätterwuchs an. Und ſo ſollte es mir denn in meinem Lenze wie dem gemeinen Nußbaum ergehen der aus kahlen Zweiglein ſeine Blüthenkätzchen treibt, und ehe noch die ſchützenden und nährenden Blätter nachwachſen, eine harte zweiklappige Nuß in bitterer Hülle anſetzt.

Um diese Zeit ward ich dem Grafen bekannt. Als neuer Finanzminiſter mit dem Großherzoge von Frankfurt nach Fulda gekommen, nahm er mich auf die Dauer ſeines Aufenthalts in ſeine Canzlei. Man nannte damals ſolche für unbeſtimmte, oder vielmehr für tageweiſe gemeſſene Schreibarbeiten angenommene Gehülfen — Journaliſten, ein Name, der ſich inzwiſchen zu andern Ehren in Deutſchland gebracht hat. Benzel-Sternau, am 9 April 1767 geboren, ſtand damals in Mitte der Vierzigen. Er war ein ſchöner Mann. Das Feuer des Blutes ſchimmerte

Digitized by Google

in ſeinen edeln heitern Zügen; das Feuer des Geiſtes ſprach aus ſeinen Augen und aus der Lebhaftigkeit ſeines Weſens. Geburt und Rang umdämmen ſonſt wohl die innern Gluthen mit einer gewiſſen vornehmen Haltung: hier aber ſchmolz dieſe Schranke ſelbſt zu einer fließenden Anmuth der Bewegung. Ein ſtolzes Bewußtſeyn ging Hand in Hand mit freundlichem Wohlwollen, und es kam nur auf Perſonen und Umſtände an, welches von beiden dem andern vortrat.

Der Graf hatte damals die Höhe ſeines ſchriftſtelleriſchen Ruhmes erreicht und war, ohne es zu wiſſen, ganz nahe am Schluß ſeiner politiſchen Laufbahn. Soll ich die Stufen zu beiden Höhen andeuten? Benzel-Sternau war in ſeinem 23ſten Jahre, 1791, als Regierungsrath zu Erfurt in Dienſt und ins Cabinet des Coadjutors Carl von Dalberg getreten. Dalberg, der ſinnliche geiſtreiche Prälat, war ſeit vier Jahren Coadjutor des Kurfürſten Erthal, gegen deſſen Abſicht, von einer Oppoſition im Domcapitel, durchgeſetzt. Er war Statthalter in Erfurt. Freund der proteſtantiſchen Wiſſenſchaft, im Briefwechſel mit litterariſchen Notabilitäten und ſelbſt Schriftſteller, galt er für den künftigen Lichtverbreiter über das katholiſche Deutſchland. Es war eine fröhliche geiſtliche Wirthſchaft in Erfurt, lebhaften Verkehrs mit dem nachbarlichen Weimar in den ſchönſten Tagen Wielands, Goethe's, Schillers, Herders und der übrigen Geiſter, die ein genialer Fürſt um ſich verſammelt hatte. Der geiſtliche Hof hüben, der geiſterreiche drüben, welch eine Polarität, die einen jugendlichen Regierungsrath von geſelligen Gaben, ariſtokratiſchen Vorzügen und poetiſchen Talenten beflügeln mußte! Es war ein katholiſcher und ein proteſtantiſcher Hof: allein die gemiſchten Höfe und die gemiſchten Ehen waren damals noch von der heitern Humanität des achtzehnten Jahrhunderts eingeſegnet. Der weltfrohe Dalberg hatte überdieß den Kopf zu voll geiſtreicher und wohlwollender Gedanken, als daß es ihn, auch in ſpäterer Zeit, nach dem Heiligenſcheine des Prieſtertrotzes hätte gelüſten mögen.

Konnte jenes genußreiche und in Deutſchland geiſtig ſo ſchöpferiſche Jahrzehnt, das letzte des ablaufenden Jahrhunderts, noch durch einen Reiz geſteigert werden, ſo war es durch die politiſche Bewegung in Frankreich. Die Genießenden und Beſitzenden gewannen, ſo zu ſagen, einen friſchen Appetit für all die Herrlichkeiten die ihnen bedroht waren, und die ſie in Folge einer unberechenbaren Weltbewegung verlieren konnten. Der junge Erfurter Regierungsrath hatte aber noch ganz das friſche, für die Witterung der Zeit ausgeſtellte Herz, das die neuen, von Sturmwinden umher getragenen Ideen in ſich aufnahm; hatte lebendigen, ritterlichen Geiſt genug, um mit den neuen, jenſeit des Rheins gebornen Rieſenräthſeln anzubinden. Das Erfurter Jahrzehnt war gewiß das ſchönſte und reizendſte in Benzel-Sternau's Leben. Damals empfing er die Begeiſterung zu ſeinen nachfolgenden Schriften und die Keime zu den liberalen Beſtrebungen ſeiner ſpäteren Tage.

Im Jahr 1801 wurde Benzel-Sternau Geheimerath und Geſandter am ſchwäbiſchen Kreiſe, 1802 Kurmainzer Geheimerath und dirigirender Miniſter des Fürſtenthums Regensburg. In dieſem und dem folgenden Jahre erſchien ſein erſtes Werk — „das goldne Kalb“ in 4 Bändchen. Das Buch machte Lärm und Aufſehen durch Offenbarung eines reichen Geiſtes ſowohl als durch das Geheimniß ſeines ungenannten Verfaſſers. Der Inhalt bezog ſich theilweiſe auf wirkliche Verhältniſſe der höhern deutſchen Geſellſchaft; dieß und der Styl ließen einen vornehmen Autor errathen. Nach dieſem Erſtgebornen blieb auch der Graf ſtets bezeichnet als Verfaſſer des goldnen Kalbes. Wie denn der litterariſche Adel überhaupt darin dem Familienadel entgegengeſetzt iſt, daß man ſich nicht auf Ahnen berufen, ſondern nur ſeiner geiſtigen Nachkommenſchaft rühmen kann.

Bald folgten von 1803 bis 1805 „Lebensgeiſter“ in 4 Bändchen und 3 Bände „Geſpräche im Labyrinth.“ Es war, als ob er mit dieſen Büchertiteln das von ihm eben ſo ſehr angeregte als über ihn verwirrte Publicum necken wolle. Und nun nahm er ein Weib! Im Jahr 1805 verheirathete ſich der Graf mit Marie von Seckendorff. Es ſey damals, in ſeinem 38ſten Jahre, die höchſte Zeit geweſen, verſicherte er mich einſt, da er ſich vorgeſetzt gehabt nach ſeinem 40ſten Jahre nicht mehr zu heirathen.

Von 1806 bis 1812 ſtand er in badiſchen Dienſten, als Geheimerath, als Staatsrath und Generaldirector, und zuletzt als Präſident des Hofgerichts in Mannheim. In dieſer Zeit waren ſein „ſteinerner Gaſt“ in 4 Bänden, ſeine „Pygmäenbriefe“ in 2 Bänden, die Zeitſchrift „Jaſon“, 12 Bände ſtark, ſein „Proteus oder Reich der Bilder“, „Morpheus oder Reich der Träume“, „Schillers-Feier“, „Gemmen“, der „Eid“ nach Corneille und anderes erſchienen. Im Jahr 1812 wurde er Staats- und Finanzminiſter des Großherzogs von Frankfurt. So kehrte er zu ſeinem anfänglichen fürſtlichen Herrn zurück. Seine Laufbahn ſchien ihren Kreis ſchließen zu wollen. In demſelben Jahre 1812 hielt ſich der Graf einige Zeit in Fulda auf, dieß Departement des Großherzogthums kennen zu lernen.

Ich muß bekennen daß ich damals noch gar nichts von ihm geleſen hatte. Man bekümmerte ſich in Fulda nicht viel um die laufende Litteratur, zumal in jener Zeit täglicher Einquartierung. Und was etwa in kleinen Kreiſen geleſen wurde, war mir nicht zugänglich. Das goldne Kalb ſelbſt kam aber wahrſcheinlich erſt hinter dem Grafen her nach Fulda. Dennoch intereſſirte mich der berühmte Schriftſteller, deſſen Werke ich nicht kannte, bei weitem mehr, als der Miniſter deſſen Wirkſamkeit ich täglich vor Augen hatte, und deſſen Amtsgewalt ſogar meine gemiethete Canzleifeder mit in ihre Wirbel zog. Gerade dieſe Macht, die mich dienſtſuchenden jungen Menſchen heben und fördern konnte, lag meiner Aufmerkſamkeit und Achtung weit entfernter als die großen Talente, für die ich keinen Maßſtab hatte. So viel tiefer werden wir in jugendlichen Jahren vom Ideellen als vom Reellen bewegt! Schöne Zeit der Schmetterlingſchaft, da wir uns vom Blumendufte ſättigen, von Ahnungen berauſchen, und in unbeſtimmtem Flattern hinter den ſonnigen Hügeln, hinter blauen Bergen das Paradies unſerer Zukunft ſuchen! Hätte „ſeine Excellenz“ damals gewußt, wie wenig der junge Scribent aufs Rechnen, auf Lebensrechnen ſich verſtand! Und der Burſche wollte im Finanzfache angeſtellt ſeyn. Große Erwartungen hatte ich freilich nicht, und meine Anſprüche waren beſcheiden. Der Sprung aus einer engen Herkunft in eine dringende Häuslichkeit war ſo früh und plötzlich geſchehen, daß alle Vorbereitung zu einer bedeutenden Wirkſamkeit im Dienſte mit überſprungen war. Ich glich einem Vogel der, unflügge aus dem Neſt gefallen, nach dem nächſten Zweiglein flattert ſich zu halten, bis er etwa mit nachwachſenden Kielchen aufzufliegen verſuchen darf.

Aber gerade hier ſollte mir das Wohlwollen des Miniſters begegnen. Er, der ſich in Weimar und Mannheim für das deutſche Theater intereſſirt hatte, ſchenkte nun auch unſerm, vom Großherzoge ſelbſt begünſtigten und beſuchten Liebhabertheater eine freundliche Aufmerkſamkeit. Hier fand er nun hinter den Lampen der Vorbühne ſeinen metamorphoſirten Scribenten, und nahm die Prologe günſtig auf die von demſelben für feſtliche Gelegenheiten verfaßt waren.

Digitized by Google

Hier zeigte ſich zuerſt was ich damals freilich nicht beachtete, daß mir zu einem ſehr beſcheidenen Lebensloose doch zweierlei Federn verliehen waren: eine Canzleifeder und eine poetiſche. An dieſe hielt ich mich mit Vorliebe und vernachläſſigte jene, die zwar ſpäter die poetiſche Schweſter ernährte, ihr aber auch damals und wiederholt die eigene Beförderung zu danken hatte. So viel Gewogenheit nämlich als der gräfliche Dichter der Feder des jungen Dilettanten ſchenkte, hätte der Scribent ſchwerlich mit der Canzleifeder erlangt, die manchmal dem raſch dictirenden Miniſter kaum folgen konnte, und wenn ſie auch nicht orthographiſch ſündigte, doch kalligraphiſch ſich gar oft verging.

Ich muß hier eine Anekdote mittheilen die für des Grafen großartige Geſchäftsbehandlung, wie für des Fürſten humane Geſinnung gleich bezeichnend iſt. Der Miniſter gab mir eines Nachmittags den Wink, die Organiſation der indirecten Abgaben ſey nun ſo weit gediehen daß ich mein Geſuch um Anſtellung bei dieſem Dienſtzweige dem Großherzog überreichen könne. Dann dictirte er mir ein Inlagereſcript für einen jungen Grafen Beuſt. Dergleichen Reſcripte werden bekanntlich beſonders ſauber und mit einem gewiſſen kalligraphiſchen Aufwand ausgefertigt. Ich ſchnitt mir denn auch die beſte Feder und ſetzte mit einem hübſchen Schnörkelbuchſtaben an. Bald aber kam der unbekümmert um meine Sorge fortdictirende Miniſter, der zugleich das Concept entwarf, ſo weit voraus daß ich die Sauberkeit der Buchſtaben, die Haltung der Zeilen und alles im Stich ließ um nur, wenn auch mit ſtumpfer Feder, nachzukommen. Ich hätte gewünſcht das Reſcript, das dem Großherzog zur Unterzeichnung unterbreitet werden mußte, von dem Concept mit Muße auszufertigen, und ſchämte mich in mein junges Canzliſtenherz hinein, wie ich die ſogenannte Reinſchrift dem Miniſter hinreichte. Ich hoffte ſie im Stillen zur beſſern Ausfertigung zurück zu erhalten: aber nein! Am nächſten Audienztage überreichte ich dem Großherzoge mein mit Sorgfalt geſchriebenes Geſuch. Der Fürſt empfing mich mit ſeiner gewohnten Leutſeligkeit und fragte, im Saale hin und wieder wandelnd, nach dieſem und jenem. Endlich blieb er ſtehen, warf einen Blick in meine Vorſtellung und verſetzte mit ſchalkhaftem Lächeln: „Nicht wahr, der Graf Benzel dictirt Ihnen ſehr raſch?" Ich verſtand die Frage gleich und verneigte mich mit Verlegenheit. „Ja, ja," fuhr er fort, „ich hab' mirs wohl gedacht; das Reſcript für den Grafen Beuſt hat er Ihnen gewiß auch ſehr raſch dictirt!" Er nickte freundlich, und ich war entlaſſen.

Ein günſtiges Inſcript des Großherzogs erfolgte auf mein Geſuch; aber es blieb ebenſo, wie die Weiſung des Miniſters mich zu einer Anſtellung bei Verwaltung der indirecten Abgaben vorzuſchlagen, von dem Inſpector unberückſichtigt. Der Inſpector war ein Fuldaer, und es fügte ſich dießmal, wie bei ſpäteren Anläſſen, daß mir keine Beförderung durch einen Landsmann zu Theil werden ſollte, ſondern daß ich jede einem Fremden zu danken hatte. Nachträglich erhielt ich die vacant gewordene Stelle eines ſogenannten Controleur ambulant in einem ländlichen Diſtrict, unter dem Befehl des Miniſters an die Inſpection, mich bei vorfallender Vacatur eines beſſern Dienſtes in Vorſchlag zu bringen.

Mit dieſem Troſt unterzog ich mich im Herbſt 1813 dem widerwärtigen Amt. Denn mit der Controle der Steuererheber war in dem kleineren Bezirk auch die Aufſicht über vorfallende Unterſchleife verbunden. Ich muß geſtehen, ein poetiſch geſtimmter junger Menſch iſt nicht der rechte Controleur ambulant. Wie er pflichtmäßig von Ort zu Ort wandelt, ſchwärmt ſein Auge um die ſchönen runden Berge, die ſich zuletzt mit falbem Laube ſchmücken, über Triften die noch von wildem Thymian duften. Hinter jenem Berge, am Bach zwiſchen Aepfelbäumen, liegt eine Mühle. Die Mühlen haben etwas Poetiſches. Wie vielfältig ſind nicht die ſchönen Müllerinnen beſungen worden! Oft ſind es ſchalkhafte Dirnen geweſen, die einem vornehmen Liebhaber etwas weiß machten, nur um ihn unter die Hände der Mühlburſche zu locken, die ihn tüchtig mit Mehl beſtäubt davon ſchickten. Nun aber ſchleicht der Controleur dahin um nachzuſehen, ob das eingeſtellte Mahlgut ſeine richtige Quittung am Hals der Fruchtſäcke trägt. Die Mühle empfängt ihn klappernd, die Mühlknechte finſter, eine ſchöne Müllerin läßt ſich gar nicht ſehen. Die Säcke welche Zettel haben, ſtehen keck da; aber die Mühle hat manche Schlupfwinkel: ſoll der Controleur auch dieſe durchſchnüffeln?

Oder er wandelt durch einen hohen Buchenwald, tief bewegt von jener ahnungsvollen Sehnſucht, die uns im zwanzigſten Jahre auf allen einſamen Pfaden nachſchleicht, bis ſie uns in der Dämmerung des Waldes an die Bruſt fällt. So kommt er ins Dorf hinab. Mit welcher Luſt kehrt der Wanderer im Wirthshaus ein, ſtreckt die müden Beine auf der langen Bank aus und erfriſcht ſich am blank geſcheuerten Tiſche. Der Controleur aber ſoll in den Wirthskeller ſteigen, an die Fäſſer klopfen, herum ſpüren ob etwa Branntwein eingeſchmuggelt, nachforſchen ob die Malzabgabe richtig bezahlt iſt.

Der Controleur ambulant nahm dergleichen nicht ſchwer: er griff es an, wie man etwas nicht ganz Sauberes angreift. Sehr genau war das nicht gehandelt, aber das gehört eben mit zur mangelhaften Vorbildung eines Beamten daß er es noch nicht verſtehe mit den Paragraphen ſeiner Inſtruction alles andere todt zu ſchlagen.

Während dieſer Zeit blieb ich mit dem Grafen Benzel-Sternau in einiger brieflichen Berührung. Ich ſchickte ihm die Feſtreden die auf unſerm Liebhabertheater geſprochen wurden, und erhielt freundliche Winke für meine poetiſchen Beſtrebungen, bis im Herbſt 1813 der Stoß von Leipzig her das Großherzogthum Frankfurt, dieſes Napoleoniſche Conglomerat-Fußgeſtell für den treuen Fürſten Primas des Rheinbundes, zerbröckelte. Auch bei dieſem Entkrönungsfeſt hieß es: Iſt kein Dalberg da? Denn Dalberg war der erſte der ſein Land verlor, indem er es verließ. Benzel-Sternau war eine kurze Zeit Generalcommiſſär in Militärſachen, und ward im Jahr 1814 „Freiherr," wie er ſich ſelbſt ſcherzend nannte, als er alles Dienſtes frei geworden war.

Auch meine Beziehungen zu dem Grafen brachen ab. Der dienſtliche Verkehr des Miniſters mit Fulda hatte aufgehört, und einen litterariſchen mit dem berühmten Schriftſteller anzuknüpfen konnte mir damals nicht einfallen. Ich hörte, der Graf ſey nach der Schweiz gezogen.

Erſt im Jahr 1819 trat Benzel-Sternau wieder in der Litteratur mit den 4 Bänden ſeines „alten Adam" auf. Der Graf war manchmal ungemein glücklich mit ſeinen etwas geſuchten Büchertiteln. Wirklich kam damals, im politiſchen und kirchlichen Leben, der alte Adam ganz wohlgemuth wieder zum Vorſchein, und that gar nicht als ob er früher in manchen ſauern Apfel gebiſſen habe. Die Freunde Benzels erneuerten dabei mit Vergnügen die alte Bekanntſchaft geiſtvoller Behandlung eines beziehungsreichen Stoffes.

Inzwiſchen haben ſich die Intereſſen der Welt, der Geſchmack des Publicums und der Styl der Romandichter weſentlich verändert. Jean Pauls unſichtbare Loge wird ſehr wenig beſucht und Benzels goldnes Kalb iſt — wenn auch nicht überall der wahren Gottheit der Poeſie — doch andern Götzen gewichen. Man hat ſich gewöhnt Benzeln einen Geiſtesverwandten Jean Pauls

Digitized by Google

zu nennen. Wie ſehr muß aber eine ſolche allenfallſige Verwandtſchaft, die ſich von der Schwelle der Kinderſtube aus in himmelweit verſchiedene Lebensverhältniſſe verläuft, ihre Phyſiognomie verändern! Der eine betaſtet aus ſeiner Einſiedelei heraus die Welt mit den Fühlfäden des Herzens; der andere überblickt ſie von den Balkonen der Societät. Jener mag vielleicht grünere, duftigere Plätzchen finden, von Bachwellen beſpült, vom blauen Himmel überſchienen. Dagegen führt uns der Andere in vornehmes und geſchäftiges Leben, unter wache Menſchen und in die geheimen Beziehungen des Tags. Beide ſind große Seelenkenner; der eine aber gibt uns Menſchen die von der Wärme ſeines Herzens aufgelöst ſind, der andere ſolche die ſeines Geiſtes Schärfe zerlegt hat. Wenn jener viel aus ſeinen Träumen zuſetzt, ſo ſchneidet dieſer nicht weniger nach ſeinen Abſichten aus. An Bildern und Vergleichen ſind beide reich bis zum Ueberfluß; ebenſo begegnen ſie ſich in der Ueppigkeit des Witzes, wenn dieſer auch nach verſchiedenen Regionen blitzt. Dieſe Blitze bilden ſich auch bei beiden gern in einer Atmoſphäre der Gelehrſamkeit, und ſchlagen dann meiſt nur — kalt ein. Mögen daher beide humoriſtiſche Schriftſteller für geiſtesverwandt gelten: leider! theilen auch beide das verwandte Geſchick daß ſie jetzt weniger geleſen und „goutirt" werden.

Benzel ſelbſt war ein großer Verehrer von Jean Paul. In einem mir brieflich mitgetheilten Diſtichon ſpielt er ſinnreich mit deſſen Namen:

„Gleich Johannes voll Liebe und wie Paulus gewaltig
Trug er Friedrich im Herz und, als ein Richter das Schwert."

Es iſt nicht meine Abſicht, bei Gelegenheit dieſer Erinnerungen an Benzel-Sternau's Perſönlichkeit und an meine Bekanntſchaft mit ihm, auch ſeine Schriften im Einzelnen zu charakteriſiren. Ich habe manche derſelben noch gar nicht, andere nicht mit kritiſcher Reflexion geleſen. Nur eine Frage iſt mir wieder aufgeſtiegen: worin es nämlich liegen möge daß man ſo geiſtreiche Bücher jetzt nicht mehr ohne Anſtrengung und ohne einige Selbſtüberwindung genießen kann? Allerdings iſt die Erfindung in dieſen Romanen nicht ſo reich, als die Auskleidung derſelben. Allein die Ausführung könnte doch auch für ſich anziehend und befriedigend ſeyn. In den uns allerdings fremder gewordenen Lebenskreiſen, Perſonen und Intereſſen kann es auch nicht liegen: wie hätten ſonſt Wilhelm Meiſters Lehrjahre ihren Zauber behalten? Noch weniger können wir den Grund in der Geſinnung, in der Denk- und Anſchauungsweiſe des Autors finden. Denn auf jeder Seite begegnet uns ein edler, liberaler, gegen geiſtliche und weltliche Deſpotie eifernder Geiſt, ein großartiger Blick, der Welt und Menſchen, Stärke und Schwäche der Lebenselemente kennt, eine hohe Geſinnung, ein kräftiges Herz voll Schwärmerei für alles ächt Menſchliche, voll Spottes über ariſtokratiſche und pfäffiſche Vorurtheile und Selbſucht. Aber, wenn ich nicht irre, ſo iſt es dem Verfaſſer nur in einzelnen Partieen gelungen zum Idealen durchzubringen und ſeinen Lebensgemälden eine wirklich poetiſche Bedeutung zu geben. Dazu iſt uns auch der zu individuelle Geſchmack und Styl des Autors zu fremd geworden. Abgeſehen von einzelnen, anziehend ausgemalten Situationen iſt die Darſtellung in der Regel zu ſtürmiſch mit dennoch ermüdenden Einzelheiten. Begebenheiten überſtürzen ſich ohne eigentliche Handlung. Der Romanſtoff, z. B. im alten Adam, iſt nicht ſelten mit zuviel Zeitgeſchichte verſetzt, die nicht gehörig verſchmolzen daliegt. Ebenſo verſtecken ſich zu wenig die Abſichten des Poeten, der beſonders auch in den Schilderungen von Perſonen und Situationen ſeine Beſliſſenheit verräth. Ueberdieß gelingt dem Dichter die Individualiſirung der Perſonen gar ſelten. Alle haben dieſelbe geſchraubte, witzig-ironiſche Sprache, in der man ihren Schöpfer erkennt. Dieſer Styl iſt zugleich überladen mit Bildern und zwar oft mit Bildern einer unverträglichen Miſchung, z. B. „Schattenſpiel mit dem eingeimpften Guten treiben," — mit Vergleichen eines geſuchten Witzes; indem der Dichter z. B. Grenadiere als „bärtige Kammerjungfern der Willkür" bezeichnet, oder einen unterwürfigen Mann „für alle Anweſenden mimiſche Rumfordſuppe bereiten „läßt, oder Kirchthürme „Andachtsfühlhörner" nennt u. ſ. w. Beſonders liebt Benzel-Sternau Anſpielungen und Vergleiche aus der altrömiſchen Geſchichte, in die er ſich mit großer Vorliebe eingelebt zu haben ſcheint. So ſagt er von Faviola im alten Adam: „Sie faßte im Coriolan ihrer alten Vergötterung den muthmaßlichen Octavian ihres Haus-Antonius ins Auge."

Eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit unſeres gräflichen Poeten, jene Miſchung eines vornehmen witzigen Salontons mit gebildeter humaner Geſinnung, erinnert noch lebhaft an die Atmoſphäre des Mainzer Hofes unter dem letzten Kurfürſten Erthal. Dieſer aufgeklärte Prälat begünſtigte in den Kreiſen eines hochmüthigen unwiſſenden Adels proteſtantiſche Wiſſenſchaft und Gelehrte, und erweckte unter den jüngern begabten Adeligen einen Eifer nach Kenntniſſen, eine Achtung vor Bildung und den Geſchmack die goldnen Vortheile der Geburt mit den Farben des Geiſtigen zu emailliren.

Ich kehre zu meinen Erinnerungen zurück.

Daſſelbe Jahr 1819, das mit dem alten Adam den litterariſchen Namen Benzel-Sternau's erneuerte, ſollte mich auch dem verehrten Manne wieder näher bringen. Ich ward dienſtlich nach Hanau verſetzt. Anderthalb Stunden von dieſer Stadt hatte der Graf, auf ehemals kurmainziſchem Boden, eine Beſitzung, Emmerichshofen, eine Schenkung des Kurfürſten Emmerich Joſeph an des Grafen Vater, den um die Mainzer Schulen ſo verdienten Kanzler Benzel.

Die Ebene von Hanau über Emmerichshofen hinaus iſt tiefſandig. Wohin der Mainſtrom jetzt noch manchmal mit ſeinen Ueberſchwemmungen reicht, oder wo der Menſch um ſeine Wohnſtätten her das Feld mit den Abfällen der Viehzucht ſeit Jahrhunderten bearbeitet, hat der Boden eine gemiſchte fruchtbare Schicht angenommen. Weiter hinauf aber nach den Vorhügeln der Freigerichter Berge liegt noch der pure Sand. Nur die Tanne hat ſich hier mit Vortheil anſiedeln können. Um ſie her, aus ihren verwitternden Nadeln, läßt ſich der Boden eine leichte Ueberkruſtung gefallen, in welcher ſpärliches Gras wurzelt, die aber ſobald ſich der Pflug daran wagt, vom tückiſchen Sande ſchnell wieder verſchlungen wird.

Wenn man dieſen Sand durchwatet und zwiſchen den Tannenwäldern die traurigen Torfgruben und die dunkeln Haufen des zum Trocknen aufgeſchichteten Torfes erblickt, ſo träumt man ſich in eine Zeit zurück da der Mainſtrom dieſe weite Thalfläche noch zu einem See erfüllt haben mag. Hier machte er ſich mit ſeinen jährlichen Schneegewäſſern des Fichtelgebirges breit und behaglich, ſchaukelte ſich im Spiel mit den Sturmwinden und naſchte von den nächſten Hügeln und Höhen ab; während ſein mächtiger Bruder Rhein mit dem Gebirg unter Bingen um einen Durchzug kämpfte. Und wie er ihn endlich errungen hatte, um als ein Vorbild des römiſch-deutſchen Kaiſers, deſſen Purpur zuletzt an ſouveräne Staatchen zu Fetzen ging, im Niederlande ſich verzweigend ſeine Herrlichkeit und ſeinen Namen zu verlieren: ſo ſtürmte auch der Main dem neuen Zuge nach und ließ ein weithin verſandetes Lotterbett zurück. Ihn ſelbſt ſcheint dieſe zerwühlte

Digitized by Google

Lagerſtätte angewidert zu haben, ſo daß er verſchiedenemal einen andern Weg ſuchte, wie man aus einzelnen Strecken ehemaligen Mainbettes vermuthen darf. Wandert man nun öſtlich weiter nach dem bayeriſchen Ort Alzenau, ſo hat man wahre Dünen zu erſteigen; als hätte der ehemalige Mainſee hier zu ſeinen Häupten Schlummerkiſſen aufgeſpült. Und in der That, ſobald man über dieſe Hügel hinaus iſt, thut ſich unter uns ein fruchtbares Thal am Fuße des Gebirges auf. Die Kahl ſchlängelt ſich hindurch; man betritt feſten dunkeln Boden, deſſen ſich der Pflug und der Spaten freut, und der Blick ſchwärmt an den Bergen hin, die ſich bis zur Schulter mit einem Rebenmantel umhüllen.

Nicht aber in dieſem fruchtbaren Striche, ſondern vor den Sandhügeln zwiſchen Tannenwäldern lag des Grafen Beſitzung. Der ehrliche Emmerich Joſeph traute wahrſcheinlich ſeinem befreundeten Kanzler zu, er werde in dieſer unfruchtbaren Ebene, die er ihm verlieh, mit gleicher unverdroſſener Einſicht Wachsthum hervorrufen, wie er in dem verwahrloſten Mainzer Lande ſo vortreffliche Volksſchulen gegründet hatte. Erſt ſpäter erfuhr ich daß mein alter Gönner ſo nahe an meinem neuen Wohnorte angeſeſſen und eben auch anweſend ſey. Es war zufällig der 9 April, der Geburtstag des Grafen, als ich ihn zum erſtenmal beſuchte.

Durch ein Thor auf der nördlichen Seite betritt man zwiſchen den Hintergebäuden der Landwirthſchaft einen geräumigen mit Bäumen bepflanzten Hof, über den man in das ſteinerne, modern gebaute Herrnhaus gelangt. Eine Treppe hoch reihen ſich nach vorn an der Mittagſeite an einen Salon links die Wohnzimmer des Grafen mit Bibliothek und Arbeitszimmer, rechts die eleganteren Gemächer der Gräfin. Hier hingen noch einige der guten Bilder welche dieſe gebildete Dame mit feinem Geſchmack früher angeſchafft hatte, und die jetzt zum größten Theil auf die Beſitzung in der Schweiz gebracht waren. Einſt hatte ſie hier einen lebhaften geſelligen Verkehr mit der Stadt unterhalten und die jungen Maler der dortigen Akademie waren hier wochenlang gaſtlich aufgenommen geweſen, um die guten Bilder zu ſtudiren. Später hatte ſich dieſe Blüthe des Kunſt- und geſelligen Lebens in den ſtilleren Fruchtknoten der Gutsbewirthſchaftung zuſammengezogen. Die Gräfin hatte ihren Geſchmack nicht geändert, ſondern erweitert, und wie ſie ſonſt mit geſellſchaftlicher Andacht die Veſper der Theeſtunde gehalten, ſo verſäumte ſie jetzt keine Mette der Milchwirthſchaft. Seit aber das edle Paar die einzige Tochter, das Schweſterchen zweier Knaben, auf dem Gute bei Zürich in den Wellen eines Teiches verloren hatte, trennte ein verſchiedenartiger Schmerz Vater und Mutter öfter und auf längere Zeit. Die Gräfin verweilte lieber wo ſie ihren großen Verluſt erlitten hatte; während der Graf die zu lebhafte Erinnerung an jenes Unglück, ſo viel er nur konnte, floh. In ſeiner niedergebeugten Stimmung überſetzte er Youngs Nachtgedanken, die ja aus verwandten Empfindungen, während der Trauer des engliſchen Dichters um den Verluſt einer theuern Gattin, urſprünglich entſtanden waren.

Dieſe Ueberſetzung erſchien 1825 im Druck.

Ein lebhafter Briefwechſel knüpfte während ſolcher Trennung Mariahalden an Emmerichshofen. Dort fand die Gräfin an einem reizend gelegenen und wohlbeſtellten Gut ihr Gefallen. Sie war nicht dafür, Emmerichshofen, dieſe magere Oaſe in der Wüſte, mit Aufwand anzubauen und mit Entbehrung zu bewohnen. Allein der Graf ſah dieſen ihm überkommenen Beſitz mit einer Art von Pietät an, als ob ihm die unvollendete Aufgabe ſeines Vaters zu löſen bleibe, und wollte daher das Gut nicht aufgeben, ohne den widerſtrebenden Boden wenigſtens eine Prüfungszeit von dreimal drei Jahren hindurch tüchtig bearbeitet zu haben.

Hier begegnen wir gleich einem Grundzuge im Charakter des Grafen — entſchiedenem Willen und Beharrlichkeit. Dieſe edeln Kräfte des Handelns, ſonſt in Staatsangelegenheiten bethätigt und jetzt auch in den kleinſten Dingen der Wirthſchaft wach, milderten ſich nicht mit den zunehmenden Jahren; wie ſie denn oft, gleich den arbeitenden Muskeln des Körpers, ſich eher zu verſteifen pflegen.

Dieſe kämpfende Beharrlichkeit erfriſchte ſich im Wechſel der Beſchäftigung. Das ländliche Leben Benzels hatte damals ſeine zwei einander weckenden Pole — Landwirthſchaft und Litteratur. Beiden war ihre beſtimmte Zeit zugemeſſen. Und indem der Graf dieſe geregelte Wechſelthätigkeit durch nichts ſtören ließ, konnte er das Erſtaunliche zu Stande bringen. Denn wieviel las er nicht in verſchiedenen Sprachen, über wie vielerlei dachte er nicht nach und was arbeitete er nicht aus, wenn es auch nur beſtimmt war im Schranke ſeiner Handſchriften auf beſſere Zeit verwahrt zu liegen! Er haßte nämlich, was ein edler Mann nur haſſen kann — die Cenſur, und wollte lieber ſeine fertigen Arbeiten zur Clauſur verurtheilen, als durch die Scheere des Cenſors in die Welt ſenden. Er hatte ſich gewöhnt keinen Tag vorüber zu laſſen, ohne ſich über ein Anliegen der Gegenwart, über eine Frage der Zeit ins Klare zu ſetzen und ſeinen Abſchluß darüber niederzuſchreiben. Er nannte dieſe Gedankenſammlung mit einem bäuerlichen Ausdruck — ſein Kerbholz. Daher benutzte er auch ſeine Fußgänge zur Stadt oder ſeine Spaziergänge im Freien zum Meditiren. So begegnete er mir zuweilen zwiſchen den Tannen auf dem Hanauer Wege, den er ſeine „Milchſtraße“ nannte, weil er täglich aus ſeinen Ställen einen Milchkarren, von einem Eſel gezogen, des Wegs zur Stadt ſchickte. Bei der Anpflanzung vieler tauſend Obſtſtämmchen hatte er ſelbſt die kleinen Hügel ſeiner Felder mit Baumgruppen und Sitzen verſehen, wo er, ſeine Feldarbeiter überwachend, zugleich leſen oder ein Thema überdenken konnte.

In dieſer doppelten wechſelnden Thätigkeit erſchien mir der ackerbauende Poet preiſenswerth; ſo daß ich ihn zu ſeinem nächſten Geburtstage auf alkäiſchen Füßen mit nachſtehenden Strophen begrüßte.

Zum 9 April 1826.

Wie prangt ſo hehr das ſchimmernde Furchenkleid
Des Lenzgefildes! Wandelt ein Zauberer
Auf dieſen öden, wirren Fluren,
Legt ſie in Falten, die Segen duften?

Die einſt des wilden, ſtörrigen Bodens Groll
Mit Kraft geſtürzt und jochender Pflugesſchar,
Und die dem armen, auf der nackten
Klippe bewirtheten Erdenſohne

Das goldne, kronenprangende Korn geliehn,
In euch erkannte dankbar das Menſchenherz
Des Himmels Abkunft; heitre Feſte
Weihten euch Opfer und Preisgeſänge.

Geſetz und Sitte, wie das geweihte Band
Das Lieb' und Ehe ſtiftet an heil'gem Heerd,
Und welche Strahlen all des Menſchen
Haupt mit unſterblicher Krone ſchmücken:

Sie ſchrieb zuerſt mit nährender Saatenſchrift
In tiefgefurchte Zeilen der heim'ſchen Flur
Des Gottes Hand, und hob den nackten
Menſchen als Herrn auf den Thron des Pfluges.

Digitized by Google

O ſteure, ſteure, muthige Sterze du,
Der Segen ſchifft auf Wogen des Ackerfelds!
Wie hebt der Menſch, von Glück umblühet,
Jetzt zu den Wolken die ſel'ge Stirne!

Kein Markſtein hält, kein gränzender Furchenzug
Und keines Stromes ſilberne Spange mehr
Den Geiſt, der frei durch alle Bahnen
Jetzo der Forſchung und Dichtung ſchweifet,

Ein Aar in Lüften! Unter ihm wogt die Saat;
Der Wolke Segen netzt ſein gewaltiges
Gefieder, und der Stolze horſtet
Ueber den Sorgen der Welt erhaben.

Doch eingehegt im heimlichen Furchenneſt,
Mit ſüßer Kehle ſchwingt ſich die Lerche auf,
Und ſchwebt, der Lüfte wie des Bodens
Treue Genoſſin, bei frohem Wechſel.

So preiſt den Forſcher, jubelt dem Dichter heut,
Der einſt ein Adler, jetzo herunter ſtieg,
Und wechſelnd zwiſchen Erd' und Himmel
Lebt — mit dem Pflug und dem Kiel ein Schöpfer!

Ich betrieb damals gelegentlich noch antike Sylbenmaße, die ich bei Andern doch nicht leiden und leſen mochte. Auch Benzel-Sternau pflegte ſie, wenn auch nicht mit der feinen Correctheit die man am Grafen Platen bewundert. Er hätte z. B. das Wort „Rathhausdach" für einen Daktylus (– ◡ ◡) genommen, und ſich nicht einreden laſſen daß es als Moloſſus (– – –) gebraucht werden müſſe. Aber auch in modernen Weiſen hat er viele Gedichte gemacht, und der Reim war ihm geläufig. Doch werden ſich nur wenige als ächt lyriſch erweiſen. Benzel gibt in ſeinen Gedichten denſelben Geiſt, nur in geſchliffenen Flaſchen, den er in ſeinen Romanen ohmweiſe oder als ſogenannte Zulaſt ausführt.

So oft ich den Grafen beſuchte, gewährte es mir eine intereſſante Betrachtung, wie dieſer Mann mit getheilter oder vielmehr mit abwechſelnder Beharrlichkeit zugleich das undankbarſte Ackerland und die fruchtbarſten Felder der Litteratur bearbeitete. Denn die Intereſſen des Geiſtes anbelangend, ſo ſchien ſich Benzel-Sternau nur darum in die Einſamkeit zurückgezogen zu haben, um deſto ungehinderter nach allen Seiten der Beſchaulichkeit zu leben. Aus eigner Erfahrung kannte er nicht nur die Höfe und die Höhen der Cabinette, die heimlichen Wendeltreppen der Beichtväter, die Intriguen der Vorzimmer, ſondern auch die Sorgen der Bauernhütten, den verdroſſenen Ueberfluß der Geldherren und die heitern Entbehrungen der Taglöhner. Einſt hatte er die Staatswiſſenſchaften in ihrer Wechſelwirthſchaft, wie jetzt den Fruchtwechſel ſeiner Felder angebaut; er kannte die Geſchichte und das Völkerleben genau; die Naturwiſſenſchaften waren ihm nicht fremd, und die Künſte wußte er mit feinem Urtheile zu genießen. Welches Gebiet überſah er mithin! Und dazu hatte er in allen Richtungen des Lebens und der Litteratur perſönliche Bekanntſchaften gemacht und bewahrte die intereſſanteſten Erinnerungen. Ein ſolcher Mann ſieht die Erſcheinungen der Politik und der Geſellſchaft anders an, als wir; ſtellt die vereinzelten Thatſachen anders zuſammen und ergänzt ſie aus dem Hinterhalt der Cabinets- und Canzleigeheimniſſe. Er weiß oft beſſer, als wir, wie die Dinge gemeiniglich aus ihren Wurzeln wachſen. Wir genießen oft, ſo zu ſagen, die abgebrühten Spargeln der Begebenheiten mit einer gewürzten Sauce: er weiß auch wie tief ſie angelegt ſind und wann ſie eigentlich hätten geſtochen werden müſſen. Wir erblicken was geſchehen iſt; er kennt auch die Nerven der Liebe, die Sehnen des Haſſes, die Streckmuskeln des Ehrgeizes, den Puls des Egoismus, kurz die Phyſiologie der Thatſachen, deren Phyſiognomie uns beſchäftigt. Wie ganz anders lächelt ein Mann die Weltbegebenheiten an der die Machthaber ſchwach, die Herrſchenden jämmerlich in ſo manchen Lagen geſehen hat! Wir Bürgerlichen, Untergeordneten wiſſen es auch, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert werden kann: wir ſcheiden aber zu ſehr als Kritiker die heilige Herrſchaft von ihren unheiligen Inhabern und verſtehen uns nicht recht auf die Poeſie der Miniſter und Kammerherren, die beides nur vereint erblicken, Herrſcher und Herrſchaft in einander aufgehend und das Gold der Macht nicht nur ausgeprägt mit den Häuptern, ſondern auch legirt mit den Herzen und Nieren der Dynaſtien.

Ich will hiemit nur die Unterhaltung errathen laſſen, die man beim Grafen Benzel fand. Und um eine ſo gehaltvolle Converſation noch annehmlicher zu machen, kam ſie aus dem Mund eines Poeten, der ſeine Gedanken faſt nur in Bildern ausſprach und die umfaſſendſten Wahrheiten oft in ein witziges Wort zuſammendrängte. Auch waren dieſe Witze und Bilder, wie ſie der lebendige Augenblick gab, meiſt einfacher und bezeichnender, als jene die der Schreibende Zeit hat herbeizuſuchen. Von der belebten und doch zugleich weltfeinen Ausdrucksweiſe des Grafen gar nicht zu reden.

Mit derſelben Einſicht und Eindringlichkeit, als die ſchweren Fragen des Lebens, behandelte Benzel die kleinen wiederkehrenden Angelegenheiten des Tages. Wie das Wetter oder gewiſſe Speiſen auf die Gemüthsſtimmung wirken, wie viel Wein und ob er Mittags oder Abends dienlicher ſey, bei welcher Witterung oder nach welcher Bewegung eine Taſſe Thee und zwar mit oder ohne Rum wohlthue, aus welchen Rückſichten der Graf das Rauchen nicht ohne Leid unterlaſſen und ſich an die Doſe gewöhnt, aber auch dieſe wieder abgelegt und erſt ſpäter etwas Spaniol zugelaſſen habe — alles dieſes war der Beobachtung unterworfen und ſeinen Wirkungen nach geregelt worden. So wie es denn auch ſchon in frühern Jahren bei ihm voraus beſtimmt war wie ſpät er nicht mehr heirathen, in welchem Alter er einen gewiſſen Romanſtoff bearbeiten und mit welchen Jahren er ſich ein wärmendes Pelzchen auf dem Magen geſtatten werde. Was nur immer dem denkenden Manne vorkam, wurde einer Prüfung ausgeſetzt, in ſeinen Elementen unterſucht, durch Beobachtung gradirt und zu einem Ergebniß geführt, welches mit Entſchiedenheit ausgeſprochen und gegen alle fremde Erinnerung feſtgehalten ward. Träumeriſch und dämmerſelig iſt mir Benzel-Sternau nie vorgekommen. Dennoch war der Geiſt der bei ihm eine vorherrſchende Macht übte, kein unbeſchränkter Monarch, ſondern die Kräfte des Gemüthes beſaßen große Vorrechte. Vielleicht zeigte ſich aber die Gefühlsſeite des Grafen mehr im täglichen Leben, als in ſeinen Schriften. Denn da er ſeinen Leſern gern geben mochte was er für das Gediegenſte hielt, ſo gab er leicht das was durch Reflexion geläutert und verdichtet war. Indeſſen kommt doch auch in ſeinen Schriften des augenblicklich Empfundenen genug vor und dieß hat der Leſer dem entſchiedenen Weſen des Autors zu danken, der den zuerſt gefundenen Ausdruck ſeines Innern nicht lang anzuzweifeln und abzuwägen pflegte, ſondern ſtets mit gutem Vertrauen hingab.

Wirklich war im täglichen Leben dem Grafen eine große Weichheit des Gefühls eigen, gerade wie ſie bei recht entſchiednen Charakteren nicht ungewöhnlich iſt. Er verſetzte ſich leicht in die verſchiedenſten Zuſtände Anderer, und nahm gerührten Antheil. Hiermit war eine gewiſſe Jungfräulichkeit der Empfindung verbunden, vermöge welcher er die unſaubern oder auch nur zwei-

Digitized by Google

deutigen Berührungen des Lebens weit mehr, als es viele geiſtreiche Männer thun, von ſich abhielt. Die verſchiedenartigſten Beziehungen in die er mit Menſchen aller Claſſen gekommen war, hatten ihm eine große Vielſeitigkeit und einen zarten Tact in Behandlung Anderer gegeben. Unter Vornehm und Gering, Frauen und Jünglingen, Unabhängigen und Dienſtſchuldigen wechſelte er leicht und natürlich alle Tonarten des Benehmens. Doch fand dieſe Leichtigkeit, dieſe Menſchenfreundlichkeit, Artigkeit und Zuvorkommenheit ihre Schranke an einem unbedingten, auf richtigem Selbſtbewußtſeyn ruhenden Stolze, der nichts Verletzendes vertrug. Selbſt keine Vernachläſſigung wurde überſehen. In dieſem Gefühle war der Graf ſo entſchieden daß er nur die Beleidigung an ſich ins Auge faßte, ohne aus Rückſicht auf Perſon und Umſtände etwas in Abzug zu bringen, gleich bereit, nach Abwägung des Gegners, eine Verletzung mit Verachtung oder mit der Waffe auszugleichen.

In einem Stück wurde zu jener Zeit des Grafen Herz manchmal verkannt. Indem es nämlich am Tage lag wie richtig er das Geld zu ſchätzen und zu behandeln wiſſe, blieb es doch oft verborgen wie viel er davon zu guten, gemeinnützigen und mildthätigen Zwecken verwendete. Benzel-Sternau lebte einſam auf ſeinem Gut, und ſah ſich gern als einen Landwirth an. Er hatte ſich eine ſchwierige ökonomiſche Aufgabe geſetzt, und wie er alles ſcharf und ein wenig methodiſch nahm, ſo behandelte er damals auch ſich ſelbſt und ſeine Umgebung. Wer ſich nun dem Grafen, dem ehemaligen Miniſter, dem Mann von großen Talenten und hübſchen Einkünften näherte, konnte ſich oft nicht klar machen warum ſein Haus, ſeine Tafel, ſeine Bedienung, kurz ſeine ganze Exiſtenz ſo wenig Behaglichkeit und Angemeſſenheit darbot. Man träumte ſich wie erfreulich es ſeyn müßte mitten in dieſer ſandigen Einſamkeit die wohlthuendſte Einrichtung anzutreffen, und, wo man es kaum vermuthet hätte, nicht nur einen ausgezeichneten Mann, ſondern dieſen auch in entſprechender Umgebung zu finden. Allein nur wenig Menſchen ſcheinen es recht zu begreifen wieviel gerade über einen einſamen Mann von Charakter und trotzender Beharrlichkeit ein gemeſſener Vorſatz vermag, und wie behaglich ſich eben der Denkende in den Entbehrungen fühlt die durch eine vorgeſteckte Aufgabe für ihn eine rechte Bedeutung gewinnen, und in ſolcher Aufgabe gänzlich aufgehend verſchwinden. Daher gefiel ſich der phantaſiereiche Mann darin wie der Bewirthſchafter eines unergiebigen Beſitzthums auszuſehen. So wählte er ſeinen Anzug, ſo ließ er das urſprünglich wohlgebaute Schlößchen innerlich verkommen, ſo lag das ſelbſtgezogene Roggenbrot neben der ländlichen Schüſſel. Nur Eins wollte dem conſequenten Manne nicht gelingen: im landwirthſchaftlichen Anzug verlor ſich das vornehme Ausſehen nicht, und zwiſchen den ſchlichten Wänden ward immer ein bedeutender Geiſt laut; ſo wie ſich denn auch an beſondern Tagen — aus der alten miniſteriellen Zeit zurückgeblieben — eine Flaſche ſpaniſchen Weins aus dem Kellerverſteck hervorwagte. Wenn denn an einem freiſtehenden Manne die Wetterſeite ſo gern aufgeſucht wird, ſo darf auch die ſchöne Sommer- und Sonnenſeite nicht unbeſprochen bleiben. Ich nenne ſo des Grafen warmen Glauben an die Menſchen, ſeine ſtets bereite Vorausſetzung des Edeln, als des Kerns auch in den niedern Naturen. Dieſer Glaube war dem Grafen auf eigenthümliche Weiſe verliehen und unzerſtörbar in ihm. Wer z. B. ſeine Romane und Dramen geleſen, erinnert ſich wohl der mit ſo viel Wahrheit geſchilderten Bedienten, Verwalter oder Privatſecretäre, die mit erheuchelter Dienſtergebenheit und Treue ihren wohlwollenden Herrn auf alle Weiſe verkürzen und mit wahrer Lammsmiene ihr Schäfchen ins Trockne bringen. Wer ſich an der Wahrheit dieſer Darſtellungen freut, muß auch wiſſen daß der Poet die Studien dazu ſehr bequem im eignen Hauſe, aber auch ſehr theuer auf eigne Koſten gemacht hat. Zu keiner Zeit hat es dem Grafen an ſolchen Dienern gefehlt. Wie viel Herzensgüte müſſen dieſe Menſchen an ihrem ſo ſcharfblickenden Herrn gekannt haben, der ſich denn auch, wenn er heut für ſein verletztes Vertrauen die poetiſche Genugthuung eines lachenden Humors genommen hatte, morgen dem alten guten Glauben wieder hingab, als ob dieſer ſich gerade durch wiederholte Täuſchungen recht befeſtigen wolle. So hätte Benzel mit Horaz ausrufen dürfen:

> Non ebur neque aureum
> Mea renidet in domo lacunar:
> At fides et ingeni
> Benigna vena est.

Dasſelbe gläubige Gemüth finden wir bei Benzel in den höhern Entwicklungen als Liberalismus und Religioſität.

Ich rede nicht von jenem Liberalismus der aus Selbſucht ähnliche Vortheile zu gewinnen ſucht, als die Conſervativen am Hergebrachten feſthalten. Was hätte denn ein Mann von ariſtokratiſcher Herkunft und Laufbahn in ſolcher für Deutſchland neuen, ungebahnten, unſichern Richtung erreichen wollen, was er nicht viel ſicherer ſchon beſeſſen hätte? Sollte es den Grafen vielleicht ſo ſehr nach flüchtiger Popularität gelüſtet haben, für welche er die zuverläſſige Gunſt ſeiner Standesgenoſſen auf's Spiel ſetzte? Nein, ich rede von jener Freiſinnigkeit die einen Adel der Menſchheit anerkennt und dahin arbeitet die Ungleichheiten und Beeinträchtigungen, welche Natur und Geſchick über die Einzelnen zu einander verhängt, äußerlich, vor dem Staat, ſo auszugleichen, wie ſolche von der Religion innerlich, vor der Gottheit, aufgehoben werden. Von dieſer Freiſinnigkeit durchglüht erſcheint uns der Graf in ſeinen ſpätern Jahren, nachdem er, von den hohen Warten des Staatsdienſtes herabgeſtiegen, mit jenen Ständen verkehrte die gewöhnlich von der Unweisheit der Regierungen mehr als von der Ungunſt des Verhängniſſes zu leiden haben. Wenn Benzel-Sternau freiſinnig dachte, ſprach, ſtrebte, ſo konnte man nicht ſagen es ſeyen Träume des Unverſtandes, der keinen Begriff vom Weſen und Wirken des Staates habe, Compaß und Windroſe nicht kenne, noch von der Behandlung des Ruders und dem Ziel der Fahrt etwas wiſſe. Gerade das iſt ſo bedeutſam an Benzel-Sternau's Liberalismus, daß dieſer Mann erſt dann ſich ſo laut und lebendig für die Sache der Völker intereſſirte, als er das Regieren ſo genau kennen gelernt hatte. Ihm waren doch die Compaſſe der Staatsſchiffe nichts fremdes. Wie oft mag er nicht beobachtet haben daß ſie nicht unwandelbar nach dem ewigen Pol des Rechts ſtehen! Wie genau mag er auch die Strecken gekannt haben wo der Compaß abzuweichen pflegt, wie genau die kleinen Galeeren die nach beſondern Inclinationen des Compaſſes von Sklaven gerudert werden!

Ein ſo warmes und hohes Gefühl für die Sache der Völker führte den ehemaligen Miniſter noch einmal ins öffentliche Leben heraus. Wir finden ihn, gewählt von ſeinen Gutsnachbarn, auf dem Landtage von 1828 in München. Nicht ſehr zahlreich mögen in unſern Ständeverſammlungen Männer von ſolcher Erfahrung im Staats- und Volksleben, von ſo unabhängiger Stellung und ſo lebhaften Talenten vorkommen, die mit ariſtokratiſcher Herkunft eine unwandelbare Geſinnung für die Entwicklung des Volksthums verbinden. Benzel-Sternau hat ſeiner Wirkſamkeit als Deputirter ſelbſt das großartigſte Denkmal geſetzt: er hat, nach ſeiner Rückkehr vom Landtage, eine Geſchichte der bayriſchen Land-

Digitized by Google

Landtage in 5 ſtarken Bänden geſchrieben, die durch einen Regiſterband in allen einzelnen Materien zugänglich und ausbeutebar gemacht ſind. Man erſtaunt über die herkuliſche Arbeit, mit welcher der Graf eine Unzahl von München nach Emmerichshofen geſchaffter Protocoll-Bände ausfegen mußte. Benzels Beharrlichkeit und Anhaltſamkeit gehörte dazu es in ſo kurzer Zeit zu Ende zu bringen. Das Werk erſchien bei Metzler in Stuttgart. Es iſt in Briefen geſchrieben, angeblich von einem Altbayer aus Hochwittelsbach an einen aus der neuen Welt heimkehrenden Jugendfreund gerichtet, deſſen Vater einſt von „Mönchthum und Nachtgeiſt" aus Bayern war vertrieben worden. Ob ſich der Sohn im neueſten Bayern halten wird, weiß ich nicht. Jedenfalls wollte der Heimkehrende erſt wiſſen wie ſich die Verfaſſung ſeit ihrer Begründung durch die Verhandlung der Landtage bewährt und entwickelt habe, und fragt darnach von Island aus — „in der Nachbarſchaft des Feuer- und Flammenbechers Hekla, der mitten unter den Eisſchollen glüht, wie der Genius unter Philiſtern." Und ſolch ein Hekla iſt das Geſchichtswerk ſelbſt gewoben und ziemlich unbeſucht geblieben im Lande der Philiſter. Es iſt ein Werk aus einem Guß, wenn man mit dieſem Worte das Gegentheil von dem andeuten darf was man ſonſt darunter verſteht. Die Gluth der Geſinnung aus der es gefloſſen, hat nämlich die geiſtige Form zerbrochen und zerbröckelt. Die hiſtoriſche Erzählung, Stücke der gehaltenen Reden mit parentheſirten logiſchen oder ſtyliſtiſchen Correcturen, Apoſtrophen an den Freund, eingeſchachtelte Bemerkungen, aufgeworfene Fragen, Bilder auf Bilder, dazwiſchen geſtreute Belehrungen, doctrinäre Sätze, ſtürmende Empfindungen der Entrüſtung, lateiniſche Sprüchwörter, Runenſchrift gehäufter Frage- und Ausrufungszeichen, beziehungsreiche Verſe aus Dichtern, Ironie und Declamation — kurz alles fließt in heißer Lava vorüber. Es iſt wohl das eigenthümlichſte Gewächs des Benzel'ſchen Geiſtes. Stamm und Aeſte ſind ſeltſam verwachſen, die Blätterfülle iſt groß, dazwiſchen hangen eigne dichteriſche Blüthen und angeflogne Sträuße aus poetiſchen Wäldern. Von Früchten iſt nicht zu reden, denn es ſind eigentlich Fruchtkerne, aus aufgeſprungenen Schoten, geborſtenen Schalen, zerplatzten Kriebſen fallend. Oder ſoll ich ein andres Bild brauchen? Dieß im ſandigen Emmerichshofen geſchriebene Werk iſt des Grafen Palmyra in der Wüſte. Aber ein umgekehrtes Palmyra: nicht die Ruinen eines zerfallenen, ſondern die Bauſteine eines zu errichtenden. Die Grundſteine, die Säulenſchäfte — glatte und geriefte — Simſe und Knäufe, Karyatiden, behauene Quadern — alles liegt zu einem großen hiſtoriſchen Bau da. Und doch paßt der Vergleich auch wieder nicht: denn der Bau iſt wirklich aufgeſtellt. Das Herz hat ihn nämlich in der Haſt ausgeführt, während der gedankenvolle Geiſt mit den Materialien beſchäftigt war.

Ich erinnere mich nicht mehr welche Anordnung der oberſten Staatsbehörde bei Gelegenheit der nächſten Einberufung der Stände dem Grafen ſo unſtatthaft erſchien daß er, um ſolche nicht durch Folgeleiſtung anzuerkennen, ſich vom Landtage ausſchloß. Dafür unternahm er (1831) eine Zeitſchrift, die in Hanau verlegt und gedruckt wurde — den „Verfaſſungsfreund". Auch in Kurheſſen war durch die Verfaſſungsurkunde vom 5 Januar deſſelben Jahres das conſtitutionelle Leben in Schwung geſetzt, und es war zu erwarten daß an der Gränze zweier conſtitutionellen Staaten eine ſolche Zeitſchrift, unter ſolcher Redaction, in einer ſo aufgeregten Zeit ungemeines Glück machen werde. Allein gerade eine aufgeregte Zeit iſt auch nur auf eigne Weiſe zu befriedigen. Da iſt die Bewegung der Gemüther heftig, die Richtung einſeitig, das Intereſſe ſelbſtſüchtig. Nur die ungezügeltſten Gedanken, das ungeſtümſte Wort ſind erwünſcht. Wer dann auf den Gehalt ſeines Journals mehr als auf den Geſchmack der Abnehmer hin arbeitet, kommt bald zu kurz. So ging es dieſer neuen Zeitſchrift, zu der ich meine Betrachtung über „Leibwacht und Verfaſſungswacht" und einen kleinen Scherz über die Cholera beigetragen hatte. Der Verfaſſungsfreund behielt gar bald nur einen ſehr kleinen Anhang von Freunden, denen er Lebewohl ſagte. Dieß that aber der großen Verehrung keinen Eintrag die der Graf durch ſeine freundliche anſprechende Weiſe und gelegentlich durch warme, bedeutſame Rede auch unter den niedern Claſſen des Volkes erworben hatte.

Ich komme zur dritten Potenz jenes ſchönen Glaubens, der ſich als Humanität in der Geſellſchaft, als Freiſinnigkeit im Staatsleben und als Religiöſität im Gebiet des Ueberſinnlichen darthut.

Benzel-Sternau war katholiſch geboren, und hatte in Mainz, wo ſein Vater unter den zwei letzten Kurfürſten hohe Aemter bekleidete, eine glückliche Kindheit verlebt. Sein Herz war mitten im Katholicismus aufgegangen, wie eine Lotusblume inmitten himmelblauer Wellen. Doch nein, nicht ganz in der Mitte, ſondern ein wenig in der Nähe einer Furth, wo der Strom die Ausflüſſe eines üppigen Hofes aufnahm, wo das Weißgeräth wohllebender Prälaten gereinigt, die ſtaubigen Barfüße abergläubiſcher Mönche gewaſchen und das Hofweihwaſſer geſchöpft wurde mit dem man die Intereſſen zu taufen pflegte, die man als Angelegenheiten der Religion in die Welt einführen wollte. Welche Anſchauungen und Vergleichungspunkte bot nicht damals Mainz für einen jungen Menſchen von offnem Blick und in einer Stellung zwiſchen dem Hof und dem Volke dar! Dieſer Kirchenfürſt Erthal, der erſt als „frommes Herrchen" alle Betſtunden beſuchte und den geiſtlichen und weltlichen Adel an Roſenkränzen hinter ſich herzog, ſpäter aber ausgezeichnete Proteſtanten berief, den üppigſten Hofhalt einführte und ſich von ſeiner Maitreſſe Voltaire's Pucelle d'Orleans vorleſen ließ; dieſer zahlreiche Adel voll Intriguen und Genußſucht, auf deſſen Tiſchen die lockern Schriften der franzöſiſchen Religionsſpötter lagen, indeß man durch alle Sorten von Mönchen den Aberglauben des Volks nährte; dieſe gelehrten Geiſtlichen die gegen Papſt und Pfaffenregiment ſchrieben, während ihre Collegen Faſtenpredigten, Meſſen und Abendkirche hielten und mit unaufhörlichen Glocken zu Wallfahrten und Betſtunden anmahnten, bis ſie ſelbſt ſich in abendlichen Hinterſtübchen bei Wein und Lachen erholten. Solche Eindrücke mußten wohl eine ſo lebendige Seele, wie des jungen Benzel, frühe genug zum Nachdenken und Prüfen anregen. Wie frühe er mit der ihm eignen Schärfe des Geiſtes die chemiſche Zerſetzung des Katholicismus für ſich, wahrſcheinlich im Stillen, vornahm, um das reine Chriſtenthum heraus zu ſetzen und die darin aufgelöſten hierarchiſchen Elemente niederzuſchlagen, weiß ich nicht. Doch mag es bei Zeiten geſchehen ſeyn, wie ich aus des Grafen vertrauter Bekanntſchaft mit der Bibel ſchließe, welche Bekanntſchaft er doch wohl gemacht hat, ehe ihn die frühen Staatsämter und die mannichfachen Lebenswirbel in ihre Kreiſe zogen.

Eine ſo frühzeitige Einſicht in ein aus Widerſprüchen geeinigtes religiös-kirchliches Leben hat ſeine ſchönen Vortheile voraus. Das Herz bleibt durchdrungen von dem Göttlichen; aber das Auge gewöhnt ſich es eingelebt in einer großartigen zeitlichen Geſtalt zu erblicken. Man kennt das innerſte reine Lebensmark, das in ſo ſeltſamen Veraſtungen verborgen iſt, und unterſcheidet es von der Rinde und den zehrenden Flechten die ſich ihr angeſetzt haben. Aus der Knabenzeit, da man noch nicht eifert, lebt

Digitized by Google

man ſo mit dem friedlichen Bewußtſeyn jenes Gemiſches aus Göttlichem und Menſchlichem, aus Andacht und Eigennutz, gläubig, wenn auch lächelnd auf. Das tägliche Urtheil eines gebildeten Vaters, die feſttägliche Hingebung einer frommen Mutter, der feine Ton vornehmer Geſellſchaft bilden an dem Sohn jene Milde der Anſichten und Aeußerungen aus, mit denen man es als natürlich gelten läßt daß eine Glorie nicht ergriffen werden könne, ohne daß ſie ein wenig roſte. Wie anders ergeht es einem jungen Menſchen der in beſchränkteſten und unterſtgeordneten Lebensverhältniſſen von bigotten, abergläubiſchen Angehörigen erzogen und gewöhnt wird Alles und Jedes an dieſem großartigen Katholicismus für gleich göttlich und nothwendig zu achten! Ja, ſie richten ſeinen Glauben und ſeine Andacht gerade auf die bunten Flechten und Flecken einer das innerſte Mark verdeckenden Hülle. Wenn dann ein ſolcher Gläubiger erſt in ſpätern Jahren zur rechten Einſicht kömmt, und nicht etwa allen Glauben dabei einbüßt: dann ergreift ihn eine Heftigkeit, ein unduldſamer Eifer; das ſo lange hochgehaltene Menſchenwerk empört ihn, er verwirft es jäh; ſeine Wärme nimmt den Unmuth eines Langbetrogenen an, und ſtatt ironiſch zu lächeln, möchte er nur immer drein ſchlagen.

In ſolchem Falle war alſo der Graf nicht. Allein, die Wiederkehr der Mönche in Deutſchland und die ultramontanen jeſuitiſchen Beſtrebungen, wie ſie in Mitte der zwanziger Jahre ſchon immer offener hervortraten, ſetzten ihn doch in wärmeren Eifer. Es war jene Zeit, in der ich ihn zum 9 April 1827 mit einer Ode begrüßte, in der unter andern folgende Strophen vorkamen:

Was toſt mit beladener Schwinge daher,
geußt Nachtgraun und Froſtgeſtöber
auf das ſprießende Korn und betrübt
des Fruchtbaums aufträumende Augen?

Verſchmerzter Winter ſtürmt aufs neu herein;
gefurcht von Schnee und Saat, Schreck und Hoffnung,
zagt ob dräuender Braue das Erdreich.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Halt' ein, der du die Tigertatze
mir an das Herz ſchlägſt, Angſttraum du!
Heil, Heil! So ruf' ich nun auch und weiß:
es taumelt ein ſchnöder April vorüber,
froh in Wechſellaunen mit Selbſttrug
das frühlingträumende Herz zu ſchrecken.

Der Sonne werth, fähig und froh zu ſeyn,
lockt ein Sturmesapril zum Kampf.
Chriſtian Ernſt, der im Namen du
Fahne führſt und Waffe trägſt,
im trübgeballten Aprilgewölk'
ein himmelblauer Fleck, ein lächelnd Auge,
durch welches die Sonne blickt und wärmt,
Preis Dir, Aprilgeborner!

In ſolcher Stimmung fand ich mich unerwartet mit meinem alten Gönner auf demſelben Kampfplatze, als Mitarbeiter am „Proteſtanten“ — einer von dem bekannten Pfarrer Dr. Friederich in Frankfurt damals dem „Katholiken“ entgegengeſtellten Zeitſchrift, an der noch andre Katholiken und ſelbſt anonyme katholiſche Geiſtliche Theil nahmen. Doch bei dieſem Bekenntniß zu einer Kampfesfahne für eine beſtimmte kirchliche Richtung ließ es Wenzel-Sternau nicht bewenden. Ich erinnere mich nicht daß bei einem meiner Beſuche zu Emmerichshofen die Frage wäre beſprochen worden was überhaupt ein denkender Katholik, der ſich nicht mehr in Einverſtändniß mit Rom erkenne, am füglichſten zu thun habe. Wir wären uns hier auch wahrſcheinlich in entgegengeſetzten Anſichten begegnet. Damals, da ich mich innerlich ſchon ſelbſt von der römiſchen Kirche losgeſagt hatte, und ſpäter, als ich auch äußerlich excommunicirt war, ſagte es mir zu mich mit meinem religiöſen Herzen von jeder Kirchengemeinſchaft iſolirt zu halten. Und warum etwa nicht? Es gibt bekanntlich Metallfühler, Menſchen die durch eigenthümliche Organiſation von unterirdiſchen Metalllagern afficirt werden, in deren Händen die Wünſchelruthe über verborgenen Schätzen lebhaft ſchlägt. Aehnlich ergeht es auch urſprünglich religiöſen Gemüthern. In der Natur und im menſchlichen Leben drängen ſich ihnen die Anſchauungen, die Empfindungen des Ueberſinnlichen mit beſonderer Lebhaftigkeit auf; ſie bedürfen dazu keiner erweckenden Anſtalten, wenn ſie ſolche auch aus äußern Rückſichten — und oft mehr zur Störung als zur Erbauung — beſuchen mögen. Anders ſah es Wenzel-Sternau an. Einem ſolchen Charakter iſt es Bedürfniß in jedem Lebensverhältniß einen ausgeſprochnen und anerkannten Platz einzunehmen. Als Edelmann wie als Staatsmann hatte er ſich alſo gewöhnt, und mochte nun auch über ſein Chriſtenthum keinen Zweifel laſſen. Nachdem er vom Januar 1827 an Beiträge zum „Proteſtanten“ gegeben hatte, legte er im Auguſt desſelben Jahres mit ſeinem ältern Sohne in der Gemeinde des Pfarrers Friederich zu Frankfurt feierlich und zu großer Erbauung der ſonntägigen Verſammlung ſein Bekenntniß zur evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche ab.

Dieß kirchliche Bekenntniß, ſo wie die bald darauf ausgeſprochene volksthümliche Richtung des Grafen mochten ihm doch in ariſtokratiſchen Regionen manche Verſtimmung zugezogen haben. Er konnte namentlich als Deputirter in München wahrnehmen, wie weit dieſe Verſtimmungen reichten.

Nachdem erſt des Grafen Wirkſamkeit am Landtage zu München, ſpäter, in den Jahren 1832 und 1833, mein Aufenthalt am Landtage zu Kaſſel unſern Verkehr länger unterbrochen hatten, ſollte derſelbe bald gänzlich aufhören. Der unverbeſſerliche Sand der Emmerichshofer Beſitzung, der alle ökonomiſche Anſtrengung und Geduld vereitelte; die Reaction die nach dem Falle Polens die ſich anſetzende fruchtbare Schicht des deutſchen politiſchen Lebens ſchnell wieder verſchlang, beides bewog den Grafen ſein Gut zu verkaufen und Deutſchland zu verlaſſen. Er bezog ſeine Beſitzung zu Mariahalden in der Nähe von Zürich.

Ein Jahrzehnt iſt ſeitdem verfloſſen. Die Nachricht, der Graf wolle aus der Schweiz nach Mainz oder Frankfurt ziehen, hat mich lebhaft ergriffen. Wahrſcheinlich widern ihn die Schweizer Unruhen, ziehen ihn die deutſchen kirchlichen Bewegungen an. So ſteht das Bild dieſer energiſchen Perſönlichkeit wieder lebhaft vor mir. Auch an der Schwelle der achtzig Jahre läßt er ſich noch nicht von der Macht der Gewohnheit beherrſchen, ſondern folgt dem Zuge der Ideen und den Fahnen der Zeit! Noch einmal muß ich zum Schluſſe an das eigenthümliche Geſchick dieſes Mannes erinnern. Durch Geiſt und Charakter gleich ausgezeichnet, ſteht er, wie mit doppeltem Geſicht, auf der Schwelle zweier Zeitabſchnitte. Mit ſeiner Geſinnung greift er in die Beſtrebungen der Gegenwart ein, während die Werke ſeines Geiſtes einer abgeſchloſſenen Periode unſerer Litteratur angehören. Schon die Aufeinanderfolge beider Wirkſamkeiten iſt merkwürdig. Nicht

Digitized by Google

ſelten kömmt es nämlich vor daß man bedeutenden Männern die Schwächen und Erbärmlichkeiten, die ſie im bürgerlichen oder öffentlichen Leben ſich haben zu Schulden kommen laſſen, um ihrer bleibenden Geiſteswerke willen nachſieht, wenn auch nicht vergißt. Benzel-Sternau dagegen zieht mit ſeinem Charakter die ſpätern Zeitgenoſſen an, die vielleicht ſeine Schriften vernachläſſigen. Welcher Kraft man auch einen höhern Werth für das öffentliche Wohl beimeſſen möge, dem Geiſt oder dem Charakter: ſo legt jedenfalls der Graf Benzel das in die Wagſchale der Zeit, weſſen ſie gewiß am bedürftigſten iſt. Denn leider! fehlt es der Gegenwart zur Förderung ihrer höchſten Intereſſen mehr an Charakteren als an Geiſtern. Möchten dieſe Talentchen, dieſe geiſtreichen Männlein von denen der litterariſche Tag wimmelt, wenn ſie auch nicht Benzel-Sternau's Styl nachahmen, doch etwas von ſeiner Geſinnung aufbringen! Denn, wenn man einſt auch von ihren beſchriebenen Blättern nichts mehr wiſſen will, die ohnehin noch keine Anbetung erfahren haben, wie ehemals Benzel-Sternau's goldnes Kalb: was werden ſie ihrem Vaterlande geweſen ſeyn?

Die naturwiſſenſchaftlichen Anſtalten Frankreichs.

I. Die Akademie der Wiſſenſchaften.

Die Zeit iſt vorüber wo man ſich den Naturwiſſenſchaften noch in einer kleinen Kammer, abgeſondert vom Treiben der Welt, mit Frucht widmen konnte, wo ein paar Bücher und eine Loupe höchſtens dem Gelehrten genügten und man dicke Folianten über dünne Thatſachen ſchrieb. Auch die Zeit iſt verſtrichen wo man der Phantaſie einen größeren Spielraum gab als der nüchternen Erkenntniß der Wirklichkeit, wo man ſich in Träumereien verlor und für geiſtreich, ja ſogar für einen großen Naturforſcher galt, wenn man ſo glücklich geweſen war aus irgend einem entfernten Winkel eine bizarre Analogie herbeigeholt und geltend gemacht zu haben. Unſere heutige Richtung drängt auf Sammlung und Ausdehnung der Thatſachen, auf vernünftige Aneinanderreihung derſelben, ohne daß man ſich je einen Schritt von der poſitiven Baſis entferne. Denn man hat eingeſehen daß die Natur doch weit reicher iſt als der menſchliche Geiſt, und daß ſie Verhältniſſe darſtellen und realiſiren kann an die unſere Kurzſichtigkeit niemals denken konnte. Es verhält ſich mit den Geſetzen der Natur etwa wie mit der Oberfläche der Erde; wir ſehen ihrer Krümmung wegen immer nur ein klein Stückchen davon, und ſind dadurch nur zu leicht dem Irrthum ausgeſetzt ein einziges Sandkorn für einen ungeheuern Berg und eine krumme Fläche für eine ebene zu halten. Je mehr des Weges man zurücklegt, deſto häufiger werden die Punkte nach denen wir unſere Richtungslinien ziehen können, deſto ausgedehnter wird die Ausſicht die wir gewinnen; erſt derjenige der die Oberfläche der Erde nach allen Richtungen hin umſchifft hat, weiß aus eigener Erfahrung daß ſie rund iſt. Ganz ſo geht es uns auch in den Naturwiſſenſchaften. Beſchränkte Kenntniß der Thatſachen gibt auch nur beſchränkte Bruchſtücke von Linien, die wir auf verſchiedene Weiſe zu einer ganzen Figur zuſammenſchließen können; die wahre Geſtalt wird erſt dem kund der alle ihre Punkte feſtgeſtellt hat. Nur aus der großen Mannichfaltigkeit der Thatſachen gehen die einfachen Geſetze hervor nach welchen die Natur ſich richtet. Es gibt freilich beſchränkte Geiſter die ſich nothwendig in dem Detail verlieren; allein beſſer ein ſolcher Verluſt als das Erſtehen Anderer, die ſich auf den hohen Stuhl ſetzen und ſagen: das Detail zerſplittert; ich beſchäftige mich nur mit den Generalitäten; meine Ideen würden ſich an dem Studium der Einzelnheiten abſtumpfen. Man könnte ſie dreiſt laufen laſſen ohne ſie zu beachten, dieſe Wahrſager der Natur, wenn ſie nicht meiſt auf nur halbbegriffene oder ſelbſt zugeſtutzte Thatſachen ſich beriefen, und ſo dem weniger Kundigen glauben machten es liege hier eine tiefe Kenntniß zu Grunde. Wahrlich, die Naturwiſſenſchaften ſind jetzt über ſolche Beſtrebungen vorangeſchritten, und erkennen nur ſolche Geſetze an, die ſich aus vielfachen treuen Beobachtungen der Einzelnheiten von ſelbſt ergeben.

Aber die Natur iſt unendlich; das Reich ihrer Productionen bietet nach allen Richtungen hin die reichſten Fundgruben, und jede Localität hat ihre eigenen ſpeciellen Verhältniſſe die ihren Platz in dem großen Ganzen finden und zur Harmonie desſelben beitragen. Darum iſt es nöthig, wenn dieſe Maſſe bewältigt werden ſoll, daß beſondere materielle Hülfsmittel hergeſtellt werden, ohne deren Mitwirkung die Betreibung der Naturwiſſenſchaften unmöglich iſt. Darin eben unterſcheiden ſich die Naturwiſſenſchaften von den übrigen Zweigen der menſchlichen Wiſſenſchaft, daß dieſe materiellen Hülfsmittel ihr durchaus unentbehrlich ſind, daß ohne ſie ihr Betrieb unmöglich iſt. Ein Chemiker ohne Laboratorium, ein Aſtronom ohne Obſervatorium, ein Phyſiker ohne Cabinet ſind ebenſo unmöglich als ein Zoolog ohne Sammlung, ein Botaniker ohne Herbarium und Garten, ein Geolog ohne Reiſen. Es hat ſich noch an manchen Orten der Glaube erhalten, als wäre die Betreibung der Naturwiſſenſchaften möglich ohne ſolche materielle Hülfsmittel; — ja es exiſtiren in Deutſchland noch gar manche kleinere Univerſitäten wo dieſer Irrthum ins Große getrieben wird und man Profeſſoren aller Art hat ohne das nöthige Zubehör; indeß verſchwindet dieß doch von Tag zu Tag, und die richtige Anſicht drängt ſich auf daß die Naturwiſſenſchaften von ihrem Material untrennbar ſeyen, und daß ſie nur da mit Erfolg betrieben werden können, wo dieß Material herbeigeſchafft, und zwar in genügender Menge herbeigeſchafft wird.

Schon aus dieſem eigenthümlichen Bedürfniſſe der Naturwiſſenſchaften, das in der Sache ſelbſt und in dem Gegenſtande ihrer Beſchäftigungen begründet liegt, geht die Nothwendigkeit der

Digitized by Google

Anlage größerer centraler Anſtalten zur Sammlung und Herſtellung der materiellen Hülfsmittel hervor. Was iſt einem Zoologen mit einigen Dutzend Bälgen, einem Chemiker mit einem Reagentienkaſten, einem Botaniker mit einem Gärtchen, groß wie ſeine Hand, geholfen? So viel wie gar nichts! Man wird mir freilich antworten daß auch mit beſchränkten Hülfsmitteln herrliche Reſultate erzielt werden können, und daß man bei jedem Schritte in der Wiſſenſchaft auf vorſtechende Arbeiten trifft, die oft, ſo zu ſagen, ganz ohne Unterſtützung ausgeführt worden ſind. Ich will dieß nicht läugnen; ich erkenne dankbar die Dienſte der Männer an, welche auch von kleiner Baſis aus Großes hervorzubringen vermochten; allein auf der andern Seite muß man auch anerkennen daß ihre Arbeiten nur den monographiſchen Charakter an ſich tragen können und auch wirklich an ſich tragen. Soll aber die Thätigkeit eines Mannes oder eines Inſtitutes das Ganze ſeiner Wiſſenſchaft umfaſſen, ſollen alle Zweige der ſpeciellen Wiſſenſchaft, die ſich darbieten, an irgend einem Punkte bearbeitet werden, ſo gehören dazu auch Hülfsmittel die alle Zweige der Wiſſenſchaft umfaſſen, und dieſe können bei der ungemeinen Ausdehnung des Gebietes nur groß und impoſant gedacht werden. Hat man ſich wirklich je recht lebhaft dieß Verhältniß vorgeſtellt? Ich zweifle faſt daran, und doch iſt die Wahrheit des eben Geſagten augenfällig. Iſt nicht ein Profeſſor der Phyſik mit einem jährlichen Beitrage von hundert oder ein paar hundert Gulden zu Bildung eines Cabinettes eine wahre Deriſion, ein faſt bitterer Hohn? Wie kann ein ſolcher Mann den Electromagnetismus z. B. behandeln, wenn eine einzige Maſchine zur Converſion ſchon den ganzen Jahrgehalt ſeines Cabinettes verſchlingt? Wie ſoll ein Zoolog ſeinen Schülern die Geſetze der äußeren Formentwicklung, wahrlich nur ein kleiner Theil der Zoologie, demonſtriren, wenn er nicht die nöthigen Formen zur Dispoſition hat an denen er erſt ſich ſelbſt, dann Andere, unterrichten kann? In allen Zweigen der Naturwiſſenſchaften hat man dieſe Nothwendigkeit der Centraliſation aller nur irgend denkbaren Hülfsmittel erkannt; allein die praktiſche Durchführung dieſer Erkenntniß hat noch an gar vielen Orten nicht durchdringen wollen. Die Aſtronomen ſind einig darüber daß nur einige wenige große Obſervatorien ihrer Beſtimmung genügen, und daß die Arbeiten der vielen kleineren Anſtalten entweder gar keinen oder nur einen ſehr beſchränkten Werth haben; in andern Zweigen der Naturwiſſenſchaften iſt es noch möglich durch monographiſche Thätigkeit nützlich zu werden; ſobald es ſich aber darum handelt allgemeinere Arbeiten zu unternehmen, ſo ſieht man ſich überall durch die Beſchränktheit der Hülfsmittel gehemmt. Es kann keine umfaſſende Thätigkeit mehr in kleinen Verhältniſſen angebahnt werden. Darum iſt die Centraliſation der Kräfte in den Naturwiſſenſchaften mehr als in allen andern Zweigen geboten; und die Wiſſenſchaft wird in dem Lande die reichſte Nahrung finden, wo dieſe Centraliſation am weiteſten vorgeſchritten iſt.

Eine ſolche Centraliſation iſt aber nicht anders möglich als in Folge der Beſtimmungen welche von Regierungen ausgehen. Das Vermögen eines Einzelnen genügt in unſerer Zeit nicht mehr zur Herſtellung der nothwendigen Materialien für eine ſpecielle Wiſſenſchaft, und auf dem Continente namentlich möchte es kaum hier oder da einen Privatmann geben der die Koſten einer Anſtalt irgend einer Art, wie ſie ſeyn ſollte, tragen könnte. Die unſelige Zerſplitterung Deutſchlands, die ſich überall fühlen läßt wo es auf Herſtellung eines gemeinſamen Zieles ankäme, legt auch hier Hinderniſſe in den Weg. Nicht als ob es an gutem Willen fehlte — allein wie iſt es einer Regierung mit winzigen Mitteln und wenigem Gelde möglich, Anſtalten ſo zu dotiren daß ſie dem Bedürfniſſe entſprechen? Nothwendig muß hier das Eine gehoben, das Andere hintangeſetzt werden, und man wird darum auf allen unſeren kleineren oder ſelbſt größeren Univerſitäten ſehen daß die eine oder andere Anſtalt vorzüglich bedacht, die andern vernachläſſigt ſind. Freilich hängt eine ſolche Bevorzugung oft nicht einmal von der Regierung, ſondern auch von den daran angeſtellten Leuten ab; es iſt ganz natürlich daß man einem Manne der ſich durch ſeine perſönlichen Anſtrengungen in der Wiſſenſchaft Geltung verſchafft, der ſich zum erſten Range in ſeinem Zweige erhebt, mehr zuwendet und ihn lieber unterſtützt als einen andern, der nicht einmal das Wenige zu nützen verſteht, das man ihm gegeben hat. Wenn man daher an dieſer oder jener kleinen Univerſität das Laboratorium der Chemie glänzend ausgeſtattet und reich bedacht findet, während das Cabinet der Phyſik aus einigem Gerümpel in einer dunkeln Kammer und die zoologiſche Sammlung aus ein paar mottenzerſtörten Bälgen, auf einem Boden hingeworfen, beſteht, ſo iſt damit der Schluß noch nicht gerechtfertigt daß die Regierung aus Princip die Chemie begünſtige und die andern Wiſſenſchaften vernachläſſige — bei der jetzigen Gliederung des Staatsdienſtes in Deutſchland verſtehen ja die meiſten Mitglieder der Regierungen nichts von den Naturwiſſenſchaften, ſondern haben nur juriſtiſche oder cameraliſtiſche Carrieren gemacht — ſondern die Bevorzugung hängt davon ab daß der Profeſſor der Chemie in ſeinem Fache etwas leiſtet, ſeine andern naturwiſſenſchaftlichen Collegen aber wenig oder nichts.

In Frankreich haben ähnliche Verhältniſſe wie die angedeuteten vielleicht viel weniger Einfluß gehabt als in andern Ländern; eben weil hier die Centraliſation auf einen bedeutenden Punkt geſteigert iſt, und vielleicht ſelbſt in einigen Beziehungen das Maaß überſchritten hat. Die ganze Adminiſtration Frankreichs, das ganze Syſtem der inneren Verwaltung iſt in der That auf dieſe Centraliſation baſirt und Paris der Mittelpunkt in welchem alle Strahlen ſich zuſammenfinden. Dieſer Gedanke iſt auch ſo eingewurzelt in allen Ständen, ſo durch die ganze Nation hindurch verbreitet daß alle Wünſche des Einzelnen zur Verbeſſerung ſeines Zuſtandes faſt ſtets nur auf Paris gehen. Der Provinciale ſchätzt ſich glücklich wenn er in Paris leben kann; der Pariſer iſt unglücklich wenn er Paris meiden muß. Alle Angeſtellten, alle Gelehrten, kurz Alle welche vorwärts nach Beſſerem ſtreben, haben nur dieſen Einen Punkt im Auge. Darum hält es auch ſo ſchwer in Frankreich bedeutende Männer für die Plätze in der Provinz zu erhalten; man betrachtet dieſe nur als nothwendige Durchgangspunkte oder als Zufluchtsſtätten für geringere Talente. Es geſchieht täglich daß Leute ihre Stellung in der Provinz aufgeben und ohne weitere Ausſicht, als ihre Arbeit, nach Paris kommen, weil ſie dort an der Quelle zu ſeyn hoffen und erwarten eine beſſere Carriere zu machen als in der Provinz die zu ewigem Stillſtande verdammt iſt.

Es fragt ſich indeſſen, um unſerem ſpeciellen Zwecke näher zu kommen, welchen Einfluß das Miniſterium auf die naturwiſſenſchaftlichen Anſtalten der Hauptſtadt ausübt. Ich habe mir vorgeſetzt nur dieſe letzteren aus eigener Anſchauung zu ſchildern und ihr Verhältniß unter einander, ſo wie zu der Wiſſenſchaft im Allgemeinen darzuſtellen; es wird ſpäter vielleicht Vorwurf einer andern Arbeit, die Anſtalten in den Provinzen ſo wie diejenigen Deutſchlands näher zu beleuchten.

Das Miniſterium des öffentlichen Unterrichts bildet die Centralaufſichtsbehörde für die meiſten naturwiſſenſchaftlichen Anſtalten. Faſt durchaus unabhängig, als eigene Corporation,

Digitized by Google

ſteht die Akademie der Wiſſenſchaften da; dem Miniſterium ſchon mehr untergeordnet ſind die Anſtalten des Pflanzengartens, die naturwiſſenſchaftlichen Lehrſtühle der Sorbonne, das Collège de France und des Conservatoire des arts et métiers. Es erſcheint demnach vor allen Dingen nöthig einige Worte über die Richtung des Miniſteriums und über ſein Wohlwollen gegen die naturwiſſenſchaftlichen Anſtalten zu ſagen.

Was nun dieſen ſpeciellen Punkt betrifft, ſo muß leider eingeſtanden werden daß die Naturwiſſenſchaften ſich mit vollem Recht über Vernachläſſigung beklagen können. Die bisherigen Miniſter des öffentlichen Unterrichts ſind alle Litteraten, Philoſophen, kurz Männer geweſen die alle mehr oder minder den abſtracten Wiſſenſchaften durch Neigung und Thätigkeit angehörten, und die deßhalb die Naturwiſſenſchaften nicht ſo hoch ſchätzten als es vielleicht Männer gethan hätten welche aus eigener Erfahrung den hohen Werth dieſer Wiſſenſchaften kannten. Es ſtehen dem Miniſter des Unterrichts mehrere Wege zur Unterſtützung der ſpeciellen Zweige der Wiſſenſchaft offen; durch Beförderung der Gelehrten, durch höhere Dotirung der Anſtalten, durch Unterſtützung von Werken mittelſt Ankauf, Subſcription oder theilweiſe Uebernahme der Laſten. In letzterer Beziehung namentlich müſſen die Naturwiſſenſchaften, beſonders die beſchreibenden Theile derſelben, den meiſten Anſpruch auf Gunſt und Unterſtützung machen. Die Natur ihres Gegenſtandes bringt es mit ſich daß größere Werke nicht ohne Kupfertafeln beſtehen können, welche die Koſten und dadurch den Preis ſolcher Werke in der Art erhöhen daß oft die Herſtellung und der Ankauf ſolcher Bücher für Privaten faſt unerſchwinglich iſt. Die wenigſten Gelehrten ſind reich genug um ſolche Werke von ſich aus unternehmen zu können; die wenigſten ſind im Stande ſich dieſelben anzuſchaffen, und dadurch wird das Publikum ein beſchränktes, indem nur Bibliotheken und öffentliche Anſtalten ſolche Werke ihrer Sammlung einverleiben. In ſolchen Fällen iſt es moraliſche Pflicht einer Regierung für die Herausgabe eines gediegenen Werkes einige Opfer zu bringen. Die Naturwiſſenſchaften ſind aber von den Unterrichtsminiſtern in Frankreich gerade am ſtiefmütterlichſten behandelt worden, während Litteratur, Sprachwiſſenſchaft und andere Zweige die keinen ſo bedeutenden pecuniären Aufwand zur Anfertigung und Herausgabe ihrer Werke nöthig haben, auf das kräftigſte bedacht wurden. Hrn. Villemain z. B. war nur mit größter Mühe eine Subſcription auf ein naturhiſtoriſches Werk zu entreißen, während er für ſchöne Litteratur alle Taſchen voll ſogenannter encouragemens hatte. Ich wüßte nicht daß ſchon beſtehende Anſtalten erweitert, reicher dotirt worden wären, es ſey denn daß ſie, wie z. B. die Sternwarte, in Trümmer zu fallen drohten; ebenſo wenig wurde für Reiſen von Seiten des Miniſteriums des öffentlichen Unterrichts gethan. Denn man muß nicht vergeſſen daß die vielfachen Seereiſen welche in neueſter Zeit unternommen wurden, nicht von dem Unterrichtsminiſterium, ſondern von dem Marineminiſter ausgingen, und daß die dabei thätigen Naturforſcher meiſt Schiffsärzte waren welche ſich aus eigenem Antriebe mit Naturwiſſenſchaft beſchäftigten. Jetzt ſoll nun freilich, wie man hört, eine Specialſchule für Reiſen gebildet werden, worin junge Leute zu dieſem Zwecke beſonders herangezogen werden ſollen. Ueber die nähere Einrichtung dieſer Specialſchule hat noch nichts verlautet; ſonderbar genug aber erſcheint es daß dieſelbe dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten untergeordnet werden ſoll; eine Abſicht woraus vielleicht ſo viel zu ſchließen wäre, daß dieſe Schule nicht ſowohl errichtet wurde um die wiſſenſchaftliche Kenntniß fremder Gegenden zu erweitern, ſondern lediglich um diplomatiſche Agenten in entlegenen Ländern ſich heranzubilden. Die Naturwiſſenſchaften werden wahrſcheinlich bei Errichtung dieſer Schule ganz in den Hintergrund treten, und ſomit eine ſchöne Gelegenheit zu ihrer Erweiterung unbenutzt brach liegen.

Die Naturforſcher Frankreichs erwarten mit großer Sehnſucht einen Mann an der Spitze des Unterrichtsminiſteriums zu ſehen, der mit den Bedürfniſſen der Naturwiſſenſchaften vertraut, denſelben auf großartige Weiſe zu entſprechen ſuchte. Des vor einigen Jahren eingeführten Claſſicismus iſt man ſchon von allen Seiten herzlich müde; er hatte hier in Frankreich wo man ihn neu einführte, nicht immer den hiſtoriſchen Boden und die althergebrachte Gewohnheit für ſich, was doch in Deutſchland die einzige Stütze ſeines Fortbeſtehens iſt; die ganze franzöſiſche Bildung hatte ſich andern Richtungen zugewendet, als Couſin plötzlich den alten Sauerteig wieder aufwärmte. Die ganze Einrichtung hat nicht die beſten Früchte getragen. Was ſoll der Franzoſe mit ſeinem Latein und Griechiſch? Nicht nur ſeine Medicin und ſeine Naturwiſſenſchaften, ſondern auch ſeine Jurisprudenz und ſeine andern abſtracten Wiſſenſchaften, mit Ausnahme der Theologie, haben ſich davon losgeriſſen und einen ſelbſtändigen Sockel ſich aufgebaut. Bei einem ſo lebendigen, ja ſelbſt unruhigen Volke aber, wie die Franzoſen ſind, gelingt es nicht einen todten Zweig auf einen blühenden Aſt zu pfropfen. Darum iſt auch ihr Lateinlernen ein vollſtändiges hors d'oeuvre; ſie thun es weil ſie müſſen; kaum aber haben ſie das Examen hinter ſich, ſo ſchütteln ſie, wie die Apoſtel, den Staub von den Schuhen und denken an den ganzen Claſſicismus nicht mehr. Sie ſind in dieſer Beziehung glücklicher als wir Deutſchen, denen immer noch, trotz allen Abſchneidens, ein Stück von dem claſſiſchen Zopfe im Nacken hängen bleibt,*) während die Franzoſen ſich deſſelben vollſtändig entäußern können. Allein trotz dieſer glücklichen Eigenthümlichkeit bleiben immer doch einige Jahre der Jugend verloren, indem ſie auf ſterile Weiſe verwendet wurden, und dieſen Verluſt hofft man durch einen naturwiſſenſchaftlichen Unterrichtsminiſter zu erſparen und die vergeudeten Jahre nützlicher anzuwenden. Die ganze Richtung der Franzoſen iſt eine mehr praktiſche, auf das Thatſächliche gerichtete, und keine Thätigkeit kann dieſer Richtung beſſer entſprechen als die Hebung der Naturwiſſenſchaften. Hierzu kann aber ein Miniſter ungemein viel thun; denn ſo gebunden durch Kammern und allerlei politiſche Gewalten man ihn auch glauben könnte, ſo frei und unumſchränkt herrſcht er in der That. So lange Cuvier noch lebte, wurde bedeutend eifriger für Naturwiſſenſchaften gewirkt; denn wenn auch nicht ſelbſt Miniſter, ſo war Cuvier doch im Staatsrathe, hatte bedeutenden perſönlichen Einfluß und wußte dadurch Vieles zu erwirken. In dem jetzigen Augenblicke exiſtirt keine ſehr einflußreiche Perſönlichkeit unter den Naturforſchern der Hauptſtadt, und wenn auch die Einzelnen zuweilen etwas erlangen, ſo ſind dieß doch nur zugeſtandene Bruchſtücke, das Syſtem ſelbſt können ſie nicht verändern, dem über-

*) Wir Deutſchen wollen uns denn doch Glück dazu wünſchen daß uns dieſer „claſſiſche Zopf“ noch im Nacken hängt, und, ſo Gott will, ſoll er auch da hängen bleiben. Es handelt ſich nicht darum daß einer ſein Lebenlang Griechiſch und Lateiniſch treibe, wohl aber darum daß er in ſeiner Jugend an den Sprachen und Schriften der Alten in eine den Geiſt formal übende Schule geführt werde welche keine andere Doctrin erſetzen kann, und daß er, materiell, in dem Denken, Dichten und Leben der Alten das Bild einer unverſchrobenen Menſchheit in ſich aufnehme. Die claſſiſchen Studien wollen wir aufgeben, wenn erſt der Beweis geliefert ſeyn wird daß ohne dieſe Vorſchule gleich große Leiſtungen in der Wiſſenſchaft, auch der Naturwiſſenſchaft, möglich ſind, wie ſie bisher mit ihr erzielt worden. Bis jetzt fehlt dieſer Beweis.
A. d. R.

Digitized by Google

mäßigen Einfluſſe des Claſſicismus und der Litteratur kein Gegengewicht geben. Sonderbar genug iſt es ein deutſcher Naturforſcher, der den größten Einfluß in Paris hat, nämlich Alexander v. Humboldt, den Frankreich freilich ebenfalls als den Seinen betrachtet; allein Humboldt bringt nur die kürzeſte Zeit des Jahres in Paris zu, und wenn auch ſein Aufenthalt dort ſtets durch einige Wohlthaten im Bereiche der Naturwiſſenſchaften bezeichnet wird, ſo ſind dieß doch nur einzelne Thatſachen die den Geiſt des Ganzen nicht ändern können.

Die Akademie der Wiſſenſchaften bildet bekanntlich eine Claſſe des Inſtituts welches im Jahre IV der franzöſiſchen Republik neu errichtet wurde und jetzt wieder aus fünf verſchiedenen Akademien beſteht, die ein gemeinſchaftliches Gebäude und eine gemeinſchaftliche Bibliothek beſitzen. Jede der fünf Akademien hat eine beſondere Einrichtung und eine eigenthümliche Zahl von Mitgliedern; die Académie française hat deren vierzig, die der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften dreißig, die der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften vierzig, ebenſo viel die Akademie der ſchönen Künſte, während die Akademie der Wiſſenſchaften in eilf Sectionen 65 eigentliche Mitglieder, außerdem zehn Académiciens libres, acht fremde Mitglieder und eine große Menge von Correſpondenten zählt. Es wird nöthig ſeyn in die Einrichtung dieſer Akademie, die auf den Gang der Naturwiſſenſchaften in Frankreich den größten Einfluß übt, einen näheren Blick zu werfen.

Die Akademie iſt eine durchaus unabhängige Körperſchaft, die ſich ſelbſt nach eigenen, ihr durch Geſetze und Ordonnanzen gegebenen Geſetzen regiert, ihre Gelder nach ihrem Gutdünken verwaltet, ſich ſelbſt durch freie Wahl ergänzt und deren Protectorat inſofern von dem Könige ausgeübt wird als er das Recht der Beſtätigung der neuen Wahlen ausübt; ein Recht, das in den heutigen Tagen ſo viel als Nichts ſagen will, denn der Fall iſt noch nicht vorgekommen daß eine ſolche Beſtätigung verweigert worden wäre. Die Miniſterien behandelt die Akademie etwa wie ihres Gleichen; der Miniſter theilt ihr mit was ihm intereſſant ſcheint, fragt um Rath wo er es für nöthig hält, und ebenſo benachrichtigt die Akademie den Miniſter von beſonderen Vorfallen, und ergreift oft die Initiative um dieſe oder jene, zu dem Bereiche ihrer Beſchäftigung gehörige Maßregel zu erlangen. In vielen Beziehungen hat die Akademie gewiſſe Rechte, die ihr eine Art moraliſcher Aufſicht über beſondere Staatsanſtalten geben, wie über die polytechniſche Schule, das Collège de France, den Pflanzengarten ꝛc., wo ſie Candidaten zur Beſetzung verſchiedener Stellen vorzuſchlagen hat. Mitglied der Akademie zu ſeyn iſt das höchſte Ziel das der franzöſiſche Gelehrte erſtreben kann; nicht der Beſoldung wegen, die nur 1200 Franken beträgt, mithin ſehr gering iſt, ſondern des Anſehens halber welches ihm die Stelle gibt, und der Ehre wegen welche die öffentliche Meinung ihm zuerkennt. Denn die Akademie iſt ein wahrhaft nationales Inſtitut, das im Volke Wurzel gefaßt hat und von allen Ständen mit Ehrfurcht und Stolz angeſehen wird; ihre Berathungen haben den bedeutendſten Einfluß in allen möglichen Verhältniſſen, und wenn man ſie auch gerade nicht für unfehlbar hält, ſo legt man doch ihren Entſcheidungen das größte Gewicht bei. Ich habe mich überzeugen können daß alle gebildeten Stände an einer Wahl in die Akademie den größten Antheil nehmen, und daß jedem die Ernennung eines Unwürdigen, die vielleicht durch Intriguen und Coterien bewirkt werden könnte, als ein Frevel gegen die Nationalehre erſcheint. Dieſe Popularität der Akademie iſt aber lediglich aus dem Umſtande erklärlich daß ſie wirklich thätig in die Intereſſen der Zeit einwirkt, und bei allen Fragen worin die materielle Wohlfahrt des Volkes mit betheiligt iſt, ein auf Wiſſenſchaft begründetes freies Wort mitredet.

Die auf dieſe Weiſe geſicherte Popularität der Akademie hat freilich auch ihre Nachtheile, die aber bei gutem Willen der Einzelnen zum Theil vermieden, zum Theil wenigſtens geſchwächt werden könnten. Die Discuſſionen der Akademie ſind ſteif, gemeſſen, und nur bei beſonderen perſönlichen Anläſſen gelingt es zuweilen eine lebhafte, intereſſante Discuſſion zu erregen. Vorſicht in Aeußerungen erſcheint indeß nothwendig an einem Orte wo man ſich nicht nur Akademikern, ſondern auch dem Publikum gegenüber ſieht. Es iſt ſchon längſt anerkannt daß ein in der Akademie geſprochenes Wort einer Publication gleich geachtet wird, und daß ein Prioritätsrecht z. B. ebenſo gut durch eine mündliche Mittheilung in dieſem Saale als durch eine Druckſchrift geſichert iſt. Dieß hat nun den großen Nachtheil daß die Herren in der Akademie, wenn je eine Discuſſion entſteht, auch meiſt ſprechen wie die Bücher, und gar gewaltig auf ihrer Hut ſind um nicht etwa ein Wort entſchlüpfen zu laſſen das ſie compromittiren könnte. Meiſtens entſtehen deßhalb gar keine Debatten in der Akademie; ſobald die Sitzung eröffnet und das Protocoll der vorherigen Sitzung erledigt iſt, werden einige Abhandlungen verleſen und dann dem beſtändigen Secretär das Wort gegeben um die Correſpondenz zu eröffnen. Selten nur ergreift Einer oder der Andere der Akademiker das Wort, um bei Gelegenheit einer Abhandlung eine Bemerkung anzubringen. Nur dann, wenn direct perſönliche Angriffe oder Beeinträchtigungen geſchätzter Perſonen vorfallen, nur dann entſteht Streit und Zank — ein Beweis daß auch die Häupter der Wiſſenſchaft nicht über andere Menſchen erhaben ſind, und daß die Selbſtliebe auch bei ihnen einen weſentlichen Einfluß hat.

Eine wahrhafte Qual für Publikum und Akademiker bilden die mathematiſchen Abhandlungen, worin namentlich ein Mitglied der Akademie ſo unerſchöpflich iſt daß es faſt jeden Montag einige Seiten eines neuen Memoires vorträgt. Es ſcheint wirklich als wäre Cauchy nur aus Formeln zuſammengeſetzt, und brauche nur den Aermel zu ſchütteln um ganze Reihen davon herausfallen zu ſehen. Allein ich habe ſelbſt Mathematiker vergebens nach dem Intereſſe gefragt welches eine ſolche Vorleſung bieten könnte. Ihr folgen wäre ſelbſt für den Gott der Rechenkunſt eine rein unmögliche Sache; was ſollen nun andere ehrliche Leute die eine Rechentafel und große Stille um ſich her haben müſſen, um eine Gleichung erſten Grades löſen zu können, mit all den unendlichen Integrationen anfangen? Auch ſieht man jedesmal, ſobald der Name eines Mathematikers genannt wird, die Mitglieder der Akademie ſich umdrehen und mit ihren Nachbarn lebhafte Geſpräche führen die öfter die Schelle des Präſidenten erheiſchen. Nicht minder ermüdend und fruchtlos ſind längere Aufſätze die mehr als zehn Minuten wegnehmen. So viel ich weiß, darf nach dem Reglement der Akademie Niemand länger als eine Viertelſtunde das Wort behalten; eine ſehr weiſe Einrichtung, die in vielen andern gelehrten Körpern ſollte nachgeahmt werden, und die namentlich in den deutſchen Naturforſcherverſammlungen eine wohlangebrachte Anwendung finden dürfte. Es liegt immer in der Macht des Präſidenten den Vortrag länger andauern zu laſſen, wenn er ſieht daß derſelbe allgemeines Intereſſe erregt, und es iſt ihm durch einen ſolchen Artikel das Mittel in die Hand gegeben einer langweiligen, allzuſehr ins Breite gedehnten Ausführung ein Ziel zu ſetzen, ohne ſich

Digitized by Google

Vorwürfe wegen Parteilichkeit zuziehen zu müſſen. Lange Ausführungen gehören in Bücher; in öffentlichen Sitzungen wo mündliche Mittheilungen oder Vorleſungen ſtatthaben, ſollten nur kurze, prägnante Sätze und die endlichen Reſultate eine Stätte finden. Man kann den Mangel öffentlicher wiſſenſchaftlicher Sitzungen, unter dem die deutſchen Naturforſcher leiden und dem ſie nur mangelhaft durch ihre jährlichen Verſammlungen abhelfen, ſchon aus dem Umſtande erſchließen daß ihre Abhandlungen nur ſehr ſelten gedrängte Schlußfolgerungen bieten, ſondern daß man die Reſultate ſtets in dem ganzen Buche zerſtreut ſuchen muß. In franzöſiſchen Büchern ſowohl wie in kleineren Abhandlungen findet man dagegen ſtets hinten Concluſionen abgehängt welche in wenigen Worten die Reſultate der Unterſuchungen darſtellen. Es iſt freilich ſchwer ſolche Reſultate kurz und bündig zu faſſen, allein der Gewinn dieſer Einrichtung iſt für die Leſer und Nachfolger ſehr groß; denn man weiß nach einem kurzen Ueberblick dieſer Concluſionen — vorausgeſetzt daß ſie gut abgefaßt ſind — ſogleich was man in dem Ganzen zu ſuchen hat und was man darin findet, ſo daß wenige Minuten genügen um uns zu belehren, ob wir den Inhalt im Ganzen durchnehmen müſſen oder die Sache bei Seite legen können.

Den eigentlichen Glanzpunkt der akademiſchen Verhandlungen bildet die Eröffnung der Correſpondenz, die von den beſtändigen Secretären beſorgt wird. Von allen Seiten der Welt laufen natürlich eine Menge von Briefen und Communicationen ein; und es gibt wohl wenige Phänomene von wirklich bemerkenswerther Art, wenige Zufälle und Ereigniſſe, von welchen die Akademie nicht Kunde erhielte. Wenn einzelne Mitglieder es verlangen, ſo müſſen die Briefe wirklich vorgeleſen werden; meiſt aber gibt der beſtändige Secretär nur einen kurzen Bericht über den Inhalt der einzelnen Mittheilungen. Der Secretär hat dadurch, wie leicht einzuſehen, eine gewaltige Macht in Händen; denn je nach den Ausdrücken deren er ſich bei dieſem Geſchäfte bedient, kann er einer Mittheilung eine bedeutende Wichtigkeit beilegen oder auch ſie als ganz irrelevant behandeln. Dieſe Macht iſt um ſo größer, als die Journaliſten die einen eigenen Platz in der Akademie auf reſervirter Bank einnehmen, am andern Morgen, ehe noch die Mittheilungen ſelbſt erſcheinen können, ſchon in allen Zeitungen ihre Berichte über die Sitzung geben und dadurch den vom Secretär ihnen mehr oder minder aufgenöthigten, guten oder böſen Eindruck in die Welt hinaus poſaunen. Es haben ſich deßhalb oft Stimmen hören laſſen welche verlangten daß dieſe Berichte durchaus unparteiiſch ſeyn ſollten; allein dieß iſt, wie aus der Sache ſelbſt hervorgeht, eine reine Unmöglichkeit, da nothwendigerweiſe der Secretär doch eine wiſſenſchaftliche Ueberzeugung beſitzen muß, die den Meinungen welche ausgeſprochen worden, entweder günſtig oder ungünſtig ſeyn wird. Perſönlichkeiten ſollten freilich durchaus bei Seite gelaſſen werden; leider aber iſt dieß nicht immer der Fall, und gerade demjenigen Secretär welcher die Gabe der Rede im hohen Grade beſitzt, hat man ſchon öfter Begünſtigungen oder Bekrittelungen vorgeworfen die, der Behauptung nach, nicht aus wiſſenſchaftlichen Motiven herſtammten.

Die Akademie hat zwei beſtändige Secretäre, welche keiner Section zugehören, und wovon einer, Arago, für die mathematiſchen Wiſſenſchaften, der andere, Flourens, für die phyſiſchen Wiſſenſchaften beſtimmt iſt. Beide wechſeln ab in der Eröffnung der Correſpondenz, und meiſt richten ſie ſich in der Art ein, daß Arago von Mathematik, Phyſik, Chemie und Geologie, kurz allen unorganiſchen Gebieten, Flourens von den Mittheilungen über die organiſchen Naturwiſſenſchaften Rechenſchaft gibt. Die Sprache Arago's iſt klar, leicht, verſtändlich; die verwickeltſten Verhältniſſe in Apparaten und Deductionen weiß er anſchaulich zu machen, ſo daß man ſeinen Berichten gerne Gehör leiht und auch jedesmal wenn ſein Tag kommt, das Publicum ſehr zahlreich ſich verſammelt. Vielleicht ſelbſt daß ihn dieß Beſtreben verſtändlich zu werden manchmal zu weit führt, zu lange Wiederholungen, Umſchreibungen des Geſagten machen läßt, die aber nur ſelten ermüden, da ſie mit ſüdlichem Feuer und großer Lebendigkeit der Darſtellung, zuweilen auch gemüthlichen Witzen oder ſarkaſtiſchen Ausfällen begleitet ſind. Flourens ſteht ſeinem Collegen in dieſer Beziehung weit nach; ſeine Darſtellung hat durchaus nicht jene Gewandtheit, jene klaren gefälligen Formen denen man gerne lauſcht; ſeine Sprache iſt ſchwerfällig, verlegen, ſelbſt ſtotternd; ſeine Sätze bringt er nur mit Mühe zu Ende.

Indeſſen bleibt es meiſtens nicht bei den mündlichen Berichten der Secretäre; ſobald der Verfaſſer eines Aufſatzes es verlangt, wird derſelbe einer Commiſſion übergeben die denſelben zu prüfen und den Bericht darüber ſchriftlich abzuſtatten hat. Die Commiſſion wird unmittelbar nach Vorleſung einer Arbeit von dem Präſidenten nach Willkür ernannt; die Commiſſäre werden in der Section gewählt in welche der Gegenſtand gerade einſchlägt. Wünſcht ein anderer Akademiker den die Sache gerade intereſſirt, beizutreten, ſo nimmt ihn das Bureau mit Vergnügen auf; allein dieſer Fall kommt wohl ſelten vor. Ueberhaupt werden die meiſten Commiſſionen von den Akademikern als eine Laſt betrachtet, und ſo viel wie möglich ſchafft man ſie ſich vom Halſe; die älteren Mitglieder ſind indeß noch beſſer daran, weil ſie meiſt nur Ja ſagen zu dem Berichte den das jüngſte Mitglied der Commiſſion abſtatten muß, im Falle nicht ein Anderer ſich dieß beſondere Vergnügen erbäte. Die Franzoſen wiſſen jetzt was an den Commiſſionen iſt; ich halte es nicht für unnütz, auch meinen deutſchen Landsleuten eine Andeutung zu geben, da ſie manchmal noch viel von den Berichten dieſer Commiſſionen zu erwarten ſcheinen.

Eine Commiſſion über eine eingeſandte, nur einigermaßen umfangreiche wiſſenſchaftliche Arbeit wünſchen, heißt gerade ſo viel als ihre Bekanntmachung auf unbeſtimmte Zeit hinausſchieben. Wenn heute ein Geſetz käme welches den Akademikern befähle, alle noch rückſtändigen Commiſſionsberichte innerhalb Jahresfriſt zu liefern, bei Verluſt ihrer Stellen, ſo würde ſicherlich nach Verlauf der anberaumten Friſt die Akademie ſtatt 65 höchſtens 10 Mitglieder zählen — man wäre gezwungen die übrigen zu entlaſſen. Es iſt dieß einerſeits aus materiellen, in der Einrichtung der Commiſſionen liegenden Gründen, andererſeits aber auch aus den perſönlichen Gewohnheiten der Akademiker zu erklären. Was die erſteren betrifft, ſo wäre wahrlich die Zeit eines Mannes vollſtändig nöthig, um den Arbeiten welche ein Commiſſionsbericht erheiſcht gehörig Folge zu geben. Man kann wohl im Durchſchnitte rechnen daß wöchentlich, bei jeder Sitzung, etwa 15 bis 20 Commiſſionen ernannt werden. Die Prüfung der vorgelegten Arbeiten, das Anhören der von den Verfaſſern vorgebrachten Erläuterungen, das Wiederholen der Verſuche, welches nöthig iſt um ſich von der Richtigkeit der Thatſachen zu überzeugen — all dieß würde die ungetheilte Zeit eines jeden Mitgliedes in Anſpruch nehmen, und in den Sectionen wo die raſcheſten Fortſchritte gemacht und die meiſten Thatſachen aufgebracht werden, wie in der Phyſik, der Chemie, den beſchreibenden Naturwiſſenſchaften, würde die Zeit der Mitglieder gar nicht ausreichen um gehörige Berichte auszuarbeiten, welche die aufgeworfenen Fragen unterſuchen und die vorgelegten Arbeiten gründlich beleuchten. Nun gibt es aber kaum

Digitized by Google

einen oder den andern Akademiker der nicht Aemter nebenher hätte; die meiſten ſind Profeſſoren, andere haben wiſſenſchaftliche Adminiſtrationsämter, und Alle welche nicht reich ſind, müſſen auch ſolche Stellen haben; denn mit der Beſoldung des Akademikers (1200 Fr. jährlich und 6 Fr. für jede Sitzung der man beiwohnt) kann man wahrhaftig nicht als Akademiker leben. Wo ſollen nun ſolche Männer, Profeſſoren, Adminiſtratoren und beſchäftigte Praktiker noch die Zeit hernehmen in Commiſſionen zu ſitzen und anderer Leute Kram auszupacken?

Ein anderer Uebelſtand liegt in der Schwierigkeit die Commiſſionen zu vereinigen, und es iſt ſchon oft im Schooße der Akademie Klage von Mitgliedern ſelbſt erhoben worden über die Nachläſſigkeit der Herren Akademiker hinſichtlich der zur Vereinigung der Commiſſionen getroffenen Verabredungen. In einer großen Stadt wo die Entfernungen bedeutend, die Geſchäfte über einen ſo weiten Raum ausgedehnt ſind, iſt dieſe Schwierigkeit noch weit größer als an kleineren Orten, und im Inſtitute iſt ſie um ſo bedeutender als kein Zuckerwaſſer dort gereicht wird. Man mag dieß für parador halten; ich kenne eine Anekdote die in dieſer Beziehung zu charakteriſtiſch iſt, als daß ich ſie hier nicht mittheilen ſollte. Als Levrault das große Dictionnaire des sciences naturelles herausgeben wollte, welches bei ihm unter Frederic Cuviers Oberleitung erſchienen iſt, gelang es ihm nie die einzelnen Mitarbeiter welche ihre Theilnahme zugeſagt hatten, zu vereinigen um ſich gemeinſchaftlich über den Plan und die Grundlagen des Wörterbuches zu beſprechen. Mehrere Verſammlungen wurden angeſagt; es kamen ſtets einige, die größte Zahl aber kam entweder gar nicht, oder erſt wenn die zuerſt gekommenen ſchon wieder fort waren. Kurz, man ſah ſchon den Moment voraus wo man den Plan mußte fallen laſſen, da man ſich nicht über ſeine Ausführung einigen konnte. Madame Levrault erſann ein Auskunftsmittel. Es wurde eine Verſammlung angeſagt. Die Ankommenden fanden Madame Levrault die ihren Gemahl mit dringenden Geſchäften entſchuldigte und ein Geſpräch entwickelte. Auf allen Tiſchen waren hohe Berge von Zucker aufgehäuft und Waſſerflaſchen aufgepflanzt. Die erſte Verſammlung dieſer Art war fruchtlos, bei der zweiten fand ſich die Mehrzahl ein, bei der dritten fehlten nur wenige, und alles Nöthige wurde beſprochen und abgethan. Der Zweck war erreicht — das Gelingen hatte freilich einige Hüte Zucker gekoſtet. Gäbe es Zuckerwaſſer und eine lebhafte intereſſante Frau zum Empfang in den Commiſſionen, kein Zweifel daß mehr als die doppelte Zahl Berichte geliefert und die Commiſſionsverſammlungen nicht unbeſucht bleiben würden.

Es gibt freilich Fälle wo die Commiſſionsberichte mit überraſchender Schnelligkeit geliefert werden. Den Eingeweihten iſt aber bekannt daß dieß nur dann geſchieht, wenn irgend ein anderer Nebenzweck mit dem Berichte verbunden iſt. Wo nur ein rein wiſſenſchaftliches Reſultat von der Commiſſion gegeben werden ſoll, da gibt es hundert und aber hundert Beweggründe welche den Bericht hinausſchieben laſſen; — wo es aber gilt den Verfaſſer einer Arbeit zu unterſtützen, weil man ihm perſönlich wohl will, oder einer Anſicht aufzuhelfen auf deren Begründung man Werth legt; — wo es ſich darum handelt, einen directen oder indirecten Angriff abzuweiſen: da findet auch der Beſchäftigtſte Zeit einen Bericht zu erſtatten, und ſeine Collegen die in der Commiſſion ſitzen, zuſammenzubringen. Es iſt deßhalb rein unnütz eine Commiſſion zu verlangen, wenn man nicht perſönliche Freunde in der Akademie hat um die Sache zu betreiben; hat man freilich ſolche, ſo hält es nicht ſehr ſchwer einen günſtigen Bericht zu erhalten; im entgegengeſetzten Falle thut man ſich ſelber den größten Schaden, und es iſt ſchon öfter begegnet daß nach jahrelangem vergeblichem Harren und Sollicitiren die Autoren ihre Arbeiten zurücknehmen und nach dem Verluſte der Neuheit zum Drucke beförderten.

Einen unmittelbaren Einfluß auf den Fortſchritt der Wiſſenſchaft übt die Akademie durch die Preiſe welche ſie ertheilt, und die theils aus den ihr angewieſenen Geldern, theils auch aus Legaten von Privatleuten beſtritten werden. Die Akademie ſelbſt ertheilt jährlich drei große Preiſe, jeden von 3000 Franken; — einer dieſer Preiſe iſt für die mathematiſchen, zwei für die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften beſtimmt, und zwar von dieſen letzteren einer für Phyſik, Chemie ꝛc., der andere für die organiſchen Naturwiſſenſchaften. Für dieſe Preiſe werden beſtimmte Fragen ausgeſchrieben die bis zu einem gewiſſen Termine gelöst ſeyn müſſen, um der Commiſſion die darüber zu urtheilen hat, übergeben zu werden. Meiſtens tritt bei dieſen Fragen der nachtheilige Umſtand ein daß der Termin zu kurz, der zu behandelnde Gegenſtand zu umfaſſend iſt; Auswärtige laſſen ſich dadurch leicht abſchrecken, indem ſie einſehen daß die zugemeſſene Zeit zu kärglich iſt um etwas Tüchtiges zu leiſten. In Paris aber weiß man ſehr wohl daß die Concurſe meiſt um ein oder zwei Jahre zurückgeſtellt werden, wenn ſich keine genügenden Bearbeitungen finden; man arbeitet alſo darauf los, wie wenn man zwei oder drei Jahre vor ſich hätte, ſchickt vor dem Termin einen anonymen Wiſch ein der große zukünftige Reſultate ankündigt, und läßt, wenn man in der Commiſſion einen Bekannten hat, den Antrag auf Verlängerung des Termins ſtellen, der meiſt angenommen wird, da das in der Caſſe bleibende Geld einſtweilen Zinſen trägt.

Außer den drei großen Preiſen ertheilt die Akademie von Zeit zu Zeit einen Preis von 10,000 Franken für irgend eine wichtige Frage. Im letzten Jahre wurde dieſer Preis unter Mehrere vertheilt, die bei einer über Impfung und Kuhpocken geſtellten Frage concurrirt hatten, welche ſchon für 1842 ausgeſchrieben geweſen war.

Bedeutende Fonds ſind der Akademie durch ein Teſtament des Hrn. v. Montyon zugefloſſen, der zugleich in ſeinen Codicillen beſtimmt hatte welche Preiſe von den Renten dieſer Capitalien ertheilt werden ſollten. Zu den bedeutendſten gehören zwei Preiſe, einer beſtimmt für diejenigen welche die nützlichſten Entdeckungen in der Heilkunſt gemacht, ein anderer für die welche Mittel gefunden haben eine Kunſt oder ein Handwerk weniger ſchädlich für die Geſundheit zu machen. Wenn ich nicht irre, ſo können beide Preiſe, die an mehrere vertheilt werden ſollen, bis zu 10,000 Fr. geſteigert werden; im letzten Jahre wurden für Medicin und Chirurgie 8100 Fr., für die Verbeſſerung der ſchädlichen Künſte und Handwerke 5700 Fr. an verſchiedene Erfinder vertheilt. Hr. v. Montyon hatte verordnet daß Preiſe nur für wirkliche Entdeckungen gegeben werden ſollten, und daß die Akademie unter allen erſchienenen gedruckten Werken oder ihr zugeſchickten Manuſcripten die würdigſten zu bezeichnen habe; man hat aber beſchloſſen daß nur ſolche Werke berückſichtigt werden ſollen, die der Akademie eingeſandt würden, und auch dann nur in dem Falle, wenn der Verfaſſer in kurzen Worten dabei angäbe welche Entdeckung er gemacht und an welchem Orte in dem Buche oder Manuſcripte dieſelbe ausführlicher beſchrieben ſtehe. Man ſieht, die Akademie wollte ſich durch dieſe reglementariſchen Beſtimmungen die Arbeit erleichtern; man kann es den Herren nicht übel nehmen, denn was Medicin und Chirurgie betrifft, ſo erſcheint kaum ein Werk in Frankreich das ihnen nicht für den Concurs geſandt wird,

Digitized by Google

ſelbſt Diſſertationen habe ich einſchicken ſehen; da aber die Franzoſen doch nicht allein das Privilegium haben Entdeckungen in der Heilkunſt zu machen, ſo iſt es wünſchenswerth daß auch das Ausland wiſſe was es zu thun hat, wenn es um einen Preis für Medicin oder Verbeſſerung ſchädlicher Künſte mittelſt gedruckter oder geſchriebener Werke concurriren will.

Hr. v. Montyon hat noch mehrere andere Preiſe ausgeſetzt; einen von 895 Fr. für denjenigen Verfaſſer der am meiſten zum Fortſchritte der Experimentalphyſiologie beigetragen; einen andern für Mechanik; einen dritten für die Statiſtik Frankreichs; jeder von 500 Fr. etwa; auch hier gelten die eben bemerkten Bedingungen. Ein Hr. Manni, Profeſſor in Rom, hat einen Preis von 1500 Fr. für die beſte Abhandlung über den Scheintod, ſeine Erkenntniß und Verhütung ausgeſetzt; Lalande einen Preis von 635 Fr. für die intereſſanteſte Beobachtung oder die nützlichſte Arbeit in der Aſtronomie. Einer der ſchönſten Preiſe iſt gewiß derjenige den die Wittwe des berühmten Laplace ſtiftete. Demjenigen polytechniſchen Schüler der den erſten Rang im Examen erhalten hat, wird in öffentlicher Sitzung vom Präſidenten der Akademie ein Exemplar der Mécanique céleste überreicht.

Ich habe oben erwähnt daß die Publicität, die Verquickung der Akademie mit der öffentlichen Meinung, ihr einen bedeutenden Rang ſichere und daß die wiſſenſchaftliche Behandlung der Tagesfragen der akademiſchen Popularität ſtets neue Stützen verſchaffe. Dieſe Popularität wird nicht wenig unterhalten durch die ſeit 1835 veröffentlichten Comptes rendus der Akademie, die unter der Redaction der beſtändigen Secretäre erſcheinen und kleinere, der Akademie vorgelegte Abhandlungen ganz, größere im Auszuge enthalten. Es gibt gewiß kein wohlfeileres wiſſenſchaftliches Journal in der Welt; für 20 Fr. jährlich erhält man wöchentlich ein Quartheft von meiſt 40—60 Seiten, in welchem Alles enthalten was in der Akademie vorgekommen iſt, und da dieſe faſt von Allem Kenntniß erhält was in Frankreich vorgeht, ſo folgt daraus daß dieſe Comptes rendus ein ziemlich vollſtändiges Reſumé über die naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten der Franzoſen geben. Den beſtändigen Secretären iſt damit eine bedeutende Laſt aufgelegt; ſie haben ſie ſich indeß dadurch erleichtert daß ſie meiſt keine Auszüge derjenigen längeren Abhandlungen liefern welche nicht im Ganzen aufgenommen wurden; es ſey denn daß die Verfaſſer ſelbſt dieſe Auszüge verfertigen. Das Reſultat einer guten Arbeit kann ſtets in kurzen Sätzen, in wenigen Worten ausgedrückt werden; eine Abhandlung die einer ſolchen prägnanten Zuſammenfaſſung nicht fähig iſt, beſteht aus unklaren Ideen und ungewiſſen, nebligen Vorſtellungen. Ich habe ſchon oben erwähnt welche nützliche Folgen für die Schreibart der Naturforſcher im Allgemeinen dieſe überall bei der Akademie hervortretende Nothwendigkeit kurzer, zuſammenfaſſender Schlußfolgerungen gehabt hat, und wie ſehr es zu wünſchen wäre daß auch deutſche Anſtalten ſolche Nothwendigkeit hervorrufen möchten.

Zwei andere Publicationen welche von der Akademie ausgehen, ſind die Mémoires de l'Académie und die Mémoires des Savans étrangers, welche beide Kupfertafeln enthalten, während die Comptes rendus keine ſolche aufnehmen dürfen. Die von Akademikern geleſenen Abhandlungen kommen in die erſtere Publication, die indeß an innerem Gehalt der zweiten weit nachſteht. In die Mémoires des Savans étrangers kommen Abhandlungen welche von Gelehrten ausgehen die nicht zur Akademie gehören, und der Vorſchlag zum Abdruck einer Abhandlung in dieſer Sammlung iſt die größte Ehre welche eine Commiſſion in ihrem Berichte beantragen kann. Meiſt dankt man dem Verfaſſer, man ladet ihn ein ſeine Unterſuchungen fortzuſetzen, man votirt ihm ſelbſt Geldunterſtützungen zu dieſem Endzweck; allein mit dem Vorſchlage der Aufnahme in die Mémoires des Savans étrangers geizt man wirklich, und man kann dreiſt behaupten daß dort nur Abhandlungen von unbeſtreittenem Verdienſte ſich finden. Deßhalb iſt es auch leicht begreiflich, weßhalb die letztere Sammlung bei weitem mehr inneren Werth hat als die Memoiren der Akademiker, wo man Alles abdruckt was ein Akademiker für gut findet in die Welt zu ſchicken, und wo denn gar oft Sachen kommen die beſſer ungedruckt geblieben wären.

Dieß etwa das wiſſenſchaftliche Getriebe der Akademie. Es bleibt mir nun noch von ihrem directen Einfluſſe auf Beſetzung einiger Stellen, von ihrer eigenen Zuſammenſetzung und Regeneration zu reden übrig.

Schon oben erwähnte ich daß viele Stellen des Collège de France, des Pflanzengartens, unter directer Mitwirkung der Akademie beſetzt werden. Die Akademie hat das Recht einen Candidaten zu ernennen; die gelehrte Körperſchaft bei der eine Stelle leer iſt, beſtimmt ebenfalls durch Stimmenmehrheit einen Candidaten. Dem Miniſter ſteht nur unter dieſen beiden die Wahl frei, und wenn, wie es meiſt geſchieht, die Stimmen der Akademie und der andern Körperſchaft zuſammenfallen, ſo iſt der bezeichnete Candidat nur noch zu beſtätigen — zurückweiſen kann ihn der Miniſter nicht. Diejenigen Akademiker welche in der betreffenden Körperſchaft ſitzen, haben demnach ein doppeltes Gewicht, indem ſie an zwei Orten für ihre Freunde wirken können, und jetzt namentlich, wo die Majorität im Pflanzengarten auch eine bedeutende Partei in der Akademie bildet, möchte es ſchwerlich vorfallen daß für eine Stelle in letzterem zwei verſchiedene Candidaten aufgeſtellt würden. Noch an mehreren andern Anſtalten hat oder hatte die Akademie ähnliche Rechte; ſo namentlich an der polytechniſchen Schule, wo ſie ſogar, wenn ich nicht irre, unmittelbar Examinatoren ernannte. Dieß nur auf Ordonnanzen beruhende Recht der Akademie wurde ihr indeß von den Miniſtern entzogen, und zwar hauptſächlich aus dem Grunde, weil der republikaniſche Einfluß Arago's in der Akademie überwog und dieſe dem Widerſtande der Polytechniker gegen völlige Knechtung das Gewicht ihrer Autorität verlieh. Der Miniſter verordnete daß die Akademie künftig, ſtatt eines Examinators, drei Candidaten vorzuſchlagen habe unter welchen er wählen könne; ſo viel ich weiß beharrt aber die Akademie auf ihrem alten Rechte und wird wohl ſchwerlich dem Soult'ſchen Cüraſſierſtiefel ſich unterwerfen. Würde ſie indeß auch gänzlich des Rechtes Examinatoren für die polytechniſche Schule vorzuſchlagen, entkleidet, ſo würde der moraliſche Einfluß den ſie auf die Schule ausübt, nicht geringer ſeyn; zumal da eine große Zahl von Akademikern früher der Schule angehörten.

Mitglied der Akademie zu ſeyn, iſt der letzte wiſſenſchaftliche Grad den der franzöſiſche Gelehrte erreichen kann. Es iſt darum natürlich daß meiſt nur Männer von reiferen Jahren in dem Saale des Inſtituts einen Sitz haben, und da der Platz lebenslänglich beſetzt bleibt, ſo ſind die Gelegenheiten zum Eintritt gerade nicht ſehr häufig. Manchmal freilich trifft es ſich daß zufällig in einer und derſelben Section mehrere Todesfälle raſch hintereinander ſich ereignen und ſo auch jüngeren Männern die Pforte geöffnet wird. Zumal wenn plötzlich unerwarteter Weiſe einige Mitglieder in ihren beſten Jahren ſterben, ſo kann wirklich Mangel an Nachfolgern eintreten; denn die Franzoſen ſind ein berechnendes Volk, und der junge Mann der die Naturwiſſenſchaften ſich als Feld ſeiner Thätigkeit erwählt, ſchaut ſich zuvor

Digitized by Google

wohl um welche Ausſichten er habe, ehe er ſeine Specialität ergreift. Er berechnet wie viel Jahre er brauche um der Akademie würdig zu werden durch ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten; er ſucht nach den Geſetzen der Wahrſcheinlichkeitsrechnung zu ermitteln welche Section zu dieſer Zeit wohl am meiſten Ausſichten darbieten möge; er erwägt den Einfluß welchen dieſes oder jenes Mitglied in der Zukunft haben wird, um ſich an deſſen Partei anzuſchließen, und wenn er ſo alles Für und Wider erwogen und den beſten Hafen gefunden zu haben glaubt, ſo ſetzt er Segel über Segel auf um dem Ziele entgegen zu ſteuern. Aber andere haben dieſelben Berechnungen gemacht, ſich daſſelbe Ziel geſteckt, und gar oft begegnet es daß man in der Nähe deſſelben ſich von einer Menge Nebenbuhlern umgeben ſieht und zu großem Schaden bemerken muß daß die alten Invaliden, welche den Platz behaupten, noch gar nicht Miene machen denſelben zu übergeben. Während deſſen bildet ſich vielleicht an einem Orte den kein Menſch berückſichtigte, eine Breſche, und der jüngere Mann der ſich gerade davor findet, rutſcht durch dieſelbe ohne große Schwierigkeit hinein.

Die Beſtellung der akademiſchen Plätze auf Lebenszeit hat ihr Gutes, ſie hat aber auch weſentliche Nachtheile. Die Anſtrengungen welche der junge Mann, der darnach ſtrebt, machen muß, ſind größer als man ſich vorſtellen mag. Es gilt hier nicht allein um tüchtige Arbeiten, um Erlangung von Ruf, ſondern auch um ſtete Schlagfertigkeit gegen offene und verſteckte Angriffe der Rivalen, höfiſches Betragen gegen einflußreiche Mitglieder; man kann wirklich ſagen daß der Franzoſe auf klippenreichem Eismeere ſeinem Ziele entgegen laviren muß, während der Deutſche langſam, aber ſicher, über den ſtillen Ocean dahingleitet. Haben dann endlich die Leute mit etlichen vierzig Jahren den Sitz in der Akademie erobert, ſo fallen ſie todesmüde in den Seſſel und ſind nur ſchwer dahin zu bringen ſich zu neuen Anſtrengungen aufzuraffen. Daher der allgemeine Vorwurf daß die Mitglieder der Akademie nicht mehr wiſſenſchaftlich thätig ſeyen, daß die Arbeiten welche ſie zuweilen bringen, nicht ihnen, ſondern ihren Präparatoren, Gehülfen und Zöglingen angehören. Dieſe Vorwüefe ſind gegründet; ich kenne unter den jetzigen Mitgliedern der Akademie nur wenige die noch jetzt mit derſelben Luſt fortarbeiten wie früher; ich habe aber auch durch Betrachtung in der Nähe eingeſehen daß die Meiſten derſelben zu entſchuldigen ſind. Man hat ſie zu übermäßigen, erſchöpfenden Anſtrengungen in ihrer Jugend gezwungen; denn ſie arbeiteten nicht nur für ſich, ſondern auch für ihre Gönner — jetzt ſind ſie müde und ruhen aus auf den Schultern Anderer.

Man hat in allen Akademien Europa's daſſelbe Princip der lebenslänglichen Stellung der Mitglieder eingeführt. Für die übrigen Akademien hat die Sache an ſich keine Wichtigkeit, da dieſelben nur rein wiſſenſchaftliche Tendenz haben. Aus dem Geſagten geht aber hervor daß die rege Beziehung der Pariſer Akademie zum öffentlichen Leben, zur Induſtrie, zu allen materiellen und wiſſenſchaftlichen Fragen der Gegenwart, die ſich den Naturwiſſenſchaften unterordnen, daß dieſe Beziehung eine ſtete Thätigkeit der Mitglieder, ein beſtändiges Erhalten auf der Höhe der Wiſſenſchaft und der Zeitfragen verlangt; eine Aufgabe welcher ältere Männee im Allgemeinen nicht mehr gewachſen ſind. Die Geiſtesthätigkeiten ſinken mit dem Alter ebenſo gut wie alle andern Functionen des Körpers, und das Vorurtheil, daß Greiſe die beſten Räthe ſeyen, iſt längſt als ſolches erkannt. Wie noch viel mehr wird aber dieß Verhältniß geſteigert, wenn man nicht nur Rath, ſondern auch That verlangt! Könnte man die Akademie in active und paſſive Mitglieder theilen; könnte eine Anordnung getroffen werden daß nach 12—15 Jahren der Akademiker zu den paſſiven Mitgliedern überträte, wo er Wahl und Stimmrecht, ſowie ſeine Beſoldung behielte und nur einem neu Ankommenden einen Platz böte; könnte dieſe Einrichtung ſo getroffen werden daß der Akademiker nur dann zurückzutreten brauchte, wenn er gerne wollte, und auch dann noch an etwaigen Aebeiten und Berichten die ihn intereſſirten, ſich betheiligen könnte, ſo würde man die Akademie um zehn Jahre verjüngen, ihre Thätigkeit ſteigern, ihren unmittelbaren Einfluß auf die Fragen der Zeit erhöhen und ſomit gewiß bedeutenden Nutzen ſchaffen.

Ich komme nun zur jetzigen Beſetzung der Akademie ſelbſt. Die höchſte Ehre welche die Akademie einem Fremden ertheilen kann, iſt die eines Associé étranger. Nur acht ſolcher fremden Mitglieder gibt es für ſämmtliche Naturwiſſenſchaften; unter der großen Menge hervorragender Männer auf dem ganzen Erdkreiſe können nur acht gezählt werden, welche in den Augen der Akademie die höchſte Auszeichnung verdienen, welche der Rang den ſie in der Wiſſenſchaft behaupten, auch der Rechte theilhaftig macht die im Schooße der Akademie nur der franzöſiſche Bürger erlangen kann. Folgende ſind die Namen der jetzigen Associés étrangers: Alexander v. Humboldt, Gauß, Berzelius, Robert Brown, Leopold v. Buch, Beſſel, Oerſtedt und Faraday. Deutſchland zählt demnach die Hälfte von den acht, Schweden einen, Dänemark einen andern Repräſentanten, England hat zwei Vertreter.

Jede von den eilf Sectionen hat ſechs ordentliche Mitglieder die nothwendig in Paris wohnen müſſen; nur die Section für Geographie und Schifffahrtskunde beſitzt ausnahmsweiſe nur drei ordentliche Mitglieder. Es mag intereſſiren die Namen dieſer Männer hier aufzuführen; mit wenigen Ausnahmen finden ſich unter ihnen alle bedeutenden Celebritäten welche die Hauptſtadt Frankreichs aufzuweiſen hat.

Erſte Section. Geometrie: Biot, Poinſot, Libri, Sturm, Binet, Lamé.

Zweite Section. Mechanik: Cauchy, Baron Charles Dupin, Poncelet, Gambey, Piobert, Morin.

Dritte Section. Aſtronomie: Caſſini, Mathieu, Damoiſeau, Liouville, Laugier, Mauvais.

Vierte Section. Geographie und Schifffahrtskunde: Die Admirale Beautemps-Beaupré, Rouſſin, Duperrey.

Fünfte Section. Allgemeine Phyſik: Becquerel, Gay-Luſſac, Pouillet, Babinet, Despretz, Duhamel.

Sechste Section. Chemie: Thénard, Chevreul, Dumas Pelouze, Regnault, Balard.

Siebente Section. Mineralogie: Alexander Brongniart, Cordier, Beudant, Berthier, Elie de Beaumont, Dufrénoy.

Achte Section. Botanik: Briſſeau de Mirbel, Auguſte de Saint-Hilaire, de Juſſieu, Adolphe Brongniart, Richard, Gaudichaud.

Neunte Section. Agricultur: Baron Silveſtre, Dutrochet, Bouſſingault, de Gasparin, Payen, Rayer.

Zehnte Section. Anatomie und Zoologie: Duméril, Savigny, Ducrotay de Blainville, Iſidor Geoffroy-Saint-Hilaiee, Milne-Edwards, Valenciennes.

Eilfte Section. Medicin und Chirurgie: Magendie, Serres, Roux, Andral, Velpeau, Lallemand.

Rechnet man hierzu noch die beiden beſtändigen Secretäre, Arago für die mathematiſchen, Flourens für die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, und die Zahl der Unſterblichen (wie man ſie oft der Académie française zum Aerger nennt) iſt voll.

Denn die ſogenannten Académiciens libres, die keiner Section

Digitized by Google

zugetheilt ſind und deren die Akademie zehn beſitzt, bilden eine ſonderbare Zwitterclaſſe, von deren Gliedern man faſt behaupten möchte daß ihnen „zeitliche Ehr' und ewige Verdammniß“ zum Erbtheil geworden ſey. Sie erhalten keine Beſoldung, aber doch 6 Franken Troſtgeld für ihre Anweſenheit in der Sitzung; ſie müſſen Berichte, Commiſſionen, kurz Arbeiten aller Art übernehmen, dürfen ſprechen in den Sitzungen und in den geheimen Comité's, aber über Aufnahme neuer Mitglieder können ſie nicht mitſtimmen; ſie ſind Aſſeſſoren sine voto. Meiſt werden Männer zu Académiciens libres gewählt, denen man eine gewiſſe Anerkennung zu Theil werden laſſen will; Dilettanten welche eine bedeutende Stellung in der Welt einnehmen; Beſchützer und Förderer der Wiſſenſchaften oder auch Fachgelehrte die ſich mit dem Titel begnügen. Folgendes ſind die Namen der jetzigen Académiciens libres: Héron de Villefoſſe, Marſchall Marmont, Duc de Raguſe, Benjamin Deleſſert, Maurice, Héricart de Thury, A. Séguier, Bory de St. Vincent, de Bonnard, Francoeur, Pariſet.

Die Correſpondenten der Akademie endlich, die geſetzmäßig nicht in Paris wohnen dürfen, ſonſt aber in den Provinzen Frankreichs ſowohl als im Auslande gewählt werden können, haben höchſtens das Recht im Falle ihrer Anweſenheit in Paris das Wort nehmen und frei ſprechen zu dürfen, während eine der Akademie fremde Perſon nur leſen darf. Dieſes Recht, ſo wie dasjenige des Sitzens auf einem Seſſel, iſt das einzige was ihnen zuſteht. Im Uebrigen werden ſie ganz ſo wie alle andern Nicht-Akademiker behandelt; über ihre Arbeiten werden Berichte erſtattet und bei Ankündigung des Comité secret müſſen ſie ebenſo gut den Saal verlaſſen wie das übrige Publikum. Die Zahl der Correſpondenten iſt nicht gering, ſie beläuft ſich im Ganzen auf 92, die in ſehr ungleicher Art vertheilt ſind. Die Section der Aſtronomie iſt am beſten bedacht — ſie zählt ihrer ſechzehn — ihr zunächſt ſtehen die Sectionen für Botanik, Anatomie und Zoologie, Ackerbau, jede mit zehn Correſpondenten; dann folgen die Sectionen für Phyſik und Chemie, jede mit neun, Geographie, Mineralogie und Medicin, jede mit acht, und endlich Geometrie und Mechanik, jede mit ſechs Correſpondenten.

Die Wahl der Correſpondenten hängt hauptſächlich von den guten Freunden ab welche die auswärtigen Gelehrten in Paris ſich erworben haben, ſowie von dem Bekanntſeyn ihrer Arbeiten. Man meldet ſich nicht zu dem Platze eines Correſpondenten; ſobald ein ſolcher erledigt iſt, wird die betreffende Section zuſammenberufen' und aufgefordert eine Liſte vorzulegen, auf welcher ſie die Würdigen in eine gewiſſe Rangordnung zu ſetzen hat. Die Section legt ihre Liſte in geheimer Sitzung der geſammten Akademie vor; dort werden die Arbeiten und Anſprüche jedes Einzelnen beſprochen und dann in der folgenden Sitzung die Wahl vorgenommen. Man gibt ſich dabei nicht viele Mühe Stimmen für dieſen oder jenen zu gewinnen; die meiſten Mitglieder anderer Sectionen verlaſſen ſich auf das Urtheil ihrer Collegen welche die Ernennung näher berührt, und ſo ſtimmt meiſt die große Mehrheit für den der zuerſt auf der Liſte ſteht.

Nicht ſo ruhig geht aber die Wahl eines ordentlichen Mitgliedes vorüber, zu welcher man ſich melden und die ausdrückliche Erklärung beifügen muß daß man in Paris wohnen wolle. Die amtliche Procedur iſt zwar dieſelbe: Vorlegung einer Rangliſte durch die Section, Discuſſion der Anſprüche in geheimer Sitzung und endliche Wahl durch einfache Stimmenmehrheit; allein dieß ſind nur die öffentlichen Vorgange, und das geheime Spiel hinter den Couliſſen die Hauptſache. Von Morgens früh bis Abends ſpät jagt der Candidat durch die Gaſſen, Brochüren und Flugblätter vertheilend, in welchen ſeine Verdienſte um die Wiſſenſchaft auseinander geſetzt ſind. Dieſen ſucht er durch Schmeicheleien, Jenen durch Drohungen für ſich zu ſtimmen; den Einen gibt er ſplendide Mittageſſen, den Andern erweiſt er wichtige Gefälligkeiten. Jeder hat ſeine Freunde in der Akademie, welche für ihn bei ihren Collegen intriguiren müſſen. Nun geht das Stimmenhandeln unter den Akademikern ſelbſt an. Man ſchließt ſich an einzelne Parteihäupter an; man bildet Coterien und mißt gegenſeitig nach den vorhandenen Beitrittserklärungen ſeine Stärke ab. Oft entſcheidet ſich der Sieg ſchon zum Voraus für den Einen oder den Andern; oft aber auch ſcheint das Zünglein der Waage einzuſtehen, und dann unterhandeln die beiden Gegner, wie kriegführende Parteien. Meiſt kommt der Friedenstractat in der Weiſe zu Stande daß die eine Partie einwilligt ihren Candidaten fallen zu laſſen, unter der Bedingung daß bei der nächſten Wahl die Gegner für den Zurückgeſetzten ſtimmen. Nichts kann vielleicht ein beſſeres Bild von dem Getreide bei einer ſolchen Wahl geben als die einfache Darſtellung der einen oder anderen Wahlgeſchichte; indeß gehört dazu eine genauere Kenntniß der handelnden Perſonen oder wenigſtens der Chefs der Parteien, die wir vielleicht in einer ſpäteren Mittheilung näher zu charakteriſiren verſuchen werden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Monatblätter

zur Ergänzung

der

Allgemeinen Zeitung.

1845.

December.

Im Verlage und unter Verantwortlichkeit

der

J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalt

Seite

Memoirs of Sophia Dorothea, Consort of George I. 555
Giacomo Leopardi. Von Alfred Reumont 561
Gervinus, die Miſſion der Deutſchkatholiken 567
Eulogius Schneider. Von Laurenz Lerſch 571
Correſpondenz Karls V. 581
Aus dem Seebade. Briefe von H. König 584
Geſchichte Andreas Hofers 594

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Memoirs of Sophia Dorothea, Consort of George I.

2 Vol. London. H. Colburn. 1845.

Dieß ſehr ſplendid gedruckte Werk, entſpricht dem gewöhnlichen Begriffe von Memoiren inſofern nicht, als die Lebensgeſchichte der oben genannten unglücklichen Fürſtin nicht von ihr ſelbſt geſchrieben, ſondern von fremder Hand erſt jetzt aus den vorhandenen Urkunden und Briefen, hauptſächlich aus Quellen der geheimen Archive von Hannover, Braunſchweig, Berlin und Wien zuſammengetragen worden iſt; aber unter den Urkunden iſt eine der wichtigſten das von ihr ſelbſt geſchriebene Diary of Conversations, Tagebuch von Geſprächen, welches in dem vorliegenden Werke überſetzt (ob aus dem Deutſchen oder Franzöſiſchen iſt nicht ausdrücklich geſagt, doch vermuthlich aus der letzteren Sprache) mitgetheilt wird und den größten Theil des zweiten Bandes füllt. Der erſte Band iſt der erläuternde Commentar zu dieſem Tagebuch von Geſprächen und zu dem ebenfalls im zweiten Bande enthaltenen kurzen Bericht des Fräuleins von Kneſebeck, der getreuen Freundin und Ehrendame der Herzogin Sophia Dorothea, von den Schickſalen ihrer Gebieterin. Der ausführliche, ziemlich redſelige Commentar ſetzt manche Umſtände und Verhältniſſe allerdings in ein helleres Licht, gibt aber auch nicht ſelten ſtatt hiſtoriſcher Aufklärungen und belehrender Ergänzungen moraliſche und ſentimentale Reflexionen, und Conjecturen, welche zu machen füglich dem Leſer überlaſſen werden könnte. So überſchwenglich die Declamationen über die Sitten der Höfe und der Hofleute des 17ten und 18ten Jahrhunderts, und ſo beifallswerth die darin ſich ausſprechenden ſittlichen Grundſätze ſind, ſo wenig anſchaulich und ſcharf ſind die Charaktere der vorkommenden Perſonen gezeichnet, welche viel mehr als Incarnationen gewiſſer Eigenſchaften denn als ganze, wirkliche Menſchen erſcheinen. Etwas mißtrauiſch darf man in der That gegen die Unbefangenheit und das Urtheil eines Schriftſtellers ſeyn, welcher den allerdings deſpotiſchen und in ſeinem eigenen Hauſe wie gegen ſeine Unterthanen brutalen Friedrich Wilhelm I, den Vater Friedrichs des Großen, der aber denn doch viele ehrenwerthe Eigenſchaften beſaß, ein „dickköpfiges fühlloſes Thier" (a thick-headed, insensible brute) nennt und ſeinen Charakter bloß nach den Angaben der mediſanten Markgräfin von Bayreuth, ſeiner Tochter, ſchildert. Dieß hindert jedoch nicht daß nicht die hiſtoriſchen Thatſachen mit Fleiß und Eifer ermittelt und zuſammengeſtellt ſeyn ſollten, und die Schilderung der Schickſale der Herzogin Sophie Dorothea iſt ein dankenswerther und merkwürdiger Beitrag zur Kenntniß des Fürſten- und Hoflebens vor anderthalbhundert Jahren. Auch iſt die Geſchichte der unglücklichen Ehe dieſer Fürſtin mit dem Kurprinzen, ſpäter Churfürſten von Hannover und nachmaligen König von England, Georg I, ein Typus von dem Unſtern welcher über dem Ehebund ebenfalls einer braunſchweigiſchen Prinzeſſin mit dem vierten engliſchen Georg waltete und der Welt den Anblick eines ſo häßlichen Skandals gewährte. Doch mag gleich hier bemerkt werden daß Sophia Dorothea keineswegs, wie die Königin Caroline doch wenigſtens theilweiſe, durch eigne Schuld das Unglück das ſie betraf, verdient zu haben ſcheint. Hiſtoriſch merkwürdig iſt Sophia Dorothea inſofern, als ſie die Ahnfrau der jetzt noch in England herrſchenden Dynaſtie und die Großmutter Friedrichs II von Preußen war. Wir wollen daher eine kurze Skizze ihrer Schickſale nach dem uns vorliegenden Buche geben, welche den Leſer in manchem Betracht intereſſiren dürften.

Der Herzog Georg Wilhelm, aus dem Fürſtenhauſe Braunſchweig-Lüneburg, lernte in den Sechsziger Jahren des ſiebzehnten Jahrhunderts in den Niederlanden einen franzöſiſchen Edelmann, den Marquis d'Olbreuſe kennen, welcher mit ſeiner Tochter ſein Vaterland als Proteſtant hatte verlaſſen müſſen und faßte eine lebhafte Neigung für die ſchöne, verſtändige und tugendhafte Eleonore d'Olbreuſe. Zwar blieb ſeine Neigung nicht unerwiedert, aber das edle Fräulein wies ſelbſt den Antrag einer morganatiſchen Vermählung mit dem Prinzen längere Zeit ſtandhaft zurück. Endlich ließ ſie ſich durch die Rückſicht auf die Lage und die Wünſche ihres Vaters und vielſeitiges, wohlmeinendes Zureden zu dieſer Art von Verbindung bewegen, über welche der engliſche Verfaſſer, wohl nicht mit Unrecht, ziemlich ſcharfe Gloſſen macht, als über eine ſehr ſinnreiche und bequeme Erfindung deutſcher Höfe, die jedoch für einen tüchtigen und ſoliden engliſchen Sinn etwas gar Leichtfertiges und Widerliches habe, ſo ſehr ſie verliebten Prinzen zuſagen möge. Zweiunddreißig ſouveräne Fürſten der braunſchweigiſchen Familie, berichtet er, haben zu dieſem Auskunftsmittel gegriffen. Uebrigens hatte ſich der Prinz Georg Wilhelm früher ſchon gegen ſeinen jüngeren Bruder, den politiſchen Biſchof von Osnabrück, Ernſt Auguſt, verpflichtet nie eine ebenbürtige Heirath zu ſchließen. Zu der morganatiſchen Verbindung ſeines Bruders jedoch gab Ernſt Auguſt gerne ſeine Einwilligung, und ſie wurde im September 1665 geſchloſſen, nachdem der Prinz durch den inzwiſchen erfolgten Tod ſeines älteren, kinderloſen

Digitized by Google

Bruders regierender Herzog von Celle geworden war; und in der Stadt dieſes Namens hatte er mit ſeiner Gattin, welche den Namen einer Gräfin von Harburg führte, ſeine Reſidenz. Sie lebten ſehr glücklich, und beſonders nachdem ihm ſeine angebetete Gattin im Jahr 1666 eine Tochter geboren hatte, wußte der Herzog kaum wie er ihr ſeine Liebe und Dankbarkeit genügend beweiſen ſollte. Eleonore wurde nicht nur von ihm mit Geſchenken und Gütern aus ſeinem Privatmögen überhäuft, ſondern auch auf ſeine Verwendung vom Kaiſer zur Gräfin von Wilhelmsburg und nachmals in den Fürſtenſtand erhoben, und in Folge eines Uebereinkommens mit dem Biſchof von Osnabrück verwandelte der Herzog von Celle ſeine morganatiſche Ehe mit Eleonore, welche ſich allgemeine Achtung und Liebe zu erwerben wußte, in eine vollgültige, ſo daß ihre Tochter Titel und Rang einer Herzogin bekam, von der Erbfolge im Herzogthum jedoch, zu Gunſten Ernſt Auguſts, ausgeſchloſſen blieb. Doch ſicherte der Herzog ihr und ihrer Mutter bedeutende Privatgüter zu.

Die Tochter Sophia Dorothea entwickelte ſich unter der ſorgſamen und weiſen Aufſicht und Leitung ihrer Mutter körperlich und geiſtig ſehr glücklich; und wenn ſie, ſo lange die Ehe ihrer Eltern nur eine morganatiſche war, als eine wünſchenswerthe Partie für einen ausgezeichneten Edelmann gelten mochte — ein junger ſchwediſcher Graf K., welcher in Celle ſeine Bildung erhielt und häufig mit der Tochter des Herzogs als kleinem Mädchen verkehrte, ſchien ſehr gute Ausſichten zu haben — ſo wurde nachmals die Hand der Prinzeſſin Gegenſtand der Wünſche und Bewerbungen von Fürſten. Noch ſehr jung wurde ſie dem Prinzen Auguſt Friedrich, dem älteſten Sohne des Herzogs Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel, des treuen Freundes ihrer Eltern, verlobt; aber dieſer Prinz fiel bald nachher bei der Belagerung von Philippsburg und der Plan nunmehr deſſen jüngern Bruder, Auguſt Wilhelm, mit der Prinzeſſin zu verloben, wurde, obwohl von der Mutter ſehr begünſtigt, der Tochter, wie es ſcheint, nicht mißfällig und auch von dem Vater ſelbſt von Anfang gebilligt, zuerſt hinausgeſchoben und ſpäter durch Machinationen und Intriken von einer andern Seite her vereitelt.

Ernſt Auguſt (der jüngere Bruder von Georg Wilhelm, Herzog von Celle), Biſchof von Osnabrück, welches bekanntlich abwechſelnd einen proteſtantiſchen und einen katholiſchen Biſchof wählte, hatte einen nichts weniger als geiſtlichen Charakter; im Gegentheil war er ein tüchtiger und nicht unglücklicher Kriegsmann und als ſolcher beim Kaiſer ſehr in Gunſten, ein ehrgeiziger und ländergieriger Regent und ein prachtliebender, dem Sinnengenuß ergebener Fürſt, der in ſeiner kleinen Sphäre das Beiſpiel Ludwigs XIV nachahmte und wie dieſer den Maitreſſen an ſeinem Hofe und auf die Regierung einen großen Einfluß geſtattete. Seine Gattin Sophia war eine Tochter des unglücklichen Kurfürſten von der Pfalz und Königs von Böhmen, Friedrich, und Enkelin Jakobs I von England, deſſen Tochter Eliſabeth mit dem Kurfürſten von der Pfalz vermählt geweſen war, bekannt als Gönnerin und Freundin des großen Philoſophen Leibnitz, jedenfalls eine Frau von Geiſt und Energie, die jedoch ſehr verſchieden beurtheilt ward. Unſer Verfaſſer hält ſie für „nicht viel beſſer als eine Atheiſtin," rügt ihre Gleichgültigkeit gegen die Untreue ihres Gatten und berichtet, wie ſie in ihrem 84ſten Jahre eigentlich aus Verdruß plötzlich geſtorben ſey, weil ein Brief der Königin Anna von England ihre ehrgeizigen Hoffnungen und Ausſichten auf die engliſche Krone einigermaßen niederſchlug und trübte. Der ſehr weltliche Biſchof von Osnabrück folgte im Jahr 1679 ſeinem Bruder, dem Herzog Johann Friedrich, in der Regierung der Calenbergiſchen Lande mit der Hauptſtadt Hannover; er wurde vom Kaiſer ſpäter zum Kurfürſten erhoben und ſein Augenmerk ging darauf von den Ländern des Braunſchweig-Lüneburgiſchen Fürſtenſtammes möglichſt viele ſeinem Hauſe zu ſichern. Die Erbfolge in Celle war ihm durch Vertrag garantirt; um aber ganz ſicher zu gehen und auch die Familiengüter an ſein Haus zu bringen, wünſchte er ſeinen Sohn Georg Ludwig mit der Tochter des Herzogs von Celle zu vermählen, ſo ſehr er ſich früher über ihre Mutter und ihre morganatiſche Vermählung luſtig gemacht hatte. Es galt daher der Allianz mit dem andern Braunſchweiger Stamme entgegenzutreten, und wirklich wurde noch am Tage der beabſichtigten Verlobung der jungen Prinzeſſin ihr Vater durch einen Meiſterſtreich der Intrike umgeſtimmt und vermocht den Sohn ſeines alten, treuen Freundes abzuweiſen. Die Idee zu dem Plane die Prinzeſſin von Celle mit dem Erbprinzen von Hannover zu vermählen ſoll von einer vielvermögenden Maitreſſe Ernſt Auguſts ausgegangen ſeyn. Zwei Schweſtern, Fräulein von M., ſchöne, gebildete und ſchlaue, aber ſitten- und gewiſſenloſe Weiber, hatten am biſchöflichen Hofe einen großen Einfluß gewonnen. Die Eine hatte einen Herrn v. P., die Andere einen Herrn v. B. geheirathet; Hr. v. P. wurde erſter Miniſter und ſeine Gattin die Geliebte des Biſchofs, während durch die Bemühungen dieſer Dame ihre jüngere Schweſter, die Frau v. B., das Glück errang die Geliebte des Erbprinzen zu werden! Für die Erziehung und Bildung dieſes jungen Mannes war natürlich an einem ſolchen Hofe und unter ſolchen Verhältniſſen ſehr wenig geſchehen, und nur als Soldat hatte er Gelegenheit gehabt ſich einigermaßen auszuzeichnen. Er war nach England gereiſt, ſich um die Hand ſeiner Couſine, der Tochter Jakobs II, Anna, der Erbin des engliſchen Thrones zu bewerben, hatte aber ſeinen Zweck nicht erreicht, und nun wurde jener andere Plan verfolgt, obgleich der Prinz dazu anfänglich wenig Geneigtheit zeigte. Seine Mutter ſelbſt reiſte in größter Eile bei Nacht nach Celle, wo durch die P. ſchon der vertrauteſte Rathgeber des Herzogs, B., für ihre Abſichten gewonnen, durch Geſchenke und Verſprechungen förmlich beſtochen war und den Rathen und Wünſchen Eleonorens, die ſonſt Alles über ihren Gatten vermocht hatte, nunmehr aufs Beharrlichſte und mit immer größerem Erfolg entgegenarbeitete. Der ſchwache Herzog willigte in die ihm angetragene Vermählung ſeiner Tochter, trotz der Abneigung dieſer ſelbſt und ihrer Mutter, und die feingebildete, ſittſame Sophia Dorothea mußte ſich zu der Verbindung mit dem rohen und an ein wüſtes Feldleben gewöhnten Erbprinzen entſchließen. Die Vorbereitungen zur Vermählung wurden ſehr ſchnell gemacht, und dieſe ſelbſt im November 1682 glänzend gefeiert. Die Prinzeſſin war ſechzehn Jahre alt.

Von Anfang ging Alles gut; Sophia Dorothea erwarb ſich durch ihre Liebenswürdigkeit und ihr treffliches Benehmen die Neigung des Prinzen, ſowie die Achtung und Liebe der Eltern deſſelben und aller Wohldenkenden; und ſie ſchenkte ihrem Gatten im Verlaufe der erſten Jahre zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, mit deren Pflege und Erziehung ſie ſich eifrig und mit größter Liebe beſchäftigte. Aber die ſchlimmen Neigungen ihres Gemahls und die Ränke der Familie P. verſchworen ſich nach einigen Jahren zu ihrem Unglück. Die Gräfin P. ſah das Glück und die Beliebtheit der Prinzeſſin nicht gerne, weil ſie durch ſie verdunkelt, ihr Einfluß bedroht wurde, und wohl auch Sophia Dorothea welche die natürliche Lebhaftigkeit ihres Charakters nicht gehörig zu zügeln wußte, ihr nicht mit ſonderlicher Achtung begegnen mochte. Sie machte den Erbprinzen mit einem Fräulein v. S. bekannt, welche

Digitized by Google

bald ſeine Geliebte wurde. Er vernachläſſigte ſeine Gattin welche endlich, obwohl die letzte am Hofe, dieß ſtrafbare Verhältniß erfuhr. Hatte nun die Prinzeſſin wirklichen Grund zur Beſchwerde über ihren Gemahl, ſo ſuchte die argliſtige P. den Prinzen durch eine boshafte Täuſchung mittelſt eines geſtickten Handſchuhs eiferſüchtig und mißtrauiſch gegen ſeine Gattin zu machen, was ihr auch gelang. Ihr Jugendgeſpiele, Graf v. K., einer der glänzendſten Cavaliere jener Zeit, Bruder der berühmten Geliebten Auguſts II von Sachſen, ſtand in Dienſten des Herzogs zu Hannover als Gardeoberſt, und die Prinzeſſin fand am Umgang mit ihrem Jugendfreund, einem geiſtreichen und weltgewandten, aber hinlänglich leichtſinnigen und ſittenloſen Manne (deſſen „gefährlichen" Charakter ſie in ihrem Tagebuch ſelbſt anerkennt) vielen Geſchmack, wie er denn der Liebling des ganzen Hofes war. Die Gräfin P. bemühte ſich deßhalb einen Verdacht auf ſie zu werfen, während ſie ſelbſt, ſey es aus tückiſcher Berechnung oder aus Leidenſchaft, den Grafen in ihr Haus zog und ihn ihrer Gunſt würdigte. Der leichtſinnige junge Mann wies die Verſuchung von dieſer Seite keineswegs zurück, machte ſich aber daneben in ſeinen Geſprächen mit der Prinzeſſin über die Gräfin P. luſtig, deren Schwächen und Intriken er ſeiner Freundin enthüllte; und als die Vorſicht ſolche Unterredungen verbot, traten ſie in einen brieflichen Verkehr. Nach längerer Zeit erfolgte ein Bruch zwiſchen K. und der Gräfin; letztere war durch die Folgen ihres Verhältniſſes in eine mißliche Lage verſetzt worden welcher ſie ſich durch verzweifelte Mittel entzog; und um den ſchlimmen Gerüchten einigermaßen zu begegnen, trug ſie dem Grafen K. die Hand ihrer Tochter an, welche jedoch dieſer ablehnte, da er „zu gewiſſenhaft ſey als daß er ſich des Inceſtes ſchuldig machen möchte." Dieß erbitterte die Gräfin aufs höchſte; ſie ließ, von Eiferſucht und Rachgier geſtachelt, ihn und die Prinzeſſin aufs ſchärfſte von Spionen bewachen, und er hielt für gerathen ſich einige Zeit an den Hof Auguſts II nach Dresden zu begeben.

Inzwiſchen war die Lage der Prinzeſſin eine ſehr peinliche geworden. Ihr Gatte behandelte ſie mit Kälte und Abneigung, und trieb ſich faſt immer im Kriegslager um, wo er die Gunſt des Prinzen von Oranien gewann. Zwar vermochten der Graf und die Gräfin P. die gute Meinung des Kurfürſten und der Kurfürſtin (die Standeserhöhung erfolgte um dieſe Zeit) von ihrer Schwiegertochter nicht ſo ſchnell zu erſchüttern, aber doch blieb ſie den Beleidigungen und Kränkungen dieſer ſchändlichen Leute ſchutzlos preisgegeben, welche mittelſt B's. auch ihren ſchwachen Vater gegen ſie einzunehmen wußten. Ein erſter Verſuch die Prinzeſſin zu verderben, ſchlug fehl. Die P. ſuchte nämlich eine falſche Ausſage zu erpreſſen um ſie als Theilnehmerin an einer „Verſchwörung", an einem Plane, die Vereinigung der braunſchweigiſchen Lande mittelſt ausſchließender Erbfolge des Erſtgebornen zu verhindern, erſcheinen zu laſſen. Der jüngere Sohn des Kurfürſten, Maximilian, hatte dieſen Plan entworfen mit dem Grafen Molcke; ſie hatten ſich an den Herzog von Wolfenbüttel gewendet, und auch an B., welcher, im Dienſt und Sold der P., ſie immer tiefer hineinlockte und — ſie verrieth. Jetzt rächte ſich die P. an dem Prinzen Maximilian, welcher kurz zuvor die Geliebte ſeines Vaters mit Erbſenwaſſer ins Geſicht geſpritzt hatte, um ſich Gewißheit zu verſchaffen daß ſie geſchminkt ſey, dadurch daß ſie ſeine Verbannung veranlaßte; von Graf Molcke aber ſuchte ſie eine die Prinzeſſin in die Sache verwickelnde Angabe zu erpreſſen, wofür ſie ihm das Leben verſprach, und als er ſich dieſer Schändlichkeit weigerte, wurde er enthauptet. Sophia Dorothea erfuhr dieſe Tücke; ſie beklagte ſich bei ihrem Gemahl, wurde aber von ihm gleichgültig zurückgewieſen; und als bald darauf die Tiefverletzte erfuhr daß das Fräulein S. ihrem Gatten ein Kind geboren, und ihm deßhalb einen Vorhalt machte, wurde ſie von ihm aufs brutalſte mißhandelt und beinahe erwürgt. Auf ihr Geſchrei eilten Leute herbei und retteten ſie aus ſeinen Händen. Ihre Schwiegereltern mißbilligten zwar das Benehmen ihres Sohnes, nahmen ſich aber ihrer nicht kräftig an; und die unglückliche Fürſtin beſchloß ſofort bei ihren Eltern in Celle eine Freiſtätte zu ſuchen. Dieß that ſie; aber ihr Vater, durch die Ränke der P. und durch B. gegen ſie eingenommen, empfing ſie kalt, und bewog oder vielmehr zwang ſie nach Hannover in kürzeſter Friſt zurückzukehren und ſich zu einer Ausſöhnung bereit zu erklären, wozu ſie die Rückſicht auf ihre Kinder hauptſächlich mit beſtimmte. Aber auf der Rückkehr fuhr ſie an dem Schloß Herrenhauſen, wo alles zu ihrem feſtlichen Empfange bereit war, vorbei, weil unter den Perſonen die ſie dort erblickte, die verhaßten P. waren, und hiedurch war ſchon wieder die Ausſöhnung vergiftet. Der Prinz blieb mürriſch und gleichgültig gegen ſie, und die P. behandelten ſie mit ſteigender Frechheit und Feindſeligkeit.

In ſolch trauriger und iſolirter Lage — nur das Fräulein v. Kneſebeck war ihr treu ergeben — befand ſich die Prinzeſſin Sophia Dorothea als Graf K. vom Hofe zu Dresden nach Hannover zurückkam. Der leichtſinnige Graf hatte, in den Ton des Dresdener Hofes einſtimmend, ſich ſeiner Abenteuer in Hannover laut gerühmt, und ſich ſehr frei über die Gräfin P. insbeſondere, ſowie über andere Damen des Hofes, wohl auch über den Kurfürſten ſelbſt ausgeſprochen. Dieß alles hatte die Gräfin P. erfahren und ihm tödtlichen Haß geſchworen, auch den Kurfürſten ſehr feindſelig gegen ihn geſtimmt. Er wurde kalt aufgenommen, was ihm aber keine ſonderliche Sorge machte. Durch ein Billet der Gräfin, in welchem ſie die Hand der Prinzeſſin nachgeahmt hatte, wurde er an einem Abend zu dieſer beſchieden; und obgleich die Entdeckung des Betrugs ſie hätte vorſichtig machen ſollen, blieben ſie doch, da ſie einander ſehr viel zu ſagen hatten, trotz den Warnungen des Fräuleins v. Kneſebeck ſehr lange bei einander; denn es wurde zwiſchen ihnen der Plan verabredet daß die Prinzeſſin, die es in Hannover nicht mehr ertragen konnte, und bei ihren Eltern keine Aufnahme ſich verſprechen durfte, bei ihrem Vetter, dem Herzog von Wolfenbüttel, eine Zuflucht ſuchen, und der Graf ihr ſeinen Beiſtand leihen ſollte, um dieſe Reiſe ohne Vorwiſſen des hannoverſchen Hofes zu machen. Inzwiſchen aber hatte die Gräfin P. von dem Kurfürſten, welchen ſie längſt zu bereden bemüht geweſen daß K. in einem unerlaubten Verhältniß mit der Prinzeſſin ſtehe, einen Verhaftbefehl gegen den Grafen ausgewirkt; und als er ſpät Nachts das Schloß verlaſſen wollte, wurde er von vier Trabanten in einem Gang deſſelben überfallen, und da er ſich verzweifelt wehrte, tödtlich verwundet. In dieſem Zuſtande wurde er noch von der Furie P. mißhandelt, ins Geſicht getreten und gab bald ſeinen Geiſt auf, nachdem er noch um Schonung für die unſchuldige Prinzeſſin gebeten. Der Leichnam wurde eilends begraben und mit Kalk bedeckt, die Trabanten wurden zum ſtrengſten Stillſchweigen verpflichtet, und der Kurfürſt, ſo ſehr er über die Ueberſchreitung ſeiner Befehle anfänglich erzürnt und über die Ermordung des glänzenden Grafen entſetzt war, überließ doch die Durchſicht ſeiner Papiere, deren man ſich bemächtigte, ſeiner tückiſchen Maitreſſe, welche ihm daraus nach ihrem Gutdünken Bericht erſtattete. Beweiſe gegen die Prinzeſſin, wie ſie ſie wünſchte, fand ſie freilich in ihren Briefen an K. nicht, wohl aber unvorſichtige Aeußerungen derſelben über

Digitized by Google

den Kurfürſten und ſeinen Hof, über ihren Gemahl und über ihren eigenen Vater, der ſie ſo lieblos zurückgewieſen hatte, ſowie Andeutungen des Vorhabens einer Flucht nach Wolfenbüttel. Von all dieſem machte die Gräfin P. den trefflichſten Gebrauch, zumal da durch den Inhalt der Briefe ihre perſönliche Erbitterung gegen Sophia Dorothea noch ſehr geſteigert worden ſeyn mochte; und der dadurch nicht wenig gereizte, obwohl an ihrer Unſchuld noch nicht zweifelnde Kurfürſt war ſchwach genug die ganze weitere Führung dieſer Sache den beiden P. zu überlaſſen. Der leidenſchaftliche Ausbruch von Schrecken und Schmerz welchem ſich die Prinzeſſin bei der Nachricht von der Ermordung K's. überließ, wurde von ihren Feinden als ein Beweis ihrer Leidenſchaft für denſelben und eines unerlaubten Verhältniſſes mit ihm gedeutet, und ihre bittere Erwiederung auf die freche Frage des Grafen P., welcher an ſie geſchickt wurde um ihr zu eröffnen daß ſie nach Celle zurückgeſchickt werden ſolle: ſeit wann ſie von K. ſchwanger ſey? worauf ſie verſetzte: er verwechsle ſie mit ſeiner ſittenloſen Gemahlin, denn dieſe ſey von K. ſchwanger geworden, — ſteigerte die Erbitterung ihrer Feinde aufs höchſte. Der Kurfürſt ließ ſich endlich, wie es ſcheint, auf einige Zeit, von ihrer Schuld überzeugen, und ſchrieb in dieſem Sinne nach Celle, wo wenigſtens der ſchwache Vater an der Schuldloſigkeit ſeiner Tochter zu zweifeln begann, und durch die boshafte Mittheilung der Aeußerungen derſelben über ſeine Theilnahmloſigkeit und Härte von Seiten der Gräfin P. zum heftigſten Zorn gegen Sophia Dorothea entzündet wurde, ſo daß er ſich weigerte irgend etwas für ſie zu thun oder ſie bei ſich zu ſehen. Sogar der Kurfürſt ſelbſt war milder; zwar bediente er ſich fortwährend der Vermittlung der verhaßten P. bei ſeinen Botſchaften und Anträgen, und ließ ihr die Frage vorlegen ob ſie in verbotenem Umgange mit dem Grafen K. gelebt habe? Aber als ſie, nachdem die erſte Entrüſtung überwunden war, ſich bereit erklärte: zur Bekräftigung ihrer Verſicherung von ihrer Unſchuld das heil. Abendmahl zu empfangen, bewilligte er dieß, obgleich man es von anderer Seite zu hintertreiben ſuchte, und ihr Begehren wurde erfüllt. In einem ihrer Zimmer wurde ein Altar errichtet, ein Geiſtlicher hielt eine ergreifende Rede, und die Prinzeſſin empfing mit vollkommenſter Ruhe das heil. Abendmahl, ſo daß die officiellen Zeugen dieſes Actes nicht mehr an ihrer Unſchuld zu zweifeln, ſie nicht mehr anzufechten vermochten. Doch konnte ſich die Prinzeſſin nicht enthalten, nachdem die heilige Handlung vorüber war, zu dem Grafen P. zu ſagen: er möge nunmehr auch ſeine Gattin auffordern dieſer Probe ihrer Unſchuld ſich zu unterziehen. Das Fräulein v. Kneſebeck verſichert aufs glaubwürdigſte daß ihre Gebieterin für K., als einen alten Bekannten und einen „Mann von Ehre" allerdings freundſchaftliche Gefühle gehabt und großes Vertrauen in ihn geſetzt habe, doch ohne eine verbotene Leidenſchaft für ihn zu hegen, gibt aber zu daß er ſeinerſeits wohl andere Gefühle und Geſinnungen gehabt haben möge.

Während ihr Vater erklärte es ſey jetzt zu ſpät ihr beizuſtehen, und ſie habe durch ihr unkluges Betragen allen Anſpruch auf Hülfe verwirkt, zeigte ſich nunmehr der Kurfürſt geneigt eine Verſöhnung einzuleiten; er ließ ihr die Mittheilung machen: „wenn ſie ſich demüthige und zugeſtehe daß ſie gegen ihren Gatten zu weit gegangen ſey, und in Zukunft auf einem beſſern Fuß mit ihm leben wolle, ſo ſolle alles vergeſſen ſeyn und ſie ganz in ihre frühere Würde eingeſetzt werden." Sie hätte ſich vielleicht um ihrer Kinder willen dazu entſchloſſen; aber der gerade in Hannover anweſende B., den ſie um Rath fragte, rieth ihr in böſer Abſicht ab; ihr Widerwillen gegen den Kurprinzen und ihr Stolz ließen ſie ſeinem Rathe gern folgen, und ſie erklärte: „ſie wolle nimmermehr mit dem Kurprinzen leben, ſondern ihre übrigen Tage bei ihren Eltern zubringen;" denn der falſche B. hatte ihr zugeſagt daß ihr Vater ſie gewiß aufnehmen werde.

Eine Scheidung war auch der kurfürſtlichen Familie genehm, und der Kurprinz namentlich, welcher von Berlin aus kurz vorher auf Andringen ſeiner Schweſter einen Brief an ſeine Gattin geſchrieben und ſich zur Ausſöhnung bereit erklärt, aber weil der Brief unterſchlagen worden war, keine Antwort erhalten hatte, und daher noch mehr Grund zur Beſchwerde zu haben behauptete, war damit ſehr zufrieden; es kam nur darauf an die Sache möglichſt günſtig für ihn zu wenden. Eine ehegerichtliche Commiſſion von neun Mitgliedern wurde niedergeſetzt; und da die Sache ſich in die Länge zu ziehen drohte, nahm die Prinzeſſin unter heißen Thränen von ihren Kindern die jetzt etwa 10 und 8 Jahre alt waren, Abſchied, und begab ſich nach Lauenau im Herzogthum Celle. Die Commiſſion ſchickte Abgeordnete an ſie, um ihr zum Schein von dem Entſchluß ſich von ihrem Gatten ſcheiden zu laſſen, abzureden, nachdem ſie aber darauf beharrte, wurde nach längern Verhandlungen die Scheidung ausgeſprochen, und zwar ſo daß ſie als der ſchuldige, beklagte Theil behandelt, und ihr die Befugniß ſich wieder zu verheirathen verſagt, dem Kurprinzen dagegen dieß freigegeben wurde. Die wirkliche, offenkundige Untreue des Prinzen und die gegen die Prinzeſſin früher erhobene ſchwere Anſchuldigung kamen gar nicht zur Sprache. Die Scheidung erfolgte zu Ende des Jahrs 1694, nachdem die unſelige Ehe über 10 Jahre gedauert hatte.

Durch Privatübereinkunft zwiſchen den beiden Höfen wurde über das Schickſal der Prinzeſſin weiter verfügt: ſie ſollte den Titel einer Herzogin von Ahlden führen, und auf der kleinen Feſtung dieſes Namens reſidiren, oder vielmehr als Gefangene leben, zwar mit hinlänglichen Subſiſtenzmitteln verſehen und mit einem ihrem Range entſprechenden kleinen Hofſtaat, aber beraubt der Freiheit und beſtändig von Spionen umgeben, welche ſie auf jedem Schritte bewachten, und ihre Umgebungen mußten einen feierlichen Eid ablegen ihr durchaus keinen Umgang und Verkehr zu geſtatten welcher den fürſtlichen Familien nicht genehm wäre. Ihr ſchwacher Vater verſchwor ſie je zu ſehen, und ihrer Mutter wurden große Schwierigkeiten in den Weg gelegt ſie zu beſuchen; gegen das Ende ſeines Lebens erwachte in dem alten Herzog zwar wieder die Sehnſucht nach ſeiner mißhandelten Tochter, aber er verſchob die Ausführung ſeines Vorſatzes ſie vor ſeinem Tode doch noch einmal zu ſehen, ſo lange bis es zu ſpät war.

Achtundzwanzig Jahre war Sophia Dorothea alt als ſie ſich zur Gefangenſchaft verurtheilt ſah, und 32 Jahre brachte ſie darin zu, bis der Tod ſie befreite. Die mannichfachen Welt- und Familienereigniſſe welche während dieſer langen Zeit vorfielen, änderten nichts Weſentliches an ihrem Schickſale, brachten ihr die Befreiung nicht, nach welcher ihr raſtloſer Geiſt ſich beſtändig ſehnte, und welche zu erlangen ſie verſchiedene Plane entwarf. Ihre Hoffnung, ihr Vertrauen wurde immer getäuſcht. Der Tod des Kurfürſten 1698 und ihres Vaters 1705 brachten keine Aenderung ihrer Lage zum Beſſern, vielmehr ſchwand von dem Tage an wo ihr ehemaliger Gatte den kurfürſtlichen Thron beſtieg, für ſie jede Hoffnung, da er mit rachſüchtiger Härte ſie fortwährend bewachen ließ. Auch als er 1714 nach dem Tode der Königin Anna den engliſchen Thron beſtieg, verdoppelte er nur ſeine ängſtliche Wachſamkeit, weil er fürchtete ſie könnte, wenn ſie ihre Freiheit erlangte, in England erſcheinen, und ihm, der ohnehin ſchon durch ſeine Maitreſſenwirthſchaft, Habſucht und Verſchwendung ſich

Digitized by Google

verhaßt und verachtet genug gemacht hatte, ein böſes Spiel bereiten. Ihre Kinder ſah die unglückliche Gefangene nie mehr! Ihr Sohn wollte einmal in ſeinen jüngern Jahren auf einer Jagd, in der Nähe von Ahlden, ſich zu ſeiner Mutter ſchleichen, wurde aber von ſeiner Umgebung eingeholt und zurückgehalten. Als ihre Mutter Eleonore mit welcher ſie in fleißigem und tröſtlichem Briefwechſel geſtanden, und von der ſie manchmal Beſuche erhalten hatte, 1722 ſtarb, ſtand ſie ganz verlaſſen in der Welt. Zwar ſtand ſie in Verkehr mit ihrer Tochter welche die Gattin des Königs von Preußen geworden war, aber die Perſonen welche den Verkehr vermittelten, waren Spione, und die Tochter welche ſeit ihren Kinderjahren ihre Mutter nicht geſehen hatte, ſcheint ihrem tyranniſchen Gemahl gegenüber keine oder nur ganz ſchwache Verſuche gemacht zu haben das Schickſal ihrer mißhandelten Mutter zu erleichtern. Ihr Sohn, der Prinz von Wales, nachmals Georg II war in ſeinen Sitten und in ſeiner Bildung nicht viel beſſer als ſein Vater, und blieb ihr perſönlich ganz fremd, obgleich er nicht aufgehört haben ſoll ihr Schickſal zu beklagen, und mit ſeinem Vater auf ſehr ſchlechtem Fuße ſtand. Auch ehrte er, ſo wenig er den Willen ſeines Vaters achtete als er ihm in der Regierung folgte, das Andenken ſeiner Mutter, welche von ihrem unwürdigen geſchiedenen Gatten nur um wenige Monate überlebt wurde. Der König Georg I ſoll, ſo wird erzählt, ſehr beſorgt geweſen ſeyn für das Leben und die Geſundheit der gefangenen Prinzeſſin, und zwar aus Aberglauben, weil ihm prophezeit worden er werde ſie nicht ein Jahr überleben. Die Nachrichten von bedenklichem Unwohlſeyn derſelben — ſie hatte ſich lange einer ſehr guten Geſundheit erfreut — erſchreckten ihn, und die Kunde ihres Todes ſchlug ihn ganz nieder. Vielleicht wirkten Gewiſſensbiſſe und abergläubiſche Furcht zuſammen. Er verſank in ſchweren Trübſinn der nur manchmal von Ausbrüchen der heftigſten Leidenſchaft unterbrochen wurde, und ſeine Maitreſſen vermochten ihn nicht mehr zu erheitern. Es trieb ihn nach Hannover hinüber, aber auf der Reiſe wurde er im Wagen bei Ippenburen (?) vom Schlage getroffen, und ſtarb ehe er noch Osnabrück erreicht hatte, wohin er geführt zu werden verlangte, 10 Junius 1727, ſieben Monate nach ſeiner Gattin, welche am 13 November 1726 dem Gram und der Verzweiflung, wie es ſcheint, über das Fehlſchlagen ihres letzten Planes zu ihrer Befreiung in Folge ſchmählicher Verrätherei erlag.

Unſer Verfaſſer bemerkt daß auf den Nachkommen des brutalen und gewiſſenloſen Fürſten ein Fluch gelaſtet zu haben ſcheine, und zwar der ſchlimmſte Fluch: der der Familienzwietracht. Wie Georg I mit ſeinem Sohne Georg II in offener Feindſchaft lebte, ſo auch dieſer wieder mit ſeinem älteſten Sohne, Prinz Friedrich, der jedoch noch vor ſeinem Vater, unbetrauert und ſogar mit ſpöttiſchen Epigrammen gehöhnt, ſtarb. Georg II ſelbſt ſtarb eines plötzlichen Todes, am Schlagfluß, jedoch in hohem Alter. Eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Schickſale von Sophia Dorothea hatte das ihrer Urenkelin, Caroline Mathilde, Schweſter Georgs III, der Gattin König Chriſtians VII von Dänemark, welche, einer Intrike mit Struenſee und der Theilnahme an ſeinen hochverrätheriſchen Planen angeſchuldigt, durch die Vermittlung ihres Bruders jedoch, des Königs von England, der Rache ihrer Feinde entzogen, aus Dänemark abgeholt wurde und ihr Leben in Celle beſchloß. Georg III war als Menſch der Achtung und Liebe werth, aber der Fluch der Familienzwietracht verbitterte auch ſeine ſpätern Jahre, indem er in Uneinigkeit mit ſeinem ſittenloſen Sohne lebte. In dieſem kamen die Fehler und Laſter ſeiner Ahnen wieder zum vollen Ausbruch, und ſein ſkandalöſer Zwiſt mit ſeiner Gattin, Caroline von Braunſchweig, ſchien von neuem jenen Fluch zu bewähren. — Die Nachwirkung des Fluches ſcheint unſerm Verfaſſer erſt aufgehört zu haben ſeit die Krone nicht mehr in gerader Linie ſich vererbte und an eine Seitenlinie kam.

Während ihrer 32jährigen Gefangenſchaft vertrieb ſich die Herzogin Sophia Dorothea die Zeit mit Spaziergängen und Spazierfahrten, welche ihr, jedoch nur unter wachſamer Aufſicht einer zahlreichen Begleitung, geſtattet waren, mit der Beſorgung ihrer Haus- oder Hofhaltung, der Verwaltung ihres Vermögens, mit der Sorge für die Armen, welchen ſie eine Wohlthäterin wurde, und zwar nicht nur in ihrer nächſten Umgebung, ſondern ſelbſt in Holland, wo ſich ihre Mutter aufgehalten, erfreuten ſich die Nothleidenden ihrer Spenden; mit Briefeſchreiben, und namentlich auch mit der Abfaſſung des oben erwähnten „Tagebuchs von Geſprächen," wovon noch Einiges zu ſagen iſt. Sie ſchrieb es vermuthlich zum größten Theil in den letzten Jahren ihrer Gefangenſchaft, vielleicht nachdem der Tod ihrer Mutter ſie noch einſamer und verlaſſener gemacht hatte, und ſie im mündlichen Geſpräch ihre Gedanken und Erinnerungen mit keiner vertrauten Seele mehr austauſchen konnte, — wenigſtens iſt es bis kurze Zeit vor ihrem Tode fortgeſetzt, und ſchließt mit „Gefängnißgedanken" vom Jahr 1726, ihrem Todesjahr, woraus wir Folgendes mittheilen:

„Ich wandle unaufhörlich in dieſem Schloß herum, von einem meiner Gemächer in's andere, aber die ganze Zeit über, die ich hier eingeſperrt und bewacht werde, jetzt beinahe 32 Jahre, habe ich nirgends Troſt und Behagen gefunden, ſo lange man mir meine Freiheit verweigert, die ich nicht zu erlangen vermocht, obgleich ich mich auf jede in meiner Macht ſtehende Weiſe darum bemüht habe. Ich hoffe die neuen Plane des Grafen von Bar werden gelingen. Dieſelben Beſchäftigungen, von Tag zu Tag, von Woche zu Woche wiederholt, werden am Ende langweilig und ſchaal. Es iſt wahr, die Verwaltung der drei Domanen und die Zölle an der Weſer und Aller, ſowie die Verleihung der Mühlen und andere Dinge welche ſich auf die Verwaltungen der Herrſchaften beziehen, bringen mir zu Zeiten eine kleine Abwechslung. Aber ſie verurſachen auch manche Unannehmlichkeiten. Meine Correſpondenz welche früher manche müßige Stunde ausfüllte und mich oft belebte und erheiterte, iſt ſeit meiner Mutter Tod ſehr ſchwierig wo nicht gar unmöglich geworden.

„Aber ich begreife nicht warum meine Tochter *) während ihres Aufenthalts in Hannover meine Briefe nicht beantwortet hat, ſtatt mir nur die jetzt zurückgeſchickten Geſchenke nebſt einer höchſt ſonderbaren mündlichen Botſchaft zu ſenden? Ich kann kaum glauben daß ſie auch ſollte gegen mich Partei genommen haben, da ich bisher immer unzweifelhafte Beweiſe ihrer Liebe und Zärtlichkeit empfangen habe.

(Sie horcht.) „Höre ich recht? Ja, es iſt die Orgel welche ich der Kirche geſchenkt habe. Sie hatte nach meinen Erwartungen beſſer ausfallen ſollen. (Sie tritt an ein Fenſter.) Allerdings gewähren mir die geraderen Straßen des Städtchens, ſo wie ſie geführt wurden, um mir von hier aus eine beſſere Anſicht zu verſchaffen, einige Abwechslung, und ich freue mich ſo beträchtliche Summen zum Beſten der Einwohner verwendet zu haben, welche zum Theil vor ſieben Jahren ihre Habe durch's Feuer verloren. Die friedlichen Leute in dieſem Ort werden ſich ihrer verbeſſerten Wohnungen eben ſo erfreuen, wie es mir eine Genugthuung verſchafft ihnen geholfen zu haben; aber wenn ich ſie ſo hin und

*) Die Königin von Preußen, Gattin Friedrich Wilhelms I.

Digitized by Google

her gehen und ſie ihre Arbeiten treiben ſehe, dann fühle ich mich in dieſen engen Mauern ſo gedrückt und eingeſchloſſen, daß ich den Verluſt meiner Freiheit nur noch mehr bedaure.

„Was nützen mir Pracht und Glanz und Reichthum und andere Vortheile, wenn ich auch nicht einmal aus einem Zimmer in's andre gehen kann, ohne bewacht zu werden? Ueberdieß darf ich das Schloß nur mit Genehmigung eines Amtmannes verlaſſen, und dann nicht ohne eine ſtarke Wache. Es wundert mich wahrlich daß man mir erlaubt meine Chaiſe ſelbſt zu kutſchiren. Aber es iſt keine Gefahr dabei daß ich entkommen könnte, weil ich, außer der berittenen Wache, immer von zehn oder zwölf meiner Diener zu Pferde begleitet bin, die Alle angewieſen ſind mich und meine Bewegungen als Spione zu bewachen. Mein einziger Troſt in meiner Abgeſchloſſenheit iſt: die Armen zu unterſtützen und den Landleuten Vorſchüſſe zu machen, um ihr Elend zu erleichtern, und die Ausſpendung ſonſtiger Wohlthaten. (Man hört in der Ferne trommeln.) Ich höre die Parade der Schloßwache einen Tag wie den andern, wie man die Schildwachen auf den Wällen und am Thor meines Gefängniſſes ausſtellt, um mich zu bewachen und auf immer meiner Freiheit zu berauben. Meine neueſten Nachrichten von meiner Tochter machten mir einige Hoffnung mittelſt der Briefe des Grafen von Bar; ich hoffe indeſſen, er werde ſich keiner Gefahr ausſetzen. Ich fürchte beinahe, ſein neuer Plan, mich zu befreien, wird nicht glücken, zumal wenn ich bedenke daß der einzige von allen meinen Dienern, in welchen ich Vertrauen ſetzen zu können glaubte, Lüdemann, jetzt auch von meinen Feinden gewonnen iſt. Ich zweiſle nicht mehr, er iſt zum Verräther an mir geworden. Und die Uebrigen ſcheinen nur hier zu ſeyn, um meine Handlungen zu bewachen, meine Worte zu belauſchen, um darüber Bericht zu erſtatten, oder, was wahrſcheinlicher iſt, meine Worte und Handlungen ſo zu drehen und zu mißdeuten daß ſie mich verleumden und neue, ſtrengere Maßregeln veranlaſſen, unter dem Vorwand mein Entkommen zu verhindern.“ Die Prinzeſſin erfährt durch den eintretenden Lüdemann daß die Pläne des Grafen von Bar entdeckt ſeyen, er ſelbſt aber bewieſen habe daß er unſchuldig ſey — mit andern Worten, daß er ſie verrathen habe. Sie verſetzt: „Alſo iſt er ſicher. (In niedergeſchlagenem Tone.) Aber alle meine Hoffnungen ſind jetzt zerſtört — Alles iſt verloren — und Nichts bleibt mir übrig, als in der Gefangenſchaft zu ſterben. Ich kann nur in meinem feſten Glauben an die Güte der Vorſehung Troſt finden. Auf Gott will ich hinfort gänzlich vertranen. Ihm will ich ganz mein Schickſal anheim ſtellen, und mich beſtreben ruhig zu bleiben und meine Tage in ſtiller Faſſung zu beſchließen. Ich habe erfahren daß meine Kinder, die Königin und der Prinz von Wales, des beſten Wohlſeyns genießen. Habt Ihr Nachrichten von des Königs Befinden?“ Lüdemann. „Seine Majeſtät iſt wohl und widmet täglich einige Stunden den Geſchäften.“ Prinzeſſin. „Habt Ihr ſonſt noch Etwas zu berichten?“ Lüdemann. „Nichts Beſonderes; als daß die Rechnungen von den Domänen zu Ew. Hoheit Durchſicht bereit liegen.“ Prinzeſſin. „Wenn ich mich aufgelegt fühle ſie anzuſehen, will ich es Euch wiſſen laſſen. (Lüdemann geht ab.) Alſo meine letzten und zuverläßigſten Hoffnungen ſind auch vereitelt; und vermuthlich werde ich jetzt, noch ſtrenger bewacht, nie meinen einzigen Wunſch erreichen — meine Freiheit. Das iſt tranrig — das iſt jammervoll. (Sie ſinkt ohnmächtig auf einen Stuhl. Zwei Hofdamen kommen ihr zu Hülfe.) Ich fühle mich jetzt etwas beſſer. Aber ſolche Anwandlungen müſſen am Ende gefährlich werden. Wenn ſie ſich wiederholen, werden ſie meiner irdiſchen Laufbahn bald ein Ende machen. Ich glaube, es wird gut ſeyn nach dem Superintendenten zu ſchicken, damit ich wenigſtens des Troſtes und der Stärkung der Religion theilhaft werde. Aber zuerſt führt mich in mein Schlafzimmer.“

Hiemit ſchließt das Tagebuch, welches nicht in allen ſeinen Theilen ſo, wie in dieſem Abſchnitte, auf hiſtoriſche Treue Anſpruch machen kann, inſofern die Prinzeſſin nicht etwa nur Selbſterlebtes und Selbſtempfundenes darin niederlegte, ſondern auch, was ſie von Andern gehört und erfahren hatte, ſogar aus der Zeit vor ihrer Geburt, wie die Verlobung ihrer Eltern, zu ihrer Unterhaltung dramatiſirte. Indeſſen darf angenommen werden daß ſie durch ihre Mutter namentlich über Vieles, was ſie nicht ſelbſt erlebt, gehört und geſehen hatte, ziemlich genau unterrichtet war, daß ſie ſich bemühte ſich genau an die ihr mitgetheilten Nachrichten zu halten, und daß ſie die Charaktere der in dieſen Dialogen auftretenden Perſonen mit Treue wiederzugeben und durchzuführen beſtrebt war. Es ſpricht ſich darin ein unverkennbares Talent der dialogiſchen, ja dramatiſchen Darſtellung aus; kein Haſchen nach Effekten iſt ſichtbar; obwohl freilich die Monologe der Gräfin P. z. B. nur von der Verfaſſerin ſelbſt imaginirt ſeyn können. Es iſt nichts Uebertriebenes, kein leidenſchaftliches Pathos darin, wie denn überhaupt die Prinzeſſin im Ganzen eine ruhige, klare, verſtändige und wohlwollende Natur geweſen zu ſeyn ſcheint, aber ohne ſehr große Tiefe des Gemüths. Wenigſtens ſcheint eine gewiſſe Gleichmüthigkeit dazu erforderlich um das eigene traurige Schickſal mit ſolcher Objectivität zu betrachten, daß man im Stande iſt den Verlauf und die Entwicklung deſſelben in der Art gewiſſermaßen künſtleriſch darzuſtellen, wie es in dieſem Tagebuch geſchehen iſt. Denn dieß iſt etwas ganz Andres, als eine hiſtoriſche Darſtellung zur Rechtfertigung und Erklärung der eigenen Handlungsweiſe, zur Feſtſtellung der Wahrheit und zur Berichtigung der Urtheile der Welt, oder auch als ein poetiſcher Erguß der Gefühle und Leidenſchaften, ſey es in Elegien oder in lyriſchen Monologen, oder in dramatiſchen Gebilden, wozu alle Grundzüge aus dem eigenen Leben und Schickſal geſchöpft werden; faſt ein künſtleriſches Behagen ſcheint ſich durch das Ganze hindurchzuziehen und den Stachel der Leidenſchaft, der Erbitterung abzuſtumpfen, ſo wie den Schmerz und Kummer zu dämpfen, obwohl jene hin und wieder in einzelnen Zügen voll bittrer Ironie hervorbricht, und die Trauer und Wehmuth in den oben ausgezogenen Stellen allerdings ihr Recht geltend macht, ſo jedoch daß man nie vergißt: es iſt eine für Andre und nicht blos für die Schreiberin ſelbſt beſtimmte Compoſition. Indeſſen iſt in dem Tagebuch angedeutet, und auch ganz glaublich, daß die von Natur ſehr lebhafte und etwas heftige Fürſtin durch Leiden und Kummer von ihrer Lebhaftigkeit verloren habe, und ſtill, nachdenklich, reſignirt geworden ſey. Die Prinzeſſin gibt in dem obigen Monologe nicht die Empfindungen eines einzelnen beſtimmten Tages, ſondern ſie faßt darin zuſammen was ſie in ihrer langen Gefangenſchaft oft und viel empfinden und denken mochte; ſie beſchreibt darin ihre Beſchäftigungen mit einer unverkennbaren Abſichtlichkeit; ſie trägt ein Bild zuſammen, ſtatt das Bild eines beſtimmten Momentes zu fixiren; und wenn deßhalb oft ihre Dialogen mehr das Gepräge der Reflexion, als die friſchen Farben des Gefühls, der Leidenſchaft an ſich tragen, ſo muß man ſich für die arme Mißhandelte freuen, daß ſie in der künſtleriſchen Geſtaltung der erlittenen Unbilden die herbe Wirklichkeit wenigſtens zu Zeiten bis auf einen gewiſſen Grad ſcheint vergeſſen oder ſich ferne gerückt zu haben. Ein ſehr klarer Verſtand und Intereſſe für politiſche Dinge, d. h. für die Unterhandlungen,

Digitized by Google

Beſtrebungen und Rivalitäten der Höfe der damaligen Zeit ſpricht ſich in dieſen Geſprächen aus; beſonders aber ſind ſie lehrreich über den Ton und die Sitten welche an den kleinen Hofhaltungen des damaligen Deutſchlands herrſchten, und geben ein ſehr anſchauliches und ſchwerlich übertriebenes Gemälde von dem Einfluß intriganter Weiber. So verfängliche Gegenſtände darin behandelt ſind, ſo wird doch jeder von dem Buche mit der Ueberzeugung von der Unſchuld, Rechtſchaffenheit und Humanität der unglücklichen Fürſtin ſcheiden; und gewiß hatten die gekrönten Häupter, welche vor ein paar Monaten auf dem Schloß Stolzenfels zuſammentrafen, keine Urſache ihrer gemeinſamen Urahne ſich zu ſchämen — wenn ſie anders derſelben gedachten.

Giacomo Leopardi.

Von Alfred Reumont.

Wenn man auf der Straße von Pozzuoli nach Neapel die lange, den Athem beengende, durch Lampenlicht kümmerlich erhellte weltberühmte Grotte des Poſilipo hinter ſich läßt und nun wieder ins Freie tretend geblendet wird durch das glänzende Tageslicht und das wunderbare Panorama der Hauptſtadt des italiſchen Südens, die in geſchwungenen Linien weithin ſich erſtreckt auf den Hügeln und am Strande, gebadet von dem lichtblauen Meere, ſo wird man, iſt noch Raum vorhanden für andere Gedanken, für andere Empfindungen als die erzeugt werden durch die unendliche Schönheit der Natur, an drei Epochen der Dichtkunſt erinnert, auf welche der Ort ſelbſt hinweist. Die Tradition hat einem römiſchen Columbarium am Eingang der Grotte den Namen des Grabes Virgils beigelegt. Er, welcher durch ſeine Geſänge der Mittelmeerküſte Italiens, von Calabriens Gränze bis zur Tibermündung und Elba ſo unnennbaren Reiz verlieh, welcher ihre Buchten, ihre Vorgebirge, ihre Haine und Ströme mit Göttern und Helden bevölkerte und manchem, jetzt aus einem verfallenen Wartthurme oder aus einem zertrümmerten, wenige ärmliche Hütten einſchließenden Mauerring beſtehenden Ort helleren Klang des Namens verlieh als der deſſen große Städte ſich rühmen, ruhet dort im Angeſicht der üppigen Parthenope, nahe bei dem „in Lenzglut ſchimmernden" Baja, bei dem euböiſchen Cuma. Und in Santa Maria del parto, einer Kirche der Vorſtadt, liegt Sannazzaro, der Dichter der Arcadia, gleichgewandt in lateiniſchen wie in italieniſchen Verſen, nach der von Pietro Bembo verfaßten Inſchrift dem Sänger der Aeneis in der Dichtung naheſtehend wie durch ſeine Ruheſtätte, durch treue und dankbare Anhänglichkeit an das unglückliche, von Freund und Feind gleich ſchlecht behandelte Königshaus der Aragoneſen berühmt, in einer Zeit wo Verrath für einen Sieg der Klugheit galt. Wie er das zu Grabe gehende Mittelalter repräſentirt, ſo Giacomo Leopardi das neunzehnte Jahrhundert in der nämlichen, das iſt der claſſiſchen Richtung. Im Veſtibulum der kleinen Kirche San Vitale, an dem Wege nach Pozzuoli, ſteht an die Wand gelehnt ein einfaches Grabmal mit bezeichnenden Emblemen: in dem die Ewigkeit bedeutenden Schlangenring auf brennender Lampe der Vogel Minerva's, zwiſchen Lorbeer- und Eichenzweiglein der emporfliegende Schmetterling, unter dem Kreuze die Inſchrift:

Al Conte Giacomo Leopardi Recanatese
Filologo ammirato fuori d'Italia
Scrittore di filosofia e di poesie altissimo
De paragonare solamente coi Greci
Che finì di XXXIX anni la vita
Per continue malattie miserrima
Fece Antonio Ranieri
Per VII anni fino all' estrema ora congiunto
All' amico adorato MDCCCXXXVII.

Giacomo Leopardi war zu Recanati in der Mark Ancona am 29 Junius 1798 geboren. Nicht ferne von dem vielbeſuchten Wallfahrtsorte Loreto ſchaut die Stadt von ragender Anhöhe ins Land, ſtill und einſam wie die meiſten Städte dieſer Gegenden, deren alte Bedeutung geſchwunden iſt. Er ſtammte aus angeſehener aber nicht reicher Familie, ſein Vater iſt im Kirchenſtaat, namentlich in Rom, durch verunglückte ökonomiſche Speculationen bekannt, nebenbei durch einige Schriften in denen Schärfe des Verſtandes und nicht gewöhnliche Gelehrſamkeit mit einer in eiſerne Starrheit ausartenden Conſequenz gepaart ſind. Zum Unglück für den Sohn bildeten des Vaters religiöſe und politiſche Grundſätze den auffallendſten Contraſt mit den ſeinigen. Annäherung war nicht möglich; mit den Jahren wurden die Gegenſätze immer ſchroffer und trugen nicht wenig dazu bei Leopardi's Leben zu verbittern. Er war in gewiſſer Beziehung ein Autodidakt; nach dem vierzehnten Jahre blieb er beinahe völlig ſich ſelber überlaſſen und widmete ſich alten und neuen Sprachen und dem Studium der Philoſophie, namentlich der griechiſchen, mit einem Eifer welcher in nicht langer Zeit Früchte trug, die man wahrhaft wunderbar nennen kann. Von der Philologie, auf deren Bahnen er die chriſtliche ſowohl wie die heidniſche Welt erforſchte und durch ſeinen Scharfſinn und ſeine glückliche Divinationsgabe die Scharfſinnigſten und Gelehrteſten ſeiner Zeit in Staunen ſetzte, wandte er ſich zur Poeſie, den claſſiſchen Geiſt auch auf neuere Verhältniſſe übertragend, die Idee und Empfindung des großen Weltſchmerzes in dem Bewußtſeyn des Verfalls ſeines Vaterlandes und der alten Civiliſation individualiſirend. Hier fand ſeine Dichtung ihre Gränze. Er wollte das Myſterium dieſes Schmerzes ergründen, ſagt ſein treueſter Freund und Biograph *) von ihm,

*) A. Ranieri.

Digitized by Google

aber der Grund liegt jenſeit des Bereiches des menſchlichen Geiſtes. Je mehr ſein Geiſt ſich abmühte ihn zu finden, um ſomehr ſchien er zu entweichen und zu ſchwinden. Da zürnte er, noch voll von der Größe des Gedankens, erſt mit der ihm geſteckten Gränze die er Fatum nannte, verlor dann den Muth ſie je hinter ſich zu laſſen, und gelangte endlich, Wirkung mit Urſache verwechſelnd, zu dem Schluſſe, der Schmerz allein ſey Wahrheit. Und wie er in allem den Schmerz geleſen, überall den Schmerz geſungen hatte, ſo erklärte er nun alles durch den Schmerz.

Von ſeiner Jugend an verfolgte ihn das Unglück. Er hatte den Keim der Krankheit, die ihn die Hälfte ſeiner wenigen Jahre hindurch ſo entſetzlich elend machte, mit in die Welt gebracht; noch Jüngling war er, ſo begannen die Leiden die ihm um ſo furchtbarer waren, weil ſie mit dem Körper auch den Geiſt ergriffen, weil ſie ihn in ſeinen Studien hemmten, weil ſie ihm für den Reſt ſeiner Tage die troſtloſe Zukunft des Siechthums verſprachen. Die häuslichen Verhältniſſe, der beſchränkte Umgang in der von der Weltbewegung gleichſam ausgeſchloſſenen Stadt, die Luft ſelbſt, für Italien rauh und ſeinem kranken Körper ſchädlich, alles wurde ihm zuwider. Wie die meiſten Leidenden ſehnte er ſich nach Wechſel; wie die meiſten Leidenden hoffte er vom Wechſel Linderung. Und er fand ſie, wenigſtens für den Moment. Rom übte auf ihn den Einfluß aus welchen viele Unglückliche erprobt haben: die ſtachelnde und verzehrende Einwirkung individuellen Leidens wich vor der magiſchen Beruhigung die der großartigen Melancholie der Weltſtadt eigen iſt, welche neben dem Schmerz auch den Balſam in ſich trägt, welche den Friedenloſen Frieden finden läßt, den ſchlimm Verletzten Verſöhnung. Während Leopardi für ſeine Studien unerſchöpflichen Stoff fand, that ihm das liebevolle Entgegenkommen edler Geiſter unendlich wohl. Scharf war der Contraſt den er, nach Recanati heimgekehrt, in der früheren Umgebung fand. Er riß ſich wieder los; in Bologna und Mailand beſchäftigte ihn namentlich die italieniſche Poeſie, die ältere von der Dante'ſchen Zeit an bis zu jener des 18ten Jahrhunderts. Wie tief ſeine Kritik in das Weſen der lyriſchen Dichtung, wie in die innerſten und verborgenſten Schönheiten der Sprache eingedrungen, zeigen die Arbeiten die ſeinem längern Aufenthalt in der Lombardei angehören. Krank und müde nach Hauſe zurückgekehrt, verließ er bald die Heimath von neuem. Aus dem Abgrunde ſeines Schmerzes, ſagt der obenerwähnte Schriftſteller, rang er ſich empor, ſehnte ſich, mit dem unheilbaren Inſtinct des Menſchengeſchlechts, nach jener Glückſeligkeit deren Nichtvorhandenſeyn und Trug er geleſen, geſungen, gepredigt hatte. Und immer dieſem fliehenden Trugbild nacheilend ſchied er bald wieder von dem Ort wo er eben, verzweifelnd es zu erreichen, Ruhe geſucht hatte.

Die Städte Toscana's übten den günſtigſten Einfluß auf ihn aus. In Florenz und Piſa fand er theilnehmende und empfängliche Freunde, fand er die wohlthätige Luft eines milden Himmels, fand er die Anmuth der Sitten welche, Zeugniß wie Wirkung tauſendjähriger Cultur, mit der Anmuth und heitern Schönheit der Natur in dem reizendſten Bunde ſteht. Nur wer längere Zeit gelebt hat in Toscana und mit Toscanern, kann dieſe anderwärts nirgend empfundene Wechſelwirkung und deren Einfluß auf den Geiſt in ihrem wahren Weſen erkennen und ermeſſen. Gino Capponi und Giovanni Batiſta Niccolini gehörten hier zu Leopardi's innigſten Freunden. Jener mit dem Adel des Hauſes den Adel der Geſinnung und die reinſte Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne verbindend, als Geſchichtsforſcher ausgezeichnet durch Umfang der Kenntniſſe und Schärfe der Kritik, als Publiciſt durch die Klarheit und Präciſion ſeiner Anſichten, welche Hand in Hand gehen mit der Gedrängtheit und Kraft ſeiner Sprache: ein ächter Florentiner der beſten Zeit, voll warmer und aufopfernder Liebe zu ſeiner Heimath, aber über ſeiner Heimath nicht vergeſſend die großen Intereſſen der Menſchheit. Niccolini brauche ich kaum zu nennen; denn es gibt jetzt kaum Einen in Deutſchland der den Dichter des Arnaldo da Brescia nicht kennte, ihn, auf welchen Alfieri's Geiſt übergegangen zu ſeyn ſcheint und dem die tragiſche Bühne Italiens mehrere ihrer vorzüglichſten Werke verdankt — nicht ohne Mängel, beſonders wenn wir ſie von Seiten der dramatiſchen Entwicklung der Handlung und der Natürlichkeit des Dialogs, vom Standpunkte unſerer dramaturgiſchen Kritik aus betrachten, aber ausgezeichnet durch unabhängige Geſinnung, durch feſte Zeichnung der Charaktere, durch männliche Schönheit der Poeſie. In dieſer Umgebung war es wo ich im Frühling 1831 Leopardi kennen lernte, deſſen Krankheit, nervöſer Natur, damals auf einen ſolchen Punkt geſtiegen war daß der Körper zuſammengekrümmt und kaum noch der Bewegung fähig, gleichſam wider Willen dem regſamen Geiſte gehorchte. Da verboten ihm die Heilkundigen jegliche Beſchäftigung, und in dumpfem verzweifelnden Brüten brachte er die Tage hin. In dieſer Stimmung ſchrieb er die rührenden Worte „an ſeine toscaniſchen Freunde" welche der damals gedruckten Ausgabe der Dichtungen voranſtehen, deren Durchſicht ſelbſt er Andern überlaſſen mußte, Worte in welchen er Abſchied nimmt von Freunden, von Studien, vom Leben. „Ich ſage meinen geliebten Studien Lebewohl: einſt glaubte ich ſie würden meine ſpätern Jahre aufrichten; ich glaubte mit dem Verluſt aller andern Genüſſe, aller andern Güter von Kindheit und Jugend ein Gut erworben zu haben welches keine Gewalt, kein Unglück mir zu rauben im Stande wäre. Jetzt aber habe ich auch dieß ganz verloren: ich bin ein entlaubter Stamm der nur den Schmerz empfindet." Wie jetzt noch pflegte damals Gian Pietro Vieuſſeur, ein Genfer von Familie aber Toscaner durch langen Aufenthalt und erprobte Anhänglichkeit, alle die an Kunſt und Wiſſenſchaft Antheil nahmen, in ſeinem gaſtfreundlichen Hauſe zu vereinigen. Gern gedenke ich hier des trefflichen Mannes, deſſen unermüdlichem Eifer und nie raſtender Vorſorge Litteraten und Litteratur in Italien ſoviel ſchulden, durch welchen die wiſſenſchaftlichen Beziehungen ſeines Adoptivvaterlandes zum Auslande mehr als durch irgend jemand gefördert werden, von dem einſt die beſte Zeitſchrift Italiens und neuerdings das umfaſſendſte und nützlichſte hiſtoriſche Sammelwerk ausging, welches an Muratori und ſeine großartigen Leiſtungen erinnert. Bei Vieuſſeur ſah ich Leopardi; er war klein und verbildet, ſein großer Kopf ſchien zu ſchwer für den ärmlichen Körper, ſeine blaſſe Farbe und etwas matter Blick deuteten auf ſeine Krankheit; wie denn der Ausdruck des Leidens vorherrſchend war in den fein geſchnittenen Zügen und dem blauen Auge, in der Art der Rede endlich, wenn nicht der Gegenſtand ihn lebendig ergriff.

Von der Zahl derer welche in jener Zeit während meines erſten Aufenthalts in dem glücklichen, ſtets erſehnten Toscana das bekannte Haus beſuchten, wie manche ſind todt oder durch veränderten Beruf oder in Folge der unglückſeligen politiſchen Wirren, hier und dort nach allen Himmelsgegenden zerſtreut!

Von jener Zeit an war Leopardi's Leben kaum etwas anderes als ein verzweifeltes Ringen mit dem Tode den er erſehnte, welchem er aber doch nur als Mann erliegen wollte. Er verweilte einen Winter in der milden weichen Luft Roms, war wieder in Florenz, begab ſich dann nach Neapel, wo treue Freundſchaft ihm das letzte Aſyl bereitete das er nicht wieder verließ. Hier, auf

Digitized by Google

dem Hügel von Capodimonte und im Frühling und Herbſt in einem Landhauſe am Fuße des Veſuv, pflegte der Neapolitaner Antonio Ranieri, welchen Italien jetzt ſchon zu ſeinen geſchätzteſten Schriftſtellern im Fache der Geſchichte und Moralphiloſophie zählt und von dem es noch bedeutenderen Arbeiten entgegenſieht, den der eignen Familie Entfremdeten, deſſen letzte Tage noch durch das Schreckbild der aſiatiſchen Cholera geſtört wurden, welche damals in Neapel und Palermo furchtbare Verheerungen anrichtete und über die ganze Halbinſel einen dunkeln Schleier ausbreitete. Es war ein trübes Jahr, 1837, in welchem Giacomo Leopardi am 14 Junius auf Capodimonte den letzten Seufzer aushauchte.

Ueber Leopardi als Dichter kann ich nur wiederholen was ich bei einer andern Gelegenheit *) über ihn ausgeſprochen habe. „Scheint in Aleſſandro Manzoni die Poeſie des Glaubens, der freudigen Zuverſicht, des chriſtlichen Gottvertrauens perſonificirt, ſo iſt es in Giacomo Leopardi die Poeſie des Schmerzes, des troſtloſen Brütens, des vernichtenden Zweifels. Phyſiſche wie moraliſche Leiden haben auf dieſe trübe Stimmung großen Einfluß geübt. — — — — Ein Zögling der Alten, aufgewachſen im Studium ihrer Werke, lebte er ganz in ihrem Leben. Auf ſeine eignen Dichterwerke mußte dieſe entſchiedene Geiſtesrichtung den beſtimmendſten Einfluß üben. Aber es iſt nicht die ewige Jugendſchöne, die Heiterkeit und Glorie der griechiſchen Welt, wie ſie in der Seele unſeres Hölderlin aufging, die Leopardi erfüllt: es iſt die Wehmuth der Erinnerung. Wenn er ſich Italien vergegenwärtigte, das Italien der Gegenwart, ſo trat ihm das Bild des alten Hellas entgegen und die Größe der Römerwelt, und er rief mit Cola di Rienzo: wo ſeyd ihr hin, ihr alten, tapfern, hochſinnigen Römer? Und um ſo lebendiger nur und ſchmerzlicher empfand er die Schwäche, die Verſunkenheit, die Zerriſſenheit der Mitwelt, wenn er gedachte des vergangenen Ruhms. Die Liebe zur alten Welt war bei ihm nicht eine unfruchtbare, nicht eine an bloßen Aeußerlichkeiten der Form ſich vergnügende: ſie hatte ſein ganzes Seyn durchdrungen, ſie war bei ihm zuſammengewachſen mit dem Schmerz über das was er ſah und ſich nicht verhehlen konnte. So verkörperte ſie ſich zur rührendſten, tiefſten Elegie. Seine frühern Dichtungen, der Geſang an Italien, in welchem man den Nachhall der ernſten Worte Dante's und Petrarca's vernimmt, und die Betrachtungen über das Monument welches die Florentiner ihrem größten Dichter zu ſetzen beabſichtigten und (1830) wirklich errichteten, ſind redende Zeugniſſe für dieſe Geſinnung und den Ernſt der ſie durchdrang. Die Sprache deren er ſich bediente, einfach, ſtreng, gemeſſen, nicht geſucht aber wohl kennend und abwägend das Gewicht der Worte, ſchien herüberzuklingen aus der Zeit welche die Göttliche Komödie entſtehen ſah und die Canzonen an die Großen Italiens und an den letzten Volkstribun der Römer: in ihrer ernſten Würde hielt ſie ſich gleich fern von Spielerei wie von üppigen Bildern. Derſelbe Grundton klang an in der Ode welche Angelo Mai feierte, als er die verlorenen Bücher Cicero's vom Staate aufgefunden, vielleicht der ausgezeichnetſten unter ſeinen Dichtungen, unſerer Zeit, dem „Jahrhundert des Schmutzes" entgegengeſchleudert wie eine Herausforderung zur Thatkraft. Von da an nahm ſeine Verſtimmung immer zu und die poetiſchen Ergüſſe ſeiner letzten Jahre tragen mehr noch denn die frühern eine Bitterkeit an ſich, die nicht ſelten unangenehm berührt, aber oft aufgewogen wird durch die größten Schönheiten und durch den edeln Geiſt, der ſich hervorringt aus der Nacht des Trübſinns die ihn umfängt. Da gedenkt er denn bisweilen der Jugend und der verlornen Hoffnungen: aber alles was die Erinnerung ſüßes hat wird geſtört durch den Gedanken daß ſein Leben ein vergebliches geweſen. Bei Leopardi fehlt die Verſöhnung, es fehlt das chriſtliche Element. Der Schmerz und das Unglück dieſer Welt ſtellen ſich in aller Grellheit hin: man ſieht den Dolch von der Spitze bis zum Knauf, und da das Leben für ihn nur ein Erdenleben iſt, ſo liegt aller Troſt und die Beruhigung ferne. Leopardi iſt ein zu ſubjectiver Dichter, es mangelt ihm das Vermögen ſich frei zu machen von dem was ihn ſelber bedrückt, und nach andern Seiten hin Welt und Leben wahr und gerecht aufzufaſſen. Er zieht uns an und intereſſirt und rührt uns, aber wir fühlen daß es in der Poeſie noch eine andere Sphäre gibt, höhere, freiere, ſonnigere Räume."

So war der Dichter Leopardi. Aber wie in ſeinen Dichtungen alles Weh ſeines Vaterlandes, alles Weh der Menſchheit ſich zu concentriren ſchien, wie es uns bisweilen zu Muthe iſt als wären die Thränen Italiens, ja der Welt aufgeſtaut in ſeiner Seele, als ſtrebte er vergebens ſich Luft zu machen vor ihrem erdrückenden Andrange, ſo ſind auch jene Schriften in welchen er ſeine Anſichten und Erfahrungen von Welt und Leben in mehr ſchmuckloſer Rede ausſprach, Zeugniſſe derſelben Geſinnung, derſelben Empfindungsweiſe. Nirgend iſt Blaue des Himmels, nirgend die Heiterkeit eines wolkenfreien Horizonts, nirgend das ſtille Abendroth beim Sonnenuntergang das einen glücklicheren Tag verkündet. *) Es iſt als wären die Anſchauungen von der moraliſchen Welt durch den ſchweren Nebel umlagert, welcher auf Englands Hauptſtadt laſtet; wohl bricht die Sonne durch und es iſt eine ſchöne Sonne und ſie kämpft auf Augenblicke, Sieg verkündend, mit dem grauen Meer welches der Erde ihren Anblick entzieht, aber auf Augenblicke nur. Und wir trauern dann doppelt über ihr Verſchwinden. Es iſt nicht bloß in ſeinen letzten Jahren, daß Leopardi ſich dieſer troſtloſen Anſicht hingab. Sie entſtand bei ihm ziemlich frühe, aber ſie nahm ſtets zu, wie es begreiflich iſt, betrachtet man ſein Leben und Geſchick. „Elende oder feige Söhne wirſt du in die Welt ſetzen: wähle dir die Elenden!" ruft er ſeiner Schweſter Paolina bei ihrer Vermählung zu — ſo tief wurzelte in ihm die Ueberzeugung von dem Unglück des Menſchenlebens. In einer Reihe von Maximen welche ſeine Urtheile über Menſchen und Dinge und recht eigentlich ſeine Moralphiloſophie enthalten, ſucht er das Trübe und gleichſam Feindliche derſelben zu rechtfertigen. „Lange habe ich mich geſträubt die Dinge welche ich gegenwärtig niederſchreibe, für wahr zu halten. Denn abgeſehen davon daß ſie meiner Natur zu ferne lagen und daß der Menſchengeiſt ſtets bereit iſt nach ſich ſelber auf Andere zu ſchließen, iſt es nie meine Neigung geweſen die Menſchen zu haſſen, wohl aber ſie zu lieben. Am Ende hat die Erfahrung gewiſſermaßen mit Gewalt mich zu dieſen Ueberzeugungen gebracht, und ich bin gewiß daß ſolche welche viel und auf vielerlei Weiſe mit Menſchen umgegangen ſind, geſtehen werden daß ich Recht habe. Die Andern werden meine Urtheile als übertrieben anſehen, bis Erfahrung, wenn ihnen je Gelegenheit wird in der menſchlichen Geſellſchaft wahrhaft Erfahrungen zu ſammeln, auch ſie auf meine Seite zieht. Die Welt iſt ein Bund der Schlechten gegen die Guten, der Feigen gegen die Hochſinnigen."

Dieß iſt ein Thema welches zu allen Zeiten und von Tauſenden ſo vielfach variirt worden iſt, daß man glauben ſollte es wäre erſchöpft. Aber Leopardi hat ihm doch in Ernſt und Scherz, in Proſa wie in Verſen originelle Seiten, neuen Ausdruck

*) „Die poetiſche Litteratur der Italiener im 19ten Jahrhundert."

*) A. Manzoni: Adelchi.

Digitized by Google

abgewonnen. Am vollſtändigſten, wenn auch in beißender und ſarkaſtiſcher Weiſe, hat er ſeine Lebensphiloſophie und ſein Urtheil über die Jetztwelt in einem Dialoge ausgeſprochen welcher ſeinen mittlern Jahren angehört und zeigt wie bei ihm nicht plötzliche und vorübergehende Aufregung ſtattfand, ſondern mit einer eiſernen Conſequenz, die uns bisweilen erſchrecken macht, Gedanken aus Gedanken ſich entwickelten. Dieſen Dialog, wie alle ſeine Werke in formeller Beziehung griechiſchen Muſtern nachgeahmt, ſetze ich in ſeinen Haupttheilen her, da er, beſſer und vollſtändiger als meine Worte, die auch in ihren Verirrungen noch edle Geiſtesrichtung und Gefühlsſtimmung dieſes ſeltenen Mannes darlegt.

„Der Freund. Ich habe euer Buch geleſen. Trübſelig, wie man's bei euch gewohnt iſt, melancholiſch, troſtlos, verzweiflungsvoll. Man ſieht wohl daß das Leben euch ein widerwärtiges Ding zu ſeyn ſcheint.

Triſtan. Was ſoll ich darauf ſagen? Ich hatte mir dieſen Unſinn in den Kopf geſetzt, das Leben als ein Unglück zu betrachten. Jetzt aber habe ich meine Anſicht geändert: es ſcheint mir höchſt glückſelig! Als ich jenes Buch ſchrieb, war ich noch in dem Irrthum befangen. Und er wurzelte ſo tief daß ich ſehr erſtaunt geweſen wäre wenn jemand die von mir vorgebrachte Meinung bezweifelt hätte, indem es mir ſchien, das Bewußtſeyn eines jeden Leſers müſſe mir beifälliges Zeugniß geben. Ich dachte mir wohl man könnte in Betreff der Nützlichkeit oder des Nachtheils ſolcher Bemerkungen Zweifel hegen, nicht aber an deren Wahrheit; ja ich glaubte meine klagende Stimme, als Ausdruck allgemeinen Wehes, würde im Herzen jedes Zuhörers ein Echo finden. Als ich nun aber nicht etwa eine einzelne Behauptung ſondern meine geſammte Anſicht in Abrede ſtellen hörte, als ich vernahm wie man mir ſagte, das Leben ſey nicht unglücklich, und wenn es mir ſo vorkomme, ſo müſſe es eine Wirkung meines Siechthums oder perſönlichen Elends ſeyn: ſo war ich im erſten Moment überraſcht, erſtaunt, unbeweglich wie ein Stein; mehrere Tage lang wähnte ich in einer neuen Welt mich zu befinden, dann zu mir ſelbſt zurückkehrend ärgerte ich mich ein wenig; endlich lachte ich und ſagte: die Menſchen gleichen im allgemeinen den Ehemännern. Wollen dieſe in Ruhe leben, ſo müſſen ſie an die Treue der Frauen glauben, jeder an die der ſeinen; ſo thun ſie, wenn auch die halbe Welt vom Gegentheil überzeugt iſt. Wer in einem Lande leben will oder muß, muß es für eines der beſten auf Gottes Erdboden halten, und hält es dafür. Wollen die Menſchen leben, ſo müſſen ſie das Leben für ſchön und gut halten, und dafür halten ſie's und zürnen auf Andersdenkende. Denn im allgemeinen glaubt das Menſchengeſchlecht nicht das Wahre, ſondern das was ihm zuſagt oder zuzuſagen ſcheint. Das Menſchengeſchlecht welches ſo vielen Unſinn geglaubt hat und noch glaubt, wird nimmer glauben daß es nichts wiſſe, nichts ſey und nichts zu hoffen habe. Ein Philoſoph der ſich beifallen ließe ſolche Dinge zu lehren, würde nimmer Glück machen noch ſich einen Anhang bilden, am wenigſten unter dem Volke. Denn die beiden erſten Annahmen verwunden der Menſchen Hochmuth, das dritte zu glauben iſt Muth und Seelenſtärke nöthig. Die Menſchen aber ſind ſchwach, muthlos, unedel und engherzig, immer Gutes zu hoffen geneigt, weil immer bereit den Begriff des Guten je nach der Nothwendigkeit umzuändern die das Leben regiert; bereit vor dem Schickſal die Waffen zu ſtrecken, wie Petrarca ſagt, bereit und entſchloſſen ſich über jedes Unglück zu tröſten, jeglichen Erſatz anzunehmen für das was ihnen verſagt iſt oder was ſie verloren haben, unter jeder Bedingung auch dem grauſeſten Geſchick ſich zu fügen und, wenn ſie alles was wünſchenswerth verloren, von falſchem Glauben zu leben, der ſtark und feſt iſt wie der feſtbegründetſte der Welt. Wie das ſüdliche Europa die in ihre untreuen Frauen verliebten Ehemänner verlacht, ſo lache ich des Menſchengeſchlechts welches in das Leben verliebt iſt, und erachte es für wenig männlich gleich Narren ſich täuſchen und herumziehen zu laſſen und neben den erduldeten Uebeln gleichſam noch den Hohn der Natur und des Schickſals ertragen zu müſſen. Ich rede hier immer von den Täuſchungen des Verſtandes, nicht von denen der Phantaſie. Ob dieſe meine Empfindungen in Krankheit ihren Grund haben weiß ich nicht, ich weiß daß ich, krank oder geſund, der Menſchen Feigheit mit Füßen trete, jeden kindiſchen Troſt und Trug verſchmähe und den Muth habe unerſchrocken in die Wüſte dieſes Lebens zu blicken, keine Seite des menſchlichen Elends mir zu verhehlen und alle Conſequenzen einer ſchmerzlichen aber wahren Philoſophie anzunehmen. Iſt dieſe Philoſophie zu nichts anderm gut, ſo verſchafft ſie doch den Starken den bittern Genuß, der verſchleierten und geſchminkten Härte des menſchlichen Geſchicks jede Hülle weggeriſſen zu ſehen. Ich wiederholte mir dieſe Dinge, gleichſam als wäre dieſe Philoſophie des Schmerzes mein Werk, indem ich ſah wie alle ſie verwarfen, gleichwie man Neues und Ungewohntes verwirft. Als ich dann aber länger nachdachte, fand ich daß dieſe Philoſophie neu war wie Salomo und Homer und die älteſten uns bekannten Philoſophen und Dichter, welche alle dieſen Ausſpruch über das Unglück des Menſchenlebens wiederholen, und denen alle neueren Philoſophen und Dichter bis auf vorgeſtern und geſtern nachgeſprochen haben. Da wunderte ich mich von neuem, und ſo verging viele Zeit zwiſchen Staunen, Aerger und Lachen, bis ich nach langerem und tieferem Forſchen erkannte, das menſchliche Elend ſey ein eingewurzelter Irrthum und die Aufhellung dieſes Irrthums wie die Glückſeligkeit des Lebens eine der großen Entdeckungen des 19ten Jahrhunderts. Da beruhigte ich mich und nun bekenne ich mein Unrecht, geglaubt zu haben was ich glaubte.

Freund, Und ihr habt eure Meinung geändert?

Triſtan. Verſteht ſich! Wollt ihr daß ich mich den Wahrheiten verſchließe die das 19te Jahrhundert entdeckt hat?

Freund. Und wenn ihr an dieſe Wahrheiten glaubt, nehmt ihr auch mit dem 19ten Jahrhundert die unendliche Perfectibilität des Menſchen an?

Triſtan. So gewiß wie ich an deſſen tägliche Vervollkommnung glaube. Freilich fällt mir bisweilen ein daß die Alten, was Körperkraft betrifft, jeder Einzelne viere von uns galten. Und der Körper iſt der Menſch; denn, laſſen wir auch alles übrige bei Seite, Hochſinn, Muth, Leidenſchaften, die Fähigkeit des Schaffens, die Fähigkeit des Genießens, alles was das Leben edel und lebendig macht, hängt von der Kraft des Körpers ab und kann ohne dieſelbe nicht beſtehen. Wer am Körper ſchwach, iſt nicht Mann ſondern Kind, ja ſchlimmer. Denn es iſt ſein Loos zuzuſehen wie die Andern leben, höchſtens kann er mitreden, aber das Leben iſt nicht für ihn. Darum war vor Alters, auch in den Zeiten höchſter Cultur, Körperſchwäche eine Schmach. Bei uns aber kümmert ſich ſeit lange die Erziehung nicht mehr um den Körper als etwas zu niedriges, ſie denkt an den Geiſt, und indem ſie den Geiſt ausbilden will, richtet ſie den Körper zu Grunde, ohne zu bemerken daß ſie mit dem einen auch den andern verdirbt. Geſetzt auch man könnte in dieſem Punkte die Erziehung verbeſſern, ſo würde man doch nimmer, ohne den Stand der modernen Geſellſchaft von Grund aus zu ändern, ein Mittel auffinden können welches die übrigen Seiten des öffentlichen wie des häuslichen Lebens zurecht rückte. Denn wie dieſe ihrem

Digitized by Google

innern Weſen nach einſt ſich vereinten den Körper zu erhalten oder zu veredeln, ſo ſind ſie heutzutage in gleichem Maaße verſchworen ihn zu verderben. Die Folge iſt daß wir im Vergleich mit den Alten wenig mehr denn Kinder ſind, während im Vergleich mit uns die Alten Männer waren in der höchſten Bedeutung des Wortes. Ich rede ſowohl von Individuen im Verhältniß zu Individuen, wie von Maſſen im Verhältniß zu Maſſen. Ich füge hinzu daß auch in Rückſicht auf moraliſche und metaphyſiſche Syſteme die Alten viel männlicher waren als wir. Solche Widerſprüche machen mich aber nicht irre in meiner neuerworbenen Ueberzeugung, und ich glaube beſtändig daß das Menſchengeſchlecht in ſtetem Fortſchritt begriffen iſt. Auch in Hinſicht des Wiſſens. Indeß kann ich nicht umhin zu bemerken daß die Luſt zu lernen in demſelben Maaße zunimmt, wie die Luſt am Studium abnimmt. Es ſetzt in Verwunderung wenn man die Menge der wahren Gelehrten zählt welche vor etwa 150 Jahren lebten, und ſieht wie viel größer ſie iſt als jene unſerer Zeit. Man werfe mir nicht ein daß der Gelehrten wenige ſind, weil jetzt im allgemeinen das Wiſſen nicht bei einzelnen Individuen aufgeſtapelt ſondern unter viele vertheilt iſt und daß die Menge der einen die Seltenheit der andern aufwiegt. Kenntniſſe ſind nicht wie Reichthümer welche dividirt und addirt immer die nämliche Summe ausmachen. Wo Alle wenig wiſſen, weiß man wenig; denn Wiſſen vereint ſich mit Wiſſen und zerſtückt ſich nicht. Oberflächliches Wiſſen kann nicht eigentlich unter Viele vertheilt ſondern Vielen, nicht Gelehrten gemein ſeyn. Der Reſt des Wiſſens gehört nur den Gelehrten und ſelbſt den Gelehrteſten. Und blicken wir von Zufälligkeiten ab, ſo iſt nur der Gelehrteſte, der perſönlich ein ungeheures Capital von Kenntniſſen Beſitzende im Stande das menſchliche Wiſſen tüchtig zu mehren und vorwärts zu führen. Nehmen wir nun vielleicht Deutſchland aus wo es noch nicht gelungen die Gelehrſamkeit zu verjagen, ſcheint euch da nicht daß das Aufkommen wahrer Gelehrten von Tage zu Tage weniger möglich wird? Ich mache dieſe Bemerkungen nur nebenbei und um ein wenig den Sophiſten zu ſpielen; denn ich theile darum doch eure Anſicht. Ja wenn ich die Welt auf einer Seite voll unwiſſender Betrüger, auf der andern Seite voll anmaßender Unwiſſenden ſähe, ſo würde ich dennoch glauben daß Wiſſen und Kenntniſſe ſtets im Fortſchritt begriffen ſind.

Freund. Glaubt ihr denn daß das gegenwärtige Jahrhundert allen vorhergehenden überlegen iſt?

Triſtan. Ohne Zweifel. Dieß haben alle Jahrhunderte von ſich geglaubt, auch die am tiefſten geſunkenen, und dieß glaubt mein Jahrhundert und ich mit ihm. Fragt ihr mich nun worin ſeine Ueberlegenheit eigentlich beſteht, in dem was ſich auf den Körper oder in dem was ſich auf den Geiſt bezieht, ſo kann ich euch nur auf meine frühern Worte verweiſen.

Freund. Mit Einem Wort, denket ihr in Bezug auf Natur und Geſchicke der Menſchen und Dinge (da wir jetzt weder von Litteratur noch von Politik reden) ebenſo wie die Journale davon denken?

Triſtan. Genau ſo. Ich bekenne mich ohne Rückhalt zur tiefen Philoſophie der Journale welche jedem andern Litteraturzweige und jedem Studium, namentlich dem ernſten und beſchwerlichen, ein Ende machend, Lehrer und Erleuchter unſerer Zeit ſind.

Freund. Iſt das was ihr ſagt ernſtlich gemeint, ſo gehört ihr wahrhaftig zu den Unſern. Was aber werdet ihr dann mit eurem Buche machen? Wollt ihr daß es auf die Nachwelt komme mit dieſen Anſichten, die eurer gegenwärtigen Ueberzeugung ſchnurgerade widerſprechen?

Triſtan. Auf die Nachwelt? Ich lache weil ihr ſcherzet, und wäre es möglich daß ihr nicht ſcherztet, ſo würde ich noch mehr lachen. Nicht in Bezug auf mich ſelber ſondern in Bezug auf Individuen und individuelle Dinge im 19ten Jahrhundert erkläre ich offen daß man ſich vor der Nachwelt nicht zu ſcheuen braucht, ſie wird von uns ebenſo viel wiſſen wie unſere Ahnen von uns wußten. Die Individuen ſind vor den Maſſen verſchwunden, iſt der geiſtreiche Ausſpruch der modernen Denker. Dieß bedeutet daß es höchſt überflüſſig iſt daß das Individuum ſich irgendwie bemühe; denn ſo groß auch ſein Verdienſt ſeyn mag, ſo darf es weder wachend noch träumend ſelbſt dieſen kärglichen Lohn des Ruhmes hoffen. Laſſet die Maſſen gewähren. Was dieſe ohne Individuen ausrichten ſollen da ſie aus Individuen beſtehen, dieß hoffe ich werden mir die Kenner von Individuen und Maſſen erklären, welche heutiges Tages der Welt die Fackel vortragen. Um aber zurückzukehren zu Büchern und Nachwelt, ſo ſeht ihr wohl ein daß die Bücher namentlich, welche jetzt in kürzerer Zeit geſchrieben werden als erforderlich iſt ſie zu leſen, gleichwie ſie koſten was ſie werth ſind, ſo auch im Verhältniß zu ihrem Werthe dauern. Ich glaube daß das kommende Jahrhundert mit der ungeheuern Bibliographie des 19ten ein ſchönes Spiel haben wird. — Mein Freund, dieß Jahrhundert iſt ein Bubenjahrhundert. Die wenigen Männer müſſen ſich aus Scham verbergen, wie der Gerade in einem Lande voll Hinkender. Und dieſe Buben wollen thun was in andern Zeiten Männer thaten, und zwar nach Bubenart, nämlich ſo auf einem Beine ſtehend, ohne langweilige Vorbereitung. Sie verlangen daß der jetzige Standpunkt der Bildung und die Geiſtesrichtung von Gegenwart und Zukunft ſie und ihre Nachfolger auf immer von der Nothwendigkeit langer Arbeit und Mühen entbinde, um tauglich zu werden zum Handeln. Vor einigen Tagen ſagte mir ein Freund, ein Geſchäftsmann, ſelbſt die Mittelmäßigkeit ſey ſelten geworden, beinahe Alle ſeyen ungeſchickt, beinahe Alle unfähig zu dem Amte oder der Thätigkeit, wozu Nothwendigkeit oder Zufall oder Wahl ſie beſtimmt haben. Darin ſcheint mir zum Theil der Unterſchied zwiſchen dieſem Jahrhundert und den andern zu liegen. In allen iſt wie jetzt Größe ſelten geweſen; in den andern aber behauptete Mittelmäßigkeit den Platz, in dieſem Nullität. So groß iſt daher das Getöſe und die Verwirrung indem Alle Alles ſeyn wollen, daß man nicht auf die wenigen Großen achtet die, ſo glaube ich, noch vorhanden ſind und bei dieſer unzähligen Menge der Concurrenten ſich keinen Weg bahnen können. Während ſo alle Niedern ſich für hoch halten, wird Erfolgloſigkeit und Vergeſſen das gemeinſame Loos der Niedrigſten wie der Höchſten. Doch es lebe die Statiſtik! Es leben die ökonomiſchen, moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften mit den Taſchenencyclopädien, den Handbüchern und allen ſchönen Erfindungen unſeres Zeitalters! Es lebe das 19te Jahrhundert, arm vielleicht an Thaten, doch um ſo reicher an Worten, was immer ein gutes Zeichen war! Tröſten wir uns, denn während ſechsundſechzig Jahren noch wird dieß Jahrhundert das einzige ſeyn welches redet und ſeine Gründe geltend macht.

Freund. Ich glaube ihr redet etwas ironiſch. Ihr ſolltet aber nicht aus den Augen verlieren daß wir in einem Uebergangsjahrhundert leben.

Triſtan. Welchen Schluß wollt ihr daraus ziehn? Alle Jahrhunderte ſind mehr oder minder Uebergangsepochen geweſen und werden es immer ſeyn; denn die menſchliche Geſellſchaft ſteht nie ſtille und in keinem Jahrhundert wird ſie zu einem Zuſtande gelangen der Dauer haben kann. Jenes ſchöne Wort entſchuldigt alſo das 19te Jahrhundert gar nicht, oder aber entſchuldigt es mit

Digitized by Google

allen andern zuſammen. Es bleibt uns nur übrig beim gegenwärtigen Gange der Geſellſchaft zu überlegen, ob es ein Uebergang vom Guten zum Beſſern oder vom Böſen zum Schlimmern iſt. Vielleicht wollt ihr ſagen wir leben in einer Uebergangszeit par excellence, das heißt in einem jähen Umſchwung von einem Zuſtande der Civiliſation zu einem andern völlig verſchiedenen. In dieſem Falle bitte ich um Erlaubniß über den jähen Umſchwung zu lächeln, und gebe zur Antwort daß alle Uebergänge allmählich geſchehen müſſen; werden ſie übereilt, ſo muß man bald darauf umkehren um den ſchon gemachten Weg ſchrittweiſe von neuem zurückzulegen. So iſt's immer gegangen. Der Grund iſt daß die Natur keine Sprünge macht und daß man zu keiner dauernden Wirkung gelangt, wenn man der Natur Gewalt anthun will. Oder um es einfacher auszudrücken, ſolche übereilte Uebergänge ſind nicht wirkliche ſondern ſcheinbare.

Freund. Ich rathe euch ſolche Meinungen nicht bekannt werden zu laſſen, wenn ihr nicht wollt daß man die Achſeln zucke. Wenn aber, wie ihr ſagt, eure urſprüngliche Anſicht ſich dennoch geändert hat, was ſoll dann mit eurem Buche geſchehen?

Triſtan. Am beſten wäre man würfe es ins Feuer. Will man das nicht, ſo könnte man's aufbewahren als eine Sammlung poetiſcher Träume, melancholiſcher Phantaſien und Capricen oder als den Ausdruck der Unglückſeligkeit ſeines Verfaſſers. Denn im Vertrauen, mein lieber Freund, ich halte euch für glücklich und alle übrigen für glücklich; ich aber, mit eurer und des Jahrhunderts gütiger Erlaubniß, bin höchſt elend und trage das Bewußtſeyn davon in mir und werde es mir von allen Schriften und Zeitſchriften beider Welten nicht ausreden laſſen. Aber ich unterwerfe mich meinem Unglück nicht, beuge mein Haupt nicht vor dem Schickſal, ſchließe auch keine Capitulation mit dieſem Schickſal wie die übrigen. Ich habe den Muth mich nach dem Tode zu ſehnen, mich inniger danach zu ſehnen als nach irgend etwas auf der Welt, mit einer Beſtändigkeit und Aufrichtigkeit wie gewiß wenige ihn erſehnen. Ich würde nicht ſo zu euch reden, wäre ich nicht gewiß daß, wenn die Stunde kommt, die That das Wort nicht Lügen ſtrafen wird; denn ob ich gleich meines Lebens Ende noch nicht vor mir ſehe, habe ich doch eine Empfindung in meinem Innern, welche mir zuraunt daß dieß Ende nicht ferne liegt. Ich bin zu reif zum Tode, es ſcheint mir zu wahnſinnig und unglaublich daß ich, geiſtig todt wie ich bin, auf jeder Seite hin an die Gränze dieſer Lebensfabel ſtreifend, noch die vierzig oder fünfzig Jahre aushalten ſollte womit die Natur mich bedroht. Bei dem bloßen Gedanken überläuft mich's kalt. Wie es aber mit allen Uebeln der Fall iſt welche gewiſſermaßen die Einbildungskraft beſiegen, ſo ſcheint auch dieß letztere mir ein Traum, eine Illuſion deren Verwirklichung unmöglich iſt. Ja wenn irgend einer mir von einer fernen Zukunft wie von etwas mir Gehörendem ſpricht, ſo kann ich mich des Lächelns nicht enthalten, ſo feſt vertraue ich auf die Kürze des Weges der noch vor mir liegt. Dieß, ich geſtehe es offen, iſt der einzige Gedanke der mich aufrecht hält. Bücher und Studien welche ſo warm geliebt zu haben mich oft in Verwunderung ſetzt, große Entwürfe, Hoffnung auf Ruhm und Unſterblichkeit: alles dieß ſind Dinge über welche ich ſogar nicht mehr lächle. Die Entwürfe und Hoffnungen des Jahrhunderts verſpotte ich nicht; von ganzem Herzen wünſch' ich ihnen den beſten Erfolg und lobe und bewundere aufrichtig den guten Willen, darum aber beneide ich die Nachkommen nicht, noch jene denen ein langes Leben beſchieden. Zu andern Zeiten habe ich die Narren und Einfältigen beneidet und ſolche die eine hohe Meinung von ſich haben, und hätte gerne mit ihnen getauſcht. Jetzt beneide ich weder Narren noch Verſtändige, weder Große noch Kleine, weder Schwache noch Mächtige. Ich beneide die Todten, mit ihnen allein würde ich tauſchen. Jede freundliche und willkommene Ausſicht, jedes Bild von der Zukunft welches ich, wie man zu thun pflegt, zum Zeitvertreib in meiner Einſamkeit entwerfe, beſteht im Tode und verläßt ihn nicht. Und in dieſer Sehnſucht ſtört mich nicht mehr wie ehemals die Erinnerung an die Träume meiner Jugend, noch der Gedanke daß ich umſonſt gelebt habe. Nahet mir der Tod, ſo werde ich ſo ruhig und ſo zufrieden ſterben als wenn ich auf dieſer Welt nie anderes gehofft, nie nach anderm verlangt hätte. Er iſt die einzige Wohlthat die mich auszuſöhnen vermag mit dem Schickſal. Würde mir auf der einen Seite Cäſars oder Alexanders Glück und Ruhm rein und makellos geboten, auf der andern die Gewißheit heute zu ſterben, und ſtände mir die Wahl frei, ſo würde ich ſagen: „Ich will heute ſterben und verlange keine Friſt zum Ueberlegen."

In ſolche Nacht des Trübſinns war dieſer edle Geiſt verſunken, um ſo unheilbarer weil er ſich dabei ſeines Zieles, wenn man dieß ein Ziel nennen kann, ſo bewußt blieb, weil er ſchneidende Satire gegen die Welt richtete die ihm ihre Gunſt verſagt hatte, während er dieſe Gunſt an tief unter ihm Stehende vergeudet ſah. Dieſen herben Spott über die Zeit in der er lebte, welchen er unter der Maske des Triſtan ausgeſprochen, gießt er in vollen Strömen aus in einer Palinodie an Gino Capponi, einer Dichtung ſeiner letzten Jahre, und geißelt unbarmherzig die heutige „goldne Zeit" welche dem Glücke nachrennt und es erfaßt bei den Wellen des Haares oder zum mindeſten bei dem flatternden Boa. Und er ſchildert wie das geſegnete Geſchlecht, halb ärgerlich halb ſtaunend, ihn verhöhnt von ſeinem Eden aus und ihn für einen Narren erklärt weil er ſich einbildet, ſein Elend ſey der Welt Elend, während doch der Lebensweg beſtreut mit Blumen. Ich weiß nicht ob dieſe Bitterkeit ihre Wirkung und ihr Ziel nicht verfehlt, ob nicht bisweilen ein Verkennen der nothwendigen Anforderungen der Geſellſchaft an den Menſchen, wie ihrer wahren Lebensquellen darin ſich ausſpricht. Es läßt ſich kaum läugnen daß in dieſem Verſchmähen der Welt ein Groll gegen das Schickſal liegt. Es iſt vielmehr ein Garten voll dunkler Nachtſchatten in welchem wir wandeln, als die rauhe aber ſonnerhellte Wand der Clauſe an welcher die Paſſionsblume ſich emporrankt. Auf dieſem Meer der zweifelvollen Melancholie ſchwimmt nicht die Arche, die raſten wird auf den Spitzen des Ararat. Kein Regenbogen wird ſich wölben über dieſe Auen. „Ihr Hügel und Küſten (ruft er aus), wenn der Lichtglanz verglommen iſt welcher im Weſten noch verſilberte den Schleier der Nacht, lange werdet ihr nicht verwaiſt ſeyn; denn im Orient hellt ſich bald wieder auf der Himmel und das Morgenroth bricht an, und es folgt die Sonne die mit ihren gewaltigen Lichtfluthen blitzend euch wie die Felder des Aethers überſchwemmen wird. Das menſchliche Leben aber, iſt einmal vorüber die ſchöne Jugendzeit, wird von keinem neuen Lichte beſtrahlt, erhellt von keiner andern Morgenröthe. Verwaiſet bleibt es bis zum Ende, und bei der Nacht welche die vergangenen Zeitalter in ihr Dunkel hüllt, ſetzten die Götter als Markſtein das Grab."

Digitized by Google

Gervinus, die Miſſion der Deutſchkatholiken.

Darf man von ſich ſelbſt auf andere ſchließen, ſo wird wohl die obengenannte Flugſchrift bei aufmerkſamen Leſern einen von der gehegten Erwartung ziemlich verſchiedenen Eindruck hervorgerufen haben. Denn wo ein Geſchichtsforſcher ſich auf Ereigniſſe der Gegenwart einläßt, da ſucht man vor allem einen ruhigen Blick, feſte Geſichtspunkte, ſtetes Urtheil; die Schrift aber wirft uns mit ſtürmiſcher Eile durch alle möglichen Standpunkte, ſo daß am Ende angekommen man ſich erſtaunend fragt, was ſie eigentlich wolle und wo der Kern der Anſicht liege; ja der Eifer reißt den Verfaſſer oftmals ſo über die Gränzen, daß er mit ſich ſelbſt in mehr als einen Widerſpruch ſich verwickelt, und zuletzt vom eigenen Gefühl genöthigt wird an die Leſer den Wunſch zu richten ſie möchten ſich mit einem etwas gemäßigteren Sinn in frühere Sätze zurückleſen, „die vielen grell und ſchroff, vielen ideologiſch und ſchwärmeriſch, vielen ſündhaft und frevelnd erſcheinen werden." (S. 85.) Referent hat dieß zu thun unternommen, und will verſuchen im Folgenden die Hauptgedanken auf dieſe Weiſe zu beſprechen, aber zuvor muß er fragen: ob es nicht rathſamer geweſen wäre ſchon von vorneherein den Ton anzuſchlagen welcher jenen Sätzen ein anderes Maß gegeben hätte. Gervinus hat ein beſonderes Recht über unſere nationalen Angelegenheiten zu ſprechen. Wer für ſeine Ueberzeugungen ſchon Opfer gebracht hat, den hört man mit beſonderer Achtung, deſſen Wort iſt eine Macht, und viele nehmen es, auch ungeprüft, für begründet und wahr. Um ſo ſorgfältiger ſoll er ſeine Worte wägen; das iſt er dem Vaterlande ſchuldig, der Nation die auf ihn horcht, der Jugend die ihm glaubt. Aber Gervinus iſt dieſer Stellung nicht gemäß geblieben. Unter das Treffliche und Treffende in ſeiner Schrift hat er manches Ungeprüfte, Unzeitige geworfen, was nicht verfehlen wird zu ſchaden und das Beſſere in der Schrift ſelbſt in Schatten zu ſtellen; er hat ſich in Schlagwörtern gefallen wie ſie einem genialen Mann etwa in belebtem Tiſchgeſpräch entſtrömen, und allerdings bei der Menge der augenblicklichen Zuſtimmung nicht entgehen; aber eben darum iſt ſein Spruch kein Meiſterſpruch geworden; es hängt ihm etwas von der Uebertäubung an in welche der voreilige Triumphzug Ronge's durch das proteſtantiſche Süddeutſchland einen Theil der Bevölkerungen vorübergehend zu verſetzen vermocht hatte, und wenn er allerdings gegen das Ende wiederum ſich zu ernüchtern weiß, ſo wird man faſt verſucht anzunehmen die Haſt der Preſſe habe der Selbſtcenſur keine Zeit gelaſſen, und der ſpäter eingetretenen Mäßigung den heilenden Einfluß auf das Erſtgeſchriebene unmöglich gemacht. Doch wir wollen nicht in das Geheimniß der Entſtehung eindringen, ſondern uns halten an das was da iſt. Auch die Fehler eines ausgezeichneten Mannes ſind lehrreich, und in wem die Dinge ſelbſt arbeiten, deſſen Uebereilungen und Irrthümer ſelbſt haben noch etwas an ſich, was den mittleren Leuten auf die Spur helfen kann.

In der Vorausſetzung, die meiſten Leſer dieſer Zeilen werden die Schrift bereits zu Handen gehabt haben, unterlaſſe ich es billig einen Ueberblick zu geben, und beſpreche lieber ſogleich ihre Grundgedanken. Vor allem will Gervinus daß man an die neue kirchliche Bewegung nicht den reinreligiöſen, noch weniger einen theologiſchen Maßſtab anlege, ſondern ſich auf einen höhern Standpunkt erhebe, auf dem man „die Keime einer großen Geſchichte und einer reichen Entwicklung des Volkslebens für Jahrhunderte entdecken kann;" man ſolle nicht nach einer theologiſchen, ſondern nach einer populär-religiöſen, patriotiſch-politiſchen Schöpfung ſich umſehen, dem Anfang einer allgemeinen Reform des geſammten Nationallebens, und dieſes ſey nicht — Stiftung einer neuen Kirche, ſondern — Vereinigung der beſtehenden Kirchen, ein weites Syſtem allgemeiner gegenſeitiger Duldung. Gervinus begrüßt und will demgemäß im Deutſchkatholicismus nicht die Kirche oder Secte, ſondern die Bewegung, und in dieſer Bewegung nicht das zu Bekenntniß und eigener Geſtaltung Hinſtrebende, ſondern das Allgemeine was ſich als Liebe und Duldung kund gebe. „Der geſchichtliche, rationelle Standpunkt, mit dem Geiſt der Duldung durchdrungen, umfaßt das Weſentliche und Unveräußerliche des Chriſtenthums in allen ſeinen zufälligen Geſtaltungen." Er erblickt in dem Princip der Duldung die weſentliche Eine Poſition, den wahren Heilsweg für unſere Zeit und unſer Volk. Ohne Zweifel werden alle, und nicht bloß die Aufgeklärten, ſondern auch die wahrhaft Frommgeſinnten in beiden Kirchen darin übereinſtimmen daß vorderhand uns dieſes wirklich noth thue, und daß der vielbeſpöttelten Toleranz ein höherer Rang unter den chriſtlichen Tugenden gebühre, als ein in Dogmen- und Kirchenſucht befangener Sinn ihr einräumen zu dürfen meint. Allein Gervinus will die Duldung nicht ſowohl als eine einzelne Tugend, als ein Moment wahrer Frömmigkeit, ſondern er will ſie zum Princip erhoben, als Lebenspuls einer neuen Geſtaltung des deutſchen Volkslebens; darum ſucht er für ſie eine beſtimmte Verkörperung und verlangt eine grundgeſetzliche Vereinbarung in dem Sinne daß eine Glaubensformel von möglichſt weiter Faſſung aufgeſtellt werde, in deren Schutz alle einzelnen Schulen und Gruppen unangetaſtet ſich bewegen könnten, nur daß die äußerſten eigenſinnigen Extreme von der gemeinſamen kirchlichen Verbindung ausgeſchloſſen, römiſcher Betheiligung gewehrt und aller geheime Betrieb religiöſer Dinge in Aſſociationen und Corporationen unterſagt würde. Auf die Frage aber wer das thun ſolle, antwortet er: der Staat, welchem ee das zwar mit äußerſter Mäßigung zu gebeauchende Recht zuſchreibt, „zu incorporiren, d. h. unter den Schild ſeiner Sanction zu nehmen was ſich auch nur zu jenem vagſten chriſtlichen Bekenntniſſe der neuen Kirche verbände, oder welches andere Bekenntniß als die allgemeine Norm aufgeſtellt werden ſollte;" ob dann die Confeſſionen ſich neben einander erhalten oder innerlich wie äußerlich in religiöſer Einheit zuſammenwachſen wollten, wäre der freien Bildung der Zeiten zu überlaſſen.

Dieß ſind die drei Grundgedanken welche aus der Schrift hervortreten: Duldung als Princip, eine möglichſt weite Glaubens-

Digitized by Google

formel, und der Staat als ein gegen die Extreme zwar entſchiedener, ſonſt aber gemäßigter Schirmherr der die geſchichtlichen Kirchen umfaſſenden Duldungsgemeinſchaft. Von der Verwirklichung dieſer Gedanken hofft Gervinus das Heil Deutſchlands, und daß die deutſchkatholiſche Bewegung dieſes anrege, hierauf vorbildlich hinwirke, iſt in ſeinen Augen ihr Verdienſt.

Sehen wir nun weiter woher er die Stützen, die lebendigen Nahrungsquellen für dieſe ſeine Propoſitionen nimmt. Er ſpricht fürs erſte, was die Duldung betrifft, den gewiß beherzigenswerthen Satz aus daß eine jede neue Bildung unſerer Zeit ſich im Zuſammenhang mit der geiſtigen Errungenſchaft der nächſt vorhergegangenen erhalten müſſe, daß die von den großen litterariſchen Männern des 18ten Jahrhunderts zu Tag geförderten Gedanken der Menſchlichkeit und der Geſittung nimmermehr verloren gehen dürfen. Sodann findet er in dem ſo ſtark ausgeſprochenen Bedürfniß unſerer Zeit nach nationaler Einheit und Kraft den Punkt, von welchem aus auch das große Heer der kirchlich und religiös Indifferenten ſich durch die neue religiös-nationale Bewegung habe wecken und begeiſtern laſſen, und allerdings wenn die Indifferenten auf die Dauer geweckt ſind, ſo werden auch ſolche die ſonſt der Bewegung weniger zutrauen, mit Bewunderung und Dank nicht zurückbleiben, denn die bisherige Gleichgültigkeit einer großen Zahl Gebildeter für die kirchlichen Intereſſen iſt einer der gewichtigſten Vorwürfe für die beſtehenden Kirchen und ganz geeignet deren Leiter und Lehrer zu ernſthafteſter Selbſtprüfung zu veranlaſſen. Auch weiſt Gervinus ſehr treffend auf die losgelaſſenen negativen Kräfte hin die unſere Zuſtände von allen Seiten her angreifen und zu untergraben trachten, gegenüber von welchen die Beſſeren nicht durch kleinliche Streitigkeiten um Meinungspunkte ſich ſchwächen, ſondern mit aller Entſchiedenheit an dem allen verſtändlichen und gewiſſen Sittengeſetz feſthalten müſſen. Fragen wir weiter wie und von wem die weitherzige Glaubensformel herkommen ſolle, ſo rathet Gervinus dem Volk, dem Mittelſtand, ſich eine ſolche ſelbſt zu ſchaffen, denn den Theologen, Geiſtlichen, Prieſtern iſt er nicht hold, obgleich, wenn er dabei das Beiſpiel der die Mönchszänkereien klug umgehenden dogmatiſchen Beſtimmungen des Kirchenraths von Trient zur Nachahmung — jedoch ohne Heuchelei — empfiehlt, alle Urſache vorhanden wäre den Theologen gute Worte zu geben, um ſie wenigſtens zu einigem beſcheidenen Beiſtand bei den dogmatiſchen Erſtlingsverſuchen der Laien zu ermuthigen, weil dieſe ja ſonſt leicht in die Lage kommen könnten bereits abgethane Irrthümer aufzufriſchen oder durch ungeſchickte Kunſtausdrücke neuen Streit hervorzurufen. Es ſcheint jedoch Gervinus denke ſich dieß Geſchäft viel leichter als es in der That ſeyn würde, und wir fürchten ehe der Staat an ſein Sanctioniren und Incorporiren kommen könnte, müßte vorher ſchon die anderwärtsher wirkende freie Toleranz manchen Streit der eigenſinnigen Extreme vermittelt haben.

Doch ſeyen wir hier genügſam, denken wir uns vorderhand eine Verſammlung deutſcher Männer welche im Auftrag ihrer Gemeinden oder Provinzen mit einander eine Formel zuwege bringen, weit genug daß Katholiken und Proteſtanten ungeirrt ihre beſondern Confeſſionen darunter bringen, und doch kräftig genug daß ſie zur Verſchmelzung der Confeſſionen den Anfang machen könnte — wiewohl wir aufrichtig geſtehen uns von einer ſolchen Glaubensformel vorderhand keinen Begriff machen zu können, und es uns räthlicher ſchiene lieber bei der einfachen, formelloſen aber herzlichen Duldung ſelber ſtehen zu bleiben —; fragen wir vielmehr drittens nach dem Staat und ſeinem Eintreten. Hier findet ſich ein Schwanken in der Schrift Gervin's. Auf der einen Seite hofft er von dem Volk, den Gemeinden, Provinzen, Ländern und ihren Vertretern, daß ſie endlich Ernſt machen mit einer Concordie welche in früheren Stadien den fürſtlichen und gelehrten Majeſtäten, einem Leibnitz, Joſeph, den Emſer Punctatoren ꝛc. nicht gelungen, der Mittelſtand werde hier ſeine Prediger mit ſich fortreißen u. ſ. f., auf der andern Seite kann er nicht umhin der neuen Bewegung politiſche Führer, hervorragende Perſönlichkeiten und muthige Fürſten zu wünſchen, und ob er gleich gegenüber von theologiſchen Bedenken die Forderung eines großen Mannes als Führers der Zeit mit der Bemerkung niedergeſchlagen hatte, „es ſind die Völker ſelbſt an die Stelle der Einzelnen getreten“ (S. 23), obgleich er bald darauf (S. 34) die Ahnung von der Nothwendigkeit einer durchſchlagenden Perſönlichkeit in demſelben Augenblick da ſie auftaucht, auch wieder niederſchlägt („wer es vermögen ſollte — ein ſolcher Mann müßte von Gott *wunderbar begabt* auf einen deutſchen Thron geſetzt werden, oder es muß dieß Werk der überwältigenden Macht überlaſſen bleiben, die in der Ueberzeugung der Vielen liegt, und aller Gang unſerer Geſchichte hat gezeigt daß wir nur auf dieſem letzten Wege alles überkommen ſollten, was wir nationales Eigenthum nennen dürfen“), ſo kommt er doch auch ſpäter wieder darauf zurück S. 62: „fände ſich nicht ein Fürſt im Beſitz oder in der Anwartſchaft eines deutſchen Thrones, der einer ſolchen Verbindung Schutz und Einfluß liehe;“ und endlich beim Schluß angelangt provocirt er gleichſam in einer Art prophetiſchen Mahnung den politiſchen Meſſias für unſere Zeit und Volk: „wer in den idealen und materiellen Regionen zugleich das willige Volk in das innigſte Bündniß kettete, und wer dann die *Charaktergröße* hätte von dieſer glücklichen Lage in den Colliſionen der äußern Politik *Nutzen* ziehen zu wollen, der hätte das Heft in der Hand um das Jahrhundert zu beherrſchen.“

Alſo doch auch ein Meſſias, nur ein politiſcher, und es begreift ſich daher nicht recht wie Gervinus der vom Standpunkt theologiſcher Bedenken aus geſtellten Forderung hervorragender religiöſer Perſönlichkeiten die Inſtanz machen konnte, daß die Zeit überhaupt weder fähig noch willig ſey durch Einzelne ſich repräſentiren zu laſſen. Iſt es doch am Ende ein und daſſelbe Gefühl eigener Unzulänglichkeit und herrſchender Mittelmäßigkeit, was den Staatsmann Gervinus ſeine Blicke zu Königen und Thronerben, Prediger und Theologen aber zu der unſichtbaren Lebensquelle des Geiſtes erheben heißt, jenen, damit politiſch geholfen, dieſe, damit das kranke Bewußtſeyn geheilt werden möchte; ja wenn ſich letztere einſtweilen mit einem ſolchen begnügten der nur eben als ein rechter Glaubensheld — nicht wie Gervinus Luthern S. 26 gar oberflächlich und unverantwortlich abthut, und ſo daß man das ſpätere Lob Luthers und der Reformation (S. 83) nicht damit zu reimen weiß — das ewige Wort ausſpräche in welchem alle vernünftigen Forderungen, Gedanken und Errungenſchaften der Zeit zu vollem Licht und Recht und in den auch von Gervinus ſo wahr gewünſchten Bund mit der frommen Erbſchaft früherer Jahrhunderte käme, ſo weiß ich nicht ob eine ſolche Forderung nicht beſcheidener und erreichbarer, zuletzt auch erſprießlicher lautet als die vom ſtaatsmänniſchen Standpunkt aus geſtellte nach einem Manne, der zu der wunderbaren Begabung auch noch einen Thron, und zu ſonſtiger Größe auch noch die des Nutzenziehenwollens haben müßte, mit einem Wort eines Mannes deſſen Beruf es wäre das Heiligthum der Religion in politiſche Combinationen zu verflechten, und gegen die vernehmlichſte Lehre der Geſchichte von Chriſtus an bis heute einen abermaligen unglücklichen Verſuch unmittelbarer Betheiligung der Kirche am politiſchen Handeln

Digitized by Google

zu wagen. Denn auf was anders kommt es zuletzt bei Gervinus hinaus, als daß ſeine Duldungsgemeinſchaft die herrſchende Staatskirche in Deutſchland werde, daß der Staat um jene zu halten, die beſtehenden Kirchen, damit „der mächtigſte Kitt volksthümlicher Freiheit und Gemeinſinns“ nicht aufgelöſt werde, unter Schutz und Gewalt halte, die eigenſinnigen Extreme aber, welche jetzt noch durch ihren natürlichen Zuſammenhang mit den beſtehenden Kirchen gemäßigt und geheilt werden können, durch den Machtſpruch der Ausſonderung zur Hoffnungsloſigkeit und Sectirerei treibe. Was würde das für Folgen haben? Bedenkt man denn nicht daß, was in Deutſchland Extreme ſind, in andern mächtigeren Ländern als herrſchende Mitten daſtehen, und daß zwiſchen dieſen und jenen bald ein Verkehr entſtehen müßte, von verderblichſter Wirkung auf die angeſtrebte Vereinigung Deutſchlands? Nehmet der proteſtantiſchen Orthodoxie, der durch unſere Wiſſenſchaft, unſere litterariſche Bildung allerdings auf die Seite gedrängten, aber doch mit manchen edlen Faſern dem allgemeinen Leben verbundenen, das Recht und die Hoffnung durch euer Duldungsformular, ſo werden bald England, Schottland, Genf eine ähnliche Rolle im proteſtantiſchen Deutſchland ſpielen, wie Paris, Lyon, Freiburg, Rom im katholiſchen; je mehr ihr eure Stammgenoſſen verletzet, deſto mehr Raum ſchaffet ihr den Fremden, und was jetzt ſchon in der einen Kirche geſchehen iſt daß unduldſame Duldungsprediger durch liebloſes, den Glauben Unzähliger verletzendes Reden einen guten Theil billigdenkender Männer nur weiter zurück und den auswärtigen Tendenzen näher gedrängt haben, das müßte ohne Zweifel auch in der andern Kirche nach andern Seiten hin zuletzt Aehnliches hervorrufen.

Und hier möge uns der Verfaſſer verzeihen wenn wir ſeine Schrift entſchieden tadeln wegen der gefährlichen, verletzenden Weiſe, in welcher ſie für Duldung ſpricht und doch das Geſetz der Duldung jeden Augenblick übertritt. Er iſt damit in einen Ton gefallen welchen Andern zu wehren vielmehr ſeine Aufgabe geweſen wäre, in den Ton wohlfeiler Phraſen, wie man ſie jetzt überall hören kann. Wenn man ſeine Schrift liest, ſo glaubt man ſich in dieſer Beziehung etwa folgendermaßen angeſprochen: Wir aufgeklärten Köpfe, die wir bisher uns von eurem Kirchen- und Religionsgebäude gleichgültig oder mit Spott hinweggewendet haben, ſind nunmehr durch die national-politiſche Kraft der deutſchkatholiſchen Bewegung für kirchliche Dinge intereſſirt worden, haben uns dem Indifferentismus entwunden, und machen uns anheiſchig euch eine National- und Staatskirche herzuſtellen, durch welche aller Hader aufhören, Deutſchland zu Glück und Macht geführt werden ſoll. Wir verlangen wenig von euch, ihr dürft all eure thörichten Schulmeinnngen beibehalten, ſofern ihr nur nicht eigenſinnig auf Extremen beharrt, wir wollen eine weitherzigſte Glaubensformel finden, darunter alle Raum finden die nicht der Staat um des Friedens willen abzuſöndern für gut findet; unſer Princip, unſer Panier iſt die Duldung, allgemeine Duldung. Darum herbei, alle, zum Bruderbunde, herbei ihr Pietiſten, die ihr Dinge treibt welche kaum auf Otaheite vorkommen, ihr theologiſchen Heuchler, ihr gedankenloſen Handwerker, gut genug fürs Landvolk, ihr Feſttagsmaſchinen von Prieſtern, ihr unwiſſenden Glaubenslehrer des abergläubiſchen Haufens, wir rufen euch alle zuſammen an unſere Seite, in Kraft der Duldung, in Kraft des Teſtaments der Liebe! — Gervinus wird nicht ſo geſprochen haben wollen, er hat es wohl nicht ſo gemeint, aber das iſt wirklich der nächſte Eindruck mehrerer ſeiner Sätze, von welchen er ja ſelbſt nachher geſagt, ſie werden vielen grell und ſündhaft erſcheinen. Nun fragen wir, wo ſolche Töne hervorſchlagen, iſt da der Weg zur Duldung? wo man vom Pietismus redet, als wäre er nur ein Muckerthum, für die Orthodoxen nur Spott und verhöhnendes Mitleiden hat, und nicht bedenkt daß eben dieſelben Kreiſe, in welchen ſittliche Verirrungen freilich auch vorkommen, mit der Religion auch in gefährlichem Zuſammenhang ſtehen, in welchen ein ſtarres Feſthalten an wiſſenſchaftlich nicht mehr haltbaren Formeln freilich unzeitige Erſcheinungen hervorruft, daß eben dieſe Kreiſe es zugleich ſind in welchen von Arm und Reich unendlich viel gethan wird nicht bloß für die weltbürgerlichen Zwecke der Miſſion, ſondern in der nächſten Nähe an den Nothleidenden, Verwahrloſten, für Unterricht und Pflege der Verlaſſenen? wo man die Religionslehrer und Prieſter herabwürdigt welche, anſtatt mit den aufgeklärten Geiſtern zu tafeln und zu politiſiren und groß zu denken, lieber zu ihren Gemeinden ſtehen und — mit Wiſſen oder nicht — die untere und die obere Schichte der Geſellſchaft helfen vereinigt halten, indem ſie den Glauben des Volks im Herzen tragen neben der Bildung und Wiſſenſchaft der Zeit, ob ſie wohl nicht im Stande ſind überall ſchon beides ineinander zu haben, damit nicht, wenn ſie fliehen, die Wölfe einreißen und die fremden Netze ſich ausſpannen? Iſt da Duldung angebahnt, wo alles Volk das nicht in Städten oder ihrer Nähe die Gelegenheit ergreift dem Geiſt der Zeit zu huldigen, als eine abergläubiſche, dunkeln Mächten hingegebene Maſſe vorderhand verloren gegeben wird?

Aufrichtig geſtanden, wenn das Duldung iſt oder der Weg zur Duldung, dann wollen wir lieber unduldſam ſeyn. Um ſolchen Preis wird auch keine der beſtehenden Kirchen ſich der proponirten Duldungs-Staatskirche einfügen wollen, es wird ſich auch hoffentlich kein Fürſt, kein wirklicher Staatsmann finden, der auf ſolche Gedanken hin combinirte und Nutzen daraus ziehen wollte. Duldung iſt nicht ein Tragen deſſen was man verachtet, ſondern die Anerkennung des Guten, Weſentlichen, Ehrenwerthen in den entgegengeſetzten Richtungen; zwiſchen denen welche ſich gegenſeitig nichts Gutes laſſen, iſt von keiner Duldung mehr die Rede, ſondern hier muß die Polizei einſchreiten, und geſetzt daher eine ſolche Gemeinſchaft welche Gervinus proponirt, käme zu Stande als religiös-politiſche Macht, und die Anhänger des Toleranzprincips bildeten den Kern derſelben, dieſe wüßten aber von Pietismus, Orthodoxie, Ultramontanismus, Prieſtern u. ſ. f. nichts anderes zu ſagen als was Gervinus geſprochen, ſie wären nicht im Stande neben den Einſeitigkeiten und Fehlern noch etwas anderes zu entdecken, keine allgemein menſchlichen Gedanken welche dort ſich Bahn ſuchen, wären alſo in der Lage nach dieſen Richtungen hin immer nur Pfeile des Spottes und der Verachtung zu ſchießen, ſo bliebe nichts übrig als wieder eine höhere Macht welche zwiſchen den Anhängern des Duldnngsprincips, und denen gegen welche dieſe unduldſam ſind, den Frieden aufrecht erhielte. Mit Einem Wort: Verachtung beſteht nicht mit der Liebe; aber eben darum braucht Gervinus einen Staat und Staatsgewalt für ſein Princip, weil ſeine Art dieſes Princip zu verkündigen, eine liebloſe, eine die andere verdrängende, zu den Extremen hintreibende, alſo zuletzt Ausſonderung nöthig machende iſt; er iſt an dem, einem kühnen Pratendenten die Ariſtokratie der Aufgeklärten, Großdenkenden, ſammt ihrem aufgerufenen Heerbann von Indifferenten, zum Bündniß wider die Fremden nicht nur, ſondern auch wider die religiös-ungebärdigen Elemente im eigenen Volke anzubieten, und am Ende wider alles was auf die Religion einen höheren Werth legen möchte als Gervinus für erlaubt und zeitgemäß halten will.

Und was iſt nun die Schuld daß Gervinus in alle dieſe

Digitized by Google

Schroffheiten und Widerſprüche gerathen mußte, daß die guten Gedanken in ihm der ſchiefen und liebloſen Urtheile nicht haben Meiſter werden können, und er zwar zuletzt den Deutſchkatholiken manches predigen konnte, was er aber beſſer zuvor ſich ſelber vorgehalten hätte? Wir wollen es aufrichtig ſagen: es iſt ſeine Geringſchätzung der Religion, der Religion an ſich und abgeſehen von ihrer politiſchen und nationalen Außenſeite. Daſſelbe was ihn in ſeiner Geſchichte gegen jede religiöſe Zuthat an den litterariſchen Erſcheinungen einnimmt, hat ihn verleitet für die neue Bewegung ſich übermäßig zu begeiſtern, weil ſie mit weniger Religion zu handeln ſchien. Es iſt aber nicht anders möglich, auch dem klaren, hochgebildeten Geiſte müſſen religiöſe Erſcheinungen — mit wie viel oder wenig anderem ſie ſonſt noch gemiſcht in der Geſchichte auftreten mögen — in einem ſchiefen Licht erſcheinen, ſolange er der Religion ſelbſt nicht den ihr gebührenden Raum zugeſteht, und der Mangel an innerer Durchbildung des Sinnes in dieſer Beziehung muß immer wieder als Haltungsloſigkeit und Liebloſigkeit des Urtheils zu Tage kommen. Dieß iſt freilich kein Mangel des Einzelnen bloß, es iſt ein Mangel der Zeit, der ganzen litterariſchen Richtung unſeres Jahrhunderts, und nicht bloß der Unkirchlichen, ſondern auch mancher Strengkirchlichen und Orthodoxen: denn die einen wollen die Religion nicht ſehen *wegen* ihres dogmatiſchen oder kirchlichen Kleides, die andern wenn ſie *kein* ſolches anhat. Hier haben wir alleſammt zu lernen und uns zu beſſern; die falſche phänomenologiſche Location der Religion bei Hegel haftet viel zu ſehr in unſeren Urtheilen und wirkt auch durch die Vorſtellungen der Nichthegelianer; mit Recht wird man ſich einſt wundern daß Hegel mit demjenigen Theil ſeiner Philoſophie welcher ſeine ſchwächſte Seite war, am meiſten Aufſehen gemacht hat, mit der Religionsphiloſophie. Hier müſſen wir frei werden, wenn wir wollen verſtändig und wahr urtheilen lernen. Und ſo will ich denn zuletzt auch einen Vorſchlag machen für das Reich der Duldung und ſein Kommen, einen Vorſchlag der realiſirt werden könnte ohne eine neue Kirche, ohne Staatsgewalt, ohne Ausſonderung der Extreme, ohne alle politiſche Wagniß: Gehet hin, ihr begabten Denker, und ſtudiret Religion; überlaſſet dieß Geſchäft nicht bloß den Theologen welche etwa ihr Amt, noch den Philoſophen welche eine abſtracte Formel bindet, ſondern nehmet ſie vor, nur einmal wie Naturforſcher und Hiſtoriker, ſuchet ihre Spuren, Elemente, Metaſtaſen in den Schriften nicht bloß, ſondern im Volk das um euch lebt, in den Beſonderheiten der Kirchen und der Secten, fraget nicht bloß wie ſie reden und ſich ausdrücken, ſondern wie ſie thun in ihrer Andacht und im Wandel, und forſchet den Zweigen und Wurzeln nach welche die Religion in das Leben der Völker und der Einzelnen hineintreibt. Habt ihr das gethan, und ihr könnet dann immer noch an den einzelnen Erſcheinungen der Religion bloß das Lächerliche, Ungebildete, das Entſtellende tadeln, ſonſt aber wäre euch nichts vor die Betrachtung gekommen, dann ſollt ihr doppelt Recht haben, und Gewalt dazu es auszurotten. Wenn ihr aber auch noch ein Anderes gefunden hättet, ein Etwas das euch das einfache Landvolk, auch wo es nicht an nahen Städten ſich geſchliffen, ehrenwerth und den Dienſt der Prieſter an demſelben als eine Wohlthat erſcheinen läßt, das euch noch aus dem verhüllenden Ueberwurf des Cultus und der Ausdrucksweiſen als ein edles, lichtes Gut entgegenſchaut, um deſſen willen ihr ſelbſt der verſchwiſterten Thorheit nicht mehr bloß zürnen könnet — dann tretet auf und verkündigt den Proteſtanten was ihr bei den Katholiken, und den Katholiken was ihr bei jenen Werthes, Menſchliches entdeckt, und lehrt ſie einander achten nicht um des bloßen Nutzens willen, nicht bloß *damit* dem Volk Glück daraus entſpringe und Heil für Deutſchland, ſondern *weil* ſie es würdig ſind geachtet und auch als Extrem geduldet zu werden um des lebendigen Zuſammenhangs willen mit der Wahrheit. Und lehrt dann auch diejenigen welche auf euer Wort mit beſonderer Achtung horchen, die Entgegenſtehenden nicht niederſchlagen mit verletzenden Worten welche im Irrthum die Wahrheit ſelbſt beleidigen, ſondern ihnen entgegenkommen mit der Vorausſetzung, ſie ſeyen beſſer als der Klang ihres Parteinamens; heißt jeden ſein Gegentheil nicht fliehen und mißachten, ſondern ſuchen zu ſeiner eigenen Ergänzung; dann wird das Reich der ächten Duldung kommen, wenn das bloß Duldung heißen wird, und es wird durch das brüderliche Zuſammenhalten Aller welchen Religion, Licht, Ordnung, Freiheit und Vaterland am Herzen liegen, der Feind in und außerhalb der Gränzen deſto ſicherer erkannt und entſchiedener bekämpft werden. Einer gemeinſchaftlichen Glaubensformel bedarf es nicht wo einer des andern Glauben aus innern Gründen achtet, es bedarf alſo auch keiner neuen Art von Verbindung zwiſchen Staatsgewalt und jener Glaubensformel, und welche Fürſten auf die Throne unſeres deutſchen Landes geſtellt ſind oder kommen werden, hier iſt kein Raum zu einer andern Sorge für ſie als nur zu der einzigen, daß die Religion immer weniger unmittelbar politiſch, und dadurch eben immer reiner, milder, kräftiger werde. Was ſie in ihrem beſcheidenen Kreiſe wirkt, muß doch den Geiſt und die Macht des Ganzen heben.

Was ſoll aber nun, wird man fragen, die Miſſion der Deutſchkatholiken ſeyn? Hierauf antworte ich, daß es beſſer wäre dieſelben mit ſolchen weitausſehenden Namen wie Miſſion noch zu verſchonen. Das erſchwert nur ihnen und den beſtehenden Confeſſionen die gegenſeitige Orientirung, und verleitet ihre bisherigen Leiter zu Anläufen welchen ſie ſichtbar nicht gewachſen ſind. Ihr erſter und nächſter Beruf iſt ſich mit ſich ſelbſt zu verſtändigen und in die Tiefen des Chriſtenthums ſich einzuleben. Eine ſpätere Zeit wird ſie belehren welchen Beitrag ſie zu einer Reformation des 19ten Jahrhunderts zu leiſten hätten, einer Reformation die gewiß nicht von einer vereinzelten Richtung oder Kirche, ſondern nur von allſeitiger Entfaltung des durch alle Richtungen und Kirchen vertheilten chriſtlichen Lebens kommen kann.

Digitized by Google

Eulogius Schneider.

Von Laurenz Lerſch.

I.

Nicht allein der vergangenen Zeiten Spiegel, auch der kommenden Bote iſt dir Geſchichte. Wer das Geſchehene recht zu deuten weiß, verſteht die nahenden Stürme der Zukunft. Die hier nach den beſten Quellen unternommene Biographie E. Schneiders ſoll kein Ehrenkranz, kein feierlicher Denkſtein über vergeſſenem Grabe ſeyn, ſondern eine Perſönlichkeit parteilos und unbefangen dem Urtheile der Zeitgenoſſen vorführen, die zu den Kämpfen der Gegenwart mehr als Eine Parallele bietet. Aus der Hütte entſproſſen gerieth er durch eine Reihe von Umſtänden ins Kloſter, an den Hof, auf die Univerſität, auf die blutige Weltbühne, zuletzt in den Kerker. In den Sturm einer ungeheuern Begebenheit geworfen und von ihren Wogen fortgeriſſen ward ein urſprünglich thatkräftiger, feuriger, dichteriſcher Geiſt, dem es aber an dem ſittlichen Gehalt fehlte um in ſolchen Zeiten der ſtrudelnden Bewegung Widerſtand zu leiſten oder in ſtiller Beſchämung ſich von der Irrbahn zurückzuziehen. Mit großer Sinnlichkeit, mit einem übermäßigen Selbſtgefühl begabt ließ er ſich von Wahn zu Wahn verleiten. Erſt gläubig, dann Zweifler, dann Reformator ohne Beruf, ohne Größe, endlich Atheiſt. Das Licht mit dem er leuchten wollte, ward in ſeiner ſchwachen Hand zur wilden Flamme die ihn und Andere verzehrte.

Eulogius, oder wie er zuerſt hieß, Johann Georg Schneider, wurde den 20 October 1756 zu Wipfeld, einem fränkiſchen Dorfe des Bisthums Würzburg, von dürftigen Eltern geboren. Sein Vater, ein Mitglied des daſigen Dorfgerichts, wahrſcheinlich Schöffe, war Winzer. Die Landſchaft um Wipfeld iſt reizend und anmuthig. An traubenreichem Gelände fließt der Main vorbei und bildet dem Dorfe gegenüber ein mäßiges Wert. Wenig Ackerbau, unbedeutende Viehzucht, nur der Ertrag der Weinberge nährt die Einwohner; daher wie überall in ſolchen Landſchaften kümmerliches Auskommen und in weinarmen Jahren empfindlicher Mangel herrſcht. Es kam dazu daß der Vater nicht eben ſparſam und haushälteriſch zu Werke ging, aber deſto reicher mit Kindern geſegnet war. Der junge Johann Georg verträumte ſeine erſte Jugend in muthwilligem, luſtigem Naturleben. Baum und Buſch war ſein liebſter Aufenthalt, ſeine Freude Vogelneſt und Geſang. An den Geſtaden des Mains ſammelt er, wie er uns ſelbſt ſagt, „mit frohen Geſpielen die Muſchel und ſchönere Steine.“ Noch in ſpätern Jahren ſpricht ſich in ſeinen Gedichten und Schilderungen eine große Luſt an den Genüſſen der freien Natur aus, obſchon ſie ſich nie zu einer wahrheitsfriſchen treffenden Anſchauung erhebt. Er ſelbſt feiert in ſeinen Empfindungen am drei und dreißigſten Geburtstage dieſe Tage; dort entwirft er ein ideales Bild ſeiner Mutter. Er ſchildert ſie als einfach und gut und rühmt vor allem ihr freundliches Herz gegen Dürftige und Waiſen:

> Mütterlich pflegte ſie mein: ich ſchlürfte die Freuden der Kindheit
> Sorgenlos ein am Ufer des Mains, und gaukelte harmlos
> Hin und her, und fühlte mein Seyn, und fühlte mein Wachſen;
> Schlummerte jetzt am rauſchenden Bach, jetzt pflückte ich Blumen,
> Oder beſtieg den knorzigten Baum, auf welchem ich wähnte
> Zu erlauern die hülfloſe Brut des geſchwätzigen Finken.

Auch in einem andern ſpätern Gedichte das einen Spaziergang zu Stuttgart ſchildert, aber nicht im entfernteſten mit Schillers Spaziergang zu vergleichen iſt, ſpielt das Vogelneſt eine Hauptrolle.

Seinen erſten Unterricht erhielt er von einem Mönche einer nahe gelegenen Abtei, der ihm die erſten Begriffe der Religionslehre und die Anfangsgründe der lateiniſchen Sprache nach damaliger Sitte beibrachte. Dieſe lateiniſchen Studien noch fünf Jahre hindurch fortzuſetzen wurde er in das Juliusſpital zu Würzburg — nach dem Biſchof Julius Echter von Mespelbrunn, ſeinem Erbauer und Gründer ſo genannt — gebracht, wo nicht allein Kranke verpflegt ſondern auch junge Leute, die durch eine Prüfung dazu würdig befunden worden, unentgeltlich ſieben Jahre lang unterrichtet wurden. Von hier aus datiren ſich ſeine erſten poetiſchen Verſuche, nicht lateiniſche Hexameter wie bei den Jeſuiten üblich war, ſondern deutſche Reime und Verſe von denen glücklicherweiſe nichts mehr erhalten iſt. Wein und Mädchen waren die Lieblingsgegenſtände dieſer Ergüſſe. Aus ſeiner frühern vielleicht zu ſtrengen Zucht und Einſamkeit war er plötzlich in ein freies, ungebundenes Leben, aus ländlicher Einfachheit in ſtädtiſche Genüſſe geworfen; die nachtheiligen Wirkungen eines ſo plötzlichen Ueberganges blieben nicht aus. Sein lockeres Leben geſteht er uns ſelbſt in der erwähnten Geburtstagselegie:

> Hier nun ſaß ich im ſtolzen Artaun *), und füllte mit Wörtern
> Wie das Gehirn, und dünkte mir weiſ', und leerte den Becher
> Städtiſcher Luſt mit glühender Zung', und rennte, gepeitſchet
> Von zu ſchnellem Genuß, nach Sättigung, Ekel, Verzweiflung.

Schwerlich hätte er dieſes leichtſinnige Leben, worin er „im Genuſſe nach Begierde und in der Begierde nach Genuß verſchmachtete,“ länger treiben können wenn ſich nicht ein Lehrer der unteren Claſſen, vielleicht durch ſeine Anlagen bewogen, ſeiner erbarmt und ihm andere Schüler zum Privatunterricht anvertraut hätte. Hiedurch, ſowie durch manche von ſeinen dürftigen Eltern erpreßte Unterſtützung ward er in den Stand geſetzt ſein abenteuerliches, ſittenloſes Treiben noch eine Zeitlang fortzuſetzen. Nachdem er den Curſus der Philoſophie vollendet, wurde er Juriſt, ohne jedoch die einſchlägigen Vorleſungen zu hören.

Sein ſpäteres Programm über die Verbindung der ſchönen Künſte mit der Jurisprudenz und Theologie ſollte wohl ſeine Beſchäftigung mit dem Rechte bethätigen. So wurden einige Monate in der Stadt verſchwärmt. Endlich kehrte er in ſeine Heimath zurück. Hier trieb er es ſo arg daß er, um die übrige Dorfjugend, männliche und weibliche, vor ſeinem verderblichen Beiſpiel zu wahren, aus Wipfeld durch gerichtlichen Zwang verwieſen wurde. Da begab er ſich nach Volkach und Dettelbach,

*) Artaun: der alte Name für Würzburg.

Digitized by Google

zwei kleine nicht weit entfernte fränkiſche Städtchen am Main. Allein da er von allen Mitteln zum Aufenthalt entblößt war, war auch hier ſeines Bleibens weiter nicht. War es eine Handlung der Verzweiflung, war es vollſtändiger Mangel an jeglicher Energie, er — dem die Lehren der Kirche über Heiligen- und Engelverehrung, dem Pfaffen- und Aberglauben ſo oft ſchon zum Gegenſtande des Hohnes und Spottes unter luſtigen Geſellen gedient hatten — faßte den übereilten, in ſeiner Lebensrichtung wahnſinnigen Entſchluß, Mönch zu werden, ein Entſchluß der ihm nicht allein neun unerträgliche Jahre in dumpfen Kloſtermauern brachte, ſondern auch der offenbare Grund aller ſeiner ſpätern unſeligen Schickſale, ſeines endlichen Verderbens wurde. Wie durfte er, der ſinnliche, glühende, für Liebe und Poeſie begeiſterte Schwärmer hoffen, mit dem weltlichen Kleide die eingewurzelte Genußſucht abzuwerfen! Er war damals zwanzig Jahre alt. Aber noch einmal wollte er den Kelch der Luſt bis auf den äuſſerſten Tropfen leeren. Er verlangte von ſeinem verarmten Vater, er ſolle den letzten Weinberg verpfänden; dann veranſtaltete er ein Abſchiedsfeſt wobei er von ſeinen Freunden und der Welt feierlich Abſchied nahm, reiste ſodann nach Bamberg um im Kloſter der braunen Franciscaner, eines Zweigs des ſogenannten ſeraphiſchen Ordens, ſein Noviciat anzutreten.

Bamberg. Augsburg. Das Kloſter.

Seine Eltern waren darüber ſehr erbaut. Er erhielt hier den Namen Eulogius den er, vermuthlich wegen ſeiner Aehnlichkeit mit Chryſoſtomus (Goldmund) und wegen ſeiner guten Bedeutung (Schönredner) mit beſonderer Vorliebe fortan gebrauchte. Wahrſcheinlich war es ihm auch mit der vollen Umwandlung ſeines Lebens und ſeiner Grundſätze eine Zeit lang Ernſt. Nachdem ſein Probejahr verlaufen und er die drei Gelübde freiwilliger Armuth, Enthaltſamkeit und des Gehorſams abgelegt wurde er zum Lector für die jüngeren Brüder beſtimmt. Im Kloſter ſtudirte er angeblich auch orientaliſche Sprachen, worunter aber ſchwerlich mehr als die hebräiſche zu verſtehen iſt, neben der griechiſchen auch die neuern romaniſchen. Seine deutſchen Verſe mußte er vermuthlich geheim halten. Aus dieſer Zeit rühren noch einige Gedichte ſeiner Sammlung her. Im J. 1784 wurde Bamberg von einer ſchrecklichen Ueberſchwemmung betroffen, eine der ſchönſten Brücken, die Seeſer, welche der Fürſt von Frankenſtein mit großen Koſten erbaut hatte, ſtürzte zuſammen. Eine Reihe von Menſchenfreunden that ſich rettend und helfend hervor. Ihre Thaten und die furchtbare Naturkraft beſang Schneider in einem gutgemeinten, aber entſetzlich langen Gedichte von zwei und fünfzig vierzeiligen Strophen (Gedichte S. 97—114), worin es an barocken Ausdrücken nicht fehlt, z. B.:

Plötzlich bricht auf ſein Geheiß
Von dem Boden, durch die Länge,
Durch des rauhen Winters Strenge
Ganz petrificietes Eis.

Oder wenn es von dem faſt gleichzeitigen Erdbeben zu Meſſina heißt:

Da du durch dein Eingeweide
Stöße vom Vulkan empfingſt.

Aus dem Kloſter zu Augsburg, in das er vermuthlich von Bamberg aus verſetzt worden, rührt ebenfalls her die „Ode auf den Rettertod Leopolds von Braunſchweig von einem Franciscanermönch“ — in der Oder bei Frankfurt fand er bekanntlich, zur Rettung von Kindern eilend, ſein Grab — die zwar ohne ſeinen Namen herauskam, die aber durch die Andeutung: „wenn ihn ein Mönch in einſamer Kluft beſingt,“ und noch mehr durch die Bezeichnung des Ordens ihn bald als Verfaſſer erkennen ließ. Dieſe Ode ſteht ohne Zweifel poetiſch höher als das eben genannte Gedicht; allein ſie iſt dennoch mit Pomp und Prunk überladen. Es iſt der Einfluß der Klopſtock'ſchen Muſe darin unverkennbar:

Jehova ſieht vom Himmel den Menſchenfreund,
Und nun beſchließt er ihn zu verherrlichen,
Ein Engel ſtößt in die Poſaune,
Rufet den Himmel zum großen Schauſpiel — —

Allein zurücke kehret nicht Leopold:
Jehova hat den Helden verherrlichet;
Schon rollt ſein Wagen im Triumphe
Zwiſchen den Reihen erſtaunter Engel.

Intereſſanter wird das Gedicht durch ſeine politiſche Färbung. Es zeigt ſich darin die der franzöſiſchen Revolution vorhergehende krampfhafte innere Empörung gegen das ſittliche Verderben der Fürſten. So begegnen wir hier „Tigern im Fürſtenſchmucke,“ ſo erſcheint hier „der Wütherich im hohen blutbeſpritzten Neſte und der gepurperte Schwelger.“

Geh, feiger Cäſar! Prahle dem Schiffer vor:
„Du führſt den Cäſar,“ wenn dich dein Mordgewehr
Von ausgetilgten Nationen
Triefend, im Auge der Menſchheit brandmarkt.

Entrinn den Wogen, würge dein Vaterland,
Zertritt die Tugend, mache zur Sklavin Rom,
Werd' ein Coloß, umſpanne Welten,
Stürz' dann zuſammen, und werd' — verflucht.

Schneider rühmte ſich ſpäter (1793) in Straßburg er habe, ehe eine franzöſiſche Conſtitution gedacht war, die Grundſätze der Freiheit und Gleichheit noch im Mönchsgewande gelehrt. Das „Volkslied“ das er ebenfalls zu Augsburg auf Leopold verfaßte, iſt eine proſaiſchere, bürgerlichere Behandlung desſelben Stoffes, mehr eine Erzählung der Umſtände. Aus dem Kloſter rührt her das Gedicht: Die Freundſchaft (S. 91), das er ins Stammbuch eines unbekannten Freundes ſchrieb. Freundſchaft erheitere auch die dumpfe Höhle eines Mönchs, er hofft daß man ſeine Gedichte mit Gefühl und Nachſicht leſe und daß bei ſeiner Leidensgeſchichte manches Auge überfließe. Seltſamer Weiſe datirt er auch die Ode an Babette (S. 66) aus dem Kloſter zu Augsburg, obſchon dieſe ſeine Freundin, eine ſchöne und geiſtreiche Bonnerin, geborne Koch, die ſich auch im Subſcribentenverzeichniſſe der Gedichte findet, ſpätere Gräfin Belderbuſch, auch Beethovens Flamme, zu Bonn lebte und ſchwerlich damals über die Gränzen des Kölner Stiftes hinausgekommen war. Sollte das nicht eine kleine Prahlerei von Schneider ſeyn? Er begrüßt (S. 45) den Profeſſor Schelle in Salzburg als ihm dieſer ein Paket Bücher ins Kloſter ſchickt. Mit einer Freundin „Lina,“ vermuthlich einer ſchönen Augsburgerin, der er manche Strophe (S. 75. 155) widmete, ſcheint er ſchon im Kloſter ein Einverſtändniß unterhalten zu haben, wenn wir dem Gedichte: „Die Abendſtunde im Kloſter“ trauen dürfen, worin er Thür und Fenſter ſchließt, ſeine Bücher einſperrt und beim Frankenwein an das denkt was er von ihr las.

Immer drückender wurden ihm, dem nach Ruhm ſtrebenden, feurigen Manne, die Feſſeln des Kloſterlebens. Wo er immer konnte, ſuchte er ſich durch auffallende Schritte hervorzuthun. Es konnte ihm keine Gelegenheit dazu erwünſchter kommen als jene, wo ihm aufgetragen wurde am Feſte der heil. Katharina (1785) die Ehrenrede in Augsburg zu halten. Aber wie war man erſtaunt

Digitized by Google

als er ſtatt einer geiſtlichen Lobrede auf ihren Martertod, eine über Toleranz hielt, ja ſelbſt einen Theil der auf ſie bezüglichen Legende, namentlich ihre Unterredung mit den heidniſchen Philoſophen verwarf! Da die Rede ein ungeheures Aufſehen erregte, iſt ſie nachher von ihm herausgegeben worden und erweckte eine Reihe von Streitſchriften von Merz, Jahn, Zeiler, Zallinger, Zech u. ſ. w. Mir liegt bloß der Commentar eines katholiſchen Weltmannes u. ſ. w. (Eichſtädt 1786) vor, worin ſie ganz aufgenommen iſt. Im Ganzen ſcheint viel zu viel Geſchrei über dieſe Rede erhoben worden zu ſeyn. Sie enthält in ihren directen Aeußerungen meiſt Anſichten wie ſie ein jeder gute Katholik noch heutzutage ausſprechen könnte. Schneider theilt die Toleranz in eine öffentliche oder geſetzliche und in die perſönliche oder Herzenstoleranz. Die erſtere als bürgerliche äußere Eintracht habe der Fürſt aufrecht zu halten, die perſönliche Duldung ſey Pflicht des Chriſten welche Vernunft und Offenbarung ihn lehre. Im zweiten Theile ſucht er die Schriftſtellen welche ſeiner Anſicht zu widerſprechen ſcheinen, zu beſeitigen. Gewiß würde dieſe Rede, von einem andern als ihm gehalten, die Gemüther nicht ſo gewaltig aufgeregt haben. Allein ſeine ganze freie Richtung ſcheint damals ſchon zur öffentlichen Kunde gekommen zu ſeyn. Der Commentar eines katholiſchen Weltmannes deutet (S. 67) an daß Schneider mit den Schriften von Voltaire *), Rouſſeau, Helvetius, Montaigne und Bayle in ſehr guter Bekanntſchaft ſtehe, er führt (S. 72) an, Schneider habe ſich einſt verlauten laſſen daß er zur Auslegung der Schrift keines Kirchenlehrers bedürfe; eine eigene gute Philologie und geſunde Hermeneutik könne die ganze Patriſtik entbehrlich machen. Ja aus der Rede ſelbſt ſchimmert ſeine Heterodoxie für den ſchärfer Blickenden namentlich an einer Stelle durch. Unvorſichtigkeit und Maßloſigkeit waren überhaupt Grundzüge in ſeinem Charakter. So arg aber wie jetzt der Sturm über ihn losbrach, ſcheint er denſelben doch nicht geahnt zu haben. In einem ſehr ungehobelten Gedichte das er in dieſer Zeit ſchrieb: „Die Auferſtehung“ (S. 144), klagt er daß ihn Fanatismus und falſche Brüder bedrängen. Man weiß nicht recht ob die Frage, ob er nicht der zweite Huß ſey der mit nächſtem braten müſſe, Humor oder Ernſt iſt — die Flugſchriften jener Zeit ſchwanken oft in einem ſolchen Zwielicht — er werde aber ſeine Freundin beſingen wenn er gleich dem Phönix aus der Aſche auferſtehe. Vielleicht beziehen ſich auf dieſe Streitigkeiten die Theſen die er als Lector im J. 1786 herausgab, an denen von ſeinem ziemlich gleichgeſinnten Biographen „Forſchungs- und Prüfungsgeiſt, warmer und edler Haß gegen Bigotterie, Aberglauben und Fanatismus“ gerühmt werden. Man ſieht aus dieſem allem daß ſeine Lage im Kloſter für ihn immer unerträglicher, daß ſeine ganze Stellung für die Zukunft eine unmögliche wurde. Seine Leiden ſchildert er in der genannten Elegie in ſeiner ſeltſamen Weiſe mit folgenden Worten:

Alſo ergriff ich den Entſchluß ein Mönch zu werden, ergriff ihn
Feſt, und ruderte mich damit an das Klippengeſtade
Einer Inſel, genannt die heilige Inſel der Bonzen.
Rings umſchlingt ſie ein Gurt von Felſen: durch künſtliche Ritze
Nimmt ſie den Wanderer auf, die einwärts nur führen, nicht rückwärts.
Oede und ſtill liegt dort die Natur, und ewige Nebel
Hüllen das Eiland in Nacht. Nichts ſtört die ſchreckliche Stille,
Als das Gebrüll der opfernden oder der zechenden Bonzen.

*) In einer andern öffentlichen Rede vom J. 1789 nennt Schneider Voltaire den feinſten Kopf ſeiner Nation und geſteht daß dieſer ſo wie Diderot, d'Alembert und Montesquieu ſich in Hinſicht auf Religion ihren „eigenen Weg gebahnt“ hätten. Wir erkennen daraus wenigſtens einen Theil ſeiner Bibliothek.

Arbeit iſt Sünde für ſie: dort röſtet kein Mittag den Winzer,
Dort durchwühlet kein Pflug den Buſen der züchtigen Erde.
Dennoch ſchäumet berauſchender Wein auf ihren Pokalen,
Dennoch mäſten ſie ſich mit Kälbern und belgiſchen Fiſchen,
Welche für Sündenerlaß der Aberglauben herbeiführet.
Fremde ſind ihnen die Muſen; und wenn zuweilen ein Jüngling
Heimlich ſie ehrt, ſo ſchlagen ſie ihm den Altar zu Trümmern,
Werfen ins Feuer die Harf' und tödten im Herzen des Sängers
Jedes Gefühl des Schönen und jeden Funken von Freiheit.
Neunmal wälzte das Jahr ſich um die langſame Axe,
Und noch ſeufzte dein Freund auf der heiligen Inſel der Bonzen.
Endlich erſchien im Hafen ein Schiff von Sueviens Fürſten:
Ha! wie ſprang ich hinein und ſegelte meiner Erlöſung
(Ach! ſo wähnte ich) zu. Nun ſtieg ich betend ans Ufer,
Athmete auf, erreichte die Burg des mächtigen Herrſchers,
Kleidete mich in Seiden und ſprach: „Ein Seliger bin ich!“

Stuttgart. Der Hof.

Vermuthlich durch ſeine Toleranzpredigt wurde der kurfürſtlich Trier'ſche Statthalter zu Dillingen und Weihbiſchof von Augsburg, Baron v. Umgelter, auf ihn aufmerkſam, und da er an ihm ein ungewöhnliches Rednertalent wahrzunehmen glaubte, ſo empfahl er ihn dem damals regierenden Herzog Carl von Württemberg, der ihn zu ſeinem Hofprediger mit einem bedeutenden Gehalte annahm und für die Zeit wo er dieſe Stelle bekleiden würde, von ſeinen Ordenspflichten dispenſiren ließ. Zu vergleichen iſt für ſeine damalige Stimmung auch das Gedicht an den Freiherrn von Beroldingen (S. 160), worin er von ſeiner Toleranzpredigt rühmt, ſie habe zwar von ſeinen wunden Lenden die ſchwere Seraphshülle abgeſtreift, den geweihten Strick gelöst, jedoch die innern Bande des Mönchthums nicht gelöst; Hildebrande beſtimmten noch immer ſein Geſchick. Als Hofprediger gab er mit Feder die Homilien des heil. Chryſoſtomus über das Evangelium des heil. Matthäus (Augsburg 1786) in vier Bänden und die über das Evangelium Johannis (Augsburg 1787) in drei Bänden heraus, welche Ueberſetzung von Kennern gerühmt wird. Als ſolcher ſchrieb er auch in ziemlich gutem lateiniſchen Styl das Programm über den Gebrauch der Philoſophie im Beichtſtuhle *), das er dem Freiherrn Karl von Ulm in Erbach widmete. Was er Philoſophie nennt, iſt freilich nichts weiter als Anwendung geſunder, vernünftiger Grundſätze, etwas Pſychologie nebſt einigen mediciniſchen und phyſikaliſchen Kenntniſſen.

Für gewiſſe Fälle will er daß der Geiſtliche eher die Leſung von Tiſſots Schriften als die Verehrung Maria's, die Anrufung des Schutzgeiſtes und das Andenken an den Allgegenwärtigen empfehle. In Stuttgart hatte ihn der Herzog mit den Worten angeſtellt: „Ich erwarte von Ihm daß Er mir die Wahrheit ſagen werde. Fürſten hören ohnehin ſelten die Wahrheit; wenn ſie dieſelbe nicht etwa noch von der Kanzel vernähmen, ſo würden ſie doppelt unglücklich ſeyn.“ Allein Schneider erfüllte nicht nur dieſen Auftrag ſondern predigte, wie er in Straßburg 1793 ſelbſt rühmte, die Grundſätze der Freiheit und Gleichheit am Hofe des Herzogs, „der ſie nicht gern anhörte.“ Er gab ſpäter zehn von den hier gehaltenen Reden unter dem Titel: Predigten für gebildete Menſchen und denkende Chriſten, Frankfurt 1790, heraus, ließ ſie in Breslau cenſiren und widmete ſie dem Cardinal Fürſtbiſchof zu Paſſau. Dieſe Reden ſind meiſt halbpolitiſcher Natur. Eine handelt von den gerechten Forderungen des Regenten an ſeine Unterthanen. Er ſtellt darin den Grundſatz auf, alle Menſchen

*) De philosophiae in sacro tribunali usu. Stuttgardiae, 1786. p. 38.

Digitized by Google

ſeyen mit gleicher Freiheit, gleichen Rechten, gleicher Unabhängigkeit aus dem Schooße der Natur gekommen. Nur durch einen freiwilligen *Vertrag* konnte nach ſeiner Anſicht die urſprüngliche Gleichheit gehoben werden. Sie entſagen aus eignem Antriebe ihrer Unabhängigkeit, übertragen Einem die Oberaufſicht über ihr gemeinſchaftliches Beſte. Die ganze bürgerliche Geſellſchaft beſitzt alſo die Grundgewalt, und der Fürſt iſt nur der erſte *Beamte* des Staates und der Geſchäftsträger ſeines Volks. Wer erkennt hier nicht die offenbaren Lehren des Contrat social? Eine andere Rede handelt von dem Einfluſſe des Chriſtenthums auf das Beſte des Staats. In dieſer ſieht er den Wohlſtand eines Volkes durch *Aufklärung*, *Induſtrie* und *Volksmenge* bewirkt. „Durch Aufklärung werden die Sitten verfeinert, die Wiſſenſchaften verbreitet, die Künſte vervollkommnet.“ In der dritten, von der Pflicht des Regenten, das Beſte der Religion zu befördern, behauptet er, keine Geſellſchaft, auch die Kirche nicht, könne rechtskräftig beſtehen, wenn ſie ſich nicht der höchſten Abſicht des Regenten unterwerfe. Er habe das Recht der höchſten Aufſicht über die Religion. Er müſſe ein aufmerkſames Auge auf die Wahl, das Betragen und den Unterhalt der Religionslehrer haben. Wiſſenſchaft, Tugend, Bekanntſchaft mit der Schrift, „dieſem Grundgeſetzbuche der Chriſten,“ und die Gabe der Beſcheidenheit ſeyen Haupterforderniſſe. Dem Fürſten komme es zu die Kanzel von abergläubiſchen Legenden, von unnützen Controverſen und liebloſen Ausfällen zu reinigen. Die vierte verbreitet ſich über die gemeinſchaftliche Pflicht des Fürſten und des Bürgers, die Armen im Staate zu verſorgen. Eine der intereſſanteſten Reden iſt die achte von der feinen Verleumdung, die wirklich einen etwas tiefern Blick in die menſchliche Seele verräth. Schneider ſchildert das Weſen jenes Laſters, wie es ſcheint, mit beſtimmten Andeutungen auf damalige Zuſtände und Perſonen am Hofe. Er ſchließt mit einem Gebete daß Gott den Fürſten der Erde die ſchrecklichen Folgen der künſtlichen Verleumdung nie aus den Augen kommen laſſe, daß er ſie überzeuge welch ein ſchreckliches Verbrechen es ſey, auch nur einen einzigen Menſchen durch ihre Schuld unglücklich gemacht zu haben. Die letzte handelt von der wahren Glückſeligkeit eines Fürſten. Hier ſagt er: „Die Aufklärung unſerer Zeit hat die Rechte der Menſchheit in ein Licht geſetzt, in welchem ſie noch nicht erſchienen waren. Sie hat den Menſchen ihre urſprüngliche *Freiheit und Gleichheit* gezeigt, hat ſie bekannt gemacht mit den gerechten Forderungen welche ſie an jene zu machen haben in deren Händen ſie beides, *Freiheit und Gleichheit*, niederlegten. *Sie hat die Macht der Regenten auf gewiſſe Gränzen zurückgeführt*, hat ſie belehrt daß ſie einzig wegen gemeinen Beſteus die Krone tragen und daß ihre wahre Würde in thätiger Beförderung deſſelben beſtehe.“ Er wünſcht daß dieſe Wahrheit in die Paläſte aller Großen und in die Herzen ihrer Rathgeber dringe. — Wir wiſſen nicht recht woher es kam daß Schneider dieſen Poſten ſo bald aufgab. Sein Biograph deutet an, der Herzog habe an jeder Predigt Etwas zu tadeln gefunden, *vielleicht* weil er ihm mehr die Pflichten als die Rechte des Fürſten vorgehalten. Schneider ſagt in der Vorrede zu jenen zehn erwähnten Reden, er habe die obigen erſten Worte des Herzogs nicht als Hofmann, ſondern als Hofprediger verſtanden; und in ähnlicher Weiſe äußerte er ſich, wie ſchon bemerkt, zu Straßburg und zu Bonn in ſeiner Elegie (S. 213):

Aber zu kurz umfächelte mich der Zephyr des Glückes:
Bald umſchleierte ſich der Himmel mit ſchwarzem Gewölke,
Und mir blitzte Verderben in tauſend Geſtalten entgegen;
Denn ich küßte den Staub nicht ab von ſterblichen Füßen,
Redete ſtets wie ich dachte und ſah mit hoher Verachtung
Auf die Künſte des Höflings herab. Dieß fühlte der Höfling,
Fühlt' es, und ſchwur mir den Tod.

Wir können dieſe Aeußerungen bei ſeinem excentriſchen Charakter nur mit großer Behutſamkeit hinnehmen. Hier jedoch verſöhnt uns einigermaßen mit ſeiner frühern Rückſichtsloſigkeit gegen ſeine Eltern die Nachricht, daß er einen Theil ſeines anſehnlichen Gehaltes darauf verwandt habe die verpfändeten Weinberge ſeines Vaters einzulöſen; für die durch Feuersnoth bedrängten Tiefenbacher ſammelte er ebenfalls; auch zu Bonn und Straßburg unterhielt er ſpäter ſeine Schweſter.

Nach der Biographie universelle richteten die Häupter des Illuminatenordens ſchon in Stuttgart ihr Augenmerk auf ihn; anfangs habe man ihn für den Maurerorden gewonnen und erſt ſpäter mit den Grundſätzen des neuen Ordens bekannt gemacht. Das Journal historique et littéraire de Liège von 1791 gibt S. 445 an, er ſey in der Charwoche 1791 zu Crefeld aufgenommen worden. Allein in den ſ. g. „Ernſten Betrachtungen“ über ſein Leben (Paris 1794) wird ſeine Aufnahme ebenfalls in die Zeit ſeines Hofpredigeramtes geſetzt. Zwei Jahre hatte Schneider zu Stuttgart zugebracht. Er ſann längere Zeit auf Mittel und Wege ſeines ihm läſtig gewordenen Amtes los zu werden. Geraume Zeit hindurch gelang es nicht, bis ihn ſein Freund Dr. Thaddäus Dereſer, Profeſſor der Exegeſe an der neugeſtifteten kurfürſtlichen Univerſität Bonn, welcher ſich lebhaft für ihn intereſſirte, dem Freiherrn von Spiegel zum Deſenberg, damaligem Curator der Anſtalt empfahl, der ſich hinwiederum bei dem Kurfürſten Maximilian für ihn verwendete. In dieſe Zeit fällt, beiläufig bemerkt, ſein Gedicht an Irene (1 Februar 1789), die er jetzt endlich finde nachdem er drei Jahre ſie geſucht, von der ihn aber ſein Schickſal jetzt fern ſchleudere. Endlich lief die Beſtätigung zur Profeſſur für ihn ein. Haſtig beurlaubte ſich Schneider beim Herzog und bei ſeinen Freunden. Er wußte ſich vor Jubel nicht zu laſſen.

Und ſchon, ſchon dacht' ich zu ſterben;
Siehe! da winkt am Ufer des Rhenus mir Phöbus Apollo!
Phöbus Apollo! wie wallet mein Herz entgegen dem Gotte!
Ha! ich werde befreit: mein harret im Haine der Muſen
Süßer Geſang, und freundlicher Scherz, und ſicherer Freude.
Gib mir Flügel, o Freund! zu fliegen zum Haine der Muſen!
Laß mich jauchzen und ſingen ein Lied des Dankes dem Retter
Phöbus Apollo! Bald ſchmücket ſein Kranz die Schläfe des Freundes,
Bald durchglühet ſein Geiſt mir die Seele, bald hebet mein Haupt ſich
Unter Teutoniens Barden empor am Ufer des Rhenus.

Wie dieſe Zeilen in Klopſtock'ſchen Anklängen ſeine Hoffnung auf zukünftigen Dichterruhm, ſo drückt ein anderes Gedicht, das er zu Höchſt am Main auf ſeiner Reiſe nach Bonn im Frühjahr 1789 ſchrieb, ſeine ſonſtige Stimmung, ſeine Anſicht über Rom und den Papſt zur Genüge aus. Jeder Eiferer gegen den Fanatismus wird gewöhnlich ſelbſt Fanatiker; der Erguß, der Kampf gegen ſtrengere Religionsanſichten wird immer wilder, je glühender die Ueberzeugung des Unrechtes wird. Daher die merkwürdige Erſcheinung daß faſt kein Reformator in einer maßvollen, ruhigen und ſchönen Sprache ſeine Angriffe ausführt, ſondern daß die Kraft im rohen ungefügen Scheltworte ſich Bahn zu brechen ſucht, und daß nun an die Stelle geregelter Erörterung der furchtbarſte Mißklang höhnender und unſittlichen Ausdruckes tritt. Das iſt eine Thatſache die ſich neuerdings und die ſich auch in Schneiders ebenbezeichnetem Gedichte, ſowie bei manchen andern Gelegenheiten auf die unangenehmſte Weiſe offenbart hat.

Digitized by Google

Bonn. Die Univerſität.

Von den Ideen der Aufklärung war damals ein großer Theil des katholiſchen Deutſchlands überſchwemmt; auch an der Bonner Univerſität war eine nicht unbedeutende Anzahl mit ihrer Verbreitung emſig beſchäftigt. *) Der Emſer Congreß hatte gezeigt daß an den geiſtlichen Höfen und bei der ſonſtigen hohen Geiſtlichkeit ein Streben der Emancipation von Rom vorhanden war. War je eine Möglichkeit geweſen, eine von Rom ſich trennende, deutſch-katholiſche Kirche zu gründen, ſo war es damals wo ſich mehrere Biſchöfe dafür intereſſirt zu haben ſcheinen. (Irre ich nicht ſo hatte ſchon Adalbert von Bremen, der Gegner Anno's, im 12ten Jahrhundert den Gedanken an ein deutſches Patriarchat gefaßt.) Aber ſelbſt die Abſchaffung manches Mißbräuchlichen, namentlich auch einer übertriebenen Reliquien- und ungegründeten Heiligenverehrung, ſcheiterte an den maßloſen Angriffen der Männer die jetzt Hand ans Werk gelegt. Sie ſchütteten das Kind mit dem Bade aus. Schneider ergießt ſich in dem bezeichneten Gedichte, das „Eine Phantaſie“ überſchrieben iſt, in die wildeſten Schmähungen, zu denen er die Gelegenheit vom Zaune bricht. Die Tabaksfabrik eines Herrn Bolingari, „die zu den Wolken ragende Halle“ am Main, gibt ihm mitten in einer poetiſchen Beſchreibung Veranlaſſung auf Reliquien und Ablaß zu kommen:

Sie baut' ein Fremdling aus Italien:
Er kam, nach jenes Landes Sitte,
Das deutſche Geld uns abzunehmen,
Und gab uns Staub dafür.

So kamen einſt gepurperte Spionen
Und hochgeweihte Straßenräuber,
Thuiskons Erbe auszuplündern,
Vom Vatican geſandt.

Da ſogen ſie des Deutſchen Mark,
Und gaben Ablaß ihm dafür,
Und Keſer die er faſſen ſollte
Mit Perlen und Rubinen.

Nicht länger werden wir ſie faſſen
Mit Perlen und Rubinen,
Die Keſer die der Römer ſchickt:
Nicht länger werden wir ihn kaufen,
Den Ablaß, den er bietet.

Dort unten thront ein deutſcher Fürſt:
Der ſchlägt entzwei die Kette Roms,
Der löſchet aus den Blitz des Vaticans,
Der gibt dir deine Freiheit wieder,
Thuiskons Heldenblut!

In ſeinem ſpätern Verhör, worauf wir noch zurückkommen werden, läugnet er zwar vor ſeinen Schülern ausdrücklich von den Reliquien gehandelt zu haben, meint aber er ſey nicht der erſte welcher daran zweifle ob einer und derſelbige Heilige zwei rechte Arme und zwei linke Beine zugleich haben könne. Ueber die ächten Reliquien der Heiligen halte er es aber mit dem Kirchenrathe von Trient. In Bezug auf das Cölibat der Geiſtlichen ſind ſeine Anſichten theils aus dieſem Verhör, theils aus ſeinen Gedichten hinlänglich klar. Im erſtern geſteht er geſagt zu haben: „Wenn der Emſer Congreß einſt in allen ſeinen Punkten zur Vollſtreckung kommen ſollte, ſo ließe ſich auch die Aufhebung des Cölibats, wenigſtens für diejenigen welche den geiſtlichen Stand verlaſſen wollten, mit Grund erwarten; doch ſeyen hierüber, ſoviel Schneider wüßte, die Meinungen der deutſchen Erzbiſchöfe noch getheilt, am allerſpäteſten würde gewiß der eheloſe Stand der Geiſtlichen im Kölniſchen aufgehoben werden.“ In einer Ode auf Friedrichs Tod nennt er den Cölibat den Mörder deutſcher Fürſtenſtämme und ſeufzt in einem Gedichte an Lina aus dem Kloſter:

Thränen fallen auf die Kette,
Die der Tiger Hildebrand
Mir um Herz und Hände wand.“

Unvorſichtig wie er war ſprach er ſeine Grundſätze gleich in ſeiner Antrittsrede in Bonn „über den gegenwärtigen Zuſtand und die Hinderniſſe der ſchönen Litteratur im katholiſchen Deutſchland“ unumwunden genug aus. „Erſt nach dem Jahr 1773, ſagt er, gegen deſſen Ende die mächtigſte Stütze der römiſchen Deſpotie zu Boden fiel, ward es hell in den Lehrſälen der Religion. Erſt dann fing man an das Gold des Evangeliums von den Schlacken menſchlicher Zuſätze zu reinigen und den ſorgfältig verborgenen Kern des praktiſchen Chriſtenthums aus der dicken Schale der Scholaſtik herauszuwinden. Das Studium des Orients wurde rege, man ſuchte die Geſchichte hervor; das ehrwürdige Dunkel des Heiligthums durfte mit der Fackel der Philoſophie beleuchtet werden.“ — — „Mathematik, Naturgeſchichte, phyſiſche Erdbeſchreibung und vorzüglich praktiſche Philoſophie waren die edleren Gegenſtände welche nun den deutſchen Jüngling, ſelbſt in der finſtern Zelle des einſamen Kloſters beſchäftigten. Mit ſolchen Kenntniſſen ausgerüſtet traten junge Männer als Beamte, als Religionslehrer auf; und wer will ſie verkennen die wohlthätigen Früchte der Aufklärung welche durch ſie verbreitet ward? Der Scepter des Aberglaubens verlor allmählich ſeine Schrecken; Induſtrie verbreitete ſich in eben dem Maaße in welchem das Reich der frömmelnden Stupidität zuſammenſchrumpfte; Duldung, dieſe holde Tochter des Himmels, ſchlang das Band der Bruderliebe um die Herzen der Sterblichen.“ Er behauptet beinahe allenthalben in den meiſten Gegenden des ſüdlichen Deutſchlands die Maſſe der Aufklärung auf ſeinen Reiſen größer gefunden zu haben als jene der Dummheit. Die Katholiken hätten in der Rechtsgelehrſamkeit, Theologie, Heilkunde, Philoſophie, Mathematik, Geſchichte, Diplomatik, und überhaupt in allen Fächern der ernſthaften Gelehrſamkeit große Männer aufzuweiſen; nur die ſchönen Wiſſenſchaften blieben noch zurück. „Ich nehme, fährt er fort, Denis, Maſtalier, Blumauer und einige Neuere aus, deren Loos jedoch auf dem deutſchen Helikon zum Theil nicht völlig entſchieden iſt; wo ſind nun die übrigen denen wir mit gutem Gewiſſen den Dichterkranz um die Schläfe winden dürften?“ Auch in der Beredſamkeit könne man, außer Brunner, Wieſer und die wirklichen Hofprediger zu Stuttgart, niemanden Männern wie Mosheim, Jeruſalem, Spalding und Zollikofer an die Seite ſtellen. Schmids Geſchichte der Deutſchen zeichne ſich durch ihre Philoſophie aus, aber ſey kein Muſter eines guten hiſtoriſchen Styls; die beſten Ueberſetzungen aus alten und neuen Sprachen verdankten wir Proteſtanten; an den wenigſten katholiſchen Univerſitäten ſey für das Fortkommen der ſchönen Litteratur geſorgt. „Heilige Mutter Natur! dachte ich bei mir ſelbſt als ich vor einigen Wochen den Rhein herabſchiffte, biſt du denn ſtiefmütterlich mit dem katholiſchen Deutſchland umgegangen? Nein, wer dieß behauptet der iſt ein Undankbarer, ein Läſterer wider dich. Wie unzählig ſind die Schönheiten welche du längs dieſer Ufer verbreitet haſt! Welches Auge ruhet nicht ſanft auf dem majeſtätiſchen Strome, der hier zwiſchen grünenden Auen und dort zwiſchen fruchtbaren Weinbergen dahin woget? Der edle Saft welcher aus dieſen Stöcken quillt, begeiſtert er etwa nur die Ausländer zum Geſange? Dieſe

*) Man vergleiche darüber den lehrreichen Aufſatz von Meuſer im zweiten Jahrgange meines niederrheiniſchen Jahrbuchs für Geſchichte und Kunſt. Bonn, 1844.

Digitized by Google

zerfallenen Thürme auf den Felſen, dieſe bemoosten Denkmäler alter Deutſchheit, wecken ſie nicht hohe Gefühle im Herzen des Rheinländers und reizen ſie nicht ſeine Hand zum Saitenſpiel? Hier in dieſen blühenden Städten wo Reichthum und Wohlſtand herrſchet, wo mächtige Fürſten thronen, wo Höfe wimmeln, wo jeder Zweig der Handlung bearbeitet wird — hier ſollten die ſchönen Wiſſenſchaften nicht gedeihen wie an den Ufern der Elbe oder der Spree? Nein, Mutter Natur, deine Schuld iſt es gewiß nicht wenn wir kein Gefühl für deine Schönheiten haben. Du ſtreuteſt mit verſchwenderiſcher Hand bezaubernde Reize über unſere Gefilde: warum faſſen wir ſie nicht auf? warum ſuchen wir nicht deinen Zauber abzulernen?“ Er fragt: ob der Grund dieſer Verarmung etwa im Lehrbegriffe der katholiſchen Kirche liege, und beantwortet dieſe Frage verneinend, indem er auf die vergangenen Zeiten Italiens und Frankreichs hinweiſt, auf Vida unter Leo dem Zehnten, „zu einer Zeit wo die Reformation noch ſchüchtern knospete,“ auf Metaſtaſio, Dante, Arioſto, Taſſo, Goldoni, auf Corneille, Molière, Racine, Boileau, Fenelon, Maſſillon, Bourdalone, Thomas. Ja nicht allein die Geſchichte beweist daß der Katholicismus das Wachsthum der ſchönen Wiſſenſchaften nicht hemme, er befördert auch von Haus aus die Kunſt und dadurch mittelbar die Poeſie mehr als irgend eine andere chriſtliche Theorie. „Je geiſtiger, je abgezogener eine Lehre iſt deſto weniger taugt ſie für den Künſtler; je ſinnlicher ſie iſt deſto mehr bietet ſie für den Meißel, den Pinſel und die Tonkunſt dar — — den Legenden verdanken wir ſo manches ſchöne Altarblatt, ſo manche reizvolle Magdalena, ſo manchen pracht- und kunſtvollen Tempel.“ Die Quelle des Uebels ſieht er in der Erziehung, namentlich in der lateiniſchen Sprache als einzigem Bildungsmittel der Jugend, in den lateiniſchen Schulen der Jeſuiten. „Es war wenigſtens ein Mittel, ſagt er, die Cultur der Landesſprache und die von ihr unzertrennliche Aufklärung des Volks auf einige Zeit zu hemmen. Es diente wenigſtens dazu die *Ketten des Römerthums* feſter um unſere Hüften zuſammenzuziehen.“ Nicht viel beſſer ſey der Geſchmack auf den Gymnaſien beſtellt. Ein zweites Hinderniß iſt nach ſeiner Anſicht die *Mönchsmoral*, welche die Liebe und die Ehrbegierde zu Verbrechen ſtempelt. Endlich fehlt es an der gehörigen Aufmunterung und Unterſtützung. Indeſſen mache der glückliche und weiſe Beherrſcher dieſes Landes davon eine Ausnahme, der dieſen Lehrſtuhl errichtet und ihn „zum Führer und Wegweiſer auf den Parnaſſus“ beſtimmt habe.

Wir haben dieſer Rede, die doch mehreres Wahre enthält, mit ſolcher Ausführlichkeit gedacht, weil ſie einen Punkt betrifft der auch in den letzten Tagen wieder Gegenſtand des Streites geworden. Nach unſerer Anſicht iſt der ſtrenge Proteſtantismus der Kunſt und namentlich der *kirchlichen* Baukunſt durchaus ungünſtig, er hat es nirgend, auch unter den günſtigſten Verhältniſſen vermocht und wird es nie vermögen einen eigenthümlichen Styl ſich zu ſchaffen. Es tritt zu ſehr die Perſon des Predigers in den Vordergrund, die Kirche wird durch die ganze Form des Gottesdienſtes mehr zum Redeſaal als zur Wohnung des Allerheiligſten, zum Abbilde der ſichtbar-unſichtbaren Gottesgemeine. Ebenſo wird es, namentlich in reformirten Gegenden, mit *kirchlicher* Malerei und Plaſtik gehen, obgleich die großen Thaten, die phantaſiereichen Geſichte des alten, die hohen Geſtalten des neuen Bundes durch alle Stufen des Alters hindurch belebend, fördernd wirken können. Nur fehlt die rechte Vermittlung mit dem Menſchlichen; der nüchtere Sinn ringt zu ſehr mit dem gläubigen Geiſte. In der *bürgerlichen* Baukunſt wüßten wir nicht warum irgend ein Unterſchied ſtattfinden ſollte; dieſe hängt zum Theil vom politiſchen Bewußtſeyn eines Volkes oder Stammes, zum Theil vom mehr oder minder friſchen Leben der bürgerlichen Gemeinde ab. In der Malerei hat Portrait, Stillleben und Landſchaft mit dem Religiöſen nichts zu ſchaffen. In der Poeſie iſt für Deutſchland in den letzten drei Jahrhunderten die Thatſache unläugbar daß die bedeutendſten deutſchen Dichter Proteſtanten ſind. Dieſer Mangel wird aber, wie ich glaube, mit Unrecht dem katholiſchen Lehrbegriffe in die Schuhe geſchoben. Der offenbare Grund liegt in der früheren *Vernachläſſigung der heimiſchen Sprache* im katholiſchen Deutſchland, ſie liegt in einer Reihe von politiſchen Urſachen und culturgeſchichtlichen Anläſſen, deren Erörterung hier zu weit führen würde. Dagegen wollen wir dem Proteſtantismus wegen ſeiner vollen ungebundenen Freiheit im Forſchen gerne eine größere Anlage zur Philoſophie zugeſtehen, obgleich wir nicht begreifen können wie die Philoſophie die Lehren des orthodoxen Proteſtantismus von der Menſchwerdung Gottes, der Dreieinigkeit u. ſ. w. zu beweiſen unternehmen wolle. Ueberhaupt aber entſcheidet bei Fragen dieſer Art die Thatſache weniger als die Idee.

Außer jener Rede, die hinlänglich darthut daß Schneider eine gewiſſe Uebereinſtimmung der Anſichten des Kurfürſten, der übrigen einflußreichen Hofmänner und ſeiner Collegen ſicher vorausſetzte, gab er noch ein Programm über die nothwendige Verbindung der ſchönen Wiſſenſchaften mit der Rechtswiſſenſchaft und Theologie *) heraus, womit er ſeine Antrittsrede am 29 April 1789 ankündigte. Unter ſchönen Wiſſenſchaften verſteht er allgemeine Aeſthetik, Rhetorik, Poetik, Kenntniß der römiſchen und griechiſchen Alterthümer und die Kritik der claſſiſchen Schriftſteller. Zwar ſey er weit entfernt die geſetzlichen Beſtimmungen Juſtinians — den er als maßlos ehrſüchtig und ohne Beruf zur Geſetzgebung bezeichnet — unter die hervorragenden Schriften des Alterthums zu rechnen. Jedoch fänden ſich in den Werken der alten Juriſten die er benützt, verändert und verſtümmelt habe, noch vereinzelte Spuren altlateiniſcher Eleganz. Um die Blüthen aufzuſpüren ſey ſchöne Bildung nothwendig. Unumgänglich ſey ſie zur Erklärung und Vertheidigung der alten Geſetze. Auch von dem Richter und Anwalt werde ſie mit Recht gefordert, damit er ſich klar und ſchön auszudrücken vermöge. Scharf tadelt er die Barbarei der juriſtiſchen Sprache und weist auf das öffentliche Gerichtsverfahren im Württembergiſchen als förderlich zur Bildung gerichtlicher Beredſamkeit hin. In ſeinen erſten Grundſätzen der ſchönen Künſte ſpricht er ſich S. 22 in ähnlicher Weiſe aus: „Der Rechtsgelehrte wird mit Beihülfe äſthetiſcher Kenntniſſe ſein Geſetzbuch leichter verſtehen und deutlicher erklären. Er wird eine verſtändlichere und menſchlichere Sprache führen als der kauderwelſche, rohe Rabuliſt. Sein empfindſameres Herz wird dem tödtenden Buchſtaben des Geſetzes die Stimme der Vernunft und der Menſchlichkeit in manchen Fällen vorziehen.“ Er fordert für den Theologen Geſchmack bei Erklärung der Schriften des alten Teſtaments, damit er nicht etwa Dogmen ſehe wo keine ſeyen, nicht Thatſachen finden wolle wo Allegorie vorherrſche, damit er den Dichter vom Hiſtoriker trenne. So werde durch falſche Erklärung einer Pſalmſtelle die unkörperliche Natur der Engel von den Theologen behauptet. Zur Erklärung des Hiob, der *Gedichte Moſis* und der heiligen Poeſie des Jeſaias ſey ein feiner gebildeter Kopf erforderlich, wobei er, auf die Vorrede von Michaelis zur Ausgabe von Lowth, den er auch einmal in ſeinen Gedichten noch vom

*) De necessario literarum elegantiorum cum jurisprudentia et theologia nexu. Bonnæ 16 Pag. 4.

Digitized by Google

Kloſter zu Augsburg aus feiert, und Feders Programm: „Soll ein Theologe Belletriſt ſeyn?“ (Würzburg, 1787) hinweiſt. Die Aeſthetik ſey nothwendig für den geiſtlichen Redner, auch für den praktiſchen Geiſtlichen, damit er den Kirchengeſang zu heben, die ſcheußlichen Heiligenbilder aus der Kirche zu entfernen, kirchliche und andere Bauten beſſer einzurichten verſtehe. Ja die Religion ſelbſt ſey in Gefahr, wenn die Muſen verbannt würden. Spinoza habe wegen ſeines barocken und abſtruſen Styls Wenige verführt, Voltaire und Rouſſeau als höchſt begabte Köpfe den größten Theil an ſich gezogen. Die Nothwendigkeit ſeiner Bildung für den Arzt übergehe er der Kürze der Zeit halber, er führt aber zu dieſem Behufe den Ausſpruch eines engliſchen Arztes Gregory an.

Anfangs mußte Schneider als Franciscaner ſeine Wohnung zu Bonn im Franciscanerkloſter dem Schloſſe gegenüber nehmen; nachdem ihn jedoch der Kurfürſt durch den Papſt von ſeinen Ordensverpflichtungen hatte entbinden laſſen, wohnte er eine Zeitlang im Hauſe des Profeſſor Brewer, dem jetzigen Hoffmann'ſchen Hauſe in der Neugaſſe, und zuletzt in der Kölnſtraße, etwa der Stiftsgaſſe gegenüber. Von Vorleſungen die er in Bonn gehalten, finden wir in den und durch einen glücklichen Zufall zugänglichen Verzeichniſſen folgende bemerkt. Er las im Studienjahre 1789—90 täglich von 10—11 im erſten Semeſter über die Theorie der Dichtkunſt und Redekunſt nach eigenen Heften, im zweiten über die griechiſche Litteratur nach Eſchenburg. Für diejenigen welche die Vorleſungen des Sommerhalbjahrs mit Nutzen beſuchen wollten, kündigte er für den Winter Privatunterricht in der griechiſchen Sprache an. Ebenſo erbot er ſich den Theologen wöchentlich zweimal praktiſche Anweiſung zur geiſtlichen Beredſamkeit zu geben. Auf Erſuchen wolle er auch Vorleſungen über praktiſche Philoſophie und über Geſchichte der Philoſophie halten. Endlich werde er Freunden der engliſchen Sprache wöchentlich zweimal Pope's Essay on man erklären. Das war freilich eine ſo zerſplitterte Thätigkeit daß man leicht inne wird, der neue Profeſſor hatte es gleich auf den Ruhm der Allſeitigkeit angelegt, aber auch daß er es in keinem einzigen Fache zu irgend einer Reife bringen konnte. Er wollte Theologe, Redner, Philoſoph, Dichter, Sprachenkenner, Politiker in Einer Perſon ſeyn. Für das erſte Semeſter des darauf folgenden Jahres 1790—91 kündigte er die Theorie der ſchönen Künſte nach ſeinem eigenen Lehrbuche, für das zweite die Grundſätze des öffentlichen Volksunterrichts nach Steinbart an, erbot ſich zu Privatvorleſungen über praktiſche Philoſophie, lateiniſche Litteratur und engliſche Sprache. Am Gymnaſium lehrte er außerdem die griechiſche Sprache nach Trendelenburg und die Theorie des Styls nach ſeinem eignen Lehrbuche. Außer dieſer akademiſchen Thätigkeit entfaltete er eine ſtarke ſchriftſtelleriſche. Da er ſich ohne Zweifel für einen großen Dichter hielt, ſo kündigte er ſchon im Sommer 1789 die Herausgabe ſeiner Sammlung auf Subſcription an. Dieſe hatte einen ſo guten Erfolg daß er ſich entſchloß aus „Dankbarkeit“ ſein Porträt von einem geſchickten Stuttgarter Künſtler in Kupferſtich beizugeben. Diejenigen die noch ſubſcribiren wollen ladet er ein ſich an ihn oder Madame Koch in Bonn, und als ſie im März 1790 wirklich erſchienen, fordert er auf ſich an ihn oder die Wittwe Winand, Buchbinderin in Köln, zu wenden. Es exiſtirt von dieſen Gedichten eine doppelte Ausgabe, eine mit lateiniſcher Schrift (Frankfurt, in Commiſſion der Andräiſchen Buchhandlung, 1790), eine mit deutſcher. Gewidmet waren ſie der proteſtantiſchen Fürſtin Louiſe, Erbprinzeſſin von Wied-Neuwied. Er nennt ſie in der Widmung die Kennerin, die Menſchenfreundin Louiſe, das Ideal weiblicher Vollkommenheit, er ſpricht von einem Gedichte das aus ihrer eben ſo ſanften als kraftvollen Feder oder vielmehr aus ihrem edlen Herzen floß. Schneider iſt nur ein höchſt mittelmäßiger Poet, jedoch war auch für ihn der Durchbruch der ſiebziger und achtziger Jahre zu neuen Anſchauungen und Formen nicht ganz fruchtlos vorübergegangen. Seine Gedichte ſind alle Gelegenheitsgedichte, jedoch nicht ſo vom Hauche wahrer Begeiſterung durchweht daß der Anlaß entweder ganz verſchwindet oder nur noch in leiſen, kaum hörbaren Anklängen nachtönt, nicht ſo geklärt daß er vom Einzelnen, Subjectiven zum Allgemeinen, Objectiven ſich erhebt: er haftet vielmehr beinahe überall an der Scholle der Gelegenheit, der Perſönlichkeit feſt. Der Kampf der ſein ganzes Leben durchzog, dieſer wilde Sturm der Gegenſätze in dem er zuletzt rettungslos unterſank, bricht wie ein ſchriller Mißklang an hundert Stellen verletzend hervor. In der Darſtellung ringt er noch mit den geiſtloſen Formen einer abgeſtorbenen Periode, eines Gleim, Haller u. ſ. w. auf der einen Seite, und den mächtigen claſſiſchen Geſangsweiſen eines Klopſtock, der noch am meiſten auf ihn gewirkt hat. Schiller und Goethe ſcheinen keinen Einfluß auf ihn geübt zu haben. In ſeinen Gedichten finden wir nur ſehr wenige eigentlich religiöſe. Es ſind drei überſetzte Pſalmen, das Volkslied auf den h. Kilian und das Lied an die Andacht, vielleicht das wohllautendſte Gedicht der ganzen Sammlung. Es hat einzelne gelungene Strophen in denen ein wirklich poetiſcher Hauch weht:

Wenn zurück vor'm Tode der Verbrecher
 Jeſus bebt und auf die Erde ſinkt:
Stärkſt du ihn und ſüßeſt ihm den Becher
 Den er für das Wohl der Menſchheit trinkt.

Einen Paulus weißt du zu den Chören
 Gottvertrauter Geiſter zu erhöhn;
Läſſeſt, was kein Ohr gehört, ihn hören,
 Sehen, was kein ſterblich Aug geſehn.

Mitten in Aegyptens dürren Wüſten
 Schafft dein Zauberſtab ein Paradies,
Wolluſttrunken ſchwelgt an deinen Brüſten
 Dein geliebter Schwärmer von Aſſis.

Aber er kann ſeine Perſönlichkeit auch hier nicht vergeſſen; die Kutte des Mönchs die er getragen blickt doch wieder hervor:

Du erleichterſt der Gelübde Kette,
 Die zu früh der Jüngling um ſich wand,
Machſt den Kerker ihm zur Ruheſtätte,
 Und zum Stolz ſein rauhes Bußgewand.

Dagegen verräth ſich der Pantheiſt in den letzten Zeilen:

Möchteſt du zum Urquell mich erheben,
 Der im Weltſyſteme ſich ergießt!
Möcht' ich höher ſtets und höher ſtreben,
 Bis mein Geiſt in Gott zurücke fließt.

Politiſche Gedichte hat er deſto mehr, und wenn wir auch diejenigen dahin rechnen in denen die Ideen der Aufklärung, der Duldung, des Menſchenglücks gefeiert werden, ſo gehört faſt der größte Theil in dieſes Fach. Vorab iſt zu nennen der Hymnus auf die Publicität:

Erſtgeborne des Lichts! Göttin! Erlöſerin!
Noch beſinget dich kein Barde Teutoniens;
 Und von unſern Altären
  Dampft noch kein Weihrauch dir.

Dampfen ſoll er dir jetzt! Feierlich himmelan
Soll ſich ſchwingen mein Lied! Preiſen die gülbenen
 Früchte, welche dein Füllhorn
  Ueber die Erde goß;

Digitized by Google

Preiſen ſoll es die Hand, welche das ehrne Joch
Der Tyrannen zerſchlug und der Gewaltigen
Macht zermalmete, unter
Welcher der Menſchheit Recht

Durch Jahrtauſende ſich ſträubte, dem Löwen gleich,
Den im eiſernen Korb ſpottend der Treiber zeigt.
Ha! der Korb iſt zerbrochen,
Frei iſt der Löwe, frei!,

Du, du wälzteſt den Stein, welchen der Prieſtergeiſt
Schlau verſiegelte, vom Grabe der Wahrheit weg,
Daß ſie wieder erſcheinen
Konnte den Sterblichen!

Dir erbebet der unbändige Wütherich:
Nur mit blaſſem Geſicht ſchlürft er der Völker Mark;
Auf Geſetze und Menſchheit
Stampfet er furchtſam nur.

Denn vor deiner Gewalt ſchützet kein Diadem,
Keine Inſel, ſie ſey dreifach, ſey hundertfach!
Fürſten, Ritter und Sklaven
Schrecket dein Richterſtuhl — — —

Biſt du, Göttin! es nicht, welche die Tugend krönt
Und das ſtille Verdienſt hoch auf den Leuchter ſtellt?
Biſt nicht du es in deren
Schatten die Unſchuld ruht?

Drum, o Himmliſche! dampft heute mein Weihrauch dir;
Und mein feſtliches Lied preiſet die güldenen
Früchte, welche dein Füllhorn
Ueber die Erde goß.

Zu den politiſchen gehört ohne Zweifel auch die Ode auf Friedrichs Tod, ebenfalls eines ſeiner beſſern Gedichte, in welcher wieder der Einfluß der Klopſtock'ſchen Muſe ganz unverkennbar. Er preiſt ihn von Seiten ſeiner Siege, Gerechtigkeit, Mäßigkeit. Sein Schemel ſey der Aberglaube und der zertretene Fanatismus. Doch ſey er nicht Held bloß, auch Menſchenfreund, Vater geweſen; in ſeine Arme habe ſich, verbannt von heiligfrommen Ländern, die Induſtrie, des Reichthums Mutter geflüchtet:

Auf Moräſten
Sä't der Landmann, und Heerden blöcken
Auf düeren Haiden. Griechiſcher Kunſtgeſchmack
Beſeelt den Preußen. Seinen Anakreon
Und ſeinen Pindar höet Apollo
Staunend in nordiſchen Wäldeen ſingen — —

In ſeinem Kerker faulte der Denker nicht:
Sein Cenſor fraß nicht gleich dem Getreidewurm
Der Schriften Kern aus, daß die Hülſen
Schmachtenden Leſeen den Gaumen ritzten.

Sein Glaube ſey nicht künſtliches Wortgewebe geweſen, ſeine Religion: das Beſte thun; die Herzen und Meinungen zu richten habe er dem überlaſſen, den Moſes, Zoroaſter, Chriſtus und Muhammed als Vater anrufen.

Verheerte Friedrichs Jäger die Hoffnungen
Des Landmanns ſpottend? War nicht die höchſte Luſt
Des Weiſen, in der dunkeln Vorzeit
Tiefen bei nächtlicher Lampe graben?

Dort fand er dich, allmächtige Herrſcherkunſt,
Die auf dem Wohl des Ganzen ihr eignes baut,
Bedächtlich eilt und ihre Wunder,
Wie die Natur, in der Stille wirket.

Hierher gehört auch einigermaßen die ſchon beſprochene Ode auf den Rettertod Leopolds. Neben ſolchen Helden feiert er die Zerſtörung der Baſtille in einem mehr populären, aber auch ſchon ans Gemeine ſtreifenden Tone, worin der Baſſa und die Bonzen, eine ihm ſehr geläufige Benennung für Prieſter und Mönche, wieder nicht fehlen dürfen. Viel matter ſind Schneiders erotiſche Gedichte die uns den Jammer damaliger Lyrik recht empfinden laſſen. Da kann kaum von einem wahren innigen Gefühl die Rede ſeyn; es iſt der blaſſe anakreontiſche Ton der ſich faſt nie zu der Höhe glühender Empfindung erhebt. Hier gilt recht was wir oben geſagt haben: die Subjectivität iſt gar nicht überwunden; gehaltloſe Tändeleien über Kuß, Geiſt und Schönheit an Lina, Karoline, Babette, die wir ſchon oben genannt haben, Minette, deren Schweſter Nanette, Freundin W., Freundin A., an die Schauſpielerin Keilholz u. ſ. w. kaum einer Mittheilung oder Probe werth! Den Schmerz wahrer Liebe hat er nie gekannt. Etwas höher ſtehen ſeine landſchaftlichen Beſchreibungen, wie die Phantaſie zu Höchſt am Main. Hieher gehören die Gedichte auf die Ueberſchwemmungen des Jahres 1784, das ſchwäbiſche Herbſtlied, der Spaziergang. An Didaktiſchem iſt die Sammlung ſehr reich, jedoch ohne großen tiefen Gehalt. Es ſind meiſt die ſchon berührten Ideen der Aufklärung, Duldung, wozu ſich eine Epiſtel über die Dichtkunſt (S. 135) und anderes geſellt. Verſchrobener Witz tritt nicht ſelten an die Stelle friſchen Humors. Die verroſteten Figuren eines Philiſtor, Auſterus, Star, Themiſtus, Alceſt, Kombab, einer Belinda, Dorimene marſchiren noch zuweilen auf. Einzelne gelegentliche Blätter ſtehen ohne Zweifel höher. Und dennoch haben dieſe Gedichte damals in den Rheinlanden nicht wenig Aufſehen gemacht. Der Verfaſſer der Streifereien durch einige Gegenden Deutſchlands (Leipzig, 1795), der ſich auch als Verfaſſer der Scenen aus Fauſts Leben bezeichnet, erzählt (S. 267), ein Bekannter von ihm ſey einſt in einen entlegenern Theil Bonns gekommen wo Taglöhner und Laſtträger der niedrigſten Volksclaſſe hausten. In einem dunkeln Stübchen fand er drei oder vier rüſtige Sanscülotten in Lumpen um einen alten Tiſch gelagert und vor ihnen Schneiders Gedichte aufgeſchlagen. Der eine las vor und die übrigen horchten mit offnem Munde. — „Leſt ihr auch dergleichen Bücher?“ fragte der Freund. „Warum nicht?“ erwiederte einer von ihnen. „Wir haben uns den Thaler den das Buch koſtet am Munde abgedarbt, aber das reut uns nicht. Der ſagt wie's ihm ums Herz iſt und deckt ſeinen Brüdern das Spiel auf.“ Und nicht allein in die niedrigſten Hütten, in die Paläſte von Durchlauchten, Gnaden, Eminenzen und königlichen Hoheiten, auf den Toilettetiſch der weiblichen Welt verlief ſich das Buch. Man durchblättere nur einmal das Subſcribentenverzeichniß. Unter dieſen wird auch Beethovens Vater als Hofmuſikus genannt. Mehrere Gedichte las er ſeinen Schülern vor wie er in ſeinem Verhör ſelbſt geſtand, erzählte Anekdoten, theilte die Briefe ſeiner Mädchen mit (ſ. die Streifereien S. 277), erheiterte ſie durch Spott und Hohn auf das Mönchthum und deſſen Freunde, ſo daß ſich aus ſeinen Hörſälen ein keckes, muthwilliges, frivoles Völkchen junger Lichtfreunde herausbildete, wenig mehr als etwas äſthetiſche Bildung nach Hauſe tragend, die ohne Schonung Mißbräuchliches und Treffliches, Religion und Aberglauben mit der Lauge unreifen Witzes und frechen Hohnes übergoſſen. Kernige, ächte Wiſſenſchaft iſt aus dieſer Schule nicht hervorgegangen. — Hier wäre es denn an der Zeit ein paar Worte über ſeine „erſten Grundſätze der ſchönen Künſte überhaupt und der ſchönen Schreibart insbeſondere“ (Bonn, 1790. 271 S.) anzufügen, die er im Auftrage des Curators von Spiegel zum Deſenberg herausgab und dieſem ſeinem Gönner widmete. Er geſteht ſelbſt keine neuen Aufſchlüſſe auf dem Gebiete der Aeſthetik gegeben

Digitized by Google

zu haben, ſuchte jedoch für den freilich tiefen Standpunkt hieſigen Bedürfniſſes ein brauchbares Handbuch zu liefern. Er verſchob die Poetik und Rhetorik und gab bloß eine allgemeine Aeſthetik nebſt „äſthetiſcher Sprachlehre“. Beſonders ausführlich iſt in der erſtern die Geſchichte der Meinungen über die Natur des Schönen behandelt. Schönheit iſt ihm Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen zur Einheit, verbunden mit der Fähigkeit, ohne Rückſicht auf Nutzen zu gefallen. Von deutſchen Dichtern führt er im zweiten Theile mehrfache Beiſpiele aus Klopſtock, einzelne aus Zachariä, Weiße, Haller, Wieland, Goethe an. In demſelben Jahr 1790 gab er zur Einführung des Rectors eine Probe einer neuen Ueberſetzung **Quintilians** (16 S.) und im darauf folgenden die Probe einer Ueberſetzung des Lehrgedichtes: Die Pflege des Kindes, das den engliſchen Arzt **Downman** zum Verfaſſer hatte. Charakteriſtiſch für ihn iſt nicht allein die Wahl des didaktiſchen Stoffes, ſondern auch die Stelle die er heraushob: „Die Pflicht der Mutter ihr Kind ſelbſt zu ſtillen.“ So viel ich weiß ſind beide Plane nicht zur Ausführung gekommen.

Größeren Ruhm als durch dieſe litterariſchen Beſtrebungen erwarb ſich Schneider als **Redner**. Als Joſeph II ſtarb, lud ihn das Reichskammergericht zu Wetzlar ein, die Trauerrede zu halten. Das that er am 26 März 1790. Die Rede erſchien zu Wetzlar (auch im ſiebenten Theil des neuen Magazins vorzüglicher Predigten), iſt mir aber nicht zu Geſicht gekommen. Wir wiſſen nicht wie weit wir folgender Anekdote Glauben ſchenken dürfen welche das Journal historique et littéraire (1790. Tom. II. p. 446.) erzählt. Auf ſeiner Rückkehr von Wetzlar ſey er nach Frankfurt gekommen, und da es ihm an Geld gemangelt den Wirth im rothen Hauſe zu bezahlen, habe er ſich gegen einen Preis von vier Batzen erboten ſeine Rede vor den Gäſten zum zweitenmale zu halten. Man habe deren drei gezahlt und Schneider habe ſie hier wiederholt. — Iſt das dieſelbe „Patriotiſche Rede über Joſeph II,“ welche er vor der litterariſchen Geſellſchaft zu Bonn den 19 März 1790 hielt und die hier bei Abshoven (36 S.) erſchienen iſt? Es war eine nicht unbedeutende Aufgabe den Bruder des Kurfürſten ſelbſt zu ſchildern. Er verſpricht keine Lobrede, keine Vergötterung, ſondern eine ruhige Würdigung und Charakterſchilderung Joſephs zu geben. Er trennt in ihm den Fürſten und den Menſchen. Er preiſt ihn wegen der Verſchmelzung der verſchiedenen Beſtandtheile aus denen der Koloß ſeiner Monarchie zuſammengeſetzt war, wegen ſeiner Einſchränkung überflüſſiger Ausgaben, Förderung einheimiſchen Gewerbfleißes, Verbeſſerung des öffentlichen Unterrichts, vor Allem hob er die Gewährung der Preßfreiheit und ſeine religiöſe Duldung hervor. Von Joſephs Geſetzbuche geſteht er daß es zu ſehr das Gepräge der Eile an ſich trage; dagegen erhebt er ſeine Gerechtigkeit, ja ſchreibt ihm ſogar die Lieblingsidee zu, die urſprüngliche Gleichheit der Menſchen ſo viel möglich wieder herzuſtellen. Er habe das Wohl ſeiner Bürger gewollt, aber im Plane gefehlt dasſelbe zu bewirken. „Er ſtrebte zu ſehr nach Größe, rang zu heftig nach der Ehre für ſeine Oeſterreicher das zu werden, was Friedrich für ſeine Brennen war.“ Weniger günſtig beurtheilt er Joſeph als Menſchen. Zwar habe er eine tiefe Einſicht von ſeinem Berufe, von ſeinen ſchweren Pflichten als Herrſcher gehabt, eine raſtloſe Thätigkeit habe ihn erfüllt, durch ein einfaches ſchlichtes Weſen habe er ſich ausgezeichnet; „aber Freundlichkeit, Freigebigkeit und zuvorkommende Güte gegen einzelne Menſchen waren nicht die Lieblingstugenden Joſephs, ſeine Seele umfaßte das Ganze, dachte nur auf allgemeine Wohlthaten.“ Die Rede ſchließt wirklich ergreifend mit einer Schilderung des Unglücks das den Kaiſer ſein ganzes Leben hindurch verfolgte. Schneider faßt ſeine Gedanken zuſammen in die Worte: „Joſeph war ein großer Fürſt und ein guter Menſch: ach! er ſtarb unglücklich als Fürſt, unglücklicher noch als Menſch.“

Auch als Kanzelredner muß Eulogius gefallen haben. In der ſogenannten O-Andacht vor Weihnachten hielt er in der Hofkapelle mit Dereſer (Dr. Thaddäus) zwei Reden; Dereſer ſprach den 18 December 1789 über die Gottheit Jeſu und vertheidigte dieſelbe klar und einfach, aber ernſt; Schneider den 20 December über den Zweck Jeſu bei der Stiftung ſeiner Religion. Zwar nennt er Jeſu den Sohn Gottes, den Welterlöſer, aber — Chriſtus „auch als Menſch betrachtet“ hat die entſchiedenſten Verdienſte um ſeine Brüder, „wäre das Chriſtenthum auch Werk eines bloßen Menſchen,“ ſo wäre es doch die größte Wohlthat des Menſchengeſchlechts. Am meiſten Anſtoß erregte auswärts ein Ausfall in dieſer Rede, worin er den Gott der Juden im Gegenſatze zu dem der Chriſten ſchildert: „Nein, der Gott des Geſetzes iſt nicht der Gott des Evangeliums; der Gott des ſinnlichen Juden iſt nicht der menſchenfreundliche, ſanfte, allweiſe, allgütige Gott des geiſtigen Chriſten. Er iſt ein zorniger, rachgieriger, auf ſeine Ehre und Vorrechte eiferſüchtiger Gott, ein grimmiger Gott, der das Verbrechen des Vaters am Sohne und wohl bis ins fünfte Glied hinab zu rächen drohet. Er iſt kein unparteiiſcher, jedes ſeiner Geſchöpfe mit gleicher Liebe und Sorgfalt umfaſſender Schöpfer, kein Allvater wie Jeſus ihn vorſtellt; er iſt ein leidenſchaftlicher, bloß für ſein auserwähltes Volk eingenommener Deſpot. (Vergl. Schneiders katechetiſchen Unterricht. S. 19.) Ihm iſt es nicht mit bloßer Reue und Beſſerung gedient, wenn ſchwache Sterbliche ſeine Gebote übertreten haben: nein, er fordert auch Opfer, er will durch den Wohlgeruch der von verbrannten Kälbern und Lämmern aufſteiget verſöhnt werden. Sein Dienſt beſtehet nicht wie der Gottesdienſt des denkenden Chriſten im ſtillen, frohen Genuſſe der Güter des Lebens, ſondern in knechtiſchen Stellungen und zwangvollen Ceremonien.“ Natürlich mußte auch dieſe letzte Anſicht über das Chriſtenthum, wie ſie bezeichnend für Schneiders Standpunkt iſt, Aufſehen bei denen erregen die das Chriſtenthum eher in eine Bezwingung des ſinnlichen Menſchen ſetzten. An die Theologie, „verſteht ſich an die Mönchstheologie,“ wie er in der Note beiſetzt, hatte er einen Abſchiedsbrief in den Gedichten gerichtet:

Schaffe die Myſterien,
Um ſie ewig zu erklären,
Ketzer, um ſie zu bekehren,
Höllen, um ſie voll zu ſehn.

Mit dem Glauben führt die Vernunft Krieg (Gedichte S. 85) den Sieg des einen wie der andern fürchtet er gleichmäßig. Wahrhaft aufgeklärt iſt ihm derjenige Theolog (S. 267) „der Duldung lehrt und dürre Dogmen ſo behandelt daß er ſie in Moral verwandelt.“

Bei ſolchen Anſichten war es kein Wunder daß diejenigen, welche an der katholiſchen Lehre feſthielten, mit Beſorgniß auf die Vorgänge in Bonn hinſahen. Noch ehe er von Wetzlar zurückkehrte, wurden ſeine Gedichte in Köln und Bonn unter ſchwerer Strafe verboten. Ohne Wiſſen des Curators und Rectors der Univerſität erſchienen zwei Abgeordnete aus Köln, die ſich bei Schneiders Schülern über ſeine Lehren erkundigten. Er ſelbſt wurde den 22 April 1790 vorgeladen, um ſich über mehrere Fragen zu verantworten. Verhöre der Art können nie etwas nützen, ſie befördern meiſt die Heuchelei. Der Prüfende hat ein äußerſt ſchwieriges Geſchäft die Fragen einfach und gerad zu ſtellen, das Weſentliche vom Unweſentlichen zu ſcheiden; der Geprüfte kann, wenn

Digitized by Google

er gewandt genug iſt, durch ausweichende Antworten, Dreiſtigkeit und beharrliches Läugnen die Behörde und ihre Abgeordneten in die ſchrecklichſte Verlegenheit ſetzen. Der beſte Fall iſt ohne Zweifel der, wenn der Gefragte es förmlich zum Bruche kommen läßt. Die Kölner geiſtlichen Herren wußten das Weſentliche vom Unweſentlichen nicht zu ſcheiden. Sie fragten über allerlei Nebendinge, über ſeine Aeußerungen betreffend den Roſenkranz, das Gebetbuch Palmgarten, Reliquien, den h. Franz Xaver und Aloyſius, den Cölibat, das Vorleſen ſeiner Gedichte, und nur Einen Hauptpunkt: das Abendmahl ſowie die Heiligenverehrung. Einiges läugnete Schneider, Anderes verbog er, hinwiederum Anderes gab er zu. Seine Ankläger hatten das Spiel verloren, ſie mußten vor den verſammelten Häuptern der Univerſität und des Gymnaſiums den 22 Mai förmlich Abbitte thun. Schneider erhielt eine Anweiſung aus dem Cabinette die ihm Behutſamkeit in Betreff der Punkte des Emſer Congreſſes, Zurückhaltung in ſeinen Aeußerungen über die Ordensgeiſtlichen anempfahl. Ueber die Heiligenverehrung ſollte er ſich beſtimmter erklären, täglich mit den Studirenden der Meſſe beiwohnen und ſich an Felbigers Katechismus halten. Doch ruheten hinwiederum auch die nicht, die es redlich mit dem Glauben und der Kirche hielten. Von Düſſeldorf und Löwen aus erfolgten Widerlegungen und Pamphlete *), hie und da mit ſo unanſtändigen Ausdrücken wie ſie Schneider kaum gebraucht hatte. Großer Religionseifer führt oft zu ſolchen Auswüchſen. Die Erwiederungen hielten ſich ebenſowenig in den Schranken des Anſtandes.

Vergebens hatten die Freunde Schneiders ihm Ruhe, Mäßigung, Vorſicht empfohlen. Er der jenen Theologen für den aufgeklärteſten hielt der dürre Dogmen in Moral verwandelt, gab den 18 Jul. 1790 ſeinen katechetiſchen Unterricht in den allgemeinſten Grundſätzen des praktiſchen Chriſtenthums (Bonn, 1790. 71 S.) heraus. Dieſer war ſeinen jungen Freunden und Schülern gewidmet. Er hob, wie er ſelbſt ſagt, aus den Glaubensſätzen nur diejenigen heraus welche mit der Moral in der engſten Verbindung ſtehen. Im erſten Theile behandelt er die moraliſchen Dogmen, im zweiten die moraliſchen Vorſchriften des Chriſtenthums. Chriſtus iſt ihm ein Mann von beſondern Geiſtesgaben, von dem menſchenfreundlichſten Herzen (S. 12), ein Geſandter Gottes (S. 16), obgleich er auf die Wunder als Beweis dafür eben nicht ganz gut zu ſprechen iſt. Inſpiration nimmt oder gibt er nur, ſo ſcheint es, von den neuteſtamentlichen Schriften an. Aus den moraliſchen Vorſchriften heben wir von S. 48 die Behauptung hervor: „Mögen immerhin Schwärmer glauben Gott durch übertriebenes Faſten und Geißeln einen Gefallen zu thun, der aufgeklärte Chriſt weiß nichts von ſolcher Tyrannei, er genießet die Güter des Lebens mit Dank und Freude u. ſ. w." wozu die Anmerkung: des Selbſtmörders Loos könne in ſeiner künftigen Exiſtenz nicht ſo glücklich ſeyn, als es würde geweſen ſeyn wenn er nicht den Plan der Vorſehung gewaltſam zerrüttet hätte. Die meiſten directen Aeußerungen dieſes katechetiſchen Unterrichts ſcheinen für ſich betrachtet vernünftig und den kirchlichen Lehren nicht zuwider, allein der Zeitgenoſſe faßt ein jedes Geſchriebene mit Rückſicht auf den Charakter und die ſonſtigen Meinungen, Reden, Strebungen des Schreibenden auf — und wer will ihm dazu das Recht beſtreiten? Daher die Fluth von Broſchüren die dieſes Büchlein nach ſich zog. Der Kurfürſt, der Curator, die übrigen Bonner Profeſſoren die im gleichen Rufe ſtanden, ſollen darin perſönlich angegriffen ſeyn. Ich habe nur das „Geſpräch eines Referendarius, Camerarius und Landdechants über den ſogenannten katholiſchen Unterricht u. ſ. w. (Düſſeldorf, 1791. 223 S.)" angeſehen. War es auch vielleicht ein Fehlgriff ſtatt allgemeiner Grundſätze des Chriſtenthums hier die ſpeciellen chriſtlich-katholiſchen Dogmen zu fordern, ſo iſt doch hier durch den innern Zuſammenhang, durch die Bezüge der einzelnen Behauptungen dargethan, daß dieſe allgemeinen Grundſätze mit der Kirche und deren Lehre nicht mehr in Einklang zu bringen waren. Das Domcapitel zu Köln war daher in ſeinem guten Rechte, wenn es die Urtheile mehrerer theologiſchen Facultäten einforderte. Die zu Salzburg und Würzburg lauteten beiſtimmend, nur zwei Profeſſoren verwahrten ſich; andere Urtheile ſind vermuthlich minder günſtig ausgefallen, denn der Antrag des Verbotes gelang; ſelbſt Hedderich, der Cenſor, wurde gezwungen ſein Imprimatur zurückzunehmen und den ferneren buchhändleriſchen Vertrieb zu hemmen. Das geſchah im November 1790. Natürlich wirkte dieſes Verbot für den Abſatz um ſo mehr. Ein Nachdruck wurde veranſtaltet und in Neuwied und Frankfurt verkauft. Der Kurfürſt wurde jedoch ſo gedrängt daß er im Mai 1791 das Werkchen bei hundert Goldgulden Strafe verbot, weil es wegen Uebergehung der wichtigſten Wahrheiten für Katholiken gefährlich ſey. Da dieſes Verbot im Frankfurter Staatsriſtretto erſchien, ſo ließ Schneider mit ſeiner Unterſchrift die Erklärung einrücken: der Kurfürſt habe es bloß erlaſſen um die Kölner Domherren zum Schweigen zu bringen; Titel und Vorrede bewieſen ja zur Genüge daß er nur die allgemeinſten Grundſätze habe geben wollen; eine erzbiſchöfliche Cenſur und zwei theologiſche Facultäten hätten ſein Werkchen für orthodox und unſchädlich erklärt. Der beleidigte Fürſt ließ ihn rufen. Was da verhandelt worden, deckt ein tiefes Geheimniß. Schneider begehrte ſeine Entlaſſung. Maximilian ſagte ihm hundert Karolinen und Belaſſung ſeines vollen Jahrgehaltes zu. Dieſes, behauptet der Biograph, ſey nicht im Entlaſſungsſchreiben bemerkt geweſen, Schneider habe eine zweite Audienz *) begehrt, ſey zudringlich geworden, worauf der Kurfürſt gerufen: „Bringt mir den Pfaffen weg!" Schneider erwiederte: „Und was ſind Ew. Durchlaucht anders als ein Pfaff!" Mündliche Mittheilungen beſtätigen dieſen letzten Zug und fügen hinzu daß ſich Schneider ſogar thätlich (?) vergangen und dem Fürſten erklärt habe, die Aufklärung ſey nicht mehr zu hemmen. Unglücklicher Weiſe erhielt Schneider am ſelben Tage von den Jakobinern, mit denen er ohne Zweifel ſchon früher in Verbindung geſtanden, einen Antrag nach Straßburg. Er ordnete ſeine Vermögensangelegenheiten und ging mit zwei ſeiner Schüler nach Oberkaſſel, einem bei Bonn an den Baſaltbrüchen des Siebengebirgs in reizender Landſchaft liegenden Dorfe, wo ihn der Prediger der reformirten Gemeinde, ſein Freund, mit offnen Armen aufnahm. Seine Schweſter, unterſtützt von einem Schüler ihres Bruders, beſorgte den Verkauf der Möbeln; hundert Karolinen erlangte ſie noch vom Kurfürſten. Mit dem Ertrage reiste jener nach Hachenburg, wohin ſich Schneider von Oberkaſſel aus geflüchtet hatte. Mit welchen Gefühlen mag der Letztere von einem Orte Abſchied genommen haben, den er einſt mit ſo glänzenden Ausſichten und Hoffnungen betreten hatte!

Bonn im September 1845.

*) Ueber die Tenebræ nubesque und die Parallelismi vergleiche man den bezeichneten Aufſatz von Meuſer.

*) Die ſchon angeführten Streifereien S. 277 ſprechen nur von Einer Audienz und von keiner Entziehung des Jahrgehaltes.

(Ein zweiter Artikel folgt im nächſten Hefte.)

Digitized by Google

Correſpondenz Karls V. *)

Wir haben im vergangenen Jahre über den erſten Band dieſer Urkundenſammlung Bericht abgeſtattet **); ſelbſt aus den kurzen Proben konnte man dort beurtheilen welch reiche und wichtige Aufſchlüſſe uns durch dieſe ſehr verdienſtliche Arbeit geboten würden. Nach kurzem Zwiſchenraum ſind nun zwei neue Fortſetzungen erſchienen, von denen die eine ſich an den beſprochenen erſten Band anreiht, die andere davon unabhängig eine Publication des Stuttgarter litterariſchen Vereins bildet. Beide hat Hr. Lanz aus den reichen Fundgruben der Brüſſeler Archivalien und der Bibliothèque de Bourgogne entnommen; beide Bände ſind zum größten Theile ihrem Inhalt nach neu, und nur hie und da iſt des Zuſammenhangs oder der Vervollſtändigung wegen Bekanntes neu abgedruckt oder ergänzt worden.

So wäre denn für die Geſchichte Karls V der erſehnte Zeitpunkt ziemlich nahe gerückt, wo es uns vergönnt iſt aus den unmittelbaren Aufſchlüſſen der handelnden Perſonen ſelbſt das hiſtoriſche Gemälde wie eine Moſaik zuſammenzuſetzen, und was uns für die meiſten Partien der ſpätern Zeit noch immer verſagt wird, iſt uns bei der vielgeſtaltigen, proteusartigen Politik der Granvellas und Chièvres in reichem Maaße gewährt worden. Man kann es nicht oft genug wiederholen: es iſt bei Geheimhaltung der hiſtoriſchen Quellen wie bei der geheimen Gerichtsbarkeit, ſelbſt bei ganz Unverfänglichem wird ein unwillkürlicher Verdacht geweckt, der das Vertrauen allmählich ganz untergräbt. So haben es manche europäiſche Staaten durch hermetiſche Abſperrung dahin gebracht daß man gezwungen wird ihre ganze bekannt gewordene Geſchichte für eine fable convenue zu halten; andere ſtreben ihnen eifrig nach, ſelbſt wenn ſie zur Geheimhaltung oft gerade ſo wenig Grund haben als die jetzige belgiſche Regierung veranlaßt iſt die Papiere Karls V wie ein Arcanum zurückzuhalten.

Der größte Theil der diplomatiſchen Actenſtücke welche in den beiden uns vorliegenden Bänden der „Correſpondenz“ und der „Staatspapiere“ geſammelt ſind, bezieht ſich auf die Zeit vom Nürnberger bis zum Paſſauer Religionsvertrag; hat ſich nun zwar hie und da noch ein Nachtrag aus der frühern Zeit hieher verloren, oder enthalten die „Staatspapiere“ auch Einzelnes über die Zeit nach dem Jahr 1552, ſo iſt doch das allgemeine Bild der politiſchen Zuſtände, die ihre Aufhellung hier erhalten, auf jene angegebenen Gränzen zurückzuführen. Wir werden mitten in die reiche, bewegte Welt der kaiſerlichen Politik hineinverſetzt, und der großartige Umkreis aller der Beſtrebungen die in Karls V Cabinet ihren leitenden Mittelpunkt fanden, ſpringt hier um ſo überraſchender ins Auge, je bunter der Wechſel der Actenſtücke nahe und fernliegende Verhältniſſe hervortreten läßt. Die deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen, ſpaniſchen und italieniſchen Verhältniſſe werden von den polniſchen, ungariſchen und türkiſchen durchkreuzt; hier werden die engliſche Eheſcheidung und der franzöſiſche Krieg, dort die neuen Entdeckungen der neuen Welt beſprochen. Die Ordnung der däniſchen Thronfolge und die Beſchwichtigung der kirchlichen Bewegung berühren ſich hier; dort werden wir plötzlich in das ganze Detail des Feldzugs nach Tunis eingeführt, den der Kaiſer ſelbſt in ſieben Briefen an Hannart (Correſp. II, 186), und Antoine de Pernin in einem beſondern Berichte (Staatspap. S. 537) ausführlich beſchrieben hat. Zwiſchen alles das drängen ſich noch perſönliche Verhältniſſe, Gunſt und Ungunſt, Neigung und Widerwille der handelnden Perſonen häufig genug ein, und üben oft mächtigeren Einfluß als man bei der Größe und dem Umfang des politiſchen Terrains erwarten ſollte.

Der allgemeine Eindruck den das deutſche Nationalgefühl davon erhält, iſt nicht befriedigender als er es bei dem erſten Bande war. Die Phyſiognomie der ganzen Politik iſt eine habsburgiſch-burgundiſche, keine deutſche; dynaſtiſche Intereſſen ſind allenthalben mächtiger als die nationalen. Die deutſche Stellung des Kaiſers wird von den vielfach verſchlungenen Verhältniſſen des ausländiſchen Fürſten meiſtens in den Hintergrund gedrängt, und Deutſchland, ſtatt das Erſte und der Mittelpunkt zu ſeyn, iſt nur ein Factor in der ganzen Reihe von Ländern und politiſchen Kräften. Karl V mochte das ſelbſt bisweilen fühlen, denn es war in ihm das Bewußtſeyn der kaiſerlichen Stellung nach langer Pauſe noch einmal recht lebendig geworden, aber ſeine politiſchen Rathgeber hatten zum größten Theile davon keine Vorſtellung und faßten die deutſche Individualität und ihre tiefſten Lebensfragen mit plumpem Mißverſtande auf.

Von einer ſolchen Sammlung von Actenſtücken und Staatsſchriften eine detaillirte Anſchauung zu erhalten, iſt nur durch Lectüre, nicht durch einen überſichtlichen Bericht möglich; doch laſſen ſich einzelne Punkte von Intereſſe hervorheben, wäre es auch nur um dadurch einen annähernden Maaßſtab für den Reichthum des Ganzen zu beſitzen. Wir wählen dazu, wie in dem frühern Berichte, die deutſchen Verhältniſſe und gehen nicht über das Jahr 1533 zurück, da früher der Faden der Hauptentwicklung bis zu dieſem Punkte geführt worden iſt. Freilich liegt jenſeits dieſer räumlichen und zeitlichen Gränze noch ein unendlicher Stoff, von dem ein großer Theil zur Betrachtung von Karls V Geſchichte unentbehrlich iſt; allein wie könnten wir auf alles dieß auch nur nothdürftig eingehen ohne daß wir uns eine diplomatiſche Geſchichte Karls V zur Aufgabe ſtellten? Manches politiſche Verhältniß, auch wenn es zunächſt nicht in den territorialen Gränzen Deutſchlands ausgefochten wird, berührt doch unſer deutſches Intereſſe ſehr nahe; ſo ganz beſonders die däniſche Frage wie ſie Karl V anſah. Eine deutſche Stadt, Lübeck, iſt damals die Mächtige, Gnadenſpendende, um deren Schutz die verſchiedenen

*) S. Correſpondenz Kaiſer Karls V. Aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüſſel, mitgetheilt von Dr. Karl Lanz. II Band 1532—49. Leipzig. Brockhaus, 1845, und: Staatspapiere zur Geſchichte des Kaiſers Karl V von Dr. Karl Lanz. (Eilfte Publication des Stuttgarter litterariſchen Vereins, 1845.)
**) Allgemeine Zeitung. 1844. Beilage 321. 322.

Digitized by Google

Bewerber demüthig buhlen; das kleine Dänemark muß harren welchen Herrn ihr die kühnen Bürger von der Trave ſchicken würden. Karl V dachte daran den Pfalzgrafen Friedrich für viele Dienſte mit dieſer Krone zu begaben und hatte ihn deßhalb mit des vertriebenen Chriſtians II Tochter vermählt; das däniſche Königreich ſollte, von einem deutſchen treuergebenen Fürſten verwaltet, wieder in den Kreis des deutſchen Reichsverbandes eingehen, dem es ſeit dem 13ten Jahrhundert entfremdet worden war. Die Stellung zu Frankreich und England bewog den Kaiſer ſich an den deutſchen Meeren zu verſtärken; hier wie an der deutſchen Weſtgränze traf ſein Intereſſe mit unſerem nationalen vollſtändig zuſammen, und oft unwillkürlich drängten ihn ſeine Verhältniſſe dazu hin Lebensfragen unſerer heutigen Politik zur Löſung vorzubereiten. So damals mit Dänemark; die Prätendenten die Lübeck und England bot, hielt man ebenſo ferne wie einen deutſchen Proteſtanten, weil dann der germaniſche Norden für die alte Kirche ſicher verloren ginge (Correſp. II, 128); man wollte einen Schützling des Kaiſers, der als König von Dänemark mit den Niederlanden und den Hanſeſtadten durch einen Erbvertrag eng verknüpft wäre; der Norden Deutſchlands ward ſo zu einer mächtigen compacten Maſſe, die Herrſchaft in den deutſchen Meeren war feſt begründet.

In der wichtigſten deutſchen Angelegenheit, der kirchlichen Reformation, hatte man einen Waffenſtillſtand eintreten laſſen; man hatte den früher gehegten gewaltſamen Reactionsplan, wenn auch nicht aufgegeben, doch verſchoben. Ueber das Weſentliche und Innerliche der Reform war man immer noch auf dem frühern Standpunkt, die Sache rein politiſch anzuſehen; ohne die Furcht vor einer Allianz Frankreichs mit dem deutſchen Proteſtantismus war man jeden Augenblick verſucht mit derber Fauſt dazwiſchen zu fahren. Immer noch meinte man die Reformationsidee an einige Perſonen geknüpft, hielt ſie deßhalb für lenkbar, glaubte ihr Halt gebieten zu können und ſah nicht daß die Bewegung, einmal der erſten Kindeszeit entwachſen, ſich ihren ſelbſtändigen gewaltigen Gang ſuchen würde, den kein kaiſerliches »quos ego« mehr zu bannen vermöchte. Es war zu einem Axiom geworden gleich anfangs im kaiſerlichen Rathe an der religiöſen Erhebung nichts als politiſches Weſen finden zu wollen; man gewöhnte ſich an den Gedanken und kam dadurch vom wahren Verſtändniß immer weiter ab. Einer der rührigſten Diplomaten, der Erzbiſchof von Lunden, ſtellt dem Kaiſer recht abſichtlich (Correſp. II, 121) die politiſchen Erhebungen mit den religiöſen zuſammen, derſelbe iſt aber auch der erſte der zu momentanem Nachgeben räth, ſobald ernſtliche Gefahr droht Franz I möchte unter den deutſchen Proteſtanten ſeine Verbündeten finden. „Man muß, ſchreibt er (Correſp. II, 151), ihnen verſprechen in keiner Weiſe gewaltſam gegen ſie wegen religiöſer Dinge verfahren zu wollen, dann werden ſie nichts gegen Ew. Maj. unternehmen, ſondern ſicherlich zufrieden ſeyn.“ Dieſelbe politiſche Betrachtung der Dinge verbitterte auch die Stellung zum Papſte ſelbſt in kirchlichen Dingen; die kaiſerlichen Diplomaten trauten der römiſchen Politik ſo wenig wie der proteſtantiſchen. In demſelben Augenblick wo Lambert de Briarde im Namen des Kaiſers einen päpſtlichen Legaten begleitet (1533) um für das künftige Concilium vorzubereiten, wird ihm eine geheime Inſtruction mitgegeben (Staatspap. S. 100 ff.), die ebenſo viel Mißtrauen und Vorſicht ausſpricht als die oſtenſible von Vertrauen und Hingebung dictirt ſcheint. Man ſieht klar, die kaiſerliche Politik traute dem römiſchen Legaten bei Betreibung des künftigen Conciliums gerade ſo lang als ſie ihn im Auge behielt, und Lambert de Briarde iſt mehr zur Controle und lauernden Beobachtung als zur freundlichen Unterſtützung dem römiſchen Nuntius beigegeben.

Die kirchlichen Angelegenheiten ernſtlich und ehrlich zu erledigen, dazu war die kaiſerliche Politik vielfältig aufgefordert, und zwar von der parteiloſeſten Seite; nur Wenige in Deutſchland trugen ſich noch mit dem Gedanken der gewaltſamen Reaction. „Kamen die kaiſerlichen Geſandten nach Deutſchland, ſo fanden ſie gute Geſinnung, allgemeine Abneigung gegen Frankreich, aber ein gewaltiges Umſichgreifen des Proteſtantismus, der ſich mit beſcheidenen aber beſtimmten Forderungen ihnen näherte; ſo ſchildern es alle Berichte der vertrauteſten kaiſerlichen Diplomaten. „In der unmittelbaren Umgebung König Ferdinands ſelbſt, ſchreibt der Erzbiſchof von Lunden im September 1534, riecht die Mehrzahl nach dem Lutherthum; in den kaiſerlichen Erblanden folgt faſt der ganze Adel der neuen Lehre, das Volk in Oeſterreich und Tyrol wird allmählich ganz davon angeſteckt.“ Was in dieſer Lage die Gemäßigten riethen, ſpricht der Erzbiſchof von Köln gegen denſelben kaiſerlichen Staatsmann offen und entſchieden aus (Correſp. II, 105). „Der galliſche Hahn, ſagt er, wird nicht eher zufrieden ſeyn bis man ihm einmal die Federn ausrupft; ſeyen die kirchlichen Dinge friedlich geordnet; ſo würden gewiß alle Fürſten gegen Frankreich und anderwärts den Kaiſer aufs eifrigſte unterſtützen, ohne Beilegung jener Angelegenheit ſey freilich gar nichts zu hoffen.“

Man ſchien das am kaiſerlichen Hofe ſelbſt zu fühlen und näherte ſich den Proteſtanten. Während man ſich mit Sachſen in freundlicheres Einvernehmen ſetzte, wurden auch (1535) mit Heſſen Unterhandlungen angeknüpft die ein günſtiges Ende verſprachen (Correſp. II, 165 ff.). Die kaiſerlichen Diplomaten waren ſelbſt überraſcht über ſoviel Unbeugſamkeit in religiöſen und ein ſo freundliches Entgegenkommen in politiſchen Dingen. Auch ſpäter noch, wo ſchon manche trübe Wolke zwiſchen beiden lag, ſprach ſich Landgraf Philipp (1538) mit männlicher Offenheit gegen den Vicekanzler Naves aus (Staatspap. S. 255). Er zeigt wie er politiſch nicht einen einzigen Schritt gethan, den man ihm zum Vorwurf machen könne; gern ſeyen er und alle Proteſtanten bereit gegen den Türken zu Felde zu ziehen, aber „ſie ſeyen von vielen trefflichen Fürſten, Städten und Potentaten treulich und wahrhaftig gewarnt worden vor einem Ueberfall des Kaiſers, und die Sendung des Matthias Held ziele offenbar darauf ab *). Wolle man ſie darüber beruhigen, ſo würden ſie nicht allein in dem Türkenzuge, ſondern auch ſonſt in allem ſich mit unterthänigem Gehorſam erzeigen.“ „Es muß aber, ſetzt er hinzu, der Friede baß halten dann der letzt zu Nürnberg.“ Daß es dem Landgrafen damit Ernſt war, beweiſt der Bericht den Naves über ſeine Sendung abſtattet (Staatspap. S. 269); hingebender hatte noch kein Fürſt der kaiſerlichen Macht ſeine Dienſte zugeſagt. Für die einzige Conceſſion der religiöſen Rechte und die ſichere Zuverſicht auf einem allgemeinen Concilium die Ausgleichung zu finden, bietet er an die deutſchen Proteſtanten zur Hülfe für den Kaiſer zu vermögen, den Franzoſen die deutſchen Truppen zu entziehen, den Kaiſer mit einem Heer und Vorräthen zu unterſtützen, und wenn es gefordert würde, ſeinen eigenen Arm für den Dienſt Karls V zu gebrauchen. Die folgenden Depeſchen geben uns vollſtändige Einſicht in die Verhandlung die deßhalb zwiſchen dem Kaiſer und dem Landgrafen angeknüpft war. Freilich können wir uns auch nicht verbergen wie weit die Anſichten beider immer noch auseinander lagen: der Kaiſer wollte möglichſt viel Dienſte geleiſtet haben und dafür weniges in kirchlichen Dingen bewilligen,

*) Die kaiſerliche geheime Inſtruction an Held iſt in der Correſp. II, 268 ff. abgedruckt.

Digitized by Google

der Landgraf wollte wohl Opfer bringen, aber in der religiöſen Frage ſeine Wünſche erfüllt ſehen. Die Verſtändigung mit Frankreich (Mai 1538) hatte zudem die Stellungen verändert; der Kaiſer war auch über die kirchlichen Dinge mit ſeinem Gegner übereingekommen, Franz I hieß jetzt plötzlich wieder der „allerchriſtlichſte König," und der Kaiſer ſelbſt ſchreibt (Correſp. II, 287), auf dem Congreß zu Aiguesmortes hätten ſich beide über die kirchlichen Angelegenheiten zugeſagt den gleichen Weg zu befolgen. Drum werden die Conceſſionen jetzt knapper zugemeſſen; ſollte man ein Opfer bringen müſſen, ſchreibt der Kaiſer an ſeinen Unterhändler, ſo dürfe es nichts Weſentliches und Subſtantielles ſeyn, nichts was der katholiſchen Religion ein Aergerniß ſey, nichts was dem heiligen Vater oder dem allerchriſtlichſten König mißfallen könne. Jedenfalls müſſe man, fügt er ſpäter hinzu, wenn vorausſichtlich der Friede fehlſchlüge, die Abgefallenen zum Dienſt für den Kaiſer bewegen und ſie mit einer Hoffnung auf friedliche Verſtändigung beruhigen (Staatspap. 278. 280). Das geſchieht wenige Wochen nachdem Königin Maria ihrem Bruder den weiſeren Rath gegeben hatte, den Landgrafen durch kirchliches Nachgeben für den Dienſt des Kaiſers zu gewinnen (Correſp. II, 291); Maria war es die durch Naves das beſſere Vernehmen mit Philipp dem Großmüthigen mühſam vorbereitet hatte.

Die Verhältniſſe der folgenden Jahre, die Erneuerung des Krieges zogen den Kaiſer nach einer andern Seite hinüber; das Ganze der Verhandlungen macht den Eindruck, als hätte man den deutſchen Kirchenverhältniſſen nur untergeordnete Aufmerkſamkeit geſchenkt. Was Karl von ſeinen Unterhändlern hie und da aus Deutſchland erfuhr, mochte ſchlecht genug klingen; man gab der religiöſen Verſtimmung eine politiſche Seite und berichtete, wie Seepperus (1542) that, von „ſchrecklichen Praktiken" in den Erblanden und von Verſuchen nach ſchweizeriſchem Muſter in Deutſchland das republicaniſche Syſtem einzuführen (Staatspap. 315). Man glaubt einen Diplomaten der Gegenwart zu hören! Immer noch war aber der Plan nicht aufgegeben, durch Benützung Philipps von Heſſen der kaiſerlichen Sache Kraft und Popularität zu ſchaffen, Königin Maria fuhr fort den früheren Gedanken anzuregen (Correſp. II, 642), und wir ſehen aus einem Gutachten daß man noch im Jahr 1543 ernſtlich erwog ob nicht der Dienſt des Landgrafen durch Opfer zu erkaufen ſey (Staatspap. 379). Auch König Ferdinand ſchrieb damals dringende, flehende Briefe, man möge den Reichstag ſchnell halten, alle Beſchwerden erledigen und mit der gemeinſamen Reichshülfe Ungarn erretten.

Die verhängnißvolle Pauſe zwiſchen den Reichstagen von 1543 und 1545 bereitete den Bürgerkrieg vor; wir können die inneren Gründe mehr aus dem Zuſammenhang der Ereigniſſe als aus unmittelbaren Documenten entnehmen. Die vorliegenden Sammlungen ſchweigen darüber: ſo reich die Aufſchlüſſe über ungariſche und türkiſche Verhältniſſe ſind, eine ſo tiefe Stille herrſcht über Deutſchland. Plötzlich werden wir (Correſp. II, 486) durch ein gewitterdrohendes Schreiben des Kaiſers (Junius 1546) überraſcht, das uns verkündigt die Mittel der Güte ſeyen jetzt trotz aller Langmuth erſchöpft, man müſſe es mit Gewalt verſuchen. Jetzt klagt er auf einmal, „etliche der Reichsfürſten hätten ſchon eine gute Zeit her ſich angemaßt und unterſtanden ſich von Tag zu Tag mehr in die kaiſerliche Hoheit einzugreifen," und ſpricht ſeinen feſten Willen aus gedachte Fürſten zu „billigem, gebührlichem Gehorſam anzuweiſen." Nicht die deutſche Nation wolle er unterdrücken, ſchreibt Karl an die Eidgenoſſen, ſondern nur den Muthwillen und das tyranniſche Vorhaben der Rebellen züchtigen, „da ihres böſen Gemüths kein Aufhören ſey." „Wiewohl ſie, fährt er fort, in Wahrheit nichts weniger vor Augen haben als die Ehr des Allmächtigen oder den heiligen chriſtlichen Glauben, ſo haben ſie doch ſolches zu einem Scheindechſel und Farb fürgenommen um die deutſche Nation zu beunruhigen." (Correſp. II, 495.) Aehnliche Beſchuldigungen gingen nach allen Richtungen hin aus, namentlich war man bemüht durch ſolche Anklagen ſich der Loyalität der Städte zu verſichern. Wiederholt betheuert der Kaiſer, es ſey ihm nicht darum zu thun das fremde Kriegsvolk hiſpaniſcher und italiſcher Nation zur Unterdrückung Deutſchlands zu gebrauchen; wiederholt gibt er das Verſprechen die kirchliche Angelegenheit „durch ein gemein chriſtlich Concilium oder ander gebührliche Wege und Mittel zu chriſtlicher Vergleichung zu befördern." (Correſp. II, 513.) Die Antworten die von Städten und Herren an den Kaiſer gelangen, ſtimmen in dem Hauptpunkte überein: in politiſchen Dingen will man gehorſam ſeyn, in kirchlichen zu ſeinem Rechte gelangen, und neben der loyalſten Ergebenheit gegen den Kaiſer findet ſich die unbeugſame Feſtigkeit einer religiöſen Ueberzeugung. Am treffendſten ſpricht das die Stadt Ulm aus; ſie beruft ſich darauf, „wie ſie in allen zeitlichen Sachen für den Kaiſer und das Haus Oeſterreich mit ihrem Leib, Gut und Blut bereit geweſen ſey, wie ſie auch jetzt mit Leid und Mißfallen erfahren hätte daß gegen den Kaiſer Ungetreues practicirt werden ſollte, und wie ihre Prediger von den Kanzeln herab für ſeine glückliche Regierung, auch gnädigen Sieg und Victori das Volk zum Gebet ermahnten." Aber bei aller Loyalität unterläßt die proteſtantiſche Reichſtadt doch nicht die kirchliche Angelegenheit mit beſcheidenem Freimuth zur Anregung zu bringen. „Seit ſie die Reformation vorgenommen, hätten ſie auch allwegen auf ein frei chriſtlich Concil im deutſchen Land, auf eine nationale oder gemeine Reichsverſammlung ernſtlich gedrungen, um da eine beſtändige Vergleichung und Einigkeit zu finden. Sie hatten lange Zeit vergeblich und nicht ohne Beſchwerung des Gewiſſens darauf geharrt; der Kaiſer ſelbſt wiſſe am beſten daß diejenigen die einer chriſtlichen Reformation zum höchſten bedürftig, von ihren offenbaren auch dem Kaiſer bekannten Mißbräuchen und ſelbſterfundenen Menſchenlehren nie abſtehen oder im geringſten nachgeben wollten." (Correſp. II, 506.) Ihr Vertrauen auf des Kaiſers Mäßigung im Sieg war zu kühn; ſchon nach dem erſten Lächeln des Kriegsglücks verrieth Karl daß er nicht im Stande war dieſe wichtige Kriſe der deutſchen Entwicklung mit parteiloſer Ueberlegenheit zu beherrſchen. Noch im Herbſt 1546 konnte man zwanzigmal in einem Athem von ihm hören, daß keine Beſchwerung in Gewiſſensſachen erfolgen würde; ſchon im Januar 1547, als der erſte Act des Kriegs gut ausgefallen, berieth ſich der Kaiſer mit ſeinem Bruder ob es wohl rathſam ſey ſchon offen mit der Religion zu verfahren (de commencer ouvertement par l'affaire de la religion) und jeden einzeln zur Wiederannahme des alten Glaubens zu zwingen. (Correſp. II, 526.)

Wußte Karl V den erfochtenen Sieg mit weiſer Mäßigung zu nützen, ſtellte er ſeine kaiſerliche Macht her ohne die religiöſen Antipathien herauszufordern, ſo konnte man in dem Ausgang des ſchmalkaldiſchen Krieges ein ſegenbringendes Ereigniß ſehen, und keine von beiden Kirchenparteien, die unbeugſamen Extreme etwa ausgenommen, durfte ſich über dieſe Wendung beklagen. Wenn es der Kaiſer verſtand die proteſtantiſchen Gewiſſen in ungeſtörtem Vertrauen zu erhalten, ſo hatte er an ihnen die treueſten Verbündeten gefunden; leider ſchlug er eine Politik ein die zu dem unheilvollen Bunde zwiſchen landesfürſtlichen und religiöſen Intereſſen führen mußte. Die letzte Partie der Actenſtücke läßt manches der Art ſchon durchblicken; mitten aus den Siegesberichten

Digitized by Google

taucht hie und da ein Gedanke auf, der uns für das gefahrvolle Spiel der kaiſerlichen Politik beſorgt machen muß. Die Klagen und Beſchwerden wegen des gefangenen Landgrafen, die den Schluß bilden, hängen mit der Kataſtrophe von 1552 ſchon ganz unmittelbar zuſammen. Was ſonſt noch von Bedeutung zu erwähnen iſt, betrifft beſonders den Plan der Uebertragung der kaiſerlichen Krone auf den Infanten Philipp; Ranke hat zuerſt (V, 119) nach den Brüſſeler Actenſtücken uns darüber Aufſchluß gegeben, hier in den „Staatspapieren" (S. 450. 465. 477) finden ſich darüber verſchiedene Gutachten und Inſtruction, und in dem folgenden Bande der Correſpondenz werden wir darüber vollſtändige Einſicht erlangen. Für die ſpaniſchen Zuſtände von großem Werthe iſt die Inſtruction die Karl V ſeinem Sohne für die Verwaltung in Spanien ertheilt (Staatspap. 359).

Dieſe Andeutungen mögen genügen auf den reichen und vielſeitigen Inhalt dieſes Bandes, dem bald ein dritter folgen wird, aufmerkſam zu machen; der dritte wird die höchſt intereſſante Partie der letzten Regierungszeit des Kaiſers behandeln, und wir dürfen daher mit allem Recht auf die baldige Fortſetzung geſpannt ſeyn. Hrn. Lanz, dem verdienten Herausgeber, kann man nur wünſchen daß ſein Bemühen überall ſo freundliches Entgegenkommen finden möge, als in den Archiven zu Brüſſel.

Aus dem Seebade.

Briefe von H. König.

La bourse ou la vie.

I.

Oſtende, 20 Julius. — Entſetze dich nicht, meine liebe Minna, über die fatale Ueberſchrift, als ob ich etwa unter Räuber gerathen ſey! Es iſt nur ein kindiſches Spiel der Gedanken, hoffentlich ohne Vorbedeutung. Das alberne „hoffentlich" ſchon wieder! Aber höre nur!

Als ich vorigen Donnerſtag früh 6 Uhr aus dem holländiſchen Hof in Köln nach dem Aachner Bahnhofe fuhr, erblickte ich zufällig bei einer Wendung des Omnibus den hübſchen Bau mit der großen goldnen Inſchrift: La bourse. (Es könnte in einer deutſchen Stadt auch Börſe heißen). Plötzlich fiel ich auf das alte Räuberwort: La bourse ou la vie, und auf die wunderliche Zuſammenſtellung: auf dieſer Reiſe verlierſt du das Leben oder du erblickſt dieſe Börſe wieder. Aus leerem Magen, wie man zu ſagen pflegt, ſtieg mir ſolche Ahnung nicht auf, obſchon wir allerdings unſern Kaffee ein wenig beeilt hatten. Aber du weißt, es kommen einem manchmal plötzlich ſolche ſeltſame Gedankenverbindungen, die uns dann verfolgen wie eine Melodie oder wie ein Knittelvers, nüchtern gefaßt; — Combinationen die aus vergeſſenen Geſprächen oder verſtimmten Nerven erregt, und der Phantaſie einmal zum Spiel hingegeben, ſich an jeden kleinſten Vorfall anheften, und das Vorrecht einer Eingebung, einer Ahnung bevorſtehenden Unglücks behaupten wollen. Der Verſtand mag ſie verlachen, das Gemüth ſie verſchmähen: immer irrlichtern ſie im Dämmer der Phantaſie und hüpfen dem unſchuldigſten Begegniß in den Nacken. Ich konnte die kindiſche Vorſtellung nicht loswerden. Beſonders lebhaft ward ſie in den dunkeln Tunnels. Die zwei Dutzend mehr oder weniger langen, dumpfen Bergdurchzüge führten der Einbildungskraft ein ganzes Heer bedrohlicher Vorſtellungen entgegen. Einer von vierundzwanzigen mußte doch über uns einbrechen. Die drei Tunnels vor Aachen gewähren auch in ihren Ausgängen keine intereſſante Zerſtreuung für die überſtandene Beklemmung. Anders iſt es jenſeits Aachen, vor und hinter Verviers. Die Zauber dieſer reizenden Thäler ſiegen bald über alle Schauer der Bergdurchzüge. Ueber zwanzig Tunnels auf der kurzen Fahrt, und hinter jedem ein neues engverſchlungenes, eigenthümlich belebtes Bergthal, durch welches man über einen künſtlichen Wegezug hingetragen wird, ſo daß man das enge Thal, auf- und abwärts blickend, in doppeltem Reiz genießt. Durch Berge hindurch, über Thäler hinweg glaubt man durch das wiedereroberte Reich von Zauberern zu ſchweben, die man längſt für abgeſchafft, für mediatiſirt oder apanagirt gehalten hat. Die Nächte der Tunnels verſchlingen uns auf Augenblicke, um jenſeits die Glanzbilder ſonniger Landſchaften vor uns aufzurollen. So ſpannt ſich bald die Angſt der Bergfahrt zu ſanfter Erwartung herab, während die gewöhnliche Ruhe des Thals ſich zu einer auf uns einſtürmenden Ueberraſchung ſteigert. Die maſſenhaften Felswände des Durchbruchs wechſeln mit den ſanfteſten Wieſenabhängen eines hellen friſchen Grüns, reinliche Bauernhäuſer in ländlicher Umgebung mit großen Fabrikgebäuden in tiefer Schlucht; hüben der Landſitz eines reichen Geldherrn aus Verviers, im Styl der alten Burgen erbaut und umgeben mit Parkanlagen, ſchattigen Hainen und Bergtempelchen, drüben im Verſteck tiefhangender Waldung eine Capelle, unter überſchlächtigem Waldbach eine Mühle. Plötzlich ſchimmert in engem Bergthal, unter unſerm Fluge, Verviers mit ſeinen weißen Häuſern und ſilbergrauen Schieferdächern auf. Du blickſt flüchtig in einzelne Straßen hinab und zählſt nicht die Kirchthürme der Glocken, ſondern die hohen Schornſteine der Dampfmaſchinen. Durch drei Tunnels wie durch Feſtungsthore gelangt man endlich an die Häuſer einer Stadt die in ſo reizendem Gebirgsverſteck beſchäftigt iſt ihre jährlichen hunderttauſend Stücke Tücher zu machen und für etwa 25 Millionen Franken nach Nordeuropa, nach Amerika und in die Levante zu verkaufen.

Und iſt nun dein Gepäck von der belgiſchen Douane durch-

Digitized by Google

geſehen, und da du im Gedräng ein flüchtiges Frühſtück errungen, ſo geht's in bequemeren belgiſchen Wagen weiter in demſelben reizenden Landſchaftswechſel. Das klare Flüßchen Wesdre umgaukelt in ſeinem Kieſelbett unſern ſtracken Lauf; auch die alte Landſtraße läuft bald rechts bald links unter uns eine Strecke mit, bis ſie ſich hinter die Berge nach Spaa hinüber verliert. Doch auch an unſerm Wege liegt ein reizender Badeort, an dem wir einige Augenblicke halten, Chaudfontaine, altberühmt durch warme Quellen und anmuthigen Aufenthalt. Jetzt können dieſe Badegäſte, die wir da im Grünen ſchwärmen ſehen, ſchon ſicherer die köſtlichen Thäler umher durchwandern, ſeit es keine Raubritter mehr gibt, wie einſt dort hinter dem Berge, auf dem feſten Schloß Chievremont, der tollverwegene Jdriel einer geweſen war, der mit der Deviſe: „Aller Menſchen Feind, Gottes Freund" die Gegend unſicher machte. Lange war der Biſchof Notger von Lüttich damit umgegangen die Veſte Chievremont zu brechen, als er eines heitern Morgens von Jdriel ſelbſt die Aufforderung erhielt, doch in eigner Perſon des Ritters neugebornes Söhnchen zu taufen. Sehr gern, aber auch mit würdigem Pomp! ließ ihm der Biſchof ſagen. Und ſo kam er denn am beſtimmten Tage in feierlichem Aufzug mit zahlreichem Gefolge von Männern die unter den Prieſtergewändern wohl bewaffnet waren. Wie nun alles in der Capelle den Täufling umſtand, erhob der Biſchof ſein Haupt und ſeine Stimme: „Jm Namen des lebigen Gottes, deſſen Bild ich hier in meiner Rechten halte, im Namen des Kaiſers, des Schutzherrn der Kirche, im Namen der Kirche ſelbſt nehme ich Beſitz vom Schloß Chievremont!" Bei dieſen Worten fahren die Schwerter unter den Gewändern hervor und treffen jeden der ſich widerſetzt. Jdriel ſtürzte ſich mit den Seinen über die hohe Mauer hinab. Heute iſt von der ſchrecklichen Burg nur die Capelle noch vorhanden. Man ſieht daß weite Prieſtergewänder für allerlei Fälle gut ſind.

Wir verlaſſen die Zauberregion auf der Höhe über Lüttich. Ein großartiger Anblick aus dem Bahnhof hinab! Dieſe Stadt, im Jnnern oft etwas eng und ſtaubig, nimmt ſich, von oben überſehen, mit den weißen Häuſern und ſilbergrauen Schieferdächern groß und glänzend, beſonders zwiſchen den friſchen, baumreichen Bergen von denen ſie eingeklemmt daliegt, feſtgehalten vom ſchimmernden Bande der Maas. Die Vorſtädte und Landhäuſer, die Gemüſegärten und Gartenwirthſchaften strecken und verzetteln ſich bis an die waldigen Berggipfel hinauf, im dichten Grün von Obſt, Wein und Hopfen. Zwiſchen Kirchthürmen und luſtigen Höhen wohnen hier dieſe 60 bis 70,000 Menſchen zur Andacht und Freude zuſammengedrängt; aber ſie ſchmieden Waffen und gießen Kanonen, wohlfeiler wenn auch weniger vollendet als die franzöſiſchen; ſie ſchlagen Feilen und zähnein Sägen. Alles was zerſchneidet, zerbeißt, zerſtört, wird hier von einem frommen Volke erzeugt, das unter ſeinen früheren ſtolzen Fürſtbiſchöfen ſtreitig genug erwuchs. Doch ſie machen auch gute Dampfmaſchinen, geſuchte Damaſte, und den freien Künſten haben ſie einige namhafte Söhne geboren, der Poeſie Malherbe und Regnier, der Muſik Gretry und der Malerei Gerard de Lairesse.

Wie hier die hohe Lage Lüttichs den reizenden Gebirgszug ſchließt durch den wir gekommen ſind, ſo krönt das künſtliche Hebwerk das die Wagenzüge über den letzten Berg bringt die erſtaunlichen Anlagen der Tunnels und der Viaducte. Bald befahren wir die Ebene die ſich aus den ſchwindenden Bergen und Höhen loswindet, und flach und flacher zwiſchen Bäumen und Hecken, Gärten und Wäldchen zu erſticken droht. Hier hätte nun auch meine ängſtliche Einbildung erſticken können. Wie wir aber bei Termonde durch einen friſchen Sandhügeleinſchnitt fahrend rechts den eingeſtürzten Tunnel gewahren: da! la bourse ou la vie! — Erſt im Bahnhofe von Gent faſſe ich wieder eine neue Beruhigung wegen der noch übrigen Fahrt der letzten zwei Stunden, über denen die Nacht hereinbricht. Nach dieſem Bahnhof richtet nämlich die ſchöne Welt der großen Stadt ihre Abendgänge. Elegante Herren, geputzte Damen wandeln umher, die letzten Züge nach Oſtende und Courtray abgehen zu ſehen. Man iſt hier nicht ſo pedantiſch wie in Deutſchland das Publicum aus dem Bahnhof entfernt zu halten. Die Beamten laſſen ſogar Bänke vor das Haus ſetzen zur Bequemlichkeit der Anweſenden. Da fehlt es nun auch nie an Klerikern im ſchwarzen Talar, mit ſchwarzem Brevier im Goldſchnitt unterm Arm. Einer hielt es ſogar aufgeſchlagen, und wandelte an unſerm Wagenzuge im Gedräng und Lärm der Menſchen betend auf und ab. So jung er war, ſchien er doch ſchon recht vertraut mit ſeinem frommen Buche. Denn während die Lippen im lebhafteſten Betebeben fächerten, ſpazierten die Augen unter der Menge umher und muſterten die Vorgänge des Aus- und Einſteigens. Jch hatte während des längern Aufenthalts mein ſtilles Vergnügen an dem jungen Phariſäer. Aber die gute Proteſtantin die neben mir ſaß, wollte gar nicht begreifen daß man ohne Sammlung und Jnnigkeit des Gemüths beten könne. „Ei, meine Verehrteſte, ſagte ich ihr, das gilt ja nicht dem unbegreiflichen Weſen das die Unendlichkeit trägt und durchwaltet; das gilt nur der kirchlichen Vorſchrift. Und die Kirche, dieſe gute Mutter der Kinder im langen Kittel, iſt ſchon zufrieden, wenn nur alles zur rechten Zeit hübſch abgethan wird. Dieſer gute Menſch da draußen b e t e t ja nicht, er g e h o r c h t nur. Und Gehorſam iſt beſſer als Opferfett, als Nieren- und Lendenſtücke, ſagte ſchon Samuel zu Saul als dieſer entſchloſſene König dem iſraelitiſchen Papſte eben nicht gehorcht hatte."

Jn dieſem Augenblicke fiel der erſte Trompetenſtoß zur Abfahrt, und der junge Geiſtliche ſchwang ſich in unſern Wagen. Er kam juſt vor mich zu ſitzen. Und nun ſiehſt du was mir meine Beruhigung gab! Das Brevier war ja ein Amulet gegen alle Unfälle. Jch bin auch überzeugt, auf den belgiſchen Eiſenbahnen geht's nur darum ſo glatt und ohne Unglück ab, weil es zwiſchen keiner Station an einem oder etlichen dieſer Schwarzen fehlt, an denen der Himmel ſein Wohlgefallen hat. Und ſo kamen wir auch dießmal wohlbehalten um 9 Uhr in Oſtende an, wo wir im nachbarlichen Gaſthofe, der ſich der d e u t ſ c h e nennt, unſere Einkehr nahmen. Jch empfand bloß eine unangenehme Uebelkeit die mir kaum eine Taſſe Thee erlaubte. Jch ſtellte mir vor daß die Ermüdung einer langen Tagfahrt, dieß eigenthümliche Schwanken zwiſchen den Bahnſchienen, der Schwindel ſo vieler an unſern Sinnen vorübereilender Gegenſtände auf meinen ſchwachen Theil gefallen ſey, wenn nicht etwa der ſo dicht vor mir ſitzende Dunkelmann auf meinen Magen gewirkt hatte. Denn erſt ſeit Gent empfand ich ſo was. Und wär's denn nicht möglich daß der Rücken eines Jeſuitenzöglings in abſtoßender Polarität mit dem Sonnengeflecht eines Excommunicirten ſtände?

N. S. Alles Herzliche will ich dir in Nachſchriften geben, und du kannſt ſie dann für dich allein abſchneiden, wenn du das Uebrige guten Freunden mittheilſt.

Digitized by Google

II.

Oſtende, 26 Julius. — Du haſt ganz Recht, liebſte Minna, über mein La bourse ou la vie zu lachen. Es iſt auch nichts! Nur auf dem Heimwege wird's wieder etwas ſeyn wollen; der erſte grelle Pfiff der Locomotive wird's herbeilocken.

Wir baden denn fleißig, und es bekommt uns gut. Das Wetter iſt ein wenig trüb und rauh; es thut auch manchmal einen Sprühregen, dann aber haben wir gewöhnlich einige heitere Stunden; der Tag leuchtet, wenn auch nicht mit einer Gasflamme, doch wie eine Aſtrallampe. Wenn wir nur Seewind haben, ſind wir ſchon zufrieden. Wir ziehen dieſe reine belebende Luft die über einen Ocean herüber kommt, mit Begierde ein bis in die kleine Zehe hinab. Und dann Wellen, Wellenſchlag! Ich kann wahrhaft ungeduldig werden, wenn mich das Meer ſo freundlich umkräuſelt oder mich mit lauter ſchlaftrunkenen Wellen umwiegt, die nicht überſchlagen, nicht ſchäumend überſtürzen wollen. Ich kann die faulen Freunde ordentlich beneiden, die Langſchläfer die erſt um eilf Uhr baden, und dann zufällig lebhafteres Waſſer finden als ich vor ſieben Uhr gehabt.

Ja, um dieſe Zeit baden wir. Gegen ſechs Uhr wecken mich die Omnibus und Fiaker die von den nahen Gaſthöfen zur Eiſenbahn fahren. Sonſt iſt es noch ſtill in der langen Rue de la Chapelle, wo wir uns zwei Zimmer genommen haben. Wenn ich meine hohen Schubfenſter aufhebe, ſehe ich zuerſt einen Tiſch voll Schneider und im Nebenhauſe eine Anzahl Putzmacherinnen in den Erdgeſchoſſen beſchäftigt. Weiter die Straße hinauf wiſcht die großen Scheiben eines Juwelierladens ein kleiner buckliger Menſch ſo hoch er reichen kann ab, und ſetzt den ſtarken Meſſingſtab gegen mögliche Unfälle vom Trottoir ein. Zunächſt durchziehen die Milchfrauen die ſtillen Gaſſen, jede mit einem alten Strohhut geſchirmt und ein hölzernes hohl geſchnitztes Joch über der Achſel, an deſſen zwei Armen die geld- oder weißblechenen Milcheimer ſchweben. Bald kommt da oder dort um die Ecke ein ſchwankbeiniger Engländer mit ſeiner hochbeinigen Ehehälfte hervor; wenn nicht Agathe ſchon früher an meine Thüre pocht, ſo daß wir den andern Frühbadenden zuvorkommen. Denn beſonders an regnichten Morgen ſind wir oft die erſten die am Ende der langen Straße neben der hohen Windmühle, zwiſchen den Wällen und über die Brücke des Feſtungsgrabens, den hohen Meeresdamm erreichen, von der nebelgrauen See mit toſenden Accenten begrüßt. Aber hier ſcheiden wir auch gleich rechts und links nach den beiden Enden des langen Dammes — Agathe dem gewöhnlichen Badeplatze zu, ich nach den ſüdlichen Dünen hin. Ich knöpfe meinen Ueberrock auf um mich recht von dem ſtürmiſchen Südweſt durchwehen zu laſſen. Ich möchte den tauſend Wogen zujauchzen die unter mir dem Strand entgegenſchäumen. Und blicke ich dann einmal zurück, ſo hat es etwas gar Wehmüthiges, weit, weit unten auf dem öden nebligen Damm nur die dunkle Geſtalt deiner Schweſter hinſchweben zu ſehen, und wie wir doch nach entgegengeſetzten Seiten dieſelbe Erquickung eines, freilich unermeßlichen Elementes ſuchen. Doch jetzt fährt ſchon vor ihr ein grauer Karren dem Gewäſſer zu, und ſieh, zwei Menſchenköpfe wie ſchwarze Punkte ſchaukeln ſchon in den weißen Wogen. Vor mir aber ſeh' ich von weitem den ſchweren flamändiſchen Gaul mit hängendem Kopf vor dem Karren ſtehen, und ich ſoll der erſte ſeyn den er in die ſchaurige Fluth zieht.

Hier am entfernten Strande kann man jetzt, was früher nicht der Fall war, ohne Badeanzug ins Meer gehen. Wie viel angenehmer iſt nicht dieß Baden ohne alle Hülle, und wieviel heilſamer muß nicht dieſe unmittelbare Berührung des lebendigen Meeres wirken! Der Hauch der Luft, der Giſcht der Schaumwelle, das Prickeln des Wogenſchlags wird durch keine todte Zwiſchenlage gehindert oder gebrochen. Geſtern nach ſehr heftigem Wellenſchlage brannte mein Rücken wie von einer Bußgeißel aus zwanzig knotigen Riemchen geflochten. Im Anzuge fühlt man bloß den ganzen Schlag, nackt auch die einzelnen Tropfen des Waſſers.

Nach dem Bade begegnen wir uns auf dem glatten Strand, und laufen umher bis der Gedanke ans Frühſtück unwiderſtehlich wird. Da ich dir, zum Nutzen einiger Freunde die noch hieher zu kommen denken, auch vom Oekonomiſchen Meldung thun ſoll, ſo bemerke ich daß wir für einen Kaffee mit Weißbrod und Butter einen halben Frank bezahlen. Der Kaffee ſcheint etwas cichorienhaltig, aber die niederländiſche Butter iſt trefflich.

Nach dem Frühſtück ruht es ſich äußerſt gemüthlich bei einer guten Lectüre. Ich habe Humboldts Anſichten der Natur mitgenommen, um mir auf dieſem flachen Geſtade auch prachtvolle Naturſeenen vorzaubern zu laſſen. Gegen Mittag bin ich aber gern wieder am Badeplatz unter der Reſtauration. Um dieſe Zeit wird am zahlreichſten gebadet, beſonders wenn auch in dieſen Stunden die Fluth eintritt. Dieſe vordringenden Gewäſſer die nach und nach den Strand erobern, dieß wilde Hin- und Herfahren der Badekarren, das Singen und Pfeifen der Fährknechte, das Schreien und Lachen der derben Badeweiber, ſowie jenſeits dieſer Vorgänge das luſtige Springen, Unterducken, Aufhüpfen der Badenden in den ſpringenden Wogen — alles gewährt eine angenehm zerſtreuende Unterhaltung, beſonders für Einen der ſeine Portion Wellen ſchon auf dem Rücken hat. Bekanntlich baden hier Frauen und Männer durcheinander. Viele ſind damit unzufrieden, ja die engliſchen Frauen, bekanntlich prüder als die andern, halten ſich lieber zu den Separatiſten, für welche in dem Winkel zwiſchen Damm und Dünen eine neue Badegemeinde begründet iſt. Ja, hier gönnt man ſolchen Abſonderlichen ihre getrennte Andacht, und fürchtet keine Empörung des Meeres darüber daß ſie ſich von der Orthodoxie des gemeinſamen Badens losgeſagt haben. Ich für meine Perſon finde jene Miſchung der Badenden mehr luſtig als unſchicklich. Die Männer befinden ſich zu ſehr im kalten Elemente der See und mit den kecken Wellen beſchäftigt, als daß ſie darauf achten möchten ob die neckiſche See vielleicht einmal das naſſe Wollkleid einer nahen Schönen ein wenig lüpfe. Sind ja doch die Ballkleider der Damen viel *freigebiger* als ihre Badeanzüge. Freilich nehmen ſich die Frauen in dem dunkeln Wollkleid und der Haube von Wachstaffet weniger reizend aus als Frau Venus vorchriſtlichen Andenkens, da ſie aus dem Meeresſchaum auftauchte, und ſie erſcheinen wenn auch ſelbſt geſtärkter, doch ohne alles Geſtärkte dem ſie jetzt ſo hold ſind.

Dieſe Stärke und Stütze, dieſe geheimen Räthe der herrſchenden Toiletten machen ſich dafür des Abends deſto breiter, wann ſich der eigentliche Glanz der Geſellſchaft um die Tiſche der offnen Reſtaurationshalle drängt, oder auf dem Meeresdamme wandelt. Hier miſchen ſich die Sprachen; doch ſcheint deutſch vorzuherrſchen. Wirklich findet ſich hier am *weſtlichen* Ende des Feſtlandes, in wunderlichem Widerſpruch Oſtende genannt, während der drei ſchönſten Monate des Jahres eine bewegliche deutſche Colonie. Ein vorübergehender Strom von Deutſchen mündet ins deutſche Meer, und ſetzt ſich mit deſſen Ebbe und Fluth durch eigenen Ab- und

Digitized by Google

Zufluß in Verbindung. Oſtende wird mit jedem Jahre mehr das eigentlich deutſche Seebad. Man trifft hier, ſchon an den ſich vermiſchenden Mundarten erkennbar, nicht bloß die nahen Rheinländer, ſondern auch Bayern, Schwaben, Heſſen, Sachſen und Preußen, Hoch- und Plattdeutſche auf dieſem niederdeutſchen Geſtad beiſammen. Im wahren Sinn des Wortes **beiſammen**; denn man hat hier wenig oder gar keine **Zerſtreuung**. Das Meer macht ſich im Gefühl ſeiner Oceanität über alles geltend. Es hält den lieben langen Tag alle Welt zu ſeinen Füßen, wofür es ihr ſeine heilenden Wellen, ſeinen belebenden Athem, das Spiel ſeiner Wogen und Farben darbietet. Weder die Stadt hinter dem langen Steindamme noch die Landſchaft hinter den grauen Dünen verſuchen es dem Meere mit verlockenden Zerſtreuungen Abbruch zu thun. Nur die zahlreichen Badegäſte beider Geſchlechter möchten gern, beſonders in abendlichem Wandel am Strand oder auf dem Seedamm, dieſem ſtolzen Ocean einige Aufmerkſamkeit entziehen und auf ſich ſelbſt lenken. Die Frauen ſetzen dem Farbenſpiele des Meeres ihre ſeidene Garderobe, die Männer ſeinem Wellenſchlag ihre gekräuſelten Bärte entgegen.

Aus der zahlreichen Geſellſchaft die ſich hier drängt, laſſen ſich auch einzelne Notabilitäten herausleſen, militäriſche, ariſtokratiſche und litterariſche. Ich will dir nichts von den grauen Schnurrbärten jener erſten, von dem goldfarbenen Prachthaare einer jungen Dame der andern, ſondern nur von einem liebenswürdigen Paar der dritten Claſſe von Notabilitäten berichten. Bei dieſem geiſtreichen jungen Ehepaar bringen wir manchen vergnügten Abend zu. Einem Fremden könnten ſie den Eindruck einer heitern unbefangenen Geſchwiſterſchaft geben, wenn nicht ein blonder Sprößling ihres Bundes dazwiſchen erſchiene. So aber leuchtet das L der Liebe zwiſchen den beiden L ihrer Vornamen. Levin einfach, beſcheiden für ſich und warm für die Welt wie wir es jetzt bei den anſpruchvollen, blaſirten Litteraten ſo ſelten antreffen; Louiſe heiter, anmuthig, vielſeitig im geſelligen Verkehr und vertraut mit Regionen der Welt, für welche der Mann noch die allerliebſte Schwärmerei hegen kann. Illuſionen und Erlebniſſe eines edeln Paares miſchen ſich ſelten ſo glücklich, berichtigen ſich ſelten ſo verſöhnlich wie hier; vielleicht gerade dadurch daß ſie von verkehrten Seiten ſich begegnen, denn es iſt gewöhnlicher daß die Erlebniſſe auf der Seite des Mannes, die Illuſionen aber auf Seiten der Frau ſtehen. Wir können ſagen daß wir dieſen liebenswürdigen Freunden Abends nachgehen bis ans Ende der Welt; denn ſie wohnen am Ende der Rue bout du monde. Und es iſt eigenthümlich wie drei ſo verſchiedene Novelliſten — wenn ich mich nämlich dazu rechne — an deiner Schweſter das vierte neutrale Glied finden, an dem ſie ſich einigen. So erzählte uns Agathe geſtern Abend ein intereſſantes und verwickeltes Erlebniß das wir drei, jeder in ſeiner eigenen Weiſe und mit eigenthümlicher Löſung, zu einem Novellenkleeblatt verarbeiten ſollten. Das wäre freilich nur für einen gebildeten Leſekreis zu verſuchen; denn die Maſſe unſerer Leſer will immer Neues, Stoffliches, und würde es langweilig finden eine und dieſelbe Geſchichte nur in dem abweichenden Erguß dreier verſchiedenen Seelen und Federn zu leſen.

III.

Oſtende, 4 Auguſt. — Zuweilen ſpielen wir doch dem anſpruchsvollen Meer einen Streich, und gehen aufs Land nach dem Dorfe Slykens, um einmal ſtiller und einfacher zu Mittag zu eſſen als an den überladenen Tafeln der Gaſthöfe, mit denen wir nach Belieben zu wechſeln pflegen. An dieſen ſpeist man um 1, 2 und 5 Uhr für 2, 2⅓ und 3 Franken das Convert ohne Wein. Einen ſehr billigen bürgerlichen Tiſch findet man in einem kleineren Gaſthauſe um 1⅓ Fr. = 35 Kr. Es ſind lauter Deutſche hier, gebildete, unterrichtete Leute. Nach Slykens wandeln wir gegen 1 Uhr eine halbe Stunde Wegs, und nehmen fürlieb mit dem was wir eben beim Wirthe Paret finden. Ganz aus dem Bereiche des Meeres kommen wir freilich auch hier nicht. Denn ſowohl vom Hafen her als durch die Auſterngaſſe und das Brügger Thor geht der Weg nach Slykens zwiſchen den zwei großen Baſſins und am Brügger Canal hin, und gerade vor dem Wirthshauſe iſt die große Schleuße des Hinterhafens der Stadt. Hat ſich nun auch das Meer für unſer Auge hinter der entfernten Stadt verloren, ſo pulſirt es doch mit Ebbe und Fluth in dieſen großen Waſſeradern und Gefäßen fort. An beiden Seiten des Hinterhafens zieht ſich das Dorf mit ſoliden und freundlichen Häuſern hin, jetzt ziemlich vereinſamt ſeitdem die Eiſenbahn der großen Landſtraße nach Brügge das Leben entzogen hat. Hinter dem Wirthshauſe iſt auch, dem ohnmächtigen Boden der Gegend abgewonnen, eine Seltenheit von Gemüsgarten angelegt, mit einem Sommerhäuschen ſtatt der Laube, zu der ſich die Bäume nicht genug geſtreckt haben würden. Man befindet ſich hier in einer ganz eigenthümlichen Wirthſchaft. Ich ſage nichts gegen die Küche und Aufwartung in die ſich die beiden Töchter des Wirthes getheilt haben, und mit denen man zufrieden ſeyn kann. Aber ſchon im kleinen Salon ebener Erde wo unſer Tiſchchen gedeckt wird, ſpeiſen wir in Geſellſchaft ausgebalgter Thiere und zwiſchen dem Schmuck von Tempelchen aus kleinen Muſcheln bunt und künſtlich zuſammengeſetzt. Vollends aber eine Treppe hoch ſind mehrere große Zimmer ganz überladen, ausgeſtopft, durchhangen mit Naturalien, Mißgeburten, Kunſtſachen und Spielereien die Hr. Paret, aus unwiſſenſchaftlicher Liebhaberei, mit Mühe und Koſten, über Land und Meer während einer Reihe von Jahren zuſammengebracht hat. Es fehlt nicht an merkwürdigen und für geordnete Cabinette ganz intereſſanten Stücken unter dieſen vierhandigen und vierfüßigen Thieren, Cetaceen und Amphibien, Fiſchen und Vögeln, Mollusken und Inſecten, Mißgeburten und Fötuſen, ausgeſtopften Bälgen und Skeletten, Verſteinerungen, Münzen und Seltſamkeiten. Zu letzteren rechne ich auch chineſiſche Fächer und Fliegenwedel, indianiſche Pfeile, Schuhe und Waffen von Wilden u. dergl. Zuletzt oder auch zuerſt wird man noch auf den Boden geführt vor eine Camera obſcura die ihr Licht durch einen hohen Trichter des Daches erhält. Ein großes Buch, auf Anrathen des Königs Leopold angelegt und von dieſem eigenhändig eröffnet, iſt ſchon mit vielen Namen und Bemerkungen angefüllt. Auch uns wurde es vorgelegt als wir, in Geſellſchaft luſtiger Freunde die zum Kaffee herausgekommen waren, die Sammlung beſahen. Wir trugen gereimte und ungereimte Scherze hinein, die unſer gutmüthiger flamländiſcher Führer, ohne ſie zu verſtehen, doch wacker mitbelachen half, in der Ueberzeugung

Digitized by Google

wahrſcheinlich daß ein munteres Lachen auch den Trinkgeldern gut bekomme. Am kürzeſten faßte ſich ein Freund, indem er ſchrieb:

In dieſem Sammelſurium
Sah ich mich mit Vergnügen um.

Der Inhaber, Hr. Paret, ein ſtattlicher Mann von gutem Ausſehen, der, bei aller Höflichkeit in gutem Franzöſiſch, den runden Hut und die ſelbſtbewußte Miene beibehält, hörte nicht ſobald von einem munteren Freunde daß zwei deutſche Schriftſteller in der Geſellſchaft wären, von denen einer ſchon über Oſtende geſchrieben, und der andere bei der erſten deutſchen Zeitung Einfluß habe, als er ſich beeilte beide mit Katalogen ſeiner Sammlung zu beſchenken. Der Katalog, in franzöſiſcher Sprache und 13te Edition genannt, iſt 32 Octavſeiten ſtark.

Es war tiefe Ebbe als wir in den Hafen von Oſtende zurückkamen, und in der Unterhaltung mit einigen auffallend hübſchen Schiffsjungen eines däniſchen Zweimaſters ein eigenthümliches Abendſchauſpiel abwarteten. Schon Abends vorher hatten wir zufällig auf dem Brückenkopfe des Hafendammes einen kleinen Gewäſſerkampf wahrgenommen. Der flußbreite Hafenkanal, ſonſt auch bei Ebbe von der Strömung des Meers influenzirt, ſetzte ſich nämlich plötzlich gegen die See, drängte die ihm lebhaft entgegenſtürzenden Wogen mehr und mehr zurück, bis die Schlachtordnung ſeines ſchmutziggelben Waſſers gegen die Uebermacht der grünlichen Wogen mit ihren weißen Schaumfederbüſchen in Wirbeln ankämpfend, ſich im tiefen Meer unſern Augen entzog. Dieſer Aufruhr, ſagte man uns, rühre daher daß bei Neumond, wenn die Ebbe ihre größte Tiefe erreiche, die Schleußen der großen Hafenbecken geöffnet zu werden pflegten, um durch eine heftige Strömung der eingeſperrten Waſſer gegen das abgeſunkene Meer einen Theil der gewöhnlichen Verſandung des Canals wegzukehren. Wir nahmen jetzt unſern Schauplatz auf dem Fiſcherkai an welchem einige engliſche Dampfboote und andere größere Fahrzeuge lagen, und wir in ziemlicher Ferne beide Schleußen gerade vor uns hatten. Dieſe öffneten ſich mit dem Schlage 6, und mit unbeſchreiblicher Gewalt ſtürzte die Waſſermaſſe durch die engen Thore herab. Es war ein Anblick dieſer ſich drängenden und überſtürzenden Schaumwogen der ſich eine kurze Zeit lang mit dem Waſſerfall bei Schaffhauſen gar wohl vergleichen ließ. Die umherliegenden Schiffe geriethen in eine ſolche tanzende Unruhe, daß die zu dieſer Stunde beorderte Mannſchaft derſelben genug zu thun hatte um ſie vor Schaden, durch Anſtoß an das Kai oder aneinander, zu wahren. Unter unſern Augen riß das ſtarke Tau womit eines der Dampfſchiffe am Kai befeſtigt war, jäh entzwei. So freiheitsfroh ſtürzen die eingefangenen Gewäſſer hinaus ins Meer, das bei der nächſten Fluth die weiten Gefängniſſe mit neuen unſchuldigen Wogen füllt.

Auf dem Damm trafen wir noch zahlreiche Geſellſchaft und einen heitern Sonnenuntergang über der ruhigen See. Dieß Schauſpiel, wenn es einmal gegeben wird, verſäumen wir nie. Andere Abendunterhaltungen, beſonders Bälle oder „tanzende Soireen" ziehen uns nicht an. Nur die kleinen Schweſtern Milanollo, die von London herübergekommen ſind, wollen wir hören, und bleiben ihretwegen ein paar Tage länger. Geſehen haben wir eines dieſer frühreifen Kinder, und ſehen es faſt täglich unter den Morgens Badenden; ein zartgebautes Mädchen, bleich, mager, mit vergnügten aber unſchönen Zügen, etwas Mignonartiges ohne den regelmäßigen Schnitt des Mignongeſichtes. Es geht mit dem Vater zum Bade, einem hübſchen ſtattlichen Mann. Heute wandelte er in ſich gekehrt den Strand entlang; vor ihm ſprang das Kind, naſſen Haares, froſtbleich hin und her, wie ein Hündchen das aus dem Waſſer apportirt hat, und ſich ſchüttelt um trocken zu werden. Das Kind wollte ſich warm laufen, da, wie es ſcheint, ſeine zarte Natur der heftigen Einwirkung des kalten Wellenſchlages nicht recht gewachſen iſt.

An unſerm, wenn auch noch ſo einſylbigen Tage buchſtabiren wir doch nicht immer gemeinſchaftlich. Wir haben beide auch unſere getrennten Richtungen. Und ſo bin ich, wohin deine Schweſter faſt täglich geht, nur einmal nach dem Leuchtthurmhauſe an der Hafeneinfahrt gekommen, ſo amuſant auch die Frau des Leuchtthurmwarters, dieſe lebhafte Franzöſin iſt, die auch ihrer Zeit recht hübſch geweſen ſeyn muß. So raſtloſes Schaffen und behagliches Plaudern findet man ſelten vereinigt. Beim Schwatzen verliert ſie nie ihre Häuslichkeit aus dem Auge, und ihre Geſchäftigkeit bricht nie den Faden der Erzählung entzwei. Ihr ſtiller Mann geht dabei ab und zu. Sein flamländiſches Naturell iſt auf die erwachſene Tochter übergegangen, die von der Mutter weder die Züge noch die Zunge geerbt hat. Wie ſie befangen an der Freitreppe des Leuchtthurms ſtand, gab uns die Mutter mehr mit Gebärden als mit Worten zu verſtehen daß der ab- und zugehende junge Flamländer ſich um der Tochter Hand bewerbe. Mit aller Laune erzählte ſie dann ihre eigene Heirath. Auf dem Leuchtthurm zu Dünkirchen geboren, ahnte ſie nicht daß ihr Geſchick ſie für den Leuchtthurm an der Hafeneinfahrt von Oſtende beſtimmt hatte, als ſie einſt auf Thereſienfeſt verſäumte den andern auserwählten Jungfrauen Blumenkränze für das Bild der Heiligen flechten zu helfen. Die eifrigen Eltern, denen das wilde Mädchen wohl auch ſonſt zu ſchaffen gemacht hatte, ſtraften ſolche gottloſe Nachläſſigkeit ſehr ſtreng ab, ſo daß die Tochter, kurz angebunden wie ſie war, den Vorſatz faßte den erſten Beſten zu heirathen der nach ihrer Hand greifen möchte — »même si c'était un chien avec un chapeau.« „Da kam mir dieſer, mein Mann entgegen, in einer Mütze, ſetzte ſie lachend hinzu. Ich hielt meinen Vorſatz, nahm ſeine derbe Hand an, und es lief gut ab. Die heilige Thereſia war mir nicht böſe geworden."

Sie erklärte dann den mitgekommenen Freunden die Einrichtung der Anſtalt, die beiden Laternen die nach beſtimmten Fluthhöhen weißes oder rothes Licht auswerfen, ſowie die Scala der Waſſerhöhe. Dieſe nach Graden bezifferte lange Eiſenſtange ſitzt, zwiſchen dem Gebälk auf welchem der Damm und das Haus ruht, mittelſt einer hohlen Unterlage auf dem Meer, und ſteigt mit deſſen Fluth durch die Diele der Schlafſtube langſam empor, ſo daß ſie im Schwanken bei einer gewiſſen Höhe an die über dem Bett angebrachte Schelle heftig anſchlagen muß, um den etwa eingeſchlafenen Leuchthürmer zu ſeiner Pflicht aufzulärmen. Im Winter ſey der Dienſt oft ſehr hart, klagte die Frau. Bei den kurzen Tagen träfen oft beide Fluthen zur Nachtzeit ein, die Stürme machten das Einlaufen gefährlicher für die Schiffe und den Beiſtand äußerſt beſchwerlich, da die Hochwellen oft über die bretterne Einfaſſung des Hausraumes hinwegſchlügen.

Auch die Kirchen verſäume ich nicht ganz. Bei meinem früheren Aufenthalte hatte ich die kleine Kapuzinerkirche nie offen gefunden wann ich vorüberkam. Es iſt ein geringer Bau und ſieht von außen wie eine Zwillingskirche aus. Jedes der beiden Schiffe des Kirchleins hat nämlich ſein beſonderes ſteifes Dach. Die beiden Altäre und die ſtarren Wände ſind im Geſchmack der Bettelmönche verziert. Heilige des Ordens, aus Holz geſchnitzt, ſtehen umher. Der heilige Felix iſt ſogar mit dem Bettelſack dargeſtellt, in welchem man die terminirten Brode erkennen kann. Bei ſolchen Vorſtellungen findet beſonders die Armuth ihren Troſt. Wirklich traf ich jedesmal nur dürftige, elende Geſtalten in dieſer

Digitized by Google

ſtillen Kirche an, von Bild zu Bild ſchwankend, mit dem Ausdrucke unbedingten Vertrauens ſich bekreuzend und verneigend.

Heiterer nahm ſich Sonntags die muſikaliſche Meſſe in der größern Peterskirche aus. Man hat hier, wie's in den Niederlanden vorkommt, keine feſten Kniebänke, ſondern geflochtene Stühle die ſo zu ſagen à deux mains eingerichtet ſind, indem man betend auf den niedern Sitz kniet, und die gefalteten Hände auf die Lehne legt, bei der Predigt aber das Stühlchen raſch umwendet ſich darauf zu ſetzen. Dieſe Stühle haben aber auch etwas *weltlich* Anmuthiges. Die kniende Geſtalt eines hübſchen Bürgermädchens nimmt ſich in dieſer Schwebe beſſer aus, und beim Umblicken nach den zurückſtehenden Andächtigen, unter denen auch viele Herren ſind, läßt ſich das Weidenſtühlchen ſo leicht drehen und wenden, daß die ältern Nachbarinnen die vorwärts mit den geſchnitzten Heiligen liebäugeln, nicht geſtört und geärgert werden. Schön ſind dieſe bürgerlichen Flamländerinnen ſelten, aber ſie haben geſundes und friſches Ausſehen, und die Landestracht iſt ihnen inſofern ſehr günſtig, als ſolche die jungen Mädchen alle — unter die Haube bringt.

IV.

Oſtende, 6 Auguſt. — Mein fatales La bourse ou la vie war mir bisher glücklicherweiſe aus den Gedanken gekommen. Da muß mich das unverſtandene aber gräßliche Schreien eines flämiſchen Kirſchenverkäufers ans Fenſter locken, um — einen Leichenzug wahrzunehmen der ſtill und feierlich durch die Gaſſe der Soeurs blanches geht. Es war der erſte den ich in Oſtende zu ſehen bekomme. Ich hatte noch gar nicht daran gedacht daß man hier, wo man ſeine Geſundheit herſtellt, doch auch ſtirbt. Es muß übrigens eine vornehme Leiche geweſen ſeyn; denn paarweiſe Geiſtliche in ſeltſamen Trauergewändern gingen mit Fahnen voraus, und ein ſilbernes Crucifix auf ſchwarzem Kiſſen ward von einer Frau dem Sarge vorgetragen dem mehrere Wagen folgten. Die ganze Anordnung des Zuges hatte etwas Fremdartiges, und es iſt recht erquicklich in dieſen katholiſchen Gebräuchen einmal eine kleine Abweichung wenigſtens in Nebendingen zu finden, da die Kirche ſo viel Werth auf ihre Einheit oder vielmehr Einerleiheit legt, als ob das Unendliche, Unbegreifliche, das in allen denkbaren Formen nicht zu Erſchöpfende dadurch wahrer und faßlicher würde, daß man es in einer einzigen Anſchauungs- und Darſtellungsform allein recht zu erkennen und anzuerkennen behauptet.

Aber bei dieſer Mahnung an einen Menſchen der ſein Leben verloren und ſeine Börſe hinterlaſſen hatte, ſollte es heute nicht bleiben. Es trieb uns bei dem halb heitern Himmel zu einem größeren und neuen Spaziergang, durch dieſelbe Rue des soeurs blanches, durch das Weſtthor, über die Zugbrücken auf die Straße nach Thourout. Kaum biegen wir jedoch um eine geringe Fuhrmannswirthſchaft mit der Inſchrift: Het kleyn Paris, ſo ſtehen wir vor dem Kirchhofe. Wieder eine neue Entdeckung! Wir betraten ihn. Ich hoffte mich mit einem höflichen Beſuch abzufinden, und zog auch raſch die Börſe, als ich einige dürftige Geſtalten hinter dem wettermorſchen Gitterthore hocken ſah. La bourse ou la vie! Ich ſuchte die überraſchende Vorbedeutung auf erſtere zu lenken.

Wie vernachläſſigt, wüſt und verwildert lag der eingehegte Platz vor uns! Platte Steine melden in plattem Flämiſch wer unter dem Hügel liege, wie alt er geworden und welches Handwerk er im Leben betrieben, mit der Bitte um ein Gebet für die arme Seele. Ein Stein wie der andere! Wie gepflegt, ja verziert ſieht daheim dieſe Durchgangsſtätte Vorausgewandelter, Vorausgeeilter, dieſe Antichambre der Ewigkeit aus! Man wandelt ergebener auf ſolchem Ueberbau vergangener Geſchlechter, wenn er ſich uns mit dem Täfelwerke lebender Ordnung und Zier darſtellt.

Unerquickt, unerbaut eilten wir hinaus und ſchlugen den Weg zu höhern Gräbern ein, zu den Dünen am Fort Wellington. Hier befanden wir uns in einer ſeltſamen Einöde von eigenthümlichem Reiz. Es iſt ein Liliput-Gebirg, andern Alpen nachgebildet, jäh abſchüſſig gegen die See, in ſanften Hügeln abfallend gegen das Land. Von der See geboren haben dieſe Dünen an ihr eine wunderliche Mutter. Je heiterer und freundlicher ſie iſt, deſto weiter entfernt hält ſie ſich von ihren ausgeſetzten Kindern, und nur etwa noch im Zorn des Sturmes und der Springfluthen reicht ſie ihnen mit unruhigen Wogen eine tränkende Bruſt, von der ſie auch wachſen. Trockene Nahrung führt ihnen der Mutter Buhle, der Weſtwind zu. Wenn nämlich Luft oder Sonne den Strand der Ebbe getrocknet haben, treibt dieſer Wind über die glatte Fläche hin flüchtige Schwade leichten Sandes den Dünen zu und an ihnen hinauf. Dieſe werfen dann mit Hülfe deſſelben Windes ihre leichten Kämme landeinwärts ab, und ſo entſtehen hinter ihnen wandernde Hügel. Ja, wandernde! Denn auch die Dünen haben ihre Propaganda, die den Sand als eine Offenbarung des Meeres, als einen Verkündiger der Unendlichkeit dem Binnenlande zuführt, und deſſen Fruchtbarkeit im Stillen erſtickt. Doch dieſem Beſtreben ſetzt das Land einige trotzige Söhne ſeiner Vegetation zur Abwehr entgegen. Daher bleiben die Dünen nicht unbewachſen. Wir finden beſonders Helmgras mit eingerollten Blättern und ſtechenden Spitzen verbreitet. Es wächſt nur einige Fuß hoch, aber mit 20 Fuß langen Wurzeln, Rothwurzel, hält es ſich gegen Stürme feſt, und bannt mit dieſem Wurzelnetze den Sand. Dazwiſchen raſen ſich mancherlei Binſen an und fangen den Flugſand mit ihren Halmen auf. Verſchiedene Salzkräuter, ſodahaltig, kommen auf, und wiſſen ſelbſt dieſem dürftigen Sande ihre fleiſchigen Stengel und Blätter abzugewinnen, wie Bettelmönche ſich von Almoſen an Bauch und Backen ganz gut bekommen. Selbſt auf einzelne Blümchen ſtießen wir in dieſem Sandgebirg, auf farbige Winden und auf das bekannte „Stiefmütterchen" das aber ſehr blaß ausſah, vermuthlich weil es ſich hier als *Stiefkind* fühlte. Sonſt heißt dieß Blümchen *Dreifaltigkeitsblümchen*. Und auch bei dieſem Namen iſt ſeine Bläſſe erklärlich; denn der Dreifaltigkeitsglaube iſt hier kaum geduldet, weil die Kafer und kleinen Eidechſen welche dieſe Berglandſchaft bewohnen ſich zu einer Art von Muhamedanismus bekennen. Sie glauben nur an Einen Gott, den Ocean, und der Flugſand iſt ſein Prophet.

Maulwurfshaufen ſind übrigens die Dünen keineswegs, wie du ja weißt. Das Fort Wellington verſteckt ſich ganz hübſch zwiſchen dieſen Sandhügeln. Wir hatten ſie zuletzt auf gewundenem Pfad erklommen, und eine wunderſame Ausſicht war uns gewährt. Von Nordoſt gen Südweſt hingeſchlängelt theilt dieſer Sandſtrich das unermeßliche Rundbild in eine Land- und eine Waſſerhälfte.

Digitized by Google

Agathe ſetzte ſich ſchweigſam dem Meere zugekehrt, das unter dem Gazeflor des Gewölkes ruhig und gekräuſelt ſich wie ein unermeßliches Damaſttuch ausbreitete. Die See in ſolcher friedlichen, kaum bewegten Stimmung kommt mir wie in ſich ſelbſt verſunken vor, als ob ſie, ihren letzten Stürmen nachdenkend, vor ihrer eigenen unbezwingbaren Wuth eine Gänſehaut bekäme. So leiſe nämlich bebt dann ihre ſchauernde Oberfläche. Mich zog mehr der Blick ins Binnenland an. Fern und ferner verliert ſich die mattgrüne Ebene mit gelben Feldern und leuchtenden Dörfchen, die oft nur an ihrem Kirchthurm errathen werden. Der Vordergrund unmittelbar an den Dünen iſt ein melancholiſcher Landſtrich. Einzeln oder in vereinzelter Nachbarſchaft liegen, um Schutz vor den Seeſtürmen an die Dünen gedrückt, die einſtöckigen Häuſer mit Stallung und einem Stück Gemüslande, eingehegt von einem Graben und Erdwall. Garten kann man es nicht nennen; denn hier kommt kein Baum auf, und das verkrüppelte Buſchwerk, mit dem man auf den Erdwällen eine Hecke verſucht hat, iſt am Seewinde verdorrt. Erſt eine Strecke weiter von den Dünen hinweg wagen ſich Bäumchen hervor, ſtrecken aber noch ihre Aeſte landeinwärts, als ob ſie Hülfe ſuchten gegen die ſalzathmende Seeluft. Um die feſten weißen Häuſer mit den rothen Ziegeldächern ſieht man die Frauen ſchaffen, die Kinder ſpielen. Zerſtreute Hühner ſcharren und picken auf dem Erdwall; mitten im zerfahrnen Wege lagert ein langleibiges wildborſtiges Schwein; auf dem Wieſenſtücke, das mit einem Waſſergraben umzogen iſt, weiden ein paar ſcheckige Kühe; Eſel und Ziegen, rauhhaariger als ſonſt, gehen dem ſpärlichen Wachsthum der Dünen nach. Eine unendliche Stille ruht auf der ſchweigenden Landſchaft und dem träumeriſchen Meer.

Unſer Tag voll Ahnungen und Heimweh ſollte noch eines verklärten Abends froh werden. Schon etlichemal waren wir nach eingebrochener Nacht vergebens auf Meerleuchten ausgegangen. Heute ſchien die gewitterige Luft mehr Gunſt zu verſprechen. Als wir aus den belebten gaslichthellen Straßen durch die dunkle Porte de Secours am Leuchtthurm heraufkamen, glaubten wir uns im Dämmerdunkel in eine neue, ſchweizeriſche Landſchaft verſetzt. Am Abendhimmel lagerte nämlich ein ſchwergeſchichtetes Gewölk wie ein rieſiges Gebirg; das Gewäſſer vor uns glich einem ſchimmernden Landſee. Ein Streif untergegangenen Abendroths ſchien als Feuergluth aus einer Gebirgsſpalte zu leuchten. Erſt nach und nach fand ſich das Auge zurecht, als ſich eben die erſten Leuchtwogen zeigten. Wir ſtiegen die Treppe hinab auf den nächtlichen Strand, um dem zurückgegangenen Meere näher zu kommen. Eben drang die Fluth wieder vor. Wo eine Welle überſchlug, brach ein bläuliches Licht oder ein Lichtſchwad hervor, erſt nur dicht zu unſern Füßen, bald auch in zweiter, dritter Reihe anwachſender Wogen. Das zuckte geiſterhaft hin und her, auf und nieder, ſoweit unſer Auge am Strand entlang reichte. Was iſt es doch? fragten wir uns, ſobald die erſten geſpenſtiſchen Eindrücke überwunden waren. Sind es leuchtende Thierchen, iſt es elektriſches Zucken? Ich raffte Sand vom Boden: unter meinen Fingern ſprühten Funken auf. Ich ſprengte eine handvoll Sand über das Gewäſſer, und ein leuchtender Schleier breitete ſich auf einige Augenblicke aus, an dem jedes Sandkorn eine Maſche entzündet hatte. Unſere Frage löſte ſich in neues Entzücken auf.

Wir blickten umher. Ueber der dunkeln Niederung des Strandes, in der einzelne Geſtalten zu unſerm Schauſpiel heranſpukten, war ein vielfaches Licht zu ſchauen. Oben auf dem Damm, vor dem Pavillon der Reſtauration, ſtand im Strahlenwurf der Fenſterbeleuchtung eine vornehme Geſellſchaft, vom Abendeſſen zu einem Blick in die Illumination der Sommernacht herausgetreten. Gegenüber auf dem fernen Brückenkopfe des Hafendammes ergötzten ſich, man konnte nicht ſehen ob Menſchen oder Meerjungfern damit Raketen in die Höhe zu werfen; der hohe Leuchtthurm ſtrahlte in die dunſtige Luft einen Heiligenſchein um ſein erlauchtes Laternenhaupt, und über der Stadt ſchwebten feurige Nebelwolken im Abglanz der Gasflammen auf den Straßen und Plätzen. Ueber all' dieſem Lodern und Leuchten blinkten unzählige Geſtirne aus ihren ewigen Fernen.

Wir verließen endlich den Strand, umflattert von Möwen die ſchauerlich pfiffen: La bourse ou la vie!

V.

Antwerpen, 9 Auguſt 1845. — Geſtern haben wir denn, mit 21 Badern auf dem Rücken, Oſtende bei heiterſtem Wetter verlaſſen. Ein paar Stunden ſind wir in Gent umhergelaufen, das moderner und belebter ausſieht als Brügge. Beide Städte wurden während unſerer Badezeit von Oſtende aus viel beſucht: Brügge, wo man Freitags einen geſchmackvollen Vortrag des Kochs im Hotel de Flandre über eine ganze Reihe genießbarer Seefiſche beſuchte; Gent um eine große Ausſtellung zu ſehen, die von den daſigen Beſitzern guter Bilder und intereſſanter Alterthümer zum Beſten armer Fabrikarbeiter veranſtaltet war. Hier konnte man viel Merkwürdiges beiſammen finden, was ſonſt im Privatbeſitze verſteckt und nur ſchwer zu erreichen iſt. Ein Liebhaber hatte ſogar eine Sammlung von, ich weiß nicht mehr wieviel tauſend Knöpfen beigebracht, wie man ſie ſeit Jahrhunderten getragen — ein rechtes Freſſen für reiſende Schneidermeiſter, Knopfmachergeſellen u. dergl.

Nachmittags trafen wir hier in Antwerpen ein und eilten gleich nach der Schelde, da der Dom geſchloſſen war. Der Strom hatte eben hohen Pulsſchlag von der Meeresfluth her; Schiffe liefen aus und ein, das Kai wogte von geſchäftigen Menſchen und von Müßiggängern. Wir hielten uns zwiſchen beiden, indem wir uns mit Eifer zu unſerer Belehrung vergnügten. Der herrlichſte Abendhimmel lächelte in dem Abglanz des Gewäſſers und ſpielte um die unzähligen Maſte der großen Baſſins. Hier lag ein Schiff aus Nordamerika vom größten Caliber — ein Wallfiſch unter den übrigen ſchwimmenden Bauten. Wer hätte erwartet daß es über Nacht regnen würde? Es ſchüttete in der Frühe ſo herab daß wir uns bloß aus dem Hotel St. Anton über die place verte zur Notredame wagten, die herrliche Kirche und die Rubens'ſche Kreuzabnahme zu ſehen. Du weißt noch was ich über beides früher geſagt habe; aber wie könnte ich ſagen was wir eben wieder in tiefſter Seele empfanden, zumal rührende Kinderſtimmen von der Orgel uns erweichten! Das übrige Antwerpen mußten wir leider aufgeben. Am Ende ſieht man ſich auch ſatt und wirr an lauter Bildern, wie es uns ſchon in den Kirchen von Gent ergangen war. Zum Erſatz ſollte ich

Digitized by Google

von Gemälden hören. Ich machte, in Erwartung des ſpäteren Bahnzuges nach Mecheln, die Bekanntſchaft eines geiſtreichen Malers. Victor Joly unterhielt mich als ob's gedruckt wäre, vom Kunſtleben, beſonders in Antwerpen. Hier nämlich gehen, ſonſt wenig einverſtanden und verträglich, Handel und Malerei neben einander, und die Bank läßt als freundliche Gönnerin der Kunſt zuweilen einige Goldſtücke auf des Malers Palette fallen. Sey es nun aufrichtige Sympathie, vorübergehender Geſchmack oder prahleriſcher Kaufmannsſtolz; ſoviel iſt gewiß daß Antwerpen auf das alte Monopol der Kunſt, in ihrer Zweigeſtalt als Bildhauerei und Malerei, noch etwas hält, und daß es den Künſtler verſteht und achtet, wie toll er ſich auch im Zuſchnitt ſeines Lebens, ſeiner Tracht und des Barthaares darſtellen mag. Zu beklagen bleibt es freilich daß in dieſer Stadt voll Erinnerungen an Rubens, hier wo der längſt geſtorbene Meiſter noch unbedingt herrſcht und ſeine Werke eine blinde Anbetung genießen, daß hier nur der Dienſt der Farbe als geheiligte Ueberlieferung der Antwerpner Schule gilt. Das Colorit und immer wieder das Colorit iſt es was die Lehrer im Munde, die Schüler im Auge haben. Die heiße und kühne Einbildungskraft, die ungeheure Wahrheit, der erhabene Gedanke und große Styl des Meiſters, wer bekümmert ſich um dieſe? Keiner begreift daß dieſe reichen, gewaltigen Farben des Meiſters nur vom natürlichen Feuer ſeines kühnen und freien Genies ſo glühen konnten, und daß es einer ſolchen Seele unmöglich geweſen wäre ihren fieberhaften Schwung, ihre heißen Empfindungen nicht auch auf eine brennende Leinwand zu übertragen.

Bei dieſer Liebhaberei und Schwärmerei für die Kunſt ſind auch — wie Joly behauptet — Gemäldeausſtellungen in Antwerpen von ganz anderer Bedeutung als in Brüſſel. Hier dienen ſie meiſt nur um das Programm eines Nationalfeſtes voll zu machen. Der Brüſſeler bewundert auf die Verſicherung ſeiner Journale hin die entſetzlichſten Kunſtketzereien. Die Säle des Brüſſeler Muſeums gehören eigentlich zu den öffentlichen Spaziergängen bei Regenwetter, um eine modiſche Toilette auszuſtellen, einen neuen Hut einzuweihen und Muſik zu beſprechen. Ja man iſt hier wieder auf die Muſik verfallen. Frage man nur alle die Unglücklichen die das hohe Vergnügen genießen die vier Wände ihres Zimmers mit ebenſo viel Piano's beſetzt zu ſehen.

In Antwerpen nimmt dagegen die Malerei den Platz der Muſik ein. Man ſtößt bei jedem Schritt an eine der Staffeleien die den großen Haufen mit Bildern verſorgen. Denn hier hat der geringſte Bürger ſein Gemäldecabinet, in welchem ſich zuweilen koſtbare Sachen aus der Antwerpner Schule des 17ten Jahrhunderts finden. Doch hat Antwerpen auch Bilder für jeden Preis und für alle Vermögensclaſſen der Käufer. Die erſten Verſuche eines jungen Künſtlers ſchmücken das Wohnzimmer ſeines Wirthes. Es ſind die Bildniſſe des Wirthes ſelbſt, ſeiner lieben Frau und eines halben Dutzends ihrer Kinder. Wer gute Nerven hat, mag ſich in dieſe Colorite vertiefen. Da begegnet er blauen Frauengeſichtern, violetten Kindern, grasgrünen Schooßhündchen und kann Haare vom reinſten Ultramarin bewundern. Der freundliche Gewürzkramer oder Schuhmacher der ſolchen Schatz beſitzt, zeigt ihn mit Stolz. In den Künſtler ſelbſt ſetzt er nie ein Mißtrauen; höchſtens meint er, ſeit er gemalt worden habe er ſich ſehr verändert. Und man muß nur ein paar dieſer Bilder ſelbſt geſehen haben, um zu wiſſen wie weit es die guten Leute in ſolcher Selbſtaufopferung gebracht haben.

Sie werden ſolche Sündfluth von Bildern nicht begreifen, fuhr mein Gewährsmann fort, wenn Sie die Antwerpner Akademie nicht kennen. Wiſſen Sie denn daß dieſe Anſtalt zwölfhundert lernende Canova's und Rubens zählt, die alle bei den Farben die ſie auf die Palette ſetzen, bei dem Thon den ſie modelliren, nur von Ruhm und Glück träumen. Bedenkt man nun daß jährlich ein Halbhundert dieſer Künſtler ausfliegt, die nun frei und ſtolz die Eingebungen ihres bis jetzt von der Schule gezügelten Genie's ausſtrömen laſſen, ſo zittert man um die Zukunft die ſich von all dieſen Verirrungen des Pinſels und der Kreide bedroht ſieht, in denen heut ſo viele Familien ihren Stolz finden. Ja doch! Man mag alle Kräfte anſtrengen dem Lande die glänzend-rühmliche Erbſchaft der flamländiſchen Schule zu bewahren. Iſt es denn aber nicht ein Verbrechen mit dem Reiz eines treuloſen Ruhms ſo viele junge Leute zu verlocken, die recht anſtändige Schuhmacher, höchſt achtbare Geldmäkler geworden wären? Nun habt ihr ſie hinausgeſtoßen in das Künſtlerleben, das den Berufenen, den Auserwählten ſo viel Phantaſien, ſo viel ſüßen Müßiggang zwiſchen den glühenden Arbeitsſtunden, eine ſo weite Unabhängigkeit, ſo viel Behagen und Ueppigkeit gewährt; ihr habt ſie in dieſe fröhliche Zigeunerwirthſchaft blicken laſſen wo man auch einmal mit der Sorgloſigkeit eines Lazzarone leben mag, weil man jeden Augenblick die Farben ſeiner Palette in Gold verwandeln kann; ſie haben von den würzigen Trauben der Phantaſie und der Freiheit naſchen dürfen; und nun — was habt ihr ihnen Gutes erwieſen? Ihr habt ſie zu jeder andern Lebensſtellung unbrauchbar gemacht. Oder gebt ihnen doch die Elle in die Hand um Calico zu meſſen, nachdem ſie von Kronen geträumt haben, ſperrt den Vogel in den Bauer ein, wenn er wähnt Glück und Freiheit ſäßen nur auf den Spitzen ſeiner Flügel!

Wahrlich! Aus dieſem Gedränge im Vorhof des hohen Tempels gelangen nur wenige bis zum Heiligthum, wo die Gottheit der Kunſt ihr Antlitz enthüllt. Jenen Vielen aber, was bleibt ihnen als Schmerz und Leid, Qualen der Selbſtliebe, Wuth gegen die Glücklichen und Begabten, gebrochene und im Gefühl ihrer Ohnmacht verbitterte Herzen? Gefährlich aber nothwendig erſcheint hier die Aufgabe des Kritikers, die beklagenswerthen Opfer ſolcher übertriebenen Kunſtbildung in ihren Selbſttäuſchungen nicht zu ſchonen, unbekümmert um die Verwünſchungen die er dafür empfängt. Er muß ſich mit dem Wundarzte tröſten der unter einer ſchmerzlichen Operation mit Flüchen überhäuft, ſpäter aber als Wohlthäter geſegnet wird, wenn der Leidende bei zurückgekehrter Vernunft einſieht daß hier nichts retten und helfen konnte als das Meſſer.

Gegen ſolche Kritik, fuhr der lebhafte Mann fort, beſteht hier zu Land eine wahre Verſicherungsanſtalt bei den Journalen der Provinz. Aus Furcht vor einer allgemeinen Abbeſtellung müſſen ſie in unaufhörlichem Entzücken die Werke der großen Männer ihrer Stadt — Verſe, Proſa, Bildnerei, Malerei — bewundern und preiſen. Der Ruhm dieſer jungen Raphaele geht anfangs von ihren Familien aus. Da ſitzen um den Abendtiſch Vettern, Oheime, Neffen, die ſich täglich als Apoſtel des künftigen Meiſters in die Wirthshäuſer verbreiten, wo ſie zwiſchen einer Partie Piket und einer Stange Bier ihres Vetters künftigen Ruhm ins Fundament legen. Dieſer Ruhm nimmt nun reißend zu und dringt bald bis zum Bureau der Zeitung dieſer Stadt, die dann eines ſchönen Morgens unmittelbar hinter dem Reglement für den nächſten Pferdemarkt der erſtaunten Welt verkündigt daß der junge Hr. X. ſoeben ein Gemälde vollendet habe welches die Anmuth und Naivetät Teniers, das Feuer der Imagination Brouwers mit Metzu's markigem Colorit vereinige. — Die Brüſſeler Journale, deren jedes mit bekannter Bereitwillig

Digitized by Google

keit durchſchnittlich im Jahr ſein Halbdutzend großer Poeten, Muſiker oder Litteraten einſpaltet, wiederholen jenen Provincialartikel, und der Unglückliche, dem hiermit die hohe Weihe der Reſidenz zu Theil geworden iſt, ſieht ſich nun zu den Löwen des Tages eingeſtellt.

Bei der jüngſten Brüſſeler Ausſtellung habe ich ſolch eine artiſtiſche Perle kennen gelernt. Unſer Journal, Le Précurseur, hatte dieſen Phönix entdeckt, traute ſich aber nicht zu den Empfindungen die ſich jedes Beſchauers des erſtaunlichen Werkes bemächtigten, die rechten Worte zu leihen. Man mußte fürchten von jener wilden Bewunderung gepackt zu werden mit der die Lütticher Dilettanten, als ſie Liszt gehört hatten, ſich auf dem Boden wälzten, ein fürchterliches Jauchzen ausſtießen und den Teppich zernagten.

Dennoch wagte ich mich mehrere Tage unter großer Angſt nach dem Muſeum. Ich fragte den Aufſeher, ob er noch immer nichts herbeikommen ſehe. — Nur den Herrn Eels, antwortete er, der ſo ſtimmert, nur den Herrn Navez, der ſo ſchimmert. Aber endlich kam der Tag, der glückliche Tag — es hatte den Morgen nicht geregnet — an dem wir vor das Wunderwerk traten. Wirklich nur ein Gefühl ergriff uns, ein tiefer, ein aufrichtiger Drang — uns ſchleunig wieder fort zu machen.

Wie man unter dieſen Umſtänden mit einer unbeſtochenen Kritik ankomme, mit einer Kritik die ſich nicht gleich den Apoſteln auf dem Berge Tabor niederwirft und anbetet ohne die Augen aufzuthun, können Sie ſich denken, bemerkte mein Maler. Mir wirft man ohnehin vor, ich ſey der Antwerpner Schule nicht hold. Aber bei Gott! dieſe Schule kann keinen wärmeren Bewunderer haben als ich bin. Könnte ich ihr nur damit auch zu ihren herrlichen Eigenſchaften des Colorits noch etwas von Gemüth und Gedanken geben, die ihr fehlen! Und wie kann man bei ſolchem Mangel von Schönheit reden! — Doch, werden Sie fragen, was iſt ſchön in der Malerei? Das iſt eben die große Frage die mit ganzen Bibliotheken von Abhandlungen noch immer nicht gelöſt iſt. Man verweiſt uns Maler an die Natur. Iſt aber nicht in Lappland Natur wie in Georgien? Und kennen wir denn auch das ganze Gebiet der Natur? Hätte ein Maler vor Entdeckung Neuhollands einen ſchwarzen Schwan gemalt, die Zeitgenoſſen hätten gelacht für mehr als zweiunddreißig Franken. Tavernier erzählt in ſeiner Reiſe durch Perſien von einem Baum, der Früchte in Geſtalt gebratener Hämmel trägt. Man wird dieſen Baum gewiß wieder entdecken zur Verzweiflung unſerer Gaſtwirthe, die dann ihre Hammelscoteletten à la jardinière auf den halben Preis herabſetzen müſſen. Herodot meldet von einem Volke das kaum über drei Schuh hoch und entſetzlich dickköpfig war. Iſt es daher den Malern zu verargen wenn ſie bei der bis jetzt nur ſtückweiſe bekannten Natur nicht ſtehen bleiben wollen, ſondern auf neue Entdeckungen ausgehen und auch einmal die Linie des Gewohnten überſchreiten? Statt immer nur die Originale der Gottheit zu copiren, die auch nicht immer das rechte Colorit haben, wie neulich ein mir befreundeter Maler behauptete, darf er ja auch einmal ſeinen Eingebungen folgen und das Gras blau, die Schafe grün darſtellen. Es iſt ja doch nur tyranniſche Gewohnheit daß wir es ſo wollen wie wir's alle Tage wahrnehmen. Vor einiger Zeit ſah ich eine weiße Pudelhündin königsblau gefärbt. Auf der Straße umwedelten die andern Hunde dieß maleriſche und wirklich ausgezeichnete Geſchöpf mit wahrem Reſpect und ſchienen einander in die Ohren zu flüſtern: gewiß eine vornehme Dame die zu ihrem Vergnügen reiſt! Und die Indigofarbne betrug ſich auch dieſer Vermuthung ganz gemäß. Wahrlich es kömmt nur auf den Muth an ſich über die alten Vorurtheile der Natur hinaus zu ſetzen!

Maler von ſolchem Muthe fehlen glücklicherweiſe der Antwerpner Schule nicht. Jüngſt war von einem unbekannten Künſtler eine Landſchaft ausgeſtellt die auf grün- und gelbledernem Gefild Thiere darſtellte die der Maler ganz einfach Schafe zu nennen beliebte, die aber offenbar durchgeſehene, verbeſſerte und beträchtlich verlängerte Merinos ſeyn mußten. Eins dieſer Weſen, das Cuvier mit Recht zur Familie ſeiner vorſündfluthlichen Geſchöpfe hätte in Anſpruch nehmen dürfen, ſtand mit zwei Beinen im Vordergrund, während die zwei Hinterbeine auf dem Hügel ſpazierten der den Horizont begränzte. Dieß merkwürdige Thier konnte, der Perſpective nach, nicht unter drei Viertelſtunden lang ſeyn. Es blieb nur zu beklagen daß der Künſtler dieſe hübſche Taille nicht dadurch fühlbarer gemacht hatte, daß er zwiſchen den Vorder- und Hinterbeinen einen Canal neben einer Eiſenbahn hätte durchlaufen laſſen. An Raum dazu hatte es ihm nicht gefehlt, und dann hätte er dieſen beiden Verbindungsſtraßen einen reizenden Contraſt zu verdanken gehabt, einen Contraſt der ſeiner Landſchaft eine luſtige und recht intereſſante Phyſiognomie gegeben hätte. —

Man mußte zu dieſen Sarkasmen die trockene Miene ſehen, mit der ſie vorgebracht wurden.

O wir haben eine ſchöne Auswahl ſolcher „excentriſchen Gemälde," fuhr der Maler fort. Ich weiß ſie nicht beſſer zu benennen. Kennen Sie das koſtbare Bild des Herrn Uyttenbroek? Es ſtellt zwei Haſen vor; aber was für Haſen! Sie denken gewiß an die bekannten friedlichen und ſanften Thiere, die ſo gern in den Klee ſpringen und wenig Sympathie für den Jagdhund haben? Weit gefehlt! Dieſe veraltete Vorſtellungsart hat Herr Uyttenbroek gänzlich überwunden. Er hat ſeine Haſen in einem Moment aufgefaßt, da ſich ihre verſteckte Wildheit offenbart und ſie ſich ein Treffen auf Leben und Tod liefern. Das Schlachtfeld iſt beſtimmt. Haſen-Achilles ſprach zum Haſen-Hektor: Morgen unter der Ulme! Und hier treffen ſie ſich eben und ſtürzen gegen einander wie zwei Locomotive die ſich zermalmen wollen. — Manche Naturforſcher, die Gelegenheit gehabt haben das Naturell der Thiere zu ſtudiren, haben die Bemerkung gemacht daß gerade die zum Kampf am furchtbarſten ausgerüſteten Geſchöpfe oft die ſanftmüthigſten, die langmüthigſten ſind. So greift z. B. der Löwe den Menſchen nur an wenn's ihm an anderm Auskommen fehlt. Die Boa iſt keine üble Geſellſchafterin wenn ſie geſpeiſt hat. Das Nilpferd begnügt ſich ein Schifferboot mit einem einzigen Biß zu zermalmen, und frißt dann ruhig ſein anderes Futter. Selbſt der Wallfiſch iſt ein guter Kerl, ſolange man nicht an ſeinen Speck und an ſeine Rippen will. Dagegen können gerade die ſchwachen Geſchöpfe, wenn ſie einmal aus ihrer gewohnten Ruhe heraustreten und ſo zu ſagen ihren Charakter ablegen, ungemein wild, blutdürſtig und unverſöhnlich werden. Man kennt dieſe ſpitzohrigen, kurzhaarigen Hündchen: dieſen fehlt weiter gar nichts als die Kraft und Gelenkigkeit des Tigers, um ſehr gefährlich zu werden. Hierin müſſen wir eben die Weisheit des Schöpfers erkennen, der dem Kaninchen, dem Haſen, dem Pincher die Kraft des Löwen verſagt und uns alſo gegönnt hat im Umgang mit dieſen Weſen zu leben.

Nun aber die Haſen des Herrn Uyttenbroek — welche Leidenſchaft reißt ſie zu dem ſchauerlichen Zweikampf hin? Was hat ſie aus ihrer gewohnten Haſennatur herausgetrieben? — Niemand weiß es, es ruht ein tiefes Geheimniß über dieſem Rachedurſt. Aber was das Schlimmſte iſt — der Maler hat ſie aus Chocolade

Digitized by Google

gemacht, und ſie werden zerbrechen wenn ſie an einander gerathen. Und wie ſich bekanntlich immer einer über das Unglück des andern freut, ſo ſtehen auf dem Bilde drei Schlingel von Bäumen, die einander mit den Zweigen umfaſſen und ein Rondo um die wüthenden Haſen tanzen. Der Anblick ſolcher Luſt neben der blinden Wuth der Haſen, die doch allerwenigſtens einen verſtümmelten Schwanz und ein halbes Ohr auf dem Kampfplatze laſſen werden, preßt dem Beſchauer das Herz zuſammen, zeigt aber auch wie herrlich ſich der Maler auf die Wirkung der Contraſte verſteht.

Ich brachte den köſtlichen Schalk auf die religiöſe Malerei und auf die ihr geweihten Pinſel zu reden.

Was? rief er aus. Zählen Sie mich etwa zu den Kritikern die den Verfall der heiligen Malerei dem religiöſen Indifferentismus unſerer Zeit in die Schuhe ſchieben? Man möchte gern dem ſchwachen Glauben an die kirchlichen Geheimniſſe und Ueberlieferungen die Schwäche unſerer Maler aufbürden, die Unfruchtbarkeit ihrer Gedanken, die Armuth ihrer Compoſition. Man fordert von einem Maler nicht mehr jene Gluth der Seele die dem Gegenſtand ſeines Pinſels, ob religiös oder weltlich, Wahrheit und Leben einhaucht, verlangt nicht mehr daß er bei Rembrandt das Helldunkel, bei Tizian den edeln Styl, bei Raphael die Erhabenheit und Reinheit der Zeichnung ſtudire: der Glaube ſoll alles thun, eingedenk der Worte Chriſti: „Mit dem Glauben werdet ihr Berge verſetzen.“ Für gar manche hat dieſe Anſicht viel Anſprechendes: man ergibt ſich in das ungläubige Jahrhundert kein großer Maler zu ſeyn. Ueberdieß ſieht man ſich unabhängig von der Kritik, man ſteht unter der Kirche; einige aſcetiſche und beſchauliche Uebung iſt die beſte Vorbereitung zur Kunſt, und am Ende macht man dabei noch doppelten Profit: man gewinnt den Himmel und die irdiſche Unſterblichkeit zugleich, man wirkt ſein Heil und ſein Glück und verbindet mit den goldenen Strahlen des Heiligenſcheins die ewig grünen Lorbeern jener Auserwählten, die unter dem Namen Raphael Sanzio, Michel Angelo, Leonard da Vinci, Van Eyck, Memling und Rubens bekannt ſind.

Wenn es ſich aber auch nur ſo verhielte, wenn nur auch wirklich jene alten Meiſter die Herrlichkeit ihrer Schöpfungen nicht ihrem glühenden Genie, ſondern ihrem inbrünſtigen Glauben zu verdanken gehabt hätten! Rechnen wir aber einige fromme Piſaner ab die Giotto's myſtiſchen Fußſtapfen nachgingen, ſetzen wir einige glühende Naturen der ſpaniſchen Schule bei Seite, die etwas von ihrem düſtern Fanatismus unter die Farben ihrer Palette miſchten, ſo bleibt nichts übrig jenes Vorurtheil zu beſtätigen, da gerade die beiden Schöpfer der herrlichſten chriſtlichen Darſtellungen, Raphael und Dominichino, ihren Zeitgenoſſen wohl als genial aber nicht als ſehr religiös bekannt waren. Vielmehr erreichte dieſer Raphael erſt den Gipfel der Kunſt als er ſeinen frühern myſtiſchen Styl abgelegt und ſich als recht heidniſchen Anbeter jener Formen bekannt hatte welche die Welt zur lauteſten Begeiſterung entzückten. Wir wollen euch fromme Gemüther nicht in Angſt und Verlegenheit ſetzen, indem wir euch die Orte ins Ohr flüſterten wo eigentlich Sanzio ſeine Modelle zu den angebeteten Madonnen geholt hat, die dem Himmel mehr Seelen gewonnen haben als die Predigten der Päpſte. Laßt nur auch eure Seufzer über den Mangel an Glauben, eure heuchleriſche Beſchönigung ohnmächtiger Talente! Oder macht uns wenigſtens klar was der eifrige Glaube an die religiöſen Geheimniſſe mit den alpdrückenden Ungeheuern von Farbe, Zeichnung und Compoſition gemein habe, die uns jede Ausſtellung als Fortſetzung der heiligen Malerei, als Widerlegung unſeres philoſophiſchen Zeitalters vorführen will. Wir wollen ja gern an die Aufrichtigkeit eurer frommen Abſichten glauben, ihr andächtigen Maler; aber wird's denn auch der gute Wille allein thun? Zweifelt ihr denn daran daß der höchſte Richter nicht mit mehr Wohlgefallen auf die ungläubigen Compoſitionen jener Künſtler blicke denen er Genie verliehen, als auf eure drolligen Auferſtehungen, auf eure entſetzlichen Märtyrer, eure bruſtkranken Jungfrauen und eure nankingfarbnen Chriſtuſſe? All dieſe Pinſeleien mögen euch einen Platz im Schooße Abrahams ſichern, in jener beſſern Welt; hienieden aber in dieſem Thal des Jammers, der Journale und der Kritik können ſie euch weder Ruhm noch Gewinn bringen.

Der Omnibus zur Eiſenbahn war angefahren, unſer Gepäck aufgeladen. Ich dankte mit Händedruck dem Herrn Joly für ſeine geiſtreichen und belehrenden Mittheilungen. Dann fuhren wir in den regnichten Tag hinaus.

VI.

Victoria, 11 Auguſt 1845. — Das regneriſche Wetter begleitete uns bis Köln. Wir gewannen aber angenehme Unterhaltung im Innern unſeres Wagens. Bekannte aus Oſtende hatten uns in Antwerpen Verweilte eingeholt. Sie verließen uns aber in Aachen um hier bei Freunden zu übernachten. Im Augenblick des Scheidens ſagte der geiſtreich lächelnde Mann, indem wir von der koſtbaren Anlage der eben zurückgelegten Tunnels geſprochen hatten: man kömmt aber immer mehr vom Syſtem der Tunnels zurück; denn dieſe Bergröhren werden doch nur gebaut um einzuſtürzen. — War das nicht ein ahnungsvolles Wort, da wir eben noch drei ſolche Wölbungen vor uns hatten, und zwar die älteſten? Und warum ſteigt der Freund hier aus, der in zwei Stunden zum morgigen Feſttage zu Hauſe ſeyn könnte? Ein Vorgefühl, ein guter Geiſt hält ihn zurück am Abend eines unglücklichen Verhängniſſes. Wir andern —. La bourse ou la vie! — Dieſe Betrachtung laſtete auf mir bis plötzlich unſer Zug — etwa eine Stunde über Aachen hinaus — unter einer hochſchwebenden Wegebrücke hingefahren, zwiſchen den ſteilen Böſchungen eines Hohlwegs — Halt machte. Was iſt es, was ſoll das ſeyn? rief man, und rechts und links ſtreckte ſich Alles mit Leibeslänge aus den Seitenfenſtern der Wagen.

Die Maſchine iſt gebrochen, hieß es. — Wir blickten einander an ob wir nicht unvermerkt ein Unglück, eine große Beſchädigung genommen hätten. Wirklich konnte die losgebundene Locomotive kaum noch mit den letzten Athemzügen, wie ein ſterbender Held oder vielmehr wie ein verendender Sklave, ſoweit fortkeuchen, daß ſie uns aus dem Wege kam. Das iſt ja die letzte Obliegenheit aller Dienſtbaren, dem Leben nicht im Wege zu ſeyn. Mir ſelbſt aber war eine große Laſt vom Herzen gefallen. Meine Umgebung begriff mein plötzlich ſo aufgeräumtes Weſen nicht, während andere ärgerlich waren hier bei einbrechender Nacht auf der Bahn zu liegen. — Ei, ſagte ich, wir haben nun nichts Schlimmeres zu befürchten: das Verhängniß hat ſich mit einem Opfer begnügt und verlangt kein Menſchenleben; wir alle waren am Ende der

Digitized by Google

Iſaak geweſen, für den nun die Locomotive als Widder gefallen iſt. — Man verſtand mich nicht!

Inzwiſchen hatte ein Conducteur dem letzten Bahnwärter und dieſer weiter nach Aachen zurück unſern Unfall ſignaliſirt. Doch dauerte es noch eine geraume Zeit bis eine friſche Locomotive mit glühendem Rachen herbeikeuchte und uns von hinten nach der nächſten Station drückte, wo ſie ſich dann vorſpannte.

Erſt gegen Mitternacht kamen wir aus dem Bahnhofe zur Stadt, wo wir, von den größeren, überfüllten Gaſthöfen zurückgewieſen, ein Unterkommen in der „Victoria“ fanden. Dieſe kleine Victoria zeigte ſich aber durchaus nicht einnehmend, ſodaß wir am andern Morgen, als wir die Stadt in ihrer Sonntagsfeier von unzähligen Fremden wimmeln ſahen, die ſich um der Bonner Feſte und der engliſchen Königin willen eingefunden hatten, dieſen Tauſenden beſſeres Glück bei der erwarteten Victoria wünſchten. Uns ſelbſt trieb es nach Bonn zu kommen. Aber es koſtete wahrlich einen Kampf durch das Gedränge im Bahnhof, um Billete zu erringen. Vor dieſer Fenſteröffnung erwachten endlich die in meiner Brieftaſche ſchlummernden preußiſchen Schatzſcheine zu ihrer Geltung. Die ſeidene Börſe war leer und das Regiment auf die Brieftaſche übergegangen. Darüber fiel es mir ſchwer auf daß ich, ungeachtet unſerer glücklichen Ueberkunft, den hübſchen Bau mit der goldnen Inſchrift: La bourse bei unſerer nächtlichen Ankunft nicht geſehen hatte, mithin mein ahnungsvolles Gedankenſpiel noch nicht gewonnen war. Jetzt erſt erzählte ich meiner Reiſegefährtin jene ſo beunruhigende Vorſtellung; denn erſt jetzt hatte ich den Muth mich auslachen zu laſſen. Und wir lachten eben noch in Bonn, wo wir im entlegenen holländiſchen Hofe noch glücklich untergekommen waren, als ich in der Taſche meines Reiſerocks die theure Brieftaſche vermißte. Was half alles Räthſeln? ſie war entwendet, aller Wahrſcheinlichkeit nach im Gedränge des Kölner Bahnhofs von geſchickter Hand aus der Taſche geholt. Nun hörte ich auch, als Warnung freilich zu ſpät, welche feinen Diebereien in dieſen Tagen ſchon verübt worden. Ich war höchſt ärgerlich, bis meine Gefährtin lebhaft ausrief: Siehe, ſo hat ſich ja doch deine lächerliche Ahnung auf eigne Weiſe erfüllt! Du haſt die Kölner Börſe zwar nicht wieder geſehen, aber deine eigne verloren. La bourse ou la vie!

Dieß gab mir ſchnell meine Faſſung wieder; dem Verhängniß gegenüber ziemt dem Mann Ergebung. Ich ſuchte zugleich auch, zu einigem Erſatz meines Verluſtes, die gewonnene Ueberzeugung deſto höher anzuſchlagen daß bei aller Richtung unſerer Zeit auf Induſtrie, Handel und Genuß, dennoch die freien Künſte in gutem Schwunge ſind.

Der Himmel war trüb und kalt, ſodaß die tauſend bunten Flaggen der Stadt erblaßten und der Jubel des Volkes Zähneklappern bekam. Wir mochten daher die königliche Victoria nicht abwarten, die den Abend eintreffen ſollte, und eilten heute früh nach dem Dampfſchiffe. Es war die „Victoria“ der Düſſeldorfer Geſellſchaft, das ſchöne Schiff in welchem ich eben ſchreibend ſitze. Zwei Victoria hatten wir nun gefunden, das Schiff und den Gaſthof, und die dritte —? Wie liebenswürdig, dachte ich, muß ſie ſeyn, wie bezaubernd, wenn ſie nicht unter der Erwartung all dieſer Anſtalten und dieſes Jubels bleiben will! Nur Eins bliebe dieſer kleinen Victoria noch übrig, nämlich neben dieſer Erwartung hinzugehen, wenn ſie ſich etwa recht hochmüthig, ſehr anſpruchvoll, kalt und theilnahmlos, unfreundlich und ablehnend, mit Einem Wort recht „ſtolzenfelſig“ am Rhein betragen wollte.

Geſchichte Andreas Hofers. *)

Mit ſichtbarer Vorliebe hat ſich die jüngſte Zeit der Betrachtung der Befreiungskriege zugewandt, und die Ungunſt womit man eine Zeitlang jene große Vergangenheit mißvergnügt bei Seite zu ſchieben ſchien, hat ſich in eine heiße Wißbegier umgewandelt, welcher die ernſte Forſchung wie die litterariſche Speculation in regem Eifer zu entſprechen ſucht. Der Befreiungskrieg iſt wie ein Januskopf zwiſchen die trübe deutſche Vergangenheit und unſere Zukunft geſtellt; er gibt uns eine Antwort auf jene und regt zugleich über dieſe eine Menge ernſter Fragen an, deren Geſammteindruck oft des Niederſchlagenden viel mehr enthält als des Erhebenden. Wie könnte bei dieſem warmen Intereſſe das Land Tyrol unberührt bleiben, deſſen Kampf vom Jahr 1809 wie ein gewaltiges Vorſpiel das Epos der Jahre 13 und 14 einleitet, deſſen kühne Erhebung gleichzeitig mit dem ſpaniſchen Aufſtand dem corſiſchen Zwingherrn als die erſte gewaltige Warnungsſtimme des Schickſals laut aber doch unverſtanden in die Ohren klang? Es lag für das alte überkluge Europa eine eigene Beſchämung darin daß es mit aller ſeiner diplomatiſchen und kriegeriſchen Weisheit doch unfähig war den gewaltigen Druck des modernen Hunnenthums von ſich abzuhalten, während hinter den Pyrenäen ein längſt für mundtodt erklärtes Land und hier in den Alpen ein noch gar nicht mündig geſprochenes Völkchen zuerſt den kühnen Verſuch wagten den Unüberwindlichen zu überwinden. Die Capitulation von Baylen, wo die Sieger zweier Welten das Gewehr ſtreckten, die erſte Räumung Tyrols, wo ſie vor einem Bauernlandſturm das Weite ſuchten, leuchteten damals wie blitzende Augurien in die Nacht des bonapartiſtiſchen Chaos herein, und alle Zeitgenoſſen begrüßten nach ſchmerzlicher Reſignation in dieſer kaum gehofften Regung den erſten Pulsſchlag eines erneuerten Lebens.

Ein Beitrag zur Geſchichte des Tyrolerkriegs iſt uns daher ſtets willkommen, zumal wenn er von ſo kundiger Hand geboten wird wie hier. Die unermüdliche Thätigkeit des Verfaſſers der

*) Geſchichte Andreas Hofers, Sandwirths aus Paſſeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalquellen, aus den militäriſchen Operationsplanen, ſowie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr, Hofers, Speckbachers, Wörndle's, Eiſenſteckens, Ennemoſers, Sieberers, Aſchbachers, Wallners, der Gebrüder Thalguter, des Capuziners Joachim Haſpingers und vieler Anderer. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage. 2 Theile. Leipzig, 1845.

Digitized by Google

uns faſt in demſelben Augenblicke mit einer neuen Bearbeitung
der Lebensbilder, mit den „Anemonen", und einem Jahrgang des
trefflichen Taſchenbuchs beſchenkt, darf eine ungetheilte Anerken-
nung fordern; denn der „alte Pilgersmann" beſchämt manche junge
Kraft durch Umfang und Inhalt ſeiner Leiſtungen, die zum Theil,
wie die vorliegende, ein Stück des eigenen Lebens enthalten,
und deßhalb dem Empfänger um ſo dankenswerther, für den Ge-
ber um ſo anſtrengender und aufreibender ſind. Denn nicht die
fremde kritiſch durchforſchte Maſſe wird hier gegeben, ſondern
Fleiſch und Blut, und mit ihm werden auch alle Erinnerungen
von Neigungen und Abneigungen einer ſtürmiſchen Vergangenheit
neu geweckt, welche von der Betrachtung entlegener Stoffe unbe-
taſtet bleiben. Eine reiche Materie, Thatſachen und Urkunden,
letztere zum Theil mit der Darſtellung zu Einem Ganzen ver-
ſchmolzen, treten uns hier in lebendiger, bewegter Zeichnung vor
das Auge; in der Maſſe des Details und einer ſcharfen Nüanci-
rung von Perſonen und Zuſtänden erkennen wir überall die leb-
haft afficirte Individualität eines Autors der nicht ein Buch aus
Büchern, ſondern aus dem Leben ſchafft. Politiſche Betrachtungen,
perſönliche Digreſſionen polemiſcher und apologetiſcher Natur un-
terbrechen daher nicht ſelten den Gang der Erzählung; aber über
dem Ganzen liegt ein friſches lebendiges Colorit und der Gang
der Ereigniſſe wird mit dem ſpannenden Intereſſe eines ächt dra-
matiſchen Stoffes feſtgehalten.

Den Vorwurf als ſuche der Verfaſſer das Verdienſt Hofers
herabzudrücken, ſcheint er gleich durch den Titel des Buches zurück-
zuweiſen; „Geſchichte Andreas Hofers, Sandwirths aus Paſſeyr,
Oberanführers der Tyroler", ſo nennt er ſeine hiſtoriſche Darſtel-
lung, und verwahrt ſich an vielen Stellen gegen die Anklage den
volksthümlichen Helden ſeines verdienten Lorbeers berauben zu
wollen. Jene Anklage berief ſich gewöhnlich auf die ungünſtige
Zeichnung der Perſönlichkeit Hofers; hören wir wie der Verfaſſer
ſich in der neueſten Bearbeitung über ihn ausſpricht. „Hofer, heißt
es I, 202, war rein phlegmatiſchen Temperaments, von großer
Liebe zur Ruhe und Gemächlichkeit, wohl auch darum ein Feind
alles Neuen und Raſchen, nur in Feuer und Flammen zu ſetzen,
wenn es altem Recht und Herkommen, religiöſen Gegenſtänden
oder der über alles theuern heimathlichen Erde galt. Er war
nichts weniger als ein ausgezeichneter hervorragender Naturmenſch,
fröhlich, ein Freund gutmüthigen Neckens und Scherzes, langſam
im Auffaſſen, beſchränkt, auch in gewöhnlichen Kenntniſſen, weder
klar noch einig in ſeinen Anſichten, im Handeln langſam und
unentſchloſſen, leichter vertrauend und hingebend als es ſonſt die
Bergbewohner zu ſeyn pflegen, aber nicht ausharrend, noch ver-
läßlich, jedweder Einſtreuung, jeder auch noch ſo plumpen Schmei-
chelei zugänglich, ſchwindelnd ob ſeinem unerwarteten und durch
keine groſe Eigenſchaft verdienten Glück. Leicht war es ihn in
einem Augenblick zu terroriſtiſchen Maßregeln hinzureißen, aber
ſeine Religiöſität und die ſchöne Weichheit und Milde ſeines Ge-
müths hinderte immer die Vollſtreckung, und was war rührender
und ergreifender als die rauhen, kraftvollen, treuherzigen Aeuße-
rungen unduldſamer Vaterlandsliebe und hohen Nationalſtolzes in
dieſer Seele voll ſchmuckloſer Einfalt und frommer Treue!" — An
einer andern Stelle wird zwar ſein perſönlicher Muth geprieſen,
aber gerügt daß er zu Marſch, Angriff und Beobachtung nicht
einmal ſolche Dispoſitionen zu machen verſtand, wie ſie der ſchlichte
Menſchenverſtand und ein geübter Blick zu geben weiß. Von
ſeiner unthätigen Behaglichkeit, ſeiner ganz argloſen Einfalt wer-
den charakteriſtiſche Züge erzählt, überlegene Geiſtesgaben und
praktiſcher Scharfblick ihm abgeſprochen. Gerade deßhalb erſcheint
er aber dem Verfaſſer als der geeignetſte Führer eines Volks-
krieges, der ſchlechterdings nicht in den Händen eines Enragé,
eines hochbegabten Ehrgeizigen ſeyn durfte, und wenn man die
Züge von Verachtung lieſt welche die hochgebornen und geſchulten
Generale für den „Bauernrunnerl" an den Tag legten, muß man
jener Anſicht gewiß beiſtimmen. Darum, heißt es I, 214, erkor
ihn Hormayr vor Allen, darum ſuchte er aus ihm täglich mehr
einen furchtbaren Popanz für den Feind, einen Götzen für ſeine
Landsleute zu bilden, darum vergrößerte er ihn planmäßig immer
mehr, daß endlich der gute Mann zu ſchwindeln, daß er endlich
ſelber anfing ſich für etwas Außerordentliches, ſeine Gedanken
nicht mehr ſo ganz für bloß irdiſch zu halten, ſteif und feſt an
die Göttlichkeit ſeiner Sendung zu glauben, alle Anfragen durch
ein paar unverſtändliche Worte voll tiefen myſtiſchen Sinnes, oder
gar nur durch eine geheimnißreiche Gebärde zu beantworten.

Mag dieſe Zeichnung Hofers manchen als ungünſtig erſchei-
nen, ſo hat der Verfaſſer an andern Stellen ſelbſt ſehr treffend
den Standpunkt angegeben von dem aus der Tyrolerkrieg und
ſeine Helden richtig zu beurtheilen ſind. Er ſelbſt findet es ſey
ein verächtlicher Zank um dieſes oder jenes größere Ruhmesblatt
zu rupfen oder zu zupfen; nicht Hofer, nicht Hormayr, nicht
Speckbacher, nicht Teimer konnten ſagen: ich habe das oder das
gethan. — Man kann es nicht genug wiederholen, heißt es II, 179,
gerade das war das Herrlichſte im Tyrolerkriege und in ſeiner
dynaſtiſchen und religiöſen Richtung daß die allgemeine Sache
keineswegs vor irgend einer ungemeinen Perſönlichkeit in den
Hintergrund zurückweichen mußte, daß ohne Ausnahme ſich keiner
rühmen durfte der Herr der Bewegung zu ſeyn, daß das ganze
Volk ſo nur ein Wille und eine Kraft, und ein Kopf, ein
Herz und ein Arm war, daß der Mann unter den Männern
verſchwand, und das Uebergewicht eines Einzelnen keine nothwen-
dige Bedingung der Einheit mehr war.

Man kann jene Schilderung des Hofer'ſchen Weſens adopti-
ren und immer noch bleibt dem Sandwirth aus Paſſeyr ſein
eigenthümliches, auserwähltes Verdienſt. Gerade darin daß die
Nothwendigkeit vorlag ein ſo kindliches, ſo naives Naturkind an
die Spitze einer großartigen wilden Bewegung zu ſtellen, liegt
auch ſein ganz hervorragender, ſeltener Ruhm. Der Verfaſſer ſagt
ſelbſt von Hormayr (I, 207): ſeine Vergötterung der Bauern,
ſeine Geringſchätzung des Adels dem er doch ſelbſt angehörte, war
ihm keine Komödie, ſondern baarer Ernſt; es lag alſo in der Zeit
und denen die ſie begriffen, der nothwendige, unabweisbare Drang
gegen alles das was Stand, Bildung und Geiſt Glänzendes bo-
ten, die kindliche Unmittelbarkeit eines Naturmenſchen als wirk-
ſames Ferment einzutauſchen. In ſo ernſten Kriſen wie der Kampf
der europäiſchen Nationen gegen die chaotiſche Auflöſung in dem
Bonapartismus eine war, pflegt die Mehrzahl der Klugen, Ge-
bildeten, Hochſtehenden nur paſſiven Widerſtand entgegenzuſetzen
oder ganz zu weichen. Es bedarf da der ganzen Fülle unculti-
ter aber auch unverkürzter Naturkräfte die in der Maſſe des Vol-
kes ſchlummern; die blaſirte Ruhe der Ueberlegung, der Bildung,
des Verſtandes, die für die normalen Verhältniſſe des Gewöhn-
lichen ausreicht, erweiſt ſich dann als ganz ohnmächtig. So lag
die Sache damals in unſerem Vaterlande; die große Menge un-
ſerer Weiſen, Gelehrten und Verſtändigen ertrug den Druck, nur
der unbefangene Sinn der Maſſe fühlte und rang wider den tödt-
lichen Gegenſatz der ſich ihr in tauſend Formen entgegenſtemmte.
Unſer „deutſcher Tacitus" — wir ſagen es nicht um ihn allein an-
zuklagen — bewies gelehrt daß in dem Rheinbund Elemente einer
beſſern Zukunft lägen, Geringere thaten es ihm nach, aber die

Digitized by Google

Bauern in Paſſeyr, die im Dulden vielgeprüften Heſſen, die phlegmatiſchen Pommern bewieſen durch die That daß ſie anders fühlten als die Weiſen und Schriftgelehrten. Darin liegt eben das Große und Ehrwürdige einer ſolchen Bewegung daß von ihr noch einmal die unverkümmerte, vollſtändige Natur der Menſchen ohne Bildung und Verbildung ganz erfaßt wird, während ringsum die kluge, verſtändige Welt reflectirt, berechnet und einer beſſern Wendung der Dinge diplomatiſch entgegenlauſcht.

Es iſt um das Vaterlandsgefühl eine eigenthümliche Sache. Gerade bei denen wo wir Kinder der Civiliſation die Rohheit und den Mangel an Dreſſur beklagen, ſpricht es ſich viel gewaltiger und thatkräftiger aus, als dort wo es durch dieſes und jenes Medium verdünnt, zuletzt eine abſtracte Idee ohne Leben und Zeugungskraft geworden iſt. Dem Bewohner des Paſſeyr und Allen die mit ihm auf gleicher Stufe ſtehen, iſt das Vaterland und die Liebe zu ihm ein Wirkliches, ein Unabtrennbares, das ihm keine geträumte Herrlichkeit wegſophiſtiſiren mag. Der öde Boden dem er mühſam die Nahrung abringt, die Umgebung der ſein Ich entwachſen iſt, der alle ſeine Erinnerungen angehören, die Luft die er athmet und die Sprache die er ſpricht, ſind mit ihm und ſeinem Weſen viel inniger verſchmolzen als der abſtrahirte Begriff der Vaterlandsliebe es mit dem geglätteten Weſen der kosmopolitiſchen Weltbildung je werden kann. Man nenne es Patriotismus, Religion, Daſeyn, es iſt bei dem Naturmenſchen Alles zugleich; ihn davon losreißen, es ihm neu formen wollen, heißt die ganze mächtige Naturkraft eines noch ungezügelten Elements gegen die Welt zum Kampfe rufen. Die neueſte Geſchichte bietet uns dazu Belege genug; der Kampf der Vendée, die Erhebung der Spanier und Tyroler gegen Bonaparte hat ſattſam gelehrt, wie vor den ungeahnten Kräften des noch ganz urſprünglichen Nationalgefühls moderne Kunſt und Weisheit zu Schanden wird. Auch in der Vendée mußte man dieſer volksthümlichen Kraft Anerkennung zollen; die feinen klugen Herrn vom Adel und vom Clerus mußten ſich beugen vor dem Fuhrmann Cathelineau, gleich wie die öſterreichiſchen Generale bei aller tiefen Verachtung gegen die Bauern dem Sandwirth ſich unterordnen mußten. Solche Männer ſind nicht nur Puppen die man als politiſche Mannequins voranſtellt und an Fäden dirigirt, ſondern es liegt in ihnen eine Kraft die wir Kinder der Civiliſation und Weltbildung, wie unſer eigenes Bewußtſeyn uns ſagt, nicht mehr beſitzen; die laute Bewunderung, die zahlloſe Menge der Wallfahrer nach Paſſeyr gilt nicht dem Genie Andreas Hofers, man ehrt damit nur die ſchlichte Einfalt des ganz kindlichen Mannes, der in einer Zeit wo alle Weiſen verzweifelten, feſthielt an dem angeſtammten Vaterlande.

Wir wenden uns zu unſerem Geſchichtſchreiber zurück. Er beginnt mit einer überſichtlichen Darſtellung der Zuſtände Tyrols bis zur bonapartiſchen Invaſion; in ſcharfen, kurzen Umriſſen ſkizzirt der gründliche Kenner die äußeren Schickſale des Landes wie die Entwicklung ſeiner ſtändiſchen Rechte. Nach dem dreißigjährigen Kriege litten ſie den erſten Abbruch; das ſelbſtändige Tyrol ſank zur Provinz herab, und zwar wie der Verfaſſer ſich ausdrückt, in die Reihe jener Provinzen, wo durch das Wüthen der Gegenreformation, durch die Austreibung aller Andersdenkenden mit Zurücklaſſung des zehnten Pfennigs, durch Blutgerichte und Confiscationen bereits Alles nivellirt und über einen Leiſten geſchlagen war. Zwar mußte hier nicht der Katholicismus dazu dienen „die Kaſtanien des Abſolutismus aus dem Feuer zu holen“, aber doch verloren die alten Elemente des Adels ihre Bedeutung, ohne daß neue von Seiten der Bürger und Bauern ſie erſetzten. Nur die Geiſtlichkeit gewann, beſonders die Jeſuiten, ohne doch durch ihr politiſches Auftreten bei dem Lande Dank zu verdienen; in den Momenten der Noth zeigten ſie ſich ſtets „mit dem Glücke liebäugelnd und kuppelnd, und der Legitimität des Sieges und des Beutels überall huldigend.“ Die alte ſtändiſche Selbſtändigkeit des Landes ging damit allmählich zu Grunde, ſelbſt Maria Thereſia zerrte noch an den letzten Stücken; „alles Selbſtändige, alles Selbſtdenken und Forſchen ſollte nach dem alten Jeſuitenplan mehr und mehr ausgereutet, Alles bloße Gedächtnißwiſſenſchaft, Alles durch Surrogate erſetzbar, nichts mehr Recht, Alles Gnadenſache, es ſollte ein wahres bas empire ſeyn!“ Wie die Jeſuiten fielen, kam die franzöſiſche Nachäffung an die Reihe, die Vergötterung der sciences exactes, der Ziffern und Maſſen, und die konnte, wie der Verfaſſer ſagt, freilich ebenſowenig Talente bilden als der Lascy'ſche Gamaſchen-, Tempo-, Puder-, Wir- und Prügelcultus Candidaten des Siegs geliefert hat. Bei dieſer mechaniſchen Abhaſpelung der Geſchäfte mußten ſelbſtändige Talente im Krieger- und Beamtenſtand immer ſeltener werden, die Nationalkraft mußte ſich immer mehr in die Bauern flüchten die auf jene rath- und thatloſe „Mandarinenwirthſchaft“ mit Verachtung herabſahen. In der Sammlung von Urkunden die der Geſchichtſchreiber dem Werke angehängt hat, findet ſich (I, 342 ff.) ein merkwürdiges Actenſtück, das beweiſt daß der Verfaſſer nicht zu hart geurtheilt hat. Aus dem Munde der Oberinnthaler Viertelsconferenz (1801) wird hier das Treiben der Beamten, die undurchdringliche Maſſe von Mißbräuchen und das Unweſen der Stände einer viel ſchneidenderen Kritik unterworfen als es jede geſchichtliche Darſtellung vermöchte.

Die Wendung der Kriege wie ſie ſeit 1796 auf dieſem Boden geführt wurden, iſt damit hinlänglich erklärt; der unſchätzbare Berggürtel der öſterreichiſchen Monarchie blieb für ſie ein unbenütztes Gut, und weder der Friede von Campo Formio noch der zu Lüneville und Preßburg ward damit aufgehalten. So kam das Land durch den achten Artikel des Friedens von 1805 an Bayern, nachdem es faſt 400 Jahre unter Habsburg, 65 Jahre unter dem Haus Lothringen geſtanden; eine ſolche Aenderung die plötzlich in alle Zweige des öffentlichen und des Privatlebens eingriff und uralte Bande zerſtörte, konnte auf das Volk nicht anders als verſteinernd und zermalmend einwirken. Denn nicht nur der alte ſittliche Zuſammenhang mit dem Gros der öſterreichiſchen Monarchie ward durch die neue Wendung geſtört, auch eine Maſſe von materiellen, perſönlichen und corporativen Intereſſen mußte damit gefährdet ſeyn. Unſer Geſchichtſchreiber findet die Gründe davon nicht in dem übeln Willen der bayeriſchen Regierung, ſondern in höhern Urſachen; „in die Oekonomie eines großen Staates paßte dieſer harte köſtliche Demant allerdings, verborgen und geſchirmt unter den Fittigen ſtrategiſch-politiſcher Rückſichten: nicht ſo in die Oekonomie eines jugendfriſchen aufſtrebenden Königreichs, das in der damaligen Lage nur durch das bonapartiſche Frankreich und faſt nur auf Oeſterreichs Unkoſten zu gewinnen hatte.“ Manch materieller Vortheil wurde ihnen zwar geboten, aber das Alles ward von dem Schmerze überwogen, den Verhältniſſen und der Umgebung entriſſen zu ſeyn welche eine Ueberlieferung von vier Jahrhunderten für ſich aufweiſen konnte.

Nur Eines vermochte die Tyroler zu beſchwichtigen, das herzliche und gewiß ehrlich gemeinte Verſprechen König Maximilians: ich gelobe euch nochmals, biedere Tyroler, kein Jota ſoll an eurer Verfaſſung geändert werden (1806). Dieſes milde Wort paßte nicht in die eiſerne, verhängnißvolle Zeit die da folgte; ſchon die nächſten Jahre brachten die kriegeriſche Drachenſaat zur Reife, nicht in den tyroliſchen Gebirgen allein, ſondern in dem weiten

Digitized by Google

Umkreiſe des europäiſchen Staatskörpers. „Es hatten ſich damals, ſagt der Verfaſſer, den bonapartiſchen Nivellirern, den Revolutionärs von oben (denen die Revolutionärs von unten meiſt auf der Ferſe folgen), es hatten ſich ihnen Staatsrechtslehrer geboten, wie ſie unter den Ulemas des Padiſchah kaum auftreten würden; unumwunden ſprach man es aus; der Umſturz alles geſchichtlichen Bodens ſey bloß zeitgemäße Reform." Da konnte es denn nicht in Erſtaunen ſetzen wenn man dem königlichen Worte zum Hohn das Verbriefte umſtieß, mit Wohldienerei gegen das Joch der Fremden, mit Tendenzproceſſen, mit ſchlechter Juſtiz und Verdächtigungen das ſchlichte Leben des tyroliſchen Volkes zu vergiften anfing. Vier Männer ſind es beſonders, denen unſer Geſchichtſchreiber die ſteigende Gährung in Tyrol zuſchreibt, den beiden Kreisdirectoren Mieg und Hofſtetten, dem Oberſt Dittfurt und dem Generalcommiſſär Welsberg. Daß ein Mann wie Mieg, dem der Verfaſſer des Lobes gewiß nicht zu viel ertheilt, und den das deutſche Volk noch ſpäter in einer ernſten Frage hat als Ehrenmann kennen lernen, daß ſo einer und ähnliche damals dem goldnen Kalbe des Bonapartismus opferten und einen biedern deutſchen Stamm als rebelliſche Canaille betrachten konnten, beweist eben wie tief der Roſt der Zeit ſelbſt guten Stoff angefaßt hatte, und wie, wenige ausgenommen, nur noch „die Leute im bäuriſchen Lodenrock" des tiefen Schmerzes und des bittern unverkürzten Haſſes gegen die Fremden ganz fähig waren. Dieſe deutſchen Commiſſäre hausten in einem deutſchen Lande ſo arg, wie nur die Fremden immer konnten; oft war es weniger der reelle Druck als der freche Muthwille, womit ſie die Maſſe erbitterten. Ein paar grelle Züge aus dem Leben von Ehren-Hofſtetten hat der Verfaſſer hervorgehoben. „Es war durch achtungswerthe, leidenſchaftloſe Männer beſtätigt daß Hofſtetten einmal den Hut auf dem Kopf, die Tabakspfeife im Munde in die Kirche gekommen ſey, daß er bei Licitationen kirchlicher Geräthe einſt in den Kelch gepißt, Meßgewänder Juden übergehängt und ſie dann mit dem ſpaniſchen Rohr unter lautem: au waih, au waih! durch die Zimmer gejagt, daß er einſt den Guardian von Meran und einen Pater zum Frühſtück geladen und dieß ihnen am Fuße ſeines Bettes ſervirt habe, in welchem er zwiſchen zwei ſchmiegſamen Jungfrauen lag!" So widerwärtig ſolche Details ſcheinen mögen, man kann ſie der Geſchichtſchreibung nicht erſparen, da gerade durch ſie am grellſten ins Auge ſpringt mit welcher Buberei der Bonapartismus gegen das Volk verfuhr. Es wäre ſogar wünſchenswerth geweſen wenn der Verfaſſer genauer auf die Zeiten der bayriſchen Verwaltung eingegangen wäre. Zwar erſcheint das in der erſten Bearbeitung Geſagte hier in erweiterter Faſſung (der Standpunkt iſt unverändert geblieben), aber immer noch wünſchten wir des Einzelnen mehr über die Zeit von 1806 bis 1809 zu erfahren. Unſer Geſchichtſchreiber ſelbſt ſagt über Montgelas, ſeine innere Verwaltung wolle er nicht rechtfertigen, und fügt hinzu: „mögen übrigens diejenigen den erſten Stein darauf werfen welche bei unendlich leichterer Aufgabe ſelbſt gar keine Fehler gemacht und ſich von allen Irrthümern der Zeit, von allen Mißgriffen der Noth, von allen Arzneikrankheiten der Reaction frei und unberührt gehalten haben." (I, 125). War denn die innere Verwaltung ſo gar nicht zu rechtfertigen? Jene oben geſchilderten Exceſſe kamen auf Rechnung der Werkzeuge; daß es der leitenden Regierung mit einer tüchtigen Organiſation Ernſt war, wird ſchwer zu läugnen ſeyn, wenn man auch das Gute und Zweckmäßige lieſt das Tyrol der bayriſchen Verwaltung verdankt. *) Durch das ſcharfe Hervorheben desſelben wird der Aufſtand in ſeinem rein nationellen Charakter nur noch greller bezeichnet; wie gleichzeitig die Spanier, kämpfte man nicht um die fertigeren, angemeſſeneren Formen einer neuen politiſchen Bildung, ſondern nur um die Unverletzlichkeit des angeſtammten Bodens. So in der pyrenäiſchen Halbinſel, ſo in Tyrol, ſo in Deutſchland um 1813; der Kampf um neue politiſche Formen und Reformen wird dem Kampf um die nationale Exiſtenz immer nachfolgen müſſen.

Indeß die dumpfe Gährung im Volke wächst, bereitet ſich in weiteren Kreiſen der Umſchwung des Jahres 1809 allmählich vor, und es iſt Zeit daß wir mit den Kräften des nahen Kampfes bekannt werden. Vortrefflich werden wir in die Lage des Landes, ſeine Localitäten und Perſönlichkeiten eingeführt; ſchon früher wurde uns durch die dankenswerthe Mittheilung des meiſterhaften ſtrategiſchen Reliefs von General Bauer die militäriſche Stärke und Schwäche Tyrols klar gemacht, jetzt bringt uns der Geſchichtſchreiber das Oertliche und Perſönliche ſeines Vaterlandes durch friſche ſcharfe Zeichnung ſo nahe wie möglich. Um einen Menſchenſchlag zu begreifen wie die Bewohner des Paſſeyr, bedarf man einer Kenntniß des Bodens und der Umgebung die allein ſolche Menſchen großziehen kann, kraftvoll und rührig, ernſt, nicht ohne Mißtrauen. „Das Leben unter Gottes freiem Sternenhimmel, heißt es I, 197, in reiner Luft, hoch über dem Qualm der Städte, in der Abgeſchiedenheit einer großen, wunderſamen, oft furchtbaren Natur, macht daß nur wenige und am wenigſten neue Begriffe gedeihen, aber die alten, angeſtammten und ſelbſterworbenen ſtählen ſich. Das Alter, das unbeweglich Starre, Feſte und Einſame dieſer Alpennatur gibt einen düſtern Anſtrich, einerſeits zwar die unwillkommene Erinnerung an die Unzulänglichkeit und Hinfälligkeit unſerer irdiſchen Hülle, aber das regt hinwieder die Seelen- und Körperkraft auf. Auch den einfachen Landmann treibt's den unverſtändigen, lebloſen Gefahren gewandte, verſtändige Lebenskraft entgegenzuſetzen, und jener lautloſen, verſteinerten Größe beharrlichen Muth. Eine Religion haben die wackern Leute für ihren Hausgebrauch, keine capitulirende; ſie glauben, lieben, hoffen und haſſen wenig in Worten, kurz und ſtark in der That." Mit derſelben Friſche wie hier Localität und der entſprechende Typus der Bewohner gezeichnet wird, führt uns der Verfaſſer die Individualitäten der leitenden Perſonen vorüber; Hofer, Teimer, Speckbacher, Chaſteler, Hormayr werden uns durch markirte, ſprechende Zeichnung nahe gebracht, und wir ſind in dem Lande, dem Volke und ſeinen Führern ſchon bewandert als die erſte Erhebung gegen die bayriſch-franzöſiſche Herrſchaft losbricht.

Die ſchnelle Erlöſung in den Apriltagen 1809 hatte etwas Wunderbares, den Sieger wie den fliehenden Feind Ueberwältigendes. Wie gebannt ſtanden die fremden Beamten und Truppen in dem plötzlich lebendig gewordenen Lande vereinzelt, und die Franzoſen waren von paniſchem Schrecken erfüllt als fielen die Berge über ſie; kein Wunder, denn 48 Stunden nach dem erſten Schuß war das Land frei geworden und hatte 8000 Mann bisher unüberwindlicher Truppen beſiegt. Wie nun Chaſteler und Hormayr durch das Puſterthal heranzogen, war des Jubels kein Ende; tief ergreifend gab ſich das ſelige Gefühl der Befreiung in den mannichfaltigſten Aeußerungen kund, und Alles zog ihnen entgegen mit grünen Reiſern geſchmückt, „als rückte der Birnamswald noch einmal auf das Dunſinan des Tyrannen los." Der tiefe Ernſt der Empfindung wechſelte meiſt mit der drolligen Naivetät der Aeußerung; beides hat unſer Geſchichtſchreiber vortrefflich gegenübergeſtellt, letzteres namentlich in dem unnachahmlichen Gewande der nationellen Eigenthümlichkeit, und durch die komiſchen Züge

*) S. Tyrol unter der bayeriſchen Verwaltung. Mit Actenſtücken. Von einem Tyroler. Aarau, 1816.

Digitized by Google

deren er charakteriſtiſche hervorhebt, blickt meiſtens die ergreifende Wahrheit der ungeſchminkten volksmäßigen Begeiſterung. Es iſt gewiß nicht zu viel geſagt daß das Familiengefühl zwiſchen Fürſten und Volk, dieſe heilige dynaſtiſche Empfindung mit dem durchgängigen religiöſen Beigeſchmack, kaum in der Vendée überboten ward; ſie hatte etwas Altbibliſches, wahrhaft Grandioſes und war eine der ſchönſten Zierden des geſunkenen deutſchen Namens. Wie armſelig erſcheinen, dieſer imponirenden Größe entgegengehalten, die Kleinſtädtereien und Nichtswürdigkeiten des feigen kriechenden Michels der die corſiſchen Feſſeln küßte und mit händeringender Entrüſtung die tyroliſche Illoyalität beklagte! wie armſelig die ganze ſchreibende und ſchreibſelige Welt auf Kathedern, in Journalen und gelehrten Lucubrationen, die mit hochweiſer Miene das Unüberlegte eines ſolchen Ausbruchs bewieſen oder au pis aller dieſen unwürdigen Rebellen mit aller Salbung antediluvianiſcher Legitimitätslogik auf den Leib rückten! Denn darin lag der grelle Wahnſinn der Zeit, daß der corſiſche Heißhunger jede Auflehnung als eine Todſünde gegen das ewige unvertilgbare göttliche Recht anſchnaubte, daß es der Michels genug in Deutſchland gab die ihm das nachlallten. Daß unſer Geſchichtſchreiber beides, den kindiſchen Zorn des überraſchten Bonapartismus und die ſervile Erhitzung der Nachbeter mit kauſtiſchem Spotte verfolgt, iſt auch jetzt nach drei Jahrzehnten des Friedens gewiß nicht überflüſſig; denn unter gegebenen Bedingungen, ähnlich dem Unkraut und den Paraſiten, wird der Michel und ſein Idol nie auf ſich warten laſſen.

Die überraſchende Siegesfreude vom April 1809 ward ſchon in den letzten Tagen des Monats zur ſchmerzlichſten Bedrängniß; der Sieg der öſterreichiſchen Armee in Deutſchland, auf den man gerechnet, ward nicht erfochten, vielmehr das ganze Heer zurückgeworfen, das Erzherzogthum, die Hauptſtadt preisgegeben, und Tyrol ſtand nun iſolirt, zur exemplariſchen Strafe beſtimmt; es ſollte ein politiſches Autodafé werden für ſeinen Unglauben an den alleinſeligmachenden Bonapartismus. In dieſem Augenblick der Noth ſchrieben die braven Tyroler (1 Mai) an den Kaiſer: Kriegsunfälle beugen den Tyroler nicht; wir werden, unterſtützt von Ew. Maj., bis ans Ende ausharren und Ew. Maj. und die ganze Welt überzeugen, daß es eher möglich ſey den Tyroler über dem Erdboden zu vertilgen als ihm ſeine angeborene Liebe und Anhänglichkeit für Ew. Maj. und deren durchlauchtigſtes Kaiſerhaus zu benehmen. — Der Kaiſer verſprach ihnen Hülfe, aber es blieb beim Verſprechen. Indeſſen brachen Lefevre und Wrede in das Land herein; der Unglückstag bei Wörgel (13 Mai) öffnete ihnen den Weg nach Innsbruck, alles war in Auflöſung und Uneinigkeit, und nur dem Uebermuth der Sieger die Chaſteler's Friedensdepeſche unerbrochen zurückſchickten, hatte man es zu verdanken daß Tyrol nicht ſchon im Momente der Schlacht bei Aſpern verloren war. Zwar waren viele, unter den hochgeſtellten Militärs namentlich, die den Moment erſehnten aus dem Lande herauszukommen, und die Kameradſchaft mit den übermüthigen Bauern los zu werden, aber andere, Hormayr und Veyder beſonders, beharrten bei dem Gedanken die Vertheidigung des Landes zwiſchen Trient und den Brenner zu concentriren. So folgte auf den Unglückstag vom 13 ein glücklicher 29 Mai, und mit den Kämpfen am Berg Iſel errang Tyrol ſeine zweite Befreiung.

Dießmal nahm der Kampf eine Wendung die dauerndes Gelingen verhieß; die Organiſation des Innern durch Hormayr fällt in dieſe Epoche. Auch nach außen durfte man ſich größeren Erfolg verſprechen; die Schlacht bei Aſpern war geſchlagen, in andern Theilen von Deutſchland regte es ſich, man dachte an Einfälle in die ſüddeutſchen Präfecturen der Rheinbundfürſten und knüpfte Verbindungen mit Schill in Norddeutſchland an. Bedenklich war es indeſſen ſchon daß der blutige Tag von Aſpern ſo ganz unbenützt blieb, bedenklicher noch das verhängnißvolle Schweigen Oeſterreichs. „Im ſchneidendſten Gegenſatze mit jenen von Kaiſer Franz ſo eben vor aller Welt für Tyrol feierlichſt ausgeſprochenen Gelöbniſſen geſchah von der Schlacht bei Aſpern bis nach dem Znaymer Waffenſtillſtand nicht das Geringſte; weder Buol noch Hormayr erhielten ſeit der Schlacht bei Aſpern bis drei Wochen nach dem Waffenſtillſtand eine einzige Zeile. Es kam kein Mann, kein Geld, keine Munition, weder Antwort noch Inſtruction.“ (II, 321). Wie ein lähmender Schlag kam dann plötzlich die Kunde vom Waffenſtillſtand, vom Aufgeben der treuen Tyroler; es gab keine Möglichkeit mehr eines glücklichen Widerſtandes. Die Oeſterreicher räumten das Land, unter welchen Empfindungen läßt ſich denken. Selbſt der gemeine Mann, ſelbſt die Windiſchen welche kein Deutſch verſtanden, bemühten ſich in heftiger Gebärdenſprache die ihnen näher bekannt gewordenen Tyroleranführer zum Mitgehen, zu ihrer Rettung zu bewegen; mehrere folgten dem Rufe, auch Eiſenſtecken und Speckbacher. Hofer ging ins Paſſeyr, in die Verborgenheit der Kellerlahn, von wo er auf die erſten Anrufe Speckbachers und des Capuciners die bekannte claſſiſche Signatur gab: „Andere Hofer“, oder auch: „Euer gethreyeſter Andere Hofer, dermal unwiſſent wo?“

Wer mochte ahnen daß ſchon die allernächſte Zukunft eine neue Wendung der Dinge bringen würde? In den letzten Tagen des Julius waren die Truppen abgezogen, das Volk ſchien muthlos und unentſchloſſen, und ſchon am 3 Auguſt war wieder das erſte Gefecht, bald darauf neuer Sieg, neue Befreiung. Der Capuciner Haspinger, der „Rothbart“, war im Eiſackthale rührig, und bald machte ſich die Ueberzeugung geltend daß durch den Abzug des Militärs die Kräfte des Volkes weder gebrochen noch gelähmt ſeyen. In denſelben Tagen wo die feindlichen Vorpoſten ſich bis nach Sterzing vorſchoben, wurde das Wirthshaus zum Kreuz in Brixen zum tyroliſchen Rütli wo ſich drei Männer, „ungelehrt, wenig geübt, von hoher Einfalt, aber ſtark im Gemüth“, zu neuer Errettung des Vaterlandes die Hände reichten. Es war Martin Schenk, der Kreuzwirth zu Brixen, ein junger kraftvoller Mann, von einer fürchterlichen Entſchloſſenheit, raſtlos thätig bei Tag und Nacht, fröhlich und lebensfroh, weit und breit der berühmteſte in allen Arten des Nationaltanzes; dann Peter Kemmater, Wirth zu Schabs, ein junger, ſchlanker, blühend ſchöner Mann von 22 Jahren, trefflichen Blickes, ausgezeichneter Tapferkeit; endlich Peter Mayer, Wirth in der Mahr, der in ſeinem durchdringenden Blick, den ſpitzigen Zügen, dem zuſammengekniffenen Mund, den wenigen Gebärden, in der kurzen, ſcharf betonten Rede ſeinen Charakter auf den erſten Blick ausſprach. Der Capuciner Haspinger ſprach über den Bund ſeinen Segen und bald ſetzte der neu auflodernde Kampf dem Vordringen der Feinde an der Eiſack ein blutiges Ziel. Die Gefechte im Anfang Auguſt, wobei ſich die ganze Eigenthümlichkeit eines erbitterten Gebirgskrieges entfaltete, wieſen die Bonaparte'ſchen Truppen von neuem über den Brenner zurück; nach Erfolgen, deren wunderbaren Wechſel die Tyroler ſelbſt dem Einfluß eines Heiligen zuſchrieben, zog Andreas Hofer abermals in Innsbruck ein, der nachbrauſenden Menge mit den Worten Stillſchweigen gebietend: „Bſt, bſt, jetzt beten und nit ſchreien! I nit und Des nit — der droben!“ Damals trat er, dem ſtürmiſchen Verlangen der Innsbrucker die ihn ſehen wollten zu entſprechen, ans Fenſter und hielt jene claſſiſche Rede die bei ihrer unnachahmlichen Naivetät, ihrer kunſtloſen Einfalt den ganzen Menſchen einzig zeichnet,

Digitized by Google

und die mit den Worten ſchloß: „meine Waffenbrüeder ſullen mi nit verlaſſen, ich wear Enk a nit verlaſſen, ſo wahr J Andere Hofer hoaſſen thue. Nu, gſogt had J Enks, gſoyhn habts mi — ſo bhiot Enk halt Gott.“

Die Tragödie nahte indeſſen ihrem Ende. Der Krieg reinigte Tyrol zwar von neuem, aber die Geſtaltung der Dinge außer Tyrol ließ wenig Hoffnung eines dauernden Gelingens. Viele dachten damals an eine friedliche Verſtändigung mit dem Feinde; aber neue Zuſagen von Wien fachten die Flamme von neuem an. Unglückſelige Tauſchung! In demſelben Augenblick ward in Wien ſchon über den Frieden unterhandelt, war Tyrol bereits aufgegeben. Noch einmal feierte man den Namenstag des Kaiſers in der Hofkirche zu Innsbruck, aber es war auch Tyrols letzter Freudentag. Bald kam der Friedensſchluß und das aufgegebene verlaſſene Tyrol konnte ſich vor der Unterwerfung nicht mehr ſchützen. In dieſer allgemeinen Auflöſung war Hofer rathlos; er mochte wohl fühlen daß der Schlupfwinkel im Paſſeyr ihn nicht ſichere; aber neben der angeborenen Liebe zur Ruhe bannte ihn die ſchmerzliche Wehmuth an den angeſtammten Boden, den zu verlaſſen ihm das größte Opfer war. Seine Hingebung an das Kaiſerhaus war ſo groß, daß er an das Ende des Kriegs nicht glauben konnte und wollte; es beſtärkten ihn darin die prahleriſchen Berichte des halbverrückten Kold, die ihm die wahre Sachlage verhüllten. In dieſer gefährlichen Lage ſchenkte er ſein Vertrauen einem Menſchen wie Donay, der an ihm zum Judas ward; denn was unſer Geſchichtſchreiber über den Verrath dieſes Geiſtlichen in der erſten Bearbeitung geäußert, iſt hier durch Genaueres beſtätigt, und keine apologetiſche Sophiſtik wird den fluchwürdigen Verrath von ihm abnehmen können. Die Erzählung des Oberſten Lejeune, die mit der Volksüberlieferung zuſammenſtimmt, hat bis jetzt zwar Widerſpruch aber keine Widerlegung gefunden; zum Ueberfluß hat Donay, als die erſte Auflage vorliegenden Werkes (1817) erſchien, auch noch die unbeſchreibliche Naivetät gehabt an den Verfaſſer ein Zeugniß des franzöſiſchen Generals Baraguay d'Hilliers zu ſchicken, worin teſtirt war: „Donay habe zwar zur Wiederherſtellung der Ruhe eifrigſt und mit Erfolg beigetragen, daß er aber Hofers Aufenthalt verrathen, ſey ein irrthümliches Gerücht.“

In dieſer Rathloſigkeit verging die koſtbare Zeit der Rettung. Als ſich Hofer endlich um Schutz nach Wien wandte und ihm der bewilligt ward, war es zu ſpät; am 27 Januar 1810 hatte man ihn ſeinem Verſteck entriſſen und brachte ihn mit mordluſtiger Eile nach den Wallen von Mantua, wo er am 20 Februar den Tod fand. Er ſtarb mit einer Ruhe und Reſignation, die ſein geiſtlicher Begleiter in der Todesſtunde mit dem Heroismus eines chriſtlichen Märtyrers verglich; und wer von den Tauſenden die zum Sand im Paſſeyr gewallfahrtet ſind, hat ohne tiefe Rührung den ergreifend ſchönen Brief geleſen, worin die kindliche und doch ſo mannhafte Seele des Gemordeten allen ihren Lieben das letzte Lebewohl ſagt? — Erſt vierzehn Jahre nach dem Juſtizmord zu Mantua kamen Hofers Gebeine in das Vaterland zurück; man konnte nun den Wünſchen des Volkes die freilich unbequeme Anerkennung des Bauernführers nicht mehr verſagen, und er fand ſeine Ruheſtätte in dem geweihten Mauſoleum tyroliſcher Vergangenheit, neben den Fürſten Tyrols, in der Innsbrucker Hofkirche, umgeben von den Denkmälern Maximilians „des letzten Ritters“, Erzherzog Ferdinands und der anmuthvollen Philippine Welſer.

Wir können von dem verdienſtvollen Werke nicht ſcheiden ohne auf die Vermehrung der urkundlichen Beilagen hinzuweiſen, wodurch ſich dieſe neue Bearbeitung von der erſten auszeichnet und das Verdienſt eines Urkundenbuchs mit dem Reiz einer anziehenden fließenden Darſtellung verbindet. Unter den vielen intereſſanten Actenſtücken iſt namentlich eines (I, 335), mit deſſen Erwähnung wir am paſſendſten dieſen Aufſatz zu beſchließen glauben. Drängt ſich uns von ſelbſt die Frage auf: welch ein Lohn dem braven Tyrolervolke ward für ſeine wunderbaren Anſtrengungen, ſo wird die Antwort nicht beſſer lauten als jener ironiſch bittere Ausruf Buttlers in Schillers Wallenſtein. Sie kämpften für das alte Recht, und als endlich die Jahre 1813 und 1814 Erlöſung brachten, folgte von dem „angeſtammten Herrn“ eine Reaction gegen jenes theure alte Recht, die um nichts beſſer war als das erbitternde Verfahren der Fremden. Jenes Actenſtück gibt uns Einſicht in dieſe neue Wendung der Dinge; es iſt die herrliche Bitte des Tyroler Bauernſtandes um Wiederherſtellung der alten Verfaſſung (23 Junius 1814). „Verfaſſungen auf welche der ganze Nationalcharakter, die ganze Nationalexiſtenz ſich gründet, wie dieß in Tyrol der Fall war, werden von den Völkern mit Recht als ein Heiligthum betrachtet; kein Wunder daß der unheilige Geiſt zerſtörend darüber hinſchritt. Ew. Majeſtät haben dieſen böſen Geiſt gebannt; der Friede der Welt iſt errungen; die Gerechtigkeit darf wieder unter den Völkern wohnen. In dieſer glorreichen Zeit erlauben wir uns allerunterthänigſt Ew. Majeſtät an das uns früher ſo oft gegebene Kaiſerwort zu erinnern.“ Die Bitte fand kein geneigtes Gehör; dieſelbe Politik welche den Kampf der Griechen gegen den „Erbfeind der Chriſtenheit“ als Empörung bezeichnete, welche mit Mahmud II, Don Miguel u. ſ. w. den legitimen Schutz- und Trutzbund ſchloß, fand auch in dem beſcheidenen Verlangen der Tyroler eine Unbeſcheidenheit. Ein Roſchmann durfte erklären, Tyrol habe kein altes Recht, es ſey durch die Waffen wieder zu Oeſterreich gekommen, und die Miethlinge der Sophiſtik waren rührig bemüht dieſe grobe Lüge der Welt als Wahrheit einzuſchwärzen. Daß auch außer Tyrol ſolche Bittſteller ſolche Antworten fanden, iſt bekannt; gerade dieſer paſſive Heroismus der Geduld bei ſo vielem activen Heldenthum in der Gefahr iſt aber einer der unverwüſtlichſten Züge des deutſchen Charakters. Wohl hat er Recht der Verfaſſer der Lebensbilder, wenn er (I, 93) ausruft: Das deutſche Herz hat ſie großmüthig vergeſſen jene patriarchaliſchen Familien- und vaterlichen Regierungsverhaltniſſe in nur allzuvielen deutſchen Gauen, jene das Mark auffreſſende orientaliſche Verſchwendung und Verpraſſung, jene grauſamen Jagdwüthriche, jenes mit Eigenthum, Freiheit und Leben willkürlich ſchaltende Miniſter- und Kanzler-Vezirat, jene an der Karre, unter dem Staupbeſen oder im eiſernen Käfig endigende Judenherrſchaft, den Seelenverkauf auf alle möglichen fremden Schlachtfelder, in oſt- und weſtindiſche Peſtlüfte oder gegen die junge Freiheit Amerika's, jene bodenloſe Maitreſſen- und Baſtardenwirthſchaft, deren Bild der populärſte und tugendhafteſte deutſche Dichter uns zu guter Letzt, am Vorabend der franzöſiſchen Revolution, in Cabale und Liebe treu und wahr vor Augen geſtellt hat. — Sie haben es vergeſſen, gekämpft wie Löwen und herrliche Zuſagen eingeerntet. Passato il pericolo gabbato il Santo!

Bayerische Staats[illegible]
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google